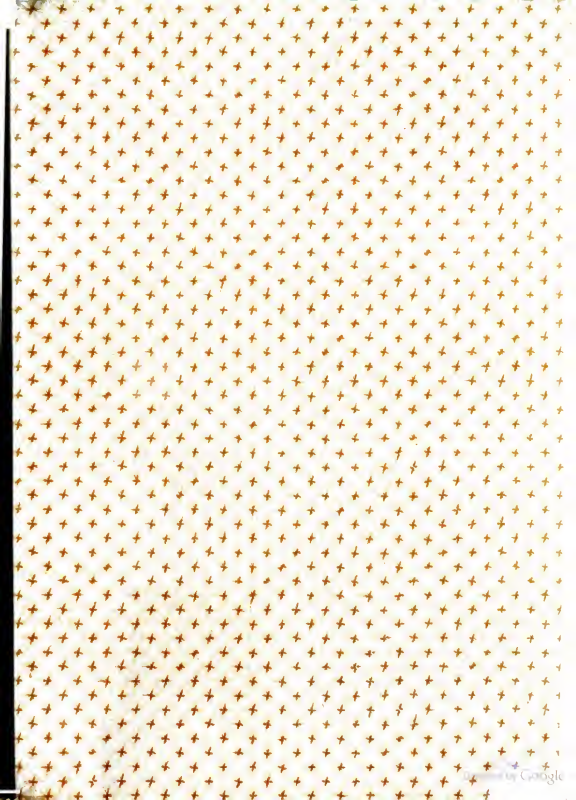
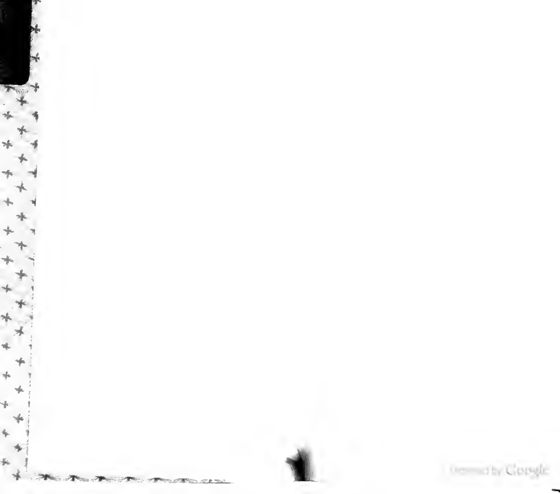






Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Oktober, November, Dezember 1900.



München.

Verlag der Allgeme

Gesellschaft mit beschränkt

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

August Reichensperger.

Von Franz Xaver Kraus.

III.

Wir haben Leben und Schicksale August Reichenspergers bis zum Ausbruch des Krieges 1870 und bis zu den Erschütterungen der religiösen Welt betrachtet, welche das vatikanische Konzil und die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes Pius IX. vom 18. Juli des genannten Jahres mit sich gebracht haben.[1]) Folgen wir an der Hand seines Biographen den Erzeugnissen, welche die noch weiteren 15 Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit bezeichnen (1870—1885).

Als August Reichensperger im Herbst 1870 wieder in das parlamentarische Leben zurückkehrte, welchem er kurz zuvor für immer glaubte entsagt zu haben, sah er, seinen eigenen Aussagen nach, die Zukunft der Centrumsfraktion durch die eigenen Freunde bedroht. Die Einen verlangten, die katholischen Abgeordneten sollten von der Gründung einer eigenen Partei absehen und sich in die übrigen Fraktionen vertheilen; die Anderen forderten im Gegentheil eine spezifisch „katholische Fraktion“ oder, wie Mallinckrodt, eine „katholische Volkspartei“, da es sich, wie Lamoricière sich einige Jahre vorher ausgedrückt hatte, um den Kampf des Kreuzes mit dem modernen Islam handle. (!!) Mit Mühe erreichten v. Savigny und A. Reichensperger, daß die Bezeichnung „Centrum“ zur Annahme gelangte (13. Dezember 1870). Es schlossen sich zunächst 48 Mitglieder der neuen Fraktion an, wozu einige protestantische Hospitanten (Welfen) kamen. Am 22. Dezember trat A. Reichensperger zuerst wieder auf und zwar mit einem Angriff auf die Gegner des Kultusministers v. Mühler als „liberale Kulturkämpfer“. Im Reichstag des Jahres 1871 erfolgte die Bildung der Centrumsfraktion am 20. März. Ueber den Adreßentwurf an den Kaiser entspann sich die bekannte Debatte, indem die nationalliberale Partei der Auffassung der römischen Frage als einer internationalen widersprach, das Centrum einer künftigen Intervention keinen Riegel vorgeschoben sehen wollte. An diesen Verhandlungen, wie an dem Antrag auf Aufnahme der Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung, an dem Gesetz über die Verwaltung von Elsaß-Lothringen (3. Juni) nahm A. Reichensperger lebhaften Antheil. Die Ferien brachte er theilweise in Niederrad mit Janssen, theils in Blankenberghe zu, mit der Bekämpfung dessen, was er „die Döllingerei“ nannte (ich bedauere, daß Hr. Pastor diesen eines Gelehrten unwürdigen Ausdruck nicht zurückgewiesen hat) und der Abfassung eines Aufsatzes über die Centrumsfraktion und die Lage der Katholiken beschäftigt. Im November sehen wir ihn in Berlin wieder in lebhaftem Verkehr mit dem Bischof v. Ketteler. Der Januar 1872 brachte im Landtag die Vorlage des Schulaufsichtsgesetzes, den Rücktritt Mühlers, die Berufung Falks; es stellte sich eine „allgemeine Verdüsterung der kirchenpolitischen Lage“ ein. In der Verhandlung über die Ernennung des Kardinals Hohenlohe zum Botschafter am Vatikan nahm A. Reichensperger eine dem Kardinal und der Regierung sehr feindliche Stellung ein, ebenso in derjenigen des Jesuitengesetzes (besonders dritte Lesung, 15. Juni 1872), wo er Gneist und dessen Parteigenossen ein ruere in servitium vorwarf (in Wirklichkeit lag das umgekehrte Verhältniß vor) und den „moralischen Selbstmord des Liberalismus“ konstatiren wollte. Die dritte Auflage seiner „Phrasen und Schlagwörter“, welche er damals herausgab, beleuchtet vortrefflich A. Reichenspergers Stimmung in jenen Tagen. An den Verhandlungen über die „Verfassungsveränderung“ und die „Maigesetze“ betheiligte er sich mit der Rede in Krefeld vom 6. Januar 1873, den Reden im Landtag vom 21. und 31. Januar und wiederholtem Auftreten daselbst im März 1873. Zwischendurch trat er (6. März) für die Aufhebung der Kalender- und Zeitungssteuer und für das System der indirekten Steuern ein. Am 10. Januar 1874 wieder für Krefeld in den Reichstag gewählt, sprach er

[1]) Hr. Hofrath Prof. Dr. Pastor hat uns mit Bezugnahme auf unsre Ausführungen in Nr. 201 nachfolgende Erklärung eingesandt, welche die Kürze seiner Darstellung der Ereignisse von 1870 vollkommen rechtfertigt und welche wir hier mit aufrichtiger Genugthuung zum Abdruck bringen. „In der eingehenden Besprechung, welche Geh. Hofrath Prof. F. X. Kraus meiner Biographie August Reichenspergers in der Beilage der Allg. Ztg. gewidmet hat, heißt es in Nr. 201 mit Bezug auf das Jahr 1870: „Dieser drei Seiten lange Bericht steht so außer Verhältniß zu der Breite der übrigen Darstellung und zu der Bedeutung der inneren Kämpfe und Bewegungen, welche das Jahr 1870 in einem Manne wie A. Reichensperger hervorrufen mußte, daß man unwillkürlich vor die Alternative gestellt wird: entweder gleitet die Darstellung absichtlich über sie und andere unangenehme und unbehagliche Dinge hinweg — oder die Magerkeit des hier Gebotenen ist auf eine höchst oberflächliche Anschauung der Ereignisse von 1870 bei dem Helden der Darstellung zurückzuführen. Ich möchte August Reichensperger die Unehre nicht anthun, mich für letztere Annahme zu entscheiden.“ — Demgegenüber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß mir jedes absichtliche Hinweggleiten über die Stellung Reichenspergers zu den Ereignissen des Jahres 1870 fern gelegen hat. Wenn ich nicht Eingehenderes bot, so hat dies seinen Grund darin, daß die mir vorliegenden Quellen (Tagebücher und Briefe) nicht mehr enthielten als in meinem Werke gedruckt steht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich A. Reichensperger gegenüber seinem Bruder Peter über die Ereignisse des Jahres 1870 ausführlich ausgesprochen; leider sind diese Briefe nicht erhalten, da Peter Reichensperger, wie mir glaubwürdig versichert wurde, seine sämmtlichen Papiere vernichtet hat. Aufschluß bieten könnten vielleicht noch die Schreiben Reichenspergers an Lord Beresford Hope; allein die Einsicht in diese Papiere wurde verweigert. Es lag mithin nicht an mir, sondern an den Quellen, daß der Bericht über Reichenspergers Stellung im Jahre 1870 so kurz ausfiel.

Innsbruck. Hofrath Professor Pastor.“

gegen den Impfzwang (18. Februar). Während der Erkrankung Bismarcks hatte er eine inhaltreiche Unterhaltung mit Varnbüler, der den Versuch machte, ihm zu zeigen, wie viel vortheilhafter ein Zusammengehen des Centrums mit den Konservativen statt mit der Fortschrittspartei und den Sozialdemokraten sei. In Köln erlebte er dann am 31. März die Gefangennahme des Erzbischofs Melchers, von welchem er sich am 30. verabschiedet hatte: ein Ereigniß, das auch A. v. Reumont in einem poetischen Vergleich mit der Inhaftirung Droste-Vischerings 1837 beklagte; Reumonts für Italien äußerst ungünstige Beurtheilung der Occupation Roms durch die Italiener 1870 ist in A. Reichenspergers Tagebuch (II, 129) mitgetheilt: sie sei, heißt es da, in den höchsten Kreisen Berlins wohl sehr ungnädig aufgenommen worden; der Kronprinz, dem Hr. v. Reumont sein Werk über Lorenzo de' Medici zugeschickt, habe den Empfang desselben nicht einmal anzeigen lassen. Am 15. April sprach A. Reichensperger gelegentlich des Militärgesetzes gegen Bennigsen und über den „Kulturkampf", am 20. Juni treffen wir ihn wieder als Vorsitzenden der Assisen in Trier, wo er den Bischof Eberhard in seinem Gefängniß aufsuchte. Die Ferien führten ihn nach den Niederlanden; er sah Bethune in Gent und besuchte Melchers am 10. Oktober in Köln. Zwischendurch findet er auch das „unpolitische Ungestüm" der konservativen Partei, besonders die „legitimistische Prinzipienreiterei" in Frankreich zu tadeln. Im November 1874 tritt er wieder in der stürmischsten Aera der ganzen Kulturkampfzeit heftig gegen die Kirchenpolitik der Regierung auf. Die Verhandlung über das Kullmann'sche Attentat und die Aufhebung des Gesandtenpostens am päpstlichen Hofe bezeichnete, im Dezember 1874, den Höhepunkt des „Kulturkampfes". A. Reichensperger sprach am 4. Dezember, dann wieder am 23. Januar 1875 über das Zivilehegesetz. Schmerzlich traf ihn am 11. Februar 1875 der Tod v. Savigny's. Am 17. Juli erhielt er seine Entlassung aus dem Dienste, bezw. seine Pensionirung, die, man muß es leider heute noch bedauern, ohne die geringste Auszeichnung erfolgte. Er hatte am 18. Januar 1860 den Rothen Adlerorden 4. Kl. erhalten, erst 1892, 13. Februar, ertheilte ihm S. M. Kaiser Wilhelm II. den Rothen Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife. Am 1. August 1875 trat er in den dauernden Ruhestand, den er zunächst zu mancherlei kleinen Reisen (Elsaß, Oesterreich, Ungarn) benutzte. Wieder sprach er am 19. November im Reichstag über die Straßburger Universität, über ästhetisch-künstlerische Fragen, am 26. Januar 1876 über die Zwangsimpfung und am 27. Januar über die sozialdemokratische Gefahr. Sehr übel berichtet sein Tagebuch zum 10. Februar über Bismarcks Auftreten im Reichstag Tags zuvor. Als Seitenstück zu seinen „Phrasen und Schlagwörtern" ließ er damals seine „Fragebogen zum Hausgebrauch für Wähler" ausgehen — ein Sündenregister für die Regierung und die liberale Partei. Am 16. September konnte er seinem Sohne die Hochzeit feiern; am 14. Febr. 1877 entschlief ihm seine „gute Mutter", welche in Remagen beerdigt wurde. In der ersten Session 1877 hatte A. Reichensperger in Abwesenheit Windthorsts öfter zu sprechen, worauf er sich durch einen Ausflug nach Holstein, dann zu dem Ulmer Domfest und nach Straßburg entschädigte. Hier besuchte er Steinle, der damals mit der Ausmalung des Münsters beschäftigt war, und auch mich, worüber sein Tagebuch (II, 161) berichtet. Nach der Thronbesteigung Leo's XIII. begrüßte er mit Freuden die Anzeichen eines Friedens zwischen Rom und Berlin, ohne indeß sein tiefes Mißtrauen gegen Bismarck unterdrücken zu können. In dem neuen Reichstag von 1878 sprach A. Reichensperger gegen das Sozialisten-Ausnahmegesetz. Die neue von Bismarck adoptirte Handelpolitik führte ihn und die Seinigen der Regierung wieder etwas näher, noch näher kamen sich die alten Gegner durch die Entlassung Falks und die den „Vormarsch des Centrums" begünstigende Haltung Puttkamers. Bei den Landtagswahlen vom 7. Oktober 1879 wurde A. Reichensperger wieder und zwar für Köln gewählt; er sprach am 10. Februar 1880 gegen die Simultanschulen. Im Landtag wie im Reichstag war er nun eifrig beschäftigt, in Gemeinschaft mit Windthorst die Maigesetzgebung abzutragen: er fand Bismarck bereit, die Fühlung mit dem Centrum zu suchen und gewann es über sich, zum erstenmal nach sieben Jahren, einer parlamentarischen Soiree beim Reichskanzler beizuwohnen (29. März 1881); am 7. Mai speiste er sogar mit Moufang zusammen bei Bismarck. Im Herbst besuchte er wieder Aachen, die Mosel, England. Die Jahre 1881 bis 1884 waren der völligen „Durchlöcherung der Maigesetze" gewidmet. Im Herbst 1882 ging er mit seiner Frau nach Florenz. Im Landtag sprach er wiederholt zugunsten der Klöster, befürwortete die Rückkehr des Erzbischofs von Köln und bekämpfte er das Altkatholikengesetz. Am 5. März 1883 verbreitete er sich über das Sperrgesetz, und er, der geschworene Feind des Frühschoppens, erschien auch im Juni d. J. zu einem parlamentarischen Frühschoppen beim Kanzler. Am 12. Okt. 1884 nahm er mit einer großen Rede zu Krefeld Abschied vom parlamentarischen Leben. Der Wahlkreis Krefeld sandte ihm für seine langjährige Vertretung eine Dankadresse. In den neuen Reichstag trat er nicht mehr ein, doch behielt er noch einige Zeit das Landtagsmandat für Köln. Eine schwere Erkrankung an den Masern im April 1885 bewog ihn, von dem parlamentarischen Leben völlig zurückzutreten, worüber er im Oktober seinen Wählern in Köln Bericht gab. Noch zehn Jahre der Ruhe waren ihm gegönnt, ein otium, das er wirklich wie wenige cum dignitate zubrachte, hauptsächlich mit kleineren kunstgeschichtlichen Arbeiten beschäftigt; immer noch beweglich, unternahm er auch jetzt noch kleinere Reisen nach Süddeutschland, an die Mosel u. s. f., nahm theil an den Katholikenversammlungen (Trier 1887, Koblenz 1890, Köln 1894), unterhielt kleine kunsthistorische Kontroversen (so mit J. Graus und Lübke), konnte das 50jährige Bestehen des Kölner Zentraldombauvereins (1891) begehen. Wer sein ganzes Leben im politischen Kampf gestanden, wird sich niemals gänzlich von demselben zurückzuziehen vermögen; und so hat auch in diesen letzten Jahren Reichensperger doch manchesmal noch mit Wort und Feder in die Angelegenheiten der Tagespolitik eingewirkt. Wiederholte Influenza-Anfälle hatten ihn schwer geschwächt und ein letzter nahm ihn am 16. Juli 1895 dahin. Am 19. Juli wurden seine irdischen Reste auf dem Kölner Friedhof beigesetzt. Die „K. Volksztg." (Nr. 461) gab die Anregung zur Errichtung eines Ehrendenkmals für den Dahingeschiedenen: auch derjenige, welcher nicht in allem Reichenspergers Standpunkt theilte, wird ein solches gern einem Mann gönnen, der über ein halbes Jahrhundert hindurch einen so hervorragenden Platz in so ehrenvoller Weise ausgefüllt hat.

* * *

Wir haben die äußeren Daten dargelegt, welche A. Reichenspergers Leben aufweist und welche den Leser in Stand setzen, sich den Rahmen zu veranschaulichen,

in welchen dies Bild des Centrumsführers eingezeichnet ist. Es handelt sich nun darum, festzustellen, welche Stellung Reichensperger in den nationalen, kirchlichen, literarischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts eingenommen und die Frage zu beantworten, welche Bedeutung und welchen Werth seine Thätigkeit für Gegenwart und Zukunft zu beanspruchen hat. Eine abschließende Antwort auf diese Frage wird man zur Stunde noch nicht geben können, da viele von den Dingen, welche A. Reichensperger berührt haben, noch im Flusse sind. Ich bin weit entfernt von der Prätension, ja ein voreiliges Urtheil abgeben zu wollen — wenige Jahre nach dem Hingang dessen, um den es sich hier handelt. Aber nachdem Pastor es auf sich genommen hat, schon jetzt ein Lebensbild des Verstorbenen zu entwerfen, will ich mich der mir fast wie eine persönliche Verpflichtung nahegelegten Aufgabe nicht entziehen, dies Lebensbild in das Licht einer allgemeinen historischen Betrachtung einzurücken.

A. Reichenspergers erstes Auftreten vor der Oeffentlichkeit galt der Vertheidigung der rheinischen Rechtsinstitutionen (I, 69) und seine erste Betheiligung an der Politik war das Einstehen für die Erlangung einer Volksvertretung. Er selbst hat bekannt (I, 82), daß nicht bloß seine politischen Ueberzeugungen, sondern auch seine gesammte Weltanschauung auf dem Studium der Schriften Jos. Görres' beruhten. Görres hatte in seinem „Rh. Merkur" wie in all seinen politischen Schriften, insbesondere in der so großes Aufsehen erregenden Streitschrift „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit" (Stuttgart 1822; Ges. Schriften IV, 483) ohne Unterlaß daran erinnert, daß König Friedrich Wilhelm III. in den Besitzergreifungspatenten vom 5. April 1815 der Rheinprovinz die Erhaltung ihrer Institutionen, den Erlaß einer Konstitution, die Bildung einer Repräsentation und die Feststellung der Steuern unter Zuziehung dieser Vertretung versprochen hatte. Man weiß, wie der Kampf um diese Dinge, die der vorsichtige und beschränkte Hardenberg nicht gewähren zu können glaubte, Görres aus seiner Heimath vertrieben hat. In einem gewissen Sinn sind die Brüder Reichensperger seine Erben geworden: ihr Einstehen für den Erlaß der preußischen Verfassung entsprang den Anregungen des alten Görres. Noch in späteren Jahren hat A. Reichensperger beklagt, daß, während man den Namen des „großen Görres" als Firma gründlichst ausnütze, man seine Schriften im Dunkel verschwinden lasse (1895; I, 86), wie er denn auch den am 2. Februar 1848 erfolgten Tod desselben als den herbsten Schlag nach denjenigen O'Connels beklagte (I, 229). Aber es war nicht der Görres von 1815, welcher eigentlich für die geistige Entwicklung der Brüder entscheidend war, sondern derjenige von 1837, wo der alte Löwe, der einstige Herausgeber des „rothen Blattes" und des „Rübezahl im blauen Gewande" plötzlich als Vertheidiger des Erzbischofs von Köln aufgetreten und in seinem „Athanasius" (1838) sich zum deklarirten Vorkämpfer der kirchlichen Ideen herausgebildet hatte. Die bittere Stimmung gegen Preußen bildete den Einschlag dieser neuen, im großartigen Stil auftretenden Publikation: etwas davon ist A. Reichensperger zeitlebens geblieben, obgleich er in späteren Jahren sich mit der preußischen Herrschaft — nicht mit der preußischen Staatsidee — doch auf besseren Fuß gestellt hatte, als zur Zeit, wo er und seine Koblenzer Freunde dem Franzosen Gustave der Failly das Material für das vielberufene Buch „De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux spécialement dans les nouvelles provinces, par un inconnu" lieferte.[2])

Analysiren wir weiter die politischen Ansichten Reichenspergers bei seinem ersten Eintreten in die Aktion, so finden wir in seinem Programm zu der Frankfurter konstituirenden Versammlung den Satz: zur Herbeiführung der ausgleichenden Gerechtigkeit „scheine ihm keine Staatsform geeigneter als die von demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft". Im Jahre 1852 bekämpft er das absolute Königthum, welches die Hauptschuld an dem Abhandenkommen der historisch gewachsenen Verfassungen trage (I, 338) und er beklagt es, daß „selbst ultramontane Blätter, wie die „Deutsche Volkshalle", sich bei dem Sturm auf die Verfassung betheiligten", wie er denn auch häufig sich auf das schärfste darüber ausläßt, daß der Pariser „Univers" die Sache der Freiheit an Napoleon III. ausgeliefert habe. Daß die beiden Reichensperger ehrlich und ernst an der großen Idee des Rechtsstandes festhielten, daß sie in den Reaktionsjahren, welche auf 1848 folgten, einen sehr starken Antheil an der Erhaltung desselben und dem Zustandekommen der preußischen Verfassung hatten, das, scheint mir, sollte als Hauptverdienst ihrer politischen Thätigkeit ihnen unbestritten und als ihr wahrer politischer Adelsbrief unverkürzt bleiben. Ich habe es nie für recht halten können, daß man das über späteren Differenzen der Auffassung vergessen konnte: es war doch der Kapitalpunkt, auf den alles ankam. Wer sich daran stößt, daß Reichensperger im Jahre 1848 die von „demokratischen Institutionen getragene" Monarchie für sein politisches Ideal erklärte, muß erinnert werden, daß man damals unter demokratischen Institutionen etwas ganz anderes verstand als heute. Die Reichensperger, Otto u. s. f. verstanden darunter den konstitutionellen Rechtsstaat, nicht die Herrschaft des „vierten Standes". Sie sind stets Gegner der „Fortschrittspartei" geblieben und auch die politisch-kirchliche Mißgeburt, welche man gegenwärtig „christliche Demokratie" nennt, hat sich stets der unverhohlenen Abneigung A. Reichenspergers zu erfreuen gehabt. Schon im Jahre 1868 hat er das Unternehmen der württembergischen Herren, welche sich, wie Probst, zu einer katholisch-demokratischen Partei bekannten und den christlichen Inhalt der demokratischen Prinzipien (!) zur Geltung bringen wollten, als bedenklich abgewiesen (I, 599), und wenn er lange Jahre nachher gegen das Ausnahmegesetz betr. der Sozialisten stimmte, so verkannte er darum nicht die Gefahr, welche uns von der Sozialdemokratie droht, noch hat er ihr seine Gegnerschaft irgendwie verdeckt (II, 216).

War A. Reichensperger ein Royalist, so war er indessen nicht, was man in Frankreich einen Legitimisten nannte. Er hat zu wiederholtenmalen die Haltung der französischen Royalisten als eine „legitimistische Prinzipienreiterei" bezeichnet, welche gänzlich darauf vergesse, daß der monarchische Absolutismus einst die französische Revolution gezeitigt und daß ein Polignac den Sturz der Legitimität herbeigeführt habe. Auch hat er seine Sympathien für die sog. liberalen Katholiken, die Montalembert, de Broglie, Falloux ebenso wie seine Antipathie gegen Louis Veuillot niemals verleugnet (II, 132). Freilich hat ihn seine Zustimmung zu dem Doktrinarismus dieses aus Lamennais' Schule her-

[2]) Die von Pastor I, 78 f. mitgetheilten Daten lassen keinen Zweifel an der Autorschaft dieses von Haß gegen Preußen erfüllten Buches, welches seinerzeit (zuerst in der A. Z. 1842, Nr. 116) Cazalès, dann auch Görres, v. Lichnowsky, Laurent und selbst Montalembert zugeschrieben wurde.

vorgegangenen liberalen Katholizismus nicht abgehalten, die Grundsätze der Legitimität da in Anwendung zu bringen, wo seine religiös-kirchlichen Ueberzeugungen und Neigungen in Betracht kamen. Das war hinsichtlich der „deutschen Frage“ stets da der Fall, wo es sich um den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland handelte. Seinen großdeutschen Standpunkt vertrat er schon in der Frankfurter Nationalversammlung und gelegentlich des preußischen Erbkaiserthums (I, 282 f.). Wenn er in seiner Erfurter Rede (I, 327) davor warnt, „Oesterreich zu zwingen, seinen Schwerpunkt in die slavische Nationalität zu versetzen“, so kann diese Warnung durch das, was wir heute in Wien erleben, sicherlich gerechtfertigt erscheinen: aber daß er ein klares Bild dessen gewonnen hätte, was sich seit 1859 als politische Nothwendigkeit ergeben hatte, lassen die Ausführungen über den Frieden von Villafranca (I, 398 ff.) durchaus nicht erkennen. Hier offenbart sich die Ohnmacht des politischen Doktrinarismus gegenüber der Macht der Thatsachen. Und so wird man auch nicht bestreiten können, daß A. Reichenspergers Ansichten über die „italienische“ und „römische Frage“, wie sie insbesondere I, 447 entwickelt werden, jeder tieferen Einsicht in die Lage und Geschichte der Halbinsel und jedes sicheren Urtheils über die Lebensfähigkeit des Temporale entrathen. Italien war und blieb Reichensperger, nicht bloß nach dieser Rücksicht, doch immer ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Freilich, noch im Jahre 1839 schrieb er gelegentlich seiner ersten italienischen Reise in sein Tagebuch: „das Unglück liegt darin, daß die hohen Stellen alle von Geistlichen verwaltet werden. Die Bettelklöster geben das Beispiel des Nichtsthuns, die Arbeit kommt nicht zu Ehren, das Betteln ist keine Unehre. Alles Land gehört den Adeligen, deren Rentmeister die Bauern aussaugen. Der Papst ist zwar absolut, kennt aber die weltlichen Geschäfte nicht und kann unmöglich in die Routine einbrechen. Alles hängt zusammen. Waffen darf man bei Galeerenstrafe nicht tragen, und doch kann die Regierung die Straßen nicht sichern. Viele Anstalten zur Gratiserziehung der Jugend, aber sie läuft durch. Alles ruht auf Oesterreich. In Rom kompleter politischer Indifferentismus.“ (I, 124.) Zehn Jahre später hat A. Reichensperger über die „römische Frage“ gesprochen und er seither nicht aufgehört, über sie zu sprechen und zu schreiben, als ob er von all diesen Dingen nichts gesehen und gehört hätte. Er hatte eben 1839 noch keiner politischen Partei angehört, welche das Urtheil über diesen Gegenstand wie einen Glaubensartikel vorschreibt und Niemand gestattet, die logischen Konsequenzen aus dem, was er persönlich beobachtet oder durchdacht hat, zu ziehen. Das, was A. Reichensperger am 1. März 1860 in der preußischen Kammer mit Georg v. Vincke u. s. w. über die römische Frage austauschte (I, 404), beweist, wie wenig Einsicht die Einen wie die Anderen in die historische Entwicklung der Dinge besaßen. Man focht um Prinzipien und wußte wenig oder nichts von den Thatsachen. Gilt das nicht mutatis mutandis auch einigermaßen von A. Reichenspergers Stellung zur polnischen Frage, über die er sich gelegentlich (I, 474) im ganzen sehr verständig ausspricht, was ihn aber gar nicht abhält, mit seinen Freunden, wie er es selbst betont (I, 475, II, 65), stets zur polnischen Fraktion zu halten? Auch hier tritt die Brechung des subjektiven Urtheils durch den Fraktionsterrorismus oder die Gesetze des Opportunismus und das Einrücken politischer Situationen in eine Beleuchtung, die von einem ganz fremden Punkte ihr Licht empfängt, ein. So schreibt er 1861 über die politische Lage Preußens zur Zeit des Konfliktes und nimmt keinen Anstand zu behaupten: „Rom ist der Knotenpunkt, und ich fürchte, es wird bald ein Rom ohne Papst sein. Was dann?“ (I, 423.) Wenn aber nach Reichenspergers Auffassung die Fäden aller Politik im Vatikan zusammenlaufen oder zusammenlaufen sollten, wie rechtfertigt es sich dann, daß er (1855, I, 363) an Montalembert schreibt: „ich bin der Ansicht, daß auf allmähliche Trennung der Kirche von dem Staate fortwährend hinzuarbeiten ist, da das Ideal des wahrhaft christlichen Staates noch in weitester, unbestimmtester Ferne liegt.“ Dies „Ideal“ hat bekanntlich niemals eine Verwirklichung erlebt; aber aus der unzulänglichen Ausprägung desselben jene Konklusion ziehen, heißt doch den Stab brechen über die ganze Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit und sich in den offensten Gegensatz zu sehr bekannten kirchlichen Entscheidungen setzen, welche die Trennung von Staat und Kirche verurtheilen. Man kann diese Trennung ganz gerechtfertigt finden vom Standpunkt Cavours, schwerlich aber unter der Feder Reichenspergers, der eben in seinen Briefen an Montalembert das Prinzip der Libera Chiesa in Stato libero bekämpfte. Ich führe diese Dinge nur an, um zu zeigen, zu welchen Inkonsequenzen die Diskrepanz persönlicher Ueberzeugungen und Eindrücke und äußerer Parteirücksichten auch bei einem so trefflichen Manne wie A. Reichensperger führen mußte. Er muß das selbst manchmal empfunden haben; denn nicht immer ist alles auch unter den Seinigen glatt abgegangen, und gewisse Klagen geben Zeugniß davon, daß der Mensch und der Politiker nicht immer gut miteinander auskommen (I, 425, 461, 467, 596).

(Schluß folgt.)

Das mythologische Element in der antiken Geschichtschreibung.

Von Carl Niebuhr.

Noch immer sind wir gewöhnt, von Zeit zu Zeit die klassische Periode der griechischen Geschichtschreibung als die Mutter unerreichter und unerreichbarer Vorbilder gepriesen zu finden. Danach müßte der Versuch, einmal die Geschichte des 19. Jahrhunderts einfach mit dem Handwerkszeuge Herodots nachzuschreiben, keineswegs verwerflich scheinen. Allein das Ergebniß ließe sich gerade für den günstigen Fall, daß sich ein Mann von Geist und Wissen dieser Aufgabe unterzöge, leicht vorausbestimmen: es würde von einer zweischneidig geschliffenen Satire, welche sowohl den Stoff wie das Muster empfindlich träfe, kaum zu unterscheiden sein. Genau die gleiche Rücksicht hindert auch, moderne und als solche allgemein bekannte historische Vorgänge etwa nach biblischer Manier wiederzuerzählen, denn hiebei müßte nicht nur mit den Worten der Wahrheit eine thatsächliche Unwahrhaftmachung der Ereignisse und ihrer Verknüpfung bewirkt werden, sondern das Ganze bekäme noch obenein den häßlichen Nebengeschmack blasphemischer Absicht. Auf die Frage, wieso das Eintreten solcher Resultate als nothwendig vorauszusetzen ist, lautet die Antwort, daß eben die Voraussetzungen der antiken Weltanschauungen von der unsrigen total verschieden sind. Ein beharrlicher Fragesteller wird sein „Wieso?“ freilich jetzt erst recht wiederholen können und den Erklärer damit moralisch zwingen, auf Einzelheiten einzugehen.

Wollen wir aufrichtig sein, so läßt sich auch das Geständniß nicht vermeiden, daß die bisherige Erörterung jener Einzelunterschiede für deren Kern und Wesen noch auffallend wenig greifbares hervorgebracht hat. Der

höher Gebildete weiß heute genug vom klassischen Alterthum und besitzt auch hinreichende Bibelkunde, um das Dasein der Differenz sofort zu fühlen und ihren Umfang sich annähernd richtig zu vergegenwärtigen, aber die Formel dafür fehlt ihm, und dieses Schicksal theilt er leider mit dem Allergelehrtesten. Vielleicht hätte der praktische Versuch, die moderne Geschichte einmal fachgerecht über den biblischen oder Herodoteischen Leisten zu schlagen, noch am ehesten etwas zur Gewinnung einer brauchbaren Formel geholfen, wie denn die so gern verachtete Empirie stets fruchtbarer gewesen ist, als ihre Tochter, die Methode. Es scheint aber, als sei man dieser, wissenschaftlich betrachtet doch wenig anheimelnden Auskunft fürs Erste thatsächlich überhoben worden, und zwar durch eine Reihe von höchst fesselnden Beobachtungen, welche den Inhalt des soeben erscheinenden zweiten Bandes der „Geschichte Israels"[1]) von Hugo Winckler charakterisiren.

Für denjenigen, welcher mit den recht zahlreichen bisherigen Arbeiten dieses gedankenreichen und fleißigen Orientalisten einigermaßen vertraut ist, wird es schier seltsam klingen, daß sein eben genanntes neuestes Werk nicht mehr und nicht weniger ist als eine Frucht vom Baume der — Apologetik. Man darf diese Zuweisung natürlich nicht mißverstehen und etwa, um bei dem Gleichniß zu verharren, nun glauben, Winckler habe sich entschlossen über den Zaun geschwungen und einfach an fremder Ernte theilgenommen. Der Gelehrte ist vielmehr auf einem besonders langen und mühseligen Wissenschaftspfade dahin gelangt, daß er, bei aller Anerkennung der von Wellhausen inaugurirten literarkritischen Richtung, doch die Resultate der seit fast dreißig Jahren übermäßig mißachteten „Apologetenforschung" als im ganzen für die Sachkritik fruchtbarer hat anerkennen müssen. Ein solches Urtheil fällen konnte nur Jemand, der sich seine Unabhängigkeit stets gewahrt und, die Wahrheit auch unter Dreingabe des praktischen äußeren Standpunktes suchend, keiner „Schule" sich verschrieben hatte. Wie hienach dem Kundigen selbstverständlich, haben die vorweg entschiedenen Richtungen innerhalb der Orientalistik, d. h. also kurzweg die Schulen, die eigenen Wege Wincklers sozusagen immer respektirt; übrigens trifft die neutestamentliche Unterscheidung zwischen den Vielen, die berufen werden, und den wenigen Auserwählten bisweilen auch dann zu, wenn die Letzteren überhaupt keine Berufung erhalten. Hier interessirt uns jedoch vor allem die Entwicklung der Winckler'schen Auffassung von der Geschichte Israels, welche er in den denkbar engsten Zusammenhang mit den Grundlagen der antiken Geschichtschreibung als solcher gebracht hat.

Seitdem der Boden des alten Orients durch planmäßige Ausgrabungen und wissenschaftliche Bergung der Funde erschlossen wird, haben sich die Forscher auf dem Gebiete des Alten Testaments noch schärfer als schon zuvor in zwei Lager gespalten. Die Einen suchen alles Heil in der Trennung innerbiblischer Erzähler und Redaktoren von einander, und kümmerten sich absichtlich nicht um jene Funde, die sie abschätzig beurtheilten; die Anderen, welche die Ueberlieferung nicht fahren lassen mochten, suchten hingegen aus der neuen Hieroglyphen- und Keilschriftkunde Bestätigungen der biblischen Angaben zu erhaschen. Sehr lange Zeit hindurch waren ihnen fast nur Niederlagen beschieden, dem noch schwachen und unsichern Stande der Entzifferung entsprechend, und auch später haben Eifer und Voreingenommenheit sie nur zu oft in schauerliche Irrthümer und halsbrechende Gleichungen geführt. Dazu kam, daß, namentlich in England, einige Theologen ohne jede wissenschaftliche Ueberzeugung an die Ausnützung der Fundresultate gingen, das Bibelwort mithin in der unliebsamen Weise des Marktschreiers stützen wollten. So büßten denn die „Apologeten", ob ehrlich forschend oder nicht, gegen 1875 nachhaltig an Kredit ein, und es verdient gar wohl Anerkennung, daß sie trotzdem nicht abließen. Die Assyriologen selbst fühlten sich, in Deutschland besonders, mehr zu den Literarkritikern hingezogen, an deren Spitze eben damals Julius Wellhausen getreten war; denn diese Schule arbeitete exakt und nüchtern, obgleich sie den Keilschriftlern und Aegyptologen grundsätzlich schnöde begegnete, als Leuten, die chimärische Dinge trieben. Dazu kam, daß die Wellhausen'sche Methode gleichsam Tag für Tag Erfolge vorweisen konnte, während die apologetische Forschung sogar in der Polemik vom Unglück begleitet war und auch unter der allgemeinen Zeitrichtung litt. Man hob die glücklicheren Kritiker, welche die Urgeschichtlichkeit eines großen Theils der biblischen Erzählungen und deren musivische Komposition nachwiesen, bis zu den Wolken, ohne zu bedenken, daß damit unsre Kenntniß des alten Orients doch nicht zunahm und ihr auch keine Aussicht dazu auf derartigen Wegen blühte.

Nun geschah es im Frühjahr 1888, daß das Thontafelarchiv von El-Amarna ans Tageslicht kam. Diese reiche Sammlung von Originalbriefen altorientalischer Könige (Pharao Amenophis III. und sein Nachfolger Kadaschman-Bel und Burnaburiasch von Babel, Duschratta von Mitani, Assuruballit von Assyrien u. A. m.), sowie von Rapporten syrisch-palästinensischer Statthalter nach Aegypten, bald nach 1400 v. Chr. abgefaßt, warf ein höchst unerwartetes Licht auf den Verkehr und die Lebensanschauungen in jenen Zeiten. Hievon versanken die fromme Gespreiztheit der königlichen Prunkinschriften Aegyptens, Assyriens und Babyloniens, die inbrünstige Einseitigkeit des Hymnenstils und die das Alte Testament in seiner überlieferten Gestalt durchziehende Paränese; es zeigte sich, daß wir bis dahin nur aus Produkten literarischer Kunstfertigkeit unser historisches Wissen bezogen hatten. Von bestimmten Tendenzen beherrscht, lehrten alle jene Monumente und Schriften also doch nur ein unwirkliches Scheinbild vom alten Orient, sozusagen das offiziell approbirte Ideal. Aus den Briefen von El-Amarna aber ging hervor, daß der Orientale vor 3300 Jahren sich von dem heutigen im Prinzip viel weniger unterschied, als wir uns von den Deutschen der Salier-Zeit unterscheiden. Das ist auch kein Wunder. Im Morgenlande hat die Kultur seitdem — und schon zuvor — vorwiegend im Zeichen der Ebbe und Fluth gestanden, sich also mehr verändert als entwickelt, während das Abendland fast von Generation zu Generation fortschritt und daher die einmal überwundenen Eigenthümlichkeiten viel nachhaltiger abstieß. — Die neugewonnene Erkenntniß der großen Differenz zwischen dem Leben und dem Schriftthum der alten Orientalen mußte früher oder später mit Nothwendigkeit den Versuch zeitigen, ihren maßgebenden Faktoren beizukommen und damit die vorhin gewünschte Formel zu erzielen.

Winckler gehörte zu den Allerersten, welche die wahre Bedeutung des Amarna-Fundes für unsre Geschichtsanschauung erkannt, oder — für die ersten Jahre nach 1888 wohl noch richtiger — gefühlt haben; denn das Verständniß der schweren Texte ging langsam vorwärts. Er selbst gab fast drei Viertel des Fundes wissenschaftlich heraus und erschloß sie so der Forschung; im Jahre 1896 ließ er die erste vollständige Uebersetzung mit Umschrift folgen;

[1]) Leipzig, Eduard Pfeiffer, u. 300 S. — Der erste Band erschien im gleichen Verlag 1895.

daß ihm aber das eigentliche historische Problem, welches das Dasein der Tafeln schuf, nie aus den Augen schwand, beweist der nunmehr erschienene zweite Theil der „Geschichte Israels“. Er führte den Untertitel: „Die Legende“; es ist darunter im wesentlichen nichts anderes zu verstehen, als eine Untersuchung zu dem Zweck, die Bestandtheile unsrer für nothwendig erkannten „Formel“ zu ergründen.

Trotz ihrer Verschlungenheit und der manchmal fast verwirrenden Fülle des sich einstellenden Stoffes ist diese Untersuchung hochinteressant; man darf sie sogar spannend nennen. Immer deutlicher krystallisirt sich das literarische System der antiken — nicht nur der altorientalischen — Geschichtskunde heraus; von Fall zu Fall kommt schärfer zutage, daß es eine in sich abgerundete Wissenschaft gewesen ist, welche hier die ursprünglich vorhandenen nackten Thatsachen und deren materielle Verknüpfung ihrem besonderen Schema unterwarf, damit eine regelrechte und eben deßhalb den übrigen Epopten glaubwürdig erscheinende Kunsterzählung zustande kam. „Wir haben festgestellt,“ resümirt Winckler, „daß alle die vielen Erzählungen, die sich sofort als sagenhafte Ausschmückung der Berichte kennzeichnen, keine lose und willkürlich damit zusammengebrachten Einzelheiten darstellen, sondern daß ... ein festes System zugrunde liegt. Es ist die altorientalische Weltanschauung, welche dieses System geschaffen hat, und deren Grundbegriffe und Denkform diese Darstellungen beeinflussen, ihnen ihre Gestalt geben, wie die Forschungen eines modernen Naturforschers durch die Grundsätze seiner Wissenschaft bedingt sind.“ Diese Weltanschauung ist uns, trotz ihrer bis an die Schwelle der nachmittelalterlichen Zeit reichenden Wirksamkeit, verloren gewesen. Sie entstammte Babylonien und beruhte auf der dort geschaffenen Lehre vom Umlauf der Gestirne, sie lief aus in die Astrologie, d. h. in diejenige Wissenschaft, welche den Schlüssel zum Wesen der Dinge gab, bis mit Kopernikus ein neues Weltensystem anhob. Solange man aus den Bewegungen der Gestirne die Gesetze des Weltenraums und seiner Wiederspiegelung, unsrer Welt (als des Mikrokosmos) ableiten durfte, konnte die Astrologie als Wissenschaft auch nicht angetastet werden. Sternenhimmel und Erde sind ihr also gegenseitige Spiegelbilder gewesen. Der engeren, auf das Alterthum beschränkten Auffassung nach stellt aber auch jedes Land für sich ein besonderes Abbild dar, und der Mensch endlich wird als der äußerste Mikrokosmos ebenfalls eingegliedert. Diese letzte Konsequenz hat bekanntlich die Astrologie in ihren spätesten Stadien vorzugsweise beschäftigt.

Die babylonische Himmelskarte war somit zugleich die Quelle der Mythologie. Und wie sich die Weltanschauung der Babylonier die gesammte alte Welt unterwarf, über Hellas und Rom nach Europa und ostwärts bis nach China durchdringend, so erklärt zugleich die Projektion der Mythen auf die Himmelskarte (und folglich deren immer wiederkehrende Motive) ganz allein die Wiederholung der gleichen Sagen und Legenden bei allen Völkern. Die Geschichtslegende konnte, wenn anders sie bei diesem Stande der Wissenschaft als wahrhaftig anerkannt sein wollte, sich hier nicht ausschließen. „Wenn in den Sternen stand, was geschehen mußte, so konnte man aus ihnen auch berechnen, was geschehen war. Die Lücken der Ueberlieferung und das Dunkel der Anfänge hat daher jedes Volk in seiner Geschichtslegende mit denjenigen Mitteln beseitigt, die ihm seine Wissenschaft lieferte — genau wie wir das mit unsrer Urgeschichte thun.“ Einer Entartung beugte dann die immer wieder vergleichende Himmelsbeobachtung vor. Wenn in der israelitischen Legende die jüngere Version der älteren einen anderen Sinn unterschiebt oder sie durch neue Züge vervollständigt, so verleugnet sie dennoch dabei ihre Kenntniß der astralen Bedeutung des Ganzen nicht.

Mit der eingehenden Entwicklung des babylonischen Weltensystems nach Winckler können wir uns natürlich hier nicht befassen, möchten dafür aber um so lebhafter rathen, sich gerade mit diesen Ausführungen bekannt zu machen. Erst dann wird das manchen Kreisen wohl naheliegende Vorurtheil, welches sich gegen die Gleichsetzung der Legende Abrahams, Isaaks, Jakobs, Josephs, Moses', der Richter, Sauls, Davids und Salomo's mit babylonischen Götter-, d. h. Gestirnmythen auflehnen dürfte, einer ernsthaften Neigung zum Nachprüfen weichen. Betont muß dabei werden, daß es sich hier keineswegs um die Annahme nachexilischer Legendenbildung handelt. Diese bisher von der kritischen Schule als unerläßliche Vorbedingung bei biblischen Entlehnungen aus dem Osten betrachtete Zeitgrenze ist eben durch die Amarna-Tafeln als überflüssiges Hinderniß entlarvt worden, dessen Beachtung nur noch in Irrthümer verstricken kann. Die babylonische Kultur war in Syrien und Palästina seit uralten Zeiten maßgebend, und die Briefe aus Tyrus, Gaza, Megiddo und Jerusalem an den Pharao sind in Keilschrift und babylonischer Sprache verfaßt. Ja, man setzt die Ideogramme babylonischer Gottheiten, selbst bei syrischen Ortsnamen, für die sonst leicht in Silbenschrift ausdrückbaren einheimischen Bezeichnungen ein! Dies ist nur einer der Punkte, von denen ausgehend man Wincklers Auffassung sehr wohl befestigt finden wird.

Um wenigstens ein Beispiel von der Art zu geben, wie die Gestirnmythe aus dem Legendenschatz der verschiedensten antiken Völker zurückstrahlt, sei die bedeutsame Vergleichung der Gestalten Davids und Salomo's mit Darius und Xerxes hervorgehoben. Winckler ermittelt mit Hülfe des babylonischen Schlüssels, daß die Legenden der beiden israelitischen Könige auf die Weise der Sonnenmythe gestimmt sind: David entspricht der aufsteigenden, Salomo der absteigenden Halbjahrssonne. Die beiden Achämeniden bilden dazu die genaue Parallele, aus deren Indizien wir nur hervorheben, daß Darius erst den Magier und dessen Bruder verdrängen muß, die Lanze und Bogen führen. „Sie wendeten sich zum Widerstand. Der Eine holte zuerst den Bogen herab, der Andere griff zur Lanze.“ Von Davids Gegnern aber charakterisirt die Lanze Saul, der Bogen Jonathan. Sie sind „Zwillinge, wie Ajas und Teukros“ — auch das alte „Bogenlied“ (2. Samuelis 1, 26) behandelt sie übrigens als Brüder — und der hier erzählte Mythus ist dem babylonischen vom Lanzen- und Bogenstern entnommen. Dann folgen Salomo und Xerxes, die, als Spätsonnenfiguren, ein Jeder dem Weisheitsgotte Nebo (Hermes) entsprechen sollten. Der „weise Salomo“ paßt dazu, weniger sein persisches Gegenstück. Nun gerathen sowohl David wie Darius bei Ausgang ihrer Herrschaft in die gleiche Verlegenheit: sie wissen nicht recht, welcher von ihren Söhnen dann König werden soll. Da tritt nicht nur dem Salomo, sondern auch seinem Vorbild Absalom ein Rathgeber zur Seite, und denselben Dienst erweist der exilirte Spartiatenkönig Demarat dem Xerxes. In letzterem Falle ist der gute Rath aber so überflüssig, daß Winckler mit Fug schließt, es komme um des Mythus willen eben nur darauf an, daß irgend ein Rathgeber zur Stelle sei. Noch feiner ist die Kombination aus der Stelle 1. Könige 12, 14, wo Salomo's Nachfolger Rehabeam dem Volke ankündigt, er wolle es „mit Skorpionen“ züchtigen, während sein Vater es mit Peitschen gezüchtigt habe. Dem Zeichen Nebo's im Thierkreise, der Waage,

folgt der Skorpion, wie Rehabeam dem Salomo, womit der Sinn des Ausspruchs als mythologisch festgestellt wäre. Aber das Alte Testoment hat bei Salomo selbst keine Andeutung wegen der Peitschen mehr bewahrt. „Bei Xerxes finden wir den Beweis für seine Rolle als peitschenschwingenden Salomo. Wenn immer seine Soldaten marschiren und angreifen, dann geschieht das unter Peitschenhieben, nachdem er sogar den Hellespont hat peitschen lassen."

Man sollte zunächst meinen, dergleichen Ergebnisse könnten der Apologetik unmöglich willkommen sein, allein dieser Anschein entspricht nicht dem schließlich klarwerdenden Sachverhalt. Die bisherige Kritik des Alten Testaments hat auf der Ungeschichtlichkeit seiner allermeisten Erzählungen positiv bestehen müssen, und darin lag die Hauptursache des Streites. Winckler warnt davor, das Wesen des von ihm entwickelten Systems etwa zu verkennen, indem man alles, was in mythologisch-astrologisches Gewand gehüllt worden ist, ohne weiteres als unhistorisch verwerfen wolle. Es handle sich ganz vorab darum, erst die Darstellungsweise der alten Geschichte zu begreifen, ihre Auffassung und ihre Ausdrücke kennen zu lernen. Richtige Erkenntniß der Anschauung des Alterthums lasse sich genau so gut mit der vollkammensten Gläubigkeit wie mit der weitgehendsten Zweifelsucht in Bezug auf die erzählten Thatsachen vereinigen. „Was einer Stratonike und einem Sandracottus, einem Kyros und Xerxes recht ist, könnte auch für einen David als billig beansprucht werden." Und Winckler fährt fort: „Allerdings wird der moderne Historiker meinen, ein Zweifel an der Ungeschichtlichkeit von solchen Gestalten wie Saul und David, von denen nichts als mythologisch Eingekleidetes erzählt wird, und die sogar ihre Namen von den ihnen im System entsprechenden Gottheiten entlehnt haben (der Beweis hiefür ist S. 168 f., bezw. 223—225 des Werkes geführt), könne nicht Anspruch auf historische Kritik machen, sondern sei als Apologetik zu verwerfen. Eine solche Kritik würde aber nur mit moderner Denk- und Darstellungsweise rechnen, sie würde auch einen Kyros als ungeschichtlich verwerfen müssen, weil er mit Moses und Kypselos, dem Kastenmann, die Geburtslegende des Tammuz-Osiris, und mit Saul die Todeslegende des Mondes gemeinsam hat." Vieles hiefür Wichtige hat Winckler leider ohne die für den Neuling — und das ist ja fast jeder Leser — nöthigen Hinweise gelassen. Als er (S. 292) die Vertheilung eroberter Länder unter Leitung des Haruspex schildert und zeigt, wie dabei das astrale Schema dem Plane zugrunde gelegt wird, da wäre eine Erwähnung der somit in das rechte Licht gebrachten Vertheilung Kanaans durch Josua doch wahl am Platze gewesen. Auch sonst stoßen mehrfach Stellen auf, deren Fassung Kopfschmerzen verursachen kann; sie beweisen, daß Winckler den ihm nacharbeitenden Leser bisweilen einfach vergißt. Fremdenführer und Autoren, die Neues zu erschließen haben, müßten immer streng angehalten sein, ihren Schritt dem langsameren der Neophyten anzupassen.

Die allgemeine Bedeutung der Winckler'schen Arbeit kann trotz verschiedenartiger Ausstellungen, welche die Einzelheiten zu machen gestatten, nicht abgeleugnet werden. Es ist auch zu loben, daß der engere Rahmen einer „Geschichte Israels" gewählt wurde, um das eigentlich für die Behandlung der ganzen antiken Geschichtschreibung geltende System darzulegen. Wir haben schon genug dicke Bücher! Wie umfangreich aber die Untersuchung ausfiele, wenn sie auf das Gesammtgebiet der antiken Legende mit gleichmäßiger Ausführlichkeit eingehen wollte, kann man aus Wincklers kurzem Hinweis auf eine sachlich nahe Verwandtschaft zwischen der römischen und der islamischen Legende ersehen. Ihre Parallelen führen auf ein gleichartig durchgeführtes System im Ausbau, das ebenso vom Gestirnmythus regiert wird, wie das israelitische. — Die Wissenschaft hat sich nunmehr also mit diesen Gesichtspunkten auseinanderzusetzen, wobei sie das Anerkenntniß nicht weigern wird, daß sie gerade den wichtigsten Zweig der Mythologie, die Astralsage, seit Menschengedenken aufs äußerste vernachlässigt hatte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich v. Kleist. Ein Dichterleben in fünf Akten von Otto Helmut Hopfen. Dresden und Leipzig 1900. Verlag von Heinrich Minden. — Kein Bühnenwerk, das auf den Titel Drama Anspruch erhebt, dürfte eigentlich einen solchen Titel führen, wie die vorliegende Dichtung. Es ist unmöglich, ein Dichterleben in fünf Akte einzuschließen, „Fünf Scenen aus dem Leben eines Dichters" wäre entschieden besser gewesen. Wenigstens käme man nicht in die Versuchung, auch nur einen Augenblick die strengen Forderungen zu erheben, die man an die Form des Dramas stellen muß. Von den Bedenken, die man gegen jedes reine Künstlerdrama geltend machen kann, sei hier noch nicht einmal gesprochen. Die jüngeren Dichter mögen sich doch fragen, warum der „Tasso" ein so unvergleichliches Kunstwerk von edelster Geschlossenheit geworden ist. Um es kurz anzudeuten: Das Leben des Dichters, als Ganzes genommen, ist immer episch; nur das einzelne Moment daraus kann hochdramatisch sein. — Doch wenn auch Hopfens „Kleist" kein Drama genannt werden kann, so verdient es doch den Namen einer Dichtung. Die losere Form gestattet dem Dichter ein breiteres Verweilen bei den rein psychologischen Momenten. Das Problematische, das Visionäre und Pathologische in Kleists Natur ist in entschieden dramatischem Sinne gestaltet, wobei die Steigerung, die sonst in der Führung des Dramas herrscht, in den einzelnen Akten zum Ausdruck kommt. Besanders die ersten beiden Akte sind in dieser Hinsicht gut gebaut. Schlimmer steht es mit der Verknüpfung und der sogenannten Vorbereitung, die bei einer losen Scenenfolge natürlich nur in der Anlage der Charaktere gezeigt werden kann. Wenn ich nicht irre, ist der „Kleist" des Dichters erster dramatischer Versuch, und so sei es mir denn auch gestattet, hier die Mahnung auszusprechen, er möge dem „Handwerk in der Kunst" bei späteren Versuchen mehr Beachtung schenken. Gerade in Deutschland ist eine solche Mahnung niemals überflüssig. Das Buch ist Clara Ziegler zugeeignet. W.

* **München.** Der außerordentliche Professor an der Universität München Dr. Joh. Nep. Oeller ist zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde in der medizinischen Fakultät der Universität Erlangen ernannt worden.

B. **Heidelberg**, 30. Sept. Dr. G. Aschaffenburg, Professor der Psychiatrie an unsrer Universität, geht mit 1. April 1901 nach Halle a. S., woselbst er die Stelle eines leitenden Arztes an der Abtheilung für geisteskranke Verbrecher des dortigen Strafgefängnisses übernehmen wird.

* **Berlin.** Hier starb am 27. September Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. A. B. Frank, Vorsteher der Biologischen Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft am kaiserlichen Gesundheitsamt, im 62. Lebensjahre. Frank wirkte seit 1881 als Professor der Pflanzenphysiologie und -pathologie an der hiesigen landwirthschaftlichen Hochschule. Seine bedeutendsten Werke sind: „Die Krankheiten der Pflanzen" 1880, 2. Aufl. in drei Bänden 1895—1896; „Leunis Synopsis des Pflanzenreichs" 3. Aufl. 1885—1886; „Kampfbuch gegen die Schädlinge unsrer Feldfrüchte" 1899, und mehrere Aufsätze in den „Arbeiten der Biologischen Abtheilung", sowie das in Gemeinschaft mit Prof. Sorauer verfaßte, in 2. Aufl. erschienene Werk über „Pflanzenschutz". — Der bekannte Hygieniker Professor Max Rubner, der Nachfolger Robert Kochs in der Leitung des hygienischen Universitätsinstituts, der einen Ruf an die Universität Heidelberg als ordentlicher Professor der Physiologie an Stelle des verstorbenen Professors Wilhelm

Rühne erhalten hatte, hat, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, den Ruf abgelehnt und bleibt seiner hiesigen Wirksamkeit treu. — Am 28. September beging Johannes Vahlen, Professor der klassischen Philologie, an der hiesigen Universität, seinen 70. Geburtstag. Seit 1893 ist Vahlen an Stelle Th. Mommsens ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Sein Arbeitsgebiet ist besonders die altlateinische Poesie und die Aristoteles-Forschung.

* **Aus Oesterreich.** In Brünn ist, wie die „N. Fr. Pr." meldet, Dr. Rudolf v. Sowa, Professor am ersten deutschen Staatsgymnasium, im 47. Lebensjahr gestorben. v. Sowa war einer der bedeutendsten Linguisten Oesterreichs. Semitische und turanische Sprachen, Koptisch, die Idiome der afrikanischen Neger, der Indianerstämme im nördlichen Amerika bildeten den Gegenstand seines Studiums. Er wurde von der Deutschen ostafrikanischen Gesellschaft beauftragt, die Grammatik einer der ostafrikanischen Negersprachen zusammenzustellen, die in den Besitz der deutschen Regierung übergegangen ist. — In Graz ist am 22. September der Architekt Prof. August Ortwein, einer der ersten deutschen Ornamentisten, im Alter von 64 Jahren an Gehirnschlagfluß verschieden. — Der Privatdozent Dr. Adolf Stöhr ist, der „N. Fr. Pr." zufolge, zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität in Wien und der Professor der Staats-Gewerbeschule in Prag Wenzel Rehorovsky zum ordentlichen Professor der allgemeinen Mechanik und Hydromechanik an der tschechischen technischen Hochschule in Brünn ernannt worden.

* Die durch den k. u. k. Obersten v. Groller vorgenommenen Ausgrabungen in Carnuntum bei Deutsch-Altenburg an der niederösterreichisch-ungarischen Grenze haben kürzlich zu einem überraschenden Funde geführt. In der Nähe des im vorigen Jahre aufgedeckten Waffenmagazins und der Vorrathskammer ist eine Bäckerei zum Vorschein gekommen. Dieser Raum enthält zwei Backöfen, und nebst Bruchstücken fand sich eine Reihe zwar verkohlter, sonst aber vollständig erhaltener Brotlaibe. Die flachen kuchenförmigen Laibe haben einen Durchmesser von 29 bis 32 cm, was einem römischen Fuß entspricht. Antikes Brot war bisher nur aus Pompeji bekannt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Mitte dieses Monats fand an den Universitäten der übliche Rektoratswechsel und zugleich der offizielle Anfang der Vorlesungen statt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine kurze Statistik mitgetheilt über die Frequenz der Universitäten im letzten Dezennium. Danach hatte Leiden im Jahre 1890 im ganzen 769, im Jahre 1900 768 Studirende, Amsterdam 826, resp. 835, Utrecht 552, resp. 824, Groningen 355, resp. 388. Der Prof. der Medizin Dr. H. A. Koayler in Groningen hat mit Rücksicht auf seine schwankende Gesundheit seine Lehrthätigkeit eingestellt. — Bei der Firma Nyhoff im Haag wird demnächst erscheinen: „Het oude Nederlandsche lied", ältere weltliche und geistliche Lieder nebst den dazu gehörigen Melodien, gesammelt und erläutert von E. von Duyse. Dieses Werk soll eine Ergänzung zu Dr. Kalffs Buch: „Het lied der Middeleeuwen" sein. — Das letzte Heft der Zeitschrift „Taal en Letteren" enthält die interessante Rede von Dr. W. de Vreese über Mittelniederländische Handschriftenkunde, welche er auf dem zweiten Niederländischen Philologenkongreß dieses Jahr zu Leiden hielt.

* **Aus Rußland.** Prof. Ernst v. Stern in Odessa, der durch seine historischen und archäologischen Schriften bekannt gewordene klassische Philologe, ist, wie man der „Frkf. Zeitung" schreibt, an die Universität Moskau berufen worden.

T. **Aus Amerika.** Der reichste Mann der Welt, Mr. Rockefeller, hat nach einer Mittheilung der „Science" dem Spellman-Seminar, einem baptistischen Kollegium für Neger in der Stadt Atlanta im Staate Georgien, 750,000 Mark gespendet. — Die goldene Magellans-Medaille wird von der Amerikanischen philosophischen Gesellschaft im Laufe des Dezember an den Schöpfer der besten Entdeckung oder der nützlichsten Erfindung in den physikalischen Wissenschaften verliehen werden; Bewerbungen bei der Gesellschaft sind bis zum 1. November einzureichen.

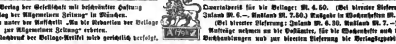
* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. E. John: Das lateinische Nibelungenlied. (Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des großherzogl. Gymnasiums zu Wertheim für das Schuljahr 1898/99.) — Dr. jur. A. Benedix: Recht und Pflicht der Wittwe. Berlin, Vahlen 1900. — Allgemeiner Deutscher Musik-Kalender für 1901. 11. Bd. Berlin, Raabe u. Plothow. — E. A. König: Dorndorf und Söhne. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 94.) Berlin, Goldschmidt. — Jungbrunnen: Stumme Liebe; Libussa von J. K. A. Musaeus. — Der Reisekamerad von H. Andersen. Berlin, Fischer u. Franke. — Deutsche Speisekarte. (Verdeutschungsbücher des Deutschen Sprachvereins. I.) 4. Aufl. Berlin, Verlag des Allg. Deutschen Sprachvereins 1900. — Die amtliche Verordnung über die französische Grammatik. Hgg. von P. Schumann. Blasewitz, Arnold. — L. Marholm: Die Frauen in der sozialen Bewegung. Mainz, Kirchheim 1900. — Dr. E. Hause: Der Tourist am Gardasee. 2. Aufl. Riva, Georgi 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

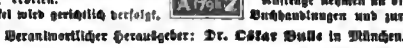
Jahrgang 1900. München, Dienstag, 2. Oktober. Nummer 225.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.



Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

August Reichensperger.

Von Franz Xaver Kraus.

IV. (Schluß.)

Der Politiker A. Reichensperger ist fast immer einigermaßen, meist gänzlich durch sein Verhältniß zur Kirche, zur Kirchenpolitik, zu den kirchlichen Tagesfragen bestimmt. Das trat uns schon in der Betrachtung über die Konfliktsära von 1861 lebhaft genug entgegen. Gehen wir auf seine Stellung zu diesen Dingen etwas näher ein.

Wir haben an der Hand Pastors und der persönlichen Aufzeichnungen Reichenspergers im allgemeinen seinen religiösen Entwicklungsgang charakterisirt. Wir sahen, daß A. Reichensperger von Hause mit einer unsicheren und wenig ausgesprochenen religiösen Richtung ins Leben hineingesteuert war, so ungefähr, wie sie, unter den Nachwirkungen der französischen „Philosophie“ des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution, so ziemlich allgemein bei uns am Rhein bis in die vierziger Jahre getroffen wurde. Er selbst erzählt uns, wie der Kölner Erzbischofsstreit von 1837 und die Lektüre der Görres'schen Schriften ihn einer anderen Weltanschauung zugeführt haben. Seine ersten publizistischen Versuche zeigen ihn schon ganz auf jener Seite, die man, etwas später, als „ultramontane“ zu bezeichnen anfing. Seine Reise nach Rom 1839 mußte in mancher Hinsicht starke Eindrücke zurücklassen. Man wird kaum irren, wenn man dahin die Begegnung mit Lacordaire rechnet, der eben in Viterbo sein Noviziat bei den Dominikanern machte, um bald darauf den Predigerorden wieder in Frankreich herzustellen. Was der französische Prediger Reichensperger über den Absolutismus und die Demokratie sagte, kann als eine Hinführung auf das Programm erscheinen, welches die Brüder Reichensperger später sich aneigneten. Lacordaire bezeichnete den Absolutismus als eine Art Götzendienerei, einen Rest des Heidenthums, an dem die Legitimisten sich festgebissen haben; die Demokratie, sagt er aber auch, vergöttert die Massen und schafft zu viel unberufene Träger der Gewalt (I, 108).

Von Rom erklärt er sich, „aufrichtig gestanden, in der ersten Zeit nicht wenig desappointirt“ (I, 111), dann aber erscheint ihm die Stadt wie ein großes Weltkloster (I, 112). Wenn hinzugefügt wird, er habe es später verschmäht, Rom noch einmal zu besuchen, um sich diesen einzigen Eindruck nicht zu verwischen, so läßt das bezweifeln, ob Reichensperger von dieser Richtigkeit seiner 1839 er Eindrücke später noch sehr überzeugt war. Damals freilich trug ihm alles den „Stempel großartigster Universalität“; er bewundert die „ganz einzige, geräuschlose, großartigste Weltregierung, die von Rom ausgeht, und gedenkt schon mit Verachtung des schlagfertigen Heeres von Gemeinplätzen, die den Obskurantismus des Vatikans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbniß der hohen und die Stumpfheit der niederen Klassen, das Heer von Bettlern, Mönchen und Gaunern mit der vollen Indignation des Nordeuropäers brandmarken“, ja er ist sichtbar getröstet, als man ihm, offenbar aus bester Quelle, über den makellosen Ruf der hohen Geistlichkeit und die ausgezeichnete Musterschule der Jesuiten im Collegium Romanum die ausgiebigsten Versicherungen gibt (I, 111). Aus dem, was S. 114 über Gregor XVI. und sein Jugendwerk Il trionfo della santa Sede gesagt wird, spricht das gleiche unreife Urtheil des Dilettanten in historischen Dingen, und ich kann leider auch nichts anderes von dem sagen, was wir I, 184 lesen. Ich hebe aus dem Folgenden an charakteristischen Aeußerungen das Wichtigere hervor. Für die Jesuiten ist Reichensperger zu allen Zeiten und namentlich bei Berathung des Ausnahmegesetzes energisch eingetreten (I, 256; II, 69). Die Verhandlungen über das Jesuitengesetz werden von ihm als das Schmählichste bezeichnet, was der Kulturkampf aufzuweisen habe, und das Feldgeschrei „fort mit den Jesuiten“ bedeutet ihm nur den Kampf gegen die katholische Kirche (I, 69 f.). Döllingers Odeonsvorträge erscheinen ihm zunächst als ein untoward event, bald sieht er in diesen die Schicksale der weltlichen Herrschaft beleuchtenden Reden schon einen Angriff auf das Papstthum — „eine unbegreifliche Verirrung, wenn nicht zu dem Zwecke, um auch von den Protestanten endlich als ein Stern erster Größe anerkannt zu werden“ (I, 423). Diese Insinuation war ebenso unverdient, als sie Reichenspergers unwürdig war und als sie den bis dahin freundschaftlichen Beziehungen beider Männer unangemessen genannt werden muß. Ein gleiches Beispiel dafür, wie der Parteifanatismus auch A. Reichensperger ungerecht machen konnte, liefert das, was er über den Kardinal Hohenlohe, sowohl gelegentlich seiner Kandidatur für den fürstbischöflichen Stuhl in Breslau (I, 351), als gelegentlich seiner Bestimmung zum Botschafter am Vatikan (II, 33, 69, 151) sagt. Die Verdächtigung des Prinzen Hohenlohe, der, um sich die Nachfolge Diepenbrocks zu sichern, zu unwürdigen Mitteln gegriffen habe, glaube ich auf Grund dessen, was mir aus dem unedirten Briefwechsel Diepenbrocks und Hohenlohe's bekannt ist, als ein Parteimanöver bezeichnen zu müssen, das A. Reichensperger nicht durchschaute und das er, wie so viele andere Exhibitionen ähnlicher Art auf guten Glauben hinnahm.[3]) Nach viel bedauerns-

3) Ein im kgl. Hausarchiv in Berlin-Charlottenburg aufbewahrter Brief des Prinzen Hohenlohe an Se. Maj. König Friedrich Wilhelm IV. (d. d. 1852, Sept 24.), welcher allem Anschein nach die Entsendung Schönleins nach Johannesberg veranlaßte, zeigt, wie wenig Hohenlohe bereit war, die Erbschaft Diepenbrocks an-

werther ist, was wir II, 67 lesen: die Proklamirung des Kardinals Hohenlohe als Botschafter vor Sondirung der römischen Kurie bedeute einen Schachzug und die Absicht Bismarcks, den Krieg aufs Messer gegen die katholische Kirche zu führen. Dazu hätte sich der Kardinal erstens nie hergegeben, und zweitens war das in jenem Augenblick die Absicht des Reichskanzlers durchaus nicht: Dinge, über welche ich seinerzeit den Nachweis nicht schuldig bleiben werde.

zutreten. Da das Schreiben für die ganze Denkart Hohenlohe's charakteristisch ist und da es wenigstens ein indirektes Zeugniß für die von A. Reichensperger und seiner Partei so verkannte Lauterkeit der Gesinnung desselben darstellt, sei es nach einer mir durch meinen verehrten Kollegen, Hrn. Prof. Finke, zur Verfügung gestellten, leider etwas flüchtigen Abschrift hier mitgetheilt.

„Pax Christi. Ew. Majestät nahe ich mit schmerzerfülltem Herzen [um] Nachricht zu geben über den lieben theueren Kardinal v. Diepenbrock. Indessen muß ich unterthänigst bitten, diesen Brief, als im tiefsten Vertrauen geschrieben, gnädigst aufnehmen zu wollen, und auch eifrigen Katholiken, sogar H. v. Radowitz, bitte ich unterthänigst nichts von diesem Briefe wissen zu lassen. Mündlich könnte ich die Gründe zu dieser Bitte vielleicht besser auseinandersetzen.

Wegen meiner Gesundheit und verschiedenen Angelegenheiten in meiner Familie habe ich vom Papst Verlängerung des Urlaubs erhalten. Ich war nun diese Woche in Johannesberg beim Kardinal. Man wollte mich nicht hineinlassen unter Vorwand, es könne Sr. Eminenz schaden. Ich brach mir aber doch Bahn, und fand den armen Herrn zwar sehr erfreut mich zu sehen, aber seit den vier Wochen, daß ich ihn nicht gesehen, furchtbar herunter. Der sonst so schöne große Herr in unendlicher Schwäche zu Bett mit einem kleinen, eingefallenen, blassen Gesicht, daß es zum Erbarmen, zum Weinen ist!

Die Konversation heiterte ihn ein wenig auf, ja man bemerkte es, wie sichtlich die Zerstreuung ihm gut that. „Daß ihm jeder Besuch schlaflose Nächte bereite", ist schon deßhalb unwahr, da er sie die ganze Zeit auch in der chinesischen Absperrung gehabt. Und doch hält man es für nöthig, dem Kardinal alle Besuche, auch seiner liebsten Freunde, wie z. B. des Kardinals v. Schwarzenberg, zu verbieten. Dr. Brefeld und ein junger Arzt sind jetzt die Jettatori, die ihn behandeln. Passavant, der übrigens auch nichts verstand, ist weg. Es ist nun zwar in gewissem Sinne wahr, was mir einmal eine alte Frau in Italien sagte: „sono tutti impostori questi medici" — aber wenn Ew. Majestät, ohne Andere zu befragen, nach dem eigenen so klaren Urtheil einen Ihrer Aerzte wählten und ihn beauftragten, lange beim Kardinal zu bleiben, die ganze Nahrung und Behandlung des Kardinals zu examiniren, und vor allem zu prüfen, ob es nicht vielleicht besser sei, den so sensiblen Kranken durch öftere angenehme Besuche seiner Freunde und Bekannten zu erheitern und in seinem Nervensystem aufzuhelfen, als ihn in dem jammervollen verlassenen Versteck zu lassen, mit einer elend kranken Schwester, mit seinem melancholischen Sekretär und seiner noch melancholischeren Nichte und einem vertrockneten Münchener Geistlichen, so würden Sie, gnädigster Herr, dem armen Kardinal gewiß einen echt königlichen Freundschaftsdienst leisten. Ew. Majestät müßte aber dem Arzt Befehl geben, de braver tous les obstacles und sich nicht überreden zu lassen, gleich wieder wegzugehen, sondern fest und mit königlicher Autorität bei Sr. Eminenz bis zur völligen Genesung zu bleiben. Der Kardinal v. Diepenbrock ist der Freund Ew. Majestät, ist ein Segen für Preußen — es wäre ein unersetzlicher Verlust, sollte er uns jetzt schon genommen werden. Der Tod wird ihn uns aber aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen in kürzester Zeit, geschieht keine Aenderung in seiner Lage, und diese Aenderung kann nur durch Ew. Majestät hervorgerufen werden. Ich schreibe dies als treuer Verehrer des Kardinals, als treuer Diener meiner Kirche, als treuer Unterthan Ew. Majestät. Theilen Sie, gnädigster Herr, nur das Nöthigste aus diesen Zeilen dem zu schickenden Arzt mit und verzeihen Sie meinen Freimuth. In Angst und Noth schreibt man, zu wem (!) helfen kann. Schicken Sie bald den Arzt nach Johannesberg. Vertrauen mir Ew. Majestät. Ein Hohenlohe, der Geistlicher wird, will gewiß nichts anderes als seinem Gott und seinem König treulich dienen.

Rom, den 24. September 1852.

Gustav zu Hohenlohe, Prälat Sr. Heiligkeit."

Aus dem Datum dieses Briefes ist ersichtlich, daß die bei Reinkens (Melchior v. Diepenbrock, Leipzig 1881, S. 498) gegebene Darstellung, nach welcher die Entsendung Schönleins bereits am 5. Juli stattfand, zu korrigiren ist.

Wie A. Reichensperger über den Kulturkampf im allgemeinen dachte, zeigt uns das II, 115 mitgetheilte Gespräch mit dem Oberpräsidenten v. Bardeleben (Dez. 1873). Bardeleben meinte, die Bischöfe hätten durch ihr Verhalten jede Transaktion unmöglich gemacht. Reichensperger erwiderte: daß allerdings einzelnen Bestimmungen der Maigesetze seines Erachtens seitens der Bischöfe hätte Folge geleistet werden können, daß man aber dies ohne Zweifel für Schwäche angesehen oder doch als solche ausposaunt haben würde; daß das Vorgehen der Staatsregierung seit dem Jahre 1870 darthue, daß eine systematische Verfolgung der katholischen Kirche als solcher, deren Unterwerfung unter den Staat bezweckend, ein längst beschlossener fester Plan sei, und daß aus der Verwirrung nur durch Proklamirung der Trennung von Staat und Kirche herauszukommen sei.

Wir besitzen über die Entstehung des Kulturkampfes und die Absichten, welche die preußische Regierung, bezw. der Reichskanzler bei Einleitung desselben gehabt haben oder gehabt haben sollen, nun nachgerade eine recht umfangreiche Literatur, welche zuletzt durch Bismarcks XXIV. Kapitel in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 123) vermehrt worden ist. Demnach wäre der Beginn des Konflikts für Bismarck wesentlich durch seine polnische Seite bestimmt gewesen. Ich muß offen bekennen, daß das, was Bismarck über den Kulturkampf sagt, in meinen Augen der schwächste und unzulänglichste Abschnitt seiner Denkwürdigkeiten ist. Daß Bismarcks Gedächtniß ihn bei Abfassung dieses Werkes mannichfach im Stiche gelassen, ist auch hier ersichtlich; nicht minder, daß er es nicht für angezeigt erachtete, alles zu sagen, was er wußte. Und so liegt denn immer noch manches Dunkel über den ersten Jahren des Konfliktes, über dessen weiteren Verlauf und vollends über der Geschichte seiner Beilegung. Professor Otto Baumgarten in Kiel hat soeben wieder den Versuch gemacht, Bismarcks Stellung zu den kirchlichen Fragen der Zeit zu beleuchten:[4]) diese Dinge in ihr rechtes Licht zu bringen, konnte ihm nicht gelingen, da ihm eine Reihe von Vorgängen nothwendigerweise unbekannt geblieben sind. Das von Georges Goyau herausgegebene Buch des früheren Botschafters Frankreichs beim hl. Stuhl (Léon XIII. et le Prince de Bismarck) ist ein Gewebe von Fabeln und Klatsch; ich gedenke es einmal zu beleuchten und an diesem Beispiel zu zeigen, wie schwach es um den politischen Scharfsinn dieses seinerzeit hochgepriesenen Diplomaten bestellt war und wie märchenhaft die Vorstellungen sind, in denen sich die neokatholische Schule, welche die Garde des Hrn. Brunetière bildet, gefällt. Daß A. Reichensperger und die Seinigen über diese Dinge etwas mehr wußten, bedarf nicht der Versicherung. Aber der Kombattant, der mitten im Pulverdampf steht, kann oft am wenigsten den Gang der Schlacht übersehen und er wird in den seltensten Fällen in der Lage sein, Einleitung und Ausgang der militärischen Aktion, an der er siegend oder unterliegend theilnimmt, ruhig zu beurtheilen. Ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich das, was hier in A. Reichenspergers Leben über diese Vorgänge und namentlich über die Friedensverhandlungen mit Rom gesagt ist, zurechtstellen. Das Buch wird wohl einmal geschrieben werden, aber nicht jetzt. Die wichtigsten Fakten und Aktenstücke über diesen Gegenstand sind nie bekannt geworden und Rücksichten höherer Natur hindern mich, sie zur Zeit an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich

4) Baumgarten, Otto, Bismarcks Stellung zur Religion und Kirche, zumeist nach eigenen Aeußerungen (Hefte zur „Christl. Welt", Nr. 44). Tübingen 1900.

mache daher auch Pastor keinen Vorwurf daraus, daß er hier über viele Dinge geschrieben hat, von denen er weder etwas wußte noch wissen konnte, und ich sehe mit Geduld und humorvollem Mitleid den Thorheiten zu, welche unsre Publizistik in Besprechung dieser Angelegenheiten zu verbrechen pflegt.

Pastor hat des Besuches gedacht, welchen A. Reichensperger mir im Jahre 1877 zu Straßburg machte (II, 61). Er gibt aber keinerlei Nachricht über den Inhalt unsrer Unterhaltung. Der Kulturkampf war auf der Höhe angekommen, und es konnte nicht fehlen, daß dieses schmerzlichen, auf uns Beiden so schwer lastenden Gegenstandes gedacht wurde. Ich verhehlte Reichensperger nicht, daß man die Verletzung des katholischen Gewissens und die schwere Schädigung der kirchlichen Interessen durch die Maigesetzgebung ebenso scharf verurtheilen könne wie das Centrum, daß man aber deßhalb nicht genöthigt sei, die der Bismarck'schen Politik entgegengesetzte Methode der Vertheidigung in allweg zu billigen. Ich erzählte ihm, wenn ich nicht irre, auch, daß sich kürzlich mir gegenüber der Kardinal Czacki ähnlich geäußert und hinzugefügt: Vater und Mutter dürfen sich zuweilen zanken, aber niemals in Gegenwart der Kinder. Ich nahm mir auch die Freiheit, den ehrwürdigen Parlamentarier auf die Mißgriffe hinzuweisen, die im eigenen Lager vorgefallen seien und die wohl die Meinung rechtfertigen könnten, die gefährlichsten Feinde der Kirche seien nicht extra, sondern intra muros zu suchen. Damals schien Reichensperger das nicht zugeben zu wollen; aber zwei Jahre später schrieb er mir aus Berlin (23. 5. 79) als Antwort auf die Zusendung meiner Gedächtnißrede auf Johannes Alzog, meinen Vorgänger als Professor der Kirchengeschichte in Freiburg, wie folgt:

„In dem hiesigen Gedränge hoffe ich eine Entschuldigung dafür zu haben, daß ich erst jetzt aus einem besonderen Grunde für die eben erst wieder zur Hand genommene Gedächtnißrede auf Professor Alzog meinen Dank abstatte. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß der Inhalt mich lebhaft interessirt und daß insbesondere die darin enthaltenen Betrachtungen und Mahnungen mir, einem alten Verehrer und Freunde Montalemberts, in hohem Maße beherzigenswerth erscheinen. Nur insofern stimmen wir vielleicht nicht vollkommen überein, als ich unsre Gegenwart und die nächste Zukunft für weniger beunruhigend erachte als Sie. Ich, an meinem Theile, möchte wenigstens keinen Abschnitt der drei letzten Jahrhunderte mit dem im Laufe begriffenen, namentlich in kirchlicher Beziehung, vertauschen. Eine nähere Begründung dieser meiner Anschauungsweise würde hier zu weit führen. M i t Ihnen besorge ich fast mehr von der Ueberspannung der bona voluntas als von den Angriffen der Feinde. Es kommt mir indessen so vor, als ob die Symptome einer Herabminderung zur rechten Mitte hier sich mehrten (beispielsweise sei die Erhebung Newmans zur Kardinalswürde erwähnt), als ob der Ausspruch Lacordaire's (S. 18) an zunächst maßgebender Stelle zu Ehren gekommen sei."

Inzwischen finden sich in den Reden und Briefen A. Reichenspergers manche Aeußerungen, welche zu der in diesem Schreiben an mich vom Jahre 1879 als berechtigt zugegebenen Politik des Juste milieu in kirchlichen Dingen keineswegs stimmen (z. B. das, was Reichensperger 5. März 1877 an den Jesuiten P. Baumgartner schreibt, I, 142 A), und auch die Auseinandersetzung über „Katholiken und Ultramontane" (eb. 159) läßt sich damit nicht in Einklang setzen. Es ist ersichtlich, wie die Tagesdebatten aufregend und überreizend auf Reichenspergers Geist wirkten, während er, dem Berliner „Gedränge" entrückt, draußen häufig die Ruhe des Urtheils wiederfindet. Daß diese ihn in der Hitze des Kampfes zuweilen in bedauerlicher Weise im Stiche gelassen hat, wird derjenige nicht bezweifeln, welcher, mit einiger Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse ausgestattet, heute dasjenige liest, was Reichensperger im Oktober 1873 über das angebliche „weit jenseits des Vatikanums zurückliegende Komplott des deutschen Professorenthums gegen den Episkopat" (I, 113) Hrn. v. Achenbach gegenüber ausführte. Die geringste Ueberlegung hätte ihm sagen müssen, daß doch da von einem Komplott gegen den deutschen Episkopat keine Rede sein konnte, wo thatsächlich im Jahre 1870 der letztere in seiner großen Mehrheit mit den verhaßten Professoren zusammenstimmte.

Aehnliche Widersprüche lassen sich in dem Urtheil und Verhalten A. Reichenspergers noch manche aufweisen. Er ist ein glühender Freund und Vertheidiger der Jesuiten; aber er ist zugleich der Freund Montalemberts, von dem er im Jahre 1870 (vergl. I, 599) ganz gewiß wissen mußte, wie derselbe über die Politik des Ordens in der Gegenwart dachte, und ebenso findet er Gefallen an Lasarêt, dessen harmonische, aller Uebertreibung feindliche Natur ihm sehr behagte (I, 599), während ihm doch wohlbekannt sein mußte, in welchem Verhältniß der Rektor der Löwener Universität zu den Jesuiten stand, welche ihn und seine traditionalistischen Freunde als Ketzer verklagt hatten. Und wie vertrug es sich, daß Reichensperger als Bewunderer der Jesuiten und Ankläger der deutschen Theologieprofessoren doch das Vorwalten des kirchlichen Absolutismus bei Manning in England, wie in Deutschland in der Nuntiatur zu München beklagen konnte? (I, 592.)

Diese Widersprüche beweisen für denjenigen, welcher A. Reichensperger gekannt hat, keine innere Unwahrheit, wohl aber eine große Unklarheit. Sie war das Erbtheil seiner Kampfesgenossen. Sein politisches und kirchenpolitisches Urtheil beruhte wesentlich auf den Prinzipien des in Frankreich zwischen 1830—1850 herrschenden Doktrinarismus. Dieser liberal-katholische Doktrinarismus war von ausgezeichneten und edlen Männern getragen: aber die theologische Wissenschaft und die Geschichtskenntniß dieser Männer war, wie jetzt allgemein anerkannt wird, vollkommen unzulänglich, und wenn die Montalembert, Broglie, Gerbet sich auch weit über die krasse Unwissenheit eines Louis Veuillot erhoben, so waren sie, wie auch Lacordaire, doch weit entfernt von jener kritischen Einsicht, welche zur Beurtheilung der gesammten kirchlichen Lage der Gegenwart nothwendig gewesen wäre. Im Deutschen Reichstag stand es 1871 nicht viel besser: das große Wort ward fast überall von Männern geführt, die gewiß das Beste wollten, aber von der innerkirchlichen Entwicklung, welche zu den Ereignissen der neuesten Zeit geführt, kaum mehr als einen leisen Schimmer besaßen. Wenn A. Reichensperger und seine Freunde in dieser Hinsicht sich nicht über das Niveau eines historischen Dilettantismus erhoben, so könnte zu ihrer Entschuldigung angeführt werden, daß auf der entgegengesetzten Seite in Hinsicht dessen, worauf es ankam, meist nur krasse Unkenntniß herrschte, ein Vorwurf, den man leider auch dem Reichskanzler v. Bismarck nicht ersparen konnte. Sie Alle sahen von der Geschichte nur einen Ausschnitt, der Eine hielt sich an dieses, der Andere an jenes Segment: des Blickes auf das Ganze haben sie Alle entbehrt. A. Reichensperger war ein viel zu einfacher und bescheidener Mann, um sich das nicht selbst zu sagen, und wenn Jemand glauben sollte, daß meine Beurthei-

lung seiner geschichtlichen Stellung ihm unrecht thue, so kann ich mich auf sein eigenes Zeugniß über sich selbst berufen. „Ich bin nun einmal", schreibt er um 1861, „kein im großen Stil angelegter Mensch, Schriftsteller und Redner. Die einzige Art, in welcher ich der guten Sache dienen kann und vielleicht auch einigermaßen diene, ist die, daß ich im Kleinen und Kleinsten unermüdlich thätig bin und keine sich darbietende Gelegenheit versäume, um einen Stein, oder auch nur ein Sandkorn für den „Bau der Ewigkeit" hinzuzutragen." Mehr thun wir im Grunde Alle nicht: aber nicht Alle sind so bescheiden und einsichtsvoll, um das Maß ihrer Kräfte so zu schätzen, wie es hier A. Reichensperger mit einer Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit thut, die nur einer wahrhaften sittlichen Größe entspringen konnte.

V.

Ueber dem Politiker darf der Kunstfreund und Kunstforscher nicht zu kurz kommen. Man würde sich an dem Andenken A. Reichenspergers versündigen, wollte man undankbar an dem vorübergehen, was er als solcher geleistet hat.

Die erste Vorbedingung jeder Beschäftigung mit der Kunst, der Sinn für die Schönheit der Natur, hat sicherlich A. Reichensperger nicht gefehlt. Er ergeht sich freilich nicht leicht in detaillirten und überschwänglichen Naturschilderungen; aber ein Mann, der einen so beträchtlichen Theil auf Reisen zugebracht, der unsre herrlichen Rhein- und Moselthäler also wie er geliebt und immer wieder aufgesucht hat, hat sicherlich mit der Natur enge zusammengelebt. Vorab mit unsrer deutschen; aber daß ihm auch der Reiz der Apenninenlandschaft und des Sabinergebirgs nicht unerschlossen blieb, zeigen Beschreibungen wie diejenige I, 126. Sehen wir, welche Eindrücke er von Seite der bildenden Kunst auf dieser seiner ersten italienischen Reise gewinnt. „Fast alles, was zunächst in die Augen fällt, ist von Bernini u. Comp. versudelt; für mich wenigstens hat dieser fraftige, schwülstige Verrückenstil des 17. und 18. Jahrhunderts auch nicht den mindesten Reiz." Doch können sich die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vatikans mit ihrem Statuengewimmel noch ganz füglich neben dem Kolosseum, dem Pantheon und den Thermen sehen lassen (I, 111): christliche Kunst ist offenbar auch die Peterskirche schon jetzt in den Augen Reichenspergers nicht. Die Ablehnung des Barocco spricht ebenso lebhaft aus der Schilderung der berühmten Einsiedlerabteikirche: „die Kirche äfft den italienischen Stil nach, alles verzogen und geschwungen, keine Linie kann das Auge mehr verfolgen. Aberwitziges Geschnörkel und Konditorgeschmack, bunt angestrichen oder vergoldet, rosenrothe Stuccatur auf weißem Anstrich. Nicht mehr eine Spur vom noblen Alterthum (I, 157), Reichensperger findet seine Ansichten durch Overbeck bestätigt, mit dem er im Dezember 1839 in Rom manches über Kunst und Mystik (Görres Mystik war eben, seit 1836, im Erscheinen begriffen!) verhandelt (I, 117). Zu jener Zeit jammert er über den Skeptizismus, der auch in Rom in den Alterthümern wüthet und die schönsten Sachen raubt; „z. B. soll Petrus nicht im mamertinischen Gefängniß gewesen sein; Jupiter Capitolinus wird von Ara Celi nach dem Palast Caffarelli transportirt; die Pompejusstatue soll nicht echt sein à la Niebuhr. Keine alte Säule, an der nicht gerüttelt wird. Es wundert mich, daß noch Keiner das Schweißtuch der Veronika durch das Daguerrotyp erklärt hat" (I, 125). Man sieht, von der kritischen Seite ist A. Reichensperger nicht an diese Dinge herangetreten. In Padua bewundert er Giotto's Fresken und den Palazzo della Ragione — „den bedeutungsvollsten Saal, den ich je sah" (I, 151), in Venedig S. Marco und den Dogenpalast, „einen einfachen (!) gothischen Bau, höchst würdig, das schönste Gebäude der Art, welches ich je gesehen" — alles Aeußerungen, wie sie unter der Feder jedes Touristen zu finden sind: zu einer kunstgeschichtlichen Würdigung aber Kritik sind hier offenbar noch kaum Ansätze vorhanden. Wie wenig Auge er für die italienische Kunst hat, zeigt wieder die Bemerkung I, 152: (Venedig) Chiesa della Salute: „die verschnörkelte Kirche ist nicht würdig, die herrlichen Gemälde von Paolo Veronese zu beherbergen"; I, 154: „man hätte auch über Canova wie über Tizian erst die Geschichte zu Gericht sollen sitzen lassen. Aber die Venetianer sind wie verrückt auf Canova, so sehr haben sie vergessen, was sie waren oder noch haben". Man fragt sich: was hatten 1839 die Italiener, um darüber Canova zu vergessen?

Wir sahen wie Köln, Trier, dann die Berührung mit den französischen und belgischen fils des croisés, vor allem mit den Didron, de Caumont, die in diesen Reiseeindrücken sich schon so stark ankündigende Richtung auf die mittelalterliche Kunst entwickelt haben. Unter der anhaltenden Einwirkung dieser Faktoren hat sich in A. Reichensperger seit Anfang der 40er Jahre jene Bevorzugung der Gothik vollzogen, die das Charakteristische in seiner Kunstforschung wurde und durch die er für eine gewisse Zeit typisch unter uns geworden ist. Der Verkehr mit den englischen Gothikern, wie insbesondere mit dem genialen Pugin (I, 207), mit Scott, mit Beresford (I, 209), der Anblick einer in England immer noch fortlebenden und blühenden gothischen Architektur (vergl. I, 541) kam hinzu, um in ihm die tiefe Abneigung gegen die Renaissance zu mehren und ihn in der Rückkehr zur Gothik das einzige Heil für die Kunst der Gegenwart erblicken zu lassen (I, 591). Seine Aversion gegen den Naturalismus der neueren Kunst wuchs mit den Jahren. Im Zentralhof der Pariser Ausstellung von 1867 empören ihn die „klassischen marmornen Nuditäten in allen möglichen Wendungen und Windungen — Studien des Nackten" (I, 591). Die „kirchliche Kunst muß wieder in die Katakomben zurück, um wieder zu kirchlichem Ernst zu gelangen. Lauter süße, matte Waare" (ebd.).

Pastor hat der „Wiederbelebung der Kunst, insbesondere der christlichen Kunst des deutschen Mittelalters" durch A. Reichensperger, seiner Stellung zur Antike und zur Renaissance, ein besonderes Kapitel gewidmet (II, 231—288), welches den Gegenstand in wohlgeordneter Weise darlegt und als ein von jedem Geschichtsschreiber unsrer heutigen Kunstbestrebungen und Kunststudien nicht zu übersehender werthvoller Beitrag zu Rathe zu ziehen ist. Er mag Widerspruch mit seiner Darstellung bei denjenigen gefunden haben, welche der Ansicht sind, der Biograph müsse sich unbedingt zu den Ansichten des von ihm gefeierten Mannes bekennen. Jedermann weiß, daß ich in manchen Dingen die Ansichten Pastors nicht theile; aber gewissen Anfeindungen desselben gegenüber zwingt mich die Gerechtigkeit festzustellen, daß Pastor die Einseitigkeit der ihm von Joh. Janssen überererbten Auffassung vielfach verlassen hat und auch hier in diesem Abschnitte seiner Biographie A. Reichenspergers Zeugniß von der Selbständigkeit seines Urtheils gibt. A. Reichensperger hatte in Joh. Janssen und Steinle Freunde, die durchaus in verba magistri schwuren und die das Verdammungsurtheil desselben hinsichtlich der Renaissance womöglich noch übertrieben. Beiden hat auch Pastor sehr nahe gestanden, was ihn indessen nicht abgehalten hat,

die Meinung der drei Freunde zu verlassen und zu einer Würdigung der Renaissoncekunst überzutreten, wie sie im Gegensatz zu A. Reichensperger von unserm trefflichen Freunde Friedrich Schneider in Mainz vertreten wird. Wie ich selbst über diese Dinge denke, lege ich in dem Augenblicke, da dieser Aufsatz erscheint, den Lesern meiner „Geschichte der Christlichen Kunst" in der Fortsetzung meines Werkes (II, 2, erste Abtheil.) var; auf A. Reichenspergers Stellung und seine großen Verdienste komme ich in dem Schlußkapitel des Buches wieder zu sprechen. Ich dorf olso einer eingehenderen Auseinandersetzung über diese für unsre christliche Kunst wie deren Geschichte kapitole Fragen hier ousweichen und beschrönke mich darauf, dos hervorzuheben, was als bleibendes Verdienst Reichenspergers anzuerkennen ist.

Dies Verdienst liegt meines Erochtens wesentlich auf dem praktischen Gebiet. Als A. Reichensperger und seine Freunde in den vierziger Johren mit ihren kunstgeschichtlichen Bestrebungen ouf den Plon traten, .sohen sie sich einem in jeder Hinsicht desalaten Zustond gegenüber: einmal dem drahenden Untergang so vieler herrlichen Denkmäler des Mittelalters; donn der völligen Rathlasigkeit und Unfähigkeit ouf dem Gebiet der praktischen kirchlichen Kunst. Es woren wesentlich dringende praktische Fragen, die sie on das Studium der Monumente trieb und ihnen die Feder in die Hand zwong. Sie waren zumeist Dilettanten, ober ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, doß diese Männer, öhnlich wie die Gesellschaft der Dilettonti in England, die seit 1733 orgonisirt ist, ihrer Zeit mehr für die Soche gethan hat, als die zünftigen Gelehrten.

Es galt da, zunächst in den Kreisen, auf welche es ankom, dos Interesse und dos Verständniß für die Erholtung und richtige Restauration der kirchlichen Baudenkmale zu wecken. Chorles de Mantalembert wor hier mit seiner berühmten Lettre à M. Victor Hugo vom Jahre 1833[5]) vorausgegangen, in welcher er den Untergong der Monumente auf die dappelte Kategorie des Vandalisme déstructeur und des Vandalisme restaurateur zurückführte. Für den Klerus der domoligen Zeit war es nicht gerode schmeichelhoft, wos der edle Graf über dessen doppelten Antheil on diesem Geschöft der Zerstörung zu sagen hotte. An dem Vandalisme déstructeur woren seiner Ansicht, obgesehen von den pötzlichen Explosionen raher Volkswuth, vier Kategorien betheiligt: 1. die Regierung, 2. die Gemeindeverwaltungen, 8. die Eigenthümer, 4. dte Kirchensabriken und die Pforrer. Für den Vandalisme restauratour kommen ihm in Betrocht: 1. der Klerus und die Kirchenfabriken, die hier leider — auch heute noch zum guten Theil — die erste Stelle einnehmen; 2. die Regierung, 8. die Gemeindeverwaltungen, 4. die Eigenthümer.[6]) Was Mantalembert hier von Frankreich behauptete, golt im wesentlichen auch für unsre Rheinlonde: insbesondere war auch hier seit dem 18. Johrhundert das Band zerrissen, welches den Klerus bis dahin alle christlichen Johrhunderte hindurch mit der Kunst verbunden hatte. Das galt wieder onzuknüpfen. In zohlreichen Schriften hat A. Reichensperger dem Beispiele der Caumant und Didron in Fronkreich folgend, nach dieser Richtung belebend und arientirend gewirkt; öffentliche Vortröge, Gründung lokaler Geschichts- und Alterthumsvereine, Berothung der geistlichen und weltlichen Behörden gingen domit Hand in Hond: vor allem stellte die Kölner Domhütte, an deren Emporblühen Reichensbergers einen sa namhoften Antheil hotte, einen festen Mittelpunkt für alle diese Bestrebungen dor, und damit komme ich auf dos zweitgraße Verdienst A. Reichenspergers und seines Kreises. Gab es etwos klägliccheres, ols das was man uns seit 1789 bis in die 40er Jahre als Kirchenbaukunst var- und aufzuführen wagte, und dos bei uns am Rhein, on der Mosel, wo der Kölner Dam und Unsre Liebfrauenkirche zu Trier nebst soviel hundert andere kostbaren Bauten ols unvergöngliche Zeugen für den Kunstsinn und die hohe künstlerische Kultur unsrer Vorfahren emparragen! Das alles ist Gott sei Dank unendlich besser geworden. An dem Köiner Dombau bildete sich eine gonze Phalonx ausgezeichneter Architekten, allen varon die Schmidt und Statz. Auch in der Plostik und Malerei ging mon ouf die Vorbilder deutscher Kunst wieder zurück, zahllose „Horreurs" wurden ous unsern Kirchen entfernt und wenn nicht durchweg graße Kunstwerke geschoffen werden konnten, so stellt doch das Gros der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei uns gebouten Kirchen mit ihrer Ausstattung wieder ein würdiges, ernstes, die Gemeinde erbouendes und erquickendes Gotteshous dor. Das ist ein großer Fartschritt gewesen und ein nie zu vergessendes Verdienst: manche tüchtige und brave Mönner theilen sich in dosselbe, alles in allem genommen, wird A. Reichensperger das beste Stück an diesem Verdienste zufollen.

Freilich, es wor die Gathik, für die ollein eigentlich Reichensperger lebte und schwörmte. Er selbst verwohrte sich zwar gegen den Vorwurf der Ausschließlichkeit (II, 297), aber thatsächlich gab es für ihn nur eine Kunst, die germanische, und diese war ihm doch auch nur die gothische. Die Gathik ist ihm christlich-germanische Kunst und zugleich die echteste und höchste Hervarbringung des katholischen Wesens. — „Die Neigung für dos Germanische war bei ihm so stark ausgeprägt, daß er einmal äußerte, selbst Dante habe er nie recht Geschmack abgewinnen können." Diese Bemerkung seines Biographen (II 283) läßt den inneren Grund seiner Weigerung, auf die Antike und die Renaissance, so überhaupt ouf andere Stilrichtungen, als die Gathik einzugehen, erkennen. Für ihn wor nicht die Formenschönheit, sondern der konstruktive Gedonke maßgebend: es mußte ihn doher befremden und schmerzen, daß die maderne Kunstforschung wieder den Nochdruck mehr auf jene legte und selbst unter den ihm nahestehenden Freunden sich ein „Abfoll" zugunsten der Renaissonce und gor des Barocco zeigte. Es ist dorüber zu monchen, ihm gewiß selbst peinlichen Verhandlungen gekammen. Heute läßt sich, ohne daß man A. Reichensperger unrecht thut oder seine Verdienste schmälert, nur sogen, doß er auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Palitik und Kirchenpolitik dach nur einen Ausschnitt ous der geschichtlichen Entwicklung sah; die Einseitigkeit, mit der er die Gothik ols allein, für olle Zeiten und olle Nationen ols maßgebend hinstellte, entspricht genau der Einseitigkeit, mit der man politische Einrichtungen, welche dahingestorben sind, aber spekulotive Systeme, welche sich ausgelebt hoben, der Gegenwart wieder oufnöthigen wallte oder noch will. Dies troumhafte Versinken in eine nicht mehr lebendig zu machende Vergongenheit mog ols letztes Ausleben des Ramanticismus sein Interesse und seine Anziehungskraft haben: an der geschichtlichen Betrach-

5) Wieder abgedruckt in Montalemberts Buch Du Vandalisme et du Catholicisme dans l'Art, Paris 1839, und in dessen Oeuvres, Paris 1861, VI.

6) Die „Propriétaires", weil thatsächlich in Frankreich infolge der Säkularisation und des Verkaufs der Kirchengüter in der großen Revolution zahlreiche Monumente in den Privatbesitz übergegangen waren.

lung wird es immer zerschellen, denn diese geht auf das Ganze, wie es gewesen ist, aus und begnügt sich nicht damit, Episoden aus dem großen Bilderbuch vergangener Jahrhunderte herauszuschneiden.

Anders liegen die Dinge allerdings nach der praktischen Seite. Die Frage: in welchem Stile sollen wir unsre Kirchen bauen, ist für mich, angesichts der heutigen Lage, eine wesentlich praktische; es kommt m. E. nicht sowohl darauf an, wie man bauen **soll**, sondern was und wie man bauen **kann**. Wer in der Renaissance und ihren Formen sattelfest ist, soll ruhig Renaissancekirchen bauen; es ist eine Barnirtheit schlimmster Art, einem Meister dies wehren zu wollen. Das aber ist sicher und darin muß man unbedingt A. Reichensperger recht geben: das Allerschlimmste ist das Herumdilettiren in den verschiedensten Stilen. Ein Menschenleben reicht für den Architekten, den Stein- und Maurermeister gerade hin, um die Formen Eines Stiles beherrschen zu lernen; muthet man ihm mehr zu, so ist die Pfuscherei im Handwerk wie in der Kunst die natürliche Folge. Als ich, vor Jahren, zum letztenmale die Freude hatte, Friedrich v. Schmidt, Egle und Denzinger bei mir zu sehen, haben wir diesen Gegenstand eingehend besprochen und ich hatte die Genugthuung, diese meine Ueberzeugung aus dem Munde und der langjährigen Erfahrung dieser ausgezeichneten Vertreter der Gothik bestätigt zu sehen. Ich glaube also, daß A. Reichensperger sich ein großes Verdienst erwarb, indem er im praktischen Interesse darauf drang, daß unsre Kirchenbaumeister und Steinmetzen bei der gothischen Schule blieben und diese sich ordentlich aneigneten. Daß Reichensperger seine eigene Thätigkeit also beurtheilte, beweist mir ein Brief desselben an mich vom 23. August 1888 (aus Koblenz), in welchem er mir für die Besprechung einer seiner letzten Schriften mit den Worten dankt: „daß **Sie meines** Thuns so freundlich gedenken, kann mich nur beschämen. Nicht entfernt zähle ich zu den „Männern der Wissenschaft“, meine Schriftstellerei hatte durchweg nur praktische Tendenz.“

Eine solche Bescheidenheit läßt A. Reichensperger in seinem Charakter groß und liebenswürdig erscheinen. Was er als Christ gewesen, wissen Alle, die ihn gekannt haben. In den politischen Kämpfen der Gegenwart ist nur zu oft eine Diskrepanz hervorgetreten zwischen dem was bekannte Parteiführer auf der Tribüne oder in der Presse predigten und dem, was sie als Menschen darstellten. Reichensperger war ein leuchtendes Beispiel des Gegentheils. Was er vertrat, hat er innerlich **erlebt**: er hat uns Allen das Beispiel eines Mannes von tadellosem, reinem Wandel, eines Christen von tiefer Frömmigkeit, eines Bürgers und Beamten von hingebender Pflichttreue gegeben.

Pastor hat dem gesellschaftlichen Talent A. Reichenspergers einige Seiten gewidmet, die man nicht ungelesen lassen sollte (II, 357). Auch diese sozialen Tugenden waren gern und auch von seinen politischen Gegnern anerkannt. Nach dieser Rücksicht war der Centrumsführer A. Reichensperger der Typ des heiteren, munteren, allzeit gesprächigen Rheinländers. Wer unser rheinisches Naturell kennt, sieht leicht, wie sein Wesen aus Rhein und Mosel gemischt war. Reichenspergers Wohnung, Klapperhof Nr. 14 bei S. Gereon in Köln, war das Heiligthum einer einfachen, herzlich gebotenen und deliciösen Gastfreundschaft. Er wäre kein Rheinländer gewesen, wäre er dem feind gewesen, was unsrer heimischen Geselligkeit Leben und Farbe gibt. Wir Moselaner insonderheit können uns nicht leicht einen braven und geistvollen Mann denken, der acht- und verstandlos an dem göttlichen Naß vorüberginge, das die Natur auf unsern Rebenhügel gedeihen läßt. Führten die Assisen Reichensperger nach Trier oder Koblenz, so war der Abend geselliger Unterhaltung gewidmet und der Präsident des Schwurgerichtes erwies sich als genauer Kenner dessen, was uns der Scharzhofberg, der Brauneberg oder der Josephshof beschert: es war eine Freude, ihn von seinen Reisen in England, Frankreich, Belgien erzählen zu hören, während seine beiden Hände das Römerglas mit dem goldenen Tropfen umschlungen. Wir Trierer gedachten dabei der Predigt, die einst einer unsrer Weihbischöfe gehalten — es soll Hontheim gewesen sein — und die Goethe's Entzücken auf dem Rochusberge bildete — inmitten jener „weingeschmückten Landesweiten“, zu denen wir mit „Gedankenflügeln“ immer wieder gern zurückkehren.

Dr. Kandts Forschungen in Deutsch-Ostafrika.

S. Seit Mitte 1897 weilt in unsrer ostafrikanischen Kolonie ein junger deutscher Arzt, Dr. Richard Kandt, von dessen Forschungen wir uns die werthvollsten Aufschlüsse über ein bis vor kurzem noch völlig vom Schleier des Geheimnisses umgebenes Gebiet, den äußersten Nordwesten Deutsch-Ostafrika's, zu versprechen haben. Dr. Kandt ging wohlvorbereitet und in der ausgesprochenen Absicht nach dem Schutzgebiet, die Quelle des Nil zu finden, die seiner Ueberzeugung nach mit der Quelle des Kagera, des größten Zuflusses des Victoria Nyansa, identisch ist. Der Referent hat, als Kandt damals seine Pläne in einem Aufsatz der „Voss. Ztg.“ darlegte, in einem Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Mai 1897 über das Problem der Nilquellen darauf Bezug genommen und zu zeigen versucht, daß als Nilquelle auf jeden Fall — mochte nun Kandt oder ein Anderer die Kageraquelle wirklich auffinden — vorläufig der Victoria Nyansa zu gelten habe, und an dieser Auffassung hält er auch heute noch fest. Die Nilquelle ist bereits entdeckt, und John Hanning Speke ist der Name des verdienstvollen Forschers, dem die Welt die Kunde von der Geburtsstätte des heiligen Flusses der Aegypter verdankt. Kandt weilt noch heute in Afrika; er hat seine Aufgabe gelöst; er hat ferner den Kivusee umwandert, den Russisi aufgenommen und die Vulkanregion im Norden des Sees gründlich durchforscht. Er ist mit seiner ganzen, großen Arbeit jedoch noch nicht zu Ende und will erst im nächsten Jahre nach Ausfüllung einiger Lücken in seinen Ergebnissen wieder in die Heimath zurückkehren, um dann in einem umfangreichen Werke über Ruanda und dessen Nachbarschaft die Resultate seiner vierjährigen Forschungen niederzulegen.

Dr. Kandt hat bisher wenig von sich hören lassen, und was er in knappen Sätzen berichtete, war wenig verständlich, weil es sich um Gebiete handelte, in die man ihm aus Mangel an Karten nicht folgen konnte. Soweit eine Besprechung seiner Forschungen unter diesen Umständen möglich war, ist sie in dieser Beilage von Zeit zu Zeit erfolgt, zuletzt am 29. Dezember v. Js. auf Grund eines Briefes und einer Kartenskizze, die Ende 1899 in den „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht worden sind. Das reiche Kartenmaterial des Forschers steht auch heute noch nicht zur Verfügung; denn Kandt hat es bisher zurückbehalten. Und ebensowenig sind die Aufnahmen der übrigen Deutschen aus jenem Theil des Schutzgebiets bekannt gegeben worden. Trotzdem aber gestattet ein jetzt im dritten diesjährigen Heft der genannten Zeitschrift erschienener guter und zusammenfassender längerer Bericht Kandts ein näheres Eingehen auf seine wichtigen Untersuchungen, wobei außer der Karte zu Graf Götzens Reisewerk namentlich die vor kurzem im „Geogr. Journ.“ publizirte Karte des Engländers Grogan (vgl. Beil. vom 7. September d. Js.) mit Nutzen zu Rathe zu ziehen ist. Kandt gibt einen Ueberblick über seine ganze bisherige Thätigkeit.

Nachdem Dr. Kandt in den Monaten Oktober 1897 bis Januar 1898 von Tabora aus die vollständige Aufnahme des unter dem 31. Grad östlicher Länge in den Malagarasi einmündenden Ugallaflusses bewirkt hatte, ging er Anfang 1898 von Tabora auf neuen Wegen durch Uniamwesi, Uschirombo und Nord-Uha nach West-Ussui, bis zu der Stelle, wo der aus Südwesten kommende Rubuvu mit dem Nyavarongo — so heißt dort der Kagera — sich vereinigt (2° 15' s. Br., 31° ö. L.). Er verfolgte dann, sich stets am Ufer des jeweilig wasserreichsten Armes haltend, den Kagera-Nyavarongo aufwärts und entdeckte im Juli 1898 seine Quelle in Ruanda auf den Randgebirgen, die im Osten den Zentralafrikanischen Graben begleiten. Die Quelle, nach Kandts Ansicht also die Nilquelle, liegt, soweit wir das feststellen können, etwa 35 Kilometer östlich der Südspitze des Kivu und unter 2° 15' südlicher Breite, also südwestlich von der Stelle, wo Graf Götzen 1894 den Nyavarongo zum zweitenmal überschritten hatte. Der Quellarm heißt Rukarara und kommt aus einer mit Wald und üppiger Vegetation erfüllten Schlucht; die Quelle selbst „springt nicht als sprudelnder Quell aus dem Boden, wie viele Gewässer, sondern verläßt einen kleinen feuchten Kessel am Ende einer Klamm Tropfen nach Tropfen“. — Unterwegs hatte Kandt an einer Stelle am Grabenrande seine Quellensuche unterbrochen und einen Abstecher in die Vulkanregion gemacht. Er erzählt dabei, wie wenig freundlich ihn, der nur mit wenigen, uniformirten Leuten kam, die Watussi, der herrschende Stamm in Ruanda, dort aufnahm. Man führte ihn dabei schließlich auch zum „Kigeri“, den Herrscher von Ruanda; doch glaubt Kandt, daß es nur eine vorgeschobene Person gewesen sei. Wohl niemals, so sagt er, habe einer der Reisenden vor ihm den thatsächlich regierenden Sultan gesehen, sondern immer nur einen Strohmann, einen vornehmen Mtussi Namens Bambarugamba, der ein besonders angesehener Arzt und Zauberer sei. Kandt führt diese Scheu des Ruandaherrschers, sich vor Fremden sehen zu lassen, auf abergläubische Anschauungen zurück. Uebrigens haben die Waruanda auf Kandt einen wenig sympathischen Eindruck gemacht; sie seien im Grunde feige, umsomehr aber arrogant, träge und ohne Verständniß für eine rationelle Kultur des Landes. Schwierigkeiten würde die deutsche Herrschaft mit ihnen nicht haben; denn sie seien durch eine lange Knechtschaft entnervt; sie verständen zu gehorchen. Das Urtheil weicht von dem, was man bisher über die Waruanda gehört hat, stark ab. — Im Nordwesten und Norden von Götzens Kirungavulkan fand Kandt eine Gruppe erloschener niedriger Vulkane mit vielen Hundert Gipfeln und Kratern, wie sie übrigens Grogan auf seiner erwähnten Karte dargestellt hat. Von den nördlichen Hängen des Kirunga stürzen sich die Bäche herab, die den nordwärts zum Albert Edward Nyansa gehenden Rutschuru bilden, und einzelne Kageraquellen liegen nicht weit davon ab, so daß hier ein begrenztes Gebiet sowohl dem Victoria Nyansa, wie dem Albert Edward Nyansa Wasser spendet. Die Gesammtheit dieser Vulkane, deren furchtbare Eruptionen vielleicht Jahrzehnte und Jahrhunderte den nächtlichen Himmel mit ihrem gewaltigen Feuerschein erleuchteten, dürfte — so meint Kandt — zu der Sage von den Mondbergen der Alten den Anlaß gegeben haben, wenn man dieser Sage überhaupt eine geographische Unterlage zuerkennen wolle. Vom Kirunga aus marschirte Kandt westlich und dann südwärts, bis er in die breite Lavaebene kam, die sich zwischen der westlichen und nordöstlichen Vulkangruppe ausdehnt; er überschritt hierauf das schwarze kahle Lavafeld und entdeckte hier einen Pygmäenstamm, die Watwa, die ein nomadenhaftes Jäger- und Räuberdasein führen, mit der übrigen Bevölkerung in ständiger Feindschaft leben und von ihr gehaßt und gefürchtet werden. Sie lauern am Wege in ihren Verstecken, tödten und berauben die männlichen Erwachsenen und schleppen Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Kandt erbeutete von den Watwa, deren Kleinheit übrigens von den Eingeborenen übertrieben worden war, eine größere Zahl von Bogen und Pfeilen, die im Berliner Museum hohes Interesse erregten. Das Klima in der Nähe der Vulkane ist infolge der ständig wehenden Winde sehr rauh, während auf den Lavaflächen eine erstickende Hitze herrscht; die Ruandabevölkerung machte dort einen sehr verkümmerten Eindruck. Vom Kivu ging Kandt nach Osten und Nordosten zum Nyavarongo zurück, um seine oben skizzirte Quellenforschung wieder aufzunehmen.

Nach Erledigung dieser Aufgabe zog Kandt direkt südwärts über den Kageranebenfluß Akanyaru und durch Urundi nach der deutschen Station Usumbura am Nordende des Tanganika. Er langte hier am 6. September 1898 an und bildete mit vieler Mühe eine neue Karawane von 26 Mann, mit der er am 20. Dezember zum Kivu abmarschirte, um zunächst dessen südliche Ausdehnung festzustellen. Er verfolgte das Thal des Russisi, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal aufgenommen wurde (bald nachher zogen die Engländer Sharp und Grogan diesen Weg), und überschritt ihn bei seinem Ausfluß aus dem Kivu; hierauf wanderte er durch die Landschaften Bunyabungu, Itambi und Uvungu am Westufer des Sees, das weit in den See hineinragende Halbinseln und tief einschneidende prächtige Buchten aufweist, nach Nordosten. Bunyabungu ist stark bevölkert und gut angebaut. In Itambi gibt es noch viel Steppenland; dann aber drängt sich streckenweise eine zahlreiche kräftige Bevölkerung in riesigen Dörfern mit mehr als 1000 Hütten zusammen. Uvungu endlich ist an sich auch noch sehr fruchtbar und steht in guter Kultur; aber das Land ist doch allmählich für die große Bevölkerung zu klein geworden, so daß jährlich Nahrungsnoth eintritt und Schaaren von Weibern und Kindern nach Ruanda verkauft werden. Mit dieser Kalamität hängt auch der Umstand zusammen, daß in Uvungu vielfach Anthropophagie herrscht.

Von Uvungu zog Kandt nach Norden durch meist verödete Landschaften, so daß die Karawane Mangel litt; auch die Meuterer des Congostaates haben dort gehaust. In der Landschaft Kischari entdeckte Kandt etwa unter 1° 15' s. Br. ein in den Randbergen beginnendes Becken, das sich nach Nordosten ausdehnt und vier durch Sümpfe getrennte kleine Seen einschließt, und er vermuthet, daß dies Becken den Rest eines Verbindungsarmes zwischen den Seen des Zentralafrikanischen Grabens darstellt, aus einer Zeit, da die gewaltigen Veränderungen des Geländes durch die vulkanischen Katastrophen noch nicht erfolgt waren. Eine nähere Erforschung des Beckens und der Seen — sie heißen Muntaregga — war leider nicht möglich, da die Lebensmittel auf die Neige gingen, und so bog Kandt nach Nordosten ab und zum Nordabhang des thätigen Namhagiravulkans, der zu der westlichen Vulkangruppe des Grabens gehört. Zahlreiche Elefantenherden bevölkerten die dortigen Urwälder, doch konnte Kandt an die Jagd nicht denken, da ihm die Leute zum Fortschaffen der gewaltigen Zähne fehlten. Kandt umging das ganze Vulkangebiet im Norden und wandte sich, nachdem er dem Albert Edward Nyansa bis auf 30 Kilometer nahe gekommen war, nach Südosten über die Lavaebene zum Ostrand des Grabens seiner alten Route zu, auf der er Kumissenye am Nordostende des Kivusees erreichte. Das Ergebniß des letzten Reiseabschnittes war die Klarstellung der Lage der einzelnen großen Vulkane zu einander und die Beseitigung der Verwirrung, die über ihre Namen herrschte. Den Namen Mfumbiro, der nach alten Erkundigungen für die markantesten Vulkanspitzen auf den Karten figurirt, hat auch Kandt nicht feststellen können; wohl aber gibt es eine Landschaft Ufumbiro im östlichen Theil des Grabens.

Am Kivu verfolgte Kandt nunmehr das Ostufer, das anfangs nord-südlich verläuft, wie Graf Götzen es gezeichnet, dann nach Südosten und endlich scharf nach Südwesten umbiegt. Das Südende wird durch die 40 Kilometer lange Landzunge Ischangi in zwei große Buchten getheilt. Das Bild des Sees beherrscht die schöne waldige Berginsel Kwidschwi, die, zu Ruanda gehörend, sich der Spitze von Ischangi bis auf weniger als 2 Kilometer nähert, nach Nordosten der Achse des Sees entsprechend verläuft und zwei Drittel der ganzen Seelänge einnimmt. Der See zeigt mit Ausnahme des nördlichen Drittels mit seinen vielen Inseln, Halbinseln und versteckten Buchten eine sehr

komplizirte Gestalt, so daß eine Umwanderung zu Lande dem Topographen bei weitem nicht alle Einzelheiten enthüllt. — Am 27. März 1899 war Kandt wieder in die Nähe des Russisi gelangt, und er baute sich nun auf dem Bergrücken der Halbinsel Ischangi die Station „Bergfrieden", die noch jetzt sein Standquartier ist. Kleinere Ausflüge wechselten mit der zoologischen und botanischen Sammelthätigkeit ab; so nahm Kandt im Oktober v. J. die Insel Kwiywi und das Ostufer des Sees vom Wasser aus auf.

Von Interesse sind Kandts Bemerkungen über Ruanda, von dem die Schilderungen älterer flüchtiger Besucher bei uns offenbar eine zu günstige Vorstellung erzeugt haben. Auf Kandt machte Ruanda den Eindruck eines in seinen Theilen sehr ungleichen Landes, „das nur an wenigen Stellen sehr reich oder sehr arm ist, im übrigen aber die verschiedenen Grade mäßiger Wohlhabenheit aufweist". Trotzdem jedoch und trotz der Malaria hält Kandt einzelne Theile Ruanda's zur Kolonisirung durch Europäer für geeignet, vor allem das Terrain zu beiden Seiten des Randgebirges mit seinem Reichthum an Quellen, seinen üppigen Hochthälern und seinem schönen Baumbestand. Das Klima ist der hohen Lage wegen ziemlich kühl und gesund — in einer Höhe von 2200 Meter, beobachtete Kandt einmal gar in der Nacht gefrorenes Eis —, so daß dem Kolonisten die Arbeitsfähigkeit, die körperliche und geistige Spannkraft erhalten bleiben würde. „Diese Arbeitsfähigkeit," sagt Kandt, der es an sich selbst erprobt hat, „scheint mir für den Ansiedler das Wichtigste; ob er daneben ein paar Mal im Jahre sein Fieber hat, das scheint mir um so weniger ein Abschreckungsgrund zu sein, als die Fieber in den hohen Lagen zweifellos seltener sind und leichter überwunden werden als in der Ebene." Diese Kolonisirungsgedanken, so meint dann Kandt gewiß mit Recht, seien freilich nur Zukunftsträume, solange keine Bahn nach dem Innern führe; immerhin aber biete das Land aussichtsreiche Gelegenheiten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Pflanzenleben in großen Höhen.** Der höchste Punkt, wo bisher mit Sicherheit blühende Pflanzen gefunden worden sind, lag in den Anden in einer Meereshöhe von etwa 5170 m, wiewohl der botanische Garten von Kew Pflanzen aufweist, die in noch etwas größerer Höhe angetroffen sein sollen. Sir Martin Conway hat nun von seiner letzten Expedition in die bolivianischen Anden (vgl. „Globus" Bd. 78, S. 114) ein halbes Dutzend Pflanzenarten heimgebracht, die in einer Höhe von über 5490 m blühten, eine gar in 5625 m Höhe. Es sind eine Steinbrechart, eine Malve, eine Baldrianart und mehrere Compositae. Diese erreichen die äußerste Höhe der Phanerogamen in Tibet, wo Dr. Thorold einer Art in 5770 m Höhe begegnete.

* **Stuttgart.** Die an der hiesigen technischen Hochschule erledigte Professur für Zoologie, Bakteriologie und Hygieine und der mit ihr verbundene Lehrauftrag für Zoologie an der landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim ist dem außerordentlichen Professor Dr. Häcker in Freiburg i. Br. und die an der hiesigen Kunstgewerbeschule neu errichtete Hauptlehrstelle für Figurenmodelliren und Figuren- und Aktzeichnen dem mit der Versehung dieser Stelle beauftragten Assistenten Rob. Knorr an dieser Anstalt unter Verleihung des Titels eines Professors übertragen worden.

* **Rostock.** Der Privatdozent der Chemie an der hiesigen Universität, Dr. Robert Hegler, ein Bruder des Tübinger Universitätsprofessors, ist, dem „Schwäb. Merkur" zufolge, in Stuttgart, seiner Vaterstadt, am 29. September im Alter von 32 Jahren an einem Nierenleiden gestorben.

* **Halle.** Der Privatdozent Dr. Rosenfeld von der hiesigen Universität ist, der „Voss. Ztg." zufolge, zum außerordentlichen Professor für Zivil- und Strafgericht in der juristischen Fakultät zu Königsberg ernannt worden.

* **Berlin.** Einer Zuschrift Herman Grimms an die „Nat.-Ztg." zufolge beabsichtigt derselbe nicht, seine Lehrthätigkeit ganz aufzugeben, sondern hofft, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit seine Vorlesungen wieder aufzunehmen.

* **Paris.** Am 25. v. M. ist hier der bekannte französische Dichter und Schriftsteller Louis Ratisbonne, ein geborener Elsässer, im Alter von 73 Jahren gestorben. Die größten Erfolge erzielte Ratisbonne durch seine zahlreichen Jugendschriften. Um Frankreichs Literaturgeschichte erwarb er sich durch die Herausgabe der nachgelassenen Dichtungen seines Wohlthäters und Freundes Alfred de Vigny besondere Verdienste. Den Deutschen trat er als Verfasser eines Buches über Heine näher. Ferner hat er die „Göttliche Komödie" des Dante in das Französische übersetzt, „literarisch-kritische Eindrücke", einen Band Gedichte und das Drama „Hero und Leander" verfaßt. Seit 1874 war Ratisbonne Bibliothekar des französischen Senats, welches Amt er bis zu seinem Ableben bekleidet hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Tuma: Ausgewählte Werke. Volksausgabe. Breitkopf u. Härtel. Nr. 1738. — Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. 5. Auflage, Leipzig, Brockhaus 1900. — Dr. jur. Th. Olshausen: Das Verhältniß des Namenrechts zum Firmenrecht. Berlin, Vahlen 1900. — P. v. Schmidt: Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Dr. A. Rauber: Der Ueberschuß an Knabengeburten und seine biologische Bedeutung. Mit 16 Textfiguren. Leipzig, A. Georgi 1900. — E. Jenny: Goethe's altdeutsche Lektüre. Dissertation. Basel, Reich 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bilder aus Rußland.

Von Dr. R. Hermann (München).

1. Kutaïs, ein Städtebild.

In den gesegneten Gefilden des alten Kolchis, zu Füßen der Riesenmauer des Kaukasus, liegt die jetzige russische Gouvernementshauptstadt Kutaïs. Der Reisende erreicht sie, von dem großen transkaukasischen Schienenweg Batum-Tiflis-Baku nördlich abbiegend, vermittelst einer Seitenbahn in kurzer Fahrt durch dichte Eichenwaldungen, stets nahe am Ufer des Flusses Rion. Die Zeiten sind vorüber, wo man, wie Dubois de Montpereux in den 30 er Jahren, bei den Kapuzinervätern des dortigen Klosters anklopfen oder im Soldatenquartier des russischen Wachhauses eine wenig komfortable Unterkunft suchen mußte. Heute fährt der Reisende an einem modernen Hotel vor, wo man ihn in tadellosem Französisch willkommen heißt.

Kutaïs hat eines mit anderen Städten Südrußlands gemein: auch hier hat das Russenthum in einigen Jahrzehnten den historischen Kern der Altstadt mit einer modernen Außenhülle umgeben; neue Straßen von langweiliger Geradheit, flankirt von weitläufigen, nicht hohen Steinhäusern, bezeichnen die Wohnsitze der russischen Bevölkerung und sind Zeichen eines raschen Wachsthums, eines steigenden Wohlstandes der Stadt.

Wir durcheilen diese Viertel rasch: nicht russisches Wesen zieht uns hier an. Vorüber an dem Stadtgarten, der verdienstlicherweise nirgends fehlt, wo russischer Einfluß maßgebend ist, gelangen wir bald in die Viertel der einheimischen Bevölkerung, in den Stadttheil, der den Mittelpunkt der kaukasischen Landschaft Imeretien bildet. An der schmalsten Stelle des Flusses Rion, wo jenseits der Fels ganz nahe ans Ufer tritt, führt eine steinerne Brücke hinüber; wir steigen rasch die Höhe hinan; alte Mauern erheben sich, riesige prachtvolle Linden dazwischen, und wir stehen auf dem heiligen Boden einer uralten Vergangenheit; wir stehen auf einer Höhe, wo durch Jahrtausende vielleicht schon Menschen mit trunkenem Auge auf die herrliche Landschaft zu ihren Füßen herabgeschaut haben. Durch waldreiches Thal, unter Trümmern vergessener Burgen vorbei rauscht der Rion, der alte Phasis, dem letzten Felsenriegel zu, der ihn von der weiten Ebene trennt. Hier zu unsern Füßen haben von altersher die Menschen seinen Strom überbrückt, und die Reste der Brückenköpfe ragen noch da und dort am Ufer oder aus dem Wasser. Sanfte Höhen steigen drüben empor in dunklem herrlichen Grün; und unter einer hellschimmernden Felsenwand grüßen die Thürme des uralten, weitberühmten Klosters Ghelati. Da wo der Fluß den Bereich der sanften Hügel, zu denen der hohe Kaukasus hier herabgesunken ist, in trägerem Bogen verläßt, liegt die Stadt Kutaïs; ihre Häuschen sind in weitem Umkreis zerstreut und halb verborgen im üppigen Grün der Gärten. Und ein Garten dünkt uns die weite Ebene, die in zartem Duft verschwimmt ganz hinten an den Gestaden des Pontus. Ach, so lieblich, so voll Frieden und Glück scheint rings alles, daß man die Menschen beneiden möchte, die hier im Schatten der Bäume unter dem heißen Strahl des metallenen Himmels leben.

Wir sitzen und träumen hoch oben auf einer grauen, epheuüberzogenen Mauer, die wohl einst von Genuesen hier gebaut wurde. Ringsum verfallene Trümmer, Grundmauern trotziger Thürme, ein Friedhof mit Denkmälern verschiedenster Zeiten, mit griechischen, grusinischen, russischen Inschriften, und inmitten die erhabenen Ruinen der herrlichen Kathedrale, die Bagrat III., König des vereinigten Georgien und Abchasien, im Jahre 1003 gegründet hatte, und die das erste Beispiel des georgischen, eine Vereinigung byzantinischer und armenischer Momente bildenden Baustiles ist. Noch stehen, mit Grün überwachsen, die hohen Seitenmauern; Säulenstumpfe entragen im Innern nur wenig dem Boden, der mit zahllosen, herrlichen Resten byzantinischer Baukunst besäet ist. Auf diesen Trümmern sitzen und liegen allenthalben junge Studentlein, in ihren grauen Uniformen, dabei mitunter barfuß, und lernen, theilweise laut, mit großem Eifer. Es mag wohl das Examen bevorstehen!

Ein eigenartiges Bild, wie hier die Enkel die historische Stätte zum Studium aufsuchen, wo so viel Geschichte ihres Volkes sich abgespielt. Ob sie eine Ahnung davon haben? Ob sie daran denken, daß hier vielleicht der Schutt dreier Zeitalter über die steilen Felsen in die zermalmenden Wasser des Rion gesunken?

Aus dunklem Alterthum, aus der Argonautensage ragt der Name der Stadt Aia hervor, deren Stätte man hier sucht. Als Kytaia war es den Griechen bekannt; um Kutatisium kämpften hier die Römer mit den Persern. Hier herrschten später die hehren Dynastien der Sassaniden und Bagratiden; der Sturm von Timurs Horden brauste verheerend durch das Thal und nach ihm bedrängte noch manche Gefahr den oftmals schwankenden Thron des georgischen Zweiges der Bagratiden, bis im Jahre 1692 der Halbmond auf den Burgruinen wehte und von der Hand der Türken die stolze Kathedrale in Trümmer sank. Nun vereinigt der Doppelaar unter seinen weiten Schwingen auch hier in Frieden die Georgier, die Armenier und Juden, Perser und Griechen, die dort drunten in der Altstadt dem Handel oder Gewerbe nachgehen.

Wir wandern dem Hügelrücken hinter dem Burgberg entlang. Rings in den Häusern sind zahllose Studenten, vom kleinen ABC-Schützen bis zu bärtigen

Männern einquartirt, in wahrhaft spartanisch einfachen Klausen; Kutaïs ist der Bildungsmittelpunkt für das ganze westliche Transkaukasien, und die Sprößlinge nicht nur der Russen, sondern auch der Stämme im Hochgebirg und der Bewohner des kleinen Kaukasus weit im Süden, sind unter den Zöglingen vertreten.

Durch einen Park hoher alter Eichen, Kastanien, Buchen, führt der Weg weiter; zu beiden Seiten begleiten ihn die aus kräftigen zugespitzten Pfählen bestehenden Zäune der imeretischen Wohnstätten. Die hölzernen Häuschen mit spitzem Dach im Geviert gebaut, haben überall eine offene Veranda, wo sich die Familie fast den ganzen Tag aufhält. Zerschlissene persische, daghestanische und andere Teppiche, Federkissen und Polster dienen der Bequemlichkeit; der Theekessel steht hier und theilweise noch der Webstuhl. Wie eine Faktorei inmitten der tropischen Vegetation der Südsee liegt so ein Häuschen im Grünen; von der Straße aus durch ein hölzernes Thor mit breitem Dach zugänglich. Und auf dem Rasen ringsum spielen in glücklichem Verein die Kinder mit dem mannichfaltigen Hausgethier, vom kleinen Ferkelchen bis zum behäbigen schwarzen Rind.

Wie reizvoll auch, in den Bazarstraßen zu promeniren! Zu beiden Seiten der mit Kieseln gepflasterten Straßen eine ununterbrochene Reihe niedriger einstöckiger Gebäude, davor, zwei Steinstufen höher als die Straße, ein auf schlanken, dunkelgebrannten Holzsäulen ruhendes Vordach, unter dem man, gegen die Sonne geschützt, vergnüglich bummelt und in die offenen Verkaufs- und zugleich Arbeitsbuden überall hineinsehen kann. In langer Reihe haben hier die Waffenschmiede ihren Stand, aus deren fleißigen Händen die für die tscherkessische Tracht unentbehrliche silbergeschmückte Wehr und Waffen hervorgehen. Ein musikalisch angelegter Meister nebenan reparirt gerade eine der dreisaitigen grusinischen Geigen (Djanur) und zupft dabei etwas in den Saiten. Dort verschwindet eine georgische Schönheit in dem Laden eines Schuhkünstlers und legt den nicht zu kleinen, aber mit haltbarem Strumpf geschmückten Fuß auf den Schemel, um ein Paar der aus einem Stück gefertigten, mit eigenthümlicher Verschnürung befestigten Ueberschuhe zu probiren. Auch geräumige düstere Hallen sieht man hier, wo auf breiten Regalen schwarz und finster, die vier Beine nach oben gestreckt, die als Weinfässer dienenden Thierhäute (burdak) lagern. Die ganze Haut eines Schafes, eines Kalbes, eines Ochsen wird zum Sack genäht, mit den Haaren nach innen, und es ist sehr scherzhaft anzusehen, wenn man aus dem linken Vorder- oder dem rechten Hinterfuß den Wein ins Glas rinnen läßt.

Kauflustige Fremde sind hier eine Seltenheit. Treten wir in den Laden eines persischen Teppichhändlers, so folgen uns acht bis zehn freundliche Männer mit, die eifrig in ihrem Idiom die Handelschaft besprechen. Es ist übrigens eigenthümlich, wie verschieden das Geschäftsgebahren bei den Armeniern und bei den Persern ist. Dort kann man vielleicht ein Drittel des Preises abhandeln; hier wird bei einer Rechnung von vielen Rubeln oft nicht ein 10-Kopekenstück nachgelassen. Die zwei bärtigen Männer, welche, einen prachtvollen persischen Teppich schleppend, uns mindestens an vier Straßenecken immer wieder begegnen, um unsre Kauflust zu reizen — sind sicher Armenier. In jeder dieser kleinen Buden sind mindestens drei bis vier Leute thätig; viele ganz junge Burschen sind dabei, die hier den ganzen Tag, nicht sehr anhaltend, aber dafür mit mehr Genuß, ihr Tagewerk vollbringen. Man sieht noch abends nach 9 Uhr überall bei spärlichster Beleuchtung gebeugte Gestalten bei der Arbeit; diese Summe von reizvollen Interieurs ist sogar abends besonders anziehend. Die Straßen sind dann schon still und unser Schritt hallt auf dem Pflaster. Aber wir lauschen dem vielfachen Gesumm und Gesang, der rings aus den kleinen Räumen tönt. Jeder singt sich seine eigene Weise, und die Straße ist erfüllt von diesem gemischten Laut des Behagens und der stillen Befriedigung. Und dabei sehen wir, wie mancher der kleinen Arbeiter den Hammer aus der Hand legt, sich im Hintergrund auf eine Pritsche wirft und entschlummert. — Sollte hier nicht mehr Glück zu finden sein, als im Heim eines wohlbezahlten englischen first class-Arbeiters?

Ist es möglich, in dem Völkergewirr Malta's oder selbst Konstantinopels bei einigen ethnographischen Kenntnissen sich zurechtzufinden, so erscheint es mir dagegen fast unmöglich, die Stämme des Kaukasus, da wo sie vermischt beisammen wohnen, wie in größeren Städten, an ihrem Aeußeren zu unterscheiden. Die körperlichen Merkmale waren an sich schon immer ganz untergeordnet und unsicher; was aber in früheren Zeiten einen besseren Anhalt bot, die jedem Stamm eigene Nationaltracht, das ist jetzt immer mehr verschwunden, genau so wie die eigenartigen Trachten unsrer Alpenthäler, und die Kleidung bewegt sich überwiegend zwischen zwei Typen, dem tscherkessischen und dem persischen, sofern nicht gar schon die russische Bauerntracht auftritt. Bei den Frauen ist die Wahl gleichfalls vorwiegend auf europäische oder georgische Tracht beschränkt; letztere überwiegend bei den sich verschleiernden islamitischen Glaubensangehörigen. Dies ist für den europäischen Reisenden weitaus das Fremdartigste, aber in ihrer lebensfreudigen Farbenpracht auch oft das ästhetisch Schönste. Dagegen gehört zu den Unika hinsichtlich der Frauenkleidung eine verrückte Frau in mittleren Jahren, welche uns in Kutaïs wiederholt begegnete. Sie trägt lediglich ein hochgeschürztes blaues Baumwollenhemd und zieht in diesem mangelhaften Gewand gravitätisch durch die Straßen. Aber während bei uns unfehlbar johlende Gassenbuben hinter drein gelaufen wären, der durchschnittliche homo moralis Anstoß genommen hätte und die Polizei sehr bald eingeschritten wäre, kümmert sich in Kutaïs Niemand darum und — es findet auch Niemand etwas darin. Sollten nicht die Leute in Kutaïs mehr gesunde Moral besitzen als Manche bei uns in Deutschland?

Strena Helbigiana.

Rom ist nicht mehr, wie von Winckelmanns Zeiten bis zur Mitte der siebziger Jahre, für die Wissenschaft von den antiken Denkmälern der ausschließliche Mittelpunkt. Heutzutage zieht es den jungen Archäologen, wenn er die Universität verläßt, am stärksten nach Athen mit seinen noch viel weniger durchforschten und jährlich, ja täglich sich mehrenden Schätzen. Aber wohl ihm, wenn seine Lehrer und Berather ihm trotzdem erst ein oder zwei römische Semester vorschreiben! Als „ragazzo capitolino“ im deutschen Institute hausend, nahe der heiligsten Stelle des alten Rom, in guter Jahreszeit auch nach Norden und Süden streifend, lernt und sieht er Dinge, die er in Griechenland niemals findet; nur in Italien erschließt sich ihm die antike Kultur in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit und Fülle. Da sind die Wälder von Statuen, zwar meist Kopien, aber dafür diejenige Auswahl, die das kunstverständige Rom aus dem Besten getroffen hat, was der griechische Meisel geschaffen. Da sind die heiligen Orte, die Monumentalbauten, die Gräber, die Privathäuser, sie alle noch in ihren alten Zusammenhängen, noch umgeben

von einem Volke, das durch eine abermalige glänzende Epoche hindurch in direkter Linie die alte Kultur fortgesetzt und für das Auge des Kenners so unendlich vieles an alten Sitten, Gebräuchen und Lebensanschauungen bewahrt hat. In Griechenland steht neben dem Alten, getrennt durch eine mehr als tausendjährige Barbarei, ein schwächliches westeuropäisch überfirnißtes Modernes, das Alte aber ist ungleich mehr als in Italien zerstückelt, zertrümmert, ein Fragment, das nur dem Wissenden im Geiste wieder zu etwas ganzem ersteht. Nichts kann diesen geistigen Wiederaufbau mehr erleichtern als die breite Erfahrung an den italienischen Denkmälern; und sie vermittelt auch am klarsten die Erkenntniß, was griechischer Geist, griechische Kunst für Römerthum und Renaissance gewesen sind, das gewaltige Ferment, das von Zeit zu Zeit immer wieder seine lebenwirkende Kraft zeigt. Ueber Rom nach Athen scheint ein Umweg. Die Wissenschaft hat ihn aus äußeren Gründen machen müssen. Ihn im kleinen nachzuthun, wird Jedem Nutzen bringen, denn im Grunde ist er der sicherste Weg zum Herzen der antiken Kultur.

Aber noch ein anderes gewinnt der junge Forscher dabei. Sich in Rom einmal heimisch gefühlt zu haben, ist ein Gewinn für das ganze Leben. Datirte doch Goethe eine neue Epoche seines Lebens von dem Tage, da er die Hauptstadt der Welt betrat. Zwar wird nur Wenigen das Glück, wie Gregorovius, das stolze **Civis Romanus** zu seinem Namen setzen zu dürfen, aber ein wenig theilhaftig der Größe dieser Stadt fühlt sich doch Jeder. Hier blüht dem jungen Archäologen ein höheres, ernsteres und doch noch freudigeres Studentenleben, wo er in steter Berührung mit südlichem Volksthum, im Wetteifer mit gleichstrebenden Genossen, im Verkehr mit Aelteren als Mensch und als wissenschaftlicher Arbeiter sich reifen fühlt. Die Erinnerung daran ist eine Erquickung für alle Zeit.

Und ein weiteres. „Das Glück der römischen Zeiten, die Anmuth, die Sorglosigkeit, die Heiterkeit, die Fülle des römischen Lebens und Zusammenlebens knüpft alle diejenigen, welche an die Fontana Trevi gelangt sind, nicht bloß an die ewige Stadt, sondern verknüpft sie auch untereinander zu dauernder Gemeinschaft." So Theodor Mommsen, in dem Buche, auf das wir hier die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen und das zugleich ein Beweis für diesen Satz und ein Denkmal römisch-internationalen Gelehrtenlebens ist.

Die Forscher, denen es vergönnt ist, dauernd in Rom selbst zu leben, bilden die Mittelpunkte dieser geistigen Gemeinschaft, von der Mommsen spricht. Sie sind die natürlichen Berather der Jüngeren, die Helfer Aller. Denn nicht immer geht im heutigen Italien die Arbeit des fremden Archäologen so ungehindert seinen Weg, und manches Hinderniß muß beseitigt, manche verschlossene Thüre durch ein einflußreiches Wort geöffnet werden.

So wirkt seit einem Menschenalter **Wolfgang Helbig** in Rom, früher als Sekretär am deutschen Institut, seit mehr als einem Jahrzehnt in Villa Lante, seinem gastlichen Heim, das vom Janikulum über ganz Rom und die Campagna hinschaut. Dem Sechzigjährigen hat die archäologische Welt eine Strena dargebracht, eine Geburtstagsgabe, die ihm in greifbarer Gestalt, in einer stattlichen, reich ausgestatteten Sammlung von Aufsätzen, die Anerkennung der Wissenschaft für seine erfolgreiche Forscherarbeit und den Dank jedes Einzelnen für so manche Anregung, Förderung, Hülfe darbringt.[1]) Siebenundfünfzig Gelehrte, davon zwei Drittel Deutsche, die anderen Italiener, Franzosen, Engländer, Russen und Schweden haben beigetragen. Alle Generationen, vom Altmeister Mommsen an, sind vertreten, alle Zweige der Alterthumswissenschaft, alle Kulturepochen, neben Griechenland und Rom, Aegypten und Mykenae und die Kunst der Renaissance. Nicht wenige dieser Aufsätze knüpfen unmittelbar an Studien Helbigs an. Und so ist das Ganze ein Abbild ebenso der vielseitigen wissenschaftlichen Bethätigung des Gefeierten, wie seines weitreichenden persönlichen Wirkens.

Es kann nicht dieses Ortes sein, auf die in der Strena Helbigiana niedergelegten Studien im einzelnen einzugehen. Nur einer der Untersuchungen sei gedacht, weil sie etwas spezifisch Römisches behandelt, einen Brauch, den jeder Romfahrer, der im Kreise deutscher Künstler und Gelehrten seinen Abschied von der ewigen Stadt feiert, an sich selbst erfährt. Den Scheidenden führen die Freunde am letzten Abend an den prächtigsten Brunnen Roms, die Fontana Trevi. Seitwärts von dem mächtigen Becken, in das unter Poseidons Füßen die Wasser sich rauschend herabstürzen, fließt aus dem Felsen ein kleiner Quell zum Trinken. Man umsteckt ihn mit brennenden Kerzchen und bei ihrem Schimmer trinkt der Wanderer in vollen Zügen das köstliche Naß der Aqua Virgo. Dann geleiten sie ihn vor die Mitte des großen Beckens und mit abgewandtem Gesicht wirft er einen Soldo Papale, ein Kupferstück mit dem Bilde Pio Nono's, über den Kopf ins Wasser. Nun ist der Zauber vollendet, die Sehnsucht bindet ihn für ewig an Rom, er wird zurückkehren.

Ist das bloß ein Scherz, ersonnen von heiterer Gesellschaft und zufällig tradionell geworden? Gewiß nicht. Es ist vielmehr, wie Richard Wünsch nachweist, in aller Form antiken Rituals ein Opfer an die Nymphe der Aqua Virgo. Nächtliche Götterverehrung bei Kerzen- und Fackelschein ist uns aus vielen griechischen Kulten geläufig. Durch den feierlichen Trunk aus der Quelle versicherte man sich des Segens des göttlichen Wesens, das in der Quelle lebt. Das beste Theil dieses Segens ist die Gewißheit, daß man immer wieder aus dieser Quelle trinken wird; wer im heißen Süden gelebt hat, der weiß, was das bedeutet. So wird noch heute in Griechenland am dritten Tage nach der Hochzeit die neuvermählte Frau in festlichem Zuge an die Quelle geführt, woraus sie in Zukunft schöpfen soll; sie muß sie feierlich begrüßen, mit hohler Hand trinken und einige Münzen hineinwerfen. In anderer Weise ist der gleiche Gedanke von dem Walten und der Macht der Quellgottheit im Mythos von Hylas ausgebildet, den die Nymphe des Sees an sich lockt und in die Tiefe zieht. Das Wohlwollen der Quellgottheit also und das sehnsüchtige Verlangen der Rückkehr trinkt sich der Forestiere, wie es Franz von Gaudy in Verse gebracht hat:

> Rom, wär' ich auf ewig an dich gebannt?
> Wer aus dem Born, so raunt die Sage,
> Geschlürft, den hält die Nymphe fest,
> Und wenn er treulos sie verläßt,
> So welken in Sehnsucht seine Tage.

Das Hineinwerfen des Geldstücks verstärkt den Zauber. Es ist ein Opfer, das man abgewandten Blickes darbringen muß, damit man die Gottheit nicht sieht, wenn sie es in Empfang nimmt. Denn die Wasserwesen strafen mit Wahnsinn, mit *νυμφοληψία*, den Vorwitzigen, der sie zu erblicken trachtet. So mußte auch Odysseus den rettenden Schleier der Leukothea abgewandt dem Meere zurückgeben. Und eine Münze der alten Zeit, keinen modernen Soldo, muß man opfern, denn alles religiöse Ritual hält gern an den Dingen einer älteren Kulturstufe fest; im alten Rom durfte der Opferstier nur mit einem bronzenen, keinem eisernen Beile geschlagen werden. Die Beispiele für das Werfen von Münzen in Brunnen und Quellen sind aus dem Alterthum zahlreich bezeugt. Theils dankt man dadurch für die Gabe der Gottheit, namentlich wenn man der Quelle Heilkraft zuschreibt, wie bei dem Heilgott Amphiaraos bei Oropos in Attika, theils erbittet man Gutes damit, wie am Lacus Curtius, in den man jährlich einmal für das Wohlergehen des Augustus Geldopfer zu werfen pflegte. Zahlreich sind die Funde von Münzen auf dem Grunde von Brunnen, und zwar in den verschiedensten Gegenden der antiken Kultur, wodurch man den Brauch bis in das früheste

[1]) *Strena Helbigiana.* Sexagenario obtulerunt amici a. d. IIII. non. Febr. a. MDCCCLXXXXVIII. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri, MCM. — 348 Seiten in Quart, mit einem Bildniß Helbigs, mit vier Tafeln in Lichtdruck und zahlreichen Abbildungen im Text.

nachchristliche Jahrhundert belegen kann. Besonders wichtig aber ist, daß er auch heute noch lebendig ist, einmal in Griechenland, wie die schon angeführte Hochzeitssitte zeigt, dann aber auch im Norden, in Frankreich, Mähren und Norwegen. Aus Italien ist kein Beispiel bekannt, der moderne Römer lacht über die Scherze der Fremden an der Fontana di Trevi.

Aber haben die Deutschen nicht doch vielleicht an jetzt vergessene Bräuche der Romagnolen angeknüpft? Oder ist es eine gelehrte und künstliche, aber durch die Poesie des Ortes zu Kraft gelangte Wiederbelebung? Wünsch überläßt die Antwort einem älteren Romkundigen. Wie sie aus ausfallen möge, einem Jeden, der aus der Fontana getrunken, wird die Sehnsucht bleiben nach dem „Glück der römischen Zeiten".

Heinrich Bulle.

Ueber den Ursprung des Wortes „Kirche".[1]

In allen germanischen Ländern bezeichnet man die christlichen Gotteshäuser mit dem Ausdruck „Kirche", „Kerk", „Church" u. s. w., Formen, welche insgesammt ersichtlich auf eine und dieselbe Urform „K.r.ch" zurückgehen, während in den romanischen Ländern die griechisch-lateinische Form ecclesia (église, chiesa, iglesia u. s. w.), d. h. „Volksversammlung" (nach den „Volksversammlungen" in den griechischen Freistaaten, bei den Römern „Senat und Volk") üblich ist. Bekanntlich ist das Wort „Kirche" erst mit dem Christenthum in die germanischen Länder gekommen, ist also nicht germanischen Ursprungs. Im Althochdeutschen lautet es chirihhâ oder chilihhâ, in der alamannischen Mundart chilche und wird zumeist, wie sich aber gleich zeigen wird, fälschlich, vom griechischen kyriakê oikia (κυριακή „Herren"haus) hergeleitet. Da das Christenthum aus dem Orient stammt, so wird auch das Wort „Kirche" zweifellos orientalisch sein. Das muß von vornherein vermuthet werden. Ebenso muß vermuthet werden, daß sich mindestens Spuren desselben schon im altjüdischen Schriftthum und auch sonst in den orientalischen Sprachen finden. In der That lehrt uns schon das im 13. Jahrhundert verfaßte große arabische Wörterbuch „Lisân el 'Arab", daß das Wort noch bis weit ins Mittelalter hinein im Orient im Gebrauch war. Kirhh (auf arabisch mit dem emphatischen h geschrieben, das am annäherndsten durch hh wiedergegeben wird, aber fast wie deutsches ch lautet) und Ukairâhh sind nämlich nach Angabe des genannten Lexikons „Häuser und Orte, wohin sich die Christen an einigen ihrer Feiertage begeben", wozu bemerkt wird, daß das „eine bekannte Sache" sei. El Ukairâhh wird in einer Randglosse zum Wörterbuch als Deminutivform vom Plural des Wortes Kirhh erklärt, also als: „Die Kirchlein" und dabei angegeben, daß Jâkût eine Stelle aus El Khâlidi's Werken citire, wonach El Ukairâhh eine gesunde, liebliche Gegend im Distrikt von El Kûfa ist, mit kleinen Häuschen, in welchen Mönche wohnen, die keinem Patriarchen unterstehen (könnte auch übersetzt werden: „die kleine Klosterzellen haben"). Wir hätten also gewonnen: Kirhh = „Mönchsklause" und „Versammlungsort der Christen an einzelnen Feiertagen". Das Wort wird im Arabischen mit dem einfachen Buchstaben k geschrieben, der genau unserm deutschen k entspricht. Im Minäischen, dem ältesten, bis weit ins zweite vorchristliche Jahrtausend hinaufreichenden Zweige des vorislamischen Südarabischen, ist die Wurzel k. r. hh. durch einen Gottesnamen vertreten, nämlich durch n. k. r. hh., etwa auszusprechen: (I)nkirâhh oder nikrâhh, wobei das n lediglich grammatische Bedeutung hat. Man deutet diesen Namen gewiß ganz falsch, wenn man an „Haß" oder dergl. denkt, indem man sich auf eine arabische Wurzel stützt, die für ungeübte europäische Ohren zwar ähnlich klingt, aber hinreichend anders geschrieben wird, um eine Gleichsetzung auszuschließen. Viel richtiger ist es vielleicht, bei diesem minäischen Gottesnamen an das Gegentheil von „Haß" zu denken oder etwa an einen Gott der Demuth. Doch ist hier nicht der Ort, die genaue Bedeutung der minäischen Bezeichnung zu eruiren, wenngleich das jetzt wohl leicht gelingen würde. Hier genügt uns vielmehr die einfache Konstatirung des Vorhandenseins der in Rede stehenden Wurzel auch in einer so alten semitischen Sprache wie der minäischen. Im Syrischen gibt es drei Worte, die hier in Betracht kommen könnten: 1. k(w)rhhâ oder k(w)rchâ, cella cellula (Zelle, bezw. kleine Zelle oder Kammer), auszusprechen etwa kurhhâ oder kurchâ; 2. das Verbum krakh involvit, circumvagatus est (einwickeln, einhüllen, rund herum ausgebreitet 2c.), ein Verbum, das allerdings nur als eine Verkürzung des arabischen karkara gedeutet wird; dazu gehört: kerkhâ volumen, also Buch, Rolle, vielleicht: heiliges Buch. Endlich 3. karkhâ oder richtiger karchâ oppidum, urbs (befestigter Platz, Stadt mit einer Umfassungsmauer). Damit übereinstimmend ist assyrisch kirchû (nach Delitzsch: Befestigung, Festung) und das in geographischen Ortsnamen in Mesopotamien und Syrien öfters vorkommende Wörtchen karch (bezw., mit dem Artikel, El karch), z. B. Karch Bâdjeddâ, Karch el Basra, Karch Baghdâd, Karch Djuddân, Karch er Rakka, Karch Sâmarrâ, Karch Maisân 2c. Die arabischen geographischen Wörterbücher halten das Wort für nabatäisch, was ja fast dasselbe ist wie aramäisch oder syrisch und erklären es als „sammeln", „versammeln". In Wirklichkeit dürfte es in diesen Zusammensetzungen eine ähnliche Bedeutung haben wie arabisch masna'at, hhisn, kal'at 2c.: Burg, Festung. Das Wesentliche dabei ist aber ersichtlich: die Umfassungsmauer, also das Umschließende, Abschließende, kurz, die Umfriedung, ganz wie bei dem arabischen dâr, dâra, Gehöft, Haus, und dem syrischen dêr, dairâ (und dârâ, Kloster) oder dem hebräischen dôr (das Umkreiste, das Abgeschlossene, die Wohnung). Die Bedeutung „sammeln", „versammeln" kommt der des „Umschließens" oder „Umfassens" sehr nahe. So nennen ja die Araber ihr Gotteshaus kurzweg „el djâmi'" „das Versammelnde", „der Sammler". In dem gleichen Sinn könnte ja auch das von den Arabern überlieferte und oben bereits erwähnte kirhh (oder, wie es gleichfalls überliefert wird, kirch) genau wie djâmi aufgefaßt werden und wir könnten schon darin eine ganz plausible Erklärung des deutschen Wortes „Kirche" erblicken; denn es wäre dann fast vollkommen identisch mit „ecclesia". Die Anzweiflung der Unverkürztheit der syrischen Wurzel k. r. k. oder krakh (von der das unter Nr. 3 erwähnte karkhâ oder karchâ ja unzweifelhaft abstammt) brauchte dabei gar nicht einmal so schwer in die Waagschale zu fallen; denn man könnte sich im Nothfall auf das assyrische kirchû (kirchû) allein stützen, da doch nicht auch dieses als Verkürzung eines arabischen karkar aufgefaßt werden müßte. Arabisch gilt ja für weit jünger als Assyrisch, und das arabische Wort ist jedenfalls nicht für das Alterthum literarisch belegbar.

Wir können hierfür aber noch einen anderen Weg einschlagen, indem wir gewisse Laute des in Rede stehenden Wortes näher untersuchen. Die Orientalen haben nämlich noch einen zweiten k-Laut, der fast guttural und ähnlich wie das schweizerische k klingt. Sie werden bisweilen miteinander verwechselt, besonders wenn im Lauf der Zeit die etymologische Grundlage eines Wortes in Vergessenheit geräth. Wenn wir nämlich im Hebräischen Umschau halten, dann finden wir keine entsprechende mit dem einfachen k geschriebene Vokabel, wohl aber eine vollkommen passende, die mit dem emphatischen k anlautet, nämlich k. r. hh. Diese Wurzel bedeutet im Hebräischen (so schon bei den Propheten Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Mikha und im Levit.) und im Aramäischen: „kahl machen", „die Haare fleckenweise ausreißen, ausrasiren", „sich eine Glatze machen" u. s. w. Ein Kêrêhh oder ein Kirêhh z. B. ist Jemand, der eine Glatze am Hinterkopfe hat, und Karhha bedeutet direkt „Glatze", und zwar als Zeichen der Trauer, also absichtlich hervorgebracht. Deuteron. XIV, 1 wird diese Karhha, insoweit sie den Vorderkopf bloßlegt, verboten. Den Priestern ist die karhha (nach Levit XXI, 5) speziell verboten: Sie

[1] Der in diesem Artikel entwickelten Ansicht glaubten wir die Aufnahme nicht verweigern zu sollen, obwohl sie von der allgemein angenommenen Ableitung des Wortes „Kirche" aus dem Griechischen völlig absieht. Ob indeß die bisher geltende Ansicht oder die des Hrn. Verfassers zutreffend ist, kann erst entschieden werden, sobald auch von Seiten der Germanisten Gegenäußerungen zur Sache vorliegen werden. Solchen werden wir in Anbetracht des allgemeinen Interesses, welches das Wort „Kirche" beansprucht, selbstverständlich gleichfalls gern Raum gewähren. D. Red.

sollen keine Glatze auf ihrem Haupte machen und ihren Bart nicht abscheeren (abrasiren, hebr. jegallechu, daher im Jargon: gallach = rasirt = katholischer Priester). Man ersieht daraus, daß das Ausrasiren von Glatzen damals sehr gebräuchlich war, da sonst kein Verbot dagegen erlassen worden wäre. Auch die alten Abessynier hatten für „rasiren" ganz wie die Hebräer den Ausdruck: karehha, ebenso heißt bei den Arabern die Glatze noch heute: kar'a, wo also nur der Laut hh sich in den nahe verwandten Laut des 'ain — 'ain ist ein sogenanntes weiches oder tönendes hh, wie d ein weiches t ist, wie b ein weiches p, g ein weiches k rc. — erweicht hat. Ja selbst eine Wurzel mit dem Laut hh (k. r. hh.) kommt im Arabischen vor, allerdings nur noch in der rein ethischen Bedeutung „rein", „klar", „geistig hervorragend beanlagt", davon eine abgeleitete Form mit der Bedeutung: „Anderen (durch Tugend, Geist rc.) voranleuchten", „Anderen den Weg weisen, die Bahn brechen". Die Glatze scheint sonach nur das äußere Abzeichen dieser hervorragenden Eigenschaften gewesen zu sein, daher die Verwendung desselben Wortes für die Eigenschaften und für das äußerliche Kennzeichen derselben. Am deutlichsten zeigt sich das im Aramäischen oder Syrischen, wo die Wurzel k. r. hh. (mit emphatischem k) *beide* Bedeutungen hat. So heißt kr(a)hh nicht nur celebravit, definivit, sondern auch: calvus factus est (Brockelmann, Lexicon Syriacum); ebenso heißt krihha clarus, manifestus, apertus, nobilis, und eine andere Form derselben syrischen Wurzel hat, genau wie im Arabischen, die Bedeutung: „beredt sein". Also Bußfertigkeit nach den hebräischen Ueberlieferungen, und hervorragende Eigenschaften und Tugenden nach dem aramäischen Sinn des Wortes waren der Inbegriff dessen, was man durch Ausrasiren einer Glatze äußerlich erkennbar machen wollte. Wer wird nach dem Gesagten nun nicht sofort an die *Tonsur* der *katholischen Geistlichen* erinnert? Bußfertige haben sich schon in alter Zeit den Kopf kahl rasirt, wie wir gesehen haben. Daß diese Sitte fortlebte und noch bei den Mönchen und Einsiedlern herrschte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß diese im 6. Jahrhundert in dieser Richtung den christlichen Priestern als Vorbild dienten. 633, auf dem Konzil in Toledo, wurde dann bekanntlich die sogenannte Petrus-Tonsur (am Scheitel) im Gegensatz zur Paulus-Tonsur (am Vorderhaupt) den Geistlichen der römischen Kirche gesetzlich anbefohlen. Man wird also kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß, wie bei den alten Juden, so auch noch in den ersten Jahrhunderten des Christenthums jeder Tonsurirte, also jeder Büßer, jeder Einsiedler und Mönch und wohl noch in höherem Grade jeder christliche Priester im Volksmunde kurzweg mit dem althebräischen Ausdruck kêrêhh benannt wurde. Der kêrêhh wirkte damals besonders in Klöstern und Mönchsklausen, für welch letztere man, wie wir aus den arabischen Wörterbüchern wissen, den Ausdruck kirhh hatte. Da späterhin, d. h. zur Zeit, als sowohl das Hebräische wie auch das Aramäische so gut wie ausgestorben waren, die Aussprache des Aramäischen genau so wie die des Hebräischen noch in unsern Tagen fast bis zur Unkenntlichkeit korrumpirt wurde und insbesondere die Unterschiede der emphatischen Laute verwischt wurden, so ist es nicht zu verwundern, daß man beide Worte ineinander fließen ließ und annahm, daß das Wort kirhh desselben Ursprungs sei wie kêrêhh. Der tugendhafte, entsagungsvolle und bußfertige Gottesmann, den man sich ohne Tonsur gar nicht vorstellen konnte, war im Volksmunde fortan unzertrennlich verknüpft mit der Klause, dem Kloster, der „Kirche". Das war, wohlgemerkt, nur volksthümliche Vorstellung und Ausdrucksweise, keineswegs offizielle oder literarische. Das nur vulgäre Wort „Kirche", das also aus einer Verschmelzung des althebräischen Wortes für Tonsur und des aramäisch-syrischen Wortes für Mönchsklause rc. entstanden ist, kam dann mit dem Christenthum in die germanischen Länder. Die altdeutsche Form chirihha hat den ursprünglichen Lautbestand des Wortes fast vollkommen überliefert. Dagegen könnten chilihha und chilcho auch auf das gleichfalls uralte hebräische gillahh oder gillach zurückgeführt werden, was indessen fast genau dasselbe bedeutet wie kirihh, wenn auch mehr mit Bezug auf das Vorderhaupt. „Kerehh" war also ursprünglich „der Tonsurirte", dann, kombinirt mit einem aramäischen Worte: „das Haus, in welchem der Tonsurirte den Gottesdienst versah" und in noch allgemeinerem Sinne: die gesammte Christenheit mit ihrer Hierarchie von Tonsurträgern oder Priestern. „Kirche" war, wie wir gesehen, schon bei den alten Hebräern ein geweihtes, heiliges Wort, eine Handlung, die nur bei Büßenden, gottergebenen Einsiedlern, Mönchen rc. Anwendung fand. Das Wort in dieser weihevollen Bedeutung ging im Orient später, selbst bei den arabischen Christen, vollständig verloren. Die Kirche selbst nannte man dort *kanîsat* (nach jüdischem Vorbild, keneset = „Versammlung", und dem griechisch-lateinischen ecclesia, ganz analog dem arabischen djâmi', das gleichfalls dieselbe Bedeutung hat) oder *kalîa* (so in Jemen, von ecclesia), und für „Priester" wurde eine ganze Reihe neuer, theils dem Lateinischen, theils dem Griechischen, ja auch theils dem Italienischen und Französischen entnommener Bezeichnungen gebildet. Ich erinnere beispielshalber nur an pappâs oder babbâs (aus pappas) und an khûri (aus curé). Von hebräisch-aramäischem Sprachgut hat sich da nur sehr wenig erhalten, z. B. šammâs = Diakon, Meßdiener, Kirchendiener und einige andere. Durch die arabische Form kirhh allein schon wird die Ableitung des Wortes „Kirche" aus κυριακή ausgeschlossen; denn aus diesem griechischen Worte wäre im arabischen Munde niemals kirhh oder kirch, sondern höchstens kirjâk oder kirjâka (also immer mit j und mit k und nicht mit hh oder ch) geworden. Es spricht im Gegentheil alles für eine *semitische* Wurzel, gleichviel ob wir uns für k. r. hh (mit dem einfachen k) oder für k. r. hh (mit dem emphatischen k) entscheiden; denn in nicht weniger als sechs semitischen Sprachen ist sie in der einen oder in der anderen Form, wie wir gesehen haben, nachweisbar, und zwar bis ins graueste Alterthum zurück, wo an eine Entlehnung aus dem Griechischen überhaupt nicht zu denken ist.

Ueber den *Weg*, den das im Orient gebräuchlich gewesene Wort „Kirhh" genommen hat, um gerade in die *germanischen* Länder zu gelangen, werden nunmehr, falls die im obigen gegebene Erklärung des Wortes Anklang findet, neue Untersuchungen angestellt werden müssen, die vielleicht ergeben werden, daß die Uebertragung des semitischen Wortes auf *direkte Beziehungen* zurückgehen, die zwischen einzelnen germanischen Ländern und dem arabischen Orient, oder richtiger: dem semitischen Orient, schon vor der Christianisirung der ersteren bestanden; denn durch die romanischen Länder kann das Wort seinen Weg nicht genommen haben, da es sonst auch dort Spuren zurückgelassen hätte. Nicht undenkbar wäre es, daß sich hier einfach *jüdischer* Einfluß zeigte, denn Juden gab es damals in vielen germanischen Ländern. Aber auch die Juden könnten den Ausdruck nur aus dem Orient, wo er allein üblich war, nach Europa gebracht haben, und zwar im Gefolge ihrer Handelsreisen.

München, 27. Aug. 1900. *Eduard Glaser*.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober. (Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends.) Die *Milchstraße* zieht in flach gewölbtem Bogen vom nordöstlichen zum westlichen Horizont, wobei sie den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei nicht mehr ganz gleiche Hälften theilt. Die in ihr liegenden Sternbilder der *Cassiopeja* und des *Cepheus* gehen eben, nur einige Grad nördlich vom Zenithpunkt, durch den Meridian, während die im westlichen Arm der Milchstraße glänzenden Sternbilder des *Adlers*, des *Schwans* und der *Leier* mit dem durch ihre hellsten Sterne gebildeten Dreieck *Atair-Deneb-Wega* nur noch in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont stehen.

Im Nordwesten sind die Sternbilder der *nördlichen Krone* und des *Herkules* im Untergang begriffen. Im Südwesten stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder des *Steinbocks*, des *Wassermanns* und des *Füllens*; der südliche Fisch mit dem funkelnden Stern erster Größe *Fomalhaut* steht noch tief im Süden.

Nahe dem Meridian und etwa 20° südlich vom Scheitelpunkt steht das langgestreckte Sternbild des Pegasus, etwas südlich von diesem, in der Nähe des Himmelsäquators, kulminirt das wenig sternreiche Sternbild der Fische.

In mäßiger Höhe über dem südöstlichen Horizont erblicken wir das über einen Bogen von beiläufig 40° in Rektascension sich erstreckende Sternbild des Walfisches. Im Osten ist der Fluß Eridanus eben aufgegangen; in größerer Höhe steht daselbst das Sternbild des Stiers mit dem Stern erster Größe Aldebaran und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden, glänzen fernerhin die Sternbilder des Widders, des Dreiecks und der Andromeda. Letztere steht dem Scheitelpunkt schon ziemlich nahe, in ihr befindet sich der bekannte, auch dem freien Auge (als schwaches Lichtwölkchen) erkennbare, spindelförmig-langgestreckte Andromeda-Nebel, der nach neueren, am Astrophysikalischen Institut in Potsdam ausgeführten spektroskopischen Untersuchungen in Wirklichkeit ein spiralförmig angeordneter Sternhaufen mit kontinuirlichem Spektrum ist.

Im nordöstlichen Arm der Milchstraße steht in mäßiger Höhe das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella und zwischen der letzteren und der Cassiopeja das an veränderlichen Sternen, Sternhaufen und Nebeln so außerordentlich reiche Sternbild des Perseus. Im Nordosten sind die Zwillinge eben im Aufgang begriffen; im Norden stehen, tief am Horizont, die Sternbilder des Luchses, des Großen Bären und der Jagdhunde.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats Oktober um rund 11° in Deklination nach Süden; um die Mitte des Monats beträgt ihre Kulminationshöhe noch 33°. Die Entfernung der Sonne von der Erde nimmt fortdauernd ab, sie wird im Laufe des Monats um rund 175,000 Meilen kleiner; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst dementsprechend von 31′ 57.6″ auf 32′ 14.4″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Oktober	Aufgang	Untergang
1.	6 h 14 m früh	5 h 53 m abends
8.	6 24 „	5 39 „
15.	6 34 „	5 25 „
22.	6 44 „	5 12 „
29.	6 55 „	5 0 „
31.	6 58 „	4 56 „

Die Tageslänge nimmt hienach im Laufe des Monats Oktober um fast 1¾ Stunden ab und es treffen von dieser Abnahme 44 Minuten auf die Morgen- und 57 Minuten auf die Abendstunden. Am Schluß des Monats beträgt die Tageslänge (der Tagbogen der Sonne) noch 9 Stunden 58 Minuten. Hiezu kommen am Morgen und Abend je 49 Minuten für die Dämmerung, so daß sich für Ende Oktober die gesammte Tagesdauer zu 11 Stunden 36 Minuten ergibt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Oktober sind folgende:

1. Oktober	10 h	nachts	Erstes Viertel
3. „	7	früh	Erdnähe
8. „	2	nachm.	Vollmond
15. „	11	vorm.	Letztes Viertel
21. „	7	früh	Erdferne
23. „	2	nachm.	Neumond
31. „	9	vorm.	Erstes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Oktober	Aufgang	Untergang
1.	1 h 31 m nachm.	10 h 31 m nachts
8.	5 19 „	6 10 früh
15.	11 19 nachts	1 37 nachm.
22.	5 38 früh	4 26 „
29.	12 11 mittags	8 28 abends
31.	1 21 nachm.	11 49 nachts.

Am 13. Oktober, nachmittags 5 Uhr, wird der Planet Neptun, am 26. Oktober, früh 7 Uhr, der helle Stern β im Skorpion, am gleichen Tage, um 11 Uhr vormittags, der Planet Uranus, und am 27. Oktober, nachts 1 Uhr, endlich der Planet Jupiter vom Monde bedeckt. Die ersten drei Bedeckungen fallen für uns in die Tagesstunden. Die Bedeckung des Planeten Jupiter aber ist nur an Orten, die zwischen dem 47. Grad nördlicher und dem 10. Grad südlicher Breite liegen, sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich etwas ungünstiger.

Merkur durcheilt in rascher rechtläufiger Bewegung die Sternbilder der Jungfrau und der Waage, um gegen den Schluß des Monats im Skorpion einzutreffen. Seine Entfernung von der Erde sinkt dabei von 27.6 auf 19.8 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu etwa zwei Dritteln beleuchteten Scheibe steigt entsprechend dieser beträchtlichen Annäherung von 4.9″ auf 6.8″ an. Am 10. Okt. geht Merkur durch das Aphel (Sonnenferne) seiner Bahn, am 30. Okt. erreicht er seine größte östliche Elongation von der Sonne mit 23.8° und am gleichen Tage seine größte südliche heliozentrische Breite. Er geht durchschnittlich etwa eine halbe Stunde nach der Sonne unter, wird also wieder Abendstern, doch ist er wegen seines tiefen Standes vorläufig mit freiem Auge noch nicht sichtbar.

Venus bewegt sich im Laufe des Monats rechtläufig vom Sternbild des Großen Bären in das der Jungfrau. Ihr Abstand von der Erde wächst im Laufe des Monats von 16.3 auf 20.8 Millionen Meilen an, so daß umgekehrt der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 64 Proz. beleuchteten Scheibe von 20.8″ auf 16.3″ herabsinkt. Am 10. Okt. passirt sie den aufsteigenden Knoten ihrer Bahn, am 19. Okt. kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Venus geht durchschnittlich um 2½ Uhr morgens auf und ist daher in den frühesten Morgenstunden am östlichen Himmel als hellglänzender Morgenstern sichtbar.

Mars geht rechtläufig vom Sternbild des Krebses in das des Großen Löwen. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Okt. 34.3, am 31. Okt. 29.6 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu neun Zehnteln beleuchteten Scheibe steigt im Laufe des Monats von 5.6″ auf 6.5″ an. Mars geht Mitte Oktober bereits einige Minuten vor Mitternacht auf und ist demnach in der zweiten Hälfte der Nacht am östlichen Himmel sichtbar. Am 17. Okt. kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter kommt in langsamer rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Schlangenträgers in das des Skorpions. Sein Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 116 auf 126 Millionen Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe sinkt dementsprechend von 31.7″ auf 30.0″ herab. Jupiter nähert sich am 19. Okt. dem Planeten Uranus bis auf etwa 20 Bogenminuten, am 26. Okt. kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, wobei, wie schon oben erwähnt wurde, für die Gegenden zwischen + 47° und — 10° geogr. Breite eine Bedeckung stattfindet (die Breite von München beträgt 48° 1′). Da Jupiter im Oktober durchschnittlich zwei Stunden nach der Sonne untergeht, ist er nur noch für kurze Zeit am südwestlichen Abendhimmel sichtbar.

Saturn bewegt sich im Sternbild des Schützen um beiläufig 2° in rechtläufigem Sinne vorwärts. Am 1. Okt. beträgt sein Abstand von der Erde 205, am 31. Okt. 214 Mill. Meilen. Der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 14.9″; die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind für die Mitte des Monats: große Achse 36.0″, kleine Achse 16.2″. Saturn kommt am 1. und am 28. Okt. in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Er geht durchschnittlich 3¼ Stunden nach der Sonne unter, ist also noch während der ersten Abendstunden ziemlich tief am südwestlichen Himmel sichtbar.

Uranus setzt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild des Skorpions fort, vergrößert aber dabei seine Entfernung von der Sonne um rund 8 Millionen Meilen, so daß sie im Durchschnitt 397 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.6″ beträgt. Uranus geht durchschnittlich 2 Stunden nach der Sonne unter, ist also, besonders mit Rücksicht auf seinen tiefen Stand am Himmel, praktisch genommen, für uns unsichtbar. Am 26. Okt., vormittags 11 Uhr, wird er vom Monde bedeckt.

Neptun ist Anfangs Oktober stationär, dann rückläufig im Sternbild des Stiers. Sein Abstand von der Erde beträgt im Monatsdurchschnitt 594 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 2.3". Da er um die Mitte des Monats bereits um 8½ Uhr abends aufgeht, kann er fast die ganze Nacht hindurch (mit größeren Fernrohren) beobachtet werden. Am 13. Okt., um 5½ Uhr nachmittags — für uns also ebenfalls nach bei Tag —, wird er vom Monde bedeckt.

Kometen. Der Komet 1900, b (Barelly-Brooks) ist zwar während des ganzen Monats zirkumpolar (kann also die ganze Nacht hindurch am Himmel beobachtet werden), seine Entfernung von der Erde ist aber nunmehr so beträchtlich angewachsen, daß er nur noch ganz großen Instrumenten zugänglich ist. — Mit Eifer ist in den letzten Monaten nach einem periodischen Kometen gesucht worden, den der bekannte Kometenjäger L. Swift in Rochester im Juli 1878 entdeckt hat und der, wie man Grund hat, anzunehmen, wahrscheinlich identisch ist mit einem von De Vico in Rom im Juli 1846 entdeckten Kometen. Die aufgewendete Mühe ist bisher leider vergeblich gewesen. Zum letztenmale wurde der fragliche Komet im Oktober 1894, gleichfalls von Swift, aufgefunden und beobachtet, für die in diesem Jahre erwartete Erscheinung waren die Verhältnisse ziemlich ungünstig.

Sternschnuppen. Im Monat Oktober finden sporadische Sternschnuppenfälle von mehr oder weniger starker Frequenz statt, deren Ausstrahlungspunkte in der Cassiopeja, im Orion, im Drachen, im Stier, in den Fischen, in den Zwillingen und im Großen Bären, also fast über den ganzen Himmel, verstreut liegen. Am ausgeprägtesten sind wohl die aus dem Orion kommenden (die „Orioniden"), welche gegen den Schluß des Monats — heuer also hinsichtlich der Mondbeleuchtung zu einer günstigen Zeit — ihr Maximum erreichen. Am 18. September, abends gegen 9 Uhr, ist fast in ganz Deutschland — ohne Zweifel auch von manchem Leser dieser Beilage — ein hellleuchtendes Meteor gesehen worden. Professor W. Valentiner in Heidelberg hat in der Absicht, die Bahn dieses Meteors zu berechnen, bereits umfangreiches Material über dessen Beobachtung gesammelt. Es sei gestattet, auch an dieser Stelle um Mittheilung von einschlägigen Beobachtungsdaten, entweder an Prof. Valentiner direkt oder an die hiesige Sternwarte, zu bitten. -rt-

* Die Löslichkeit des Goldes ist, wie der „Prometheus" schreibt, jetzt dargethan worden. Daß man Silber in eine eigenthümliche Modifikation überführen kann, in welcher es als Metall in Wasser löslich ist und die Eigenschaften der sogenannten colloidalen Körper zeigt, wurde durch den amerikanischen Forscher Carey Lea entdeckt. Vor einiger Zeit hat nun Zsigmondi gezeigt, daß man auch Gold in derselben Form zu erhalten imstande ist. Er behandelte sehr verdünnte, mit Alkali versetzte Goldchloridlösung mit Formaldehyd und erhielt so eine rothe Lösung, aus welcher sich die übrigen Salze durch Dialysiren entfernen ließen, während die Lösung des colloidalen Goldes allmählich größere Konzentration annahm und tiefer gefärbt erschien. Indessen konnten nur sehr verdünnte Lösungen von colloidalem Gold dargestellt werden, da diese Modifikation des Goldes in konzentrirter Lösung nicht beständig ist und diese sich zunächst unter Blaufärbung, dann unter Abscheidung von pulverförmigem Gold zersetzt. Merkwürdig erschien, daß eine solche Lösung von colloidalem Gold mit Vorliebe von Schimmelpilzen aufgesucht wurde, und diese nährten sich dann direkt vom colloidalen Gold, denn es zeigte sich, daß die Streifen der Pilzkulturen, welche auf der Oberfläche schwammen, nach dem Absterben feine Goldstreifen zurückließen.

* Geodätische Arbeiten in Italien. Wie man uns aus Rom schreibt, hat die königlich italienische geodätische Kommission kürzlich ihre sehr wichtigen Arbeiten über den geodätischen Zusammenhang der maltesischen Inselgruppe mit Sicilien beendet. Den Vorsitz in der Kommission führt General Ferrera, der gewesene Botschafter am Londoner Hof. Als Spitzen des Verbindungsdreiecks waren gewählt worden: auf Sicilien das Observatorium des Aetna (ungefähr 3000 m Seehöhe) und der Gipfel des Monte Cermini bei Cammarata (1578 m); auf der Insel Gozzo der Leuchtthurm von Giurdan. Die Arbeiten, welche am 16. Juli begonnen hatten, wurden von Offizieren und Soldaten des Geniekorps und der Artillerie und von Ingenieuren des militär-geographischen Instituts ausgeführt. Sie waren von ziemlich großen Schwierigkeiten begleitet und sind die wichtigsten dieser Art, welche seit der Erforschung des geodätischen Zusammenhanges zwischen Spanien und Nordafrika (1879) im Mittelmeere ausgeführt wurden. Sie haben neue interessante Beiträge für die Kenntniß der Form und der Ausdehnung unsres Planeten geliefert. Die englischen Behörden auf Malta haben die Arbeiten der italienischen Kommission in Gozzo mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit gefördert.

yo. Halle a. S., 26. Sept. 31. Deutscher Anthropologenkongreß. (2. Bericht.) Das Hauptinteresse an den Verhandlungen des zweiten Sitzungstages bieten die Darlegungen von Geh. Rath Virchow über das Erscheinen der Slaven in Deutschland. Virchow spricht sein Bedauern darüber aus, daß deutsche sowohl wie slavische Schriftsteller die Frage mit Präjudiz und in beschränktem Sinne zu beantworten gesucht haben. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich Virchow mit diesem verwickelten Problem. Fragt man, wie denn die Slaven früher waren, so versucht man darauf aus der Betrachtung der Haut- und der Haarfarbe und der Beschaffenheit der Schädel eine Antwort zu erhalten. Hiebei ergibt sich nun folgendes: Je weiter wir von Berlin aus südlich nach Sachsen und dem Erzgebirge zu gelangen, desto größer wird die Zahl der Brünetten und der Menschen mit dunklen, feurigen Augen, die bei den Südslaven den Croaten und Serben heute vorherrschen. Diese Thatsache ist schon für das 12. Jahrhundert durch den Reisebericht eines arabischen Arztes belegt, der von Cordova nach Norddeutschland reiste. Bei den Finnen besteht das umgekehrte Verhältniß. Die nördlichen Finnen und Lappen sind dunkel, während die Südfinnen blond sind. Auch bei den Slaven in Hinterpommern und Nordposen überwiegen die Blonden. Danach scheint der rein physische Standpunkt eine Klassifizierung der Slaven und deren Abgrenzung nicht möglich zu machen, denn die Untersuchung der Schädel führt zu einem ähnlichen negativen Resultat. Der Referent faßte seine Darlegungen dahin zusammen, daß es kein einziges Merkmal gebe, auch nicht zwei, die ausreichend wären, um mit Bestimmtheit zu sagen, seit dieser Zeit sind die Slaven in diesen bestimmten Grenzen in Deutschland. Man muß vielmehr erst die Chronologie feststellen und dann die Stämme begrenzen. Die Untersuchung ergibt, daß eine Aufeinanderfolge von Einwanderungen anzunehmen ist. Von Cetinje bis nach Moskau sitzen die Slaven aber in zum Theil parallel, zum Theil fächerartig angeordneten Zonen. An einzelnen Stellen nun sind diese Zonen durchbrochen worden, wie im hannoverischen Wendland, wo noch jetzt slavische Dörfer zwischen germanischen Distrikten vorkommen. Die Slaven sind vom Osten über die Elbe gekommen und haben — Zeugniß dafür sind die Gräberfelder bei Naumburg — längs der Saale bei Halle einen Vorstoß bis an den Harz hin gemacht. Auch vom Fichtelgebirge sind sie in den Maingau und nach Mittelfranken und in zerstreuten Zügen nach Schwaben vorgedrungen. Noch heute ist die Verschiedenheit der Dorfanlagen beider Stämme deutlich erkennbar. Dagegen hat Redner bisher nicht erkannt, was ein slavischer oder was ein germanischer Schädel ist. Es scheint zu einer Zeit schon eine Vermischung beider Stämme eingetreten zu sein, für die wir sonst keinen Anhalt besitzen. In der sich anschließenden sehr lebhaften Diskussion legte Professor Marellius (Stockholm) seine Ansicht nochmals dahin fest: bis zum Jahre 300 n. Chr. finden wir aus den Resten eine übereinstimmende Kultur in Skandinavien und in Norddeutschland, und daher muß bis zu diesem Zeitpunkt in beiden Gebieten dasselbe, d. h. ein nordgermanisches Volk gelebt haben. Nach dieser Zeit ist das Land nicht, wie Virchow annimmt, leer gewesen, vielmehr sind die Slaven allmählich dahin eingewandert. Dr. Haefer (Wernigerode) legt drei neue Hausurnen vor. Von 25 in Deutschland gefundenen Hausurnen sind 15 in Sachsen und 5 im Anhaltischen gefunden worden. Sie geben uns ein Bild vom Hausbau in Deutschland aus der Zeit von 600 bis 400 vor Christus. Die vorgelegten Stücke stammen aus Hoym und Schwanebeck

und sind durch Beigefäße, die sie enthielten und die den sogenannten „Lausitzer Typus“ zeigen, chronologisch ins fünfte bis sechste vorchristliche Jahrhundert zu setzen; eine der Urnen zeigt an der Thüröffnung eine Büste mit sechs Zähnen, an denen wohl der Thürflügel aufgehängt worden ist, wenn die Thür nicht völlig geschlossen werden sollte. Die Erörterungen von Prof. G. Hertzberg (Halle) galten den heute noch als selbständige Organisation mit gewissen Privilegien lebenden Halloren in Halle, die eine Fülle eigener Sagen haben, ehemals die Feuerwehr der Stadt Halle bildeten und noch heute bei Leichenbegängnissen in der Tracht des 17. Jahrhunderts erscheinen. Es sind die Salzwirker, heute noch etwa 100 waffenfähige Männer, gegen 700 im 17. Jahrhundert, sie sind die aristokratisch organisirten Salinenarbeiter und folgen als Klan den adeligen Pfännern, denen sie in den mittelalterlichen Kämpfen gegen die städtischen Zünfte oft Hülfe leisteten. Sie selbst bezeichnen sich als Stamm, nicht als Kaste. Der Name „Halloren“ datirt aus dem 17. Jahrhundert. An dem deutschen Geistesleben haben die Halloren trotz ihrer Abschließung theilgenommen. Sie haben die Reformation angenommen, und aus ihrem Stamm ist der Liederkomponist Robert Franz entsprossen. Dr. Meißner (Altona) legte Abdrücke von Thonscherben aus dem Museum von Lausanne vor, aus denen hervorgeht, daß mit den Fingern der rechten Hand aus dem weichen Thon Knötchen gedrückt sind, wobei die Nägel-Eindrücke derer, die diese Arbeit gemacht, erhalten geblieben sind, und weist nach, daß dies zur Ornamentirung geschah. Er legt dann ein ähnlich ornamentirtes Stück aus der Umgebung der Hrlaer Bucht (Provinz Preußen) vor, vom Hals einer Urne, auf dem die Zeigefingernägel des Töpfers erhalten sind. Anthropologische Bedeutung gewinnt dies Stück aus Rutzau nun dadurch, daß man aus den breiten Zeigefingernägeln auf die Rasse des Töpfers schließen kann; denn wie die schmalen Fingernägel der „Töpferin von Corcelettes“ als deren Rassentypus eine lange, schlanke Gestalt erschließen ließen, so stellt sich uns in dem „Töpfer von Rutzau“ ein zweiter Typus prähistorischer Bevölkerung von Europa dar, der durch gedrungenen Körperbau charakterisirt wird. Prof. Kollmann (Basel) erklärt, er könne seine Anschauung vom Entstehen der Fingereindrücke an dem Thonstück, das ihn zur „Töpferei von Corcelettes“ geführt habe, nach genauerem Studium der Stücke im Museum von Lausanne nicht mehr aufrechterhalten und bespricht den dort befindlichen Boden einer Urne, der etwa 50 solcher Fingereindrücke aufweise; diese Eindrücke in den Thon sind vielleicht deßhalb geschehen, um in dem Gefäß die Speisen schneller zu kochen, weil der Boden so gleichsam dünner gemacht wird. Vielleicht geschah es auch, wie Sökeland (Berlin) vermuthete, um das Gefäß schneller zu trocknen und besser brennen zu können.

* **Freiburg i. B.** Der russische Staatsrath Dr. H. Karl Marheinecke, der im Mai sein 60jähriges Doktorjubiläum und seinen 83. Geburtstag feierte, ist der „Frankf. Ztg.“ zufolge am 1. d. M. gestorben. Sein Vermögen hinterließ er dem Stieglitz'schen Musterasyl für arme Kinder in St. Petersburg, welchem Institut der Verstorbene lange Zeit als Direktor vorgestanden. — Hier finden auf Anregung der hiesigen Arbeiterverbände kommenden Winter vom 8. d. M. ab eine Reihe volksthümlicher Hochschulkurse statt. Professor Fuchs liest im Monat Oktober sechsstündig „Gewerbliche Arbeiterfrage“, Professor Schottelius im November vierstündig „Gesundheitspflege“, Professor Rasin im November und Dezember vierstündig „Die Verfassung des Deutschen Reiches“ und im Januar und Februar Professor Fromm „Chemie des täglichen Lebens“ vierstündig. Jeder dieser Kurse, die zunächst für die Mitglieder des evangelischen und des katholischen Arbeitervereins, des Gewerkschaftskartells, katholischen Gesellenvereins, Arbeiterbildungsvereins, des Vereins Arbeiterschutz und des Bauvereins bestimmt sind, kostet für die Theilnehmer nur 50 Pf.

* **Düsseldorf.** Am 1. Oktober trat der Archivdirektor Geh. Archivrath Dr. Harleß in den Ruhestand. Geh. Rath Harleß bekleidete gleichzeitig die Stelle als Bibliothekar der kgl. Landesbibliothek in Düsseldorf und war im ganzen 45 Jahre am hiesigen Staatsarchiv thätig. Er hat außerdem am Germanischen Museum in Nürnberg und am Ministerialarchiv in Berlin gewirkt.

* **Berlin.** Der Geh. Justizrath Professor Dr. Eck ist auch im bevorstehenden Winter nicht in der Lage, seine Lehrthätigkeit an hiesiger Universität auszuüben. Er war zu Ostern durch seinen Gesundheitszustand gezwungen, das juristische Dekanat in die Hände des Geh. Raths Kahl zu legen und während des Sommers Urlaub zu nehmen. Der Aufenthalt im Süden hat ihm leider nicht die erwartete Genesung gebracht, und es ist, wie die „Voss. Ztg.“ vernimmt, nach Lage seines Befindens an eine Wiederaufnahme der Vorlesungen vorläufig nicht zu denken. Geh. Rath Eck liegt an einem Herzleiden darnieder. — Die Vorlesungen in der juristischen Fakultät der Universität Berlin nehmen am Dienstag, dem 23. Oktober, ihren Anfang.

* **Breslau.** Am 29. September ist das neue physikalische Institut der hiesigen Universität von der kgl. Universitätsbauverwaltung dem Direktor des Instituts, dem Geheimen Regierungsrath Prof. Dr. O. E. Meyer, übergeben worden.

* **Greifswald.** Prof. Dr. Rudolf Arndt, Direktor der hiesigen psychiatrischen Klinik, ist, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, am 29. v. M. im 66. Lebensjahre gestorben.

* Auf dem Brocken werden seit einigen Tagen von einem Hauptmann, einem Unteroffizier und zwei Gemeinen des Eisenbahn-Regiments Versuche mit der drahtlosen Telegraphie angestellt. Zuerst wurde die 25 km entfernte Viktorshöhe als Zielpunkt angenommen, und als das erzielte Ergebniß den Erwartungen entsprach, versuchte man mit dem 60 km abliegenden Kyffhäuser in Verbindung zu treten. Auch dieser Versuch fiel befriedigend aus, und es soll jetzt mit dem Inselsberg im Thüringer Walde, dessen Entfernung 109 km beträgt, der drahtlose telegraphische Verkehr angebahnt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. H. Klenz: Die deutsche Druckersprache. Straßburg, Trübner 1900. — W. Haacke u. W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. Lieferung 6 u. 7. Berlin, Oldenbourg. — Die Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen 1850 bis 1900. Festschrift der Stadt Berlin zum 1. August 1900. — Th. Kutschmann: Geschichte der deutschen Illustration. 6. Lfg. Goslar u. Berlin, Jäger. — J. Brunner: Das Postwesen in Bayern. München, Selbstverlag 1900. — H. Hüffer: Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. 1. Theil, 1. Band. Leipzig, Teubner 1900. — Dr. M. Bär: Uebersicht über die Bestände des kgl. Staatsarchivs zu Hannover. (Mittheilungen der kgl. preußischen Archivverwaltung, Heft 3.) Leipzig, Hirzel 1900. — Dr. G. Hille: Uebersicht über die Bestände des kgl. Staatsarchivs zu Schleswig. (Ditto, Heft 4.) Ebd. 1900. — Dr. H. Wichelhaus: Wirthschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Zweite ergänzte Ausgabe. Braunschweig, Vieweg 1900. — A. Schulte: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig. 2 Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — M. Jähns: Moltke. 2. und 3. Band. (Geisteshelden, Bd. 37 und 38.) Berlin, Hofmann u. Co. — S. Günther: A. v. Humboldt. Leopold v. Buch. (Ditto, Nr. 39.) Ebd. — M. Saitschek: Genie und Charakter. Ebd. 1900. — G. Schott: Magda. Berlin, Siegismund. — A. Labe: Plaudereien über das neue Recht. Zweite Hälfte. Leipzig, Grunow 1900. — O. Walbeck: Zur Analyse der ästhetischen Substanz. Dresden und Leipzig, Pierson 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 4. Oktober. Nummer 227.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das wissenschaftliche Ergebniß des internationalen Kongresses der katholischen Gelehrten.

Grabet tiefer und ihr stoßet
überall auf katholischen Boden.

Audiatur et altera pars.

Wenn man sich das Gesammtergebniß der eben beschlossenen wissenschaftlichen Verhandlungen des V. internationalen Kongresses der katholischen Gelehrten vergegenwärtigt, so muß man unwillkürlich an die beiden Sätze denken, die unserm Nachruf voranstehen. Es waren vor allem zwei negative Bedingungen, unter denen die wissenschaftlichen Verhandlungen zu leiden hatten. Lag es in der Natur des Kongresses, daß die altera pars nicht zum Worte kommen konnte, so war dafür alle Mühe aufgeboten, um in der Wahl des Stoffes, in dem methodologischen Verfahren, in der eigenthümlichen Auffassung wissenschaftlicher Probleme dem typischen Leitsatze, daß alle Wege nach Rom gehen, zum unbedingten Siege zu verhelfen.

Aus verschiedenen Gründen konnte man zuerst daran zweifeln, daß das Bemühen ernster, wissenschaftlicher Männer hierauf ausgehen könnte. Die Unmöglichkeit und die Sinnlosigkeit, der Wissenschaft einen katholischen Stempel aufdrücken zu wollen, schien ebenso selbstverständlich zu sein, wie es selbstverständlich ist, daß es keine mohammedanische, jüdische oder sonstige konfessionelle Wissenschaft gibt, noch geben kann. Im Gegentheil, man konnte sich sogar einer verlockenden Illusion hingeben. Zum erstenmal tagen katholische Gelehrte aller Länder auf deutschem Boden, also gerade da, wo man gewohnt ist, jede freie Aeußerung des wissenschaftlichen und künstlerischen Dranges von Anathemenverhängungen und Verdammungsurtheilen seitens der leidenschaftlichen ultramontanen Selbstbeschränkung begleitet zu sehen. Da lag die Annahme nahe, daß der Kongreß andere Wege zeigen würde. Die erste Begrüßungsrede des Professors Grauert, die das eigentliche Programm des Kongresses zu enthalten schien, ließ diese Hoffnung besonders rege werden.

„Wir wagen es nicht,“ sagte er, „an die heiligen Dogmen der Kirche zu greifen. Wir beschränken uns auf das natürliche Erkennen, wo der Mensch und sein Geist gewisse Triumphe gefeiert hat. Wir glauben aber nicht nur an die gesicherten Wahrheiten der Wissenschaften, sondern auch daran, daß im Interesse des Einzelnen wie der Völker und Staaten eine gefestigte allgemeine christliche Weltanschauung nicht entbehrt werden kann.“ Mit anderen Worten, die Hauptsache des Kongresses ist, eine freie Diskussion über das natürliche Erkennen zu entfalten, um zu zeigen, was der menschliche Geist zu leisten vermochte. Das natürliche Erkennen ist selbstverständlich nicht alles: jenseits desselben offenbart sich eine andere viel erforschte, aber bis jetzt noch unbekannte Welt, in die einzudringen unser ewiges Sehnen bleiben wird. Als Christen, als katholische Christen, sind wir der Meinung, daß die christliche Weltanschauung uns dieses Bedürfniß leichter befriedigen läßt. Wir haben hier das nur zu betonen, die eigentliche Aufgabe aber bleibt für uns das Bekanntgeben der Resultate, wie sie die wissenschaftliche Forschung auch seitens der katholischen Gelehrten gefördert hat, denn alles andere gehört zu den heiligen Dogmen der Kirche, an die wir zu greifen nicht wagen.

Wäre diese Auffassung der Aufgaben des Kongresses trotz der beifälligen Aufnahme nicht vereinzelt und unbeachtet geblieben, so hätte man den Gedanken eines internationalen katholischen Gelehrtenkongresses als einen glücklichen bezeichnen können. Allein die bereits folgende Rede des päpstlichen Nuntius Msgr. Sambucetti wich bedeutend von der charakterisirten Auffassung ab, indem darin u. a. ausgeführt wurde, daß Wissenschaft und Glaube eins seien, „denn Niemand kann leugnen, daß Wissenschaft und Glaube in Gott selbst ihre Quelle haben, denn das Wissen wird erst dann zur wahren Wissenschaft, wenn es bis zum letzten Grunde, das ist Gott, gekommen ist. Andrerseits geht auch der Glaube — insofern er ein fester Grund für das ist, was man hofft, eine gewisse Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht, durch den wir, um mit dem Apostel zu reden, erkennen, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus dem Unsichtbaren Sichtbares werde — ebenfalls aus Gott hervor“.

Es ist eine bedeutende Abweichung, eine Abweichung von dem Plane des Kongresses, der die theologischen Disciplinen im eigentlichen Sinne ausgeschlossen hat. Vor allem liegt für die wissenschaftliche Forschung, die sich im 2500jährigen Kampfe (also seit Thales) das Recht erworben hat, zu behaupten, die letzte Ursache des Seins und Denkens sei nicht erkannt, wenn auch häufig genannt, keine Verpflichtung vor, die diesbezüglichen Lehren der Kirche für ihren Haushalt verwendbar zu finden, wenn sie auch gern zugibt, daß diese zu „den heiligen Dogmen der Kirche“ gehören, „an die zu greifen man nicht wagt“.

Ganz entschieden und zwar aus Gründen, die dem menschlichen Verstande eher zugänglich sind, stemmt sich gegen die wissenschaftliche Auffassung der Probleme Prof. Lapparent. „Wir brauchen eine über allen irdischen Bestrebungen stehende Autorität,“ erklärt der gelehrte Forscher, „denn die Prätention, alles zu erklären, habe nur Enttäuschung gebracht.“ ... Die Anwendung der wissenschaftlichen Methode habe zahlreiche Behauptungen der Gegner zerstört und gezeigt, daß die wissenschaftliche Bewegung das konstante Hinstreben zur Entschleierung der in der Schöpfung herrschenden Ordnung sei. „Das Prinzip steht mit der Vorstellung im Ein-

klonge, die wir uns von der ordnenden Weisheit machen müssen." Das verlangt „die wahre Wissenschaft" und wir müssen daher dem Unglauben, der die Wissenschaft als seine ihm allein gehörige Domäne ausgibt, die Fahne entreißen.

Fügt man noch hinzu, daß ein anderer Redner (der Bischof Camara von Salamanca) der Meinung Ausdruck gab, daß alle anarchistischen Morde auf Kosten der ungläubigen profanen Wissenschaft zu setzen seien, „da man darin mit aller Deutlichkeit die Frucht einer mißverstandenen Wissenschaft erkenne, die durch soziale Theorien mißbildet und in unreifen Köpfen verdreht worden sei, kurz einer Wissenschaft, die sich von den Wahrheiten und Grundsätzen der Religion abwendet", so ist leicht einzusehen, daß im Laufe der Verhandlungen die Tendenz mit aller Deutlichkeit hervortrat, auf dem Umwege über die Wissenschaften zur absurden Behauptung zu gelangen, daß nur eine katholische Wissenschaft die einzige wahre ist.

In dieser Hinsicht erscheint der Vortrag des Hrn. Prof. Willmann (aus Prag) von prinzipieller und symptomatischer Bedeutung. Prof. Willmann war eigentlich der theoretische Stimmführer des Kongresses. Es ist daher überaus genug, wenn wir im folgenden nur bei seinen Ausführungen verbleiben. „Die katholische Wahrheit als ein Schlüssel zur Geschichte der Philosophie," betitelt sich sein Vortrag. Der Titel ist bescheidener als der Inhalt. Der Inhalt will mehr sagen. Nicht nur die Geschichte der Philosophie, deren weite Kammern den gewaltigen Vorrath menschlichen Wissens bergen, erschließt sich uns, sondern wir erkennen auch die einzige Wahrheit, der all dieses Wissen untergeordnet ist. Das können wir mit dem anvertrauten Schlüssel w i s s e n s c h a f t l i c h fertig bringen (an die heiligen Dogmen der Kirche wagen wir nicht zu greifen!), denn „grabt tiefer und ihr stoßet überall auf katholischen Boden".

Der verlockenden Möglichkeit wegen, die einzige Wahrheit zu erhalten, schreckt Prof. Willmann vor keiner Mühe zurück; er gräbt zweimal tief. Einmal, indem er die ganze Geschichte der Philosophie, wie sie von der profanen Forschung gehandhabt wird, in einer Art Kauserie ad absurdum führt, weil sie quasi rationalistisch und antireligiös, individualistisch und relativistisch ist. Das zweitemal gräbt Prof. Willmann noch tiefer, indem er dieselben Philosophen unter der Beleuchtung der Fackel seiner einzigen katholischen Wahrheit Revue passiren läßt und Alle bis auf Descartes und Kant zu theologisirenden Mystikern umprägt. Die Schlußfolgerung ist klar. Von religiösen Ideen geht alles aus, zu ihnen muß alles zurück. Darum bleibt 1. die Philosophiegeschichte unerschlossen für den Rationalisten, der das religiöse Moment zurückstellt. — Ihr Korrektiv: die katholische Wahrheit. 2. Unerschlossen bleibt die Philosophiegeschichte bei der individualistischen Auffassung. — Korrektiv: christliche Anschauung. 3. Unerschlossen bleibt die Philosophiegeschichte bei der relativistischen, d. i. das Wahre und Falsche verwischenden Auffassung. Ihr Korrektiv: die katholische Wahrheit.

Diese Deduktion begleitete ein stürmischer Beifall der gelehrten Versammlung. Es ist begreiflich, warum. Wer den Sinn für Lotsenkünste der theologischen Beweisführung nicht verloren hat, der konnte dem Vortragenden seine Anerkennung nicht versagen, mit welcher Kunstfertigkeit er das zerbrechliche Schifflein seines Gedankensystems zwischen der Scylla des wirklichen Thatbestandes und der Charybdis der fadenscheinigen Syllogistik zu führen weiß. Prüfen wir aber das Kunststück auf seinen inneren Werth. Die katholischen Qualitäten aller Philosophen bis auf Descartes und Kant bestehen offenbar darin, daß sie alle ihr Augenmerk auf das ganze, auf die Totalität und Universalität, kurzum auf die allerletzte Ursache des Seins und Denkens gerichtet haben, aus der heraus eben dieses Sein und Denken zu erklären wäre. Wenn aber dem so ist, so gehören hieher auch Spinoza, Leibniz, Schopenhauer, Fichte, Hegel rc., kurz Alle, die mit dem Substanzbegriff zu thun haben (und das sind ziemlich alle Metaphysiker), auch der Hrn. Prof. Willmann so unliebsame Kant, denn das glückliche Wort, das metaphysische Bedürfniß, hat dieser schreckliche Sünder geprägt. Wird dann Hr. Prof. Willmann mit dieser „katholischen" Gesellschaft zufrieden sein? „Gott bewahre," nicht wahr? Diese Sünder!

Es liegt folglich auf der Hand: will man die Größe der Philosophen danach werthen, inwiefern sie sich mit den Grundproblemen der Metaphysik abgegeben haben, so müssen vor allem 1. mehr Philosophen in Betracht gezogen werden; 2. liegt keine Nothwendigkeit vor, dieselben zu Mystikern und Theologen zu stempeln; 3. muß anerkannt werden, daß „die katholische Wahrheit" dabei nichts zu suchen hat.

Ferner bleibt unerschlossen, wer die rationalistischen Philosophiehistoriker sind, die das religiöse Moment ausscheiden sollen und denen Hr. Prof. Willmann mit dem Schlüssel der katholischen Wahrheit droht? Sind es vielleicht die französischen Encyklopädisten? oder die deutschen Aufklärer?

Seit Herder bereits sprechen wir von einer kongenialen Auffassung der Dinge, und keinem Geschichtsforscher von Bedeutung wird es heute einfallen, das religiöse Moment in einem philosophischen System unbeachtet zu lassen oder sogar gewaltsam aus seinem Gesichtskreis auszuschalten. Sogar der Agnostizismus und Relativismus, der auf absolute Erkenntniß von vornherein verzichtet, wird das religiöse Moment, weil existirend, nicht unberücksichtigt lassen können. Die „katholische Wahrheit" thut auch hier nichts zur Sache. Eine andere Frage ist es freilich, wie das religiöse Moment von den verschiedenen philosophischen Schulen gewerthet wird. Hr. Prof. Willmann und mit ihm die kirchliche Philosophie sieht darin den bleibenden, nie vorübergehenden Gehalt des philosophischen Denkens überhaupt, der vor allem dem geschichtlichen Verlauf die Kontinuität sichert und dem relativen Denken zur absoluten Wahrheit verhilft. Beides ist grundfalsch. Die Kontinuität setzt Entwicklung voraus. Sie ist entweder historisch oder logisch. Sie offenbart sich uns daher in allen Grundfragen der Metaphysik: Substanzbegriff, Determinismus rc. und nicht nur im religiösen Momente. Die katholische Wahrheit, die in dem Begriff der Kontinuität nur das konstante Merkmal ins Auge faßt, raubt demselben sein Entwicklungsmoment und erweist sich auch in diesem Punkt mehr schädlich als ersprießlich. Was endlich die letzte Frage betrifft, nämlich das Absolute, so müssen wir vor allem feststellen, daß dieses nur ein objektives Absolute sein kann. Insofern es zu den heiligen Dogmen der Kirche gehört, an die zu greifen wir nicht wagen, so bleibt es ein Gegenstand des unkritischen Glaubens.

Sobald aber wir wissenschaftliche Auskunft darüber verlangen wollen, so geschieht zweierlei. Entweder wird das objektiv Absolute nach unserm menschlichen Bilde geartet, nicht darum, weil es so ist, sondern, weil wir darüber nur in unsern menschlichen Begriffen urtheilen können, was sich mit seinen absoluten Eigenschaften nicht verträgt — oder wir suchen eine unmittelbare Beziehung zu ihm zu erreichen, dann bleibt es subjektives Erlebniß, das nicht veräußerlicht werden kann.

In beiden Fällen verfehlt die katholische Wahrheit ihren Zweck.

Auf allen Punkten also erweist sich der Gedanke, die Wissenschaft katholisiren zu wollen, der offenbar den Kongreß in seinen typischsten und einflußreichsten Theilnehmern geleitet hat, als vollständig hinfällig. Weder der Glaube, noch die Wissenschaft kann daraus Nutzen ziehen, daß man die Selbständigkeit eines davon dem anderen zum Opfer bringt. G. P.

Die beiden Masken.

Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B.).

I.

Aeschylos.

Durch einen Zauber haben die Antiken einer Sammlung Leben und Farbe gewonnen. Aphroditens schöner Busen hebt und senkt sich von sanften Athemzügen, im Auge Apolls flammt das göttliche Feuer, der Zeus des Phidias schüttelt das lockige Haupt. Die Festzüge und Kämpfe der Tempelfriese tummeln sich in rauschendem Getriebe, die Tänzerinnen und Flötenspielerinnen auf den Vasen entzücken Auge und Ohr durch beweglichen Rhythmus und schmeichelnde Klänge. Wir sehen nicht mehr den steifen Saal eines Museums, in dem Bildwerke ein sonnen- und freudloses Dasein führen. Eine Fülle von Formen, Farben, Klängen umdrängt uns, die uns berauscht. Ueber Götter und Menschen blaut der strahlende Himmel Griechenlands. . . .

Ich habe versucht, in einem Bilde den Eindruck wiederzugeben, den Paul de Saint-Victors großzügiges Werk: Die beiden Masken[1]) in seinen ersten beiden, dem griechischen Drama gewidmeten Bänden auf mich hervorgebracht hat. Einer so intimen Verlebendigung dieses Stoffgebiets dürfte man bisher nicht leicht begegnet sein. Es gehörte vielleicht die französische Sprache, es gehörte neben der Eleganz ihres Esprits und ihrer Lust an der Antithese noch mehr der Zauber ihres Metaphers, ihre leichtbewegliche Darstellungskraft dazu, diesen Grad von Verlebendigung zu erreichen. Eine eminente Energie der Verbildlichung und Vergegenwärtigung hat es vermocht, das griechische Drama, das Spiel seiner tragischen und komischen Maske vor uns mit der Gewalt der unmittelbarsten Impression auferstehen zu lassen, es mit einer Fülle blendenden Lichts zu übergießen welche keine Moderfarbe duldet und kein Veraltetsein kennt. Das französische Pathos, in die Schule des scharf beobachtenden Realismus gegangen, hat hier ein würdiges Ziel gefunden. Daß die hochgespannte Energie, welche diese That vollbringen konnte, zuweilen über dies Ziel hinausgegriffen hat und hyperbolhetisch geworden ist, daß ferner der Esprit manchmal gar zu zierliche Facetten für das gewaltige Thema aufweist, das muß man ins Ganze einer Persönlichkeit rechnen. Wo viel Licht ist, darf auch etwas Schatten sein.

Das Pathos der Darstellung, der edle Bilderreichthum, der Saint-Victor zu Gebote steht, feiern besondere Triumphe im ersten Band: Aeschylos. Die Persönlichkeit des Darstellers hat sich hier mit der des Dichters gewissermaßen amalgamirt, feuriger und inniger vielleicht als in den anderen Bänden, und so ein wahrhaft glänzendes Bild geschaffen. Was aber dieser Darstellung ihren besonderen Werth und Reiz verleiht, das ist die das ganze Buch durchziehende feine Fühlungnahme mit der Natur. Indem Saint-Victor die Entstehung der griechischen Tragödie und Komödie gewissermaßen aus ihrem Milieu abzuleiten bestrebt ist, greift er vor allem auf die Natur zurück, um alle Prozesse der Entwicklung des griechischen Dramas aus Naturkulten bis ins einzelnste zu verfolgen. Die Naturgewalten und -ereignisse, ihre Komödien und Tragödien mythisirt der Mensch; zugleich aber auch seine speziell menschlichen Erlebnisse; beides fließt ihm zusammen in einem großartigen Anthropomorphismus. Von der Natur zur Gottheit geht der Weg durch den Menschen, und diese Synthese Natur-Mensch-Gottheit (Halbgott) ist von Saint-Victor in liebevollster und poesiereichster Weise durchgeforscht und durchgebildet worden, ein üppiges Geranke, welches das griechische Drama umrahmt und durchzieht, ohne daß seine Gestalten davon überwuchert würden; es ist im Gegentheil für sie ein Hintergrund geschaffen, der ihnen zuweilen ein geheimnißvolles Relief gibt, wo sie selbst uns nicht so sehr anzuziehen vermögen. Ueberall ist Saint-Victor einem programmatischen Satz seines ersten Bandes treu geblieben: „Der Mensch ist nunmehr nicht nur der Natur beigefügt, wie Bacon die Kunst definirte, sondern er saugt die Natur auf, indem er sie sich einverleibt, ihre Phänomene dramatisirt und seine Handlungen an die Stelle ihrer Kräfte setzt; das ist die ganze hellenische Mythologie.“ (I. S. 320.) Wenn die eingehende Darlegung dieses Satzes natürlich für jede tiefergreifende Geschichte des hellenischen Dramas ein inhärentes Moment bildet, so ist sie jedenfalls hier mit besonderer Kraft und Feinheit der Schattirung gegeben.

Ein glänzendes Zeugniß hiefür ist gleich das erste Kapitel: Bacchus' Größe und Verfall. Saint-Victor verfolgt diese wundersame Gottheit und ihren Kultus, Bild um Bild der Entwicklung zum Greifen plastisch hinstellend, bis in ihren äußersten Ursprung und bis in ihre letzten Verästelungen. Er erkennt den Bacchus bereits im Kultus des berauschenden „Soma“-Saftes, der von den Ariern dem Opferfeuer beigemischt wurde und von dessen Wirkung die Hymnen der Rig-Veda erzählen. Arier haben nach Saint-Victor diesen Kult in Kleinasien und Griechenland auf die Rebe übertragen; und von hier aus beginnt die an Metamorphosen aller Art so reiche Laufbahn dieses Gottes. Welch ein Weg von dem „kleinen Gott der Krautgärtner und Weinbauern“, dessen älteste Abbildungen ihn „in eine Baumrindenscheide gehüllt, statt der Arme zwei grünende Aeste hinausstreckend“, zeigen, gewissermaßen „unter der Pflanze vegetirend“, oder als „eine mit Zinnober verschmierte Fratze, auf einem Rebenstock oder einem dicken Epheustamm aufgepflanzt . . .“, welch ein Weg von dieser primitiven Gottheit der Felder und des Weinstocks zum herrlichen Sohn des Zeus und der Semele, des Himmels und des Erdreichs! Und welch eine Bahn wieder hinab, durch asiatisch-entartete Kulte, zum entnervenden Adonis und dem unreinen Jakchos, mit orientalischem Farbenreichthum geschildert, und endlich dem mittelalterlichen Satan, dessen Orgien einen verzerrten Wiederschein der bacchischen Feste darstellen! Die Gottheit, die die Welt eroberte, zu einem christlichen Nachtgespenst, dessen grimmige Züge halb Trauer, halb Ironie zeigen, herabgesunken! Es ist der „in die Finsterniß gebrachte“ Mephistophiel des Goethe'schen Faust, rücksinnend in die Zeit, da er, von einem trunkenen Schwarm begleitet, sein Panthergespann über die Höhen Griechenlands und Kleinasiens dahinjagte.

---

[1]) Die beiden Masken, Tragödie-Komödie. Von Paul de Saint-Victor. Zwei Theile in drei Bänden. Ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Berlin, Alexander Duncker, 1899 und 1900.

Was dieser Gottheit und ihrem Kultus die Fähigkeit gab, Erzeuger der Tragödie und Komödie zu werden, das war eben in letzter Linie die eminente Wandlungsfähigkeit des menschlichen Gemüths, welche der Rebe innewohnt, und welche von diesen Völkern mit ihrer frischen Empfindungs- und Einbildungskraft doppelt stark aufgenommen werden mußte. Der bacchische Rausch verläuft alle Stadien, von hochgespanntester Empfindung, von idealster Trunkenheit bis zur Unsauberkeit des Gefühls, zur Mordlust, zum wahnwitzigsten Orgiasmus, wie ihn die furchtbaren Mysterien in Rom im 2. Jahrhundert vor Christus der schaudernden Welt zeigten (vgl. I. S. 44 ff.). Aber der Enthusiasmus der Rebe schlägt auch in sein Gegentheil um. Jauchzendster Entrückung folgt tiefste Depression; wie ja auch den trunkenen Freuden des Winzerfestes die Ahnung des nahenden Winters beigemischt war. Keime der Trauer und Melancholie sind überall in den Kultus des Bacchus gesäet, zumeist verbunden mit den Wandlungen der Natur. Ihr Absterben, ihr Wiedergeborenwerden, ihre Früchtefülle, welche wiederum des Lebens vollsten Triumph angesichts des Todes zeigte, fanden für jene sie ungleich heftiger empfindenden Völker ihren vollsten Ausdruck in der Rebe, dem Attribut des Bacchus. Als Bacchus-Zagreus wird er „ein pathetischer Gott, mit dem Wittwenthum und den Wiedergeburten der Natur verbunden, sterbend und auferstehend, je nach den Jahreszeiten. Er verführte den Menschen durch die Freude, er rührte ihn durch den Tod, den er mit ihm theilt und mit ihm erleidet. Der Unsterbliche, der sich in die Sterblichkeit fügt, macht sich zwiefach zum Gott. . . . Alljährlich zu der Wintersonnenwende brachten die Priester ein heimliches Opfer dem todten Bacchus-Zagreus dar, während in demselben Augenblick auf dem Parnaß die dahinstürmenden Thyaden den Bacchus „Lychnites" aufweckten, den neugeborenen Gott . . ." (I. S. 33.) Aehnlich der Klagekult des Adonaï, des Adonis, der Kultus der Ohnmacht und der Thränen. So haben wir im Bacchus-Mythus mit seiner wechselnden Sensibilität die beiden Masken: Tragödie, Komödie; pathetische Trauer, jauchzende Freude. Aus diesen beiden Elementen, in den Bacchus-Umzügen entsprechend verkörpert, differenzirt sich das ganze hellenische Drama. „Alle jene dramatischen Empfindungen, welche die Bühne der Zukunft bald den Seelen zur Kenntniß bringen sollte, Schrecken und Mitleid, Angst und Hoffnung, waren im Keime in den Gemüthsbewegungen vorhanden, welche die Widersprüche der Natur, in den dionysischen Festen ausgedrückt, in dem Hellenen erweckten." (I. S. 57.)

Der Dithyrambus hatte diese Keime der Trauer gesammelt und sich von dem komischen Liede, dem sie „den Freudenantheil überließ", streng abgesondert. Die rohesten Spuren des dramatischen Lebens, die Erzählungen einzelner „minder lustiger" Satiren von Bacchus' Drangsalen und Tod, welche der Chor mit pathetischen Klageliedern und Betrachtungen unterbrach, dies sich allmählich zur Strophe und Antistrophe weiterbildend, das gab die Dithyrambe. Aber der entscheidende Schritt zur Geburt der Tragödie geschah, als an Stelle der Leiden des Bacchus die Leiden eines Helden, eines Menschen traten. Thespis machte den weiteren großen Schritt, als er, der erste faktische Schauspieler, an die Stelle der erdachten die gegenwärtige lebendige Persönlichkeit setzte. Zugleich domizilirt sich diese noch im rohen befindliche Tragödie in Athen auf den großen Tag der großen Dionysien. Phrynichos theilt den Chor in zwei Reihen und bringt das Weib auf die Bühne. Pratinas jagt die Satire aus der Tragödie und begründet für sie das Satirdrama. Mit wahrhaft gigantischen Schritten eilt die Entwicklung vorwärts, zur Kulmination dieser ersten Periode der Tragödie, in Aeschylos.

Aus dem Dämmerlicht der Frühentwicklung des griechischen Dramas tritt Aeschylos hervor, selbst noch von Schatten des Geheimnisses überdeckt. Das bacchische Element, der Dithyrambus, die dionysische Begeisterung haben seine Chöre mit „Pracht und Raserei" erfüllt. Das Maßlose, das Saint-Victor bei Aeschylos in seiner Bühne, seinen Gestalten, ihren Leidenschaften und ihren Katastrophen findet, das Uebernormale im ganzen Wesen des Dichters, es ist aus der Raserei und dem Uebermaß des Bacchus-Kult hervorgeströmt: das Namensverzeichniß der Werke des Dichters führt neun bacchische Tragödien auf, ohne die Satirdramen. „Nach den Fragmenten, die davon übrig geblieben, kann man ihre Pracht und Raserei ermessen. Diesen Böden geborstener Amphoren entströmt ein Duft von solcher Gewalt, daß er noch immer berauscht. Der Wein fluthet prachtvoll, wie der Purpur, über diese zusammenhanglosen Strophenfetzen, wie über das zerrissene und zerspritzte Gewand der Mänaden. . . ." (I. S. 72.) Das Geheimnißvolle, das Dunkle der Aeschyläischen Dramen wurzelt gleichfalls im Bacchus-Kult selbst oder in ihm verwandten, dem Naturmythus gewidmeten Kulten. Nach dem Zeugniß des Aristophanes war Aeschylos Eingeweihter der Eleusinischen Mysterien, in denen Bacchus-Jacchus eine so große und zweifelhafte Rolle spielte, und war sogar wegen Enthüllung derselben angeklagt. „Und in der That scheint diese und jene Strophe von ihm einen heiligen Vorhang zu lüften, mit leiser Stimme unsagbare Worte zu flüstern." (I. S. 74.) Die Religion, welche in Aeschylos' Dramen sich kundgibt, ist weit tiefer und geheimnißreicher als die seiner Zeit. Sein Gedenken reicht hier tief in halbe Verschollenheiten zurück; der „Arier taucht in ihm unter dem Hellenen wieder auf; er scheint als Einziger unter seinen Zeitgenossen den naturalistischen Sinn der alten Mythen festgehalten zu haben." Er zeigt eine besondere Verehrung für jene geheimnißreichen, sich in die Naturkräfte auflösenden Gottheiten, welche dem klaren, festumzeichneten Götterhimmel des klassischen Griechenlands Platz machen mußten. „Sie sind für ihn den Urkräften näher, durch ihre Dunkelheit leuchtet die Majestät der ewigen Dinge besser hindurch." Diese großartige Verwebung des Naturmythus in die Dichtung ist ohne Beispiel, man müßte denn die geheimnißreichen Accorde der Nibelungen-Ring-Musik Richard Wagners mit ihrer durchgeführten Naturmystik als eine geniale Fortsetzung derselben auffassen wollen. Die Weltheit des Aeschyläischen Gottesbegriffs geht über die Tempelmauer hinaus und nimmt in seiner Vorstellung des Zeus einen pantheistischen Charakter an: „Zeus ist die Luft, Zeus ist der Himmel, Zeus ist die Erde, Zeus ist Alles, was es über Allem geben kann." Die Ethik des Dichters nennt Saint-Victor eine „den göttlichen Gedanken allmählich abklärende und vervollkommnende". Die sittlichen Widersprüche des Polytheismus, die furchtbare Entthronung der alten Götter durch die neuen mit ihrem Gefolge elementarer Gewaltsamkeiten, Schicksal und Nemesis in ihrer unerbittlichen Fügung, welch letztere später bei Sophokles eine so gewaltige Rolle spielte, sie entzweien seinen Verstand, aber sie erschüttern nicht seinen Glauben an die Macht der Gerechtigkeit. Ein eigenartiger Widerspruch ist in seinen Versen:

... wider Willen muß der Mensch sich bessern.
Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam,
Doch Gott ist gütig.

Es ist im Grunde der alte Widerspruch zwischen Natur und moralischem Gottesbegriff, den die ausgleichende Idee des Guten überbrücken soll. ... Alles in allem gewinnen wir bei Saint-Victor von Aeschylos den Eindruck, daß er „düster und elementar, finsterbrauig und rauhstimmig inmitten der Harmonie und Helle des klassischen Hellenismus" bleibt, wobei der Autor freilich der „Eumeniden" des Dichters nicht ganz eingedenk bleibt. Der Kriegsmann und der Priester vereinigen sich in seiner Person: so ist sein Stil bald so, wie ihn Aristophanes, sein unbedingter Bewunderer, in den „Fröschen", charakterisirt:

Skamandre nur und Wälle gab's, Greifadler auf den Schilden
Genietet fest und Wortgebild, die einen schwindeln machten ...
Schreckbare Worte, mähnenschüttelnd, vor denen sich die Leute
Entsetzten, Allen unbekannt ...

Worte, die etwas Cyklopisches haben, die den Zuhörer niederschmettern; aber zu gleicher Zeit erfüllt seine Sprache der Ton des Psalters voll erhabener Gleichnisse; und zuweilen wird „dieser ungestüme Genius weich; seine Herbheit glättet sich; ein seltenes Lächeln umspielt seinen von tragischer Starrheit zusammengezogenen Mund", und auf der überströmenden Fluth seiner Chöre erscheint wie eine Lotosblüthe eine zarte Strophe, die schon an Sophokles' honigsüße Weise gemahnt. ...

Es lag im Wesen des noch nicht völlig entwickelten griechischen Dramas, daß noch keine völlige Ausgeglichenheit zwischen Lyrischem und Dramatischem herrschte. Einen sehr bedeutungsvollen Schritt that Aeschylos, indem er den zweiten Schauspieler einführte und so die Lebendigkeit des Dialogs ungemein erhöhte, ja eigentlich erst die Handlung im modernen Sinne in das Drama einführte. Er war es auch, der die Bühne aus ihrem primitiven Zustand erhob und sie mit Einrichtungen bereicherte, welche ihr den Charakter der Schaubühne erwarben. In seiner genialen Vielseitigkeit als „Maschinist und Kostümschneider, Dekorateur und Tanzmeister" erinnert er an die bühnentechnische Vielseitigkeit des modernen Richard Wagner. Er erfand die Maschine, „mit deren Hülfe die Illusion Wunder wirkte". Seinen lapidaren felsigen Gestalten, seinen daherdonnernden Chören entsprachen der Kothurn und die Maske, die er einführte und dank welchen seine Chöre wie der der Erinnyen einen so furchtbaren Eindruck gemacht haben sollen, daß Kinder vor Schrecken starben und Frauen Frühgeburten hatten. ... Von allen Masken des antiken Theaters war für Aeschylos am bezeichnendsten die des Schweigens, die er gern gebrauchte; „eine Maske mit zusammen gebissenen Zähnen, mit zugekniffenen Lippen, die dem stummen Schauspieler des Stückes zugedacht war." Es liegt eine erhabene Naivetät in diesem Schweigen, etwas von der Stille einer Felseneinsamkeit, gigantisch und niederdrückend. So gibt Achilles in zweien der verlorenen Tragödien seine Trauer um Patroklos durch scheues Verstummen kund"; deßgleichen Niobe. Die Nachfolgenden begriffen diesen großen Zug oft nicht mehr, wie Aristophanes in seinen „Fröschen" bezeugt, wenn er den Euripides sagen läßt:

Zuvörderst ließ er irgendwen, das Angesicht verhüllet,
Auftreten, sei's als Niobe, sei's als Achill; die zeigten
Ihr Antlitz nicht; Statisten waren's, die noch nicht einmal
mucksten. ...

Das großartigste Schweigen war das des Prometheus; freilich vielumstritten, ob es Absicht des Dichters war, oder ob sich der Eindruck nur zufällig als Bühnennothwendigkeit infolge Mangels an redenden Personen ergab; eine Frage, welche überhaupt für das Schweigen bei Aeschylos viel erörtert wurde. Saint-Victor streift diese Frage nicht, wohl, weil sie ihm der Größe des Aeschylos unwürdig erscheint. Und in der That erscheint dieses Schweigen weit mehr dem Genius des Dichters verwandt, denn der Ausfluß einer bühnentechnischen Beschränkung.[2])

Es kann nicht im Rahmen dieser Besprechung liegen, an der Hand Saint-Victors auf jede einzelne der sieben uns erhaltenen Tragödien einzugehen. Ich möchte vielmehr „den gefesselten Prometheus" und die Trilogie „Oresteia" herausgreifen, da man sie in jeder Hinsicht als die Gipfelpunkte des Aeschyleïschen, uns erhalten gebliebenen Schaffens, bezeichnen kann. Ich muß zu diesem Zweck einige ausgezeichnete Kapitel des Buches überschlagen; so die historische Einleitung, welche Saint-Victor den „Persern" gibt und welche in wirksamster, bis ins Einzelnste durchgeführter Antithese Hellas und Asien einander gegenüberstellt; nicht mit Unrecht nennt Saint-Victor die großartige Vorgeschichte zu den „Persern" die „Propyläen zu dem mit Meisterwerken beladenen Monumente des griechischen Dramas". Auch die geistvolle Analyse der „Perser" selbst, welche das Drama beredt-lebendig vor uns aufrollt, müssen wir übergehen; nur die Ansicht Saint-Victors, daß die „Trauerkantate" des Xerxes und seines Chors zum Schluß des Dramas direkt ironisch gemeint sei, möchte ich nicht unbedingt acceptiren. Es spricht vieles für diese Ansicht; aber eben so vieles dagegen. Uebrigens könnte sich auch hier Saint-Victor auf Aristophanes berufen, unter dessen komischen Masken man stets die Ansicht und das Urtheil der Zeitgenossen oder die eigene Meinung des großen Satirikers erblicken darf; dort heißt es, wenn auch nicht mit unmittelbarem Bezug auf den Schlußchor, aber doch auf das Pathos der asiatischen Wehklagen überhaupt gemünzt:

Ei ja, das machte mir Spaß, als ich vom Tod des Darius hörte,
Und der Chor sich drob in die Hände so schlug laut rufend und
klagend: iauoi.

Hier scheint allerdings die Ironie durch die Tragik zu blitzen; die Ironie des Griechen gegenüber dem leidenschaftlich-beherrschungslosen Asiaten. ... Auch die Schutzflehenden und „die Sieben vor Theben", beide voll feiner, insbesondere naturmythischer Bemerkungen des Verfassers (vergl. I. 318 ff.) seien hier übergangen, um uns dem Kernpunkt dieser Darstellungen zuzuwenden.

„Der gefesselte Prometheus", das erhaltene Mittelstück einer Prometheus-Trilogie, von deren erstem Theil „Der Feuerbringer" wir nur noch eine Strophe, vom dritten „Der befreite Prometheus" nur einige Bruchtheile besitzen, hat von Saint-Victor eine Einleitung erhalten, welche der Tragweite dieses Stoffes würdig ist.

Aehnlich wie bei seiner „Die beiden Masken" einleitenden Entwicklungsgeschichte des Bacchus-Kultus greift der Verfasser in die früheste erkenntliche Zeit zurück. Er zeichnet ein plastisches Bild des Urmenschen, dem das Feuer gebrach, um die ganze brünstige Verehrung, welche das Feuer bei den vorhellenischen Völkern genoß und die

[2]) Für die Absicht des Dichters spricht übrigens auch das, was Aristophanes den Euripides an obengedachter Stelle weiterhin sagen läßt:

Nichts weiter als Renommisterei, damit gespannt man lausche,
Wenn Niobe was sagen würd'. So schlich das Stück zu Ende.

auch noch in Hellas und Rom sich erhielt — so recht begreiflich zu machen. Die Rig-Veda ist „seine glühende Bibel, sein inbrünstiger und unauslöschlicher Psalter. Unter ihren tausend Hymnen rufen fünfhundert das Feuer an: agni-ignis". Es ist das Universale, das Welterhaltende, „des Himmels Haupt und der Erde Nabel"; es schwingt sich als Feuergarbe zum Firmament empor, um dort die Sterne wieder zu entzünden, welche ohne dasselbe wie leere Lampen wieder erlöschen würden. . . . Indra erbleicht vor seinem Glanz, die Sonne geht in seiner Flamme schmelzend auf. „O Agni," ruft eine vedische Hymne aus, „alle Götter sind dein, in dir und durch dich!" (I. S. 232.) Die Vorfahren der griechischen Rasse haben, wie sie den Somokultus auf die Rebe übertrugen, auch den Prometheus-Kult oder besser seinen Mythus in die Thäler von Hellas verpflanzt. Der griechische Prometheus ist dem Werkzeug, mit dem die Arier das Feuer entzündeten, entsprossen, dem Stock, welcher in der Scheibe gedreht wurde. Dieser zeugende Stab, der den Funken entlockte, wurde Pramantha genannt, woraus Pramâthyus wurde: der Feuerräuber; eine Personifikation, welcher bald auch der Begriff der Feuerentwendung zugefügt wurde. Solchergestalt gelangt Pramâthyus nach Griechenland, um dort, zunächst nur ein roher Fetisch, unter den Händen des griechischen Genius „aus der Feuerscheibe arischer Hirten als die großartigste Gestalt, die höchste Inkarnation" der Menschlichkeit hervorzugehen. Wir gehen nicht in das Einzelne des griechischen Prometheus-Mythus ein, sondern heben nur folgende Züge hervor. Die Thatsache, daß Prometheus den Titanen, jenen Personifikationen der elementaren Naturkräfte, zugerechnet wurde, läßt den alten arischen Charakter des Mythus klar durchblicken. Prometheus bleibt sich dieses elementaren Charakters mit Stolz bewußt; er fühlt sich Zeus, den er stets als Emporkömmling betrachtet, zum mindesten gleichberechtigt; als der ältere und im Besitze geheimen, dieser seiner Eigenschaft entspringenden Wissens Befindliche, betrachtet er sich sogar als überlegen. Hier wie auch später habe ich einen Hinweis auf die Feuergottheit des germanischen Mythus, Loki, vermißt, der sich gleichfalls den anderen Göttern überlegen fühlte und im Besitz des Wissens der Götterzukunft war. . . . In einer späteren, nachhesiodischen Bildung des Prometheus-Mythus wird Prometheus nicht nur der Schenker des Feuers an die Menschen, er wird sogar ihr Schöpfer. Drei Kameen zeigen ihn als den sorgfältigen Bildner des Menschen: „Prometheus, wie er mit dem Senkblei den menschlichen Körper mißt, Prometheus, wie er das Skelett modellirt, Prometheus, wie er in einer Waage des Körpers Glieder wägt." (I. S. 244.) Es ist das Korrespondirende zu Goethe's: Hier sitz ich, forme Menschen nach meinem Bilde. . . . Jedenfalls hat Aeschylos den Prometheus-Stoff mit den drei Kennzeichen empfangen: Erstens dem der *Rebellion* gegen eine Weltordnung, die er aus verschiedenen Gründen nicht gutheißen und anerkennen konnte; zweitens dem der *schöpferischen Intelligenz*, welche dem Menschen sich verwandter fühlte als den Göttern und darum sich auch gegen den Willen derselben seiner erbarmte, und hiezu kommt noch jenes *geheime Wissen* von dem Ende des Zeus, das ihn im Laufe seiner Tragödie dem Weltenherrscher am verhaßtesten macht. Aus diesen drei Stücken sehen wir Aeschylos, das Genie, Prometheus, den Giganten, zusammenschweißen.

Wir können uns schwerlich eine moderne Aufführung „Des gefesselten Prometheus", dieser, man darf im gewissen Sinne wohl so sagen, antiken Kreuzigungsscene, denken; höchstens, wenn man, wie man es in Südfrankreich schon mit Erfolg versucht hat, dem antiken Drama ein antikes Theater zur Aufführung zuweisen oder zubereiten würde; vielleicht erleben wir in einer zweiten Regeneration der Antike etwas derartiges. Die ungeheuersten Dimensionen bedürfte hier wohl dieser Prometheus, einen Rahmen, wie ihn Böcklin ihm gegeben hat, der ihn als eine Kolossalgestalt auf einem Bergrücken hoch überm Gestade des Meeres dahingestreckt vorführt, eine Impression voll rauher Trauer und düsterer Größe. Den Gehalt dieses Eindrucks gibt uns auch Saint-Victor, dessen Darstellung der theatralisch fast primitiven oder naiven und doch so gewaltigen Tragödie wohl das Beste des Buches ist. Indem er die ganze Scene sich voll höchster Lebendigkeit vor unsern Augen abspielen läßt, zeichnet er sie zugleich auf den geheimnißreichen, vielfarbigen und vieltönigen Hintergrund des Naturmythus, dem alle Gestalten des Dramas, besonders Prometheus, gewissermaßen zu entsteigen scheinen. Ich muß es mir versagen, auf das Einzelne einzugehen; z. B. die ausgezeichnet feine Entwicklung des Hermes-Mythus aus seinem natürlichen, „rein himmlischen und rein ätherischen" Ursprung bis zum zweifelhaften Gott der Diebe (vergl. I., 290 ff.) und die des Hephästos. Ich will vielmehr da wieder anknüpfen, wo die Kulmination der Tragödie ist und Prometheus, weil er Zeus das Geheimniß seines Endes nicht enthüllen will, mit seiner feierlichen Brandmarkung des ihm zugefügten Unrechts in den Tartarus hinabsinkt — ich will hier anknüpfen, um mit Saint-Victor die ethischen Grundlinien der titanischen Gestalt aufzufinden. Es ist bedauerlich, daß Saint-Victor nicht einen Seitenblick auf den Goethe'schen „Prometheus" geworfen hat. Er hat sich vielmehr darauf beschränkt, von Prometheus zur Gestalt Christi hinüberzuleiten. Die Prometheische Weissagung von Zeus' Ende enthält für ihn einen dunklen Hinweis auf jenen „Unbekannten Gott", der die sittlichen Widersprüche des Polytheismus aufheben sollte und von dem Athen träumte, jenen Gott, dessen Prophet Prometheus wurde. Es erkannte denn auch das entstehende Christenthum ihn als den *Vorläufer Christi*. Saint-Victor führt zum Beweis Tertullianus an, der Christus den Heiden zeigte und dabei ausrief: Verus Prometheus, Deus omnipotens, blasphemiis lancinatus. (Der wahre Prometheus, der allmächtige Gott, von Lästerungen zerfleischt. I. S. 307, 308.) Auch die Passion des Titanen wurde mit der Christi in Verwandtschaft gebracht. „Der Adlerschnabel, der seine Seite verwundete, erinnerte an den Lanzenstich, der des Heilands Herz durchbohrte. Die Okeaniden, die ihm in seinem Martyrium treu bleiben, erschienen ihr wie die fernen Gestalten der heiligen Frauen an des Kreuzes Fuß. Die Erde hatte über dem verschütteten Prometheus gezittert,[*] wie unter dem verscheidenden Christus. Jener Gott selbst, der so dunkel Verkündete, der ihn durch sein Hinabsteigen in den Hades loskaufen sollte (Herakles), stellte unter einer anderen Form Jesus vor, der in den Höllenraum hinabsteigt, um die Gerechten des alten Bundes daraus hervorzuholen" u. s. w. (I. S. 308.) Und allerdings lag so eine Analogie Christi mit dem Titanen, der um seiner den Menschen hülfsbereiten Güte, um seiner Gerechtigkeit willen Unrecht dulden muß, sehr nahe. „Aber dieser religiöse Prometheus ist nur eine der aufeinander folgenden Inkarnationen des Aeschylëi-

[*] Hier dürfte wiederum an *Loki* erinnert werden, der, gleichfalls am Felsen gebunden, sich aufbäumt, wenn ihn das Gift der über ihm hängenden Schlange trifft. „Dann schüttelte er sich so stark, daß die ganze Erde davon erbebte. Das wird nun ‚Erdbeben' genannt."

schen Riesen. Unter seiner Doppelgestalt als Eroberer und Gemarterter bleibt er immer ein Schaugepränge vor der Welt. Seit seinem Herabsteigen vom Kaukasus hat Prometheus, ewig auf der Wanderschaft und immer thätig, nicht aufgehört, die Götter zu berauben; die Geschichte der menschlichen Zivilisation ist aus den glorreichen Wiederholungen dieses ersten Diebstahls entstanden." (I. S. 311.) So enthüllt sich unter der Maske des Prometheus *der menschliche Intellekt* und seine Leidens- und Triumphgeschichte in den Kämpfen um sein Dasein. Flamme und Geist spielen in vieldeutiger Analogie ineinander. Jenes Feuer, das auf der Hochebene Asiens als agni angebetet wurde, die Flamme des Makrokosmus wiedergefunden in der Brust des Menschen, im Mikrokosmus, der menschlichen Intelligenz! Wir dürfen hier wohl an den Goethe'schen Erdgeist erinnern, dem Faust, der Mensch, sein

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin *deinesgleichen*!

entgegenschleudert. — Auch zum Schluß dieser Kapitel über Prometheus sehen wir die Synthese: Natur — Gottheit — Mensch geschlossen.[5])

Aeschylos hat der Tragödie der Auflehnung im „Gefesselten Prometheus", dieser Absage an die Gottheit, seinen „Befreiten Prometheus" folgen lassen, um diese Dissonanz, schon aus religiöser Scheu vor den Konsequenzen seines Himmelstürmers, in die befreiende, besänftigende, zwischen Mensch und Gott versöhnende Harmonie aufzulösen. Mit Recht bemerkt Saint-Victor, daß die Menschheit „diesen Scheinfrieden nicht bestätige", sondern sich den Titan eben nur in seinem innersten Wesen, dem des Kampfes und der Empörung, festhalten könne. . . . Eine volle Harmonie gewährt unserm menschlichen und sittlichen Bewußtsein das Finale der einzig ganz erhalten gebliebenen Trilogie des Alterthums, der Oresteia. Mit furchtbaren Dissonanzen setzt auch die Oresteia ein. Auf dem Hause der Atriden ein furchtbar lastender Fluch, ein entsetzliches Verhängniß, das noch durch zwei Tragödien der Trilogie hindurch: den „Agamemnon" und „Die Choëphoren", in vollster Kraft seines Amtes waltet. „Die Tragödie der Erblichkeit, das Gedicht der Wiedervergeltung" nennt Saint-Victor die Oresteia in diesen Theilen. Und allerdings sehen wir hier das Fatum wirksam, wie ein fernher auch die spätesten Generationen ansteckendes Gift. In der Persönlichkeit des Agamemnon schien der Tantalidenfluch beruhigt, besiegt zu sein. Da erhebt sich wie ein grauses Gespenst halbvergessene Barbarei: Agamemnon opfert seine Tochter; das Menschenopfer greift noch einmal in die reine Sphäre des Hellenenthums herein. Und seine blutigen Hände öffnen dem Unheil das Thor. Klytemnästra würgt den heimkehrenden Agamemnon, und Orestes erschlägt die Mutter, um sie für den Gattenmord zu strafen. Aber damit stehen wir auch schon an der Schwelle der Menschlichkeit und der humanen Ethik, an der Schwelle der Gerechtigkeit. Die Prometheus-Tragödie, selbst mit dem friedlichen Schluß der Trilogie, hinterließ uns den bitteren Nachgeschmack des erduldeten Unrechts. Hier sehen wir die furchtbaren Nothwendigkeiten einer kulturlosen Zeit, das Blutgesetz der Rache: Auge um Auge, Zahn um Zahn — in das Reich der wahren Gerechtigkeit hinübermünden. In den Epochen der Barbarei, welche eine wahrhafte Rechtsprechung, ja selbst den Begriff eines humanen Rechtes nicht kannte, waren die Rachegöttinnen, die Erinnyen, in ihrer Art sittliche Postulate. Es gab keinen größeren Schutz als „ihre unversöhnliche Gerechtigkeit". Aber je mehr das Licht der Kultur sich Bahn bricht, desto mehr müssen diese Töchter einer rauhen und wilden Zeit an Boden verlieren. *Apollo* und *Pallas Athene*, diese Lichtgottheiten, und der athenische *Areopag* sind die Repräsentanten der neuen Zeit, des eigentlichen Hellenenthums. Zwar Apollo selbst hat noch eine Konzession an das alte Blutgesetz gemacht, indem er Orestes befahl, die Mutter zu tödten, Vergeltung zu üben. Aber dies war die letzte Aeußerung desselben. Denn Apoll hebt die Konsequenz der That des Orestes im Sinne des alten Gesetzes auf, indem er die Erinnyen von seinem Tempel verjagt und für seinen Schützling an den höchsten Gerichtshof Athens, an die Gerichtsbarkeit attischer Bürger appellirt. Pallas Athene vollendet das Werk der Versöhnung, indem sie durch ihre doppelzählende Stimme den Muttermörder freispricht. Wir sehen: hier konnte nicht sowohl die Schuld oder Nichtschuld in die Waagschale der Entscheidung fallen; es mußte vielmehr die Rechtsprechung der Barbarei fallen, den Erinnyen ihr Opfer entrissen, ihr Amt aufgehoben werden. Der Freispruch des Orestes bedeutet *das Ende der Blutrache*. Mit ihm „tritt die Menschheit, von dem Frohndienst des uralten Entsetzens befreit, aus dem Areopag hervor. Das Urtheil, das ihn von der Schuld entlastet, hebt die Gesetze der Verzweiflung auf, durch welche die Welt der Verdammniß anheimfiel; der Mord wird nicht mehr unweigerlich eine Nachkommenschaft von anderen Morden gebären, das vergossene Blut ist unfruchtbar gemacht. . . ." (I. S. 496.) Und so schwören denn die Erinnyen selbst die Blutrache ab und verwandeln sich in die *Eumeniden*, die „huldvollen", die „guten Mädchen". „Sie strafen noch, foltern aber nicht mehr. Ihre frühere, umherschweifende Räuberrache wird zur gesetzmäßigen Obrigkeit. . . . Am Fuße des Areopag seßhaft geworden, sind sie mit ihm in beständiger Verbindung durch Gebet und Opfer; sie werden von dort Einflüsse menschlichen Mitleids aufnehmen; sie aber werden ihm ihrerseits den Eifer zu thatkräftiger Untersuchung und verdienter Strafe einflößen. Aus dieser *Verbindung von Rache und Gesetz* wird die Gerechtigkeit geboren werden." (I. S. 493, 494.)

So sehen wir in den „Eumeniden" den „rauhstimmigen" Aeschylos eine Friedenshymne voll erhabener Weihe, einen Lobgesang auf die Menschlichkeit, auf die Humanität des Atheners anstimmen, auf die „neuen Götter". Sein Wort: . . . „wider Willen muß der Mensch sich bessern. Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam, doch Gott ist gütig . . ." es ist Wahrheit geworden. Und so erhellt ein mildes Lächeln das finsterbrauige Antlitz. Aeschylos scheint schon einen Abglanz des Lichtes auf den Zügen zu tragen, welches das schöne Gleichmaß der Sophokleïschen Tragödie verklärt.

---

5) Ich möchte es mir nicht versagen, die Tangente *Prometheus-Faust* wenigstens zu berühren. Faust, der doch nichts anderes als der gerade im Mittelalter besonders sich ausdehnende menschliche Intellekt ist, wurde in seiner Beziehung zum Prometheus des Alterthums wenigstens geahnt im ältesten Faustbuch, wo es in der 6. Historia heißt: Und ist dieser (Fausts) Abfall nichts anderes denn sein stolzer Hochmuth . . . Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten . . ."

Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Enquete über Krebskrankheiten. Die Medizinalabtheilung des preußischen Kultusministeriums versendet an die preußischen Aerzte ein Schreiben des Komitees für Krebsforschung, das sich im Februar d. J. gebildet hat,

worin die Aerzte aufgefordert werden, bei einer Zählung der Krebskranken im Deutschen Reich mitzuwirken. Aus Mittheilungen in der medizinischen Presse ist zu schließen, daß Krebskrankheiten häufiger sind als bisher angenommen wurde. Beachtet worden sind auch Nachrichten über das Vorkommen von Krebskrankheiten bei mehreren Mitgliedern derselben Familie, bei Insassen desselben Hauses oder derselben Wohnung und die Häufung von Krebskrankheiten in einzelnen Ortstheilen. Um umfassenderes und sicheres Material für die Beurtheilung dieser Fragen zu gewinnen, sollen die Krebskranken im Deutschen Reich an einem und demselben Tag (gewählt ist der 15. Oktober d. J.) gezählt werden. Die ausgefüllten Fragebogen sollen bis zum 15. November d. J. an die Medizinalabtheilung des Kultusministeriums eingesandt werden. — Wie die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ erfährt, sind seitens derselben preußischen Behörde neuerdings vorbereitende Schritte geschehen, um die schon längst gewünschte Einrichtung ärztlicher Fortbildungskurse (für Zivilärzte) demnächst in die Wege zu leiten. Es sollen derartige Kurse im Anschluß an größere Krankenanstalten und Institute zunächst in Berlin, Köln, Frankfurt a. M. und Hamburg eingerichtet werden.

* Das Schicksal der François-Vase, die vor kurzem im Museum zu Florenz zertrümmert worden ist, ruft, wie die „Post“ berichtet, in englischen Blättern die Erinnerung an ein ähnliches Vorkommniß im Britischen Museum wach. Die berühmte Portland-Vase, die im 17. Jahrhundert in einem Sarkophag bei Rom gefunden wurde, ist in der Mitte unsres Jahrhunderts zerstört worden. Es ist das die einzige ernstliche Katastrophe dieser Art, die sich dort ereignet hat. Die Portland-Vase, die dem Museum zu Beginn dieses Jahrhunderts übergeben wurde, gehörte bis zum Jahre 1845 zu den gepflegtesten Kleinodien der Sammlung. Dann wurde sie von einem betrunkenen Raufbold vorsätzlich vom Postament geworfen und zerschlagen. Merkwürdig war nun, daß die Behörde des Museums sich an Niemand halten konnte, weil der Besitzer der Vase sich weigerte, Klage zu führen. Sie konnten den Vandalen gerichtlich nur wegen des Glaskastens, der die Vase bedeckte, verklagen. Dafür wurde ihm eine kleine Geldstrafe auferlegt, die aber eine gütige, etwas närrische Dame für ihn bezahlte. Die Vase wurde dann jedoch so gut ausgebessert, daß der gewöhnliche Beobachter kaum die Beschädigung merkt. Ob die François-Vase auch so sorgfältig ausgebessert werden kann, daß sie von ihrem künstlerischen Werth wenig oder gar nichts verliert, wird von Sachverständigen bezweifelt.

T. Preise für Schuleinrichtungen hat die Nationale Erziehungsvereinigung der Vereinigten Staaten ausgeschrieben. Zunächst sollen die besten Vorschläge für die Sitze, die Beleuchtung, die Heizung und die Ventilation der Schulgebäude mit je 800 M., die zweitbesten mit je 400 M. belohnt werden. Die Beschreibung darf 10,000 Worte nicht überschreiten und muß, gedruckt oder mit Schreibmaschine geschrieben, ohne Namensunterzeichnung an den Vorsitzenden des Ausschusses (Mr. Taylor) in Emporia (Kansas), bis zum 1. Februar 1901 eingesandt werden; der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Umschlag beizufügen. Von jeder Bewerbung müssen drei Exemplare gesandt werden.

* **Jena.** Der Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität, G. Linck, ist nunmehr von der Erforschung des Sudan, insbesondere des südlichen Kordofan, welche er unter dem Schutze und theils in Begleitung Slatin Paschas unternommen hat, zurückgekehrt. Prof. Linck hat sehr umfangreiche Sammlungen mitgebracht, welche voraussetzen lassen, daß die Europäer den geplanten Minenbetrieb in diesen Gegenden thatsächlich einrichten werden.

* **Aachen.** Das sechzigjährige Doktorjubiläum hat gestern der Generalarzt a. D. Dr. Hermann Kaether begangen. Mit seinen 85 Lebensjahren und seinen 60 Jahren ärztlicher Beobachtung zählt der Jubilar zu den Senioren der deutschen Aerzteschaft. Während der Jahre 1848 und 1849 war Kaether als Lazaretharzt in Karlsruhe und Frankfurt a. M. thätig. Im Deutsch-französischen Kriege wurde er durch das Eiserne Kreuz ausgezeichnet. Seit 1880 lebt Kaether im Ruhestand.

* **Kiel.** Professor Schumacher nahm einen Ruf an die Universität Bonn als Lehrer der Nationalökonomie an.

* **Aus Rußland.** Aus St. Petersburg berichtet man der „Chemiker-Zeitung“: Das demnächst zu eröffnende Polytechnikum hierselbst soll vier Abtheilungen haben: für Handel, Elektrotechnik, Metallurgie und Schiffsbau. Der Kursus dauert 4 Jahre.

* Wie aus Kopenhagen gemeldet wird, ist der Herzog der Abruzzen mit Major Cagni in Christiania eingetroffen, wo er sich zu einer neuen Nordpolexpedition rüstet. Der Herzog will, wie bei seiner ersten Polarfahrt, so auch jetzt das Franz Joseph-Land zum Ausgangspunkt nehmen.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 5. Oktober. Nummer 228.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Turnlehrer an höheren Schulen — eine Zivilstellung für pensionirte Offiziere.

Die am 4. Juni d. J. zu Magdeburg tagende XIV. allgemeine deutsche Turnlehrerversammlung stellte behufs Hebung der körperlichen Ausbildung unserer Jugend folgende Forderungen: 1. Jede Klasse habe täglich eine Turnstunde, 2. zwei wöchentliche Nachmittage werden dem Bewegungsspiele bestimmt, 3. in jedem Monat werde in den oberen Klassen ein Turndauermarsch von eintägiger Dauer unternommen, 4. die Schulfeste mögen so gefeiert werden, daß sie genügenden Raum für Spiel- und Wettübungen, sowie für Schauturnen bieten.

Sehen wir hier von der Frage der Nothwendigkeit einer so erheblichen Verstärkung der körperlichen Ausbildung ab — viele Schulmänner sehen ja in ihr ein weiteres Herabdrücken der geistigen Ausbildung —, so würde doch die Durchführbarkeit an dem schon jetzt fühlbaren Mangel an tüchtigen Turnlehrern scheitern. Zwar stellte der am 4. März d. J. in Berlin tagende „Ausschuß für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung“ folgenden Leitsatz auf: „Die Seminaristen und die Kandidaten des höheren Schulamts sind in den genannten Uebungen (Turnen und Turnspiele) zu unterweisen; insbesondere ist für die dem Lehrberufe sich widmenden Studenten hiefür ausreichende Gelegenheit zu schaffen und beim Staatsexamen ein dahingehender Ausweis zu verlangen“ — doch ich fürchte, daß dieser Leitsatz, gleich vielen anderen allgemein gefaßten, auf dem Papier stehen bleiben wird, weil ihm, wenigstens bezüglich der Kandidaten des höheren Schulamts, die Grundbedingungen zur Ausführung fehlen.

Der junge Student, der sich den Lehrerberuf erwählt hat, hat während seiner Universitätszeit als Ziel nur die Wissenschaft vor sich, in die er sich ganz zu vertiefen bestrebt ist, da sie mit dem vollen Reiz der Neuheit auf ihn einwirkt. Den Gedanken, daß er später Knaben zu lehren und zu erziehen habe, weist er vorderhand ganz von sich. Gewiß wäre es diesen jungen Leuten, die zudem der Mehrzahl nach beschränkter pekuniärer Verhältnisse halber an den sonstigen Freuden des Studentenlebens und an Leibesübungen sich wenig betheiligen, um dafür umsomehr Ersatz in der Beschäftigung mit ihrer Wissenschaft zu finden, vielleicht nöthiger als Anderen, als Gegengewicht gegen die einseitig geistige Beschäftigung ihren Körper durch Turnen, Fechten oder Sport zu stählen. Eine traurige Sprache spricht die zu Anfang d. J. vom preußischen Kultusminister dem Abgeordnetenhause überreichte, vom kgl. statistischen Amte ausgearbeitete Denkschrift über die abnorme Sterblichkeit junger Lehrer im Alter von 25—30 Jahren.

Es würde zu weit führen, diesem betrübenden Ergebniß hier nachzugehen und Vorschläge für eine bessere Ausbildung der zukünftigen höheren Lehrer während ihrer Universitätszeit und während des Seminarjahres zu machen. Fragt sich's doch, ob, selbst wenn eine solche erreicht würde, sich eine genügende Zahl von wirklich für den Turnunterricht geeigneten Lehrern finden könnte. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß von den Akademikern mit Turnfakultas nur Wenige sich eine fortdauernde Liebe und Begeisterung zu diesem Fache bewahrten, daß sie vielmehr, nachdem sie mehrere Jahre diesen körperlich außerordentlich anstrengenden Unterricht gegeben hatten, den Direktor baten, sie möglichst ausschließlich in ihren wissenschaftlichen Hauptfächern zu beschäftigen. Früher wurde vielfach die Turnfakultas von Kandidaten nur erworben, um ihre Anstellungsmöglichkeit zu erhöhen oder um sich späterhin ein festes Nebeneinkommen neben dem so knappen Lehrergehalt zu erwerben. Seitdem jedoch die Zahl der Kandidaten des höheren Schulamts abgenommen und seitdem die Lehrer-Gehälter nicht unbedeutend aufgebessert sind, hat auch die Zahl der Kandidaten für die Turnfakultas abgenommen. Nach einer Schätzung des Gymnasialprofessors Wickenhagen (Rendsburg) würden in Preußen 1400 Turnlehrer gebraucht, von denen z. B. nicht weniger als 700 fehlten. Wie wird es nach einigen Jahren damit aussehen!

Immer mehr traten Elementarlehrer in die gelichteten Reihen, wie auch der behördlich geleitete Turnkursus zu Spandau wiederholt ausschließlich aus Elementarlehrern bestand. Es sei nun fern von mir, die Thätigkeit dieser Herren gering zu schätzen, aber ihre ganze pädagogische Ausbildung ist doch für eine andere Gattung von Schulen bestimmt gewesen, und es ist Thatsache, daß es im ganzen nur wenigen Elementarlehrern gelingt, sich dasselbe Ansehen zu verschaffen wie Akademiker. Mit dem Unterrichtenden aber fällt auch das Unterrichtsfach einer Minderschätzung von Seiten der Schüler anheim.

Es gibt nun aber m. E. einen Weg, wie sowohl das Ansehen des Turnens und die Liebe zu den Leibesübungen gehoben, als auch der Bedarf an Turnlehrern für die oberen und mittleren Klassen der höheren Schule gedeckt werden könnte. Wie wäre es, wenn man jüngeren pensionirten Offizieren diese Laufbahn eröffnete?

Der heutige Offizier ist eine Art Volkserzieher. Nicht nur bei der Ausbildung der Mannschaft, sondern auch namentlich durch die zahlreichen Abkommandirungen an Unteroffizierschulen und Kadettenhäuser als Erzieher oder Lehrer haben Offiziere Gelegenheit, erzieherisch und unterrichtend zu wirken. Schon Friedrich der Große hatte ja die Aehnlichkeit des Soldaten- und Lehrerberufes mit scharfem Auge erkannt, und man braucht nicht darüber zu spötteln, daß er invalide oder

ausgediente Feldwebel und Unteroffiziere zu Schulmeistern machte.

Wie viele für den Kompagniedienst durchaus tüchtige, nur für eine höhere Charge nicht recht geeignete Männer sind dieserhalb jährlich gezwungen ihren Abschied zu nehmen, während sie noch in der Vollkraft ihres Lebens stehen. Hier böte sich eine ihres Standes nicht unwürdige Zivilstellung. Enthielt doch neulich die „Pädagogische Vakanzen-Zeitung“ vom 31. August d. J. folgendes Stellengesuch eines ehemaligen Offiziers: „Offizier a. D., Gymnasial-Abiturient, Kriegsakademiker, Lehrer an Privatschule in Geschichte, Geographie, Französisch und Englisch, sehr gute Zeugnisse, sucht andere Stellung.“ Wenn also Offiziere a. D. sich um Lehrerstellen an Privatschulen (sogen. Pressen) bewerben, wieviel verlockender müßte ihnen die ihrem früheren Berufe doch näher liegende körperliche Ausbildung von Knaben und Jünglingen an höheren Schulen erscheinen!

Aber auch die höheren Schulen selbst würden gewinnen. Eine feste soldatische Disciplin könnte manchem Muttersöhnchen, dessen Abneigung gegen körperliche Anstrengung einem Zivillehrer zu überwinden nicht gelingt, geradezu von Segen sein und arbeitete dem späteren Heeresdienste aufs beste vor. Ein etwaiges Uebermaß würde der Direktor, der doch auch der Vorgesetzte des Turnlehrers bleiben muß, zurückweisen und verhindern. In Frankreich hat sich, wie es scheint, dieses System schon seit 100 Jahren bewährt, denn als Napoleon I. das Schulwesen neu organisirte, erging am 10. Dez. 1802 der Erlaß: Un officier-instructeur sera chargé d'apprendre l'exercice aux élèves qui auront plus de douze ans, und noch heutigentags sind Offiziere als Exerzirlehrer an französischen Lyceen beschäftigt.

Wenn man nun auch in Deutschland in maßgebenden Kreisen von dem System der französischen „Schülerbataillone“ oder auch nur einem unmittelbaren Hinübernehmen militärischer Uebungen, wie sie sich in den sogenannten Jugendwehren ausspricht, nichts wissen will, so sprechen sich andere Männer, wie z. B. der um die Förderung des Turnens und die Wiedereinbürgerung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland hoch verdiente Dr. med. F. A. Schmidt in Bonn, direkt für Zugrundelegung der taktischen Formen des Heeres bei den Ordnungsübungen des Turnens aus. Auch will er die militärischen Befehlsformen und die einzelnen Bewegungen im Gliede in das Schulturnen hinübernehmen. Der bekannte frühere Reichstags- und Landtags-Abgeordnete Frhr. E. v. Schenckendorff (Görlitz), welcher in dem von ihm herausgegebenen Jahrbuche für Volks- und Jugendspiele, Jahrgang IX, 1900, über die anfangs erwähnte Sitzung des Ausschusses für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung am 4. März 1900 zu Berlin berichtet, führt folgende Aeußerung Dr. Schmidts an: „Ich meine, keinerlei Bedenken sollten uns von dem großen Gesichtspunkte abbringen, daß unsre Heeresausbildung in ihrem Wesen und in ihrer Form eine Sache des ganzen Volkes ist, und daß sie mit der körperlichen Ausbildung der Jugend in der Schule unmittelbar verknüpft werden muß. Unsre Rekruten sollen nicht bezüglich der grundlegenden Bewegungen gewissermaßen alles das umlernen müssen, was ihnen als Schülern im Schulturnen beigebracht ist, und sie sollen dies auch nicht anders bezeichnen hören.“

Diese Ansicht hat viel für sich. Schon jetzt ist an der alten, auf den Turnvater Jahn zurückzuführenden Turnersprache manches geändert, und gleichermaßen sind in den militärischen Befehlsformen beim Exerziren die französischen Ausdrücke möglichst verdeutscht worden. Eine völlige Angleichung würde namentlich jetzt, da die militärische Ausbildung auf zwei Jahre herabgesetzt ist, dazu beitragen, dem Heeresdienste durch den Turnunterricht auf der Schule wirksam vorzuarbeiten. Namentlich aber würden die aus den höheren Schulen hervorgegangenen Einjährig-Freiwilligen einen Vortheil haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hätte also ein militärischer Turnlehrer vor einem Oberlehrer, namentlich wenn dieser nicht etwa selbst Soldat gewesen ist, sondern nur einen sechsmonatlichen Kursus als Eleve einer Turnlehrer-Bildungsanstalt durchgemacht hat, viel voraus. Allgemeine Schulpflicht und allgemeine Dienstpflicht gehen Hand in Hand; der militärische Sinn im Volke kann dabei nur gehoben werden und gewinnen.

Selbst wenn man aber den jetzigen Turnbetrieb, wie ihn die Zöglinge der Turnlehrerbildungskurse lernen, beibehält, so würde sich ein Offizier ohne Schwierigkeit in die neuen Formen hineinfinden. Man denke doch nur, welche Studien die Herren machen müssen, bevor sie sich um eine sonstige Zivilstellung bewerben können. Jedenfalls müßte ein Offizier, der sich um eine Turnlehrerstelle bewirbt — gleichviel ob er noch als Eleve den Turnlehrerbildungskursus absolvirt oder nur einige Monate bei der theoretischen Unterweisung der Eleven hospitirt oder ob er sich privatim zu der Turnlehrerprüfung vorbereitet —, in der Prüfung denselben Forderungen genügen, welche an die Zivilturnlehrer gestellt werden, ihm müßte ferner Gelegenheit gegeben werden, an einer höheren Schule dem Turnunterrichte regelmäßig beizuwohnen und zuletzt unter Aufsicht des Turnlehrers selbständig Unterricht zu ertheilen. Mit der festen Anstellung als Turnlehrer tritt der Offizier in das Kollegium der Anstalt mit allen Rechten und Pflichten eines Lehrers ein. Als Besoldung könnte für ihn die Gehaltsskala der Zeichenlehrer zugrunde gelegt werden (1800—3800 Mark und Wohnungszuschuß) mit einer verkürzten Altersskala, so etwa, daß in 15 Dienstjahren das Höchstgehalt erreicht würde. Mit Hinzurechnung der dem militärischen Range des Betreffenden entsprechenden Pension käme dann ungefähr das Gehalt eines Oberlehrers oder Professors heraus.

Der Offizier, der an die militärische Rangordnung und an den Gehorsam seinen Vorgesetzten gegenüber gewöhnt ist, wird sich auch leicht in das Zivil-Subordinationsverhältniß seinem Direktor gegenüber und an ein kollegiales Verhältniß zu den anderen Mitgliedern des Lehrerkollegiums finden. Andrerseits kann der Uebertritt von Offizieren in den höheren Lehrerstand für die jetzt so lebhaft erstrebte gesellschaftliche Hebung des letzteren in den Augen des Publikums nur vortheilhaft sein. Die Frage, in welchem Umfange ein Eintritt des militärischen Elements in unsre höheren Schulen erfolgen könnte, ließe sich am besten durch die erfolgte Probe lösen. Würde nun noch, wie bereits angeregt, für jede Provinz die Stelle eines Turninspektors geschaffen, dem die Oberaufsicht über den Turnbetrieb sämmtlicher Schulen der Provinz obläge, mit welcher Stelle dann ein höheres Gehalt verknüpft wäre, so dürfte m. E. die Turnlehrer-Laufbahn für einen nicht zu alten pensionirten Offizier immerhin noch erstrebenswerth erscheinen. F.

Die Technik auf der Pariser Weltausstellung.

III.[1]

f. Elektrizität ist in solchem Grade in der Technik der Gegenwart tonangebend, daß wir nicht umhin können, vor dem Uebergang zu Anderem in Kürze noch einiger Anwendungen zu gedenken, vor allem der, welche man von dieser Naturkraft in den letzten 20 Jahren für die Fortbewegung von Personen und Lasten zu machen gelernt hat. Dieser wichtige Zweig der Elektrotechnik ist in Paris selbstredend vielseitig vertreten. Es geschah ursprünglich auf einer Ausstellung, der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Sommer 1879, daß zum erstenmal durch Siemens u. Halske eine elektrische Bahn vorgeführt wurde. Seitdem ist in verhältnißmäßig kurzer Zeit die elektrische Straßenbahn so ziemlich auf dem ganzen Erdball zur Einführung gelangt und zu großer Vollkommenheit fortgeschritten. Was davon auf dem Marsfelde in Paris und in Vincennes gezeigt wird, seien es Motoren aller Größen oder einzelne wichtige Neuheiten an Bremsen, Steuervorrichtungen, Sicherheitsvorkehrungen ꝛc., legt von dieser Entwicklung das rühmlichste Zeugniß ab. Man ersieht daraus, daß die Elektrizität in der Anwendung auf das Verkehrswesen zur Basis einer mächtigen Sonderindustrie geworden ist, die sich vom Stamm der Elektrotechnik als ein kräftiger Zweig abgelöst und einem anderen Gewerbszweig, dem Wagenbau, bedeutende Förderung gebracht hat. Nach zwei Richtungen ist diese Industrie noch beträchtlicher Ausdehnung fähig, und was in diesen Richtungen in Paris vorgeführt wird, erscheint nur als der erste Anfang einer Entwicklung die kaum Halt machen wird, bevor sie ihr Ziel erreicht hat, nämlich das von Pferden gezogene Fuhrwerk auf glatten Wegen durch das elektrisch betriebene Automobil und den Dampf im Betriebe unsrer Eisenbahn überall durch Elektrizität zu verdrängen. Beiden Fortschritten stehen noch erhebliche, aber voraussichtlich nicht unüberwindliche Hindernisse im Wege, dem einen die Konkurrenz des Benzinmotors und die große Schwere der Accumulatoren, dem anderen die mit Zuleitung des elektrischen Stromes verbundenen Schwierigkeiten (welche übrigens in der ersten, vor kurzem in Berlin eröffneten elektrischen Vollbahn bereits eine befriedigende Lösung gefunden zu haben scheinen). Daß der Benzinmotor nur ein Durchgangsstadium, keine Lösung des Problems bedeutet, sowohl wegen der Dunstatmosphäre, die er um sich verbreitet, wie durch die anscheinende Unverläßlichkeit eines hin- und hergehenden Kolbens in der Kraftmaschine und der hieraus sich ergebenden mehr oder minder heftigen Erschütterungen des Gefährtes, gilt selbst den Fabrikanten von Automobilen mit Benzinmotor als unzweifelhaft. Es fragt sich nur, wie lange der elektrische Sammler noch unerfunden bleiben wird, der mit genügender Wirksamkeit das schwere Blei durch etwas Anderes ersetzt. Die Ausstellung bringt in dieser Beziehung gar nichts neues. Alle anderen Bewegungsmechanismen des elektrischen Automobils sind erfunden. Sie sind viel einfacher als beim Benzinbetrieb, weil die Dynamomaschine rund läuft und die Uebertragung ihrer Kraft auf die Wagenachsen nur geringer Uebersetzungen bedarf. Für die elektrische Vollbahn ist zum Glück das Mittelglied des schweren Accumulators nicht erforderlich. Vermuthlich wird hier der Betrieb in vielen Fällen ganz ähnlich wie bei den Straßenbahnen eingerichtet und der Motor, wie es z. B. bei der Wannseebahn der Fall ist, zumeist in den ersten Personenwagen des Zuges hineingebaut werden. Wo sich ein besonderer Motorwagen als nothwendig erweist, da wird hingegen die Lösung dieser Aufgabe wohl ungefähr so aussehen, wie die von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin ausgestellte elektrische Lokomotive, welche zwei Dynamos für Gleichstrom unter 500 Volt Spannung von zusammen 300 P. S. enthält, die 840 Umdrehungen in der Minute machen. Sie ist — bezeichnend für die erst in den Anfängen stehende Technik — eine von nicht mehr als zwei Maschinen dieser Art, die in Paris vorgeführt sind. Der anderen begegnet man in der imposanten Ausstellung von Schneider-Creusot.

Oben wurden auch Sicherheitsvorkehrungen als ausgestellt erwähnt. Es sind ihrer mit Bezug auf die elektrische Fortbewegung nicht eben viele, die sich im wesentlichen auf Abwendung des verderblichen Kurzschlusses, sorgfältige Isolation ꝛc. beziehen. Manche wichtige Seite blieb unangeschlagen. Hieher gehört an vornehmster Stelle der Schutz gegen Schädigungen an Leib und Leben infolge Zerreißens und Herabfallens von Drähten der Oberleitung und der Schutz gegen das Ueberfahrenwerden durch Straßenbahnwagen und Automobile. Die Rettung von Menschenleben aus solcher Landgefahr hat bisher leider nicht, gleich der Rettung aus Seegefahr, einen Anthony Pollok gefunden, dessen hohe Preisausschreibungen auf Einrichtungen zur Verminderung der Seegefahren wesentlich dazu beigetragen haben, daß eine Menge sehr beachtenswerther Vorschläge gemacht und viele interessante Modelle in Paris zur Ausstellung gelangt sind. Mangels eines Anthony Pollok hätten die zahlreichen Unfälle vorgedachter Art, welche zu einer stehenden Rubrik unsrer Zeitungen geworden sind, antreibend wirken sollen; doch ist zuzugeben, daß die gestellten Aufgaben besonders schwierig sind und ihre anscheinende Aussichtslosigkeit manchen denkenden Kopf abgeschreckt haben mag. Dessen ungeachtet ist nicht daran zu verzweifeln, daß Vorkehrungen erfindbar sind und erfunden werden müssen, um jene oben bezeichneten Gefahren zu verringern und ihnen wamöglich zu begegnen. Es sollte mindestens als eine Ehrenpflicht der Unternehmer gelten, alle zur Erreichung dieses Zieles gemachten Vorschläge eingehend auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen, selbst dann, wenn sie bei oberflächlicher Prüfung als utopisch erscheinen. Es verlautet aber z. B. noch nichts davon, daß die unter Patent gestellten Erfindungen von J. Reichert-Berlin, und W. Mack u. W. Lange-Hannover, auf Schutzvorrichtungen an Straßenbahnwagen irgendwo einer Untersuchung unterzogen worden wären. Von beiden dünkt uns besonders die letztere als keineswegs aussichtslos. Sie besteht aus einem so weit vor dem Wagen geführten Tastgitter, daß dasselbe beim Antreffen einer auf der Fahrbahn stehenden Person eine Greifvorrichtung, die mit dem Tastgitter durch Kniehebel verbunden ist, so frühzeitig in der ganzen Wagenbreite auf die Fahrbahn niedersenkt, daß in dieser Vorrichtung die gefährdete Person Schutz gegen Einklemmung unter den Wagen oder gegen schwerere Beschädigung durch die Räder findet. Das Tastgitter schleift keineswegs am Boden, sondern steht in der Arbeitsstellung einige Centimeter darüber. Auch die Greifvorrichtung, welche durch Kautschuk schonsamer in ihrer Wirkung gemacht werden kann, bleibt, nachdem sie in Aktion getreten, außer Berührung mit dem Boden. Man wird von einem solchen Apparat wenigstens nicht sagen können, daß er die Gefahr vergrößere, der er vorbeugen sollte; denn die wenigen Centimeter, um welche das Tastgitter am Wagen herausragt, können unmöglich die Wirkung haben, eine gefährdete Person am Ausweichen zu verhindern, die sonst hätte ausweichen können.

Die hohe Wichtigkeit aller solchen Schutzvorrichtungen gegen die mit Verallgemeinerung des Maschinenwesens und Benutzung mächtiger Naturkräfte wachsenden Gefahren wird vorstehende Abschweifung entschuldigen. Denn nichts ist geeigneter, die Freude am Fortschreiten der Menschheit in der Beherrschung der Naturkräfte zu vergällen und skeptisch gegen die ganze Entwicklung zu stimmen, als die Hekatomben von Menschenleben, welche fort und fort auf diesem von Triumph zu Triumph führenden Wege zum Opfer fallen. Nichts endlich ist mehr Gewissenspflicht aller im werkthätigen Leben Stehenden, als die äußerste Anstrengung, solche Opfer zu verhüten. Lieber bleibe die beste, Tausenden Nutzen bringende Erfindung unangewandt, sofern es keine Mittel gibt, damit verbundene Lebensgefahr zu vermeiden! Zum Glück hat sich bisher noch immer, wo ein Wille war, auch ein Weg gefunden!

Das Wort „Elektrochemie“ braucht nur ausgesprochen zu werden, um für die Anwendung der Elektrizität neue und unabsehbar weite Horizonte zu eröffnen. Was ist aus der vor einem halben Menschenalter noch kaum dem Namen nach gekannten Wissenschaft geworden, für die gegenwärtig an den technischen Hochschulen besondere Lehrstühle errichtet werden, welche ausgedehnte Anwendung im praktischen Leben hat sie, begünstigt von den Fortschritten der Starkstromerzeugung, gewonnen! In der Pariser Ausstellung führt einer der bedeutendsten Vertreter dieser jungen Wissenschaft, der vielgenannte Henri Moissan, einige seiner wichtigsten Erfolge vor, vor allem den von ihm erfundenen elektrischen Ofen, der mit

[1] S. Nr. 200 u. 208 der Beilage d. J.

entsprechenden Abänderungen ebenso anwendbar ist zur Ausscheidung von Aluminium, Magnesium 2c. aus ihren komplizirten Verbindungen wie zum Aufbau neuer Verbindungen, so des Calcium-Carbids, des eine Verbindung von Silicium und Kohle darstellenden, den Schmirgel an Härte übertreffenden Carborundums, des Aluminium-Carbids 2c. Die Thätigkeit dieses Ofens, in dessen Inneren Hitzegrade von 2000—3000° C. erzeugt werden, wird an zwei Nachmittagen in der Woche Aluminium-Carbid bereitend gezeigt und führt gewöhnlich eine große Zuschauerschaft dem Seitengebäude unterhalb des östlichen der beiden Riesenschornsteine auf dem Marsfeld zu. Die aus allen Fugen des Ofens herauszüngelnden gelblichen Flammen geben eine Vorstellung von der Hitze, die hier mittelst eines elektrischen Stromes von 2250 Volt erzeugt wird. Dicht daneben ist, vielleicht nicht ohne Absicht, einer Eismaschine Platz gewährt, die zur selben Zeit Eis in großen Klumpen herstellt und ab und zu große Blumensträuße in krystallklarer Umhüllung einfrieren läßt. Dem Sachkenner wird an dieser Stelle auch ein von Moissan ausgestellter gläserner Apparat zur Fluor-Gewinnung auffallen, weil Fluor bekanntlich ein das Glas angreifender und deßhalb zum Undurchsichtigmachen desselben benutzbarer Körper ist. In Wahrheit übt das reine Fluor diese Wirkung nicht aus, sondern nur mehrere seiner Verbindungen. Das interessanteste Stück der Gruppe ist aber ein Gußeisen-Block, der von einem größeren Stück abgesprengt ist und auf der Bruchfläche unzählige glühende Krystalle zeigt, winzige Diamanten nämlich, in welche der Kohlenstoffgehalt des Gußeisens durch Anwendung hoher Hitzegrade unter starkem Druck und Luftabschluß verwandelt worden ist. Es scheint denn für die bekannte Theorie von der Entstehung der Diamanten der Beweis der Wahrheit erbracht, nur vermögen wir auf dem Wege zur Zeit noch nicht mehr als sehr kleine Diamanten herzustellen. Von den Leistungen der Elektrochemie erzählen außerdem hundertfältige auf elektrolytischem Wege bereitete, in den chemischen Abtheilungen der verschiedenen Länder ausgestellte Fabrikate; denn die chemische Industrie bedient sich der Elektrolyse seit längerer Zeit und unter beständiger Vergrößerung ihrer Anwendung in ausgedehnter Art. Einige dieser Fabrikate wurden oben schon genannt. Zu den Metallen der alkalischen Erden, welche nur auf elektrolytischem Wege gewonnen werden, tritt neuerdings als Produkt eines elektrolytischen Verfahrens, ausweislich der Deutschen Kollektivausstellung in Paris, noch der Phosphor. Eine sehr bedeutende Anwendung wird, gleichfalls laut Bekundung durch diese Ausstellung, seitens unsrer deutschen chemischen Industrie von der Elektrolyse zur Verwerthung der reichen mineralischen Schätze unsrer großen Salzlager in Staßfurt und anderen Orten gemacht, so daß ältere Verfahrungsweisen dagegen in den Hintergrund treten. Als Endprodukte dieser Fabrikation seien erwähnt: Chlor, Kali, chlorsaures Kali, Natron 2c. Auch das älteste elektrolytische Verfahren, die Galvanoplastik, das sich eines Alters von 60 Jahren rühmen kann, besitzt in der Ausstellung einige Vertretungen. Da ist vor allem die bekannte Fabrik von Christofle in Paris, welche die neuesten Methoden der Versilberung, Vergoldung, Vernickelung praktisch vorführt. Da ist ferner eine Leistung, die gerechte Bewunderung hervorruft, nämlich Kupferzylinder und Kupferrohre ohne Löthung, ganz durch Niederschläge metallischen Kupfers aus Kupfersalzlösungen auf einem in Drehung versetzten Kern hergestellt! Diese Leistungen der Firma Elmore's Metall-Aktien-Gesellschaft in Schladern a. d. Sieg haben es erst möglich gemacht, daß mit so hochgespannten Dämpfen, wie 17—20 Atmosphären, überhaupt unter ausreichender Sicherheit im Dampfmaschinenbetrieb operirt werden kann.

Mit Ausnahme der Begünstigungen, welche der deutschen chemischen Industrie durch die mineralischen Schätze unsres Bodens gewährt sind, haben andere Länder, die gleich Schweden, die Schweiz, Oesterreich und Frankreich (Savoyen, Dauphiné, Departement Hoch-Pyrenäen) durch große natürliche Wasserkräfte bevorzugt sind, die größere und bessere Aussicht für die kommerzielle Ausnützung aller möglichen elektrolytischen Verfahrungsweisen. Um so dringender tritt an unsre Elektriker und Chemiker die Aufforderung, die uns gegebenen anders beschaffenen Naturkräfte unter Verwerthung der jetzt gegebenen Möglichkeit, starke elektrische Ströme mit geringem Verlust in die Ferne zu leiten, in ähnlicher Weise zu benutzen wie unser ausländischer Wettbewerb seine großen Wasserkräfte. Zu diesen nutzbar zu machenden, uns eigenthümlichen, zur Zeit aber noch schlummernden Kräften sind u. a. auch unsre sich über 50 Quadratmeilen erstreckenden Torflager zu rechnen. Selbst die an unsern Küsten mit einiger Regelmäßigkeit wehenden frischen Westwinde sind der Umsetzung in Elektrizität fähig.

Ganz deutschen Ursprungs ist eine sich eng an die chemische anschließende, kaum drei Jahre alte Industrie, die sich chemische Thermo-Industrie nennt und in Paris einige Leistungen ausgestellt hat, welche von den Technikern aller Länder sehr bemerkt und eifrig studirt werden. Sie beruht auf der ungeheuren Wärme, welche beim Verbrennen von Aluminium frei wird, und dies Verbrennen bietet die Eigenthümlichkeit, daß es unter Ausschluß der atmosphärischen Luft bestens vor sich geht, wenn nur dafür gesorgt ist, daß das Aluminium den ihm zum Verbrennen nothwendigen Sauerstoff in einem Metalloxyde findet, welches mit ihm vermischt wird. Eisenrost in fein gepulvertem Zustand und in der richtigen Mischung mit pulverisirtem metallischen Aluminium vermengt, ergibt z. B. nach der Verbrennung im Chamotte-Hafen (unter Luftabschluß durch Ueberdeckung des Schmelzgutes mit Sand) metallisches Eisen- und Aluminium-Oxyd, letzteres in der Gestalt von Korund, der als Schleifmittel und feuerfestes Material sehr werthvoll ist. Einige Schwierigkeit bereitet nur die Einleitung des Verbrennungsprozesses; doch ist der Erfinder des Verfahrens, Dr. Goldschmidt in Essen, dieser Schwierigkeit durch Anwendung der von ihm so genannten Zündkirsche, das ist ein kirschengroßes Stück einer Mischung von Baryumsuperoxyd und Aluminium Herr geworden. Diese Mischung ist leicht zu entzünden und überträgt die Verbrennung ebenso leicht auf andere, schwerer entflammbare Aluminiumgemische. Die von letzteren erzeugte Hitze ist so bedeutend und die Affinität des Aluminiums zum Sauerstoff so überwältigend groß im Vergleich zu anderen Metallen, daß diese Methode ein bisher unbekanntes Mittel zur Reindarstellung mancher Metalle wie Chrom, Mangan, Titan an die Hand gibt, die sonst nur auf großen Umwegen und in geringen Mengen herstellbar waren. Die gesammte Metallurgie, einschließlich der Bereitung von Legirungen, gewinnt hiedurch ein anderes Ansehen. Die wichtigste Anwendung aber ist die leichte und schnelle Gewinnung flüssigen Eisens in beliebigen Mengen zur Herstellung von Schweißungen und Verbindungen zwischen Eisentheilen, die bisher viel umständlicher und kostspieliger, wenn überhaupt, zu bewirken waren. Dabei hat sich als ein Nebenvortheil herausgestellt, daß beim Ausgießen des flüssigen Eisens der mit demselben noch vereinigte flüssige Korund sich sofort absondert, auf dem kalten Schweißstück erstarrt und eine schützende, ungleichmäßige Erwärmung des Arbeitsstückes verhütende Wand zwischen dem letzteren und dem ausfließenden Metall bildet. Nach dem Erkalten kann der Korund mit einigen Hammerschlägen beseitigt werden. Welcher praktischen Anwendungen dies Verfahren fähig ist, ist in der Ausstellung durch einige markante Beispiele erläutert, wie durch den Abschnitt eines Zahnrades, mit Aufschweißung einiger neuer an Stelle gebrochener Zähne, durch aneinander geschweißte Rohrenden und vor allem durch verschweißte Schienen und Vorführung des einfachen Apparats, dessen sich das Verfahren bei dieser Arbeit bedient. Diese hier gegebene Möglichkeit der Verbindung freier Schienenenden durch Verschweißung, statt durch die jetzt angewendete Verlaschung ist ein kaum hoch genug zu schätzender Fortschritt, der sich bald überall durchsetzen wird. Auf diese Weise allein wird es voraussichtlich erreicht werden, ohne die Gefahren der Eisenbahnbeförderung zu vermehren, die Fahrgeschwindigkeiten über das heutige Maß hinaus zu steigern, sobald die Elektrizität als bewegende Kraft überall eingeführt sein wird.

Eine Methode der Geschmacksbestimmung.

„Der Geschmack ist verschieden", so urtheilt alle Welt. Das gilt allerdings zunächst nur von ästhetischen Gefühlen, bei denen manche Philosophen der Subjektivität alle Macht zusprechen im Gegensatz zu den Vertretern der Lehre vom Absolutschönen. Bei den physiologischen Ge-

schmacksempfindungen dagegen treten wenigstens nicht so gewaltige Gegensätze hervor, denn unter normalen Menschen wird der Eine nicht das als bitter empfinden, was dem Andern süß schmeckt. Doch mangelt es auch auf diesem Gebiet ersichtlich noch sehr an zweifellos und quantitativ sichergestellten Bestimmungen. Die verschiedenen Geschmacksangaben sind da schon schwierig mit einander zu vergleichen, je nachdem der zu prüfende Stoff gepulvert oder gelöst mit den Fingern, dem Pinsel, dem Schwamme oder einem Röhrchen auf die Zunge gebracht wurde. Deßhalb haben nun Ed. Toulouse und N. Vaschide, zwei Forscher, die vereint in der Ergründung der Geruchsempfindungen neue Wege wandeln und die auch den Geschmacksgefühlen ihre Arbeitskraft widmen, zunächst eine einheitliche und systematische Methode für deren Bestimmungen aufgestellt (und in Comptes rendus, C. XXX Nr. 12 veröffentlicht), die wenigstens für die einfachen Empfindungen auch Messungen auszuführen vorschreibt, während sie sich allerdings in den Fällen, wo charakteristische Gerüche dem Geschmack verknüpft sind, auf qualitative Untersuchung beschränkt.

Wie man die Härte eines Körpers am leichtesten nach einer zwar weniger wissenschaftlich als praktisch werthvollen Methode des Vergleichs mit den Kohäsionsgrößen bekannter Mineralien (der sogenannten Härteskala) bestimmt, so soll auch der nach Art und Stärke zu ermittelnde Geschmack einer Substanz erkannt werden durch den Vergleich mit dem von Normalstoffen; als solche stellen Toulouse und Vaschide hin:

für salzigen Geschmack: Kochsalz;
„ süßen Geschmack: Saccharose;
„ bittern Geschmack: Chininbibromhydrat;
„ scharfen Geschmack: Citronensäure.

Zur Anwendung kommen diese Stoffe in wässrigen Lösungen, die in dezimalen Verhältnissen (1:10; 1:100 u. s. w.) immer neu hergestellt oder wenigstens nicht älter als 14 Tage werden sollen, um immerhin möglichen Zersetzungen vorzubeugen; durch Mischungen nach bestimmten Verhältnissen mit der nächst konzentrirten Lösung läßt sich jede dezimale Lösungsserie wieder in 9 verschiedene Glieder abstufen.

Um Störungen der Geschmacksempfindung durch Wärme- oder Kältegefühl zu verhindern, werden die Lösungen vor dem Gebrauch im Wasserbade auf 38° erwärmt; hierauf bringt man durch einen Tropfenzähler einen Tropfen von $^1/_{50}$ Kubikzentimeter, in gewissen Fällen von $^1/_{100}$ Kubikzentimeter Größe auf die zu prüfende Zungenstelle. Bei den Versuchen beginnt man mit den Lösungen von äußerster Verdünnung, die eben noch Geschmack zu erregen vermögen, was erfahrungsgemäß bei salzigen und süßen Stoffen das Verhältniß 1:10,000, bei bittern und sauren aber 1:100,000 verlangt; nach jedem Versuche muß sich die Versuchsperson den Mund mit 38° warmem destillirten Wasser ausspülen und, falls sie einen Geschmack empfunden hatte, um diesen wieder verschwinden zu lassen, sich genügend lange Zeit ausruhen, etwa 3 Minuten lang nach salzigem, süßem oder saurem, 5 Minuten nach bitterem Geschmack. Zur nöthigen Kontrole werden bei Verabreichung der Lösungstropfen statt dieser auch hin und wieder und ohne geregelte Reihenfolge, ebensogroße Tropfen von reinem destillirten Wasser gegeben. Die Versuche bei allmählich gesteigerter Konzentration der Lösung werden so lange fortgesetzt, bis die Versuchsperson erklärt, einen unbestimmten Geschmack zu empfinden; aus zehn in entsprechender Weise wiederholten Versuchen wird dann die mittlere Größe für die Geschmacksempfindlichkeit des beobachteten Punktes der Zunge, beziehungsweise auch der zur Geschmacksempfindung einer Substanz nöthigen Mindestmenge erhalten.

Als „Geruchsgeschmäcke" (saveurs-odeurs) werden solche bezeichnet, die man bei verstopfter Nase nicht bestimmen kann, dagegen bei deren Freiheit sofort erkennt. Da bei ihnen nicht ermittelt werden soll, welche Intensität zum mindesten nöthig ist, um sie zu schmecken, sondern nur der Entwicklungszustand des Gedächtnißurtheils nach einiger Geschmacksübung, wurden als Normalstoffe zur Vergleichung gewöhnliche, im Handel erhältliche Produkte von nicht genau bestimmtem Bestande gewählt; doch ist ihr nach ihrer Qualität wechselnder Geschmackswerth in allen Fällen stärker als das überhaupt wahrnehmbare Minimum, und stark genug, um sowohl Geschmack als auch Geruch von normalen Versuchspersonen erkennen zu lassen. In die Reihe dieser Normalstoffe sind auch Gemische von Essenzen mit Wasser (im Verhältnisse 1:30 Kubikmeter) aufgenommen, die vor dem Gebrauche gehörig geschüttelt werden müssen; diese Gemische wurden den Lösungen in Alkohol vorgezogen, um Störungen durch dessen Geschmack zu vermeiden, noch mehr aber deßhalb, weil das Wasser eine feine Vertheilung der Essenz bewirkt, die an sich in größerer Menge zu starke Wirkungen haben würde. Die für diese Versuche empfohlenen Stoffe sind: Orangenblüthenwasser, Kirschlorbeerwasser, Gemische von Wasser mit Anisessenz, Pfefferminzessenz und Knoblauchessenz, durch Wasser verdünnte Lösung von Kampheressig, wässrige Lösung von Eisensulfat (?), Rum und Oel.

o. l.

Mittheilungen und Nachrichten.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Dresden vom 24.—28. September 1900. Das eigentliche Arbeitsprogramm setzte sich wieder aus dreierlei Gegenständen zusammen: solchen, die gemeinsam waren, und solchen, welche die Sektion I/II und III/IV betrafen. Unter die gemeinsamen Angelegenheiten gehörte vor allem die Grundkartenfrage. Hierüber referirte, wie alljährlich, so auch diesmal, Prof. v. Thudichum (Tübingen). Die im Laufe des letzten Jahres in der Oeffentlichkeit erhobenen Angriffe wurden dabei nur gestreift. Mehr auf den (von Professor Seeliger gemachten) Haupteinwand bezüglich des zu geringen Alters bezw. die Veränderlichkeit der Markungen gingen ein: Prof. Haupt (Schleswig), der betreffend die Nordmark Schleswig behauptete, daß dort es sich nur immer um minimale Veränderungen handeln könne, und Dr. Kötzschke (Leipzig), der dasselbe in Bezug auf Sachsen bemerkte. Eingehender läßt sich Prof. Lamprecht darüber aus, indem er hervorhob, wie betreffend die methodische Verwerthung dieser Karten die Markung in Betracht komme, einmal als Flächen und sodann als Grenzen. Hinsichtlich der technischen Benutzung der Karten werde es sich empfehlen, eine Anzahl konventioneller Siegel zu schaffen für die verschiedenen Dinge, welche in die Markungen einzutragen seien (Burgen, Kapellen und die verschiedenen wirthschaftlichen Erscheinungen u. s. w.). Es wird beschlossen, eine Kommission einzusetzen, welche für das nächste Mal diese Technik festsetzen soll, und in dieselbe v. Thudichum, Kötzschke, Ermisch und Wolfram zu berufen. — Hinsichtlich des Fortgangs der Sache sei zu bemerken, daß seit der letzten Versammlung Baden die Sache für das ganze Land beschlossen habe, Hessen fertig sei. Dagegen sei die Pfalz auf sein Entgegenkommen nicht eingegangen, was um so bedauerlicher sei, als sie zwischen lauter fertigen oder fast fertigen Ländern (auch in Lothringen und Elsaß ist die Sache in der Arbeit) liege. Für Westfalen ist die Sache durch die historische Kommission beschlossen und liegen bereits zwei Doppelsektionen vor. Wichtig ist die Fertigstellung der an die Niederlande angrenzenden Gegenden. Da die Arbeit auch in der Provinz Sachsen, dem sich Anhalt angeschlossen hat, rüstig fortschreitet, noch mehr im Königreich durch die historische Kommission, welche auch die angrenzenden Theile von Nordböhmen einbezogen hat, so ist zum Verzagen keinerlei Grund, wohl aber zur Hoffnung, daß die noch fehlenden Theile bald nachfolgen werden.

Der **zweite** Gegenstand allgemeiner Natur betraf den Beschluß der letzten Straßburger Generalversammlung betreffend **Herstellung historischer Ortschaftsverzeichnisse**. Hier hatte wieder eine Kommission, bestehend aus Archivdirektor Dr. Wolfram (Metz), Privatdozent Dr. Bloch (Straßburg) und Archivrath Dr. Reimer (Marburg), die nöthige Vorarbeit gethan und einen umfangreichen Entwurf vorgelegt, an dessen Hand nun das Ganze durchberathen

wurde. Die meisten Paragraphen fanden anstandslose Zustimmung, nur daß kleinere redaktionelle Aenderungen beliebt wurden. An einer Stelle jedoch, „die Entwicklung der politischen Zugehörigkeit bis zur Neuzeit“ betreffend, trat die Differenz der Anschauungen deutlicher zutage. Hier wollte die Kommission, deren Standpunkt von Wolfram vertreten wurde, die politische Zugehörigkeit durch Aufzählung z. B. aller Ortschaften, die zu einem Amt gehörten, bezw. umgekehrt des jeweiligen größeren Ganzen, dem ein Amt, Kreis oder eine Provinz zugehört, näher präzisiren, auch bei „Aufzählung der Ortschaften, welche zur Herrschaft gehören, sämmtliche Wohnplätze namhaft gemacht wissen, die je zu dem Gebiet gehört haben“. Dagegen erklärt Geh. Archivrath Dr. Grotefend dies für unmöglich, weil die Aufgabe eines solchen Lexika's damit ungebührlich vergrößert würde, während die Hauptsache doch möglichst knappe Fassung sei. Zunächst drang Letzterer mit 15 gegen 12 Stimmen durch. Aber es zeigte sich, daß die so beschlossene Kürzung das Ganze in einem Maße alterirt, daß Wolfram die Nothwendigkeit einer durchgehenden Umarbeitung des Ganzen erklärte. Schließlich einigten sich Wolfram und Grotefend über eine Redaktionsgestaltung, bei der im wesentlichen Ersterer seine Absicht, thunlichst genaue Präzision der territorialen Zugehörigkeit, durchsetzte, so daß das Ganze nach dieser Richtung dem Zweck eines historisch-geographischen Ortschaftsverzeichnisses Rechnung trug.

Die übrigen Berathungsgegenstände ergaben meist nur Referate, bezw. Vorarbeiten für künftige Tagungen. So Prof. Dr. v. Zwiedinecks (Graz) „Antrag auf Einleitung von Verhandlungen behufs Ergänzung des Walther-Koner-schen Repertoriums von 1850—1900.“ Wie der Wortlaut des Antrags besagt, konnte es sich da eben nur um eine Einleitung handeln. Als solche stellt sich dar der Beschluß, zu dem die Versammlung auf die Darlegungen v. Zwiedinecks hin gelangte, wonach eine Kommission von drei Mitgliedern (v. Zwiedineck, Köcher, Tille) eingesetzt wurde. Noch weniger weit gelangte der auf Beschluß der letzten Straßburger Versammlung von Archivrath Dr. Baillen (Berlin) erstattete Bericht über die Inventarisation nichtstaatlicher Archive und die dabei befolgten Grundsätze. Hier handelt es sich in erster Linie um die Frage des Schutzes der nichtstaatlichen Archive, die bisher jeder Willkür und jedem Zufall preisgegeben seien. Was die Inventarisation selbst betrifft, so tadelt Baillen mit Recht die bei den bisherigen Kommissionen (so auch in Baden) beliebte ungebührliche Bevorzugung der Urkunde gegenüber dem Aktenmaterial, das meist mit sehr stiefmütterlicher Behandlung wegkomme.

Von den Berathungen der einzelnen Sektionen sodann verhandelte Sektion III/IV in erster Linie über die Kirchenbücher. Hier erstattete Pfarrer Blanckmeister (Dresden) zunächst einen übersichtlich-klaren Bericht über Alter und Bestand der Kirchenbücher im Königreich Sachsen. Insofern er in der Einleitung die Kirchenbücher-Einführung in direkte Beziehung zur Reformation gebracht hatte, gab Archivrath Dr. Jacobs, der dieser Sektion präsidirte, eine Reihe von berichtigenden Ergänzungen, die darauf hinwiesen, wie selbst die ältesten deutschen Kirchenbücher auf die Zeit vor der Reformation zurückgehen (so das von Basel 1490 bis 1497, jetzt im Britischen Museum in London), wie aber andere Länder, so Italien, dieselben sogar von der Mitte des 14. Jahrhunderts an, in etlichen Städten wenigstens, hatten, so daß genauer die Renaissance als die Mutter dieser Register anzusehen sei. An Italien schließe sich Frankreich an.

Die noch übrigen Nummern für Sektion III/IV wurden Donnerstag, 27. Sept., verhandelt: so erstattete Generalmajor z. D. Frhr. v. Friesen (Dresden) Bericht „über die Beziehungen des Vereins für Volkskunde zu den Geschichts- und Alterthumsvereinen“, die in der Hauptsache nach dem militärischen Grundsatz erfolgen: Getrennt marschiren, vereint schlagen. Dann lag noch ein von Prof. Dr. Bühring vertretener Antrag der Museumsgesellschaft Arnstadt in Thüringen vor: „Der Gesammtverein wolle eine Sammelstelle der laufenden Literatur über Orts-, Flur- und Personennamen-Forschung der jetzt deutschen Gebiete schaffen.“

Ueber die Thätigkeit der Sektion I/II können wir nur nach dem schließlichen Referat vor der Abgeordnetenversammlung berichten. Danach waren hier unter dem Vorsitz des Prof. Sixt (Stuttgart) dreierlei Gegenstände besprochen worden: 1. Tacitus' Annalen I, 56 und die letzten Ergebnisse der Limes-Forschung von Prof. Dr. Anthes (Darmstadt). 2. Steinzeitliche Funde in Sachsen von Prof. Dr. Deichmüller (Dresden). 3. Die Organisation der römisch-germanischen Forschung von Prof. Dr. Wolff (Frankfurt a. M.). Hier gelangte wieder der Beschluß der letzten Straßburger Versammlung zur Annahme, daß bei der neuen Organisation dieser Forschungen auch der Gesammtverein eine entsprechende Berücksichtigung finden solle.

In derselben Schlußsitzung wurde auch über die Ergebnisse des Archivtags wie des Tags für Denkmalspflege summarisch berichtet. Betreffend letztere, zu der sich 90 Theilnehmer eingeschrieben hatten, erstattete Geh. Justizrath Prof. Lörtel (Bonn) das Referat, wonach die Verhandlungen (in zusammen 7 Stunden) sich auf 3 Vorträgen aufgebaut hatten: 1. von Prof. Plön über die Lage der Gesetzgebung; 2. über die Inventarisation und 3. von Dombaumeister Tornow (Metz) über die bei Wiederherstellung der Denkmäler zu befolgenden Grundsätze. Den meisten Raum nahm Nr. 1 in Anspruch: hier konnte die Diskussion sich an einen förmlichen Gesetzentwurf anlehnen, den in 10 Punkte geordnet Frhr. v. Biegeleben (Darmstadt) privatim zusammengestellt hatte und der als weiteres Material den Regierungen unterbreitet werden soll.

Neben dem Arbeitsprogramm der besonderen Sektionen und Abtheilungen dürfen nicht unerwähnt bleiben die allgemeinen Vorträge, welche die Tagung gebracht hat: so in der ersten Hauptversammlung von Prof. Dr. Getze von der Technischen Hochschule über „die Stellung Leipzigs unter den deutschen Universitäten im Laufe der Jahrhunderte“, ein Vortrag, der durch sachlich übersichtliche Zusammenfassung eines verwickelten Materials sich auszeichnet und für die Interessenten wohl noch irgendwo im Druck erscheinen wird. Die zweite Hauptversammlung in der Albrechtsburg in Meißen, Mittwoch den 26. September, dem 75jährigen Jubiläum des Sächsischen Alterthumsvereins im besonderen geltend, brachte neben einer Menge von Begrüßungen zwei Vorträge: von Regierungsrath Dr. Ermisch (Dresden) über „die Wettiner und die Landesgeschichte“ und von Hofrath Prof. Dr. Gurlitt über „den Dom und die Albrechtsburg in Meißen“. J. G.

γσ. **Halle a. S.** 31. Deutscher Anthropologenkongreß. (3. Bericht.) Nach Erstattung des wissenschaftlichen Jahresberichts durch Professor Joh. Ranke legte Professor Henning (Straßburg i. E.) den Stand der Forschungen dar, die sich auf die römische Archäologie bei uns in Deutschland beziehen. In dem Gräberfeld von Andernach besitzen wir eine unschätzbare Stätte, aus der wir die Kultur der Römer von Augustus' Regierungsanfang bis etwa zum Jahre 70 nach Chr. bis in ihre Einzelheiten studiren können. Zusammen mit den Ergebnissen der Limes-Forschung gestatten uns diese Dinge den Ueberblick über das Gesammtgebiet römischer Kultur auf deutschem Boden während der ganzen Dauer von vier Jahrhunderten. Die Bedeutung der „Sieben“ in ihrem mystischen Sinne bildete das Thema der ethnologisch an Vergleichsmaterial ungemein reichen Ausführungen des Frhrn. v. Andrian-Werburg, des Vorsitzenden der Wiener „Anthropologischen Gesellschaft“. Er ging von der Volksvorstellung der „bösen Sieben“ aus und erinnerte zu deren Erklärung an die mittelalterliche Legende, wonach sieben Weiber den Teufel aus der Hölle vertrieben haben sollen. Geht man dem Auftreten der Siebenzahl in ihrer mystischen Bedeutung nach, so findet man diese Bedeutung bei Babyloniern, Armeniern, Indern, Birmanen, Malayen, Kalmücken, Chinesen, den westlichen Finnen, dann bei Aegyptern, Arabern, Juden, Griechen, Römern, bei den Romanen und Germanen gleichmäßig. Die sieben Planeten ergeben bei der Identifizirung himmlischer und irdischer Dinge bei den Babyloniern die sieben heiligen Flüsse, die sieben Winde und die sieben Töne und deren mythologischen Vorstellungen. Das Symbol des Kosmos ist ihnen die siebenköpfige Schlange, das 7. und das 49. Jahr ist ihnen heilig; und ähnliche zahlreiche Beziehungen finden wir in der Volksvorstellung der Bewohner des Euphrat-Tigristhales, bei denen der Siebenzahl eine be-

deutsame Rolle zukommt. Die Deutungen, die bei den verschiedensten Einzelvölkern für diese Vorliebe der Siebenzahl seit alter Zeit versucht worden sind, treffen, weil sie nicht diese Erscheinung in ihrer ganzen Ausdehnung über den Globus ins Auge fassen, den Kern nicht. Es ist nicht daran zu denken, daß die Vorstellung der „Siebenzahl" ein menschlicher „Elementargedanke" sei, vielmehr ist die Verbreitung der Anschauung durch Raum und Zeit allein durch Diffusion zu erklären. Aus dem Verkehr der asiatischen Völker mit ihren Nachbarn nach Ost und West ist diese Vorstellung, die bei den Babyloniern ausgebildet war, weiter übertragen worden; dabei kann die Thatsache, daß ihr Auftreten in Nord- und Mittelamerika bisher noch nicht aufgeklärt ist, außer acht bleiben. Wie der Stil der Dolmengräber aus dem Orient stammt, so die mystische Bedeutung der Siebenzahl; die Jonier haben sie im Alterthum nach Westen gebracht, und die christlichen Gnostiker, beeinflußt durch die jüdischen Schulen in Alexandria und Ephesus, haben dann für die weitere Verbreitung in Europa gesorgt. Araber, Juden einerseits und Indoeranier andrerseits haben die Einflüsse der babylonischen Kosmologien erfahren, wie der Referent im einzelnen nachwies. Durch das Medium des Buddhismus ist dann die mystische Auffassung der „Sieben" nach Hinterindien gedrungen. In Nord- und Mittelasien stellt der Buddhismus nur sozusagen eine jüngere Schicht der Kultureinwirkung dar, ältere Einwirkungen sind diesen Gebieten aus der sogenannten „20. Satrapie" von Westen her gekommen, die auch auf die Türken und auf den Opferkult der Mongolen nachweisbar sind. Dieser persisch-eranische Einfluß hat bis zum Altai und weiter nach China hingewirkt und so ist die Bedeutung der „Sieben" im guten, heiligen und im bösen Sinne vom babylonischen Zentrum aus in die weite Peripherie vorgerückt. Die Westslaven, die sonst keine eranischen Einflüsse erhielten, kennen die mystische Bedeutung der „Sieben" kaum. Die „Sieben" und die „Neun" stehen einander gegenüber im Talmud und in der Kaballa wie im Buddhismus und im Brahmanismus. — Geh. Rath v. Fritsch (Halle) sprach darauf über Taubach (bei Weimar) und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste von Menschen, unter Vorlegung einer Reihe dieser Funde. Die Anwesenheit des Menschen in diesen Gegenden in der Zeit des Alluviums ist durch Spuren nicht unwahrscheinlich gemacht, doch sind aus dieser Periode niemals seine thierischen Zeitgenossen gefunden worden, die uns der Diluvialzeit in vielen Resten vorhanden sind. Neben Spuren von Mammuth und Rhinocerus finden sich bearbeitete Feuersteinstücke aus gleichzeitiger Periode der Erdgeschichte, und neben bearbeiteten Knochenstücken dieser Großsäuger mittelst Feuerstein ist der menschliche Zahn bekannt geworden, der aus Taubach stammt und in einer Kalksandschicht eingebettet sich fand. — Ein besonders lebhaftes Interesse brachte die Versammlung den Darlegungen Dr. Brandes' (Halle) entgegen, der die Ursache des Aussterbens einiger diluvialer Thiere, die mit heute noch lebenden Säugern Aehnlichkeit haben, darauf zurückführte, daß deren wurzellose, also stets weiterwachsende Stoßzähne, wie die des Mammuth, als sie beim Eintritt der Eiszeiten keine Abnutzung in der Niederwerfung der Wälder mehr fanden, ihre Ernährung erschwerten, und so zu ihrem Untergang führten, wenn ihnen eine Abwanderung oder eine Anpassung an die neuen Verhältnisse nicht gelang. Auch die Mittheilungen von Dr. Lehmann-Nitsche (Buenos-Aires) über den fossilen Menschen der Pampasformation behandelten das Kapitel von der Frage nach dem Alter unsres Geschlechts auf der Erde. — Die Schlußsitzung des Kongresses begann mit der äußerst gelungenen Demonstration von Dr. F. Birkner (München), die eine Vorführung der Funde in den jüngst eröffneten Speyerer Kaisergräbern mittelst Lichtbilder zum Gegenstande hatte. Eine Gesammtpublikation der durch diese Forschungen erzielten Resultate hat sich die Münchener Akademie der Wissenschaften vorbehalten. — Die physische Anthropologie fand in dem Vortrage von Dr. Schmid-Monnard (Halle) über den Werth von Körpermaßen zur Beurtheilung des Körperzustandes von Kindern, Berücksichtigung. Der Referent betonte, daß die Regeln, die das gesetzmäßige Verhältniß von Kopf zur Brust, von Brustumfang zur halben Körperlänge, sowie von Körperlänge zu Körpergewicht feststellen, keine Geltung haben für die richtige Beurtheilung des Körperzustandes eines Individuums. Die verschiedenen Volksstämme und sozialen Lebensverhältnisse bewirken vielmehr wesentliche Abweichungen von jenen Normen. Die neuen Untersuchungen über das Verhältniß von Körperlänge zu Körpergewicht, die der Vortragende an 5000 Knaben und Mädchen im Alter vom 1. Monat bis zum 14. Jahr gemacht hat, ergeben, daß der von einem englischen Forscher aufgestellte Satz: Jedem Centimeter Körperlänge entspreche beim normalen Kinde eine gleichmäßig wachsende bestimmte Körpergewichtsmenge, nur für normale Kinder vollständig zutrifft; doch ist diese Gewichtszunahme im Verhältniß zum Längenwachsthum im Kindesalter periodischen Schwankungen unterworfen. Anfänglich sehr stark, wird die Gewichtszunahme vom 6. bis 12. Lebensjahre geringer und steigt dann wieder stärker an; und zwar ist diese Hemmung um so länger, je ungünstiger die sozialen Verhältnisse sind. Kinder in ungünstigen Verhältnissen erreichen gegenüber sozial günstiger gestellten ein gleiches Gewicht und eine gleiche Körperlänge oft erst zwei Jahre später als die Letzteren. — Eine Eintheilung der Periode der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa gab Dr. Götze (Berlin) an der Hand der Keramik. Er unterscheidet drei zeitlich sich folgende Gruppen im Großen. 1. Die Schnurkeramik in Mittel-, Nord- und Westdeutschland. 2. Die Zonenbecher am Mittelmeer, in Frankreich bis zum Norden und auch in Mitteldeutschland verbreitet. 3. Die Bandkeramik, in Südosteuropa meist, doch auch in Schlesien und bis an den Harz vertreten. Zwischen Zonenbecher und Bandkeramik sind die sogenannten Kugelamphoren und einige Zwischentypen zu setzen. In Südwestdeutschland finden wir eine Pfahlbaukeramik. — Dr. Köhl (Worms) legt Funde der älteren Metallzeit vom Adlerberg bei Worms vor, die aus Hockergräbern und Wohngruben entnommen sind. Es sind Schleifennadeln aus zinnarmer Bronze. Die Skelette dieser Gräber sind 1.80 bis 1.90 m groß, d. h. größer als die aus den dortigen Gräbern der jüngeren Steinzeit. Die Thatsache, daß drei übereinander geschichtete Gräber gefunden sind, deutet darauf hin, eine wie alte Kulturstätte die Umgegend von Worms darstellt. — Prof. Oskar Montelius (Stockholm) sprach alsdann über das erste Auftreten des Eisens in unserm Kulturkreise. Hatte man früher ein sehr spätes Auftreten des Eisens in Skandinavien angenommen (für Dänemark sogar das 9. Jahrhundert n. Chr.), so hatte Montelius schon vor 25 Jahren darauf hingewiesen, daß Eisen dort viel früher bekannt geworden sei. Für Aegypten ist das Auftreten des Eisens nicht vor der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends nachzuweisen, da Flinders Petrie in den zwei von ihm ausgegrabenen Städten, die aus dem 3. und aus der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends (18. Dynastie) stammen, weder Eisen noch Eisenrost gefunden hat. In Griechenland haben wir um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends auch noch kein Eisen, überhaupt ist kein Stück in Asien, Aegypten oder Südosteuropa älter, als das 14. vorchristliche Jahrhundert. Wo das Eisen zuerst auftritt, ist heute noch nicht zu sagen. In den mykenischen Gräberkammern finden wir eiserne Schmucksachen, ebenso wie in den protoetruskischen Gräbern in Norditalien, die an das Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends zu setzen sind. Nach Montelius haben die Etrusker, die zur See im 11. vorchristlichen Jahrhundert nach Toscana kamen, dorthin das Eisen importirt. In der Schweiz und in Süddeutschland kommt Eisen im 10. und 9. Jahrhundert v. Chr. vor, und in Skandinavien weisen die daselbst gefundenen Eisengegenstände auf die fünfte Periode der Bronzezeit, d. h. auf das 11. oder 10. Jahrhundert v. Chr. Allein das erste Auftreten des Eisens ist wesentlich zu scheiden von der Periode, in der das Eisen die Grundlage der Kultur bildet. Erst mit der Anwendung der „großen Oefen" am Ende des Mittelalters beginnt unsre moderne Eisenzeit. Im ganzen ist das Eisen in unserm Kulturkreis erst etwa 3000 Jahre bekannt. — Dr. Beltz (Schwerin) besprach die von ihm herausgegebenen Karten zur Vorgeschichte Mecklenburgs. Er hat je eine Karte für die Steinzeit, die Bronzezeit, die Eisenzeit und die wendische Zeit entworfen, auf der die Monu-



mente in Idiogrammen eingetragen sind. Es ergibt sich, daß Steinzeit und Bronzezeit dieselben Kulturzentren haben, wenngleich die Ansiedelungen der Bronzezeit weiter südlich sich befinden. Der Referent neigt gleichfalls der Ansicht zu, daß zwischen Eisen- und Wendenzeit (1.—5. Jahrh. n. Chr.) eine Entleerung des Landes stattgefunden hat. — Professor **Klaatsch** (Heidelberg), ein Schüler Gegenbauers, bespricht als Spezimen seiner Arbeiten die **morphologische Bedeutung des kurzen Kopfes des zweiköpfigen Muskels am Oberschenkel** (biceps femoris), der sich außer beim Menschen nur bei amerikanischen Affen erhalten hat, während die übrigen Säugethiere ihn verloren haben. — Es folgten noch die Darlegungen von Professor **Eisler** (Halle) über die **Bedeutung des Brustmuskels** (musculus sternalis) für die Entwicklungsgeschichte, und des Pastors **Rambeau** (Gimritz bei Weltin) über **messerähnliche Steine der Feldflur von Gimritz.** Der Vorstand der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ wird in der Reihenfolge **Waldeyer, v. Andrian, Virchow** wiedergewählt. Dem erkrankten Schatzmeister, Dr. **Weismann** (München) wird die Entlastung ertheilt und als Tagungsort für das nächste Jahr **Metz** gewählt.

K. C. **Eine neue deutsche Tiefseeforschungs-Expedition.** Man schreibt uns aus **Colombo** (Ceylon) unterm 13. September: „Gestern traf hier die deutsche Yacht **„Eberhard“** ein, welche einem Deutschen, Hrn. Bruno **Manke** aus Hannover, gehört und eine Tiefseeforschungs-Expedition an Bord hat. Die Yacht ist ein brillant ausgerüstetes Schiff von 395 t und wurde im Jahre 1896 in London für den Fürsten von Monaco gebaut, welcher sie dem gegenwärtigen Eigenthümer vor zwei Jahren käuflich überließ. Hr. Manke hat die Absicht, eine möglichst reichhaltige Kollektion von Spezies der Seefauna und Flora zusammenzustellen und hat deßhalb sein Schiff für jede Art von Tiefsee-Operationen eingerichtet. Außer dem Eigenthümer sind die folgenden Herren Mitglieder der Expedition: Dr. Geo **Duncker** vom Hamburger Zoologischen Garten, welcher die Wasserthiere studirt und präparirt, Dr. **Heinroth** aus Berlin, dessen Spezialität alle sonstigen Thiere sind, und Dr. **Kolbe**, gleichfalls aus Berlin, der sich hauptsächlich mit der Konservirung der Funde und den photographischen Experimenten beschäftigt. Das gewöhnliche Tagewerk umfaßt das Fischen mit Schleppnetzen in den verschiedenen Tiefen des Meeres, das Sortiren und Klassifiziren der verschiedenen Arten, sowie das Photographiren der größeren Stücke in ihren natürlichen Farben, bevor sie in Spiritus gelegt werden. Die großen Schleppnetze, mit denen noch in einer Tiefe von 4000 Fuß der Boden des Meeres abgesucht werden kann, werden nur einmal in der Woche ausgeworfen, da die Versenkung und die Wiedereinholung derselben eine Zeit von mindestens 24 Stunden beansprucht. Von hier aus geht die Expedition nach Singapore, wo für die Weiterfahrt nach dem südlichen Theile des Stillen Ozeans eingeborene Matrosen angeworben werden. Borneo, Celebes, die Papua-Inseln und der Bismarck-Archipel werden gründlich abgesucht werden, und die Expedition verspricht sich von ihrem beabsichtigten dreijährigen Aufenthalt und von ihren Forschungen in der Südsee ein besonders großartiges und zufriedenstellendes Resultat.

* **München.** Der Gymnasialprofessor Fr. Thomas **Stangl** ist zum außerordentlichen Professor für klassische Philologie in der philosophischen Fakultät der Universität **Würzburg** ernannt worden.

* **Jena.** Am 5. Oktober begeht der außerordentliche Professor der Theologie, Kirchenrath Dr. **Hilgenfeld**, sein 50jähriges Professorenjubiläum. Sein goldenes Doktorjubiläum konnte Hilgenfeld bereits am 25. Mai 1896 feiern.

* **Halle.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Halle, Dr. Wilhelm **Kähler**, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Berlin.** Ein auch von unserm geographischen Berichterstatter wiederholt ausgesprochener Wunsch, die **Bewilligung von Staatsmitteln zur Bearbeitung des kartographischen Materials aus unsern Kolonien**, scheint jetzt in Erfüllung zu gehen, nachdem der Reichskanzler kürzlich der deutschen Kolonialgesellschaft mitgetheilt hat, daß in den nächsten Etat eigene Mittel dazu eingestellt werden sollen. — Das königl. meteorologische Institut hat in einem besonderen Hefte die Ergebnisse der **meteorologischen Beobachtungen in Potsdam** im Jahre 1898 veröffentlicht. Bearbeitet ist das Material von dem Vorsteher des meteorologisch-magnetischen Observatoriums, Professor Dr. **Sprung**, der auch dem Hefte eine Abhandlung über die Registrirung der winterlichen Niederschläge beigegeben hat, wobei besonders ein auf dem Observatorium neu eingeführter Apparat beschrieben wird, die Laufgewichtswaage zur Registrirung des Schneefalls. Die **Bodentemperaturbeobachtungen**, die sich bisher nur auf 6 m Tiefe erstreckten, werden jetzt auch allwöchentlich einmal in 12 m Tiefe angestellt. Der Thermometer schwankte in dieser Tiefe im ganzen Jahre nur zwischen 9.12 und 9.70 Gr. Das Maximum wurde in der ersten Februarwoche, das Minimum einmal im Juli und dreimal im August beobachtet. Bei 6 m Tiefe fällt das Maximum auf Ende Oktober und Anfang November, das Minimum auf Anfang Mai, bei 4 m Tiefe das Maximum auf Ende September, das Minimum auf Ende März und Anfang April. Man ersieht hieraus, wie langsam sich die Sommerwärme und die Winterkälte im Erdboden fortpflanzen.

* **Kiel.** Der Professor für Nationalökonomie Dr. **Schuhmacher** hat einen Ruf nach **Köln** als Professor und Studiendirektor an die aus dem Vermächtniß des Geheimraths v. Mevissen zu errichtende **Handelsakademie** erhalten.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen: Dr. Erich **Tschermak** für landwirthschaftliche Pflanzenproduktionslehre an der Hochschule für Bodenkultur; der Professor an der Staatsoberrealschule im XV. Wiener Gemeindebezirk, Dr. Joseph Anton **Gmeiner**, für höhere Algebra an der Technischen Hochschule in **Wien**; Dr. Otto **Barnick** für Ohrenheilkunde an der medizinischen Fakultät der Universität in **Graz**; der Oberstaatsanwaltsubstitut Dr. August **Miricka** für österreichisches Militärstrafrecht und -Strafverfahren an der juristischen Fakultät der tschechischen Universität in **Prag**, und der Assistent Dr. Wenzel **Felix** für Elektrizitätslehre, Magnetismus und Optik an der tschechischen technischen Hochschule in **Prag**.

* Mittwoch, den 17. Oktober, und folgende Tage findet in München, Maximilianstraße 32/I links, unter Leitung des Hrn. O. Helbing, eine **öffentliche Versteigerung von Münzen und Medaillen** verschiedener Länder statt. Besichtigung Dienstag, 16. Okt., vorm. 10 bis 1 Uhr.

* **Neue Kataloge.** A. **Göbel**, Würzburg: Verlagskatalog. 1900. — Fr. **Cohen**, Bonn: Katalog 99: Autographensammlung Al. Posonyi in Wien. III. Deutsche Dichter und Schriftsteller seit Goethe's Tod. — Ad. **Heß**: Frankfurt a. M. Sammlung des Hrn. Ed. Luckeland: Deutsche Thaler und Doppelthaler des 16. bis 19. Jahrhunderts, sowie Medaillen der Neuzeit. — B. G. **Teubner**, Leipzig: Mittheilungen, 1900. Nr. 2 u. 3. — Ad. **Weigel**, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 54: Deutsche Literatur und Sprache. — K. W. **Hiersemanns Kunstgewerbliche Kataloge.** VI. Möbel und andere Holzarbeiten. (Kat. 230.) — Do., Numismatik des Mittelalters und der Neuzeit. (Kat. 247.) — **Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf u. Härtel**, Leipzig. Nr. 62. — **Otto**, Leipzig: Lagerkatalog Nr. 537: Neuere deutsche Geschichte (enthaltend u. a. die Bibliothek von Dr. M. Busch). — B. **Richter**, Leipzig: Neuere China-Literatur. — Die deutsche bautechnische Literatur des letzten Jahrzehnts. Dresden, E. Schürmann. — F. **Fontane** u. Co., Berlin: Illustrirter Verlagskatalog. — **Jubiläumskatalog** (1800—1900) **der Schulze'schen Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei A. Schwartz, Oldenburg.** — Monthly Bulletin of books added to the public library of the city of Boston. Vol. V, No. 8 and 9. Boston, The Trustees, 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 6. Oktober. **Nummer 229.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Musik und Sprache
im Dienste der nationalen Erziehung.

Von Prof. Joh. Kaulich (Brünn).

Man hat oft nach einer Grenze gesucht, die das Reich der Musik von dem der Sprache scheidet. Die Denker des Alterthums und die Aesthetiker der neuen Zeit haben diese Frage behandelt; die Gegenwart verzeichnet als vorläufiges Resultat dieser endlosen und oft leidenschaftlich geführten Untersuchungen zwei Erkenntnisse, für die sich jeder Interessent je nach seinem Parteistandpunkte entscheiden mag.

Nach dem ersten gehen Musik und Sprache aus der gleichen Basis, einer Art Grundstimmung des menschlichen Geistes und Gemüthes, hervor und erzeugen in ihrer Vereinigung jenes ersehnte und keiner weiteren Vollendung fähige „Kunstwerk der Zukunft“, wie man uns berichtet, den Inbegriff aller denkbaren menschlichen Kunstleistung.

Nach dem zweiten liegt zwischen Musik und Sprache eine unüberbrückbare Kluft, eine absolute Verschiedenheit nach Inhalt, Form und Mitteln des Ausdrucks, so daß eben die Musik da in ihre Rechte tritt, wo der Ausdruck der Sprache erlahmt und nicht mehr zureicht: wie das musikalische „Lied ohne Worte“ gerade das sagt und empfinden läßt, was der Dichter mit dem aus Metrum gebundenen Worte nicht mehr darzustellen vermochte. Der geistvolle Riehl hat sich dabei fast zu der Anschauung erhoben, daß die Oper darum ein künstlerisches Unding sei, ein Zwitter von Musik und Sprache, ein beständiger Kampf zwischen dem klingenden Heer der Töne und dem widerspenstigen Wortschwall des Textbuches.

Unabhängig von diesem Streite der Meinungen kann sich ein aufrichtiger Musikfreund die Anschauung gebildet haben, daß Musik und Sprache in ihren Wirkungen sehr viel Gemeinsames aufweisen, und daß Melodie, Rhythmus und Harmonie dem Worte des Dichters unter Umständen eine Kraft und Deutlichkeit verleihen können, die der beste mündliche Vortrag nicht einmal anzudeuten vermag.

Nun weiß jeder Schulmeister, daß überall dort, wo sich zwei Gebiete menschlichen Wissens und Könnens berühren, die besten Schätze für einen anregenden und wahrhaft bildenden Unterricht zu heben sind. Die Geographie hat sich aus der Geologie neue Lebenskraft geholt; die Mineralogie verdankt der Chemie ganz neue Gesichtspunkte; die Geschichte wird erst da Geschichte, wo es ihr gelingt, den starren Rahmen des Zahlen- und Thatsachenmateriales zu durchbrechen und außerhalb desselben wirksamen Anschluß zu finden.

Es kann also immerhin einige Verwunderung erregen, daß der Sprachunterricht in seinem höheren Zweige, der Unterweisung in der Nationalliteratur, bisher so ganz und gar eine Unterstützung von der Hand gewiesen hat, die ihm die Musik so ausgiebig und so gefällig zu bieten vermöchte. Nach guter, alter Sitte ist die Bethätigung musikalischer Fähigkeit in Lehrerkreisen noch immer vorhanden; die Zahl der Institute, welche Musikunterricht ertheilen, der allerdings weit öfter in die Breite als in die Tiefe geht, ist in beständigem Wachsen; niemals war das Konzertwesen so populär als in unsern Tagen; zu keiner Zeit wie der gegenwärtigen wurde so laut darüber Klage geführt, daß der Sprachunterricht, besonders in der Fortbildung der Mädchen, viel zu wenig gemüthbildende Kraft zeige.

Lauter Möglichkeiten, Gelegenheiten und Anregungen, die Musik in den Dienst des Sprachunterrichts zu stellen!

Man würde dabei zuerst die Lyrik retten.

Die Behandlung lyrischer Gedichte ist eine der schwersten Aufgaben des Unterrichts, und man merkt den Verfassern unsrer Kommentare und Hülfsbücher bei jedem Worte ihrer Darstellungen die Verlegenheit an, in die sie dem Stoffe gegenüber gerathen sind. Vielleicht aus diesem Grunde entschließen sich auch die trefflichsten Lehrer kurzerhand, das Gedicht nach einigen Vorbemerkungen einfach mitzutheilen und die Wirkung desselben der Stimmung und der Stunde zu überlassen: wer nicht fühlt, daß dies oder jenes schön ist, dem kann man es ohnehin nicht mit Worten sagen.

Ein solches Resultat stimmt mit einem Gedanken überein, den Macaulay einmal ausgesprochen hat. „Vielleicht kann Niemand,“ sagt der berühmte Historiker in seinem Essay über Milton — „zum Genuß dichterischer Werke befähigt sein, ohne in seinem Gemüthe eine gewisse krankhafte Richtung zu haben, wenn überhaupt krankhaft genannt werden darf, was so viele Freude bereitet.“

Man ist natürlich vollkommen berechtigt, die „gewisse krankhafte Richtung“ des Engländers mit dem guten, deutschen Ausdrucke „Stimmung“ zu übersetzen, einem der tiefsinnigsten und inhaltreichsten Wörter unsrer Muttersprache. Allerdings läßt sich Stimmung mit bloßem Wortklang weder ausdrücken noch auch hervorrufen; Jemand in „Stimmung versetzen“, wie man im Deutschen sagt, ist sprachlich so unbeholfen, wie unmöglich in der Ausführung.

Nun ist aber die Wirkung und selbst das Verständniß lyrischer Dichtungen vor allem von dem Grade abhängig, in welchem die Stimmung, die über ihrem Inhalte schwebt, auch im Leser oder Hörer lebendig wird; es ist fast ein Gemeinplatz, dies noch besonders auszusprechen.

Eine rein gedankenmäßige Betrachtung des Gedichtes, eine Zergliederung der metrischen Form, eine Beto-

nung einzelner Schönheiten des sprachlichen Ausdrucks ... dies alles wird — unter Voraussetzung diskreter und geschickter Behandlung durch den Lehrer — natürlich einer gewissen Wirkung nicht entbehren; aber man mache doch bei dem nachstehenden Gedichte von Friedrich Hölderlin an sich selbst den Versuch, wie viel durch jene Mittel zu erreichen ist! ..

In jüngern Tagen
War ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich.

Jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag;
Doch heilig und heiter
Ist mir sein Ende!

Auch in den Gedichten von Klopstock herrscht hier und da eine außerordentlich gesättigte Gefühlsstimmung vor. Freilich ist das natürliche Klopfen des Herzens bei diesem sprachgewaltigen Sänger unter dem groß angelegten Faltenwurfe, mit dem alles bei ihm einhergeht, nicht leicht für Jeden vernehmbar; aber mehreres kann sich gleich neben Goethe oder Geibel sehen lassen. Dazu gehört das melancholische

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!

Ein Stück, dessen tief-ernste Stimmung an die Schilflieder Lenau's erinnert; nach Inhalt und Reflexion stimmt es übrigens mit dem bekannten Liede „Auf dem Teich, dem regungslosen" so vollständig überein, daß man beinahe an ein Wunder glauben könnte, wenn man nicht wüßte, daß der schwermüthige Ungar seinen Klopstock, der sonst gar nicht sein Mann war, gleichwohl aufs genaueste gekannt hat. Weder sprachliche Zergliederung, noch Betrachtung des Gedankenganges, weder Metrum noch Dichtungsart führen zur richtigen Würdigung dieses wundersamen Lenau-Klopstock-schen Nachtstückes, und so geht das eigentlich Werthvolle, das direkt Gemüthbildende auch bei dieser Art von Gedichten dem Unterricht verloren.

Die Lyrik Uhlands gehört ebenfalls hieher. Der auch im Leben sehr wortkarge Schwabe macht nicht viel sprachlichen Aufwand, wenn er in uns seine Frühlings- und Sonntagsstimmungen zu erwecken sucht. „Die linden Lüfte sind erwacht" mit der so rührend-einfachen Schlußwendung „Nun, armes Herze, sei nicht bang!" — oder „Schäfers Sonntagslied", das die fromme Stimmung eines Sonntagsmorgens im kapellenreichen Hügellande Schwabens in wenige Zeilen zusammenpreßt — sind Beispiele hiefür. Auch hier ist der landläufige Unterricht trotz aller Kommentare einfach machtlos; es kann sogar Grauen erregen, wenn der Erklärer solch duftige Stücke erbarmungslos auf den methodischen Sezirtisch spannt, um seinen formalen Unterrichtsstufen doch einigermaßen gerecht zu werden.

Man kommt hier von selbst auf einen Ausspruch unsres Robert Franz, des genialen Liederkomponisten. „Beim bloßen Lesen eines Gedichtes," sagt er, „entsteht in mir selten ein bedeutender Eindruck; ich pflege dann nach einem Etwas zu suchen, das noch neben dem Wortinhalte vorhanden ist. Denn in jedem echten Gedichte ist eine innere, geheimnißvolle Melodie enthalten, freilich, sie herauszufinden, ist nicht Jedermanns Sache."

Möglicherweise gibt es auch Lehrer, die manchmal nach jenem „Etwas" suchen, das neben dem Wortinhalte vorhanden ist, und dessen sie eben bedürften, um einem in Rede stehenden lyrischen Gedichte zu geeigneter Wirkung zu verhelfen.

Und da wären wir an der Stelle angelangt, die Behauptung zu wagen, daß auch für die Zwecke des Unterrichts Sprache und Musik zuweilen zusammengehören, um jene Gesammtwirkung auf das Gemüth zu erzeugen, welche die Voraussetzung eines richtigen Verständnisses und einer richtigen Würdigung vieler Dichtungen ist.

Das Volkslied ist als eine auf rein mündlichen Vortrag berechnete Dichtung schon an sich nicht recht denkbar.

Es tritt immer in Begleitung einer charakteristischen Melodie auf, ist auch vielleicht in den meisten Fällen mit dieser Melodie geboren worden. In unserm Geiste haben sich Text und Melodie so vollkommen verbunden, daß eine Reproduktion des gesonderten Textes uns unvermuthete Schwierigkeiten bereitet und wir die Melodie bewußt oder unbewußt zuhülfe nehmen, wenn das Gedächtniß für den Wortinhalt nicht dienstbar ist. Ein bloß mit dem Texte gedrucktes oder sonstwie überliefertes Volkslied ist eine unerquickliche Hälfte. „Es ist ein schöner Glaub' in meinem Land" — sagt Grillparzers Jason —

Die Götter hätten doppelt einst geschaffen
Ein jeglich Wesen und sodann getheilt.
Da suche jede Hälfte nun die andre
Durch Meer und Land ....

Der erhabene Vers kommt uns jedesmal in den Sinn, wenn wir Volkslieder-Texte lesen. Das ohne Melodie übermittelte Volkslied irrt als ein solcher ruheloser Geist an unserm Bewußtsein vorüber und hinterläßt kaum einen bedeutenden Eindruck: es sucht seine andere Hälfte. Erst wenn diese gefunden ist, dann fliegt es klingend von Mund zu Mund, durch Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte, Jedem lieb und werth und Jedem verständlich.

Man erzählt eine hübsche Anekdote aus Auerbachs letzten Tagen.

Im Hause des Dichters gab's eine kleine Gesellschaft, deren Mittelpunkt eine große Schauspielerin war. Der berühmte Gast las, dem Dichter und den Anderen zu Gefallen, die kleine Idylle „Brosi und Moni" aus den Dorfgeschichten vor, jene reizende Novelle, die das schöne Hochzeitslied enthält:

's gibt kein' größ're Freud'
Auf dieser Erden,
Als wenn zwei junge Leut'
Zwei Ehleut' werden.

Da gibt es keine Noth,
Kein Kreuz und Leiden;
Nichts als der bitt're Tod,
Der kann sie scheiden.

Als die Künstlerin an die Stelle kommt, liest sie nicht etwa das kleine Gedicht: sie singt es, ganz leise, die Melodie kaum andeutend, und erzeugt damit eine Wirkung, die selbst den alten Dichter aufs heftigste ergreift.

Nun denke man sich — als Gegenstück — die Geschmacklosigkeit, daß Goethe's Klärchen ihr „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein!" uns bloß Wort für Wort vorsagte! Es wäre ungeheuerlich! Bekanntlich helfen sich die stimmlosen Naiven über diese Klippe dadurch hinweg, daß sie das duftige Stückchen überhaupt auslassen, so daß nur die Bläser des Orchesters vor Beginn der Scene die Melodie bringen und Klärchen, in unmittelbarem Anschluß, leise summend durch die Stube geht, bis sie von der Mutter ärgerlich unterbrochen wird. Der einzige Ausweg!

Was helfen uns daraufhin die melodielosen Sammlungen deutscher Volkslieder, des Knaben Wunderhorn,

die Stimmen der Völker, die Gsangln und Gschichtln? So viele Schätze sie auch enthalten mögen, es sind gefrorne Klänge, duftlose Blüthen, Gerichte für unmusikalische philologische Feinschmecker.

Wie viel allein hat uns aus den Grüften dieser Sammlungen der brave Friedrich Silcher durch eigene und alte Melodien lebendig gemacht!

Ferner darf man jener Lieder nicht vergessen, die keine Volkslieder sind, von uns Allen aber als solche empfunden werden; auch bei ihnen bilden Text und Melodie ein lebendiges Ganzes, Jedem heilig in seiner Unzerstörbarkeit. Das alte Kirchenlied „Großer Gott, wir loben Dich!“, unsre Kaiserhymne, Uhlands „Kamerad“, Goethe's „Haidenröslein“ stehen mit ihrer Melodie so innig verbunden in unserm Bewußtsein, daß wir den Text als selbständige Dichtung kaum noch gelten lassen, ja ihn viel eher zu einem niedrigeren, eben zu einem Liedtext, zu degradiren geneigt sind.

Indeß wäre ein solches Streben zu bekämpfen.

Wort und Weise liegen nebeneinander, auch ineinander, für keinen Fall eines über dem anderen, und Sänger und Komponisten von Geschmack verstehen dies Verhältniß wunderbar aufrecht zu erhalten. Was R. Westphal von der klassischen Vokalmusik sagt — „Melodie und Harmonie war zwar keine Dienerin der Poesie, aber sie durfte sich nicht in der Weise geltend machen, daß der Sinn der Zuhörer von dem poetischen Inhalt abgezogen wurde“ — gilt auch für unsern Fall, für das Volkslied.

Da kann es dann freilich wenig anmuthen, wenn derselbe Unterricht, für den das lyrische Gedicht fast ausnahmslos als Dichtung vorhanden ist, andrerseits auch gerade in diesem Fall kaum noch auf eine sprachliche Behandlung Rücksicht nimmt und viele Gedichte nur als bloßen Liedertext einübt. Von diesem Schicksal ist Uhlands „Kamerad“ ereilt worden. Alle Welt singt ihn; wer denkt an das düstere Schlachtgemälde, das er enthält, an den Auszug, an die knappe Schilderung des Kampfes, an den mannhaften Abschied, die wortkarge Ausgestaltung der kurzen Spanne zwischen Leben und Tod, wie es die Volkslieder so gern thun?

Es scheint, als ob selbst der Dichter zuweilen die Halbheit empfände, die in den bloßen Worten eines Liedes liegt. Goethe sah sich bekanntlich sehr gern in Musik: der alte Zelter ist für das Goethe'sche Haus eine ungemein charakteristische Figur. Und als der Dichter in seinen „Wilhelm Meister“ Mignons Lied einführte, ein Lied, das förmlich lechzt nach der Weise, da sagte er uns ausdrücklich und ausführlich, wie Mignon sang, um wenigstens mit Worten anzudeuten, was er musikalisch nicht darstellen konnte; so schrieb er für die künftige Komposition des ergreifenden Stückes ein Rezept auf, nach dem sich alle Komponisten desselben von Beethoven und Schubert bis Thomas und Liszt ganz augenscheinlich gehalten haben. Der Dichter mußte natürlich am besten wissen, wie seine Mignan sang: Wort und Weise wurden auch hier im gleichen Augenblick geboren. Nicht anders auch erklärt sich die hinreißende Wirkung, welche die coupletartigen Liedchen in Raimunds „Verschwender“, vor allem das berühmte „Hobellied“, schon bei den Zeitgenossen hervorbrachten: Der Dichter hatte eben in Konradin Kreutzer, der auch die musikalische Seele Uhland'scher Lyrik so glücklich herausfand, einen kongenialen Genossen gefunden.

So liegt das Volkslied mit Wort und Weise, mit Leib und Seele vor uns; wer wird ihm nun die Seele austreiben und den todten Leib betrachten wollen?

Das Kunstlied, als besondere Gattung, existirt eigentlich nur in den Lehrbüchern der Poetik; wie die Schriftsprache ohne die Dialekte, so ist auch das Kunstlied ohne die Volkslieder einfach undenkbar. Nur der schreibt ein gutes und anmuthiges Deutsch, der seine Seele den rührenden Schönheiten der Dialekte nicht verschlossen hat, wie Goethe, nach einem bekannten Ausspruch, so gern in das Meer der Dialekte taucht und alle Augenblicke unser Schriftdeutsch durch ein Prachtwort, das er glücklich gefunden, aufs neue bereichert. Luthers treuherzige, treffende und kraftvolle Sprache hat die gleichen Quellen. Darum hat nur jenes Kunstlied wirklichen Werth und nachhaltige Wirkung, das den Erdgeruch des Volksliedes an sich trägt; die eigenthümliche Schönheit Goethe'scher Lieder weist unfehlbar auf den Einfluß Herders hin, gar nicht zu reden von den volksthümlichen Elementen, die im 18. Jahrhundert Frankfurt und im besonderen das Goethe'sche Haus durchzogen. Auf dieser Basis baut sich, wie Victor Hehn hervorhebt, der gewaltige Gegensatz auf, der zwischen der Sprache Goethe's und Schillers liegt, ein Gegensatz, der in Klärchens und Thekla's Lied einen so greifbaren Ausdruck findet.

Man kann wohl Klopstock'schen, Bodenstedt'schen und Rückert'schen Gesängen das rein Kunstmäßige des Dichtens ansehen; aber bei sehr vielen Liedern Uhlands, Mörike's, Petöfi's ließe sich schwer formuliren, wodurch sie sich vom Volkslied so einschneidend sondern.

Ob nun Kunstlied aber nicht — auch hier muß Empfindung und nationale Eigenart des Dichters das Charakteristische bleiben; auch hier muß die Zeit, die Heimath, die Volksseele aus den Worten der Dichtung klingen. Ein Goethe'sches Lied ist für alle Zeit zugleich ein deutsches Lied; die Gesänge Victor Hugo's sind keltisch-romanisch. Und so bleibt auch das Kunstlied als bloße Wortdichtung zunächst so lange eine Halbheit, bis der berufene Meister ersteht, der die andere Hälfte hinzufügt.

Auf diese Art führt Klopstock unfehlbar zu Gluck, Goethe zu Beethoven und Schubert, Heine zu Mendelssohn und Schumann. Was in Zeit und Heimath pulsirt, greift nicht nur in die Dichtung hinüber, der es den Stempel aufprägt, es tönt noch vernehmbarer durch die Werke der musikalischen Kunst, und nirgends feiert der menschliche Geist größere Triumphe, als wenn die Meister des Wortes sich mit den Meistern der Töne zu gemeinsamer Leistung verbinden.

So ist auch im Bewußtsein der Gegenwart manches Kunstlied mit der dazu gehörigen Musik aufs innigste verbunden. Eine Perle deutscher Lyrik, Chamisso's „Frauenliebe und Leben“, besteht eigentlich für sehr Viele van uns nur durch die Schumann'sche Komposition dieser Lieder; wir können an den Text gar nicht mehr denken, ohne zugleich die tausendmal gehörte Melodie mit zu reproduziren, und umgekehrt braucht die süße Schumann'sche Weise nur zu erklingen, und die Erinnerung an des Dichters Wort ist in uns lebendig. Das Heine'sche „Leise zieht durch mein Gemüth“ erklingt schon ganz von selbst in den weichen Tönen Mendelssohns, ohne die wir uns auch Eichendorffs „Wer hat dich, du schöner Wald“, das berühmte Loblied auf das waldreiche Hügelland von Oberschlesien, kaum noch vorstellen können.

Die Musik erst macht uns die Stimmung des Dichters, aus der das Lied entsprang, gleichsam sinnfällig; aus der Verbindung von Wort und Ton erwächst uns ein wirkliches Mitfühlen.

Aus diesen Erwägungen entstand eines der merkwürdigsten Werke unsrer Literatur für den Hausge-

brauch, die populäre Liedersammlung „Hausmusik, 50 Lieder für eine Singstimme“ von W. H. Riehl. Der berühmte Kulturhistoriker war nicht nur ein tüchtiger Gelehrter, der uns gelegentlich durch einen bunten Kranz trefflicher Novellen erfreut hat, er besaß auch eine sehr bedeutende musikalische Bildung, und er gehörte zu jener Zahl erquicklicher, musikalischer Dilettanten, die nicht nur das Große würdigen, sondern auch das Kleine pflegen. Er geht nicht nur auf den Spuren des großen Johann Sebastian Bach, er kennt auch die Onslaw und Krommer, die Dittersdorf und Weigl. Von ihm ging auf den großen Kreis seiner Schüler und Verehrer die Anregung aus, unsre deutsche Musik ausgiebig in das deutsche Haus zu pflanzen und dort, je nach Vermögen, als ein wichtiges Mittel der Gemüthsbildung zu pflegen. Die seltene Vereinigung großer historischer Kenntnisse mit poetischer und musikalischer Begabung machte ihn zu dem Unternehmen geeignet, dem deutschen Hause eine Liedersammlung zu intimeren Gebrauch zu schenken, eine Liedersammlung, in der typische Dichtungen der hauptsächlichsten Epochen deutscher Lyrik musikalischen Ausdruck finden sollten. Von Flemming und Silesius bis zu Hoffmann von Fallersleben ist da eine Reihe glücklich gewählter Proben in Wort und Weise vorhanden, und die treffliche Vorrede, eine Glanzleistung Riehl'scher Darstellung, belehrt uns über das deutsche Lied und über die deutsche Art, Musik zu machen. Vater, Mutter, Hofmeister und Gouvernante können darin mehr als eine erwünschte Gelegenheit finden, das Gemüth ihrer Zöglinge zu beeinflussen. Der Musiker und Sänger von Fach, der nur für Brahms lebt und die „ernsten Gesänge für eine Baßstimme“ als das Vollkommene ansieht, oder für Hugo Wolffs phantastische, mit allen Mitteln des musikalischen Ausdrucks überladene Kompositionen schwärmt, wird nur ein Achselzucken für die schlichte Muse haben, die in der „Hausmusik“ waltet. Für ihn ist sie ja auch nicht geschrieben. Aber die Erzieher aller Art und vor allem das deutsche Haus in seiner Gesammtheit können darin eine werthvolle Gabe erblicken.

Wir kommen wieder auf Klopstock zurück, der heute zu den Vergessenen zählt. Welcher gebildete Deutsche wird sich groß rühmen, durch ihn besonders angeregt worden zu sein? Schon Lessing hat den Witz gemacht:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? Nein!

Die Form der Ode an sich, das hohe Pathos der Klopstock'schen Ode im besonderen kann unmöglich populär werden; Lehrer und Schüler gehen selbst den kleinen Leseproben, die unsre Anthologien bieten, gern aus dem Wege. Nun besitzen wir aber ein kleines Heftchen Gluck'scher Kompositionen auf Texte von Klopstock, wahre Meisterwerke, ebenso ein klingendes Ganzes von Wort und Weise, unverwüstlich und bedeutend in der Wirkung, die es auf Jeden ausübt. Man denke sich die Ode „Was that dir, Thor, dein Vaterland?“ jenen gewaltigen Schwertschlag wider gallisches Wesen, in der so einfachen und gewaltigen Melodie Glucks, von einem Schülerchor gesungen! Oder das sturmschwere Frühlingslied „Schweigend sahe der Mai“ in der gleichen Weise! Kein mündlicher Vortrag, keine Erläuterung kann einen ähnlichen Eindruck machen. Zwei große deutsche Meister würden dem Schüler mit einemmal bekannt und in der Erinnerung noch werth bleiben.

Wenn man von Cornelius' schönen Weihnachtsliedern und einigen ähnlichen, kaum allgemeiner bekannten Erscheinungen absieht, so bietet uns dieses kleine Heftchen von Gluck den einzigen, weiteren Kreisen zugänglichen Fall, daß ein großer Komponist nur einen Dichter musikalisch einführt; es ist, im wahren Sinne, eine Gluck-Klopstock'sche Leistung. Man spricht immer von „Schuberts Liedern“, von „Schumanns Gesängen“, von „Loewe's Balladen“; mit Unrecht, scheint es: der Dichter hat da auch ein Wort, ein gewaltiges, mitgeredet. Vielleicht entschließen sich unsre Buchhändler noch, mit Hintansetzung aller anderen Rücksichten, eine musikalische Ausgabe von Goethe, Uhland, Rückert und Heine zu veranstalten, die uns Schubert, Schumann, Mendelssohn und Robert Franz durch ihre Melodien kommentiren könnten.

Es wäre des Schweißes der Edlen werth!

Diese so kommentirten Ausgaben unsrer großen Lyriker würden dann manchen pedantisch-trockenen Satz Düntzers, manche Weitschweifigkeiten Leimbachs und manche Albernheiten aus Lüben und Nacke überflüssig machen. Neben dem „Professor“ der Literaturgeschichte käme auch der musikalisch gebildete Erzieher einmal zu Worte, und die Schüler lernten neben den Dichtern auch die großen Meister der deutschen Tonkunst kennen und lieben.

Nun wollen wir gewiß nicht zu der Behauptung emporsteigen, daß etwa Schillers „Lied von der Glocke“ nur von dem voll gewürdigt werden könne, der diese wundersamste aller deutschen Dichtungen nach den Kompositionen von Andreas Romberg oder Max Bruch durchgenommen hat. Wilhelm v. Humboldt, der die erste Kantate schwerlich, die zweite sicher nicht kannte, hat uns gleichwohl treffliche Bemerkungen über Schillers Gedicht hinterlassen. Wer aber die schöne Friedenshymne „Holder Friede, süße Eintracht!“ in dem ergreifend einfachen Wechselgesang des Romberg'schen Chores, oder die schwermüthige Weise Bruchs auf die Textstelle „Ach, die Gattin ist's!“ je gehört hat, dem muß ein unauslöschlicher Eindruck vom Worte des Dichters verblieben sein.

Es soll hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Romberg'sche Glocke mit Schülerchören noch in den letzten Jahren wiederholt dargestellt wurde, unter freudigster Theilnahme aller Schüler und breiter Schichten der Bevölkerung.

Ganz besonderen Werth hat die musikalische Interpretation bei solchen lyrischen Gedichten, in denen, bei knappstem sprachlichen Ausdruck, ein intimer, mehr zu fühlender als zu nennender Gedankeninhalt vorhanden ist. Wir rechnen dazu die „Mondnacht“ von Eichendorff und den „Greisengesang“ von Rückert.

Das erste Gedicht übertrifft alles, was je von der Nacht gesungen wurde.

Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüthenschimmer von ihm nur träumen müßt'.
Die Luft ging durch die Felder, die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder, so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande als flöge sie nach Haus' —

Verse dieser Art zerbrechen dem Erklärer unter den Händen; jedes prosaische Wort zerstört die süße Stille, die über ihnen schwebt. Nun nehme man aber die Schumann'sche Musik dazu! Kein Mädchen und kein Knabe von dem Alter, dem man überhaupt Poesie zumuthen darf, kann da ungerührt bleiben.

Das Gedicht Rückerts zeigt den tiefen Gedankeninhalt, wie er diesem Deutsch-Orientalen überhaupt eigenthümlich ist, in einer mit Wort und Reim kokett spielenden Form. Rein sprachliche Behandlung würde

den Gedankengang ganz zweifellos klarlegen können: „Der Mann ist alt geworden, aber er hat sich ein gemüthliches Heim bewahrt; alle Theuren sind ihm gestorben, aber in seinem Herzen blüht die Erinnerung.“ Was ist damit gewonnen? Zur Rath ein Aufsatz über das Thema „Womit kann man sich im Alter trösten?“ Aber wenn irgendwo, so sucht man bei diesem Gedicht nach jenem „Etwas“, das neben dem Wortinhalte noch vorhanden ist: nach der unvergleichlichen Stimmung halb schwermüthiger, halb heiterer Resignation, die Rückert besonders in der Schlußstrophe so ergreifend ... andeutet.

Schleuß aus den rauhen Odem der Wirklichkeit
Und nur dem Duft der Träume
Gib Dach und Fach!

Da kann nur der musikalische Ausdruck helfen, und so viel Schönes und Großes der Liedermund Schuberts auch gesungen hat, kein Meister der Tonkunst hat etwas herrlicheres geschrieben: dieser Greisengesang ist ein geniales Meisterstück musikalischer Komposition!

Jedem Einsichtigen müßte schon das letzte Beispiel klar machen, daß auch bei dem Kunstlied Wort und Weise unter allen Umständen zusammengehören.

Die Epik hat etwas melodiefeindliches an sich. Der Vortrag des Erzählers folgt dem Flusse der Thatsachen, die für sich sprechen und des musikalischen Ausdruckes entbehren können. Was wir in dieser Hinsicht an Kompositionen besitzen, Scenen aus der Frithjof-Sage und der Odyssee von Max Bruch, Faust-Scenen von Hektor Berlioz, Humperdincks „Wallfahrt nach Kevelaar“ und ähnliches ... muß ausschließlich als musikalisches Kunstwerk genommen werden; der Komponist hat sich ja nicht selten den Text für seine besonderen Bedürfnisse erst zurichten lassen, womit eine im vorhinein beabsichtigte Degradation des dichterischen Werkes ausgesprochen ist.

Aber anders verhält es sich mit der Ballade und Romanze, die vielfach noch im Liede wurzeln und in älteren Zeiten für den Vortrag durch einen Sänger direkt berechnet waren. Man darf da natürlich nicht an die Balladen Schillers und Uhlands denken, die als rein kunstmäßige Dichtungen den volksthümlichen Ursprung längst nicht mehr erkennen lassen. Unsre deutsche Literatur enthält noch eine ganze Reihe echter Romanzen und Balladen, denen man des Liederartige recht deutlich anmerkt und die deßhalb durch einen passenden musikalischen Ausdruck an Kraft und Wirkung nur gewinnen können, wenn sich eben der richtige Meister findet, der mit feinem Verständniß des Textes die Kunst verbindet, die Macht der Töne in den Dienst dieses Textes zu stellen.

Die deutsche Tonkunst hat einen klassischen Meister dieser Art aufzuweisen, und jeder gebildete Musiker weiß, daß damit Karl Loewe gemeint ist, der geniale Schöpfer einer wirksamen und volksthümlichen Musik zur deutschen Ballade.

In billigen Ausgaben, Jedem leicht erreichbar, liegen uns seine Kompositionen vor, und das große Talent von Eugen Gura hat sie in den letzten Jahrzehnten in allen Konzertsälen Deutschlands zu einem Erfolge geführt, den sich der bescheidene Meister am Ostseestrande vielleicht selbst nicht träumen ließ.

So fesselnd sind diese Melodien zu alten, uns aus der frühen Schulzeit vertrauten Dichterworten, daß Sänger und Sängerinnen einen ganzen „Loewe-Abend“ veranstalten können, ohne Gefahr zu laufen, das Publikum zu ermüden. Und dabei hat diese Musik die seltene Eigenthümlichkeit, daß sie nicht nur dem Musiker von Fach Vergnügen gewährt, sondern daß sie auch dem Laien in kürzester Zeit vertraut und werth ist. Vielfach wird sie geradezu zur Kindermusik, so im „Kleinen Haushalt“, im „Schwalbenmärchen“ u. a. — Aehnlich der „Hausmusik“ von Riehl, stellen auch die Balladen Loewe's ein richtiges musikalisches Hausbuch vor, eine gemüthvolle Anregung für große und kleine Leute, einen höchst zweckmäßigen Ersatz der Operettenskelette in Potpourriform, die das deutsche Haus und mit ihm die deutsche Jugend nach hier und da verpesten.

So würden Sprache und Musik zwei Hauptmittel eines auf nationale Erziehung berechneten Unterrichtes. Für die Fortbildung der Mädchen zumal wäre ein weites Feld fruchtbringender Thätigkeit geöffnet. In den bisher etwas abgebrauchten Rahmen der modernen Schul- und Hauserziehung träte ein neues Element ein: die wirkliche deutsche Kunst.

Der Unterricht in der Nationalliteratur erhielte durch den Musikunterricht eine kräftige Förderung; dem Musikunterrichte selbst läge neues und anregendes Material vor, eines warmes Leben, das neben den grauen Theorien der Harmonie- und Formenlehre plötzlich erblühte. Die in aller Art von Schulen regelmäßig veranstalteten Feste erhielten ein mit dem Unterricht zusammenhängendes und aus ihm erwachsenes festes Programm.

Im deutschen Hause aber würde vielleicht wieder ein altes Ideal lebendig; die deutsche Dichtkunst, die deutsche Musik kämen zu Worte, die Kinder empfingen die Liebe zur nationalen Kunst von den Eltern, die Geselligkeit erwürbe einen neuen Inhalt.

Der Schwierigkeiten würden nicht wenige sein; aber wo ein Wille ist, da findet sich leicht auch ein **Weg**.

Bilder aus Rußland.

Von Dr. K. Hermann (München).

2. Ein Besuch im ersten Staatsgymnasium zu Tiflis.

Die Metropole Transkaukasiens, die Stadt der warmen Quellen (georgisch „tphilisi“, davon „Tiflis“), in welcher reizvoll, wie vielleicht nur noch in Konstantinopel, europäische und asiatische Elemente vereint sind, wird seit einigen Jahren auch von Westeuropäern so häufig besucht, daß die Stadt für uns den Reiz des Unbekannten bereits eingebüßt hat. Es zeigt sich auch hierin die wachsende Bedeutung der sich neu eröffnenden Weltverkehrsstraße, welche Südrußland durch Transkaspien mit dem Herzen Asiens verbindet. Nicht die oft geschilderten malerischen Gassen des armenischen Viertels oder die weite Fernsicht vom „heiligen Berg“ herab will ich dem Leser vorführen, sondern das „Schlußfest“ des ersten Staatsgymnasiums, zu dem wir, dank der Liebenswürdigkeit des bekannten Kaukasus-Forschers v. Hahn, Professor an dieser Anstalt, eingeladen worden waren.

Die Einladungskarte, welche zugleich das Programm enthielt, stellte uns ein „Schauturnen“ der Schüler, bestehend aus Frei- und Geräthübungen, in Aussicht, und es versteht sich, daß wir dieser Einladung um so lieber Folge leisteten, als uns hier Gelegenheit geboten war, eine russische Erziehungsanstalt und ihre Früchte genauer kennen zu lernen. So fuhren wir denn am 30. April (13. Mai unsrer Zeitrechnung) pünktlich um 5½ Uhr nachmittags an dem Portal des riesigen, 900 Schüler umfassenden Gymnasialgebäudes vor und betraten den geräumigen Hof, wo Schüler und Zuschauer

schon sehr zahlreich versammelt waren. In einer offenen überdeckten Halle waren Bänke aufgestellt, und dort mitten unter den Müttern, Vätern und Schwestern der Schüler ließen wir uns nieder, um uns zunächst das Publikum näher anzusehen. Europäische Trachten überwogen weitaus; nur vereinzelt waren georgische Frauengewänder zu bemerken. Unter den Männern naturgemäß eine große Anzahl von verschiedensten Uniformen. Aber im ganzen war das Bild jedenfalls lang nicht so fremdländisch, wie man hier an der Grenze Asiens hätte erwarten sollen. Nur wenn man die Gesichter ringsum genauer betrachtete, oder auch die rauhen Kehllaute der grusinischen Sprache hörte, so ward man daran erinnert, daß Söhne alter kaukasischer Familien, Abkömmlinge der verschiedensten Völker hier im Gymnasium ihre Bildung empfangen. Die Lehrer der Anstalt, in ihren dunkelblauen Uniformen mit Silberborten, waren zu sehr beschäftigt, als daß wir es hätten wagen dürfen, unsern Gönner zu interviewen. Derselbe hatte uns versichert, wir würden überrascht sein; — innerlich jedoch machte sich in uns die stolze Einbildung bemerklich, welche den Deutschen meist beseelt, wo humanistische oder militärische Ausbildung in Frage steht. So erwarteten wir uns denn trotz jener Versicherung nicht allzuviel.

Kaum waren die Würdenträger und hohen Gäste zur ersten Sitzreihe geleitet und das Zeichen zum Beginn gegeben worden, so erhob sich ein heftiger Platzregen, der die Leute— Regenschirme sieht man nicht viele — unter das schützende Dach trieb. Es regnete noch ziemlich stark, als gegenüber aus dem einige Stufen tiefer gelegenen Vorhof die Schaaren der Schüler, von ihren Turnlehrern geführt, aufmarschirten. Sie trugen durchweg die Sommeruniform, weiße Röcke und Hosen, weiße Mütze, und waren mit einer leichten Flinte nebst Bajonett bewaffnet. Unter den Klängen der Musik (die Anstalt verfügt über ein Blech- und über ein Streichorchester) begannen Exerzierübungen mit dem Gewehr; Marsch in verschiedenen Fronten, endlich Parademarsch. Uns imponirten die jungen Leute mit den Flinten nicht sehr; wir dachten daran, wie man über den überwiegenden Militarismus daheim oft klagen höre, und wie dieser hier in Rußland noch beträchtlich stärker sei. Auch konnten wir uns mit Stolz gestehen, daß wir seinerzeit strammer marschirt und besser Richtung gehalten hatten, wenn auch ohne Schießprügel.

Nun folgten, nach einigen Musiknummern, Fechtübungen mit dem Schläger. Ein gemeinsam ausgeführter Salut zuerst; dann traten die einzelnen Paare, zirka acht an der Zahl, in vollem Wichs, zum Wettkampf vor. Sah das Ganze auch noch etwas schulmäßig aus, so waren die Bewegungen doch durchweg elegant und kräftig, das Ganze recht geschickt ausgeführt. Wir begannen allmählich unsern anfänglichen sublimen Standpunkt herabzusetzen; sind doch bei uns derartige Uebungen erst in der Studentenzeit möglich und selbst da nicht allgemein gepflegt. Unser Interesse erhöhte sich aber, als nach zwei Piecen des großen Orchesters die ganze Schaar sich zu Massengeräthübungen formirte. Stabturnen war das erste, das ja auch bei uns als unentbehrlich betrachtet wird. Aber während wir uns mit zwölf- oder sechzehnzeitigen Uebungen begnügt hatten, stieg hier der Umfang derselben auf beinahe das Doppelte, was um so höher anzurechnen war, als hier auch die Kleineren betheiligt waren. Die Tempi wurden tadellos gehalten; nur wenig Versehen konnte man bemerken. — Was dann folgte, ging so weit über die Grenzen desjenigen hinaus, was bei uns bei ähnlichen Gelegenheiten geleistet wird, daß wir thatsächlich, wie Hr. v. Hahn vorher gesagt, überrascht waren. Parterreakrobatische Uebungen, von einer großen Anzahl ausgeführt, endigten mit einer „großen Pyramide", aus 110 Personen gebildet. Die kunstvolle Gruppe war gekrönt hoch oben von einem kleinen Kerl, der in jeder Hand eine russische Fahne schwang. Das Geräthturnen der Vorturner, etwa 16 junger Leute der höheren Klassen, brachte zunächst eine kombinirte, sehr schwierige Barrenübung, vom Turnlehrer so elegant vorgeturnt, daß das gesammte Publikum in Beifallsrufe ausbrach. Dann wurde die Uebung von den 16 durch die Bank recht geschickt nachgeturnt. Dann Turnen am Reck — hier wurde Kür geturnt; insbesondere in Riesenschwüngen und Aufzügen mancherlei Art Erhebliches geleistet; ebenso dann am Pferd. Stets war besonders die Eleganz und Leichtigkeit der Ausführung zu bemerken.

Aber das Reizvollste und Eigenartigste bot die letzte Nummer, welche Uebungen mit Holzkeulen brachte, ausgeführt von der ganzen Schülerschaar unter Begleitung der Musik im Walzertakt. Die komplizirten Bewegungen stimmten in ihrer schwungvollen Rundung, mit den Körperwendungen und der lebhaften Thätigkeit der Arme so wundervoll mit dem Takt der Musik überein, daß wir entzückt zusahen. Wir waren vom Stadium der Ueberraschung schon längst zu dem stiller Bewunderung vorgeschritten. Den Schluß bildete die feierliche Weise der russischen Nationalhymne „Boscho zarja chrani", die von allen Anwesenden stehend mitgesungen wurde. Dann strömte die Versammlung auseinander. Oder vielmehr, die Schüler machten ein altes Vorrecht geltend, das für sie den Glanzpunkt des ganzen Festes bildete. Aus dem Haufen erscholl der Name eines besonders beliebten Lehrers — es war in diesem Fall, natürlich, der Turnlehrer —; ein wildes Indianergeheul erhob sich. im Nu ward der Betreffende von der ausgelassenen Jugend umringt, auf die Schultern gehoben und nun mußte er es sich gefallen lassen, daß er etwa ein halbes Dutzend mal kräftig in die Luft geworfen und dann sanft wieder aufgefangen wurde. Dieses „Prellen" der Lehrer war für diese eine nicht immer angenehme Auszeichnung; und während die johlende Schaar sich eben den bejahrten Rektor der Anstalt als Opfer ausersah, entwich Professor v. Hahn mit uns seitwärts in den Lehrsaal, wo die Schülerarbeiten auf dem Gebiet der Kunst ausgestellt waren.

Zeichenvorlagen ringsumher an der Wand; aber vor allem eine stattliche Sammlung von Gipsabgüssen, nicht nur antiker Meisterwerke (des Zeus von Otricoli, der in München befindlichen Athene und der Aegineten-gruppe entsinne ich mich noch), sondern auch moderner Bildwerke. Das Nackte, dies möchte ich betonen, war nicht vermieden, auch nicht mit Blechplatten verdeckt; ich möchte wohl wissen, was einer unsrer Schulmänner hiezu sagen würde? Und warum gerade bei uns durch ängstliche Prüderie die Unbefangenheit der Jugend genommen werden muß? Die Arbeiten der Schüler umfaßten Kopien der Zeichen- oder Gipsvorlagen; daneben eigene Entwürfe. In großer Zahl waren Kohlenzeichnungen vertreten, insbesondere Studienköpfe; ferner aber Malereien in Aquarell und Oel. Professoren der Anstalt hatten wiederholt als Modell gedient — ohne Karikatur wie bei uns! — und besonders an dem bärtigen Charakterkopf des Pedells hatten sich die jungen Leute mit Vorliebe versucht. Landschaftliche Skizzen nach der Natur fehlten nicht; ein Oelbild, die Steppe bei Baku darstellend, und eine Waldlandschaft aus dem kaukasischen Mittelgebirge waren aller Ehren werth. Ich erinnerte mich plötzlich der Erzeugnisse, die ich in Deutschland bei solchen Gelegenheiten schon gesehen hatte; der Vergleich

fiel mir schwer aufs Herz. Zwar war mir versichert worden, die Anstalt in Tiflis rivalisire mit denjenigen in Moskau und St. Petersburg; auch mag in den höheren Klassen das Durchschnittsalter etwas höher sein, wie bei uns (wenn man nicht annehmen will, daß die jungen Leute dort früher reif werden). Aber wo findet man bei uns ein derartiges Verhältniß, daß die Schüler aus eigenem Drang der Verehrung für ihre Lehrer Ausdruck geben; wo kommt bei uns der Fall vor, daß Schüler sich freiwillig mit einem Lehrer zu wissenschaftlichen Exkursionen vereinigen? Man frägt sich: ist daran, daß bei uns All dies nicht vorkommt, der Lehrer, der Schüler oder das Erziehungssystem schuld? Man wende nicht ein, es hätte zu dieser Erwägung vielleicht wieder einmal die den Deutschen eigene Ueberschätzung alles Fremden geführt. Ich habe schon gesagt, daß auch wir anfänglich der Meinung gewesen waren, daß wir hier als Vertreter einer im Unterrichtswesen bedeutend überlegenen Nation zugegen sein würden. Aber mitunter kann man auch in diesem privilegirt deutschen Fach im Ausland etwas lernen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Das Berliner Antiquarium hat neuerdings eine interessante *Erwerbung aus Eretria* gemacht. Es ist dies eine attische rothfigurige Pyxis, auf der die erste Darstellung der ἐπαύλια, des zweiten Hochzeitsfesttages, an dem die Verwandten dem jungen Paare ihr Angebinde überreichten, erhalten ist. Das Gefäß, das im neuesten „Jahrb. d. Kaiserl. Deutsch. Archäolog. Instit." mit eingehenden Erläuterungen von Ludwig Deubner (Bonn) abgebildet ist, gehört zu jenen zierlichen Erzeugnissen, auf denen intime Scenen des täglichen Lebens, zumeist Toilettenscenen, eine anmuthige Darstellung gefunden haben. Das Hauptbild zeigt die Mutter des Bräutigams in dorischem Gewand, mit Ohrringen und Halskette geschmückt, zwischen zwei Thürflügeln stehend; sie hält in jeder Hand eine Fackel und blickt dem auf sie zukommenden Paare entgegen, das sie an der Schwelle seiner Behausung erwartet. Ein von einem Jüngling geführter Zug trägt die Hochzeitsgeschenke. Neben dieser Darstellung der ἐπαύλια findet sich auf dem Gefäß aber auch noch diejenige der Schmückung der Braut zur Hochzeit, sowie des Hochzeitszuges selbst, so daß demnach eine Dreitheilung des Bildes: Vor der Hochzeit, die Hochzeit selbst, nach der Hochzeit, gerechtfertigt erscheint, worauf auch der Umstand hindeutet, daß auf dem Bilde drei Eroten verwendet sind, und zwar so angeordnet, daß jeder Theil seinen Eros erhält.

§ **Eisenach**, 2. Okt. Mit dem weite Kreise interessirenden Thema: „*Die Religion in der Schule*" beschäftigte sich heute in ausgedehnten Verhandlungen die von Universitätsprofessoren, Theologen, Juristen, Direktoren und Lehrern höherer Lehranstalten und Seminarien aus den verschiedensten Theilen Deutschlands besuchte Konferenz der „Freunde der christlichen Welt". Es lagen Thesen vor zum Religionsunterricht auf den höheren Schulen, den Volksschullehrer-Seminarien und den Volksschulen. Die Verfasser dieser Thesen, Prof. Baumgarten (Kiel), Lic. Ballmer (Hamburg), Prof. Trommershausen, P. Schwartzkopff (Wernigerode), Lic. Schiele (Ilfeld), Lehrer Beyhl (Würzburg), Prof. Drews (Jena), Dr. Battenberg (Frankfurt a. M.), erläuterten dieselben in kürzeren oder längeren Referaten. Im Hinblick auf die Fülle des Stoffes darf wohl auf ein Eingehen des Inhalts umsomehr verzichtet werden, als die Ergebnisse der Konferenz in Buchform für weitere Kreise in Aussicht gestellt sind. Aus den Verhandlungen heben wir deßhalb nur einige Punkte von allgemeinem Interesse heraus. Für die schwindende Religiosität ist die Schule nicht verantwortlich zu machen; denn die Schule hat die Jugend nicht allein, sie theilt sie mit der Familie und mit der ganzen Atmosphäre, die sie umgibt. Damit aus der Volksschule eine Stärkung für die Volkskirche erwachse, muß das Vertrauen der kirchlichen Aufsichtsbehörden zur Lehrerwelt wachsen. Hinsichtlich des *Religionsunterrichts an den höheren Lehranstalten* wurde betont, daß dort noch mehr, als bisher, Gesinnungsunterricht getrieben werden müsse. Der Schwerpunkt sei darauf zu legen, religiöse Persönlichkeiten zu erziehen. Der Katechismusunterricht möge zugunsten des religiösen Anschauungsunterrichts verkürzt und die Katechismussätze nur als Ergebnisse dieses Anschauungsunterrichts erarbeitet werden. Der eigentliche Katechismusunterricht gehört in den Konfirmandenunterricht. Mit der Kritik über religiöse Fragen sollte vor der Konfirmation nicht begonnen werden. Es kommt weniger auf die Einprägung des Stoffes als vielmehr auf die Herausarbeitung des religiös-ethischen Gehaltes an. Der Unterricht soll wesentlich geschichtlich sein unter Zugrundelegung der Quellen. Das Lehrbuch soll den Lehrer nicht ersetzen; die Hauptsache bleibt die *persönliche Uebermittelung* durch *gläubige Religionslehrer*. — Für die *Seminare* wurde als Ziel alles Religionsunterrichtes die historische Kenntniß und das sachliche Verständniß der heiligen Literatur hingestellt. Der Volkslehrer muß wissen und verstehen: 1. Was in den wichtigsten biblischen Büchern und Abschnitten wirklich steht, 2. wie sich die biblische Religion von ihrer Entstehung bis zu ihrer Vollendung entwickelt hat, 3. welche Macht das biblische Christenthum in der Geschichte bis heute bewährt hat. — Breiten Raum nahmen naturgemäß die Ausführungen über den *Religionsunterricht in der Volksschule* ein, über den Lehrer *Beyhl* (Würzburg) in anschaulichster Weise referirte. Nach seinen Ausführungen muß sich die religiöse Volksschulbildung auf die Gemüthserfahrungen des Kindes gründen. Damit ist alles Ausgehen von fertigen Begriffen, Urtheilen und Lehrsätzen, alles Kramen in Worten verworfen, dagegen alles in den Vordergrund gerückt, was das Gewissen des Kindes zu schärfen vermag, was auf sein Gemüth einen bleibenden Eindruck macht und für das religiös-sittliche Leben des Volkes von Bedeutung ist. Es sind beim Kind religiöse Erlebnisse herbeizuführen und zu einem Stück persönlichen Lebens zu verarbeiten. Als Hauptmittel hiezu dient die Gewissensschärfung an packenden Geschichten und Gestalten des Alten Testaments, sowie der vertraute Umgang mit dem Heiland und seinen Nachfolgern, wobei es darauf ankommt, solchen kräftigen Eindruck auf die Kindesseele zu ermöglichen, daß die religiösen Thatsachen nicht als etwas Vergangenes, sondern als eine lebendige *Gegenwartserfahrung* eingesaugt werden. Zur Lösung dieser Aufgabe dient über die Bibel hinaus alles, was die Wirklichkeit einer übersinnlichen Welt persönlich erfahren, alles, was den noch heute lebendigen Gott unmittelbar erleben läßt, alles, was das Kind an die Persönlichkeit Jesu als den besten Lebensgefährten fesselt: entsprechende Züge voll leibhaftigen Lebens und überwältigender Kraft aus der Kirchen- und deutschen Geschichte, die geistliche Dichtung, religiöse Erzählungen, die Betrachtung der Schöpfung, Tagesereignisse, Ortsbegebenheiten, Familien- und Schulvorkommnisse, religiöse Gemeinschaftspflege. Hindernisse einer solchen Neugestaltung des Religionsunterrichts in der Volksschule sind: das starre Festhalten der Kirche an überlebten Formen der religiösen Erziehung, die mangelhafte pädagogisch-methodische Bildung der Geistlichen bis hinauf in die Oberkonsistorien, die amtlichen Religionsleitfäden und Lehrpläne, die Notengebung im Religionsunterricht, das Religionsprüfungswesen und die durch verschiedene Ursachen naturgemäß erzeugte religiöse Noth der Volksschullehrer. — Die Quintessenz der Verhandlungen gab ein Universitätsprofessor durch Aufstellung der These: „*Die Reform des Religionsunterrichts in den Schulen und Seminarien beginnt mit einer Reform unsrer Schulbehörden!*"

* **Straßburg.** Die philosophische Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität hat beschlossen, vom Wintersemester 1900/1901 an die bei den Doktorpromotionen bisher üblichen Prädikate: 1. post conditionem cum laude comprobatam, 2. post conditionem bene comprobatam, 3. post conditionem comprobatam, 4. sustinuit durch folgende, welche dem Usus der meisten philosophischen Fakultäten Deutschlands besser entsprechen, zu ersetzen: 1. post conditionem summa cum laude comprobatam, 2. post conditionem magna cum laude

comprobatam, 3. post conditionem non sine laude comprobatam, 4. sustinuit. Den bis jetzt von ihr promovirten Doktoren wird die Fakultät, falls sie es wünschen, eine Bescheinigung über das jetzt eingeführte Prädikat, dem das auf dem Diplom vermerkte gleichwerthig ist, ausstellen.

* **Halle.** Gestern, am 5. Oktober, trat Professor Dr. Rudolf Haym in sein 80. Lebensjahr. Am 29. Juni hatte er, wie erinnerlich, sein 50jähriges Dozentenjubiläum feiern können. Ein Lebensbild des trefflichen Literarhistorikers und Philosophen wird demnächst in der „Beilage" veröffentlicht werden.

* **Göttingen.** Als Leiter des physikalisch-technischen Instituts der hiesigen Universität wurde der außerordentliche Professor der angewandten Mathematik und Maschinenkunde an der Universität Halle Dr. Lorenz berufen. Er wird dem Rufe Folge leisten.

* **Berlin.** Bei der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität treten mit Beginn des nächsten Halbjahres zwei neue Lehranstalten ins Leben, eine für Heilgymnastik und eine zweite für Massage. Die Leitung der ersteren übernimmt Dr. Gustav Schütz, der jetzige Leiter des mediko-mechanischen Instituts im Architektenhause; an die Spitze der letzteren tritt Prof. Dr. Zabludowski.

* **Clausthal.** Bergrath Lengemann hierselbst erhielt, wie die „Köln. Ztg." meldet, die durch den Tod des Professors Schulz erledigte Professur für Bergbaukunde an der Technischen Hochschule in Aachen. Professor Bräuler erhielt einen Ruf an die Technische Hochschule in Darmstadt, lehnte aber ab.

* **Rostock.** An Stelle des Prof. Dr. Kalbfleisch wird Dr. Lammatzsch, ein Schüler Büchelers und bisheriger Mitarbeiter an Wölfflins Thesaurus linguae latinae, als Assistent am Seminar für klassische Philologie hierselbst eintreten.

* **Aus Schweden.** Der schwedische Aerzteverein in Stockholm verlieh dem Prof. Max v. Pettenkofer in München die Pasteurmedaille in Gold.

-br. **Christiania,** 2. Okt. Herzog Luigi von den Abruzzen ist jetzt nach vorübergehendem Aufenthalt in Rom nach Norwegen zurückgekehrt, um die letzten Dispositionen zu der Auflösung seiner Polarexpedition zu treffen. Inzwischen hat, wie bekannt, die amtliche Vernehmung der norwegischen und italienischen Schiffsmannschaften stattgefunden, um möglicherweise das Dunkel zu lichten, welches noch immer über dem Schicksal der am 11. März d. J. von Franz Josephs-Land aus abgesandten und vermuthlich verunglückten Spezialexpedition des Leutnants Querini lagert. Die Bekundungen der Besatzungsleute haben ergeben, daß an Bord der „Stella Polare" allerdings ernstliche Anstrengungen gemacht worden sind, um die vermißten drei Reisenden in Sicherheit zu bringen. Die Beschaffenheit des Polareises an dem kritischen Zeitpunkt war eine solche, daß die Eventualität eines unglücklichen Ausgangs jener Spezialexpedition als so gut wie erwiesen gelten mußte. Immerhin ist aber auch das Gegentheil denkbar, da die vermißten Mannschaften infolge offener Rinnen im Eismeer gezwungen sein konnten, einen ganz anderen Kurs einzuschlagen als ursprünglich mit der Hauptexpedition verabredet war, und daß es den Reisenden später nicht gelang, rechtzeitig zum Fahrzeug zurückzukehren. Aus diesem Grunde macht sich in hiesigen Kreisen lebhafte Stimmung zugunsten einer besonderen Entsatz- und Hülfsexpedition nach Franz Josephs-Land bemerkbar. Der „Verdens Gang" weist darauf hin, daß Norwegen ungesäumt von Staats wegen dazu schreiten müsse, jenen tragischen Zwischenfall aufzuklären, ehe der arktische Winter die vielleicht noch lebenden Vermißten überrasche, bezw. die regelmäßig in den Herbstmonaten günstigen Eisverhältnisse im Bereich des Franz Joseph-Land-Archipels aufhören. Das zitirte Blatt stützt sich hiebei hauptsächlich auf den Umstand, daß ein thatsächlicher Beweis für den Untergang der Verschollenen nicht erbracht worden sei, während die eigenartigen Verhältnisse in den Polarregionen schon oftmals havarirten Eismeer-Fahrern die Möglichkeit boten, sich monatelang am Leben zu erhalten. Das Blatt meint schließlich, die Regierung könne sich ja auch mit dem Herzog der Abruzzen ins Einvernehmen setzen zum Zweck einer gemeinsamen Hülfsexpedition. Herzog Luigi habe schon früher zu erkennen gegeben, daß ihn das Loos der Querini'schen Leute tief bekümmere und daß er persönlich alles aufbieten werde, das betrübende Ereigniß nach allen Richtungen aufzuklären. — In diesem Zusammenhang dürfte noch anzumerken sein, daß der italienische Polarforscher bereits vorläufige Maßnahmen getroffen hat, welche auf eine neue Polarexpedition hinzielen. Die letztere wird allerdings kaum vor dem Frühjahr 1902 zur Ausführung gelangen. In ausländischen (darunter auch einigen norddeutschen) Blättern ist die in „bestimmter" Form auftretende Version verbreitet worden, als ob Herzog Luigi und Prof. Nansen sich zu einer gemeinschaftlichen (!) Polarexpedition vereinigt hätten. Einzelne Korrespondenten wußten bereits von einer extemporirten Reise Fridtjof Nansens nach — Rom zu melden, woselbst der norwegische Polarforscher vor dem König Victor Emanuel einen Immediatvortrag über die Ziele der nächsten Fahrt halten sollte. Natürlich beruhen alle diese Angaben auf einfacher Erfindung. Weder Herzog Luigi noch Prof. Nansen sind trotz ihrer bekannten freundschaftlichen Beziehungen zu einander in der Lage, sich von einer derartigen „Gesellschaftsreise" nennenswerthen Gewinn zu versprechen. Eine Polarexpedition unter zwei Führern, von denen jeder einzeln seine besonderen Ziele und Wünsche im Auge hat, kennzeichnet sich überhaupt von vornherein als ein Phantasieprojekt, welches nur von Leuten konstruirt werden konnte, die mit arktischen Fragen nicht die geringste Vertrautheit besitzen. Prof. Nansen ist allerdings mit den wissenschaftlichen Vorarbeiten für eine Eismeerexpedition beschäftigt — gleich dem Herzog Luigi —, doch dürfte bereits so viel feststehen, daß diese nicht dem Nord-, sondern dem Südpol gelten wird. Nansen liebt es bekanntermaßen nicht, sich über seine speziellen Pläne näher auszulassen, doch ist von ihm gelegentlich angedeutet worden, daß er vorerst den Ausfall der deutschen, vom Prof. v. Drygalski geführten Südmeerexpedition abzuwarten gedenkt, ehe er zur Ausrüstung seines eigenen Forschungsunternehmens schreitet. Danach wird es also noch mehrere Jahre währen, bis die Nansen'schen Pläne spruchreif geworden sein werden.

* Von der russischen Nordpol-Expedition. Aus St. Petersburg, 5. d. M., wird berichtet: Die Polarexpedition Borissows ging nach Fertigstellung eines Hauses zur Ueberwinterung am 13. August über die Matotschkin-Straße in das Karische Meer. Der Zweck der Expedition war, an der Ostküste von Nowaja Semlja eine Proviantniederlage für die Frühjahrsexpedition auf dem Eise am Ufer nordwärts der Matotschkin-Straße zu errichten. Die Expedition besteht aus dem Führer Borissow, der zugleich Schiffskommandant ist, dessen Gehülfen Tyrasejew, fünf Matrosen und einem Samojeden. Alle befinden sich wohl.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wilhelm v. Planck.

Johann Julius Wilhelm Planck ist geboren zu Göttingen am 22. April 1817 als der jüngere Sohn des ordentlichen Professors der Theologie Heinrich Ludwig Planck. Die Mutter Johanna war eine jüngere Tochter des Göttinger Generalsuperintendenten Wagemann. Plancks Großvater war der hochangesehene Kirchenhistoriker Gottlieb Jakob Planck, der, geboren 1751 zu Nürtingen in Schwaben und vorgebildet auf der Universität Tübingen und im Tübinger Stift, zuerst als Lehrer und Prediger an der hohen Karlschule in Stuttgart wirkte, dann im Jahre 1784 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen wurde. Dort ist er reich an wissenschaftlichem Ruhm, an persönlichem Ansehen und an äußeren Ehren im Jahre 1833 gestorben. Sein Sohn, unsres Planck Vater, war ein reich und edel veranlagter Mann und versprach als Gelehrter Bedeutendes, aber er verfiel schon in frühen Jahren einem schweren unheilbaren und immer mehr sich steigernden Leiden, das seine Arbeitskraft und seine Berufsthätigkeit lähmte und im Jahre 1831 seinen frühzeitigen Tod herbeiführte. So lag ein tiefer Schatten auf Plancks Kinder- und Jugendjahren.

Durch Privatunterricht vorbereitet, trat er im Jahre 1829 in die Sekunda des Göttinger Gymnasiums und bezog Ostern 1834 die Universität Jena. Dort war die ältere Schwester seiner Mutter mit dem hervorragenden Juristen, Oberappellationsgerichtsrath und Professor Christoph Martin (früher in Heidelberg) verheirathet. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen mögen die Wahl der Universität Jena mitbestimmt haben. Von Michaelis 1834—1835 studirte Planck in Göttingen, dann wieder in Jena bis 1837, wo er am 20. August, kurz nach vollendetem 20. Lebensjahre die Doktorwürde erwarb. Nachdem er dann seine Studien in Göttingen abgeschlossen hatte, bestand er 1839 die Staatsprüfung in Hannover und praktizirte ein Jahr als Auditor in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1841 habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdozent und trat zugleich als Assessor in das mit der Fakultät verbundene Spruchkollegium ein. Bereits im Herbste 1842 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Pandekten nach Basel, wo er auch durch seine Verheirathung mit Mathilde Voigt, einer Tochter des geheimen Hofraths und Botanikers Professor Voigt in Jena, den eigenen Hausstand gründete. Schon nach drei Jahren, 1845, vertauschte er Basel mit Greifswald. Dort bekleidete er nicht nur das Amt eines Professors an der Universität, sondern auch das eines Mitgliedes des Oberappellationsgerichts, später Appellationsgerichts, das für das gemeinrechtliche Gebiet von Pommern bestand. In dieser Eigenschaft fiel ihm im Jahre 1849 die Aufgabe zu, das erste dort stattfindende Schwurgericht als Präsident zu leiten.

In Greifswald wurde ihm seine Gattin durch frühzeitigen Tod entrissen. Im Jahre 1849 schloß er den zweiten Ehebund mit der ihn jetzt überlebenden Wittwe, Emma, der ältesten Tochter des Geheimen Rechnungsraths und Universitätsrentmeisters Patzig dortselbst. Im darauffolgenden Jahre gelangte zunächst eine Berufung an ihn zum Eintritt in das Oberappellationsgericht zu Lübeck. Eben als er im Begriffe war, diesen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an den damals im höchsten Ansehen stehenden Gerichtshof anzunehmen, erhielt er eine Berufung an die Universität Kiel als Nachfolger des kurz zuvor verstorbenen Nikolaus Falk. So vor die Wahl zwischen dem ausschließlich praktischen und dem theoretischen Beruf gestellt, entschied er sich für den letzteren, um so lieber, als ihm derselbe nach den damals bestehenden Einrichtungen auch eine reiche praktische Thätigkeit in Aussicht stellte. Im Oktober 1850 siedelte er nach Kiel über und wirkte dort bis Ostern 1867 als Lehrer des Zivilprozesses, des Strafrechts und des Strafprozesses, sowie als Ordinarius des Spruchkollegiums und als außerordentliches Mitglied (Ergänzungsrichter) des Oberappellationsgerichts.

Nach dem Tod Christians VII. und dem Zusammenbruch der dänischen Herrschaft wurde ihm von den Bundeskommissären das Amt des Universitätskurators interimistisch übertragen, das er bis zur Besitzergreifung Holsteins durch Preußen im Sommer 1866 verwaltete. Das Rektorat war ihm in früheren Jahren durch das Vertrauen seiner Kollegen wiederholt übertragen worden. Nach dem Tode von Döllmann richtete sich das Augenmerk der hiesigen Universitätsorgane, sowie des kgl. Staatsministeriums sofort auf Planck als den geeignetsten Nachfolger. Und obwohl ihm damals nur die Fächer des Kriminalrechts und Kriminalprozesses angeboten werden konnten, so war er doch schon im stillen auch als der dereinstige Nachfolger des alternden Hieronymus v. Bayer im Lehrfach des Zivilprozesses ins Auge gefaßt.

Nicht ohne inneren Kampf nahm Planck den ehrenvollen Ruf an, der ihm einen großen Wirkungskreis in Aussicht stellte, und so konnte er kurze Zeit, nachdem die preußische Annexion der Herzogthümer vollzogen war, hieher übersiedeln.

Seither ist er der Unsrige geblieben, obwohl es an manchen Versuchen, ihn für andere Universitäten zu gewinnen, nicht gefehlt hat. Schon im Jahre 1870 erhielt er einen Ruf nach Tübingen, ebenso 1872 an die neu gegründete Universität Straßburg. Und sogar zweimal, im Jahre 1872 und 1875, wurde der Versuch gemacht, ihn für Leipzig zu gewinnen. Allen diesen Versuchen hat

er, zum Theil in uneigennützigster Weise, zum Theil auch nicht ohne inneren Kampf Widerstand geleistet.

Ein besonderes Wohlgefallen hatte der jugendliche König Ludwig II. bei einer Antrittsaudienz an dem zugleich vornehmen und gewinnenden Wesen des damals in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Gelehrten gewonnen und ihm ein fortdauerndes Wahlwollen bewahrt. Dasselbe tritt namentlich hervor in dem Signate, das er auf den über die Ablehnung des zweiten Rufes nach Leipzig erstatteten Bericht des Ministers v. Lutz erließ.

„Ich genehmige mit Vergnügen die in Ihrem Bericht vom gestrigen gestellten Anträge und beauftrage Sie, dem Geheimrath Dr. v. Planck Meine aufrichtige Freude über den von ihm gefaßten Entschluß zum Ausdruck zu bringen."

Durch das Vertrauen seiner Kollegen, das ihm von Jahr zu Jahr in gesteigertem Maße zutheil wurde, ward er beinahe ununterbrochen in Senat und Verwaltungsausschuß gewählt.

Im Jahre 1872 auf 1873 bekleidete er die Würde des Rektors. Im Jahre 1881 wurde er als ordentliches Mitglied der historischen Klasse in die Akademie der Wissenschaften gewählt und gehörte seitdem der Kommission für die Savigny-Stiftung als Vorsitzender an. Nicht minder war er ordentliches Mitglied der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften.

Er war ferner das von der juristischen Fakultät vorgeschlagene Mitglied des Kuratoriums des kgl. Maximilianeums und endlich langjähriges Mitglied der literarischen Sachverständigenkommission.

In seiner Lehrthätigkeit ging insoferne eine Aenderung vor, als ihm nach dem Tode v. Bayers (1876) das Fach des Zivilprozesses amtlich übertragen wurde, nachdem er schon seither Vorlesungen über einzelne Materien des Zivilprozesses gehalten hatte. Die Vertretung des Strafrechts fiel gleichzeitig für ihn weg.

Als Anerkennung für die Ablehnung des zweiten Rufes nach Leipzig wurde ihm 1875 die Geheimrathswürde verliehen.

Auf der Stufenleiter der bayerischen Orden gelangte er bis zum Großkomthur des Zivil-Verdienst-Ordens; im Jahre 1880 wurde ihm der außerhalb dieser Stufenleiter stehende Maximilians-Orden für Wissenschaft verliehen.

Am 20. August 1887 waren 50 Jahre verflossen, seit Planck die Doktorwürde erworben hatte. Die örtliche Begehung dieses Festes wurde auf den Anfang des Wintersemesters verschoben. Inzwischen war aber Brinz, der als Dekan selbst noch alle Vorbereitung für eine würdige Begehung des Tages mit Eifer getroffen hatte, durch einen jähen Tod hingerafft worden, so daß auf Plancks Wunsch das Festprogramm wesentlich beschränkt wurde. Auf die Festfreude fiel ein um so tieferer Schatten, als die beiden grundverschiedenen Männer durch herzliche Freundschaft verbunden waren. — Ostern 1895 wurde Planck auf sein Ansuchen von seiner Lehrthätigkeit entbunden, nachdem ihm schon seit einigen Jahren während des Sommersemesters, wo er bis dahin den Strafprozeß vorgetragen hatte, der erbetene Urlaub ertheilt worden war. Seitdem hat er auch die meisten seiner Aemter allmählich niedergelegt und schließlich nur noch an den Geschäften der Fakultät, der Akademie, der historischen Kommission und des Kuratoriums des Maximilianeums theilgenommen.

Am 14. Oktober 1899 beging er im Kreise seiner Kinder und Schwiegerkinder, sowie sonstiger nächster Verwandter und Freunde das Fest der goldenen Hochzeit. Auch sein ihm treuverbundener Vetter, der Wirkl. Geheimrath Dr. Gottlieb Planck (die Väter waren Zwillingsbrüder) war mit seiner Gattin von Göttingen herbeigeeilt. Wir durften uns damals an der seltenen geistigen Frische der beiden hervorragenden Männer herzlich erfreuen.

Ohne daß ihn die Gebrechen des Alters in merkbarer Weise heimgesucht hatten, ist Planck am 14. September nach kurzer schmerzloser Krankheit entschlafen.

Am Spätnachmittag des 16. September ist er, während die milde strahlende Herbstsonne sich zur Rüste neigte, auf dem Schwabinger Friedhofe unter großer und herzlicher Theilnahme zur letzten Ruhe gebettet worden.

* * *

Der Studiengang von Planck ist mir im einzelnen nicht näher bekannt.

Seine Jugend fiel in die Zeit der Blüthe der historischen Schule und er selbst hat wohl den historischen Sinn schon vom Großvater geerbt.

Den maßgebendsten Einfluß auf seine juristische Ausbildung hat da ohne Zweifel Martin in Jena ausgeübt. Jedenfalls wird es nicht zufällig sein, daß beide Männer genau dieselben Disciplinen als Schriftsteller und Lehrer gepflegt haben. Und wie Martin, so war auch Planck keineswegs ein reiner Rechtshistoriker, so man könnte vielleicht sagen, daß der systematische, architektonische und praktische Zug beim jüngeren Gelehrten ebenso überwogen hat, wie dies ganz unzweifelhaft beim älteren der Fall war. Wohl die Hälfte der Schriften von Planck fällt in das systematische Gebiet. Seine Hauptthätigkeit, der er auch sein literarisches Ansehen zu verdanken hat, gehörte von Jugend auf bis in das Alter dem Zivilprozesse an.

Hier ist er aber in der historischen Auffassung weit über Martin hinausgegangen. Denn für diesen und die sich ihm unmittelbar anschließenden Prozessualisten, deren letzter wohl unser Hieronymus v. Bayer war, bildet die Grundlage des gemeinen Prozesses das römisch-justinianische Recht, das novellenartig zuerst durch einzelne Bestimmungen des kanonischen Rechts, dann durch die Reichstagsbeschlüsse (Reichskammergerichtsordnungen, jüngster Reichstagsabschied u. s. w.) modifizirt worden ist.

Demgegenüber hat zuerst Bethmann-Hollweg auf die Bedeutung der deutschen Rechtsquellen hingewiesen und später seine Auffassung noch dahin verschärft, daß das deutsche Recht geradezu als die Grundlage des sog. gemeinen Zivilprozesses aufzufassen sei, zu dem sich das rezipirte Recht vielmehr selbst nur als Modifikation verhalte.

Auf Grund dieses neuen Programms, das sein Urheber selbst durchzuführen verhindert war, hat zuerst Briegleb seine epochemachende Schrift über die Geschichte des Exekutionsprozesses geschrieben, und Planck hat sich diesen Richtungen vollkommen angeschlossen.[1]

Zwar sein erstes Werk, „Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht", 1844, ist, wie der Gegenstand es wohl mit sich brachte, noch durchaus auf romanistischer Grundlage gearbeitet; auch ist dabei die ältere Verbindung von Zivil- und Strafprozeß beibehalten.

Mit der ihm eigenen Schärfe und Klarheit und mit einer überaus sorgfältigen und feinen Exegese hat er

[1] Planck selbst hat diese innere Entwicklung der Zivilprozeßwissenschaft geschildert, ohne freilich seinen eigenen Antheil zu erwähnen in der ansprechenden akademischen Rede „Ueber die historische Methode auf dem Gebiet der deutschen Zivilprozeßrechts" vom 27. Dezember 1888.

diese bis dahin außerordentlich verworrene Materie dergestalt aufgehellt, daß seine Resultate im wesentlichen sofort Gemeingut der Wissenschaft geworden sind und auch die spätere Gesetzgebung beeinflußt haben. Unter allen seinen Schriften ist diese vielleicht die erfolgreichste gewesen.

Dagegen hat sein hierauf erschienenes Buch „Die Lehre vom Beweisurtheil mit Vorschlägen für die Gesetzgebung“, 1848, einen ganz anderen Charakter, der schon äußerlich in der Anordnung des Stoffes hervortritt. Die deutschrechtlichen Quellen treten an die Spitze, das römisch-kanonische Recht in die zweite Linie. Und damit tritt denn auch das Beweisurtheil selbst, das man bis dahin als Singularität des sog. sächsischen Prozesses betrachtet hatte, in eine ganz andere geschichtliche Beleuchtung. Insofern gehört dieses Buch zu den epochemachenden, und die geschichtlichen Ergebnisse desselben sind meines Wissens in der Hauptsache unangefochten geblieben. Den Schluß bildet eine tief eindringende sorgfältige und ruhige Vergleichung und Abwägung der beiden Systeme des Beweisurtheils und des Beweisdekrets. Er entscheidet sich schließlich de lege ferenda für das Beweisurtheil mit antizipirter Beweisantretung, nach dem Muster des damaligen österreichischen Rechts. Daß er mit diesem Vorschlage bei den gesetzgebenden Faktoren des Deutschen Reiches keinen Anklang gefunden hat, ist bekannt.

Nunmehr wandte sich Planck ausschließlich germanistischen Studien zu, deren reife Frucht das große Werk „Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter“, 1879, ist.

Aufgebaut ist das Werk nur auf *einer* Quellengruppe des deutschen Rechtes, nämlich derjenigen des Sachsenspiegels, und aus dieser Beschränkung, die übrigens eine bewußte und absichtliche war und auch bereits im Titel des Buches selbst zum Ausdruck kommt, ist dem Werke der objektiv wohl nicht unbegründete Vorwurf gemacht worden, daß es ein unvollständiges Bild des altdeutschen Verfahrens und namentlich der Entwicklung desselben bis zum Sachsenspiegel gebe. Aber innerhalb dieser Schranke hat dasselbe durch die Gründlichkeit der Forschung, die Sicherheit und Feinheit des Urtheils, die bis in die kleinsten Einzelheiten sich erstreckende Darstellung des Stoffes, die Eleganz der Form berechtigte und allseitige Anerkennung gefunden und besitzt jedenfalls den bleibenden Werth einer bahnbrechenden Vorarbeit für eine künftige Darstellung des Verfahrens auf breiterer geschichtlicher Grundlage.

Eine vielversprechende Vorarbeit war der Aufsatz: „Das Beweisverfahren des Sachsenspiegels“ im 10. Bande der „Zeitschrift für deutsches Recht“ von Reyscher u. Wilda 1849.

Die langersehnte und glücklich vollendete Reichs-Gesetzgebung auf dem Gebiete des Zivilprozesses gab Planck die Anregung zu seinem letzten großen prozessualen Werke: „Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechtes“, zwei Bände 1887 und 1896. Ein *Lehrbuch* im gewöhnlichen Sinne ist das Werk freilich nicht geworden, so wenig wie die Pandekten seines Freundes Brinz, und ebenso wenig ist es geeignet, für die Bedürfnisse der alltäglichen Praxis, für die es in erster Linie auf rasche Orientirung und fertig vorliegende Resultate ankommt. Aber das Werk steht durchaus in allen Theilen auf der Höhe der Wissenschaft und hat sich dadurch den gebührenden Einfluß sowohl in der Theorie als in der Praxis der höheren Gerichte, insbesondere des Reichsgerichtes, erworben. Eine gerechte und wohlwollende Beurtheilung (das Werk hat auch Beurtheiler von ganz anderer Art gefunden) wird demselben freilich einen Vorwurf nicht ersparen können. Auch hier ist der Unterbau der Quellen ein zu schwacher.

Planck, der sich in der Vorrede selbst als einen alten gemeinrechtlichen Juristen bezeichnet, hat in der That eigentlich nur das gemeine Recht als Mutterrecht in Betracht gezogen, die übrigen Quellen, insbesondere das französische Recht aber beiseite gelassen und ist dadurch zu manchen schiefen Konstruktionen gelangt (z. B. beim Institute des Gerichtsvollziehers).

Auch den *Strafprozeß* hat Planck literarisch bearbeitet. Er machte in seinem Werke „Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens“, 1857, den Versuch, auf Grund der untereinander vielfach übereinstimmenden, vielfach aber auch abweichenden Gesetze der deutschen Bundesstaaten von 1848 und 1849, welche den Strafprozeß auf der Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit umgestalteten, gewissermaßen ein neues aber reformirtes gemeines Strafprozeßrecht zu konstruiren. Auch dieses Werk hat alle Vorzüge der Planck'schen Arbeiten. Das Geschichtliche tritt aber dabei vollständig zurück und seine mit viel Scharfsinn durchgeführte Unterscheidung zwischen dem Anklageprozeß und dem Inquisitionsprozeß mit Anklageform hat zwar anfangs viel Beifall gefunden, ist aber seither wohl allgemein als unhaltbar aufgegeben worden. Durch die Gesetzgebung des Reichs hat das Buch seine unmittelbare Bedeutung längst verloren.

Auf dem Gebiete des Strafrechts endlich ist Planck literarisch meines Wissens gar nicht, jedenfalls nicht mit einem Buch hervorgetreten. Als Lehrer des Strafrechts aber stand er durchaus auf demjenigen Standpunkt, den man heutzutage wohl als den des klassischen Strafrechts zu bezeichnen pflegt; der neueren materiellen und positivistischen Richtung verhielt er sich allezeit antipathisch gegenüber und hat dieser Abneigung nicht nur im Gespräche, sondern, wo dazu Gelegenheit gegeben war, auch durch amtliche Abstimmung Ausdruck gegeben.

Allseitig anerkannt war die ausgezeichnete Lehrthätigkeit Plancks und an seinem Grabe hat einer seiner hervorragendsten Zuhörer und späterer Kollege gerade diese Seite seiner Wirksamkeit mit warmen Worten gepriesen.

In schlichten einfachen Sätzen trug er seinen Zuhörern klare und bestimmte, wohlgeordnete Gedanken vor und erzielte dadurch nachhaltige Wirkung. In Kiel hatte sein Zivilprozeßpraktikum eine besondere Bedeutung, da es den Zuhörern die nach damaliger Einrichtung mangelnde Vorbereitungspraxis zum Theil ersetzen sollte. Ich habe die Theilnehmer immer nur mit einer wahren Begeisterung von diesen Uebungen sprechen hören. Hier in München hat er lange Jahre seminaristische Uebungen mit bestem Erfolg geleitet. Auch seiner Thätigkeit als Examinator möge hier Erwähnung geschehen. Was mir an derselben besonderen Eindruck machte, war nicht nur die Bestimmtheit, Klarheit und Angemessenheit seiner Fragen, sondern vor allem die unerschütterliche Ruhe, die er auch sträflich unwissenden Kandidaten gegenüber bewahrte.

Auch hier konnte man viel von ihm lernen. Planck war aber auch ein ausgezeichneter Praktiker. Seine praktische Befähigung war wohl ebenso stark entwickelt wie seine theoretische. In Greifswald verband er beide Thätigkeiten durch sein Doppelamt, und das Ansehen, das er sich dort als Gerichtsrath erworben hatte, verschaffte ihm den Ruf an das damals angesehenste der deutschen Oberappellationsgerichte, dessen Mitglieder immer auf das Sorgfältigste ausgewählt wurden. Aber

auch noch in Kiel war ihm als Mitglied und Ordinarius des ziemlich stark beschickten Spruchkollegiums reiche Gelegenheit zu richterlicher Thätigkeit gegeben. Er besaß eine vollständige Herrschaft sowohl über das römische, wie über das deutsche Recht und war tief in den Geist beider Rechte eingedrungen, ohne nach seiner Art von diesem Geist viel zu sprechen. Aber er besaß noch mehr. Er besaß den feinen juristischen Takt, der das innerlich Angemessene und Richtige zunächst gewissermaßen instinktiv herausfühlt, um es dann erst mit dem Apparate des positiven Rechts technisch zu formuliren.

Non ex regula jus sumatur, sed ex jure quod est regula fiat. Nach diesem goldenen Wort des römischen Juristen hat Planck sich immer gerichtet und er konnte dann wohl auch dem positiven Recht gegenüber zuweilen etwas spitzfindig werden. Auch seine theoretischen Schriften geben von diesem praktischen Sinn überall Zeugniß.

Auch für die Geschäfte der Verwaltung war Planck in hervorragender Weise befähigt. Auf diesem Gebiet, wo sich die Persönlichkeit freier bewegen und mehr zur Geltung bringen kann als auf dem richterlichen, trat neben jenem angeborenen feinen Takt für das Angemessene und neben dem freien und klaren Blick, der auch in verworrenen Dingen den rechten Weg zu finden und Anderen zu zeigen vermag, sein hoher Gerechtigkeits- und Billigkeitssinn, seine Selbstlosigkeit, die die Person immer hinter die Sache zurücktreten ließ, die zugleich wohlwollende und vornehme Art des amtlichen Verkehrs hervor. Seine das pro und contra einer Angelegenheit ruhig und erschöpfend abwägenden Berichte gewähren dem Leser kaum einen geringeren Genuß als etwa die Schlußparagraphen seines „Beweisurtheils". Im akademischen Konsistorium der Universität Kiel, dem damals allerdings nicht nur Verwaltungs-, sondern auch Justizgeschäfte oblagen, hat er unbestritten jahrelang die Stellung des vornehmsten Rathgebers eingenommen, und wie hoch seine Verwaltungsthätigkeit bei uns hier geschätzt war, das ergibt sich von selbst aus der obigen Skizze.

Für seine politische Richtung sind wohl die Eindrücke, die er während seiner Jugendzeit aus nächster Nähe erhielt, der schamlose Hannöver'sche Verfassungsbruch und die Mißhandlung der Göttinger „Sieben" besonders bedeutungsvoll gewesen. Diese Eindrücke erzeugten neben einer liberalen Gesinnung, die ohnedem im Geiste der Zeit lag, vor allem auch seine hohe Achtung vor dem positiven öffentlichen Recht. Freilich hat ihn das Maßvolle seines Wesens auch hier vor allen Uebertreibungen allezeit bewahrt; und er war auch viel zu sehr Historiker, um sich der Erkenntniß zu verschließen, daß in der Geschichte noch andere Mächte walten als die Kontinuität des formellen Rechts, und daß auch aus Gewalt und Unrecht neues Recht und neue segensreiche Verhältnisse hervorgehen können. Ein Politiker aber im heutigen Sinne, das heißt ein doktrinärer Parteimann, ein Volksredner oder Pamphletist, ist er niemals gewesen und war dazu noch seiner ganzen Art nicht veranlagt. Am meisten ist er in der schleswig-holsteinischen Bewegung hervorgetreten, aber auch hier doch immer nur als Rathgeber, kaum je als selbsthandelnd, außer so weit die Amtspflicht es mit sich brachte. Für die Ständeversammlung wäre er als Vertreter der Universität ein ausgezeichnetes Mitglied gewesen, aber durch sein Amt als außerordentliches Mitglied des Oberappellationsgerichts war seine Wählbarkeit ausgeschlossen. — Planck gehörte zu der sogenannten Augustenburgischen Partei, die die Selbständigkeit der Herzogthümer unter Friedrich VIII. erstrebte; aber man würde ihm bitteres Unrecht thun, wenn man ihn deßhalb für einen schleswig-holsteinischen Partikularisten halten wollte. Auch die Einheit und Einigung des deutschen Vaterlandes war ihm von Jugend auf ein Ideal, und er und seine Gesinnungsgenossen glaubten, daß dieses Ideal am besten zu erreichen sei, durch die Einführung der Reichsverfassung von 1849, die zugleich auch Raum gewährt hätte für ein selbständiges Schleswig-Holstein. Mit den wirklichen, dünkelhaften Partikularisten, die die Schleswig-Holsteiner für einen besonders begnadeten Menschenstamm betrachtet und behandelt wissen wollten, hat Planck innerlich niemals etwas gemein gehabt.

Als dann jene Hoffnungen durch die Ereignisse des Jahres 1866 vereitelt waren, als auch die früher politische Einmüthigkeit des Konsistoriums nicht mehr bestand, da war es eine freundliche Fügung, daß sich ihm der Weg hieher eröffnete. Ohne inneren Kampf ist der Entschluß, dem Rufe zu folgen, nicht gefaßt worden, und er wurde ihm erschwert durch die dringenden Bitten seiner Freunde und Kollegen; bereut hat er denselben, wie ich glaube, niemals. Es sind ihm dadurch manche Unannehmlichkeiten erspart geblieben, an denen er nach der vorhergegangenen glänzenden Zeit besonders schwer getragen hätte, und namentlich hat er nicht durchzumachen gebraucht den unmittelbar nach der Annexion eintretenden Zusammenbruch der Frequenz der Fakultät, von dem sie sich nur langsam wieder erholt hat; habe ich doch im Winter 1869/70 eine zehnstündige Vorlesung für einen Zuhörer gehalten. Hier aber hat er bald Boden gefaßt. Mit dem Scheiden von Kiel war für ihn jede politische Thätigkeit abgeschlossen. Im französischen Krieg standen seine zwei ältesten Söhne vor dem Feinde. Der jüngere, ein liebenswürdiger, hoffnungsvoller Jüngling, ist in den Kämpfen vor Orleans gefallen. Diesen Verlust hat er wohl nie ganz verwunden; aber das Opfer, das er dem Vaterlande bringen mußte, hat ihn nicht verbittert, sondern vielmehr dazu beigetragen, ihn mit den neuen Verhältnissen völlig auszusöhnen. Er war ein warmer Verehrer des alten Kaisers und ein Bewunderer des Fürsten Bismarck, ohne seine eigene Vergangenheit preiszugeben. Der äußeren und inneren Entwicklung des neuen Deutschen Reichs ist er stets mit dem wärmsten Interesse gefolgt.

Der hervortretendste Zug von Plancks Charakter, wie er uns im öffentlichen und privaten Leben erschien, war ein edler und unerschütterlicher Optimismus, der es ihm ermöglichte, an allen Personen und Verhältnissen die gute Seite bereitwilligst anzuerkennen und zu genießen, während er die Kehrseite zwar meist nicht verkannte — dazu war sein Blick zu frei und zu scharf — aber doch für sein Empfinden und für sein äußeres Verhalten zurücktreten lassen und sich fern halten konnte.

Dieser Charakterzug nebst allen seinen liebenswürdigen Begleiterscheinungen ist wohl ein Erbtheil des Großvaters gewesen; aber gegenüber den schweren und drückenden Jugendeindrücken hat er ihn sich doch auch durch eigene sittliche Arbeit erhalten müssen. Auch haben jene Eindrücke andere Charakterzüge wenigstens gefördert, die dem Näherstehenden nicht unbemerkt blieben, seinen tiefen Ernst und eine bald sich geltend machende Abgeschlossenheit. So herzlich er sich an fremdem Humor erfreuen konnte, er selbst hat diese Töne höchstens einmal in einem Trinkspruch in engem Kreise angeschlagen; und so empfänglich er für freundschaftlichen Verkehr war und so häufig er dankbar gerühmt hat, daß ihm derselbe allezeit beschieden gewesen sei, so hat er doch die Grenzen,

über die hinaus er nicht leicht Jemand den Einblick in sein Inneres gestattete, ziemlich weit hinausgeschoben. Einen vollen Einblick in sein innerstes Leben haben zu allen Zeiten wohl nur wenige ganz Nahestehende gehabt. Für uns aber war er als Mann und als Greis — denn er hat sein Wesen im Laufe der Jahre kaum verändert — das Bild einer fest in sich gegründeten, maßvollen und harmonischen Persönlichkeit, die, so viel an ihr lag, allezeit mit Jedermann Frieden gehalten hat. Wir haben es daher auch als eine besondere Gnade gepriesen, daß diesem reichen, abgeklärten Leben, noch ehe die Gebrechen des Alters sich lästiger fühlbar machten, ein friedliches und schmerzloses Ende bereitet war.

Erloschen ist der milde und warme Blick des klaren Auges, und die Wange ist erblaßt, auf der noch in späten Jahren der Glanz ruhte „jener Jugend, die uns nie entfliegt".

Aber das Wort, das der Lebensbeschreibung des Großvaters als Motto vorangestellt ist, wird sich auch an ihm bewähren: auch sein Andenken bleibet in Segen.

Ende September. Dr. v. Bechmann.

Zur Reform des griechischen Unterrichts.

Zu dieser Frage, die durch die neuen, kühnen Entwürfe von Professor v. Wilamowitz immer weiteres Interesse gewinnt, muß auch in diesen Blättern Stellung genommen werden. Die von Wilamowitz in seiner Denkschrift über den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium gemachten Reformvorschläge[1]) betreffen hauptsächlich folgende drei Neuerungen: 1. Beginn des griechischen Unterrichts mit Homer und Einschränkung der Homerlektüre auf zwei Jahre; 2. Einführung einer einjährigen kursorischen Lektüre auf der Mittelstufe auf Grund einer Chrestomathie; 3. Aufsparung des letzten Schuljahres für die philosophische Prosa.

Das Leitmotiv für diesen Entwurf, der gewiß auf jeden Unbefangenen den Eindruck wohlthuender Klarheit und Uebersichtlichkeit macht, ist das gewesen, dem der Gefahr der Versumpfung zu verfallen drohenden griechischen Unterricht dadurch aufzuhelfen, daß nach einem altbewährten Gesetz durch Intensität das wieder zu erreichen gesucht wird, was an Extensität verloren gegangen ist, und daß durch diese Intensität wieder Raum frei wird für eine ausgedehntere Behandlung bisher vernachlässigter Gebiete, so daß es sich also im Grunde um eine Vereinigung der beiden Prinzipien handelt. Der ganze Reformvorschlag gleicht der Aufstellung eines unter dem Zwange der Noth geschaffenen Sparsamkeitsbudgets: in klarer, selbstloser Erkenntniß der Thatsache, daß die Zeit einer dominirenden Stellung des griechischen Unterrichts unwiederbringlich dahin ist, sucht Wilamowitz, ohne auf das Jammergeschrei der in dem Bestand ihres alten Erbgutes durch die nahende Ueberschwemmung Gefährdeten zu hören, das in Sicherheit zu bringen, was noch zu retten ist; mag er auch manches altgeliebte Stück schweren Herzens davonschwimmen sehen: jetzt heißt es zufassen, ehe alles verloren ist. Und siehe da, wie es in solchen Augenblicken der Noth zu gehen pflegt, hat der Retter noch manch ehrwürdiges Hausgeräth dabei aufgestöbert, das verstaubt und verachtet in einem Winkel stand. Damit hat er nun eine kleine Wohnung möblirt, die zwar nicht so viele und so prunkvolle Räume hat wie die frühere, in der aber die Möbel enger bei einander stehen und sich dadurch behaglicher ausnehmen, als in den großen vornehmen Sälen des alten Ahnenschlosses. Denn die neue bescheidene Wohnung liegt in einem Miethshause, darin auch noch andere Leute wohnen.

Mit diesem Gleichniß läßt sich, glaube ich, die Lage nicht nur der altphilologischen Schulmänner kennzeichnen, sondern auch die, in welche Wilamowitz zu ihnen gerathen ist. Denn wer einer vornehmen Familie in der Noth beispringt, wird immer auf Undank gefaßt sein müssen, sei es auch nur darum, daß er sie durch die Rettung an ihre alte erhabene Stellung erinnert, aus der er sie — nach ihrer Ansicht — herausgerissen und dadurch gedemüthigt hat.

Aus dieser Stimmung heraus läßt sich allein verstehen, wenn ein Mann wie Paul Cauer gegen den wohlmeinenden, wenn auch etwas rücksichtslosen Helfer in der Noth mit einer langen Heeressäule in der „Wochenschrift für klassische Philologie" vom 15. August d. J. zu Felde zieht. Denn vor Cauers zornerregtem Auge, so muß man leider sagen, verschieben sich die Dinge in einer bedenklichen Weise: während es Wilamowitz doch nur um die Sicherung des griechischen Unterrichts zu thun ist, sieht Cauer in diesem Bemühen nur die Schmälerung eines alten heiligen Besitzes des Gymnasiums; er merkt nicht, daß es ohne diese Schmälerung gar nicht abgeht, und so sieht er in dem Retter nur einen Ankläger und Zerstörer, dem gegenüber er sich in die Rolle des Vertheidigers hineinarbeitet; der Kampf für den griechischen Unterricht wird zu einem Kampf für das Gymnasium; Zweck und Mittel werden vertauscht. Das ist ja leider der bisherige Verlauf des ganzen Schulreformstreites.

Suchen wir uns über den vorliegenden Streit ein unparteiisches Urtheil zu bilden und prüfen wir zunächst die Anklagepunkte Cauers. Sie richten sich gegen sämmtliche drei eingangs angeführten Vorschläge von Wilamowitz, von denen die beiden ersten die wichtigsten sind.

Für seinen ersten Vorschlag, den griechischen Unterricht mit Homer zu beginnen, der sodann nur zwei Jahre in der Klasse zu lesen sei, hatte Wilamowitz zwei Gründe angeführt, einen pädagogischen und einen sprachgeschichtlichen. Er meinte, daß Homer wegen seines märchenhaften Charakters eher auf Knaben als auf Jünglinge wirke, eine pädagogisch unzweifelhaft richtige Beobachtung, deren Richtigkeit sich Cauer nur durch eine Unterstellung entziehen kann, wenn er fragt, man möchte ihm die Stellen der Ilias bezeichnen, die als Märchen gelten sollen. Nun hatte doch aber Wilamowitz von Homer überhaupt, also doch auch von der Odyssee gesprochen, und diese übergeht Cauer einfach mit Stillschweigen, obwohl doch gerade auf sie der Begriff des Märchenhaften paßt. Damit ist es also nichts.

Schwieriger ist die Entscheidung über die Frage, ob aus sprachgeschichtlichen Gründen der Beginn mit Homer gerechtfertigt sei. Wilamowitz stellt sich in seiner Begründung auf den Standpunkt des historischen Verstehens, Cauer auf den des praktischen Erlernens; jener verfährt rein wissenschaftlich, dieser rein pädagogisch. Eine Verschmelzung beider Prinzipien wäre gewiß wünschenswerth, derart, daß man die absolut sicheren Ergebnisse der homerischen Dialektforschung für die Schule nutzbar machte; denn sicher ist doch, daß wir jetzt besser über den homerischen Dialekt unterrichtet sind als zu Ahrens' Zeiten, der bereits denselben Weg einschlug, wie Wilamowitz will. Und dann kann gerade an der griechischen Sprache der Schüler lernen, was Sprachentwicklung heißt; der logische Gesichtspunkt mag, wie auch Wilamowitz in anderem Zusammenhange hervorhebt, dem Lateinischen mit seinem scheinbar entwicklungslosen Formgefüge überlassen bleiben. Darum lautet unser Grundsatz: wo eine Sprache Gelegenheit bietet, den Begriff der Entwicklung zu demonstriren, muß diese Gelegenheit benutzt werden. Für die logische Schulung ist ohnehin so reichlich gesorgt, daß wir eines Gegengewichts dringend bedürfen.

Wenn Wilamowitz eine Reduzirung der Homerlektüre von vier Jahren auf zwei fordert, so handelt es sich nicht um bloße Zeitersparniß, noch weniger um eine Verdrängung Homers aus seiner Herrscherstellung, wie Cauer argwöhnt, sondern um eine höchst pädagogische Maßregel, um die Vermeidung ermüdender Wiederholungen, die das Interesse des Schülers lähmen, anstatt es zu beleben. Was Cauer von der erziehenden Macht Homers rühmt, das wird erst recht zutage treten, wenn die Spreu von dem Weizen

[1]) Vgl. Beilage Nr. 205 d. J.

gesondert wird. Und auch das rein künstlerische Moment der Komposition, das auf unsern Gymnasien meist gar nicht gewürdigt wird, dürfte bei einer Zusammenziehung des Stoffes erst recht sich offenbaren. Müssen sich doch selbst unsre nationalen Epen eine solche Kürzung im Unterricht gefallen lassen, und Niemand beklagt sich darüber. Sind aber Ilias und Odyssee in höherem Grade ein Ganzes als jene? Doch der Grund der Kürzung liegt auf der Hand: Nibelungen und Gudrun müssen, wenn überhaupt beide gelesen werden, in einem Jahre abgethan sein; da heißt es allen Ballast über Bord werfen. Wer aber vier Jahre Zeit hat, der beeilt sich nicht eben sehr.

Die zweite, durchgreifendste Aenderung, die Wilamowitz erstrebt, bildet die Erweiterung des Lesestoffes an Hand einer eigens von ihm ausgearbeiteten Chrestomathie, über deren Anlage und Inhalt unsre Leser bereits unterrichtet sind (s. Beilage Nr. 205). Für diese Neuerung nun ist Cauer, im Prinzip wenigstens, nicht zu haben; und warum? — Weil sie die „stille Gewöhnung“ stört, weil sie den Lehrern zumuthet, sich mit Autoren zu befassen, mit denen sie sich selbst erst vertraut machen müssen.[1]) Der Schüler aber „kann durch die Fülle der Gesichte nur verwirrt werden“; als ob es nicht Sache des Lehrers sei, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Perioden herzustellen, wie es doch auch in der deutschen und französischen Literatur geschieht, wo man sich auch oft mit einer Auswahl begnügen muß. Den Hauptwerth einer solchen Chrestomathie aber verkennt Cauer gänzlich, nämlich, daß sie eine Brücke bilden soll, zwischen humanistischer und realistischer, antiker und moderner Bildung. Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern (Nr. 163) eine auf ähnlichen Grundsätzen basirte griechische Chrestomathie besprochen (M. C. P. Schmidt, Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Alterthums). In solchen Versuchen, seien es zunächst auch nur solche, muß man gesunde Symptome erblicken für eine Annäherung und Versöhnung nicht nur antiken und modernen Denkens, sondern auch alt- und neusprachlicher Methodik. Die veralteten, nach grammatischen Kategorien geordneten Lesebücher der alten Sprachen müssen fallen und durch solche nach sachlichen Prinzipien ersetzt werden. Ueberhaupt kann der Betrieb der alten Sprachen in methodisch-didaktischer Beziehung viel profitiren von ihrer jüngeren Schwester, der Neuphilologie, nicht sowohl in Einzelheiten, als in der Erfassung jenes frischen Lebens und Strebens, das diese erfüllt. An eine Gefahr der Verflachung, die Cauer befürchtet, ist um so weniger zu denken, als die Chrestomathie ja nur ein einziges Jahr im Gebrauch sein soll; sonst wäre es freilich gefährlich, die Nahrung des Alterthums lediglich aus diesem Surrogat zu ziehen. So aber wird dieses freiere Umherschweifen in weniger bekannte Gebiete des griechischen Geisteslebens nach zweijähriger strenger Schulung an hartem Stoffe nur erfrischend wirken auf Lehrer und Schüler und sie mit neuer Freude und Kraft erfüllen für die hohen Aufgaben des letzten Jahres. Beiläufig möchten wir übrigens Hrn. Cauer daran erinnern, daß er ja selbst ein deutsches Lesebuch für Prima verfaßt hat. Könnte ein Lehrer des Deutschen sich nicht mit dem gleichen Recht dagegen verwahren, wie Cauer gegen das griechische? — Darum ist diese zeitweilige Einführung der Chrestomathie eine Idee von hoher pädagogischer Bedeutung. Gerade die Gefahr geistiger Ermüdung infolge der Eintönigkeit der Lektüre ist ja nirgends so groß wie in unserm altsprachlichen Unterricht.

Können wir also im Prinzip mit der Idee der Chrestomathie durchaus einverstanden sein, so erheben sich betreffs der Ausführung allerdings mancherlei Bedenken. Das Hauptbedenken zu erregen scheint mir die allzu einseitige Durchführung des sachlichen Gesichtspunktes auf Kosten des sprachlichen. Das hätte um so weniger geschehen sollen, als es Wilamowitz um den letzteren ebenso sehr zu thun war, wie um den ersteren, um die Durchbrechung des attischen Kanons und die stärkere Betonung der griechischen κοινή. Darum wäre die Frage die, ob sich nicht beide Gesichtspunkte vereinigen ließen, etwa so, daß die Autoren selbst das Eintheilungsprinzip bilden. Es kommt doch schließlich mehr darauf an, daß z. B. etwas von Aristoteles gelesen wird, als daß an vier verschiedenen Stellen etwas über den Staat der Athener, den Staat überhaupt, die Thiergeschichte und das Trauerspiel dieses Autors gelesen wird. So wie das Lesebuch jetzt ist, dient es allerdings mehr der Ergänzung des Geschichts-, des naturkundlichen, des philosophischen und des Religionsunterrichts, als dem griechischen. Dann aber könnten die betr. Stücke auch deutsch gelesen werden, etwa als Privatlektüre der betr. Fächer. M. E. sollte daher das Buch so angelegt sein, daß es nur eine Ergänzung bildet für die Lektüre der eigentlichen Schulschriftsteller, also nur Proben aus nachklassischen Autoren enthält, von Aristoteles abwärts, weil diese in der Schule nicht gelesen werden. So haben ja auch die deutschen Lesebücher nicht etwa den Zweck, die Lektüre der Klassiker zu ersetzen, sondern einen Ueberblick zu geben, etwa über die Literatur des 17. oder des 19. Jahrhunderts, die theils zu unbedeutend, theils zu umfangreich ist, um in vollständigen Werken gelesen werden zu können. Damit würde jeder der beiden streitenden Parteien ihr Recht gewahrt bleiben: die Klassiker würden nach wie vor die statarische Lektüre liefern, während das Lesebuch eine Ergänzung durch die kursorische bilden würde.

Wenn übrigens Wilamowitzens ganz im Vorübergehen gemachter Vorschlag, die Chrestomathie staatlich zu monopolisiren, auf Cauers Widerspruch stößt, so kann man dem nur zustimmen. Das Buch ist seiner ganzen Anlage nach dazu geschaffen, in unsern Schülern gerade die ihnen so abhanden gekommene selbstthätige Lust und Liebe am Gegenstand wieder zu erwecken. Sowie aber Lehrern und Schülern auch hier der Zwang im Nacken sitzt, ist es mit der Freude vorbei.

Man kann im Interesse des griechischen Unterrichts nur wünschen, daß die beiden in Cauer und Wilamowitz sich verkörpernden feindlichen Prinzipien, dem konservativen und dem fortschrittlichen, dem formal-logischen und dem sachlich-psychologischen, zu einer friedlichen Einigung gelangen mögen. Es wäre das Verhängnißvollste, was geschehen könnte, wenn die Gelehrten-Schule, die sich so lange gegen die Forderungen des modernen Lebens abgeschlossen hat, eine Thatsache, die trotz Cauers scharfer Verwahrung bestehen bleibt — nun auch gegen ihre eigentliche Nährmutter, die Universität, undankbar sich abschließen und damit der gänzlichen Isolirung und Erstarrung anheimfallen würde. Es ist nicht richtig und zeugt von starker Selbstüberschätzung, wenn viele Schulmänner meinen, nur sie hätten über Schulsachen zu entscheiden. Im Einzelnen mag das ganz richtig sein, wenn es sich aber um Fragen handelt, die für das gesammte Bildungswesen der Gegenwart von größter Bedeutung sind, so hat auch der akademische Vertreter eines Faches, dessen Existenz auf der Schule bedroht ist, das Recht, ein Wort mitzureden. Man vergesse doch nicht: es ist hier gar nicht die Rede von dem griechischen Unterricht, sondern von dem Sein oder Nichtsein des Griechischen als Unterrichtsfach. Nicht das Methodische, sondern die Idee steht im Vordergrunde. Wie diese Idee ausgeführt wird, ist freilich Sache der Schule. Erst muß aber eine Idee da sein. Und gerade daran fehlt es unsern Staatsschulen leider nur zu sehr. Warum konnte z. B. eine so fruchtbare und geniale Idee wie die Wilamowitzsche nicht aus der Mitte unsrer Gymnasialphilologen selbst hervorgehen? Ob nun genau ebenso, oder ein bißchen anders, darauf kommt es nicht an. Das wäre jedenfalls eine That wahrer Selbsthilfe gewesen und ein Beweis, daß unser deutsches Gymnasium noch genug Lebenskraft in sich hat, um sich von innen heraus zu reformiren. Die Noth-

[1]) Diese Befürchtung fand ich auch in einem gegen Wilamowitz gerichteten Aufsatz in einer der letzten Sonntagsbeilagen der „Voss. Ztg.“ ausgesprochen. Wahrlich kein ehrenvolles Zeugniß für die Ausbildung unsrer klassischen Philologen! Von dem Neuphilologen verlangt man doch auch die Beherrschung der ganzen englischen und französischen Sprachentwicklung.

wendigkeit äußerer Blutzuführung ist immer schon ein Zeichen des Verfalls. Und sträubt sich gar der Kranke dagegen, so muß er eben sterben. K. D.

Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich Hart und Julius Hart: Vom höchsten Wissen, vom Leben im Licht. Ein vorläufig Wort an die Wenigen und an Alle. Leipzig, bei Eugen Diederichs 1900. — Die vorliegende Broschüre ist das erste Heft einer längeren Reihe unter dem Gesammttitel „Das Reich der Erfüllung“ erscheinenden Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung, deren Väter eben die Brüder Hart sind. Alles Schaffen dieses Paares hatte von jeher neben dem reformatorischen Charakter einen Zug ins Große, Uebermenschliche, Unbegrenzte; Julius schrieb u. a. eine Geschichte der Weltliteratur, Heinrich arbeitet schon seit einer Reihe von Jahren an einem „Lied der Menschheit“, das ca. 25 Bände umfassen soll, aber noch nicht viel über die ersten Bände hinausgediehen ist. Mit all dem nicht zufrieden, haben sich die Beiden, wie schon des öfteren, zusammengethan und die Welt mit einem neuen, sofort gebrauchsfertigen Lebenssystem überrascht, das, wie sie selbst, zumeist in sehr emphatischem, selbstbewußtem Ton verkünden, unbedingt berufen ist, uns jammervolle Menschlein plötzlich zu absolut vollkommenen, glückseligen, ewig im Licht wandelnden Wesen umzugestalten. Kein Lohn und kein Dank der Welt würde genügen, wäre dies thatsächliche Wahrheit. Aber wie es scheint, will die mit ewiger Blindheit geschlagene Menschheit wieder einmal durchaus nicht einsehen, daß sie endlich erlöst ist; sie will es nicht glauben, daß das seit Jahrtausenden gesuchte Licht so plötzlich, wie ein Blitzstrahl, über sie hereingebrochen sein soll. Die neue Weltanschauung, die von den beiden Brüdern gemeinsam vorgetragen wird (das grundlegende Buch derselben ist „Zukunftsland“ von Jul. Hart [Verlag von Diederichs], von dem der erste Theil, „Der neue Gott“, bereits erschienen ist, während die beiden anderen Theile, „Die neue Kunst“ und „Die neue Erde“ in nicht allzu ferner Zeit folgen sollen) ist eine sogenannte Identitäts- oder Vieleinheitslehre, im Gegensatz zur alten Konstanzitätsweltanschauung; alle Widersprüche unsres Daseins werden durch sie — angeblich — restlos aufgelöst und vernichtet. Sie bildet einen Theil des sogenannten „höchsten Wissens“, zu dem noch „die Erkenntniß von der ewigen Verwandlung, Wiederverjüngung und Neuwerdung aller Dinge“ und „Das Wissen vom Welt-Ich“ gehört. Die Begründung dieser scheinbar neuen, aber zugestandenermaßen bereits von Heraklit, G. Bruno, Spinoza und Hegel geahnten Erkenntniß wird mit Aufwand vieler Akribie versucht, an vielen Stellen aber löst sich die logische Entwicklung fast ganz und gar in dichterische Phantasien auf und offenbart damit, daß die ganze neue Lehre, so ehrlich gemeint, stark empfunden und reiflich durchdacht sie auch ist, doch nur ein glänzendes Trugbild, eine Selbsttäuschung ist, die an Stelle der alten Irrthümer und Widersprüche neue, vielleicht gefährlichere setzt. Die beiden Fackelträger des neuen Lichtreichs wollen auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse eine „neue Gemeinschaft“ aller Gleichgesinnten, Edlen, Entwicklungsfähigen gründen und damit ihrer Lehre allmählich die Welt erobern; sie laden alle Interessenten ein, sich an sie um nähere Aufschlüsse zu wenden und versprechen, in den folgenden Flugschriften „den Weg zu zeigen, wie sich die neuen Ideen und Ideale in stufenweiser Entwicklung für Alle praktisch verwirklichen lassen“. Innerhalb dieser allgemeinen, an die große Masse gerichteten Bestrebungen ist noch beabsichtigt, für eine kleine Gemeinde besonders Erlesener auf einem eigens zu diesem Zweck erworbenen Grundstück bei Berlin eine Art „Geistesbauernkolonie“ zu gründen, in deren Schutz jeder Einzelne imstande ist, „das heutige Menschenideal vorbildlich zu leben“ und sein Leben immer mehr zu einem einheitlichen Kunstwerke, einem Gesammtkunstwerk größten Stils, zu gestalten. Aehnliche Kolonien sollen auch anderwärts erstehen. — Bei aller Hochachtung vor dem starken Willen und der Kraft der Begeisterung, die den beiden Brüdern zweifellos innewohnt, wird man doch gut daran thun, diesen modernen Erlösern mit einiger Vorsicht gegenüberzutreten. Die nächste Zukunft schon muß es erweisen, ob sie falsche oder wahre Propheten und Heilbringer sind. Freilich, auf keinen Fall wird man sie gleich ans Kreuz zu heften brauchen. Richard Braungart.

Otto Berdrow: Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1900. — Es fehlt nicht an Abhandlungen und eingehenden Monographien über Varnhagens berühmte Gattin, aber doch schwindet ihr Andenken allmählich aus dem Gedächtniß der Gebildeten und bleibt mehr und mehr ausschließlich den Fachgelehrten. Ihr Grab auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof zu Berlin ist stark verfallen, ihr Name fast vergessen. So ist es ein wohl gerechtfertigtes Unternehmen, Rahels Wesen und Werth der Gegenwart aufs neue in die Erinnerung zu rufen. Aber bedurfte es dazu wirklich eines so umfangreichen und umständlichen Volumens, wie Berdrow ihn bietet? Der trotz aller Komplizirtheit ihres Charakters und Geistes natürlichen, beinahe naiven Persönlichkeit Rahels würde eine schlichte, klar durchsichtige Darstellung besser geziemt haben. Es hätte trotzdem genug von ihrem Salon und den bedeutenden Männern und Frauen, die in ihrem Kreise verkehrten, gesagt werden können. Aber Berdrow hat ja nicht nur ein Lebensbild, sondern auch ein Zeitbild schaffen wollen. Es fragt sich demgegenüber, ob die Ausführung dieses Planes in so weit gezogenen Grenzen erfolgen mußte. Bei aller Anerkennung der Bedeutung Rahels scheint es mir doch nicht gerechtfertigt, sie zum Mittelpunkt einer **Kulturgeschichte** (der höheren Stände) ihrer Zeit zu machen. Um sie schaarte sich wohl eine große Reihe von geistig hochstehenden Menschen, aber sie bildete doch mehr den Mittelpunkt für edle, geistreiche Geselligkeit und ästhetisch-philosophische Konversation, als daß sie selbst im Brennpunkt des tieferen geistigen Lebens jener Tage stand. Man kann sich wohl an Lessing, an Goethe, auch an Heine über die ganze Zeit dieser Persönlichkeiten orientiren, nicht aber an Rahel. Aber selbst die Möglichkeit dieses Versuches zugegeben, scheint er mir doch nicht ganz gelungen. Trotz des reichen Materials und der oft glänzenden (auch wohl allzu glänzenden) Darstellung sind bei ehrlicher Prüfung gewisse Mängel nicht wegzuleugnen. Unter ihnen ist vor allem eine starke Vorherrschaft der Phrase auffallend, die umsomehr auf Widerspruch stoßen wird, je weniger der Leser mit der prinzipiellen Ueberschätzung Rahels für Kultur- und Literaturgeschichte einverstanden ist. Andrerseits wird die schon erwähnte Weitschweifigkeit des Werkes dadurch besonders störend, daß es dem Verfasser nicht ganz gelungen ist, übersichtliche Ordnung in die Fülle seines Materials zu bringen. Dieselben Dinge und Personen werden mehrfach besprochen; und wäre nicht ein ausführliches Namenregister dem Werke beigegeben, so würde ein Wiederfinden angefangener Gedankenreihen, die bald hier, bald da auftauchen, erst nach ungeduldigem, langem Suchen möglich sein. Wer indessen dem Autor durch sein Werk hindurch folgt, wird sicher trotz dieser Uebelstände Anregungen und Belehrungen in großer Zahl finden. Am interessantesten dürfte die Schilderung der damaligen literarischen Salons zu Berlin sein, die vor uns das bunte und lebensvolle Bild von einer Welt reicher und vielseitiger Persönlichkeiten entstehen läßt. Denen, die meinen, daß in der mehr und mehr nivellirenden Gegenwart Persönlichkeiten knapp zu werden beginnen, wird die Betrachtung dieses Bildes eine anmuthige Erbauung sein.

H. Brömse.

* Die letzten wissenschaftlichen **Veröffentlichungen der Comenius-Gesellschaft** (Berlin, R. Gaertners Verlag) enthalten außer einigen Abhandlungen philosophischer Natur mehrere werthvolle Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens seit der Reformation, welche zum Theil die soeben in Gang befindlichen Forschungen bekannter Historiker in erwünschter Weise weiterführen. So liefert Universitätsprofessor Dr. **Kvačala** (Dorpat) Untersuchungen zur Geschichte des Ursprungs der Berliner Akademie der Wissenschaften, Archivrath Dr. **Ludwig Keller** (Berlin-Charlottenburg) handelt über die „Deutsche Akademie in Göttingen während des 18. Jahrhunderts“; über Christian

Thomasius und seinen Kampf für die Gewissensfreiheit gibt Oberlehrer Dr. Rudolf Kayser (Hamburg) an der Hand eingehender Quellenstudien eine neue Darstellung; im Anschluß an das mehrbändige Werk von Karl Sudhoff stellt Dr. G. A. Wyneken (Hamburg) Untersuchungen über Paracelsus und Böhme an und Dr. Heinrich Romundt (Dresden) veröffentlicht einen Aufsatz über Kants philosophische Stellung als Schiedsrichter zwischen Plato und Epikur, der durch Paulsens bekanntes Werk veranlaßt ist. Wir übergehen hier die weiteren Abhandlungen von Dr. W. Tangermann (Köln), Dr. Reber (Bamberg), Dr. Heubaum (Berlin), Dr. Clemen (Zwickau) u. s. w. und bemerken nur, daß der Kreis der Mitarbeiter dieser Publikationen sich von Jahr zu Jahr sichtlich erweitert und daß sich eine rege geistige Bethätigung innerhalb der Gesellschaft erkennen läßt. Die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft befindet sich Berlin NW., Bremerstraße 71. Probehefte werden auf Verlangen kostenlos verschickt.

γ. Die Franzosen Novak und Epinat haben die punische Nekropole von Thapsus in Nordafrika, dem heutigen Mahedia, entdeckt und zum großen Theil schon ausgegraben. Die Gräberstadt liegt im Nordwesten des Bergebirges, auf dem die alte Stadt gestanden hat, sie ist wie die benachbarten von Monastir und Lemta im Norden, von Salakta und El-Alia im Süden aus der Zeit vom vierten bis zum zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Die in den Tufffelsen hineingehauenen Gräber sind schachtförmig, etwas breiter als die von Karthago, aber weniger tief, höchstens 2—3 m. An der einen Wand ist zum Hinabsteigen eine sehr enge Leiter mit etwa 5—7 Stufen angebracht. Hat man den Boden des Schachtes erreicht, so gelangt man durch eine auf der der Leiter entgegengesetzten Seite angebrachte Oeffnung in die Grabkammer; gewöhnlich ist die Oeffnung durch einen großen Stein verschlossen. Die Kammer selbst ist rechteckig, mehr breit als lang, mit oder ohne Nische; die an den Wänden angebrachten Verzierungen sind sehr einfach, meist horizontal laufende Bandstreifen. Ueber der punischen Nekropole wurde in späterer Zeit eine römische angelegt, wodurch die meisten punischen Gräber zerstört oder verletzt wurden, so daß unter den 54, die man bis jetzt festgestellt hat, nur vier unberührt geblieben sind. Aus dem reichen Inhalt dieser vier Gräber erwähnen wir schöne große punische Amphoren, italogriechische Vasen, Buccherogefäße, Metallgegenstände, darunter Bronzefibeln, und Lampen. Auf einer Vase findet sich eine prächtige Ratte dargestellt. Interessanter ist noch eine kleine Terracottafigur alexandrinischer Kunst, welche Orpheus mit der Leier zeigt. Orpheus ist auf eine ungewohnte, orientalische Weise bekleidet. Dazu trägt er die hohe, phrygische Mütze. Die römischen Gräber boten nichts besonderes. Eine Bemerkung aber verdienen noch zwei punische Grabaufsätze, dazu bestimmt, die obere Oeffnung des Schachtes abzuschließen. Der eine von diesen ist ein Monolith, gegen 80 cm hoch, oben in eine pyramidenförmige Spitze auslaufend; man hat ihn jetzt in das Bardomuseum geschafft. Aehnliche Steine hat man bis jetzt nur auf Sardinien gefunden, das Museum von Cagliari birgt eine ganze Anzahl solcher Aufsätze, welche aus Tharros stammen. Die Franzosen werden die ergebnißreichen Grabungen fortsetzen.

* Ausgrabungen in Kleinasien. Während des letzten Sommers haben, wie der „Köln. Zeitung" geschrieben wird, die beiden Brüder Körte, Professoren in Greifswald bezw. Rostock, bei der Station Beylik Koprü der Strecke Eski Schehir-Angora Ausgrabungen veranstaltet, welche zu sehr bemerkenswerthen Ergebnissen geführt haben. Es ist die Stelle des alten Gordion, wo Alexander der Große mit dem Schwertstreich den berühmten Knoten löste, am ganzen mittleren Sakarialauf die einzige städtische Siedelung des Alterthums, die auch der Consul Gnejus Manlius auf dem berühmten Zuge gegen die Galater besuchte. Verschiedene Tumuli wurden geöffnet, von denen sich einer als ein phrygisches Königsgrab des 8. Jahrhunderts erwies und reiche Bronzefunde von einfacher Form, aber vorzüglicher Technik enthielt, außerdem gegen 50 Vasen, zum Theil von ausgezeichneter Buccherotechnik. Ferner wurden aufgedeckt eine Reihe von architektonischen Terracotten, die griechischen Einfluß zeigen, Thongefäße aus Athen und Korinth, Elfenbeininkrustationen eines Holzsarkophags, ein Salbgefäß aus orientalischem Alabaster, sowie phrygische Inschriften als Graffiti, alles aus dem 6. Jahrhundert. Für die Erkenntniß des gegenseitigen Einflusses des phrygischen und griechischen Kultus sind die Funde sehr bedeutsam. Daß das 7. Jahrhundert nicht vertreten ist, erklärt sich aus dem Kimmeriersturm, der damals Kleinasien überfluthete.

* **Wiesbaden.** Hier starb am 3. d. M. der Geh. Medizinalrath Dr. Heinrich Abegg aus Danzig, der sich durch wissenschaftliche Arbeiten, besonders auf dem Gebiet der Gynäkologie, einen Namen gemacht hat.

* **Dresden.** Der ordentliche Professor der Physik an der hiesigen Technischen Hochschule und Leiter des Physikalischen Instituts, Geh. Hofrath Dr. Toepler, ist am 1. Okt. wegen eines Herzleidens in den Ruhestand getreten. Er steht im 64. Lebensjahre.

oem. **Breslau.** Professor Dr. phil. Richard Abegg, der kürzlich ernannte Extraordinarius für physikalische Chemie, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Christiania erhalten, denselben aber nunmehr endgültig abgelehnt.

* **Triest.** Dr. Ferdinand Anton, Leiter des astronomisch-meteorologischen Observatoriums, ist hier im 57. Lebensjahre am 3. Oktober gestorben.

* **Aus der Schweiz.** An der Universität Bern haben, der „Frkf. Ztg." zufolge, im Jahre 1899/1900 zehn Damen den Doktorhut errungen: zwei Deutsche, drei Französinnen und fünf Russinnen. Davon promovirten vier in Medizin, drei in Philosophie, je eine in Jurisprudenz, Chemie und Germanistik.

* **Aus Japan.** Dr. Oskar Löw, ein geborener Deutscher, der seit einigen Jahren Professor der Abtheilung of vegetable Physiology and Pathology des Department of Agriculture in Washington ist, hat nach der Zeitschrift „Ostasien" unter äußerst günstigen Bedingungen zum zweitenmal einen Ruf als Professor der Agrikulturchemie an die Universität zu Tokio erhalten und angenommen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Roffauer in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.–
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kunst und Ruhmsinn in Padua.

I.

Den ganzen Durchmesser der alten, winkligen Stadt muß man, vom Bahnhof kommend, auf engen Straßen durchwandern, bevor man den größten freien Platz von Padua und damit einen der merkwürdigsten Punkte der Stadt erreicht: die mächtige Ellipse des *Prato della Valle*.[1]) Und doch möchte man dem Reisenden, der künstlerischer und historischer Anregung halber sich aufhält — und das ist wohl die Mehrzahl — fast anrathen, gerade von hier aus seinen Rundgang zu beginnen, hier die ersten Stimmungseindrücke auf sich wirken zu lassen. Denn so tief und mannichfach die Reize sind, die in der unscheinbaren Stadt verstreut und verborgen liegen, hier werden sie wie in einem Brennpunkt gesammelt und unter einer gemeinsamen Grundidee vereinigt: *Kunst und Ruhmsinn* in gegenseitigem Dienste, in gegenseitiger Durchdringung. Nicht als ob das, was man hier sieht, an sich künstlerisch besonders hoch stünde; im Gegentheil. Aber selbst in dieser Epigonenschöpfung weht noch etwas von dem Geist aus Padua's stolzester Blüthezeit, von dem Geist der Renaissance, der hier schon früh so scharfe und eigenartige Ausprägung erfuhr wie kaum in einer anderen Stadt Italiens.

Die von stattlichen Bäumen beschattete Mitte des Platzes wird von einem breiten, in Stein gefaßten Graben umflossen, vier Brücken bilden den Zugang zu einem Längs- und einem Querwege, Ruhebänke laden zu beschaulichem Aufenthalt. Zu beiden Seiten des Grabens aber stehen ringsum die marmornen Standbilder berühmter Paduaner, 82 an der Zahl, stolze Zeugen einstiger Größe und ernste Zuschauer bei dem bunten Treiben, das sich alljährlich bei der Fiera di S. Antonio und dem volksthümlichen Pferderennen hier abspielt.

Die Zeit der Entstehung der Anlage — 1775 wurde damit begonnen — erklärt es, daß der an sich so schöne Plan leider nur unvollkommen zum Ausdruck gelangt ist, sowohl was die Auswahl der Darzustellenden betrifft, wie auch hinsichtlich der künstlerischen Qualität der einzelnen Statuen; ja eine gewisse schmerzliche Erinnerung an die Berliner Siegesallee muß erst unterdrückt werden. Halten wir uns aber an das Bleibende — welche Fülle von Geist, auf engem Raum vereinigt; welch starke Tradition, die nach Jahrhunderten des Verfalls nach einen *künstlerischen* Ausdruck des heimischen Ruhmes suchte!

Gerade in Padua war ja der Begriff des „modernen Ruhmes“, wie ihn Jakob Burckhardt in seiner Kultur der Renaissance so meisterlich geschildert hat, mit zuerst zu voller Entfaltung gelangt. Weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes war der glänzende Ruf der Paduaner Universität gedrungen, und es ist nicht zu verwundern, daß alsbald ein Theil dieses Ruhmes auf die Persönlichkeiten besonders bedeutender Männer insbesondere überging; war doch die Werthschätzung des Individuums gerade hierdurch das eingehende, systematische Studium des klassischen Alterthums frühzeitig geweckt und gefördert worden.

So finden wir denn in dem marmornen Ring des Prato della Valle das Bildniß eines gekrönten Dichters aus Dante's Zeit, der bereits einen der Vergötterung nahekommenden Ruhm genoß: *Albertino Mussato*, vor dessen Haus alljährlich zu Weihnachten die Doktoren und Studenten der Universität mit Posaunenschall feierlich gezogen kamen, um ihm Huldigung und Geschenke darzubringen; „eine Ehre, die meines Wissens nach keinem Sterblichen auf irgend einem Gebiet der Wissenschaften zutheil ward“, sagt der Geschichtsschreiber Scardeone. Vor allen aber ist es Einer, der in höchstem Maß den Kultus der Persönlichkeit bei Lebzeiten und über seinen Tod hinaus erfuhr, wie er selbst den Ruhm als Sieger über den Tod künstlerisch gefeiert hatte: *Francesca Petrarca*, der zwar nicht Padua entstammte, aber seine letzten Lebensjahre daselbst und in dem benachbarten Flecken Arquà verbracht hat. In Arquà ist er 1374 gestorben, und so ist es wohl berechtigt, daß auch sein Standbild unter den großen Paduanern nicht fehlt. In seinem „Trionfo della Fama“ erblickt er in strahlender Helle die Göttin des Ruhmes, sie,

„die Gräber öffnet, Leben freundlich spendend,“

gefolgt von berühmten Männern und Frauen des Alterthums und der neueren Zeit. Die überwiegende Mehrzahl gehört bezeichnenderweise der antiken Geschichte und Mythologie an; doch werden auch König Artus, Severus, Theodosius, Karl der Große mit seinen Paladinen, Gottfried von Bouillon, Saladin, Robert von Sicilien und Andere genannt. Der dritte Gesang ist den Geisteshelden, voran Plato und Aristoteles, gewidmet; leider ist der Dichter hier — da eine 1371 begonnene Umarbeitung unvollendet blieb — überhaupt nicht über das Alterthum hinausgekommen, so daß er uns die interessante Frage offen läßt, wen er von Neueren auf geistigem Gebiet des höchsten Ruhmes werth erachtet hätte. Wenn man freilich in der Sakristei der Eremitani die Grabschrift liest, die der gefeierte Dichter einem vor keiner Schandthat zurückschreckenden Scheusal wie Jacopo da Carrara[2]) gewidmet hat, so fällt ein

[1]) Leider hat der Nationalstolz des neugeeinten Italiens die übliche nichtssagende „Piazza Vittorio Emanuele“ daraus gemacht.

[2]) Jacopo da Carrara, V. Signor von Padua, ermordete den rechtmäßigen Herrscher, seinen Vetter Marsilietto da Carrara, fälschte mit den ihm entrissenen Siegeln dessen Befehle und setzte sich so in

grelles Licht auf die Vieldeutigkeit des Ruhmbegriffs jener gewaltthätigen Zeit. Petrarca selbst hat den höchsten Ruhm bei der Mit- und Nachwelt gerade in Padua genossen; schon bald nach seinem Tode bildete sich ein förmlicher Kultus seiner Sterbestätte aus, man wallfahrtete geradezu nach seinem Hause und nach seinem Grabe, und Arquà wurde durch die Erinnerung an ihn zum Lieblingssitz der vornehmen Paduaner — „zu einer Zeit, da es im Norden noch lange keine ‚klassischen Stellen', sondern nur Wallfahrten zu Bildern und Reliquien gab" (Burckhardt). Noch im Jahre 1771 entlockte dieser fast übertriebene Kultus meinem trefflichen Vorfahren Johann Jakob Volkmann in seinen „Nachrichten von Italien" die folgende, bei aller Ehrfurcht etwas ironische Schilderung: „Es wird sich nicht leicht ein Dichter rühmen können, daß man seine gebrauchten Meublen als Reliquien von Heiligen aufbewahret. Verschiedene Stücke seines hier befindlichen Hausraths sind mit Versen von guten Dichtern beehrt. . . . Man zeigt den Sessel des Petrarchs, welchen Pignarius besungen, auf seinen Tisch hat Johann Argalus ein Gedicht von vierzehn Zeilen, Johann Rhodius aber folgendes Distichon gemacht:

Limpida servavi mensis crystalla Petrarchae;
Simplicitas aevi, quae fuit, inde patet.

Man zeigt auch das Skelett einer Lieblingskatze des Dichters, welcher zu Ehren Querenga einige Verse aufgesetzt." Wer dächte bei diesen Worten nicht an gewisse spätere Uebertreibungen des Personenkultus in einer deutschen Musenstadt!

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zurück in das ehrwürdige Padua. Wie anderwärts, so konnte auch hier die neue Werthung persönlichen Verdienstes nicht ohne Rückwirkung auf die *Geschichtsschreibung* bleiben, und in dem Ehrenkranze des Prato della Valle erblicken wir auch den Ersten, der in ganz subjektiver Weise den Ruhm der Vaterstadt und ihrer großen Söhne verkündet hat, während die früheren Geschichtsschreiber reine Chronisten gewesen waren: *Michele Savonarola*. Von Beruf Arzt, besaß er zugleich eine umfassende allgemeine Bildung und lebhaftes Interesse für Wissenschaft und Kunst überhaupt, und in seiner 1440 verfaßten Schrift „De laudibus Patavii" (abgedruckt bei Muratori, Rerum italicarum scriptores, Bd. XXIV) hat er ein Werk hinterlassen, das für die paduanische Kultur- und Kunstgeschichte von dauerndem Werthe ist. Solche „lokale Ruhmeshallen" gibt es von einer Reihe italienischer Städte; die „Laudes Florentiae" schrieb Leonardo Aretino, Petrus Candidus Decembrius die „Laudes Mediolani", Johannes Garzonius die „Laudes Bononiae". Wie diese Alle, gibt auch Savonarola ein Gemisch aus Legende und Geschichte, aus Wichtigem und Gleichgültigem. Immerhin sind seine Nachrichten, namentlich über die zeitgenössischen Künstler und deren Werke von so allgemeinem Interesse, daß einiges daraus in Uebersetzung mitgetheilt sei.

Er beginnt, der Tradition folgend, mit den *Heiligen*, an denen Padua nicht arm war. Dann aber folgen im dritten Kapitel die „*berühmten*, wenn auch nicht heiligen Männer", zu denen er mit den folgenden charakteristischen Worten überleitet: „Und da ich es unternommen habe, von den Zierden unsrer Stadt zu schreiben, so will ich diesen, mit Verlaub, auch zahlreiche Personen anreihen, die zwar nicht durch Heiligkeit geglänzt haben, aber durch ihren bewundernswerthen Geist und ihre hohe Kraft verdient haben, den Heiligen angeschlossen zu werden. Denn auch unsre Vorfahren haben Solche mit Recht göttlicher Ehren oder doch ewigen Andenkens würdig erachtet, *da höchste Geisteskraft der Heiligkeit ebenbürtig und gleichwerthig sei. Kraft meines Urtheils also mache ich diese Männer unsterblich*, deren Jedem ich Platz und Rang anweisen will, wie es ihrem Verdienste gebührt." Den Reigen eröffnet Antenor, Priamus' Bruder, der sagenhafte Begründer der Stadt, ihm folgt König Dardanus, der den Attila besiegte und erschlug, und Kaiser Heinrich IV., der Erbauer des Domes. Der Reihe nach werden dann große Theologen und Philosophen aufgeführt, denen sich die Dichter anschließen. Und eben hier findet sich jene interessante Stelle über den Kultus von Petrarca's Sterbestätte: „Unsre Stadt besitzt auch einen Bergflecken, zehn Meilen entfernt, mit Namen Arquà, dessen Lieblichkeit und ländlicher Reiz derart ist, daß sich *Petrarca*, der im Alter nur der Einsamkeit leben wollte, sanft dorthin gezogen fühlte, hier zu wohnen und hier zu sterben. *Er nun hat mit seinem Ruhme den Ort so bekannt und des Bewohnens werth gemacht*, daß er viele Edle veranlaßt hat, sich gleichfalls dort anzusiedeln. So ist es denn geschehen, daß der Flecken durch eine Fülle zierlicher Häuser fast einem Stadtwesen gleichsieht; und die Anmuth der Gegend bewirkt, daß eine Menge unsrer Bürger sich dort zur Erholung zusammenfindet. Auch *seine glorreichen Gebeine* werden in dem Landstädtchen bewahrt, in einem reichen Marmor-Sarkophag vor dem Portal der Hauptkirche, der von vier stattlichen Säulen getragen wird." Es folgen einige Kriegshelden, darauf die in Padua besonders zahlreichen Juristen und Mediziner, und schließlich, vereint mit Mechanikern und Musikern, die *bildenden Künstler*. Und da er hier auch die von auswärts herbeigerufenen Meister mitnennt, deren Werke die Stadt zierten, so gewinnen wir aus diesem Abschnitt ein anschauliches Bild davon, was damals an Kunstwerken in Padua vorhanden war, und wie man sie schätzte. Er schreibt: „Endlich wende ich mich zu den berühmten Mechanikern und den in der Kunst hervorragenden Männern, deren Wissen der Philosophie nahe verwandt und eine Bethätigung mathematischer Kenntnisse ist. Dies sind die *Maler*, denen gegeben ist, die Umrisse der Dinge und die Projektion der Lichtstrahlen zu erkennen, so daß durch sie alles, dessen die Wissenschaft der Perspektive sich rühmt, in die Praxis übersetzt wird. Aus dieser Klasse hat unsre Stadt zwei berühmte Männer gehabt, den *Guariento* und *Justus* (von Padua) deren Ruhm noch heute in herrlichen und wunderbaren Gemälden lebendig ist. *Guarienta* hat den stolzen und glänzenden Palast der erlauchten Signoria von Venedig, den sogenannten Salone, eigenhändig mit großer Kunstfertigkeit ausgemalt und ihn so auf herrliche Art geschmückt. Mit solcher Spannung ersehnt man den Anblick dieses Werkes, daß am Himmelsfahrtstage, wenn Allen der Zutritt freisteht, keine Tagesstunde vergeht, an der nicht der Raum von einer unzählbaren Menge aus aller Herren Länder erfüllt wäre. Und so interessant ist der Anblick der Figuren, so staunenerregend die Menge der Gemälde, daß Keiner wieder hinausgehen mag. — *Justus* dagegen hat den weiten Raum, den die Paduaner Baptisterium nennen, ausgemalt. In diesem

den Besitz seiner Burgen und damit der Herrschaft, die er mit Hilfe von Banditen und freigelassenen Sträflingen behauptete. Der Typus eines italienischen Tyrannen, gewann er doch alle Herzen durch Freigebigkeit, Leutseligkeit und Fürsorge für die Universität. Er fiel 1350 durch den Dolch eines Bastards Jacopo's I. da Carrara.

Raume nämlich findet an geweihtem Tage vor dem versammelten Klerus von Padua die Taufe statt, und werden die Kindlein getauft. So lieblichen Anblick bieten die kunstvoll ersonnenen Figuren den Besuchern, daß beschwerlich hinauszukommen ist. Das Neue und Alte Testament ist in größter Pracht dargestellt. Und da hier von hervorragenden und berühmten Männern die Rede war, seien auch auswärtige den heimischen zugesellt, und zwar will ich jene anderen berühmten Maler den schon genannten anreihen, deren glänzender Ruf aus den Werken, die sie in unsrer Stadt hinterließen, zum großen Theil mit erblühte. Und den ersten Platz räume ich dem Florentiner G i o t t o ein, der als Erster aus alterthümlichen und mosaikartigen Figuren moderne Gestalten wundersam geschaffen hat. Von solcher Vortrefflichkeit war seine Kunst, daß er bis auf den heutigen Tag als der Größte von Allen gegolten hat. Er hat die prächtige und weiträumige Kapelle der Herren von Scorigni eigenhändig mit kostbaren Gemälden geschmückt, darin die Scenen des Alten und Neuen Testaments gleichsam lebendig erscheinen. Auch das Kapitel unsres S. Antonio hat er so ausgeschmückt, daß hierher, um die Gemälde zu betrachten, nicht wenige fremde Maler zusammenströmen. Und ihm selbst hat unsre Stadt so tiefen Eindruck gemacht, daß er einen großen Theil seines Lebens hier zubrachte, um nun in seinen hinterlassenen ruhmreichen Werken immerdar in unsrer Gemeinschaft zu leben. — Den zweiten Platz werden wir dem J a c o p o A v a n z o aus Bologna geben, der die herrliche Kapelle der edlen Marchesi de'Lupi mit gleichsam lebenden Figuren zierte. Den dritten aber dem Veroneser A l t i c h i e r i, der die Capella di S. Giorgio der Herren de'Lupi, dicht bei S. Antonio, kunstreich ausgeschmückt hat. — So haben diese in ihrer Kunst hervorragenden Männer mit ihren Gemälden zum Ruhme unsrer Stadt gedient und die Ehre der Malerschule gemehrt."

In der That eine Menge des Herrlichen ist es, das der Ruhmesverkündiger seiner Vaterstadt andeutend vor uns ausbreitet, und mit Recht durfte Padua gerade auf diese Schätze stolz sein. Und doch war die große s e l b s t ä n d i g e Kunstblüthe der Stadt damals noch nicht angebrochen. Als Savonarola seine Schrift abfaßte, war D o n a t e l l o noch nicht nach Padua berufen, war A n d r e a M a n t e g n a kaum erst als Knabe dorthin übergesiedelt. Auf der Schwelle einer neuen, kommenden Zeit findet dieser Rückblick das Kunstleben von Padua. Ein später eingefügter Nachtrag erwähnt noch kurz das epochemachende Werk, das wenige Jahre danach erstand: Donatello's gewaltiges Reiterstandbild des Condottiere Erasmo da Narni, genannt Gattamelata: und im Jahre 1441 wird Mantegno (1431) zum erstenmal als Adoptivsohn des Squarcione urkundlich erwähnt.

II.

Auch die große Blütheperiode Padua's, die auf künstlerischem Gebiete in der machtvollen herben Persönlichkeit des Mantegna gipfelt, hat ihren begeisterten heimischen Lobredner gefunden; der Kanonikus B e r n a r d i n o S c a r d e o n e hat im Jahre 1560 ein Werk „De Antiquitate Urbis Patavii et de claris civibus Patavinis" herausgegeben, das wiederum, wie schon Savonarola's Schrift, durch seine Nachrichten über Künstler und Kunstwerke besonderes Interesse bietet. Es ist abgedruckt bei Graevius, Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae VI, III.

War die Schilderung seines Vorgängers trotz der eingestreuten antiken Brocken noch von einer gewissen behaglichen Naivetät, so zeigt sich Scardeone ganz von der antiquarischen Gelehrsamkeit beherrscht, deren Hochburg Padua und seine Universität geworden war, und die auch der Kunst Mantegna's zum großen Theil ihr eigenthümliches Gepräge verleiht. Bewußt und konsequent betrachtet er alles unter antikem Gesichtswinkel, ein echter Sproß des humanistischen Zeitalters. „Nicht deßhalb," so schreibt er in seiner Einleitung, „will ich unsrer Stadt so hohen Ruhm gezollt wissen, weil sie alt ist, von dem Trojaner Antenor begründet; nicht weil sie von doppelter Mauer, von den festesten und stattlichsten Wällen umgeben und im Innern aufs reichste und prächtigste gebaut ist; nicht weil sie erfüllt ist von schönen und hehren, besonders verehrten Heiligthümern der unsterblichen Gottheiten; weil sie reich ist an Korn, Wein und Oel und allen anderen Dingen, die der Mensch begehrt, aber weil sie durch ihre öffentliche, von allen in Europa berühmteste Hochschule, durch die Studien aller schönen Künste und durch den Geist gelehrter Männer aus allen Gegenden so hochgebildet ist; weil sie durch glänzende Privathäuser, Grabmäler, Brücken, Thürme und Hallen geziert, durch ihre die ganze Stadt durchziehenden Bogengänge überall gangbar, durch weite Plätze ansehnlich ist; und weil sie endlich reiche und schwellende Wasserläufe im Ueberfluß besitzt. Nicht, meine ich, ist es so viel des Ruhmes, daß diese Stadt mit so vielen und großen Wohlthaten des gütigen Gottes begabt ist, als daß sie (wie Virgil Buch VI, Vers 784 von Rom sagt)

Fruchtbar an großen Männern, besonders aber Gelehrten

ist. Und um deßwillen ist sie von heimischen wie fremden Geistern aufs höchste zu preisen." — Und das fünfzehnte Kapitel, „Von den berühmten Paduanischen Malern, Bildnern, Gießern und Architekten" weiß er nicht besser einzuleiten, als mit einem Hinweis darauf, welches Ansehen bei den Griechen und Römern allezeit die Künstler genossen hätten, was er mit zahlreichen gelehrten Beispielen belegt. Wie die Wissenschaft, fährt er fort, so sei auch die Kunst dann lange Zeit verfallen gewesen, und nun erst neu wieder erwacht. „Auch zu unsern Zeiten stehen alle freien und mechanischen Künste so in Kraft und Blüthe, daß sie mit Recht in keiner Weise das Alterthum zu beneiden brauchen; vielmehr sehen wir, wie täglich immer Bewunderungswertheres von den Nachgeborenen ersonnen und den antiken Schöpfungen gesellt wird, so daß — wenn Jene zum Leben erwachten und ihre Werke wiedersähen — Gefahr ist, sie möchten bereuen die Kunst des Malens jemals erlernt zu haben."

Ausführlich spricht er dann insbesondere von dem Begründer der antikisirenden Kunstrichtung in Padua, von F r a n c e s c o S q u a r c i o n e, der ein „Vater der Maler" und auch Mantegna's Lehrer war. Er erzählt, wie dieser, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, nach Griechenland segelte „und von dort sowohl im Kopfe als auf dem Papier vieles Bemerkenswerthe, was ihm die Kenntniß seiner Kunst zu fördern schien, mit nachhause brachte"; wie er dann in den Ruf des hervorragendsten Schulhauptes („gymnasiarcha") seiner Zeit gelangte und 137 Schüler aus allen Weltgegenden hatte, die er allerdings mehr durch seinen Besitz an Bildern und Bildwerken, als durch sein eigenes Vorbild förderte; wie ihm aber aus seiner Kunst nicht große Reichthümer erwuchsen, sondern vielmehr ein seltener und glänzender Ruhm. Denn „für so hervorragend wurde er damals gehalten, daß wegen der Berühmtheit seines Namens der Kaiser F r i e d r i c h, als er durch Padua kam, ihn rufen ließ, um diesen Mann zu sehen und zu sprechen, was ihm zu hohem Ruhm gereichte. Auch das ward ihm hoch ange-

rechnet, daß er zu Lebzeiten des heiligen Bernardinus einmal von diesem besucht und ermahnt wurde, gut und glückselig zu leben. Gleicherweise ward er von vielen Fürsten und Kardinälen und sogar vom Patriarchen von Aquileja freundschaftlich begrüßt."

Es ist hier nicht Raum, auf den maßgebenden Einfluß näher einzugehen, den Mantegna gerade durch einen Mann wie Squarcione empfangen mußte; alles was dieser mit trockenem Sammelfleiß zusammengetragen hatte, bei ihm ward es zur That, gewann es durch die Kraft echter künstlerischer Intuition erst neues Leben. Auch das kann hier nur angedeutet werden, wie gerade die großen Florentiner Meister, die damals in Padua thätig waren, seinem an der Antike gebildeten plastischen Formensinn entgegenkamen und ihm neue Bahnen erschlossen: der größte Plastiker des Quattrocento, Donatello, und der Meister der Perspektive, Paolo Uccello; Henry Thode hat dies in seiner Monographie geistvoll ausgeführt. Stolz und glänzend zieht sich aber auch durch Mantegna's Leben und Werke jener großzügige Ruhmsinn der paduanischen Renaissance, und wenn wir sein Standbild im Prato della Valle unter seinen berühmtesten Mitbürgern erblicken, so dürfen wir wohl glauben, daß solche Ehrung recht nach seinem Herzen gewesen wäre. Hochgesinnt und selbstbewußt tritt er uns schon im Beginn seiner künstlerischen Thätigkeit entgegen; sehr bezeichnend hiefür ist die lateinische Inschrift auf seinem frühen Fresko vom Jahre 1452 in der Lunette des Portales von S. Antonio, das die Heiligen Antonius und Bernhardinus darstellt; sie lautet: „Andreas Mantegna optimo favente numine perfecit MCCCCLII XI. Kal. Sextil." Nicht nur der Stolz auf die erworbene humanistische Bildung spricht daraus, sondern auch der Wunsch nach eigenem Nachruhm, wie er denn überhaupt seine Werke voll und ausführlich, oftmals lateinisch oder gar griechisch, zu signiren pflegte. Triumphbögen und rühmende Inschriften bringt er mit besonderer Vorliebe auf seinen Bildern an — hat er doch den Namen des Architekten Vitruvius Cerdo, der den jetzt zerstörten Bogen der Gavii zu Verona erbaute, auf einem Medaillon an dem Portikus in seiner Hinwegführung des Jakobus verewigt; und eines seiner Hauptwerke, der Triumphzug des Cäsar, führt uns den Höhepunkt antiker Ehrenbezeigungen vor, wie ihn seine Phantasie nachlebte. Auch die Triumphe des Petrarca haben ihn ohne Zweifel lebhaft beschäftigt; sein Sohn Francesco ist es jedenfalls gewesen, der im Theatersaale des Mantuaner Schlosses leider verloren gegangene Darstellungen aus jenen gemalt hat.[3])

Höchsten Künstlerruhm genoß er denn auch bei den Zeitgenossen und namentlich in seiner Vaterstadt. „An Squarcione's Ruhm," so schreibt Scardeone, „nimmt mit Recht sein großer Schüler Andrea Mantegna theil, der ausgezeichnete Maler, der bei weitem nicht nur seinen Meister überflügelt hat, sondern Alle, die zu seiner Zeit und durch viele Jahrhunderte bis dahin malten. Denn bis zu jener Zeit hatte Keiner besser das Abbild der Dinge in einer Fläche durch Schatten und Hintergrund und durch Linienperspektive gleichsam vertieft zum Ausdruck gebracht. Darob ist er dann von zahlreichen Schriftstellern gepriesen worden und hat seinen Namen unsterblich gemacht, so daß, wenn seine Werke auch vor Alter dahinschwinden sollten, doch der Ruhm seines Namens für alle Zeiten nicht mehr untergehen kann." Und als Beleg hiefür citirt er einen Brief des gelehrten Matteo Bosso,[4]) der in durchaus antik empfundenen Worten von dem Tode eines Sohnes des Meisters spricht: „Ich höre, daß unser Mantegna den Tod des Sohnes schmerzlicher und schwerer empfindet als billig ist. Auch ich fühle und traure aufrichtig mit ihm; sowohl um seiner selbst willen, des einzigen unter den Malern, der den höchsten Ruhm zu unsrer Zeit verdient hat, und der, wenn wir von den Alten reden wollen, selbst den Zeuxis und Apelles und wen immer das dankbare Alterthum dem ewigen Gedenken überliefert hat, wohl nicht nur zum Vorbild genommen, sondern erreicht, ja übertroffen hat; — als auch wegen des Jünglings, durch dessen Heimgang, ach, wie viel Hoffnungen für Italien geschwunden sind, da er mit seinen glücklichen Anfängen uns ein würdiger Erbe des väterlichen Ruhmes zu werden versprach. Aber es beneidete ihn (wie es im höchsten Glücke geschicht) Fortuna, oder vielmehr (um frömmer zu sprechen) Gott selbst duldete nicht, solchen Ruhm auf Vater und Sohn vereint. Doch so groß er mit dem Pinsel ist, so groß zeige er auch seine Seele, unser Andrea, um nicht zu sagen seinen Geist; denn einen gar hohen Geist hat er, alles überschauend und umfassend."

Mit den paduanischen Humanisten stand Mantegna in regem freundschaftlichem Verkehr, und wenn er die antike Welt, die sie erforschten, künstlerisch zu neuem Leben erweckte, so dankten sie es ihm durch stete geistige Anregung und literarische Verherrlichung. Felice Feliciano, der große Inschriftenkenner, widmete ihm seine „Epigrammata" mit folgenden Worten: „Dies alles, was ich bis auf den heutigen Tag durch Italiens Gaue und in den verschiedensten Gegenden des Landes fand, habe ich Dir, Andreas, gewidmet; sowohl deßhalb, weil ich Dich solcher Erforschung des Alterthums besonders beflissen und wohlgeneigt weiß, als auch deßhalb, weil mir nichts größere Freude und Genugthuung bereitet, als wenn Du ein durchaus gelehrter und in allen edlen Dingen bewanderter Mann wirst;" und er schließt seine Widmung mit dem köstlichen Passus: „So nimm denn meine Gabe freundlich an; wenn Du sie öfter lesen und wiederum lesen wirst, so wirst Du keinen geringen Gewinn davontragen in der Kenntniß des Geschmackes unsrer Altvordern, und besonders in der Orthographie, die den Meisten heutzutage so fremd ist, daß sie eher Barbaren als Lateiner zu nennen sind. Leb' wohl, mein Andreas. Verona, an den Iden des Januar MCCCCLXIII."[5]) Auch an den Studienausflügen des Freundes nahm Mantegna selbst mit theil, und wie ein solcher sich in ganz antiker Gesinnung fast zu einer Art Triumphzug gestaltete, lehrt die Beschreibung Feliciano's von einer Exkursion zum Gardasee, die er mit Mantegna, Samuele da Tradate und Anderen unternahm: „Neptuns Bereich, den klaren Benacus, durchflogen wir in einem mit Teppichen und allerlei Zierrath versehenen Nachen, den wir bestiegen hatten, geschmückt mit Lorber und anderem edlen Laubwerk, während Samuele himmlische Harmonien der Zither entlockte. Als wir dann den See ruhmvoll („gloriosissime") durchfahren hatten suchten wird sicheren Hafen, stiegen vom Schiff, und gelangten zu den lieblichsten Gärten der Musen, die wir duftend fanden von Rosen und purpurnen Blüthen, ringsum beschattet von den buschigen Zweigen der Orangen und Limonen." So ward diesen Auserwählten das Studium zum Fest, die Forschung zum Erlebniß. Auf der Höhe des geistigen Lebens ihrer Zeit stehend, wußten sie Wissenschaft, Kunst, Natur in harmonischer

3) Brief des Sigismondo Cantelmo an den Herzog von Ferrara, vgl. Campori, Lettere artistiche, S. 3 ff.

4) Mathei Bossi opuscola atque epistolae, Bonon. 1493.

5) Verona illustrata, 1731, Bd. II, S. 519 ff.

Vereinigung zu genießen, und in klassischer Sprache bewahrte der Gelehrte ihr edles Selbstgefühl der Nachwelt.

Vielfach begegnen wir im Preise des Mantegna aber auch schon jener Uebertreibung, jenem Uebermaß des Lobes, das für unser Gefühl an Schmeichelei grenzt. Camillo Leonardi stellt ihn in seinem „Speculum lapidum" (Venedig 1502) „nicht nur den Modernen, sondern sogar den Antiken voran, und insbesondere dem Pausias von Sikyon, aber auch dem Apelles"; der Dichter Battista Spagnuoli, gen. il Mantovano, nennt ihn

„Unseres Italiens Zierde Du, Du Ruhm des Jahrhunderts,"

er stellt ihn über Apelles, Parrhasius, Protogenes, und auf gleiche Stufe mit Lysipp, Phidias, Polyklet,[6]) und noch zahlreiche Elegien, Sonette und dergl. preisen ihn als Rivalen der griechischen Meister. Außerordentlich bezeichnend für den überschwenglichen Ton der Zeit ist die Elegie „Laus Andreae Mantegnae" des späteren Bischofs von Fünfkirchen, Janus Pannonius, den Andrea mit seinem Freunde Galeotto Marzo da Narni zusammen auf einem Bilde gemalt hatte, als er in Padua studirte. Sie findet sich in Jani Pannonii Poemata, Utrecht 1784, Vol. II. p. 276, und lautet in deutscher Uebertragung folgendermaßen:

Wie den pellaeischen König[7]) vereint mit dem treuen Gefährten,
Wunderherrlich an Reiz, einstens Apelles gemalt,
So Galeotto nun athmet auf einer Tafel mit Janus,
Unzertrennlich vom Band treuester Freundschaft vereint.
Was für Danksagung soll, Mantegna, ob solchen Geschenkes
Unsere Muse Dir wohl singen, und welcherlei Lob?
Durch die Jahrhunderte hältst Du unsere Züge am Leben,
Wenn auch die Erde bereits unsere Körper bedeckt;
Du bewirkest, wenn weit uns das endlose Weltall auch trennte,
Daß doch der Eine der Brust nahe des Andern kann sein.
Was unterscheidet fürwahr vom Wirklichen diese Gestalten?
Außer der Stimme, was ist's, was diesen Abbildern fehlt?
So voller Aehnlichkeit strahlt des Spiegels Glanz uns nicht wieder,
Nicht das glänzende Naß, Wettstreit bietend dem Glas;
Also wohl entspricht die Entfernung der einzelnen Glieder,
Also richtig gefärbt pranget ein jeglicher Strich.
Hat Mercurius Dich aus göttlichem Stamme erzeuget?
Bot Dir, jungfräulich zwar, selber Minerva die Brust?
Ruhmvoll ist ja an Geist das Alterthum, ruhmvoll an Künsten:
Doch an Geist und an Kunst hast Du die Alten besiegt;
Malen könntest Du wohl den Schaum, der den Nüstern entfließet;
Du das vollendete Bild schaffen der Venus von Kos.[8])
Nichts vermag die Natur an Dingen je zu erschaffen,
Was Deine Finger ihr nicht nachzutäuschen vermocht.
Ja, Du selber, Du bist der Malerkunst edelste Zierde,
Wie der Geschichtschreibung hoch reichet Dein Titus[9]) zur Zier.
Da mit dem Ruhm Deiner Werke Du alle Lande erfülltest,
Und Deines Namens Ruf über den Erdkreis gestreut,
Wirst, wenn von hinnen Du mußt, zur Himmelsburg Du entschweben,
Dort, wo die Milchstraße sich sternenbesäet erstreckt,
Um mit Gemälden zu schmücken die weiten Hallen des Himmels,
Ob sie gleich mit dem Glanz schon der Gestirne geziert.
Wenn Du den Himmel nun schmückst, wird der Himmel den Malern gehören,
Dir zum Lohn, und Du wirst selbst eine Gottheit beim Zeus!
Doch an Liebe zu Dir nicht weichen den Malern die Dichter,
Und nach den Musen sogleich bringen ihr Opfer sie Dir.
Allen voran wir Zwei, da Deine Hand unsre Züge
Auf die Nachwelt gebracht, stetem Gedächtniß bewahrt.
Mag mein Lied Dir inzwischen den Dank meines Herzens bekunden:
Weihrauch Arabiens ist diesem an Werthe nicht gleich!

Solches Weihrauchstreuen für persönlich Nahestehende war der Renaissance nichts fremdes, ja es gehört zu den charakteristischen Zügen der Zeit; und doch dürfen wir es zu den Momenten rechnen, die den Keim des Verfalls in sich trugen. Nicht weit davon liegt die offene Selbstverherrlichung; neben der Statue des Mantegna erhebt sich die des Marco Mantova Benavides, des großen Juristen und Kunstkenners, der sich selbst 1546 in der Sakristei der Eremitani ein kolossales Grabmal mit Figuren von Bartolomeo Ammanato errichten ließ; 36 Jahre hat es seiner gewartet, bis er, 92 jährig, im Jahre 1582 verschied.

Solcherlei Gedanken über Entstehen und Entarten des modernen Ruhmbegriffes, über Künstlerruhm und Ruhmeskunst, mag eine Stunde im Paduaner Prato della Valle wohl anregen. Der Stadt uns zuwendend, streifen wir in der benachbarten Loggia Amulea die im Jubiläumsjahre 1865 durch Vincenzo Vela errichteten Standbilder der beiden Großen, die sich vor 600 Jahren in Padua's Mauern begegneten: Dante und Giotto.

Ludwig Volkmann.

---

[6]) Baptistae Mantuani opera omnia, Bologna 1502.

[7]) Alexander d. Gr.

[8]) Dieses Distichon bezieht sich auf Apelles. Eine Anekdote erzählt von ihm, daß er sich vergeblich mühte, den Schaum am Gebiß eines bäumenden Streitrosses richtig zu malen; ärgerlich warf er einen von Farbenresten gesättigten Schwamm nach der Stelle, und siehe da — der Schaum war fertig. (Dio Chrysost. Orat. LXIII, 4.) Die Venus von Kos ist die berühmte Anadyomene des Apelles.

[9]) Livius, der in Padua geboren war.

Zwei Selbstbiographien.

Von Richard Braungart.

Es ist mir nicht bekannt, ob schon der Versuch gemacht wurde, eingehend nachzuweisen, inwieweit im allgemeinen das historische Bild hervorragender Persönlichkeiten und mit ihnen ihrer Zeit durch die Herausgabe ihrer Selbstbiographie beeinflußt, beziehungsweise verändert worden ist. Ich für meinen Theil neige der Annahme zu, daß, Ausnahmen zugegeben, die geschichtliche Stellung irgend einer bedeutsamen Persönlichkeit, gleichviel welcher Richtung, eine wesentliche Beeinflussung auf Grund ihrer eigenen Lebensgeschichte nicht erlitten hat. Die Geschichte pflegt aus anderen, objektiveren Quellen zu schöpfen und wird immer mit mehr oder weniger Mißtrauen daran gehen, Selbstbiographien wenn auch der größten und einflußreichsten Geister als historisches Material zu verwenden. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Selbstbiographie als solche etwa gar eine überflüssige Erscheinung in der Literatur sei. Im Gegentheil. Sie stellt eine besondere, ruhmvolle Kunstgattung von höchstem persönlichen Reiz dar. Das Bild gar mancher Persönlichkeit gewinnt in ganz ungeahntem Grade an natürlichem Leben. Unmittelbarkeit und Plastik der Erscheinung durch die eigene, dem innersten Wesen und Empfinden entsprungene Schilderung. Wir dürfen oft nur gemächlich den Worten nachgehen, um zu hellsprudelnden Quellen zu gelangen, die der selbständig Suchende wohl nie oder nur nach mancherlei Umwegen gefunden hätte. Und manches exceptionelle autobiographische Werk ist so wichtig und unentbehrlich für das Gesammtbild der betreffenden Persönlichkeit, auch in historischer Hinsicht, geworden, daß sein Nichtvorhandensein einem unersetzlichen Verlust gleichkäme. Dieser Klasse gehören freilich nur wenige Werke erlesener Persönlichkeiten an. Die übrigen, unzählbaren Arbeiten dieser Gattung liegen auf langsam absteigender Linie, je nach der Bedeutung ihres Schöpfers und Inhalts näher oder ferner jener bevorzugten Kategorie. Des Interessanten und Beachtenswerthen freilich mögen sie alle genug enthalten.

Hauptsächlich wohl mit Rücksicht auf die Thatsache, daß „der Mensch für den Menschen immer das Interessanteste sei“ (W. v. Humboldt), besonders wenn er von sich selbst in fesselnder Weise zu erzählen versteht, veranstaltet das Verlagshaus Schuster u. Loeffler in Berlin eine Sammlung zeitgenössischer Selbstbiographien aller Stände und Richtungen.[1]) Die Firma wird damit, da es sich bei ihrem Unternehmen in erster Linie um die Selbstbiographie als Kunstwerk handelt, nicht gerade der geschichtlichen Forschung als vielmehr vorwiegend literarischen Interessen und wohl auch dem weitverbreiteten, der Neugierde verwandten Wunsch entgegenkommen, bedeutende Persönlichkeiten selbst über ihre Lebensschicksale sprechen zu hören. Ohne allzu optimistisch über die Voraussetzungen des Unternehmens zu denken (derartige weitausschauende Projekte haben auf dem deutschen Büchermarkte selten Glück), muß man doch Freude über die schön und vornehm gestaltete Sammlung empfinden, umsomehr, als der erste Band von einem Charakterkopf wie H. v. Lingg herrührt. Auch der zweite, von Ernst Wichert stammende Band vermag, hauptsächlich durch die Fülle des Stofflichen, das er bietet, zu fesseln. Wenden wir uns zunächst dem ersteren zu.

„Meine Lebensreise“ überschreibt Lingg sein Buch; und nicht ohne Grund; denn es ist gar viel von Reisen darin die Rede, so daß diese metaphorische Bezeichnung auch einen gewichtigen realen Hintergrund hat. Das Buch selbst ist nicht die wohlgeordnete, klug disponirte Arbeit eines Historikers, sondern eine der schlichten, einfachen, fast patriarchalischen Persönlichkeit entsprechende Schilderung im Stile eines gemüthvollen Erzählers, der keine Schulmethoden kennt und nur den etwas krausen Gängen und Zickzackwegen der Erinnerung folgt. Es ist unendlich viel Improvisirtes, vom Augenblick Eingegebenes in dem Buch. Wie ein großes, nach Lust und Laune geführtes Lebenstagebuch muthet es an, wie es so in breitem, ununterbrochenem Strom wie das Leben selbst an uns vorüberfließt. Manche Episode wird nur in kurzen Umrissen geschildert oder mit ein paar Worten im Fluge gestreift, anderes, was der stillen, beschaulichen Natur des Autors mehr entspricht oder wichtiger erscheint, mit echt epischer Breite und Lust am Fabuliren erzählt. Das Ganze kunstlos und doch als Kunstwerk gerade durch seine vornehm-unaufdringliche, bescheidene und edle Art hervorragend. Das liebenswürdige Dokument einer literarischen Erscheinung, die nichts von der übertriebenen Individualitätspose unsrer Tage an sich hat und doch mehr Persönlichkeit besitzt als manche unsrer prätentiösen, ellenbogenkräftigen Tagescliquen zusammen. Von besonderem Interesse ist es, zu beobachten, wie bei den zahlreichen Reiseschilderungen, die das Buch enthält, und auch sonst, besonders im Episodischen, das phantastische Element im Wesen Linggs allenthalben zum Durchbruch kommt. Jeder Stein, jeder Berg, jedes Gemäuer erzählt ihm eine mit Sagen durchwobene Geschichte aus alten Tagen, besonders aus der Zeit der für sein Lebenswerk so wichtigen Völkerwanderung, und oft sind es die absonderlichsten oder geheimnißvollsten Begebenheiten, die ihn am meisten anziehen und Anregung zu Gedichten, dramatischen Arbeiten oder Novellen geben. (Ein kleines Beispiel dieser phantastischen Art, die vielleicht manches dem Studium Shakespeare's verdankt, ist das im Rahmen eines Tagebuchfragments mitgetheilte Satyrspiel von den Hazarden.) Im engen Zusammenhang mit dieser Vorliebe für das Absonderliche steht wohl auch eine heimliche und doch starke Neigung zum Uebersinnlichen, die besonders in seinem Interesse für seherische Träume und deren mögliche Vorbedeutung zutage tritt. Aber auch die realen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart sind ihm in ihrem Zusammenhang und ihren Wechselwirkungen nicht fremd, und manches treffliche, den Lebenspraktiker verrathende Wort fällt in dieser Richtung. Manchmal aber, besonders bei Naturschilderungen, erhebt sich die Sprache zu jener Kraft und blühenden Schönheit, die wir an den lyrischen und epischen Gaben des Dichters bewundern und die auch seinen Dramen, wenn auch vielleicht nicht in dieser unmittelbaren Weise, eigen ist. Als Würze des Ganzen fehlt übrigens ein etwas trockener, hausväterlicher, aber treuherziger Humor nicht. Ein besonders liebenswürdiger Zug ist die fast kindliche Dankbarkeit des Dichters für Ehrungen und Aufmerksamkeiten jeder Art. Seine zahlreichen Festgedichte und Prologe, für die er sich mehr Theilnahme und Werthschätzung wünscht, beweisen endlich seine stets bereite Willfährigkeit, wenn es galt, irgend einer guten Sache zu dienen.

Im großen und ganzen ist des Dichters Leben, abgesehen von der ersten Zeit seiner militärischen Laufbahn (als Arzt) wenig aufregend verlaufen. Merkwürdig wenig findet man in dem Buch von dem Dichterkreis des Königs Max, zu dem er doch nahe Beziehungen hatte; fast zu bescheiden ist Lingg, zum Nachtheil seiner Leser, bezüglich der Geschichte seiner eigenen Werke. Den Ausspruch des Dichters bei R. Wagners Tod: „Wenn er auch nicht an die großen Genien in der Musik heranreicht, so hat er doch das geleistet, was dem Geschmack der Zeitgenossen am besten zusagte“, dürfen wir nicht allzu tragisch nehmen, da er ja, nach seinem eigenen offenen Bekenntniß, „ein Kunsturtheil über Musik nicht besitzt“. Nichtsdestoweniger findet sich manches wundervolle Wort über Musik; besonders zwei kurze Urtheile über Mozarts g-moll-Symphonie und Beethovens Violinkonzert sind Muster dichterisch-prägnanten Ausdrucks eines wahrhaften, tiefen Empfindens.

Man wird dieses Buch mit der Empfindung aus der Hand legen, daß es dem geschichtlichen Bild des Dichters nichts neues hinzufügt, wohl aber, rein menschlich genommen, sicherlich zu den anziehendsten, weil anspruchslosesten Werken seiner Gattung gehört.

Ernst Wichert, der Verfasser des 2. Bandes der Selbstbiographien, gehört jener nicht kleinen Gruppe von Poeten an, die es gar wohl verstehen, ihre poetischen Neigungen mit dem Einerlei eines oft recht nüchternen Lebensberufes in Einklang zu bringen. Freilich wird man nicht fehl gehen, anzunehmen, daß gerade diese scheinbar so schöne Harmonie oft genug schuld daran ist, daß beide Theile in manchem Betracht zu kurz kommen. „Richter und Dichter, ein Lebensausweis“, nennt Wichert sein Buch. Lebensausweis, ein regelrechter juristischer Ausdruck mit polizeilichem Beigeschmack, entstammt unzweifelhaft dem Aktentisch des Herrn Oberlandesgerichtsraths. Aber auch der erste Theil des Titels nimmt auf die offizielle Lebensstellung insofern Rücksicht, als er den Richter vor den Dichter stellt, vielleicht mit Benutzung eines Scherzwortes des Kaisers oder auch nur aus amtlicher Korrektheit. Im Leben des Autors freilich dürften die beiden Berufsarten sich so ziemlich die Waage gehalten haben.

Ebenmaß, Sicherheit, Ruhe und eine fast an Nüchternheit grenzende Sachlichkeit sind die Grundzüge des Charakters des Autors und auch seines Buches. Sie sind von dem Richter auf den Dichter übergegangen. Wie ein wohlgeordnetes, in Jahren sorgfältig angelegtes und gesichtetes Aktenmaterial tritt uns diese Lebensgeschichte entgegen. Es ist System und viel gesunder, praktischer Menschenverstand in diesem Leben. Nichts von Leidenschaft, die bestimmend oder gar trübend in die Lebensschicksale eingreift, nichts von Träumerei oder phantastischen Neigungen irgend welcher Art. Kein größerer Gegensatz als dieser typische, real denkende, in Dichtkunst und Staatsdienst mit gleicher Regelmäßigkeit fortschreitende Ostpreuße, der über sein eigenes Leben dieselbe Herrschaft wie über die Figuren und Gestalten seiner Dichtungen besitzt, und der warmblütige, zu träumerischer Versonnenheit und phantastischen Schwärmereien neigende Schwabe Lingg. Das ganze Deutsche Reich mit all den unendlich mannichfaltigen Abstufungen der Stammeseigenthümlichkeiten vom ostpreußischen Küstenbewohner, dem der Slave auf dem Nacken sitzt, bis zu den sonnigen Gauen des Allgäus und Vorarlbergs, die bereits enge Fühlung mit romanischer Kultur haben, liegt zwischen den Beiden. Und während Lingg dem Sehnsuchtsland des Süddeutschen, Italien,

[1]) Zeitgenössische Selbstbiographien. Bd. 1: H. v. Lingg; Bd. 2: Ernst Wichert; mit je 1 Porträt; 5, resp. 6 M. Schuster und Löffler, Berlin 1899.

nachträumt und im leuchtenden Süden das unbegrenzte Feld seiner Gestaltungen sucht und findet, ist es bei Wichert Geschichte und heutige Erscheinung der engeren und engsten Heimath, Preußens und des in jahrelanger Amtsthätigkeit vertraut gewordenen Litauens, die der Stoffwahl zugrunde liegen. Linggs Phantasie verläßt meist die heimische Erde und träumt von sonnigen Welten und fernsten Zeiten, Wichert bleibt auf dem Boden der Heimath und gewinnt so ein Weltbild im kleinen; der scharfausgeprägte historische Sinn (in dichterischer Hinsicht) ist freilich Beiden gemeinsam.

Wichert hat sein Buch sehr übersichtlich in einzelne Abschnitte gegliedert, wie sie sich aus den im ganzen einfachen Lebensschicksalen von selbst ergeben. Der Genesis und den Schicksalen der einzelnen Werke ist ein breiterer Raum als bei Lingg gegönnt. Der Stil ist von großer Klarheit und Anschaulichkeit und läßt überall eine liebenswürdige, mit sich und der Welt in Frieden lebende, wohlausgeglichene Persönlichkeit erkennen. Obgleich die Erfolge Wicherts nicht immer mit seinen Wünschen und innersten Neigungen Hand in Hand gingen und beispielsweise der „Königsberger Lustspieldichter" und der Novellist dem Dramatiker stets vorgezogen wurde, ist er doch aller Bitterkeit fern geblieben und hat sich den stillen Humor und das Selbstgenügen eines echten Menschenkenners bewahrt. Daß er ein Mann von umfassender Kenntniß der gesammten Kultur unsrer Tage ist, beweist vor allem das letzte, „Rückschau" überschriebene Kapitel seines Buches, das alle Gebiete der Entwicklung (Geschichte, Politik, Kunst, Musik, Literatur, Theater, Frauenbewegung, Naturwissenschaft, Philosophie 2c.) berühet und überall abgerundete, wenn auch nicht immer bedingungslos acceptable Urtheile enthält. Das Buch ist somit nicht nur ein Lebens-, sondern auch ein Arbeitsausweis eines Mannes, dessen Leben in der That „viel Mühe und Arbeit" (und also wohl auch köstlich) gewesen ist. Aber freilich: Wichert hat, wie er nicht ohne berechtigten Stolz selbst mittheilt, in seinem langen Leben 18 meist mehrbändige Romane, 60 Novellen, über 30 Theaterstücke und eine große Menge von Abhandlungen, Kritiken u. a. geschrieben, ein Material, das unter Umständen genügen würde, ein halbes Dutzend Autoren berühmt zu machen. Wichert hat es damit nur zu einer freundlichen Beliebtheit zu bringen vermocht und sich die allgemeine Achtung vor seinem Fleiß gesichert. Das ist in der That wenig Lohn für so viel Mühe. Daß Wichert sich trotzdem damit zufrieden gibt, beweist am besten, daß er außer einem tüchtigen Richter und liebenswürdigen Dichter auch noch ein respektabler Lebenskünstler ist. Und das ist nichts kleines in unsrer kleinen Zeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ein bisher verschollenes Bild von Dürer** will Anton **Weber**, wie er in dem letzten Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst" mittheilt, im Museo Nacional das Bellas Artes in **Lissabon** wiederaufgefunden haben. Es handelt sich um eine Darstellung des **heiligen Hieronymus**, welche von Dürer selbst in seinem „Tagebuch der niederländischen Reise" erwähnt wurde. Zum Monat März des Jahres 1521 merkt Dürer dort an: „Ich habe einen Hieronymus fleißig in Oelfarben gemalt und dem Roderiga von Portugal geschenkt." Der Portugiese Roderigo Fernandez hatte sich in Antwerpen des deutschen Künstlers in der liebenswürdigsten Weise angenommen und ihn mit Geschenken und Einladungen überhäuft, und Dürer hatte ihm aus Dankbarkeit dieses Oelbild gewidmet. Das Gemälde wurde durch den Gesandten des Königs Joao III., Ruy Fernandez de Almeida, nach Portugal gebracht, von dessen Nachkommen in dem Marktflecken Azeitao aufbewahrt und gelangte im Jahre 1880 durch Kauf in den Besitz der portugiesischen Regierung. Das auf Holz gemalte, 60:48 cm messende Bild stellt den Heiligen in etwas vorgebeugter Stellung dar. Das greise Haupt ist mit der flachen rechten Hand gestützt, der Arm ruht auf einem pultartigen Kasten, der Zeigefinger der vorgestreckten linken Hand ist auf einen Todtenschädel gelegt, der sich auf einem schmalen Tische vor dem Greise befindet. Die Augen schauen sinnend gerade aus, die hohe Stirn ist von Furchen durchzogen. Eine grüne Mütze deckt den Kopf, den Körper umschließt ein hellrothes Gewand, über das ein dunkelrother Mantel geworfen ist. Auf einem Lesepult liegt ein aufgeschlagener Quartband, während zwei geschlossene Bücher darunter sichtbar werden. Aus dem größeren grüngebundenen Buch ragt ein weißer Buchmerker hervor, der oben die Jahreszahl 1521 und unten das Monogramm Dürers trägt. Von der grünen Wand des Hintergrundes hebt sich ein Kruzifix ab. Die Arbeit zeigt im ganzen keine recht befriedigende Farbenharmonie, sie ist jedoch mit außerordentlichem Fleiß gemalt, die Zeichnung der Adern und der einzeln angegebenen Haare, die Behandlung des Antlitzes und des Todtenkopfes zeigen die Malweise des Künstlers. Jeder Zweifel daran, daß man es hier mit dem von Dürer erwähnten Bild zu thun hat, scheint ausgeschlossen. Wie der Herausgeber der Zeitschrift, Professor Max Zimmermann, hinzufügt, ist von keinem anderen Gemälde Dürers außer von dem verbrannten Helleeschen Altar von Frankfurt a. M. eine so sorgfältige Vorbereitung durch Zeichnungen nachzuweisen wie von diesem wiederentdeckten Hieronymus-Bilde. Der berühmte Greisenkopf in der Albertina ist maßgebend gewesen für das Gesicht im allgemeinen, für den Bart, für die rechte Hand und für die Kappe, ohne daß sich der Künstler jedoch ganz sklavisch an diese gehalten hätte. Auf einem jetzt im Berliner Kupferstichkabinet bewahrten Blatt zeichnete Dürer denselben Kopf noch einmal, weil er in dem Gemälde die Augen geradeaus blicken lassen wollte, während die Zeichnung der Albertina den Greis mit niedergeschlagenen Augen gibt. Daran schließen sich Studien für den linken Arm und die linke Hand auf einem anderen Blatt der Albertina, ebendort findet sich auch eine Zeichnung mit dem Todtenschädel, auf den die Hand weist, und eine Zeichnung des Lesepults mit den Büchern. Alle diese Blätter sind auf dunkel violettem Papier und in derselben Technik, Tusche mit Bleiweiß, gehöht. Gerade kleine Abweichungen verrathen den frei mit seinem künstlerischen Eigenthum schaltenden Meister. Das Motiv, die Darstellung des Hieronymus mit dem Todtenschädel, war in den Niederlanden, wo Dürer das Bild malte, schon während des 15. Jahrhunderts als Mementa mori sehr beliebt. Dürers Gemälde muß früh zu hoher Berühmtheit gelangt sein, denn es finden sich mehrere Bilder, die augenscheinlich von dem von Dürer geschaffenen Typus beeinflußt sind.

* **Die Erfolge des gelben Fieber-Serums.** Wie englischen Blättern aus **Mexico** gemeldet wird, hat die mexicanische Regierung, die vor mehreren Jahren für die Entdeckung eines Heilmittels gegen das gelbe Fieber einen Preis von 100,000 Dollnrs ausgesetzt hatte, jetzt einen Theil dieser Summe einem jungen italienischen Arzt Dr. Angel **Bellinzaghi** überwiesen. Das gelbe Fieber tritt in jedem Jahre in den Häfen am Golf und dem Isthmus von Tehuantepec epidemisch auf. Mehrere Aerzte hatten sich um die Erlangung des Preises bemüht und am Hafen von Vera Cruz Experimente angestellt, aber das Serum des Dr. Bellinzaghi ist das erste, das gute Erfolge erzielt hat. Dr. Bellinzaghi versuchte das Serum zuerst an einem Amerikaner David Kilpatrick, der im Juni in dem amerikanischen Hospital der Stadt Mexico am gelben Fieber hoffnungslos daniederlag. Dr. Bellinzaghi machte dem Patienten am ersten Tag eine Einspritzung von 20 Gran des Serums. Die Temperatur und der Puls des Patienten ging sofort herunter. Am zweiten Tage spritzte er 30 Gran ein, am dritten 60, am vierten 80. Das Erbrechen hörte schon am zweiten Tage auf. Nach sieben Tagen wurde der Patient aus dem Hospital entlassen. Das Serum wurde dann an mehreren Kranken in anderen Hospitälern versucht und erwies sich in 85 Proz. der Fälle als erfolgreich. Die einzigen Fälle, die Dr. Bellinzaghi nicht retten konnte, waren in sehr vorgerückten Stadien der Krankheit. Kranke im dritten Stadium, in dem die Nieren bereits ihren Dienst versagen, die man bisher für hoffnungslos gehalten hatte, wurden aber noch durch das Serum gerettet. Wenn sich der Erfolg des Serums bei weiteren Versuchen bestätigt, wird die mexicanische Regierung auch den Rest des 100,000-Dollar-Preises Dr. Bellinzaghi überweisen.

-rl- Aus den Aufzeichnungen zweier Luftschiffer, der Herren J. Balsan, der als Führer fungirte, und L. Gabard, der den Ballon, mit dem Beide von Vincennes aus eine Hochfahrt unternahmen, konstruirt hatte, veröffentlicht der Pariser „Figaro“ einige interessante Stellen. Es heißt da: „Eben haben wir 5600 m Höhe erreicht, unsre Schläfen beginnen zu schmerzen, unsre Gesichter werden fahl, die Gegenstände vor unsern Augen erscheinen verwaschen und undeutlich. — 6200 m: Jaques Balsan wird unwohl, er kann weder sprechen, noch seinen Sauerstoffschlauch erreichen. Ich gebe ihm diesen und in wenigen Minuten ist er wieder auf dem Damm. Sollen wir höher steigen? Ja: vorsichtig. — Jetzt ist die Reihe, unwohl zu werden, an Louis Gabard. Der gleiche Schmerz und die gleichen Lähmungserscheinungen überkommen ihn. Ich helfe ihm, so rasch es geht.“ — Nach einigen mit zitternder Hand geschriebenen, unleserlichen Zeilen heißt es weiter: — 6400 m: Wir fühlen uns, dank der Sauerstoffschläuche, deren Enden wir im Munde halten, wohler. — 6550 m: Die Kälte ist enorm. Unsre Bärte sind mit Eis bedeckt. — 6850 m: Wir befinden uns Beide nicht wohl und sind unfähig, ein Wort zu sprechen. Wir möchten gern noch höher steigen, aber es erscheint uns, da wir uns gänzlich hülflos fühlen, zu gefährlich. Nur mit vereinigten Anstrengungen sind wir imstande, über einen unsrer Ballastsäcke hinüberzuklettern. Es wird uns dunkel vor den Augen; wir müssen umkehren und niedergehen.“ — Bemerkt sei hiezu, daß der noch lebende englische Physiker und Meteorologe James Glaisher vor etwa 40 Jahren gelegentlich eines Ballonaufstieges — allerdings in bewußtlosem Zustande — nach Ausweis seiner Registririnstrumente die Höhe von 11,000 m und der Berliner Meteorologe Berson (1894) eine Höhe von 9150 m erreicht hat.

* **Freiburg i. Br.** In der medizinischen Fakultät hat sich dem „Schwäb. Merkur“ zufolge Dr. E. Fischer aus Karlsruhe für Anatomie habilitirt.

* **Zeitz.** Am 6. Oktober starb hier im 80. Lebensjahre der Senior der deutschen Germanisten, Professor Dr. Fedor Bech. Nach einer langjährigen Wirksamkeit an höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen, durch mehr als ein Menschenalter an dem Domgymnasium zu Zeitz (dessen alten Handschriftenbesitz er musterhaft beschrieben hat), hatte er sich vor längerer Zeit (1881) zur Ruhe gesetzt, ohne indessen der wissenschaftlichen Arbeit zu entsagen. Noch die letzten Bände der Zeitschrift für deutsche Philologie und der Zeitschrift für deutsches Alterthum, so noch das eben ausgegebene Doppelheft der Zeitschrift für deutsche Wortforschung brachten von ihm werthvolle Beiträge. Im Mittelpunkt seiner Lebensarbeit standen Sammlungen über Grammatik, Wortschatz und Sprachgebrauch des späteren Mittelalters, wofür er namentlich auch geistliche Prosa, Rechtsquellen, Historiker, Urkunden in umfassender Weise excerpirt hatte. Er durfte unbedingt als der beste Kenner auf diesem Gebiet gelten. Zahllose größere und kleinere Arbeiten in Programmen und Aufsätzen (früher besonders zur „Germania“) beigesteuert, legen davon Zeugniß ab und diese selten versagende Hülfsbereitschaft haben zwei Generationen von Germanisten erfahren. Zu den von seinen Freunden Fz. Pfeiffer und K. Bartsch herausgegebenen „Klassikern des deutschen Mittelalters“ hat er eine Gesammtausgabe der Werke Hartmanns von Aue beigesteuert (3 Bände, in 3. Auflage 1893 ff.), die wohl das Beste in dieser recht ungleichwerthigen Sammlung darstellt.

* **Paris**, 7. Okt. Der „Matin“ meldet aus Dakar: Der Forschungsreisende Paul Blanchet, welcher am gelben Fieber erkrankt war, ist gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. I. Band, 2. und 3. Heft. Straßburg, Trübner 1900. — Dr. Paertner: Der gute Kamerad. Ein Wegweiser für die Militärdienstzeit. Mainz, Kirchheim 1900. — Dr. E. Lehmann und Parvus: Das hungernde Rußland. Stuttgart, Dietz Nachf. 1900. — R. Leonhard: Das neue Gesetzbuch als Wendepunkt der Privatrechts-Wissenschaft. (Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts, Heft 1.) Breslau, Marcus 1900. — M. Bruck: Die Bedeutung der Anfechtbarkeit für Dritte. (Do., Heft 2.) Ebd. 1900. — K. Euling: Studien über Heinrich Kaufringer. (Germanistische Abhandlungen, 18. Heft.) Ebd. 1900. — Die Insel, I. Jahrg., Nr. 10. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — Monumenta Germaniae Paedagogica. Band XXI. Die evangelischen Katechismusversuche aus den Jahren 1527—1528. Berlin, Hofmann u. Co. 1900. — H. Meltzer: Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge, 15. Serie, Heft 347.) Hamburg, Richter 1900. — W. Uhl: Conrad Ferdinand Meyer. (Do., Heft 348.) Ebd. 1900. — Ad. Pohlmann: Die vergessene Grundrente. (Soziale Streitfragen, Heft 9.) Berlin, Harrwitz. — M. Seitel: Die Praxis des Gesetzes zum Schutz der Waarenbezeichnungen. Mit 211 Abbildungen. Berlin W., Siemens 1900. — A. Menge: Die Schlacht von Aspern. Berlin, Stilke 1901. — Deutsche Konkurrenzen. XI. Band, Heft 7. Leipzig, Seemann 1900. — Neubauten. VII. Band, Heft 1. Ebd. 1900. — Marie Itzerott: Frau Ada. Dramatische Studie in einem Akt. Oldenburg und Leipzig, Schulze. — Helene Richter: Thomas Chatterton. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XII.) Wien und Leipzig, Braumüller 1900. — L. Cron: Glaubensbekenntniß und höheres Studium. Heidelberg, Wolff 1900. — Chr. Stoll: Bayerische Brandversicherungs-, Mobiliar-, Hagel-, Vieh- und Pferdeversicherungs-Gesetzgebung. München, Selbstverlag 1900. — H. Mann: Im Schlaraffenland. München, Langen 1900. — Dr. Cerebolani: Meine Telegraphie. Mit 158 Illustrationen. München, Manz 1900. — J. F. van Oordt: Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. 13.—15. (Schluß-) Lieferung. Basel, Schwabe 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 10. Oktober. Nummer 232.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Inwieweit spiegeln sich in Schillers Wallenstein zeitgeschichtliche Personen und Ereignisse wieder?

Von Paul Holzhausen.

I.

In jüngster Zeit ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß die in Schillers „Wallenstein" auf die Bühne gebrachten Ereignisse eine gewisse Aehnlichkeit mit gleichzeitigen Begebenheiten in der realen Welt zeigen. In „Schillers Leben" von J. Wychgram (S. 414) findet sich dieser Gedanke, unter Berufung auf ältere Wallenstein-Besprechungen, folgendermaßen formulirt: „Nicht unbemerkt mag es bleiben, daß in manchen Kritiken die überraschende Aehnlichkeit hervorgehoben wurde, die die Wende des Jahrhunderts mit den im Wallenstein geschilderten Zeiten allerdings besaß; erinnert doch Wallensteins Laufbahn, Wesen und Macht fast überall an das eben damals beginnende Aufsteigen Napoleons."

Tiefer ist der Leipziger Professor E. Elster auf die Sache eingegangen. In seinen „Prinzipien der Litteraturwissenschaft", in denen dieser Gelehrte die Fundamente der mehr und mehr zu einer selbständigen Disciplin sich herausbildenden Literaturgeschichte auf psychologischer Grundlage aufzubauen versucht, handelt er im fünften Abschnitte des dritten Kapitels[1]) von den „Gemeinschaftsgefühlen". „Gemeinschaftsgefühle" sind „die zahlreichen höchst bedeutsamen Gefühle, die durch das Gemeinschaftsleben, das Gesammtbewußtsein erregt werden durch den mehr oder minder weiten Kreis des Stammes, Volkes, der Nation und Rasse, zu der wir gehören." Die Stärke dieser Gefühle ist natürlich nach Individuen und Nationen, nach Völkern und Zeiten verschieden. Bei Schiller waren sie z. B. in weit höherem Grade entwickelt, als bei seinem großen Freunde Goethe. In diesem Zusammenhang, auf den des besseren Verständnisses halber in Kürze hingewiesen werden mußte, sagt Elster von den Schiller'schen Dramen: „Dabei ist es auffallend zu sehen, mit welch einer ans Wunderbare streifenden Prophetie dieser Dichter vorwiegend durch sein tiefes Erfassen der Gemeinschaftsgefühle die Gestaltungen des wirklichen Lebens in seinen Schöpfungen vorausgeahnt hat: in den „Räubern" erblicken wir gleichsam ein phantastisches Vorspiel der französischen Revolution; im „Don Carlos" erklingt die schwärmerische Beredsamkeit der Girondisten voraus; im „Wallenstein" ringt bereits der dämonische Egoismus des korsischen Eroberers; das Elend Frankreichs unter der Herrschaft der Engländer, das der erste Akt der „Jungfrau" schildert, erinnert an das unsre während der Napoleonischen Zeit; und die Befreiung der Waldstätte ist eine poetische Prophezeiung der Zeit der Erhebung Deutschlands. Sollen wir diese Aehnlichkeiten für bloßen Zufall halten? Gewiß nicht! Die Seele des Dichters, die von den großen Gefühlen der Zeit tiefer als andere ergriffen wurde, drängte eben zu poetischen Darstellungen hin, in denen wir glückliche Ahnungen der Zukunft zu erblicken haben."

Gleich von vornherein muß hier betont werden, daß sich der Verfasser der „Prinzipien" sehr vorsichtig äußert und daß seine Worte nicht etwa identisch mit der Behauptung sind oder sein sollen, Schiller habe in der Person Wallensteins in concreto den ersten Napoleon darstellen wollen. Je subtiler eine literarische oder wissenschaftliche Frage ist, um so sauberer muß mit ihr verfahren werden, um sie vor Mißverständnissen zu schützen. Gerade der oben erwähnte „Tell" bestätigt, was ich sage. Der Gedanke, in der „Befreiung der Waldstätte eine poetische Prophezeiung der Zeit der Erhebung Deutschlands zu sehen", wird in dieser bescheidenen Fassung Niemand befremden; aber welcher Unfug ist mit dieser schon früher ausgesprochenen Idee getrieben worden! Und wie mancher wackere Schulphilologe, dem das Körnchen attischen Salzes von der lieben Mutter Natur versagt wurde, erklärte seinen staunenden Sekundanern mit feierlichem Ernste, daß der alte Landvogt Geßler kein anderer sei, als der Korse Napoleon Bonaparte. Von einem ähnlichen Unfug, der in gleichem Umfange bis zu dieser Stunde mit dem finstern König in „Des Sängers Fluch" von Uhland getrieben wird, zu schweigen.

Noch vorsichtiger als die obigen Bemerkungen klingt eine briefliche Aeußerung Elsters, mit dem ich mich auch mündlich über diese Sache besprochen habe: „Die Parallele Wallenstein-Napoleon verstehe ich nur im folgenden Sinne: Schiller hat nach der Entartung und dem Zusammenbruch der Revolution erwartet, daß ein Cäsar auftreten werde, der das Erbe dieser zerrütteten Welt antreten werde. Diese Vorahnung der weiteren historischen Entwicklung ließ ihm den Wallenstein-Stoff poetisch reizvoll erscheinen, da auch Wallenstein in einer zerrütteten Welt Befriedigung seines titanischen Ehrgeizes sucht. Schillers Ahnung des historischen Verlaufes trat ein, und ehe sich in der Wirklichkeit das Erwartete vollzog, hatte er es in seiner poetischen Welt als ein Prophet bereits gestaltet. Ich weise also durchaus auf Imponderabilien hin, und außer jener Aeußerung gegenüber Hoven wird sich kaum etwas beweiskräftiges für meine Ansicht vorbringen lassen."

Ueber die Hoven'sche Aeußerung werden wir noch weiter zu reden haben. Ich glaubte, es den beiden genannten Gelehrten schuldig zu sein, um jeden Schein des Mißverständnisses zu vermeiden, aber auch, um ihnen die Priorität dieser „Hypothese" — wenn jene vorsich-

[1]) Prinzipien, 187—197.

tigen Aeußerungen eine solche genannt werden dürfen — vollauf einzuräumen, ihre Bemerkungen nach dem Wortlaut wiederzugeben. Für mich sind sie der Ausgangspunkt geworden, um im Verlaufe anderweitiger Studien über die Stellung, die der erste Napoleon in der deutschen Literatur einnimmt, auf die zweifellos interessante Frage einzugehen, inwieweit auf das Dichten und Denken Schillers, der doch immerhin noch die Kaiserkrönung Napoleons erlebt hat, ein Einfluß von dem Manne ausgeübt worden ist, den Freund Goethe, der ihm später so nahetreten sollte, mit Vorliebe als eine dämonische Natur zu bezeichnen pflegte.

Als bekannt muß ich bei dieser Sache Schillers Stellung zur Revolution im allgemeinen voraussetzen, über die schon Hoffmeister, Julian Schmidt, W. Wenck, Th. v. Heigel u. A. das Wichtigste beigebracht haben.[2]) Das Resultat ihrer Studien und Beobachtungen läßt sich in kurzen Worten dahin zusammenfassen, daß der Dichter der sittlichen Freiheit zwar den ersten Vorgängen von 1789, die dem lebenden Geschlechte durchweg als das schöne Morgenroth eines aufgehenden Völkerfrühlings erschienen, mit Theilnahme zusah, daß er aber bald empfinden mußte, wie wenig die Bestrebungen der französischen Volksmänner seinem Freiheitsideale entsprachen. Ueber den Prozeß gegen den König, dem er eine Vertheidigungsschrift schreiben wollte, auf das tiefste erbittert und von dem Treiben der Pariser Blutmenschen nicht allein sittlich, sondern auch ästhetisch abgestoßen, wandte sich Schiller wie Goethe von der Politik ab und suchte, wie er es in den Briefen an den Herzog von Augustenburg ausspricht, in der ästhetischen Bildung des Menschen die Vorstufe der Freiheit. Der oft erhobene Vorwurf, daß sich die Vertreter unsres klassischen Idealismus gegen die politische Welt so ablehnend verhalten haben, ist nach dem, was wir hörten — und die Belege ließen sich vervielfachen — nicht so ganz zutreffend. Ist doch erst neuerdings unter den Papieren Schillers die Skizze zu einem kleinen Theaterstück gefunden worden, „Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethe's Bürgergeneral",[3]) welches die Figur eines westdeutschen revolutionären Krakehlers aus der Mainzer Klubistenzeit enthält, eines Gesinnungsgenossen von Goethe's „Schnaps" („Bürgergeneral") und Magister („Die Aufgeregten") und von Ifflands Magister Hahn („Die Kokarden"). Schon länger bekannt ist die Thatsache, daß sich unter den unausgeführten Entwürfen des Dichters auch die Titelangabe „Charlotte Corday" befindet, die in das Jahr 1804 fällt. Dieser Name beweist, daß der bezaubernde Eindruck, den die glänzenden Vertreter der Gironde, besonders auch die Frauen dieser Gruppe, eine Madame Roland, eine Judith-Corday, auf so viele deutsche Idealisten machten, auch an dem größten derselben immerhin nicht ganz spurlos vorübergegangen ist. Wenn aber zahlreiche Girondefreunde später ebenso feurige Bonaparteverehrer geworden sind, so steht Schiller hierin zu ihnen in diametralem Gegensatz. Sein Interesse für den aufstrebenden General, für den — wir wollen einmal den kühnen Ausdruck wagen — „Wallenstein" damaliger Zeitläufte, war, soweit nachweisbar, ein ganz geringes. Abgesehen von jener Bemerkung von Hovens, über die ich noch sprechen werde, beschränken sich die Zeugnisse eigentlich auf eine einzige Stelle in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen:[4]) „Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons und des Feldherrn Genie und die ungeheuere Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht! Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm."

Diese Bemerkung einer Vertrauten Schillers ist in mehr als einer Hinsicht beachtenswerth. Drücken die ersten Sätze nur eine Antipathie des Dichters aus, eine Antipathie, die bei Schillers Geistesrichtung selbstverständlich erscheinen mag, aber an und für sich noch keineswegs mit Gleichgültigkeit verknüpft zu sein brauchte, so beweist der Schlußsatz eine so augenfällige Unkenntniß der gleichzeitigen publizistischen und journalistischen Bonaparte-Literatur, daß man berechtigt ist, aus ihr auf ein „Unendlich-Kleines" der Antheilnahme des Dichters an dem Helden zu schließen. Ein Studium der periodischen Literatur jener Zeit lehrt, daß nach dem ersten glanzvollen Auftreten des neuen Mannes, besonders aber seit 1797 einer seiner Mitschüler nach alter Art oder Unart die Knabenjahre des Heldenjünglings durch einen Haufen „interessanter" Anekdoten zu illustriren unternommen,[5]) die „Bonapartiana" in die Spalten der Zeitungen und Journale herabregneten. Es war gar manches wahre oder erfundene — das gilt hier gleichviel — „Bonmot" darunter. Wenn also Schiller die Existenz eines solchen leugnen kann, so ist das ein Beweis dafür, daß der Schöpfer der großen geschichtlichen Tragödie der Deutschen sich um den gewaltigen Mann, der, neben ihm, Geschichte schaffend, seine Bahn wandelte, auffallend wenig gekümmert hat. Hiemit stimmen andere Beobachtungen überein. In Hoffmeisters „unveraltbarem Werk", wie es ein tüchtiger Schiller-Kenner, Wilhelm Fielitz, genannt hat, finden sich außer der angezogenen Stelle nur noch zwei Aeußerungen des Dichters über Napoleon, nein, auch das nicht einmal, sondern bloß zwei Stellen, die sich allenfalls auf diesen deuten lassen, ihrem Wortlaut nach aber nur den allgemeinen Gedanken aussprechen, daß der Despotismus oft unbewußt und wider seinen Willen die Freiheit heraufführe.[6]) In den gesammten Briefwechseln des Dichters über Napoleon — kein Wort; in dem Register der mustergültigen Ausgabe von Jonas sucht man seinen Namen vergebens. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß vieles verloren sein wird, daß manches Wort im Gespräche des Dichters über den zeitgenössischen Helden gefallen sein mag, ja, nach dem Zeugnisse der Wolzogen, die eine und die andere Bemerkung thatsächlich gefallen ist, so wird andrerseits nach diesem Befund wohl kaum geleugnet werden können,

[2]) Hoffmeister, Schillers Leben, V, 359 ff., Julian Schmidt Geschichte der deutschen Literatur, III, 202 ff., W. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, II, 2, 10, 91, 161, 188, Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Auflösung des alten Reiches, I, 6. Abschnitt.

[3]) Schillers dram. Nachlaß, hgg. von Gustav Kettner, II, 264 bis 268, Ludw. Geiger, Goethe und die franz. Revolution, Beilage z. Allg. Ztg. 1898, 299.

[4]) S. 282 der Ausg. von 1845.

[5]) Some account of the early years of Buonoparte at the military school of Brienne, London 1797. Die Schrift wurde sofort ins Französische und mehrfach ins Deutsche übersetzt; zahlreiche Auszüge und Kommentare erschienen in den damaligen Zeitschriften, Possells „Annalen", Reichardts „Frankreich" u. a.

[6]) Schillers Leben, V, 376.

daß das Horoskop für die Napoleon-Wallenstein-Hypothese, so nebelhaft und fernedustig wir das Ding auch fassen mögen, vorderhand übel steht.

So weit wären wir auf rein analytischem Wege gelangt. Beschreiten wir zur Abwechslung einmal den synthetischen. Gesetzt also, was wir uns als Aufgabe denken, nämlich nachzuweisen, daß Schiller bei seiner Wallenstein-Schöpfung an Napoleon Bonaparte gedacht, sei wirklich gelöst, und sehen wir nun zu, wohin wir mit dem unter diesem Gesichtswinkel betrachteten Dichterwerke gelangen:

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zue Dichtung wird,
Wa wir den Kampf gewaltiger Notnren
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug aersuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebeas Bühne sie beschämen.

Darin steckt denn doch offenbar ein Stück Zeitgeschichte, der Geschichte der Zeit, wo die Führer republikanischer Heere, also auch Bonaparte, mit den Armeen der alten Reiche einen Kampf nicht allein um Länder, sondern auch um Prinzipien ausfochten.

Und wenn es im Prologe weiter heißt:

Auf diesem finstern Zeitgrund molet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegeaer Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgatt und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Scheecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, van der Zeiten Gunst emporgetragen,
Dee Ehee höchste Staffeln rasch erstieg
Und, angesättigt immer weiter strebend,
Dee unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel,

wer möchte behaupten, daß diese Verse wenigstens dem späteren Napoleon nicht geradezu auf den Leib geschnitten zu sein scheinen, ja, daß sie, die einzige Schtußzeile abgerechnet, schon auf den unserem Schiller, als er sie niederschrieb, wohlbekannten Eroberer Italiens prächtig passen? War doch auch er:

„Die Stütze und der Schrecken seiner Herren,"

— der Direktorialregierung nämlich, denen er die Freude über seine Siege — echt wallensteinisch — durch die oft wiederholte Drohung, das Kommando niederzulegen, zu vergällen pflegte, sobald sie seinem Willen zu widerstreben sich herausgenommen.

Aber noch eine ganz andere Seite war dem damaligen Bonaparte mit Wallenstein gemein, von dem Max Piccolomini sagt (Picc. III, 4):

Ee wird den Oelzweig in den Lorbee flechten
Uad dee erfreuten Welt den Frieden schenken.[7])

Die Traktate von Leoben und Campo Formio im Jahre 1797 hatten die seit fünf Jahren durch blutigen Hader zerrissenen Völker versöhnt und dem Spender dieses Friedens, neben der Bewunderung, die man seinen Siegen zollte, auch die warme Sympathie der Herzen zugewendet. Zu keiner Zeit seines Lebens ist Napoleon Bonaparte in einem so guten Sinn populär gewesen, als im Herbste von 1797.[8]) Eine ganze Literatur von Friedensgedichten ist damals entstanden, in denen — für unsre heutige Kenntniß seltsam genug — der Krieger mit dem Oelzweig und der Palme als geradezu typisches Bild für den Sieger von Lodi und Arcole erscheint. Ich beschränke mich auf die Nennung eines einzigen Dichternamens, des späteren Mainzer Bibliothekars Friedrich Lehne, eines ehemaligen Klubisten, damals eines der fruchtbarsten Bonaparte-Sänger, der den „fränkischen Timoleon" — so nennt er mit Vorliebe den Friedensstifter von Campo Formio — in langathmigen Strophen gefeiert hat.

Den „Schöpfer kühner Heere" und „des Lagers Abgott" hörten wir Wallenstein nennen, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich aus einem so bekannten Werke eine Blüthenlese der Stellen veranstalten, welche die gewaltige Macht zum Ausdruck bringen, die der unheimliche Friedländer über seine Soldaten ausübte. Daß der spätere Napoleon ihn hierin nur noch übertraf, ist bekannt; aber auch schon das Geschlecht von 1797 hatte staunend vernommen, mit welcher Begeisterung die Krieger dem jungen Bonaparte ins Feuer zu folgen pflegten und mit welch abgöttischer Verehrung sie an ihrem Führer hingen. Nur einige der prägnantesten Stellen über das Verhältniß des Feldherrn zu seinen Kriegern aus Schillers Drama mögen hier besprochen werden.

Hat alles 'nen groſsen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig wie Windesweben
Auch den untersten Reiter mit,

sagt in Wallensteins Lager der erste der Holkischen Jäger, und selbst der Hofmann Questenberg, der bei Schiller, nicht wie in der Geschichte als Gönner, sondern als Gegner des Herzogs auftritt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, den der unter diesem wilden Volk herrschende Geist der Einheit und der Ordnung, das Werk des Führers, auf ihn macht (Picc. II, 2):

In kein Friedländisch Heereslager komme,
Wee von dem Kriege Böses denken will.

Diesen „Geist der Ordnung" hatte auch 1796, soweit es den Umständen nach möglich war, der siebenundzwanzigjährige General Bonaparte unter die zerlumpten vierzigtausend Republikaner gebracht, die, auf einem schmalen Streifen Landes zusammengedrängt, sich an der italienischen Grenze herumgeschlagen hatten und nun plötzlich, von zwei oder drei Proklamationen des jungen Siegesgottes begeistert und überraschend schnell von ihm disciplinirt, wie ein Waldstrom sich über die reichen Gefilde der lombardischen Ebene ergossen.

Und wie in den bunt zusammengesetzten Heeren der Wallensteiner Isolani's Croaten und Piccolomini's Wallonen um die eine Standarte des Friedländers sich schaarten, so fochten schon in der italienischen Kampagne Sarden und Lombarden unter den Franzosen Bonaparte's, standen in den späteren Kaiserheeren Deutsche und Italiener, Spanier und Holländer, Portugiesen und Polen nebeneinander:

Doch Alle führt' an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, duech gleiche Lieb' und Furcht
Zu einem Volke sie zusammenbindend.
Und wie des Blitzes Funke sichee, schnell,
Geleitet an der Wetterstange läuft,
Herrscht sein Befehl aom letzten fernen Posten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,

[7]) Ueber den geschichtlichen Wallenstein hat Gardiner fast wörtlich denselben Ausdruck gethan. Wittich in der Hist. Ztsche. 68, 260.

[8]) Nur noch einmal ist ihm — und aus gleichem Grunde — die Stimmung der Völker so hold gewesen, wie zu jenen Tagen: in den Jahren 1801—1802, als der Konsul nach dem Siege von Marengo zum zweiten Male Europa den Frieden schenkte.

Der in der Etsch fruchtbare Thäler sieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiserburg.
(Picc. I, 2.)

Wahrlich, der heute Lebende möchte in dieser glanzvollen Schilderung nur allzu gern eine Illustration der Kaiserzeit um 1811 sehen, wo Napoleons Heere von dem Ebro bis zur Weichsel standen! Um diese Zeit gab es auch nur zwei große Gegensätze in Europa:

Es gibt nur zwei Ding' überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht.
(W. Lager 6.)

Diese aus allen Himmelsgegenden zusammengeströmten, aber durch den Geist e i n e s Mannes zu einer festgefügten Masse verbundenen Heerschaaren waren dem Kriegsgotte des dreißigjährigen Krieges, wie dem an der Wende des 18. Jahrhunderts stehenden Helden eine eherne Stütze, und mit größerem Recht als Wallenstein hat Napoleon sagen können:

Das Heer ist meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht.
(W. Tod I, 4.)

Hielt doch dieses Heer in den Zeiten, als Schiller jene Verse niederschrieb, in dem glühenden Sande Aegyptens bei ihm aus, wie es auch später auf den sturmdurchrasten Schneefeldern Rußlands, ja, bis zur letzten Prüfung bei Waterloo, seinen Führer nicht verlassen hat.

Das Milieu der Soldatenstimmungen, welches Schiller in dem „Lager" zwar nicht, was unsre neueren Naturalisten überhaupt bei dem Dichter vermissen, in individuellen, wohl aber in prächtig gerundeten typischen Gestalten zur Darstellung bringt, war ein ganz ähnliches wie in den napoleonischen Heeren. In beiden hat es Leute gegeben, die des Kriegshandwerks und des endlosen Hin- und Herziehens müde waren. Bei Schiller sind es die Tiefenbacher, von denen der alte Troupier, der Holkische Jäger, verächtlich zu sagen pflegte:

Das denkt wie ein Seifensieder.

Aber diese Einzelnen wurden weit überstimmt von der lauten Begeisterung, zu der die machtvolle Persönlichkeit des Feldherrn die Gemüther hinriß. Und so wäre es auch dem marktschreierischen Kapuziner auf ein Haar sehr übel ergangen, als er die Person des Gefeierten antastete:

Herr Pfaff! uns Soldaten mag er schimpfen,
Den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen."
(W. Lager 8.)

Genau so fühlten auch Napoleons Krieger, und so sind auch sie von der späteren Dichtung typisch aufgefaßt worden. Ich verweise, um wenigstens e i n historisches Zeugniß zu erwähnen, auf den Abschied von Fontainebleau in den Heften des Hauptmanns Coignet, eines aus den Reihen hervorgegangenen Soldaten, erinnere ferner, aus der Literatur beliebig herausgreifend, an das Antreten der letzten Gardebataillone in Erckmann-Chatrians „Waterloo"; in Immermanns „Epigonen" an die Scene, wo der aus Rußland heimgekehrte Sohn der Rektorin den philisterhaften Konrektor, der seinen alten Feldherrn geschmäht, mit einem Faustschlag zu Boden streckt, in „Karneval und Somnambule" an die begeisterten Worte des Kölners Pützenkirchen, in Sandeau's Mlle. de la Seiglière an die Vertheidigung der großen Armee durch Bernard Stamply — wir könnten die Verweise verzehnfachen, ohne zu erschöpfen.

Wohl bin ich mir bewußt, in diesen Parallelen Dinge berührt zu haben, die Schiller zur Zeit der Abfassung seines Werkes nicht gewußt hat, nicht hat wissen können. Ich werde mich hierüber später mit dem Leser auseinanderzusetzen haben und bitte, auf Elsters Ausdruck vom „Vorausahnen der Gestaltungen des wirklichen Lebens" nochmals hinweisend, diese „Anachronismen" einstweilen passiren zu lassen. Vorderhand liegt mir ein anderes am Herzen: aus dem Einzelnen der Erscheinungen auf den Zusammenhang des Ganzen zu kommen. Was verschafft Wallenstein diese Herrschaft über das Geschick von Tausenden, die Buttler sagen läßt (W. Tod IV, 8):

Die Menschen wußt' er gleich des Brettspiels Steinen
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben?

In der Dichtung wie in der Geschichte — wir müssen auch diese schon hier mit in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen — ist es das dämonische Wesen des Mannes, jenes geheimnißvolle, unerklärliche Etwas, das in ihm steckte und das noch 250 Jahre nach seinem Tode nicht allein das Lampenöl in den Gelehrtenstuben verzehrt. Nein, sobald die Forschung, wie das vor einer Reihe von Jahren bei Hallwichs Veröffentlichungen der Fall war, unerwartete Aufschlüsse und eine neue Wendung des geschichtlichen Urtheils zugunsten des Friedländers zu bringen scheint, übt dieses Ereigniß auch auf journalistische Kreise und die breitere Masse des Publikums eine Wirkung aus, wie man sie sonst bei gelehrten Streitfragen, zumal in der nüchternen Gegenwart, nicht eben häufig zu beobachten pflegt.[9])

Dieses Dämonische der Persönlichkeit, das der unheimliche Friedländer leibhaftig besessen, schwebt wie eine Wolke auch über der Schiller'schen Dichtung. Nebenbei bemerkt, wäre die ungeheure psychologische Anziehungskraft, die hierin liegt, die fast an Ibsen'schen Somnambulismus streifende nachtwandlerische Sicherheit, mit der Wallenstein auftritt, unsres Erachtens schon allein imstande, das Stück — auch ohne Zuhülfenahme der vielumstrittenen Max- und Thekla-Episode — vor einem halbwegs verständigen Theaterpublikum über Wasser zu halten.

Hören wir noch Buttler nach den alten Gordon reden (W. Tod IV, 2):

Ernst über seine Jahre war sein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet.
Durch unsre Mitte ging er stillen Geists,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische der Knaben zog ihn an;
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnißvollen Brust entfuhr
Sinnvoll und leuchtend ein Gedankenstrahl,
Daß wir uns staunend ansahn, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.

So reden die Alten, die ihn seit Jahren kennen. So bewundert ihn in liebenswürdig enthusiastischer Weise Max (Picc. V, 1):

D e r Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer.[10])
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

---

9) Georg Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser, I (Publ. a. d. Preuß. Staatsarchiven, Bd. 35), Einl. XIX.

10) Fast mit den nämlichen Worten sagte Napoleon von sich selbst: „Ich bin nicht ein Mensch wie ein anderer, und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich." (Fournier, Napoleon I. II, 4.)

Und so kann Wallenstein noch in letzter Stunde, da er schon den „langen Schlaf“ zu thun sich anschickt, von sich selbst sagen (W. T. V, 4):

Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß es nur *einen* Mann in der Geschichte, wenigstens in den neueren Zeiten, gegeben hat, der gleich Wallenstein diesen Zauber besaß, diesen Zauber der zugleich gigantischen und geheimnißvollen Persönlichkeit. Sollen wir an das frenetische Jubelgeschrei erinnern, mit welchem der am 9. Oktober 1799, wenige Monate nach den Wallenstein-Aufführungen, aus Aegypten — im Grunde als Geschlagener — zurückgekehrte Bonaparte auf seiner Triumphfahrt durch Frankreich empfangen wurde, an die berühmte Scene aus dem Jahre 1815, wo er, vor die Front der gegen ihn ausgeschickten Truppen tretend, seinen Ueberrock mit den Worten lüftete: „Wer von euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ und ein alter Veteran den Ladestock ins Gewehr stieß, daß er rasselnd wieder herausflog — zum Zeichen, daß die Flinte nicht geladen war? Wo die jungen Obersten — der ritterliche Labédoyère, ein geschichtlicher Max, der wie dieser in tragischem Tod seine Liebe für den Feldherrn büßen mußte — ihm ihre Regimenter zuführten? Das Absonderliche, Geheimnißvolle dieses Mannes haben schon die früheren Zeitgenossen, schon in den Jahren, als Schiller den Wallenstein schrieb, empfunden. Schon in jener Schrift eines Mitschülers über das Leben des Militärzöglings von Brienne war in anekdotenhafter Weise das sonderbare, verschlossene Wesen des Knaben hervorgehoben und daneben die seltsame Macht, die er über seine Mitschüler besaß. Wie Gordon und Buttler über Wallenstein, so redet später, in den Gesprächen mit Eckermann, der alte Goethe von Napoleon, und noch in einem der letzten Gespräche, ein Jahr vor seinem Tode, spricht der Achtzigjährige von der „dämonischen Art“, die Napoleon im höchsten Grade besessen, „so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist“. Aehnlich die Nachwelt, ganz wie bei Wallenstein. Der Mann im kleinen Hütchen hat seine gewaltige Anziehungskraft nicht verloren. In Rembrandt'scher Beleuchtung, im Helldunkel des großen Holländers, erscheint seine Gestalt auf Raffets Bildern, in Zedlitz' „Nächtlicher Heerschau“, in Heinrich Heine's „Grenadieren“, und noch heute, bis auf diese Stunde, hat nach all den kritischen Untersuchungen seines Lebens und dem Herüber- und Hinüberwogen der Anschauungen, je nach Thiers oder Lanfrey, nach Taine oder Masson, die Gestalt nicht allein ihre riesenmäßige Größe, sondern auch den sphinxhaften Räthselcharakter behalten, über dessen Deutung sich schon die Mitlebenden in heißen Kontroversen stritten.

Wallenstein und Napoleon sind keine liebenswürdigen Menschen, wiewohl der Letztere auch dieses in Stunden guter Laune bis zu einem hinreißenden Grade sein *konnte*. Aber sie sind in vorzüglichem Sinne interessant. Es hat in der Geschichte Gestalten gegeben, die, von der Liebe ihres Volkes getragen, obwohl Männer des Krieges und der Schlachten, wie freundliche Genien im Gedenken der Nachwelt, in Dichtung und Sage, fortleben, Barbarossa, der „gute König“ Heinrich IV. von Frankreich, Wilhelm I., Kaiser Friedrich, aber es hat nie zwei Männer gegeben, die eine so dämonische Anziehungskraft — man kommt immer wieder auf das Goethe'sche Wort zurück — besaßen, wie Wallenstein und Napoleon.

Neue taktische Schriften.

-r. Mit Abschluß der Herbstmanöver hat das militärische Ausbildungsjahr sein Ende erreicht, und eine kleine, sauer genug verdiente Ruhepause für das Ausbildungspersonal tritt ein. Aber die Kürze der aktiven Dienstzeit für die Mannschaft und die vielseitigen und vielfachen Aufgaben, die heute an den Offizier herantreten, gestatten nur kurze Rast, alsbald beginnt das neue Uebungsjahr. Neben der nun in den Vordergrund gestellten Einzelausbildung der Mannschaft ist es vor allem die theoretische Weiterbildung der Offiziere, welche die Wintermonate oft recht ausgiebig ausfüllt. Der nächste Winter wird insbesondere dazu bestimmt sein, die Vorschriften der *neuen Felddienstordnung* ganz in Fleisch und Blut übergehen zu lassen; denn der praktische Gebrauch wird gezeigt haben, daß doch mehr und einschneidendere Aenderungen getroffen worden sind als nach dem ersten Augenschein Mancher vermuthet haben mag. Unsre Vorschriften, nach Moltke's Muster in unübertrefflich kurzer, gehaltvoller Sprache abgefaßt, wollen eben gründlich, theoretisch wie praktisch, durchgearbeitet sein; dann findet sich, daß ein unscheinbarer Zusatz, das Weglassen einiger Worte, das Umstellen eines Satzes, das Hervorheben einer Zeile im Druck u. s. w. doch recht wichtige Aenderungen gegenüber den früher zum Ausdruck gebrachten Anschauungen und Regeln eintreten ließen.

So konnte auch nicht ausbleiben, daß der Theil unsrer Militärliteratur, der den *theoretischen Kriegsübungen* aller Art, wie Kriegsspiel, Winteraufgaben, Uebungsritt, Vorbereitung für das Kriegsakademie-Examen dient, theils Neubearbeitungen bewährter älterer Veröffentlichungen, theils neue Erscheinungen aufzuweisen hat. Die verdienstvolle Verlagsbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn (Berlin) findet sich hiebei natürlich an erster Stelle. Im nachstehenden beginnen wir eine Besprechung der uns vorgelegten einschlägigen Schriften.

Lehnerts Handbuch für den Truppenführer ist in 19., völlig neu bearbeiteter Auflage erschienen (Mittler, Berlin, 159 S., Preis geb. M. 1.50). Das Handbuch braucht keine Empfehlung; seine praktische Brauchbarkeit, seine Vielseitigkeit und Verläßlichkeit haben ihm in weiten Kreisen der Armee Eingang, ja das Heimathsrecht verschafft. So konnte denn die Neuausgabe durchweg an der bewährten bisherigen Stoffeintheilung festhalten und sich auf die sorgsame Berücksichtigung der in der Zwischenzeit neuerschienenen Dienstvorschriften beschränken. Seit langer Zeit darf das Handbuch den Anspruch erheben, alles Wissenswerthe aus dem Gebiete der Truppenführung zu enthalten.

Aehnliche Ziele verfolgt ein neues, kleineres *Taktisches Hülfsbuch im Gelände und bei taktischen Aufgaben von Hoppenstedt* (Mittler, Berlin, 68 S., Preis geb. M. 1.25), will aber mehr ein Feldtaschenbuch oder Manövernotizbuch, denn ein Nachschlagebuch für häusliche Arbeiten sein. Ersterem Zwecke entsprechend ist die Schrift als handliches Notizbuch zur Ausgabe gelangt, mit Kalender und einem Tagesbedarf an Meldekarten ausgestattet. Wir hatten es im Manöver selbst im Gebrauche und zweifeln nicht, daß sich diese neueste Arbeit des auf dem Gebiete des Militärdienstunterrichts so vortheilhaft bekannten Verfassers bald einbürgern wird.

Eine dankenswerthe Veröffentlichung ist die Arbeit des Oberstleutnants im Ottomanischen Generalstab und Lehrers an der Ottomanischen Generalstabsschule *Hanschild: Lösungen taktischer Aufgaben aus den Aufnahmeprüfungen zur Kriegsakademie 1886—1900* (Mittler, Berlin, 83 S., Preis M. 1.60). Das wichtigste Ziel der theoretischen Erziehung zum Truppenführer ist die Ausbildung in der Entschlußfassung und nächstdem in der Befehlsgebung. Diese beiden Thätigkeiten bilden daher den hauptsächlichsten Uebungsgegenstand der meisten taktischen Aufgaben. Gewandtheit und Sicherheit in der Lösung solcher Aufgaben wird in erster Linie durch häufige Selbstübung gefördert. Besonderen Werth, vor allem für den Anfänger, wird eine Aufgabensammlung in Anspruch nehmen dürfen, welche die Prüfungsaufgaben für die Kriegsakademie darbietet. Wir bedauern es überhaupt, daß diese Prüfungsaufgaben (von Berlin wie von München) nicht amtlich ausgegeben und den sämmtlichen

Truppentheilen zugestellt werden. Gerade Offiziere in entlegenen Garnisonen, die in ihrer Vorbereitung ungleich mehr behindert sind, als die vom Glücke mehr begünstigten Kameraden, würden eine solche Veröffentlichung freudigst begrüßen.

Bei der Arbeit Hanschilds bilden die Aufgaben selbst die Hauptsache; die älteren Aufgaben, mindestens diejenigen vor 1890, hätten allerdings unbedenklich weggelassen werden können, denn sie stehen, nach nach der Form der Aufgabenstellung, nicht mehr auf der Höhe heutiger Anschauungen und geben überdies ganz falsche Begriffe über das (heute viel höher geschraubte) Maß der Prüfungsanforderungen. Daß der Herausgeber die von ihm gefundenen Lösungen beigefügt hat, wird allgemeinen Beifall so wenig finden, als manche seiner Lösungen selbst. Die belehrende Besprechung der vom Schüler gelieferten Lösung durch einen erfahrenen älteren Kameraden, des Schülers „Vertrauensmann“, ist durch das Büchlein keineswegs überflüssig geworden, im Gegentheil! Denn gerade der Anfänger ist nur zu sehr geneigt, in jeder gedruckten Lösung eine „Patentlösung“ zu wittern und sein eigenes, vielleicht sogar besseres Urtheil dafür aufzugeben. Zum mindesten wäre es angezeigt gewesen, wenn schon einmal Lösungen gegeben werden sollten, bei mehreren Aufgaben verschiedene Lösungen anzuführen, zu besprechen, die Vor- und Nachtheile jeder einzelnen hervorzuheben u. s. w.

Ausgezeichnet sind die den Aufgaben vorangestellten „Winke für das Lösen taktischer Aufgaben“, die im Gegensatz zu den langathmigen Ausführungen in anderen gleichartigen Schriften knapp und klar, allerdings nicht ganz erschöpfend sind. Hier hätte z. B. die Bedeutung des Wegnetzes schärfer betont werden müssen, und an Stelle der vom Verfasser empfohlenen Blau- und Rothstifte ziehen wir zum Einzeichnen der Truppen in die Karte die Holzkohle vor, welche nicht nur die Karte schont, sondern auch bis zum Schluß der Arbeit übersichtlich erhält. Die sehr nöthige Warnung, der Schwierigkeit einer Aufgabe durch außergewöhnliche Maßnahmen und kleine „Tricks“ aus dem Wege zu gehen, scheint mit gutem Grunde unterlassen, denn die eine der mitgetheilten Lösungen hat von solchen Mittelchen recht ausgiebigen Gebrauch gemacht und ist nur durch sie ermöglicht worden. Daß dem Werkchen gar keine Karten beigegeben sind, erschwert den Gebrauch.

Eine zwar recht fleißige und gut gemeinte, nichtsdestoweniger aber völlig mißlungene Arbeit ist die Veröffentlichung des Hauptmanns Immanuel, 225 taktische Aufgaben für Uebungen aller Art (Mittler, Berlin. 387 S. mit vier Karten 1:100,000 und drei Uebersichtsskizzen. Preis 8 M. 60 Pf.), vor der wir geradezu eine Warnungstafel aufrichten müssen. Durch die Masse des Gebotenen sucht das Buch zu ersetzen, was ihm an Tiefe fehlt. Wir fürchten, daß sich die Arbeit mehr als „Faulenzer“ für gedankenarme Aufgabensteller, denn als Hülfsmittel für Aufgabenbearbeiter erweisen werde; ob Erstere freilich hiebei auf ihre Rechnung kommen werden, ist recht fraglich. Wenn uns auch hier der Raum fehlt, um durch Hinweis auf die zahlreichen Aussetzungen, zu denen uns Aufgabenstellung wie Aufgabenlösung Anlaß gibt, unser absprechendes Urtheil näher zu begründen, so können wir doch nicht umhin, einige Punkte besonders hervorzuheben. Ein altes, aber darum keineswegs gutes Auskunftsmittel, kleinere Truppenkörper in größeren Verhältnissen selbständig auftreten zu lassen, ist das Seitendetachement. Zugegeben, daß ein bemessener Gebrauch desselben vortheilhaft ist; aber die ausgedehnte Anwendung in vorliegendem Buche gibt doch ganz falsche Begriffe und verleitet auch den Bearbeiter zu Detachierungen, wenn er seinen Lehrer so verschwenderisch damit umgehen sieht. Mit gutem Grunde sagt die neue Felddienstordnung (Ziffer 141): „Die Sicherung der Flanken, wenn erforderlich, wird durch Seitendeckungen bewirkt,“ während die bisherige Vorschrift (Ziffer 102) die Worte „wenn erforderlich“ nicht enthielt! Und wir meinen, gerade ein solches Buch sollte hierin mit gutem Beispiele vorangehen und zeigen, wie man sich anderweitig helfen kann. Noch bedenklicher erscheint uns, daß bei fast allen Aufgaben die Truppenstärke der Avantgarde einer Infanterie-Division auf ein Infanterie-Regiment und eine Artillerie-Abtheilung bemessen ist. Der Grund hiefür dürfte so allerdings rein „aufgabentechnischer“ Natur sein, der Anfänger wird aber hiedurch zu direkt falscher Anschauung verleitet, welcher Vorschrift und Praxis seit Jahren entgegenzuwirken bestrebt sind. Endlich hat der Verfasser für gut befunden, das Wort „Detachement“ durch „gemischte Abtheilung“ zu ersetzen. Allerdings gebraucht auch die Felddienstordnung statt „Sanitätsdetachement“ das Wort „Sanitätskompagnie“ und statt „Pionierdetachement einer Kavalleriedivision“ das Wort „Pionierabtheilung“; das „gemischte“ Detachement aber hat noch Existenzberechtigung, wie F.-O. 52 andeutet. Uebrigens erläßt auch Hauptmann Immanuel an seine „gemischte Abtheilung“ ganz inkonsequenterweise „Detachements-Befehle“; das gelegentliche Weglassen des Beiwortes „gemischt“ kann ferner zu großen Irrthümern hinsichtlich des mehrdeutigen Begriffes „Abtheilung“ führen (siehe z. B. S. 51 des Buches).

Ueber allen diesen Aussetzungen wollen wir aber nicht verkennen, daß bei der Masse des Gebotenen — 22 Aufgaben mit Lösungen, 203 ohne solche — auch viele gute Gedanken sich vorfinden, die manche Anregung geben. Die Ausstattung, besonders die Kartenbeigabe, ist sehr gut.

Krisak, Feldbefestigung. Drei taktische Aufgaben für deren Anwendung mit Bearbeitung und Besprechung. (Mittler, Berlin. 51 S. mit sechs Skizzen in Steindruck. Preis 2 M. 25 Pfg.) Im Verlaufe des Krieges 1870/71 war eine überlegene Geschicklichkeit der französischen Infanterie im Einrichten und Ausnützen feldmäßiger Deckungen zweifellos zutage getreten, und nur allmählich hatten sich die Deutschen ähnliche Fertigkeiten angeeignet. Leider bestand auch noch nach dem Feldzuge in den Reihen unsrer Armee eine gewisse Abneigung gegen die Erdarbeit, denn diese war bei unklaren Köpfen als mit der Pflege des Offensivgeistes unvereinbar verschrieen. Erst in den letzten Jahren beginnt das Vorurtheil zu schwinden und zunächst allerdings mehr in der Theorie als in der Praxis den Fragen der Feldbefestigung lebhafteres Interesse zugewandt zu werden. Die Formen der Feldbefestigung sind zwar bekannt, ihre Anwendung jedoch im Gelände, die genaue Kenntniß und praktische Verwerthung der jeweils verfügbaren technischen Kräfte und Mittel, die sichere Vertheilung der zu fordernden Arbeit, vor allem das Ineinandergreifen von Taktik und Technik ist weniger bekannt und geübt, als bei dem mehrjährigen Vorhandensein einer trefflichen Vorschrift erlaubt ist. Mit Freude begrüßen wir daher Lehrschriften, die für praktische und theoretische Uebung der Feldbefestigung vorbereiten; Krisaks Arbeit zählt zu den besten. In seinen drei Aufgaben will er vor allem das Zusammenwirken des Taktikers und des Technikers unter verschiedenen Lagen zum Ausdruck bringen und hat hiebei auch die viel umstrittene Frage „Spaten im Angriff“ angeschnitten. Die Schrift wird besonders allen denen willkommen sein, die sich für die Kriegsakademie vorbereiten.

Ein gleichfalls lange vernachlässigtes Gebiet ist der Festungskrieg. Im Kriege 1870/71 gelang es der deutschen Truppenführung nicht, vor Festungen die gleichen verblüffenden Erfolge zu erzielen, wie im freien Felde. Der Grund hiefür liegt vor allem darin, daß der Festungskrieg nicht ebenso gründlich vorbereitet und geübt wurde, wie der Feldkrieg, und im Kriege treibt Jeder nur das, was er gelernt hat, und treibt es so, wie er es gelernt hat. Kenntniß und Uebung des Festungskrieges sind aber heute um so wichtiger, als ein großer Krieg der Zukunft, besonders zu seinem Beginn und zu seinem Ende, sich in und vor Festungen abspielen wird. Und alle Kreise der Armee müssen sich damit befassen, das Gebiet darf nicht länger als die Domäne des Fußartilleristen und des Ingenieurs gelten! Altmeister Vauban war nicht nur ein hervorragender Ingenieur und ebenso tüchtiger Artillerist, sondern auch — was die Hauptsache — ein ganz bedeutender Taktiker und Truppenführer. Die kriegsspielmäßige Uebung des Festungskrieges muß daher auch außerhalb der Spezialwaffen und der Festungsgarnisonen als höchst nothwendig und zeitgemäß erklärt werden. Aber während über das Feldkriegsspiel verschiedene Veröffentlichungen vorhanden sind, ist die Literatur über das Festungskriegsspiel recht lückenhaft. Im Interesse der Landesvertheidigung entziehen sich eben verschiedene einschlägige Mittheilungen der öffentlichen Bekanntgabe und Erörterung, wenngleich vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, da man weniger in der Ge-

heimhaltung des einen oder andern Details vor dem Feinde, als in einer recht gründlichen Bekanntmachung des eigenen Personals die beste Gewähr für den Erfolg auch im Festungskriege erblicken wird.

Um so willkommener müßte eine Schrift sein, die unter dem Titel: „**Grundsätze für die Leitung des Festungskriegsspieles mit Beispielen nach der Kriegsgeschichte**“ von Oberst z. D. **Kunde** (früher Bataillanskommandeur im sächsischen Fußartillerie-Regiment Nr. 12) bei Mittler in Berlin erschienen ist. (159 S. mit zahlreichen Skizzen. Preis 4 M.) Aber den oben angedeuteten Schwierigkeiten ist auch der Verfasser erlegen, und, setzen wir gleich hinzu, weit mehr als an sich zu verainthen stand. Der erste Abschnitt des Buches, die eigentlichen „Grundsätze“, enthält ja manche beachtenswerthe Fingerzeige, beschränkt sich aber viel zu sehr auf allgemeine Angaben und die Wiedergabe von Regeln, die aus dem Feldkriegsspiel her Jedermann ohnedies geläufig sind. Es sollten weit reichlichere Daten, lediglich dem Festungskriege dienend, etwa in Tabellenform gegeben sein; das Material hiefür findet sich — ohne Hülfe geheimer Vorschriften — in einer für die Zwecke des Spieles ausreichenden Genauigkeit z. B. in Löbells Jahresberichten. Besonders haben wir hier Wirkungsangaben für schwere Geschütze im Auge, bei denen es sich im Spiele weniger um absolute Genauigkeit als um die Charakterisirung eines solchen Geschützes modernsten Musters handelt. Kunde läßt aber gerade in diesen Richtungen seine Leser vollständig im Stiche und nöthigt sie zu eigener, für Viele nicht leicht zu bewältigender Arbeit. Geradezu bedenklich aber ist die Behandlung der kriegsgeschichtlichen Beispiele in dem zweiten, dem Hauptabschnitt des Buches. Den seither eingetretenen Fortschritten der Heeresorganisation, des Waffenwesens und Festungsbaues sollte umsomehr Rechnung getragen sein, als das Festungskriegsspiel als direktes Ausbildungsmittel für die Zukunft verwerthet werden will; Panzer, Feldbahn, elektrische Beleuchtung, Ballon sind aber heute in und vor Festungen unentbehrlich. Die gewählten Beispiele umfassen Paris für die Einschließung, Belfort für Ausfälle, Soisson für Batteriebau (ziemlich unglücklich!), Sebastopol für die Artillerieschlacht (leider mit glatten Geschützen, also auf heutige Infanterie-Entfernungen!) und Straßburg für den förmlichen Angriff („förmlich“ ist kein glücklicher und ein amtlich bereits aufgegebener Ausdruck).

Störend wirkt auch die auffallend große Zahl von Druckfehlern, die in den „Berichtigungen“ lange nicht in ihrer Gesammtheit behoben sind. Wenn wir schließlich trotzdem das Buch der militärischen Leserwelt empfehlen, so geschieht dies hauptsächlich deßhalb, weil zur Zeit über das Festungskriegsspiel wenig besseres vorhanden ist. Anders liegt die Sache hinsichtlich kriegsgeschichtlicher Beispiele aus dem Festungskriege! Wir halten nämlich, und zwar gerade auf Grund des Studiums der vorbesprochenen Schrift, an der Ansicht fest, daß sich eine derartige Verquickung von Kriegsspiel und kriegsgeschichtlichem Beispiel auch für den Festungskrieg durchaus nicht empfiehlt, so wenig dies für den Feldkrieg angezeigt wäre; beide Gebiete sind zeitlich getrennt zu bearbeiten. Harrt nun das Festungskriegsspiel zunächst noch des berufenen Autors, so hat das kriegsgeschichtliche Beispiel neuerdings geradezu einen Meister gefunden, der die schwierige Materie in einem monumentalen Werke zu behandeln unternommen hat. Wir meinen:

Frobenius, Oberstleutnant a. D., **Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71.** I. Theil. Einschließung. Heft 1. Belfort und Straßburg; Heft 2. Metz; Heft 3. Paris. Mittler u. Sohn, Berlin. Mit zahlreichen Plänen und Skizzen. Preis je 3 M. 50 Pf. — Der Verfasser ist ein armeebekannter Mann, bei seinen ehemaligen Schülern wie bei seinen Lesern gleich beliebt. Dies verdankt er nicht nur seinem tiefen, die volle Beherrschung des Stoffes verbürgenden Wissen, sondern auch seiner vornehmen, ruhigen und maßvollen Sprechweise, die ihn stets auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben und nur das Erreichbare anstreben läßt. Im Fluge gewinnt sich auch seine neueste Schrift die Sympathien aller Urtheilsfähigen dadurch, daß sie unter sorgsamer Dämpfung technischer Klänge auf den **Grundton** „**Taktik**“ gestimmt ist. Wir können uns hier jedes Eingehen auf Einzelheiten ersparen, das Werk will ganz gelesen und an der Hand der beigegebenen vorzüglichen Pläne mit Zirkel und Kohle durchgearbeitet sein; nur die Gruppirung des Inhalts der einzelnen Hefte sei dahin angedeutet, daß abschnittsweise: die Festung vor der Einschließung — die Ausführung der Einschließung — die Ereignisse während der Einschließung behandelt und jedem Abschnitte „Betrachtungen“ angefügt sind.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die Frage aufzuwerfen, ob überhaupt bei der Vorstellung, die man sich über den voraussichtlichen Verlauf eines Festungskampfes der Zukunft heute macht, der Ausdruck „Einschließung“ noch am Platze sei? Besonders beim Angreifer muß in Zukunft das offensive Moment, die allgemeine Angriffstendenz weit kraftvoller zum Durchbruch kommen, als dies früher der Fall war, und auch der Vertheidiger muß sich energischer gegen die Einschließung wehren, sich das hiezu benöthigte Gelände nicht ohne harte Kämpfe entreißen lassen. Ist also statt „Einschließung“ nicht der Ausdruck: **Kampf um das Vorfeld der Festung** bezeichnender?

Der Fortsetzung des Werkes sehen wir mit Spannung entgegen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Aus dem Nachlaß der Freundin Goethe's, **Ulrike v. Levetzow**, wird der „National-Zeitung“ zufolge eine **kleine Büchersammlung von elf Bänden** soeben zum Verkauf angeboten. Es sind meistens „Taschenbücher“, wie sie in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts bei der deutschen Frauenwelt sehr beliebt waren, Almanache, die Gedichte, Novellen und kleine belehrende Artikel enthielten und meistens illustrirt erschienen. Wir finden das „Wiener Taschenbuch“ aus den Jahren 1803, 1804 und 1808 noch in den Originalkartons in feinen Goldschnittbänden. Das Wiener „Hoftheater-Taschenbuch“ für 1808 enthält Schauspielerportraits zu Goethe's „Clavigo“, „Iphigenie“ und der „Tankred“-Uebersetzung, und es ist ein anmuthender Gedanke, sich das junge, sinnige und kluge Mädchen vorzustellen, wie sie die Gestalten Goethe'scher Dichtung betrachtet, ohne ahnen zu können, welch feine Fäden der Empfindung sich einst von dem Dichter zu ihr hinüberspinnen würden. Einen historischen „Almanach für den deutschen Adel“ vom Jahre 1798 hat Ulrike (geb. 1804) wohl von den Eltern überkommen, während das „Taschenbuch für 1825, der Liebe und Freundschaft gewidmet von Stephan Schütze“ einer Zeit entstammt, die kurz nach ihrer Bekanntschaft mit Goethe liegt. Auch der historische Almanach enthält Bilder, die an den Dichter erinnern, 14 Kupfer zu einer prosaischen Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen. Reise-Erinnerungen der Eltern werden wohl die beiden Bücher sein: „Taschenbuch für Fremde in Dresden, mit einem Plan“ und „Dresdens Umgebung nebst einem Wegweiser durch die Gegenden der sächsischen Schweiz“, jenes aus dem Jahre 1811, dieses von 1818. Aus der späteren Lebenszeit Ulrikens und vielleicht bezeichnend für ihren von Goethe bemerkten und geschilderten Sinn für betrachtende Beschaulichkeit sind die „Gedichte“ von Ernst v. Feuchtersleben (1836). In die meisten dieser in peinlichster Sauberkeit erhaltenen Bücher hat Ulrike mit ihrer zierlichen Handschrift ihren Namen „U. v. Levetzow“ eingeschrieben.

* **Das neueste Werk des Grafen Tolstoi.** Vor kurzem wurde gemeldet, daß von Leo Tolstoi demnächst ein neues Buch, „Sklaventhum unsrer Zeit“, erscheinen soll. Der Verfasser schickt seinem Werke folgende Vorrede voraus: Vor etwa zehn Jahren hat die Moskauer Volkszählung in mir eine Reihe von Gedanken und Gefühlen erweckt, die ich nach Kräften in meinem Buche „Was thun?“ niedergelegt habe. Zu Ende des Jahres 1899 beschloß ich, diese Frage einem neuen Studium zu unterziehen, und kam dabei zu denselben Resultaten, die in jenem Werke veranschaulicht sind. Da es mir aber scheint, daß ich in den verflossenen zehn Jahren an Fähigkeiten gewonnen, diese Frage ruhig und sachlich zu beurtheilen, und da ich mit ihr die zur Zeit üblichen Theorien

in Zusammenklang bringen wollte, so beschloß ich, meinen Lesern die neuen Erwägungen vorzulegen, die mich zu diesen Schlußfolgerungen geführt. Ich hoffe, daß sie denen nützen werden, die ehrlich darauf bedacht sind, ihre Beziehungen zur Menschheit aufzuklären und die sittlichen Pflichten zu bestimmen, die aus dieser Lage resultiren. In dieser Absicht übergebe ich mein Buch dem Drucke. Die Grundidee sowohl jenes früheren wie auch dieses Werkes ist die Negirung der Strafe (des Zwanges). Diese Negirung gründe ich auf das Evangelium, wo sie aufs klarste ausgedrückt ist, nämlich in den Worten: So dir Jemand einen Streich gibt auf die rechte Backe, dem reiche die andere auch dar, d. h. dulde die Kränkung, aber selbst kränke nicht.

-rt- **Neue Gradmessung in Afrika.** Auf dem in den letzten Tagen in Paris abgehaltenen Geodäten-Kongreß hat der kgl. Astronom und Leiter der Kap-Sternwarte, Sir David Gill, die Mittheilung gemacht, daß unter seiner Leitung mit der Ausführung einer neuen afrikanischen Gradmessung begonnen worden ist. Der zu messende Meridianbogen wird nicht weniger als 66 Breitengrade umspannen und vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Alexandria sich erstrecken, also ganz Afrika der Länge nach durchqueren. Mit Ausnahme einer kurzen, innerhalb Deutsch-Ostafrika's liegenden Strecke verläuft dieser ganze, rund 7000 Kilometer lange Meridianbogen auf englischem Besitz oder Schutzgebiet (Kapland, Betschuanaland, Britisch-Ostafrika, Kordofan, Aegypten). Von Seiten des Deutschen Reiches ist die Ausführung der nothwendigen Messungen im Gebiete von Deutsch-Ostafrika bereitwilligst gestattet worden. Im Süden von Afrika sind die Arbeiten trotz des Krieges bereits beträchtlich vorgeschritten. Der Pariser Kongreß hat die Vertreter Englands zu diesem großartigen Unternehmen auf das wärmste beglückwünscht und er hat gleichzeitig den Wunsch ausgesprochen, daß zwischen Frankreich, dem Congo-Staat und dem Deutschen Reich ein Abkommen getroffen werden möge, auf Grund dessen eine das englische Unternehmen ergänzende **Breitengradmessung**, die sich von Französisch-Congo bis nach Deutsch-Ostafrika erstrecken soll, zur Ausführung gelangen könnte.

* **München.** Ueber den „bayerischen Tisch“ an der zoolog. Station Neapel wird berichtet: Das Staatsministerium des Innern hat für die bayerischen Landesuniversitäten einen Arbeitstisch der zoologischen Station in Neapel gemiethet. Die zoologische Station hat bekanntlich den Zweck, das Studium von Seethieren und Seepflanzen durch Herstellung aller Erfordernisse für Gewinnung und Züchtung des Beobachtungsmaterials zu erleichtern. Die unentgeltliche Benützung des Arbeitstisches kann eingeräumt werden: 1. allen im Verbande der drei Landesuniversitäten stehenden Angehörigen des Deutschen Reiches und solcher ausländischen Staaten, die gleichfalls einen Arbeitstisch an der zoologischen Stationen in Neapel dotiren; 2. allen jenen Ausländern, ohne Ausnahme, die an einer bayerischen Universität Privatdozenten sind oder die besoldete Stelle eines Assistenten, Koassistenten oder Präparators bekleideten. Für dieses und nächstes Jahr steht das Verleihungsrecht dem akademischen Senat der Universität München zu.

* **Gießen.** Der „Frkf. Ztg.“ wird geschrieben: Der vor Kurzem an der hiesigen Hochschule zur Habilitation zugelassene Dr. **Schwarzmann** übernimmt eine Stelle am Großh. Badischen Naturalienkabinet in **Karlsruhe** und scheidet damit aus dem Lehrkörper der Universität aus.

* **Bonn.** Der Dozent für Geodäsie Georg **Hillmer** ist zum Professor der Landwirthschaftlichen Akademie zu **Bonn-Poppelsdorf** ernannt worden.

* **Berlin.** Dr. Rudolf **Berger**, ein Schüler Adolf Toblers, wurde von der Akademie der Wissenschaften und Künste zu **Arras** in Anerkennung seiner Ausgabe des mittelalterlichen Minnesängers Adam de la Halle aus Arras und seiner Forschungen auf dem Gebiet der altfranzösischen Literatur zum korrespondirenden Mitgliede gewählt.

* **Aus Oesterreich.** Wie die Wiener Hochschul-Korrespondenz meldet, wurde vom Unterrichtsministerium mit der Supplirung der durch den Tod des Hofraths Dr. Eduard **Albert** erledigten ersten chirurgischen Universitätsklinik im allgemeinen Krankenhause der Abtheilungsvorstand an der allgemeinen Poliklinik in Wien, Prof. Dr. Julius **Hochenegg**, ein Schüler Alberts, betraut. Hochenegg wurde 1886 klinischer Assistent Alberts, in welcher Stellung er bis 1891, dem Zeitpunkt seiner Ernennung zum Vorstande an der Poliklinik, verblieb, nachdem er sich 1889 für Chirurgie habilitirt hatte. Bereits während Alberts Krankheit, im Jahre 1896, supplirte er an dessen Klinik.

* **Zürich.** Der Privatdozent der landwirthschaftlichen Abtheilung des hiesigen Polytechnikums A. **Nachtweh** hat, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, einen Ruf als Professor an die Universität **Halle** erhalten, dem er Folge leisten wird.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. **Kaiser**: Die Technik des modernen Mikroskops. Zweite umgearbeitete Auflage, Lieferung 1. Wien, Perles. — B. **Danneberg**: Neue überraschende Aufschlüsse und zuverlässige Rück- und Fernblicke über die allgemeinen Witterungserscheinungen. Neuhaldensleben, Eyraud 1900. — L. **Wilser**: Die „Kruger Penka'sche Hypothese“. (Sonderabdruck aus dem „Globus“, Band 78, Nr. 9.) Braunschweig, Vieweg. — **Denkmäler deutscher Tonkunst.** 3. Bd. — (Ditto.) Zweite Folge: Denkmäler der Tonkunst in Bayern. 1. Jahrgang. E. F. Dall'Abaco. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — **Alte Meister**, in farbiger Wiedergabe. 1, u. 2. Lfg. Leipzig, Seemann 1900. — C. F. **Lehmann**: Armenien und Nordmesopotamien in Alterthum und Gegenwart. Vortrag. (Verhandlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft 1900/1901, Heft 4.) Berlin, Reimer 1900. — Prof. E. **Fischer**: Eröffnungsfeier des neuen k. Chemischen Instituts der Universität Berlin. Berlin, Hirschwald 1900. — S. **Goldmann**: Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897. 3. Lfg. Berlin, Vahlen 1900. — **Aus Deutschlands großer Zeit.** Festspiel. Quedlinburg, Vieweg. — **Hendschels Telegraph.** Nr. 7, Oktober und November 1900. Frankfurt a. M. — J. **Diefenbach**: Der Zauberglaube des 16. Jahrhunderts. Mainz, Kirchheim 1900.

Jahrgang 1900. München Donnerstag, 11. Oktober. Nummer 233.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die allgemeine polytechnische Jugendbildung

Von Otto Wendlandt

Die Grundlage unsres Erziehungs- und Bildungswesens ist die Familie. Mit dem Aufschwung und dem Niedergang des Familienlebens steigt und fällt auch unser Bildungswesen. Alle Bestrebungen, welche auf die Steigerung der Volksbildung gerichtet sind, werden daher am erfolgreichsten wirken, wenn sie gleichzeitig die Hebung des Familienlebens herbeiführen.

Die Pädagogik der Gegenwart betrachtet als ihre Hauptaufgabe die Grenzen der Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit für die Jugendbildung aller Volksklassen festzustellen. Die maßgebenden Faktoren dafür sind die Durchschnittsintelligenz unsrer Schüler und ihre Lebenshaltung und Führung durch die Familie.

Da bei der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung die gleichmäßige allgemeine Volksbildung keine viel weitergehendere sein kann, als sie nach den gesetzlichen Bestimmungen ist, so gehen die Vertreter des Zukunftsstaates von einer Organisation der Erziehung aus, welche an die Stelle der häuslichen Erziehung die allgemeine Anstaltserziehung setzt.

Auch der innere Betrieb des Unterrichts in diesen Anstalten soll eine prinzipielle Umgestaltung erfahren. Die Bildung soll eine dreifache, eine geistige, körperliche und polytechnische sein; letztere soll das Kind in die wissenschaftlichen Grundsätze aller Produktionsprozesse und in den praktischen Gebrauch der elementaren Instrumente aller Gewerke einführen.

Der Gedanke, die Arbeit mit dem Unterricht zu verbinden, ist zuerst angeregt worden durch das bekannte Buch „Robinson Crusoe" von Defoe und von Rousseau im „Emil" so formulirt worden:

Geistige und körperliche Arbeit müssen so miteinander wechseln, daß sie sich gegenseitig zur Erholung dienen. Emil muß denken wie ein Philosoph und arbeiten wie ein Bauer.

An die praktische Gestaltung dieser Idee machten sich zunächst die von Rousseau'schem Geist beseelten Philanthropen. In allen den von ihnen gegründeten Unterrichts- und Erziehungsanstalten wurde neben dem wissenschaftlichen Unterricht auch Gelegenheit zu allerlei Handarbeit geboten. Ganz auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung, wie die Philanthropen, fordert gegenwärtig der über ganz Deutschland verbreitete Verein für Knabenhandarbeit, daß neben wissenschaftlichem Unterricht in den Schulen auch ein pädagogisch gestalteter Handarbeitsunterricht ertheilt werde. Der diesjährige Deutsche Lehrertag in Köln hat sich entschieden gegen die Eingliederung dieser Disciplin in den Lehrplan der Volksschule erklärt.

Dagegen wendet sich der „Vorwärts" in Nr. 136 dieses Jahres und tritt dann energisch für den viel weitergehenden Arbeitsunterricht ein. Jedes Kind ohne Unterschied soll vom neunten Lebensjahr ab ein produktiver Arbeiter sein, doch unter der Bedingung, daß mit jeder produktiven Arbeit auch Bildung verbunden sei.

Der erste Vertreter des kommunistischen Erziehungssystems in dem Sinne, es thatsächlich zu verwirklichen, ist Gracchus Babeuf, bekannt durch die „Verschwörung der Gleichen" 1795.

Nach dem Manifest der Gleichen sollte die Erziehung „national, gemeinsam und gleich sein". Handarbeiten der Knaben sollten abwechseln mit einem auf solche Kenntnisse beschränkten Unterricht, die nützlich und geeignet erscheinen, der Jugend die Liebe zur neuen Ordnung der Dinge einzuflößen.

Als eine praktische Lösung der kommunistischen Erziehungsaufgabe sind die Arbeitsschulen Robert Owens zu New-Lanark in Schottland anzusehen. Owen sah die praktische Lösung des sozialen Problems in den Heimkolonien (Home Colonies), welche er 1817 zum erstenmal öffentlich befürwortete. Sie sollten möglichst gleichmäßig über das ganze Land verbreitet werden und aus 500—2500 Einwohnern bestehen. Die einzige natürliche Eintheilung der Menschen sollte die Klassenabtheilung des Alters in acht aufsteigenden Stufen bilden.

Die erste Klasse reicht von der Geburt bis zum Ende des 5. Jahres. Nach der ersten Epoche des Säuglingsalters kommen die Kinder in Kleinkinderschulen, wo die eigentliche Erziehung beginnt.

Die zweite Klasse besteht aus den Kindern von 5 bis 10 Jahren. In den ersten zwei Jahren wird der begonnene Unterricht in angemessener Weise fortgesetzt. Vom achten Jahre ab wird mit dem Unterricht regelmäßig Arbeit in Haus und Garten verbunden. Die Kinder stehen dabei unter der Leitung der dritten Klasse, welche aus den Kindern von 10 bis 15 Jahren besteht. Auf dieser Stufe erfolgt die Einführung in die Wissenschaften und Künste und daneben in den Betrieb der Landwirthschaft, der Industrie, des Bergbaues und der Fischerei.

In größerem Umfang als die ersten Klassen wird die vierte (15—20 Jahre) zu den gesellschaftlich nothwendigen Arbeiten herangezogen. Die folgende Klasse stellt die Werkmeister und Direktoren in jedem Zweig der Erziehung und Produktion. Die drei letzten Klassen besorgen die äußere und innere Verwaltung.

Der erste Vertreter der allgemeinen polytechnischen Jugendbildung in Deutschland ist Joh. Gottlieb Fichte. Er sagt in seinen Reden an die deutsche Nation 1806: „Ein Haupterforderniß der neuen Nationalerziehung ist, daß in ihr Lernen und Arbeiten vereinigt sei." Die

Mängel der häuslichen Erziehung sollen nach Fichte's Vorschlag durch die Anstaltserziehung beseitigt werden. Solche Anstalten müssen mit einem hinlänglichen Stück Land ausgestattet werden, damit Acker- und Gartenbau und Viehzucht getrieben werden kann. Außerdem wird Unterricht über die Gewerbe ertheilt; darauf folgt die Einführung in die Gesetze der Mechanik. Für die Bildung, welche heute unsre höheren Schulen den Kindern der besser situirten Volksklassen übermitteln, vertrat auch Goethe in seiner „pädagogischen Provinz“ die Idee der Fichte'schen Nationalerziehung. Goethe will in der Provinz, welche nach den verschiedenen Berufszweigen in Regionen getheilt ist, zeigen, wie „Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit mit auslangendem Unterricht weit verträglicher ist, als man denkt“. Diesen Gedanken zu einem neuen Faktor der allgemeinen Volksbildung zu machen, daran hat Goethe nicht gedacht. Er betont das auch an anderer Stelle: „Gewisse Dinge freilich müssen nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Lesen, Schreiben und Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern, übernimmt der Abbé.“

Um eine leichtere Auslese der Talente für die höheren und künstlerischen Berufsarten bei gleichzeitiger theoretischer Belehrung und praktischer Bethätigung handelt es sich in der pädagogischen Provinz.

An Fichte lehnt sich besonders Bebel, an Owen Liebknecht an, um kühn über das Fundament unsres Bildungswesens, die Familie, hinwegzuschreiten und den Zukunftsstaat, dessen Hauptfunktionen die Organisation der Arbeit und der Erziehung sein soll, aufzubauen.

In seinem bekannten Buch, „Die Frau und der Sozialismus,“ das zu den verbreitetsten gehört, fordert Bebel die Uebernahme der Gesammterziehung von der Gesellschaft.

Nachdem das Kind die erste Pflege durch die Mutter erhalten hat, kommt es mit den Altersgenossen zu gemeinsamer Obhut in die Spielsäle und Kindergärten. Auf die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens folgt die geistige und körperliche Arbeit. So läuft neben der schrittweisen Einführung in die praktischen Thätigkeiten des Fabrikwesens, der Gartenkultur, des Ackerbaues und der ganzen Technik des Produktionsprozesses die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten her. Durch Beseitigung veralteter Methoden und Lehrgegenstände wird ganz besonders der Lerntrieb angefeuert werden.

Die Redaktion der eingegangenen internationalen Revue „Cosmopolis“ hat die Sozialisten Hyndmann (England), Jaurès (Frankreich) und Liebknecht die Frage der künftigen Gesellschaftsordnung für ihr Blatt eingehend zu behandeln. Im Januarheft 1898 sind die Bilder veröffentlicht. Liebknecht schreibt da: Unter Erziehung verstehen wir: Erziehung durch die Mutter, Erziehung in Kindergärten, in der Elementarschule, in Fachschulen, in Akademien, in Kunst- und Hochschulen — über die Schule hinaus methodische Erziehung durch Kunst, Literatur und Wissenschaft. Für jedes Kind, ohne Unterschied der Geschlechter, die gleiche, die beste Erziehung. Wir gebrauchen die zehnfache Zahl von Schulen und Lehrern und zehnfach höhere Leistungen.

Durch richtige Leitung des Thätigkeitstriebes wird die Ungezogenheit wie weggeblasen sein.

Mit welchem Recht die Vertreter der kommunistischen Erziehung sich mit Vorliebe auf Rousseau beziehen, mag man daraus ersehen, daß Rousseau sagt, keine Armuth, keine Arbeit, keine Rücksicht irgend welcher Art kann den Vater davon lossprechen, seine Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen.

Rousseau's Wahl des Zöglings fällt auf einen Reichen, möglichst von vornehmer Abkunft. Der Arme hat keine Erziehung nöthig; die für seinen Stand ausreichende wird ihm schon durch die Verhältnisse aufgezwungen. Als das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten hält Rousseau den Reiz des Familienlebens. Das ist auch der Grundgedanke in Zola's „Fécondité“.

Die Ehehemmnisse und Ehehindernisse, welche nach Bebel zur Auflösung der Familie führen, sind zum Theil vorübergehende Zeiterscheinungen oder uralte Uebel der Gesellschaft. Es ist also reine Willkür, für die zukünftige Organisation der Gesellschaft die Auflösung der Familie vorauszusetzen.

Auch die Annahme, daß bei kommunistischer Erziehung zehnfach höhere Leistungen erzielt und die Ungezogenheiten weggeblasen werden, ist ein starker Irrthum. Wir haben heute in Preußen einen allgemeinen Maßstab für die geistige Leistungsfähigkeit des Volkes bis zum 14. Lebensjahre. Fast drei Jahrzehnte wird in preußischen Städten nach Lehrplänen mit dem Bildungsziel der Allgemeinen Bestimmungen unterrichtet. Nur ein Drittel der Schüler erreicht das Ziel. Werden in Zukunft auch mancherlei äußere Hemmnisse beseitigt, die Hauptursache dafür, daß zwei Drittel nicht ans Ziel gelangen, ist der Mangel an Intelligenz. Das deutsche Volksbildungswesen gründet sich auf den Gedanken, daß unsre Schulen Stätten der Geistesbildung in dem umfassenden Sinne, der die Gemüths- und Willensbildung einschließt, sind. Durch Einführung des allgemeinen polytechnischen Unterrichts würde die Bildungsaufgabe reichlich verdoppelt. Das übersteigt die geistige und körperliche Kraft unsrer Schuljugend. Um das zu vermeiden, müßte das wissenschaftliche und praktische Bildungsziel auf die Hälfte herabgesetzt werden. Dessen sind sich die ersten Vertreter der kommunistischen Erziehung wohl bewußt gewesen; denn es heißt in dem vorhin angeführten „Manifest der Gleichen“: „Mögen, wenn es sein muß, alle Künste zugrunde gehen, wenn nur die wirkliche Gleichheit uns bleibt.“

Vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus wäre es der größte Unsinn, die Jugend allgemein in die ganze Technik des Produktionsprozesses, den nicht einmal ein Drittel begreifen würde, einzuführen. Die erwerbsmäßige Beschäftigung ändert sich beständig; Erwerbszweige gehen vollständig ein, andere entstehen neu. Wer will da eine Auswahl für den Unterricht treffen?

Will man aber mit der Jugendarbeit Bildung verknüpfen, so ist dieselbe nicht produktiv und daher zu kostspielig; denn die pädagogisch gestaltete Arbeit kann nicht produktiv sein.

Inwieweit spiegeln sich in Schillers Wallenstein zeitgeschichtliche Personen und Ereignisse wieder?

Von Paul Holzhausen.

II.

Es dürfte nun an der Zeit sein, die schon angekündigte Auseinandersetzung über die „Anachronismen“ zu geben, deren ich mich im Verlaufe dieser Untersuchung schuldig gemacht zu haben scheine, indem ich, an Elsters Wort von der „ans Wunderbare streifenden Prophetie“ unsres Dichters anknüpfend, in den Bereich der Betrachtung Züge und Thaten aus der Zeit gezogen habe, in der Napoleon Kaiser war. Die Arbeit am Wallenstein, an den Schiller zuerst 1791 gegangen war, wurde nach mehrjähriger Unterbrechung 1796 wieder aufge-

kommen und, spätere Aenderungen im Detail ungerechnet, in den ersten Monaten des Jahres 1799, also geraume Zeit vor dem 18. Brumaire, dem Tage des bonapartischen Staatsstreichs, vollendet. Es kann füglich, trotz des blendenden Gaukelspiels scheinbarer Analoga in dem Werke nicht wohl an den Kaiser Napoleon in concreto gedacht sein. Das würde aber immerhin die von uns besprochene „Hypothese", wenn man sie auf allgemeine Umrisse beschränkt — mit Vorbedacht spricht auch Elster von „Imponderabilien" — noch nicht gerade zu widerlegen. Der sprichwörtliche Erfahrungssatz, daß man nicht in die Zukunft sehen könne, gilt doch nicht ohne Ausnahme und ist auch in der Politik schon manchmal widerlegt worden. Wie die erleuchtetsten Geister zur Zeit der unnatürlichen Ausdehnung des französischen Kaiserreichs einsahen, daß es so nicht bleiben werde, so ist auch schon in den ersten Jahren der Revolution von klugen Leuten vorausgesagt worden, daß die Pariser Demokratie in eine diktatorische Spitze verlaufen würde. Zuerst und im allgemeinen von Edmund Burke, auf den sich später auch Friedrich Gentz beruft; dann wurden die Prophezeiungen häufiger, und von 1796 und 1797 an richteten sich namentlich aus Frankreich warnende Stimmen gegen den italischen Sieger. Sie klangen auch nach Deutschland hinüber, und hier hat 1798 der alte Wieland im zweiten seiner „Gespräche unter vier Augen"[11]) ganz offen auf Bonaparte als künftigen Diktator Frankreichs hingewiesen. Burke's Wort und Wielands Gespräche sind Schiller bekannt gewesen, das steht fest. Wie, wenn er sie geglaubt hätte, wenn der große idealistische Konstrukteur ein weiteres Emporkommen dieses jungen Italieners und eine dominirende Stellung desselben, die jener schon 1797/98 in einem so hohen Grade besaß, vorausgeträumt, vielleicht auch dessen Sturz:

Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
(Picc. V, 3.)

in ungefähren Umrissen geahnt, wohl gar, wofür die Zeitgeschichte so manche Beispiele bot, nach Wallenstein'scher Art an eine Ermordung gedacht hätte?

Nun fehlt zwar jedes Zeugniß dafür, daß Schiller in der Person des Generals Bonaparte den künftigen Lenker der Geschicke Frankreichs vorausgesehen oder nur vorausgeahnt habe. Indeß ist doch diesmal ein Beleg dafür vorhanden, daß er mit Burke, und zwar schon sehr frühe, eine Diktatur als das Ende der französischen Dinge geahnt hat. Es ist dies jene Stelle aus der Biographie des Doktors Friedrich Wilhelm v. Hoven, auf die Elster in seinem Briefe Bezug nimmt. Dieser Jugendfreund Schillers berichtet in seinen Erlebnissen von der bekannten Reise, die der Dichter 1793, also noch vor der Hochfluthzeit der Schreckensherrschaft, mit seiner Frau in die schwäbische Heimath unternahm. In den Gesprächen, die die Freunde in Ludwigsburg miteinander führten, spielte begreiflicherweise auch das weltbewegende Ereigniß der Revolution eine Rolle. Hoven erzählt, daß Schiller, ganz im Einklang mit dem, was wir oben hörten, an den Traum einer wahrhaft beglückenden Verfassung in Frankreich nicht habe glauben wollen, einmal, weil die Prinzipien einer solchen noch nicht hinlänglich entwickelt, dann auch, weil das Volk für eine derartige Verfassung noch nicht reif sei. „Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen sollte."

Ich muß gestehen, die Aeußerung Schillers hat etwas überraschendes, und namentlich der Schluß macht den Eindruck einer Divination. Freilich wird seine Bedeutung eines geschichtlichen Zeugnisses wesentlich herabgemindert erscheinen, wenn man erfährt, daß der Jugendfreund Schillers seine Erinnerungen erst im Alter, über 40 Jahre später, niedergeschrieben hat. Eine Gedächtnißtäuschung ist da nur sehr erklärlich, und gerade Leuten von Geist und Phantasie passirt es nicht selten, daß sie in solchen Fällen aus dem Schatze des Wissens und der späteren Erfahrungen Geschöpftes mit früheren Erlebnissen kombiniren.

Indem wir also die Bemerkung des alten Jugendfreundes mit Vorbehalt annehmen, wollen wir uns andrerseits nicht verhehlen, daß sich von dem „unumschränkten Herrn" von Frankreich und dem Gebieter „eines Theils von Europa" leicht eine Brücke zu dem Wallenstein'schen „der Länder Geißel" schlagen ließe. Wie Friedrich Gentz die nach einigen Jahren im Gefolge der napoleonischen Heere wirklich stattfindende Ausbreitung der revolutionären Ideen über die Länder des Ostens fürchtend voraussah, so hätte auch Schiller vorausahnen können, daß der neue Cäsar „der Länder Geißel" werden, daß sich aber auch, wie bei Wallenstein, das „ewig Gestrige" an seine Fersen heften, daß der Legitimitätsgedanke den neuen Liebling des Glückes geradeso zu Fall bringen werde, wie den General Kaiser Ferdinands. Die Wahrheit der Worte in den Piccolomini (II, 7):

Was machte diesen Gustav
Unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in seinem Heere!
Ein König aber, einer, der es ist,
Ward nie besiegt noch, als durch Seinesgleichen,

hat auch Napoleon gefühlt und sich in ganz ähnlichem Sinne ausgesprochen, wenn er wünschte, „sein eigener Enkel zu sein".

Vielleicht haben wir uns etwas zu tief in das Detail vergraben. Wir wollen uns hiedurch wenigstens nicht den Blick verschleiern lassen. Im großen und ganzen genommen, ist unsre „Hypothese" bis hieher noch haltbar, und die unangenehme Thatsache, daß positive Aeußerungen des Dichters fehlen, würde ja, wie gesagt, immerhin noch kein ausschlaggebendes Motiv gegen ihre Annahme sein. Die Entscheidung wird von einer anderen Seite kommen.

Im historischen Schauspiele ist, worauf schon Lessing aufmerksam gemacht hat, die Hauptsache der Charakter des Helden, nicht der Verlauf der geschichtlichen Handlung, mit welcher der Dichter nach der Ansicht dieses großen Kritikers frei umspringen kann. Wie nun, wenn sich herausstellte, daß trotz allem, was wir bisher beobachteten, der Charakter des Schiller'schen Wallenstein, noch einmal mit dem des Korsen verglichen, eine starke Verschiedenheit, ja, in einem ausschlaggebenden Punkte, einen diametralen Gegensatz zu diesem aufwiese?

Schon dem alten Wieland[12]) ist im Wallenstein das „Gemisch von Stärke und Schwäche, von Held und altem

11) Wielands Neuer Teutscher Merkur, 1798, 3 St., 250—288, besonders gegen Schluß des Gesprächs.

12) W. Fielitz, Studien zu Schillers Dramen, Leipzig, 1876, 7.

Weib" aufgefallen, und auch später wurde in der Wallenstein-Kritik oftmals, z. B. von Hettner, mit milderem Ausdruck auf diesen Punkt hingewiesen. Der Herzog von Friedland spielt mit seinem großen politischen Gedanken, dem Abfall vom Kaiser, ohne eigentlich den ernsten Willen zu haben, ihn in That umzusetzen; er treibt dieses Spiel allerdings so lange, bis es zu spät ist und die Umstände ihn zwingen zu thun, was er sonst, nach dem Gefühl des Zuschauers oder Lesers, schwerlich gethan haben würde.

Das so wenig soldatenmäßige „wenn ich wollte" ist für diesen „Abgott des Lagers" ein eigenartiges Charakteristikum. Hören wir ihn selbst:

Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu sagen, als ein andrer,

äußert er (Picc. II, 6) gegen Terzky, und er kann das noch sagen, nachdem ihm schon durch die Herzogin die Kunde von seiner zweiten — schimpflicheren — Absetzung überbracht worden, bei der er bewegt in die Worte ausgebrochen war (Picc. II, 2):

O! sie zwingen mich, sie stoßen
Gewaltsam, wider meinen Willen, mich hinein.

Als dann später der Oberst Wrangel kommt und mit ihm die Entscheidung um einen Schritt näher rückt, sagt er, fast ängstlich, zu Illo (W. T. I, 3):

Warte noch ein wenig.
Es hat mich überrascht — Es kam zu schnell.

Dann folgt der große Monolog (W. T. I, 4) mit seinen vielgepriesenen Schönheiten. Herrlich — als Schilderung des Seelenzustandes eines Unentschlossenen, Nichtentschlußfähigen:

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht?
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten?
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?

So spricht kein Mann der schnellen That. Und was antwortet Wallenstein am Ende der langen Unterredung mit Wrangel (W. T. II, 5), als der Schwede zur Entscheidung drängt?

„Ich will den Vorschlag in Erwägung ziehn,"

und er muß sich von dem fremden Unterhändler die fast schnippisch klingende Entgegnung bieten lassen:

„In keine gar zu lange, muß ich bitten."

Noch immer ist er nicht entschlossen, und die Gräfin Terzky — der einzige Mann im Hause des Herzogs von Friedland, möchte man mit Variation eines bekannten napoleonischen Diktums über die Angoulême sagen — muß die ganze Fülle ihrer diabolischen Beredsamkeit aufbieten, um den Herzog zum Entschluß zu bringen. Erst als Sesin gefangen ist, als die Regimenter abfallen und ein Anderer die halb verlorene Partie vielleicht aufgeben würde, gewinnt Wallenstein volle Festigkeit, und mit Recht kann er von sich sagen (W. T. III, 10):

Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.

Das klingt nicht napoleonisch, dem Manne dieses Namens strahlten nicht die Sterne der Nacht, sondern die Sonne von Austerlitz — die allerdings Schiller nicht mehr sehen sollte.

Dieser hatte die geschilderten Charaktereigenschaften in seiner historischen Vorlage gefunden, wobei es für unsre Untersuchungen ziemlich gleichgültig sein kann, daß er in seiner Anschauung im wesentlichen noch auf dem Boden des Raschin'schen „Berichts" steht,[13]) dessen Glaubwürdigkeit durch neuere Forschungen[14]) völlig erschüttert ist. In einem oft citirten Brief an Körner nennt er unter den „Unarten" der ihm als Stoff vorliegenden Handlung einen „furchtsamen Schritt" und weiterhin den Umstand, daß „am Ende der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit mißlinge." Beides lag nicht in der Art Napoleons, und am wenigsten hatte der Schiller bis dahin bekannte Bonaparte diese Eigenschaften gezeigt. Der pflegte nicht in der Weise Wallensteins mit seinen Gegnern zu verhandeln; auf dem Rastatter Kongreß vermaß er sich, in vierundzwanzig Tagen mit dem ungeheuren Schutt der deutschen Reichsverfassung aufzuräumen, wozu die Diplomaten alten Stils nachher fünf Vierteljahre brauchten, ohne zu einem Ziele zu gelangen; als Graf Cobenzl in Udine — vor dem Frieden von Campo Formio — einer seiner Forderungen nicht schnell genug nachgab, zerschmetterte ihm Bonaparte ein kostbares Porzellangeschirr; mit derselben Schnelligkeit hatte er in Italien die altehrwürdigsten Staatsgebilde Europa's zerbrochen. Und wenn sein Verhalten gegenüber der eigenen Regierung bisweilen an Wallensteins Verhältniß zum Kaiser erinnern mochte, so hatte er doch, als es im Sommer 1797 zum Bruche zwischen ihm und einer der beiden Parteien in Kammer und Direktorium kommen mußte, kurz resolvirt sich auf die ihm zusagende Seite geworfen, und sein Illo-Augereau hatte am kritischen Tage des 18. Fructidor bei der Niederwerfung der Gemäßigten tüchtig mitgeholfen.

Wir sind mit Rücksicht auf Schillers Vorlage gezwungen, bei der Parallele zwischen dem historischen Wallenstein und Napoleon etwas zu verweilen. Geschichtliche Parallelen haben gemeinhin die Eigenthümlichkeit, daß sie keine — Parallelen sind. Wie es in der Natur keine echten Parallelen gibt, sondern die unendlichen Linien des Universums in bunter Konvergenz zu einander stehen, so sind auch unter den Milliarden von Menschenkindern, die gelebt haben, leben und noch leben werden, nicht zwei, die einander völlig gleichen. Auch die beiden großen Kriegsfürsten, der des 17. Jahrhunderts und der, den unsre Großväter noch gesehen haben, sind bei mancher Aehnlichkeit denn doch im Grunde ganz verschiedene Naturen. Ebenso verschieden wie ihr Aeußeres: der lange, hagere, gichtische Mann mit dem röthlichen Haar, dem stechenden Blick und dem schmalen Gesicht, das in den spitzen Knebelbart zu verlaufen schien, und der kleine, untersetzte Mann mit dem Cäsarenkopf — schön und scharf geschnitten wie eine Gemme — und dem großen kalten Auge, über dessen Farbe die Gelehrten bis heute streiten. Trotz dieser äußeren Verschiedenheit zeigen sie freilich im Physischen und in ihrem Habitus, auch in ihrer Lebensführung manches Verwandte. Beide litten an

13) Max Lenz in der Hist. Zeitschr. 59, 385 ff.
14) Irmer I, Einl. XVI.

nervöser Intoleranz gegen gewisse Sinneseindrücke. Von Wallenstein heißt es im „Lager“:

> Kann die Katze nicht hören mauen,
> Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen,

und von Napoleon steht fest, daß er namentlich gegen bestimmte Gerüche, z. B. den der frischen Oelfarbe an Fenstern und Thüren, eine unüberwindliche Abneigung empfand.

Beide Männer waren, ihrer reizbaren Natur entsprechend, heftig und auffahrend, derb und drastisch in der Rede. Sie waren ungeheuer arbeitsam, gegen das, was man im landläufigen Sinne „Vergnügen“ nennt, unempfindlich, inamusable, im Essen und Trinken mäßig. Die äußere Pracht hielten sie als zweckdienliches Mittel und als herkömmliche Begleiterscheinung fürstlicher Würde für unentbehrlich; für die eigene Person war sie ihnen gleichgültig. Vom Weibe ließ sich Napoleon ebensowenig beherrschen, wie der Friedländer, wenn auch das südliche Naturell des Korsen anders aufflammte als der sinnenkalte Deutsche. Napoleon und Wallenstein waren Edelleute, aber in gleicher Weise traten sie auf der großen Weltbühne als homines novi auf, als Emporkömmlinge, Kinder des Glückes und ihres Genies, politische Opportunisten,[15]) die, von glühendem Ehrgeize beseelt, den großen Prinzipienfragen ihrer Zeit, dem Kampfe um religiöse und politische Freiheit, innerlich kalt gegenüberstanden, daher tolerant gegen alle Parteien, in dem Bestreben, eine jede ihren persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Beide, aus „finsterem Zeitgrund“ erwachsen, auf den schwankenden Boden unsicherer Verhältnisse gestellt, dürfen als Heerführer nicht etwa mit einem preußischen General verglichen werden. Beider Stellung war eine völlig singuläre, eine Ausnahmestellung, wie sie die Geschichte nur selten schafft, und wenn man usurpatorische Gedanken bei ihnen nicht entschuldigen will, so wird man vielleicht zugeben dürfen, daß sie ihnen näher als anderen gelegen haben.

> Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz
> War die Versuchung! Hätte sie doch selbst
> Dem bessern Mann gefährlich werden müssen.
> (Picc. I, 3.)

Wenn wir nun noch einmal auf das Dämonische der Persönlichkeiten hinweisen, deren Geschicke mit außerirdischen Mächten in geheimer Wechselbeziehung zu stehen schienen — auch Bonaparte sprach fatalistisch den Glauben an seinen „Stern“ aus — so sind die verwandtschaftlichen Beziehungen dieser großen Naturen so ziemlich erschöpft.

Denn bei all dieser „Parallelität“ erscheinen die beiden Männer in ihrem eigentlichen Lebenselemente, als Heerführer und Staatsmänner, völlig verschieden geartet. Gleich von vornherein muß hier betont werden, daß bei Wallenstein der Feldherr gegen den Politiker, bei Napoleon umgekehrt der letztere gegen den ersteren stark zurücktritt. Bonaparte, hervorgegangen aus den Zeiten der levée en masse und der rücksichtslosen Kampfart, die sie im Gefolge führte, war ein Mann, der mit raschen, gewaltigen Schlägen den Gegner kampfunfähig zu machen suchte, um nachher dem zu Boden Geworfenen rücksichtslos seine Bedingungen vorzuschreiben.

Auch wo er sich der List bediente, war sie stets mit einer gewissen zuschlagenden Brutalität[16]) verbunden.

[15]) Von Wallenstein gebraucht diesen Ausdruck K. Wittich, Hist. Zeitschr. 68, 230.

[16]) Dies zeigte sich beispielsweise bei der Vernichtung Venedigs (1797) und bei seinem Benehmen gegen die spanische Königsfamilie zu Bayonne (1808).

Wallenstein war hingegen in der weitläufigen, winkelzügigen, den Gegner schlau überlistenden Diplomatie des 17. Jahrhunderts groß geworden, die nicht wie Bismarck zwei, sondern stets vier oder fünf Eisen zu gleicher Zeit im Feuer zu haben pflegte. Ließ sich Napoleon, wenigstens nicht leicht, einen Feldzugserfolg durch Unterhandlung zerstören, so traute Wallenstein, namentlich in der Zeit des zweiten Generalats, stets mehr der zweiten als dem ersteren, ja, er setzte einen gewonnenen Kampfpreis — man denke an sein Verhalten nach der Schlacht bei Steinau — glückverheißender Verhandlungen wegen gelegentlich aufs Spiel. Auch in ihrer Strategie selbst sind Beide grundverschieden. Wallenstein vorsichtig, oft in der Defensive, trotz seiner notorischen Feindschaft gegen den Wiener k. k. Hofkriegsrath den Oesterreicher nicht verleugnend und nicht imstande, sich von dem alten, unbehülflichen System der großen Brigaden loszureißen, daher Gustav Adolf, dessen Taktik viel mehr Napoleanisches hat, im offenen Felde unterliegend; Bonaparte, dem ritterlichen Muthe der Franzosen vertrauend, ein Feldherr der schneidigsten, oft brutalsten Offensive, von maßlosester Kombinationsgabe und, wie der Schwedenkönig, ein entschiedener Neuerer in der Taktik. Doch dieses nebenbei. Für unsre Betrachtung ist ausschlaggebend, daß der langsam operirende Verhandlungsgeneral des Dreißigjährigen Krieges, dessen vorsichtig tastende Politik in Schillers Dichtung geradezu den Charakter der mangelnden Entschlußfähigkeit annimmt, mit dem vorwärts stürmenden Mann von Arcole, von Aegypten und vom 18. Brumaire denn doch allzu wenig gemein hat, als daß ein bestimmender Einfluß seiner Persönlichkeit auf das Werk des deutschen Dichters, bei dem ohnehin gänzlichen Fehlen positiver Zeugnisse, zugegeben werden könnte.

Wir wären also einstweilen zu einem sozusagen völlig negativen Resultat gelangt, und dennoch — die Worte des Prologs:

> „Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende“ u. s. w.

sie deuten doch unzweifelhaft darauf hin, daß die Zeitereignisse wenigstens in irgend einer Weise a n r e g e n d auf den Dichter gewirkt haben. Sollten sich da nicht einige Anhaltspunkte finden, die darauf hinwiesen, daß auch konkrete Personen und Vorgänge auf die Wahl seines Stoffes oder, diesen durch Schillers historische Studien als gegeben angenommen, auf die spätere Wiederaufnahme der fallengelassenen Arbeit bis auf einen gewissen Grad mitbestimmend gewirkt haben? Wir kommen da auf unsre obige Bemerkung über den Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges zurück, der nicht mit dem Maßstab eines preußischen Generals gemessen werden dürfe. In den bewegten Zeiten, in denen Schiller seinen Wallenstein schrieb, gab es vielleicht eine noch größere Anzahl so gearteter Heerführer, als in der blutgetränkten Epoche, welche Wallenstein durchlebte. Die Revolutionsgenerale Lafayette, Dumouriez, Pichegru, Bonaparte, selbst Hoche würden in der Beurtheilung sämmtlich sehr schlecht wegkommen, wenn der erwähnte Maßstab eines preußischen Generals an sie angelegt werden sollte. Bleiben wir einmal bei den drei zuerst Genannten stehen, so hat jeder von ihnen die Absicht gehabt, die bestehende Regierung des eigenen Landes zu stürzen; ja, was noch schwerer wiegt, sie haben sämmtlich diese Absicht zu einer Zeit kundgegeben, als die eigene Nation von dem Landesfeind in offenem Krieg schwer bedrängt wurde. Zwei von ihnen, Dumouriez und Pichegru, haben, und das erinnert doch sehr stark an Wallenstein, über diese Pläne mit dem Feinde Absprache gehalten, sie haben sogar mit

dessen Hülfe gegen die eigene Hauptstadt marschiren wollen. Lafayette und Dumouriez haben sich, wie ja auch Wallenstein wollte, im letzten Augenblick, als alles verlaren war, dem Feinde selbst in die Arme geworfen. Diese Bargänge zeigen alsa, unbeschadet der Abweichungen im einzelnen, in ihrer allgemeinen Erscheinung eine viel größere Aehnlichkeit mit dem Treiben Wallensteins, als das Benehmen Bonaparte's, der zwar auch in Italien vielfach ohne den Willen des Direktoriums, mit den Oesterreichern verhandelte, sich aber niemals mit dem Feinde gegen seine eigene Regierung verbündet hat. Was Pichegru im besonderen angeht, so würde, wenn man spezialisiren wollte, die Verhaftung des Grafen d'Antraigues in Triest 1797 und die Beschlagnahme der Papiere dieses zweifelhaften Abenteurers, welche der französischen Regierung die Kenntniß der verrätherischen Beziehungen des Generals zu dem Emigrantenführer Grafen Condé in die Hände spielte, eine und diesmal eine ziemlich genaue, Parallele zu Sezyma Raschins" („Sesins") Gefangennahme durch die Oesterreicher bieten. Auch Pichegru's Haltung und Schicksal bei dem Staatsstreich des 18. Fructidor würde zu dem „furchtsamen Schritt" und „dem Entwurf, der am Ende doch nur durch Ungeschicklichkeit scheitert", nicht so ganz übel passen.

Im übrigen werden wir uns hüten, zwischen dem doktrinären Kanstitutionalisten Lafayette und Wallenstein einen Vergleich anzustellen, und auch Pichegru, der ehemalige Präsident des Jakabinerklubs van Besançon und Schützling St. Justs, würde einen solchen schwerlich ausholten, wiewohl in diesem Fall vielleicht gerade der Charakter des Mannes am meisten dazu auffordert. Pichegru war eine unheimliche Verschwörernatur, kalt, schweigsam, verschlossen, deren Triebfedern in verborgener Tiefe arbeiteten. Still und lautlos ist er auch aus der Welt gegangen, und bis zur heutigen Stunde sind die Akten über sein geheimnißvalles Ende — man fand ihn 1804 im Gefängniß erdrosselt — nicht völlig geschlossen.

Gerade umgekehrt liegt die Sache bei Dumouriez. Der war gewiß keine Wallenstein-Natur, aber seine Schicksale in den beiden letzten Feldzügen, 1792 und 1793, zeigen, äußerlich betrachtet, eine frappante Aehnlichkeit mit vielem, was während des zweiten friedländischen Generalats geschehen ist. Auch ist dies von der bisherigen Forschung nicht ganz unbemerkt geblieben, wie aus einer gelegentlichen Bemerkung des verstorbenen Bonner Literarhistarikers Anton Birlinger in den einleitenden Worten zu dessen Wallenstein-Ausgabe hervorgeht. Auch bei dieser „Hypathese" werden wir also einen Augenblick zu verweilen haben.

Schon in der berüchtigten Kampagne von 1792 zeigen sich analoge Vorgänge zu Wallenstein'schen Operationen. Ein kleines Nürnberg erscheint jenes Valmy, das die in die Champagne eingedrungenen Preußen zum Stehen bringt. Hierauf Verhandlungen, welche den preußischen Rückzug einleiten, indeß auch Dumauriez an einer thatkräftigen Verfolgung des nicht geschlagenen, aber durch die Witterung hart bedrängten Feindes hindern. Das erinnert an Wallensteins Verhalten in Schlesien. Im Feldzuge von 1793, nach der Schlacht bei Neerwinden, die wir einmal als Dumouriez' Lützen zu bezeichnen wagen wollen, beginnt er, von General Miranda, seinem Piccolomini, bei der Gironde verklagt und, wie Wallenstein, van Märdern umgeben, mit dem Feind zu verhandeln. Der Zweck der Verhandlung war ganz analog den Wallenstein'schen Zielen. Marsch auf Paris, wie bei jenem auf Wien, mit Feindes Hülfe; die Gironde sollte, wie Kaiser Ferdinand, zum Frieden gezwungen werden. Dabei gingen beide Heerführer van weiten politischen Gesichtspunkten aus, wie Wallenstein die Aufhebung des intoleranten Restitutionsedikts und die Gleichberechtigung der religiäsen Bekenntnisse in sein Programm aufnahm, so wallte Dumouriez eine gemäßigt kanstitutionelle Verfassung nach englischem Muster; wie Jener die Jesuiten und Klerikalen, so haßte dieser die extrem-reaktionäre Emigrantenpartei. Neben der Toleranz tritt bei beiden Männern der nationale Gedanke hervor, dem Vaterlande den Frieden zu geben[17]) und die Einmischung der Fremden wenigstens auf ein Minimum zu beschränken. Dumouriez' Unterhandlungen mit dem österreichischen Obersten Mack in Ath und Tournay und seine Zusammenkunft mit dem Herzog von Coburg in dem Städtchen Boussu[18]) finden wieder ihre Parallelen in den Unterhandlungen Wallensteins mit dem Herzog von Lauenburg und dem sächsischen Grafen Arnim, während in der Dichtung Mack durch Wrangel vertreten wird. Dumouriez' Vertrauen auf seine Saldaten, die Anhänglichkeit der Linientruppen und der Abfall der Freiwilligen sind weitere Analoga zu den Vargängen in Pilsen und Eger. So weit würde alles stimmen bis zum Schluß: „Vor dem beklagenswerthesten Schicksal," sagt einer unsrer trefflichsten Wallenstein-Forscher, Georg Irmer, „welches einem Helden am Ende seiner ruhmreichen Laufbahn begegnen kann, von der Gnade seiner bisherigen Feinde leben zu müssen, bewahrte der Partisanenstoß des Hauptmanns Devoroux den Herzag van Friedland.[19]) Dumouriez ist dieses bei aller Tragik immerhin beneidenswerthe Loos nicht gefallen. Erst dreißig Jahre später ist er, im eigenen Vaterland geächtet, als Flüchtling am englischen Herde gestorben. Die Zeit seiner unfreiwilligen Muße hat dieser rege Geist zur Abfassung von Memairen und Flugschriften benützt, deren einige schan in den ersten Jahren nach seiner Katastrophe auch in Deutschland viel gelesen und kommentirt wurden, wovon die publizistische Literatur jener Zeit, u. a. Posselts „Annalen", ein beredtes Zeugniß ablegen. Ueberhaupt stand Dumouriez trotz des wenig rühmlichen Abgangs, den er von der Weltbühne genommen, zumal im Auslande, in nicht geringem Ansehen, und auch seine strategischen Bemerkungen, selbst über Bonaparte, waren hoch geschätzt. Gewiß hat auch Schiller hierum gewußt, wenn es auch wieder auffallen muß, daß der Name Dumouriez' in seinen Briefwechseln ebenso unsichtbar ist, wie der Bonaparte's. Daß der Sieger von Jemappes trotz unleugbarer Schicksalsanalogien mit Wallenstein bemerkenswerthe Charakterähnlichkeit besessen, läßt sich nun auch nicht gerade behaupten. Den gemeinsamen persänlichen Ehrgeiz allenfalls ausgenommen, waren sie recht von einander abweichend. Dumouriez, bei seiner aufstrebenden, ruhelosen Natur, doch ein Lebemann des ancien régime, der Wein, Weib und Gesang nicht verschmähte, während gerade der Dichter des Wallenstein in der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" an seinem Helden hervorhebt, daß er „niemals lachte", „den Verführungen der Sinne widerstand" und, „immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, allen leeren Zerstreuungen entsagte,

17) Zu Wallenstein: Irmer III, Publ. a. Preuß. Staatsarchiven, Bd. 46, Einl. XXIX, zu Dumouriez: v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 3. A., II, 215.

18) v. Zeißberg, Aldenhofen, Neerwinden, Löwen, Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. in Wien, Phil.-hist. Kl., CXXVII, bes. am Schluß, 80 ff. Diese treffliche Abhandlung hat die Kenntniß vieler Einzelheiten berichtigt, namentlich auch in der bis dahin verwirrten Chrono'ogie Ordnung geschaffen.

19) Irmer, III, Einl. LXIII—LXIV.

wodurch andere das kostbare Leben vergeuden". Diesem verschieden gearteten Temperament entsprechend, waren sie auch als Strategen grundverschieden: Dumouriez, wie seine Unternehmung gegen Belgien beweist, in seinen guten Tagen ein Draufgänger von frischer Keckheit, die v. Sybel in scharfem Kontrast zu der Bedächtigkeit unsres Herzogs von Braunschweig erscheint,[30]) Wallenstein — doch das wissen wir ja.

Nach alledem glauben wir sagen zu dürfen, daß auch eine „Dumouriez-Hypothese" auf schwachen Füßen stehen würde. Wir zweifeln nicht mehr daran, daß keine der hervorragenden zeitgenössischen Persönlichkeiten als solche einen maßgebenden Einfluß auf die Schöpfung des Dramas ausgeübt hat. Weder Lafayette, noch Dumouriez, weder Pichegru noch Held Bonaparte hat den Harnisch des Friedländers angezogen, sondern eben nur Wallenstein, dessen Bild dem Dichter nach seinen Studien vorschwebte und dessen historische Starrheit seine Kunst milderte und veredelte:

Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.

Aber so wenig ich mich zu entschließen vermag, an eine bestimmte Person aus der Zeitgeschichte als Vorlage zu glauben, eben so weit bin ich entfernt, die Wahrheit der Worte anzuzweifeln, die Elster über das „tiefe Erfassen der Gemeinschaftsgefühle" durch den Dichter gesagt hat. „Der Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel" konnte doch nicht ganz aufhören, einen Mann wie Schiller, auch nachdem ihm die Greuel der Revolution die Lust am Politischen vergällt hatten, zu interessiren. Dabei wollen wir gar nicht bezweifeln, daß das wiederholte Auftreten der großen politisirenden Revolutionsgeneräle, über die man tagtäglich in den Zeitungen lesen konnte, beigetragen haben mag, dem Dichter das Interesse an einem Stoffe zu erhalten und zu erneuern, der eine so starke Verwandtschaft mit dem Treiben jener zeigte. Aber mehr doch als alle konkreten Einzelheiten gilt hier das Unerwägbare, das, was, wie man zu sagen pflegt, in der Luft liegt. Das Milieu der Stimmungen war ein anderes geworden; vor den bürgerlichen Gefühlen drängten sich, namentlich in Süd- und Westdeutschland, mit elementarer Gewalt die politischen hervor. Da mußte auch die Kunst den engen Rahmen des bürgerlichen Schauspiels sprengen, und mochten die Rühr- und Familienstücke eines Iffland und Kotzebue immerhin auf niedere Lebewesen ihre Zugkraft weiter üben, ein Schiller mußte auf hohem Kothurn über diese Banalitäten hinwegschreiten. „Er gab der Zeit," sagt Julian Schmidt, „die Richtung aufs Drama, der sich selbst die Romantiker nicht entziehen konnten; er gab dem Drama die Richtung aufs Historische:"

Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefern Grund der Menschheit aufzuregen.

---

30) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 2. A., I, 571.

Mittheilungen und Nachrichten.

γ. Dr. G. **Thilenius**, Privatdozent in Straßburg, veröffentlicht im letzten Hefte von Maspero's „Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptienne et assyrienne (XXII, 4) zwei interessante Aufsätze über **Thiere der alten Aegypter**. Das ägyptische **Hausschaf** ist bis jetzt noch nicht näher untersucht worden. Nun stellt Thilenius fest, daß die Aegypter zwei verschiedene Arten von Hausschafen besaßen, für die sich auch die Namen gefunden haben. Er geht von einem Relief von Beni Hasan aus, wo unter anderen Hausthieren (Rinder, Ziegen, Esel) auch eine Gruppe von sechs Schafen erscheint. Von diesen haben drei eine hohe Gestalt, langen Hals, breite, horizontal geschwungene Hörner, während die übrigen im Baue kleiner und gedrungener sind, einen kurzen Hals und kurze, abwärts gedrehte Hörner haben. Die höhere Art entspricht dem afrikanischen Mähnenschaf (Ammotragus tragelaphus), das heute noch vereinzelt in ganz Nord- und Westafrika sich findet, sehr ähnlich jener uralten Darstellung z. B. als Hausthier bei den Negern des hinteren deutschen Togolandes, die andere hingegen ist das Fettschwanzschaf, in Westasien heimisch. Das Monument von Beni Hasan stammt eben aus dem Jahre 2000 v. Chr., aus der Zeit der XII. Dynastie. Bei genauer Untersuchung findet sich nun, daß die aus noch früherer Zeit stammenden ägyptischen Darstellungen von Schafen immer nur das Mähnenschaf zeigen, daß aber von der XII. Dynastie an nur noch die andere Art vorkommt. Das führt zu dem Ergebniß, daß die Aegypter zunächst das in ihrem Lande heimische wilde Schaf zähmten und jahrtausendelang als Hausthiere benutzten. Als dann später die Berührungen mit Babylon und Assyrien immer enger wurden, nahmen sie allmählich das Fettschwanzschaf auf, denn dieses bot gegenüber den afrikanischen den Vortheil, daß es neben Fleisch und Milch auch schöne Wolle liefert. Die Zeit des Ueberganges wird also durch jenes Relief vortrefflich bezeichnet. Die andere Mittheilung betrifft das **heilige Thier des Gottes Set**. Der Gott der Wüste wird mit einem Thierkopf dargestellt, den man vielfach für fabelhaft gehalten hat. Es gibt aber einige Denkmäler, welche das Aussehen des Kopfes ziemlich genau erkennen lassen. Man sieht ein junges, schmales Gesicht, das in einen Rüssel ausläuft, die stumpfen Ohren stehen lang in die Höhe. Diese und andere Eigenthümlichkeiten nun stimmen ganz genau zu der Elefantenrüsselmaus (Macroscelides), einem scheuen Thiere Nordafrika's, von der Größe einer Ratte, das vereinzelt im Felsgeröll sich aufhält. Es läßt sich nur mit großer Mühe fangen, so daß man es selten in den zoologischen Gärten antrifft. Diese Aufsätze zeigen wiederum an treffenden Beispielen, wie genau die alten Aegypter in der Darstellung gewesen sind, und so läßt sich erhoffen, daß bei andern sorgfältigen Beobachtungen dieser Art noch manch hübsche Entdeckung gemacht werden wird.

* **Der Erreger des Scharlachs** soll jetzt entdeckt sein, und zwar nach dem Londoner „Lancet" durch Dr. Claß in **Chicago**. Dr. Claß hat einen Keim bei Scharlachkranken gefunden, der sich durch bestimmte Merkmale von anderen Bakterien unterscheidet. Er gehört zu der Gruppe der Kokken, derjenigen Bakterienformen, die nicht die Gestalt von Stäbchen, sondern von winzigen Kugeln besitzen. Innerhalb dieser Gruppe gehört er zu der Familie der Diplokokken oder doppelten Kokken, die aus zwei aneinanderhängenden Kugeln bestehen. Die Gestalt wechselt aber sehr bei der Züchtung auf verschiedenen Nährböden, so daß es wahrscheinlich wird, daß schon mancher frühere Forscher die winzigen Wesen beobachtet, aber wegen ihrer proteusähnlichen Verwandlungsfähigkeit nicht erkannt hat. Der fragliche Keim ist von Dr. Claß bisher in sämmtlichen Fällen von Scharlach gefunden worden, die er überhaupt untersucht hat, und zwar sowohl im Blut, wie in den Absonderungen des Mundes und den Hautschuppen. Der Keim ist für Thiere, z. B. für Schweine, Mäuse und Meerschweinchen krankheiterregend. Mäuse sind für seine Wirkung sehr empfänglich und sterben schon in 12 Stunden nach einer Impfung mit einer ganz kleinen Menge des Bakteriengiftes. Wenn einem Schwein die Bakterien in die Adern eingeimpft wurden, so entstand eine Krankheit, die dem menschlichen Scharlach recht

ähnlich sah. Innerhalb weniger Stunden stellten sich Uebelbefinden und Temperatursteigerung ein, in 3 bis 4 Tagen Röthung der Haut und nach 1 bis 2 Wochen die bekannte Abschälung der Haut, wie sie das wesentliche äußere Merkmal des Scharlach bildet. Eine sichere Feststellung auf dem Wege des Thierversuchs war nicht zu erwarten, weil der Scharlach bei Thieren nicht vorkommt. Der neugefundene Keim hat sich übrigens nicht nur bei gewöhnlichem, unzweifelhaftem Scharlachfieber feststellen lassen, sondern auch bei scharlachähnlichen Erkrankungen, deren Natur bisher nicht genügend bekannt war. Bemerkenswerth ist endlich, daß der verdächtige Keim in Milch wächst, ohne daß diese eine sichtliche Veränderung erleidet. Es ist daran zu erinnern, daß bereits zwei deutsche Forscher, Dr. Baginsky und Dr. Sommerfeld, vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft kürzlich einen Keim beschrieben hatten, der angeblich stets bei Scharlachkranken nachzuweisen war, und dieser mag mit dem von Dr. Claß entdeckten identisch sein.

* **Mit der Vereinigung des Namens des berühmten Agitators für die Polarforschung**, Petermann, hat, so schreibt Prof. H. Wichmann in „Peterm. Geogr. Mittheil.“, der Polarforscher Payer entschieden Unglück. Von der Karte von Franz Joseph-Land muß der Name Petermann-Land wieder gelöscht werden, da dieses von Payer vermeintlich in weiter Ferne gesichtete Land thatsächlich nicht existirt, und der von Payer im innersten Theil des Franz Joseph-Fjordes entdeckten Petermann-Spitze wird jetzt der Ruhm entzogen, der höchste Berg in Grönland zu sein. Bereits in seinem ersten Bericht über seine vorjährige Ostgrönland-Fahrt hatte Prof. A. G. Nathorst angegeben, daß die von Payer anfänglich zu 4207 m, später zu 3480 m angenommene Höhe des Berges weit überschätzt sei. In seinem eingehenderen Bericht wiederholt jetzt Nathorst seine Behauptung und verringert die Höhe auf 2500 bis 2800 m. Einstweilen muß daher die Petermann-Spitze aufhören, als höchster Berg Grönlands zu gelten.

* **Würzburg.** Eine Anzahl Professoren der hiesigen Universität hat sich bereit erklärt, öffentliche Vorträge zu halten, um ein geistiges Bindeglied zwischen Universität und weiteren Kreisen der Bevölkerung herzustellen. In jedem Jahre soll mindestens ein Cyklus von sechs Vorlesungen stattfinden; der heurige beginnt am 24. Oktober. Vorträge halten die Professoren Wien (Physik), v. Frey (Physiologie), Mayer (Deutsches Recht), Hantzsch (Chemie), Wilken (Geschichte) und Dr. Dieudonné (Hygiene). Die Einnahmen fließen der Universitätsreliktenkasse zu.

* **Rom.** Nach der „Pol. Korr.“ steht der Herzog der Abruzzen in Unterhandlung mit der französischen Luftschiffergesellschaft zu einer neuen Unternehmung in den arktischen Gegenden, die nächstes Frühjahr stattfinden soll. Es handelt sich dem Vernehmen nach nicht um eine Wiederholung der Andrée'schen Ballonfahrt, sondern nur um die Mitbenutzung des Ballons bei Erkundigung der Wege der Nordpolexpedition. Der Herzog lehnte bisher beharrlich alle Ausfragegesuche, sowie Anträge auf Abfassung von Zeitungsberichten über seine Expedition ab.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. J. Nürnberger: Neue Dokumente zur Geschichte des P. Andreas Fauthaber. Mainz, Kirchheim 1900. — F. Dahn: Am Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Bd 11.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Felix Dahns Gedichte. Ebd. 1900. — Max C. P. Schmidt: Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Alterthums. II. Buch. Leipzig, Dürr 1901. — Dr. M. F. Scheler: Die transszendentale und die psychologische Methode. Ebd. 1901. — Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg. Jahrg. 1899. Stuttgart, Kohlhammer 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 12. Oktober. **Nummer 234.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein bayerischer Herzog im Nibelungenliede.

Von Prof. E. Jahn (Wertheim a. M.).

E. L. Dümmler (Piligrim und das Erzbisthum Lorch, Leipzig 1854) sagt S. 89: „Die Möglichkeit, daß Piligrim den wesentlichen Inhalt unsres Nibelungenliedes habe aufzeichnen lassen, kann nicht angefochten werden.“ Allerdings ist von der Möglichkeit bis zur Gewißheit ein weiter Weg, und noch heute kann man nicht behaupten, daß Piligrim als deutscher Pisistratus nach Gebühr anerkannt wäre. Noch immer wird mit der Miene der Unfehlbarkeit diktirt, die Notiz der Klage, daß Bischof Piligrim durch seinen Schreiber Konrad die Geschichten von der Nibelungen Noth und Ende habe lateinisch nach den Berichten des Fahrenden Schwemmel aufzeichnen lassen, sei halbgelehrte Fabelei des Mittelalters, das lateinische Werk Konrads wahrscheinlich nie vorhanden gewesen. Andere, die gnädig genug sind, dem Genannten und seiner Arbeit die einstige Existenz zu gestatten, erklären doch Beide als belanglos für die literarische Geschichte unsrer Sage.

Allerdings sind die willkürlichen Annahmen Holtzmanns von einem zwischen 970 und 984 in deutscher Sprache verfaßten Nibelungenlied, das nur ein Bruchstück eines Epos gewesen sei, welches alle Kämpfe mit Hunnen, Avaren und Ungarn umfaßt habe, so windig und grundlos, daß ihnen in der Geschichte unsres Liedes das wissenschaftliche Bürgerrecht versagt bleiben mußte. Aber auch die Hypothese Lachmanns, daß sich aus unserm Nibelungenlied noch zwanzig Lieder herausschälen ließen, wie sie zwischen 1190 und 1210 von verschiedenen Sängern vorgetragen worden seien, wird jetzt selbst in Oesterreich, wo sie noch zuletzt mit großem Aufwand von „Muth“ vertheidigt wurde, fallen gelassen. Der Eindruck der Einheit und Geschlossenheit der Handlung ist zu überwältigend, die Annahme, daß ein Dutzend gleichzeitiger Dichter denselben Stoff in besonderen Liedern, unabhängig von einander so behandelt habe, daß man ihre Produkte nur mit Kleister und Schere bewaffnet zu einem Ganzen habe vereinigen können, zu absurd, um auf die Dauer Glauben zu finden. Fast ein Jahrhundert lang wurde Lachmanns Theorie an allen Hochschulen gelehrt, war Mode in der Wissenschaft gewesen. Aber mit der Zeit mußte man erkennen, daß die Widersprüche der Dichtung, die Lachmann zu seinen Ausscheidungen des angeblich Unechten veranlaßten, auch in seiner Auslese nicht getilgt waren und andrerseits den Kern der Dichtung so wenig betrafen, daß man zugeben mußte, die Einheit sei älter, als die mit Scharfsinn und Geschmack von vielen entbehrlichen Zuthaten gesäuberten Lieder. Noch weniger hat sich ein anderer Versuch allgemeine Anerkennung errungen, eine Urform unsres Liedes dadurch zu rekonstruiren, daß man holperige Verse und unreine Reime aus den verschiedenen Lesarten zusammenstellte. Im günstigsten Falle kam man dadurch zu einem Text, welcher der Mitte des 12. Jahrhunderts und der Lebenszeit jenes Minnesängers entsprochen hätte, der sich für seine episch-lyrischen Erzeugnisse der Nibelungenstrophe bediente. Aber damals war, wie eine Notiz des Saxogrammatikus zum Jahre 1131 beweist, die Sage schon ganz und gar von der Grundidee durchdrungen, welche die einzelnen Lieder als Bruchstücke einer geschlossenen Märe, als Glieder einer Kette von Ursachen und Wirkungen, als einer Tragödie von Schuld und Sühne, kurz als ein einheitliches Epos erkennen läßt; und merkwürdigerweise wurde dieses Lied von der Liebe Lust und Leid, das ganz unserm österreichischen Nibelungenliede entsprach, in Dänemark von einem sächsischen Sänger zur Warnung vor Verrath gesungen, während die im Norden heimisch gewordenen Lieder von Sigurd, Gudrun—Kriemhild und Atli eine grundverschiedene Verknüpfung zeigen. Denn hier sind es die Blutrache und der Fluch des Goldhortes, die der Helden Schicksal bestimmen, dort Treue und Liebe, welche Untreue und Rache gebären. Ebenso wenig fruchtbringend für die Erschließung früherer Gestalten unsres Liedes waren die sprachlich formellen wie die christlichen Kriterien. Verglich man die Redewendungen und formelhaften Ausdrücke des Liedes mit denen anderer mittelhochdeutscher Gedichte, so kam man wieder nicht über die älteren Minnesänger, über König Rother, Kaiserchronik und Rolandslied oder über die Jugendwerke Hartmanns hinaus und sah sich genöthigt, die Einheit des Ganzen von den höfischen Bearbeitern auf einen oder mehrere, ungewiß wann und wo vorhandenen Dichter der Sage zu projiziren. Die christlichen Formeln aber sind über die echten und unechten Strophen so gleichmäßig vertheilt, daß man zugeben muß, der Ueberarbeiter habe sich hierin wie in den höfischen Verzierungen mit so ganz verzweifeltem Geschick den angeblich echten Partien angepaßt, wie nur der schlaueste Fuchs, der seine Fußspuren mit dem Wedel bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Wenn man die bisherigen Bemühungen überblickt, aus den Bearbeitungen des Nibelungenliedes im 13. Jahrhundert die echten und unechten oder die älteren und jüngeren Bestandtheile herauszuklauben, meint man, ein wohlgedüngtes Gartenfeld vor sich zu haben, das von der Natur selbst, nicht vom Gärtner bestellt worden ist. Was grünt und blüht da nicht alles bunt durcheinander, wie ringen da nicht unter und über der Erde Wurzeln und Ranken im Kampf ums Dasein! Aber die Ernte! Wer kann aus Quecken, Wieden, Hahnenfuß, Wegerich und Brennesseln einen erträglichen Strauß binden? So haben sich auch in der Sagen-

forschung die widerstreitenden Ansichten in die Tiefe gesenkt, aber zu einer Harmonie sind sie nicht gediehen. Den Scharfsinn des einen Forschers überbietet ein zweiter, und was jener gefunden, verwirft der spätere. Es ist klar, daß der Weg verfehlt ist, wenn man aus einem halben Dutzend Bearbeitungen, die höchstens einem halben Menschenalter angehören, die Urgestalt einer Dichtung herauskonstruiren will, welche seit mehr als einem halben Jahrtausend die physiologischen Funktionen eines Organismus in Aufnahme, Umsatz und Ausscheidung von Stoff durchgemacht hat.

Glücklicherweise gibt es noch einen anderen Weg, auf die früheste literarische Form unsrer Sage zu kommen. Anstatt aus dem hellen Lichte der mittelhochdeutschen Ueberlieferung rückwärts in die Dämmerung oder gar in die tiefe Finsterniß der Mitternacht zurückzutappen, mache man einmal mit dem für die Heldensage oft geforderten Kanon Ernst, jedes literarische Erzeugniß, sei es nun das Werk eines poetischen Genies oder eines poetischen Volkes, historisch zu fassen. Jede Sage ist das Erzeugniß einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gegend und ist zunächst als solches zu erforschen. Darum muß man sich die historischen Bedingungen klar machen, die die Quelle voraussetzt, und den Ideen Rechnung tragen, unter deren Herrschaft der Dichter oder die Dichtung zur Zeit der Aufzeichnung stand. Nun hat aber unsre Sage, wie die Vergleichung mit den Eddaliedern und der Völsungasage verräth, zwischen dem 6. und 11. Jahrhundert eine ganz merkwürdige Wandlung durchgemacht. Frühestens im 6. Jahrhundert fand die erste Wanderung der Sage nach dem Norden statt, also in einer Zeit, wo an den Küsten des deutschen Meeres noch das Heidenthum herrschte. Demgemäß zeigt auch die Sage im Norden einen solchen Ueberschuß mythischer Bestandtheile, eine so gründlich abweichende Verknüpfung der Begebenheiten und einen solchen Gegensatz sittlicher und sozialer Motive im Vergleich mit unserm Nibelungenliede, wie sie nur der Umsatz des Heidenthums und der germanischen Geschlechterordnung in christliche Ideen und einen darauf gebauten Rechtsstaat zuwege bringen konnte. Die Versuchung läge darum nahe, diesen Umschwung der Weltanschauung für die Geschichte unsrer Sage zeitlich zu verwerthen. Allein mythologische Züge eignen sich wie das Niveau der sittlichen Ideen darum weit weniger zur Zeitbestimmung, weil Vorstellungen uralter Zeiten, verstanden oder unverstanden, oft fortleben und sich wie im Nibelungenliede unvermittelt neben wesenfremde oder einem ganz anderen sozialen Kreise Angehörige stellen.

Derselbe Hagen, der am Frühmorgen des Schlachttages seinen Herrn und Waffengefährten so dringlich gemahnt hat, Gott durch Buße zu versöhnen und alle Sorge auf ihn zu werfen, kredenzt wenige Stunden danach dem König Etzel mit dem urheidnischen Minnetrank seines Kindes Blut. Nun hat aber unser Lied aus der Zeit, da es zum erstenmal aufgezeichnet worden sein muß, so viele geschichtliche und geographische Notizen aufbewahrt und hat so eigenartige Merkmale individueller Beziehung zur Heimath und zu den Interessen der bei der Aufzeichnung betheiligten Personen festgehalten, daß eine Loslösung beider von der Geschichte der Nibelungensage unmöglich erscheint. Weil aber eine Hypothese sich um so mehr der Wahrheit nähert, je mehr ihre Konsequenzen mit der Wirklichkeit stimmen, oder auf bisher dunkle Partien neues Licht werfen, so mag denn hier eine Probe von dem vorgelegt werden, was der Schreiber dieses Aufsatzes auf dem von ihm eingeschlagenen Wege gefunden zu haben glaubt.

In einer Programmbeilage des Wertheimer Gymnasiums vom Jahre 1899 sind alle geschichtlichen und geographischen Kriterien zusammengestellt, aus denen ein Schluß auf die Zeit der Abfassung gezogen werden kann. Es stellte sich heraus, daß unser um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts abgefaßtes Lied in jener Hinsicht Angaben enthält, welche so ausschließlich dem letzten Viertel des 10. Jahrhunderts eigen sind, daß sie ein nicht gelehrter Autor des 13. Jahrhunderts gar nicht mehr wissen konnte. Von dem Verdachte gelehrter Forschung aber sind mindestens die Ritter des 12. Jahrhunderts bis heute verschont geblieben. Weil nun alles im Liede auf die Zeiten des siegreichen Vordringens der Deutschen in der Ostmark, auf die Tage des Königs Geysa in Ungarn, auf die territorialen Verhältnisse zwischen 971 und 985 unter dem Episkopate Piligrims von Passau paßt, weil dieser selbst der Dichtung für ewig einverleibt ist, weil die Zeit der Kreuzzüge und des Römerzüge, des Titanenkampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum im Nibelungenlied auch nicht die leiseste Spur zurückgelassen hat, wogegen alle Jahrhunderte von der Völkerwanderung bis zum Schluß des ersten Jahrtausends ihren Beitrag zu unsrer nationalen Sage geliefert haben, weil also alles, positiv wie negativ, für eine Aufzeichnung am Ende des 10. Jahrhunderts spricht, so wurde dort geschlossen: Die Klage schreibt mit Recht dem Bischof Piligrim (971—991) das Verdienst zu, durch seinen Schreiber Konrad die Mär von der Nibelungen Noth aufgezeichnet zu haben; dieses lateinische Werk ist für die Folgezeit, also auch für das mittelhochdeutsche Epos maßgebend geblieben. Darum beschränkt sich der Beitrag zweier Jahrhunderte, während deren die Sage ununterbrochen im Volksmund, und zwar sowohl im Südosten als im Nordwesten Deutschlands fortlebte und sich bis nach Dänemark verpflanzte, so daß sie dort schon anno 1131 eine weltbekannte (notissima) heißen konnte, auf die Anpassung an den Zeitgeschmack, auf die burleske Behandlung der Spielleute oder die höfisch-ritterliche Einkleidung durch die adeligen Sänger in den Tagen von Minnesangs Frühling. Der Grundstock des Epos ist seit dem Werke Konrads der gleiche geblieben; verändert ist nur die sittliche Bewerthung der Charaktere. Abgeschliffen wurden die Manieren, übertüncht die rohe Naivetät des Gefühlsausdrucks und das Ganze mit einem feinen Guß ritterlich zeremoniöser Lebensgewohnheiten kandirt. Vorurtheilslose Forscher geben zu, daß ein lateinisches Nibelungenlied des 10. Jahrhunderts, welches seine Entstehung dem Kreise des Passauer Bischofs verdanke, existirt habe. Noch aber ist kein Versuch gemacht worden, den Einfluß der Individualität des Schreibers Konrad auf dieses Werk zu untersuchen. Ist er nur der Sammler gewesen, hat er nach einem erkennbaren Prinzip den mündlich überlieferten Stoff umgemodelt, oder hat er als wahrer Dichter am Ausbau des Epos mitgewirkt? Aus dem Stempel, welchen die persönlichen und zeitlichen Umstände Konrads seinem Werke dauernd aufgeprägt haben, glaubte der Verfasser in seinem Programm eine bejahende Antwort auf die beiden letzten Fragen geben zu können. Er hat dem Schreiber Konrad nicht nur die auf den Bischof Piligrim bezüglichen Abschnitte, sondern auch die Episode, welche den nächtlichen Kampf an der Donau behandelt, zugeschrieben, und er glaubt damit eine bisher unbekannt gebliebene geschichtliche Figur im Liede entdeckt zu haben.

Das Schicksal der Programme pflegt zu sein, im Staube zu vergilben, im Programmsarge zu vermodern; selten oder spät kommen sie in die rechten Hände.

Deßhalb ist der Sprung in die Oeffentlichkeit gerechtfertigt. Weil insbesondere die Untersuchung auch auf einen bayerischen Herzog im Nibelungenliede, der bis heute inkognito geblieben war, geführt hat, mag ein bayerisches Blatt den Vorzug haben, dieser Vermuthung Raum und Verbreitung zu geben, Zustimmung oder Widerlegung zu vermitteln. Die bewußte geschichtliche Person ist nämlich der Herzog Heinrich der Zänker, verkappt unter dem Decknamen des Markgrafen Gelpfrât. Es sei erlaubt, die Voraussetzungen und Folgerungen, die zu dieser Annahme geführt haben, hier zusammenzustellen.

Den von Piligrim handelnden Strophen, die von herzlichem Empfang der Burgunderkönige und ihrer Mannen durch Passau's gastlichen Bischof und seine Bürger berichten, geht unmittelbar die Erzählung von dem unheimlichen Nachtkampfe, den die Nachhut der Burgunder unter Hagens und Dankwarts Führung zu bestehen hat, voran. Markgraf Gelpfrât beabsichtigt nämlich, seinen treuen Fergen, den Hagen an der Donau erschlagen, zu rächen. Daß dieser Ueberfall bei Nacht geschieht, ist wenig ritterlich. Aber diese Heimtücke stimmt zu dem Charakterbild, welches unser Lied von den Bayern überhaupt entwirft. Im Gegensatz zu den Franken und Burgundern kommt dieser Stamm überall im Liede schlecht weg, obwohl die Pflege unsrer nationalen Sage ein Hauptverdienst gerade dieses Stammes ist. Bei allen Zügen durch das Land der Bayern wird ausdrücklich, also offenbar hämisch, deren Raublust gedacht, die nur durch die Furcht vor Etzel oder ein starkes Geleite in Schranken gehalten werde. Und der Herr des Landes, der Markgraf Gelpfrât selbst, ist ein würdiges Haupt seines Stammes. Wenn er am gleichen Tage, wo der Mord geschehen, 700 Ritter bereit hat, um Hagens That zu rächen, so weist das nicht auf einen Friedensfürsten, sondern auf einen, der das landesübliche Gewerbe des Raufens und Raubens berufsmäßig treibt. Sein Lohn entspricht seinem Verdienst; der unehrliche Ueberfall kommt ihm theuer zu stehen. Nachdem er beim ersten Zusammenstoß Hagen unsanft hinters Roß gesetzt, fällt er durch die Hand Dankwarts, der auf den angstvollen Hülferuf des Gefällten schleunigst herbeigeeilt ist. Seine Helfershelfer werden schmählich in die Flucht gejagt und ihrer 80 oder 100 erschlagen, während die Burgunder nur vier Mann zu „verklagen" haben. Man sieht also, das Kanterfei sollte weder dem Herrn noch seinem Volke schmeicheln; Vorurtheil und Haß haben Farben dazu geliefert. Wenn nun ein Passauer, ein bayerischer Landsmann die Mär aufgezeichnet haben soll, wie läßt sich diese augenscheinliche Gehässigkeit eines Bayern gegen Bayern erklären? War doch der Bayernherzog auch Landesherr über Passau, und hatte doch das bischöfliche Kontingent des Herzogs Fahnen zu folgen. Hier gibt es nur ein Zwiewahl: Entweder sind die Zeugnisse für die Autorschaft Konrads hinfällig, oder zwischen dem Passauer Stift und dem übrigen Herzogthum Bayern bestand einmal eine tiefgehende Feindschaft. Das erste ist durch die zwingende Kraft der Beweise ausgeschlossen. Auf die zweite Möglichkeit fällt ein volles Licht, sobald man an die Pisistratusrolle des Bischofs Piligrim uneingeschränkt glaubt. Hatten wir uns einmal an die Voraussetzungen, die E. Dümmler in der erwähnten Schrift bietet! Darin zeigt sich der ehrgeizige Bischof Piligrim ein Jahrzehnt hindurch eifrig bemüht, unter dem Vorwande, daß Passau berechtigt sei, das Erbe des einstigen Erzbisthums Lorch anzutreten, sein Bisthum zu diesem Range zu erheben, es von der Metropolitie Salzburgs abzulösen und zum Ausgangspunkt der Mission in Mähren und Oberungarn zu machen. Zu diesem Zweck fälscht er päpstliche Breven, legt dem Kaiser Otto II. Konzepte zu Schenkungsurkunden vor, in welche Formeln eingeschoben sind, die seine Ansprüche als von altersher begründet beweisen sollten, und rühmt in einem Brief an Papst Benedikt seine Verdienste um die Bekehrung vieler Tausende heidnischer Ungarn, besonders an König Geysa's Hofe. Welch merkwürdiges Licht fällt dadurch auf die Abschiedsworte, welche der Oheim Piligrim an seine angebliche Nichte Kriemhilde auf der Brautfahrt zu König Etzel richtet! Stimmt schon das Bild von König Etzels Hofhaltung überraschend mit den Verhältnissen in König Geysa's Umgebung, wo Christen und Heiden friedlich miteinander verkehrten, so entspricht vollends der Rath, die Königin möge sich doch um die Bekehrung ihres Gatten bemühen, ganz zu dem Missionseifer, der den Bischof Piligrim nach seiner eigenen Versicherung beseelte. Und wie klar wird erst die politische Verfeindung Piligrims mit dem Bayernherzog, wenn man seine Beziehungen zu Kaiser Otto ins Auge faßt! Nächst der Bestätigung durch den Papst konnte kein Mann zur Erfüllung seines Herzenswunsches, aus Passau ein Erzbisthum zu machen, mehr beitragen als Kaiser Otto II., dessen Vater und Sohn bekanntlich für Magdeburg, Gnesen und Prag diese Rangerhöhung auch wirklich herbeigeführt haben. Nichts war also natürlicher, als daß sich Bischof Piligrim in den zwischen dem Kaiser und dem Herzog Heinrich ausgebrochenen Bürgerkriege so entschieden auf des Kaisers Seite stellte, daß sich der Haupthaß des Bayernherzogs und seiner Verbündeten eben gegen Piligrim wenden mußte. Dadurch wurde sein Bisthum der Hauptschauplatz der Kämpfe zwischen dem Kaiser und dem Herzog, die Residenz wurde belagert und infolge des Krieges sogar niedergebrannt. Für die Verwüstungen der Diözese fand der Bischof Ersatz in reichlichen Schenkungen des Kaisers und in dem äußersten Entgegenkommen des Markgrafen Leopold, der dem Stifte Passau alle durch die Ungarn einst verlorenen Zehnten und Einkünfte in seiner Markgrafschaft unter der Enns in liberalster Weise wiedergab. Der Grimm gegen den Herzog Heinrich wie die Dankbarkeit gegen den Babenberger Leopold sind in der Zeichnung zweier Personen des Liedes quittirt. Aus diesen freundlichen, wie aus den feindseligen Beziehungen zu den beiden Landesherren seiner Diözese entspringt nämlich die kontrastirende Zeichnung des milden Markgrafen Rüdiger, dessen edle, freigiebige Züge ebenso vom gleichgesinnten Markgrafen Leopold entlehnt sind wie der räuberische und der gewaltthätige Markgraf Gelpfrât ein Zerrbild des Liudolfinges Heinrich verewigt. Begreiflich ist es, daß Letzterer unter einem Pseudonym erscheint. Er heißt nicht Herzog, sondern Markgraf, genau wie noch heutigentags hohe Potentaten unter bescheidenerem Titel ein durchsichtiges Inkognito wahren. Gelpfrât aber ist ein Uebername, und zwar derselbe, den jener Bayernherzog vermuthlich in der That getragen hat. Die Bezeichnung des „Zänkers", die er in der Geschichte führt, kann er unmöglich in seinen Tagen gehabt haben, da das Wort „Zank" und seine Ableitungen erst seit dem 14. Jahrhundert üblich sind. Aber „Gelpfrât" entspricht genau dem lateinischen rixosus, welches Beiwort nach Aventin dem Herzog seit seinem Abfall vom Kaiser statt des früheren Ehrennamens pius beigelegt wurde. Wie Grimm, Schmeller und Weigand beweisen, bedeutet „gelpfen, gelfen" bissiges boshaftes Schreien, händelsüchtiges Gebahren, und „Gilpfinne" übersetzt Schmeller geradezu mit „Zänkerin"; „gilfen" und „gelfen" hat heute noch in allen oberdeutschen Dialekten den gleichen Sinn beibehalten. Also ist

Gelpfrât der Mann voll boshafter, händelsüchtiger Gesinnung, genau das, was Piligrim und sein Schreiber aus schmerzlicher Erfahrung am Herzog Heinrich von Bayern kannten.

Die Schlacht an der Donau ist ein Einschiebsel, aber nicht wie Lachmann meint, von späterem Datum als seine angeblichen echten zwanzig Lieder, sondern um gut 200 Jahre älter. E. Kettner (die österreichische Nibelungendichtung) hat recht, darin eine Nachbildung des Dankvartliedes zu erkennen, aber mit Benutzung eines aus der Thidrekssaga K. 399 ff. entlehnten Motivs. Hier gerathen Dietrich und Hildebrand mit Elsung und Amelung und 32 Kämpen nächtlicherweile in ein Handgemenge, wobei Elsung mit der Hälfte seiner Begleiter fällt. Die beiden Namen klingen in Etse, dem Herrn der Mark an der Donau, und in dem landflüchtig gewordenen Bruder des Fergen, Ametrich, nach. Weil aber die Denkvartscene in der Hauptsache Vorbild gewesen ist, muß dieser Lieblingsheld der süddeutschen Sage schon früher als Gelpfrât in den Sagenkreis eingetreten sein.

Das Verhältniß beider, nur der bayerisch-österreichischen Heldensage angehörigen Personen eröffnet eine interessante Perspektive auf die Vorgeschichte unsres Nibelungenliedes. Wenn nämlich die beiden Helden den niedersächsischen Erzählungen und Liedern trotz deren offenbarer Herkunft aus dem Süden ganz unbekannt sind, und Herzog Heinrich wirklich im Markgrafen Gelpfrât gezeichnet ist, so liegt ein sicheres Datum für die Wanderung der Sage aus Oesterreich nach Westfalen vor, und auf Dankvarts Herkunft fällt ein ganz neues Licht. Die Gelpfrâtscene kann nämlich nicht vor 974 und nicht nach 985 zugedichtet worden sein. Vor jenem Datum hieß der Herzog nicht rixosus, und nach letzterem Jahre hieß er wieder pius, wie er vor seinem Abfall vom Kaiser genannt zu werden pflegte. Die ärgste Heimsuchung erfuhr aber Passau während des Jahres 977. Also entstand die Episode in dem darauffolgenden Lustrum. Dazu stimmt überraschend genug, daß Mautern, an welchem Orte sich Piligrim von seiner Nichte Kriemhild verabschiedete, nur bis zum Jahre 984 die Ostgrenze des Bisthums bildete. In Dankvart aber haben wir nicht wie in dem älteren Rüdiger und Volker eine Persönlichkeit des Mythus oder der poetischen Erdichtung, sondern eine solche zu vermuthen, die der Geschichte der Markgrafschaft angehört. Eine genauere Kenntniß der um die Wiedereroberung der schönen Donaulande zwischen Enns und Wiener Wald bestverdienten Personen seit dem Entscheidungskampf auf dem Lechfeld wird vielleicht sein geschichtliches Urbild erschließen lassen. Sieht es doch ganz so aus, als hätten die neuen Ansiedler im wiedergewonnenen Lande mit dem unerschrockenen, trotz seiner Jugend so mannhaften Marschall einem Lieblingshelden der ruhmreichen Tage ein Denkmal „des Dankes“ gesetzt. Sollte sich diese Vermuthung einst bestätigen, dann wissen wir auch, daß alles, was der oberdeutschen und niederdeutschen Nibelungensage gemeinsam ist, vor 955 den Weg nach dem Sachsenlande gefunden haben muß.

Sind es aber wirklich zwei Bayern, deren Bilder in Haß und Liebe unsrer Dichtung auf ewig einverleibt worden sind, und ist es wirklich ein bayerischer Bischof mit seinem Schreiber, welche zweien Zeitgenossen und Landsleuten ein monumentum aere perennius errichtet haben, so ist nicht nur den Verdiensten des bayerischen Stammes um Erhaltung und Pflege des nationalen Liedes ein weiteres Blatt hinzugefügt, sondern auch für die literargeschichtliche Forschung ein bisher unbekannter neuer Ausgangspunkt gewonnen. Möchte doch allezeit der landesübliche Partikularismus gleichermaßen zum besten des Theiles wie des Ganzen ausschlagen!

Träume.

Es gibt kaum ein Gebiet, über welches so weit auseinandergehende Ansichten herrschen wie das der Träume. Eine sichtende, kritische Bearbeitung dieses Themas, wie sie eben Dr. Sigmund Freud[1]) in Wien veröffentlichte, ist darum lebhaft zu begrüßen.

Dr. Freud unterscheidet zwei Hauptgruppen von Traumtheorien. Die erste behauptet die volle psychische Thätigkeit während des Traumes. Nach ihr bleibt der seelische Apparat ungestört und bringt nur dadurch andere Ergebnisse als im Wachen zustande, daß er unter den geänderten Bedingungen des Schlafzustandes arbeitet.

Die zweite Theorie hält den Traum für eine Herabsetzung der psychischen Thätigkeit und einer damit verbundenen Auflockerung der Zusammenhänge und Verarmung an Material.

Gegen die erste Theorie ist namentlich der Einwurf berechtigt, warum der komplizirte Mechanismus des seelischen Apparates weiter spielt, auch wenn er in Verhältnisse versetzt wird, für die er nicht geschaffen ist.

Die zweite Theorie, nach welcher im Traumleben nur ein Bruchtheil der durch den Schlaf lahmgelegten Seelenthätigkeit zum Ausdruck kommt, hat die meisten Anhänger. Zu diesen zählt auch Dr. Freud. Er kommt nach der Kritik der bestehenden Theorien und nach den Analysen der Träume, zu dem Resultate: „Der Traum ist eine Wunscherfüllung“, oder vielmehr er „stellt einen gewissen Sachverhalt so dar, wie ich ihn wünschen möchte; sein Inhalt ist eine Wunscherfüllung, sein Motiv ein Wunsch“.

Der Verfasser wirft nun folgende Fragen auf: Wenn der Traum laut Angabe der Traumdeutung einen erfüllten Wunsch darstellt, woher rührt die auffällige und befremdende Form, in welcher diese Wunscherfüllung ausgedrückt ist? Welche Veränderung ist mit den Traumgedanken vorgegangen, bis sich aus ihnen der manifeste Traum, dessen wir uns beim Erwachen erinnern, gestaltete? Auf welchem Wege ist diese Veränderung vor sich gegangen? Woher stammt das Material, das zum Traum verarbeitet worden ist? Woher rühren manche der Eigenthümlichkeiten, die wir an den Traumgedanken bemerken konnten, wie z. B., daß sie einander widersprechen dürfen? Kann der Traum uns etwas neues über unsre inneren psychischen Vorgänge lehren, kann sein Inhalt Meinungen korrigiren, an die wir tagsüber geglaubt haben?

Bevor Dr. Freud auf die Erörterung dieser Fragen eingeht, sucht er den Wunschcharakter des Traumes zu erhärten. Leicht gelingt ihm dies bei solchen, die er experimentell erzeugen kann.

„Wenn ich,“ sagt der Verfasser, „am Abend Sardellen, Oliven oder sonst stark gesalzene Speisen nehme, bekomme ich in der Nacht Durst, der mich weckt. Dem Erwachen geht aber ein Traum voraus, der jedesmal den gleichen Inhalt hat, nämlich, daß ich trinke. Ich schlürfe Wasser in vollen Zügen, es schmeckt mir so köstlich, wie nur ein kühler Trunk schmecken kann, wenn man verschmachtet ist, und dann erwache ich und muß wirklich trinken. Der Anlaß dieses einfachen Traumes ist der Durst, den ich ja beim Erwachen verspüre. Aus dieser Empfindung geht der Wunsch hervor zu trinken und diesen Wunsch zeigt mir der Traum erfüllt.“

Am meisten widersprechen die Angst-Träume der angegebenen Deutung. Daß sich aber auch diese nach Aufdeckung des latenten Gedankeninhaltes im Traumgebilde als Wunscherfüllungen darstellen, bei denen die Angst den

---

[1]) Die Traumdeutungen von Dr. Sigm. Freud. Leipzig und Wien. Franz Deuticke. 1900. (374 S. Preis 9 M.).

übrigen Inhalt verdeckt, wird an vielen Beispielen erläutert. Es sei hier nur eines davon citirt.

„Ein Freund von mir, der durch die acht Gymnasialklassen mein Kollege gewesen war, hörte einmal in einem kleinen Kreise einen Vortrag von mir über die Neuigkeit, daß der Traum eine Wunscherfüllung sei. Er ging nach Hause und träumte, daß er alle seine Prozesse verloren habe, — er war Advokat — und beklagte sich bei mir darüber. Ich half mir mit der Ausflucht: Man kann nicht alle Prozesse gewinnen, dachte aber bei mir: Wenn ich durch acht Jahre als Primus in der ersten Bank gesessen, während er irgendwo in der Mitte der Klasse den Platz gewechselt, sollte ihm aus diesen Knabenjahren der Wunsch ferne geblieben sein, daß ich mich auch einmal gründlich blamiren möge?"

Mit Rücksicht auf die Angst-Träume und auf diejenigen, welche deutlich den Unlustcharakter an sich tragen, wird die Erklärung dahin modifizirt: der Traum ist die verkleidete Erfüllung eines unterdrückten oder verdrängten Wunsches.

Sehr bemerkenswerth sind die folgenden drei Eigenthümlichkeiten des Traumgedächtnisses:

1. Daß der Traum die Eindrücke der letzten Tage deutlich bevorzugt.

2. Daß er eine Auswahl nach anderen Prinzipien als unser Wachgedächtniß trifft, indem er nicht das Wesentliche und Wichtige sondern das Nebensächliche und Unbeachtete in die Erinnerung bringt.

3. Daß er die Verfügung über unsre frühesten Kindheitseindrücke besitzt und selbst Einzelheiten aus dieser Lebenszeit hervorhebt, die uns wiederum als trivial erscheinen und im Wachen für längst vergessen gehalten worden sind.

Die den Wünschen ebenfalls gerade entgegengesetzten Träume von dem Tode nahestehender Verwandter (Eltern, Geschwister ꝛc.) haben ihren Grund in den eben unter 3. angegebenen Kindheitseindrücken. Jedes Kind hegt ein- oder das andere mal Groll gegen seine Eltern oder Geschwister und zwar aus ganz egoistischen, kleinlichen Motiven, oft wegen Versagens einer Näscherei oder dergl. Die kindliche Erinnerung ist, wie wir eben sahen, eine der Hauptquellen der Träume. Andrerseits hat für die Kinder das Todtsein nicht den Schrecken, wie für die Erwachsenen. Es bedeutet für sie so viel wie das Fortsein — die Ueberlebenden nicht mehr stören. Das Kind unterscheidet nicht, auf welche Art die Abwesenheit zustande kommt, ob durch Verreisen, Entfremdung oder Tod. Viele Kinder verbinden mit dem Begriff des Todes den des Wegfliegens. Auch das so häufig vorkommende Fallen im Traume ist auf die Bewegungsspiele der Jugend zurückzuführen, welche auf diese eine große Anziehungskraft ausüben und sich tief in ihrem Gedächtnisse einprägen.

Gegen die verbreitete Meinung: die Träume kämen aus dem Magen, läßt sich anführen, daß sich nach genauen Beobachtungen überhaupt nur bei wenigen Träumen organische Empfindungen nachweisen lassen.

Ganz abgesehen von allen Traumtheorien ist die Darstellung der Traumarbeit für den Psychologen von größter Bedeutung. Nach dieser Seite hin macht der Verfasser in erster Linie die „Verdichtungsarbeit" namhaft, welche der Traum leistet. Sie erhellt am klarsten aus Träumen, in denen nicht existirende Wörter gebildet werden. Hierfür nur ein Beispiel!

„Als mir," schreibt Dr. Freud, „einmal ein Kollege einen von ihm verfaßten Aufsatz überschickte, in welchem eine physiologische Entdeckung der Neuzeit nach meinem Urtheile überschätzt und vor allem in überschwänglichen Ausdrücken abgehandelt war, da träumte ich die nächste Nacht einen Satz, der sich offenbar auf diese Abhandlung bezog: „Das ist ein wahrhaft norekdaler Styl." Die Auflösung des Wortgebildes bereitete mir anfänglich Schwierigkeiten; es war nicht zweifelhaft, daß es den Superlativen „kolossal pyramidal" parodistisch nachgeschaffen war; aber woher es stammte, war nicht leicht zu sagen. Endlich zerfiel mir das Ungethüm in die beiden Namen Nora und Ekdal aus zwei bekannten Schauspielen von Ibsen. Von demselben Autor, dessen letztes Opus ich im Traum also kritisirte, hatte ich vorher einen Zeitungsaufsatz über Ibsen gelesen."

Die „Verschiebungsarbeit", welche im Traume geleistet wird, bezieht sich auf die Gruppirung von Elementen mit anderem Inhalte als der Mittelpunkt des Traumgedankens selbst hat. Nicht minder interessant sind die Darstellungsmittel des Traumes, sowie seine Grenzen und Unterscheidungen. Doch würde ihre Darlegung zu weit führen; wie ja überhaupt hier nur einige Ergebnisse und Schlüsse aus dem reichen Materiale, das Dr. Freud bearbeitete, mitgetheilt werden konnten. Bezüglich der Analyse und der Ableitung selbst muß auf das Buch verwiesen werden, welches mit einer Betrachtung über den Werth des Traumes schließt.

An einen solchen für die Kenntniß der Zukunft ist nicht zu denken. Wohl aber an einen für die Kenntniß der Vergangenheit. „Denn aus der Vergangenheit stammt der Traum in jedem Sinne. Zwar entbehrt auch der alte Glaube, daß der Traum uns die Zukunft zeigt, nicht völlig des Gehaltes an Wahrheit. Indem uns der Traum einen Wunsch als erfüllt vorstellt, führt er uns allerdings in die Zukunft; aber diese vom Träumer für gegenwärtig genommene Zukunft ist durch den unzerstörbaren Wunsch zum Ebenbild jener Vergangenheit gestaltet."

Dr. Ludwig Karell.

Acetylengefahr.

Von der Gefährlichkeit des Acetylens ist seit dessen vor 5 Jahren erfolgter Einführung unter die Beleuchtungsmittel sehr viel die Rede gewesen; ein Heer von Chemikern, und unter ihnen solche ersten Ranges, hat sich jahrelang bemüht, die Eigenschaften des Acetylens zu ermitteln und den von ihm drohenden Gefährdungen zu begegnen; da hätte man wohl glauben sollen, daß so leicht nichts wesentliches mehr verborgen bleiben konnte und daß die wegen der Schönheit und Milde des gespendeten Lichtes für sich einnehmende Acetylenbeleuchtung nunmehr die Kinderkrankheiten überwunden habe. Aus diesem optimistischen Traume werden wir nun durch die (in Nr. 5 und 25 der „Chemiker-Zeitung" enthaltenen) Berichte über zwei Explosionen aufgeschreckt, welche zwar an sich ganz unerheblich waren, die aber belegen, daß wir noch weit entfernt sind von der vollen Erkenntniß aller Eigenheiten des Acetylens, und daß dieses Gas nicht nur an sich gefährlich ist, sondern auch auf seinen Wegen Spuren hinterläßt, die an Tücke mit jenem wetteifern. Jeder Behälter, in dem einmal, wenngleich vorübergehend, Acetylengas aufbewahrt wurde, bleibt danach lange Zeit hindurch eine unheimliche Gefahrenquelle.

Die beobachteten Explosionen sind auch deßhalb merkwürdig, weil es sich um verhältnißig sehr geringe Mengen von Acetylen und von dessen hinterlassenen Rückständen handelte und weil von letzteren ersichtlich auch nur der kleinste Theil explodirte.

Der zuerst mitgetheilte Fall ereignete sich in Paola. Dort war im Mai vorigen Jahres ein kupferner Gasometer von 30 Liter Fassungsvermögen mit Acetylengas gefüllt worden; innerhalb der nächsten Tage wurde fast die Hälfte des Acetylens verbraucht, während die andere Hälfte in dem übrigens vom nachdrängenden Wasser erfüllten Gasometer bis zum 8. November verblieb, wo sie durch Nachfüllung mit Wasser ausgetrieben wurde. Hierauf wurde der Gasometer mit Sauerstoff gefüllt, von dem beinahe ein Drittel in den beiden nächstfolgenden Tagen verbraucht wurde, wonach der Behälter wiederum unbenutzt im Laboratorium beiseite stehen blieb. Am 15. November zersprang der Gasometer nun beim bloßen Berühren „mit Heftigkeit und großem Knalle, beide Böden wurden zerrissen und der obere kräftig nach oben geworfen, während der zylindrische Theil längs der Lothstelle ganz aufriß".

Die Innenflächen des Gasometers fanden sich mit einer fast schwarzen Kruste bedeckt, „die nach freiwilligem Eintrocknen beim Reiben mit dem Finger oder selbst mit einer Feder sich entzündete und unter schöner, heftiger Funkenerscheinung an der berührten und an den benachbarten Stellen verbrannte“. Angeblich soll sich diese Kruste nicht auf die vom Acetylen allein während der halbjährigen Ruhepause, in der der Gasometer nur halbgefüllt beiseite stand, berührten Theile der Innenwände beschränkt, sondern auch über die vom Wasser bespülten erstreckt haben. Der Berichterstatter hierüber, T. Gigli, erklärte sich, obwohl er von der Kruste keine Stückchen zur näheren Untersuchung erhalten konnte, dennoch für überzeugt, daß sie eine Verbindung von Acetylen mit dem Kupfer der Gasometerwände dargestellt habe, weßhalb er dringend vor der Benutzung kupferner Gasometer für Acetylen warnt.

Dieser Behauptung trat nun A. Kiesewetter in Limburg a. d. L. entgegen und theilte ein zeitlich weiter zurückliegendes, dafür aber auch noch interessanteres und lehrreicheres Ereigniß mit. Im Jahre 1895 hatte er einen zu wissenschaftlichen Untersuchungen des Acetylens benutzten Gasbehälter von dessen vermeintlich letzten Spuren durch mehrmaliges Auffüllen mit Wasser geleert, und sich überzeugt, daß weder Acetylen-Geruch mehr zu erkennen war, noch daß sich die beim letzten Anfüllen des Behälters aus dem Abgangshahne austretende Luft an einem brennenden Streichholze entzünde. Danach wurde der Behälter mit geschlossenen Hähnen auf den Hof und beiseite gestellt. Dort zeigte sich der aus Zinkblech mit eisernen Ringen angefertigte Behälter nach einigen Wochen allseitig aufgetrieben und sonderbar deformirt; es war eben im Behälter, der nach Oeffnung des Abgangshahnes alsbald seine frühere Form annahm, ein ungeheurer Innendruck vorhanden, von dem man damals annahm, daß er nur von der eingetretenen Temperaturerhöhung der eingeschlossenen Luft herrühre, da es seit Aussetzung des Behälters auf den Hof inzwischen Sommer geworden war. Deßhalb ließ man fernerhin den Hahn offen. Im Spätherbst sollte nun der Behälter wieder benutzt werden und wurde er zunächst zum Reinigen von dem beim langen Stehen unter freiem Himmel angeflogenen Schmutze dem Klempner überliefert. In dessen Werkstätte gingen zwei Gesellen an diese Reinigung und da sich ein vom Behälter ausgehender Geruch bemerkbar machte, auch die aus ihm austretende Luft sich an der Flamme entzündete, wurden an ihr zunächst zwei Schläuche angelegt, von denen der eine mit einem Schnittbrenner versehen wurde. In den anderen Schlauch blies dann der eine Geselle, während der andere die aus dem Schnittbrenner ausströmende Luft entzündete, die mit schöner veilchenblauer Flamme gebrannt haben soll (demnach wohl kein Acetylen gewesen sein dürfte). Gerade als die beiden Gesellen ihre Rollen zu wechseln im Begriffe waren, explodirte plötzlich der Behälter unter furchtbarer Detonation und unter großen Verheerungen der Werkstatt: es wurden 41 Fensterscheiben glatt hinausgeschlagen, so, daß auch nicht das geringste Glassplitterchen in den Rahmen zu bemerken war; ein Fenster war gleich mit Kreuz und Rahmen hinausgeflogen; die Thür lag zu Stücken zersplittert auf dem Vorplatze; im ganzen Hause und in beiden Nachbarhäusern war der Kalk von den Decken gefallen. Menschenleben waren glücklicherweise verschont geblieben, nur war dem einen Gesellen das Bein von dem zerspringenden Behälter blutrünstig geschlagen worden. Der als Auftraggeber sofort herbeigerufene Dr. Kiesewetter konnte noch feststellen, daß der Behälter an allen Niethstellen auseinandergesprengt war und sich gewissermaßen aufgerollt hatte; die Innenflächen waren mit einer grauschwarzen Schicht überzogen, die gerieben, stark nach Acetylen roch und in der Bunsenflamme unter Knistern verbrannte; erwärmte man das Blech von der Außenseite, so verwandelt sie sich in Gas.

In diesem Falle ist nun die grauschwarze Substanz die als Urheberin der Explosion gelten darf, zweifellos nicht aus einer Wechselwirkung von Acetylen und Kupfer hervorgegangen, denn Kupfer war ja hier gar nicht vorhanden. Es würde aber überhaupt erst noch zu beweisen sein, daß sie in beiden beobachteten Fällen, und überhaupt unter ähnlichen Umständen von gleicher Art ist. Kiesewetter nimmt das allerdings an und erklärt, daß die Unterlage, ob Kupfer oder Zink oder sonstwas, für ihre Bildung ganz unwesentlich sei, da er sie auf allen in Acetylen gebrachten Gegenständen angetroffen habe, sogar auf Holz; er hält sie für eine feste Kohlenwasserstoffverbindung, die „schnell verbrennlich ist und unter manchen Umständen explosionsartig verbrennt, wobei es hauptsächlich auf die Menge des grauschwarzen Pulvers ankommt“. Die eingetretenen Explosionen deutet er als lediglich mechanische Vorgänge: infolge von Temperaturerhöhung verflüchtige sich das Pulver und das entwickelte Gas erzeuge im Behälter bei geschlossenen Hähnen eine Spannung von bis zur Explosion sich steigernden Größe.

Auch wenn man diese Erklärung als richtig anerkennt, ist doch offenbar, daß der Rückstand von noch unvermittelter Art, den das Acetylen in seinen Behältern hinterläßt, diese zu unheimlichen Gefahrenquellen für noch lange Zeit nach ihrer Außergebrauchsetzung macht. o. l.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals das Wort „Kirche“. Da ich zuerst (1893, „Tägl. Rundschau“ Nr. 186) und wiederholt („Germanischer Stil und deutsche Kunst“, Heidelberg 1899) dem kulturgeschichtlich so wichtigen Wort „Kirche“ heimischen Ursprung zugeschrieben, mögen mir einige Bemerkungen zu Glasers Erklärungsversuch (Nr. 226 der Beilage) gestattet sein. Daß das Wort entlehnt sei, war früher außer Frage; „fremd ist es jedenfalls“, sagt das Grimm'sche Wörterbuch, „bekanntlich“, meint auch Glaser, ist es „nicht germanischen Ursprungs“. Nur das wie? machte Schwierigkeiten. Lipsius, Grimm, Wackernagel dachten an circus, nur war nicht einzusehen, warum die Germanen gerade dies lateinische Wort zur Bezeichnung des christlichen Gotteshauses gewählt haben sollten. Im Griechischen aber hat das ähnlich klingende kyrinke bis ins 10. Jahrhundert nur die Bedeutung „Tag des Herrn, Sonntag“ gehabt und das vom 4. Jahrhundert an nachweisbare kyriakon, Haus des Herrn, paßt zwar dem Sinne, nicht aber dem Geschlecht nach. Außerdem konnten nur die schon im 5. Jahrhundert aus den Donauländern ausgewanderten arianischen Gothen die Herübernahme aus dem Griechischen vermitteln; Ulfila kennt aber nur das altgermanische alhs, Heiligthum, gudhus, Gotteshaus, razn oder gards bido, Betraum, und als Lehnwort — aikklesjo. Die Herleitung aus dem Griechischen stützt sich also nur auf den Gleichklang und einige mittelalterliche Etymologien, wie z. B. des Walafrid Strabo, die selbstverständlich wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchen können. Woher kam aber sonst das räthselhafte Wort, das bei Einführung des Christenthums schon allgemein verbreitet und „volksthümlich“ gewesen sein muß, in alle germanischen und einige benachbarte Sprachen — es lautet as. kirika, an. kirkia, dän. kirke, schwed. kyrka, holl. kerke, schott. kirk, finn. kirkko, lit. kirkis, asl. crky; die althochdeutschen Formen chirikka, chilcha gehören der alemannischen Mundart an, die k wie ch spricht und deren Zungen-r leicht in das verwandte l übergeht — gekommen sein? Da die Ansicht vom griechischen Ursprung auf so schwachen Füßen steht, sind Versuche, wie der Glaser'sche, begreiflich und beachtenswerth. Ist aber, weil das Christenthum u. a. aus dem Osten stammt, „auch das Wort Kirche zweifellos orientalisch?“ Dazu fehlt doch jedes vermittelnde Bindeglied. Bei den vielfachen Berührungen der Araber mit Kreuzfahrern, Normannen und Hohenstaufen, sowie nach der Umschreibung „Häuser und Orte, wohin die Christen an ihren Feiertagen gehen“, könnte man im Gegentheil das Wort kirkh in dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Wörterbuch Lisan el Arab für eine Entlehnung aus einer germanischen Sprache halten. Von den sonst angeführten minäischen oder syrischen Wortstämmen kann selbst Glaser nicht behaupten, daß sie „Gotteshaus“, sondern höchstens „Zelle, Umfriedung“ bedeuten. Das könnte aber auf Zufall oder, da es zweifellos semitischen und arischen Sprachen gemeinsames Sprachgut

gibt, auf Urverwandtschaft beruhen. Wenn aber auch sprachlich eine Ableitung denkbar wäre, geschichtlich müßte sie unmöglich erscheinen. Ganz anders, wenn sich eine entsprechende germanische Wurzel finden ließe. Wir wissen aus der Geschichte, daß der Eifer der Glaubensboten gerade an Stelle heidnischer Heiligthümer christliche Kirchen und Klöster zu errichten strebte (ubi fana destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebat, Vita S. Amandi), daß Heidentempel nach Entfernung der Götzen und durch Aufstellung von Christusbildern zu Kirchen geweiht wurden. Wie leicht konnte dabei der Name des heidnischen auf das christliche Heiligthum übergehen! Die heidnischen Opferstätten und Tempel aber waren stets mit einer das Heilige vom Weltlichen scheidenden Einfriedigung umgeben (aras et fana idolorum cum septis quibus erant circumdata, Bedae St. eccles. I. 17), welche Sitte mit der ganzen Bauweise auch in christlicher Zeit beibehalten wurde. Die nordischen Stabkirchen waren alle, und sind es zum Theil noch, ebenso von der Außenwelt getrennt, und der von einem Plankenzaun (an. stafgardhr) umgebene Raum (schon ags. fridhaf) galt den Christen, wie früher den Heiden, als heilig; in ihm ruhten die Waffen, fand der Verfolgte Zuflucht, der Todte die letzte Ruhestätte. Dieser geweihte Ring ist es, dem die Kirche ihren deutschen Namen verdankt, denn das ahd. umbikirg (so bei Otfrid, IV, 27, thaz was in all, in wara, umbikirg in fiara), gleichbedeutend mit umbiring, ringsum, zeigt, daß der Stamm kirk, lat. circus, auch dem Germanischen eigen war. Eine überraschende Bestätigung findet diese Annahme in einer Stelle aus Notkers Psalmenübersetzung (Ps. 103 am Ende): uberal lobo in, non solum inter septa aecclesiae sed et extra septa eius, nieht ein in chilchun ioh uzzan chilchun, wobei die beiden Wörter septa aecclesiae durch das eine chilcun a wiedergegeben werden; dem entspricht auch das gothische gards bido. Sepp hat seinerzeit „Kirche" von einem keltischen kirk, kerk, Ring, abgeleitet; nach dem Gesagten brauchen wir aber einen solchen Umweg über die heiligen Steinkreise der alten Druiden nicht.

L. Wilser.

Prof. C. R. Hennig: Lerne gesundheitsgemäß sprechen. Wiesbaden, Bergmann 1899. — Diese kleine, inhalt- und anregungsreiche Schrift ist durch den Vortrag eines Arztes angeregt worden und umsomehr willkommen zu heißen, als an Hülfsmitteln für die Technik des Sprechens in der deutschen lautphysiologischen Literatur eben kein Ueberfluß herrscht, obwohl kaum irgendwo ein so dringendes Bedürfniß danach vorhanden ist wie gerade hier. Der Verfasser fordert daher mit Recht in dem ersten Theil, der der allgemeinen Einführung in das Wesen der Sprechkunst dient, eine gründliche physiologische Bildung der Lehrer, ferner ein Bündniß zwischen Arzt und Sprechlehrer im Dienste der leidenden Menschheit auf dem Gebiete der Sprechkunst, und zwar nach dem Prinzip der Arbeitstheilung, indem der Arzt sein Votum abgibt über die Heilsamkeit der Sprechübungen, ihre Ausführung aber dem Sprechlehrer überläßt, endlich eine hinreichende Ausbildungsgelegenheit für Lehrer der Sprechkunst auf Seminarien und Universitäten. Von letzteren heißt es ganz richtig: „Sache der Universitätsbehörden wäre es, geeignete Lehrer zu schaffen und neben dem überreichen Sprachstudium auch dem Sprechstudium eine Stätte zu gönnen. Die Mißhandlung unsrer Muttersprache würde alsdann allmählich von den Kanzeln herab, von den Kathedern der Universitäten und Schulen, sowie in den Gerichtssälen und Parlamenten aufhören. ..." Allen diesen Berufsrednern will der Verfasser die Mittel bieten, wenigstens in den Grundzügen die Sprechkunst zu erlernen und vor allem zur scharfen Selbstbeobachtung beim Sprechen anzuleiten. Nachdem dann die Vernachlässigung der ästhetisch-praktischen Phonetik durch die preußische Schulverwaltung gerügt und auf die lobenswerthen Bestrebungen in Baden hingewiesen worden ist, folgt noch eine Auslese aus der phonetischen Literatur. — Der zweite Theil der Schrift gibt sodann Vorschriften zum kunstgerechten und gesundheitsgemäßen Gebrauch der deutschen Sprache, die „zum sofortigen Gebrauch für jeden mit einer leiblichen Bildung ausgestatteten Menschen bestimmt" sind. Auf einige Vorübungen, die das richtige Athmen bezwecken, werden zunächst die einzelnen Sprachlaute durchgenommen, darauf zusammengesetzte Sprechübungen an Hand zweier bekannter Gedichte angestellt. So hofft der Verfasser, nach einem halben Jahre bei täglich einer halben Stunde Uebung als Resultat nicht nur eine gute Athemtechnik, Lautreinheit, Deutlichkeit und Wohlklang, sondern auch für affizirte Sprachorgane ein sich Gesundsprechen zu erreichen, indem überall die Nothwendigkeit des Anschlagens des Athemstromes im Vordermund betont wird, anstatt im Kehlkopf. Das Büchlein wird sich allen Hülfs- und Heilbedürftigen — und deren sind gewiß nicht wenige — als höchst nützlich erweisen und kann nur dringend empfohlen werden.

K. D.

Mittheilungen der Erdbebenwarte an der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach. (Nachtrag zum Monat August 1900.) Am 24. August gegen 12h 30m verzeichneten die empfindlicheren Instrumente der Warte ein fernes Beben. Herddistanz über 1000 km. — **Erdbeben im Monat September 1900.** a) Beobachtungen an der Warte in Laibach: Am 17. September gegen 23h verzeichneten der Kleinwellenmesser und das Horizontalpendel ein sehr fernes Beben, welches an den Instrumenten bis 1h 25m andauerte. Eine ähnliche Beobachtung machten um dieselbe Zeit alle größeren Warten Italiens. Am 26. September verzeichneten die Instrumente örtlichen Windgang. — b) Auswärtige Berichte: Am 4. September gegen 9h 45m in Glamoč (Bosnien) ein starkes Beben. Am 14. September gegen 2h 40m in Viktring bei Klagenfurt wiederholte heftige Erdstöße. Am 21. September gegen 5h in Montemurro (Potenza) eine örtliche Erschütterung IV.—V. Grades. Gegen 0h 20m, 5h 50m und 7h 15m in der Umgebung von Siena Erschütterungen IV.—V. Grades. Am 23. September gegen 14h 15m in Mineo (Sicilien) eine örtliche Erschütterung IV. Grades. Am 28. September gegen 9h 15m erfolgten im unteren Mühlviertel Prägarten, Kalsdorf und Wartberg eine Reihe von Erschütterungen. Am 29. September gegen 9h 25m und 10h 4m in Hogenberg zwei starke örtliche Erschütterungen. Am 30. September gegen 18h 50m verzeichneten die Instrumente der in Süd- und Mittelitalien gelegenen Warten eine seismische Bewegung.

Professor Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte.

* **Neue werthvolle Funde bei Neapel.** Nach einer Mittheilung des „Berl. Tagebl." wurden in derselben Lokalität bei Boscoreale unweit Neapel, wo der berühmte Goldschatz des Louvre gefunden, neben überaus kostbare Fresken entdeckt. Nach der Annahme eines Fachgelehrten sind diese noch älter als die ältesten Fresken von Pompeji. Bei Perugia wurde gestern ein etruskischer Sarkophag mit dem Skelett einer jungen Priesterin ausgegraben. Der Sarkophag enthält ein Golddiadem, ferner Vasen und Kandelaber von hohem Werth, sowie Bronzespiegel mit einer eingravirten etruskischen Legende und mit Bildern der Venus und des Adonis.

* **Eine lange Luftreise** hat der bekannte Aeronaut Pompée de Vaux gemacht. Er stieg allein in seinem Ballon „Centaure" von Paris auf und erreichte bald eine Höhe von 300—500 m. Die ganze Nacht blieb er in dieser Höhe über den Wolken und fand sich am nächsten Morgen über der norddeutschen Tiefebene. Unter der Einwirkung der Sonnenwärme stieg der Ballon schnell wieder und landete schließlich am Nachmittag in der Nähe von Wlotslawek in Russisch-Polen. Der Ballon hatte also in der kurzen Zeit über 1300 km Luftlinie zurückgelegt.

* **Karlsruhe.** Wie die „Straßburger Post" meldet, ist die Absicht, das römisch-germanische Museum in Mainz in ein Reichsinstitut umzuwandeln, bis jetzt noch nicht durchgeführt, ihrer Verwirklichung aber doch erheblich näher gebracht worden. Das durch den Umfang seiner Sammlungen wie auch durch die Herstellung von Abgüssen weit über die Grenzen Deutschlands bekannte und berühmte Museum ist eine hessische Landesanstalt, erhält aber Zuschüsse von verschiedenen Bundesstaaten und auch vom Reich einen solchen in der Höhe von 38,000 M. Dafür haben die betreffenden Bundesstaaten auch in allen wichtigen An-

gelegenheiten des Museums, besonders in Personalfragen, das Mitbestimmungsrecht. Es wurden nun die Erweiterung des Museums und die Berufungen zweier Direktoren beschlossen und durch Stimmenmehrheit Professor Dr. Karl Schumacher, zur Zeit hier Assistent bei der Direktion der Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde, zum ersten und der Konservator am Mainzer Museum zum zweiten Direktor gewählt. Prof. Schumacher, 1860 zu Düren geboren, hat sich nach Ablegung seines philosophischen Staatsexamens archäologischen Studien gewidmet und zahlreiche Studienreisen nach Italien, Griechenland und Kleinasien unternommen. Im Jahre 1885 trat er als nichtetatsmäßiger Beamter bei der Direktion der Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde ein, wo ihm im Jahre 1891 unter Verleihung des Titels Professor die etatsmäßige Stelle eines wissenschaftlichen Assistenten übertragen wurde. Im Verein mit Geh. Hofrath Wagner hat er hier ganz Hervorragendes geleistet; seine größten Verdienste hat er sich aber durch die zum großen Theil seiner Initiative zu verdankenden Limes-Forschungen erworben, die seinen Namen weit über die Grenzen seines engeren Heimathlandes hinaus in der Gelehrtenwelt bekannt gemacht haben.

* **Stuttgart.** Mit dem 1. d. M. sind auch hier volksthümliche Hochschulkurse ins Leben getreten. Der Vorlesungsplan für den ersten Theil des Wintersemesters (Oktober bis Dezember 1900) bringt zunächst einen aus acht Abenden bestehenden, vom Professor Dr. Rümelin (Tübingen) gehaltenen Kursus über „Allgemeine Grundlagen und Grundbegriffe des Bürgerlichen Rechts“; dann einen aus zehn Abenden bestehenden Kursus über „Anorganische Chemie mit Experimenten“, von Dr. Schmidt und Dr. Kauffmann, Dozenten an der Königlich Technischen Hochschule, sodann einen sechs Abende umfassenden, von Professor Dr. Lampert abzuhaltenden Kursus „Zoologie, mit besonderer Berücksichtigung der Insektenwelt“, und endlich einen von Professor Dr. Hoffmann abzuhaltenden Kursus, der an drei Abenden Vorlesungen über das Thema „Ehe, Kinderzahl, Kindererziehung“ bringt. Die Vorlesungen, die stets an Wochentagen stattfinden und um 8 Uhr abends beginnen, sind für Jedermann gegen Lösung einer Theilnehmerkarte, die für den ganzen Kursus M. 1.20 kostet, zugänglich.

* **Paris.** Die Schriftstellerin Julia Marni hat innerhalb fünf Jahren nicht weniger als sechs Bände kurzer Novellen in Dialogform erscheinen lassen, und noch ist keine Ermüdung ihres Talents zu spüren. Sie hat zwar diese literarische Gattung nicht geschaffen, denn Lavedan, Frau Gyp und Andere haben sie vor ihr mit Erfolg und Talent gepflegt, aber Marni ist dafür besonders gut veranlagt, weil Niemand so wie sie das „Wort der Situation“ zu finden und mit psychologischer Sicherheit herbeizuführen weiß. Anfangs bemühte sie sich wohl etwas zu sehr, durch verwegene Kühnheit zu überraschen und streifte in „Comment elles se donnent“ und „Comment elles nous lâchent“ oft die Grenze des Anstößigen, aber später bewies sie in „Celles qu'on ignore“, einem Buch, das sie ihrer heranwachsenden Tochter widmete, daß sie auch den Heldinnen der bescheidenen Pflichterfüllung gerecht zu werden versteht und den warmherzigen Ton ebenso gut trifft, wie den herben Spott und die bittere Ironie. In „A Table“, ihrer neuesten Sammlung von Dialogen, die, wie die früheren, zuerst in den Spalten des „Journal“ erschienen, bevor Ollendorff sie in einem Band vereinigte, ist der Inhalt wieder gemischter, denn der Eßtisch, um den Frau Marni ihre Figuren gruppirt, steht in allen möglichen Häusern und meistens in irgend einem Restaurant, wo sich die Paare treffen, die sich im eigenen Hause nicht sehen wollen oder können. Aber der bürgerliche Familientisch bei Hoch und Niedrig ist auch nicht ausgeschlossen. Hier findet die Verfasserin sicher ihre kräftigsten dramatischen Wirkungen. „L' Aile“ ist z. B. ein kleines Meisterwerk, das sich auch auf der Bühne eines cabaret artistique von Montmartre bewährt hat. Die Schwiegermutter zankt sich mit dem unglücklichen, momentan stellenlosen und von ihr abhängigen Schwiegersohn um den Huhnflügel, den dieser aus Zerstreutheit auf den Teller genommen. Er läuft ärgerlich davon, seine Frau ihm nach, und dieser folgt die kreischende Alte. Das schmutzige Dienstmädchen bleibt allein zurück und verzehrt das Streitobjekt. Die Katze wird ihr als Blitzableiter dienen. Ergreifend ist der „erste Donnerstag“, wo die Tochter soeben geschiedener Eltern zum erstenmal aus der Pension in den sehr reduzirten Haushalt ihrer Mutter zurückkehrt, und „Tout seul“, wo ein verwahrloster Junge in einem Kinderasyl nach drei Jahren zum erstenmal eine warme Suppe vor sich sieht.

* **Aus Norwegen.** Die Universität in Christiania ernannte Frl. Christine Bonnevie zum Konservator des Zootomischen Museums der Universität, womit zum erstenmal eine Dame feste Anstellung an der Universität erhält.

* **Warschau.** Zum bevorstehenden Jubiläum von Henrik Sienkiewicz wird berichtet: Bis zum 25. September belief sich die Summe der zum Ankauf des Gutes Oblengorek (das dem polnischen Romanzier zum Geschenk gemacht werden soll) eingelaufenen Spenden auf 70,315 Rbl. Davon wurden zum Ankauf des Gutes 51,249 Rbl. verwandt, so daß dem Komitee noch mehr als 19,000 Rbl. zur Verfügung stehen. Einige Kaufleute und Industrielle haben dem Komitee die Mittheilung gemacht, daß sie geneigt wären, unentgeltlich verschiedene Gegenstände zur Einrichtung des Wohnsitzes des Dichters herzugeben. Die Ehrung des Jubilars und die Ueberreichung der Schenkungsurkunde wird um die Mitte des Monats Dezember stattfinden. Das Programm der geplanten Festlichkeiten ist folgendermaßen zusammengestellt: Ueberreichung der Schenkungsurkunde und des Jubiläumsalbums mit den Unterschriften der Spender im Rathhaussaale und Jubiläumsvorstellung im Großen Theater.

* **Aus Amerika.** In Philadelphia ist der Professor der Heilkunde Jacob da Costa gestorben, der zu den hervorragendsten Klinikern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zählte. Jacob da Costa, 1833 auf der Insel St. Thomas geboren, machte seine medizinischen Studien in Deutschland und Frankreich und in Philadelphia. Er war nach seiner Promotion im Jahre 1854 zuerst Hülfsarzt an verschiedenen Hospitälern in Philadelphia und erhielt 1864 eine Professur an der Jefferson-Universität. Am bekanntesten ist bei uns von den Schriften da Costa's sein Handbuch der speziellen medizinischen Diagnostik, von dem H. Engel und Karl Posner eine deutsche Bearbeitung veranstaltet haben. Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen da Costa's beziehen sich auf ganz verschiedene Zweige der inneren Medizin. Herauszuheben ist zunächst eine Gruppe von Studien zur Lehre von den Herzkrankheiten. Sie beziehen sich auf die unregelmäßige Thätigkeit des Herzens und die funktionellen Herzstörungen, auf die Erkrankungen des Herzbeutels, auf die Herzklappenfehler und ganz besonders auf die vielumstrittene Frage von der Herzvergrößerung infolge chronischer Nierenentzündung. Eine andere Gruppe von Arbeiten da Costa's hat die Behandlung der Krankheiten der Lunge mit Einathmung zerstäubter flüssiger Heilmittel und mit Gasen zum Gegenstande. Anzuschließen sind hier kritische Untersuchungen da Costa's über die Perkussion der Lungen und über pathologisch-anatomische Befunde bei der akuten Lungenentzündung. Umfassende Beiträge lieferte da Costa zur Lehre vom Typhus und den diesem verwandten fieberhaften Krankheiten.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 13. Oktober. Nummer 235.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

An der Wende des Jahrhunderts.¹)

Von Dr. Georg Polonsky.

Wir wollen das neuerschienene Buch des Hrn. Prof. Stein dem Leser nicht ohne Empfehlung in die Hand geben. „An der Wende des Jahrhunderts“. . . . Merkwürdige Gefühle durchzittern die Seele bei diesen Worten. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Gewesene, Existirende und Kommende verwickeln sich zu einem Bündel von Fragen, die auch den schüchternen, tastenden Versuch, dem ausgehenden Säkulum das Facit zu ziehen, in eine gewaltige, verantwortungsvolle, kaum lösbare Aufgabe auswachsen lassen. Heißt es doch nicht anders, als der Zeit den Puls fühlen und daraus Schlüsse für die Zukunft ziehen. Wie ist aber dieses denkbar, ohne daß wir zugleich die Dinge in ihrem lebensvollen, realen Gehalt und in ihrem Zusammenhang fassen, ohne daß wir uns einen Standpunkt erobert haben, von dem die Totalität der Erscheinungen zu überblicken wäre? Und zwar nach deren objektiven und subjektiven Seite. Danach, wie die Dinge sich zusammenhängend gestalten und wie sie angesichts unsrer Hoffnungen und Befürchtungen zu werthen sind? Dazu das Begleitgefühl all dieses Fragens, welches sich so ohne weiteres vielleicht nicht aussprechen läßt, durch den Ernst der Sache aber fortwährend geweckt wird. Wird nämlich gezeigt, daß der Weg, den wir gehen, der nothwendige, der sicherste und segensreichste ist, dann wollen wir dies von einem zutrauenerweckenden Gewährsmann bestätigt wissen. Erfahren wir hingegen, daß wir geirrt haben, so sind wir erst recht um die Kompetenz der Behauptung besorgt.

Aeußerlich formell kann diese Frage der schriftstellerischen Persönlichkeit und Thätigkeit des Hrn. Prof. Stein gegenüber erspart bleiben. Wir kennen Prof. Stein vor allem und von der günstigsten Seite als philosophiegeschichtlichen Forscher. Wir wissen, daß er gern in den historisch entlegenen Zeiten weilt, daß er ihr Idiom versteht, daß er vermag, den wirren Einzelheiten nachzugehen und den großen Problemen zu lauschen, wie die gewonnenen Resultate zum gewinnend klaren, begeisterten Ausdruck zu bringen. Wir erinnern an seine zweibändige „Psychologie der Stoa“ und „Leibniz und Spinoza“. Ferner wissen wir, daß die historische Forschung ihm keineswegs die Fühlung mit der modernen Zeit genommen, sondern ihn erst recht in den Strudel der zeitgenössischen Probleme gerissen hat. Man denke nur an die zahlreichen Aufsätze pädagogischen, soziologischen, kulturgeschichtlichen ꝛc. Inhalts, mit denen der thätige Professor bis zur Verschwendung freigebig gewesen ist. Endlich und ganz besonders sei sein an dieser Stelle schon gewürdigtes Werk: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ erwähnt, welches nebst anderen vorzüglichen, zum Theil originellen Eigenschaften, einen weiten Ueberblick über ganze philosophische und soziologische Bibliotheken bietet. All das berechtigt zur Annahme, daß wir im vorliegenden Werke der wohlthuenden Verquickung gediegener Gelehrsamkeit mit echtem Sinn für brennende Gegenwartsfragen, des philosophisch und historisch geschulten Denkens mit ernster Ueberzeugung begegnen werden. Verhält sich die Sache so in Wirklichkeit? Diese Frage soll wegen der interessanten Gedankensphäre und Problemstellung unsres Autors mit nothwendiger Ausführlichkeit erörtert werden.

„An der Wende des Jahrhunderts“ erscheint als eine weitere Gedankenfolge der erwähnten „Sozialen Frage“, will aber inhaltlich und formell als selbständiges Ganzes betrachtet und beurtheilt werden. Während „Die Soziale Frage“ sich die Aufgabe stellt, vom Standpunkt einer bestimmten Weltanschauung (des kritischen Evolutionismus) ein allgemeines Bild der geschichtlichen Entwicklung zu entrollen — von deren unbewußten keimartigen Aeußerungen; von der Genesis des historisch-kulturellen Lebens bis zur Geschichte des bewußten sozialphilosophischen Denkens; von dem ersten Auftreten desselben in der Antike bis zu seinem gegenwärtigen Zentralproblem; von dem Sozialismus —, will sich die „Kulturphilosophie“ mit den geistigen und kulturellen Strömungen des fin de siècle begnügen und nur in die Widersprüche der gährenden Gegenwart historisch und theoretisch erläuternd und zielangebend hineingreifen. Infolge der Eigenart des Stoffes und aus Gründen, auf die wir zurückkommen werden, wählt der Verfasser die Form des Essai, der Probe, des Versuchs. Er will vor allem einen methodologischen Versuch machen, wie man am zweckmäßigsten die vorherrschenden Absichten und Ziele kontroliren kann. Diese sind ihm die Bestimmung und Feststellung der Entwicklungsmomente des europäisch-amerikanischen Kultursystems und die ungefähre Berechnung der Entwicklungstendenz der angeerbten und traditionell mächtigen Kulturelemente in der Zukunft. Die Mittel dazu bietet die Geschichte. „Um uns Belehrung, Aufrichtung, Belebung und Richtschnur zu holen, sollen wir nicht zur Natur zurückkehren, wie rührselige Dichterphilosophen von Rousseau an bis Tolstoi in weinerlichem Chorus uns entgegenwinseln, sondern zur Geschichte. Die Natur ist stumm und spröde, die Geschichte beredt und zuthunlich. Aus der Natur schallt uns nur ein Echoklang von dem entgegen, was wir zuvor hineingerufen, hineininterpretirt, hineingeheimnißt

¹) An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie von Prof. Ludwig Stein. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Freiburg i. B. 1899.

haben; die Geschichte aber hat ihr eigenes Idiom. Die Töne der Geschichte sind laut und vernehmlich für den, dem sie sich zu eigen gegeben und in die Geheimnisse ihrer Sprache eingeweiht hat. Von der Natur kann der Mensch im günstigsten Falle erfahren, was er ist und was er muß; von der Geschichte aber, und nur von ihr, erkennen, was er soll." Prof. Stein sieht in der Geschichte, respektive in der geschichtlich verfahrenden Methode, den einzigen und besten Wegweiser durch das Labyrinth der sozialen Entwicklung. Indem er im Geiste der modernen Geschichtswissenschaft die historische Methode zugleich als beschreibend erzählende Art und belehrende Analyse definirt, betont er seinerseits die Forderung, der genetischen (d. h. evolutiv-unbewußten) und der kritischen (geschichtlich bewußten) Seite der historischen Erscheinungen Rechenschaft zu tragen. Daher zergliedert er die historische Methode auch bezüglich der intellektuellen und kulturellen Aufgaben an der Wende des Jahrhunderts in eine psychogenetische und philosophiegeschichtliche. Was die genetische Auffassung betrifft, so knüpft der Verfasser ganz und gar an die Evolutionstheorie an, die unsre geschichtliche Entwicklung als einen Theil des gesammten evolutiven Weltprozesses betrachtet. Wiederholt zum Gedanken zurückkehrend, daß die menschliche Geschichte nur von dem Moment an möglich wurde, als spezifisch menschliche Fähigkeiten: Vernunft, Sprache, sittliches Handeln &c. auftraten, beharrt er mit aller Hartnäckigkeit auf ihrer biologisch-technischen Herkunft. „Wie alle Thiere — und die Menschen zuvörderst — im Kampfe um die Existenz ihre Funktionen ausbilden, den Bedürfnissen entsprechend abändern, so daß zuletzt die Funktionen sich ihre Organe schaffen, so hat die Empfindungsthätigkeit der thierischen Zellen durch ihre accumulirte Funktion im Gehirn sich im Zentralnervensystem allmählich ihr Organ, den Intellekt, geschaffen. Im Kampf ums Dasein erzeugt eben das Gehirn vornehmlich solche Vorstellungen, welche ihm diesen Kampf erleichtern und die sich als Waffe, sei es gegen spröde Naturzustände, sei es gegen Konkurrenten, als tauglich erweisen." „Die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt zugleich für uns die Gegenstände des Erkennens." Der Kampf ums Dasein erzeugt auf diese Weise die intellektuellen Mittel, welche den Menschen durch die biologisch-physischen und anthropologisch-psychischen Stadien in das kulturelle und geschichtliche Leben hineinführen. Von dem Grad der empirisch-psychischen und kulturgeschichtlichen Erfahrung hängt auch der Grad der Vollkommenheit und Kompliziertheit unsrer intellektuellen Waffen im Kampfe ums Dasein ab. Die dürftigen räumlichen und zeitlichen Vorstellungen des Anthropoiden z. B. erfahren in den Kategorien eines Kants nicht nur eine bis zur Unkenntlichkeit verfeinerte Ausbildung, sondern werden auch durch neue Schätze bereichert, welche in ihrer Macht bereits erprobt sind. Stein zählt zu solchen Eroberungen unsrer Entwicklung vorzugsweise das Prinzip der Kausalität, die historische Kontinuität und die Idee der immanenten Teleologie.

Es ist kaum nothwendig, auf die hier entwickelten Auseinandersetzungen einzugehen. Es genügt vollständig, wenn wir hinzufügen, daß Prof. Stein darin mit der zur Herrschaft gelangenden philosophischen Einsicht des Kritizismus übereinstimmt, daß er die aufgezählten Entwicklungsprodukte des Geistes als höchste Vereinheitlichungskategorien auffaßt, der Herkunft nach sie als subjektiv werthet, der objektiven Tragweite nach als allgemeinen, psychischen Zwang, als Gesetze einschätzt, welche das Chaos der Wirklichkeit darstellen. Neu ist der Terminus „immanente Teleologie". Er verdient in gerechten Schutz genommen zu werden. Die Zweckmäßigkeitslehre bildet bis jetzt noch immer den Gegenstand hitzigster philosophischer Kontroverse. Mit leiblicher Sicherheit ist der Zweckbegriff in die geschichtsphilosophische Forschung eingedrungen. Begreiflich warum. Die Geschichte der Menschheit wird doch von den Menschen gemacht. Wo aber die Menschen handeln, handeln sie, gut oder schlecht, vernünftig oder unvernünftig, bewußt oder unbewußt nach Zwecken, Absichten, Zielen. Ganz anders gestaltet sich das Bild, sobald wir uns vom Menschen der gesammten Natur zuwenden. Zweifellos ist es, daß wir den Uebergriffen der transscendentalen Teleologie die unbezwingbare Abscheu gegen jede teleologische Interpretation des Seins verdanken. Das mit Recht. Eine aus der Welt hinausgeschobene, mit derselben in keinem inneren Zusammenhang stehende Zweckursache können wir uns auch nicht denken. Und wenn diese auch ein Gott wäre! Allein wir sehen absolut nicht ein, daß die Gefahren der transscendentalen Teleologie etwa durch die Vorstellung: die Welt sei ein gewaltiger Blödsinn, ein sinnloses Durcheinander — und dahin muß es kommen, sobald jeder Zweckbegriff aus dem Denken vertrieben wird — auszurotten wäre. Die Idee der immanenten Teleologie, die Prof. Stein hineinbringt, scheint uns geeignet zu sein, zugleich den metaphysischen Schleier zu enthüllen und der logischen Verrohung Widerstand zu leisten, die die Zweckmäßigkeitslehre mit unwissenschaftlichen diskreditirenden Elementen durchsetzen. Demnach würde die Totalität der Dinge als eine auf Umwegen in Zickzacklinien sich immanent entfaltende Zweckmäßigkeit, von biologischen Trieben der organischen Natur, von den unbewußten psychischen Aeußerungen und bewußtem Denken des Menschen bis zum höchsten und reichsten System der Ziele — der menschlichen Geschichte — fassen lassen. So interpretirt auch Stein die immanente Teleologie, indem er in den primitivsten Lebensäußerungen der Monera — essere se volle — bereits ein Zwecksetzen erblickt. Die immanente Teleologie deutet auf ein höheres Gesetz hin, dem der sonst „wirklich gewaltige Blödsinn", das „wirklich sinnlose Chaos" untergeordnet werden kann.

Das kulturphilosophische Schema unsres Verfassers ist klar. Die Kausalität schließt eo ipso das Kontinuum ein. Beide Prinzipien sind durch die Idee der Entwicklung umfaßt und noch durch ein teleologisches Moment bereichert. So in Bezug auf die natürliche Evolution, um so mehr in der Geschichte. Dieses, auf Vereinheitlichung der Dinge gerichtete Gedankensystem stößt in seinem Eroberungszuge auf zweierlei Hindernisse: auf die immer neu sich offenbarenden Seiten der Wirklichkeit und auf die Doppelnatur der menschlichen Psyche, welche immer im Begriffe sind, die gewonnene Einheit und die innere Harmonie zu zerstören. Am Ausgang des Jahrhunderts spitzt sich die Kollision am schärfsten in den zügellosen individualistischen Bestrebungen zu. Ihnen gegenüber soll mit aller Strenge der optimistisch gestimmte Intellektualismus einzusetzen suchen. Darin bestehen die philosophischen und soziologischen Betrachtungen des Herrn Prof. Stein am Ende des Jahrhunderts. Wenn man denselben, wie wir es gethan haben, nur von der erkenntnißtheoretischen Seite nachgeht, so ist leicht einzusehen, daß sie zu aller Ehre des vielseitigen Verfassers ziemlich alles enthalten, was den modernen Philosophen beschäftigen muß. Vielerlei und heterogene Dinge ziehen da vor uns vorüber. Doch sie erdrücken nicht, sie stoßen sich nicht herum, der Gelehrsamkeit des Verfassers zuliebe. In ihnen liegt System. Die genetische Auffassung der Dinge, die mittelst des Darwinismus und der prähisto-

rischen Forschung immer mehr Licht über die natürliche und historische Evolution verbreitet, verquickt sich fruchtbringend mit der kritisch-kulturellen Gedankenbildung. Das umfangreiche historische Wissen wird verwendet, um den kontinuirlichen Gang der Geschichte aufzudecken und auf erzeugten Ideengehalt hinzudeuten, welcher die Gesammtheit der Erscheinungen gesetzgeberisch zu fassen geeignet ist. Endlich bewegt sich das Ganze innerhalb der immer mehr und energisch hervortretenden Bestrebungen unsrer Zeit, eine Synthese zwischen den Hauptrichtungen des modernen philosophischen und wissenschaftlichen Denkens, zwischen Darwin, Marx und Kant, anders, zwischen Darwinismus, Sozialismus und Kritizismus zu schaffen.

In der Stellung der Hauptprobleme, wie in der Charakterisirung der Zickzacklinien ihres Verlaufes versteht Prof. Stein geradezu spannendes Interesse zu wecken. Abgesehen davon, daß jedes einzelne Problem hier mit der Intimität eines geschichtskundigen Liebhobers behandelt wird, indem zur Berathung die verschiedensten Zeiten und die verschiedensten Denker gezogen werden, erreichen manche Theile fast die Höhe einer künstlerischen Konzeption, die zu einem bewußten Leitmotiv seines Schaffens wird.

Prof. Stein hat ganz recht, wenn er sagt: „In Helmholtz' populären Vorträgen, in Du Bois-Reymonds Reden und Aufsätzen, in Huxley's sozialen Essais und Windelbands Präludien steckt unvergleichlich mehr echte Poesie als in ganzen Bibliotheken von Dutzendramanen."

Trotzdem fordert Prof. Stein fortwährend und unwillkürlich zum Widerspruch heraus. Ja, nicht einmal Prof. Stein, sondern seine Feder. Diesen Unterschied müssen wir machen, denn Prof. Stein besitzt nicht nur meisterlich die Feder, sondern wird auch von derselben meisterlich besessen. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, springt vor allem der beleidigend mangelhafte Sinn an Proportion in die Augen. Man verfolge von dieser Seite das ganze Buch und wundere sich, wie man sich selbst ohne zu wissen und zu wollen, in die ungünstigste Beleuchtung bringen kann. Etwas unreifes haftet unserm encyklopädisch gebildeten Manne an, etwas unfertiges und launisches spricht aus dem ganzen Wesen dieses auf einheitliche logische Zucht drängenden Intellektualisten. Das benutzt die der strengen Kontrole entschlüpfte Feder und kritzelt mitunter wunderliche Dinge hin. So erfahren wir z. B. mit größtem Erstaunen, daß erst seit Stein die Kontinuität in der Geschichte proklamirt wurde und daß es Stein wieder war, der die psychogenetische Methode feststellte, als ob die ganze Evolutionstheorie, die bereits Kant bekannte, kritische und genetische Auffassung der Dinge nichts zur Sache thäte. Und so führt diese schlecht geleitete Feder in allem ihre Streiche aus. Prof. Stein will z. B. von den wichtigen Aufgaben sprechen, die dem Denker die Jahrhundertswende aufdrängt, die Feder scheint aber im Begriffe zu sein, lieber von den wichtigen Eigenschaften ihres Besitzers zu schreiben, wie etwa, daß er einem eingefleischten Hochtouristen gleicht, daß er die Vorzüge des Fachforschers und Universaldenkers vereinigt, daß er auf die Einzelschönheit, obwohl er Sinn dafür hat, verzichtet, um so mehr die Kollektivschönheit bewundern zu können. Und so lange, lange Seiten, bis sich fast der Zweifel zu regen beginnt, ob unser Verfasser über die wichtige Sache überhaupt was Wichtiges zu sagen hat? Ob er das überhaupt kann? Wenn er aber was hat und kann, warum thut er es denn nicht gleich? Derselbe mangelhafte Sinn an Proportion, der gerade das Gegentheil vom Gewollten bewirkt, macht sich ganz besonders bezüglich der formellen Eigenschaften des vorliegenden Werkes geltend. Es ist psychologisch interessant zu verfolgen, wie die besten Absichten und das beste Können durch eine Art Naturfehler — durch das schlecht entwickelte Gefühl des Maßes, durch die unbegreifliche Tendenz, des Guten zu viel thun — so ganz entstellt werden. Bleiben wir bei dieser Annahme, und es wird leicht sein, das Schlechte und das Gute in der im besten Sinne des Wortes modernen Gedankensphäre des Hrn. Prof. Stein zu sondern. Bleiben wir bei dieser Annahme und das gerechte Urtheil über das vorliegende Buch wie über die gesammte schriftstellerische Thätigkeit und Persönlichkeit des Hrn. Prof. Stein wird sich von selbst ergeben. Dieses Urtheil wird übrigens auch diejenigen in Schranken halten, die (wie es bereits von manchem Kritiker geschehen ist) Stein vor allem ein übermäßiges Selbstgefühl zumuthen, wegen dessen er immer bereit ist, in unwürdiger Weise Andere beiseite zu schieben, um selbst den ersten Platz behaupten zu können. Wer Prof. Stein besser kennt, wird dagegen heftig Protest einlegen müssen. Wir wiederholen. Alles verschuldet bei Stein absichtslos das schlecht entwickelte Maßgefühl. Um uns davon zu überzeugen, kehren wir nochmals zu Steins Buch zurück. Die ersten Seiten desselben z. B. sind einer Definition des Jahrhunderts gewidmet. Natürlicherweise kann der Begriff des Jahrhunderts analoge Vorstellungen an andere Symbole, etwa an die Eintheilung unsres Notensystems wecken. Was treibt aber damit Prof. Stein? Die zufällig aufgetauchte Analogievorstellung wirkt auf den sensiblen Mann berauschend. Der scharfe Denker findet dann an einer Analogiespielerei Gefallen. Die Universalgeschichte wechselt bei dieser Gelegenheit ihre räumlichen und zeitlichen Verhältnisse derart, daß sie sich (will es scheinen) in einem Bankhaus recht bequem fühlen möchte. Au pendant philosophirt unser Professor ungefähr so: „die Begriffe bieten eine Sammelbüchse des Geistes" oder „einen Scheck auf kondensirte Merkmale".... Die Universalgeschichte „ist ein Schrein mit Schubfächern" rc. Wir sind überzeugt, daß wenn man Prof. Stein selbst fragen könnte, wie er auf den Einfall gekommen ist, ernste Dinge in einen Bankierjargon zu kleiden, so würde er selbst gestehen, daß es unästhetisch, nicht nothwendig und der Darstellung in keiner Weise nützlich ist. Wenn es aber trotzdem geschehen . . . so wollte es die Feder.

Nun wenden wir uns den formalen Eigenschaften des Werkes im allgemeinen zu. Aus der historischen Schule hervorgegangen, sucht Prof. Stein bei der Erklärung und Charakterisirung einer Erscheinung ihren geschichtlichen Verlauf vor die Augen zu führen, um dadurch die eurekaschreienden Ignoranten mit Recht des Elementaren und Besseren zu belehren. Daß speziell auf diesem Gebiete Stein geradezu Vorzügliches leistet, braucht kaum betont zu werden. Mit feinem Spürsinn und kongenialer Auffassung zaubert er Zeiten, Zustände, Gedankengänge von fern und nah mit Meisterschaft hervor. Er versteht ganze Disciplinen, ganze philosophische Verzweigungen unter einen Ausdruck, unter ein Schlagwort zu bringen, so daß man mitunter der präzisen Kondensirung gewaltiger Gedankenstoffe die Bewunderung wirklich nicht versagen kann. Allein auch hier bleibt das ärgerliche Gefühl vorherrschend, welches z. B. durch die unbegreifliche Sucht, große Probleme etwa in die Form einer langen Familienanekdote zu zwingen, hervorgerufen wird. Das Verhältniß zwischen Logik und Erkenntnißtheorie charakterisirt Stein folgendermaßen: „Diese (Erkenntnißtheorie) saß mit souveräner Selbstherrlichkeit auf dem von den Neukantianern frisch ver-

goldeten Throne. Einen Augenblick stutzte wohl die inzwischen mediatisirte formale Logik, aber, die traditionelle Steifheit ganz ablegend, folgte der alte Hagestolz einem kühnen Impulse und stellte — vor einem Menschenalter etwa — ihrer neukantischen Majestät Erkenntnißtheorie einen formellen Heirathsantrag." ... Selbstverständlich fehlt auch die Rede von dem residirenden Ehepaar, von der Vermählungsfeier und allem anderen Zubehör des traditionellen Mutterwitzes nicht. Natürlich fehlt es auch an reizenden pikanten Einfällen nicht, im ganzen aber überwiegt das Unangenehme. Ferner: Wir haben bereits die Witterung Steins für die logisirende Form der Poesie begrüßt. Wir haben gesehen, daß Stein selbst bewußt sich an die Beispiele Du Bois Reymond, Helmholtz, Windelband, Huxley halten will. In der That keine schlechten Muster und kein schlechter Nachfolger. Eine Reihe von selbständig geprägten Ausdrücken und gelungen schönen Wendungen rechtfertigen diese Absicht vollständig. Man lese z. B. die einzelnen Kapitel, wie „das Auftreten der griechischen Philosophie unter den Arabern", „die Gefühls- und die Gedankenanarchie". Stein bietet hier nichts neues. Abgesehen von den historischen Details, die er selbst herausgefunden haben mag, ist alles dem Fachmann bereits bekannt. Allein die Art und Weise, wie er in einem Fall durch das Labyrinth des Details den Zusammenhang findet, die Art und Weise, wie er im zweiten Fall die allerfeinsten Biegungen des verhüllten Denkens aufspürt, den launischen Stoff meistert, seine Eigenart erkennt und würdigt, das lokal gefärbte Kolorit sieht, die Stimmung der Zeiten ablauscht — ist einfach entzückend. Dennoch ist auch hier die störende Gelehrsamkeit zu tadeln, die kein Wort ruhig stehen lassen kann, ohne dasselbe unnöthig ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen oder den Essai (behufs logisirender Poesie) mit gelehrten Citaten zu dekoriren. Gerade in den letztangeführten Kapiteln fällt noch ein Mangel auf, unter dem mehr oder minder das ganze Buch zu leiden hat. Das ist das reformatorische Pathos, das sich mit der objektiven Darstellung nicht verträgt und schon darum gemieden werden muß, weil es gar nicht wirkt. Auch hier ist das Mißverhältniß von Absicht und Resultat, von Gewolltem und Gewirktem charakteristisch. Der eigentliche Zweck der Kapitel Gefühls- und Gedankenanarchie ist nämlich, zu zeigen, daß die supraindividualistischen Strömungen des fin de siècle, trotz ihrer angeblichen Neuheit, immer in dem Mystizismus des Gefühls und des Denkens ihren Ausdruck gefunden haben. Stein ist selbst geneigt, in dem Kampf um die Individualität (um die volle harmonisch entwickelte Individualität) die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Man hätte erwarten müssen, daß seine historischen Exkurse eben dieser wichtigsten Frage des sozialen Denkens dienen sollen. Weit gefehlt! Nach wie vor der „Gefühls- und Gedankenanarchie" sind wir ebenso im unklaren. Wir wissen nur, daß, wenn das „Mittelalter ein großes Gefängniß der Individualität war" (übrigens ein vortrefflicher Ausdruck), so zeichnet sich unsre Zeit durch einen zügellosen Individuatismus aus. Wie aber das Dilemma zu lösen ist, darüber belehren die donnernden Auslassungen so gut wie gar nicht. Bei der Begriffsverwirrung, die gerade mit dem Problem des Kampfes um die Individualität verbunden, ist es besonders rathsam, auf wenig sagende pathetische Auslassungen zu verzichten und sich auf präzise prinzipielle Begründung der Ausführungen zu konzentriren. Prof. Stein hätte dann leicht einsehen können, daß von seinem Standpunkt (im Sinne einer harmonisch entwickelten Individualität, eines höheren Menschentypus) die von ihm gegeißelten individualistischen Strömungen gewissermaßen als antiindividualistisch betrachtet werden müssen, da sie sammt und sonders nur eine Seite des individuellen Lebens hervorkehren, nicht aber auf das volle Ausleben des Individuums als solchen gerichtet sind.

Nun eilen wir zum Schlusse. Die Thatsache, daß wir an dieser Stelle Prof. Stein mit ausnehmender Ausführlichkeit behandeln dürfen, zeigt zur Genüge, wie wichtig es wohl ist, auf die äußerst interessante Gedankensphäre seiner Auseinandersetzungen aufmerksam zu machen. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß auf jenem Gebiet der philosophischen und soziologischen Literatur, die eine geistige Brücke zwischen der etwas isolirten Facharbeit und den nicht systematisirten, ungeläuterten Wissensbegierden des großen gebildeten Publikums zu schlagen sucht, Prof. Stein eine in jeder Hinsicht wohlthuende, interessante, lehrreiche Erscheinung bietet. Was das vorliegende Buch aber betrifft, so müssen wir sagen, daß es diese ehrenvolle Stellung durch seine sympathische Richtung, reichen Ideengehalt und formale Vorzüge noch mehr befestigen könnte, wenn der sensitive Verfasser den unmotivirten Launen mehr Widerstand zu leisten vermöchte.

Ein Buch über englische Präraphaeliten.

Von Joseph Hofmiller.

I.

Der Verfasser des Buches, das zu den nachfolgenden Bemerkungen veranlaßt hat, lebt in Wien, und steht der Gruppe jüngerer Dichter und Künstler nahe, als deren publizistisches Organ die „Wiener Rundschau" angesehen werden darf. Was diese unter sich so verschiedenen Künstler einander näher gebracht hat und zusammenhält, ist eine hohe und reine Auffassung der Kunst, ihrer Würde, ihrer Bedeutung für das Leben und ihrer Ausübung. Das verleiht ihren Bestrebungen ein Recht, ernst genommen zu werden, wenn sie auch nicht immer von einer jugendlichen Neigung zu feierlichen Formeln und mystischen Gemeinplätzen ganz frei zu sprechen sind. Fremde Literaturen haben auf sie gewirkt; weniger die Franzosen, von denen sie nur der kleine Kreis des jungfranzösischen und sehr ungallischen Mercure de France anzieht; mehr die Italiener: die Sprache der Vita Nuova klingt aus vielen ihrer Aufsätze wieder, die geschmeidige Anmuth des Roberto Bracco haben sie zuerst verkündet, und Gabriele d'Annunzio hat sie, wie alle jungen Seelen dieser Generation, in den magischen Ring seiner faszinirend funkelnden Sprache gezogen. Am meisten aber bemühen sie sich um einige Engländer dieses Jahrhunderts, die ihrerseits selbst wieder von fremden Kulturen begierig gelernt und sich an ihnen entwickelt haben. Trotz Herman Grimm ist Emerson erst durch Karl Federns Verdeutschung in alle Schichten unsres Volkes gedrungen, derselbe Federn hat über Emerson und Carlyle, über Walt Whitman, Thoreau und andere amerikanische Dichter treffliche Worte gefunden.[1]) Vor allem aber haben die englischen Dichter, die man kurz, aber nicht ganz genau literarische Präraphaeliten genannt hat, diese jungen Wiener innig angezogen. Das ist sehr zu begrüßen. Denn die Bewunderung einiger Reproduktionen des Burne Jones oder Rossetti's — die Originale sind auf dem Kontinent so gut wie unbekannt — konnte trotz der verzückten Intoleranz, mit der sie geäußert wurde,

[1]) Essays zur amerikanischen Literatur. Erschienen in der Bibliothek der Gesammtliteratur bei Hendel in Halle. 1900.

nicht darüber hinwegtäuschen, daß es kritiklos und geschmacklos war, sich urplötzlich für eine auf fremder Erde gewachsene, fremder Tradition entstammende, fremden Bedürfnissen antwortende Kunst en bloc zu begeistern, von Frederick Watts bis herab zu Hubert Herkomer. Das beste Mittel, dieser Salonepidemie entgegenzuarbeiten, ist die Bekanntschaft mit der großen Literatur Englands in diesem Jahrhundert, zu der die präraphaelitische Malerei nur eine feine und wirkungsvolle Illustration darstellt. Darum ist von vornherein jeder Versuch willkommen zu heißen, der diese geistigen Mächte in ihrem Zusammenhang und ihrer Gesammtheit zu begreifen unternimmt. Das thut Rudolf Kassner. Er hat zehn hieher gehörige Essays in einem Bande vereinigt, der den bezeichnenden Titel trägt: „Die Mystik, die Künstler und das Leben. Ueber englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde.“ Das Werk ist ungemein sorgfältig gedruckt bei Eugen Diederichs in Leipzig herausgekommen, der durch Auswahl und Ausstattung seiner Verlagswerke in kurzer Zeit Aufsehen zu erregen verstanden hat. Rudolf Kassner ist in England gewesen, hat dort viel mit ernsthaften Männern verkehrt, er kennt und liebt die neueren Dichter des Landes. Er hat einige Bücher und Kunstwerke offenbar sehr intensiv erlebt, und kehrt nun zurück, noch übervoll von diesen Erlebnissen und Eindrücken, die eine solche Macht über ihn gewonnen haben, daß er nur in hymnischen Feierreden, in geheimnißvollen, vieldeutigen und dunklen Wendungen von ihnen verkünden kann. Sein Buch ist mit rühmens- und nachahmenswerther Sorgfalt geschrieben; noch meistert er die Sprache nicht überall; manchesmal werden die Worte Herr über ihn, und dann schwelgt er in gekünstelten Antithesen, flachen Paradoxen, tief klingenden Wortspielen; er läuft Gefahr, sich ins Weite und Grenzenlose zu verlieren und findet kaum mehr zu seinem Gegenstande zurück. Sehr oft aber schreibt er Sätze, die von innerer Schönheit leuchten und von innerer Musik tönen. Das Thema seiner Schrift bildet nur einen Theil jener ebenso lockenden wie schwierigen Aufgabe, das künstlerische und Geistesleben Englands in diesem Jahrhundert darzustellen. Man hat sich gewöhnt, mit der Etikette Präraphaelitismus die entgegengesetztesten Bestrebungen und Persönlichkeiten zu bezeichnen, so daß das Wort beinahe wieder zu einer mystischen Formel geworden ist, wie damals, als Dante Gabriel Rossetti, J. Collinson, der Bildhauer Thomas Woolner, F. G. Stephens, Holman Hunt und Millais das P. R. B. auf ihren Bildern anbrachten. Fast alle Geister, die das England des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, sind dieser mächtigen Bewegung in irgend etwas verwandt oder verpflichtet oder bei ihr Pathen gestanden. Darum ist es möglich, daß Kassner Autoren von der Verschiedenheit Blake's und Shelley's, Keats' und Rossetti's Morris' und Brownings zusammenbringt. Von Carlyle laufen tausend Fäden hinüber zu Ruskin, der als Vertheidiger Turners begann und der begeisterte Verkünder, der unerbittliche Dogmatiker der P. R. B. wurde. Hier darf der Name des Kritikers Walter Pater[2]) nicht fehlen, der schlichte Sätze von formelhafter Knappheit über das Wesen der Künste und der Künstler geschrieben hat, die sich nur mit den genialen Frankfurter Rezensionen des jungen und den weisen Aphorismen des alten Goethe vergleichen lassen, Walter Pater, eine Individualität von staunenswerther Schmiegsamkeit und Gewandtheit, hierin Emerson tief verwandt, ein idealer Epikuräer des Geistes, ein genialer und intuitiver Nachschöpfer fremder und entlegener Kulturen und komplizirter Persönlichkeiten, von einer femininen Reizbarkeit und Feinfühligkeit für die verschwiegensten, zartesten, letzten Probleme und Köstlichkeiten eines Kunstwerks und einer Epoche, der Griechenthum und Christenthum, die religiös-platonische und die rein ästhetische Anschauung des Lebens in Werken reifster Vollendung versöhnt hat, eine ganz einzige Gestalt, deren Wirkungen sich heute noch nicht absehen lassen. Walter Pater erscheint geradezu als jener ideale Kritiker, den Kassner in seinen einleitenden Worten uns vorführt: „der Dichter ohne Reim, der Philosoph ohne System, der einsamste Gesellschaftsmensch; er hat das feinste Gehör und vermag keine Saite zu rühren; er liebt das Leben um der Kunst Anderer willen; die ganze Welt ist ihm eine große Form, für die er in seinen Gedanken den Inhalt bei sich führt. Der sehnsüchtigste Mensch, steht er immer am Ufer und ihm fehlen die Ruder zu den wartenden Booten. In seinen seligsten Augenblicken ist es ihm, als schaukelten die Lebensformen der Anderen auf seinen Gedanken wie Boote auf den Wellen des Meeres. Der Kritiker von heute ist nichts anderes als der Platoniker des Alterthums, der Mystiker des Mittelalters, der Skeptiker der ausgehenden Renaissance, der Moralist des 18. Jahrhunderts in Frankreich, der Symphilosoph Friedrich Schlegels.“ Hier wie in den folgenden Auseinandersetzungen über „den Dichter und den Platoniker“ tritt eine gewisse Neigung zum verallgemeinernden Bonmot und zur Antithese als Selbstzweck zutage. Doch kann man gerade hier manche Uebertreibung mit in den Kauf nehmen, da die künstlerische Seite der Kritik noch nicht leicht so treffend und richtig betont worden ist. Wenn man die umfangreiche und werthvolle kritische Literatur Englands, Amerika's oder Frankreichs etwas aufmerksamer verfolgt, ist man überrascht, welche Rolle die Kritik dort spielt im Gegensatz zu Deutschland. Nicht daß bei uns weniger und werthlosere Kritiken geschrieben würden — aber sie erscheinen nur, um zu verschwinden, und der Verfasser nimmt sich nicht die Mühe, oder findet keinen Verleger zur Vereinigung seiner in den verschiedensten Zeitungen zerstreuten Aufsätze. Es gehört das ebenfalls zum Kapitel der mangelhaften Erziehung der Deutschen in literarischen Dingen.

Der erste Dichter, den Kassner behandelt, William Blake, ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Darum ist es vielleicht gestattet, von seinem Leben die wichtigsten Daten zu geben. Die Encyclopaedia Britannica und das Dictionary of National Biography bringen anerkennende Artikel über ihn, die auch hier benutzt worden sind, und seine neuesten Herausgeber, Edwin J. Ellis und William B. Yeats, haben eine von Kassner als genial bezeichnete Kritik ihrer Ausgabe vorangestellt. Rossetti und Emerson haben ihn geschätzt, Swinburne hat ihm eine enthusiastische Studie gewidmet. Er ist zu London am 28. November 1757 geboren, am 12. August 1827 gestorben. Mit zehn Jahren schon begann er nach der Antike zu zeichnen und sich eine Sammlung von Stichen anzulegen, wobei er eine bemerkenswerthe Selbständigkeit des Geschmackes bekundete: er sammelte Raphael, Michel Angelo und Dürer zu einer Zeit, wo Guido Reni und die Caracci die Ideale der Sammler waren. Mit zwölf Jahren begann er zu dichten; eines seiner schönsten Gedichte How sweet I roam'd from field to field ist nachweislich vor seinem vierzehnten Jahre geschrieben. James Basire, der Kupferstecher der Society of Antiquaries, ließ ihn die Denkmäler in den alten Kirchen Londons, vor allem in Westminster Abbey abzeichnen. Hier ist der Grund für Blake's Begeisterung für die Gothik

[2]) S. Beilage vom 21. Mai 1898. Ein Meister englischer Prosa. Von Dr. Karl Lentzner.

zu suchen. 1778 bezog er die Royal Academy. Er fertigte Illustrationen zum Don Quixote, zu Sterne's und Richardsons Hauptwerken. 1784 etablirte er sich als Kupferstichhändler, 1787 druckte er, da er keinen Verleger fand, seine Songs of Innocence selbst mit einer Handpresse und schmückte sie mit Zeichnungen und Randleisten, wobei ihn seine Frau in rührender Weise unterstützte. Von da ab entwickelt sich sein Talent als Zeichner immer bedeutender, seine Dichtungen jedoch werden immer verworrener, symbolistischer und umfangreicher. Er hat einen (auch von Emerson citirten) Satz ausgesprochen, der die Grundschwäche seiner Kunst aufdeckt: Natural objects always did and do now weaken, deaden and obliterate imagination in me. Damit ist er leider für manche nach ihm kommende Künstler vorbildlich geworden; vor allem auch für die Präraphaeliten, deren Realismus sich nur (und auch das nur anfangs) auf die Technik, nicht aber auf den Gegenstand bezog. Viele Hervorbringungen der englischen Kunst dieses Jahrhunderts sind bloße Atelierkunst, Schreibtischdichtung, und die Abkehr von der Natur, die der Cockney Oscar Wilde in seinem geistvollen Dialog Decay of Lying am witzigsten und paradoxsten formulirt hat, steckt diesen Künstlern tief im Blute, so wenig sie es eingestehen wollen. Es scheint mir vollkommen ausgeschlossen, daß die Prophetic Books des William Blake auf dem Kontinente Liebhaber finden; es ist jedenfalls nicht wünschenswerth. Blake's Werke gehören nur zu den curiosities of literature, nicht zu den wohlgerathenen Werken, die eine Generation der anderen ehrerbietig oder freudig weitergibt; seine theosophisch-mystischen formlosen Gedichte sind wohlfeile Spielereien, an denen sich der Harmlose erfreuen mag, der hinter jedem Dunkel Tiefe, hinter jedem Unverständlichen die Lösung des Welträthsels wittert.

Der nächste von Kassner behandelte Autor ist Shelley. Man athmet auf. Percy Bysshe Shelley hat von jeher auf alle tieferen Naturen eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt. Auf ihm ruht der Zauber aller Frühvollendeten. Durch sein Leben wie durch seine Dichtung geht eine gewisse strahlende Nothwendigkeit. Von Anfang an waren es nicht die Meisten, die ihn verstanden und liebten, aber die Feinsten, Edelsten. Seine Werthschätzung ist viel durch die thörichte Alternative „Entweder Byron oder Shelley" erschwert worden. Es ist ein untrügliches Zeichen geistiger Inferiorität, in künstlerischen Dingen ein „Entweder — Oder" zu kennen. Wie vom Hause des Himmels, gilt auch von dem der Kunst jenes gütige und vornehme Wort: „in ihm sind viele Wohnungen." Der Satz, daß der Tod jedes künstlerischen Verständnisses das Vergleichen sei, ist nur dann richtig, wenn der Vergleichende ein Beckmesser ist. Der verständige juristische Vergleich und der des verstehenden Kritikers läßt beiden Theilen ihr Recht werden und beide gewinnen. Shelley und Byron aneinander messen, scheinen Beide größer und bedeutender zu werden, und Beide werden uns ehrwürdiger und theurer. Daß Byron den Mehreren zugleich den größeren Eindruck machen wird, liegt in der Natur der Sache. Sein Leben, ein Roman, wie ihn Bulwer geschrieben hätte, und seine Dichtung, farbig und leidenschaftlich bewegt wie ein Delacroix, fallen mit Nothwendigkeit stärker in die Augen. Dem gegenüber ist mit Recht von jeher auf den ätherischen, zeitlosen, beinahe körperlosen Charakter der Poesie Shelley's verwiesen worden, auf ihre sonnige Schönheit, ihre strahlende Leichtigkeit, ihren wundervollen Flug: Wie ein seltsam herrlicher Märchenvogel wiegt sich diese Dichtung in leuchtender Bläue, hoch, unendlich hoch über Tageslärm und Erdenstaub. Sie scheint keine Schatten zu kennen, keine Schwere, keine grelle Buntheit, keinen vorlauten Ton. Kassner deutet das sehr schön an, wenn er sagt: „Es gibt Geister, bei denen man nicht gern fragt: wo wurden sie geboren, wie haben sie sich erzogen, wo band sie die Liebe und wie lösten sie sich in der Ernüchterung von den Fesseln, die sie im Rausche um sich gethan hatten, wie wurde ihnen aus Licht und Schatten ein Leben und wie formten sie aus beiden ein Bild, das ihrem Leben gleich sah, was mußten sie aufgeben, um sich zu behaupten, waren sie müde vor dem Tode aber haben sie im Spiegel des letzten Zufalls ihr Schicksal segnen dürfen? Sie sind da, woher immer sie auch kommen mögen, und setzen die Liebe vor das Leben und haben die Antwort vor der Frage. Frühreife Wesen sind sie. Sie würden Götter sein, wenn ihre Seele nicht in einem Menschenkörper stäke. . . . Und nun denke man sich einen so begabten Menschen in eine kleinliche, erbärmliche Zeit versetzt, in die Zeit nach der französischen Revolution!" Shelley gehört unter den markten- den und feilschenden Literaturhändlern zu den königlichen Fremdlingen, die mit köstlichem Geschmeide bezahlten: sie haben keine Scheidemünze! Soll man der öffentlichen Meinung Englands zürnen, aber soll man ihr nicht vielmehr dankbar sein, die ihn ächtete, als er sich von Harriet Westbrook trennte und die Tochter Godwins heirathete? Darf man nicht seine Kränklichkeit segnen, die ihn zwang, im Jahre 1818 England für immer den Rücken zu kehren? Denn seine wahrhaft großen und unsterblichen Werke hat die Sonne des Südens gereift. In Italien traf er wieder Byron, den er schon auf seiner zweiten Schweizerreise kennen gelernt hatte. Seine Worte erinnern an eine berühmte Briefstelle Schillers über Goethe: I despair of rivalling with Lord Byron as well as I may, and there is no other, with whom it is worth contending. Gut ist, was Kassner über das Verhältniß der Beiden sagt: „Byron und Shelley waren wie Blut und Aether, wie Leben und Chor. Byron war der echte Sohn der Revolution, sein Typus war der Rebell Lucifer, Shelley war ein Kind der Freiheit, sein Typus war der menschenliebende Prometheus. Shelley mochte Byron die Anregung zu ein paar Gedanken gegeben haben. Eine gewisse Neigung zum Charischen, in Manfred, Cain, Heaven and Earth, oft fremdartig und ungeschickt genug, mag man dem Einflusse Shelley's zuschreiben. Von Byron ging in Shelley's Poesie nichts hinüber." Der letzte Satz dürfte einigem Widerspruch begegnen; man denke nur an Beatrice Cenci! Kassner zeigt, wie Shelley in Italien aus seinen romantischen Anfängen zum großen Dichter reift. Er geht auf den Begriff „romantisch" näher ein, kann aber die schiefen Ansichten, gegen die er polemisirt, doch nicht ganz vermeiden. So ist es nicht erlaubt, Zacharias Werner als Typus der deutschen Romantiker hinzustellen; er ist vielmehr ihre Karikatur; er hat mit den eigentlichen Romantikern wenig Berührungspunkte; am nächsten steht er vielleicht in vielen Dingen E. T. A. Hoffmann. Dagegen hat Kassner wohl recht mit der Behauptung, die Romantik, wie sie die Deutschen verstehen, sei etwas dem englischen Geiste von Grund aus widerstrebendes. Sehr richtig und fein ist auch die Bemerkung: „Wenn man überhaupt von der Erziehung eines Idealisten sprechen darf, so kann das nur heißen, gewisse hohe Dinge Macht über sich gewinnen lassen." Kassner spricht von Shelley's Naturanschauung und skizzirt die Geschichte der poetischen Anschauung der Natur überhaupt. Gewiß haben das Viele vor ihm gethan, aber Wenige so in so schönen, bewegten Worten: „Der nackte Mensch kam wahrscheinlich nie zu einem richtigen

Formgefühl eines Baumes oder Hügels. Er fühlte die Erde unter den nackten Sohlen, die Sonnenstrahlen auf dem Haupte, er schöpfte das Wasser mit hohler Hand und fällte den Baum. Wenn er betete und ganz Seele wurde, da vernahm er den Gott in der Natur, schloß die Augen und sah nichts. Der Grieche warf über seinen Körper und über die Natur einen leichten Mantel. Der Gott in Marmor trat zwischen ihn und die Natur. Die Verse der Dichter singen von dem Blüthendufte heiliger Haine, von den wehenden Farben des Meeres, von allem, was sie dem Marmor nicht entzaubern können. Der Mensch des Mittelalters ist tief und reich, aber unfrei. Das Große waren seine Träume, das Kleine seine Sinne. Gewiß, es liest sich oft so konventionell, was die frohen und traurigen Dichter des Mittelalters über die Natur sagen. Oft scheinen sie wie Menschen, die nach traumschwerer Nacht aus dem Hause hinaus in den Garten gehen, den Duft einer Rose gierig einsaugen, ein kühles Blatt an die heiße Stirne legen, die Hand über die Spitzen des thauigen Grases gleiten lassen, den Traum in den Augen, den Traum von Gott und der Sünde. Der Mensch der Renaissance kennt seinen Körper und weiß von seiner Seele, die Natur breitet sich hinter dem großen Menschen wie ein prächtiger Teppich aus." An den Ausführungen über Shelley's Metaphern wird man nur eines vermissen: es ist ungeheuer bezeichnend, daß er selten, wie andere Dichter, abstrakte Vorstellungen durch konkrete Bilder verdeutlicht, sehr oft dagegen umgekehrt die konkretesten Dinge durch rein geistige Vergleiche intensiver macht und gewissermaßen adelt. Prometheus Unbound und Epipsychidion werden von Kassner geistvoll zerlegt und dargestellt. Man hat Shelley, wohl wegen seines frühen Todes, mit Novalis verglichen; einzelne Berührungspunkte sind ja vorhanden; aber viel näher steht er, wie Kassner glücklich bemerkt, dem Sänger aus dem ersten Theil des Ofterdingen, der da sang „von dem Ursprung der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen und endlich von dem zukünftigen Triumph der letzteren, dem Ende der Trübsal, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters". Die Worte scheinen direkt zur Charakterisirung Shelley's geschrieben worden zu sein; eine derartige geheimnißvoll ahnende Sympathie, mit der ein Genius den anderen, fremden, unbekannten erräth, ist ohne Gegenstück in der Weltlitteratur.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. **Der gedruckte Katalog des British Museum.** Der Druck eines Katalogs der British Museum-Bibliothek geht jetzt seiner Vollendung entgegen. Das Wort „fertig" ist für dieses Riesenwerk allerdings nur in relativem Sinne zu verstehen, da der jährliche Zuwachs an gedrucktem Material ungefähr 100,000 Bücher und 25,000 Zeitungen beträgt. Also der gedruckte Katalog, der im Jahre 1880 in Angriff genommen wurde, wird mit zusätzlichen Aufstellungen über die Neuerwerbungen vor Ende dieses Jahres fertiggestellt sein. Die gigantische Natur dieses Unternehmens geht schon daraus hervor, daß es aus mehr als 800 Bänden bestehen wird, ein riesenhafter Fortschritt gegen die 2000—3000 Bände des geschriebenen Katalogs, in welche Zugänge auf Papierstreifen eingeklebt waren. Die Angestellten des British Museum haben das Werk, das 20 Jahre dauerte und ungefähr 40,000 Pfd. Sterling kostete, allein durchgeführt; allerdings befinden sich unter dem Generalstab dieses Instituts Sachverständige für jede Sprache und jeden Gegenstand. Der Katalog wird allgemein zugänglich sein und ist auch in 386 Abtheilungen und 100 Supplementsbänden zusammen für 94 Pfd. St. käuflich. Ueber einzelne Gegenstände werden Separatkataloge auch für den Verkauf hergestellt werden; so ist z. B. ein solcher über die Literatur zur französischen Revolution in Aussicht genommen, über welche das British Museum allein 40,000 Streitschriften besitzt. Letztere sind schon in separatem Katalog gedruckt; 30,000 Duplikate hatte das British Museum einst der französischen Bibliothèque Nationale geschenkt: vor Faschoda. Auch ein Katalog über älteste und ältere Drucke wird möglicherweise hergestellt, und zwar nach Druckern geordnet, was für Geschichte der Buchdruckkunst und Sammler von gewaltigem Vortheil sein wird. „The Literature", der wir dies entnehmen, nennt den Katalog eine einzig dastehende That und fügt hinzu: „Die Leute jenseit des Kanals mögen vieles besser verstehen als wir, aber das verstehen sie nicht, wie man eine Bibliothek ordnet und führt." Der unglückliche Besucher der Bibliothèque Nationale in Paris erhält ein Billet, worauf er den Namen des Buches aufzuschreiben hat, das er benutzen will; es ist 10:1 zu wetten, daß er das Buch nicht erhält. In Wien und in Berlin sind seit 1870 ausgezeichnete Bibliotheken, aber ihr Katalogwesen ist auf keiner vollendeten Stufe. Die beste Bibliothek auf dem Kontinent ist vermuthlich die von München mit ihrer Million Bücher. Aber ihre Räume sind verlassen, und man fühlt sich fast bestimmt, sich bei dem Bibliothekar zu entschuldigen, daß man ihn in seiner gelehrten Muße stört." — Daß die Münchener Bibliothek die beste des Kontinents ist, hören wir gern. Wenn aber der Gewährsmann von „The Literature" von verlassenen Räumen spricht, so scheint er die Bibliothek zu München an einem sonderbaren Tage besucht zu haben. Die Nothwendigkeit der Vergrößerung der Arbeitssäle in der Hof- und Staatsbibliothek auf das Doppelte, die jetzt im Gange ist, beweist das strikte Gegentheil. Dazu die großen Arbeitssäle in der Universitätsbibliothek, die in fortwährender Benutzung sind: das weist doch eine Anzahl von Benutzern auf, die die Bibliotheken in stete Bewegung setzen und wohl in einem sehr günstigen Zahlenverhältniß zu denen im British Museum stehen werden. Im übrigen können „Platzbibliotheken", wie das British Museum, das nicht ausleiht, sondern nur im eigenen Arbeitssaale seine Bücher benutzen läßt, nicht mit Ausleihbibliotheken, wie die kontinentalen, verglichen werden. Der Gewährsmann von „The Literature" möge sich einmal im vollen Semester vergewissern, ob die Bibliothekare des Ausleihdienstes wissenschaftliche Muße pflegen!

* **Zum Gedächtniß von Oskar Baumanns Todestag** — 12. Oktober 1899 — veröffentlichen treue Freunde seine **Afrikanischen Skizzen.** Der Reinertrag des Prachtbandes ist bestimmt, um zu der Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen beizutragen. „Mit der Veröffentlichung dieses Buches," so heißt es im Begleitschreiben, „verwirklichen seine Freunde nachträglich einen persönlichen Wunsch, dessen Erfüllung den Verstorbenen fast bis an sein Lebensende beschäftigt hat. Der kühne Reisende, in Afrika und der Seele seiner schwarzen Kinder mehr zuhause als in der Heimath, hat neben der wissenschaftlichen Darstellung seiner Reiseergebnisse und Forschungen eine Reihe von novellistisch anmuthenden Skizzen und Sittenbildern geschrieben, in welchen er uns einen tiefen Einblick in das Leben und die Seele der ostafrikanischen Neger und seiner arabischen Bedrücker gewährt hat. Ist auch die Form keine wissenschaftliche, so steht doch der Verfasser, wie er uns im Vorwort versichert, für die Gewissenhaftigkeit der Beobachtungen ein. Bis in die kleinsten Einzelheiten wurde nichts aufgenommen, was nicht thatsächlich vorgekommen oder täglich vorkommt. Die meisten Skizzen sind fast unveränderte Mittheilungen thatsächlicher Ereignisse, sogar die Orts- und Personennamen sind oft beibehalten. Auch die Illustrationen sind, mit Ausnahme der Kopfleisten, nach Originalphotographien hergestellt, die Baumann selbst ausgesucht hat. In der deutschen Literatur haben wir hier einen der wenigen ernsten und ernst zu nehmenden Versuche vor uns, das Leben und die Seele des exotischen Menschen

mit der reifen Kunst und Psychologie der Gegenwart zu schildern. Der Verlag, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin, der seinerzeit Baumanns bedeutendste wissenschaftliche Werke veröffentlichte, hat es als eine Ehrenpflicht betrachtet, auch diese seine letzte novellistische Arbeit dem Publikum zugänglich zu machen."

* Nach jahrelangen Vorbereitungen steht nun endlich die **Nobel-Stiftung** fertig da und kann in Wirksamkeit treten. Die letzten Schritte bestanden in der Ernennung des Vorstandes, dem die ökonomische Leitung der mit gegen 40 Millionen arbeitenden Nobel-Stiftung obliegt. Zu diesem Zwecke hatten die preisvertheilenden Körperschaften, die Schwedische Akademie, die Akademie der Wissenschaften und das Karolinische Institut in Stockholm, sowie die betreffende Storthingskommission (für den Friedenspreis) Bevollmächtigte ernannt, die jüngst den Präsidenten H. Forssell, Dr. H. R. Törneblodh, Amtsrichter H. Santesson und Ingenieur R. Sohlman zu Vorstandsmitgliedern und die Professoren M. Salin und A. Montelius als Stellvertreter wählten. Danach ernannte König Oskar den ehemaligen Ministerchef E. G. Boström zum Vorsitzenden des Vorstandes und den ehemaligen Justizrath C. G. Hernmarck zum Stellvertreter. Der Vorstand seinerseits wählte als verwaltenden Direktor aus seiner Mitte den Amtsrichter Santesson, der schon bei der Feststellung der Hinterlassenschaft Nobels thätig mitgewirkt hat, und in der letzten Staatsrathssitzung setzte König Oskar die Gehälter fest. Der verwaltende Direktor erhält 15,000 Kr., der Vorsitzende 5000 Kr. und die übrigen Vorstandsmitglieder je 3000 Kr. jährlich. Vorstand und Direktor haben, wie gesagt, nur mit der geschäftlichen Seite der Nobel-Stiftung zu thun. Die Prüfung der Erfindungen, Arbeiten, Thätigkeiten u. s. w., die mit Preisen bedacht werden sollen, liegt den eingangs erwähnten wissenschaftlichen Körperschaften und der Storthingskommission ob, die ihrerseits wieder zur Erleichterung der Arbeit besondere Nobel-Institute errichten, an denen Gelehrte angestellt werden und mit denen Bibliotheken verbunden werden. Solcher Institute werden fünf errichtet, denen von dem Kapital eine bestimmte Summe als Fonds zur Verfügung gestellt wird, und außerdem zieht sich jede der fünf preisvertheilenden Körperschaften von dem Preise, den sie jährlich zu vertheilen haben (je etwa 200,000 M.), ein Viertel ab, womit die laufenden Kosten des betreffenden Nobel-Instituts bestritten werden.

* **Die neue medizinische Approbationsordnung für das Deutsche Reich** wurde nunmehr, da eine Einigung mit allen deutschen Bundesstaaten erzielt ist, erlassen. Die wesentlichsten Bestimmungen sind: Reichsangehörige sollen in der Regel erst nach dem Bestehen der ärztlichen Approbation zur Promotion zugelassen werden. Die Bedingung für die Promotion ist in der Einlieferung einer druckwürdigen Dissertation und Abhaltung eines wissenschaftlichen Kolloquiums vor drei Examinatoren. Reichsangehörige ohne medizinische Approbation brauchen für die Zulassung zur Promotion einer besonderen Genehmigung des vorgesetzten Landesministeriums. Ausländer haben den Beweis für Absolvirung eines Studienganges zu erbringen, wie er für die medizinische Approbation verlangt wird. Danach haben sie unter Vorlage der Dissertation ein Examen zu bestehen, das der deutschen Approbationsprüfung nachgebildet ist, das heißt die Prüfung in praktisch-klinischen Fächern in sich schließt.

* **Straßburg.** Der Privatdozent für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der hiesigen Kaiser Wilhelm-Universität Dr. Werner **Wittich** hat, der „Voss. Ztg." zufolge, einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität **Göttingen** erhalten.

* **Berlin.** Der **Verein für volksthümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern** wird in den Monaten Oktober bis Dezember 10 Vortragskurse abhalten. Jeder Kurs wird sechs Vorträge von je $1^1/_2$ Stunden umfassen. Die Vorträge beginnen abends $6^1/_2$ Uhr, und sind für Männer und Frauen zugänglich. Das Programm lautet: 1. Montags: Prof. Dr. **Erich Schmidt**: „Schillers Theater vom Wallenstein bis Demetrius", im Bürgersaal, Rathhaus, beginnt am 5. November. 2. Montags: Privatdozent Dr. Fr. **Kopsch**: „Bau und Leistung des Gehörapparats", im großen Hörsaal der Anatomie, beginnt am 28. Oktober. 3. Dienstags: Geh. Regierungsrath Prof. Dr. **Diels** und Privatdozent Dr. **Helm**: „Einführung in die lateinische Sprache", im Französischen Gymnasium, beginnt am 6. Nov. 4. Dienstags: Privatdozent Dr. **Wolffenstein**: „Elementar-Chemie", in der Technischen Hochschule, beginnt am 30. Oktober. 5. Mittwochs: Lic. Dr. **Schubring**: „Kulturgeschichte der italienischen Renaissance", im Kunstgewerbe-Museum, beginnt am 24. Okt. 6. Mittwochs: Prof. Dr. **Plate**: „Der Parasitismus im Thierreich und die Schmarotzer des Menschen", im Zoologischen Institut, beginnt 31. Oktober. 7. Donnerstags: Prof. Dr. **Börnstein**: „Das Wetter und seine Voraussagung", in der Landwirthschaftlichen Hochschule, beginnt am 1. November. 8. Donnerstags: Geh. Regierungsrath Dr. **Stephan**: „Allgemeine Rechts- und Gesetzeskunde", im Französischen Gymnasium, beginnt am 1. November. 9. Freitags: Prof. Dr. **Hoeniger**: „Grundzüge der sozialen Geschichte Deutschlands im Mittelalter", im Französischen Gymnasium, beginnt am 26. Oktober. 10. Freitags: Prof. Dr. **Jaekel**: „Descendenzlehre auf Grund der Entwicklungsgeschichte der Thierwelt", in der alten Urania, beginnt am 26. Oktober. Der Eintrittspreis beträgt für jeden Kurs 1 M.

* **Aus Oesterreich.** Da ein Nachfolger an der durch den Tod des Hofraths Professor Dr. Philipp **Knoll** erledigten Lehrkanzel für allgemeine und experimentelle Pathologie an der **Wiener** Universität bisher nicht ernannt ist, wurde nach der „Wiener Hochschul-Korr." Professor Dr. Arth. **Biedl**, ein hervorragender Schüler Strickers und Knolls, mit der Supplirung betraut. Derselbe beginnt am 16. d. M. die Vorlesungen. — Gestern starb nach einer Mittheilung der „N. Fr. Pr." der frühere Vize-Direktor der Wiener Hof-Bibliothek, Eduard **Chmelarz**, im Alter von 53 Jahren. Er hat sich als Kunsthistoriker besonders um die dortigen Kupferstichsammlungen, deren Leiter er war, verdient gemacht. Auch war er Mitglied der „Zentralkommission für Erhaltung der Kunst- und Baudenkmäler".

* **Aus Frankreich.** In **Paris** starb der frühere Professor der Rhetorik Dr. Adolf **Hatzfeld** im Alter von 75 Jahren. Sein Hauptwerk ist das zusammen mit Darmesteter verfaßte „Dictionnaire de la langue française".

* **Aus Spanien.** An der **Madrider Hochschule**, deren Kurse am 1. Oktober eröffnet wurden, erfolgten dieses Jahr, wie der „Voss. Ztg." geschrieben wird, 2048 Einschreibungen, die sich wie folgt vertheilten: auf Medizin 733, Rechtswissenschaft 558, Pharmazie 437, Naturwissenschaften 228, Philosophie und Literatur 89, Notariat 2. Die Frequenz hat gegen die vorjährige um 207 abgenommen, was auf den neuen Preßfeldzug gegen die Ueberfüllung der gelehrten Berufe zurückzuführen sein dürfte.

* **Aus Rußland.** In **Moskau** sind vor einigen Tagen die neuen **Hochschulkurse für Frauen** eröffnet worden. Bisher gab es derartige Kurse nur in St. Petersburg. Die Regierung hatte ursprünglich die Zahl der Hörerinnen für Moskau auf 200 festgesetzt; der Zudrang war jedoch so groß, daß der Minister der Volksaufklärung kürzlich die Einschreibung von weiteren 50 Hörerinnen gestattete. Die physiko-mathematische Abtheilung der Moskauer Kurse zählt 59, die historisch-philologische Abtheilung 191 Hörerinnen. — Am 7. Oktober starb, wie die „Voss. Ztg." meldet, in **St. Petersburg** Dr. med. Eugen **Kotljar** im Alter von 37 Jahren. Der Verstorbene wirkte seit neun Jahren an der dortigen militär-medizinischen Akademie als Privatdozent für Pharmakologie. In der letzten Zeit war er Redakteur der Zeitschrift „Praktische Medizin". Die medizinische Literatur verdankt ihm zahlreiche Abhandlungen.

* Die reichhaltige statistische und militärwissenschaftliche **Bibliothek aus dem Nachlasse** des verstorbenen Geh. Regierungsraths **Frhrn. v. Fircks**, Verfassers des Werkes „Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik", ging durch Kauf in den Besitz des Berliner Antiquars **Paul Lehmann** über.

Jahrgang 1900. München, Montag, 15. Oktober. Nummer 236.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nochmals über die Universitätsreform in Oesterreich.

Herrn Dr. E. Richter, o. ö. Professor an der k. k. Universität Graz.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Von meinem Sommeraufenthalt nach Wien zurückgekehrt, kam mir Ihr geschätzter Artikel „Ideen zu einer Universitätsreform in Oesterreich" in Nummer 168 dieser Zeitung vom 25. Juli erst jetzt zur Kenntniß.

Wenn ich Ihre Meinung richtig aufgefaßt habe, so stimmen Sie mit mir darin überein, daß das Doktorat unsrer Universitäten seine einstige Bedeutung vollkommen verloren hat und, soweit es sich wenigstens um die Philosophische Fakultät handelt, eigentlich nur eine Art höherer Maturitätsprüfung ist, nach welcher für jeden weiter Strebenden erst das ernste fachliche Studium beginnt.

Dagegen verhalten Sie sich ablehnend gegen den von mir gemachten Vorschlag, für diese fachliche Weiterbildung besondere, selbständige Kurse, nach Art der Sorbonne-Kurse, in Paris zu errichten, indem Sie derartige Kurse für überflüssig halten, besonders aber perhorresziren Sie die Konzentrirung dieser Kurse in Wien und den obligaten Charakter derselben.

Was nun das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Bedürfnisses anlangt, so hat es damit bei Schulangelegenheiten eine eigene Bewandtniß. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, in welcher die Gründung der Hochschule für Bodenkultur angeregt wurde. Alle Welt war damals dagegen und erklärte die Sache für etwas ganz Ueberflüssiges und Lebensunfähiges, und gegenwärtig übertrifft die Frequenz alle ursprünglichen Erwartungen und es herrscht nur eine Stimme darüber, daß das Niveau der fachlichen Ausbildung und der Leistungsfähigkeit im Kreise der Landwirthe durch diese Schule in ganz außerordentlicher und überraschender Weise gehoben worden ist.

Ganz dasselbe wiederholte sich bei der Gründung des städtischen Pädagogiums als einer Fortbildungsanstalt für Volksschullehrer und mehr oder minder kann man dieselbe Erfahrung immer wieder machen, so oft es sich um die Schaffung einer höheren Schulkategorie handelt, und ich bin fest überzeugt, daß es sich bei den von mir vorgeschlagenen höheren Universitätskursen genau ebenso verhalten würde.

Es läßt sich ja gewiß nicht leugnen, daß talentvolle und strebsame junge Leute auch bereits an unsren jetzigen Universitäten Gelegenheit zur weiteren Ausbildung finden und daß sich im ganzen gegen die fachliche Tüchtigkeit der heranwachsenden Gelehrtengeneration nichts einwenden läßt. Dagegen läßt sich auch nicht leugnen, daß der jüngeren Schule ganz allgemein ein Mangel anhaftet, der bereits gegenwärtig ernste Bedenken wachruft, der aber im weiteren Verlaufe geradezu beängstigende Perspektiven eröffnet und dies ist die außerordentliche Einseitigkeit, der enge wissenschaftliche Gesichtskreis, der ihr eigenthümlich ist.

Eine immer weitergehende Spezialisirung der Arbeitsgebiete ist ja mit dem Fortschreiten der Wissenschaft mitunter verbunden, aber je mehr dies der Fall ist, umso mehr ist es nothwendig, darauf zu achten, daß das Interesse und das Verständniß auch für das Allgemeine nicht verloren geht.

Ein junger Mann, der gegenwärtig vom Gymnasium an die Philosophische Fakultät kommt, um daselbst den Doktorhut zu erwerben, hat vier Jahre an der Fakultät zu verbringen, von diesen vier Jahren studirt er aber eigentlich nur zwei Jahre, da er im dritten Jahre meistens bereits seine „Doktorarbeit" beginnt, womit erfahrungsgemäß das intensivere allgemeine Studium aufhört. — Ist es dann zu verwundern, wenn der junge Mann fast nur das kennt, was den Inhalt seiner Doktorarbeit ausmacht?

Die Lehramtskandidaten haben auch vier Jahr zu studiren, aber sie haben keine selbständige, wissenschaftliche Arbeit vorzulegen und können daher ihre ganzen vier Jahre auf das Studium verwenden. Es ist aber allgemein anerkannt, daß Lehramtskandidaten viel umfassendere und gründlichere Kenntnisse besitzen, als die jungen Doktoren der Philosophie, wie auch bekanntermaßen die Lehramtsprüfungen viel strenger sind als die sogenannten Rigorosen.

Ich glaube die Nutzanwendung dieser Thatsachen ist sehr einfach.

Wer das Doktorat zu machen beabsichtigt, soll auch vier Jahre dem Studium widmen, die selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten aber sollen einem späteren Stadium vorbehalten sein; damit ist die Nothwendigkeit selbständiger höherer Kurse von selbst gegeben.

Was nun die Konzentrirung dieser höheren Kurse in Wien betrifft, so möchte ich nur folgendes zu erwägen geben.

Wenn diese höheren Kurse wirklich dem jetzigen Stande der Wissenschaften entsprechen sollen, dann müßten dieselben mit einer außerordentlichen Vermehrung der Lehrkräfte verbunden sein.

Das Fach der „Geschichte" dürfte nicht durch drei oder vier Personen, sondern es müßte durch Dutzende von Personen nebst zahlreichen Instituten und Sammlungen vertreten sein, es müßte gewissermaßen zu einer kleinen selbständigen Fakultät erhoben werden. Dasselbe müßte auch mit anderen Wissenschaften, wie Philologie,

Geologie, Physik, Zoologie u. s. w. geschehen, mit einem Worte, an der jetzigen Philosophischen Fakultät müßte sich eine ganze Gruppe von Fakultäten entwickeln.

Behält man dies aber im Auge, dann ist es wohl klar, daß derartige Institutionen unmöglich an allen Universitäten eingeführt werden könnten. Es würde dies nicht nur an den exorbitanten Kosten und (für den Augenblick wenigstens) an dem Mangel an geeigneten Lehrkräften scheitern, sondern es wäre hiefür nicht einmal das Bedürfniß vorhanden, da ja die Anzahl der Theilnehmer an diesen höheren Kursen keine so große wäre, daß sie nicht an einer Zentralstelle Aufnahme finden könnten.

Wenn Sie, hochverehrter Herr Kollege, mir vorhalten, daß die gegenwärtige Zeitströmung für Wien keineswegs günstig sei und vielmehr die Landesuniversitäten durch dieselbe bevorzugt würden, so gebe ich dies, so weit man wenigstens die Philosophische Fakultät im Auge hat, nicht nur gerne zu, sondern halte dies von meinem persönlichen Standpunkt aus in höherem Interesse sogar für sehr erfreulich, indem, meiner Ueberzeugung nach, für junge Studirende im Alter zwischen 19 bis 24 Jahren der Aufenthalt in einer kleineren Stadt nicht nur angenehmer, sondern auch in jeder Beziehung zuträglicher ist als der Aufenthalt in Wien.

Andrerseits wäre es aber wohl unnatürlich und sogar sträflich, wenn die Wiener Universität diese Zeitströmung als unabwendbares Fatum hinnehmen und sich mit philosophischer Resignation ruhig in diesen drohenden Niedergang finden würde. Die Wiener Universität muß vielmehr auf Mittel bedacht sein, der mächtigen Konkurrenz der Landesuniversitäten gegenüber ihre alte Stellung zu behaupten, und dies kann, meiner Ueberzeugung nach, nur dadurch geschehen, daß sie sich eben auf die großen Bildungsmittel stützt, welche Wien und zwar Wien allein, in seinen Bibliotheken, Archiven, Sammlungen, wissenschaftlichen Instituten, Gesellschaften und Korporationen besitzt.

Diese großen Bildungsmittel können aber von jungen Leuten, die eben vom Gymnasium kommen, unmöglich in entsprechender Weise benützt werden; es ist hiezu vielmehr jedenfalls eine größere Reife erforderlich und wir kommen durch diese Betrachtung abermals zu demselben Resultat, nämlich zur Gliederung des Unterrichts in zwei Stufen und zur Einrichtung der höheren Stufe in Wien.

Eine Degradirung der Landesuniversitäten ist hiedurch durchaus nicht gegeben, im Gegentheil würden auch die Landesuniversitäten und speziell auch die Lehrkräfte derselben nur gewinnen.

Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß mit der Kreirung derartiger höherer Kurse auch die materielle Stellung der Lehrkräfte in entsprechender Weise gehoben werden müßte, und da die Lehrstellen an diesen höheren Kursen naturgemäß nur durch Berufungen von den Landesuniversitäten ergänzt werden könnten, so wäre hiedurch den Lehrkräften aller Universitäten die Aussicht auf ein Avancement eröffnet, welches heutzutage gar nicht existirt.

In einem Punkt, hochverehrter Herr Kollege, könnte ich mich allerdings entschließen, Ihren Bedenken entgegenzukommen und dies ist der Punkt von dem obligaten Charakter dieser Kurse. Diesen Punkt könnte man, meiner Ansicht nach, in der von mir gegebenen absoluten Fassung ohne Schädigung der Sache fallen lassen.

Ich bin nämlich vollkommen überzeugt, daß von dem Augenblick an, an welchem derartige höhere wissenschaftliche Bildungskurse ins Leben treten würden, diese Thatsache an und für sich einen so mächtigen Zug ausüben würde, daß ein äußerer statutenmäßiger Zwang ganz überflüssig wäre. Im übrigen stimme ich mit Ihnen auch vollkommen überein, daß man bei Hochschullehrern, wie überhaupt in allen Fällen nur auf die persönliche Tüchtigkeit sehen sollte, nicht aber darauf, wie der Betreffende dieselbe erworben.

Mit dem Ausdruck kollegialster Hochachtung

Ihr ergebenster

Wien, 10. Oktober 1900. Prof. Th. Fuchs.

Ein Buch über englische Präraphaeliten.

Von Joseph Hofmiller.

II.

Auch John Keats gehört wie Novalis, wie Shelley zu jenen Frühvollendeten, denen die Götter die Gnade des jugendlichen Todes verliehen haben; der ganze Glanz der Jugend fließt um ihre Gestalten; wie bei Achilleus wird die Todtenklage um sie zur Heldensage. „Er wäre der größte von uns geworden," sagt Tennyson von Keats. Er hat herrliche Verse geschrieben und wir besitzen eine Sammlung Briefe von ihm, die so interessant ist, daß ihr Verfasser gar kein Engländer gewesen zu sein scheint; wie trocken und dürftig ist die Korrespondenz Tennysons, Brownings, Rossetti's; in Keats Briefen steht ebensoviel, wenn nicht mehr von seinem eigensten und persönlichsten Erleben und Empfinden als in seinen Gedichten. Seine Ausführungen über den Dichter sind so modern, wie wenn sie gestern von Lemaître, vom Baron Berger oder von Hermann Bahr geschrieben worden wären: „Ein Dichter ist nie ‚er selbst', er hat gar kein Selbst, er ist Alles und Nichts, er hat keinen Charakter, freut sich an Licht und Schatten, er lebt vom Kosten. Ein Ding sei häßlich oder schön, hoch oder niedrig, reich oder arm, gemein oder erhaben — der Dichter hat ebensoviel Vergnügen in der Konzeption eines Jago wie einer Imogen. Er ist das allerunpoetischeste Ding, er hat keine Identität, er ist immer für etwas anderes da, er hat immer einen fremden Körper auszufüllen. Wenn ich mit Menschen zusammen in einem Zimmer bin, so beginnt die Wesenheit eines Jeden im Zimmer auf mich zu drücken. Oeffnen wir unsre Seelen wie Blumen, seien wir passiv, seien wir empfänglich!" Das ist auch das poetische Prinzip Goethe's, für den sich das Genie darin zusammenfaßte, „die Dinge ruhig auf sich wirken zu lassen und dann darzustellen". Es erinnert an Emerson, der eine schlaflose Nacht zubrachte, so oft er mit einer neuen Persönlichkeit zusammentraf. Ganz Emerson ist auch die folgende Stelle: „Wenn du langsamen Schrittes über einen Sumpfweg mit ein wenig Angst davor gingest, du würdest sicher das kalte Fieber bekommen; laß aber Macbeth denselben Weg gehen, mit dem Dache in der Luft, der ihm den Weg weist, er würde weder Fieber noch sonst etwas bekommen." Das könnte unverändert in dem Essay Inspiration stehen. Keats ist Künstler, er will nur Künstler sein, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von Shelley. Er steht der realen Welt gegenüber mit dem ruhigen „sonnenhaften" Auge Goethe's; er ist ein Selbstbeobachter mit einem leisen Hang zur Koketterie vor dem Spiegel wie die Helden Stendhals, wie Amiel. Wie er Fanny Browne, seine Geliebte, seine „Charmian", zum erstenmal sieht, notirt er sich geistreiche Vergleiche, die etwas sehr Gesuchtes haben.

In dem Maße, als seine Liebe inniger, naiver wird, wird er unruhig; er fürchtet, seines Künstlerthums verlustig zu werden. Er hat sein seelisches Gleichgewicht eingebüßt, die Liebe macht ihn unsicher. Da wird er brustkrank und stirbt — und sein Tod verleiht diesem eigenthümlichen, erregten, widerspruchsvollen Leben Stil und Größe. Wie Ste. Beuve auf Baudelaire, so weist Keats auf Walter Pater, den spiritualistischen Epikureer, und seine rein künstlerischen Tendenzen finden ihr Gegenstück und ihre Karikatur in der Mandarinenkunst der französischen und englischen Aestheten, in den immoralistischen und paradoxen Intentions des Oskar Wilde, der auch Blake's Abkehr von der Natur auf die Spitze getrieben hatte. Bei Keats tritt zum erstenmal ein Zug hervor, der bei Morris zur herrschenden Note wird: der Einfluß Chaucers. Das revival des liebenswürdigen, großen Ahnherrn der englischen Dichtung ist von ebenso großer Bedeutung für die Geistesgeschichte Englands, wie dasjenige Shakespeare's. Nur blieb es in seinen Folgen auf England beschränkt, während Shakespeare ein Sturmherd großer Wogen für die europäischen Literaturen wurde. Manche Erzählungen Keats' scheinen eine Stillsirung Chaucers zu sein, durchaus nicht naiv, im Gegentheil sehr gewollt, sehr gewählt, ganz Stil. Sie sind nicht stilisirend, wie etwa Anatole France die Geschichten von dem fröhlichen Buffalmacco in einer köstlichen Prosa in der Weise der älteren Italiener erzählt, sie wollen nur Stimmung erzeugen. Keats selbst war sich durchaus klar darüber; von The Eve of St. Mark schreibt er: I think it will give you the sensation of walking about an old country town in a coolish evening. So wenig seine Absichten naiv sind, so sehr ist es seine Technik: „Er wählt die lichtesten Worte, er zieht einfache Sätze vor, die Verse springen einem wie Blumen zu, die ganze Strophe ist wie ein Beet. So dichtet das Volk, so dichtete das Mittelalter, diesen Stil sucht Keats zu beleben und späteren Dichtern zu übermitteln.“ Give a sensation — das ist die Leidenschaft aller großen modernen Künstler der Erzählung, von Flaubert bis zu Jacobsen. I am in love with fine words — das ist die Formel der unermüdlichen Sucher, der Sprachkünstler, Théophile Gautiers, d'Annunzio's, Hofmannthals, Nietzsche's. In Shelley steckt noch viel achtzehntes Jahrhundert, Menschenrechte, Humanität, Freiheit, Propaganda — Keats ist ganz modern. Er war der Erste, der neugierig und spürend die Pfade beschritt, auf denen ihm die Morris, Rossetti, Burne-Jones folgten. Ob er wirklich, wie Tennyson meinte, der Größte unter ihnen Allen geworden wäre? Wer vermag das zu sagen? Sicherlich war er une promesse de grandeur, um ein bekanntes Wort Beyle's zu variiren, für Alle, die nach ihm kamen. Der Satz Keats begot Tennyson, and Tennyson begat all others ist mehr kurz als gut, dennoch deutet er wenigstens das richtig an, daß alle folgenden Keats irgendwie verpflichtet sind.

Die Nächsten, die John Keats Erbe antraten, waren die Präraphaeliten. Es ist viel über diese dichtenden Maler geschrieben worden; bis zu Sizeranne's Buch[3]) jedoch hat man fast immer nur in Uebertreibungen von ihnen gesprochen: über Gebühr verlästert und verhöhnt von thörichten Zeitgenossen, über Gebühr verherrlicht von kritiklosen Schwärmern, sie sind entweder en bloc acceptirt oder verworfen worden. Man hat unrichtig die präraphaelitische Bewegung als etwas ganz beispielloses, vom Himmel gefallenes hingestellt. Man hätte bedenken sollen, daß viel Gründe zusammenkamen, eine Bewegung, die durch die ganze europäische Malerei ging, in England besonders tief und nachhaltig wirken zu lassen; man übersah, daß in England eine verhältnißmäßig große Anzahl italienischer Gemälde vor Raphael in den öffentlichen und Privatgalerien hängen, an die anzuknüpfen nahe lag; man ignorirte die ganz auffallende Neigung und Begabung des englischen Geistes für die Allegorie; man hätte an Bunyan und Spenser, an Chaucer und Swift denken sollen; als weiterer Umstand tritt hinzu, daß die Engländer, obwohl ein sehr musikliebendes und auch musikalisches Volk, seltsamerweise doch keinen großen Komponisten hervorgebracht haben — Händel war kein Engländer und Balfe kein Komponist; dieses unleugbar vorhandene musikalische Bedürfniß tritt in einigen Dichtern und Malern unsres Jahrhunderts plötzlich sehr stark zutage; es ist durchaus nicht parador zu sagen: der größte englische Musiker heißt Burne-Jones. Man vergesse auch nicht, daß ein Engländer, nämlich Walter Pater, den merkwürdigen und einseitigen Satz geschrieben hat: All art constantly aspires towards the condition of music. Endlich ist zu berücksichtigen, daß die englische Kunst in viel höherem Grade eine Kunst des Hauses und des Schmuckes ist als die kontinentale; nun aber ist der Gegensatz zwischen dem harten schonungslosen, nur auf business bedachten modernen Erwerbskampfe und der stillen und hohen Kunst von den Engländern mehr und mehr herausgearbeitet worden; die entgegengesetzten Seiten der Kunst gelingen ihnen am besten; man denke an Shelley gegenüber Dickens, Rudyard Kipling gegenüber Swinburne, die effektsicheren Meister des schreiend grellen und scharfen Plakats von der Art der Brothers Bickerstaff gegenüber dem sehnsuchtsvoll schmachtenden Burne-Jones, dessen letzte Bilder mehr mit Himbeermarmelade als mit Farben gemalt zu sein scheinen. Es ist ganz verkehrt, von einer „Hypertrophie des Seelenlebens“ anläßlich dieser Kunst zu sprechen; hier ist durchaus nichts hypertrophisches, sondern es ist ein natürliches Rezept zur Diätetik der Seele, wenn sich die Engländer gegenüber dem Presto con brio ihrer Tagesmühen auf der Straße und im Geschäfte das Adagio appassionato ihrer Kunst verordnet haben. Der große Kritiker der präraphaelitischen Bewegung, John Ruskin, ist eine ganz einzige Mischung von Künstler, Dichter, Ethiker, Sozialpolitiker, von Gesetzgeber und Prophet, ein leidenschaftlicher Idealist von der Rücksichtslosigkeit des Genies: er hat z. B. Herkomers Haus nicht betreten, weil nicht jedes einzelne Stück darin Handarbeit war. Kassner vergleicht ihn mit Heinrich v. Treitschke; man könnte eine Anzahl Namen nennen, und doch wäre damit das innerste Wesen dieser großen Persönlichkeit mehr angedeutet als gekennzeichnet: Lagarde, Carlyle, Richard Wagner in seiner letzten Zeit, Emerson, Karl Jentsch. Kassner charakterisirt einzelne Mitglieder der P. R. B.: Millais nennt er den begabtesten, gesündesten, nationalsten, Holman Hunt den gläubigsten, engsten. Rossetti ist schwieriger zu charakterisiren; in ihm, nächst Morris, erreicht die Tendenz des Präraphaelitismus, mit einer künstlerischen Gesammtauffassung des Lebens Ernst zu machen, ihren Höhepunkt; ob man in den literarischen und kunstgewerblichen Bestrebungen dieser Männer einen leisen Dilettantismus erblicken mag oder ob man geneigt ist, hier eine Viel-, ja Allseitigkeit des künstlerischen Triebes zu sehen, wie bei Lionardo, bei Michel Angelo, bei Max Klinger, richtet sich schließlich nach der Person des Betrachtenden. So viel ist sicher, daß Rossetti eine viel zu feine und komplizirte Natur war, als daß er ein Künstler nach dem Herzen Ruskins hätte bleiben können, für den „Velasquez und

[3]) Besprochen von Dr. Karl Voll in Beilage Nr. 270 d. J. 1899.

Rembrandt Komödianten, Whistler ein cockney war". 1868 sahen sich Beide zum letztenmal. Rossetti ging ganz seine eigenen Wege. „Er hat einige seltene Stellungen des Körpers und der Seele fixirt. . . . Er besitzt die seltene Gabe, irgend ein pathetisches Leben in einen sprechenden Augenblick zu verdichten und ein momentanes Zusammentreffen van Mienen, Handbewegungen und Stellungen des Kärpers paetisch zu stimmen." Es ist unmöglich, über Rossetti etwas treffenderes zu sagen. Er wird nach lange ein äußerst inteeessantes Problem bleiben. Seine äußeren Erlebnisse hat Esther Waad in einem hübschen Buche zusammengestellt, das innere Leben, die Ursprünge, die Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes geben fortwährend neue Rätsel auf. Sein erstes Gedicht „The Blessed Damozel" ist zugleich sein schönstes. Kassner weist fein und klug nach, wie Rassetti keine abgenützte Metaphee duldet: er gießt sie um, so daß sie etwas ganz und gar ihm eigenes wird; in jede Betonung, jedes Wart, jedes Bild legt er die ganze herbe Süßigkeit seiner Seele. Alles ist aufs intensivste empfunden, alles wird neu unter seinen Händen: Helena ist nicht bloß das wunderschäne begeheenswerthe Weib, wie es Homer in jenen berühmten Versen malt, die der lateinische Schänheitsadorant d'Annunzio in seinem Schlafzimmer über seinem Bette angebracht hat; sie ist die mittelalterliche Teufelinne, eine Inkarnation der Frau Venus im Hörselberge, die den Ritter Tannhäuser unselig bezaubert hat. Helena aber ist ein Symbal seiner Kunst. Wie nun in Rassetti's Leben das Schicksal in Gestalt der Elizabeth Siddal eintritt, wie er sie 1860 heirathet, nachdem er sieben Jahre mit ihe gelebt hat, wie sie 1862 stirbt und Rossetti ihr all seine unveröffentlichten Gedichte mit ins Grab gibt, das alles ist bei Kassner nachzulesen. Was aber zwischen und unter diesen trockenen Daten steht, das hat der Dichter in jenen 1870 wieder ausgegrabenen Sonetten in geheimnißvallen Zeichen niedergelegt, „die in einem eigenartigen Mystizismus dunkeln und van nervöser Sinnlichkeit glühen". Diese kleine Modistin, „die Tochter eines cutler aus Newington Butts mit den Manieren einer Prinzessin", war das einzige Ereigniß in dem seltsamen Leben dieses Dreiviertelitalieners. Er hat am Leben, an der Liebe, an der Schönheit gelitten, in seinem House of Life ist er der Künstler seiner sehnsüchtigen Stimmungen, und ee besingt nicht sein wirkliches Verhältniß zu E. Siddal, sondern seinen keankhaft leidenschaftlichen Traum von dieser Liebe, seine visianären Erlebnisse an den Dingen und an den Mächten des Lebens. Kassner vermißt an seinen Dichtungen die latente Musik; vielleicht hat Rossetti alles, was an Musik in ihm laut werden wollte, in seine Bilder zusammengepreßt, wo sich ein blasses Antlitz in süßestee Trauer dem Beteachtenden hold entgegenneigt, schlanke Arme in sanfter Sehnsucht sich zurückbiegen, schmale weiße Hände in schmerzlicher Müdigkeit auf den schlichten Falten eines dunklen Gewandes ruhen

in royal wise ring-girt and bracelet-spann'd.

Seine Verse haben etwas Erstarrtes, seine Symbole, in ihrer dantesken Schärse und Bläße, etwas gestarbenes, ihre Anmuth ist diejenige der Braut von Korinth — man fühlt, daß sie schan einmal in einer Gruft gewesen sind. Wenn man mehrere seiner Poems and Ballads hintereinander durchzulesen veesucht, wird man ärgerlich und nervös: Sie sind alle viel zu lang, selbst seine feinsten, zartesten Werke, wie The Blessed Damosel, A Last Confession, Dante at Verona; auch seine Art, iegend einen Refrain seitenlang durchzuführen, hat etwas durchaus unkünstlerisches und gesuchtes. Wenn man in Marilliers großem Werk über ihn ein paar hundert seiner 396 Werke angesehen hat, erschrickt man über die Armuth dieser morbiden Anmuth: Alles ist bei Rossetti Attitüde! Vielleicht war dieser born leader, wie er sich selbst nennt, durch die seltsame Anziehungskraft, die er auf seine Mitstrebenden und auf die Jugend ausübte, ein Verhängniß für die englische Kunst: Bei Burne-Jones läßt sich deutlich versalgen, wie mühevoll und widerstrebend er sich von Rossetti's Einfluß las macht, und wie in demselben Grad seine Kunst freier und liebenswürdigee wird. Allerdings ist es schwer, dem Zauber Rassetti's nicht zu erliegen; für einen jungen Künstler ist es vielleicht sogar unmöglich. Seine Kunst ist durchsättigt von intensivster Stimmung und van literarischen Anspielungen; sie ist aristokratisch, ganz und gar persänlich, unaufdringlich, van durchsichtiger Bläße, lieblicher Müdigkeit; sie ist künstlich und preziös, manoton und kammentarbedürftig; darum reizt und lockt sie alle kamplizirten, feinen, am Leben leidenden Seelen.

Vieles, was Rossetti andeutet und verspricht, wird prächtig und gesteigert ausgeführt van Englands größtem lebenden Dichter, Algernan Charles Swinburne. Man kann ihn nach den drei Dichtern charakterisiren, zu denen er sich enthusiastisch bekannt hat: Mit Victar Huga theilt er die Varliebe für die rauschende und festliche Pracht dee Erfindung und der Warte, mit Rassetti die lyrische Intensität, die alle seltenen und köstlichen Besitzthümer der Seele umfaßt, mit Ben Jonsan die Begeisterung füe die antike Welt und die stalze Energie. „Woran fühlt man sich nicht erinnert, wenn man Swinburne liest! An die Bibel, an die griechischen Tragiker, an die Allegorien des Mittelalters, an die Canzonen-Dichter Italiens, an Villan, an Marlowe und die Elisabethaner überhaupt, an Shelley, an die französischen Ramantiker, an Baudelaire, an William Blake, Walt Whitman, Robert Browning —, bei keinem modernen Dichter findet man eine salche Freiheit über dem Reichthum des Erbes. . . . Geeade bei Swinburne's Hellenismus zeigt es sich, wie die Bibel zwischen ihm und den Griechen steht, wie Zeus Jehava und Aphrodite Anadyomene zur Astarte wird. Dasselbe sieht man bei fast allen Hellenisten unsres Jahrhundeets, Gaethe und Walter Savage Landor allein ausgenommen, bei Hölderlin schan, bei Shelley, auch bei Max Klinger. Sie sehnen sich Alle so leidenschaftlich nach Griechenland und scheinen nicht zu wissen, daß sie diese Leidenschaft gerade der Bibel verdanken. . . . Sie empfinden vor einem Marienbild wie Heiden und var der Venus van Mila wie Christen." Die Abhandlung über Swinburne ist die glänzendste Partie des glänzenden Buches; der Vergleich mit Shelley ist bis ins innigste Detail durchgeführt, und wenn das Beste an Kassners Buch die Liebe ist, mit der es geschieden ist, sa hat diese Liebe hier ein ganz unvergeßliches Portrait geschaffen, dem man die Fehler der Liebe, die gelegentliche Blindheit gegen Schwächen gern nachsieht. Uebrigens kammt Kassner auch nach dieser Richtung hin zu überraschenden Resultaten: „Swinburne ist der Letzte eines reichen Stammes; seine Ahnen dichteten in Griechenland Tragädien, im Mittelalter Aventiuren, in der Renaissance Canzonen und nach dee französischen Revolutian Oden. Er lebt nicht mehr mit den Dingen mit, sandern empfängt sie in ihree letzten Schänheit. Die Farm ist hier etwas arganisches, das mit den Jahren wuchs, überwucherte und die Seele austrank, sa daß diese in der Farm fortlebt. Swinburne war bei der Geburt der Dinge nicht dabei, er kennt ihee Wurzeln und ihr Werden nicht. Er nimmt die Blüthen, und die Früchte

fallen reif vor seinen Augen nieder." Warum ist es Swinburne versagt geblieben, die Kränze der Tragödie sich um die Schläfe zu legen? Kassner beantwortet die Frage, indem er eine Definition des Begriffs „Drama" versucht. Er ist darin beeinflußt von der Schicksalsanschauung Maeterlincks und von der dramatischen Theorie Hermann Bahrs: „Das Wesen des Dramas ist, daß es einen Helden vorführt, der ein Schicksal erlebt. In seinem Schicksal geht er, wie in einer höheren Weisheit, auf. Der Dramatiker hat zu zeigen, wie ein ganz individueller Fall unter dem Zauber des Schicksals ein allgemeiner wird. . . ." Aber „Swinburne's Menschen werden nicht, sondern sind schon". Dieses Werden am Schicksale aber ist die einzige Auffassung des Dramas, die dem modernen Menschen möglich und seiner würdig ist; die alte, auf dem Begriff einer tragischen Schuld aufgebaute Aesthetik muß er als absurd ablehnen. Swinburne blieb es versagt, den Weg zum neuen Drama zu beschreiten; seine theoretische Aesthetik war, wie bei so vielen modernen Dichtern, nicht gleichen Ranges mit seinem lyrischen und pathetischen Genie; er wollte in seiner Maria Stuart-Trilogie ein Drama im Sinn der bisherigen Aesthetik schreiben, mit einer regelrecht konstruirten „Schuld"; der Determinismus, dem die feierliche Größe seiner Lebensanschauung zu verdanken ist, durchdrang sein Wesen nicht so tief, daß er sich von der kleinlichen Schuld- und Schuldhypothese ganz loslöste. Doch liegt etwas imposantes über seinem Lebenswerke, wie über dem all der Männer, von denen hier die Rede ist. Die Schriften Swinburne's, Ruskins, Paters, Morris', Brownings bilden je eine Bibliothek für sich allein. Alle sind sie staunenswürdig energische und arbeitsame Geister gewesen; das Ausruhen war ihnen unbekannt; eine fortwährende äußerste Anspannung der Seele war ihr normaler Zustand; sie wußten der hohen Empfindung Dauer zu verleihen und ein Leben der künstlerischen und geistigen Erkenntniß zu leben. Sie scheinen des Schaffens und Gestaltens nimmer müde zu werden. Es ist eine Gemeinsamkeit des geistigen Lebens, der auf dem Kontinent nichts zur Seite gestellt werden kann. Das geistige Leben Englands scheint einheitlicher in sich, als das anderer Länder; es hat Größe und Stil; seine einzelnen Aeußerungen erklären und ergänzen sich. Eine ununterbrochene Ueberlieferung verbindet es mit einer großen Vergangenheit; man braucht nur den Namen Oxford zu nennen, und es steigt ein Bild vornehmster Pflege und schaffensfroher Vermehrung eines reichen Erbes vor einem auf. Dieses geistige Leben von insularer Abgeschlossenheit und Selbständigkeit kann der Experimente entrathen. Was gleichzeitig auf dem Kontinent angestrebt und hervorgebracht wird, scheint beinahe zersplittert, ziellos, in gewissem Sinne vergeudet. Die große Linie, das große Ziel fehlen. Jedoch birgt gerade diese scheinbare Einheit die Gefahr der Schablone und der bequemen Routine in sich. Das zeigt am deutlichsten die durch William Morris veranlaßte Entwicklung des englischen Kunstgewerbes. Morris ist nicht der begabteste, noch der ursprünglichste, aber der vielseitigste und gesündeste der Präraphaeliten: er hat Häuser gebaut und Teppiche entworfen, Glasgemälde und Geräthe gezeichnet, er war Dichter, Fabrikherr, sozialer Theoretiker und Buchdrucker. Er knüpft an das englische Mittelalter an; Chaucer ist das unerreichte Vorbild seines Earthly Paradise, dessen 40,000 Verse er mit einem Envoi beschließt: My Master Geoffry Chaucer thou do meet. Alle seine Neudichtungen (der Odyssee, der Aeneis, der Nibelungensage, des Jasonmythus) sind von schwer erträglicher Länge und Geschwätzigkeit; man kann sie ohne sonderliche Theilnahme lesen; man läuft nicht Gefahr, unsterblichen Versen zu begegnen oder den Zaubern und der Gewalt des großen Kunstwerkes zu erliegen. Seine Begabung ging mehr in die Breite, als in die Tiefe. Die „echt englische Vollkommenheit", die ihm Kassner zuerkennt, ist für anspruchsvollere Geister ein Einwand. Seine dekorative Begabung ist durchaus nicht so bedeutend, wie seine Verehrer behaupten; seine Teppiche sind unruhig und kleinlich in der Zeichnung; er haßte die Flächen, wo lodgings to let seien, darum überlud er seine eigenen Entwürfe. Er ist nicht raffinirt, wie Kassner meint; dazu ist der freundliche Greis zeitlebens zu gesund gewesen; wie alle seine Mitstrebenden ist er ein unbewußter Katholik; auf diesen Umstand hat in Bezug auf Browning zuerst ein anonymer Kritiker aufmerksam gemacht, hinter dem man wohl mit Recht Wiseman vermuthete. Es ist bedenklich, die Parallele mit Burne-Jones durchzuführen, wie Kassner es thut. Burne-Jones, der so wenig ein Engländer war wie Rossetti (er ist irischer Abstammung) ist feiner, nervöser, intimer, kultivirter als Morris; er hat mehr Formensinn, mehr Stil, vor allem mehr Originalität. So weit das englische Kunstgewerbe sich an Morris anschließt, ist es bedenklich monoton geworden; was in den englischen Kunstschulen mit flinkem Handgelenk nach irgendwelchen Blumen- oder Blattornamenten stilisirt wird, ist brave, saubere Manufaktur. Er aber war der große Anreger, und wenn auch seine begabtesten Nachfolger mit seinen ursprünglichen Absichten nichts mehr gemein haben, sind sie ihm dennoch tief verpflichtet. Wie vielseitig er war, zeigt ein Blick in Temple Scotts Bibliography of the Works of William Morris, die nicht weniger als 120 Seiten füllt. Ein wichtiger Theil seiner Thätigkeit ist seine Kelmskott Press. Er hat die verschiedensten älteren und neueren Werke (von deutscher Literatur nur Meinholds Bernsteinhexe) wunderschön gedruckt; aber was der immer und immer wieder aufs schärfste zu äußernde Einwand gegen die meisten Erzeugnisse des modernen Kunstgewerbes ist, haftet auch ihnen an: ihr Preis ist so hoch, daß nur wenige Auserwählte diese schönen Dinge erwerben können. Und das sind in diesem Falle durchaus nicht immer die Berufenen!

Robert Browning ist der letzte Künstler, mit dem sich Kassner in seinem Buch befaßt. Er nennt ihn einen Antipoden Tennysons und charakterisirt ihn vorzüglich: „Er genießt den Vorzug, nicht von Allen gelesen zu werden, und die zweifelhafte Ehre, von denen, die ihn nicht verstehen, für unerschöpflich gehalten zu werden. . . . Er war Optimist bis zur Bequemlichkeit. . . . Er denkt alles von Anfang an und auf eigene Kosten, sagt das Zarteste oft roh und ist geistvoll in Banalitäten. . . . Er besitzt keinen Humor. Er versucht sich oft darin, ist aber dann ebenso beleidigend, wie wenn er Dialektiker sein will. . . . Seine Prosa ist protzig und erinnert an die Prosa Richard Wagners." Kassner vermißt an seinen Metaphern die Nothwendigkeit, an seinen Versen die innere Form, an seinen Gedichten die letzte Vollkommenheit, an seinen Menschen das Relief: „Sie sind Alle so laut, wie Menschen auf den Perrons, wenn sie auf den Zug warten und sich schnell noch etwas zu erzählen haben. Im Dialog geben sie sich vollständig aus, und der Schluß ist ein Zufall, dem sie nichts mehr zu erwidern haben." Tennyson, der im Gespräch oft einen recht bissigen Witz zeigte, den man hinter dem sanften Dichter schöner Seelen kaum vermuthen würde, hat seine zwei größeren Rivalen etwas summarisch, aber doch nicht ganz unzutreffend charakterisirt: Swinburne — sound without sense; Browning — sense without sound. Was den

Genuß an den Dichtungen Brownings dem Nichtengländer so sehr erschwert, ist seine Vorliebe für seltene und ungewohnte Worte, die er mit allen Barockkünstlern theilt, z. B. mit Lucan. Kassner analysirt verschiedene Dichtungen Brownings, am ausführlichsten Pippa passes und entwickelt sehr schön das Wesen dieses großen, mächtigen Dichters, dem zum ganz Großen und Vollkommenen nur das eine fehlte, was der im innersten Wesen musikalisch gestaltende und literarisch erfindende Maler Burne-Jones in reichster Ueberfülle besaß: Schönheitssinn. Denn Burne-Jones erscheint als die große Synthese der englischen künstlerischen Kultur dieses Jahrhunderts. Er ist einstweilen ihr letztes Wort; in ihm ist sie reif und glücklich geworden; wenn man sein Werk mit dem seiner Mitstrebenden vergleicht, erscheint es als das am besten gelungene; es ist einheitlich, ruhig, vollkommen, „von jener echt englischen Vollkommenheit" . . ., es kennt weder Schärfe noch Härte; die Formen des Burne-Jones sind reich und weich, beinahe weichlich; eine zarte Dämmerung umfließt liebevoll alle seine Gestalten; jegliche limpidezza fehlt. Er hat feierliche und gütige Symbole geschaffen, ohne, wie Blake, wirr und gestaltlos zu werden; er hat die Sagen und Sänge der Vorwelt gemalt mit derselben innigen Vollendung, mit der Keats sie erweckt hatte; wie Tennyson hat er aus der geheimnißreichen Wunderwelt der Artussage seine feinsten und stärksten Anregungen empfangen; er war nicht nur der in Italien reisende Lord, über den Robert Browning nicht hinausgekommen ist: seine Liebe zur Schönheit blieb nicht unerwidert; bei all dem lebt in seiner Brust ein leises Heimweh nach den versunkenen Gärten der antiken Kultur, wie in derjenigen Swinburne's; doch ist diese heimliche Sehnsucht nichts weniger als heidnisch und ihr bestes Symbol ist der Pan, wie ihn Burne-Jones gemalt hat: er ähnelt so gar nicht dem flötepfeifenden übermüthigen Wald- und Wiesengotte des Heiden Böcklin: traurig und zärtlich legt er seine feinen Finger auf den Scheitel der furchtsamen Psyche, ein Reverend im Exil, mit der melancholischen Attitüde Heine's: „Mir ist, als ob ich die Hände . . ."

Mittheilungen und Nachrichten.

Ludwig Strümpell: Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. 3. Auflage, herausgegeben von Dr. Alfred Spitzner. Leipzig 1899, E. Ungleich. — Wenige Tage nach dem Tode des Seniors der deutschen Pädagogen, Ludwig Strümpells († am 18. Mai 1899), erschien als werthvolles literarisches Vermächtniß des Entschlafenen die 3. Auflage seiner „Pädagogischen Pathologie". So ist es zugleich ein dankbarer Scheidegruß an den Todten, wenn wir hier die Lebendigen aufs neue hinführen zum Studium dieses bedeutendsten unter den Strümpell'schen Werken. Strümpell war aber nicht nur der letzte, sondern in mancher Beziehung auch einer der selbständigsten Schüler des großen Göttinger Philosophen: er nahm vor allem in psychologischen Fragen einen eigenen Standpunkt ein und schuf innerhalb der Herbart'schen Pädagogik eine besondere Disciplin, eben die pädagogische Pathologie. Freilich, etwas ganz Neues war diese nicht. Comenius, Locke, Salzmann, Niemeyer, Schwarz, Pestalozzi und Herbart haben sich neben anderen Pädagogen schon vor Strümpell mit den Fehlern der Kinder beschäftigt und insbesondere der zuletzt Genannte, der die Ursache für die Entstehung der menschlichen Fehler in den Störungen und Alterationen des „psychischen Mechanismus" sah, bereitete die neuere Theorie der speziellen pädagogischen Pathologie vor, die Theorie Strümpells. Aber dieser zuerst gab der jungen Disziplin im einzelnen eine wissenschaftliche Begründung und die Ausbildung zum System, d. h. er leistete für die pädagogische Pathologie genau dasselbe wie Herbart für die positive Erziehungs- und Unterrichtskunde. Theils angeregt durch Strümpell, theils unabhängig von ihm, wendeten sich nun im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe pädagogischer und medizinischer Schriftsteller dem dankbaren Arbeitsgebiet zu, Männer wie Emminghaus, Siegert, Scholz, Ufer u. s. f. Unter ihnen wurde Koch der Begründer der Lehre von den „psychopathischen Minderwerthigkeiten", d. h. von jenen geistig Leidenden, die man doch nicht geradezu als Geisteskranke bezeichnen kann. Und in der Richtung Kochs arbeiteten dann Trüper, Römer, die Zeitschrift „Kinderfehler" und auch Strümpell selbst in der 2. Auflage seiner „Pädagogischen Pathologie" weiter. Das bedeutende Buch ist dreimal zu uns gekommen und jedesmal mit einem anderen Gesicht, älter, gereifter. War der wichtigste Fortschritt der 2. Auflage die eben hervorgehobene Stellungnahme zu Kochs Lehre von den Minderwerthigkeiten, so sind zwar in der dritten, die Dr. Alfred Spitzner — „einen der tüchtigsten unter seinen Schülern" nennt ihn Strümpell selbst — an der Hand von Besprechungen mit dem Verfasser besorgt hat, die theoretischen und praktischen Grundsätze dieselben geblieben wie in der ersten und zweiten Auflage, aber die Vertheilung und Anordnung des Stoffes ist jetzt glücklicher, mehrere Kapitel haben wesentliche Erweiterungen erfahren, ganze Abschnitte hat Dr. Spitzner neu hinzugefügt. Wenn man es auch vielleicht lieber gesehen hätte, daß das Verzeichniß der Kinderfehler streng alphabethisch angeordnet worden wäre und daß Strümpell nicht so häufig auf seine früheren Werke verwiesen hätte, wenn man ferner seine Terminologie der Kinderfehler nicht immer für ganz glücklich zu halten braucht und da und dort seine Wünsche und Hoffnungen gewiß als zu weitgehend ansehen darf, so werden diese paar Kleinigkeiten stark aufgewogen durch die außerordentlichen Vorzüge des Buches, von denen hier wenigstens einige genannt werden mögen. Strümpell hat eine ganz erstaunliche Belesenheit und muß fortgesetzt die gründlichsten Beobachtungen angestellt haben; er selbst pflegte ja in seinen Vorlesungen zu bekennen, er gelange zu eigenen wissenschaftlichen Leistungen durch anhaltende Lektüre, beständiges Augenoffenhalten und verbindendes Nachdenken. Bei der Beurtheilung der Kinderfehler erweist sich der erfahrene Mann als durchaus milden, feinfühligen Richter, und es ist pädagogisch erbauend zu sehen, wie Strümpell sich von seinem rein nüchternen Forscherstandpunkte aus zu hohen, idealen Forderungen emporschwingt. Der Grundsatz der Pädagogik, daß bei allen erzieherischen und unterrichtlichen Maßnahmen streng individuell zu verfahren sei, erhält durch Strümpells pädagogische Pathologie eine neue, tiefere Begründung, aber es konnte auch nur ein D e u t s c h e r sein, der dieses i n d i v i d u a l i s t i s c h e Vorgehen so stark betonte. Natürlich hat die pädagogische Pathologie aber auch eine s o z i a l e Bedeutung, und in dieser Beziehung ist Strümpells Buch durchaus modern im Sinne der gegenwärtigen Kulturrichtung, die mit aller Macht aufs soziale Gebiet hinausdrängt. — Strümpells Werk ist grundlegend, aber nicht abschließend; der Geist des todten Mannes soll lebendig weiterwirken zum ferneren Ausbau der von ihm begründeten pädagogischen Disziplin. Am Schluß des Vorwortes zur ersten Auflage sagt Strümpell selbst, er habe seine Aufgabe von den Prinzipien aus zu lösen versucht, die er in seiner Psychologie und psychologischen Pädagogik ausgesprochen habe. „Dies schließt den Angriff desselben Gegenstandes von dem Standpunkt einer anderen Anschauung nicht aus: die Hauptsache ist, daß er ernstlich in Angriff genommen wird." Dieser „Standpunkt einer anderen Anschauung" nun muß derjenige der m o d e r n e n Psychologie, der modernen h e r r s c h e n d e n Psychologie sein, d. h. die wichtigste Aufgabe der pädagogischen Pathologie im 20. Jahrhundert ist die Behandlung ihrer Probleme im Sinne der Wundt'schen Psychologie. Daneben wäre vor allem eine Fruchtbarmachung der Sprachwissenschaft, insonderheit der vergleichenden, für die pädagogische Pathologie zu verlangen: aus der Terminologie anderer Völker für die Kinderfehler läßt sich manches lernen, auch völkerpsychologische und Volksthumsunterschiede auf pädagogisch-pathologischem Gebiet. Endlich sei auch hier darauf aufmerksam gemacht, daß selbst jeder Laie, vor allem aber jeder Lehrer, sich um die Herbeischaffung pädagogisch-pathologischen Materials verdient machen kann (der Unterzeichnete nimmt gern Briefe solchen Inhalts

zur Weiterbeförderung an geeignete Stellen entgegen), daß man die Fehler der Erwachsenen zur Ergründung der Kinderfehler immer im Auge haben sollte, und daß auch trotz Közle's verdienstlicher Materialsammlung eine Geschichte der pädagogischen Pathologie noch zu schreiben bleibt.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Δ **Zur Vereinfachung des Unterrichts in der französischen Syntax** bringt der offizielle Theil des Bulletin administratif vom 18. August eine Anzahl Verordnungen, die für den deutschen Lehrer des Französischen vielleicht noch interessanter sind als für seinen französischen Kollegen. Durch Entschließung vom 13. Januar 1900 war eine Kommission gebildet worden, der u. A. auch Gaston Paris und Paul Meyer als berufsmäßige Vertreter der historischen Sprachstudien angehörten: la présence des maîtres les plus connus de l'enseignement historique des langues romanes assure le travail de la Commission contre toute hérésie historique et grammaticale. Der von Clairin über die Arbeiten der Kommission erstattete Bericht betont, daß Niemand verpflichtet sei, sich nach diesen Feststellungen zu richten, mit einziger und ausdrücklicher Ausnahme der mit dem Sprachunterricht betrauten Lehrer: car c'est une tolérance large et intelligente dans les examens qui est le véritable objet de la réforme proposée. Der Bericht wendet sich sehr scharf contre les grammairiens inférieurs, leurs règles compliquées, subtiles et inutiles, parfois fausses, qui ne servent à rien ni pour la lecture des textes ni pour la formation de l'esprit et le développement de la réflexion. Was besonders die sprachlich-logische Schulung anlangt, die in Deutschland mit Vorliebe als ultima ratio für die Beibehaltung des gegenwärtigen Betriebes angeführt wird, so begegnet man in diesem amtlichen Dokument einem sehr erfreulichen und gesunden Skeptizismus gerade nach dieser Seite hin: Si même on admet que ces règles compliquées peuvent, jusqu' à un certain point, aider à l'analyse de la pensée, les difficultés qu'elles présentent sont hors de proportion avec le service rendu. Ferner wendet sich der Bericht gegen den Unfug, die Arbeiten nach irgend einem dem betreffenden Professor allein zugänglichen Originaltext buchstaben-sklavisch zu beurtheilen; auch hier fallen Worte, die verdienen, in Deutschland gehört zu werden: N'est-il pas regrettable que des commissions d'examen, qui doivent être composées de personnes intelligentes, s'arrêtent à discuter de semblables puérilités, au lieu d'accepter indifféremment le singulier ou le pluriel, sans se soucier de l'orthographe du texte imprimé qu'elles ont sous les yeux? Ueberhaupt ist der Bericht Clairins ausgezeichnet abgefaßt, und die Vertreter der Unterrichtsreform in Deutschland können sich zu diesem feinen und geistvollen Kollegen, der sich über jede Pedanterie lustig macht, aufrichtig beglückwünschen. Die „Fehler", die durch den Erlaß des Ministeriums in den französischen Schulen nicht mehr beanstandet werden d ü r f e n, deren bisherige „Regel" nicht mehr als solche gelehrt werden d a r f, sind in Kürze folgende (hier sollen nur die für Deutschland interessantesten aufgezählt werden): 1. Die ganze bisherige Regel über das participe passé ist gefallen, außer wenn das p. p. adjektivisch verbunden ist; man wird also in Zukunft z. B. unbeanstandet schreiben dürfen: les livres que j'ai lu; elles se sont tu. Damit fällt auch für den deutschen Lehrer des Französischen eine Regel, deren Beseitigung intelligente Franzosen schon längst erstrebt haben (cf. *Clédat*, Nouv. Gramm. hist. p. 251), die auch Clairins Bericht ausdrücklich brandmarkt comme un chapitre des plus fatigants, des plus inutiles, un de ceux qui contribuent le plus à rebuter les étrangers. 2. Ne ist nicht mehr nöthig nach empêcher, défendre, éviter, nach den Verben des Fürchtens, nach douter, nier u. s. w. 3. In Nebensätzen, die von einem im Konditionalis stehenden Hauptsatze abhängen, ist das présent du subjonctif gestattet, zum Beispiel il faudrait qu'il vienne. 4. Ebenso wie bei zusammengesetzten Substantiven kann auch bei dem in der Frageform stehenden Verbum der Bindestrich (qui en réalité ne sert à rien) nach Belieben gesetzt oder weggelassen werden, ebenso in Ausdrücken wie nous mêmes. 5. nu, demi, feu dürfen vor dem Substantiv verändert werden. 6. quatre-vingt und cent dürfen mit s versehen werden, auch wenn kleinere Zahlen nachfolgen; der Bindestrich zwischen Einern und Zehnern fällt weg; es ist gleichgültig, ob man schreibt mille oder mil. 7. Man darf in Zukunft den Artikel weglassen in Fällen wie l'histoire ancienne et moderne. 8. Es ist gestattet, zu sagen du bon pain, de la bonne viande, des bons fruits. 9. Zusammengesetzte Substantiva können zusammen oder getrennt geschrieben werden; bisher existirte etwa ein Dutzend Regeln, gegen die man sich verfehlen konnte; damit fallen auch die Schwierigkeiten der Pluralbildung der noms composés. 10. Es ist gleichgültig, ob man schreibt un aigle oder une aigle, à Pâques prochain oder prochaines, les corneilles mit oder ohne s, le tasse u. dgl. mit oder ohne Artikel u. s. w. — Es bleibt abzuwarten, ob und wie die deutschen Fachmänner zu diesen Dingen Stellung nehmen werden. Am Ende ziehen sie es vor, päpstlicher zu sein als der Papst. Auf jeden Fall zeigt das Vorgehen des französischen Ministeriums, w i e man „reformiren" soll: erleichtern, Abschaffen von Regeln, Abschneiden von Zöpfen. Vivant sequentes!

H. H. Die russischen Blätter brachten die Nachricht von dem Tode der zwei bedeutenden russischen Publizisten **G r i g o r i j D s c h a n s c h i j e w** und **W l a d i m i r S o l o w j e f f.** Auf verschiedenen Gebieten entfaltete Jeder seine fruchtbringende Thätigkeit. Beide aber treffen zusammen in der hingebenden Treue, mit der sie an den besten Kulturtraditionen hingen. In den neuesten Phasen der Bewußtseinsentwicklung der russischen Gesellschaft behaupteten sie Beide einen ehrenvollen Platz, den der frühe Tod (Dschanschijew war 49, Solowjeff 47 Jahre alt) unbesetzt gelassen hat. D s c h a n s c h i j e w war von Geburt Armenier, ging aber völlig in dem Geist der russischen Kultur auf, solange dieselbe an den Reformen der 60er Jahre — deren Tradition Rußland gern als seine Renaissance preist — festhielt. Die Emanzipation der Bauern, die Gerichtsreformen, die Universitätsautonomie, die städtische und ländliche Selbstverwaltung waren die Lieblingsthemata, auf die Dschanschijew fortwährend zu sprechen kam, indem er bald neue Momente ihrer Förderung begrüßte, bald gegen den reaktionären Bruch mit dieser Tradition wüthete, bald ihren Geist und hohe ideale Gesinnung pries. In dieser Hinsicht erscheint sein Lebenswerk „Die Epoche der großen Reformen" von klassischer Bedeutung. Für den gelehrten Historiker ist es eine unumgängliche Quelle für das Studium der russischen Geschichte nach der Bauernemanzipation geworden. In einem dicken Bande sind hier ganze Schätze von kulturhistorischem Material mit glänzenden Charakteristiken der Staatsmänner vereinigt, die an den Reformen gearbeitet haben. Artimowitsch, Samjatin, Buzkowsky, Graf Miljutin ꝛc. — all diese Urheber des sogenannten Neurußlands werden uns in seltener Treue und Lebendigkeit vorgeführt. Die Russen vergleichen dieses Werk mit der „Geschichte der französischen Revolution" von Michelet. Und in der That zeigt der russische Publizist durch die eminente Gabe, historisch gewordene Zeiten zu beleben, eine frappirende Aehnlichkeit mit dem französischen Historiker. In den 80er und im Anfang der 90er Jahre, als unter Alexander III. die Reaktion im Begriff war, das mühsam errichtete Gebäude der Reformen völlig niederzureißen, wirkte Dschanschijew — dieser verkörperte Geist einer besseren Vergangenheit — ganz besonders ermunternd und erfrischend. Das genannte Werk erlebte in ziemlich kurzer Zeit sieben Auflagen und brachte dem Verfasser den Ruhm „des Sängers der großen Reformen" ein. In dieser Zeit machte sich Dschanschijew auch um seinen eigentlichen Volksstamm verdient, indem er die besten Elemente der russischen Gesellschaft behufs systematischer Unterstützung der im osmanischen Reiche unterdrückten Armenier um sich organisirte.

Mit „der nationalen Frage in Rußland" ist auch unzertrennlich der Name W l a d i m i r S o l o w j e f f verbunden. Hervorgegangen aus der slavophilen, dem Westen feindlichen Partei, erkannte er bald ihre reaktionären Bestrebungen und erklärte den unversöhnlichen Krieg dem „nationalen und politischen Ausbeutungssystem", in das das Slavophilenthum auszulaufen schien. „Die nationale Frage in Rußland," — heißt es in seinem Hauptwerke des gleichen Namens, — „ist keine Frage der Existenz, sondern der würdigen Existenz." Würdig existiren — dem Westen gegenüber wie den zahlreichen dem russischen Staate einverleibten

Völkerschaften — das wollte er sein heißgeliebtes Vaterland lehren. Wohl unterzogen sich dieser dankenswerthen Aufgabe eine ganze Reihe russischer Schriftsteller, die unter dem Namen „Westler" bekannt sind. Allein W. Solowjeff erfüllte diese Aufgabe in seiner eigenen originellen Weise, in der sich zugleich sein ganzes höchst interessantes, rührend sympathisches Wesen ausspricht. Das russische Slavophilenthum machte drei Entwicklungsstadien durch: die Verherrlichung des russischen Volkes, als des alleinigen Trägers der Weltwahrheit, die Verherrlichung des Russenthums als elementarer Gewalt, unabhängig von der Weltwahrheit, und endlich die Verherrlichung der nationalen Einseitigkeiten und historischen Anomalien, welche das russische Volk von der zivilisirten Menschheit trennt. Gegen die erste Annahme zieht Solowjeff mit einem gewaltigen Vorrath von thatsächlichen Einwänden ins Feld, den zwei letzten Behauptungen — Katkoff und seinen Nachfolgern — stellt er seinen unerschütterlichen Glauben an die objektiven unantastbaren Prinzipien der Moral und sein christliches Ideal entgegen, von dessen Standpunkt der Kultus der Kraft und der rohen Thatsache als purer Götzendienst erscheint. Solowjeff ist außerdem als der erste russische originelle Philosoph und Uebersetzer von Plato's Werken bekannt.

* **Eine vollständige Faksimileausgabe der Briefe Baruch Spinoza's** wird zur Zeit im Haag geplant. Neuerdings haben sich nämlich, wie wir der „Nat.-Ztg." entnehmen, mehrere Verehrer der spinozistischen Lehre zusammengethan, um sämmtliche Briefe seiner Hand, soweit sie sich noch erhalten haben, durch Lichtdruck zu vervielfältigen. Wie bei vielen hervorragenden Männern, wie bei den Klassikern unsrer Literatur, wie bei Friedrich dem Großen, liegt auch bei Spinoza ein großer Theil seiner Lehre und seiner philosophischen Deduktionen in seinen Briefen vor, von denen eine ansehnliche Reihe in der großen Haager Ausgabe seiner Werke gedruckt wurde. Die neue Vereinigung von Spinoza-Freunden hofft durch ihre Unternehmung auch noch unbekannte Briefe aus den Mappen der Sammler oder den Archiven und Bibliotheken hervorzulocken und so manche Lücke im gedruckten Briefwechsel auszufüllen. Wie es mit dem Schicksal derartiger Schriftstücke bestellt ist, mag ein Beispiel lehren. Das Original eines der werthvollsten Briefe von Spinoza, „De infinito" beginnend, wurde im Jahre 1860 aus dem Bücherschatz des holländischen Sammlers J. J. van Voorst an einen Hrn. Durand in Paris verkauft — seit dieser Zeit ist das Manuskript verschwunden. Und gerade im Druck dieses Briefes, der vermuthlich nach einer flüchtigen Abschrift hergestellt wurde, befindet sich am Schlusse in dem Satze „Quare vis argumenti" eine jetzt fast unverständliche Stelle, deren Sinn das Original sicher aufhellen würde. Aber auch um die Manuskripte vor dem Untergang zu retten, soll nun, wie es bereits längst in Holland mit alten griechischen und römischen Codices geschehen ist, die Photographie eintreten. Die Faksimile-Ausgabe hat aber auch den Werth, den Forschern die Schriftzüge des großen Philosophen nicht nur durch einen Namenszug oder ein paar einzelne Worte vor Augen zu führen, sondern durch die Verschiedenheit der Handschrift aus verschiedenen Lebenszeiten des Schreibenden die Kenntniß seiner Handschrift zu verbreiten und sich vor Fälschungen, deren bereits mehrere vorgekommen sind, zu sichern. Diese Ausgabe wird nun in äußerst praktischer Weise bewerkstelligt. In Deutschland oder Frankreich würde man ein monumentales Werk mit großen Kosten herstellen, die Holländer sind praktischere Leute. Sie faksimiliren erst einen Brief, verschicken ihn als Probe unter Nachnahme eines geringen Betrages und warten den Erfolg des Unternehmens ab. Wenn sich genug Liebhaber für den ersten Brief gefunden haben, bringen sie eine weitere Reihe. An der Spitze dieses interessanten Unternehmens steht der bekannte Spinoza-Forscher Willem Meiser im Haag (Weimarstraat 43), der Spinoza's lateinisch geschriebene Werke ins Holländische übersetzt hat.

* **München**, 14. Okt. In den letzten Tagen fand hier die Jahreskonferenz der Kommission des Thesaurus linguae latinae statt, an welcher unter dem Vorsitze des Ministers W. v. Hartel in Wien die Vertreter der fünf deutschen Akademien (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien) theilnahmen. Der österr. Gesandte Graf v. Zichy lud die Kommission und andere hiesige Gäste zu einem Souper ein und besichtigte die in der Akademie der Wissenschaften befindlichen Bureaux und Sammlungen des großen Unternehmens. Die zwei ersten Lieferungen des Werkes sind im Drucke soeben vollendet.

* **Leipzig.** Dr. Max Le Blanc von der hiesigen Universität ist als ordentlicher Professor für Elektrochemie an die technische Hochschule in Karlsruhe berufen worden.

* **Berlin.** Prof. Dr. Rudolf Lehmann vom hiesigen Luisenstädtischen Gymnasium hat sich an der hiesigen Universität in der philosophischen Fakultät als Privatdozent für Pädagogik habilitirt. Seine Antrittsrede handelte über ästhetische Erziehung. — Dem Privatgelehrten Wilhelm Ludwig Schreiber in Potsdam ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor der österreichischen Geschichte an der Universität in Czernowitz, Dr. Ferdinand Zieglauer v. Blumenthal, ist in den Ruhestand getreten.

* **Aus Holland.** In Leiden ist der „Berliner Kl. Wochenschr." zufolge der Professor der pathologischen Anatomie an der dortigen Universität Siegenbek van Heukelom gestorben.

* **Aus Amerika.** In New-York starb der Chirurg Dr. Lewis Albert Sayre, der sich insbesondere um die orthopädische Chirurgie hervorragende Verdienste erworben hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die. Reznicek-Album. München, Langen 1900. — W. Brandis und G. Weyer: Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz. (Brandis, Gesetzsammlung Nr. 18.) Groß-Lichterfelde 3, Schultze u. Co., 1900. — H. W. Bakhuis Roozeboom: Die Bedeutung der Phasenlehre. Vortrag. Leipzig, Engelmann 1900. — A. Scobel: Politische Karte von China. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — Hauffs Werke. Hggb. von C. Flaischlen. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. — Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1899. 2 Theile. Stuttgart, in Kommission bei Kohlhammer 1900. — E. Pistor: Handelskongreß und Handelsmuseum in Philadelphia. Wien und Leipzig, Braumüller 1900. — R. Reininger: Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. Ebd. 1900. — Prof. L. Hoffmann: Das Buch vom gesunden und kranken Hund. Wien, Perles 1901.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 16. Oktober. Nummer 237.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Rudolf Haym.

Zum Antritt seines 80. Lebensjahres.

Von Dr. Wilhelm Crönert.

I.

Die Stadt Halle kann sich rühmen, noch zwei der sehr wenigen überlebenden Mitglieder des Frankfurter Parlaments zu ihren Mitbürgern zu zählen, den Kurator der Universität, D. Dr. Wilhelm Schrader und den Professor der Philosophie und neueren deutschen Literaturgeschichte Dr. Rudolf Haym. Diese Männer, die durch eigene Kraft und eigenes Schaffen aus niederen Verhältnissen in die Höhe gekommen sind, die auf vielfältige Weise fördernd in die geistige Entwicklung ihres Volkes eingegriffen haben, denen es vergönnt war, in einer großen Zeit, deren Vertreter nun immer seltener werden, auch auf politischem Gebiete ein Rolle zu spielen, diese Männer, die weniger durch die gemeinsame Thätigkeit an der Universität, als durch eine mehr als 50 jährige Freundschaft enge verbunden sind, haben wohl einen gegründeten Anspruch darauf, daß man von ihren Lebensschicksalen mehr erfahre, als die dürren Worte eines Konversationslexikons uns sagen. Vor wenigen Tagen hat der Eine von ihnen, dem Wunsche seiner Freunde folgend, die Geschichte seines Lebens der Oeffentlichkeit übergeben.[1]) Um so dringender wurde das Verlangen, daß nun auch das Lebensbild des Anderen weiteren Kreisen bekannt werde. Es ist einer der jüngsten Schüler Hayms, der die Feder zu diesem Bilde angesetzt hat, indeß nicht aus freien Stücken, wiewohl es ihn schon lange drängt, seine Dankbarkeit durch etwas mehr denn Redensarten bezeigen zu können, vielmehr ermuntert durch den ehrenvollen Auftrag der Redaktion dieser Beilage. Es wäre aber seine eigene Kenntniß kaum imstande gewesen, das Gewünschte auszuführen, wenn sich nicht der Lehrer selbst in großer Liebenswürdigkeit bereit gefunden hätte, die an vielen Orten nothwendige Aufklärung zu geben. So konnte wenigstens das äußere Leben in ungefähren Umrissen gezeichnet werden, und dies mußte für die Hauptaufgabe gelten.

Paul Theodor Rudolf Haym wurde am 5. Oktober 1821 zu Grüneberg in Schlesien geboren. Sein Vater, Konrektor der dortigen Bürgerschule, stammte aus Gersdorf in der Lausitz, die Heimath seiner Mutter Henriette, einer geborenen Gärtner, war Magdeburg. Nachdem der junge Knabe seine erste Schulbildung in Grüneberg erhalten hatte, wurde er zu Verwandten seiner Mutter nach Berlin geschickt, um dort das Köllnische Gymnasium zu besuchen. Ostern 1839 erhielt er das Zeugniß der Reife, und am 6. Mai desselben Jahres ward er akademischer Bürger der Universität Halle. Er war als studiosus theologiae eingeschrieben, die beiden Leuchten der Hallischen Theologen, der Dogmatiker Wegscheider und der Erklärer des alten Testaments Gesenius hatten ihn vornehmlich zur Saale-Stadt gezogen. Beide waren Vorkämpfer der damals stark entwickelten rationalistischen Richtung, und wie Haym nun auch das philosophische Element dieser Richtung durch den Besuch der Vorlesungen der Hegelianer Erdmann und Schaller und besonders durch ein eifriges Lesen der „Halleschen Jahrbücher“ Ruge's sich zu eigen machte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er bald selbst ein eifriges Mitglied der Partei wurde, in deren Schule er sich begeben hatte. Auch sollte die Gelegenheit nicht fehlen, die Meinung in die That umzusetzen. Friedrich David Strauß hatte im Jahre 1835 sein „Leben Jesu“ herausgegeben. Aber trotz des ungeheueren Aufsehens, welches dieses Buch machte, konnte es dem Tübinger Repetenten nicht gelingen, in eine geregelte akademische Thätigkeit zu treten. Eine Berufung nach Zürich im Jahre 1839 wurde von der dortigen Fakultät noch vor dem Eintreffen des neuen Professors wieder rückgängig gemacht, nun lebte Strauß als Privatmann in Stuttgart. Da suchten einige entschlossene rationalistische Studenten Halle's, zu denen auch Haym gehörte, den Kritiker für ihre Universität zu gewinnen; sie brachten eine Bewegung unter ihren Kommilitonen zustande und wandten sich mit der Bitte um die Berufung Strauß' gradeswegs an den König. Das hatte aber nur die Folge, daß die Anstifter der akademischen Rechtsprechung überwiesen wurden, und Haym wanderte auf acht Tage in den Karzer.

Der junge Theologe stand somit durchaus im rationalistischen Lager, wenn er auch daneben den strenggläubigen Tholuck hörte. Er war aber besonders der eine der vorhin genannten Dioskuren, dessen Lehre und Lehrweise er ganz in sich aufzunehmen trachtete. In der Schule des Gesenius legte Haym die Grundlagen zu seiner kritischen Ausbildung, doch weniger in den Vorlesungen, als in dem alttestamentlichen Seminar, an dessen Uebungen er bald einen hervorragenden Antheil nahm. Gesenius war es auch, der ihn in die literarische Thätigkeit einführte. Haym hatte einst die Besprechung einer theologischen Schrift übernommen. Dieser Aufgabe wußte er sich so geschickt zu entledigen, daß Jener der Arbeit in die „Allgemeine Literatur-Zeitung“, einer von ihm im Verein mit anderen Gelehrten geleiteten kritischen Wochenschrift, Eingang verschaffte.[2]) Und wie der lebende Meister dem Schüler die

[1]) Erfahrungen und Bekenntnisse von Wilhelm Schrader. Berlin, Dümmler 1900.

[2]) E. Bertheau, Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze in den drei mittleren Büchern des Pentateuchs, angezeigt von R. H. S. (Rudolphus Haym Silesus) in der „Allg. Lit.-Ztg.“ 1841, Er-

erste Gelegenheit verschaffte vor die Oeffentlichkeit zu treten, so war nun bald sein Tod der Anlaß zu Hayms erster selbständiger Schrift. Am 23. Oktober 1842 ward Gesenius plötzlich, mitten im rüstigen Lebensalter stehend, dahingerafft. Wie viel Liebe und Verehrung er sich durch sein Wirken verschafft hatte, davon zeugte der schöne Nachruf, den ihm Haym widmete.[3]) Die feine Charakterschilderung trägt schon Züge der späteren Meisterschaft, noch bezeichnender aber ist die herausfordernde Sprache gegenüber den Orthodoxen. Doch ehe wir der religiösen Entwicklung Hayms weiter nachgehen, ist es nothwendig, die Darstellung seines Studentenlebens zu Ende zu führen.

Nachdem er sechs Semester auf der Universität Halle studirt hatte, siedelte er Ostern 1842 nach Berlin über. Hier widmete er sich vorzüglich der klassischen Philologie, deren Studium er schon in seinen letzten Hallischen Semestern unter Bernhardy zu treiben begonnen hatte. Dieser war es auch, der ihm die Anregung zu seiner wissenschaftlichen Erstlingsarbeit gegeben hatte. Das Werkchen „De rerum divinarum apud Aeschylum conditione particula I“[4]) behandelt die Frage, inwieweit die einzelnen Gottheiten in dem Gange der Stücke nothwendig seien. Die Lösung dieser Aufgabe war indessen keine rein philologische, denn Haym hate die Frage zugleich von dem Standpunkt der Hegel'schen Philosophie aus betrachtet. Nicht wenig fesseln auch die Thesen, mit denen zusammen Haym diese seine Doktorarbeit am 31. August 1843 in der Aula der Universität Halle vertheidigte. Es werden darin die Gebiete der Philosophie, Philologie und Theologie berührt. Wenn unter den Thesen auch der Satz erscheint: pueris sunt Graecae prius quam Romanae litterae discendae, so wird damit eine Ansicht verfochten, die gerade in der neuesten Zeit wieder viele Anhänger gefunden hat.

In Berlin nun hatte Haym die philologischen Studien unter Böckh und Lachmann weitergetrieben. Ostern 1843 schied er aus dem Verbande der Studirenden aus, um sich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Der als Theologe auf die Hochschule gegangen war, verließ sie, wie es damals gar nicht selten geschah, als Philologe. Nach bestandener Staatsprüfung leistete Haym sein Probejahr an dem Köllnischen Gymnasium ab. Dann fand er an der von den Gebrüdern Noback gegründeten Handelslehranstalt Anstellung; hier ertheilte er den Unterricht in der deutschen Sprache in allen drei Klassen. Doch konnte ihn, nachdem ihm einmal Gesenius den Drang nach wissenschaftlicher Bethätigung eingegeben hatte, das Amt eines Schulmeisters nicht befriedigen. Nichtachtend einer Berufung an Böckhs philologisches Seminar, die eben eingelaufen war, ging Haym wieder nach Halle zurück, mit dem Plan, sich dort für Philosophie zu habilitiren. Indessen verweigerte der reaktionäre Unterrichtsminister Eichhorn die Genehmigung zur Aufnahme in den akademischen Lehrkörper, einmal weil Haym der damals von oben bekämpften junghegel'schen Richtung angehörte, und dann weil man ihm seinen Studentenstreich noch nicht vergessen hatte.

Wieder zur Schule zurückzukehren, konnte Haym sich nicht entschließen. So war es denn eine freie literarische Beschäftigung, der er sich während der nächsten Jahre in aller Muße hingab. Seine wichtigsten Arbeiten aus dieser Zeit fallen in das Gebiet der Philosophie. Mit seinem Schriftchen über Feuerbach[5]) nahm er Stellung zu dem bedeutensten philosophischen Werke der letzten Jahre, mit der ausgesprochenen Absicht, damit zugleich die Grundlinien seines eigenen Systems anzudeuten. Der Satz „In Wahrheit ist Kant der eigentlich unsterbliche Philosoph“ S. 101 zeigt, wohin der Hegelianer inzwischen seinen Weg gefunden hat. Feuerbach war es auch, bis zu dem Haym eine Geschichte der Philosophie herabführte, die er bald darauf in Ersch und Grubers Encyklopädie erscheinen ließ.[6]) Damit hatte er seinen Namen als Pilosophen sicher begründet. Zu einer Ausführung freilich des in jenem Schriftchen angekündigten eigenen Systems ist er nicht gekommen: die kritische Seite war bei ihm zu stark ausgebildet, als daß sich daneben noch eine dogmatische hätte entwickeln können.

Zu einer weit lebhafteren Thätigkeit aber veranlaßten ihn die religiösen Fragen seiner Zeit. Die rationalistische Richtung, der er schon von seiner ersten Studentenzeit an zugehörte, hatte in der Zwischenzeit mehr und mehr Anhang im Volke gefunden. In der Provinz Sachsen waren es besonders zwei Geistliche, Uhlig von Magdeburg und Wislicenus von Halle, welche die Bewegung führten. Als sie nun aus der Landeskirche auszutreten genöthigt wurden und auf der gegnerischen Seite die orthodoxe Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, hinter der der Kultusminister stand, immer unduldsamer sich geberdete, da war die Bewegung auf ihrem Höhepunkt angelangt. Die entschlossensten und thatkräftigsten Anhänger fand sie in Halle. Unter der Führung von Wislicenus und Max Duncker hatte sich ein großer Kreis von „Lichtfreunden“, wie er von den Gegnern spöttisch genannt wurde, gebildet, welcher sich häufig in öffentlichen Versammlungen und dann, als diese verboten wurden, in geschlossener Gesellschaft zusammenfand. In der „Traube“ in Giebichenstein, dem Orte dieser Zusammenkünfte, hat auch Haym manchesmal zu einem Trinkspruch das Wort ergriffen. Doch mehr durch Schrift als durch Rede arbeitete er an der Ausbreitung und Vertiefung seiner Glaubensrichtung mit. Theils erklärend, theils schildernd, theils rathend und bessernd, hat er in zahlreichen Schriftchen und Aufsätzen[7]) den Gang seiner Bewegung verfolgt, Veröffentlichungen, die davon Zeugniß ablegen, wie er die Sache seiner Freunde vor allem philosophisch zu durchdringen sich bestrebte.

Der innige Umgang, den Haym mit seinem Freunde Duncker genoß, führte ihn bald auch auf das politische Gebiet hinüber. Im Jahre 1847 wurde der erste vereinigte preußische Landtag einberufen. Mit großem Interesse war man den zum Theil recht stürmischen Ver-

gänzungsblatt Nr. 82. Dort hat Haym dann noch andere Besprechungen veröffentlicht, z. B. von G. E. Guhrauer, Die Heptaplomeres des Jean Bodin, in Nr. 39—42 und 58—59 vom Jahre 1842.

3) Gesenius. Eine Erinnerung für seine Freunde. Berlin, R. Gaertner 1842. Diese Schrift ist noch mit R. H. S. gezeichnet.

4) Besprochen von Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur. 3. Aufl. II. Theil, 2. Abth., S. 206. Der zweite Theil, in dem über die höhere Religion bei Aischylos gehandelt werden sollte, eine noch weit günstigere Gelegenheit zur Verwerthung Hegel'scher Ideen, ist nicht zur Ausarbeitung gekommen.

5) Feuerbach und die Philosophie, ein Beitrag zur Kritik Beider. Halle, Heynemann 1847.

6) Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, III. Sektion, 24. Theil, S. 1—231. Leipzig 1848.

7) Lessing, Bernardin de St. Pierre und ein Dritter. Eine Trilogie von Bekenntnissen. Zur Verständigung in dem religiösen Streite der Gegenwart. Berlin, Gaertner 1846 (anonym); Selbstgespräche. Ein Versuch des philosophischen Bewußtseins, sich mit den populären Bewegungen der Gegenwart zu vermitteln. Berlin, Gaertner 1846 (anonym); Die Autorität, welche fällt, und die, welche bleibt. Halle, Heynemann 1846; Die Protestantischen Freunde in Halle, Schweglers Jahrb. d. Gegenwart 1846, Septemberheft; Zur Orientirung, Betrachtung über das Athanasianum, Eine Parabel, Warum die Gegner über uns unwillig sind, Eine Parabel und noch etwas mehr. Aufsätze in Wislicenus' Reform, 1846; Die Krisis unserer religiösen Bewegung. Halle, Heynemann 1847.

handlungen gefolgt, so daß ein Buch, welches Charakteristiken der Hauptpersönlichkeiten des Landtags zusammen mit den wichtigsten Reden vorlegte, sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte.[8]) Zu diesem rasch ausgeführten Unternehmen hatte Duncker die Anregung gegeben. Durch die geschickte Art, womit Haym die einzelnen Redner zu zeichnen verstand, ward sogleich der liberale Abgeordnete der Stadt Aachen, Hansemann, auf ihn aufmerksam, er zog den jungen Schriftsteller zu sich nach Berlin und ließ ihn hier für seine Parteizwecke arbeiten. Eine Probe dieser politischen Thätigkeit Hayms ist der Aufsatz, welchen die am 1. April 1848 von der liberalen Partei gegründete „Nationalzeitung“ aus seiner Feder brachte, eine Begrüßung der eben ins Ministerium eintretenden Abgeordneten Hansemann und Camphausen.[9])

Doch Haym fühlte sich zu sehr gebunden, um seiner neuen Beschäftigung froh zu werden. Um so willkommener ward ihm die bald sich darbietende Gelegenheit, eine freiere und ehrenvollere politische Stellung einzunehmen. Die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt waren ausgeschrieben worden. Nun zeigte es sich, einen wie großen Anhang die Lichtfreunde in Sachsen gewonnen hatten. Die Stadt Halle wählte unter drei Abgeordneten zwei Führer jener Bewegung, den Geschichtsprofessor Max Duncker und den Theologen Karl Schwarz, Haym aber, durch seine Reden auf der „Traube“ in weiteren Kreisen bekannt geworden, ward Abgeordneter der beiden Mansfelder Kreise. In Frankfurt schloß er sich der gemäßigten altliberalen Partei an, welche das rechte Zentrum innehatte. In dieser Partei, der stärksten von allen, waren die angesehensten und tüchtigsten Männer der Zeit vereinigt, und der Verkehr mit diesen mußte auf Haym um so anregender wirken, als die meisten von ihnen zugleich wissenschaftliche Größen waren. In der Paulskirche ist Haym nicht aufgetreten, doch nahm er an dem inneren Leben seiner Partei, im Kasino und später im Weidenbusch, mit um so größerem Eifer theil, nicht so sehr durch seine Mitwirkung an der seit dem 7. Dezember 1848 regelmäßig abgefaßten und nach außen versandten Parteikorrespondenz, als durch einen geschlossenen Bericht über die Nationalversammlung.[10]) Dieses Werk, dessen Färbung durch den Zusatz „Ein Bericht aus der Partei des rechten Zentrums“ zur Genüge angegeben war, ist in drei Theilen veröffentlicht worden. Der erste Band führt bis zu den Septemberereignissen im Jahre 1848, der zweite bis zur Kaiserwahl, der letzte endlich bis zum Austritt von 65 Gliedern des rechten Zentrums aus der Nationalversammlung am 20. Mai 1849. Haym gibt in fortlaufender Erzählung ein anziehendes Bild der Verhandlungen, dessen Reiz eben zum großen Theil in der frischen Wiedergabe der Eindrücke liegt, während andrerseits manchmal die Darstellung der Ereignisse auf geschickte Weise durch eingelegte Charakteristiken unterbrochen wird. Das tritt besonders im zweiten Band zutage, wo zunächst über die Frage nach der Stellung Oesterreichs zu dem neuen Gesammtstaate berichtet wird. Der österreichisch gesinnte Reichsminister v. Schmerling muß zurücktreten, auf wenigen Seiten läßt uns Haym die Vorzüge des Mannes gegen seine der Erreichung des deutschen Einheitsstaates entgegenstrebende Thätigkeit im Reichsministerium abwägen. Ein kurze Pause, in der uns der Berichterstatter den Stand der Parteien auseinandersetzt: und dann entrollt er vor unsern Augen das Bild des Nachfolgers Schmerlings, Heinrichs v. Gagern, bei dessen Zeichnung die Verehrung der Persönlichkeit, die Bewunderung seiner politischen Fähigkeiten, die Hoffnung auf die Verwirklichung der Pläne der eigenen Partei die Züge bestimmte, zu ideal, als daß sie vor der Geschichte hätten standhalten können. Das glänzende Bild, dem Max Duncker kurz darauf ein ähnliches zur Seite setzte,[11]) mußte einer nüchterneren Beurtheilung weichen, als später der Führer der Erbkaiserlichen nun doch zu Oesterreich abschwenkte.

Unter jenen Ausgetretenen war auch Haym. Der unglückliche Verlauf der Verhandlungen, die Vernichtung der hochfliegenden Hoffnungen mag ihn dazu bewogen haben, sich wieder ernstlich dem alten Plan, Universitätslehrer zu werden, zuzuwenden. Was ehedem seine Habilitation vereitelte, hatte unter den veränderten Zeitumständen keine Bedeutung mehr, Eichhorn, der grimmige Gegner der Lichtfreunde, war inzwischen abgegangen. Das Thema, welches sich Haym zu seiner Habilitationsschrift wählte: De pulchri atque artis notione, war sehr dazu geeignet, neben seiner philosophischen Begabung auch eine gründliche philologische Durchbildung zu zeigen, da zunächst die Ansichten von Plato, Aristoteles und Plotin eingehend dargestellt und beurtheilt werden mußten.[12]) Am 29. Juni 1850 war es, als Haym seine Arbeit öffentlich vertheidigen sollte. Als Opponenten traten der Theologe Dr. J. Wolf, der Philologe Dr. H. Keil und der Pädagoge O. Nasemann auf, drei enge Freunde Hayms, die erst in den 90 er Jahren durch den Tod von seiner Seite geschieden sind.[13])

Noch vor seiner Habilitation indessen hatte man Haym wieder zu politischer Arbeit zu gewinnen gesucht. Kurz vorher hatte die Partei der Altliberalen eine neue Tageszeitung in Berlin gegründet, die „Konstitutionelle Zeitung“. In der ersten Zeit wurde das Blatt von dem Verleger selbst geleitet, dann aber machte sich das Bedürfniß nach einem eigenen thatkräftigen und geschulten Redakteur immer mehr geltend, man suchte lange, bis sich endlich Haym entschloß, sich für seine Partei in die Schanze zu schlagen. So beschleunigte er denn seine Habilitation, reiste gleich am folgenden Tage nach Berlin und übernahm am 1. Juli 1850 die Leitung der Zeitung. Wieder war es Duncker, der ihn in den Dienst der Oeffentlichkeit gerufen hatte. Das Blatt hatte sich gewendet. Der im Frankfurter Parlament der preußischen Partei angehörte, dem damals seine Wähler den Vorwurf machten, die deutschen Interessen gegenüber den preußischen allzusehr vernachlässigt zu haben, der mußte jetzt als Verfechter einer deutschen Sache seine eigene Regierung angreifen. Die Elbherzogthümer hatten sich gegen die dänische Gewaltherrschaft erhoben, um ihre Selbständigkeit zu wahren. Der Krieg war entbrannt, Aller Hoffnungen richteten sich auf Preußen, das trotz der Ablehnung der Kaiserkrone immer noch als der oberste Hüter des deutschen Einheitsgedankens galt.

8) Reden und Redner des ersten Preußischen Vereinigten Landtages. Berlin, Duncker u. Humblot 1847.

9) Dieser Aufsatz ist mit der ganzen Nummer zur Feier des 50jährigen Jubiläums der „National-Zeitung“ wieder abgedruckt worden.

10) Die deutsche Nationalversammlung. Drei Theile. Berlin, Gaertner 1848, 1849, 1850.

11) Vgl. Haym, Das Leben Max Dunckers, S. 120.

12) Von der ganzen Abhandlung erschien im Druck: De pulchri atque artis notione particula prima (worin über die antike Philosophie gehandelt wird). Halis, typis Gebaueris 1850.

13) Heinrich Keil, gest. als Professor der klassischen Philologie zu Halle am 27. August 1894; Otto Nasemann, zuletzt Direktor des hallischen Stadtgymnasiums, gest. am 31. März 1895; Superintendent Wolf, Ehrendoktor der hallischen theologischen Fakultät, gest. im Jahre 1897.

Doch die Hoffnung war vergeblich, Preußen, ganz im Banne österreichischer Einflüsse, schloß am 3. Juli einen schmählichen Frieden mit Dänemark. Und nicht genug damit, immer mehr gab es von seiner Selbständigkeit preis, Radowitz wurde durch den reaktionären Manteuffel verdrängt, der Vertrag von Olmütz besiegelte mit feierlicher Urkunde die vollendete Demüthigung vor Oesterreich. Da galt es kämpfen, die Schwächen und Fehler des Ministeriums bloßzulegen, Bemäntelungs- und Beschönigungsversuche der Regierung zu vereiteln, die eigene Partei zusammenzuhalten und ihr die Waffen zum Angriff zu schmieden. Unerschrocken harrte Haym auf seinem schwierigen Posten aus, von zahlreichen Freunden, insbesondere von Max Duncker, der Seele des ganzen Angriffs, auf das kräftigste unterstützt, bis schließlich die Regierung zu einem verzweifelten Mittel griff, sich des unbequemen liberalen Wortführers zu entledigen. Im November 1850 mußte Haym auf Befehl des Polizeipräsidenten Hinckeldey Berlin und damit zugleich die Redaktionsthätigkeit verlassen.

Er kehrte nach Halle zurück, um sich nun endlich seiner Lehrthätigkeit zu widmen; Ostern 1851 begann er sein erstes Kolleg, eine Vorlesung über Geschichte der Philosophie. Nun hatte er die längst ersehnte Ruhe, sich zu größeren wissenschaftlichen Werken zu sammeln. In der ersten größeren Arbeit, mit der er sich wieder als Gelehrter kundgab, finden sich noch deutliche Spuren der Eindrücke, die sich während seiner letzten politischen Thätigkeit so tief in seine Seele eingeprägt hatten: die Ränkepolitik des Wiener Kabinets zu beschreiben, bot die Biographie von Gentz[14]) einen wohl nicht unwillkommenen Anlaß. Auf breiterer Grundlage führte er sein folgendes Werk aus, wiederum ein Lebensbild. Er hatte sich einen Mann gewählt, dem er sich an Tiefe der Bildung, an Vielseitigkeit des Wirkens, an Gründlichkeit der Beobachtung und nicht zum wenigsten auch an der sorglichen Pflege der Muttersprache innig verwandt fühlte, Wilhelm v. Humboldt.[15]) Nicht die Erzählung der Lebensschicksale, wenngleich auch eine umfassende Quellensammlung vorgenommen war, sondern die Charakteristik war ihm Hauptzweck. Mit besonderer Liebe verweilte er bei den sprachwissenschaftlichen Studien Humboldts, zu deren Beurtheilung er nicht weniger durch seine philologischen als durch seine philosophischen Arbeiten sich vorgebildet hatte. Auch das nächste Werk, Hegel und seine Zeit,[16]) war in den Rahmen einer Charakteristik hineingepaßt, so jedoch, daß die Darstellung des Entwicklungsganges Hegels dazu benutzt wurde, die Entstehung und den Ausbau seines Lehrgebäudes zu erklären. Daran schloß sich die andere Absicht des Buches an, die bleibenden Verdienste der Hegel'schen Philosophie von Fehlern und Verirrungen scharf zu trennen, um so eine ebene Bahn für den weiteren Fortschritt der Weltweisheit zu gewinnen. Mit der Kritik Hegels war Haym wieder auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinung getreten. Sein Buch bezeichnete eine deutliche Lossage von der immer mehr verödeten und auseinandergesprengten Schule, und so groß war seine Wirkung, daß Hegels getreuester Anhänger, sein Biograph Karl Rosenkranz, alsbald mit einer Apologie des angegriffenen Schulhauptes hervortrat, ohne jedoch die Kernpunkte der Haym'schen Kritik wesentlich zu treffen.[17])

Noch mehr trat Haym durch die Wiederaufnahme der politischen Beschäftigung in die Oeffentlichkeit. Hatte man ihn vor sieben Jahren für die Leitung eines Parteiblattes dringend nöthig gehabt, so richteten sich jetzt wieder die Augen auf ihn, als man der Partei eine wirksame Zeitschrift zu schaffen plante. Der Philologe Theodor Mommsen, der Geschichtsforscher Richard Röpell, v. Saucken-Julienfelde, Harkort, Milde, Molinari und Andere thaten sich zusammen, um die neue Zeitschrift ins Leben zu rufen und zu ihrer Sicherstellung einen Garantiefonds aufzubringen. Haym übernahm die Leitung, Georg Reimer in Berlin den Verlag, und am 1. Januar 1858 erschien das erste Heft der neuen Monatsschrift, der man den bezeichnenden Namen „Preußische Jahrbücher" gegeben hatte. Sie sollte, auf dem Boden der Wissenschaft stehend, alle Gebiete des wirklichen wie des geistigen Lebens der Nation unter Bevorzugung der Geschichtskunde berühren, in kurzen Mittheilungen von den neuesten politischen und literarischen Ereignissen Bericht erstatten, mit allen Beiträgen aber wirksam in das Leben der Gegenwart eingreifen. Der laute Beifall, womit von vielen Seiten die Jahrbücher begrüßt wurden, zeigte, daß man das Richtige getroffen hatte, und wenn auch die ersten Jahre manche bitteren Erfahrungen brachten, so hatte doch die Rührigkeit des Herausgebers, der, gestützt auf seine ausgedehnten Verbindungen, die besten Schriftsteller seiner Zeit zur Mitarbeit zu gewinnen wußte, und die Hochherzigkeit des Verlegers, der trotz empfindlicher Verluste schon im Jahre 1862 das Abhängigkeitsverhältniß zu dem Garantiefonds löste und die Weiterführung selbständig übernahm, den erfreulichen Erfolg, daß die Jahrbücher allmählich in eine recht gesicherte Stellung gelangten. Nicht nur durch Mittheilungen, kurze politische Uebersichten und Auseinandersetzungen, war die Feder des Herausgebers oft vertreten, sondern auch durch größere Aufsätze,[18]) so gleich in dem ersten Jahrgang durch ein Lebensbild Ulrichs v. Hutten. Dazu hatte eine eben erschienene, von David Friedrich Strauß verfaßte Biographie den Anlaß geboten, und Haym mag einen lang gehegten Wunsch erfüllt haben, als er in der Einleitung zu diesem Aufsatz die Erinnerung an das Ideal seiner Studentenzeit in warmen Worten wieder aufweckte. Es folgten Charakteristiken anderer Literaturgrößen, in denen die ruhige objektive Darstellung vorwaltete, bis im Jahre 1864 wieder ein scharfer Angriff auf eine geistige Strömung der Gegenwart gemacht wurde, auf die Philosophie Schopenhauers. Wie einst Hegel gegen-

---

[14]) Ersch und Grubers Allgemeine Encyklopädie, I. Sektion, 58. Theil, S. 324—392. Leipzig 1854.

[15]) Wilhelm v. Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Berlin, Gaertner 1856.

[16]) Hegel und seine Zeit. Berlin 1857.

[17]) Apologie Hegels gegen Dr. R. Haym. Berlin, Duncker u. Humblot 1858. Eine so abfällige Besprechung der Haym'schen Schrift, wie sie im „Deutschen Museum" 1858, 1. Theil, S. 579 bis 585 zu lesen ist, wird leicht durch den Umstand erklärt, daß Rosenkranz einer der thätigsten Mitarbeiter jener Zeitschrift war. Was dort prophezeit wurde, daß man bald von der Streitschrift zur Tagesordnung übergehen werde, ist u. a. auch insofern nicht eingetroffen, als Theobald Ziegler in seinem kürzlich erschienenen Werk über „Geistige und soziale Strömungen des 19. Jahrhunderts" auf S. 358 ff. sich sehr eingehend mit dem Buche beschäftigt. Ein Wort der Haym'schen Kritik, „unverzeihlicher Konfusionarius", hat sich vielfältig fortgepflanzt.

[18]) Ulrich v. Hutten. Bd. I, 1858; Schiller an seinem hundertjährigen Jubiläum. IV, 1859; Ernst Moritz Arndt. V, 1860; Thomas Babington Macaulay. VI, 1860. Varnhagen von Ense. XI, 1864; Arthur Schopenhauer. XIV, 1864; Friedrich Schlegel und die Lucinde. XXIV, 1869; Die Dilthey'sche Biographie Schleiermachers. XXVI, 1870; Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unsrer Literaturblüthe (Caroline v. Schlegel). XXVIII, 1871; Die Hartmann'sche Philosophie des Unbewußten. XXXI, 1873; Eine Nachlese zu Novalis' Leben und Schriften. XXXI, 1873.

über, so wählte Haym auch hier wieder das Leben, den Bildungsgang und die geistige Eigenart des Denkers zum Ausgangspunkt seiner Kritik, gestützt auf reichhaltige Mittheilungen, die Freunde des Verstorbenen eben hatten drucken lassen. Das von so manchen Laien für ein monumentum aere perennius gehaltene Lehrgebäude ward zu einem wüsten Haufen ungeordneter, sich oft wiederholender, vielfach von Anderen erborgter Gedanken zusammengerissen, der einzige Erfolg der neuen Philosophie lag nach Haym darin, daß sie „den Grundschaden dieser Periode in eine abstrakte und darum grelle und übertreibende Formel bringt“ und somit einen neuen Aufschwung der Philosophie herbeiführen hilft. Der Geringschätzung aber, mit der Schopenhauer die Systeme von Fichte, Schelling, Herbart und Hegel zu behandeln pflegte, hat Haym die rechte Antwort ertheilt, indem er darauf hinwies, wie jene abfällige Kritik von persönlichen Beweggründen getragen wird, und nicht etwa aus einer ehrlichen, nach wissenschaftlichen Waffen verlangenden Kampfeslust, sondern vielmehr aus Haß, Schmähsucht und eigenem Dünkel entspringt. Daß Schopenhauer darum doch ein scharfsinniger Kopf, ein treffender Beobachter, daß er vor allem ein glänzender Schriftsteller gewesen ist, wie ihn die Philosophie bis dahin noch nicht gehabt hat, das hat sein Beurtheiler lobend, ja bewundernd anerkannt, damit man es um so deutlicher empfinde, wenn dem Schöpfer der Welt als Wille und Vorstellung der Platz unter den wahren Philosophen versagt wird.

Responsion.

Für einen Physiologen der Zukunft, der die menschlichen Sinneswerkzeuge und ihre Entwicklung zum Gegenstand einer historischen Untersuchung machen wird, wird es zweifellos feststehen, daß sich seit den Zeiten des Alterthums die Aufnahmsfähigkeit des Ohres und des Auges in grundlegender Weise verändert hat. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich in dem ganzen Korpus der Homerischen Gedichte nicht ein einzigesmal die Erwähnung der grünen Farbe vorfindet: das fällt um so schwerer ins Gewicht, weil sich von anderen Farben die feinsten Nuancen bezeichnet finden. Man hat eine ganze Reihe von Gründen zur Erklärung dieses merkwürdigen Umstandes herbeigezogen und die Sophistik der Interpretation hat in diesem Falle wahre Orgien gefeiert. Da man aber schließlich nicht leugnen konnte, daß Bäume und Wiesen damals genau so wie heute nicht anders als grün waren, so blieb nichts übrig, als den Grund der auffälligen Erscheinung in dem Bau der Augen zu suchen; man einigte sich also dahin, anzunehmen, daß den Griechen der damaligen Zeit die Empfänglichkeit für die grüne Farbe abgegangen sein muß. Aber nicht nur in dieser Frage, auch im Bereich des Gehöres ergeben sich merkwürdige Beobachtungen: wir haben gelegentlich an dieser Stelle[1]) schon darauf hingewiesen, daß weder Griechen noch Römer den Reim als Formprinzip der Poesie gekannt haben, ja daß sie, wenn wir die geringe Zahl der Reime, die sich in den antiken Werken vorfinden, in Anschlag bringen, den Reim geradezu gemieden zu haben scheinen, als ob er irgend eine unmusikalische Störung enthalten würde: das weist auf eine ganz besondere Empfänglichkeit des Ohres hin, die der unsrigen vollständig entgegengesetzt ist. Wir vermeiden nur in der Prosa den Reim und empfinden ihn, wenn er uns zufällig im Gespräche unterläuft, als unangenehm, für das poetische Gewand eines Stoffes aber erscheint er uns als ein unerläßliches Vehikel der Klangwirkung. Bäumte sich nun, wie es scheint, in diesem Falle das antike Ohr gegen die Wiederholung des Tonbildes, wie es im Reim begründet liegt, auf, so sehen wir in einem anderen Falle antikes und modernes Empfinden gerade im entgegengesetzten Verhältnisse zu einander: Unter allen Menschen von Bildung gilt es sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben heutzutage als ein unverbrüchliches Gesetz des Geschmackes, nicht eben dasselbe Wort in kurzem Zwischenraume wiederum zu gebrauchen, wenn nicht irgend ein besonderer Grund hiezu vorliegt. Ein gut Theil unsrer stilistischen Vorzüge besteht eben darin, unsern Wortschatz so mit Ausdrücken gleicher Bedeutung auszustatten, daß wir nie in die Zwangslage kommen, hintereinander dasselbe Wort wiederholt gebrauchen zu müssen; wir messen oft unbewußt die Gewandtheit eines Redners gerade an *dem* Kriterium, ob er über eine große Zahl von Synonymen verfügt. Betrachtet man in dieser Beziehung die antiken Schriftsteller, so zeigt sich zwar bei einzelnen Autoren ein Schwanken in Bezug auf die Empfindlichkeit gegen Wiederholungen desselben Wortes in rascher Aufeinanderfolge, aber im allgemeinen läßt sich sagen, daß das antike Ohr bei weitem nicht so empfindlich in diesem Falle gewesen ist wie das unsre und Wiederholungen ruhig geschehen ließ, die wir geradezu als lästig empfinden. Für Homer und für Euripedes gibt es hierüber sehr werthvolle Spezialarbeiten: eine Geschichte des literarischen Geschmackes müßte nun aber feststellen, *wann* unsre heutige Aversion gegen Wiederholungen entstanden ist; daß sie nicht zu den primären ästhetischen Geschmacksempfindungen gehört, ergibt sich aus einer großen Reihe von Beispielen bei hervorragenden griechischen Dichtern, welche in anderen Beziehungen dem feinsten Formgefühl gehuldigt haben. Ein moderner Forscher hat diese Thatsache äußerst drastisch dadurch beleuchtet, daß er an einer ganzen Anzahl von Fällen nachwies, wie Euripedes derartige Wortwiederholungen vermeiden *konnte*, wenn er daran irgend einen Anstoß genommen hätte;[2]) der Schatz an Synonymen ist speziell in der Sprache der griechischen Tragödie so unübersehbar groß, daß es beispielsweise für den Begriff „Eheweib“ nicht weniger als achtzehn Bezeichnungen, für den Begriff „Sohn“ etwa sechzehn Wörter gibt. *Wollte* also der Dichter eine Wiederholung vermeiden, so stand ihm in der überströmenden Fülle des Ausdrucks diese Möglichkeit überreichlich zu Gebote: an den zahlreichen Stellen, wo auffällige Wortwiederholungen uns stören, hat die Forschung sich jahrzehntelang bemüht, auf irgend eine Weise Abhülfe zu schaffen: man wollte eben mit einem stilistischen Anachronismus den antiken Dichter um jeden Preis von Flecken reinigen, die das antike Auge als solche nicht empfunden hat, und um jeden Preis vermeintlich störende Gleichklänge beseitigen, für die das antike Ohr keine Empfänglichkeit besaß. Allerdings hielt eine Reihe von derartigen Wortwiederholungen dem scharfen kritischen Blick der modernen Forschung nicht immer stand: so manche derselben gaben sich als Verschuldungen des Abschreibers zu erkennen, welcher für das seltenere Synonymen oft das ihm geläufigere Synonymen einsetzte, oft unbewußt, oft im Halbdusel einer frevlen Besserwisserei. Der Dichter aber hatte gerade absichtlich mit dem Ausdruck gewechselt und neben das gebräuchliche das ungebräuchliche Wort gesetzt. Wie leicht derartige Abirrungen zustande kommen, ließ sich an einem modernen Beispiel schlagend erweisen: nicht der viel verleumdete Abschreiber in einem mittelalterlichen Kloster, der so oft als Sündenbock herhalten muß, sondern ein moderner Setzer hat unbewußt einem Dichter eine störende Wiederholung imputirt: in der ersten Ausgabe der „Wahlverwandtschaften“ hatte Goethe an einer Stelle geschrieben: Die Gewölbe, durch welche die *Berg*wasser bei *Regen*güssen geregelt hereinstürzen, öffnen sich hier . . .“ In der Gesammtausgabe steht infolge Abirrens des Setzers: die *Regen*wasser bei Regengüssen . . .

[1]) In dem Aufsatz „Gedichte Goethe's ins Lateinische übertragen“, Beilage Nr. 178 S. 6.

[2]) *Sybel*, de repetitionibus verborum in fabulis Euripideis S. 42.

So sehr also die Griechen *sonst* nach Vielfältigkeit in einer ganzen Welt von Details strebten, in der Frage der Wortwiederholungen standen sie nicht auf dem Standpunkt der modernen Empfindlichkeit. Es fragt sich nun, ob ihnen — im Gegensatze zu *unsrer* Apperception — eine Fähigkeit *andrer* Art zukommt, die man ihnen im Laufe der letzten Jahrzehnte zugemuthet hat.

Es ist bekannt, daß die griechische Tragödie theils aus Chorliedern, theils aus Dialogen besteht, welche im jambischen Trimeter abgefaßt sind. Die Chorlieder repräsentiren in Bezug auf ihre metrische Form einen wahrhaft blendenden und unübersehbaren Reichthum an rhythmischen Gestaltungen. Trotzdem aber waltet in diesen Liedern ein Gesetz unverbrüchlicher Symmetrie und zwischen Strophe und Gegenstrophe findet eine Entsprechung, eine Responsion bis in die allerkleinste Silbe statt.

Ein Zufall nun erweiterte diesen Begriff der Responsion ins Ungemessene und gab ihm einen neuen Inhalt, über dessen Berechtigung jetzt schon ein jahrzehntelanger Kampf tobt. Der große Philologe Ritschl ist der Vater dieser Neuerung, welche auf folgenden Thatsachen beruht: In der Tragödie des Aeschylus, welche den Titel „Die Sieben gegen Theben" führt, berichtet ein Bote dem König Eteocles in sieben Reden über die feindlichen Heerführer, welche die Stadt bedrohen; der König erwidert in sieben Antworten und nach je einer Rede des Boten und einer Antwort des Königs sind immer einige Worte des Chors eingefügt; leider sind nicht alle diese Reden und Gegenreden in der Ueberlieferung der Handschriften unversehrt auf uns gekommen: aber eine Anzahl der Redenpaare zeigt einen merkwürdigen Parallelismus, d. h. es enthält beispielsweise der Bericht des Boten über den an zweiter Stelle genannten Helden fünfzehn Verse und die Antwort des Königs ist ebenfalls fünfzehn Verse lang; die siebente Erzählung des Herolds umfaßt einundzwanzig Verse und ebenso viel Verse die Erwiderung des Königs. Die Bedeutung dieser Responsion dürfte aber nicht überschätzt werden: so wie ein Vertheidiger bei Gericht seine Rede, ohne auf das Maß derselben absichtlich Rücksicht zu nehmen, ganz unbewußt fast genau so groß gestalten wird wie der Ankläger, weil er als Vertheidiger die Anklage Punkt für Punkt widerlegen wird, so konnte sich auch in diesem Falle eine gewisse Harmonie zwischen Rede und Gegenrede fast unwillkürlich ergeben. Es fragte sich nun aber, ob derartige Responsionen sich auch in *anderen* Partien der Tragödie und besonders ob in Partien, wo es keine Frage und Antwort, keine Rede und Gegenrede gab, vorfänden. So ging man denn daran, die Dramen einer nach dieser Seite hin gerichteten Aufmerksamkeit zu unterwerfen und fand so manches, was dieser Art von Responsion anzugehören schien: z. B. den Umstand, daß auf drei Verse Gruß auch genau drei Verse Gegengruß erwidert wurden u. s. w. Bald aber begann man den gesunden Gedanken, der in dieser Beobachtung gelegen sein mochte, ins Maßlose zu überspannen: Man fing an, lange und große *Reden* abzuzählen und fand nun, daß dieselben, wenn man die einzelnen Sätze in Bezug auf ihre Zeilenzahl berechnete, eine gewisse Wiederkehr gewisser Ziffern zeigten; daß also z. B. eine Rede, wenn man die einzelnen Sätze abzählte, die Zahlen 4, 5,5,5, 2, 5,5,5 aufwies. Hierbei ging es selbstverständlich nicht ohne Gewaltthätigkeiten ab: paßten zwei Verse nicht in das phantasievoll konstruirte Zahlensystem, wurden sie flugs als Einleitung, als Proömium, abgeschnitten, da und dort wurde ein Vers auf nichtige Gründe hin, die sich plötzlich einstellten, verworfen oder eventuell auch eine Lücke konstruirt, die genau so viel Verse verschlungen haben mußte, als zur Zählung gerade nöthig war. Zugegeben aber, daß wirklich ein gewisser Parallelismus vorhanden war, und zugegeben, daß sich öfters auch in Dialogen so artige und hübsche Zahlenbildchen wie

A	B	A	B	A		A	B	A	B	A	B
5	2	8	2	5	oder	2	7	2	2	7	2

ergaben, es erhob sich nun die große, alles andere überschattende Frage: Was sollten diese Ziffern? *Was hatten sie zu dem Kunstgenuß*, den die Tragödie bereitet, *für eine Beziehung?* Mit welchem Sinne beobachteten die Hörer diese Zahlenverhältnisse? Zählten sie, während die schauerlichsten Ereignisse des Dramas ihre Seele ganz gefangen hielten, vielleicht mit dem Finger auf der Bank die Zahlen der Verse ab und freuten sich vielleicht kindisch, wenn die 2 und die 7 oder die 5 und die 8 ein harmonisches Tänzchen aufführten und in neckischem Spiele nach gewissen Zwischenziffern immer wiederkehrten?

Auf die Frage hat bis heute, trotzdem die Diskussion nun schon ein paar Jahrzehnte dauert, noch Niemand eine ausreichende Antwort gegeben. Ein Philologe vermuthete, daß die Schauspieler in ihren Gesten oder ihren Stellungen die einzelnen Sätze so markirt hätten, daß sich für die Zuschauer aus der Uebereinstimmung der Motion des Schauspielers mit der Zahl der Verse von selbst die *Responsion* der Verszahlen ergab. Zugegeben, daß derartige Gestikulationen solche Zahlen markiren konnten — allerdings an und für sich schon eine höchst verwegene Annahme — so fehlte doch ein derartiges Erklärungsmittel vollständig für die Rechtfertigung der Zahlenresponsion bei einer *langen Rede*, bei einem *Botenbericht*, wo der mehr epische Charakter des Inhalts das Maß der schauspielerischen Gesten auf ein Minimum reduzirte. Eine andere Methode der Erklärung suchte die Responsion auf das Gebiet der Instrumentalmusik hinüberzuspielen. Man behauptete, daß eine irgendwie geartete musikalische Begleitung durch charakteristische Intervalle die Responsion der Verse plastisch hervortreten ließ: aber auch das ist eine ganz lächerliche Annahme. Sollte die Musik keinen Selbstzweck haben, sondern nur dazu da sein, eine in ihren Gründen unerklärliche Responsion von Zahlen zu illustriren? Eher hätte man umgekehrt annehmen können, daß die Responsionszahlen gewissermaßen musikalische Hinweise und Andeutungen für die Instrumentationsbegleitung waren. Bemerkenswerth aber in hohem Grade ist das Zugeständniß der Responsionsjäger, daß sich die vermeintlich so fein aufgebauten Zahlenverhältnisse nur in den (auch in anderer Beziehung) *gewissenhaft* ausgearbeiteten Tragödien vorfinden, daß sie dagegen in den schleuderhaft und salopp komponirten Stücken nicht zu finden seien. Diese Behauptung läuft erstens auf eine petitio principii hinaus: denn welches Stück ist gewissenhaft, welches salopp gearbeitet? Derartige Behauptungen sind ganz willkürlich und gehen auf ganz subjektive Empfindungen zurück. Andrerseits wird aber mit diesem Geständniß zugegeben, daß die Responsionen gewissermaßen nur ein Luxusartikel waren und daß sie nicht zu den unerläßlichen und konstitutiven Elementen eines Stückes gehörten. Gab es also Dramen, vor deren Beginn die Zuschauer ihren „Zahlensinn" gewissermaßen ausschalten durften und andere, in deren Verlaufe er zu angestrengter Aufmerksamkeit „einberufen" wurde?

In den letzten Jahren hat Oeri, ein ausgezeichneter und scharfsinniger Schweizer Philologe, den Begriff der Responsion nach einer ganz neuen Seite hin *erweitert*: er behauptet, in den Dialogpartien eines großen Theils der griechischen Tragödie und Komödie zeige sich „das deutliche Streben der Dichter, die dialogischen Massen quantitativ nach bestimmten Verszahlen zu gliedern und das in der Weise, daß überall *Haupttheile der Stücke, die als Akte oder Aktkomplexe ein Ganzes ausmachen, der Verszahl noch mit anderen Haupttheilen in Responsion stehen*"*)

Wir sehen also, daß der Wahn der Symmetrie und Responsion sich auch schon auf die *Gesammtstruktur* des Dramas überträgt: in Wirklichkeit entwirft nun Oeri Riesentabellen und rechnet heraus, daß der Euripideische

*) Oeri: Die Symmetrie der Verszahlen im griechischen Drama, eine wissenschaftliche Wahrscheinlichkeitsfrage, S. 2.

Hippolyt in zwei große Haupttheile zerfällt, deren erster, die Phaedrapartie, 434, deren zweiter, die Hippolytospartie, ebenfalls 434 Verse enthalte. Für den ersten Haupttheil ergibt die Selbstmordscene der Phaedra das Einheitsmaß (a) von 62 Versen, die Scene der Weigerung des Hippolytos 124 Verse = 2 a, die Verführungsscene zwischen Phaedra und der Zofe 248 Verse = 4 a, demnach gibt 434 = 4 a + 2 a + a = 248 + 124 + 62 u. s. w.

Wem bei dieser schrecklichen Art, ein Kunstwerk zu schematisiren, noch nicht so weit angst und bang geworden ist, daß er auf und davon läuft und dem entgötterten Olymp, der jetzt von neuen Zahlengötzen besetzt ist, den Rücken kehrt, der möge einen Blick in das Stück thun und zusehen, auf welchem grausamen Wege dem armen Dichter die Zahlen aus dem Leib geschnitten sind: da wird ausgestoßen, eingesetzt, zusammengefaßt und einandergerissen, bis alles klipp und klar die glatten Zahlen ergibt: der Dichter aber, auf den es scheinbar dabei nicht ankommt, liegt zerfetzt auf dem Boden. Was liegt daran, wenn nur die Zahlen den Sieg davontragen! Freilich, „wie die Musik oder die Orchestik es zustande gebracht haben sollten, die kompakten und die zerrissenen 284 und 167[4]) Verse für Aug und Ohr in ihrer rhythmischen Entsprechung zur Geltung zu bringen, dürfte unmöglich zu erweisen sein. Jeder Versuch, die Erscheinung aus rein künstlerischen Gründen zu erklären, macht Bankerott."[5]) Oeri macht den Versuch einer Erklärung nach einer anderen Seite hin. Er meint, das Zusammenfallen von drei Tragödien und einem Satyrspiele auf einen Aufführungstag habe die Dichter in der Zeit sehr beengt. „Was blieb da den Poeten übrig, als eine Oekonomie, die sich auf alle Einzelheiten der Stücke erstreckte und bei der es am Ende, wenn man sicher sein wollte, sich nicht ins Weite zu verlieren, geradezu praktisch war, sich an bestimmte Verszahlen zu halten und dabei für gesungene und gesprochene Partien getrennte Rechnung zu führen." Wozu aber diese geradezu absurde Annahme einer doppelten Buchhaltung, die wir uns im Nebenzimmer des Dichters etablirt denken müssen, der immer, wenn die Muse ihm eine Weihestunde der Konzeption gewährt hatte, bei den von ihm engagirten Rechenmeistern für Dialog und Chor sich die Zahl — wie eine Parole — abholte, nach der er weiterdichten sollte! Ja Oeri hat sogar herausgefunden, daß „die Zahlen 36, 72, 108, 216 für den an eine bestimmte Aufführungszeit gebundenen Dichter eben gewisse Zeitmaße bedeuteten".[6]) Wie viel billiger und leichter war eine Oekonomie herzustellen, wenn wirklich für jedes Stück ein Maximum von Zeitmaß bestimmt war! Konnte das nicht mit der Sanduhr oder sonst wie normirt werden? Was sollte da ein komplizirter Bau von Zahlen, die selbst erst wieder mit dem Zeitmaß in Uebereinstimmung gebracht werden mußten! — So weit also irrt eine Forschung ab, die dem Geiste der Antike untreu wird und das Rößlein der Kombination auf Gebieten herumtummeln läßt, auf denen es in Wahrheit gar nichts zu kombiniren gibt. Läßt sich eine wirksamere Waffe in den Händen der Feinde des Gymnasiums denken, als der berechtigte Hinweis auf eine derartige Forschung, „die immerdar am schalen Zeuge klebt, mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt, und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet!"

Prag. Dr. Eugen Holzner.

[4]) Das sind die Verszahlen, in welche Oeri des Aristophanes' Ekklesiazusen zerlegt.

[5]) A. a. O. S. 14.

[6]) Oeri: Die Euripideischen Verszahlensysteme, Berlin, Weidmann 1899, S. 22; vgl. meine Besprechung in Woch. für klass. Philologie 1898 Nr. 46.

Mittheilungen und Nachrichten.

Georg Sticker: Gesundheit und Erziehung. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 238 S. — Der Verfasser führt etwa folgendes aus: Eine große Anzahl Menschen ist den vielfachen Ansprüchen, die das Leben an sie stellt, geistig oder körperlich oder auch geistig und körperlich nicht gewachsen. Und dies ist so, trotz aller Fortschritte, die man auf dem Gebiet der Kinderhygiene und Kindererziehung gemacht hat. Als Grund hiefür muß man annehmen, daß diese Menschen, gleichwie viele andere, bei denen man das direkt wahrnimmt, mit organischen Mängeln behaftet auf die Welt gekommen sind. Es liegt nun die Frage nahe, ob man denn keine Vorsorge treffen kann, daß nur gesunde und tüchtige Kinder zur Welt kommen. Um diese Frage zu beantworten, muß man sich vorher darüber klar sein, wodurch denn die gewöhnlich beobachtbaren körperlichen und geistigen Mängel eines Menschen verschuldet sein können. Außer einigen selteneren Schädlichkeiten nun sind es die drei Haupterbfeinde der Menschheit, die das Kind schon vor seiner Geburt körperlich und geistig minderwerthig machen: die Schwindsucht, die Lustseuche und der Alkohol. Eine Familie, die sich mindestens in den letzten zwei Generationen vor diesen bewahrt hat, kann mit Sicherheit darauf rechnen, nur gesunde, kräftige und tüchtige Kinder zu bekommen. Reinlichkeit, Keuschheit und Mäßigkeit sind deßhalb die Tugenden, die mehr und allgemeiner als bisher dem heranwachsenden Geschlecht mit auf den Lebensweg gegeben werden sollen.

H.

Seit Professor Karl Krumbacher in München die byzantinische Wissenschaft ins Leben gerufen hat — sie ist eine der jüngsten von allen und hat kaum ein Jahrzehnt hinter sich — regt es sich allenthalben, das so lange vernachlässigte Gebiet zu durchforschen und die Ergebnisse dieser Forschungen bekannt zu machen. Nächst Deutschland ist es besonders Frankreich, das die besten Mitarbeiter in diesem Fache stellt und das, was auch nicht unwichtig ist, muthige und opferwillige Verleger besitzt. So ist es der bekannte archäologische Verlag von Ernest Leroux, der sich zur Uebernahme einer prächtigen Monuments de l'art byzantin betitelten Sammlung hat bereit finden lassen. Diese Sammlung, welche unter den Auspizien des französischen Unterrichtsministeriums erscheint, wird in schön ausgestatteten, mit reichem Bilderschmuck versehenen Quartbänden vorgelegt werden, die besten französischen Byzantinisten, unter ihnen die bekannten Namen von Bayet, Diehl, Müntz, Omont und Schlumberger, haben ihre rege Mitwirkung zugesagt. Was wir uns von dem Unternehmen zu versprechen haben, lehrt zur Genüge der eben herausgegebene erste Band, welcher eine wissenschaftliche Beschreibung des Klosters Daphni bei Athen bietet: Le Monastère de Daphni, histoire, architecture, mosaïque par Gabriel Millet, Paris, 1900. Das heute in Trümmern liegende Kloster ist eine der wichtigsten kulturhistorischen Stätten des byzantinischen Griechenlands. Etwa 10 km von Athen entfernt, dort, wo die alte heilige Straße aus den Bergen in die eleusinische Bucht hinabsteigt, ist es im 5. christlichen Jahrhundert an der Stelle eines antiken Apollo-Tempels gegründet worden — auch der Name zeigt eine Erinnerung an den heiligen Baum des Apoll. Man legte den etwa 100 m im Geviert messenden Bau, wie es damals Sitte war, sehr fest an, aus riesigen Blöcken richtete man die hohen Umfassungsmauern auf. Nach und nach jedoch zerfiel das Kloster, so daß schon im 11. Jahrhundert eine Wiederherstellung nöthig wurde. Da sich die Mönche der besonderen kaiserlichen Huld erfreuten, so erreichte nun das Kloster den Gipfel seiner Macht und seines Reichthums, wie eine von Theodoros Prodromos aufbewahrte Geschichte und die herrlichen Ueberreste beweisen. Prunk und Wohlleben herrschte in den Mauern, während in dem Nachbarkloster von Symbolen die allerstrengste Askese geübt wurde. Es kamen die Kreuzzüge und mit ihnen andere Herren ins Land: zur Zeit des vierten Kreuzzuges, als in Athen französische Ritter eine neue Herrschaft gründeten, ward Daphni von den Griechen verlassen und alsbald von den Franziskanern in Besitz genommen. Auch jetzt noch war der Ort angesehen und einflußreich, wie denn die Fürsten von Athen

die Kirche zu ihrem Begräbnißort auswählten. Von 1237 bis 1412 reichen die Angaben, die wir von lateinischen Aebten besitzen, der letzte, Peter Strosberg, war ein Deutscher. Im nächsten Jahrhundert sitzen wieder griechische Mönche in dem Kloster, doch der alte Glanz ist verloren, und nur wenige Brüder sind mehr beisammen. Aber noch einmal sollte Daphni eine Rolle in der Geschichte Griechenlands spielen, im griechischen Freiheitskrieg ward es zum festen Bollwerk des aufständischen Volkes. Dann diente es als Kaserne für bayerische Soldaten, zeitweilig auch als Irrenhaus, bis Regengüsse und Erdbeben eine weitere Bewohnung unmöglich machten. Um den weiteren Verfall aufzuhalten, hat sich denn jetzt in allerletzter Zeit die archäologische Gesellschaft in Athen entschlossen, die Reste auszubessern und so als Kunstdenkmal zu erhalten. Weniger die Ueberbleibsel des ersten Klosters aus dem 5. Jahrhundert, als die der späteren Glanzzeit sind es, die der Stätte ihre hohe Wichtigkeit verleihen, vor allem aber die zahlreichen **Mosaikbilder**. Trotz der großen Zerstörung ist in der Kirche, besonders in der Kuppel, noch ein ganzer Schatz solcher Bilder erhalten, worauf wir biblische Erzählungen, Apostel, Heilige und Engel dargestellt finden. Alle diese Mosaiken hat Millet getreu wiedergegeben, daneben aber auch die Reste der ersten Bauperiode mit nicht geringerer Sorgfalt verfolgt, so daß das mit vielen Bildern und Plänen ausgeschmückte Buch alles in sich vereinigt, was die heutige Forschung aus den Ruinen entnehmen kann. Denn unter den Vorarbeiten Millets befinden sich auch umfassende Grabungen, durch welche die Art und Weise der ersten Anlage festgestellt wurde. Dabei wurde auch bemerkt, daß die byzantinischen Baumeister römische Kapitäle zu ihrem Werke verwendet haben. Es sind von diesem Unternehmen schon sechs weitere Bände angekündigt, darunter eine Beschreibung der **Ruinen von Mistra**, von Millet, ein **Werk über den christlichen Peloponnes** von J. Laurent, ein **Album der Athosklöster**, wiederum von Millet, und das **Lukas-Kloster in Phokis** von Charles Diehl. Die hübsche Erstlingsgabe dieser Sammlung läßt uns nur wünschen, daß die Fortsetzungen nicht lange auf sich warten lassen.

C.

* Die „Kolonialzeitung" veröffentlicht das **Antwortschreiben des preußischen Kultusministeriums** auf die in der Sitzung des Vorstandes zu Straßburg am 2. Dez. 1899 beschlossene Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft betreffend den **völkerkundlichen und geographischen Unterricht**. Nachdem auf die Reform des völkerkundlichen Unterrichts an der Universität Berlin, die Schaffung von drei außerordentlichen Professuren, hingewiesen worden ist, wird in dem Schreiben gesagt: In dem Bestreben, die in erfreulicher Entwicklung begriffene ethnologische Wissenschaft auch an anderen Universitäten zu fördern, habe ich sodann in Aussicht genommen, die schon früher angeregte Frage wegen Begründung eines **Extraordinariats für Völkerkunde** an der Universität **Kiel** von neuem wieder aufzunehmen und zu diesem Zweck eine entsprechende Forderung zum nächstjährigen Staatshaushaltsetat anzumelden. Was den Unterricht in der **Geographie an den Universitäten** betrifft, so bestehen an der Universität **Berlin** drei Professuren (zwei Ordinariate und ein Extraordinariat) für Geographie, während an den übrigen Universitäten, einschließlich der Akademie zu Münster i. W., je ein Ordinariat für dieses Fach vorhanden ist. Hienach ist an den preußischen Universitäten der Erdkunde eine vollständigere Vertretung gesichert als an den meisten übrigen deutschen Universitäten, die zum Theil erst im vorigen Jahre Extraordinariate für Erdkunde erhalten haben. An den **Technischen Hochschulen** ist ein Bedürfniß zur Errichtung von geographischen Professuren bisher weniger hervorgetreten. Doch ist eine entsprechende Einrichtung für die neue Technische Hochschule in Danzig geplant, und auch für **Aachen** und **Hannover** wird die Frage der Begründung **geographischer Lehrstellen** in Erwägung gezogen werden. Inwieweit es möglich sein wird, dem Unterricht in Geographie und Völkerkunde auf den vorbereitenden **höheren Lehranstalten** eine größere Berücksichtigung zutheil werden zu lassen, darüber muß die weitere Erwägung ebenfalls noch vorbehalten bleiben.

* **München.** Der Privatdozent mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Professors Dr. Karl **Weymann** wurde zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität München ernannt und ihm klassische Philologie als Lehraufgabe übertragen; den Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität München Dr. Ludwig **Traube** und Dr. Friedr. **Vollmer** wurde der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen. — Der Kustos an der geologischen Sammlung des Staates, Dr. Max **Schlosser**, wurde zum zweiten Konservator an dieser Sammlung befördert und bestimmt, daß der Vorstand der geologischen Sammlung die Bezeichnung „Erster Konservator" führe. — Der Kustos an der ägyptologischen Abtheilung des kgl. Antiquariums und Privatdozent an der Universität **München**, Dr. R. **Dyroff**, wurde ohne Aenderung seiner Stellung an der Universität zum Konservator an der bezeichneten Abtheilung befördert.

oem. **Breslau.** Dem Assistenzarzt an der hiesigen Universitäts-Kinderklinik Dr. med. Martin **Thiemich** ist auf Grund seiner Habilitationsschrift „Ueber Schädigung des Zentral-Nervensystems durch Ernährungsstörungen im Säuglingsalter" die venia legendi für Kinderheilkunde in der medizinischen Fakultät ertheilt worden. — Wie die „Breslauer Zeitung" berichtet, ist der Zahnarzt Dr. Walther **Bruck** zum Lehrer der Zahnheilkunde und Leiter der Abtheilung für Zahnfüllung am zahnärztlichen Institut der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Rostock.** Der Privatdozent Dr. med. Friedrich **Reinke** ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **St. Petersburg.** Zur Erlangung der Prämie für eine Lebensbeschreibung der Kaiserin Maria Feodorowna hat die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften einen Preisbewerb ausgeschrieben. Der letzte Termin für die Einreichung der Schriften ist auf den 1. März 1902 angesetzt. Die Prämie (5000 Rubel mit den seit 1879 aufgelaufenen Zinsen) wird am 22. Dezember 1908 zuerkannt werden.

* Vom Februar 1901 ab erscheint im Verlag von Felix Dietrich in Leipzig der erste Band einer „**Bibliographie der deutschen Rezensionen**" als Supplement zur Bibliographie der Zeitschriften-Literatur. Als Herausgeber zeichnet der Schriftsteller Arthur L. **Jellinek**. Wie wir dem Prospekt entnehmen, wird das Werk ein Verzeichniß der Besprechungen deutscher und ausländischer Bücher, die während des Jahres 1900 in etwa 1000 wissenschaftlichen und kritischen deutschen Zeitschriften erschienen sind, enthalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hoffmanns Stärkefabriken. Festschrift zum 50jährigen Bestehen. Salzuflen (Lippe) 1900. — F. **Jonas**: Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers. Berlin, Reimer 1900. — R. **Kipling**: Soldatengeschichten. Berlin, Vita. — **Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets.** Herausgegeben vom kaiserl. Statistischen Amt. August 1900. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1900. — Chr. **Semler**: Shakespeare's „Viel Lärm um nichts." Leipzig, Dieterich 1900. — H. **Kleinpeter**: Erkenntnißlehre und Naturwissenschaft in ihrer Wechselwirkung. — **Die Bank des Berliner Kassen-Vereins 1850 bis 1900.** — E. **Heilborn**: Novalis, der Romantiker. Berlin, Reimer 1901. — **Novalis' Schriften.** Hggb. von E. Heilborn. 2 Thle. Ebd. 1901. — R. **Thomas**: Bilder aus Sicilien und Griechenland (1890). Programm. Augsburg 1900. — **Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1901.** Wien, Pichlers Wwe. u. Sohn. — *M. S. Denis:* Histoire Contemporaine. Tome III. Paris, Nourrit et Cie., 1900. — Alb. **Bundle**: Fleischkunde und Fleischbeschau. Berlin, Schröder 1900. — **Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.** III. Folge. 20. Band. 3. Heft. Jena, Fischer 1900. — G. **Marina**: Romanenthum und Germanenwelt. Deutsch von E. Müller-Röder. Jena, Costenoble 1900. — L. **Zehnder**: Die Entstehung des Lebens. 1. Theil. Mit 123 Abbildungen. Freiburg i. Br., Mohr 1899. — J. J. **Ammann**: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. III. Theil. Prag, Calve 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 17. Oktober. Nummer 238.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Rudolf Haym.

Zum Antritt seines 80. Lebensjahres.

Von Dr. Wilhelm Crönert.

II.

Im Jahre 1865 gab Haym die Leitung der „Preußischen Jahrbücher" an Wehrenpfennig ab. Aber noch einmal sollte er zur thätigen Theilnahme an den Geschicken seines engeren Vaterlandes gerufen werden. Als im Jahre 1866 nach dem österreichischen Kriege Neuwahlen vorgenommen wurden und in Halle eine mächtige, regierungsfeindliche Strömung aufkam, da thaten sich die Anhänger der altpreußischen liberalen Partei, jetzt unter dem Namen der Nationalliberalen, zusammen, um die Regierung in der schweren Zeit zu unterstützen, und es gelang, Haym als Vertreter von Halle in den Landtag zu bringen. Der von Vincke, Simson und Schwerin geleiteten Partei angehörend, ist er zu verschiedenenmalen auf die Rednerbühne gestiegen, so z. B. am 7. Dezember 1866, wo er den Virchow'schen Antrag auf Erhöhung der Minimalsätze der Universitätslehrer unterstützte und nachdrücklich forderte, daß der Staat 23 noch unbesoldete außerordentliche Professoren endlich mit Gehalt anstelle. Aber schon im Jahre 1867 wurde der Landtag wieder aufgelöst, und Haym ließ sich nicht wieder wählen.

Doch wir haben bei der Verfolgung der öffentlichen und literarischen Wirksamkeit das Privatleben aus dem Auge verloren, so daß wir nun wieder etwas zurückgreifen müssen. Im Jahre 1858 heirathete Haym die Tochter Minna des Halleschen Universitätsprofessors Dr. Karl Heinrich Dzondi. Dieser, ein besonders auf dem Gebiete der Chirurgie und Augenheilkunde vielerfahrener Mediziner, hatte neben seinem Lehramte und seiner Praxis in jungen Jahren auch die Schriftstellerei sehr eifrig betrieben, wie er denn z. B. der Begründer zweier, freilich nicht langlebiger medizinischer Zeitschriften gewesen ist, des „Aeskulap" und der „Humana".[19]) Er besaß ein kleines Gut vor den Thoren Halle's, in der Nähe der Neumarktkirche; dies ward fortan der Wohnsitz der Haym'schen Familie. Der glücklichen Ehe sind vier Kinder entsprossen, zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Hans, ging nach Vollendung seiner akademischen Bildung zur Musik über und lebt, eines weitverbreiteten Rufes sich erfreuend, als Musikdirektor in Elberfeld, wo er sich nun auch seinen Hausstand gegründet hat, der jüngere, Konrad, dessen Studiengenosse der Schreiber dieser Zeilen in Halle und Göttingen gewesen ist, hat sich der Philologie gewidmet und beendet eben sein zweites Probejahr. Von den Töchtern hat sich die ältere im Jahre 1884 mit dem Professor der klassischen Alterthumswissenschaft an der Universität Gießen, Dr. Johannes Schmidt, verheirathet. Dieser, ein rühriger Arbeiter auf dem Gebiete der lateinischen Inschriftenkunde, ist ein tragisches Opfer seines Wissenschaftsdranges geworden. Denn an den Folgen einer Malaria, die er sich auf einer Forschungsreise in Nordafrika zugezogen hatte, ist er am 6. Januar 1894 in Königsberg, wohin er im Jahre 1892 berufen worden war, verstorben. Seitdem lebt die Wittwe mit ihren Kindern in Halle in der Nähe ihrer Eltern. Seit einem Jahre endlich ist nun auch die jüngere Tochter, als Gattin des Privatdozenten der französischen Sprache an der Universität Halle Dr. Heuckenkamp, aus dem engsten Familienkreise ausgeschieden.

Zehn Jahre lang hatte Haym als Privatdozent in Halle gewirkt, erst 1860 wurde er zum außerordentlichen Professor, und nach acht weiteren Jahren an die Stelle des Hegelianer Schaller, seines ehemaligen Lehrers, zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Seine Universitätsthätigkeit erreichte ihren Höhepunkt, als er im Jahre 1873 zum Rektor gewählt wurde. Dabei zeigte es sich besonders, in ein wie herzliches Verhältniß er zu den Studenten getreten war; was er für das Wohl der akademischen Jugend in Ausübung seiner Berufspflichten, wie auch als Gönner und Freund gethan hatte, ward ihm mit Liebe vergolten.

Mehr und mehr neigte sich der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit Hayms auf die Seite der literaturgeschichtlichen Forschung. Im Jahre 1870 reifte sein großes Werk über die romantische Schule zur Vollendung.[20]) In drei Büchern schildert er in geschickter Gruppirung der Erscheinungen die Schicksale und die Bedeutung dieser merkwürdigen deutschen Literaturepoche von Tieck bis zur Auflösung des Jenaischen Kreises, nicht nur auf Grund gedruckter Zeugnisse, sondern auch unter Heranziehung zahlreicher handschriftlicher Schätze, z. B. des Nachlasses A. W. Schlegels, den ihm Eduard Böcking vermittelte. Mit einem längeren Aufsatze über Eduard v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten[21]) nahm Haym im Jahre 1873 Abschied von den philosophischen Fragen seiner Zeit, um sich nun mit aller Kraft einem Werke zu widmen, das das größte seines Lebens werden sollte. Es war wieder ein Einzelbild, aber von so gewaltigem Umfange, daß es erst nach und nach der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden konnte. Denn er hatte sich in der Schilderung Herders[22]) nicht allein

[19]) Aeskulap, eine Zeitschrift der Vervollkommnung der Heilkunde in allen ihren Zweigen gewidmet, 1. Jahrg. 1821; Humana, Zeitschrift für Menschenkunde und Menschenwohl, 1. Jahrg. 1833.

[20]) Die romantische Schule, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin, Gaertner 1870.

[21]) S. Anm. 18.

[22]) Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Berlin, Gaertner, I. Bd., 1. Hälfte 1877, 2. Hälfte 1880, II. Bd. 1885.

eine genaue Lebensbeschreibung, eine sorgfältige Darstellung der auf Herder einwirkenden und von Herder ausgehenden Momente vorgesetzt, sondern auch eine bis ins Einzelne gehende Zergliederung und Kritik der Schriften, eine Aufgabe, bei deren Lösung er die Schärfe seines Verstandes fast zu tief graben ließ, wie denn der überall nach Ursache und Absicht forschende Gelehrte an keiner Frage vorbeigehen konnte, ohne sie mit der ihm innewohnenden Gründlichkeit erschöpft zu haben. Dabei sind die Beobachtungen in ein so schönes, so ebenmäßiges Gewand gekleidet, daß schon das Lesen des Werkes allein einen Genuß bildet, während nur die Eingeweihten beurtheilen können, wie viel Fleiß und Mühe unter der anziehenden Form verborgen liege.[23]) In stark gekürzter Umarbeitung hat denn Haym noch denselben Gegenstand in der Allgemeinen Deutschen Biographie behandelt.[24])

Mit dem Werke über Herder war nun auch die Thätigkeit Hayms auf dem Arbeitsfelde der Literaturgeschichte im wesentlichen beendet, was er auf diesem Gebiete später noch herausgab, hatte gegenüber den eben erwähnten, großen Leistungen nur untergeordnete Bedeutung. Hayms Darstellungstalent hingegen hat sich wohl erst jetzt zu seiner schönsten Blüthe entfaltet. Am 21. Juli 1866 war Max Duncker auf einer Erholungsreise, noch ehe er den Ort seiner Sehnsucht Pontresina erreicht hatte, plötzlich in Ansbach verstorben. Seitdem die religiöse Bewegung der vierziger Jahre die Männer zusammengeführt hatte, brachte die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, das gleiche ehrliche Streben nach wissenschaftlicher Vervollkommnung und Bethätigung, der gleiche Haß gegen alles feige und unehrliche Gebahren unter ihnen einen Bund zustande, den die Stürme des Lebens nur noch mehr befestigten. So viel Freud und Leid aber auch Haym mit seinem um zehn Jahre älteren Freund getheilt hatte, er hätte vielleicht doch mit seiner Feder zurückgehalten, da schon mehrere andere Freunde, unter diesen H. v. Treitschke, eingehende Lebensschilderungen verfaßt hatten, wenn ihn nicht die Gattin des Dahingeschiedenen, Frau Charlotte Duncker, zur Erfüllung seiner Freundespflicht gedrängt hätte. Nun sollte es auch ein ganzes Werk werden! Da, wo seine eigene Kenntniß versagte, gab ihm der reichliche handschriftliche Nachlaß und eine ausführliche, von Charlotte Duncker angefertigte Lebensbeschreibung die erwünschten Aufschlüsse, so daß nun Bausteine genug beisammen waren, ein hehres Denkmal[25]) zu errichten. Es galt keinem großen Mann, das hat sein Baumeister wohl gewußt, aber es galt einer Persönlichkeit, deren patriotische Tugend, deren nach Wahrheit strebender Forschersinn, deren reiner, ehrenwerther und fester Charakter dem jüngeren Geschlecht ein leuchtendes Vorbild sein sollte. Dies Vorbild hat Haym meisterlich für alle Zeiten festgehalten, und man wird neben dem Dargestellten auch den Darsteller selbst lieb gewinnen, wenn man findet, wie sehr er seine eigene Person vor dem Freund zurücktreten läßt, wo er ein Anrecht darauf gehabt hätte, auch von sich selbst zu reden.

Nur weniges hat er seitdem noch veröffentlicht. Abgesehen von kleineren Sachen, ist es eine kurze Biographie des Dichters Rudolf Elodelmann,[26]) eine Sammlung von Briefen W. v. Humboldts,[27]) ferner eine Lebensbeschreibung seines lieben Freundes Otto Nasemann.[28]) Und nun sein letztes Bild. Für den 2. November 1898 war von der Halle'schen Universität eine Feier zum Gedächtnisse Bismarcks, des Ehrendoktors der Universität, anberaumt worden; das Amt, die Gedenkrede zu halten, war Haym zugefallen. Noch glauben wir die Erwartung zu verspüren, mit der wir dem Auftreten des Redners entgegensahen. Nun besteigt die kleine Gestalt festen Schrittes die Bühne, umringt von den farbenprächtigen Abordnungen der Studentenschaft. Welch ein Wandel war doch im Laufe der Zeiten eingetreten! Der als Redakteur der „Konstitutionellen Zeitung" den trotzigen Regierungsmann auf das heftigste bekämpft hatte, der gestand nun freudig ein, daß Bismarcks Genius doch weitschauender und zielbewußter gewesen sei als der Parteigeist, der nahm nun alle seine Kraft, seine Kunst zusammen, um die Umrisse des gefeierten Todten scharf und leuchtend vor Augen zu führen. Schroff schnitt der Redner vor dem neuen Kurse ab: denn wie er selbst noch ganz in den Bahnen des alten sich bewegte, so mochte er auch die Wirkung seiner Schilderung nicht durch die Hineinziehung der Politik des Tages wieder geringer machen. Viel mehr aber, gerade durch sein Schweigen, hob er uns die Größe seiner Heldengestalt recht empfinden lassen. Erschüttert und erhoben zugleich sind wir damals nachhause gegangen.

Noch immer wirkt Haym in rüstiger und regelmäßiger Thätigkeit. Er ist seiner Universität treu geblieben, wenn auch ehrende Anerbieten ihn an einen anderen Ort zu ziehen gesucht hatten. In welchen Kreisen sich aber

[23]) Eine Charakteristik Hayms, soweit sie sich nicht eben aus der Besprechung seiner einzelnen Lebensschicksale und Arbeiten ergibt, lag weder in unsrer Absicht, noch in unserm Auftrage; an diese Aufgabe wird ein Berufenerer herantreten müssen. Hier möge nur eine Bemerkung über die äußere Form seiner Schriften Platz finden, die darum aus dem Gesammtbilde herausgenommen worden ist, um nicht zu dem Tadel einer ungleichen Behandlung Anlaß zu geben. Es ist aber Hayms Sprache dasjenige, was in der Rede wie in der Schrift zunächst am meisten fesselt. Die deutliche Aussprache, der wohlberechnete Tonfall, der bestimmte Ausdruck, die klare Anordnung der Gedanken, dies sind die Hauptvorzüge seines Vortrags. Niemals wird er langweilig, weil er es versteht, der starren Abfolge der Sätze durch kurze, dazwischen geworfene Wendungen, durch wirksame Wiederholung desselben Ausdrucks, durch absichtlich unvollendet gelassene und nun auf eine unerwartete Weise geschlossene Perioden Schönheit und Lebhaftigkeit zu verleihen. Auch im ungezwungenen Gespräche hört die Rede Hayms nicht auf, schön und wohlgesetzt zu sein, so sehr ist ihm die Sorgfalt im Ausdruck zur Gewohnheit geworden. Mit weit größerer Sorgfalt aber ging er zu Werke, wenn sein Wort für den Leser bestimmt war. Dann schöpft er aus dem vollen Reichthum des Sprachschatzes, verknüpft er die Worte zu neuen, ungewohnten und doch nicht weniger treffenden Wendungen, dann weiß er mitunter den Gedanken in ein lehrreiches, anregendes Bild zu kleiden, mit Sicherheit aber vermeidet er allen Mißton, alle Härte des Ausdrucks, ordnet und glättet er das Ganze zu einer wohlgefälligen Form. Dabei ist der Stil ganz der Sache angepaßt, welche behandelt werden soll. Schildert Haym Thaten und Ereignisse, so ist die Darstellung schlicht und ruhig; schon bewegter wird die Sprache, wenn er Pläne und Absichten, wenn er Bilder vom politischen Kampfplatz wiedergibt; aber im Streite für den religiösen und philosophischen Glauben sind die Lebhaftigkeit und Heftigkeit vorherrschend geworden, da vermeinen wir oft, einen zweiten Lessing vor uns zu haben. Und wirklich ist es auch Lessing gewesen, den Haym sich schon in früher Zeit zum Muster genommen hat, von dem er, besonders in seinen Streitschriften der 40er Jahre, nicht nur den Stil, sondern gar auch eine wirkungsvolle Art der Beweisführung, den Dialog entlehnte. Und um nur ein Beispiel anzugeben: Die Wendung „mit Eins", eine Eigenthümlichkeit der Lessing'schen Sprache (vgl. Grimms Wörterbuch) findet sich häufig in Hayms Schriften. — Haym hat selbst einen kleinen Aufsatz „über die Bedeutung des Stils" geschrieben. Uns lag nur der Ausschnitt vor (S. 229—257), Namen und Jahrgang der Zeitschrift ließ sich nicht feststellen.

[24]) XII. Band (1880), S. 55—100.

[25]) Das Leben Max Dunckers erzählt von R. Haym. Berlin, Gaertner 1891.

[26]) Allgemeine deutsche Biographie 55 (1898) 360—364.

[27]) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Berlin, Felber 1894 (in Leitzmanns Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, Bd. I). Schon früher hatte er eine ähnliche Sammlung herausgegeben: W. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker. Berlin 1859.

[28]) Deutsch-evangelische Blätter 1895, 785—817.

seine Vorlesungen bewegen, darüber mögen uns noch einige Worte gestattet sein. In der Philosophie liest er am häufigsten über Geschichte der Philosophie, ferner Einleitung in die Philosophie, Logik, Ethik, Aesthetik, dann über einzelne Philosophen, wie Kant, Schleiermacher, Schelling. Auf philologischem Gebiet ist ihm deutsche Literaturgeschichte seit Gottsched der liebste Gegenstand, den er zuweilen auch getheilt behandelt, wie das deutsche Drama seit Lessing, die deutsche epische Dichtung seit Wieland, die deutsche Romanliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Daneben werden wiederum einzelne Charakteristiken gegeben, von Lessing, Herder, Goethe und Schiller. Während er in den Vorlesungen nur ganz der Sache sich widmet, tritt er in den von ihm geleiteten philosophischen Uebungen in ein engeres Verhältniß zu seinen Studenten. Allwöchentlich sammelt er den Kreis um sich, sei es auf seiner Studirstube, sei es in dem schönen Garten, der in weitem Umkreise fast das ganze Haus umschließt. Aristoteles, Spinoza und Kant werden in diesen Uebungen mit Vorliebe behandelt. Ruht auch hier das Hauptgewicht auf der philosophischen Erklärung, so macht es doch dem Leitenden mitunter Freude, die Frage auch einmal in das philologische Gebiet hinüberzuspielen. Neigt sich das Semester dem Ende zu, so beschließt eine fröhliche Abendgesellschaft, bei der der Gastgeber zusammen mit seiner Gattin neben der leiblichen Nahrung auch mit der geistigen nicht kargt, die in gemeinsamer Arbeit durchgeführten Untersuchungen.

Am 29. Juni dieses Jahres hat Haym das Fest seines 50 jährigen Dozentenjubiläums begangen, gefeiert von der Liebe und Verehrung seiner Amtsgenossen, umringt von einer fröhlichen, in festlichem Wichs erschienenen Studentenschaar. Endlich hat denn nun auch eine wissenschaftliche Körperschaft dem greisen Gelehrten ihre Anerkennung ausgedrückt: nicht lange vorher, am 20. März, war Haym von der philologisch-historischen Klasse der Königlichen Akademie zu Berlin anläßlich der Zweihundertjahrfeier zum auswärtigen Mitgliede erwählt worden. Den Werth dieser Anerkennung haben wir Jüngeren am meisten gefühlt. Denn was Haym einst von seinem Freund Duncker sagte, trifft nun auf ihn selbst zu: er ist uns zum Vorbilde geworden. Aber wir haben es nicht nöthig, uns die einzelnen Züge mühsam aus der Erinnerung wieder wach zu rufen, noch weilt er unter uns, theilt uns von dem Seinigen mit und zieht uns zu sich empor. Und wem er auf der Universität ein gewissenhafter Lehrer gewesen ist, dem folgt er auch mit theilnehmendem Blick auf seine weiteren Lebenswege. Seine Frische und Gesundheit, seine wohlgeordnete Lebensweise ist uns eine werthvolle Bürgschaft, daß uns der Meister noch auf weite Strecken begleiten wird — möge ihm ein langer, schöner Lebensabend im Kreise der Seinen beschieden sein!

Der persische Kleiderdichter Machmûd Kârî.

Von Paul Horn.

Früher habe ich den Lesern der Beilage einmal einen persischen Dichter vorgeführt, der in seiner originellen Weise ganz einzig in der Literatur dasteht, den Sänger der Küche und des Essens, Abû Ishâk oder kurz Bushâk aus Schirâs.[1]) Persien hat noch manche andere Sonderlinge in der Poesie hervorgebracht, einen der sonderbarsten unter ihnen, den Kleiderdichter, hat der Speisedichter direkt auf dem Gewissen. Auch seine Bekanntschaft zu machen, ist nicht uninteressant.

[1]) Nr. 21 und 22 vom 26. und 27. Januar 1899.

Machmûd ibn Nisâm Kârî aus Jesd begab sich zu Ausgang des 16. Jahrhunderts unter die Zunft der Dichter. Indeß ein Dichter wie andere wollte er nicht sein, er wollte etwas ganz neues, bisher noch nicht dagewesenes schaffen. Das war im Grunde ein durchaus gesunder Gedanke. Der reiche Strom der persischen Poesie war jahrhundertelang im altgewohnten, vor Zeiten gegrabenen Bette dahingeflossen, im allgemeinen in steter Gleichmäßigkeit. Große hervorragende Dichter, an denen es glücklicherweise nie gefehlt hatte, hatten wohl verschiedenen Epochen der Literatur ihren besonderen Stempel aufgedrückt, aber der, wenn man so sagen darf, landläufige Betrieb der Dichtkunst bewegte sich stets in den gleichen Formen wie seit Anbeginn.

Als wenn bei uns Balladen nur im Schiller'schen Pathos — d. h. natürlich, so gut dies den Nachahmern eben möglich wäre — oder nur hurre hurre hopp hopp hopp! wie die Lenore, Trinklieder nur à la Hâfis-Bodenstedt und so weiter jede andere Gattung nur in einer bestimmt ausgeprägten Weise gedichtet werden dürften. Dagegen eine Reaktion zu versuchen, wäre sicherlich völlig berechtigt gewesen. Warum sollte eine Moderne in der persischen Literatur nicht ebenso gut ihre Daseinsberechtigung haben wie anderswo? Daß eine solche auch unter islamischen Verhältnissen möglich ist, zeigt die Türkei, wo eine moderne schöne Literatur im Gegensatz zu der bis vor kurzem allein als klassisch geltenden, alten, erstarrten Mode in erfreulichem Aufblühen begriffen ist.[2])

Wie fing es nun ein „Moderner“ im 16. Jahrhundert in Persien an? Aus der Form konnte Machmûd Kârî zunächst noch nicht heraus, und das war auch nicht nöthig. Die war in Persien hochvollendet. Auch bei uns werden Viele unsre bisherigen poetischen Formen nicht gegen die moderne Weise eintauschen wollen, nach der man die Verszeilen eines Gedichtes aus bald mehr, bald weniger Worten und Gedankenstrichen zusammenfügt. Mag gelegentlich einmal dieser oder jener „Polymeter“ verfertigen oder mit der sog. „Mittelachse“ seine Strophen bauen, als Regel möchten wir das doch nicht haben.

Kunststücke, wie ganze Gedichte ohne bestimmte Buchstaben, z. B. ohne s oder sch, zu machen, hatten schon Andere versucht. Ebenso hatte man gelegentlich auch bereits Verse geschmiedet, die sich nach zwei ganz verschiedenen Metren skandiren ließen, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Das war aber immer nur etwas äußerliches, und Machmûd Kârî wollte mehr.

Nun hatte 1½ Jahrhunderte zuvor der uns bereits bekannte Bushâk durch seine ganz originellen Poesien Aufsehen erregt. Er hatte nichts anderes als nur Essen und Trinken besungen,

> Das Thema Essen werd' ich ewig variiren,
> Mag's, Leser, dich ergötzen oder ennuyiren

hatte sein Wahlspruch gelautet. Und er hatte augenscheinlich sehr viele Leser ergötzt, was Machmûd Kârî seinerseits ennuyirte. Dieser war nämlich auf Bushâks Erfolge neidisch geworden und beschloß, ihn durch noch größere Originalität aus dem Felde zu schlagen. An Stelle der Speisen setzte er die Kleider; allem, was man anzieht, weihte er seine Muse. Das hatte bisher noch Keiner gethan.

> Bist du der Speisen satt, so halt' dich an die Kleider,
> Den Leib erfreut ein Kleid, Gourmandie ist gemein.

[2]) Vergleiche den Artikel in der Beilage vom 24. August 1900 (Nr. 193).

Oder er behauptete ganz kühn:

Der Speisen ward jetzt satt die Welt,
Die Kleider sind's, was ihr gefällt.

Vom Anzug ward noch Niemand krank, litt Keiner Leid,
Das meiste Unheil kommt von der Gefräßigkeit —

an Uebertragung ansteckender Krankheiten durch getragene Kleider dachte allerdings damals noch Niemand.

So setzt er sich an zahlreichen Stellen in offenen Gegensatz zu dem Speisedichter. Dabei ist er aber Schritt für Schritt dessen Nachahmer, wie er ja auch den Anstoß zu seiner ganzen Dichterei von Jenem empfangen hat. Er übersetzt einfach Bûshaks Manier aus dem Gastronamischen in die Sphäre der Schnittwaaren und des Anzugs. Genau wie Jener paradirt er Gedichte Anderer.

Scheich Saadî sagt:

Zwischen mir und ihrer (der Geliebten) Schönheit
Ew'ge Liebe wird bestehn,

Bûshak macht daraus:

Zwischen mir und Safranpillaw
Ew'ge Liebe wird bestehn,

Und Kârî, gemüthvoll, wie nicht allzuhäufig:

Zwischen mir und meiner Kutte
Ew'ge Liebe wird bestehn.

Wenn Bushâk Scheich Saadi's Zeilen:

Frühmorgens, welche Seligkeit!
Ein Blick auf Liebchens fein Gesicht —

erweiternd umwandelt in:

Steht mir ein Kalbskopf früh bereit,
Recht schön gefüllt, mein Herze spricht:
Frühmorgens, welche Seligkeit!
Ein Blick auf Liebchens fein Gesicht,

so folgt ihm Machmûd Kârî ganz enge:

Zieh' ich mir an ein neues Kleid
Am Festtag früh, mein Herze spricht:
Frühmorgens, welche Seligkeit!
Ein Blick auf Liebchens fein Gesicht.

Hâfis wollte bekanntlich für das Schönheitsmal seines Schiráser Türkenknaben ganz Samarkand und Buchara hingeben, Bushâk setzte dafür nach seiner Weise eine Schüssel charasanischer (der besten) Maccaroni ein und Machmûd Kârî gäbe beide Länder für einen Tebriser Teppich mit eingewebten Bildern hin.

Kârî ist also im Grunde keineswegs originell, er muß seinen Witz immer erst an einem Vorbilde schärfen. Aber dann versteht er es zuweilen, sein eigenartiges Thema auch in eigenartiger Weise zu behandeln. Allerdings muß man sich nicht selten fragen, ob die Bilder, welche er erfindet, überhaupt noch witzig und geistreich sind. So wenn „der Himmel ein Knopf an Gottes Prachtgewande (der Schöpfung) und die Gebirge die Fransen daran" sein sollen oder wenn er Jemand wünscht, „der Zwickel deines Lebenskleides sei der Paspol der Ewigkeit, Jahre und Monate seien die Nähte daran". Ziemlich gesucht scheint es auch, wenn er die großen persischen Dichter mit Stoffen vergleicht. Ferideddin Attâr ist ein kostbares, mit Wohlgerüchen parfümirtes Brokatgewand, Nisâmi's Epen ein Kleid von gedoppelter, bestickter Damascusseide mit Juwelen und Goldknöpfen. Kemâl Ismail ist kostbarer Scharlach, Irâki ein Staatspelz, bei dem jedes einzelne Haar warm hält. Der Satiriker Ubeid Sâkâni wird hübsch als eine alte bunte Kutte charakterisirt, die mit Wahrheit und Witz gefüttert sei. Er selbst will ein gutsitzender Schuh sein, den Jeder gern anzieht. Anderswo vergleicht er dieselben Dichter mit anderen Stoffen.

Häufig ist der Witz nur sehr äußerlich, so im folgenden Falle: Eine Derwischkutte erhält das Beiwort „rauh", das in der Bedeutungsnuance „ungefüge" sonst gern auf Elefanten angewandt wird. Die Kutte wird infolgedessen nun mit einem Elefanten verglichen, dessen Rüssel jeder Aermel darstellt.

Der Vorliebe des Persers für Wortwitze trägt unser Dichter natürlich auch Rechnung, doch sind die seinigen meist nicht übersetzbar.

Im „Buche der Definitionen" werden alle möglichen Begriffe durch Kleidungsstücke u. dergl. charakterisirt und erklärt. Greifen wir einige davon als Probe heraus.

Aus der Grammatik: Das Praeteritum ist ein abgenütztes Kleid, das Futurum eines, das man sich erst machen lassen will. Das regelmäßige Verbum ist ein im Haus selbstgenähtes Gewand, das unregelmäßige ein im Bazar gekauftes; Regens und Rectum sind Scheere und Stoff.

Die Titel einzelner bekannter Bücher: Firdausi's Schâhnâme ist ein Zeughaus (weil alles darin zu finden ist); „der Rath der Könige" (eine Fürstenethik), ein Stoff, den man auf Sarg und Leichenwagen der Könige aufnäht (bei Lebzeiten befolgen diese die guten Rathschläge ja doch nicht), die „Lust der Gesellschaften" (ein ethisches Buch) ist — bescheiden genug — ein Tischtuch.

Auch der Mystik, die in der persischen Poesie eine wichtige Rolle spielt, zieht Kârî sein eigenartiges Gewand an. Er beginnt seinen Diwân, die Sammlung seiner Gedichte, mit einer paradistischen, mystischen Kasside „Die Horizonte der Seelen", wie eine solche auch dem berühmten Dschelâleddin Rûmî zugeschrieben wird. Unter anderem versteigt er sich hier zu folgenden Bildern:

Das Paradies gleicht einem sauber'n Kleid,
Das Herz der Bösen ist ein schmutz'ges Hemd.
Am jüngsten Tage muß der Leib sich purster Nacktheit schämen,
Nur unterm Fuße hat er einen Läufer(teppich) —

nämlich die Richterbrücke, über welche jede Seele hinüberschreiten muß. Die mystische Zahl 31 wird auf lauter Dinge, die zum Anzug gehören, angewandt; sie dürfen nicht ausgehen, so lange die Welt steht.

Wie Bushâk einen Staat der Speisen erfunden hat, so ersinnt Kârî einen solchen der Kleider. Einmal ist in diesem „Viertheil", eine kurze Jacke von Samarkander Seide, die aus Vorder-, Hinter- und zwei Seitentheilen besteht, König. Eines Tages glaubt man, ein feindliches Heer ziehe gegen das Land heran und rüstet sich schleunigst zur Vertheidigung. Es stellt sich aber bald heraus, daß der vermeintliche Feind vielmehr eine reisende Karawane von fremdländischen Stoffen ist. Nun wird zur Bewillkommnung ein großes Freudenfest gefeiert. Die Würden bei demselben sind wie überhaupt die des ganzen Staates auf verschiedene Stoffe und Kleider vertheilt. Zum Schlusse erfährt man, daß das Ganze mystisch gemeint ist. König „Vierstück" ist die Seele, die anbeten will, die Stoffe und Kleider um ihn herum sind die vier Elemente, fünf Sinne, drei Naturreiche ꝛc. Wenn bereits die gesammte Idee des Kleiderstaates recht phantastisch ist, so übersteigt die allegorische Deutung nach unsern Begriffen vollends das Maß.

Daß seine Art einzig ist und es wohl auch bleiben wird, weiß Kârî selbst, er sagt einmal:

Jahre werden schwinden, wo kein Kâri nicht
Von karrirtem Tuch und Seidengoldstoff spricht —

und allerdings ist er vielleicht der einzige persische Dichter, in dessen Text die Worte „karrirtes Tuch“ und „Seidengoldstoff“ vorkommen. Darauf fährt er fort:

Monde braucht es, bis ein Baumwollkeimchen fein
Mal ein Rock, 'ne Hose und ein Hemd wird sein.
Menschenleben dauert's, bis ein Staatsgewand
Einst zu Aermeln, Zwickeln, Flicken wird verwandt.
Säculo vergehn, eh' Jemand mir ein Kleid
Schenkt, das paßt und nicht zu eng ist, nicht zu weit.

Daß ein reicher Gönner einem ärmeren einen Anzug schenkte, war eine beliebte Weise, Jemand eine Wohlthat zu erweisen. Die Fürsten verliehen Ehrengewänder in der Art der heutigen Orden.

Kari hatte früher Stellung nicht, noch Rang,
Ruhm gewann er, seit die Kleider er besang;
Nicht preist er ewig Würste, Bettlern gleich
(Ein Hieb auf Bushâk)
König ist allein er in der Dichtung Reich.

Oder:

Kari macht es wie ein Mädchen,
Das beständig führt im Mund
Taffet und ägypt'sches Linnen,
Goldgestickten Atlas, bunt.

Es haben wohl auch andere Dichter gelegentlich einzelne Kleidungsstücke besungen — wie Holtei seinen dreißigjährigen Mantel, Béranger seinen alten Hut u. a., von Schilderungen wie des Achilleus Schild bei Homer u. dergl. ganz zu schweigen — aber ein systematischer Kleiderpoet findet sich sonst nirgends wieder. Daß ein Anderer seine Weise nachgeahmt hätte, ist nicht bekannt. Einmal stellt sich Kâri aber doch als plagiirt hin, nämlich in der Geschichte vom Kleiderdiebe.

Als er eines Morgens aufwacht, ist es in seinem Kleiderschrank sehr lebendig. Eine Anzahl Gewänder fehlen, die noch vorhandenen sind zum Theil mit Oel begossen und bestaubt. Es war ein Dieb eingebrochen, der schließlich nach langem Suchen gefaßt wird. Zuerst schwört dieser bei Fußlappen und einer Matratze mit 30 Löchern, er sei unschuldig; auf der Folter (durch Teppichkratzer, Kleiderklopfer) gesteht er jedoch endlich und schafft das Gestohlene wieder herbei. Das ist aber theilweise verdorben. So hatte er z. B. einen wollenen Mantel einem ungeschickten Schneider übergeben, damit dieser etwas für ihn (den Dieb) Passendes daraus mache. Kâri sah ihn nun als einen Turban wieder, für ein paar Hosen hatte es nach des Schneiders Aussage nicht gereicht. Der König der Kleider, diesmal bekleidet der Scharlach diese Würde, spricht das Urtheil dahin, daß dem Dieb eine Hand abgehauen werden solle, damit er künftig Keinen mehr bestehlen könne. Das Ganze ist jedoch nur eine Allegorie. Wer Kâri's Weise nachahme, ihn also bestehle, dem soll es wie dem Kleiderdieb gehen.

Die Kleidung verdient es schon um ihrer selbst willen, besungen zu werden. Denn:

„Ohne Gesellschaftsanzug hier man nicht verkehrt,“
Der Spruch den Eintritt in ein feines Haus verwehrt.

Oder „den Gruß eines schlecht Gekleideten erwidert Niemand“. Kleider machen auch in Persien Leute:

Hast einen Turban, Gehrock, Mantel, Schuhe du,
So mach' dir meinethalb den Mensch aus Holz dazu —

wenn nur die Kleider fein sind, ist was darunter steckt, nebensächlich. Ein anderes Mal sagt Kâri allerdings ganz im Widerspruch hierzu: Beurtheilt das Kleid nach dem Menschen, nicht den Menschen nach dem Kleide; denn ein Mensch, der zufällig einmal kein Kleid hat, ist doch besser als ein Kleid, in dem kein Mensch steckt. Dieser Gedanke ist eigentlich ganz unkârisch.

So wie Hemd und Mantel gibt es
Liebres nichts auf dieser Welt,
Und im Pelze steckt der Leib, als
Wär' er aus der Nuß geschält.

Kâri's Stärke besteht in einzelnen witzigen Gedanken, ganze Gedichte in seiner Weise sind zu manierirt. Der Witz wird dann durch so und so viele Zeilen hindurchgehetzt, bis er erschöpft am Boden liegt, ja oft hat er nicht einmal zu Beginn die nöthige Lungenkraft für den Lauf, den ihm der Dichter zumuthet. In dem komischen Epos „Kampf zwischen Pelz und Linnen“ stehen beide Heerschaaren einander kampfbereit gegenüber:

Einer der Krieger des Pelzheers, das scharfe Schwert in den Händen,
Führt' eine Nadel als Lanze, 'nen Fingerhut trug er als Sturmhaub'.
Laut zum Kampfe heraus die linnenen Helden er aufrief,
Bis ein tapferer Stoff aus der Krim aus der Lauer heraussprang
Und mit der Lanze aus Paspel den dräuenden Gegner erlegte,
Daß, einem Turbane gleich, zu Boden nieder er hinfiel.
Jetzo zeigt' auf dem Kampfplatz ein Marderpelz sich, am Flügel,
Knöpfe, große und kleine, als Lasso und Keule verwendend.
Also hauste die Keul' auf des reizenden Atlas Gesichte,
Daß vor Entsetzen die Farbe der rothen Seide sich bleichte,
Und mit dem Lasso fing er die Seid' aus Damaskus und schlug sie
Nieder, unzählige Risse und Löcher reißend der Armen.

Aus der letzten Kampfscene ersehen wir, daß man Marderpelze mit Atlas und Damascener Seide zu überziehen pflegte und Knöpfe aufnähte. Die Einkleidung dieses Vorganges in einen Kampf beider ist aber so gesucht, wie nur möglich. Wenn der griechische und deutsche Froschmäusler die homerischen Schlachtscenen nachahmen, so geschieht das mit gutem Witz und Humor. Auch Bushâks Epos von „Safranreis und Maccaroni“ (vergl. den früheren Artikel in der „Beilage“) kann man immer noch mit Vergnügen lesen, aber Kâri's Kleiderkrieg ist eigentlich kaum noch genießbar. Er hat dieselbe Idee sogar in einem zweiten Epos „Der Krieg zwischen Seide und Wollstoff“ nochmals durchgeführt, aus dem hier ein Theil der Schlußparabase stehen möge:

Kriegsliedern hat schon Mancher sich geweiht,
In Schlachtenschild'rung Perl'n zur Schnur gereiht,
Doch wer hat's schon in meiner Art probirt?
Wo hat man je, wie hier, 'nen Krieg geführt?
Wo hat von einem Kampfe man vernommen,
In dem's zu keinem Tropfen Bluts gekommen?
Ich sah das Königsbuch[*]), wie es so alt,
In frischem Rock gab ich ihm neu Gestalt.
Bewahrt bleib' es vor feiler Dirnen Fluch
Und vor nichtsnutz'ger Resterdiebe Trug —

diese Sorte gaunerischer Schneider kommt bei Kâri öfter vor.

In einem neuen Kleid ist's wohl dem Leib,
Ein Kleid am Herz ist besser als ein Weib.

Doch hat es der Dichter bei seinen Landsleuten augenscheinlich zu keiner Beliebtheit gebracht, seine Gedichte haben keine Verbreitung gefunden. Die einzige existirende Ausgabe der Werke Kâri's, die im Jahre

*) Firdusi's Schâhnâme.

1885 in Konstantinopel erschienen ist, mußte auf Grund einer Handschrift hergestellt werden, und wenn der Herausgeber auch ein feingebildeter Perser war, so gesteht er doch selbst, daß ihm manche Stelle unverständlich geblieben sei. Von einer zweiten Handschrift ist bisher noch nichts bekannt geworden, man hat Kâri's Gedichte nur sehr selten abgeschrieben. Während die persischen Originalwörterbücher kulinarische Vokabeln gewöhnlich durch die Verse seines Rivalen Bushâk belegen, citiren sie bei Kleidern Kâri nie, sie kennen ihn eben nicht. Nur ein einzigesmal habe ich anonym einen Vers von ihm angeführt gefunden:

Echter als schwarz ist keine Farbe,

und diese Zeile ist wohl eigentlich ein Sprichwort.

Selbst die Perser, die doch an manierirten poetischen Leistungen viel vertragen können, haben Kâri augenscheinlich abgelehnt.

Kâri, deine Weise kann nur der verstehn,
Der im langen Gehrock weiß einherzugehn

hat er selbst gesagt, d. h. nur Jemand, der sich elegant zu kleiden liebt (das Original hat hier eine unübersetzbare Feinheit: Was wir mit „langer Gehrock" übersetzt haben, heißt wörtlich „Kopf und Fuß", d. h. ein langes bis zur Erde reichendes Staatskleid; wer nun „Kopf und Fuß" hat, ist zugleich gescheidt, vergl. unsre Redensart „Das hat Hand und Fuß"). Aber Elegants, die Kâri geliebt hätten, scheint es doch nicht zu viele gegeben zu haben.

Wir greifen noch einige witzige Vergleiche und Pointen hier und da aus Kâri's Gedichten heraus.

Ein Ueberzieher gilt ihm als eine Festung gegen das Heer der Kälte; Kragen und Koller daran sind Wälle und Gräben.

Einer seiner „Vierschlitze", wie Kâri statt Rubâi (Vierzeiler) sagt, lautet:

Zum langen Barte der Turban sprach:
„An Schönheit und Würde stehst du mir nach."
Der Bart entgegnet': „Ein Unterschied nur,
Dich wickelt man mühsam, mein Wuchs ist Natur."

Im Original „steckt der Bart seinen Kopf aus der Krause des Nachdenkens heraus". Das Bild, das für den Orient charakteristisch ist, nämlich ein ehrwürdiger langer Bart unter einem hohen Turban, reizt ganz natürlich zu epigrammatischer Behandlung. Kâri steht hier einmal ausnahmsweise nicht auf der Seite des Kleidungsstückes.

Der fromme Sûfi hat seinen Namen von der Wollkutte (sûf), die er trägt. Die Wolle aus Angora (persisch Aengûrä gesprochen) hat bekanntlich einen besonderen Ruf. Da nun ängûr auch die „Weintraube" heißt und der Sûfi auch ein Gläschen Traubenwein nicht verschmähen soll, so macht Kâri den Witz:

Die Sufikutte nennt angorisch darum man,
Weil Weinfleck d'rauf man häufig sehen kann.

Ein schöner Teppich gilt ihm als Kanzel in einer Moschee, von welcher der Priester in der Richtung nach Mekka zur Gemeinde predigt. Wer darf ihn darum tadeln? Das ist seine Kibla (Gebetsrichtung), nach welcher der Gläubige ja stets schauen soll.

Am werthvollsten sind die zahlreichen kulturgeschichtlichen Züge, die uns Kâri allenthalben liefert, kleine, gelegentliche Mittheilungen, die wir in der übrigen Literatur vergeblich suchen würden.

So erfahren wir, daß der elegante Perser sein Gewand jede Woche waschen ließ (ein linnenes reichte sogar nur fünf Tage), in der Wäsche litt es aber sehr. Wohl nicht unter chemischen Mitteln, wie heutzutage, aber gewöhnlich gingen die Knöpfe ab. Ja es heißt sogar einmal:

Das Kleid, das du zur Wäsche schickst, gib es verloren!
Im voraus kannst du sagen gleich: „Wär's nie geboren!"

Ein neues Linnenkleid soll man sich alljährlich kaufen, dabei empfiehlt Kâri auch, jedes Frühjahr eine andere Frau zu nehmen.

Ein altes Unterhemde wirf nur ruhig weg,
Nichts nützt dir ein Kalender aus dem vor'gen Jahr.

Die Kleider wurden mit Wohlgerüchen parfümirt; man verbrannte solche unter ihnen, so daß sie völlig durchgeräuchert wurden. Auch trug man besondere Riechtäschchen bei sich.

Die Knöpfe spielen am persischen Gewande eine wichtige Rolle. Es gab „männliche" und „weibliche", „langfüßige" und andere mehr; technische Ausdrücke, die man in keinem Wörterbuche erwähnt findet. Sie wurden aus Edelsteinen, Gold, Seide, Biberpelz hergestellt und werden besonders häufig am Kragen, doch auch an Schuhen und anderweitig erwähnt. Von einem besonders kostbaren Goldknopfe sagt der Dichter, wenn er ihn zu kaufen bekäme, so würde er den Hof des Mondes nebst der Jungfrau und den Plejaden alle um je ein Gerstenkorn hingeben.

Fast niederländisch ist das folgende Genrebildchen:

Kommt dir's Niesen, Freund, so nies nicht in den Turban,
Nur das Schweißtuch d'runter halt' die vor die Nase.

Ob diese Anstandsregel ernsthaft gemeint ist, kann zweifelhaft sein. Das internationale sich am Aermel Schneuzen verbietet Kâri jedenfalls.

Ein anderes Mal warnt er, sich nicht die Hosen so fest zuzubinden, daß man den Knoten nicht mit Händen noch Zähnen wieder auflösen könne — diese Scene könnte unter jedem Himmelsstrich vorkommen, einen Perser hat wohl bisher noch Niemand in solcher Situation dargestellt.

Nach dem Bade zieht der feine Mann ein frisches Gewand an, wer wieder in das vorige schmutzige schlüpfen muß, ist höchlichst zu bedauern.

Die Mode hat unsern Dichter leider nur äußerst selten zu spöttischen Bemerkungen gereizt. Pendants zu den trefflichen Predigten des wackeren Muskulus wider „den Hosenteufel" würden auch in seiner Weise nett zu lesen gewesen sein. Es scheint jedoch, daß in diesem Punkte in Persien nicht allzuviel gesündigt worden ist.

Als allererste von hundert Lebensregeln stellt er allerdings die auf: Ziehe nie ein Kleid an, das gegen die Mode ist. Von dem breiten Halskragen, den man „jetzt" trage, meint er, er gleiche einer (Pferde-)Decke, die man einem Esel auflege. Dazu der Vers:

Mir ist's unklar, wohl die Mädchen eben fragen,
Wie sie halbe Ellen breite Kragen tragen.

Die Frauen waren auch damals schon kokett. „Wenn die Mädchen einmal ihren Schleier richtig vor dem Gesichte tragen (so daß er dieses wirklich verhüllt), dann wird man Mond und Sonne am Himmel als Spiegel benutzen können", d. h. also niemals.

Gelegentlich thun wir auch einen Blick in eine Schneiderwerkstatt. Da ist es zunächst interessant zu erfahren, daß man ein neues Kleid an einem günstigen

Tage zuschnitt. Der Schneider suchte auch damals schon beim Zuschneiden Stoff für sich zu erübrigen, was Kâri etwas grab „stehlen“ nennt (vgl. die Resterdiebe oben). Ein altes Kleid wird gewendet und kannte dann — als Turban dienen; auch ein Lodenärmel eignete sich hiefür. Welche Länge ein Turbantuch haben kann, ist erstaunlich: selbst ein fünf Ellen langer Mantel ist verwendbar.

Was zu einem Ueberrock gehört, sagt uns der Vers:

> Macherlahn und Knöpf' und Watte,
> Futter und Besatz und Patte.

Nicht nur auf Fußteppiche, sondern auch auf Gewänder webte oder stickte man Figuren, z. B. Vögel.

Ein Nagel unten an der Hausthüre (wohl zum Einhängen der Thür) wird öfter den Kleidern gefährlich:

> Mein Kleid hat am Thürnagel sich
> 'Nen weiten Schlitz gerissen,
> Und zwar aus purer Höflichkeit:
> Es wollt' die Schwelle küssen —

fein, aber auch ein wenig gesucht.

Kârî sieht alles unter dem Gesichtswinkel seiner Spezialität an. So „webt“ er Verse und Lieder. Als unglückliche Menschen gelten ihm solche, die in geborgten Kleidern einhergehen müssen, die am Festtage kein neues anzuziehen haben, die zu enge Schuhe tragen, denen der Turban einknickt, die im Sommer einen wattegefütterten, alten Ueberzieher tragen müssen. Ein anderes Mal findet er übrigens in dem letzteren nichts Schlimmes, denn was die Kälte abhalte, bewältige auch die Hitze, und noch heute kann man im Orient, z. B. in Konstantinopel, viele Leute auch im Sommer im Pelz gehen sehen (wohl wegen des manchmal recht schroffen Temperaturwechsels).

Was sich nicht auf den Anzug bezieht, interessirt ihn nicht:

> Schild're mir den Rosengarten tausendfach,
> Lieber doch ein Wort von weicher Seid' ich mag.

Oder

> Der Rosenhain hat nicht der Seide Glanz,
> Die Wiese nicht des Goldbrokates Schöne.

> Wer meine Kleiderpoesien liest mit Spott,
> Dem weig're einst im Grab das Leichentuch, o Gott!

ist für einen Mohammedaner ein furchbarer Fluch.

Die allgemeine Wahrheit „Alles ist vergänglich“ drückt Kârî folgendermaßen aus:

> Der „Weiche“ (ein sehr feiner Stoff), den du einst als Turban sahest prangen,
> Ward zum Pantoffel, d'rauf mit Füßen wird gegangen.

„Keine Rose ohne Dornen, keine Seide ohne Nadel“ ist für ihn eine Art Sprichwort.

Aus einer alten Wollkutte kann man noch einen Turban machen, ein altes Stück Brokat läßt sich nicht einmal mehr als Fußlappen verwenden.

Nicht gering ist die Zahl der türkischen Worte in der Kleidertechnologie. Die blühenden Regierungen Sultan Machmûds von Gasna, der Seldschuken und Atabege sind nicht ohne Einfluß auf Persien geblieben. Wenn alle diese Herrscher auch im wesentlichen die persische Kultur übernahmen und weiter bestehen ließen, so haben sie doch auf dem Gebiete der Sprache starken Einfluß ausgeübt. Auch unter den Sefewiden, unter Abbâs dem Großen, dem größten Herrscher des neuen Persiens, sprach man am Hofe türkisch. Neben dem Heerwesen kommt dies auch in dem Wortschatze des Kleiderwesens augenfällig zum Ausdruck.

Anders als in anderen Köpfen hat sich in Kâri's Kopf die Welt gemalt. Hoffentlich erscheint er in dem deutschen Gewande, das wir ihm hier anzulegen versucht haben, nicht allzu verzerrt. Wie angegossen kann es ihm freilich nicht sitzen, auch ein großer Uebersetzungskünstler brächte ein solches vielleicht nicht zustande.

Mittheilungen und Nachrichten.

-l. Stiefmütterchen von L. Jüngst. Leipzig, Wartigs Verlag 1900. — Eine Erzählung für Mädchen, deren Vorzug in ihrer liebenswürdigen Schlichtheit besteht. Sie malt nicht eine Welt mit wenig Pflichten und viel Vergnügen und Liebelei, sondern gibt die harte Wirklichkeit und den Läuterungsgang der Charaktere ohne alle Pedanterie mit glücklichem Humor. Der Kontrast der Persönlichkeiten ist so gut gelungen, daß auch reifere Leser das Büchlein befriedigt aus der Hand legen werden.

* Mitten hinein in weltbewegende Ereignisse, deren Aufzeichnungen der Mit- und Nachwelt zu überliefern das Werk bestimmt ist, tritt das soeben erschienene, bis Mitte 1900 fortgeführte Zweite Jahres-Supplement zur fünften Auflage von Meyers Konversations-Lexikon, der XX. Band der ganzen Reihe (Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts). Der doppelte Zweck dieser Jahres-Supplemente darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. In erster Linie sollen sie das Hauptwerk vor dem Veralten bewahren, indem sie dasselbe ergänzen und, wo es nothwendig ist, berichtigen. Zugleich aber bildet jedes Meyer'sche Jahres-Supplement vermöge der erschöpfenden Darstellung aller wissenswerthen Ereignisse des Jahres nicht nur ein Nachschlagebuch, sondern ein Quellenwerk der Belehrung, dessen Studium sich für Jeden empfiehlt, der nicht hinter seiner Zeit zurückbleiben will. Es verdient demnach mit vollem Rechte die Bezeichnung einer vollkommen selbständigen Encyklopädie des Jahres. Aus der Reihe der Artikel weltgeschichtlicher Ereignisse heben wir die eingehende Schilderung des südafrikanischen Krieges hervor, der eine vorzügliche Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes beigegeben ist. Ein Uebersichtsartikel über die „Dreyfus-Affaire“ wird auch heute noch lebhaftes Interesse erwecken. Von besonderem Werth für jeden Literaturfreund ist ein ausführlicher kritischer Wegweiser durch die Bismarck-Literatur, sowie ein Aufsatz über die historische Literatur der letzten fünf Jahre, in dem die hervorragendsten kulturhistorischen Erscheinungen in den Kreis der Beschreibung gezogen werden. Die geographischen Aufsätze unterrichten über die neuen Forschungsreisen in den Erdtheilen („Afrika“, „Asien“, „Amerika“ 2c.), über die Fortschritte in den Kolonien, die wirthschaftliche Entwicklung der deutschen und der übrigen europäischen Staaten, die Staatsbudgets, die Entwicklung der Großstädte Europa's, die Fortschritte in überseeischen Ländern mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Handelsinteressen. Auf dem Gebiete der Völkerkunde und Anthropologie bewegen sich eine Reihe gediegener Beiträge, zum Theil mit interessanten Bildertafeln („Afrikanische Alterthümer“, „Todtenbestattung bei den Naturvölkern“). Ein breiter Raum ist mit Recht den rechtswissenschaftlichen Artikeln in Bezug auf die durch das Bürgerliche Gesetzbuch hervorgerufenen Veränderungen und die Einführungsgesetze gewidmet. Daneben sind auch staatsrechtliche Materien, wie die Haager Friedenskonferenz, Artikel über Schiedsgerichte, die Genfer Konvention u. a., dem allgemeinen Verständniß zugänglich gemacht worden; auf volkswirthschaftlichem Gebiete finden wir eingehende Belehrung über die neuen Gesetze (Banken, Invalidenversicherung 2c.), die Entwicklung der Handelsverträge, statistische Darstellungen von allgemeinem Interesse (Baugewerbe, Großbetriebe, Konsumtion). Für Oesterreich ist von besonderem Werthe der Artikel über den österreichisch-ungarischen

Ausgleich und die Oesterreichisch-Ungarische Bank. Auf dem Gebiete der **bildenden Künste** finden sich Berichte über die „**Entwicklung der Architektur in Wien**" (von einem hervorragenden Architekten), „**Bismarck- und Moltke-Bildnisse**", Berichte über die **Kunstausstellungen** des Jahres und die **neuere kunstwissenschaftliche Literatur**. Die Reihe interessanter Zusammenstellungen wird fortgesetzt durch praktische Uebersichten der Denkmäler und Malereien. Das **Kunstgewerbe** ist hervorragend vertreten durch die Tafeln: „Bücherzeichen", „Buchschmuck", „Medaillen" und die farbenprächtige Tafel „Moderne Glaskunstindustrie" mit interessanten Artikeln. Die Entwicklung der verschiedenen **Nationalliteraturen** wird in einer Reihe von Uebersichtsartikeln aus den berufensten Federn gezeigt, neben welchen **Biographien der hervorragendsten neueren Dichter und Schriftsteller**, sowie interessante sonstige Artikel (z. B. über Dramaturgie der Gegenwart, Bühnenaussprache, Goethe-Feier &c.) Platz gefunden haben. Die **Fortschritte der Naturwissenschaften** in allen ihren Theilen, der **Technik** bilden, wie bekannt, einen imposanten Theil des Jahres-Supplementbandes, der mit instruktiven Abbildungen von Maschinen, Apparaten, zoologischen, botanischen und anderen Gegenständen ausgestattet ist. Selbstverständlich steht die Elektrotechnik in ihren neuen Anwendungsformen mit im Vordergrund; über den gegenwärtigen Stand der Elektrizitätsindustrie orientirt überdies ein ausführlicher Artikel. **Landwirthschaft und Gartenbau** sind gebührend beachtet und ein Artikel wie „**Bauwerthe**" dürfte dankbarer Aufnahme gewiß sein. Die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Stoffes ergibt sich schließlich noch aus einer Auswahl der im Bande weiter enthaltenen **Tafeln** zu den gleichnamigen Artikeln, die neben vielen anderen die Umsicht bekunden, mit welcher die Zusammentragung des Stoffes erfolgt ist.

T. **Der Entdecker des Heilblutes gegen die Pest**, der französische Arzt Dr. **Yersin**, hat den ihm von der Pariser Akademie für moralische Wissenschaften zugesprochenen Preis von 15,000 Francs dem von ihm gegründeten Institut für Pestserumbereitung in Nhatrang (Tangking) überwiesen. Uebrigens hat sich der berühmte Arzt über seine Erfolge jüngst gegenüber einem Kollegen in Marseille ausgesprochen, wo er sich gegenwärtig besuchsweise aufhält. In dem großen Laboratorium in Nhatrang sind gegenwärtig 30 Pferde zur Bereitung eines neuen und noch wesentlich verbesserten Serums gegen die Pest eingestellt, mit dessen Proben Yersin höchlich zufrieden ist. Das Heilblut, das gegen die Krankheit ebenso bei Menschen wie bei Thieren verwendet werden kann, hat in **allen Fällen Erfolg** gezeigt, wo es unter normalen Bedingungen zur Anwendung gekommen ist. Dank der Anstrengungen dieses Laboratoriums ist die furchtbare Epidemie unter dem Vieh von Indochina fast zum Erlöschen gebracht worden.

* Der italienische Unterrichtsminister **Gallo** beabsichtigt, die Versäumniß von drei Jahrzehnten nachzuholen und den **Handel mit Kunstwerken und Alterthümern** endgiltig durch ein allgemeines Gesetz zu regeln. Für den ehemaligen Kirchenstaat war im Gegensatz zur modernen italienischen Gesetzgebung, das päpstliche **Edikt Pacca** ausdrücklich in Kraft gelassen worden, das den Besitzern von Kunstwerken unerträgliche Einschränkungen ihres Eigenthumsrechts auferlegt, damit die Auswanderung ihrer Schätze verhütet werde. Die neue Gesetzgebung soll nun diesen dem gemeinen Recht widersprechenden Zustand aufheben, indem sie den Grundsatz aufstellt, daß die Regierung entweder selbst kauft oder dem Besitzer den Verkauf der betreffenden Gegenstände freiläßt, und, wie der „Köln. Ztg." berichtet wird, zu diesem Zweck einen Theil der Museumseinnahmen jährlich für Ankäufe ins Budget einstellt. Außer dem Edikt Pacca werden damit auch die andern in Toscana, Neapel, der Lombardei und Venetien aus älterer Zeit bestehenden Einschränkungen fallen.

* **Leipzig.** Am 4. November d. J. begeht der berühmte Rechtslehrer **Adolf Schmidt**, der Senior der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, zugleich eines der ältesten Mitglieder der nationalliberalen Partei, in voller Thätigkeit seinen 85. Geburtstag.

* **Berlin.** **Ueber die neue medizinische Promotionsordnung** ist nunmehr eine Einigung mit sämmtlichen Bundesstaaten erzielt worden. Reichsangehörige werden in der Regel erst nach Bestehen der ärztlichen Approbation zur Promotion zugelassen. Die Bedingungen sind: Einlieferung einer druckwürdigen Dissertation, Abhaltung eines wissenschaftlichen Kolloquiums vor drei Examinatoren. Reichsangehörige ohne medizinische Approbation benöthigen die spezielle Genehmigung ihres Landesministeriums. Ausländer müssen entsprechende Vorbildung nachweisen, eine Dissertation vorlegen und ein Examen bestehen, das eine Prüfung in den praktischen klinischen Fächern in sich schließt. — Der Sanitätsrath Dr. med. **Schütz** zu Gr.-Lichterfelde und der Professor Dr. med. **Zabludowski** zu Berlin sind zu Lehrern, und zwar der Erstere für Mechanotherapie, der Letztere für Massage in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Dr. **Karl Helfferich**, zur Zeit Privatdozent der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, übernimmt, wie der „Berl. Lok.-Anz." berichtet, an Stelle des nach Köln berufenen Professors Dr. **Schumacher** die Vorlesungen in Nationalökonomie an der Marine-Akademie in **Kiel**. — Die Frequenz der Studirenden betrug im letzten Jahre 4482, gegen 4309 Studirende im Vorjahre. **Frauen** waren im Wintersemester 1899/1900 zum Hören der Vorlesungen berechtigt 431; im Sommersemester 1900 301, gegenüber der Frequenz von 40 Frauen im Wintersemester von 1896 eine bedeutende Steigerung.

* **Breslau.** Professor Dr. A. **Schaper**, in Blankenburg am Harz, der früher eine Professur für mikroskopische Anatomie und Entwicklungsgeschichte an der Harvard University in Boston bekleidete, ist der „Voss. Ztg." zufolge in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität berufen worden, wo ihm die Leitung des Instituts für Entwicklungsgeschichte übertragen worden ist.

* **Aus Italien.** Durch kgl. Dekret wurde Professor **Celoria**, bisheriger Assistent der Sternwarte der Brera in **Mailand** zu deren Direktor ernannt als Nachfolger **Schiaparellis**, der am 1. November in den Ruhestand tritt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Cl. v. Koppmann: Kommentar zur Militär-Strafgerichtsordnung für das Deutsche Reich. 1. Hälfte. München, Beck 1900. — **v. Mirus-v. Pelet-Narbonne**: Leitfaden für den Kavalleristen. 25. umgearbeitete Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — **v. Estorff**: Unser Infanteriedienst. 6. Auflage. Ebd. 1900. — **Ashelm**: Dienstaltersliste der Offiziere des Beurlaubtenstandes der preußischen Armee. Ebd. 1900. — **Ueber Differenz und Börse.** Berlin, Berliner Actienmir. — **Dr. E. Schultze**: Die Volksbildung im alten und im neuen Jahrhundert. Stettin, Dannenberg u. Co. 1900. — **J. Hansen**: Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter. (Historische Bibliothek, Bd. 12.) München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — **E. Kühn**: Ausgewählte Essais von Montaigne. II. Straßburg, Heitz. — **J. Mantuani**: Tuotilo und die Elfenbeinschnitzerei. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 24.) Ebd. 1900. — **E. W. Bredt**: Der Handschriftenschmuck Augsburgs im 15. Jahrhundert. (Ditto, Heft 25.) Ebd. 1900. — **Fr. Haack**: Friedrich Herlin. (Ditto, Heft 26.) Ebd. 1900. — **W. Suida**: Die Genredarstellungen Albrecht Dürers. (Ditto, Heft 27.) Ebd. 1900. — **E. Jaeschke**: Die Antike in der Florentiner Malerei des Quattrocento. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft III.) Ebd. 1900. — **Fr. Wolff**: Melozzo di Bartolommeo. (Ditto, Heft I.) Ebd. 1900. — **O. Hertwig**: Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert. Vortrag. Jena, Fischer 1900. — **H. Wedding**: Das Eisenhüttenwesen. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1900. — **Ed. Platzhoff**: Ernest Renan. (Männer der Zeit, IX.) Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — **G. Baumann**: Die klassische Bildung der deutschen Jugend, vom pädagogischen und vom deutschnationalen Standpunkt aus betrachtet. Berlin, Calle 1900. — **Gesetz, betreffend die Patentanwälte vom 21. Mai 1900.** (Hirschfelds Taschen-Gesetzsammlung für Justiz und Verwaltung, Nr. 14.) Leipzig, Hirschfeld 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 18. Oktober. Nummer 239.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Renatus Karl Frhr. v. Senckenberg.

Von Hermann Haupt.

Am 18. Oktober d. J. begeht die Universität Gießen die Feier der hundertsten Wiederkehr des Tages, an dem Frhr. Renatus Karl v. Senckenberg aus dem Leben schied.[1] Sichert ihm seine hochherzige, der dortigen Universitätsbibliothek zugewandte Stiftung ein bleibendes dankbares Gedächtniß seitens der Gießener Ludoviciana, so dürfte eine Skizze von Senckenbergs Lebensschicksalen und seiner Beziehungen zu den politischen und literarischen Zuständen des ausgehenden 18. Jahrhunderts wohl auch für weitere Kreise einiges Interesse bieten.

Die Schilderung, die Goethe im zweiten Buche von Dichtung und Wahrheit von den unter dem Spitznamen der „drei Hasen“ in Frankfurt bekannten drei Brüdern Senckenberg entworfen hat, ist bekannt genug. Den jüngsten, weitaus am reichsten begabten, den Frankfurter Senator Johann Erasmus v. Senckenberg, hat seine zügellose Leidenschaftlichkeit, die ohne Zweifel aus moralischem Irresein zu erklären sein wird, zugrunde gerichtet — nach 26jähriger Haft starb er 1795 als Staatsgefangener auf der Frankfurter Hauptwache. Der zweitjüngste, Johann Christian (1707—72) ist wohl am weitesten durch seine großartige Frankfurter Stiftung bekannt geworden, die, für ihre Zeit einzig in ihrer Art, ein naturwissenschaftlich-medizinisches Institut mit einem Krankenhaus vereinigte. Den ältesten der Brüder, Heinrich Christian (1704—68), den Vater unsres Renatus, ließ seine hohe Begabung in der Stellung des akademischen Lehrers wie des praktischen Juristen reiche Lorberen pflücken; seine ungemein ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit sicherte ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Nachdem er 1735—44 an den Universitäten Göttingen und Gießen als Professor der Rechte gewirkt hatte, folgte er 1745 einer Berufung nach Wien als Reichshofrath. Der Eifer, mit dem er sich dem Dienste des kaiserlichen Hauses, auch in politischen Angelegenheiten widmete, wurde von Franz I. 1751 durch seine Erhebung in den Freiherrnstand belohnt.

In Wien ist Renatus Karl v. Senckenberg am 23. Mai 1751 geboren worden. Für seine früheste Entwicklung ist des Vaters scharf ausgeprägte Eigenart von bestimmendem Einfluß gewesen. Der Reichshofrath war ein Charakter von makelloser Reinheit und von einem geradezu verzehrenden Pflichtgefühl durchdrungen. Er gönnte sich kaum vier bis fünf Stunden Schlaf, floh jede Geselligkeit und verbrachte fast sein ganzes Leben bei seinen geliebten Büchern, für die er sich in Wien ein besonderes Haus erbauen ließ. Gleich seinem Bruder Johann Christian einer pietistischen Frömmigkeit zugeneigt, pflegte er Tag für Tag sein sittliches Verhalten einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Diese herbe Religiosität und eine puritanische Sittenstrenge hat denn auch den Grundzug von Renatus' Erziehung gebildet. Den Unterricht leitete der Vater selbst, und da er dabei den Maßstab seiner eigenen ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit anlegte, so ist es zu verstehen, daß Renatus, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, bei einer im Alter von kaum neun Jahren mit ihm vorgenommenen Prüfung ein paar Stunden lang aus der Historie, Geographie, der Rechenkunst, dem Cornelius Nepos, Justin und den paar ersten Lebensbeschreibungen des Suetonius zur Zufriedenheit antworten, auch griechisch lesen konnte, während er gleichzeitig auch französisch sprechen lernte. Kurze Zeit darauf sehen wir den kaum zwölfjährigen, an geistiger Begabung weit hinter dem Vater zurückbleibenden Knaben auch mit juristischen Studien beschäftigt und von dem Vater in die Geheimnisse der Paläographie und Urkundenlehre eingeführt werden.

Bei dem innigen Verhältniß, das zwischen Vater und Sohn bestand, und bei der rückhaltlosen Hingabe, mit der er auf die väterlichen Erziehungspläne eingegangen war, bedeutete für Renatus der im Mai 1768 erfolgte Tod seines Vaters einen doppelt schweren Verlust. Zur weiteren Ausbildung für den nach dem Wunsche des Vaters gewählten juristischen Beruf bezog er im Herbst 1768 die Universität Göttingen, wo namentlich der Staatsrechtslehrer Pütter auf ihn bestimmenden Einfluß übte. Im Herbst 1771 siedelte Senckenberg an die Straßburger Universität über, von der gerade in jenen Tagen Wolfgang Goethe als junger Licentiat der Rechte geschieden war. Und auch als Senckenberg ein Jahr später als Praktikant am Reichskammergericht zu Wetzlar eintrat, blieb ihm ein Zusammensein mit Goethe versagt, der wenige Wochen vorher mit wundem Herzen sich von dem ihm so verhängnißvoll gewordenen Lahnstädtchen losgerissen hatte. Ein sehnlicher Wunsch ging Senckenberg, dem begeisterten Verehrer des klassischen Alterthums, durch eine achtmonatige italienische Reise in Erfüllung, die er im Dezember 1773 antrat und die ihn über Venedig und Florenz nach Rom und weiter bis Neapel führte. In Rom wurde Senckenberg, der sich schon früh in Dichtungen in lateinischer und deutscher Sprache versucht hatte, die Aufnahme in die Akademie der Arkadier zutheil; in der Aufnahmsurkunde erhielt er, dem Brauch der Akademie entsprechend, den Namen

[1] Eine eingehendere Schilderung von Senckenbergs Lebensgang und schriftstellerischer Thätigkeit wird in einer von dem Verfasser im Auftrag der Universität Gießen bearbeiteten Festschrift, aus der die hier gegebene Darstellung einen Auszug bildet, in Kürze erscheinen.

Palydarus Nemaeus, unter dem Senckenberg alsdann 1785 eine Sammlung seiner lateinischen und griechischen Gedichte herausgegeben hat. In die Heimath zurückgekehrt, entschied sich Senckenberg für die Laufbahn des praktischen Juristen und trat 1775 bei der landgräflichen Regierung zu Gießen als Assessar ein. Dart hat er sich auch im April 1776 verheirathet und ist im folgenden Jahre Vater einer Tochter, des einzigen ihm geschenkten Kindes, geworden.

Das idyllische Stillleben dieser glücklichen Gießener Jahre, das dem weltflüchtigen Sinne Senckenbergs sa recht entsprach, sollte im Jahre 1778 durch seine Verwicklung in die Wirren des bayerischen Erbfolgekrieges mit einem Schlage gründlich gestört werden.

Bekanntlich hatte sich noch dem Tode des letzten Sprossen des bayerischen Kurhauses, Maximilian Joseph, der schwache Erbe, Kurfürst Karl Theodor, von dem österreichischen Kabinet dazu bestimmen lassen, in einem Vertrage vom 3. Januar 1778 das Anrecht Oesterreichs auf eine ganze Reihe von bayerischen Bezirken anzuerkennen. Seitens Oesterreichs berief mon sich dabei auf eine von Kaiser Sigmund für den Herzog Albrecht von Oesterreich 1426 ausgestellte Belehnungsurkunde, die noch den neueren Forschungen unzweifelhaft als Fälschung gelten muß. Die österreichischen Pläne haben jedoch bekanntlich in Friedrich dem Großen, der Karl Theodors Erben, den Herzog Karl von Zweibrücken, zum Protest gegen den Vertrag vom 3. Januar zu bestimmen wußte, einen entschiedenen Gegner gefunden. Nachdem die diplomatischen Verhandlungen nicht zu einer Verständigung geführt hatten, rüstete Oesterreich, ebenso wie Preußen und das ihm verbündete Sachsen, zum Kriege, der von Friedrich dem Großen am 3. Juli 1778 erklärt wurde.

Zu Ende Mai, als mon schon von Tag zu Tag mit Bangen dem Ausbruch der Feindseligkeiten entgegensah, hatte sich Senckenberg nach schweren inneren Kämpfen zu dem Entschluß durchgerungen, seinerseits durch die Bekanntgabe einer für die Erbschaftsfrage äußerst wichtigen Urkunde in den Gang der diplomatischen Verhandlungen einzugreifen. Bei anderen, von seinem Vater überkommenen Urkunden hatte nämlich Senckenberg damals die Abschrift einer vom Herzog Albrecht van Oesterreich im Navember 1429 ausgestellten Urkunde gefunden, warin dieser gegen gewisse Entschädigungen auf seine bayerischen Ansprüche verzichtete. Da Senckenberg, der jene Abschrift selbst vor langen Jahren im Auftrag seines Vaters gefertigt hatte, an der Echtheit der Urkunde nicht zweifelte, sa mußte es dem gewissenhaften Manne trotz seiner ängstlichen Scheu vor dem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit und trotz seiner ausgesprochen österreichischen Gesinnung als unabweisliche Pflicht erscheinen, durch ihre Veröffentlichung dem drohenden Blutvergießen varzubeugen. Den Muth zu einer Bekanntgabe unter seinem eigenen Namen hat Senckenberg freilich nicht gefunden. Nachdem er, wie er später einem Vertrauten versicherte, acht Tage lang auf den Knieen Gott um Weisheit und Einsicht gebeten, gab er dem mit ihm im Briefwechsel stehenden bayerischen Rath Lamey in Mannheim zu Anfang Juni von seiner Entdeckung Kenntniß; zugleich erbat er sich, die Abschrift dem bayerischen Hofe mitzutheilen, sofern ihm zugesichert würde, daß sein Name bei der Veröffentlichung der Urkunde nicht genannt werden würde. Nachdem er eine solche Zusicherung erhalten, sandte Senckenberg am 21. Juni die Verzichtsurkunde in einer Abschrift noch Mannheim ab. Van diesem Augenblicke ab war es um Senckenbergs Seelenruhe geschehen. Während Kurfürst Karl Theodor in seiner steten Angst var Oesterreich von der Verzichtsurkunde van 1429 überhaupt keinen Gebrauch zu machen wagte, ließ Friedrich der Grosse die ihm durch die Herzogin Anna Maria von Zweibrücken bekannt gewordene Urkunde Ende Juli in einer Staatsschrift, hier zunächst noch ohne Nennung ihres Entdeckers, veröffentlichen. Begreiflicherweise erregte die Staatsschrift das größte Aufsehen, und schienen durch sie für die öffentliche Meinung die österreichischen Ansprüche endgültig zurückgewiesen. Van kaiserlicher Seite wurde freilich jene Veröffentlichung mit um so größerer Erbitterung aufgenommen und die Albertinische Verzichtsurkunde alsbald als Fälschung hingestellt — Grund genug für den preußischen Hof, um über alle auf die Herkunft der Urkunde bezüglichen Umstände möglichst helles Licht zu verbreiten.

Die Verwicklungen, in die Senckenberg und sein Vertrauter Lamey im Laufe der nächsten Manate geriethen, und über die uns Akten des Darmstädter Staatsarchivs eingehend unterrichten, können hier nicht im einzelnen geschildert werden. Von preußischer Seite und zuletzt auch van dem Darmstädter Kabinetspräsidenten Karl Friedrich v. Maser dazu gedrängt, durch ein öffentliches Zeugniß über die Herkunft seiner Abschrift die Echtheit der Albertinischen Verzichtsurkunde zu stützen, ist Senckenberg immer wieder vor dem Gedanken, im Dienste Preußens gegen sein Heimathland öffentlich in die Schranken zu treten, zurückgeschreckt. Mit Recht mochte er sich auch darauf berufen, daß die Urkunde für sich selbst sprechen müsse, und daß das Wenige, was er über die Herkunft der Urkunde zu sagen habe, für die Echtheitsfrage nicht entscheidend sei. Als er endlich befürchtete, seitens Preußens allenfalls mit Gewalt zur Ablegung eines Zeugnisses gezwungen zu werden, unternahm er Anfang Oktaber 1778 in überstürzter Eile eine Reise nach Wien, wo er wahl auch haffte, in den Beständen der väterlichen Bibliothek Aufschlüsse über die Herkunft der Albertinischen Urkunde zu finden. Rasch genug sallte er freilich in Wien über die Verkehrtheit des gethanen Schrittes belehrt werden. Schon safort nach seiner Ankunft palizeilich überwacht, wurde er zu Anfang Navember in Untersuchung gezogen. Als er sich dieser am Abend des 9. November durch die Flucht zu entziehen gedachte, wurde er nach wenigen Stunden von der österreichischen Palizei nach Wien zurückgeholt, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt. Senckenbergs Lage verschlimmerte sich nach, als am 14. Dezember eine neue Staatsschrift des Berliner Hofes erschien, die in eine eingehende Vertheidigung der Albertinischen Urkunde eintrat und Senckenbergs Briefwechsel mit Lamey im Auszug mittheilte. Im Januar 1779 wurde eine neue kaiserliche Untersuchungskommission gebildet, deren ausgesprochene Aufgabe es war, die Albertinische Urkunde als Fälschung Senckenbergs zu erweisen. Angesichts des von seinen Richtern in Anwendung gebrachten inquisitorischen Verfahrens, das aus den gleichgültigsten Abweichungen in Senckenbergs Angaben schwerwiegende Widersprüche entwickelte, mußte Senckenbergs Sache van varnherein als verloren gelten. Um sa sympathischer berührte das freimüthige und feste Auftreten Senckenbergs, der jetzt in der Stunde der Entscheidung sich selbst wiedergefunden hatte und dessen Aussagen ein vallgültiges Zeugniß für die lauteren Absichten ablegen, die seine Handlungsweise bestimmt hatten. Als in einer Ende Februar 1779 erschienenen österreichischen Staatsschrift das Ergebniß der Untersuchung bekannt gegeben wurde, hat man sich denn auch doch gescheut, Senckenberg geradezu als Fälscher hinzustellen, wenn auch die Echtheit der Verzichtsurkunde nach wie vor geleugnet wurde. Weder

die Wiener Freunde Senckenbergs noch der ihm feindlich gesinnte Darmstädter Präsident F. K. v. Moser hatten zugunsten Senckenbergs die Hand gerührt. Dagegen sehen wir den dem preußischen Minister v. Herzberg nahestehenden Gießener Regierungsdirektor L. A. Chr. v. Grolman eifrig bemüht, das Zweibrückener, Berliner und St. Petersburger Kabinet zum Eintreten für Senckenberg zu bestimmen. Wenige Tage vor dem Zusammentritt des Teschener Friedenskongresses, am 6. März 1779, wurde Senckenberg ein letztesmal vor die Untersuchungskommission berufen und ihm dort sein Urtheil angekündigt. Es lautete dahin, daß aus ganz besonderer Milde die weitere Untersuchung niedergeschlagen und die verdiente Strafe darauf beschränkt werden sollte, daß Senckenberg binnen drei Tagen Oesterreich für immer zu verlassen habe.

Nach allem, was der seiner lauteren, patriotischen Motive sich bewußte, fein organisirte Mann in Wien seelisch erduldet hatte, ist es wohl zu verstehen, wenn Senckenberg mit einem Glücksgefühl ohne gleichen sich auf den Heimweg nach Gießen machte und wenn er dem stillen Universitätsstädtchen zeitlebens eine geradezu schwärmerische Anhänglichkeit bewahrte. Nun kamen stille, friedliche Jahre für Senckenberg, die ihn seines Familienglückes so recht froh werden ließen. Das ihm 1780 verliehene Amt eines Regierungsrathes legte Senckenberg schon 1784 nieder und konnte so seinen erst jetzt stärker hervortretenden wissenschaftlichen Neigungen ungestört nachgehen. Zunächst nahmen ihn juristische Arbeiten in Anspruch, von denen außer zwei unter dem Titel „Meditationes“ erschienenen Sammlungen kleinerer Abhandlungen (1782 und 1789) namentlich die Fortführung und Ergänzung der von Lipenius begründeten großen juristischen Bibliographie, der „Bibliotheca realis juridica“ (1789) zu erwähnen ist; eine gleichzeitig unternommene Neubearbeitung dieses riesigen Werkes hat Senckenberg bis in seine letzten Tage beschäftigt. Seit dem Jahre 1790 ist Senckenbergs juristische Schriftstellerei hinter seinen historischen und publizistischen Arbeiten völlig zurückgetreten. Hatte er schon früher bei Gelegenheit der Streitigkeiten über die Güter der damals aufgehobenen Mainzer Klöster (1783), sowie aus Anlaß der österreichisch-holländischen Konflikte (1785), in zwei anonymen Flugschriften das Wort ergriffen, so boten ihm die Königswahlen der Jahre 1790 und 1792 Gelegenheit, in der Form einer Revision der kaiserlichen Wahlkapitulation seine Wünsche nach einer Neugestaltung der Reichsverfassung zu äußern. Eine gerechte Würdigung der in jenen Jahren erschienenen beiden Schriften Senckenbergs ist für uns nicht leicht. Während unsrer Betrachtung jene Wahlkapitulationen als Ausdruck einer geradezu ungeheuerlichen Desorganisation des aus den Fugen gehenden alten Deutschen Reiches sich darstellen, hat Senckenberg gleich den meisten seiner Zeitgenossen über den fortschreitenden Zerfall des Reiches und die in jedem Augenblick drohende Gefahr seines Zusammenbruchs ahnungslos hinweggesehen. Und während in erster Linie die Zaghaftigkeit des von Senckenberg an den verrotteten deutschen Verfassungsverhältnissen versuchten Heilverfahrens unser Befremden erregt, so sind doch gar manche seiner Reformgedanken und darunter gerade die uns am meisten einleuchtenden ihm von seinen zeitgenössischen Kritikern geradezu als Utopien und als Gefährdung der Grundlagen des Reiches vorgerückt worden. Von den wenigen tiefer eingreifenden Reformvorschlägen Senckenbergs heben wir die Forderung nach Durchführung einer vollkommenen religiösen Toleranz und nach Beseitigung der mit der Kurie abgeschlossenen Konkordate hervor; die Rechtsprechung des Reichshofraths soll beschleunigt, das lächerlich Zeremonienwesen am Reichstag beseitigt, der die Wehrkraft des Reiches bedrohende Soldatenhandel deutscher Fürsten soll abgestellt werden. Wie es in der Natur der Sache lag, haben Senckenbergs Reformschriften zu einem wirklichen Erfolg nicht geführt. Der lauteren Gesinnung und der Vaterlandsliebe ihres Verfassers machen sie aber alle Ehre. Zugunsten der Toleranz hat Senckenberg in der Folge noch wiederholt das Wort genommen, am wirkungsvollsten in der 1794 anonym erschienenen Schrift „über den Geist des fünften Artikels des Osnabrückischen Friedens“. Joseph II., der uns im Elysium im Zwiegespräche mit Maximilian II., später mit Oxenstierna, Graf Trauttmansdorff u. A. vorgeführt wird, macht hier die am Abschluß des Westfälischen Friedens betheiligten Diplomaten für die durch sie herbeigeführte Unterdrückung der Religionsfreiheit und für die innere Zerrissenheit Deutschlands verantwortlich. Den von ihm gegeißelten Zuständen seiner Zeit stellt er sein Ideal einer vollkommenen Gleichberechtigung aller Konfessionen gegenüber, deren Voraussetzung die Lösung der Konkordate und die Aufhebung der päpstlichen Nuntiaturen bildet.

Senckenbergs eigentliches Lebenswerk war inzwischen die 1789 übernommene Fortführung von F. D. Häberlins „Neuester Teutscher Reichsgeschichte“ geworden, eine Aufgabe, die eine schwere Last auf seine Schultern legte. Das Werk Häberlins, der mit der Darstellung der deutschen Geschichte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nicht weniger als 33 umfangreiche Bände füllte, ist mit Recht als ungeheuerlich in jeder Beziehung bezeichnet worden, als eine der geistigen Beseelung entbehrende Stoffsammlung, die nur als solche einen Werth besaß. Nur in dem Falle konnte der Fortsetzer Häberlins einen Erfolg sich versprechen, daß er mit dem bisherigen Plane des Werkes vollständig brach und seine eigene Darstellung auf ganz neue Grundlagen stellte. Leider hat Senckenberg die hiefür nöthige Einsicht und Befähigung gefehlt. Hatte er ursprünglich wenigstens zehn Jahre in einem Bande zusammenfassen wollen, so sind ihm doch schon bald seine Stoffsammlungen derart über den Kopf gewachsen, daß er in seiner mit dem Jahre 1600 einsetzenden siebenbändigen Fortsetzung nicht über das Jahr 1650 hinauskam. Und geblieben ist bei ihm auch mit der annalistischen Gliederung des Häberlin'schen Werkes der Mangel an künstlerischer Gestaltung des Stoffes, der Verzicht auf das Eindringen in den tieferen Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen, die Abneigung gegen jede Berücksichtigung der Geistes- und Kulturgeschichte. Senckenberg verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß er dem „neuen Geschmacke“ Zugeständnisse machen, daß er populär und für den Laien schreiben wolle, der sich ja an Schillers „blumenreicher und gedrängter“ Darstellung des 30 jährigen Krieges genügen lassen könne. Es entbehrt nicht der Tragik, wenn wir so Senckenberg als Vertheidiger einer überlebten Richtung der Geschichtschreibung mit hingebender Treue den Kampf gegen die neuen Mächte aufnehmen sehen, die gerade damals das geistige Leben und nicht zum wenigsten die Historiographie zu beherrschen begannen, einen Kampf, in dem er nothwendig unterliegen mußte. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Senckenbergs Gründlichkeit in der Erschließung neuer Quellen, seine Umsicht bei ihrer Verwerthung und seine unbedingte Wahrheitsliebe großes Lob verdienen, und daß

einzelne Bände seiner Reichsgeschichte wegen des in ihnen aufgespeicherten Quellenstoffes noch heute mit Nutzen von dem Forscher eingesehen werden.

In stiller unermüdlicher Arbeit an seiner Reichsgeschichte und seinen publizistischen Schriften wie über mancherlei weitausschauenden literarischen Plänen ist Senckenberg das letzte Jahrzehnt seines Lebens verstrichen. Nur einem kleinen Kreise von Freunden, unter ihnen dem hessischen Historiker Teuthorn, seinem treuen Lamey in Mannheim und Ludw. Jul. Fr. Haepfner in Darmstadt hat er sich vertrauensvoll erschlossen. Immer bestimmter ist mit den Jahren sein Festhalten am Alten, Hergebrachten, seine Abweisung der neuen in Philosophie und Literatur siegreich vordringenden Richtungen hervorgetreten. Wie er als treuer Wolfianer Fichte's Naturrecht schroff zurückwies, so hat er auch zu den führenden Geistern der deutschen Literatur kein Verhältniß finden können. Erbittert stimmt er in die Mißbilligung der Xenien des Schiller'schen „Schimpf-Musen-Almanachs" ein und Goethe's gedenkt er in seinen „Gedichten eines Christen" (1785) nur, um vor dem „süßen Werthergift" falscher Empfindsamkeit zu warnen. Der zu Herzen gehende Ton so mancher dieser Gedichte verräth uns allerdings auch, daß dem innerlich so vereinsamten Manne ein weiches Gemüth und ein Herz von seltener Reinheit zu eigen war. Und wir wissen auch, daß er das Wort vom werkthätigen Christenthum nicht nur auf den Lippen hatte, daß er der Noth mit freigebigster Hand im stillen steuerte, manchem jungen Talent die Bahn zu ebnen wußte.

Ein tragisches Geschick hat Senckenberg im Alter von 50 Jahren hinweggerafft. In Frankfurt, wo ihn die Ordnung von Angelegenheiten der dortigen Senckenbergischen Stiftung beschäftigte, erreichte ihn in den letzten Tagen des September 1800 die Nachricht, daß seine einzige, damals 23 jährige Tochter an den Pocken erkrankt sei. Allen Warnungen trotzend, eilte er an das Sterbebett des zärtlich geliebten Kindes, dem er, gleichfalls von der Krankheit ergriffen, am 18. Oktober im Tode nachfolgte.

In seinem letzten Willen, bei dessen Abfassung ihm die von seinem Frankfurter Oheim errichtete Stiftung vorbildlich gewesen sein mag, vermachte er der Universität Gießen seine Bibliothek, die etwa 15,000 Bände, über 900 zum Theil höchst werthvolle Handschriften und eine Sammlung von Urkunden umfaßte. Außerdem fiel der Universität sein Wohnhaus, in dem die Bibliothek ihr Heim behalten sollte, und ein Kapital von 10,000 Gulden zu, das zur Besoldung eines Bibliothekars und Dieners, sowie zur Vermehrung der Bibliothek bestimmt war. Angesichts des Reichthums der Senckenbergischen Bibliothek an auserlesener juristischer und historischer Literatur, um deren Vermehrung Vater und Sohn mit gleicher Liebe und Umsicht sich bemüht hatten, und der sie zu einer der bedeutendsten der damaligen privaten Büchersammlungen machte, war ihre Erwerbung für die damals mit den bescheidensten Mitteln ausgestattete Gießener Universitätsbibliothek ein geradezu unschätzbarer Gewinn. Seitdem im Jahre 1837 die bis dahin selbständig verwaltete Senckenbergische Bibliothek mit der Giessener Universitätsbibliothek verschmolzen wurde, führt diese den Namen „Vereinigte Universitäts- und v. Senckenbergische Bibliothek", so auch nach außen die dankbare Erinnerung bezeugend, die sie dem hochherzigen Stifter schuldet.

Aus dem Leben Karl Gutzkows.

Nach ungedruckten Quellen.

Von Dr. Heinrich Houben.

I.

In der Literaturgeschichte der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts klafft eine große Lücke. Sie wartet bis heute darauf, ausgefüllt zu werden durch eine Biographie Karl Gutzkows. Jetzt, wo der Zeitgenossen und Mitstrebenden dieses Geisteshelden immer weniger werden, Tagebücher und Erinnerungen aus dem jungdeutschen Zeitalter immer zahlreicher an die Oeffentlichkeit treten und der bevorstehende Schluß des Jahrhunderts auffordert, Rechenschaft abzulegen über seinen geistigen Gewinn, dürfte sich allmählich die Nothwendigkeit der Aufgabe, Karl Gutzkows Leben zu schildern, mit unabweislichem Drängen geltend machen. Während Heine und Börne, Hebbel und Ludwig, selbst Laube, Kühne und Mundt längst ihre Biographen gefunden haben, sind die Literarhistoriker bis jetzt an Gutzkow ziemlich ängstlich vorübergegangen. Dank dem energischen Eintreten Karl Frenzels und Adolf Sterns hat sich in den Literaturgeschichten der letzten Jahrzehnte das Urtheil über Gutzkow darin gefestigt, daß man ihn als den geistig bedeutendsten und umfassendsten Vertreter seiner Zeit anerkennt, ohne aber im Grunde eine selbsterworbene Vorstellung davon zu besitzen, in wie weitem Sinne des Wortes ihm diese Bezeichnung gebührt. Die Beurtheilung seiner Einzelverdienste, vor allem aber die seines Charakters schwankt noch in den merkwürdigsten Widersprüchen, weil die Geschichte seines Lebens noch völlig unklar und verworren der Mehrzahl vorschwebt. Nur das an einer Ueberfülle von Material leidende Buch von Joh. Proelß „Das junge Deutschland" hat über einige Jahre dieses Dichterlebens ein erfreuliches Licht gebreitet. Sonst versagt die Forschung völlig.[1]) Und doch hat keiner von allen Dichtern unsres Jahrhunderts ein so vielseitig bewegtes bedeutungsvolles Leben geführt, keiner die charakteristischen Momente seiner Epoche so deutlich an sich selbst zur Erscheinung gebracht wie Karl Gutzkow.

Gewiß hat diese geschichtliche Vernachlässigung ihren Grund, ja ihre Gründe. Gutzkow war ungeheuer produktiv. Wer einen Ueberblick über seine Thätigkeit hat, kann ihn sich schlechterdings nicht anders als am Schreibtisch stehend und mit hastender Hand die Feder führend vorstellen. Er hat in einem 67 jährigen Leben weit mehr geschrieben wie Goethe. Das schreckt natürlich ab. Dabei arbeitete er so schnell, daß ihm selbst nach kurzer Zeit das Geschaffene nicht mehr genügte. So hat er stetig verändert und gebessert in einem Maße, daß eine kritische Ausgabe seiner Schriften kaum möglich ist. Dennoch fehlt uns ohne diese vergleichenden Studien eine oft geradezu entscheidende Handhabe zur Beurtheilung seiner Werke. Woher er bei seinen vielen Reisen und Wohnungsveränderungen, bei seinen unendlichen Lebensbeziehungen die Zeit gefunden hat, fast alle seine Dramen, seine neunbändigen Romane zwei-, dreimal umzuarbeiten, ist fast unerklärlich.

Es ist heute Mode geworden, über Gutzkow mitleidig die Achseln zu zucken. Besonders das jüngere Geschlecht hat von ihm nur die Vorstellung des alternden, grämlichen, mit seiner nörgelnden Kritik alles Neue be-

1) Eine von mir bei Costenoble, Jena, erschienene Arbeit „Studien über die Dramen Karl Gutzkows. I. Hinterlassene Dramenentwürfe. II. Ein weißes Blatt" ist ein Versuch, den Dramatiker Gutzkow in seinem Schaffen zu charakterisiren.

lästigenden Schriftstellers. Es ist schwerlich richtig, aus den Jahren des Alters das Ergebniß der Bedeutung eines Mannes berechnen zu wollen, und in den allerwenigsten Fällen erfreulich. Nicht wo ermattende Kraft sich zu einem Verzweiflungskampf aufrafft, winkt der Lorber der Tapferkeit; der Ruhm des wahren Helden dämmert da, wo das Leben noch anderes bietet als den Tod.

Gutzkows Werke sind ein Tagebuch der Geschichte seiner Zeit. Es gibt kaum eine Frage, der er nicht nahe getreten ist, kaum eine literarische Persönlichkeit von einiger Bedeutung, zu der er keine Beziehung hatte, sei es persönliche, briefliche oder kritische. Gutzkows Biographie läßt sich daher nicht schreiben, ohne eine übersichtliche Kenntniß aller geistigen Strömungen unsres Jahrhunderts; sie stellt eine Geschichte der Jahre 1830—1880 dar. Man ist versucht, eine Theilung dieser Arbeit unter die Spezialforscher vorzuschlagen. Daraus ergibt sich die große Schwierigkeit eines solchen Buches, aber ebenso seine immense Wichtigkeit.

Dann aber tritt noch ein erschwerender Umstand hinzu. Ein unbehagliches Gefühl beschleicht den Literarhistoriker, wenn er an Gutzkow herantritt. Das ganze Leben des Dichters ist ein Gewirr von Kampf und Polemik. Auf Keinen hat sich so viel Feindschaft gesammelt und Keiner hat so viel Ursache dazu gegeben. Seine Rücksichtslosigkeit in privaten Briefen und oft auch in der Oeffentlichkeit kannte keine Grenze. Daher ist ein vollständiges Material vorläufig noch gar nicht aufzutreiben. Erst wenn die zahllosen Briefe des Dichters, die in den Nachlässen verstorbener Schriftsteller und in den Archiven noch lebender verborgen gehalten werden, gehoben sind, ist eine Biographie Karl Gutzkows möglich. Rücksichten und zum Theil persönliche Abneigung und Fehde bis übers Grab hinaus stellen vorläufig der Forschung noch unübersteigbare Hindernisse in den Weg.

Ohne eine eingehendste Kenntniß seines Lebens ist aber weder seine Bedeutung im einzelnen und vor allem nicht sein Charakter mit Sicherheit festzustellen. Gutzkow sagt selbst, daß er zu früh in die Literatur hinausgedrängt wurde. Er war eine literarische Frühgeburt, deren Schädeldecke noch zu weich war, und die Empfindlichkeit dieser ersten Epoche hat er nie verloren. Er hatte eine fast krankhaft erscheinende Neigung, auch die unbedeutendsten Zufälligkeiten gleichsam mit ihrer verwundenden Spitze aufzufangen; er war ein Stimmungsmensch im modernsten Sinne des Wortes; ein Ton störte seine ganze Geistesthätigkeit. Daher das Gemisch von Sentimentalität und gleichzeitiger Schroffheit, von fast empfindsamem Mitgefühl und rücksichtsloser Kritik, von schwindelnd hohem begeisterten Streben und kleinmüthigster Verzweiflung. Ihm fehlte die Fähigkeit, sich mit einer geistigen Arbeit völlig vor der Welt zu verschließen und sich gegen alle hemmenden und störenden Einflüsse durch den Panzer der Gleichgültigkeit zu schützen. Ohne genaue Kenntniß all dieser einzelnen Zufälle sind wir aber nur auf ein summarisches Urtheil beschränkt, das sehr oft völlig unzutreffend sein muß. Mehr als bei einem anderen Schriftsteller dieses Jahrhunderts ist daher die Detailforschung eine unabweisbare Forderung.

Um einen Beweis für diese Behauptung zu geben, will ich einen kleinen Abschnitt aus Gutzkows Leben zu schildern versuchen, der aber deßhalb besonders wichtig ist, weil in ihm eines seiner Hauptwerke entstand, „Uriel Acosta", und dessen Wahl sich schon dadurch bedingt, daß aus dieser Zeit ein reger Briefwechsel hauptsächlich mit seiner ersten Gattin Amalie erhalten ist. Diese wenigen Monate sind ein typisches Bild für Gutzkows ganzes Leben. Obgleich sie einige seiner glücklichsten Augenblicke umschließen, erscheinen sie uns aufs höchste unbehaglich und rauh, und geben uns einen kleinen Begriff davon, welche Qualen diese bis aufs äußerste empfindsame Natur in wirklich unglücklichen Zeiten sich selbstzerstörend bereiten mußte.

Seit dem Jahre 1839 hatte der Dichter die Bühne im Sturm erobert und Schlag auf Schlag folgten sich die Triumphe und Niederlagen. Eine Niederlage war auch der Grund, daß er im März 1846 plötzlich von Frankfurt nach Paris reiste, dort den „Uriel Acosta" zu schreiben.

Gutzkow kam in der Nacht am 4. März 1846 in der französischen Hauptstadt an. Die Reise war durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne, uninteressante Gegenden gegangen; nur Metz und Kirchheim-Bolanden hatten einen freundlichen Eindruck auf ihn gemacht. Zunächst begab er sich zu dem Hotel, wo er bei seinem ersten Besuch vor vier Jahren gewohnt hatte, Rue des Filles de St. Thomas. Das Geräusch dieser Straße vertrieb ihn aber sofort und er suchte sich noch am selben Tage eine andere Wohnung in der stillen einsamen Cité Bergère (Nr. 8. Hotel de Vienne Nr. 2.), einer Seitenstraße, durch die keine Wagen fahren durften.

Die Witterung, erst milde, wurde bald wieder rauh und kühl und zwang Gutzkow, nochmals ein anderes Quartier zu suchen. Sein altes war ihm zu kalt, düster und schlecht bedient. „Ich hielt es nicht mehr aus," schreibt er am 15. März an seine Gattin, „täglich anderswo die Sonne zu sehen und selbst von ihren Strahlen unberührt zu bleiben." Er zog gegenüber Cité Bergère Hotel des Arts. Zwar kostete es ihm große Geldopfer, die alte Wohnung mußte für einen Monat bezahlt werden und die neue war sehr theuer. Doch fühlte er sich viel behaglicher, er hatte zwei allerliebste Zimmer und die freundlichste Frühlingssonne.

Seine Stimmung bei der Ankunft in Paris war eine tiefgedrückte. Wie er sich plötzlich in den Trubel der französischen Hauptstadt versetzt sah, mußte er sich ordentlich darauf besinnen, weßhalb er wieder hier sei, so plötzlich, fast ohne Besinnung, ohne festen Zweck hatte er die Reise unternommen. In den „Pariser Eindrücken" nennt er sie „einen dreitägigen hastigen Sturz in das Fluthenbad großer Eindrücke". Wie kamm ich so plötzlich hieher nach Paris?" schreibt er an seine Amalie. „Was will ich hier? Einsam sein? Ganz einsam? Die Stadt ist denn doch zu geräuschvoll, zu sehr nimmt sie mit ihrer kleinen Chronik unsre Neugier gefangen und bei dem ewigen Herumschlendern ermüdet man entsetzlich. Nun, ich will versuchen, wie das werden wird."

Was war nun die Ursache dieser Hals über Kopf beschlossenen Abreise, dieser halben Flucht? Der Monat Februar war für Gutzkow ein sehr böser gewesen, sein schriftstellerischer Ehrgeiz hatte eine sehr schwere Niederlage erlitten. Sein Stück „Anonym", das im Sommer 1845 vollendet worden (nach einem Brief vom 24. Nov. 1845 an Amalie hat er an jenem Tage zwei Korrekturbogen der Manuskriptausgabe in Händen; eine andere ist nicht erschienen) hatte in Frankfurt eine deutliche Ablehnung erlitten.

Ehe der Dichter sich von diesem Mißerfolg erholte, mag er schlimme, trostlose Stunden verlebt haben. Ein beredtes Zeugniß davon ist eine Stelle des ersten Briefes aus Paris an seine Frau, in dem er sie bittet, ihm recht ausführlich zu schreiben, aber nur Erfreuliches: „Unangenehmes, was sich nicht ändern läßt, verschweige lieber! Du weißt, ich fürchte mich gerade vor dem Unwillkommenen nicht, bin daran gewöhnt und habe die Sucht

(Religion könnte man's nennen) Schmerzlichem lange nachzuhängen und es auszukosten, aber diesmal fühl' ich denn doch, daß ich die Ungunst des Schicksals nicht verdiene und mir Trost erwerben muß, wo er sich nur finden läßt." Am bittersten aber scheint ihn das Benehmen seiner Freunde und Bekonnten gekränkt zu haben. Gutzkow haßte nichts mehr, als von indiskreten Tröstern an solche Ereignisse erinnert zu werden. Er war gewohnt seine Last allein zu tragen und vermuthete unter Beileidsbezeigungen gar zu mißtrauisch Spott und Schadenfreude. Auch mag er bei dieser Gelegenheit die eine oder andere wirklich bittere Erfahrung gemacht haben. „Grüße alle Freunde," schreibt er an Amalie, „aber nur die wahren, die falschen und die halben hab' ich satt."

Dieses unglückliche Ereigniß hatte ihm sein ganzes Frankfurter Leben zum Ekel gemacht. „Ach, Amalie," klagt er, „ich sage dir, ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, nicht über das Letztvergangene, sondern über meine ganze Stellung zu diesen Umgebungen, die mir keinen Trost, keine Freude bringen." Er wollte heraus aus diesen Verhältnissen, nichts mehr hören und sehen von dem, was ihn an seinen Mißerfolg erinnerte. Es war die Stimmung des Verses aus Uriel Acosta:

Ich will die Welt, will andre Menschen sehn.

Seine nervöse Reizbarkeit in jenen Tagen, mag auch einen kleinen ehelichen Zwist veranlaßt haben. Amalie selbst hatte ihm den Rath gegeben, auf Reisen Vergessenheit zu suchen, was ihn, so gut es gemeint war, scheinbar etwas gekränkt hatte. Er schreibt darüber an sie: „. . . finde Dich in Deinen Wittwenstand, den Du Dir diesmal selbst zugezogen hast. Denn ohne Dein Zureden wär' ich nicht gereist."

Der Aufenthalt in Frankfurt war ihm so sehr verleidet, daß er am liebsten mit Amalie ein ganzes Jahr lang aus Deutschland weggeblieben wäre, und noch im April spricht er davon, Frankfurt zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Berlin zu ziehen, eine Absicht, die er bekanntlich später erst ohne wesentlichen Erfolg ausführte. In Frankfurt glaubte er sich zu sehr zurückgesetzt, das war ihm bei jenem Mißerfolg so recht zum Bewußtsein gekommen. „In Frankfurt geschah nichts für mich," schreibt er am 20. Dezember 1846, als er am Dresdener Hoftheater Dramaturg geworden, „arbeiten mußt' ich, Keiner trat für mich ein: so muß ich mein Korn da säen, wo ich zu ernten hoffen kann." Er vermuthete dort so viele Neider und falsche Freunde, die mit seinem „bißchen Ruhm" hausiren gingen; das kaufmännische Protzenthum erdrückte ihn. Wie ganz anders fühlte er sich da zehn Monate später, als eine neue, aber mehr zusagende Umgebung in Dresden ihn aufgenommen. „Wie anders das," ruft er aus, „als in Frankfurt, wo der dümmste Kaufmann gegen mich den Vornehmen spielte, wo Hr. v. Bethmann es für eine Gnade hielt, einem armen Schriftsteller eine Einladung zu schicken! Lumpengesindel das! Generälen, Kammerherren, Hofmarschällen, Räthen werd' ich in den Gesellschaften vorgestellt und die Frauen drängen sich, mit mir zu reden, Gräfinnen und Baronessen. Ich lege darauf, wie Du weißt, keinen großen Werth; aber dem Frankfurter Treiben gegenüber thut eine solche Anerkennung doch wohl."

Geistiges Leben, Anregung und Anerkennung vermißte er in der Kaufmannstadt, obgleich er sonst gern dort lebte und ihm die Trennung vom Hirschgraben recht schwer fiel. Manasse im „Uriel Acosta" hat auch jenes bittere Gefühl empfunden,

Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,

und häufig finden wir es in Gutzkows Briefen ausgedrückt. Das hatte ihn hinausgetrieben, das Bedürfniß nach Anerkennung, das nagende Gefühl der Nichtbefriedigung; aber auch in Paris ließ es ihn fürs erste nicht los. Auch dorthin verfolgten ihn die bösen Nachrichten. Der erste Brief Amaliens nach Paris meldet einen weiteren Mißerfolg mit „Anonym" in München. Dort hatte er Ersatz für Frankfurt gehofft. Nun war auch dieses fehlgeschlagen. Ergreifend ist seine verzweifelnde Stimmung, wie sie sich in der Antwort auf diese Nachricht ausspricht: „Wie ich mich heute Morgen — schlapp, schlapp — aus dem Bett erhob, fand ich Deinen Brief vom 7. Ach, er konnte wohl nicht anders, als mich sehr traurig stimmen. Mit beklommener Wehmuth saß ich vorm Kaminfeuer und das Herz wollte mirs abdrücken, daß mir auch München fehlgeschlagen ist. Wie traurig ist dies Jahr! Was thun, um dies nagende Gefühl zu bezwingen! Oft überkommt mich dann die Angst, ich könnte zu alledem hier in meinem Exil noch erkranken und Heimweh beschleicht mich, nicht nach Frankfurt, sondern zu Euch, zu den Meinigen.

Ich quäle mich, gleichgültig zu erscheinen und bin es doch nicht. . . . Was gehört doch alles dazu, uns jenen leichten, heiteren Frohsinn zu geben, mit dem wir nur genießen können und selbst zu genießen sind!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Pensionirte Offiziere als Turnlehrer an höheren Schulen.** Die bei uns von dem Direktor einer höheren preußischen Lehranstalt — nicht etwa von einem Offizier — vor kurzem veröffentlichte Erörterung dieser Frage hat manchen Widerspruch gefunden, der theils in Privatbriefen, die uns aus Lehrerkreisen zukamen, theils in den kritisirenden Bemerkungen einiger Zeitungen seinen Ausdruck fand. Wir haben diese gegnerischen Aeußerungen, soweit sie rein sachlich gehalten waren, dem Verfasser jener Erörterung zugesandt und ihn gebeten, auf sie insoweit zu antworten, als ein offenbares Mißverständniß mancher seiner Ausführungen vorzuliegen schien. Er hat die Freundlichkeit gehabt, uns die unten veröffentlichte Erwiderung zu übergeben. Wir selbst wollen diese nicht in die Welt hinausgehen lassen, ohne auch unsrerseits auf die mancherlei Unterstellungen und sogar Beschimpfungen zu antworten, die anschließend an den Passus jenes Artikels, daß „der Uebertritt von Offizieren in den höheren Lehrerstand für die jetzt so lebhaft erstrebte gesellschaftliche Hebung des letzteren in den Augen des Publikums nur vortheilhaft sein" könnte, an unsre Redaktion, sei es anonym, sei es öffentlich, gelangten. Wer die in den letzten Jahren zutage getretenen Bestrebungen der Lehrer an höheren Schulen nach „gesellschaftlicher" Hebung ihres Standes genau verfolgt und beobachtet hat, wird mit uns in dem Urtheil übereinstimmen, daß sie zumeist rein äußerlicher Natur sind. Soweit sie darauf hinzielen, die materielle Lage des Lehrerstandes zu heben und die mit materieller Besserstellung leider unwillkürlich verknüpfte höhere Einschätzung des ganzen Standes wie des Individuums von Seiten des Publikums herbeizuführen, läßt sich gewiß nichts gegen sie einwenden. Wenn aber, wie es in Preußen der Fall ist, auch die Einordnung in eine Rangklasse und die damit in Verbindung stehende rein äußerliche „feinere Etikettirung" erstrebt wird, zerstört unsres Erachtens der Lehrerstand selbst den Anspruch auf eine ideale Würdigung seines Standes, die ihn über alle jene, sei es gesellschaftlichen, sei es bureaukratischen Rubriken bisher hinausgehoben hat. Man redet soviel, und zwar mit Recht, in verurtheilendem Ton von der Bedeutung des „Assessorenthums" und des „Reserveoffiziers" für unser öffentliches Leben; ist denn das

Streben, auch dem Oberlehrer und Gymnasialprofessor einen „Rang“ zu verschaffen, im Grund nicht ein Zugeständniß an diese Veräußerlichung der sozialen Werthe bei uns? Und ist jene Bemerkung, die unserm Verfasser über den gesellschaftlichen Vortheil des gleichwerthigen Eintritts von Offizieren in ein Lehrerkollegium entschlüpfte, nicht lediglich ein Symptom für die leider bei vielen Lehrern an höheren Schulen — in Preußen wie anderwärts — bestehende Meinung, daß sie ähnlicher äußerlicher Hülfsmittel zur „gesellschaftlichen Hebung“ ihres Standes in der That bedürften? Wir haben uns gefreut, aus einigen der bei uns eingetroffenen Zuschriften zu ersehen, daß es auch noch genug Gymnasialprofessoren gibt, die diese Meinung weit von sich abweisen und auf der idealen Einschätzung ihres Standes mit kräftigen Worten bestehen; aber aus anderen Aeußerungen, besonders aus manchen Zeitungsstimmen, geht doch auch wieder hervor, daß es lediglich der Gedanke an die rein gesellschaftliche Bewerthung, nicht an die ideale Bedeutung des Lehrerberufs ist, der die „bitteren Empfindungen“ hervorruft. Wo solche rein äußerliche Auffassung von der Stellung des akademisch gebildeten Lehrers im öffentlichen Leben besteht, traf jene Bemerkung des Verfassers unsres Artikels eine besonders wunde Stelle; deßhalb auch der Zorn der Getroffenen. Ihn durch Aufnahme jener Bemerkung hervorgerufen zu haben, können wir umsoweniger bedauern, als vielleicht durch sie gar manchem erst die Augen darüber geöffnet werden, wohin eigentlich die Bestrebungen der akademisch gebildeten Lehrer nach „gesellschaftlicher Hebung“ ihres Standes zielen und führen. Dies wollten wir zu unsrer eigenen Vertheidigung bemerken. Wir lassen nun die Erwiderung des Verfassers jenes Artikels auf die gegen ihn gerichteten Angriffe folgen:

F. Daß mein in Nr. 228 der Beilage veröffentlichter Artikel „Turnlehrer an höheren Schulen — eine Zivilstellung für pensionirte Offiziere“ in den Kreisen der höheren Lehrerschaft nicht ungetheilte Zustimmung finden würde, hatte ich wohl vorausgesehen; wenn ihn aber ein Kritiker „aus Lehrerkreisen“ in Nr. 869 der „Straßburger Post“ auf dieselbe Stufe stellt mit dem Vorschlag „Unteroffiziere mit dem Berechtigungsschein zur Zivilversorgung als Elementarlehrer unterzubringen“, so beweist derselbe, daß er meinen Vorschlag nicht einer ernsthaften Prüfung unterworfen hat. Auch ich würde, vom idealen Standpunkte aus betrachtet, ein lediglich aus akademisch gebildeten Lehrern bestehendes Kollegium vorziehen, doch wenn für die Nebenfächer Schreiben, Zeichnen, Singen ein seminaristisch gebildeter Lehrer geradezu unentbehrlich ist, warum könnte nicht auch das Nebenfach „Turnen“ einem Manne übertragen werden, der mit den übrigen Mitgliedern des Kollegiums nicht den gleichen Bildungsgang durchgemacht hat? Wie in Kreisen der höheren Lehrerschaft Preußens über den Turnunterricht geurtheilt wird, ist aus folgender Aeußerung des Stadtschulraths **Platen** bei Gelegenheit der Verhandlungen des „Ausschusses für Förderung der Wehrkraft durch Erziehung“ vom 4. März d. J. ersichtlich (S. 44): In Magdeburg suche man eine ausreichende Anzahl von Turnleitern dadurch zu gewinnen, daß man die Turnstunden außerhalb der Pflichtstunden ertheilen lasse und sie mit je 2 M. honorire. Damit sei der Mißstand aus dem Weg geschafft, daß sich **die Lehrer unter allerlei Einwänden der von ihnen als minderwerthige Pflichtstunde hingestellten Turnstunde entziehen.** Es ist Thatsache, daß an den höheren Schulen der Mangel an Turnlehrern immer fühlbarer wird, und daß der Unterricht von den akademisch gebildeten Lehrern in der Regel nicht erstrebt wird. Es werden also, wie ich im ersten Theil meines Artikels erwähnt habe, Elementarlehrer dafür berufen, oder er wird jüngeren Kollegen, vorzüglich solchen, die als Einjährig-Freiwillige gedient haben, übertragen. Ist dieser Ausweg dem von mir vorgeschlagenen etwa vorzuziehen? — Der Kritiker der „Straßburger Post“ meint ferner, die zu Kadetten- und Unteroffiziersschulen abkommandirten Offiziere hätten „durch oft jahrelange Vorbereitung auf bestimmte Fächer den Mangel des akademischen und fachwissenschaftlichen Studiums zu ersetzen gesucht“. Das mag wohl auf Einzelne zutreffen, ist aber durchaus nicht die Regel, und sollte etwa der Offizier, welcher ein oder zwei Jahrzehnte hindurch im Kompagniedienste gestanden hat und der dann, um sich mit dem Schulturnen und dessen Handhabung vertraut zu machen, einen Turnlehrerkursus durchmacht, nicht für den Turnunterricht genügend qualifizirt sein, wenn er auch nicht zu höheren militärischen Stellen geeignet scheint! Von Ueberhebung zeugt jener Passus des Kritikers der „Str. Post“: „Hingegen als Turnlehrer an höheren Lehranstalten sollen solche Offiziere Verwendung finden, die nicht einmal mehr zum Kompagniedienst (NB. davon findet sich in meinem Artikel kein Wort), geschweige zu höheren Stellen geeignet sind.“ — Bevor ich zum Leiter einer höheren preußischen Lehranstalt berufen wurde, habe ich jahrelang neben dem wissenschaftlichen Unterricht auch solchen im Turnen gegeben, bin auch jetzt noch ein Freund der körperlichen Erziehung unsrer Jugend. Und eben diesem Interesse ist mein Vorschlag der Berufung von Offizieren zu Turnlehrern entsprungen. Desgleichen habe ich stets die **maßvollen** Bestrebungen des höheren Lehrerstandes um materielle und soziale Hebung unterstützt und fühle mich daher erhaben über den Verdacht, den Stand, dem ich selbst gern angehöre, irgendwie schädigen oder herabsetzen zu wollen, auch nicht durch meine Ansicht, daß ich den Uebertritt von Offizieren in den höheren Lehrerstand für die jetzt so lebhaft erstrebte gesellschaftliche Hebung des letzteren in den Augen des Publikums für vortheilhaft halte. — Man verschließe nur nicht absichtlich die Augen gegen Thatsachen, die jedem nicht Voreingenommenen bekannt sind. Zwar macht nicht das Kleid den Mann, aber die Welt urtheilt nach dem, was sie sieht; die stille, zurückgezogene, pflichtgetreue Arbeit des Gelehrten entzieht sich nur zu oft der Werthschätzung des Publikums. Sollte nicht der Offizier in einer Stellung an einer höheren Lehranstalt gewissermaßen eine Vermittlerrolle zwischen Oeffentlichkeit und Schule spielen können?

* **Aus der Straßburger Papyrussammlung** werden von Professor R. **Reitzenstein** im eben erscheinenden Oktoberheft des „Hermes“ neue wichtige griechische Texte veröffentlicht. Zunächst ein Stück aus den „**Wolken**“ des **Aristophanes**, nicht sehr umfangreich, aber durch seine Lesarten von großer Bedeutung für die Erkenntniß der Ueberlieferung. Denn es zeigt sich nun, daß die ganz jungen byzantinischen Handschriften, die man bis jetzt gegenüber den alten, dem Venetus und dem Ravennas, sehr gering geschätzt hat, mitunter allein die richtige Lesart bewahrt haben. Ein zweites Papyrusstück bietet Verse aus den „**Argonautika**“ des **Apollonius Rhodius**, eines Dichters, der in der bis jetzt bekannt gewesenen Papyrusmasse noch nicht vertreten war. Auch hieraus lernt man wieder, daß die von den Herausgebern vorgenommene Ordnung der Handschriften nach einseitigen Gesichtspunkten vorgenommen wurde. Es folgt ein Blatt, das gnomische Stücke bietet, einmal ein Bruchstück aus **Isokrates**' Rede an Demarikos, dann einige Sätze aus einem unbekannten **Philosophen der Kaiserzeit**. Den umfangreichsten Text bietet der letzte Papyrus, nämlich **Homer-Glossen**, wie sie ähnlich schon früher von Wilcken aus einem Pariser und einem Berliner Papyrus veröffentlicht wurden. Die Erklärungen sind kurz und entbehren einer weit ausholenden Gelehrsamkeit, doch kommen sie sehr gelegen, um die Frage nach den Scholien des Didymus, eine der wichtigsten in der Homer-Ueberlieferung, der Entscheidung näher zu bringen. Die Papyrussammlung, aus der diese Sachen stammen, hat Reitzenstein im vergangenen Jahre in Aegypten erworben, außer den eben besprochenen Texten sind aus ihr schon eine Reihe von bis jetzt unbekannten Klassikertexten herausgegeben worden. Hoffentlich findet sich unter den noch nicht durchsuchten Rollen noch mancher hübsche Zuwachs zur antiken Literatur.

* **Heidelberg.** Dr. F. Ed. **Schneegans**, Lektor und Privatdozent der romanischen Philologie an hiesiger Universität, wurde, wie die „Voss. Ztg.“ meldet, als außerordentlicher Professor an die Universität **Erlangen** als Nachfolger des nach Würzburg gehenden Romanisten Prof. Dr. **Heinrich Schneegans** berufen. — Die Nachricht von der Berufung Prof. Dr. Henry **Thode**'s nach **Berlin** hat sich, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, zum mindesten als **verfrüht** herausgestellt. Laut Anschlag am schwarzen Brett wird Prof. Thode

seine für kommendes Wintersemester angekündigten Vorlesungen über „Geschichte der toscanischen Malerei im 14. und 15. Jahrhundert" und „Raffael" am 29. Oktober eröffnen.

* **Jena.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich, wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, Dr. O. Hartmann auf Grund einer Habilitationsschrift „Ueber die Behandlung der akuten primär synovialen Eiterungen der großen Gelenke" als Privatdozent niedergelassen.

* **Berlin.** Wie die „Straßb. Post" nach der „Hagenauer Zeitung" berichtet, ist der Oberarzt im Infanterie-Regiment 137 in Hagenau, Dr. M. Westenhöffer, als Assistent zum Pathologischen Institut der hiesigen Universität kommandirt worden, und zwar erfolgte die Kommandirung, die erste, die an einen Militärarzt erging, auf persönlichen Wunsch von Rudolf Virchow.

* **Wien.** Dem Vorsteher des zweiten chemischen Universitätslaboratoriums, Hofrath Prof. Dr. Lieben, ist die durch den Tod von Prof. Dr. Weidel erledigte Stelle eines Vorstehers des ersten chemischen Universitätslaboratoriums interimistisch übertragen worden.

* **Aus Belgien.** Zum wissenschaftlichen Direktor des astronomischen Observatoriums in Brüssel ist der Artillerieoffizier Lecointe, der als astronomischer Sachverständiger an der Südpolexpedition De Gerlache's theilgenommen hatte, ernannt worden.

* **Aus England.** Der frühere Professor der Medizin an der Universität von Oxford Sir Henry Acland ist in London gestorben.

* **Aus Rußland.** Vor einigen Tagen starb in St. Petersburg im Alter von 68 Jahren Geheimrath Dr. med. L. Tomaschewski, Begründer des St. Petersburger Vereins der Kinderärzte. Etwa 40 Jahre lang war er Direktor des St. Petersburger Nikolaus-Kinderkrankenhauses.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 357. Bosnien und Herzegowina. 11. Heft. Wien, Hölder. — G. Meyerhoff: Corpus juris civilis für das Reich und Preußen. III, 1. Berlin, Heymann 1900. — G. J. Krauß: Des Meisters Ende. Roman. Berlin, Dümmler 1901. — Jännicke: Geschichte der Keramik. (Webers illustrirte Katechismen, Nr. 185.) Leipzig, Weber. — A. Tschechoff: Ein bekannter Herr. Leipzig, Diederichs 1901. — W. Bölsche: Liebesleben in der Natur. II. Folge. Ebd. 1900. — H. Boesch: Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, 5. Bd.) Ebd. 1900. — A. Bartels: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. (Ditto, 6. Bd.) Ebd. 1900. — P. v. Schmidt: Unser Moltke. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Aug. H. Braasch: Ueber Ernst Haeckels Welträthsel. (Hefte zur „Christlichen Welt", Nr. 46.) Tübingen, Freiburg und Leipzig, Mohr 1900. — A. Freybe: Züge zarter Rücksichtnahme und Gemüthstiefe in deutscher Volkssitte. Gütersloh, Bertelsmann 1900. — Rud. Goette: König Heinrich der Vierte. (Deutsche Kaiserdramen, I.) Braunschweig und Leipzig, Sattler 1900. — Prof. Lehmann-Hohenberg: Universitätsreform! Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1900. — P. Stühlens Ingenieurkalender für 1901. Ausgabe A nebst Beigabe. Essen, Baedeker. — H. Sudermann: Johannisfeuer. Schauspiel. Stuttgart, Cotta 1900. — C. Weichardt: Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Leipzig, Koehler. — J. R. Gutheil: Die doppelte Buchführung. 2. Auflage. Berlin, Gutheil 1900. — Kants gesammelte Schriften. Bd. XI, 2. Abthlg.: Briefwechsel. 2. Bd. Berlin, Reimer 1900. — L. Lenz: Schwüle Nächte. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — O. Linke: Milesische Märchen. 2. Auflage. Ebd. 1900. — Fr. v. Bülow: Abendkinder. Roman. Ebd. 1900. — B. Schulze-Smidt: Arkadien, und andere Novellen. Ebd. 1900. — G. Heine: Das Wesen der religiösen Erfahrung. Leipzig, Haberland 1900. — Dr. G. Adler: Die Zukunft der sozialen Frage. Jena, Fischer 1901.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 19. Oktober. Nummer 240.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Wahrzeichen des 20. Jahrhunderts.

Von Alexander v. Peez (Salzburg).

Wenn man mich fragen würde nach einem bezeichnenden Namen des beginnenden Jahrhunderts, so würde ich kurz sagen: das Jahrhundert der Villen und Landhäuser.

So lange die Welt steht und es eine Geschichte gibt, sind nicht so viele Villen erbaut worden wie in den letzten fünfzig Jahren. In welches europäische Land der Reisende sich wenden mag, überall begegnet er Gebäuden, ja ganzen Stadtvierteln dieser Art. Allenthalben werden die Stadtmauern zu enge, entstehen Plätze, verbreitern sich die Straßen; aber dieser ganzen Entwicklung geht eine gewaltige Schaar von Plänklern in Gestalt von Landhäusern voraus. Freie Lüfte, Ungestörtheit der Familie, Sonne, Gärten, Natur ist das Losungswort der Gegenwart. Ob man am Rheine wandre oder an der Donau, ob an der Spree, am Main oder an der Elbe, Oder, Weichsel, Maas, Limmat oder an der Seeküste — überall erheben sich Villenviertel, Villenstädte. Die Großvilla, das Schloß, war einst das Privilegium der Fürsten und weniger Magnaten; das Kleinschloß, die Villa, wird zum Gemeingut des Mittelstandes. Und dabei wird es nicht bleiben. Es wäre überaus lehrreich und würde manchen berufsmäßigen Anklägern der Gegenwart ein gut Theil ihrer traurigen Arbeit verleiden, wenn eine Statistik die Zahl der Landhäuser verzeichnete, die seit einem Menschenalter auf dem Gebiete deutscher Zunge entstanden sind.

Diese Entwicklung muß einem besonders tiefen Zug der deutschen Art entsprechen, denn sie wiederholt genau das Wort des Tacitus, daß die deutschen Gutsbesitzer und Bauern ihre Wohnung wählen, „da, wo eine Baumgruppe, eine Flur, ein Quell einladen". Ellenbogenraum und freie Natur! Ungestörtes Familienleben! Aufwachsen der Kinder in freier Luft, in Wald und Hain! Das sind richtige menschliche und vor allem deutsche Ziele.

Sie zu erreichen hat die Neuzeit Vielen ermöglicht. Der von Technik und Chemie, von der Maschine und einsichtsvoller Menschenarbeit geschaffene Wohlstand findet im Landhause eine entsprechende und durchaus zu begrüßende Form des Ausdrucks. Und wiederum sind es technische Fortschritte, sind es Stadtbahnen, Kleinbahnen, Fahrräder, Telegraph, Telephon und verbesserte Posten, die den Ausbau aus der Stadt gestatten und es möglich machen, daß Beamte jeder Art, wie Geschäftsleute jetzt vor den Thoren ihre Wohnstätten aufschlagen können.

Wenn ich sagte, diese Entwicklung werde nicht bei Reichen und sehr Wohlhabenden stehen bleiben, so war dies auf Erfahrungen beruhend. Schon beginnt auch der Kreis der kleineren Beamten und Gewerbetreibenden in diese Bahn einzulenken. Besserer Verdienst und geregelte Arbeitszeit tragen das meiste dazu bei; ist dadurch eine Grundlage für den Kredit geschaffen, so pflegen sich Gesellschaften zu bilden, welche bei Ankauf des Platzes und Bau zur Seite stehen. Dann kommt ein wichtiger Freund in Betracht: der Garten. Wie viel nützliches und angenehmes für Haus und Tisch läßt sich dort erzielen! Hier wird die Arbeit selbst zum Gewinn, die Anstrengung zur Freude, die Mühe zu Erholung und Gesundheit. Der Garten ist die beste Sparkasse des mittleren und kleinen Haushalts. Jeder Reisende in Südfrankreich oder Italien hat wahrgenommen, wie dort ältere Leute, denen die Arbeit mit Pflug, Karst und Sense zu schwer geworden, in der Pflege von Obst, Gemüsen, Bienen oder Seidenwürmern angenehm hantiren und eine immer noch lohnende Beschäftigung finden. Man geht nicht zu weit, wenn man die Ansicht ausspricht, daß der stetige und ausdauernde Fleiß, der „Bienenfleiß", womit Frankreich die furchtbarsten Unfälle überwunden hat, dem Garten entstammt. Es ist aber weniger der Unterschied des Himmelstrichs als der Volksgewohnheit, welcher diesen Boen für den Nordländer schwächer fließen macht. Der Begriff des Gartens als Ergänzung der Familie ist bei uns noch nicht so recht ins Volk gedrungen. Und doch, wie heilsam könnte er sein! Bei der Gartenarbeit helfen die Frauen, und an ihrer Seite lernen die Kinder thätig zu sein. Der Garten ist die wohlfeilste und vielseitigste Arbeitsschule für die Jugend, er ist der natürlichste Verbündete und Helfer für die Hausfrau und zugleich für den Mann eine Entlastung von seinen Sorgen, eine Quelle häuslichen Friedens und mancher stillen Freude, die das Gute hat, daß sie innerhalb der Grenzen des Hauses und gemeinschaftlich mit den Seinen genossen wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß von dem bekannten Schema „acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Fortbildung" gerade die letztere Abtheilung nicht immer im besten Sinn verwendet worden ist; würde von diesen acht Stunden auch nur eine oder zwei auf den Garten verwandt, so wäre das eine soziale Verbesserung ersten Ranges!

Wir sind nun schon bei der großen und vielgestaltigen Klasse angelangt, die man im allgemeinen als „Arbeiter" bezeichnet. Das Wort ist schon unglücklich gewählt, weil es die Vorstellung erweckt, als ob wir Anderen keine Arbeiter wären und als ob Handarbeit die eigentliche Arbeit sei. Noch unglücklicher aber als das Wort droht die Entwicklung der Träger des Namens zu werden. Justus Möser, der unvergessene und unvergeßliche Patriot, meinte einst, der deutsche Bauer habe seinen Beruf verfehlt. In der Gegenwart jedoch scheint

die Gefahr viel draheuder, daß der deutsche Arbeiter seinen Beruf gründlich verfehle. Nur mit Kummer kann man sehen, wie ein Theil gerade der deutschen Arbeiter van den wesentlich gestiegenen Löhnen, van der nun schon viele Jahre anhaltenden festen Arbeitskanjunktur und der Befreiung von der Sarge für Unfall und Krankheit, Wittwen und Waisen ꝛc. seltener, als bei anderen Völkern geschieht, den richtigen Gebrauch macht. Ein kräftiges Gegenmittel gegen solche Lackerung und Verflachung bieten nun auch hier das eigene Haus und der eigene Garten. Das Verdienst des Arbeiters ist im allgemeinen sa weit verbessert, daß ein solches Ziel sehr wohl ins Auge gefaßt werden kann. Besonders gilt das für die Fabriken auf dem Lande. In den Graßstädten liegt die Sache schwierig, doch sollte alles aufgeboten werden, um durch Kleinbahnen und Tramways den Ausbau zu ermöglichen. Auf dem Lande und in kleinen Städten macht sich das von selbst oder doch mit geringer Nachhülfe. Das Mülhausener System, einst ein Fortschritt, ist jetzt schan überhalt. Das Errichten von Arbeiterstädten durch die Arbeitgeber und das Vermiethen der Wahnungen durch letztere kann da, wo es besteht, nicht so schnell geändert werden und vermag ja auch Gutes zu leisten, aber im allgemeinen entspricht es weder dem Willen des Arbeiters, noch den Interessen der Unternehmung. Der Sinn des Arbeiters geht auf ein selbständiges, nicht in einer Arbeiterstadt, sandern in freier Natur gelegenes Heim, und wo immer nur halbwegs die Möglichkeit für einen salchen Ausbau besteht, können Fabrik und städtische Verwaltung gar nichts Besseres thun, als dies Streben zu fördern. Zu dem Ende wird ein verständiger Unternehmer var allem verhüten, daß sich Grundspekulanten der etwa passend gelegenen Gelände bemächtigen. Auf dem Lande wird es immer möglich sein, durch rechtzeitigen Ankauf die entsprechenden Grundstücke in die Hand zu bekammen oder dach durch Ankauf einzelner Theile auf die mäßige Preishaltung einzuwirken. Alles übrige wird sich in der Regel der Arbeiter selbst besargen. Der Unterzeichnete kann einigermaßen aus Erfahrung sprechen. Allerdings handelte es sich um eine neu angelegte Fabrik in der Nähe eines Dorfes. Die Unternehmung begnügte sich damit, nur der Varwegnahme der Preissteigerung durch die Spekulatian entgegenzutreten, das heißt: die Preissteigerung für den Arbeiter varzubehalten, und es war eine Freude, zu sehen, wie die Arbeiter die geeignetsten Plätze sich aussuchten, wie sie richtig zu wählen verstanden und den Bau praktisch führten. Sehr selten kam es vor, daß zwei Familien sich zusammenthaten, aft jedoch hatte der Erbauer schon einen unverheiratheten Kollegen als Miether zur Hand, und allemal war für einen Garten gesorgt. Den Preis eines salchen kleinen Besitzes kann man auf etwa 5000 M. anschlagen. Auch fesselt er nicht, da er nicht in einer Arbeiterstadt liegt, seinen Besitzer; das Haus ist auch für Handwerker ader Kleingründler zu benützen, behält daher immer seinen Werth und vermehrt ihn in Friedenszeiten. Der Garten bringt Kraut, Gemüse, Obst und Blumen. Es wird eine Ziege, dann eine Kuh eingestellt. So wird der Arbeiter für einen Theil seiner Bedürfnisse von den hahen Preisen des Ankaufs im kleinen befreit, er hat außerdem seine Wahnung und ist einmal das Haus abgezahlt, sa gewinnt der baare Lohn den Charakter eines regelmäßigen und höchst erfreulichen Zuschusses.

Der Vartheil eines salchen Verhältnisses wird in der Regel am besten gewürdigt von den benachbarten Bauern. Anfangs betrachten sie den Arbeiter mit nicht gerade freundlichen Blicken, zumal das Steigen des Arbeitslohnes ihnen die Knechte vertheuert, wenn nicht gar abspenstig macht; dann regt sich etwas wie Eifersucht und endlich schließen sie sich der neuen Entwicklung theilweise an. Wie sanst der Soldatenstand, nimmt jetzt die Fabrik die jüngeren Sähne auf. Zunächst wahnen sie bei den Eltern und zahlen dort Miethe und Kost. Manche auf dem Besitze haftende Schuld ist durch die Arbeitslähne der benachbarten Fabrik abgetragen warden. Besteht zwischen den Eltern und dem Sahne gutes Einvernehmen, sa wird auch ein benachbartes Grundstück angekauft, nach welchem der Bauer schon seit Jahren vergeblich getrachtet hat. In der Regel jedach spart der Sahn so lange, bis er einen kleinen Besitz erwarben und sich selbständig machen kann. Erfahrungsgemäß werden das die zuverlässigsten Werkführer und Arbeiter in der Fabrik und zugleich bringen sie in die Bauernschaft ein frisches sartschrittliches Element. Gerade eine salche Vereinigung van Arbeiter und Bauer schafft schon tüchtige und gesunde Menschen mit einem Nachwuchse, der sich leichter in der Welt zurechtfindet als die Kinder einer einseitigen Klasse.

Immer aber ist das Ziel, der deutschen Art entsprechend, die Gründung einer Familie, eines selbständigen Haushaltes, und dazu dient am besten die Erwerbung eines eigenen Hauses mit Garten.

Diese Entwicklung, die der Verfassee vorstehender Zeilen an verschiedenen Orten beobachtet hat, nimmt je nach den örtlichen Verhältnissen eine verschiedene Gestalt an. Besonders ausgesprachen tritt sie auch in Gegenden mit sammerlichem Fremdenverkehr auf. Die Verwerthung zahlreicher sogenannter „Nebenprodukte“, wie Milch, Rahm, Hühner, Enten, Gemüse, Obst, oder auch ein einfaches Gewerbe, bei dessen Ausübung ein Laden nicht nothwendig ist, bildet die wirthschaftliche Grundlage, die den Ausbau aus Stadt aber Darf nützlich macht. Es hat sich schon ein bestimmter Typus für derartige Bauten herausgebildet, der in Anlage und Preis im ganzen mit den Häusern bei Fabriken auf dem Lande übereinkommt. Das Haus enthält ebenerdig Varplatz, Küche und Speisekammer, Wohnzimmer, auch wahl eine Schlafkammer; in letzterem Falle wird die obere Stube vermiethet. Seitwärts stehen ein einfacher Schuppen und Stall. Ist das junge Paar, das sich einen solchen Neubau errichtet, beliebt und verspricht man sich van ihm eine gute Nachbarschaft, so sind zuweilen die Nachbarn behilflich; der Eine gibt Kalk, der Andere etwas Halz, ein Dritter leistet im Winter Fuhren, und da der Eigenthümer selbst tüchtig mit zugreift, gelingt es aft, ein ganz freundliches Anwesen zu äußerst mäßigen Preisen herzustellen.

Wie aus diesen Andeutungen ersichtlich, hat der gesunde Sinn des Valkes schon in manchen Fällen den rechten Weg gefunden. Den letzteren weiter zu ebnen, zu erleichtern, und für möglichst Viele zugänglich zu machen, wird eine dankbare und höchst wichtige Aufgabe unsrer Gemeinwesen sein. Insbesandere hat sich auch der unlängst in Trier tagende Verein für öffentliche Gesundheitspflege mit dieser Frage beschäftigt. Alles, was dort von erfahrenen Männern über rechtzeitige Erschließung von Baugeländen, Verhütung ungesunder Spekulation, Herstellung van Straßen und Verkehrsmitteln u. a. gesagt wurde, verdient die größte Beachtung, und insbesandere steht zu hoffen, daß die bei den staatlichen Versicherungsanstalten liegenden Kapitalien nicht in Arbeiterstädten angelegt werden, sandern in der vom Vereine für öffentliche Gesundheitspflege bezeichneten und näher auszubildenden Weise zum Ausbau in Einzelhäusern auf dem Lande mitwirken.

Jedenfalls sehen wir, wie auch in dem Kreise des von manchen Dichtern und Denkern ganz unpraktisch angefaßten „kleinen Mannes“ der Zug nach der freien Natur und nach Selbständigkeit sich regt und theilweise schon bestimmte Formen gefunden hat. In Freiburg soll es vorgekommen sein, daß eine Hausfrau ihrem zu einer sozialistischen Hauptversammlung abgehenden Gemahle mit Aussicht auf bevorstehende Gütertheilung zurief: „ich nehme nur ein Haus mit Altane!“ Kann einstweilen noch nicht die „Altane“ jedem Staatsbürger zugesichert werden, so ist auch sie dem Zielbewußten und Fleißigen nicht mehr unerreichbar. Auch der kleine Mann hat schon den Typus für sein Landhaus geschaffen, und man wird, auf Thatsachen und Erfahrung gestützt, hoffen dürfen, daß immer zahlreichere Kreise des Volkes an dieser heilsamen Entwicklung, dem Wahrzeichen des 20. Jahrhunderts, Antheil gewinnen werden.

Aus dem Leben Karl Gutzkows.

Nach ungedruckten Quellen.

Von Dr. Heinrich Houben.

II.

Auch von Berlin kam eine wenig ermuthigende Nachricht. Der Intendant des kgl. Schauspielhauses v. Küstner ließ ihm schreiben, daß „Anonym“ nur bedingungsweise zur Aufführung angenommen sei, wenn nämlich einzelnen Personen desselben, englischen Herzogen, ihre Titel und ihre Nationalität genommen werde. Ueberhaupt war die Stimmung in Berlin dem Stück sehr ungünstig; v. Küstner hatte zwar die Erlaubniß zur Aufführung, aber man nahm Aergerniß daran und wollte, jedenfalls mit Rücksicht auf politische Strömungen, die Handlung in ein anderes Land als England verlegt haben, wogegen sich aber v. Küstner, wie sein Sekretär dem Dichter versichert, mit Entschiedenheit sträubte. Die Aufführung sollte noch dazu im Herbst, der Zeit der Urlaube sein, wovon Gutzkow allerdings vorher selbst gesprochen hatte. Daraufhin nun zog er gekränkt und mißmuthig das Stück ganz zurück. Er hat es auch von der Sammlung seiner Dramen ausgeschlossen. Dieses Lustspiel ist die Grundlage des in den „Rittern vom Geist“ weit ausgesponnenen Motivs der geheimen Memoiren der todten Fürstin Amanda von Hahenberg. Nebenher kamen ihm von kritischer Seite von Berlin aus zu jener Zeit neue Anfeindungen. Rötscher schien die Birch-Pfeiffer zu begünstigen, mit der Gutzkow trotz der früheren engen Freundschaft vollständig zerfallen war. „An Rätscher,“ schreibt er boshaft, „sieht man, was die Birch durch ihre Soupers durchsetzen kann. Wär' ich nicht selbst zu gedrückt, würd' ich gegen die arroganten Dreifußkritiker schreiben.“ Diese Passivität findet sich selten in Gutzkows Leben; stets hatte er Vertheidigungswaffen zur Hand; hier ist sie gewiß das deutlichste Zeichen der vollständigen Muthlosigkeit, mit der er in Paris angekommen war. Weiß man dies, so begreift sich auch die gereizte Stimmung, die ihn gegen alles, was mit deutschem Theater, deutscher Kritik zusammenhing, damals erfüllte und der er in den Berichten über jene Reise, den „Pariser Eindrücken“, häufigen Ausdruck verlieh. Dazu kamen dann noch viele Nachrichten von Hause, von den Seinigen, die ihn mit quälenden Sorgen peinigten. Da war zunächst die materielle Frage, der Mißerfolg des „Anonym“ hatte auch seine Finanzen gestört. Die Frankfurter machten keine Miene, Gutzkow für das allerdings vom Publikum abgelehnte Stück ein Honorar zu zahlen und er sah sich Ende März gezwungen, wenigstens die Hälfte zuhause bestimmt zu beanspruchen. Dabei war Amalie zuhause nicht selten in Verlegenheit. Es berührt eigenthümlich, Gutzkow in dieser Zeit auf einen Lotteriegewinn hoffen zu hören, und da mußte ihm noch der Aerger begegnen, daß Amalie das Zahlen der sechsten, chancenreichsten Klasse vernachlässigte und der Kollekteur das Loos nicht brachte. Er war bei seiner Rückkehr von Paris nicht einmal imstande, seinen Angehörigen ein Reiseandenken mitzubringen, so erschöpft war seine Kasse. Auch war seine Gesundheit sehr schwankend; während er sich beunruhigte über die Krankheit eines seiner Söhne, litt er selbst unter dem Wechsel der frühlingsunsicheren Witterung. Die Wohnungsänderung war auch nicht ohne nachtheilige Folgen vorübergegangen. Es waren das ja so wie so Dinge, mit denen er sich am wenigsten gern befaßte. Ende März sehen wir ihn eine ganze Woche unwohl, auch am 10. April nutzte er nachhause melden, daß er „nur leidlich“ wohl sei, und er kam auch erschöpft und mager geworden von seiner Reise nach Frankfurt zurück. Und das ferne von der Pflege der Seinigen, nach denen er sich während seines ganzen Pariser Aufenthalts so sehnte. „Ich denke mit Rührung an meine Lieben zurück,“ schreibt er in seinem ersten Brief vom 4. März, „und sage mir: Was ist doch dies Leben für ein wunderliches Gemisch von kleinen Heldenthaten und großen Thorheiten!“ Zu den letzteren scheint er halb und halb seine plötzliche Abreise zu rechnen. Innig sind seine steten Erkundigungen nach seinen Kindern und in jedem Briefe fast begegnen wir der Bitte: „Unterlaß nicht, mir recht ausführlich zu schreiben.“ Er war ja nicht zum Vergnügen in Paris und deßhalb verlangte er auch von Amalie, daß sie ihm durch häufige Briefe den Aufenthalt in der Fremde erträglich machte. Er verlangte gar nicht so viel. Nur alle acht Tage sollte sie ihm schreiben. Aber nur selten ist er von Amaliens Briefen ganz befriedigt. Einmal antwortet sie zu langsam oder zu kurz und unvollständig, dann hat sie eine Bestellung verspätet oder vergessen, und immer wieder muß er sie zur Ausdauer im Schreiben und im Sammeln der ihn interessirenden Zeitungsnotizen und der Theaterchronik ermahnen. Amalie aber lebte unterdeß, wie es scheint, ganz fröhlich in Frankfurt, empfing zahlreiche Besuche von Bekannten ihres Mannes, die jetzt zu ihr kamen, um, wie Gutzkow argwöhnt, „die arme Frau für ihren unsinnigen Mann zu trösten“. Selbst gegen seine nächsten Bekannten war er mit Groll erfüllt, so gegen Löwenthal, den er im Verdacht hatte, vor vier Jahren gegen seine Pariser Briefe geschrieben zu haben. Geschimpft hatte er ja genug dagegen. Gutzkow verachtete dies seiner Frau geschenkte Mitleid und bat sie dringend, es möglichst kühl aufzunehmen. „Ich hoffe, daß Du zu ehrgeizig bist, solche Formen der Annäherung zu dulden.... Ich bitte Dich sehr, kleinliche Beurtheilungen meines Wesens, meines Charakters nie zu dulden. Weil ich Gemüth habe, erklären mich diese Menschen für klein! Was würden sie wohl thun, wenn ich sie zerträte und anspiee, wie Löwenthal einmal gesagt hat, daß man mich „anspeien“ müsse! Das würden sie groß nennen, wenn ich in Frankfurt geblieben wäre und mir von H. H. Braunfels oder Oppenheim hätte erklären lassen können, daß ich keine Stücke schreiben kann.“ Auch war er bei den Berichten von den zahlreichen Besuchen bei Amalie nicht frei von Eifersucht gegen den Einen oder Anderen. Er muß wohl auch Grund dazu gehabt haben, wie aus Briefen einer Freundin Amaliens, Julie v. Carlsen, hervorgeht. Nicht zwar, daß seine Frau irgend eine Schuld träfe, aber ein-

zelne Bekannte scheinen sich um seine Frau mehr bemüht zu haben, als ihm passen mochte. Thatsächlich war Amalie auch einmal in die Lage gekommen, gar zu dreiste Annäherungen zurückzuweisen. So „athmete er auf", als Ludwig Wihl, einer seiner intimsten Hamburger Freunde, Frankfurt verlassen hatte. Besonders gegen diesen war er auch aus anderen Gründen erzürnt. Wihl war vorher einer der eifrigsten Besucher des Dichterheims auf dem Hirschgraben gewesen. Am 10. März schreibt Gutzkow an Amalie: „Mit Wihl ist mir der Verkehr zur Last geworden. Was bindet ihn an uns? Liebe, Freundschaft? Nicht ein Funke davon. Nur sagen will er können, daß er unser Vertrauter ist. Gebe der Himmel, daß ich bei meiner Rückkehr ihn entweder nicht mehr finde oder die Kraft habe, ihn von mir fern zu halten." Und als er in Paris zum erstenmal wieder deutsche Journale in die Hand nahm, fand er gleich wieder eine aus der Luft gegriffene Notiz über sich in der „Didaskalia", er gäbe sich Mühe, das „Urbild des Tartüffe" auf ein Pariser Theater zu bringen. Er hielt ohne Zweifel Wihl für den Urheber. Es sei kein wahres Wort daran und „das Wihl'sche Hausirengehen mit seinem bißchen Ruhm ihm gänzlich fremd". So kam er aus dem Zustand der Gereiztheit in den ersten Wochen nie heraus. Gewiß trug seine eigene Natur einen Haupttheil dieser Schuld, dieses Vergehens an sich selbst. Levin Schücking hat nicht ganz unrecht, wenn er sagt: „Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn." Schücking nennt ihn sogar „glücksunfähig", ein herbes Wort, das nur zum Theil Berechtigung hat.

Nur selten erhielt er, zwischen all diesen Widerwärtigkeiten, dann einen Brief von Amalie, der ihn wahrhaft befriedigte, oder Zeilen von seinen Kleinen, die ihm in stolzer Freude das Herz schwellen machten, wie sich überhaupt in jenen Briefen an seine Frau eine rührend warme Zärtlichkeit für seine Kinder ausspricht.

Daneben nun plagten ihn geschäftliche Verdrießlichkeiten. Inserate in der Augsburger Allgemeinen Zeitung wegen der erscheinenden „Säkularbilder", die er 1837 unter dem Titel „Bulwers Zeitgenossen" anonym hatte ausgehen lassen, hatte Löwenthal versäumt, obgleich ihn Gutzkow fünf Wochen lang daran erinnern ließ; der Druck der in Frankfurt erscheinenden „Gesammelten Werke" (Literarische Anstalt, J. Rütten 1845 bis 1846. 12 Bände. Der 13. Band 1852) ging nicht so schnell und regelmäßig, wie er es wünschte u. s. w.

Dies alles nun veranschaulicht genügend die Stimmung, welche ihn während des zweiten Pariser Aufenthalts beherrschte. Es trifft also wohl nicht ganz zu, was Joh. Proelß in seinem Buch „Das junge Deutschland" (S. 781) sagt, daß Gutzkow den „Uriel Acosta" „in jener klaren Künstlerstimmung" gestaltet habe, „in der ein Meister der Plastik einem wiederholt skizzirten, völlig beherrschten Stoff mit sicher arbeitender Hand die von ihm gewollte Form der Vollendung gibt". So ruhig und selbstzufrieden ist seine Stimmung nur in ganz wenigen, sonnigen Stunden, vielleicht aber nie gewesen. Vielmehr hat der Dichter das Werk mit bewundernswerther Willenskraft seinem Genius abgerungen. Mit seinem Herzblut ist es getränkt. Daher auch jene elegische, stellenweise melancholische Stimmung, die, wie Bulthaupt rügt, über dem Ganzen ausgebreitet liegt, die mir aber der ergreifenden Schönheit des Stückes eher günstig als nachtheilig zu sein scheint.

Zu alledem kam nun noch seine ärgerliche Stellung unter den Deutschen in Paris, von denen er ebenfalls viele Anfeindungen zu erdulden hatte. Er nennt Heine als den Urheber derselben und beschuldigt ihn, er suche eine geringschätzige Meinung über ihn zu verbreiten. Seit 1840 schon war die frühere Bewunderung, die Gutzkow für Heine's Geist, nie aber für Heine's Person gehegt hatte, einer offenen Feindschaft gewichen. Er konnte ihm das Buch über Börne nicht verzeihen und war mit Recht gekränkt, daß sein eigener und Heine's Verleger, Julius Campe, Heine's Pasquill auf Börne den Vortritt gelassen, während Gutzkows Schrift für Börne monatelang ungedruckt liegen mußte. Jetzt so nah bei einander, mußte sich eine Zuspitzung des peinlichen Verhältnisses ergeben. Und so geschah es auch. Gutzkow erzählt in seinen „Rückblicken" (268/70), daß er eine Einladung Heine's, die ohne Zweifel ein Kapitel „Heine in Paris" in Gutzkows Pariser Briefen veranlassen sollte, zurückgewiesen habe, weil er als der begeisterte Biograph Börne's dem Verlästrer dieses Todten schon mit Rücksicht auf Börne's Verwandte und Bekannte, die Gutzkow zu seinen Freunden zählte, nicht freundschaftlich gegenübertreten konnte. Die Folge war ein vielseitiger Angriff auf Gutzkow durch Heine's Freunde; die Streitigkeiten und Preßfehden der nächsten Jahre sind dadurch veranlaßt.

Der Kreis der Deutschen, die sich damals im Pariser Exil und Asyl zusammenfanden, war sehr groß. Gutzkow hatte sich am Tage seiner Ankunft, wie er Amalien erzählt, sofort Alexander Weill rufen lassen, mit dem er auch vor vier Jahren in Paris verkehrt hatte, um mit ihm der Uebung halber französisch zu sprechen. Allen Bekannten in Paris hatte er angekündigt, daß er zunächst lange bleiben und dann arbeiten wolle, und so blieb er in den ersten Tagen von allzu zahlreichen Besuchen verschont. Dennoch ging ihm, klagt er, oft der ganze Vormittag durch Besuche verloren, so daß er kaum zum Arbeiten, geschweige denn zu fleißigem Briefschreiben Zeit übrig behielt.

Herwegh, mit dem er häufig zusammenkam, wollte ihm erst nicht recht behagen, der trägen Resignation wegen, in die Herwegh versunken schien. Er und seine Frau schwärmten nur von politischen Thaten, verachteten das stille Schaffen des dichterischen Genius. Das konnte natürlich Gutzkow, der sich aus dem Lärm des Lebens in die Einsamkeit des Dichters zurückziehen wollte, wenig gefallen, und mit Kopfschütteln hörte er den großen Plänen über politische Aktionen auf den schwellenden Divans seines Gastfreundes zu, während ihm melodische Verse seines „Uriel Acosta" in den Ohren klangen. Erst allmählich fand er sich in Herweghs Wesen und gewöhnte sich an dessen Frau, die ihm mit ihrer begeisterten Liebe zu ihrem Manne, je länger er sie kannte, desto lieber wurde. Auch sie schenkte ihm ihr Vertrauen und mit der Zeit glaubte Gutzkow zu fühlen, daß er anfange, dem Herwegh'schen Hause ein „Bedürfniß" zu werden.

Außerdem gehörten Venedey, Rochau, Grün, Kreizenach, die Gräfin d'Agoult, Frau Strauß, Börne's Freundin, und Andere zu seinem näheren Verkehr. Auch Levin Schücking kam in jener Zeit nach Paris und suchte Gutzkow auf.

Das wichtigste Ereigniß aber war für Gutzkow ohne Zweifel, daß auch Therese v. Bacheracht, seine edle, hingebende Freundin, in Paris ankam, und gerade für den „Uriel Acosta", für die Gestaltung der Judith,

ist es höchst interessant, was er über sie an Amalie am 16. April schreibt: „Verschweigen will ich Dir nicht, daß auch die Bacheracht gekommen ist. Sie will ihre Pflegetochter nach Havre bringen, um diese von dort nach Amerika einzuschiffen, wo sie zu ihrem Onkel soll. Ich sage Dir das selbst, damit nicht Andere kommen und Dir überraschende Neuigkeiten bringen wollen. Ich habe Dich zwar noch nicht daran gewöhnen können, in dieser Frau ein Element zu sehen, das ich, weil es Freundschaft und Hingebung ist, nicht von mir stoßen kann, aber Du wirst Dich daran gewöhnen, Du wirst fühlen, daß ich mich nicht immer noch ärmer machen kann, als ich schon bin. Boison, die Birchpfeiffer, eine Menge Anderer warten nur darauf, daß ich, um meine totale Herzlosigkeit zu beweisen, auch mit ihr breche: ich will weder ihnen, noch Anderen, die darin etwas anderes sehen würden, was Dir vielleicht besser gefiele, diesen Triumph gönnen. . . . Der Ton, auf den ich dies Verhältniß allmählich gedämpft habe, ist ein solcher, bei dem mein Gewißen, meine warme erneute Hingebung für Dich, meine Rücksicht auf meine Lebensstellung bestehen kann. Deßhalb sprech' ich offen und frei davon und husche auch nicht, wie Dir es lieber wäre, darüber hinweg. Ich kann mich um Freundschaft nicht ärmer machen! Wie allein, wie einsam stehe ich! Deßhalb entferne Dich von der unedlen, prosaischen und grunderbärmlichen Auffassung dieses Verhältnißes, wie es Deine Eltern kundgeben, und denke Dir nichts Schlimmes darunter, wenn Du hörst, daß die Bacheracht, die ohnedies alt geworden und sehr krank (dieser Nebensatz, der an die weibliche Schwäche appellirt, ist übergeschrieben), hergekommen ist." Dieses Zusammentreffen war übrigens kein zufälliges, sondern eine gemeinsame Verabredung. Gleichwohl ließ sich Gutzkow auch dadurch nicht aus dem regelmäßigen Gang seiner täglichen Beschäftigung herausbringen. Schücking erzählt in seinen „Lebenserinnerungen", daß er ganz von der Arbeit absorbirt worden sei. Nur die Abende scheint er regelmäßig in ihrem Salon zugebracht zu haben, während er zum Führer Theresens und ihrer Nichte Karoline, die Beide Paris noch nicht kannten, Schücking bestellte, was Frau v. Bacheracht, wohl weniger Schücking, sehr recht war.

Im großen und ganzen stand Gutzkow während dieses zweiten Pariser Aufenthalts nicht so im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wie vor vier Jahren, wo ihn die Absicht geleitet hatte, die Hauptstadt Frankreichs, ihr Leben und Treiben gründlich kennen zu lernen, und mit allen bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung zu kommen. Diesmal machte er nur kurz vor seiner Abreise noch schnell einige Besuche, da er fürchtete, sich nachher Vorwürfe zu machen, daß er so manche von den dortigen Berühmtheiten nicht aufgesucht hatte, und gerade zu Franzosen nur ging er, um an ihnen eine Stütze gegen seine deutschen Gegner in Paris zu haben. Doch so wenig war er auf solche Besuche auch vorbereitet, daß er nicht ein einziges Exemplar seiner Schriften bei sich hatte, das er als Empfehlung hätte verwenden können. — Weit mehr als die politischen Ereignisse und Personen beschäftigten ihn jetzt die Theater und Schauspieler. Der Tragödin Rachel hatte er vor vier Jahren nicht viel Geschmack abgewinnen können; er vermißte die Wärme des Gefühls und sah nur kalte Verstandeskunst. Schon am Tage seiner diesmaligen Ankunft sah er die Rachel als Jungfrau von Orleans in einer von ihr hervorgesuchten Tragödie des verstorbenen Akademikers Alexander Soumet, und mußte jetzt sein Urtheil dahin ändern, daß er wenigstens die Kunst, die Genialität der Rachel anerkannte. Fast täglich war er nun im Theater, bald hier, bald da, und er sagt selbst, daß ihm die Vorliebe der französischen Bühne für die Tragödie bei der Arbeit am „Uriel Acosta" sehr behülflich gewesen sei.

In dieser Arbeit nun suchte er Befriedigung seines gedemüthigten Ehrgeizes. Erst in Paris war er ja nach der Flucht von Frankfurt wieder zur Besinnung gekommen und zu dem Bewußtsein, daß ihn im Grunde doch das Bedürfniß nach Einsamkeit zu angestrengter, ungestörter Thätigkeit hinausgetrieben hatte. Im Anfang kam ihm, wie schon bemerkt, diese Einsamkeit recht ungewohnt, das Heimweh zu den Seinen trübte ihm manche Stunde und die Qual der Nichtbefriedigung ließ ihn mit Bitterkeit auf seine Arbeit blicken. Doch allmählich schlug sein Herz ruhiger, die Poesie besänftigte den wilden Schlag, und mit ganzer Seele vertiefte er sich in seine Arbeit, wenn es ihm gelang, alle unangenehmen Eindrücke abzuschütteln. Er hatte sich, um mit Manasse im „Uriel Acosta" zu reden, sein Leben „in den Bann des eigenen Behagens" eingepfercht. Besser als alles andere schildert eine Briefstelle an Amalie den Verlauf seines Tages: „Du würdest Deine Freude haben, wenn Du mich so des Morgens zwischen — — 9 und 10 Uhr aufstehen sähest, wie ich dann allmählich mich finde, am Kamin erwärme und dann in einer Tour bis 5 Uhr ungestört arbeite. So muß es auch sein. So nur wird man Herr seiner Gedanken. So nur können z. B. Alexander Dumas und Eugène Süe ihre großartigen Arbeiten bezwingen. Von 5 Uhr an gehör' ich dann den Zerstreuungen, esse sehr gut, besuche die Theater oder gebe mir in Cafés Rendezvous mit Venedey und Anderen. Sollten wir uns entschließen, nach Berlin zu ziehen, so werd' ich mir auch dort mein Leben so einrichten."

Auch in seinen „Rückblicken" (S. 289) nennt er Paris den stillsten und anregendsten Platz, den es in Europa für geistige Arbeiten nur geben könne. „Die Länge des Vormittags bis 3 oder 4 Uhr, ehe man ausgeht, ist an sich schon arbeitsergiebig. Der Portier (Concierge) wird bedeutet, daß man für keinen Besuch zuhause ist. Ungestört verweilt man in seiner Gedankenwelt, die überdies durch die geistige Chronik der Seine-Stadt, die rührige Arbeit und Erfindungskraft der Theater, die politische Erregung, die öffentlichen Akte der Akademieen, die geistvollen, nicht massenhaft blödsinnigen Journale, die Zurückdrängung alles Lokalgeschwätzes eigenthümlich gehoben und gefördert wird."

Diese Anregung von außen, diese Ruhe und Behaglichkeit des Daseins war die erste Bedingung einer Stimmung, die ihn wieder an den Schreibtisch bannte. Was ihn aber dann aufrecht erhielt in schweren Stunden, was ihn wieder mit Muth und Hoffnung erfüllte und ihn die bitteren Enttäuschungen verwinden ließ, war der poetische Stoff, den er unter seinen Händen hatte, und dessen Gestaltung um so schneller gedieh, als keines seiner Werke so tief aus seinem Innern hervorgequollen ist wie gerade der „Uriel Acosta". Er setzte auf dieses neue Werk große begeisternde Hoffnungen und wies ruhig die Bedenken zurück, die Schücking darüber aussprach, „daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutschlands, das so stürmisch nach einer ganz neuen, von Zeitgedanken durchtränkten Literatur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klassische Tragödie in Jamben und fünf Akten eine Inkonsequenz begehe." (Schücking, Lebenserinnerungen II, 116). Die reine dichterische Stimmung, welche ihn beim Schaffen beseelte, erfüllt ihn noch im Alter mit wohlthuender Befriedigung und ist ihm, allen Angriffen und Zweifeln seiner Freunde zum Trotz, die Gewißheit seines wahren Dichterberufes. Noch in seiner letzten scharfen Streitschrift „Dionysius Longinus. Oder: Ueber den ästheti-

schen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" (Stuttgart, im Verlag seines Sohnes Emil Gutzkow. 1878), spricht er mit Genugthuung von dem Glück, das bei der Arbeit am Uriel seine dichterische Phantasie mit leichten Flügeln emporgehoben, von dem „Begeisterungsrausch", der ihm die Feder in die Hand drückte. (S. 46. 71.)

Der Plan zum „Uriel Acosta" ist nicht in Paris entstanden. Gutzkow hatte ihn fertig mit nach Paris gebracht. Die von Löning (= Löwenthal) und Rütten veranstaltete Sammlung seiner Werke veranlaßte ihn zur Durchsicht seiner 1834 geschriebenen Novelle „Der Saducäer von Amsterdam". Dabei fiel ihm die scenische Steigerung jenes Stoffes auf und mit einem schon fertigen Scenarium zum „Uriel Acosta" war er nach Paris gekommen (s. „Rückblicke" S. 289).

Nur spärlich sind die Mittheilungen, die Gutzkow seiner Frau über das neue Stück macht, sie erheben sich nicht über blaße Datirungen, gehen nie näher auf den Inhalt, auf Motiv desselben und dergleichen ein. Es verdient dies hervorgehoben zu werden für die Frage nach dem Antheil, den er Amalie an seiner Dichtung nehmen ließ. Theilweise sind allerdings auch die hinterlassenen Briefe zerschnitten, doch kann es sich nur um kurze Nachrichten auch hier handeln. Am 22. März schreibt der Dichter: „Es hat den schönsten Anschein, daß ich mit einem fertigen Stück nachhause komme, mit dem Uriel Acosta, an den ich mit um so größerer Liebe gegangen bin, als mir die französische Bühne in der Durchführung und Begeisterung für einen tragischen Stoff entgegenkommt. Zwei Akte hab' ich schon fertig. ... Sage Niemanden den Stoff, den ich bearbeite, überhaupt nicht, daß ich schon wieder ein Stück schreibe. Das dumme Volk versteht nicht meinen Drang, zu schaffen und zu wirken. Ihr drittes Wort ist „Vielschreiberey" und ihr viertes: ich sollte keine Dramen schreiben ... ich will und werde mich daran nicht kehren und es ist mir nicht bange, ich werde meinen Posten schon wieder behaupten."

Erstaunlich schnell ging die Arbeit voran, trotzdem ihm ein gezwungener Aufenthalt eine ärgerliche Verzögerung bereitete. Er brauchte nämlich zu den beiden letzten Akten, die ihm „sowieso viel Schwierigkeiten" machten, unbedingt die Novelle, besaß selbst kein Exemplar und mußte durch die Nachlässigkeit des Druckes der Gesammelten Werke, in deren elften Bande sie erscheinen sollte, bis Anfang April warten, wo er sich dann durch Amalie sein eigenes Werk im zweiten Band der „Soireen" kaufen und schicken ließ. Am 1. April hatte er drei Akte fertig, in 24 Tagen hofft er das Ganze vollendet zu haben. Am 10. April hat er jedenfalls — die Briefstelle ist verschnitten — den vierten Akt beendet. Am 16. hat er dann das ganze Stück so weit, daß er es in größerer Gesellschaft bei Herwegh vorlesen will. Am 27. April hat er es schon zum zweitenmal überarbeitet, und die dritte Ueberarbeitung will er für Frankfurt aufsparen. Gefördert wurde die Arbeit noch dadurch, daß Gutzkow durch seinen frühen Verkehr mit zahlreichen Israeliten den jüdischen Ritus ziemlich beherrschte, und ihm außerdem in Alexander Weill, einem Juden, ein tüchtiger Kenner jüdischer Sitten und Zeremonien zur Seite stand. Dadurch wurde ihm ein weitläufiges Studium erspart. Er las Weill jeden Akt frisch von der Feder weg vor und gewann so eine berichtigende Kritik für Dinge, die mit dem jüdischen Leben nicht in Einklang standen. Gutzkow selbst hat Weills bereitwillige Unterstützung dankbar anerkannt (Rückblicke S. 290) und ich glaube, Proelß (S. 784) geht zu weit, wenn er Weill nachjagt, er habe sich an Gutzkow „geheftet", während doch dieser ihn zuerst aufgesucht hatte, wenn auch jener Weill'sche Börsenwitz: „Nur Juden und doch keine Handlung" mehr als große Taktlosigkeit genannt zu werden verdient.

Mit diesem Resultat seines zweiten Pariser Aufenthalts reiste Gutzkow am 4. Mai 1846 wieder nach Frankfurt zurück, für kurze Zeit ein anderer, glücklicherer, färbte doch wieder hoffnungsvolles Morgenroth den deutschen Horizont, dem er entgegeneilte. Für kurze Zeit fühlte er sich wieder stark in jugendlichem Wagemuth, hatte er doch in seinem Koffer, was die Niederlage des Jahresanfangs in den glänzendsten Triumph seines Lebens verwandeln sollte. Diese Stunden der Rückkehr mögen zu den wenigen glücklichen in dem Leben des Dichters gehört haben. Lange konnten auch sie nicht währen, denn als er wieder in Frankfurt war, rief es ihn bald wieder hinaus zu neuen Kämpfen.

Dieser kurze Ausschnitt aus Gutzkows Leben ist ein typisches Bild seiner ganzen Laufbahn. Verhetzt und zerfetzt jagten sich so die Jahre hin, ausruhen hat dieser nie ermüdende Geist nicht gekannt. Wenn uns auch manches düster erscheinen will und unfreundlich, es wird eine Zeit kommen, wo man milder seiner gedenkt, denn gar Manche von der jungen Generation zeigen ein erschreckend ähnliches Antlitz.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Hugo Münsterberg: Grundzüge der Psychologie, Bd. I. Allgemeiner Theil, die Prinzipien der Psychologie** (XII, 565, Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1900). — Das neue prinzipielle Werk von Professor Münsterberg bedarf zu seiner vollen Würdigung einer eingehenden Erörterung, der hier in keiner Weise vorgegriffen werden soll. Aber es mag gleich nach seinem Erscheinen mit einigen Worten begrüßt und in feinem Wollen skizzirt werden. Es gibt sich als den ersten Band eines größeren Unternehmens; ein zweiter Band soll die „Thatsachen der Psychologie" behandeln. Das Ganze will kein objektives Lehrbuch, keine Darstellung des allgemein anerkannten psychologischen Wissensbestandes sein; es möchte weniger darstellen und berichten als diskutiren und aus der unendlichen Mannichfaltigkeit einheitliche Grundzüge herausheben, es möchte zu neuem Ueberdenken der Probleme anregen und das Bedürfniß nach einheitlichem Zusammenhang der psychologischen Erkenntnisse vertiefen. Ganz besonders gilt das von dem ersten Bande, der als ein selbständiges Ganzes in die Welt hinausgeht, indem er die Grundbegriffe, Voraussetzungen, Grenzen, Ideale der Psychologie behandelt. — Das Buch hat eine ausgesprochene Tendenz, und will in einer unphilosophischen Zeit — und das ist die Gegenwart in der That — für den Idealismus gegenüber dem Naturalismus eintreten. Es will das selbstverständlich nicht durch eine Mißachtung oder Verleugnung der empirischen Forschung, sondern es versucht auf neuem Wege, zu zeigen, daß der Idealismus in seinem eigenen Umkreis Platz für eine „rücksichtslose, konsequente empirische Wissenschaft" hat. Dieser Weg aber ist der der erkenntnißtheoretischen Forschung, das Ziel ist, eine erkenntnißtheoretische Grundlage für die empirische Psychologie zu gewinnen und von da aus die Begriffe, mit denen die Psychologie arbeitet, systematisch zu prüfen. Es gilt eine erkenntnißtheoretische Entwicklung der Psychologie aus der Lebenswirklichkeit herauszugewinnen. — In philosophischer Hinsicht findet der Verfasser seine Anknüpfung bei Fichte, als sein Thema kann er in aller Kürze die Synthese von Fichte's ethischem Idealismus mit der physiologischen Psychologie unsrer Zeit bezeichnen. — Das ist ein hochbedeutsames Programm; wie es ausgeführt ist, läßt sich bei der hier gebotenen Kürze nicht wohl darlegen, aber schon die bisherigen Leistungen und die ganze wissenschaftliche Persönlichkeit des Verfassers werden diesem neuen großen Unternehmen das Interesse weiter Kreise gewinnen. Sicherlich wird das Buch eine lebhafte Diskussion hervorrufen; möge es kräftig zu geistiger Vertiefung wirken!

C. Wied, Praktisches Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache. 3. Aufl. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, Hartleben. — Eine dritte Auflage für das Lehrbuch einer verhältnißmäßig so wenig verbreiteten Sprache wie das Neugriechische ist immerhin ein erfreuliches Zeichen. Danach wäre die Beschäftigung mit dieser Sprache intensiver als die mit den übrigen Balkansprachen, deren Lehrbücher in dieser Reihe es bisher nur auf zwei Auflagen gebracht haben. Der Grund ist offenbar zunächst der, daß das Neugriechische einen großen Reiz hat für die des Altgriechischen Kundigen, sodann wohl auch — was damit zusammenhängt — die Anziehungskraft des klassischen Landes für Reiselustige und die dadurch bedingte Nothwendigkeit der Erlernung der Landessprache. Nach beiden Richtungen sollte aber der Verfasser bemüht sein, etwas größere Rücksicht zu nehmen. Trotz mancher unleugbarer Verbesserungen meist negativer Art, wie z. B. der Fortlassung von Lesestücken in der Schriftsprache, bleibt noch viel Verbesserungsbedürftiges übrig: in der Darstellung der Grammatik hätte der offenbar nicht sprachgeschichtlich geschulte Verfasser das Handbuch der neugriechischen Volkssprache von **Thumb** sich zunutze machen sollen, das, obwohl nicht für rein praktische Zwecke bestimmt, in vieler Hinsicht, wie in der Eintheilung der Deklination, klarer und durchsichtiger ist. Auch in der freilich noch sehr verwilderten Orthographie hätte sich Wied an Thumb ein Beispiel nehmen können; man vermißt darin jedes Prinzip. Störend und für den, der nicht Altgriechisch kennt, sogar unverständlich wirken muß die lediglich auf der Schrift beruhende Annahme von Diphthongen, die es in Wirklichkeit gar nicht mehr gibt. — Nach der Seite des praktischen Bedürfnisses hin hätte z. B. in den Gesprächen mehr auf die thatsächlichen Verhältnisse Rücksicht genommen werden sollen, wie es bis jetzt nur **Pernot** in seinem Manuel de conversation moderne (Paris 1900) gethan hat, ein Büchlein, das auch jedem deutschen Reisenden zu empfehlen ist. Vielleicht kann der Verfasser bei einer hoffentlich nicht ausbleibenden vierten Auflage diese Winke benutzen und seinem brauchbaren Büchlein dadurch zu noch größerer Brauchbarkeit verhelfen. K. D.

γσ. **Berlin**, 15. Okt. Heute Mittag fand die feierliche Uebergabe des **Rektorats** der **Friedrich Wilhelms-Universität** in der Aula statt. Nachdem der bisherige Rektor, Professor **L. Fuchs**, einen Jahresbericht über die Ereignisse an der Universität während des letzten Studienjahres abgestattet hatte, leistete der neue Rektor, Professor **Adolf Harnack**, den feierlichen Eid und behandelte alsdann in seiner gedankenreichen Antrittsrede das Thema: **Wie wird Sokrates in seinem Verhältniß zu Christus von den alten Christen bis in die Tage Constantins betrachtet und empfunden?** Da die Geschichte, die noch ein Theil der Gegenwart ist, ein Recht hat, von Allen gekannt zu werden, so muß nach des Redners Auffassung der Versuch der Betrachtung werth erscheinen, den die alten Bekenner des Christenthums gemacht haben, sich in ihrer Religion mit der griechischen Philosophie und Kultur auseinanderzusetzen; denn indem wir dieses Schauspiel historisch anschauen, bewegen uns alle die Werthe, die in Staat, Kirche und Familie heute noch sittliche Geltung besitzen. Die Spannungen zwischen der Concordia discors von Christenthum und griechischer Philosophie sind für die Geschichte des Geistes segensreich geworden. Dort wie hier wird in einer Persönlichkeit das Leben mit allen Gütern angeschaut, der Person Christi tritt, wenngleich nicht ausschließlich als Führer, so doch als die höchste Erscheinung, als Heros der griechischen Anschauung Sokrates gegenüber. Freilich ist ihm nicht solche Stellung durch die Kirchenväter zuerkannt worden, wie sie Philo, Josephus und Vergil in deren Schriften erhalten haben, allein sein Name wird mit dem Christi seit dem zweiten Jahrhundert von den Christen verbunden. Die Konsonanz und die Dissonanz dieser beiden Persönlichkeiten stellt sich als ein Problem dar, das nie erledigt wird und das jede Generation von neuem zu ergreifen hat. Christus und Sokrates bildet das Thema für zwei Jahrtausende der Religionsgeschichte. Wie hat das 18. Jahrhundert an der Lösung des Problems sich abgemüht! Klopstock und Hamann, Mendelssohn, Matthias Claudius und Wieland haben es, Jeder nach seiner geistigen Richtung, zu lösen versucht, im 19. Jahrhundert ist es nicht weniger oft aufgetaucht und wird uns in der nächsten Zukunft gewiß beschäftigen. Sokrates hat bei Griechen und Römern seine Hochschätzung durch den Tod gewonnen, ohne seinen Tod ist er nur ein Sophist im höheren Sinne, der die objektive Spekulation beseitigt, sein Interesse dem geistigen und sittlichen Individuum zuwendet, dessen Ueberlegung ihn nicht zum eigenen Vortheil, sondern auf etwas allgemeines, lebendes führte, dessen Innenleben von idealen Gedanken beherrscht ist. Allein erst sein Tod gibt seiner Persönlichkeit die Wirkung, Kerker und Schierlingsbecher sind die Mittel seiner Philosophie, durch seinen Tod verlieh er den idealen Gedanken Objektivität und Autorität. Sokrates hat den Ernst in die heitere Griechenwelt gebracht durch seine Lehren in der Todesstunde. Die demokratische Reaktion, als deren Opfer er fiel, warf ihm vor, er lehre neue Götter, und in der That, indem er lehrte, der inneren Stimmung zu folgen, Leiden und Tod nicht als Uebel an sich ansah, vielmehr die Möglichkeit erwies, sie in Kraftquellen zu verwandeln, schuf er eine „Umwerthung der Werthe“, in der selbst die olympischen Götter vor dem Gotte erblaßten, der tief das Innerste erweckt. Diese Grundanschauung des Sokrates mußte dem Christenthum verwandt erscheinen, und ist doch von ihm verschieden; denn sie ruhte bei ihm auf **Erkenntniß**, bei den Christen im **Glauben**; wies Sokrates den Weg zur Selbsterlösung, so kannten die Christen ihren Erlöser. Ein Jahrhundert hindurch wird Sokrates in der christlichen Kirche nicht genannt, selbst Paulus erinnert sich seiner nicht im Gefängniß. Erst in der Mitte des 2. Jahrhunderts begegnen wir der Gestalt des attischen Denkers bei den **griechischen Apologeten**, die das Christenthum auf dem Boden der griechischen Kultur einzupflanzen bemüht sind. **Justin** ist der erste, der in seiner Vertheidigungsschrift, die an Mark Aurel und den römischen Senat gerichtet ist, auf Sokrates sich bezieht. Er ist als Christ ein Verehrer des Sokrates und hat seine Schrift mit platonischen Citaten durchflochten. Er argumentirt so, daß er es ausspricht: Wir Christen leiden wie Sokrates, weil wir denken und handeln wie er. Unsre Ankläger können uns tödten, aber schaden können sie uns nicht. In der Verurtheilung der Christen wird nach Justin die Verurtheilung des Sokrates fortgesetzt, der mit dem Logos gelebt hat vor der persönlichen Erscheinung des Logos in Christo. Sokrates ist dem Justin ein Werkzeug des Logos, wenngleich das Christenthum hoch über Sokrates steht, so gehört dieser doch nicht zum Heidenthum schlechthin. Aehnlich urtheilen alle griechischen Apologeten, vor allem Tatian und der Bischof Theophilus; ein Kleriker macht hier eine Ausnahme, er verdammt mit einem syrischjüdischen Christen, dem Verfasser von Homilien, den Sokrates, der nicht für seine Ueberzeugung gestorben sei. Wie sehr das Problem die Geister bewegte, kennen wir aus dem Ausspruch des **Celsus**, des besten literarischen **Gegners des Christenthums**, der den Christen vorwirft, ihr Prinzip, Böses mit Gutem zu vergelten, stamme von Sokrates, und aus dem Vorwurf, den Mark Aurel den Christen macht, sie gingen prahlsüchtig, nicht aus Ueberzeugung wie Sokrates, in den Tod. Die Empfindung des Gemeinsamen, das man nicht erklären konnte, gab zu diesen Vorwürfen den Anlaß. Die Frage, ob es den Apologeten **Ernst** war mit der Verehrung des Sokrates, ist für Justin und für Clemens und Origenes, d. h. für die Alexandriner und deren Schule wohl zu bejahen. Ihnen ist Sokrates der „Zeuge der Wahrheit“ in der griechischen Geschichte, Clemens sah die griechische Philosophie wie das alte Testament als Vorhalle zu „**der Religion**“ an, die das Christenthum war, und in dieser Erkenntniß waren die Alexandriner **nicht tolerant**, sondern **wahrhaft liberal**. Sie suchten das Gute überall in der Menschheitsgeschichte und wendeten es in der Predigt an. Weit noch waren sie entfernt von jener düsteren Anschauung, die in den Tugenden der Heiden nur glänzende Laster sah. Origenes' Verehrung für Sokrates ist nur einmal erschüttert, als er sich erinnert, jener habe dem Aeskulap einen Hahn zu opfern befohlen, allein das daemonium ist ihm ein guter Geist. Er stellt Sokrates und Christus dem Celsus gegenüber in Parallele, wie tausend Jahre später die Jünger des heiligen Franciscus diesen mit Jesus Christus in Parallele gestellt haben. Auf

Sokrates, der in Eusebius' „Weltchronik" der „Philosoph der Reinigung" genannt wird, haben sich christliche Blutzeugen noch im 3. Jahrhundert berufen. Ohne daß man wesentliches vom Christenthum preisgab, hielt diese mehr aus der Stimmung, als aus der Erkenntniß des Wesens und der griechischen und andrerseits der christlichen Weltanschauung fließende Verehrung für Sokrates auf griechischem Boden sich bis in die Tage Constantins. Die Lateiner indessen haben mehr die Gegensätze des Christenthums und der griechischen Kultur betont. Wenn Tertullian den Sokrates den „weisesten" der Griechen" nennt, so ist er ihm doch ein unsittlicher Philosoph, der die Wahrheit nicht besessen hat, er opferte dem Aeskulap, einem Götzen, und deßhalb ist er zu verdammen. Damit haben die Lateiner den Tod des Sokrates, d. h. „das Evangelium der Antike" anzutasten gewagt. Wenngleich nicht verkannt werden kann, daß Tertullian den Sokrates durch Sophistik, die sich in seiner Schrift: de anima mit seiner Ueberzeugung von der Wahrheit und Heiligkeit des Evangeliums seltsam kreuzt, ins Unrecht gesetzt hat, so lebte doch auch noch in ihm ein Funke der griechischen Auffassung und erst Augustinus erklärte alle Tugenden der Heiden für glänzende Laster; freilich hat er damit einen Umschlag und Fortschritt der Methode herbeigeführt, indem er Religion und Wissen schied; denn diese ist der gerade Gegensatz zur griechischen Philosophie. Wohl gibt es nach Harnack eine Betrachtung, nach der auch die griechische Anschauung berechtigt ist, allein der sie auseinanderriß, hat der Erkenntniß einen Dienst geleistet. Wir wissen heute besser was die beiden Anschauungen trennt und was sie verbindet, wennschon wir Christus nicht für die Philosophie und Sokrates nicht mehr für das Christenthum in Anspruch nehmen. Wir erkennen an, daß in Sokrates der Logos gelebt hat. Mit einer Mahnung an die Studirenden schloß der Redner: Keine Fachwissenschaft darf die allgemeine Geschichte und keine die Geschichte der eigenen Wissenschaft vernachlässigen; denn die wissenschaftlichen Wahrheiten sind nicht bloße Thatsachen, sie sind bei ihrer Auffindung stets Erlebnisse gewesen und an Sokrates erfüllt sich die Erfahrung, daß nur das von den großen Männern bleibt, was sie durch ihre That, im Dienste der Wahrheit, besiegelt haben.

* **München.** Der Privatdozent der Forstwissenschaft an der hiesigen Universität und kgl. Forstamtsassistent in Schlichtenberg, Dr. Karl Hefele, hat einen Ruf als Professor der Forstwissenschaft an die Universität Tokio erhalten.

* **Tübingen.** Die reichen Bücherschätze des in Bonn verstorbenen altkatholischen Theologen Franz Heinrich Reusch, die insbesondere eine umfangreiche Jesuiten-Literatur enthalten, werden, wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, in den Besitz der hiesigen Universitätsbibliothek übergehen.

* **Marburg.** Der Direktor des hiesigen Physiologischen Instituts, Professor Albrecht Kossel, übernimmt der „Frkf. Ztg." zufolge mit 1. April nächsten Jahres den Lehrstuhl des verstorbenen Geheimraths Prof. Willy Kühne in Heidelberg.

* **Jena.** Als Nachfolger des Professors Dr. Pfeiffer, der nach Breslau übergesiedelt ist, ist Dr. Oskar Böttcher, der stellvertretende Vorstand der sächsischen landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Möckern, an die hiesige Universität als Professor der Agrikulturchemie und zugleich als Leiter der hiesigen landwirthschaftlichen Versuchsstation berufen worden.

* In Pforzheim ist auf ein an den badischen Oberschulrath gerichtetes Gesuch hin, ein junges Mädchen, vorher Schülerin des Karlsruher Mädchengymnasiums, in das dortige Knabengymnasium aufgenommen worden. Sie hatte, da das Mädchengymnasium dem Plan der Reformgymnasien folgt, sich mithin nicht genau mit dem Lehrplan der übrigen Knabengymnasien deckt, eine Aufnahmeprüfung zu bestehen, wurde aber für die entsprechende Klasse (Ober-Prima) für reif erklärt. Damit hat man in Baden noch eine andere Lösung der Frage der gymnasialen Vorbereitung weiblicher Studirenden versucht, und da man schon auf verschiedenen Realschulen kleinerer Städte sehr gute Erfahrung mit dem gemeinschaftlichen Unterricht von Knaben und Mädchen gemacht hat, war das Wagestück, dasselbe mit einem Gymnasium zu versuchen, nicht so groß, wie es vielleicht in einigen außerbadischen Ländern des Deutschen Reichs erscheinen mag. Es ist dringend zu wünschen, daß sich noch mehr Eltern finden mögen, die den Muth haben, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Wenn die Erlaubniß für den Eintritt in die Prima ertheilt worden ist, so ist anzunehmen, daß für Sexta keinerlei Einwendungen erhoben werden, da es doch jedenfalls noch unbedenklicher ist, Kinder von jung auf gemeinschaftlich zu unterrichten, als sie ohne vorangegangene Gewöhnung in einem Alter zusammenzubringen, in dem man am ehesten eine sittliche Gefährdung befürchten könnte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Schmidt: Der Kampf um die „Welträtsel". Bonn, Strauß 1900. — A. E. Schönbach: Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. (Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, Bd. 142.) Wien, in Kommission bei C. Geralds Sohn 1900. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Frauenreiz. 1. Lfg. Wien, Hartleben. — Wielands Werke. 4 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut 1900. — Dr. B. Diederich: Alphonse Daudet. Berlin, Schwetschke u. Sohn 1900. — E. Seler: Auf alten Wegen in Mexico und Guatemala. Berlin, Reimer 1900. — Graf York v. Wartenburg: Bismarcks äußere Erscheinung. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Allgemeine Deutsche Pensions-Anstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu Berlin. 1875—1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 20. Oktober. Nummer 241.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von Theodor Schiemann.

I.

Durch die musterhafte Edition der Korrespondenz König Friedrich Wilhelms III. und Kaiser Alexanders I., die in der Reihe der Publikationen des preußischen geheimen Staatsarchivs von dem Archivrath Dr. Bailleu besorgt worden ist,[1]) erschließt sich uns ein kostbares Material zur Würdigung der Persönlichkeit beider Herrscher nach einer Richtung hin, die bisher nur gestreift, nicht ergründet werden konnte. Was wir an älteren Publikationen zur Geschichte Friedrich Wilhelms III. besitzen, gilt mehr den Ereignissen einer großen Zeit, die der König an hoher Stelle miterlebte, und den Persönlichkeiten um ihn her, deren Thun und Rathen den Gang seiner Regierung und die Geschichte Preußens bestimmten, als ihm persönlich. Gleichsam auf Umwegen mußten wir uns seinem Bilde nähern und selbst wo wir ihm ganz nahe zu stehen meinen, schiebt sich unmerklich eine andere Figur vor. Ganz verblaßt ist uns die Vorstellung von seiner Jugendzeit und seiner ersten Regententhätigkeit, in den Jahren 1805—1815 sehen wir weniger ihn selbst, als die guten und die bösen Geister um ihn her; neben der glänzenden Gestalt der Königin Luise und den großen Männern, welche die Wiedergeburt Preußens möglich machten, all die hemmenden Kräfte, die allzeit leichter das Ohr des Königs fanden als die anderen. Später aber, bis an sein Lebensende erscheint er uns bemüht, wieder zurückzukehren zu dem Kreis von Anschauungen, in welchen er sich bereits zu Anfang seiner Regierung bewegt hat. Man kann kaum von einer Entwicklung in dem inneren Leben des Königs reden, es ist, als sei er bemüht gewesen, die gewaltigen und unruhig wechselnden Eindrücke der napoleonischen Zwangsherrschaft und der Freiheitskriege wieder abzustreifen, und das ist ihm auch in kaum glaublicher Weise gelungen. Da er im Jahre 1840 die Augen schließt, ist sein System ziemlich genau dasselbe, dessen Richtigkeit ihm vor der Katastrophe von Jena und Auerstedt feststand: der Friede quand même für Preußen. Nur daß er jetzt durch die große Allianz zu erreichen hoffte, was er früher seiner isolirten Neutralität danken wollte. Sogar sein Heer ist im wesentlichen auf den Standpunkt von 1806 wieder zurückgeführt. In diesem so bewegten und innerlich einförmigen Fürstenleben hat nun nichts eine größere Bedeutung gehabt, als die Beziehungen zu Rußland und speziell die persönlichen Beziehungen des Königs zum Kaiser Alexander I. und zum russischen Kaiserhause.

Wir danken es der Bailleu'schen Publikation, daß es heute möglich ist, dieser wichtigsten Seite in der Geschichte Friedrich Wilhelms III. näher zu treten.

Archivrath Bailleu hat sich seine Aufgabe so weit gesteckt, als unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist. Den Briefwechsel des Königs mit dem Kaiser theilt er vollständig mit. Er umfaßt die Jahre 1801—1825, das Todesjahr Alexanders bildet den Abschluß.

Dann folgen ausgewählte Schreiben aus dem Briefwechsel des Königs mit der Mutter Alexanders, der Kaiserin Maria Feodorowna, und mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth Alexejewna. Diese Briefe reichen von 1803—1828, da mit dem Tode Maria Feodorowna's die ältere Generation vom Schauplatz tritt.

Etwas besonderes für sich, ganz eigenartigen Charakters, aber in steter Beziehung zum eigentlichen Gegenstande der Publikation, ist der Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. mit der Großfürstin Helena Pawlowna, der Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, wobei die Briefe an den Erbprinzen Friedrich Ludwig mehr die Bedeutung eines Accidenz haben, und für sich allein kein Interesse beanspruchen. Sie reichen von 1801 bis zum September 1803. Die sich hier anschließenden Briefe des Großfürsten und späteren Kaisers Nikolaus I. umfassen die Jahre 1816—1828, also von seiner Verlobung bis zum Tode der Mutter. Sie sind so ausgewählt, daß sie mit Ausschluß der politischen Korrespondenz, der Zeichnung der persönlichen Beziehungen des Königs zu seinem Schwiegersohn dienen. Ebenso gilt der Briefwechsel des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm (1817—1823) diesen neuen verwandtschaftlichen Banden. Endlich bildet die Korrespondenz der Königin Luise mit Alexander I. (1802—1810) und den beiden Kaiserinnen nebst den höchst interessanten Aufzeichnungen der Königin über die Memeler Zusammenkunft 1802 und über den Besuch des preußischen Königspaares in St. Petersburg im Winter 1808/1809 den Abschluß dieser bedeutsamen Publikation.

Wenn hier versucht werden soll, an der Hand dieser Materialien die Beziehungen zwischen beiden Monarchen und den Frauen beider Herrscherhäuser in großen Umrissen zu zeichnen, wird es gestattet sein, die Farben für die russische Seite des Bildes, als die bei weitem komplizirtere, auch anderen Quellen zu entnehmen. Fürstliche Korrespondenzen, die allezeit auf dem Hintergrunde einer großen und verantwortungsreichen Sonderpolitik ruhen, bei denen mehr als es im bürgerlichen Leben zu geschehen pflegt, Interessenfragen die schlichte Zuneigung

[1]) Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven. 75. Band. Briefwechsel König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen herausgegeben von Paul Bailleu. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1900.

von Person zu Person durchkreuzen, sind eine Quelle, die mit Vorsicht zu benutzen ist. Die Varaussetzung einer übertreibenden Färbung in der Wahl des Ausdrucks, wa es sich um gegenseitige Höflichkeiten und Herzlichkeiten hondelt, einer abschwöchenden, wa Gegensötze sich geltend machen, liegt ollzeit vor. Nimmt man hinzu, daß in den meisten Fällen die eigenhändigen Schreiben Abschriften van Kanzepien sind, die aus der Feder vertrauter Beamten stammen, sa steigert sich die Skepsis, und wo eine an inneren Widersprüchen reiche Natur, wie die des Koisers Alexander I. tn Froge kommt, gelten diese Bedenken noch mehr. Nun hot Archivrath Bailleu uns die Aufgabe allerdings nach Möglichkeit erleichtert. Seine Edition ist so angelegt, daß sie überall die Briefkonzepte zum Vergleich heranzieht, wo es möglich ist, den Verfasser des Konzepis angibt, die Korrekturen notirt, dle von den fürstlichen Briefschreibern vorgenommen wurden, auch ausdrücklich hervorhebt, wa Zusätze zum Konzept gemacht worden smd. Fügen wir hinzu, daß sein Material, so weit sich das überhaupt sagen läßt, ein vollstöndiges ist, daß angegeben wird, durch wen die Beförderung der Briefe geschah und wann sie eintrafen, so leuchiet auch dem Nichtfachmonn ein, daß damit eine Quelle von Irrthümern beseitigt wird. Es ist Bailleu's Verdienst, diesen allein korrekten Modus der Editian von Fürstenbriefen als Erster vollständig durchgeführt zu haben. Jede weitere Edition wird fortan den Weg gehen müssen, den er gewiesen hat. Für uns aber ist die Möglichkeit gebaten, im großen Zusommenhong der politischen Ereignisse diese Briefe richtig nach ihrem psychalagischen Werth einzuschätzen.

Versuchen wir zunächst dle beiden Hauptpersonen zu erfassen, so wie sie im Jahre 1801, da ihre persönlichen Beziehungen beginnen, uns entgegentreten: Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. Der König war damals 31 Jahre alt und stand im vierten Jahre seiner Regierung. Entschieden eine stattliche Erscheinung, seit über sieben Jahren verheirathet und Voter von drei Kindern, ein zärtlicher und treuer Gatte, dessen Haus, im Gegensatz zu dem seines Vaters, ein Muster reinen und hormlosen Familienlebens zeigte. Seine Erziehung hatte ihn nicht in die literarische und philosophische Bewegung der Zeit eingeführt und seine Interessen nach dieser Seite hin sind wenig lebendig, wie denn seine Bildung überhaupt nicht tiefer griff. Aber es lebte etwas in ihm von dem Geist des kotegarischen Imperativs, und dabei ist ihm auch die Neigung zur Ueberschwänglichkeit, die dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eigenthümlich ist, in merkwürdiger Verbindung mit der Berliner Nüchternheit angeflogen. Der sinnliche Mystizismus des Vaters lag ihm durchaus fern, er mißtraute ollem, was den Anstrich des Geheimnißvollen nahm, so doß sein Gegensatz zu den nationalen Bewegungen der 20 er und 30 er Jahre wie einer Rückkehr zu den Grundsätzen erscheint, dle das Edikt vam 20. Oktaber 1798 zum Ausdruck brachie. Seine Kirchlichkeit trug einen rationalistischen Charakier und war mehr naiv als bewußt. Der Berliner Hof war ein fröhlicher Hof, der an Tanz, Moskeraden, Theater und Ballet Vergnügen fand und das entsprach auch den Neigungen des Königs wie der Königin. Friedrich Wilhelms Ernennung zum Leutnont hotte noch Friedrich der Große vollzogen, mit 30 Jahren war er Oberst eines Infonterie-Regiments und als solcher hat er die Kampagnen von 1792 und 1793 mitgemacht, auch 1794 ln Polen kommandirt. Seine Freude am militörlschen Wesen ging aber in den Aeußerlichkeiten des Dienstes auf, in Paraden und Manövern, deren technischen Theil, sa wie er sich nach den Ueberlieferungen einer großen Zeit allmählich schematisirt hatte, er völlig beherrschte. Im wesentlichen war er eine Natur, deren innere Gestaltung als abgeschlossen gelten kannte. Von mäßiger geistiger Begabung, mit einem Zuge zur Pedanterie, völlig durchdrungen von der Naihwendigkeit eines absalutistischen Regiments, führte er in diesem Sinne seine Regierung, nicht ohne Selbstgefühl, im Bewußtsein seines guten Willens. Nach außen hin bedeutete sein System die Erhaltung des Friedens für Preußen zunächst, dann für das närdliche Deutschland, das seit dem Baseler Frieden ihm, um ein modernes Wort zu gebrauchen, als seine Einflußsphäre erschien. Er hatte wahl den Ehrgelz territoriolen Erwerbes, aber doch nur unter der Varaussetzung, daß er deßhalb nicht zum Schwert werde greifen müssen. Denn die Abneigung gegen den Krieg war wohl die am tiefsten gewurzelte Richtung seines Geistes. Dieses sein System glaubte er nun zu überschauen und zu beherrschen. Er leitete daher die auswärtige Politik seines Staates in allen entscheidenden Fragen selbst van seinem Kabinet aus; wa ihm andere Meinungen entgegentraten, wallte er überzeugt sein, wenn er nachgeben sollte. Da er aber, so weit lrgend möglich, mündlichen Erörterungen mit seinen Ministern ous dem Wege ging, und mit Vorliebe schriftlich durch seine Kobinetsräthe mit ihnen verhandelte, war es unendlich schwer, thn zu einer anderen Ansicht zu bekehren. Er sah meist nur das Nöchstliegende, seine palitische Phantasie spielt eigentlich nur mit, wo ihm die Erhaltung seines Friedenssystems geföhrdet erscheint. Die Kobinetsräthe, die sich in die Natur des Königs eingelebt hatten und es bis zur Virtuasität verstanden, in seiner Seele zu lesen, behaupteten sich durch Eingehen auf diesen Gedankenkreis und durch kluges Zuvarkommen, wo der König selbst noch zu schwanken schien, obgleich an seiner schließlichen Entscheidung kein Zweifel sein kannte. Friedrich Wilhelm hielt daher auch mit außerardentlicher Zähtgkeit an ihnen fest, und hat sie immer erst fallen lassen, wenn er nicht anders konnte. Dazu kam eine instinktive Scheu vor bedeutenden Persönlichkeiten; er hat sie möglichst von sich fernzuhalten versucht und sie nur ungern ertragen, wenn sie, wie ja mehrfach geschah, ihm aufgenäthigt wurden.

Ließ sich in ruhigen Zeiten durch einen König mit solchen Anlagen und einer dem Edlen zugewandien Seele gewiß ein Volk glücklich machen, so ergab sich unter den gegebenen Verhältnissen dach mit Nothwendigkeit eine wenig ersprießliche Handhobung der großen Politik. In der kritischsten Zeit Preußens stand der unkriegerischste König an der Spitze des Staates, ein Monarch langsamen Entschlusses und ängstlichen Gewissens, da es auf raschen Entschluß und staatsmönnische Rücksichtslosigkeit angekammen wäre. Er wurde hinterhaltig aus Schüchiernheit und fiel in eine zweideutige Polttik, weil er nach keiner Seite anstaßen wollte, so daß es schließlich kein Wunder war, wenn die Nachbarn über die berechnete Treulasigkeit oder über die schwankende Unzuverlössigkeit Preußens klagten. Was Preußen deckte, war der fortwirkende Nachruhm des großen Friedrich und der allgemeine Glaube on die Vortrefflichkeit des preußischen Heeres, ein Glaube, der nirgend fester gegründet war als in Preußen selbst und beim Könige, der ebensowenig wie die Anderen eine Vorstellung davon hatte, daß man schan lange auf abwärts gehender Bahn sich bewegte.

Das preußische Valk liebte den König so wie er war; es pries den preußischen Frieden und sah die guten Eigenschaften seines Herrn, ahne der Schranken gewahr zu

werden, welche ihm durch Erziehung, Anlage und Fähigkeiten gesetzt waren. Es freute sich seiner Häuslichkeit, feierte seine Feste wie die eigenen und hat den Gedanken, daß all diese Herrlichkeit ein Ende finden könne, erst gefaßt, als der schreckliche Zusammenbruch bereits erfolgt war.

Im Grunde beginnt die Krisis mit dem Moment, der die engen persönlichen Beziehungen zwischen dem Könige und Kaiser Alexander I. begründet.

Der Kaiser Alexander war sieben Jahre jünger als König Friedrich Wilhelm; wie dieser hochgewachsen, aber noch mit den Formen und dem Gesicht eines Jünglings, als er nach dem schrecklichen Tode seines Vaters die Regierung auf sich nahm.[2]) Es lag etwas frauenhaftes in seinem Wesen, eine werbende Liebenswürdigkeit, die den schönen Kavalier, nicht den Monarchen ausspielte und allezeit darauf ausging, die Persönlichkeiten, die mit ihm in Berührung traten, gleichviel ob Mann oder Weib, zu gewinnen. Noch im Jahre 1812 war dies der Eindruck, den er auf Ernst Moritz Arndt machte: „äußerlich ein schöner, schlanker Mann, blonden Haares und grauer Augen, mit hübschen, feinen Gesichtszügen, mit einem gewissen Ausdruck von Weichheit und Empfindsamkeit, mit jener eigenthümlichen Freundlichkeit, welche gleichsam die Gegenfreundlichkeit erwartet, kurz ein gewisses Etwas hatte, was man in weiblichen Gesichtern buhlerische Eitelkeit nennt. Er machte nicht den Eindruck eines über 70—80 Millionen Menschen herrschenden Kaisers."

Seine Erziehung war die wunderlichste und widerspruchsvollste gewesen, die je ein künftiger Kaiser erfahren hat. Bis zu seinem 19. Jahre ist es die Atmosphäre des sittenlosen und doch auf den äußeren Anstand gerichteten Hofes Katharina's II., in welcher er sich bewegt. Von der Großmutter verwöhnt und man darf wohl hinzufügen: verdorben; geübt mit den klingenden Schlagworten der Aufklärungsliteratur Frankreichs um sich zu werfen, von der er nur genascht hatte und die ihm den Untergrund zu einer unsicheren, anempfundenen, nicht erlebten Weltanschauung bot, von seinem Erzieher Laharpe, dem es mit den französischen Revolutionsidealen ernst war, in noch tiefere Widersprüche verstrickt, ist er in den letzten Lebensjahren der Kaiserin zu einem vollendeten Hofmann geworden, der mit unübertrefflicher Virtuosität zwischen den unlösbaren Gegensätzen zu manövriren wußte, die zwischen dem Hofstaat Katharina's und dem verbitterten und menschenscheuen Hofe seines Vaters zu Gatschina bestanden. Durch eine verfrühte Heirath nicht zu häuslichem Glück, sondern zu unsteter Sinnlichkeit und ehelicher Untreue geführt, nach dieser Richtung bestärkt durch seinen polnischen Freund, den Fürsten Adam Czartoryski, der ebenso wie Alexander sich über die Widersprüche hinwegzusetzen verstand, die zwischen hohen Grundsätzen und einer lockeren Praxis des Lebens bestehen, geängstigt durch die Pläne der Kaiserin Katharina, die ihn mit Uebergehung seines Vaters, des Großfürsten Paul, zu ihrem Nachfolger machen wollte, ist er genöthigt gewesen, nach allen Seiten hin zu laviren und mit der Maske glatter Höflichkeit und erkünstelter Herzlichkeit die quälende Unwahrheit seiner Stellung zu verdecken. Was Wunder, daß er die Menschen mit Mißtrauen betrachtete. Schon Laharpe hatte ihn in diesem Sinn beeinflußt und ihn gelehrt, nach den egoistischen Motiven jeder Person zu suchen, die sich ihm näherte. Er handelte dabei im Einverständniß mit Katharina, die dadurch das Selbstbewußtsein des jungen Großfürsten zu stärken meinte, in Wirklichkeit aber nur jenes Gefühl der Unsicherheit steigerte, das ihn in seinen Beziehungen zu anderen Männern bis ans Ende verfolgte und nach keiner Seite hin ein Gefühl rückhaltlosen Vertrauens aufkommen ließ. Wo es zu bestehen schien, ist es mit einer merkwürdigen Ausnahme, seiner Freundschaft zu Araktschejew, dem schlechtesten Manne Rußlands, an dem er unwandelbar festhielt, früher oder später gelöst worden, so daß er im Grunde zeitlebens ein einsamer Mann blieb. So hatte er im Jahre 1801 sogar in der Erinnerung den scheinbar übermächtigen Einfluß der Kaiserin Katharina abgestreift. Sie hat es merkwürdig wenig verstanden, das Herz oder die Phantasie Alexanders an sich zu fesseln. Alle ihre Enkel, und Alexander zumeist, haben unter dem weit stärkeren Einfluß Pauls ihr schließlich mit innerer Abneigung gegenübergestanden. Als sie hingegangen war, ist ihr Name im russischen Kaiserhause so gut wie verpönt gewesen und auch die folgenden Generationen der russischen Zaren sind in diesem Sinn erzogen worden. Dem gegenüber berührt es doch merkwürdig, wenn wir verfolgen, wie Alexander in Wort und Schrift der Großmutter geschmeichelt hat. Nie ist ein Enkel hingebender, liebevoller und ehrerbietiger gewesen als er. Die kurzen Jahre der Regierung Pauls sind danach für Alexander in gewissem Sinn eine Zeit der Sammlung gewesen. Er mußte nunmehr seine ganze Kraft auf den militärischen Dienst, so wie der Kaiser ihn verstand, richten. Er machte sich damals eine Detailkenntniß des Gamaschendienstes zu eigen, die ihm durch sein ganzes Leben blieb und im wesentlichen die übertriebene, man möchte sagen karikirte Nachahmung des preußischen Musters war, wie Peter III. es aufgebracht hatte. Sogar Konstantin Pawlowitsch hat den Bruder als Exerzierkünstler nicht übertroffen. Nebenher hat sich aber noch eine andere, höchst merkwürdige Wandlung während dieser Zeit in dem Großfürsten Alexander vollzogen. Der Hof von Gatschina war im Gegensatz zu dem Katharina's allezeit höchst tugendstolz gewesen und gefiel sich darin, eine Prinzipienpolitik theoretisch zu vertreten, die sich in schroffen Gegensatz zu der Praxis der Politik der alten Kaiserin stellte. Als nun Kaiser Paul seine Regierung antrat, kam die Tugend in der Politik und kamen die großen Prinzipien ans Ruder. Immer nach ihnen hat Paul gehandelt und die plötzlichen Schwankungen in seiner politischen Haltung lassen sich, sobald man genauer zuschaut, stets auf Impulse zurückführen, die in wohl oder übel berechtigter sittlicher Entrüstung ihre Wurzel haben. Der Anstoß, der nach dieser Richtung von Kaiser Paul gegeben wurde, ist so stark gewesen, daß er bis in die Tage des Krimkrieges und gelegentlich auch darüber hinaus nachwirkte. Dem Großfürsten Alexander, dem schon die Lehren Laharpe's eine verwandte Geistesrichtung nahegelegt hatten, imponirte diese politisch-ethische Tugendlehre des Vaters ganz außerordentlich und er ist später, trotz mancher Schwankungen, immer wieder auf sie zurückgegangen. Nur daß sich in ihm alles komplizirte und in Widersprüche verfing und die innere Verschlagenheit seiner Natur jene Prinzipien mit den Berechnungen einer sehr nüchtern erwägenden diplomatischen Aktion zu verbinden wußte.

Zu alledem kam aber noch, daß Alexander durch ein furchtbares Verhängniß mit verwickelt wurde in die Verschwörung, die seinem Vater Thron und Leben raubte. Der im wesentlichen richtig erkannte, in den Einzelheiten noch vielfach unsichere Verlauf der entsetzlichen Katastrophe soll hier nur gestreift werden. Daß

[2]) Vergleiche das 1802 gemalte Portrait des Kaisers von Bolle, Schilder, Alexander I. Bd. II 8.

Paul schließlich wohnsinnig wor, ist sicher und ebensa sicher, daß er Alexonder von der Nochfolge ouszuschließen dachte. An die doppelte Sorge hoben die Verschwörer ongeknüpft, um ihm die Erloubniß zu entreißen, dem Vater einen Verzicht ouf die Krone abzunöthigen. Alexonders Schuld war — und es ist ohne Zweifel eine Schuld —, daß er den blutigen Ausgong nicht vorhersah und nicht, wie er gekannt hätte, unmöglich mochte. Er bestieg den Thron, umringt von den Mördern des Voters und hat sich niemals ganz ihrer zu entledigen vermocht. Die verdiente Strafe an Leib und Leben trof keinen einzigen, nur einer von ihnen, Jeschwil, ist von härterer Verbonnungsstrafe betroffen worden. Ihn selbst aber hat das Gefühl einer Mitschuld nie verlossen und eben dieses Bewußtsein ihn noch fester in die Bahnen jener weltbeglückenden Prinzipienpolitik getrieben, die, abgesehen von dem napoleonischen Intermezzo, dos die Interessen in den Vordergrund rückte und die Prinzipien vorläufig zurückstellte, seine ganze Regierungsthätigkeit kennzeichnet. Aber ouch wöhrend dieser nopoleanischen Periode wurden die Prinzipien gleichsam in Reserve gehalten. Sie bildeten das Fundament, auf welchem damols seine Beziehungen zu dem unglücklichen preußischen Königshause ruhten.

Man kann daher wahl zweifelhaft sein, ab die Schwierigkeiten größer waren, welche die äußere Politik und die inneren Zustönde Rußlands noch dem Tode Pauls bedingten, oder jene onderen, die Alexonder mit sich herumtrug und nicht loszuwerden vermochte, weil trotz der Oberflächlichkeit seiner Erziehung es ihn dohin drängte, in die Tiefen der eigenen Seele wie der Dinge um ihn her zu dringen. Er hatte ein aufrichtiges Verlangen, die Wohrheit zu erkennen und steigerte sich in seinem Mißtrauen, weil er sie in seinem Rußland nicht fand und zu nicht geringem Theil durch eigene Schuld ouch nicht finden konnte. Denn unwohr ist auch sein Verhöltniß zu seinen Nächsten gewesen, var allem zu seiner Mutter, der Kaiserin-Wittwe Maria Feodorowna, und zu seiner Gemohlin, der nunmehr regierenden Kaiserin Jelisaweta Alexejewno. Es ist schwer, beide Frauen im Rahmen einer Skizze scharf zu charakterisiren. Beide waren deutscher Herkunft, die Koiserin Moria eine württembergische, Elisabeth eine bodische Prinzessin. Beide waren hochbegabt, die Ramanows bis zu Alexonder III. danken der württembergischen Stammmutter ihre hahe Statur und ihre auffallende Schänheit, nur Konstantin hat den kleinen und unschönen Typus wiederholt, der ouf Peter III. und Poul zurückgeht, Elisabeth war ober die innerlich reichere Natur und blieb in dieser Welt des Scheines immer sich selbst gleich. Als Moria Feodorowna Wittwe wurde, wor sie mit ihren 42 Johren immer noch eine schöne Frau und von tadellosem Ruf. Ein Ehrgeiz, der durch die longe Abhöngigkeit, in der sie von der Koiserin Kathorino gestonden und durch die Zurücksetzung, die sie von Seiten ihres Gemohls in seinen letzten bösen Johren erfuhr, nicht gebrochen wor, hotte in der Nocht der Ermordung Pauls sie hassen lossen, daß sie nunmehr, wie einst Kathorina II., die Herrschoft werde on sich reißen können. Sie hat dann, als es nun einmol Thatsache war, daß nicht sie, sondern Alexonder über Rußland herrschen werde, die beiden ältesten Söhne schwören lassen, daß sie keinen Antheil hötten om Tode des Vaters und auch Alexonder hat den Schwur geleistet. Etwos trennendes ober lag fortan doch zwischen Mutter und Sohn. Alexander hat, sa longe er lebte, den Briefwechsel der Mutter genau perlustriren lossen, und wenn er ihr ouch einen glänzenden Hofstaat einrichtete, der den seinigen weit überstrahlte, und ihr in der Leitung des ungeheuren Ressorts der koiserlichen Wohlthötigkeitsanstolten ein weites Feld der Thötigkeit überwies, ihr auch den Einfluß auf die Verheirathung der Töchter und die Erziehung der jüngeren Söhne nicht minderte, so verstond er es doch, jeden Versuch der Mutter, einen Einfluß auf die Politik zu erlangen, mit weicher, aber sicherer Hond abzuwehren. Sie gingen nebeneinander her, und zu einer herzlichen Unbefangenheit ist dies Verhältniß niemols gediehen. Das Ausland schätzte den politischen Einfluß Maria Feodorowno's auf den Kaiser sehr gering ein, weit höher zunächst den der Gemohlin Alexonders, der Kaiserin Elisobeth, die beim Regierungsontritt Alexanders 22 Johre olt wor und in der Blüthe ihrer Schönheit stond.

Ueber die Koiserin Elisobeth zu reden, ist noch weit schwieriger, als über Morio Feodorawno. Erst neuerdings ist unter zahlreichen Briefen der Kaiserin auch ein sehr intimes Memoirenwerk bekannt geworden; die für die Koiserin bestimmten und von ihr durchgesehenen Aufzeichnungen der Gröfin Golowin, gebarenen Fürstin Galitzyn. Sie bestötigen uns, was schan ous Czartoryski's Memoiren bekannt war, daß die Großfürstin Elisobeth gleich im ersten Johre ihrer Ehe unter den aufdringlichen Nochstellungen des Fürsten Platon Suboff zu leiden hatte und doß — worüber Czartoryski's Memairen notürlich schweigen — sie späternicht weniger unter den Huldigungen des Fürsten Adom Czortoryski's litt; sie wurden in gonz unverständlicher Weise von ihrem Gemohl, dem Graßfürsten Alexonder, gefördert und gaben zu dem allerschlimmsten Geklatsch Anloß. Der Großfürst, der damals in den Fesseln der bekannten Demaiselle Chévalier verstrickt wor, that nichts, um seine Gemohlin zu schützen, so daß sie in eine kaum erträgliche schiefe Positian gerieth, die ouch in ihrem Verhältniß zur Schwiegermutter unangenehmen Ausdruck fand. Die Geburt einer Tochter, Morio Alexondrawno, die nach koum zehn Monoten (1800, 10. März) starb, schien vorübergehend die Beziehungen zwischen den Eheleuten zu bessern und die gemeinsamen Sargen im letzten Jahre der Regierung Pouls mögen in gleichem Sinne gewirkt haben.

Wie dem ouch sei, als die Thranbesteigung Alexonders erfolgte, bestond die Meinung, daß es sich im letzten Grunde dorum handle, ab Alexonder unter dem Einfluß der Mutter ader dem der Frau regieren werde. Napolean, dem Elisobeth als „femma d'un grand caractère" erschien, ist bemüht gewesen, ouf sie einzuwirken und ihr die Vorstellung zu erwecken, doß sie um ihrer Selbsterhaltung willen den Einfluß der Schwiegermutter brechen müsse. „Die ganze Frage liegt darin, ab die Mutter ader die Gattin das Vertrauen des Monarchen und domit die Zügel der Regierung gewinnen wird. Ein drittes gibt es nicht. Man (i. e. die Koiserin Elisobeth), muß nur zugleich mit Nochdruck und mit Vorsicht auftreten, namentlich aber sich befleißigen, die Menschen genou kennen zu lernen. Hr. Woronzow ist der Monn der Kaiserin Morie und sein Charakter stimmt merkwürdig mit dem seiner Beschützerin, er neigt zu gewaltthätigen Unternehmungen und zu rücksichtsloser Durchführung derselben." Noch zu Ende des Jahres 1802 hat Napoleon geglaubt, doß es möglich sein werde, die Kaiserin Elisabeth zu seinem palitischen Werkzeug zu erziehen.

Es wäre nun van hächster Wichtigkeit, zu wissen, ob Alexonder van diesen Bemühungen Napaleons etwos erfohren hot: bei seiner mißtrouischen Natur wäre damit eine weitere Erklärung für die stets nur ouf kurze Zeit scheinbar überwundene Entfremdung der koiserlichen

Eheleute gegeben. Madame Naryschkin, geborene Fürstin Czetwertinska, hat dem Kaiser später die Demoiselle Chevalier ersetzt und damit die Kette der so tiefgreifenden polnischen Einflüsse verstärkt. Ziehen wir die Summe, so sind es wenig erbauliche Verhältnisse, die uns am Petersburger Hofe entgegentreten. Man gewinnt den Eindruck eines unruhigen und unsicheren Treibens, unklarer und unwahrer Beziehungen, im Palast, in der inneren Politik, in dem Verhältniß zu den auswärtigen Mächten. Die Möglichkeit von Wandlungen nach all diesen Richtungen scheint keineswegs ausgeschlossen. Mit den persönlichen Beziehungen, die zwischen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. angeknüpft wurden und die von vornherein einen Charakter annahmen, der die konventionelle Grenze, die fürstlichen Freundschaften gesetzt zu sein pflegt, durchbrach, macht sich nun ein neuer Faktor geltend, der in bedeutsamster Weise Politik und Privatleben beider Herrscher, sowie die Geschichte ihrer Reiche beeinflußt hat.

Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit.

λ. Das soeben erschienene neueste Heft der „Württembergischen Neujahrsblätter", die unter Mitwirkung verschiedener württembergischer Gelehrten von Oberstudienrath Dr. Julius Hartmann aus Stuttgart herausgegeben werden und schon manchen verdienstvollen Beitrag zur Kenntniß unsres Schwabenlandes gebracht haben, bringt uns wieder eine recht hübsche, instruktive und fröhlich zu lesende Schilderung, einen „Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit". Derselbe soll es, wie der Herausgeber bemerkt, dem Leser erleichtern, sich ein Urtheil darüber zu bilden, wie weit und unter welchen Wandlungen im Laufe der Zeiten sich ein besonderer Charakter der Bevölkerung des schwäbischen „Haupt- und Kernlandes" Württemberg herausgebildet hat. Zu diesem Zweck wird nun aus dem Mittelalter, aus den Zeiten der Kämpfe mit der Fürstengewalt und den Jahrzehnten der Sonderentwicklung eine Reihe von charakteristischen günstigen und ungünstigen, ernsten und heiteren Zeugnissen über das Schwabenvölklein angeführt, die uns dasselbe in gar verschiedenartiger Beleuchtung zeigen. Die besonders von Uhland wieder zu Tage geförderten Volkssagen über ergötzliche Schwabenstreiche, die rühmenden und spöttischen Bemerkungen in der mittelalterlichen Dichtung, die Charakterisirung der Schwaben im Sprichwort, die oft recht ironischen Urtheile der Oesterreicher, Ungarn und Schweizer liefern uns die Bausteine zu dieser Arbeit. Das alte Annolied aus dem 11. Jahrhundert nennt schon die Schwaben ein kluges, redefertiges Volk, das sich oftmals durch gute Recken ausgezeichnet, streitfertig und sieghaft. Bruder Wernher von Tegernsee singt im 12. Jahrhundert:

Ich hab der Schwaben Würdigkeit in fremden Landen viel gesehen,
Da worben sie also nach Preis,
Daß man ihnen Würde mußt' zugestehen.

Das Rolandslied des Pfaffen Conrad rühmt die „milden", d. h. freigebigen Schwaben, Hartmann von Aue ihre Gastfreundschaft, Schenk Conrad von Landeck um das Jahr 1280 ihre wonnige Lebenslust.

Wonne und Vogelsang
Ist in Schwaben!

Doch wird auch ihre „Grobheit", ihre „Dummheit", daß sie erst mit 40 Jahren gescheit werden, ihre ungeheure Wanderlust hervorgehoben.

„Welches Land liefen die Schwaben nicht aus? — Die Schwaben und das böse Geld, führt der Teufel in alle Welt. — Schwaben haben nur vier Sinne. — Stirbt dem Schwaben die Braut am Charfreitag, so heirathet er nach vor Ostern. — Ein Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen", so heißt es im Sprichwort. Die Ungarn gebrauchten den Namen der Schwaben zur Bezeichnung aller Deutschen überhaupt. Zwingli nennt seinen Mitbewerber um die Leutpriesterstelle am Großmünster in Zürich 1518 einen „aufgeblasenen und windigen Schwaben", während der Schweizer Dominikaner Felix Fabri ihre Tapferkeit, Lebensfröhlichkeit und Wanderlust in etwas bresthaftem Latein schildert. „Die Schwaben sind vernünftiger als die Elsässer, nobler als die Baiern, gerechter als die Brabanter, reicher als die Franken, frömmer als alle Deutschen", sagt er. Auch Luther sagt 1533 in den Tischreden: wenn ich viel reisen wollt, wollt ich nirgends lieber ziehen denn durch Schwaben und Baierland, denn sie sind humanissimi et hospitales, accurentes advenis et pro sua facultate tractantes. Ein andermal sagt er: „Franci et Suevi sunt simplices, probi et officiosi." Ein begeisterter Lobredner ihrer Verdienste ist besonders auch Ulrich v. Hutten, während Sebastian Frank die „hungrigen und dürren Schwaben" und Johann Fischart das schwäbische „Suppenmaul", da man drei Suppen aufeinander gibt, persiflirt. Selbst die bekannte wackere Liselotte, die Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, findet die Schwaben entweder einfältig oder falsch, und schreibt: „unsre Pfälzer wollen nie Schwaben sein, da haben sie recht."

Im Kampfe mit der absolutisten Fürstengewalt hat das Schwabenvolk im 18. und 19. Jahrhundert reichlich Gelegenheit gehabt, in handelndem und leidendem Widerstand die Züge seines Charakters zu stählen und kräftiger auszugestalten. Der berühmte Naturforscher Albrecht v. Haller rühmt aus dieser Zeit 1724 ihre Treue und Ergebenheit, ihre Ruhe und ihre aufrichtige Frömmigkeit, Johann Georg Keyßler 1693—1743 ihren guten Verstand, Treue und Redlichkeit, der Dichter Klopstock hat zwar noch kein einziges Wort von ihnen recht verstanden, ist aber doch wegen ihrer Gutartigkeit mit ihnen ausgesöhnt. Hektor v. Günderode, der 1781 die Beschreibung einer Reise durch den württembergischen Schwarzwald herausgab, sagt: „etwas haben sie gemein: Liebe für ihren Regenten und Blindheit für ihr Vaterland. „Eine Suppe hinter dem Schwabenofen ist besser als Braten in fernen Landen." Hauptzüge ihres Nationalcharakters sind ihm Offenherzigkeit, Redlichkeit und Treue, Religiosität, wenigstens im Aeußeren, Gastfreiheit und starker Hang zu gutem Essen und Trinken, Fröhlichkeit, Neigung zu allen Vergnügungen, Putz und Wohlleben. Sie sind ungezwungen und mehr als in vielen anderen Provinzen Deutschlands Kinder der Natur, wenig Thätigkeit, bequem, sich nicht übereilend und immer im alten Geleise fortwandelnd. Viel Eigenliebe, nebst der daraus entstehenden Verachtung gegen Fremde, sehr galant gegen das schöne Geschlecht" u. s. w. „Unaufhörlich heißt es hier (so fährt er weiter fort) „Herr Vetter! Frau Bas! Herr Vetter und Gevatter!" „Keine Gelegenheit zum Schmausen wird in diesem Lande versäumt. Sowie die Todten auf den Kirchhof gebracht worden, bemühen sich diejenigen, welche ihnen diesen letzten Dienst erwiesen haben, ihre Betrübniß im Sterbehause mit Essen und Trinken zu ersticken und zu ertrinken." Diese Schilderung, die heute noch vielfach zutrifft, ist in der That vortrefflich. Der bekannte Friedrich Nicolai, der 1781 Schwaben bereiste, und 1795 und 1796 die Erinnerung an Ulm, Stuttgart und Tübingen in drei Bänden seiner Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz veröffentlicht hat, hat mit guter, ironischer und gesalzener Beobachtungsgabe die Licht- und Schattenseiten des Landes, der Residenz, des Tübinger Stifts und der Klosterschulen oft schonungslos kritisirt und an Schiller sein berüchtigtes Xenion gerichtet:

Schwaben hab ich durchreist und manchen Schwaben gesehen,
Aber ein Schwabe wie du hat sich mir nirgends gezeigt.

Goethe verlebte im Herbst 1797, wie er gegen Dannecker rühmte, in Stuttgart Tage, wie er sie in Rom lebte, hat aber auch ein scharfes Auge für die Mängel der Altwürttemberger. Karl Maria v. Weber ist erfreut über die vielen vorzüglichen Köpfe und Talente in Stutgart, und den stillen, bescheidenen Geist, der hier herrscht, klagt aber auch, daß alles, insbesondere die Musik, auf kleine

häusliche Zirkel beschränkt sei. Karl August Varnhagen von Ense, der 1808—1809 in Tübingen studirte und mit Justinus Kerner und Uhland „dem entschlossensten, hartnäckigsten Schweiger“ sehr befreundet war, bezeichnet Württemberg vor allem auch nach seiner mystischen Richtung als die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, das Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt, während seine Schwester Rosa Maria Assing die frohsinnige Beweglichkeit und poetische Begabung der Einwohner rühmt. Der Theologe August Neander ist von ihrer formlosen Herzlichkeit, der berühmte Jurist Friedrich Karl v. Savigny von ihrer politischen Einsicht und Erfahrung, der Buchhändler Friedrich Perthes von ihrer hartnäckigen Kraft dem tyrannischen Fürsten gegenüber erfreut.

Als echte **Vollblutschwaben** erscheinen ihre Zeitgenossen Ludwig Uhland, Paul Pfizer, der Philosoph Hegel, der Geschichtschreiber Christoph Friedrich Stälin, der Dichter Hermann Kurz u. A. Heinrich v. Treitschke anerkennt die dichte geistvolle Bevölkerung mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung, während Gervinus wiederum ihre Unfähigkeit zum Handeln und ihre politische Unmündigkeit tadelt. So haben wir eine Reihe einander oft geradezu entgegenstehender Urtheile scharfsinniger Männer über das Schwabenland zu verzeichnen, denen wir noch eine reiche Blumenlese von charakteristischen Aussprüchen von Richard Rothe, Karl Immermann, Jean Paul, Joseph Görres, Ludwig Börne, Karl Hase, Wolfgang Menzel, Karl Julius Weber, Wilhelm v. Humboldt, Ludwig Tieck, Friedrich Thiersch, Dahlmann, Böhmer, Riehl u. A. beifügen könnten. Der Schweizer Jakob Heer schreibt im Frühling 1900 aus Stuttgart: „jener feine Duft der **Poesie**, der wie ein Lied Ludwig Uhlands über den Thälern und Höhen Schwabens liegt, um stille Bergruinen, romantische Kapellen, alte Mühlen und verschwiegene Thäler schwebt, umspannt auch heute noch das schwäbische Volksleben, und die Poesie der Gegenwart findet in Stuttgart warme, herzliche Theilnahme, ja ihre Pflege ist, den alten großen Ueberlieferungen der Stadt und den reichen literarischen Anregungen der Stuttgarter Schulen entsprechend, in sehr vielen Familien ein Stück unentbehrlichen Hausbrotes. Daß dabei Schiller über Goethe gestellt, schwäbisches Talent vor allem geschätzt wird, das ist verzeihlich.“ Mit Recht weist J. Hartmann aber zum Schlusse auf die feinsinnige Darstellung des schwäbischen Volkscharakters hin, wie wir sie aus der Feder von Gustav Rümelin, gest. 1889 als Geheimrath und Kanzler der Universität Tübingen, besitzen und wie sie der offiziellen Beschreibung von Land, Volk und Staat Württemberg einverleibt ist. Sie wird dem schwäbischen Charakterbild nach seinen Licht- und Schattenseiten am gerechtesten, und schildert die verschiedenen Faktoren desselben am anschaulichsten nach den mannichfachsten Gebieten seiner Wirksamkeit, wie sie sich aus der inneren Geschichte und den Kulturverhältnissen des Landes allmählich entwickelt haben. Möge das unterhaltend und fein geschriebene Büchlein dieses Schwabenspiegels innerhalb und außerhalb Schwabens manche Leser finden!

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Goethe in Finnland.** — Daß man in Finnland trotz alles harten Druckes unerschüttert fortfährt, an den großen Fragen der Menschenbildung zu arbeiten, das zeigt ein vor kurzem erschienenes Büchlein des Lektors der deutschen Sprache an der Universität Helsingfors, **Johannes Oehquist**. Hr. Oehquist hat Eckermanns Gespräche in der Weise systematisch bearbeitet, daß er die Goethe'schen Aeußerungen nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet hat, unter Auswahl des am meisten Wichtigen und Charakteristischen. Es ist dabei besondere Rücksicht darauf genommen worden, daß das Büchlein auch als Lektüre in den oberen Klassen der finnländischen Schulen Verwendung finden könne. Das Ganze (das Büchlein hat 106 Seiten und ist im Verlage der Verlagsaktiengesellschaft Otawa in Helsingfors erschienen) zerfällt in vier Hauptabschnitte: 1. Goethe über sich selbst und seine Werke, 2. Kunst, Literatur, Philosophie, 3. Gespräche über große Männer, wobei namentlich Schiller vorantritt, 4. Verschiedenes, welche Abschnitte sich dann weiter in Unterabtheilungen gliedern. Eine Anzahl von Anmerkungen ist beigegeben, die nothwendige Orientirungen sachlicher Art oder auch Erklärungen schwieriger Wörter liefern; bemerkenswertherweise handelt es sich dabei namentlich oft um Fremdwörter, welche inzwischen ungebräuchlich geworden sind. — Das Ganze erscheint als ein echt glücklicher Gedanke, und dieser Gedanke ist mit großem Geschick ausgeführt. In schlichter und anspruchsloser Weise erfolgt hier eine Einführung in die Goethe'sche Gedankenwelt und eine Anleitung zum Verständniß seiner großen Persönlichkeit. Möchte das Büchlein zunächst in Finnland die erstrebte Wirkung erreichen! Aber es dürfte verdienen, auch bei uns, namentlich für Unterrichtszwecke, beachtet zu werden.

Zu Hardy's Wachsbossirungen im Graner Museum. Durch Goethe's „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar“ ist der Domvikar Hardy allen Kunstfreunden bekannt — dem Namen nach. Werke von Kaspar Bernhard Hardy's Hand sind selten, und den Wenigsten dürften solche vor Augen gekommen sein. Die reichste Sammlung Hardy'scher Arbeiten befindet sich im Museum des Fürst-Primas zu **Gran** in Ungarn, wo sie, meines Wissens, bisher nur von wenigen Kunstfreunden besichtigt worden ist. Hardy war auf verschiedenen Gebieten thätig, z. B. als Glasschleifer, als Emailmaler, „am meisten jedoch hat er sich dem **Wachsbossiren** ergeben“, wie Goethe noch zu Lebzeiten des Mannes schrieb, welchen er in Köln als „einen merkwürdigen 80jährigen munteren Greis“ kennen gelernt hatte. Die Hardy-Sammlung in Gran enthält nur Wachsbossirungen, aber es sind deren so viele und so mannichfache, daß ihr Anblick den prächtigsten Kommentar zu Goethe's Worten bietet. Der Dichter, stets auf bedeutende Erscheinungen der bildenden Künste achtend, schrieb von Hardy's „halben Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch-gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigen Gärtnerin mit Frucht- und Gemüsekorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas, in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs, harmonisch, dem Charakter gemäß kolorirt.“ Neben solchen theils allegorischen, theils sittenbildartigen Halbfiguren in hohem Relief enthält die Graner Sammlung aber auch noch biblische und mythologische Figuren, deren einige auch in weißem Wachs ausgeführt sind. Auch drei verhältnißmäßig große weiße Gruppen werden vorgefunden; endlich sind zwei Bildnisse, Hardy selbst und Wallraf, bemerkenswerth. Im ganzen sind 50 Stück vorhanden. Wie schon angedeutet, ist ihr Dasein nur im kleinsten Kreise bekannt. Die Hardy-Sammlung in Gran theilt das Schicksal der Graner Gemäldesammlung, die es wohl verdienen würde, regelmäßig von den Kunstgelehrten besucht zu werden, die ja ihre Reisen gewöhnlich wenigstens bis Budapest ausdehnen. Gran läge auf dem Wege. Die Galerie im fürstlich-primatialen Museum zu Gran umfaßt nicht weniger als 564 Gemälde, von denen freilich viele Kopien oder wenigstens keine galeriefähigen Bilder sind. Aber nach sehr strenger Auswahl bleiben immer noch etwa 100 Nummern übrig, deren kunstgeschichtlicher Werth nicht zu bezweifeln ist. Da gibt es Stücke vom 14.—19. Jahrhundert. Besonders interessant sind einige italienische Bilder des Trecento und Quattrocento. Eine Predelle von **Carlo Crivelli** ist geradewegs ein Prachtstück. Von hohem Interesse ist ein carpaccioneskes Bild (Nr. 84), ein Benozzo Gozzoli (dem Pisanello zugeschrieben), eine gute botticelleske Madonna. Viele interessante altdeutsche Tafeln fesseln dort überdies die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes, auch wenn er an den gänzlich übermalten sogenannten Schongauers mit Achselzucken vorübergehen dürfte. Ein großes mit Figuren überladenes Kreuzigungsbild schien mir die Hand des Hans Schwab von Wertingen zu verrathen, eine andere viel alterthümlichere Kreuzigung nähert sich der Weise des Meisters D'Psenaing. Unter den Niederländern fällt ein Hemessen

auf (nach Angabe des Katalogs signirt), wie denn auch ein kleiner früher C. Poelenburg von Feinschmeckern kaum übersehen werden dürfte. Letzteres Bildchen gilt in Gran als Elsheimer. Bei zahlreichen Bildern ist die Benennung augenscheinlich verfehlt (so bei Bramer, hinter dem ein Lievens steckt, bei Breydel, der vielmehr von Esaias v. d. Velde zu sein scheint, auch bei einem falsch bezeichneten Brueghel, den ich in die Nähe des seltenen Martin Ryckaert schieben möchte), womit ich ja nur flüchtige Andeutungen mache. Das Ganze wäre eingehenden Studiums wohl würdig. Ich habe dazu noch nicht die nöthige Muße gefunden, obwohl ich die Sammlung schon im Jahre 1881 kennen gelernt und seitdem wiedergesehen habe. 1881 war sie noch ganz ungeordnet, seit einigen Jahren hat sie aber eine, wenn auch nicht kritische Sichtung erfahren und eine ziemlich übersichtliche Aufstellung gefunden. Auch die reiche Kupferstichsammlung ist jetzt zugänglich, um ganz von einer großen Bibliothek kunstgeschichtlichen Charakters zu schweigen. Die Hardy'schen Wachsbossirungen sind gegenwärtig sehr praktisch aufgestellt und gut beleuchtet. Wir widmen ihrer Geschichte und ihrem Schöpfer noch einige Aufmerksamkeit. K. B. Hardy ist nach Merlo's Angabe 1726 zu Köln geboren und 1819 gestorben.[1]) Er genoß in Köln großen Ruf, wie aus einer Stelle in Hirschings „Nachrichten von sehenswürdigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen ... in Teutschland" (V. 353, 1792) hervorgeht. Auch die Nachträge zu Füßli's großem Künstlerlexikon schenken Hardy einige Beachtung. Von Hardy's Erben sind die Wachsbossirungen, die jetzt das Graner Museum zieren (nach freundlicher Mittheilung des Hrn. Archivars Anton Smatlik), durch Kauf an den Fürst-Primas J. Simor gelangt. Sie sind damit vom Rhein an die Donau gekommen, wo sie seither so gut wie gar keine Beachtung gefunden haben. Vielleicht dankt mir's mancher Kunstfreund, mancher Goetheverehrer, mancher Künstler, wenn er durch meine Mittheilung wieder an Hardy's Wachsbossirungen erinnert wird. **Dr. Theodor v. Frimmel.**

Frau Sehnsucht. Gedichte von **Hans Zuchhold.** Wismar, Druck und Verlag von Willgeroth u. Menzel 1900. — Die Gedichte, mit denen der jugendliche Lyriker zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit tritt, bekunden nicht eben eine hervorragend kräftige Eigenart; sie klingen vielmehr bald stärker, bald schwächer an Lieder von Eichendorff und anderen Spätromantikern, von Martin Greif, auch mitunter — doch nicht allzu häufig — an Dichtungen der jüngsten Schule an. Die Stoffe Zuchholds sind die uralten Lieblingsstoffe des lyrischen Gesangs, und auch die Weise, in der er diese Stoffe zu gestalten strebt, ist seit manchen Jahrhunderten durch zahlreiche Vorgänger vorgebildet worden. Die zwischen Frühling und Herbst, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Sonnenschein und Wettersturm wechselnden Stimmungen der äußeren Natur und die mannichfachen, leid- und freudvollen Empfindungen des menschlichen Herzens sucht er immer wieder in seiner Lyrik auszusprechen, am liebsten so, daß die Vorgänge in der äußeren Natur den Regungen des Gemüths als Umrahmung und Ergänzung dienen, oder daß sich in jenen sinnbildlich diese andeuten. Das ist keineswegs neu, und neu erscheint auch kaum die Thätigkeit der Phantasie, die sich in Zuchholds Gedichten im einzelnen offenbart: einem besonderen Reichthum an neuen Bildern und Einfällen, an eigenartiger sinnlicher Ausgestaltung begegnen wir nicht; überschwänglich kühn und erfinderisch stellt sich die Phantasie unsres Dichters überhaupt nicht dar. Ohne unselbständig oder matt zu werden, hält sie sich doch in wohlbemessenen Schranken und bleibt übertriebenen Neuerungen fern.

Dafür gebietet Zuchhold über eine reiche, genaue und oft feine Naturbeobachtung, und was er beobachtet, das weiß er mit wenigen Strichen einfach und deutlich vor uns hinzuzeichnen. Vor allem aber beseelt ihn ein tiefes, inniges Gefühl, das sich vielfach als weiches, schmerzliches Sehnen äußert, besonders gegen den Schluß der Sammlung aber einen heitereren und kraftvolleren, leidenschaftlicheren Ausdruck gewinnt. Und aus solcher tiefer Empfindung heraus trifft er nicht selten überraschend gut die Töne des Schmerzes wie der Freude. Tieftraurig klagt er zuerst über das entschwundene Glück, dessen Gruß ihm nur noch trügerische Träume vorspiegeln; vergebens strebt er lange Zeit, sich zur Hoffnung wieder emporzuringen; schon meint er verzweiflungsvoll auf alle Freude, ja selbst auf die bloße Erlösung aus dem Leid verzichten zu müssen. Da wird ihm nach langem, vergeblichem Sehnen ein kaum mehr geahntes Liebesglück beschert, an dessen Besitz er zuerst zweifelt, das er nur allzu schnell wieder zu verlieren fürchtet, das er sich darum täglich neu erringen, neu befestigen muß, das ihn aber auch stets aufs neue und immer höher beseligt. — Den Eindruck des innerlich Wahren, des Erlebten macht uns diese Lyrik vornehmlich da, wo sie sich der schlichtesten Worte und Weisen bedient. Das ist dem Verfasser oft, aber nicht immer gelungen. In einigen Gedichten (z. B. S. 9 „Du, wo ist der Trank") erscheint das Empfinden gewaltsam erregt, und dann wird die reine künstlerische Wirkung durch eine künstelnde Reflexion, die die einzelnen Elemente des Ganzen nur äußerlich und willkürlich verbindet, manchmal auch durch kleine Unbeholfenheiten des Ausdrucks, gezwungene Wortstellungen und dergleichen geschädigt. — Am wenigsten scheinen mir die skizzenhaften Balladen geglückt, die ihren Stoff aus der deutschen Geschichte nehmen. Hier führte das Streben nach möglichster Kürze geradezu zur Prosa. Dichterische Anschauung und lebensvolle Charakteristik fehlen hier durchweg; oft glaubt man nur eine dürftige Disposition zu einem — natürlich in Prosa abzufassenden — geschichtlichen Aufsatz vor sich zu haben. In den übrigen Balladen jedoch, in denen Zuchhold nach einer volleren Ausgestaltung des Einzelnen strebt, oder in denen er seine Darstellung sichtlich auf dem Grenzrain zwischen Epik und Lyrik wandeln läßt, hebt sich auch seine dichterische Kraft bedeutsam, so besonders in den mer stimmungsvoll ausgemalten, von glücklicher, selbständiger Auffassung zeugenden Gedichten des Cyklus „Adam". — Die Sammlung im ganzen kann als eine sehr erfreuliche Talentprobe gelten. Wohl hat ihr Verfasser noch manches zu erfahren und zu lernen, wenn er der Theilnahme, die er jetzt erweckt, auch für seine künftigen dichterischen Gaben gewiß sein will; an Begabung aber mangelt es ihm nicht, und verliert er sich nur nicht auf Irrwege, so ist zu hoffen, daß er rüstig zu schönen, lohnenden Zielen fortschreiten werde.

München, 26. Sept. **Franz Muncker.**

t-. **Die ärztlichen und zahnärztlichen Prüfungen auf den deutschen Universitäten während der Prüfungsjahre 1898/99 und 1897/98.** Obgleich auch die Aerzte über Ueberfüllung des Berufs klagen, nimmt die Zahl derer, die sich ihm widmen, doch noch nicht ab. Im Prüfungsjahre 1898/99 haben wieder 50 Kandidaten der Medizin mehr als im Vorjahre die Approbation erhalten, im ganzen 1364. Von diesen stammten aus (die Länder sind in der Reihenfolge des Jahres 1898/99 geordnet):

	1898/99	1897/98		1898/99	1897/98
Preußen . . .	866	835	S.-Altenburg .	7	5
Bayern . . .	164	150	Anhalt . . .	6	3
Sachsen . . .	68	74	Bremen . . .	6	6
Baden	42	46	S.-Cob.-Gotha	5	6
Württemberg .	41	51	S.-Meiningen .	3	2
Hessen	36	27	Schaumb.-Lippe	3	3
Elsaß-Lothring.	28	19	Schwarzb.-Sond.	1	1
Hamburg . .	14	12	Schwarzb.-Rud.	1	2
S.-Weimar . .	12	8	Waldeck . . .	1	3
Braunschweig .	12	10	Reuß ä. L. . .	1	—
Oldenburg . .	11	6	Reuß j. L. . .	1	2
Mecklenb.-Schw.	7	15	Lippe	—	3
Mecklenb.-Strel.	7	2	Lübeck	—	2

Hiezu kamen in beiden Jahren noch 21 Ausländer, und zwar im letzten Jahre 7 aus Oesterreich-Ungarn, 5 aus Rußland, 3 aus den Vereinigten Staaten von Amerika, 2 aus den Niederlanden und je 1 aus England, Dänemark, Mexico und Peru, während von denen des Vorjahres 8 aus Rußland, 4 aus der Schweiz, 3 aus den Niederlanden, 2 aus Chile und je 1 aus Oesterreich-Ungarn, England, Mexico und Afrika stammten. — Auf die einzelnen Universitäten vertheilten sich die Prüfungen in den beiden Jahren folgender-

[1]) Hiezu J. J. Merlo „Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit" in erster Auflage und in zweiter durch Dr. Firmenich-Richartz besorgter Ausgabe. Füßli nennt noch einige alte Quellen.

machen (die Universitäten in der Reihenfolge des Jahres 1898/99 geordnet):

	1898/99	1897/98		1898/99	1897/98
München . . .	179	197	Halle	44	30
Berlin	141	158	Straßburg . . .	44	48
Würzburg . . .	139	107	Jena	43	19
Kiel	111	79	Göttingen . . .	40	32
Leipzig	95	104	Königsberg . .	37	46
Greifswald . .	89	101	Tübingen . . .	36	39
Bonn	72	62	Marburg . . .	33	27
Freiburg . . .	65	76	Gießen	29	29
Breslau . . .	64	49	Heidelberg . . .	28	26
Erlangen . . .	59	56	Rostock	16	29

Was das Ergebniß der Prüfungen anbelangt, so haben als Schlußzensur erhalten:

	1898/99	1897/98
genügend	386 = 28.30 Proz.	359 = 27.32 Proz.
gut . .	838 = 61.44 „	829 = 63.09 „
sehr gut	140 = 10.26 „	126 = 9.59 „

Von den Kandidaten, die die Prüfung bestanden haben, hatten studirt:

	1898/99	1897/98
8 Semester . . .	991 = 72.65 Proz.	936 = 71.23 Proz.
10 Semester . . .	157 = 11.51 „	158 = 12.02 „
11 und mehr Semester	207 = 15.18 „	211 = 16.06 „
unbekannt	9 = 0.66 „	9 = 0.69 „

Die Mehrzahl der Kandidaten bestand die Prüfung in 3 Monaten, nämlich im letzten Jahre 419 = 30.7 Proz. und im Vorjahre 388 = 29.4 Proz., während 226 = 16.6 Proz., resp. 203 = 15.4 Proz. in 4 und 121 = 8.9 Proz., resp. 134 = 10.2 Proz. gar in 2 Monaten „fertig wurden", dagegen 39 = 2.9 Proz., resp. 47 = 3.6 Proz. 25—36 und 35 = 2.8 Proz., resp. 17 = 1.3 Proz. 36 und mehr Monate in Examensnöthen herumgelaufen sind. Die Durchschnittsdauer der Prüfung betrug in beiden Jahren für alle Universitäten zusammen 7 Monate, schwankte bei den einzelnen Universitäten aber sehr bedeutend. Während in beiden Jahren Berlin mit 12, resp. 11 Monaten obenan steht, dauerten die Prüfungen im letzten Jahre auf 5 Universitäten im Durchschnitt nur 4 Monate und im Jahre 1897/98 in Freiburg gar nur 3½ Monate. — Die zahnärztliche Prüfung haben im letzten Jahre 115 Kandidaten der Zahnheilkunde bestanden, gegen 145 im Vorjahre. Von ihnen stammten (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das Vorjahr) aus Preußen 78 (98), Bayern 4 (8), Sachsen 8 (9), Württemberg 2 (3), Baden 5 (8), Hessen 2 (5), Mecklenburg-Schwerin 1 (2), Sachsen-Weimar 1 (2), Mecklenburg-Strelitz 1 (—), Oldenburg 1 (1), Braunschweig 1 (2), Sachsen-Coburg-Gotha 2 (1), Lippe 2 (—), Hamburg 3 (5), Elsaß-Lothringen 2 (1), Sachsen-Meiningen — (1), Sachsen-Altenburg — (1), Anhalt — (1), Schwarzburg-Sondershausen — (1), Reuß ä. L. — (1), Bremen — (1). Es bestanden die Prüfung mit der Schlußzensur

	1898/99	1897/98
genügend	24 = 20.87 Proz.	28 = 19.31 Proz.
gut . . .	77 = 66.96 „	96 = 66.21 „
sehr gut	14 = 12.17 „	21 = 14.48 „

In Berlin legten 37 (48) Kandidaten die Prüfung ab, in Leipzig 18 (13), in Heidelberg 9 (5), in Erlangen 8 (10), in Halle 7 (3), in Göttingen 8 (3), in Breslau 5 (12), in München, 4 mit „gut", 1 mit „sehr gut", zusammen 5 (2), in Kiel 4 (5), in Marburg 4 (3), in Würzburg 4 (14), in Bonn 2 (7), in Freiburg 2 (4), in Straßburg 2 (2), in Gießen 1 (2), in Jena 1 (6), in Königsberg — (4), in Tübingen — (1) und in Rostock — (1).

* Auf der Insel Reichenau im Untersee sind, wie wir dem „Schwäb. Merkur" entnehmen, werthvolle Kunstwerke entdeckt worden. In der Pfarrkirche zu Niederzell, dem westlichsten der drei auf Reichenau gelegenen Gemeinwesen, hat man kürzlich alte Wandgemälde aufgefunden, die aus frühromanischer Zeit stammen und deren Ursprung ins 11. Jahrhundert zu verlegen ist. Anfänglich entdeckte man hinter den beiden Seitenaltären frühgothische Malereien, rechts einen hl. Martinus, seinen Mantel theilend und einem Armen darreichend, ferner eine hl. Katharina mit Palme und Rad, darunter ein betender Benediktinermönch und Reste einer älteren Untermalung. Die entgegengesetzte linke Wandfläche enthält eine Darstellung des Todes Mariens aus hochgothischer Zeit, sodann eine Maria Magdalena und ältere Scenen aus einem Heiligenleben. Am bedeutsamsten ist jedoch ein großes frühromanisches Wandgemälde in der den Hauptchor abschließenden runden, oben eingewölbten Nische, das Christus, auf einem Sternenkranz sitzend, in der Glorie darstellt. Die Rechte ist segnend erhoben, die Linke hält auf dem Knie ein aufgeschlagenes Evangelienbuch, auf dem in lateinischer Sprache die Worte stehen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Die rothgekleidete, drei Meter hohe Christusfigur hebt sich von einem mit weißen Sternen übersäeten, blauen Hintergrunde ab. Außerhalb der Umrahmung befinden sich die geflügelten Symbole der vier Evangelisten, dann die beiden Kirchenpatrone Petrus und Paulus. Den Abschluß bilden rechts und links zwei sechsgeflügelte Seraphe, die mit ihren Fußspitzen auf geflügelten Rädern stehen. Unter diesem Hauptbild öffnen sich zwei Rundbogenstellungen. In der oberen erscheinen zwischen zierlichen romanischen Säulchen die Apostel in zwei Drittel-Lebensgröße, auf romanischen Thronsesseln sitzend. Die untere Arkadenstellung ist mit stehenden Prophetenfiguren ausgefüllt, die sich durch den urbildlichen, spitzen Judenhut des Mittelalters, sowie durch die in ihren Händen befindlichen Schriftrollen kennzeichnen. Bekanntlich enthält auch die Kirche von Oberzell werthvolle, erst vor einigen Jahren von der sie überdeckenden Tünche befreite Wandgemälde aus dem zehnten Jahrhundert.

* **Erlangen.** Bei der juristischen Fakultät der hiesigen Universität sind im Wintersemester 1899/1900 35, im Sommersemester 1900 22, im ganzen letzten Studienjahre zusammen also 57 Promotionen erfolgt. Wie uns von zuständiger Seite mitgetheilt wird, ist dieser bedeutende Rückgang die Folge der seit einiger Zeit eingeführten Aenderung der Promotionsbestimmungen.

* **Dresden.** Der in dem Dresdener Vorort Blasewitz bis vor kurzem lebende Naturforscher Dr. O. Staudinger ist, wie dem „Berl. Tagbl." mitgetheilt wird, im Süden, wo er Milderung seines Herzleidens suchte, gestorben. Staudinger war ein bedeutender Lepidopterologe. Sein „Katalog der europäischen Schmetterlinge" ist für alle Sammler und wissenschaftlichen Arbeiter auf dem Gebiet der Lepidopterologie bis heute maßgebend geblieben.

* **Leipzig.** Privatdozent Dr. Seesemann gibt seine hiesige akademische Thätigkeit auf, um in Dorpat einen Lehrstuhl für Theologie einzunehmen.

* **Berlin.** Wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, wird die Sammlung für Krankenpflege an der hiesigen Universität zu einem Museum ausgebaut, dessen Direktion Professor Dr. Martin Mendelsohn übernimmt.

oem. **Breslau.** Die philosophische Fakultät hiesiger Universität hat beschlossen, von nun ab Ausländer zur Doktorpromotion nur dann zuzulassen, wenn sie das Reifezeugniß einer den deutschen Gymnasien, Realgymnasien oder Oberrealschulen als gleichstehend zu erachtenden Lehranstalt aufzuweisen haben.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Chirurgie an der Universität Wien Dr. Joseph Weinlechner gibt sein Lehramt auf, bleibt aber Vorstand der ersten chirurgischen und gynäkologischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses.

* **Aus der Schweiz.** Der Ordinarius für Geburtshülfe und Gynäkologie an der Universität Genf, Prof. Dr. Alfred Vaucher, tritt von seinem Lehramt zurück.

* **Aus Holland.** Unter den 152 für das Wintersemester an der Universität Amsterdam neu immatrikulirten Studenten befinden sich, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, 27 Damen. — Der bisherige außerordentliche Professor für Pflanzenkunde an derselben Universität, Dr. E. Verschaffelt, wurde zum Ordinarius befördert.

* Handelshochschule in Köln. Der Handelsminister sowie der Kultusminister haben durch Erlaß vom 18. d. M., wie die „Soziale Praxis" mittheilt, der Stadt Köln die Genehmigung zur Errichtung einer Handelshochschule ertheilt unter dem Vorbehalt einiger Aenderungen und Zusätze; ein Staatszuschuß kann aber nicht geleistet werden.

Jahrgang 1900. München, Montag, 22. Oktober. Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Handels- und Machtpolitik.

Als das politische Deutschland sich entscheiden sollte, ob es seinen Machtmitteln zu Lande eine entsprechende Streitkraft zur See an die Seite stellen wolle, fanden sich zahlreiche Männer, die, durchdrungen von der Nothwendigkeit einer Stärkung unsrer Seemacht, für die Verwirklichung dieses Gedankens eintraten und, ohne Rücksicht auf den billigen Spott der sich immer gleichbleibenden prinzipiellen Gegnerschaft, ihre Ueberzeugung durch Wort und Schrift nachdrücklich zu verbreiten suchten. Solchen Gesichtspunkten verdankt auch die „Freie Vereinigung für Flottenvorträge“ ihre Entstehung. In den vorliegenden zwei Bänden hat sie sich ein bleibendes Denkmal ihrer Wirksamkeit gesetzt.[1]) Die darin niedergelegten Ausführungen von Männern, die eine hervorragende Stellung im wissenschaftlichen Leben einnehmen, vereinigen fast durchweg mit einer eindringlichen, überzeugenden Sprache eine so tiefe Gründlichkeit und Beherrschung der Materie, daß es vielleicht ein undankbares Unternehmen ist, in einem trockenen Auszuge, der natürlich nicht der Fülle des Dargebotenen gerecht werden kann, wiederzugeben, was dort meist in formvollendeter und interessanter Weise zur Darstellung gelangt. Immerhin erscheint eine Betonung der wichtigsten Punkte deßhalb nicht ganz werthlos, weil sie vielleicht für manchen der Sache zunächst ferner Stehenden die Veranlassung sein kann, sich mit den werthvollen Arbeiten näher zu beschäftigen.

In ganz besonderem Maße beansprucht obige Charakteristik Geltung für die Ausführungen Gustav Schmollers über „Die wirthschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage“, die die Reihe der Arbeiten eröffnen. Schmoller warnt vor einer allzu optimistischen Auffassung unsrer gegenwärtigen wirthschaftlichen Verhältnisse. Trotz aller unleugbaren Fortschritte in dieser Hinsicht dürfe doch unsre Vorsorge für die nähere und auch für die fernere Zukunft, die eine weitschauende Politik unbedingt im Auge haben müsse, keinen Augenblick erlahmen: da wir „das kinderreichste Volk des alten Europa“ sind, jährlich etwa um 1 Prozent wachsen, so ist, abgesehen von dem Eintritt außerordentlicher Ereignisse, mit einer Zunahme der deutschen Bevölkerung auf 100—150 Millionen innerhalb der nächsten hundert Jahre zu rechnen. Es fragt sich, in welcher Weise eine so gesteigerte Bevölkerung, die Schmoller keineswegs für unerwünscht hält, in Deutschland ihr Unterkommen finden soll. Zunächst wird nachgewiesen, daß die deutsche Landwirthschaft unter den günstigsten Verhältnissen nicht imstande wäre, einer doppelten Anzahl von Menschen wie der gegenwärtigen Beschäftigung und noch weniger Nahrung zu gewähren. Die Einfuhr fremder Lebensmittel ist demnach immer unvermeidlich und muß stets aufrecht erhalten werden. Die deutsche Industrie zeigt sich viel ausdehnungsfähiger als die Landwirthschaft. Hier kann leicht das Vier-, ja Zehnfache des bisherigen produzirt werden. Um eine solch erhöhte Thätigkeit rentabel zu machen, muß jedoch nicht nur die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes eine große sein, sondern vor allem eine bedeutende Erhöhung der Ausfuhr stattfinden, die jederzeit auch die Mittel zur Bezahlung der hauptsächlich aus Lebensmitteln, Rohstoffen und Kolonialwaaren bestehenden Einfuhr gewährt. Ein großer und für die Dauer berechneter Export bedarf, abgesehen von allen anderen Momenten des Rückhaltes einer starken Flotte, die jede Bedrohung und Vergewaltigung des Seehandels, der jetzt schon 70 Prozent unsres Handels beträgt, zu verhindern imstande ist. Auch deutsche Kolonien sind nicht nur zur Aufnahme unsres Bevölkerungsüberschusses nothwendig, sondern auch um einen Theil unsrer unentbehrlichen Lebensmittel und Kolonialwaaren zu liefern und auch einen gewissen Absatz dorthin zu garantiren. In geschlossenen deutschen Kolonien schwindet die große Gefahr, daß unsre zahlreichen Auswanderer, deren Erziehung ein Kapital von mehreren Milliarden gekostet hat, wie es sonst leicht geschehen kann, im Laufe zweier Generationen dem Heimathlande politisch und wirthschaftlich entfremdet werden. Alle diese Gedanken werden nun weiter ausgeführt, tiefer begründet und die vielfach gemachten Einwände gegen diese Anschauungen entkräftet. Dabei ist folgendes besonders bemerkenswerth: eine Handelspolitik ist unter den herrschenden Verhältnissen ohne Machtpolitik nicht durchführbar. Wie der Merkantilismus einseitig den wirthschaftlichen Vorrang durch die Entfaltung politischer Machtmittel zu behaupten suchte, so übertrieb die darauffolgende liberale freihändlerische Strömung, so heilsam sie sich zunächst als Rückschlag gegen die Engherzigkeit des früheren Systems erwies, nach der entgegengesetzten Richtung insofern, als sie in Verkennung der realen Verhältnisse von einer Machtanwendung auf wirthschaftspolitischem Gebiete ganz absah. Nach und nach mußte jedoch die Erkenntniß durchbrechen, daß alle wirthschaftlichen Konkurrenzkämpfe der Nationen in letzter Linie auf Machtkämpfe hinauslaufen. Mehr als je ist dies jetzt der Fall, wo Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Rußland mit ihren außerordentlich erweiterten Gebieten so gewaltige erobernde Reiche darstellen, denen gegenüber die Schwäche der meisten anderen Staaten deutlicher als je hervortritt. Ist man vorher ohne große Streitkräfte

[1]) Handels- und Machtpolitik, Reden und Aufsätze im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge“, herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolf Wagner, 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta, 1900.

vor allem zur See ausgekommen, so folgt bei den jetzigen wesentlich veränderten Verhältnissen durchaus nicht, daß unser Zustand ferner im Interesse Deutschlands aufrecht zu erhalten ist. Gegen die weitverbreitete Auffassung, daß eine starke Flotte uns in eine abenteuerliche Weltmachtpolitik stürzen könne, wendet Schmoller ein, daß uns dafür „alle Vorbedingungen des Volkscharakters und der Staatseinrichtungen“ fehlen, daß wir dazu nicht „die Personen, die Traditionen, den harten Geschäftsegoismus“ haben.

An den hier nur ganz kurz skizzirten Vortrag Schmollers schließt sich eine von historischen Gesichtspunkten geleitete Arbeit Prof. K. Lamprechts über „die Entwicklung des wirthschaftlichen und geistigen Horizonts unsrer Nation“, die in fesselnder und lichtvoller Darstellung die einzelnen Phasen dieser Entwicklung seit 1000 Jahren schildert, ihre Hauptmerkmale und die jeweilig treibenden Kräfte bezeichnet und so in gedrängter Fassung ein großes Stück deutsche Wirthschafts- und Kulturgeschichte vorführt. Besonders finden hiebei Handel und Verkehr, die Stellung und Wirksamkeit der Hansa, der Einfluß des Zunftwesens eine knappe und treffende Behandlung.

Ueber „die Seefahrt im Leben der Völker“ spricht Prof. Richard Ehrenberg. Er schildert die Entwicklung der Seeschiffahrt von ihren ersten Anfängen an, untersucht die Bedingungen, denen dieser Prozeß unterworfen war, sowohl die in der äußeren Natur, wie die im Menschen- und Völkerleben liegenden und zeigt den Antheil, den Kaufleute, Rheder und Seeleute an den Fortschritten haben. Die Bedeutung des Seefahrens in wirthschaftlicher Hinsicht, Einfuhr- und Ausfuhrverhältnisse, wie kolonisatorische Momente werden erörtert, die Einflüsse der Seefahrt auf die Denkweise des Einzelnen wie den Volkscharakter zu einer Darstellung gebracht, die auch die hier zutage tretenden Schattenseiten nicht unberücksichtigt läßt. Nationale und kosmopolitische, ideale und materielle Gesichtspunkte kommen in gleichem Maße zur Geltung. Die Darstellungsweise in der Form kurzer Thesen, die eine zwar knapp gehaltene, doch äußerst klare und überzeugende Begründung erfahren, wirkt besonders lebendig und trägt zu dauernder Einprägung des Dargestellten im Gedächtniß des Hörers wie des Lesers bei.

Vielfache Anklänge an die Ausführungen Schmollers finden sich bei Dr. Ernst Francke, der sich über „Weltpolitik und Sozialreform“ verbreitet. Auch Francke vertritt die Anschauung, daß Deutschland mit den Schaaren seiner unter vielen Opfern großgezogenen Auswanderer zur „Kinderstube der Welt“ geworden sei. Mit seinen den Ausländern jederzeit zugänglichen Bildungsanstalten stelle es „die Schulstube der Welt“ dar. So hätten wir besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kräfte unsrer Konkurrenten gestärkt, ohne zunächst als Ersatz dafür den uns zukommenden Antheil an der Beherrschung der Welt zu empfangen. Erst mit der politischen Einigung Deutschlands habe sich hierin ein allmählicher Umschwung zum Besseren vollzogen. Dr. Francke gibt dann einen klaren Ueberblick über den Grad der Verflechtung Deutschlands in die Weltwirthschaft, erläutert eingehend die Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkt, seine Ein- und Ausfuhrverhältnisse und die Wirkung dieser Momente auf das Erwerbsleben der Bevölkerung. Hiebei gelangt er zu dem Resultate, daß „insgesammt 24—26 Millionen Menschen in Deutschland von der freien Ein- und Ausfuhr auf dem Seewege in ihrer Lebenshaltung und Arbeit abhängig sind“. Mit dem Hinweis auf die bedeutende Hebung des deutschen Nationalwohlstandes, deren Hauptmerkmale angedeutet werden, verbinden sich eingehende Erörterungen sowohl über die Zunahme des deutschen Einflusses im Auslande, seine Ursachen und seinen Umfang, wie über die gleichzeitigen Fortschritte der unteren Klassen in unserm Vaterlande, die Arbeiterbewegung und die sozialpolitische Gesetzgebung. Wie die Lichtseiten der Weltmarktstellung Deutschlands, so werden auch die Schattenseiten der Abhängigkeit vom Weltverkehr ausführlich behandelt. Die Ansichten, die Francke hier vertritt, decken sich im großen Ganzen mit denen Schmollers. Auf die Bedeutung dieser Momente für unser ganzes wirthschaftliches und politisches Leben wird hingewiesen. Im Anschluß daran kommen die Mittel und Wege zur Sprache, um den vorhandenen Gefahren wirksam zu begegnen: Mit der Entfaltung äußerer Macht, vor allem der zur Zeit nothwendigen Stärkung unsrer Seestreitkräfte muß eine innere Kräftigung und Hebung des Volkes Hand in Hand gehen, zu welchem Zwecke eine umfassende konsequent durchgeführte Sozialreform erforderlich ist. Ueber die hiebei maßgebenden Gesichtspunkte entwickelt der Verfasser seine Ansicht. Die Darstellung des Ganzen ist ebenso schwungvoll wie exakt, die Begründung des klar formulirten Programms einleuchtend. Daß selbst bei prinzipieller Uebereinstimmung mit dem Verfasser über einzelne Punkte, wie z. B. die Hoffnung auf eine zukünftige Versorgung Deutschlands mit Getreide und Fleisch durch die einheimische Landwirthschaft oder die Befürchtung einer Blockade der deutschen Seeküsten in der Weise wie sie Dr. Francke mit ihren Folgen im einzelnen ausmalt, die Anschauungen auseinandergehen können, liegt in der Natur der Sache.

Die den ersten Band abschließende Arbeit von Dr. Paul Voigt über „Deutschland und der Weltmarkt“ bewegt sich im wesentlichen in dem Ideenkreise der Ausführungen Schmollers und Francke's. Die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat, seine Verflechtung in die Weltwirthschaft, das Unzureichende des inneren Marktes, die Nothwendigkeit gesteigerter Ein- und Ausfuhr sind die Hauptmomente, deren Wesen und Wirksamkeit an der Hand eines reichen wirthschaftsgeschichtlichen und statistischen Materials erörtert werden. Hieran knüpfen sich die Forderungen einer stärkeren Betonung unsres Kolonialwesens und einer Vermehrung unsrer Seemacht. Viele allgemein interessirende Thatsachen und Zusammenhänge, Vorzüge und Nachtheile im Verlaufe der großen wirthschaftlichen und politischen Entwicklung werden hiebei beleuchtet und treffend charakterisirt, so daß die verdienstvolle Arbeit ebenso anregend wie belehrend wirkt.

Der Vortrag Professor Max Serings über „Die Handelspolitik der Großstaaten und die Kriegsflotte“ leitet den zweiten Band des Werkes ein. Nach einem kurzen Ueberblick über die Entwicklung unsres Außenhandels, wobei der „Zunahme der Bevölkerung, der Steigerung der Bedürfnisse und der Entwicklung der Technik“ der wesentlichste Einfluß zugeschrieben wird, gelangt die Entstehung des Freihandelsgedankens und sein Einfluß auf die Handelspolitik zu einer kurzen Darstellung. Der Umschwung in den Anschauungen, die Wandlung der Weltlage kommen in den Hauptzügen zu einer lichtvollen Illustration. Hiebei findet Sering den „Ausgangspunkt der neuen Phase der Weltwirthschaft und Weltpolitik“ in den Vereinigten Staaten und Rußland. Die Entwicklung dieser beiden Länder verfolgt er in ihren bestimmenden Momenten. Wie die treibenden Kräfte dieser Entfaltung,

der dadurch geschaffene Zustand im Gegensatz zu den früheren Verhältnissen in ein helles Licht gerückt werden, so treten auch die Folgen dieser weittragenden Wandlungen auf die Macht- und Handelspolitik Frankreichs, Großbritanniens und Deutschlands, in welchen Ländern Sering nicht die ersten Ursachen des Umschwungs sieht, klar hervor und erleichtern das Verständniß der gegenwärtigen Stellung dieser Staaten im Weltverkehr. Mit seiner Ansicht, daß „ein neues Zeitalter des Merkantilismus angebrochen sei," „die Freihandelspolitik als geradezu anachronistisch in unsern Tagen erscheine," daß unsre Position durch die „Erweiterung der territorialen Basis" gefestigt, unsre Seemacht gestärkt werden müsse, befindet sich Sering in Uebereinstimmung mit den oben mehrfach erwähnten Ansichten.

„Die Flottenverstärkung und unsre Finanzen" behandelt Adolf Wagner. Nachdem er kurz die Gründe auseinandergesetzt hat, die ihn bestimmen, für die Verstärkung unsrer Flotte einzutreten, wobei er der Meinung Ausdruck gibt, daß „die erforderlichen Ausgaben für Heer und Flotte eben einmal zu den nothwendigen Spesen unsrer Volkswirthschaft gehören", weist er nach, daß dieser Aufwand durchaus nicht unproduktiv ist. Unsre Volkswirthschaft, unser Volkswohlstand gestatten eine Erhöhung dieser Ausgaben. Für diese Behauptung bringt Ad. Wagner zunächst den Beweis in finanzieller Hinsicht in einer ausführlichen, mit reichem finanzstatistischem Material belegten Darstellung. Hiebei zeigt er eingehend, daß Deutschland bezüglich der Reichs- und Staatsausgaben eine viel günstigere Stellung einnimmt als Frankreich und Großbritannien und daß die Steuerlasten bei uns bedeutend niedriger sind als dort. Auch mit Rücksicht auf die hinzukommenden Ausgaben für die Kommunal- und anderen Verbände fällt der Vergleich Deutschlands mit dem Auslande zugunsten des ersteren aus. Eine Gegenüberstellung der Zölle, inneren Verbrauchs- und Verkehrssteuern ergibt ebenfalls kein ungünstiges Bild für Deutschland. Hinsichtlich der direkten Steuern faßt Wagner das Resultat seiner exakten Untersuchung in folgendem Satze zusammen: „Die Gesammtbelastung mit direkten und diesen nahe verwandten Erbschaftssteuern ist in Preußen und Bayern nicht halb so hoch als in dem armen, freilich steuerüberbürdeten und vollends mit direkten Steuern überlasteten Italien, nur zwei Drittel so hoch als in dem ebenfalls ärmeren Oesterreich, nicht viel mehr als ein Drittel so hoch als in Frankreich und Großbritannien und steigt auch in keinem deutschen Mittelstaate viel über die Hälfte der Kopfquote dieser beiden Länder." Von den sonstigen Ausführungen Wagners, die sich mit der Deckungsfrage befassen, sei nur noch bemerkt, daß der hervorragende Kenner des Finanzwesens aus steuertechnischen und steuerpolitischen Erwägungen für eine Reichserbschaftssteuer eintritt, deren Durchführung und Wirkung des näheren erörtert.

Professor Dr. Ernst v. Halle verbreitet sich über „Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Rhederei". Anschaulich wird die Geschichte dieses für unsre Volkswirthschaft so wichtigen Zweiges vom Anfang des 19. Jahrhunderts an zur Darstellung gebracht; es werden die zu überwindenden Schwierigkeiten wie die Fortschritte beleuchtet, die moderne Gestaltung der Rhederei, ihr Umfang nach Art, Zahl, Größe, Werth und Leistungsfähigkeit der Schiffe, ihre finanziellen Grundlagen und Erträgnisse ausführlich behandelt und schließlich ihre Bedeutung im Weltverkehr durch Zusammenstellung ihrer regelmäßig betriebenen Hauptlinien illustrirt.

Den Abschluß des Werkes bildet eine Arbeit Prof. Hermann Schuhmachers über „Deutschlands Interessen in China". Der Verfasser, der die dortigen Verhältnisse auf Grund eigener Anschauung kennt, bringt eine Fülle interessanter Ausführungen über das Land, seine natürlichen Bedingungen, die politische und wirthschaftliche Denkweise seiner Bewohner, die Erschließung China's für den Weltverkehr, die Stellung der Ausländer, ihre konkurrirenden Interessen, die Verbreitung und Bedeutung der Deutschen, ihren Einfluß, ihre Bestrebungen und deren Erfolge. Begründete Wünsche und Anregungen zu einer stärkeren Wahrung der deutschen Interessen, die hauptsächlich dahin führen soll, daß der „erhebliche Unterschied zwischen der Stellung des deutschen Kaufmanns in China und der Stellung deutscher Industrieprodukte auf dem chinesischen Markt" gemildert wird, schließen sich daran. Besonders bemerkenswerth sind die Gesichtspunkte, die Schuhmacher über die Frage einer Aufteilung China's entwickelt. Aus dem Charakter der Bevölkerung, dem ihr innewohnenden starken Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber allen Fremden folgert er in einem solchen Falle „den steten Widerstand des ganzen Volkes, das ebenso meisterhaft zur Intrigue und zur Geheimbündelei wie zum passiven Widerstand befähigt" ist und glaubt, daß keine Macht der Erde imstande wäre, gegen diese Momente auf die Dauer erfolgreich anzukämpfen und seine Herrschaftsgewalt ein für allemal zu befestigen. Auch die Ansicht des Verfassers über die Gefahr einer Konkurrenz ostasiatischer Arbeit auf dem Weltmarkt ist besonders hervorzuheben. Schuhmacher befürchtet nicht, daß diese ebenso fühlbar werden könnte wie die Konkurrenz der Kulis in Amerika, Australien und sonst, weil der Chinese bei allen seinen guten Eigenschaften als Arbeiter sich kaum von einer gewissen mechanischen Thätigkeit emanzipiren kann und selten ein tieferes Verständniß für einen komplizirteren Produktionsprozeß hat. Von der Entwicklung Kiautschou's hofft Schuhmacher sehr viel. Indem er die niemals vorhergesehene und in diesem Maß erwartete Entfaltung Hongkongs aus den kläglichsten Verhältnissen heraus schildert, gibt er der Ansicht Ausdruck, daß die Schattenseiten, die sich bisher in unserm ostasiatischen Besitz gezeigt haben, mit der Zeit in ähnlicher Weise schwinden und einer glücklichen Zukunft Platz machen werden.

Die seit der Zeit, als Schuhmacher seine Ausführungen niederschrieb, so sehr veränderte Lage in China wird vielleicht eine etwas modifizirte Anschauung über einen oder den anderen Punkt hervorrufen. Aber gerade die jetzigen Zustände in Ostasien, für die nunmehr auch die große Masse ein lebhaftes Interesse zeigt, sind geeignet, darzuthun, wie richtig der Verfasser im allgemeinen gesehen und geschildert, wie er weitschauenden Blickes bereits auf große Gefahren hingedeutet hat, als sich erst wenige Wolken am fernen politischen Horizont zeigten. L.

Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von Theodor Schiemann.

II.

Friedrich Wilhelm III. hat, wie wir erst durch Bailleus Publikation authentisch erfahren, eine schwärmerische Verehrung für die schöne Schwester Alexanders, die an den Erbprinzen Friedrich Ludwig

von Mecklenburg-Schwerin vermählte Großfürstin Helena Pawlowna gehegt. Die Korrespondenz des Königs mit der Erbprinzessin zeigt das schöne Bild eines Freundschaftsverhältnisses, das ebenso rein wie herzlich und unbefangen zum Ausdruck kommt. Es sind die Briefe eines galanten jungen Königs, der selbst glücklich verheirathet ist, an eine schöne und glückliche Prinzessin, die ihren Mann und ihren kleinen Sohn anbetet. Inhaltlich nichts weniger als bedeutend, dafür aber liebenswürdig und in Konzept und Reinschrift Eigenthum des Königs. Bälle, Redouten, Konzert und Theater, Pfänderspiele und dergleichen, kurz die Erinnerung an glücklich verbrachte Tage. „Mon Dieu, comme vous étiez divinement belle, non je ne l'oublierai de ma vie!" Das ist der Gegenstand des Geplauders. Aber Bailleu hat durchaus recht, wenn er gerade diese Korrespondenz besonders hervorhebt: es ist in der That ein „Frédéric Guillaume inconnu", der uns hier entgegentritt. Ueber dem Ganzen ruht ein Hauch fröhlicher Poesie, den wir in einer Korrespondenz des wortkargen Königs am wenigsten erwarten.

Damals fühlte er sich noch jung und die Poesie der Jugend lieh auch ihm ihre Schwingen. Die Ernüchterung und Enttäuschung folgte nur zu bald. Als am 27. September 1803 die Erbprinzessin starb, ging dem König damit auch dies Stück Jugendpoesie verloren und die Harmlosigkeit jener glücklichen Tage kehrte ihm niemals ganz wieder. Es ist nun politisch sehr wichtig, daß auf die Initiative des Königs hin die Erbprinzessin bei Kaiser Alexander den Gedanken einer Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. anregte. Als der Erbprinz und Helena Pawlowna im Sommer 1801 nach Petersburg reisten, deutet der König in nicht mißzuverstehender Weise ihr seine Wünsche an, den jungen Zaren persönlich kennen zu lernen. Wie die Korrespondenz des Königs zeigt und an sich leicht begreiflich ist, war zwischen Helena Pawlowna und Friedrich Wilhelm viel von Alexander die Rede gewesen. Man hat dem jungen Zaren in Berlin viel Sympathie entgegengebracht und, da die schwere Stellung Alexanders während der Regierung Pauls die Fabel der Welt war, auch dort für ihn Partei ergriffen. Der König hatte seinen Sympathien und seinem Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft brieflich lebhaften Ausdruck gegeben. Helena Pawlowna gab diesen Brief dem Bruder zu lesen und darauf wohl geht im ersten Keim der Entschluß Alexanders zurück, den König auf preußischem Boden zu besuchen. Irren wir nicht, so haben noch andere Momente mitgespielt. Gerade damals ist erst vom Nachfolger Panins dem Grafen Kotschubej und danach in dem sogenannten „nichtoffiziellen Komitee" der Jugendfreunde Alexanders der Versuch gemacht worden, ein Programm russischer Politik festzustellen. Es ging im wesentlichen dahin, nach keiner Seite hin Partei zu ergreifen und den Schwerpunkt auf die Reformthätigkeit im Innern des Reiches zu legen. Die Politik der Allianzen wird dabei ausdrücklich negirt, sie habe nur Unheil über Rußland gebracht. Kaiser Alexander hat dem keineswegs unbedingt zugestimmt, sondern eine doppelsinnige Antwort gegeben: er wolle zwar nationale Politik treiben (suivre un système national), aber je nach Bedürfniß mit der einen oder der anderen der Mächte gute Freundschaft pflegen. Er exemplifizirt dabei an Frankreich und England und erwähnt, was für ihn doch charakteristisch ist, Preußen nicht, obgleich er bereits einen Monat vorher, durch die Vermittlung des Erbprinzen von Mecklenburg, dem König die von diesem gewünschte Zusammenkunft hatte antragen lassen (conf. B. I. l. Nr. 11, Schilder: Kaiser Alexander II. 83 und Anm. 138—140). Er stand, ohne daß seine Minister und Freunde davon wußten, bereits mit beiden Füßen im entgegengesetzten System: „Besondere Interessen sind dem allgemeinen Besten zu opfern. Nur dadurch tößt sich hoffen, Deutschland und ganz Europa die Ruhe wiederzugeben!" Le bien général und le repos de l'Europe entière*) das werden fortan die politischen Gedanken sein, die er immer wieder hervorkehrt. Das Bekenntniß zur Prinzipienpolitik steht so als ostensibeles Programm gleich an der Schwelle seiner Regierung. Wie weit sich ihm damit die Vorstellung verband, auf diesem Wege russische Interessenpolitik zu treiben, ist dann freilich eine andere Frage. In der Zeit vom Januar bis zum März 1802 ist dann eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Könige vereinbart worden, und zwar sollte sie auf den Vorschlag Friedrich Wilhelms in Memel stattfinden.

Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß Alexander acht Tage vor seiner Abreise aus Petersburg auf eine direkte Anfrage des Ministers Kotschubej am 24. Mai im nichtoffiziellen Komitee versprach, in Memel keinerlei politische Fragen zu berühren. Wenn Kotschubej den Kaiser begleitete, geschah es in der Absicht, ihn zu überwachen. Auch hat der Minister wirklich geglaubt, daß Friedrich Wilhelm nicht über Politik gesprochen habe, ein Glaube, den er nur auf Grund von Versicherungen Alexanders haben konnte; daß er vom Kaiser getäuscht worden ist, kann aber gar nicht bestritten werden, nur sind keine Protokolle oder Vertragsartikel festgesetzt worden. Aber Friedrich Wilhelm weihte den Kaiser genau in den Stand seiner Beziehungen zu Frankreich ein und auch die deutschen Entschädigungsfragen sind in ihren vertrauten Gesprächen berührt worden. Die nunmehr typisch wiederkehrenden Versicherungen gegenseitigen, unbedingten und rückhaltlosen Vertrauens gehen ohne Zweifel auf hier ausgetauschte mündliche Versicherungen zurück. Im übrigen hat man sich amüsirt, geschwärmt und sich an dem Raffinement militärischer Exerzirkünste erbaut. Die Königin Luise erwiderte die Verehrung, die der Kaiser ihr entgegentrug, mit unbefangenem Entgegenkommen, so daß sich hier ein Verhältniß begründete, das ziemlich genau dem Friedrich Wilhelms zu Helena Pawlowna entsprach. Alle Theile haben sich ohne Gêne so gegeben, wie sie verstanden sein wollten und schieden mit der ehrlichen Ueberzeugung, daß sich hier ein Band geknüpft habe, das dauern müsse. Vielleicht ist nichts bezeichnender für das außerordentliche Talent Alexanders, sich dem Wesen Anderer anzupassen, als die Aehnlichkeit, welche die Königin Luise zwischen ihm und dem König während der „göttlichen" Memeler Entrevue zu entdecken glaubt. „Die beiden Monarchen," schreibt sie ihrem Bruder, dem Erbprinzen, „lieben sich zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaiserthums. Alles ging erwünscht und gut und wird immer so gehen!" Dabei hat Alexander gewiß nicht Komödie gespielt, sondern während jener Tage so empfunden, wie er sprach und handelte. Aber es war nur eine Seite seiner Natur die er zeigte, Friedrich Wilhelm und Luise sollten auch noch andere kennen lernen.

Die Thränen, die von beiden Seiten beim Abschied vergossen wurden, waren ungekünstelt. Die Aufzeich-

*) B. II. w. schon in einem Brief vom 10. August 1801 so formulirt.

mungen der Königin Luise lassen keinen Zweifel darüber aufkommen. Man greift, wenn man sie liest, unwillkürlich nach Werthers Leiden, die einen so ganz anderen Stoff poetisch gestalten, aber doch auf dem Untergrund derselben Empfindsamkeit erwachsen sind, die uns aus der Memeler Idylle entgegenströmt.

Aus alledem ergibt sich, daß in Memel allerdings eine mehr als bloß äußerliche Annäherung zwischen beiden Herrschern erfolgte. Kaiser Alexander ist in jenen Jahren den épanchements wirklicher und konstruirter Freundschaft außerordentlich zugänglich gewesen; er hatte noch kurz vor seinem Eintreffen in Memel den höchst merkwürdigen Freundschaftsbund mit dem Dorpater Professor Parrot geschlossen, durch welchen in der That „ein ganz einzigartiges Verhältniß zwischen Herrscher und Unterthan" begründet wurde. Jetzt hatte sich ihm die Gelegenheit geboten, einen Mann zum Freunde zu gewinnen, der sein pair war, mit ihm auf gleicher Höhe stand und ihm ein empfindsames Herz und eine „schöne Seele" entgegentrug. Die Avancen waren, wie wir gesehen haben, von Friedrich Wilhelm ausgegangen. Er ist es auch, der die Noten angeschlagen hat, welche die persönlichen Empfindungen in den Vordergrund rücken. Schon im August 1801 schreibt er von den Bedürfnissen seines Herzens, der hohen Achtung, der unerschütterlichen und zärtlichen Anhänglichkeit, die ihn erfülle; am 15. Oktober, nachdem Alexander der bevorstehenden Zusammenkunft zugestimmt hat, versichert der König, nichts werde seine Bewunderung für die Tugenden und seine grenzenlose Achtung vor dem Charakter des Zaren steigern können, so daß uns die korrespondirenden Aeußerungen Alexanders fast zurückhaltend erscheinen. Nach Memel ändert sich das: während der König sich nach allem, was er bisher gesagt hatte, kaum noch steigern konnte, wird der Ton Alexanders immer emphatischer. Aber sowohl das von Beiden oft wiederholte Versprechen, mit vollster Offenheit, ohne jedes Geheimniß zu einander zu reden, als die bei Alexander typisch wiederkehrende Versicherung, daß erst der Tod seiner Freundschaft ein Ziel setzen werde, sollten bald in schreiendem Gegensatz zu den politischen Beziehungen stehen, deren Realität trennend zwischen Beide trat. Die rückhaltlose Offenheit war von vornherein nicht vorhanden gewesen und ist wohl niemals, weder von Friedrich Wilhelm noch von Alexander, ohne Einschränkungen geübt worden. Eine reservatio mentalis bestand hier wie dort, und Jeder hat sie beim Anderen vorausgesetzt, weil die keineswegs vorhandene Identität der Interessen beider Reiche es so verlangte. Aber überraschend ist es doch, wie schnell diese Abwandlungen eingetreten sind.

Schon die Instruktion, welche am 7. Juli 1802 dem neuen russischen Gesandten in Berlin, Alopäus, mitgegeben wurde, athmet Mißtrauen. Offenbar hatte Alexander aus den Konfidenzen, die der König ihm in Memel gemacht hatte, den Schluß gezogen, daß Friedrich Wilhelm sich Napoleon durch jenen Vertrag vom 23. Mai ganz ausgeliefert habe. Seine Umgebung bestärkte den Kaiser in dieser Anschauung, der sich auch bereits damals ein Kern von Wahrheit nicht abstreiten läßt. Der Blick Alexanders für die Schwächen der preußischen Politik schärfte sich noch mehr, als am 8. September die Neuorganisation der russischen Ministerien stattfand, welche die Männer des „nichtoffiziellen Komitees" in verantwortliche Stellungen setzte. Der Fürst Adam Czartoryski wurde Gehülfe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und damit drangen Ideen in den Vordergrund, welche der jungen Freundschaft Proben stellten, die sie nicht bestehen konnte. Das System Friedrich Wilhelms verlangte gute Beziehungen zu Frankreich und zu Rußland und hätte in einer preußisch-russisch-französischen Allianz, die in völliger Verkennung der Ziele Napoleons wie Alexanders, für ihn eine Allianz zum Frieden bedeutete, ihre Krönung gefunden. Seit Napoleon durch den Vertrag vom 18. Oktober 1801 die antirussische Tendenz zugunsten Polens aufgegeben hatte, die seit 1793 von Frankreich festgehalten worden war,[1] konnte eine solche Kombination wohl möglich erscheinen, wenn man sich die Politik Napoleons als eine Verfolgung der nothwendigen Interessen Frankreichs dachte. Für den weitblickenden Ehrgeiz Napoleons aber war dieser Vertrag nicht mehr gewesen als ein Schachzug in dem großen Spiel, das er vorhatte. Weder er noch Alexander wünschten den preußischen Traum von der Tripelallianz verwirklicht. Jeder von ihnen wollte Preußen als Bundesgenossen für sich allein haben, so daß schon deßhalb die preußischen Pläne in sich als utopisch erscheinen. Neu hinzu kam aber jetzt der Einfluß Czartoryski's, der dahin arbeitete, durch Förderung der antipreußischen Stimmung in der Umgebung des Kaisers und durch Steigerung seines bereits vorhandenen Mißtrauens gegen Napoleon, einen Bruch mit Frankreich vorzubereiten, der dann nothwendig den Konflikt mit Preußen in sich geschlossen, und so Raum geschafft hätte, für die Lösung der polnischen Frage im Sinn der polnischen Patrioten und der (sie modifizirenden) geheimen Wünsche Alexanders. Trotz der preußischen Freundschaft den Kaiser für eine solche Politik zu gewinnen, war die schwierige Aufgabe, die Czartoryski zu lösen hatte und die er mit wahrer Meisterschaft der Lösung nahegeführte, um im letzten entscheidenden Augenblick sein Spiel zu verlieren.

Die beiden Faktoren, mit denen er rechnete, waren der im Keim bereits vorhandene Gegensatz Alexanders zu Napoleon, der zu Feindschaft und Bruch gesteigert werden mußte, und das „System" Friedrich Wilhelm III., das sich jede Politik versagen mußte, die direkt oder indirekt den Krieg herbeiführen konnte. Der dritte Faktor, der die ganze Rechnung schließlich zu einer fehlerhaften machte, lag in der Natur Alexanders. Es war wohl möglich, ihn zum mitwissenden und mithandelnden Werkzeug einer Politik von höchster Perfidie zu machen, nicht aber ihn an dieser Politik festzuhalten, wo sie zur That werden sollte, sobald das Risiko, das der Augenblick brachte, ihm allzu groß erschien. Das ist im wesentlichen der Inhalt der großen Intrigue, die zwischen dem Antrag Alexanders zu einem Schutzbündniß gegen Frankreich (22. Juni 1803) und dem Potsdamer Vertrag vom 4. November 1805 liegt. Wir wollen ihren Verlauf hier nicht erzählen, aber es ist für das richtige Verständniß des eigenthümlichen Freundschaftsverhältnisses beider Monarchen doch außerordentlich bezeichnend, daß aus ihrer Korrespondenz ein richtiges Bild von den eigentlichen Zusammenhängen zu gewinnen, absolut unmöglich ist. Während die französisch-preußischen Beziehungen und namentlich die Peripetien der unglückseligen hannoverischen Frage in den Briefen des Königs an Alexander und, wie wir wissen, noch mehr in der diplomatischen Korrespondenz beider Kabinette zu voller Geltung kommen, wird die polnische Frage, von deren Gefahren Niemand in Preußen eine Ahnung hatte, auch nicht mit der geringsten Andeutung berührt. Und doch gibt sie allein den Schlüssel für die russische Politik in den Jahren 1804 und 1805, ganz wie sie auch von

[1]) conf. Ranke, Hardenberg: 2. Aufl. Bd. 2 pg. 65.

1807—1815 in entscheidender Weise ihre Richtung bestimmt hat. Daß Alexander schon 1804 im Czartoryski'schen Sinn bereit war, den preußischen Antheil von Polen an sich zu reißen, steht fest, und ebenso, daß er ursprünglich das fein berechnete Detail dieses Anschlags gebilligt hat, der nur gelingen konnte, wenn seine freundschaftlichen Briefe den König in der Vorstellung festigten, daß er von russischer Seite nichts zu fürchten habe. Da sind nun zur Beurtheilung des Untergrundes an Unwahrhaftigkeit in den Beziehungen beider Herrscher, die von Bailleu stets berücksichtigten Unterschiede zwischen Konzept und Ausfertigung der Briefe von höchster Wichtigkeit. „König Friedrich Wilhelm beschneidet die üppig wuchernde Rhetorik seines Kabinetssekretärs; unter seiner Hand werden die Briefe kühler, nüchterner, knapper — knapper, aber darum keineswegs bestimmter. Vielmehr entfernt der König sorgfältig, was er an bindenden Zusagen in den ihm vorgelegten Entwürfen findet: er tilgt eine ehrenwörtliche Versicherung; er erschrickt vor den Hinweisen auf ein gewisses Ziel, auf einen bestimmten Zeitpunkt und beseitigt sie. Wie anders Alexander: die Betheuerungen freundschaftlicher Gefühle, so stark sie sind, sind ihm immer noch nicht stark genug: er erhöht und bekräftigt sie und sei es auch nur durch ein eingeschobenes „ewig"; aber andrerseits, ohne darum sein Ziel aus den Augen zu verlieren, dämpft er den hochfahrenden Ton, mildert die drohenden Warnungen, bittet, wo der Entwurf fordert." „So sehen wir ein unaufhaltsames Näherrücken, Bitten und Schmeicheln, Drängen und schließlich Drohen auf der einen, bedächtiges Zurückhalten, vorsichtiges Ausweichen auf der anderen Seite. . . ."[5]) Wie oft hat Alexander nicht in jenen Tagen der Krisis, und zwar gerade wenn er am unzufriedensten mit der preußischen Politik war, den König seiner unverbrüchlichen Treue versichert, wie oft an Memel erinnert, wie hat er noch die Ankündigung, daß die russischen Truppen durch Preußen marschiren würden, verbrämt durch Betheuerungen zärtlicher Freundschaft und gerechtfertigt durch angebliche Zusagen des Königs, obgleich er wohl wußte, daß Friedrich Wilhelm jeder Verpflichtung aus dem Wege gegangen war? Und inzwischen hatte er die Geheimverträge mit Schweden, Oesterreich, England unterzeichnet, ohne trotz seiner „rückhaltlosen Offenheit" dem umgarnten Freunde die geringste Mittheilung zu machen. Als dieser dann plötzlich die wahre Politik Rußland zu erkennen glaubte (er sah nur einen Theil derselben; das schlimmste, den polnischen Plan, der ihm alles preußische Land bis zur Weichselmündung rauben sollte, kannte er nicht), da hat es doch einen Augenblick gegeben, da der König seiner ehrlichen Entrüstung ungeschminkten Ausdruck gibt, und den Muth findet, den Zumuthungen des Zaren ein entschiedenes „Nein" entgegenzusetzen.[6]) Es hat sich der Entwurf des Schreibens erhalten, durch welches Alexander die vorausgesehene Ablehnung des Königs beantworten sollte: Durchmarsch der russischen Truppen auch gegen den Willen des Königs. Selbst hier figurirt noch die Freundschaft „auf ewig"! Aber dieser Brief ist, gewiß zum großen Leidwesen Czartoryski's, nicht abegegangen: der Kaiser versagte sich ihm im letzten entscheidenden Augenblick — es trat jene dramatische Wendung ein, die infolge des Durchmarsches französischer Truppen durch Ansbach und Bayreuth den König in die Arme Kaiser Alexanders warf, die russischen Truppen nach Austerlitz, und Preußen über die Verträge von Schönbrunn und Paris nach Jena und Auerstedt und schließlich nach Tilsit führte. Das sind weltbekannte Dinge und sie sollen hier nicht wieder erzählt werden. Was uns interessirt, ist die Wandlung in den persönlichen Beziehungen beider Monarchen: sie gewannen an Wahrheit und verloren, wenn auch erst allmählich, an Ueberschwänglichkeit.

Man darf es Alexander aufs Wort glauben, wenn er kurz vor der Potsdamer Zusammenkunft, als die Krisis bereits überwunden war, am 19. Oktober 1805, versichert, er habe niemals eine unglücklichere Zeit durchlebt und nie mehr gelitten. „Sie haben dem ein Ende gemacht und der Freundschaft, die ich Ihnen fürs Leben geweiht habe, noch ein Gefühl der Dankbarkeit hinzugefügt, das für immer meinem Herzen eingeprägt bleiben wird." In der That sind die polnischen Pläne nun auf lange zurückgestellt, ganz aufgegeben wurden sie überhaupt niemals, und der sehr reale Werth, den die preußische Freundschaft gewann, als Alexander dem vollen Ernst eines wirklichen Krieges gegenüberstand, steigerte sich von Tag zu Tage. Bekanntlich hat Friedrich Wilhelm nach Unterzeichnung der Potsdamer Konvention dem Grafen Hoym gesagt: Ich habe unterzeichnet, aber mein Gemüth ist in der äußersten Unruhe und ich zittere vor den Folgen."[7]) Sein Gedanke war auch damals trotz allem nicht Krieg, sondern bewaffnete Mediation, aber das Entscheidende war doch, daß er für immer den Glauben an die Möglichkeit verlor, mit Napoleon in Frieden zu leben. War Alexander in der vorausgegangenen Periode seiner preußischen Halbfreundschaft sich bewußt gewesen, daß er Napoleon richtiger beurtheile als Friedrich Wilhelm, und äußerte sich das in einer gewissen Ueberlegenheit im Ton ihres schriftlichen Verkehrs, so herrscht jetzt in diesem wichtigen Punkt die vollste Uebereinstimmung zwischen ihnen. Während des Feldzugs aber, der dem Kaiser an der Seite Oesterreichs seine erste Niederlage brachte, trat ein neues Moment hinzu, das die Beziehungen zu Preußen festigen mußte: die Abneigung gegen Oesterreich und speziell gegen den Kaiser Franz. Als später (1807) die Frage der Vermählung der Großfürstin Katharina Pawlowna aufkam und der Kaiser Franz als Gemahl für sie in Vorschlag gebracht wurde, da schilderte Alexander dem Fürsten Kurakin den kaiserlichen Freier folgendermaßen: „häßlich, schwächlich, kahlköpfig, willenlos, ohne jede Energie des Geistes, an Körper und Verstand geschwächt durch die vielen Unglücksfälle, die er erlitten hat, in so hohem Grad furchtsam, daß er nicht Galopp zu reiten wagt und sein Pferd am Zügel führen läßt, wie ich es zur Zeit des Feldzuges von Austerlitz persönlich beobachtet habe." Die ausgesprochene Antipathie gegen den Oesterreicher und der schnelle Zusammenbruch der habsburgischen Kriegsmacht mußte den Werth des preußischen Freundes steigern und das kommt dann auch zu lebhaftem Ausdruck. Aber es waren doch außerordentlich schwere Proben, welche dieser Freundschaft jetzt gestellt werden sollten. Der ungeheure Fehler, den Preußen beging, als es im Februar 1806 abrüstete, die schiefe Lage, in welche es durch das doppelte

5) conf. Bailleu l. l. XIV.

6) Bailleu Nr. 71. d. d. Potsdam 21. Sept. 1805. „Dans des circonstances toutes pareilles, j'ai montré à votre auguste père la même sécurité. Le souverain paya ma confiance de loyauté. Il sentit que ne me laisser de choix qu'entre le déshoneur ou le désespoir, c'était achever la ruine de l'Europe. . . . Et vous, à qui je tiens par des traités solennels que j'ai remplis, par une amitié qui fait mon bonheur, vous, qui m'avez demandé compte des prétendues mesures de sureté qu'on s'est plu à m'imputer sans que je me sois alarmé des vôtres, c'est par vous que mes premiers droits de souverain pourraient être compromis! Non, Sire . . . ."

7) Genz an Müller I. 158 zitirt von Ranke 47 pg. 189.

Bündniß mit Frankreich und mit Rußland gerieth, der unglückselige, man möchte beinahe sagen, kindlich naive Gedanke des Königs, Napoleon durch scheinbare Fügsamkeit einzuschläfern und alle kontinentalen Mächte für diese Politik zu gewinnen,[8]) die Zähigkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm trotz der Bitten Alexanders an den Männern festhielt, mit denen er seine Politik machte, vor allem wohl die Ueberzeugung Napoleons, daß er dieses Preußen nicht zu fürchten brauche, das alles beschleunigte die Katastrophe flott sie hinauszuschieben. Ranke[9]) will bei Betrachtung der nun folgenden Ereignisse von „versäumten Gelegenheiten" nichts wissen. „Alles — sagt er — entwickelt sich über den Kopf der Betheiligten hin mit einer Nothwendigkeit, welche etwas Unvermeidliches wie ein Fatum in sich trägt." Und in der That, wie ein überwältigendes Verhängniß ist das Verderben dann über Preußen gekommen, alles niederwerfend, was bisher feststand und nur eines schien zu bleiben, die Freundschaft Alexanders. Als der König nach Auerstedt ihm in voller Rathlosigkeit die ganze zerschmetternde Wirkung der Niederlage darlegt, antwortet Alexander mit einigen Sätzen magerer Philosophie: der Mensch neige dazu, Glück wie Unglück falsch einzuschätzen, das Unheil, sobald es den Höhepunkt erreicht habe, wende sich zum Heile — kurz es ist der unverfälschte Laharpe, aber es knüpft sich daran das Versprechen, zu Preußen zu stehen, das stets wiederholt wird und das der König mit der Zusage erwidert, er werde die Waffen nur niederlegen, wenn es dem Interesse Rußlands entspricht. Er opfert dem Haß Alexanders Haugwitz, Lombard, Beyme —, daß Köckeritz nicht auch weichen müßte, wie der Konzipient des Briefes verlangte, der diese Forderungen formulirte, geht wohl auf die Erwägung Alexanders zurück, daß er damit den Bogen überspanne; kurz, er ließ den Namen Köckeritz bei der Reinschrift aus: das wesentliche ist aber doch, daß Friedrich Wilhelm sich in den Tagen, die zwischen Auerstedt und Tilsit liegen, innerlich davon überzeugte, daß es für Preußen keine andere Politik gebe, als die des Zusammengehens mit Rußland: „Non, Sire, nous resterons réunis à jamais, et je ne connaîtrai jamais d'autre système que celui d'une alliance indissoluble entre la Russie et la Prusse."[10]) Nach Eylau, bei den erneuten Friedensanerbietungen Napoleons durch Bertrand ist der König in dieser Ueberzeugung bereits so fest, daß er überhaupt nicht mehr schwankt und so ist es mit einer Reihe von nur scheinbaren Ausnahmen auch fernerhin geblieben. Man darf aber das Jahr, das vor Tilsit liegt, als die entscheidende Zeit für die politische Freundschaft beider Monarchen betrachten, es sind die Tage vollster Offenheit und rückhaltlosen Vertrauens, wie sie ähnlich nur 1813 wiederkehrten, und Friedrich Wilhelm hat aus ihnen die Kraft der Beständigkeit gezogen, die seine Beziehungen zu Alexander charakterisirt.

Tilsit hat ihn nicht irre gemacht, und wenn die Briefe Alexanders denen des Königs nicht voll entsprechen, läßt sich doch kaum bezweifeln, daß der Unterschied durch mündliche Zusagen ausgeglichen würde.[11]) Aber die nie zu überbrückende Differenz zwischen dem Glücklichen und dem Unglücklichen — denn Alexander war, trotz aller widersprechenden Nachrichten, im ersten Jahre seines französischen Bündnisses glücklich — machte sich doch fühlbar. Auf zwei bis drei, ja fünf Briefe des Königs eine Antwort des Kaisers, mageren Inhalts. Die große Politik ging eben über Preußen hinweg, dessen Bedeutung gegen wichtigere Probleme in den Hintergrund trat. Von dem Kern der Tilsiter Abmachungen hat der König nichts erfahren, die preußischen Hoffnungen auf eine Erhebung Europa's ist der Kaiser fortan bemüht, recht nachdrücklich herabzustimmen und wir sind keineswegs berechtigt anzunehmen, daß es nur Fürsorge für den unglücklichen König war, die ihn zu dieser Haltung bestimmte.

Dagegen haben die persönlichen Beziehungen beider Herrscher durch den Besuch Kaiser Alexanders in Königsberg vor und nach der Erfurter Zusammenkunft eine Auffrischung und bald danach eine Vertiefung und Erweiterung erfahren, als im Januar 1809 der König und die Königin, einer Einladung Alexanders folgend, fast vier Wochen lang in St. Petersburg zum Besuch weilten. Es waren nach all der vorausgegangenen Trübsal für sie Tage eines fast ungetrübten Glücks. Die Frauen traten einander näher und da die geheimen Gegensätze und Rivalitäten zwischen den Kaiserinnen und das eheliche Unglück Elisabeths sorgfältig verborgen wurden, konnte es wohl scheinen, daß hier ein Kreis glücklicher Menschen beisammen war. Zwar Alexander in seiner ruhelosen Art war schwer für stilles Zwiegespräch zu fesseln, aber es kann doch nicht bezweifelt werden, daß für die drohenden Eventualitäten der Zukunft mündliche Versicherungen ausgetauscht wurden.[12]) Damals scheint Alexander den Wahlspruch formulirt zu haben, an welchen er den König bei Abschluß der Allianz von Kalisch am 28. Februar 1813[13]) erinnert: Gottvertrauen, Muth und Ausdauer! Daß Beider Ziel die Befreiung von der unerträglichen Tyrannei Napoleons war, stand ihnen subjektiv fest, und auch darin waren sie einig, daß Preußens Macht und eine Allianz Preußens mit Rußland hergestellt werden müsse.

Die Krisis, welche das Jahr 1809 brachte, hat freilich vorübergehend eine in Königsberg schwer empfundene Trübung dieser Zuversicht herbeigeführt. Das findet jedoch weniger in der Korrespondenz des Königs mit dem Kaiser als in den Briefen der Königin Luise seinen Ausdruck.

Wir verstehen es wohl, daß die Heimkehr in die Sorgenatmosphäre Königsbergs nach all dem St. Petersburger Glanz, eben durch diesen Gegensatz erdrückend und wie betäubend wirkte. Dazu kam, daß die Königin wieder einer Niederkunft entgegensehen mußte und infolge des naiven Egoismus des Königs, der sie stets um sich haben wollte und ihr selbst die Ermüdung vielstündiger Paraden nicht ersparte, auch die äußere Ruhe nicht fand, deren sie doch so sehr bedurfte.

Krank, körperlich ermattet, in steter Aufregung um die nächste Zukunft, sah sie voll trüber Ahnungen jedem neuen Morgen entgegen.

---

8) Nr. 106. Charlottenburg, 23 juin 1806. Si on ne parvient pas à assoupir les vues ultérieures de cet homme extraordinaire en lui inspirant de la sécurité, ce qui ne peut se faire qu'en autant que les puissances continentales pourraient gagner assez sur elles pour jouer d'un commun accord un rôle analogue à cette idée ... eigenhändig und eigenhändiges Konzept des Königs.

9) Bd. 47 pg. 145.

10) Bailleu l. l. 132. Es ist das Schreiben, in welchem der König von den Friedensanerbietungen Napoleons Mittheilung macht.

11) Bailleu l. l. 146 „C'est en vous seul, Sire, que je dépose toute ma confiance, et ce n'est qu'à votre Majesté seule que je désire et j'espère devoir être redevable de l'existence future de ma monarchie. Tout ce que mon coeur sent pour elle, elle le sait mieux que je ne saurai le lui exprimer ..." eigenhändiges Konzept des Königs. 27. Juni.

12) conf. Bailleu l. l. 208.

13) Es muß übrigens darauf hingewiesen werden, daß die kurzen, den Charakter persönlichster Herzensmeinung tragenden Briefe vom 28. Februar und 2. März 1813, von Nesselrode einerseits und von Hardenberg andrerseits konzipirt wurden. So wenig läßt sich aus Ton und Inhalt auf den Verfasser schließen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ein Prozeß um einen Botticelli.** Ein Aufsehen erregender Kunstprozeß wird, wie wir der „Post“ entnehmen, im kommenden November die italienischen Gerichte beschäftigen. Unlängst verschwand, wie berichtet wurde, aus der Sammlung des Palastes Chigi in Rom ein Bild von Botticelli. Da die italienische Regierung vermuthete, daß es sich nicht um einen Diebstahl, sondern um einen geheimen Verkauf handelte, hat sie den Prinzen Don Mario Chigi-Albani wegen Verletzung des Ediktes Pacca vor Gericht geladen. Das Edikt, das noch immer in Kraft ist, untersagt die Veräußerung der Meisterwerke aus den Privatsammlungen ohne Ermächtigung der Regierung. Die Untersuchung hat ergeben, daß kein Mitglied des diplomatischen Korps, weder am Quirinal noch am Vatikan, in diese Angelegenheit verwickelt ist, entgegen den Gerüchten, die in Umlauf gesetzt waren. Wo der Botticelli geblieben ist, weiß man nicht. Der „Capfara“ behauptet, es sei sicher, daß das Bild über die Grenze und dann über das Meer gekommen und für eine ungeheure Summe von einem reichen Amerikaner gekauft worden ist, und daß man es eines Tages an einem guten Platz in der Sammlung Vanderbilt wiedersehen wird.

N. **Heidelberg.** Der Privatdozent der romanischen Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Ed. Schneegans, hat den an ihn ergangenen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Erlangen abgelehnt; er erhält eine außerordentliche Professur an der hiesigen Hochschule.

B. **Heidelberg.** Eine soeben erfolgte Bekanntmachung des Prorektors unsrer Universität besagt folgendes: „Frauen, welche gemäß § 6 der akademischen Vorschriften das Reifezeugniß eines deutschen, staatlich anerkannten Gymnasiums, bezw. in den hiefür bestimmten besonderen Fällen eines derartigen Realgymnasiums (beim Studium der Mathematik, Naturwissenschaften oder fremder neuerer Sprachen) oder einer derartigen Ober-Realschule (beim Studium der Mathematik und Naturwissenschaften) vorlegen und im übrigen die erforderlichen Nachweise für die Immatrikulation erbringen, werden — zunächst jedoch nur versuchs- und probeweise — zur Immatrikulation zugelassen. Außerdem lassen die theologische, philosophische und naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät solche Damen, welche das obige Reifezeugniß nicht besitzen, deren Vorbildung und Studienzwecke ihnen aber genügende Gewähr zu bieten scheinen, als sogenannte Hörerinnen zum Besuch der Vorlesungen innerhalb der Fakultät zu. Die Zulassung erfolgt aber nur im Einverständniß mit den akademischen Lehrern, bei denen Vorlesungen gehört werden sollen, und nur vergünstigungsweise und jederzeit widerruflich. . . . Die Erwerbung des Doktorgrads in der philosophischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät unterliegt denselben Bedingungen wie sie die Promotionsordnung für männliche Studirende vorschreibt; außerdem wird unter allen Umständen ein vorgängiges Studium an der Universität Heidelberg verlangt.“

* **Stuttgart.** An der hiesigen technischen Hochschule hat als neuer Dozent der Gewerbe- und Gemeinderichter Sigel seine Antrittsrede gehalten über die rechtliche Bedeutung der gewerblichen Arbeit in Vergangenheit und Zukunft. — An der gleichen Hochschule hat, dem „Schwäb. Merkur“ zufolge, Professor Dr. E. Mäule vom Gymnasium in Hall, bisher Lehrer der höheren Handelsschule in Stuttgart, die Lehrberechtigung als Privatdozent für Botanik erlangt.

* **Göttingen.** Der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Meißner wird sich, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, in Rücksicht auf seine Gesundheit nach diesem Semester vom Lehramt zurückziehen. Meißner hatte seine Thätigkeit als Hochschullehrer in Göttingen im Jahre 1855 begonnen, seit 1860 ist er dauernd dort verblieben. Später erhielt er noch die Leitung des physiologischen Instituts, die er bis heute inne gehabt hat.

* **Leipzig.** Hier wurden kürzlich, wie die „Magdeb. Ztg.“ berichtet, in Gegenwart des Geheimraths Prof. Dr. His, des Anatomen unsrer Universität, sowie des Pfarrers an St. Johannis, Lic. theol. Dr. Rüling, die Gebeine des Dichters Christian Fürchtegott Gellert aus dem hinter der Johanniskirche belegenen Grabe herausgenommen und in einem Sarkophage in der gewölbten Gruft beigesetzt, die in der erneuerten Johanniskirche zu diesem Zweck errichtet wurde.

* **Halle.** Der bisherige Privatdozent Dr. Ernst Rosenfeld ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Königsberg ernannt worden.

* **Berlin.** Der Lehrer der Nationalökonomie am hiesigen Orientalischen Seminar, Professor Dr. Georg Adler, ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Kiel ernannt worden. Als sein Nachfolger ist der Privatdozent der Nationalökonomie an der hiesigen Universität Dr. Karl Helfferich berufen worden. — Geheimrath Robert Koch ist der „Köln. Ztg.“ zufolge nach anderthalbjähriger Abwesenheit von seiner großen Reise, die der Erforschung der Tropenkrankheiten galt, hieher zurückgekehrt.

oem. **Breslau.** Als Nachfolger des im vorigen Sommersemester nach Würzburg berufenen ordentlichen Professors Dr. phil. Ulrich Wilcken ist, dem Vernehmen nach, der außerordentliche Professor Dr. phil. Konrad Cichorius in Leipzig für das hiesige Ordinariat der alten Geschichte in Aussicht genommen.

Greifswald. Der Privatdozent der Nationalökonomie Dr. J. Schmöle ist, wie der „Nat.-Ztg.“ berichtet wird, zum außerordentlichen Professor ernannt und gleichzeitig für das laufende Wintersemester beauftragt worden, an der Universität Marburg vertretungsweise nationalökonomische Vorlesungen zu halten.

T. Eine astronomische Expedition, die von der Harvard-Universität entsandt worden ist, hat die Hauptstadt von Jamaica erreicht. Sie befindet sich unter der Leitung des berühmten amerikanischen Astronomen Pickering und hat die Aufgabe, den interessanten kleinen Planeten Eros wieder aufzusuchen, von dessen Beobachtung die Wissenschaft wichtige Aufklärungen erwartet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Proelß: Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig, Berger 1900. — Krahmer: Sibirien und die große sibirische Eisenbahn. (Rußland in Asien, Band 3.) Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1900. — A. Büchner: Das „tolle“ Jahr. Gießen, Roth 1900. — Dr. Fr. Schollmeyer: Recht der Schuldverhältnisse. (Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, Bd. 2, Lfg. 2.) München, Beck 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 23. Oktober. **Nummer 243.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Reformbedürftiges an den humanistischen Gymnasien in Preußen.[1]

Selbst auf die Gefahr hin, mich dem Vorwurf auszusetzen, daß ich mich in Dinge einmische, die weder mich noch sonst Einen etwas angehen, der nicht selbst ein Preuße ist, sehe ich mich doch außerstande, mit Ansichten zurückzuhalten, die sich in mir seit Jahren gebildet und schließlich zur Ueberzeugung verdichtet haben. Ich halte es für eine Gewissenssache, einmal mit lauter Stimme von dieser Stelle aus darauf hinzuweisen, daß es nach meiner Ansicht in dem Lehrbetrieb der humanistischen Gymnasien in Preußen so, wie es jetzt geht, nicht weiter gehen kann, wenn nicht das humanistische Gymnasium überhaupt in seiner Werthschätzung immer weitere Einbuße erleiden soll. Schon um des tüchtigen Lehrerpersonals willen ist es, wie ich glaube, sogar die Pflicht außenstehender, nichtpreußischer Lehrer, auf Schäden hinzuweisen, die ohne seine Schuld sich mehr und mehr eingestellt haben. Dazu kommt noch ein anderer wichtiger Punkt. Iam proximus ardet Ucalegon! In einer Zeit, in welcher die Gefahr besteht, daß von Preußen aus das Unterrichtswesen aller deutschen Staaten maßgebend beeinflußt wird, glauben auch wir Nichtpreußen ein Recht und sogar die Pflicht zu haben, auf Dinge, die wir als entschiedene Nachtheile beklagen und die von Einfluß bei den bezüglichen Entscheidungen sein können, so nachdrücklich als wir vermögen hinzuweisen. Preußen steht eben in dieser Hinsicht exzeptionell da. Am höchsten steht uns aber das Interesse des Humanismus selbst, dem Schaden droht; diesen abzuwenden, müssen wir Alle zusammenstehen, nicht allein in lobender und die Vortheile hervorhebender Weise, sondern ebensosehr, indem wir den Finger in die Wunden legen, die Jeder sieht oder sehen kann. Es kann uns Allen durchaus nicht gleichgültig sein, wenn von den humanistischen Gymasien überhaupt in abfälliger Weise gesprochen wird; denn nichts stellt sich leichter ein als verallgemeinernde Redensarten.

Nun ist es ja — glücklicherweise — nicht an dem, daß man in Preußen selbst an dem Betrieb des Unterrichts an den humanistischen Gymnasien alles schön und gut findet; ich setze hinzu: auch an den Realgymnasien und Oberrealschulen ist nicht alles Gold, was glänzt: gar manches, was ich zu sagen gedenke, gilt auch von diesen Schularten; doch rede ich hier bloß von den seit geraumer Zeit äußerst hart und unfreundlich beurtheilten humanistischen Gymnasien.

Gerade die besten Freunde des humanistischen Gymnasiums und nicht zum geringsten die Lehrer desselben fühlen einen gewissen Rückgang. Aber Viele suchen die Gründe hiefür überall, nur nicht da, wo sie sind. Manche verwechseln geradezu Ursache und Wirkung und sprechen den Gegnern Phrasen nach, die diese mehr oder weniger hübsch erfunden haben. Mir scheint dies ein Zeichen dafür zu sein, daß das Interesse für gymnasiale Fragen insgemein nicht groß genug ist, andrerseits aber auch zu beweisen, daß sich viele Lehrer der humanistischen Gymnasien thatsächlich, was ihnen die Gegner, wenn auch in anderem Sinne vorzuwerfen pflegen, zu sehr als beati possidentes fühlen.

Meines Erachtens sind es **vornehmlich drei Punkte**, die einem möglichst ersprießlichen Betrieb des Unterrichts an den preußischen humanistischen Gymnasien hinderlich sind; davon halte ich die beiden ersten Mißstände für solche, deren Beseitigung nicht bloß absolut nothwendig, sondern auch leicht möglich ist.

I. Die größte Schuld an dem Rückgang tragen die **Lehrpläne vom Jahre 1892**. Diese Lehrpläne müssen fürwahr ein Muster unsicheren Schwankens genannt werden. Man muß sich vergegenwärtigen, unter welch ungünstigen Auspizien sie entstanden sind, um zu begreifen, woher ihre Fehler rühren, Fehler, die vor allem der **lateinische und griechische Unterricht** zu büßen haben. Einmal waren es die Klagen über Ueberbürdung der Jugend, zum anderen die Beschwerden über eine gewisse Rückständigkeit der humanistischen Gymnasien hinter der Zeitentwicklung. Man erkennt, wenn man die Lehrpläne durchprüft, auf Schritt und Tritt, wie diese beiden Ursachen ihre ungünstigen Wirkungen ausübten. Die Spuren einer gewissen Verängstigung, welche die oberste Schulbehörde ergriffen hatte, zeigen sich deutlich. Das einzige Gute, welches die Reform brachte, war vielleicht der Hinwegfall des lateinischen Aufsatzes, der sich in der That überlebt hatte. Schlimmer war schon die Beschränkung der Stundenzahl für das Lateinische; doch war auch dies nach meinem Dafürhalten nicht allzuschlimm: mit 62 Stunden läßt sich auskommen; wir in Bayern haben nur um vier Stunden mehr. Aber äußerst bedenklich waren zwei bis drei Bestimmungen, die den Zweck hatten, die Grammatik hinter die Lektüre zurückzudrängen. Die Absicht war ja entschieden eine lobenswerthe. Man wollte den lateinischen Unterricht mehr den Anforderungen der Gegenwart entsprechend ausgestalten und deßhalb das, was man unter Grammaticismus versteht, zurückdämmen und der Vertiefung in das klassische Alterthum auf dem Wege einer frühbegonnenen und immer intensiver betriebenen Lektüre Vorschub leisten. Allein „incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim“. Die Lektüre gewann nichts, sondern verlor, und dies, ohne daß dem Grammaticismus Einhalt ge-

[1] Diese Abhandlung erscheint in diesen Tagen zugleich in den „Blättern für das bayerische Gymnasialwesen“, für die sie ursprünglich verfaßt ist.

than worden wäre. Die Grundfehler sind folgende: Erstens beschränkte man den grammatischen Unterricht bereits auf den *unteren* Stufen. Wenn aber die Grammatik in den unteren Klassen nicht gehärig gelernt wird, kann die Klassikerlektüre grammatischer Exkurse in häheren und selbst in höchsten Klassen nicht entrathen. So tritt gerade das ein, was man hatte vermeiden wallen. Nur anmerkungsweise mächte ich hier beifügen, daß die für den Betrieb der Grammatik so knapp bemessene Zeit überdies vertrödelt werden muß, wenn sich der Lehrer an den unter den „Methadischen Bemerkungen“ gegebenen Wink hält, welcher lautet: „Untere Stufe. Als Ausgangspunkt für den ersten (!) Unterricht in VI empfiehlt sich im allgemeinen nicht die Regel, sandern der von dem Lehrer varzuübersetzende und van dem Schüler in der Uebersetzung zu wiederhalende Satz. Erst dann, wenn eine Reihe nach einem bestimmten Gesichtspunkt ausgewählter Sätze eingeübt, die Deklinatiansfarmen (!) daraus erklärt und vergleichend zusammengestellt sind, schließt sich jedesmal die gedächtnißmäßig einzuprägende Regel an.“ Das nennt sich *induktive Methade*; ihr Vater ist meines Wissens der ehemalige Gießener Prafessar der Pädagogik H. Schiller. Man kann nur haffen, daß sich diesen Wink wenige Lehrer zu Herzen nehmen, sondern sich vielmehr jeweilig *die* Methade wählen, die am schnellsten und sichersten zum Ziel führt.[1])

Der zweite Grundfehler liegt in jener mir van jeher unbegreiflichen Verordnung, *daß sich die grammatischen und stilistischen Uebungen (Extemporalien) an den jeweilig in der Klasse gelesenen Prasaiker anlehnen sollen.* Der Zweck dieser Bestimmung ist ja durchsichtig: man wünschte nicht, daß Latein und Griechisch um der Sprache selbst willen getrieben werden, ein Prinzip, das auch an sich nicht unanfechtbar ist, da wenigstens das Lateinische wegen seiner Bildungsfähigkeit in *lagischer* Richtung auch um seiner selbst willen bis hinauf getrieben zu werden verdient. Aber selbst wenn wir uns auf den Baden dieses Prinzips stellen, und zugeben würden, daß lateinische Uebungen nur insaweit getrieben werden sallen, als sie der Lektüre dienlich sind, sa entsteht die Frage: Wird das Ziel auf diesem Wege erreicht? Antwart: Nein! Das gerade Gegentheil ist der Fall. Gerade das, was man vermeiden will, stellt sich ein. In den etwa 13 Jahren, in denen ich das Referat über lateinische *Uebungsbücher* und Grammatiken für unsre „Blätter“ führte, habe ich aft mit Schaudern bemerkt, welche Verirrungen jene Bestimmung zur Falge hatte, und ich habe wiederhalt Anlaß genammen, mich ganz energisch gegen diesen heillasen Zustand zu äußern, der aber durch die strikte Farderung der Lehrpläne veranlaßt wurde. Aber nicht allein die nackten oder breitspurigen Periphrasen der Klassikerstoffe, die den Schülern das Interesse und die Freude an beidem, am *Hin*übersetzen und am Klassiker, ersticken, sind bedauernswerth, sandern nach schlimmer ist eben die enge Anlehnung an den Klassiker deßhalb, weil der Lehrer nolens volens zu einer Betanung grammatischer und stilistischer Dinge um dieser selbst willen bei der Lektüre verführt wird. Auf letzteren Irrweg leiten auch die sog. „*Rückübersetzungen*“ unvermeidlich; die Lehrpläne fardern sie in folgendem schlimmen Passus: „Die Texte für die häuslichen oder Klassenübersetzungen ins Lateinische hat in der Regel der Lehrer und zwar im Anschluß an Gelesenes zu entwerfen. Dieselben sind einfach zu halten und fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln.“ NB.! Diese Vorschrift gilt für die *abere* Stufe, i. e. für die drei aberen Klassen. Fürs Griechische gelten alle diese Varschriften ebenfalls. Und da klagt man über das Ueberwuchern des Grammaticismus *selbst* (!) in den aberen Klassen! Wir meinen, daß dieses Unkraut durch falche Bestimmungen geradezu mit vallen Händen gesäet wird.

Der Gesetzgeber scheint auch wirklich die Gefahr gefühlt zu haben. Denn dringend warnt er vor dem „Hereinziehen grammatischer Erärterungen, welche zum Verständniß des Schriftstellers nicht unumgänglich nöthig sind“. (cf. „Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen zu I und II, Absatz 6.) Sa grau sind manchmal Theorien! In der Praxis *muß* der Lehrer nach dem in den Lehrplänen geübten System unbedingt in der Klassikerlektüre viel Grammatik treiben: 1. weil die Schüler zu wenig Grammatik van unten herauf kännen, und 2. weil die deutsch-lateinischen Uebungen sich an die Klassiker, die in der Schule gelesen werden, anschließen müssen.

Ergo: Sall diesem ungesunden Zustand ein Ende gemacht werden — daß er faktisch besteht, wurde uns auch bei der Braunschweiger Versammlung von allen Seiten bestätigt —, sa ist es nöthig, *erstens*, daß die grammatischen Stunden in den unteren Klassen vermehrt werden (auf Kasten der Lektüre, die unten dach wenig bedeutet); man mäge sich hierin Württemberg und Bayern etwas zum Vorbild nehmen; *zweitens*, daß die deutsch-lateinischen und deutsch-griechischen Uebungen in den Uebungsbüchern und Diktaten sich nicht oder wenigstens nicht sa ausschließlich und eng an den betreffenden Schulautar anlehnen („Rückübersetzungen“ müssen ganz fallen; sie sind eine Art Reminiscenz an den verflassenen lateinischen Aufsatz); *drittens*, daß für die Erlernung und Einprägung der Grammatik jeweilig nur salche Methaden gewählt werden, die aufs rascheste und sicherste zum Ziele führen.

Damit wird für den Bestand der humanistischen Schulrichtung schan viel, sehr viel, ja das meiste gewonnen sein. Die Klassiker kammen dann (wieder) zu ihrem Recht; sie werden zwar etwas, vielleicht ein bis zwei Semester, später in Angriff genommen werden, dann aber mit größerem Nachdruck, gründlich und ohne grammatische Exkurse behandelt werden können. Die „Methadischen Bemerkungen“, welche die „Lehrpläne“ über die richtige Art der Lektüre bieten, sind ja varzüglich; aber zur Zeit stehen sie graßentheils nur auf dem Papier, und das kann gar nicht anders sein.

II. Ein *zweiter* Punkt, den es mich auszusprechen drängt, zumal wir auf der Versammlung in Braunschweig van allen preußischen Kallegen, die wir darüber sprachen, die gleiche Klage härten, ist dieser: Van allen Seiten wurde uns gesagt: der „Kankurrenzkampf“ mit den anderen (den realistischen) Anstalten bestehe schan jetzt; er mache sich in dem Bestreben geltend, *mäglichst wenig Schüler zum Repetiren zu bringen.* Allein „man sucht den Teufel durch Belzebub auszutreiben“. Die Sextaner, Quintaner u. s. w. rücken ungeachtet der dürftigsten Vorkenntnisse in Latein, Arithmetik u. s. w. var, in höheren Klassen geht es nicht mehr, und nun kammen in Sekunda und Prima nicht selten Repetitianen en masse var. Zum Theil bleibt aber das schwache Material doch in der Klasse und an der Anstalt;

[1]) Für eine schlimme Verirrung halte ich es auch, wenn man in der Deklination nach der *Stammtheorie* verfährt, wozu einige Grammatiken aus neuerer Zeit verführen: Zeitverlust und Verwirrung der Köpfe ist die Folge. — Umgekehrt beweisen die vielfachen verfrühten *Antizipationen* in fast allen Uebungsbüchern, daß man möglichst rasch, koste es was es wolle, vorwärts zu kommen trachtet; auch an diesen überstürzten Vorgriffen sind übrigens die Lehrpläne schuld.

denn man bringt auf so vorgerückter Altersstufe doch nicht mehr Alle an, die es verdienten, und so drückt ein großentheils minderwerthiges Schülermaterial die Bänke des Gymnasiums und gelangt schließlich auch noch auf die Universität. Die Folgen eines solchen „Systems" sind klar: fürs erste rührt daher die Sisyphusarbeit der Lehrer, zum zweiten der Haß weiter Kreise gegen die ganze Organisation. Schüler, die nicht den Beruf in sich haben, sind sich und den Lehrern und den Eltern eine Last; in jungem Alter sind sie leicht abzustreifen und tragen den Anstalten, die sich ihrer entledigt haben, in der Regel nicht das mindeste nach; anders in späterem Alter, wenn sie es verpaßt haben, einen anderen ihnen mehr entsprechenden Beruf zu wählen, und wenn das Gefühl langjähriger Mißerfolge ihr Herz erfüllt. Aber auch diejenigen, welche mit Mühe und Noth bis zum Absolutorium durchgedrückt werden, sind keine dankbaren Schüler, sondern erfahrungsgemäß diejenigen, welche das Gymnasium oft förmlich mit ihrem Hasse verfolgen; das ist ja alles psychologisch ganz leicht begreiflich. Weshalb also entledigt man sich ungeeigneter Elemente nicht zur rechten Zeit? Die Einen sagen, der Konkurrenzkampf sei schuld, die Anderen das Monopol der humanistischen Gymnasien.

In beiden Fällen haben wir eine ganz merkwürdige Verwechselung von Ursache und Wirkung. Das „Monopol", wie der gehässige, aber durchaus nicht deckende Ausdruck lautet, den die Gegner des humanistischen Gymnasiums anzuwenden belieben, *veranlaßt* allerdings viele Eltern, ihre Söhne auf das humanistische Gymnasium zu bringen. Aber ist damit gesagt, daß die Letzteren, auch wenn sie augenscheinlich nicht die Fähigkeit besitzen, behalten werden müssen? Gerade das „Monopol"-Gymnasium hat es nicht nöthig, schlechte Schüler mitzuschleppen; es kann ihm ja nicht an brauchbaren Schülern fehlen und fehlt in der That nicht. Wie soll das dann werden, wenn einmal die wirkliche Konkurrenz eröffnet wird, wenn man schon jetzt, wo das humanistische Gymnasium sich noch der Vorrechte erfreut, sich nicht entschließen kann, abzustreifen und von Konkurrenz spricht? Sollte es aber wirklich vorkommen, daß eine Anstalt, etwa ein städtisches Gymnasium, sich nicht halten kann, ohne sich jenes geradezu verwerflichen Mittels zu bedienen, so sorge die staatliche Behörde dafür, daß die Anstalt zu existiren aufhört und eventuell einer anderen Schulgattung (Oberrealschule oder ähnlich) Platz macht. Unwahrheit und Schein haben keine Existenzberechtigung. Aus purer Konkurrenz, d. h. aus dem Bestreben, die Anstalt zu füllen um jeden Preis, kann wohl eine Handels- und sonstige Fachschule gehalten werden, aber am wenigsten diejenige, die die Pflege der *Geisteswissenschaften* auf ihre Fahne geschrieben hat; hier haben nur die Berufenen einen Platz, nicht die Söhne der Reichen und Einflußreichen, sondern einzig und allein die geistig Befähigten. Auf solch ungesundem Boden muß wohl auch die Phrase entstanden sein, es fehle so vielen Schülern des humanistischen Gymnasiums an Freude, und a priori entsteht dann, um einen Einklang hervorzubringen, der Satz: „Wie kann von ethischen Wirkungen die Rede sein, wo jeder Glaube fehlt, wo Eltern und Kind (!) nur mit innerem Widerstreben, lediglich der Berechtigungen wegen den humanistischen Bildungsgang wählen? *Ideale Güter kann man nicht aufzwingen.*" A posteriori läßt sich dieser Satz *nie* von denen aufstellen, die einen inneren Beruf zu dieser oder jener Unterrichtsgattung haben. Diesen wird die Freude am Unterricht stets, früher oder später, kommen, und wenn man ihnen „ideale Güter" auch nicht aufzwingt, so werden sie sich doch sicher daran gewöhnen: das ist ja ein Haupt*zweck* der Unterrichtung. Derjenige aber, bei welchem die Freude ganz ausbleibt, befindet sich eben nicht an der richtigen Anstalt; der soll, wenn die Anstalt ein humanistisches Gymnasium ist, es verlassen; er kann ja auch in einem anderen Berufe glücklich werden! Mit solchen Schlagwörtern, recte Phrasen, kommt man zu keinem Ziel. Richtig ist nur das eine: ist das Schülerelement nicht das geeignete, so leiden darunter alle in Betracht kommenden Faktoren: Schüler, Eltern, Lehrer, Anstalt u. s. w.

Auch in Bayern hört man ja zuweilen über den Rückgang des Niveaus klagen; die Klage ist auch eine von denen, die ewig jung bleiben. Doch mag zugestanden werden, daß sie da und dort noch berechtigt ist; wo z. B. die Klassen überfüllt sind, läßt sich das Unterrichtsziel schwerer erreichen. Aber jedenfalls erfreuen sich unsre humanistischen Gymnasien, die glücklicherweise durchweg staatlich sind, eines mächtigen Schutzes gegen diesen Uebelstand durch eine *vorzügliche Ministerialverfügung, die im Jahre 1895 erschienen ist,*[3]) und durch welche dringend aufgefordert wird, in den *unteren* Klassen mit aller Strenge beim Vorrücken der Schüler vorzugehen; ja, um unfähigen Elementen den Aufenthalt an der Anstalt noch weiter zu verleiden, darf ihnen eine Schulgeldermäßigung oder -Freiheit nicht gewährt werden.

Wir begegnen in den preußischen „Lehrplänen" nur einmal der Mahnung, ungeeignete Schüler rechtzeitig zurückzuhalten; dies geschieht aber lediglich en passant. Unter den „Methodischen Bemerkungen" zum Fach der Mathematik findet sich nämlich der Passus: „Die strenge Einhaltung der Jahreskurse ist unerläßliche Forderung. Da auf dem mathematischen Gebiet schwerer als auf einem anderen (!) Lücken im elementaren Wissen und Können sich durch Privatfleiß ersetzen lassen, und da die Schwierigkeit, welche dieser Unterricht in den oberen Klassen zuweilen macht, erfahrungsgemäß fast ausnahmslos auf Lücken in den Grundlagen beruht, so wird gewissenhafte Strenge in der Versetzung zu einer um so dringenderen Pflicht gegen die Schüler." Diese Bestimmung ist entschieden ungenügend; sie bedarf einer Erweiterung auf alle Fächer, und außerdem ist noch ausdrücklich *möglichst baldige und rücksichtslose Entfernung* schwacher Schüler zu fordern. Es ist uns nicht bekannt, daß irgend ein Spezialerlaß in dieser Richtung ergangen wäre; die Kollegen in Braunschweig bedauerten, daß eine solche Vorschrift, wie wir sie in Bayern haben, in Preußen nicht bestehe. Das humanistische Gymnasium bedarf aber einer solchen strengen Vorschrift vielleicht mehr als eine andere Schulgattung, wenn es nicht unheilbaren Schaden erleiden soll. Denn es handelt sich bei seinem Bildungszweck um geistige Güter κατ' ἐξοχήν und solche lassen sich — nur in diesem Zusammenhang lassen wir den Satz gelten — nicht aufzwingen.

III. Ein dritter Punkt, der vielleicht von geringerer Bedeutung ist und in dem jedenfalls eine Aenderung schwerer möglich ist als in den beiden vorgenannten, soll trotzdem bei diesem Anlaß ebenfalls hervorgehoben werden. In Preußen besteht das sog. *Fachlehrersystem,* in Bayern und Württemberg das *Klaß*-

[3]) Abgedruckt im Jahrgang 1895, S. 650—652 der „*Blätter*", im „*Hum. Gymn.*" (Heidelberg), Jahrgang 1895, S. 191 f., sowie bei *Füger*, die *Schulordnungen* für die kgl. bayer. humanistischen Gymnasien, Progymnasien und Lateinschulen und die *Prüfungsordnung*. Nr. 147 der bei Stahel (Würzburg) erscheinenden Sammlung deutscher Reichsgesetze und bayerischer Gesetze.

Lehrersystem. Für die unteren Klassen ist das letztere entschieden vorzuziehen. Dies sprechen allerdings auch die preußischen Lehrpläne aus; aber es geschieht dies nur nebenbei und durchaus nicht entschieden genug, nämlich an der Stelle, an welcher von der Bemessung der Hausarbeit die Rede ist, heißt es: „Ein wirksames Mittel zur Verminderung der Hausarbeit ist die methodische innere Verknüpfung verwandter Lehrfächer untereinander und die entsprechende Gruppirung des Lehrstoffs. Diese sind aber nur zu erreichen, wenn wenigstens auf den unteren und mittleren Stufen die sprachlich-geschichtlichen Fächer einerseits und die mathematisch-naturwissenschaftlichen andrerseits in jeder Klasse thunlichst in eine Hand gelegt werden." Auch der „allgemeine Lehrplan" der Gymnasien trägt diesem Gesichtspunkt Rechnung: bei der Bezifferung der deutschen und lateinischen Stunden für VI, V und IV sind jene durch ein Klammerzeichen verbunden. Die Klammer sollte, der erstgenannten Weisung entsprechend, mindestens in III B und III A auch noch stehen und sich da mit auf Griechisch erstrecken. Immerhin konstatiren wir gern, daß wenigstens in der Theorie in den unteren und mittleren Klassen das Klaßlehrersystem als das wünschenswerthere bezeichnet wird. Allein die Ausführung läßt viel zu wünschen übrig, und das liegt daran, daß die Lehramtsprüfung wesentlich auf dem Fachlehrersystem begründet ist. Diese müßte also geändert werden. Ich habe in der Vergleichung der bayerischen, preußischen und württembergischen Prüfungsordnung („Blätter" 1899, S. 1 ff., S. 34) bereits davon gesprochen. Das Klaßlehrersystem ist namentlich in den unteren Klassen nicht nur aus didaktischen und pädagogischen Gründen werthvoll, sondern auch aus dem praktischen Grund, weil der betreffende Lehrer die Qualität der Schüler besser übersieht, was bei der Frage des Vorrückens von Belang ist; gegenwärtig wird es den Fachlehrer schwer ankommen, besonders in unteren Klassen, am Schluß des Schuljahres ein Verdikt auszusprechen; er kennt ja die betreffenden Schüler meistens zu kurze Zeit.

Sollte also in dieser Beziehung eine Aenderung möglich sein, sei es durch administrative Anordnung, sei es durch Modifikation der Prüfungsordnung, die wir in diesem Punkt nicht für musterhaft halten, wenigstens im Hinblick auf das Interesse der Schüler — für die Lehrer ist sie ja angenehmer —, so wäre dadurch ein weiteres Mittel, gedeihlichen Unterricht zu erzielen, an die Hand gegeben. Dies bezieht sich übrigens auf alle höheren Schulen. Es wäre wohl Sache der Provinzialaufsicht, auf jeden Fall, nach Maßgabe der derzeitigen Verhältnisse, diesem Punkt das entschiedenste Augenmerk zuzuwenden und darauf zu bringen, daß wenigstens in den drei bis fünf unteren Klassen die wichtigsten Gegenstände (Deutsch, Latein, Griechisch, Geschichte) in einer Hand vereinigt sind.

Das humanistische Gymnasium kämpft gegenwärtig einen schweren Kampf. Es wäre wunderbar, wenn es nicht selbst einige Schuld daran hätte, daß man ihm so sehr zusetzt. Ein Verzagen darf nicht vorkommen. Das humanistische Gymnasium wird nicht unterliegen; dafür bürgt seine vorzügliche sprachlich-logische und kulturhistorisch-ethische Grundlage. Aber einerseits dürfen wir wohl den Anspruch erheben, daß uns die Schulbehörde jene gesunden Grundsätze gestattet, nach denen ein gedeihliches Wirken möglich ist, andrerseits müssen wir selbst an der Vervollkommnung arbeiten und den Forderungen der Zeit, so weit sie berechtigt sind — und viele Forderungen sind berechtigt —, rechtzeitig Rechnung tragen. Durch solidarisches Zusammenwirken und stete Wachsamkeit wird sich dies erreichen lassen. Ich habe die Feder ergriffen, um mein Scherflein nach bestem Wissen und Gewissen hiezu beizutragen.

München. Gymn.-Prof. Dr. Friedr. Gebhard.

Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von Theodor Schiemann.

III. (Schluß.)

Es gibt nichts ergreifenderes in unsrer fürstlichen Epistolarliteratur, als die zwischen 1807 und 1810 fallenden Briefe der Königin Luise an den Kaiser Alexander und an die beiden Kaiserinnen Maria und Elisabeth. Aber es ist dabei doch ein sehr merklicher Unterschied des Tones zu erkennen. Die Königin trug schwer an dem Widerspruch zwischen den Gesinnungen, die Alexander ihr gegenüber kundthat, wenn er von seinen Beziehungen zu Napoleon sprach, und dem Schein jener Freundschaft zu Napoleon, die in seinen politischen Thaten und in all seinen offiziellen Kundgebungen so unzweideutig sich kund that. Sie scheut sich nicht, ihrem Haß und ihrer sittlichen Verachtung Ausdruck zu geben, wenn sie dem Zaren von dem Manne schreibt, der ihr stets als der Feind alles Guten und Edlen erscheint, sie wagt es, ihm vor Erfurt Rathschläge und Bitten vorzutragen, aber in ihrem „grausamen Unglück" hofft sie kaum auf einen Erfolg. Man gewinnt so allmählich den Eindruck, daß sie an Alexander nicht mehr glauben kann, aber doch nur durch eine psychische Anstrengung die auf ihn gerichteten Hoffnungen lebendig erhält, und gerade dieses Hin- und Herzerren zwischen froher Erwartung und bitterer Enttäuschung reibt sie auf. Während der Krisis des Jahres 1809 hat sie ihm nur nach gleichgültige Briefe geschrieben und doch war damals, wie ihre Korrespondenz mit den Kaiserinnen zeigt, ihr Herz schwer und sorgenvoll zum Zerbrechen. Schon während des St. Petersburger Aufenthalts hatte sich Alexander politischen Gesprächen mit der Königin entzogen, sie sah ihn nur wenig; nach dem Februar 1809 hat sie ihm nur noch zweimal geschrieben und Alexander ließ sie ein halbes Jahr auf die Antwort warten. Um so inhaltsreicher sind die Briefe an die Kaiserinnen, der unverhüllte Ausdruck all der tausend Schmerzen und Befürchtungen, die ihr durch die Seele ziehen, vielleicht am ergreifendsten die Briefe kurz vor und gleich nach der Schlacht bei Aspern. Man müßte die ganze Korrespondenz hersetzen, um ein treffendes Bild davon zu geben. Als Mitte Mai die Kaiserin Marie nach der Seelenstimmung der Königin fragt, antwortet sie in einem langen Schreiben von dem wenigstens eine bezeichnende Stelle hervorgehoben sein mag.

„Ach liebe Schwester, sie wissen nicht was sie verlangen; wollen sie denn durchaus traurige und melancholische Augenblicke verbringen? Ich hege grausame Befürchtungen, wenn die Franzosen bleiben, was sie seit 17 Jahren sind: die Herren der Weltgeschicke. Bricht Oestreich zusammen, so gehen sofort auch wir unter, wir mögen thun, was wir wollen. Die eigenen Worte des Ungeheuers lassen uns seine Pläne erkennen, und seine Erklärung: „Bald wird meine Dynastie die älteste auf allen Thronen sein", beweist wohl, was er will und wohin er zielt, es bedeutet Ausrottung aller legitimen Dynastieen. Wir werden alle untergehen und meine Kinder werden keine Zukunft haben! Da haben Sie, was mir durch die Seele geht! Religion und Gebet geben mir die Kraft, den Gedanken an diese Zukunft zu ertragen, und

Gott wird mich nicht verlassen im Augenblick der Entscheidung." und dann fährt sie in deutscher Sprache fort: „Ich stehe in seiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich stärken, daß ich ohne Murren als sein Kind, als eine wahre Christin mich finde in seine Rathschlüsse. So liegt mein Herz vor Ihnen, offen wie vor Gott und mein Gebet ist alle Tage: gib mir die Kraft als wahre Christin Deine Schickungen zu ertragen. Alles was Gott thut, geschieht den Völkern, wie den Einzelnen zum Besten und so sage ich: „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Des Herrn Name sei gelobt auf ewig. · Amen!"

Man wird vergeblich in der gesammten Korrespondenz Alexanders, so hoch auch später die Wogen seines religiösen Gefühlslebens gehen, nach Tönen von gleicher innerer Wahrheit und Tiefe suchen.

Der letzte Brief der Königin datirt vom 23. Mai 1810, am 19. Juli ist sie gestorben.

Es ist schwer zu sagen, welche Wendung die preußisch-russischen Beziehungen 1811 und 1812 genommen hätten, wenn die herrliche Frau am Leben geblieben wäre. Daß sie auf den König direkt wie indirekt einen ungeheueren Einfluß ausübte, ist sicher, und wird noch mehr zutage treten, wenn wir einmal den vollständigen Briefwechsel der Königin kennen. Was Friedrich Wilhelm III. über sich selbst emporhob, ist mit ihr ins Grab gesunken, und der ängstlich lavirende Charakter seiner Politik — nur selten durch kräftigere Willensregungen unterbrochen, die dann bald wieder schwinden — bestimmt die Haltung Preußens. Sie soll hier nicht verfolgt und nur das eine scharf betont werden, daß wir trotz aller Spezialarbeiten das volle Geheimniß der Politik jener Jahre noch nicht kennen. Auch die Korrespondenz Friedrich Wilhelms zeigt, wie die Bedeutung der polnischen Frage sowohl von Alexander und Napoleon, wie von Friedrich Wilhelm und seinen Rathgebern (Hardenberg zumal) überschätzt wurde: „quiconque aura les Polonais aura la plus grande vraisemblance de réussir," in Wirklichkeit war es nur der ungeheuere Lärm, den die polnischen Patrioten machten, der diese ganz falsche und später durch die Thatsachen ad absurdum geführte Vorstellung, hervorrufen konnte.

Die Polen haben, wie Jedermann weiß, eine ganz nebensächliche Rolle gespielt, keine der großen Entscheidungen in Krieg und Frieden ist durch sie herbeigeführt worden, wohl aber hat die irrthümliche Vorstellung von ihrem Können, sowohl die preußische wie die russische Politik gelähmt und hypnotisirt. Nur diese Bedeutung, d. h. die eines schreckenden Phantoms, nicht die einer realen Macht, kommt dem Polenthum in den vorbereitenden Stadien, wie während der russischen Kampagne und auch in ihren Nachwirkungen zu.

Was aber die vielumstrittene Frage der Konvention von Tauroggen betrifft, so hat Friedrich Wilhelm III. seinen letzten Brief an Alexander vor Ausbruch des Krieges am 31. März 1812 geschrieben, der nächstfolgende datirt vom 8. Februar 1813. In jenem Abschiedsbrief nun sagt er dem Kaiser: „Wenn der Krieg ausbricht, werden wir uns nur so weit schädigen, als unbedingt nothwendig ist, wir werden uns stets erinnern, daß wir verbunden sind, daß wir einst Alliirte werden müssen und daß, wenn wir einem unwiderstehlichen Verhängniß weichen, wir die Freiheit und die Aufrichtigkeit unsrer Gefühle uns wahren." Das Wissen von dieser Gesinnung und von diesen Absichten war das Aeußerste, was der König als geheime Instruktion York bieten konnte und mehr hat er ihm, trotz allen Drängens, auch nicht geboten.

Friedrich Wilhelm, „in den Eroberungszug des Westens gegen den Osten mit hineingerissen", fühlte sich nach wie vor „als der Feind seines neuen Verbündeten und als der Verbündete seines neuen Feindes."[14]) Wann das normale Verhältniß wieder eintreten solle, war eine Frage der Zeit, Yorks Verdienst, einen Augenblick, der so nicht wiederkehren konnte, genutzt zu haben, Alexanders welthistorische That, daß er ihm die Gelegenheit bot, deren er bedurfte, und daß er sein Ohr den Stimmen verschloß, die eine kurzsichtige Politik des Eigennutzes anriethen. Gewiß haben die Bande der alten Freundschaft, welche die Monarchen aneinander knüpften, dabei mitgespielt, aber sie sind doch nur ein Faktor in einer langen Reihe politischer Erwägungen gewesen. Das Entscheidende war, daß fortan beide Staaten einander gegenseitig nicht entbehren konnten, wenn sie die berechtigten und nothwendigen Ziele ihrer Politik erreichen wollten. Hatte Alexander 1812 und 1813 die alte Schuldrechnung von anno 1805 und 1807 getilgt und gesühnt, so sagte Preußen seinen Dank durch die Thaten seines Volkes und Heeres und durch die Treue seines Königs.

Es waren etwas über drei Jahre hingegangen, seit jenem letzten Beisammensein in St. Petersburg, als am 15. März 1813 in Breslau beide Monarchen einander wieder die Hand zu erneutem, nunmehr bis an ihr Lebensende währendem Freundschaftsbunde reichen konnten. Sie sind danach drei Jahre lang fast ununterbrochen beisammen gewesen, in den schwersten Augenblicken, welche der Befreiungskampf brachte, standen sie nebeneinander und zu einander, kein wirklicher und auch kein Scheinverrath trübt fortan ihre persönlichen Beziehungen. Sie sind sich gegenseitig dessen bewußt, daß sie einander Dank schuldig sind und haben dieser Empfindung lebhaften Ausdruck gegeben.[15]) „Mit Ihnen zu sein," schreibt Alexander, „ist mir eine liebe Gewohnheit geworden" und damit bezeichnet er ganz genau das Verhältniß, was und weiterhin zwischen ihnen bestand. Sie hatten so viel getheilt in Leid und Freud und in den entscheidenden Augenblicken stets erfahren, daß bei einer Aussprache von Mann zu Mann auch die schwersten Schatten schwanden, daß sie, auch wo die Interessen ihrer Staaten auseinandergingen, schließlich doch stets den Ausgleich gefunden haben. Es war ein Verhältniß, wie es sich so nicht mehr wiederholt hat. In einem Schreiben des Königs vom 3. Januar 1816 wiederholt sich wörtlich der Gedanke, den wir soeben bei Alexander im August 1814 fanden, und auf den er im November 1815 noch einmal zurückgekommen war. „Der Ausdruck Ihrer Freundschaft," so schreibt Friedrich Wilhelm, „wird mir stets theuer sein und bleiben; was Sie mir jetzt schreiben, Sire, ist mir aber um so werthvoller gewesen, als mein Herz solcher Worte bedurfte, um die Bitterkeit unsrer Trennung zu ertragen. Drei Jahre lang haben wir täglich auf das vertrauteste verkehrt, es war mir eine liebe Gewohnheit geworden, mit Ihnen zu leben und Ihnen meine Seele zu erschließen. Wir haben alles getheilt: Arbeiten, Gedanken, Glück und Unglück; in den schweren Stunden, die uns nicht erspart blieben, hat Ihre Gegenwart meine Sorgen beruhigt, in den glücklichen Augenblicken, die der Himmel uns schenkte, haben Sie meine Freude gehoben und geläutert. Es ist nicht leicht, mit solchen Gewohnheiten zu brechen und zu sehen, daß diese schönen Tage ein Ende nehmen, aber Sire, unsre Gefühle sind stärker als Raum und Zeit, und meine Freundschaft für E. Maj., deren Quellen weit zurückliegen und die

[14]) Bailleu l. l. XVIII.

[15]) conf. die Briefe vom 7. Juli und 3. und 19. August 1814.

durch die Ereignisse nur gesteigert werden, ist mir zu einer wahren Religion geworden. Nie werde ich die Dienste vergessen, die Sie mir geleistet haben, Sire, noch das Zartgefühl, das sie begleitete; meine Unterthanen werden es ebenso wenig vergessen wie ich. Nächst Gott, der meine Waffen gesegnet und mein Volk zu großherzigen Anstrengungen geführt hat, danke ich das meiste Ihrer Ausdauer, Ihrem Heroismus und dem Ihrer bewunderungswürdigen Truppen. . . ."

„Ich habe keinen Ausdruck," antwortet Alexander, „um zu sagen, was ich beim Lesen Ihres Briefes empfunden habe. Ich ergreife die Feder, um zu antworten und will nur mein Herz hören. Das ist für uns die einzig mögliche Sprache. Nur so kann die Trennung leichter gemacht werden, welche unsre Pflichten uns vorschreiben.

„Die Freundschaft, die uns verbindet, Sire, entspringt dem Gefühl. Prüfungen, Erinnerungen und Hoffnungen, die mit unserm ganzen Leben identisch sind, haben sie gesteigert. So wird sie uns bis ans Grab geleiten und mit ihrem Reiz und ihrem Trost die Jahre verschönen, die uns bleiben, bis wir das große Ziel unsres Daseins erreicht haben, als Herrscher wie als Menschen nur dem Glück zu leben, das wir mit unsresgleichen theilen können.

„Diese heilige Freundschaft, der volle Süßigkeit ich auf dem Felde in Gegenwart des Feindes und inmitten Ihres Volkes und Ihrer Armeen gekostet habe, Sire, hat meine Seele aufrechterhalten in den allerstürmischsten Augenblicken und Muth meiner Nation und meines Volkes verdoppelt. In dieser unerschütterlichen Empfindung und in den Banden eines Vertrauens, das stets mit E. M. thätig sein wird, werde ich stets die Ausdauer finden, deren wir bedürfen, um die uns auferlegte Aufgabe zu lösen. Die Frucht unsrer Mühen, den Frieden der Welt vor jeder Anfechtung zu sichern und als einzige Grundlage des Glücks und des Ruhms der Nationen, die ewigen Prinzipien der Religion und der Gerechtigkeit wieder zur Geltung zu bringen. . . ." Es darf uns nicht stören, daß beide Briefe nach Konzepten aus fremder Feder von Friedrich Wilhelm wie von Alexander ins Reine geschrieben worden sind, sie entsprachen ohne Zweifel der Herzensmeinung Beider und im wesentlichen haben sie auch danach gehandelt bis an ihr Lebensende. Die Verlobung und danach die Vermählung der Prinzessin Charlotte fügte ein neues Band der alten Freundschaft hinzu, das fortwirkte bis in die Tage Alexanders III. hinein. Als dann im Hochsommer 1818 Friedrich Wilhelm in Moskau sein Enkelkind, den künftigen Zaren Alexander II. ans Herz drückte und zum erstenmal die Stadt erblickte, von der die große Wendung in den Geschicken der Welt ausgegangen war, ging ihm das Herz aufs neue über in lebhafter Empfindung der Dankbarkeit für den russischen Freund. Sie haben sich danach noch mehrfach wiedergesehen und im wesentlichen sind ihre Beziehungen dieselben geblieben bis ans Ende. Trotzdem läßt sich bei näherer Prüfung der in der Korrespondenz der Monarchen nicht zur Geltung gekommenen Wandlungen in der Psyche Alexanders nicht verkennen, daß die ungeheure Verschiedenheit in den geistigen Anlagen beider Monarchen, wenn auch keine Entfremdung, so doch eine steigende Zurückhaltung gerade in den Fragen zur Folge hatte, die ihnen meist am Herzen lagen. Alexander empfand eine gewisse Bitterkeit über den Gegensatz, der in den Kreisen der preußischen Armee gegen die russische Politik lebendig wurde und hielt dieses Heer schließlich für entschieden revolutionär gesinnt, der König war wie ganz Europa in Sorgen wegen der fortdauernden Rüstungen Rußlands und der ins Ungeheuerliche überschätzten Militärkolonien. Alexander hatte kein Interesse und kein Verständniß für die mühsamen organisatorischen Arbeiten des Königs und näherte sich je länger je mehr den Franzosen, von denen er, obgleich er sie im Grunde seines Herzens haßte und verachtete, den Dank für seine Großmuth in Förderung seines geheimen Ehrgeizes erwartete, während Friedrich Wilhelm dem gallischen Nachbarn gegenüber mißtrauisch blieb; Friedrich Wilhelm hatte trotz der Vertiefung des religiösen Lebens, das auch ihm die Tage der Freiheitskämpfe brachten, sich doch die Nüchternheit der Auffassung gewahrt, die ihn von allem fernhielt, was den Charakter der Ueberschwänglichkeit trug; Alexander gerieth immer mehr in die Bande eines Mystizismus, der ihn schließlich so ganz beherrschte, daß alles übrige davor zurücktrat; auch die Gegensätze der Interessen beider Staaten in den polnischen Angelegenheiten spielten mit und wenn auch zuletzt stets ein Ausweg und Ausgleich gefunden wurde, das Bewußtsein eines trotz aller Freundschaft vorhandenen Gegensatzes blieb und nur das eine war sicher, daß, so lange Friedrich Wilhelm und Alexander lebten, Preußen und Rußland niemals als Feinde einander gegenüberstehen würden.

Es ließe sich noch vieles sagen. Bailleu's Edition bringt uns auch ausgewählte Briefe aus der Korrespondenz Friedrich Wilhelms III. mit dem späteren Kaiser Nikolaus I., sowie des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm mit Alexander und der Kaiserin Elisabeth. Als erster durfte er dabei aus den Schätzen des kaiserlich russischen Hausarchivs schöpfen, wir wissen, daß ihm diese unschätzbare Fundstätte auch für die spätere Zeit offen steht und dürfen hoffen, so das Bild der preußisch-russischen Familienbeziehungen einst in annähernder Vollständigkeit vor uns zu haben. Dann wird es an der Zeit sein, das letzte Wort darüber zu sagen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Theodor Fechner: Nanna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. Zweite Auflage von **Kurd Laßwitz**. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß 1899. — Nach 50 Jahren ist eine zweite Auflage von Fechners Werk über die Pflanzenbeseelung erschienen. Man kann darüber die Achseln zucken und meinen, ein Werk, das erst nach so langer Zeit eine neue Auflage bedürfe, habe eben nicht mehr Beachtung verdient. Man kann sich aber auch herzlich aufs neue über dies Buch freuen, das heute noch mit derselben Frische und Lebendigkeit zum Leser redet wie ehedem. Ueberdies mehren sich auch — in Zeitschriftenartikeln und sonstigen Hinweisen — die Anzeichen, daß das Interesse für die interessante Theorie Fechners wie für das dieser gewidmete Buch eher im Steigen als im Sinken begriffen ist. Der Grundgedanke, daß Bewußtsein in irgend einer Form die ganze Natur durchdringt, ist der Philosophie nicht mehr fremdartig, er ist — wie Laßwitz ausführt — eine Konsequenz der Weltanschauung vom Parallelismus des physischen und psychischen Geschehens. Fechners Werk hat neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung noch einen ganz besonderen Reiz in der künstlerischen Form, in der der Verfasser zugleich seine reiche Gedankenwelt und sein tiefes Gemüthsleben empfänglichen Lesern offenbart. Vielleicht darf hier auf die wesentlichsten Gründe kurz hingewiesen werden, die Fechner für die Beseelung der Pflanzen anführt. Diese, sagt er, stimmen, wenn sie uns auch im ganzen unähnlicher sind als die Thiere, doch in den Hauptgründen des Lebens mit uns und den Thieren so überein, daß wir, wenn auch auf einen großen Unterschied in der Art der Beseelung, doch nicht auf den Grundunterschied von Beseelung und Nichtbeseelung selbst zu schließen berechtigt sind. Einer der haupt-

sächlichsten Einwände gegen Fechners Theorie besteht darin, daß die Pflanzen weder Nerven noch Sinnesorgane haben, deshalb auch ein Seelenleben nicht haben können. Diesen Schluß weist Fechner mit Bestimmtheit zurück: auch anderes, wozu das Thier der Nerven und besonders gearteter Organe bedarf, vermögen die Pflanzen ohne Nerven und ähnliche Organe zu leisten; und überhaupt sei der Schluß, daß die besondere Form der thierischen Nerven und Sinnesorgane zur Empfindung nöthig sei, auf unhaltbaren Gründen aufgebaut. An diese biologischen Gesichtspunkte schließen sich teleologisch-ästhetische; auf sie legt Fechner den größten Werth. Die gesammte teleologische Betrachtung der Natur erscheint ihm viel befriedigender, wenn man den Pflanzen Seele beimißt, als wenn man sie ihnen abspricht, da eine große Menge Verhältnisse und Einrichtungen in der Natur hiedurch eine lebendige und inhaltsvolle Bedeutung gewinnen, die sonst todt und müßig liegen und als leere Spielerei erscheinen. Die Natur wird reicher, wenn die Pflanzen beseelt sind, denn ihr Hauptreichthum „besteht wie der einer russischen Herrschaft in einem Reichthum vieler Seelen, die der Scholle zugehören“. Wenn man behauptet, daß die Pflanzen keine Seele haben, weil sie keine Freiheit und willkürliche Bewegung haben, so achtet man entweder nicht recht auf die Thatsachen, die eine solche Freiheit in der Pflanze in ähnlichem Sinne wie im Thiere erkennen lassen, oder man verlangt von der Pflanze etwas, was man bei Thieren auch nicht findet, da von eigentlicher Freiheit doch auch bei ihnen nicht die Rede sein kann. In der That entbehrt auch das Pflanzenreich verhältnißmäßig rascher und augenfälliger Bewegungen, die namentlich infolge von Reizen eintreten, nicht völlig. Diese Reizbewegungen der Pflanzen bilden ein besonderes interessantes Kapitel, das namentlich bei einem größeren Publikum umsomehr Anklang zu finden pflegt, als es nicht bloß wissenschaftliche Erwägungen und Theorien, sondern eine Fülle von Thatsachenmaterial bietet.

In Obigem sind die wichtigsten Argumente Fechners wiedergegeben; zu ihnen kommen noch manche andere Hinweise und Ausführungen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Es wird sicher nicht Wenige geben, die der Annahme einer allgemeinen Pflanzenbeseelung im Prinzip zustimmen; sie ist im Grunde ein Postulat jeder monistischen Weltanschauung, die nicht auf materialistischem Boden steht. Eine andere Frage ist es, ob man sich auch der Meinung anschließt, daß der Pflanzenseele **Bewußtsein** innewohne. Fechner selbst besteht nachdrücklich auf Zuerkennung psychischen Lebens an die Pflanzenwelt in der Form des Bewußtseins. Von einem dumpf hindämmernden Triebleben, das immer unter der Bewußtseinsschwelle liegt, will er nichts wissen. Die Seele, die er den Pflanzen zuspricht, soll kein „hölzernes Eisen“ sein, d. h. etwas, dem man alles nimmt, was die Seele zur Seele macht, sondern sie soll „Fleisch und Fülle lebendiger Empfindungen und Triebe in sich selbst tragen“. Dies ist die Stelle, an der sich die Ansicht der Meisten von Fechners Meinung scheiden wird, wenn sie auch einer Allbeseelung im Prinzip zustimmen. Das Problem, um das es sich handelt, ist, allgemein ausgedrückt, dieses: Ist jedes Seelenleben nothwendig mit Bewußtsein verbunden? Wir wissen, daß bei Thieren und Menschen zahlreiche psychische Erscheinungen unter der Bewußtseinsschwelle liegen, daß bei ihnen eine unübersehbare Reihe von Thätigkeiten als Reflexbewegungen aufzufassen ist. Den niedrigsten thierischen Lebewesen, die doch auch an jener Allbeseelung theilhaben müssen, scheint Bewußtsein überhaupt nicht, wohl aber auch ein triebartiger psychischer Faktor innezuwohnen. Haeckel entscheidet sich in den „Welträthseln“ für die Ansicht, daß nur solchen Thieren Bewußtsein zukomme, die hoch entwickelte Sinnesorgane und ein ebensolches nervöses Zentralorgan besitzen. („Neurologische Theorie“.) Beides fehlt den Pflanzen. Ist Haeckels Ansicht richtig, so fällt ein Theil des von Fechner errichteten Gebäudes zusammen. Aber hier ist nicht der Ort zu eingehender Kritik. Fechner selbst scheint gefühlt zu haben, daß seine Ideen zuweilen die Welt der Wirklichkeiten überfliegen. „Sei's sogar,“ sagt er, „daß wir vielleicht etwas zu viel in den Pflanzen suchten, so ist's ja nur ein billiger Entgelt dafür, daß man so lange gewiß zu wenig in ihnen suchte.“ Und feinsinnig und liebevoll bemerkt der Herausgeber zum gleichen Thema: „Die Pflanzenseele ist nicht mehr bloß ein Märchen, sie ist zum guten Theile eine Wahrheit, die bleibend ist. Und was etwa in dem Buche Märchen ist, nun, das ist in seiner Art erst recht bleibend, denn das Märchen ist ja ewig wahr.“ Fechners Werk hat diese neue würdige Ausgabe vollauf verdient; sie verdient beste Empfehlung. **H. Brömse.**

* Zu der **Notiz über die Vereinfachung der französischen Grammatik** erhalten wir folgende Zuschrift:

In Nr. 236 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung wird über die neue Verordnung des französischen Unterrichtsministeriums zur Vereinfachung der französischen Grammatik berichtet. Am Schluß heißt es: Es bleibt abzuwarten, ob und wie die deutschen Fachmänner zu diesen Dingen Stellung nehmen werden. Am Ende ziehen sie es vor, päpstlicher zu sein als der Papst. — Diese Erwartung ist durchaus irrthümlich: Prof. Dr. **Paul Schumann** sagt im Vorwort seiner Ausgabe der „**Amtlichen Verordnung über die französische Grammatik** vom 31. Juli 1900“ (Blasewitz, Verlag Alwin Arnold): Wir halten es für selbstverständlich, daß auch im französischen Unterricht der höheren Schulen Deutschlands alsbald die Verordnung des französischen Oberschulraths in Kraft tritt. Wir dürfen nicht päpstlicher als der Papst sein, wir dürfen unsere Schüler nicht länger mit Regeln plagen, die in Frankreich in 10 bis 20 Jahren nur noch als veraltete Kuriositäten gelten werden und die in ihrer großen Ueberzahl auch gar nicht geeignet sind, den Geist zu schärfen und zu bilden. In neuphilologischen Vereinen erwächst durch die Besprechung und Verbreitung der neuen Verordnung eine dankenswerthe Aufgabe, und man darf erwarten, daß die Verfasser französischer Schulgrammatiken sie alsbald verwerthen werden.“ Dazu ist ferner noch zu bemerken, daß die Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie es in ihrer Sitzung vom 10. Sept. bereits als wünschenswerth bezeichnet hat, daß die Verordnung auch auf den deutschen Schulen berücksichtigt werde.

Neue Uebertragungen antiker Lyriker. — Trotz der nicht geringen Zahl zum Theil klassischer Nachbildungen altklassischer Lieder — man denke nur an Geibels „Klassisches Liederbuch“ —, wagen sich doch immer noch neue Versuche ans Licht. Das ist an sich natürlich nur zu loben, denn Uebersetzungen sind immer mehr oder weniger an die Subjektivität des Uebersetzers gebunden, müssen es sein, um lebendig zu wirken, und müssen sich daher immer wieder wandelnd erneuern, wie das Bild im Kaleidoskop. Es geht da noch genau wie mit dem Verhältniß von Fremdwörtern zu Lehnwörtern: erst wenn der allmähliche Uebergang von jenen zu diesen sich vollzogen hat, kann man sagen, daß ein Wort wirkliches Bürgerrecht in einer Sprache erworben hat. Bis dahin bleibt es ein Fremdling. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wie viele Uebertragungen aus dem Griechischen und Lateinischen von deutscher Sprache und deutschem Gemüth wirklich Lehngut, also volksthümlich geworden sind. Sicher wird das **nicht** geschehen mit der „freien Nachbildung“ **Horazischer Oden** von Dr. **E. Weyhr** (Leipzig, Oehmigke). „Ein Liederbuch für das deutsche Volk“ nennt der Uebersetzer stolz sein Werk. Mit welchem Recht, vermag Referent ebensowenig einzusehen, wie daß er sie „freie Nachbildungen“ nennt. Im Gegentheil muß man sich wundern, daß man hier fast ausschließlich die arme deutsche Sprache auf das Prokrustesbett der horazischen Metren gestreckt findet, just wie es Horaz mit der lateinischen gethan hat. Schon darum sollte man sich vor der doppelten Nachahmung hüten. Sodann ist es, selbst wenn es gelungen wäre, die Oden dem deutschen Volk in volksthümlicher Form zugänglich zu machen, doch ganz undenkbar, daß das mit sämmtlichen geschehen könnte. Dazu ist ihr Inhalt uns doch vielfach zu fremd, ihr Charakter zu frostig. Außerdem fehlt dem Uebersetzer das frische dichterische Empfinden. Es ist eine Schulleistung und wird höchstens der Schule zugute kommen. — Was diese Sammlung beansprucht und doch gänzlich unerfüllt läßt, nämlich eine freie Nachbildung und für das deutsche Volk bestimmt zu sein, das erfüllt — ohne es zu beanspruchen — das kleine, in Auswahl und Wiedergabe geschmackvolle Heft „**Altklassische Lyrik**“ von **K. Franlhauser** (Straßburg, Heitz u. Mündel). Da finden wir 15 anakreontische Lieder, einige von anderen griechischen Lyrikern, dann von den Römern ein paar Stücke aus Catull, Properz, Virgil (?) und dann erst 17 Oden von Horaz. Diese Auslese genügt

vollständig, um dem nicht klassisch Gebildeten eine Idee von der antiken Lyrik zu geben. Auch ist der Verfasser selbst Dichter und hat es daher wagen dürfen, die alten Lieder modern umzudichten. Wir setzen, um den Leser selbst das Uebertragungsgeschick der beiden Uebersetzer beurtheilen zu lassen, als Probe folgende Ode von **Horaz** her:

Weyhe (S. 37).

An die Erwählte.

Warum meidest du mich, wie ein gescheuchtes Reh,
Das mit flüchtigem Schritt stets seine Mutter sucht,
Fürchtend Wiesen und Wälder
Und das Wehen der Abendluft?

Wenn der Frühling sich naht, hebt sich das junge Laub,
Und der sprossende Zweig regt sich beim Windeshauch
Aber furchtsam entweichet,
Scheu und zagend das junge Reh.

Bin ein Tiger ich denn oder ein grimmer Leu,
Der mit gieriger Wuth dich zu vernichten strebt?
Laß, o laß deine Mutter;
Komm zum Freunde, der treu es meint.

Frankhauser (S. 41).

Die Furchtsame.

1.

Kind, warum fliehst du mich,
Sag', warum siehst du mich
So ängstlich an?
Grad' wie ein Rehlein jung,
Wenn es der Mutter Sprung
Nicht folgen kann.

2.

Säuselt im Wald der Wind,
Raschelt's nur ganz gelind
Im nahen Strauch,
Zittern ihm Herz und Knie,
's ist ihm, es weiß nicht, wie;
So geht dir's auch.

3.

Bin doch kein reißend Thier
Was soll die Furcht vor mir?
Komm' mit, nur zu!
Lauf nicht zur Mutter hin,
Das hat ja keinen Sinn,
Längst reif bist du!

K. D.

Denkmalpflege in Preußen. Die zu Berlin in der alten Bau-Akademie eingerichtete Meßbildanstalt ist unter der Leitung des Geheimen Raths Meydenbauer unablässig thätig, die wichtigeren Baudenkmale, besonders in Preußen, aber auch im Reiche überhaupt, aufzunehmen. Es ist dadurch bereits ein gewaltiger Stoff für das Archiv der Denkmäler zusammengebracht worden, der sowohl für die verschiedensten Studienzwecke als auch vorzugsweise für Einleitung und Ausführung von Wiederherstellungen die vollkommensten Dienste leistet. — Weiter hat der Minister der öffentlichen Arbeiten und der der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten in Bezug auf die Prüfungsarbeiten der angehenden Architekten eine folgen- und segensreiche Einrichtung getroffen. Die Provinzialkonservatoren haben schon vor mehreren Jahren ein Verzeichniß derjenigen in ihrem Bereiche liegenden Baudenkmäler einzureichen gehabt, deren eingehende bauliche Untersuchung und Herstellung allseitiger Aufnahmen anzustreben ist. Die Studirenden werden veranlaßt, unter diesen für ihre Arbeiten die Wahl zu treffen, und so werden sich die daraus erwachsenden Bearbeitungen allmählich von selbst zu einer nach Vollständigkeit strebenden Reihe zusammenschließen. Welche außerordentliche Bedeutung diese Maßregel für unsre Denkmälerkunde und alles, was damit zusammenhängt, in der Folgezeit gewinnen kann, wird man bei dem Gedanken ermessen können, von welchem Werthe es für unsre Zeit sein würde, wenn schon vor Menschenaltern solche Aufnahmen systematisch geregelt und geleitet worden wären. Unsre Inventarien der Baudenkmäler werden ja für Einzelstudien immer nur Anregung und Anhalt geben können, wären sie auch noch so reich mit Bildern versehen; und wenn sie zugleich vollständige Aufnahmewerke sein wollen, werden sie ihrem eigentlichen Zweck untreu werden und noch viel weniger, als es jetzt schon der Fall ist, in die Kreise eindringen, in denen sie doch hauptsächlich verbreitet zu werden und zu wirken bestimmt sind.[1]

R. H.

γ. Im Museum Lavigerie von Karthago befindet sich eine **antike Thonlampe** mit einer merkwürdigen **biblischen Darstellung.** Man sieht drei junge Männer vor einer Herme stehen, während hinter der Herme sich noch ein bärtiger Mann befindet. Der Kopf auf der Herme, durch das Herrscherabzeichen ausgezeichnet, ist, wie Anatole im „Nuovo Bullettino di archeologia Cristiana" ausführt, der **König Nebukadnezar,** vor ihm stehen drei Juden, der bärtige Mann aber ist der König in eigener Person. Die nächstliegende Deutung, man habe hier Nebukadnezar vor sich, wie er die drei Männer zur Verbrennung verurtheilt, läßt sich darum nicht halten, weil der König beidemale den Heiligenschein über dem Haupte hat. Er ist also gewissermaßen selbst ein Heiliger, ein Vorbild für die Christen geworden. Damit hat man den bildlichen Ausdruck eines charakteristischen Zuges der afrikanischen Kirche gewonnen. **Augustinus,** der in seinem Gottesstaate mit Macht alle Nichtorthodoxen, die Juden, Heiden, Donatisten und andere Häretiker, bekämpft, hatte sich in seinem Angriff auf die Ketzerrichtung des Maccelkinus von Rom u. a. auch des Königs Nebukadnezar bedient. Er rühmt an ihm, daß er, erschüttert durch die wunderbare Erhaltung der drei zum Feuertode verurtheilten Männer, aus einem Feinde zum Freund geworden sei und ein feierliches Edikt gegen die Gotteslästerer erlassen habe. Dies Lob hat der ungeübte Verfertiger jener Thonlampe in die bildliche Darstellung übersetzt, und zwar muß das Stück gerade aus augustinischer Zeit stammen. Denn wenige Jahre später kam König Geiserich mit den Vandalen ins Land und erhob das Christenthum Arius' zur Staatsreligion. Als aber einige orthodoxe Priester, um ihren Widerstand gegen den Ketzerkönig auszudrücken, den König Nebukadnezar gewissermaßen als Schutzheiligen auf den Schild erhoben, da mußten sie dies, wie berichtet wird, mit der Verbannung büßen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

C. Wied: Praktisches Lehrbuch der neugriechischen Volkssprache. 3. Auflage. Wien, Hartleben 1900. — *P. Lacombe.* La guerre et l'homme. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition 1900. — **Der andere Erzähler vom Brienzersee.** Eingabe an die Direktion der Landwirthschaft des Kantons Bern. Als Manuskript gedruckt. „Neue Glarner Zeitung" 1900. — **Dr. A. Leander:** Das Gesetz, betr. die Patentanwälte. Berlin, Vahlen 1900. — **L. Bamberger:** Ausgewählte Reden und Aufsätze über Geld- und Bankwesen. Lfg. 2 (Schluß). Schriften des Vereins zum Schutz der deutschen Goldwährung, Bd. 1.) Berlin, Guttentag 1900. — **Rundschau am politischen Horizont Ostasiens** vom Juli 1898 bis September 1900. Berlin, Kisak Tamai 1900. — **Das japanische Patentgesetz.** Berlin, „Ost-Asien" 1900. — **R. Betten:** Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer. Mit 240 Abbildungen. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn 1900. — **E. Müller:** Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Leipzig, Voigtländer 1900. — **Prof. Dr. F. Rinne:** Das Mikroskop im chemischen Laboratorium. Hannover, Jänecke 1900. — *Connor:* Manuel de Conversation en Français, en Allemand et en Anglais. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg, J. Groos. — **R. Schaukal:** Sehnsucht. München, Deutsch-französische Rundschau 1900. — **Dr. F. Frech:** Ueber Ergiebigkeit und voraussichtliche Erschöpfung der Steinkohlenlager. Stuttgart, Schweizerbart 1901. — *Paul Louis Garnier.* La visitation. Roman. Paris, Librairie Charles 1900. — **Dr. A. Kleinschmidt:** Bayern und Hessen 1799—1816. Berlin, Räde 1900. — **Dr. v. Wissmann:** In den Wildnissen Afrika's und Asiens. Lieferung 1. Berlin, Parey 1900. — **W. Troeltsch:** Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Stuttgart, Kohlhammer 1899.

---

1) Hier sei die Bemerkung anzufügen gestattet, daß es mit großer Freude begrüßt werden muß, wenn der neue Bearbeiter des **württembergischen Inventars, E. Gradmann,** unbeirrt streng in den von Ed. Paulus eingeschlagenen Bahnen weiterzugehen bestrebt ist. Er that dies in dem soeben erschienenen neuen Heft (**Jagstkreis** I) mit solcher Liebe und solchem Erfolge, daß die Freunde und Verehrer des trefflichen schwäbischen Forschers und Dichters gleicherweise wie alle Freunde der Kunst und des Alterthums dafür herzlich dankbar sein müssen.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 24. Oktober. Nummer 244.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Denkmäler der Tonkunst.

Eine geschichtliche Betrachtung.

Wenn wir die Geschichte der Tonkunst in ihren allgemeinsten Umrissen überschauen, dann tritt uns ein eigenthümlicher Umstand entgegen, durch den sich der Verlauf ihrer Entwicklung von dem der anderen Künste auf merkwürdige Weise unterscheidet. In den bildenden Künsten stehen die Werke der vergangenen Perioden bis in das Alterthum zurück in mehr oder minder großer Zahl dem jeweilig lebenden und schaffenden Künstler vor Augen, so daß er sich an ihnen belehrt und erbaut. Er ist infolgedessen nicht allein Schüler seiner unmittelbaren Meister, sondern es wirken auf die Entfaltung seines künstlerischen Geistes und Schaffens zugleich die Schöpfungen früherer, älterer, ja ältester Meister aller Zeiten ein. Ich brauche ja nur an den Umschwung und die Steigerung zu erinnern, den die darstellenden Künste im Cinquecento durch die Anschauung der antiken Kunstwerke erfuhren oder an die Schaaren der Kunstjünger, die wir heute betrachtend, sinnend, studirend, nachbildend durch die Jahrhunderte pilgern sehen, deren Schätze in den Galerien geborgen und ausgestellt sind. Aehnlich konnten die bildenden Künstler von jeher, wenn auch nicht in Galerien, so doch in Kirchen und Palästen, in den Straßen und auf den Plätzen der Städte, die Ueberlieferungen längst vergangener Zeiten bildend auf sich einwirken lassen. Ganz anders erging es dagegen der Musik und ihren Jüngern: hier geht jede neue Epoche, jede Zeit, man könnte fast sagen jedes halbe Jahrhundert nur aus der Lehre, aus den Ueberlieferungen und der Einwirkung der unmittelbar dahinter liegenden Epoche hervor: deren Erzeugnisse werden gespielt und gesungen, bis ihr Eindruck auf die Hörer sich abgestumpft hat und allmählich neue Weisen an ihre Stelle treten: die Kunstanschauung und die Technik ihrer Meister beherrscht die ihr folgende neue Zeit, bis das Genie oder die Virtuosität neuer Menschen das Kunstleben in neue Bahnen lenkt. Die alten Musiken verschwinden dann nicht nur vor den Ohren, sondern auch vor den Augen und aus der Erinnerung der Lebenden. Sogar heute in der Zeit des Druckens verfällt der größte Theil der musikalischen Schöpfungen sehr rasch, und vieles davon nicht unverdienterweise, der Zerstörung; anderes zieht sich in die Verborgenheit großer und kleiner Bibliotheken oder auf die Bodenräume von Kirchen und Schlössern zurück; Hunderte und aber Hunderte einst allbekannter Tonmeister, die in ihren Tagen ihre Mitlebenden durch den Zauber ihrer Töne entzückten und die durch den Kreis ihrer Schüler auch auf die Folgezeit maßgebend einwirkten, schrumpfen ein zu erblassenden Namen, die nur der Musikhistoriker kennt und nennt, froh, wenn er auch dabei zu sagen weiß, welche Tonwerke, jetzt Niemand mehr bekannt, sie schufen, zu erzählen, von wem sie ihre Kunst herleiteten und welche Schüler sie wieder in die Welt schickten. So ist es gewesen und geblieben bis in eine noch ganz nahe hinter uns liegende Zeit. Eine einzige Ausnahme davon finden wir zwar wohl, nämlich in der Kirche. Auf katholischer Seite erhält sich im gregorianischen Choral eine kostbare Reliquie allerältester christlicher Musik in lebendiger Ausübung; in der evangelischen lebt im Gemeindelied, wenn auch in modernisirter Gestalt, eine kleine Anzahl von Melodien des 16. und 17. Jahrhunderts fort. Beide Ueberlieferungen aus alter Zeit stehen aber doch zu vereinzelt da und sind, sonst nicht dazu angethan, einen durchgreifenden Einfluß auf den großen allgemeinen Gang der Musikentwicklung auszuüben. Einigen Einfluß hätte wohl eine andere Ueberlieferung ausüben können, nämlich der ununterbrochen durch die Jahrhunderte fortdauernde Gesang alter Musiken in der päpstlichen Kapelle in Rom. Aber auch Palestrina war und blieb doch für lange Zeit nur eine Name und ein Kuriosum des Anhörens für Künstler und Laien. Und dennoch sollte sich gerade an dieser Fackel das heilige Feuer zuerst entzünden, dessen Leuchten zu einem Umschwung und zu einem durchgreifenden Wandel in dieser ganzen Sache und im Leben der musikalischen Kunst geführt hat.

Es ist nicht meine Absicht, an diese Bemerkungen die Frage zu knüpfen, was denn der Musik durch diesen ihren Mangel an unmittelbarem Zusammenhang mit den älteren Epochen der Kunst und an dem Anschauen und Studium der alten Meisterwerke fehlte. Eine Andeutung davon liegt ja schon in der vorhin gezogenen Parallele mit der bildenden Kunst und der Bedeutung, welche für deren Leben und Wachsen das Anschauen der alten Meisterwerke in Kirchen, Palästen und vor allem in den Galerien von jeher hatte und hat. Was ich hier in leichter Skizze ausführen möchte, das ist dies: wie bei uns in Deutschland der angedeutete Mangel zuerst ins Bewußtsein trat und wie daraus endlich ein glücklicher Umschwung sich anbahnte, ein Hergang, der sich fast durch das ganze abgelaufene Jahrhundert hindurchzieht. Er wird in seinen wichtigsten Anregungen von nur wenigen Namen getragen, unter denen neben den Musikern von Fach auch musikalisch gebildete Laien mit ausschlaggebenden Verdiensten hervortreten.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts that sich in dem Münchener Gregorianum, einem von Benediktinern geleiteten Seminar, in welchem musikalisch besonders beanlagte Knaben für den Dienst der Kirche unentgeltlich wissenschaftlichen und musikalischen Unterricht erhielten, der 1788 geborene Kaspar Ett durch Stimme und musikalischen Geist hervor. Sein unermüdlicher Lerneifer führte ihn auf die alten handschriftlichen Noten, die er aus der Bibliothek der Anstalt hervorzog. Es

waren Werke Orlando di Lasso's, Philipp de Monte's und anderer alter Meister, die man einst auf dem Chor der Michaelskirche gesungen hatte und die jetzt im staubigen Winkel längst vergessen lagen. Es gelang ihm, die auf den ersten Blick unlesbare alte Notenschrift allmählich zu entziffern und aus den Stimmbüchern Partituren zu gewinnen, deren erhabene Schönheit ihn mit staunender Bewunderung erfüllte. Der herzugezogene einsichtige Inspektor des Gregorianums, Johann Baptist Schmid, ein Weltgeistlicher, theilte die Freude des jungen Sängers an dem überraschenden Fund. Bald schritt man zu praktischen Versuchen, die freilich zunächst nur langsam fortschritten, weil sich die vorgängige Heranbildung einer neuen oder vielmehr einer verloren gegangenen alten Gesangstechnik für den Chor nöthig zeigte. Bald aber brachte man einiges aus diesen herrlichen Chorgesängen wirklich auch in der Michaelskirche wieder zur Ausführung. Man hatte sich inzwischen mit Rom in Verbindung gesetzt, um aus den dortigen Schätzen Abschriften anderer alter Meisterwerke zu erlangen, Schöpfungen Palestrina's u. A. Am Charfreitag 1816 erklang z. B. vom Chor der Michaelskirche zum erstenmal in Deutschland Allegri's vielbewundertes Miserere. Es war ein Ereigniß, zunächst zwar nur für München, dessen tiefe Wirkung auf die Gemüther aber schnell auf weitere Kreise hinauswirkte: Nun hörte man bald auch Palestrina in den Gottesdiensten der Michaelskirche, deren Organist Ett selbst im gleichen Jahre 1816 wurde. So entdeckte man hier gewissermaßen und nicht ohne Erstaunen einen Umstand, der doch eigentlich so selbstverständlich wie möglich ist: daß es auch in der Musik, wie in jeder anderen Kunst Perioden höchster Blüthe gibt, in denen Werke entstehen, welche für alle Zeiten vollendet bleiben, Meisterwerke, welche nicht nur ihrer eigenen Periode, sondern fortan für immer als bewundernswerthe Schöpfungen ihrer Kunst erscheinen und als solche auf empfängliche Gemüther in nie alternder Jugendfrische wirken.

In der gleichen, vornehmlich den altitalienischen Meistern zugewandten Richtung, die sich also jener Zeit in München geltend machte, sehen wir bald nachher einen anderen Musikfreund, den großen Heidelberger Juristen Thibaut, sich bewegen. Die erste Ausgabe seines kleinen, tief und lang nachwirkenden Buches über die Reinheit der Tonkunst, welches hauptsächlich eben aus der Betrachtung und Anschauung dieser altitalienischen Musik hervorgegangen ist, fällt in das Jahr 1824. Wohl aber lange vorher schon standen jene vielgerühmten Hausmusiken bei ihm in Blüthe, welche wiederum eben diesen alten Meistern galten und aus denen Generation auf Generation musikbegabter Studenten, als Sänger zur Theilnahme daran berufen, Anregung und ganz neue Einsichten gewannen, die sie dann in alle Theile Deutschlands verpflanzten. Schon dort wird der durch seine hymnologischen Arbeiten später so hochverdiente Baron Tucher, der 1817—1819 in Heidelberg studirte, den Antrieb erhalten haben, der auch ihn 1824 nach Beendigung seines juristischen Staatsexamens zum Studium und Kopieren alter Musiken nach Rom führte. Auf der Rückreise bot Tucher einige Palestrina'sche Kompositionen in Wien, wenn ich nicht irre, dem Artaria, zum Druck an. Als er, um sich den Bescheid zu holen, wieder in die Musikhandlung trat, fand er einen Herrn von wunderlichem Aussehen über sein Manuskript gebeugt und ganz darin vertieft (so habe ich mir von ihm selbst erzählen lassen). Der Mann war Beethoven, der sich das ihn fesselnde Manuskript zur genaueren Durchsicht erbat, dann lange behielt, so daß sich der Druck der zwei Hefte bis 1826 verzögerte. Tucher durfte diesen ersten deutschen Palestrina-Druck Beethoven widmen, der dafür noch in eigenhändig unterzeichnetem Schreiben vom 28. Januar 1827 dankte, also wenige Wochen vor seinem Tode (26. März). So ward der scheidende größte Meister der Gegenwart noch in seinen letzten Tagen von dem größten Genius des 16. Jahrhunderts berührt, dessen Strahlenhaupt soeben wieder hinter dem Schleier, den die Zeit darüber geworfen hatte, hervorleuchtete. Was dann später Tucher, der Jurist (er starb 1877 in München als quieszirter Oberappellationsgerichtsrath) für die Geschichte und Reformirung des evangelischen Choralgesanges geleistet hat, kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden. Damit war über ein anderes Gebiet der Musik des 16. Jahrhunderts zum erstenmal helles Licht verbreitet und auch dabei die Einsicht von der unermeßlichen Wichtigkeit der geschichtlichen Musikbetrachtung gewonnen worden.

Aber auch in Norddeutschland war man inzwischen noch vor dem Ausgang der 20 er Jahre zu einem anderen älteren Meister zurückgeführt worden und zwar hier durch den offenen Sinn eines jungen Meisters der Kunst. Ganz vergessen war zwar damals Joh. Sebast. Bach noch nicht. An den Orgeln wirkten hier und da noch Enkelschüler des Alten, wie der Darmstädter Rinck. Der Geist des Alten war freilich in dieser Generation schon bedenklich mit modernen Strömungen untermischt, man darf dreist sagen, verwässert. Die Allermeisten verstanden damals unter Bach nur noch das wohltemperirte Klavier und auch dieses galt der großen Menge nur für einen Ausbund trockener altväterischer Musikgelehrtheit. Der junge Mendelssohn aber lernte unter den handschriftlichen Schätzen der Berliner Singakademie die Matthäuspassion kennen. Man denke sich, daß selbst dies monumentalste Werk Bachs damals nur in wenigen Abschriften existirte! Mendelssohn erkannte seine Bedeutung und setzte, damals zwanzigjährig, allen Bedenken Zelters und Anderer trotzend, jene berühmte Aufführung des Jahres 1829 in der Singakademie durch, welche ein Markstein in der Musikgeschichte geworden ist. Mit Recht nennt sie Mendelssohns Biograph in der „Allg. Deutschen Biographie" ein historisches Ereigniß, unter dessen Nachwirkungen sich das deutsche Musikleben seitdem entwickelt habe. So war auch hier ein Meister, der fast schon zu den Verschollenen gehörte, dem Musikleben der Gegenwart wiedergewonnen. Wie im katholischen Süden in Palestrina und seinen Zeitgenossen, so war hier im evangelischen Norden in Bach durch ein neues glänzendes Beispiel jene Erkenntniß bewährt, an der man bisher mit blinden Augen vorübergegangen war, daß, wo immer der Genius einer Kunst zur vollen Entfaltung gedeiht, er Werke schafft, die dem Gesetz der Zeitlichkeit und dem Loose des Modischen enthoben sind, Werke, deren Werth für alle Zeiten der gleiche bleibt, wie immer der Geist der Zeiten und die Formen der Kunst sich wandeln mögen. Es kommt eben in solchen Werken ein ewiger Gehalt nach ebenso ewigen Formgesetzen zum Ausdruck. Die vorerst nothwendigste und wichtigste Folge für Bach selbst war die Sicherung seiner gesammten Werke durch den Druck, dem sich alsbald die Ausgabe der Werke Händels anschloß. Vom Süden her sorgte man weiterhin für Palestrina und Orlando; auch der große Heinrich Schütz ersteht bereits, und rund umher jenseit der deutschen Grenzen andere große Meister, um frisch wieder in das Musiktreiben der lebenden Generation einzugreifen.

Auf die nächste Entwicklung der ganzen Sache ward seit den 30 er Jahren ein Mann von hervorragendem Einfluß, der seines Faches wiederum ein Jurist war: Karl v. Winterfeld, 1832 als Geh. Obertribunalrath

von Breslau nach Berlin versetzt. In der Musik war auch er in seiner Jugend ein Schüler der Berliner Singakademie und Zelters gewesen und sein Interesse hatte sich dann auf einer Reise in Italien im Jahre 1812 eben jenen alten Musiken zugewandt, nach denen zur selben Zeit die Münchener dorthin für ihre praktischen Zwecke die Hand ausstreckten. Winterfeld faßte vielmehr bei seinen Studien und Abschriften zunächst ein musikgeschichtliches Ziel ins Auge. Schon damals dachte er an eine Arbeit über die beiden Gabrieli; dies für die Musikgeschichte und speziell für die Erkenntniß des ausgehenden 16. Jahrhunderts bahnbrechende Werk erschien 1834 und ihm folgte seit 1843 das noch folgenreichere große Werk über den evangelischen Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Der letzte Band enthält eine reichhaltige Auslese von kirchlichen Schöpfungen der deutschen Meister des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Hier ward also den einzeln herausgehobenen Meistern allerersten Ranges, Palestrina, Bach u. s. w. schon eine ganze geschichtliche P e r i o d e mit ihren Meistern verschiedenen Ranges galerieartig, aber freilich auch nur probe- und beispielsartig an die Seite gestellt. Darin lag eine wichtige Erweiterung und Ergänzung der Erkenntniß. Der größten Genien sind doch immer nur wenige einzelne; die große Periode bringt aber neben ihnen stets eine Anzahl von glänzenden oder doch beachtenswerthen Künstlern hervor, solche, die zu jenen Größten heranführen, solche, die im Wetteifer mit ihnen schaffen und die ihr Werk fortsetzen. Will man die Größten ganz und richtig verstehen, so darf man an dieser ihrer Umgebung nicht achtlos vorübergehen. Auch diese minder Bedeutenden haben stets ihren Antheil an den charakteristischen Eigenschaften, in welchen sich die Größe der Periode ausprägt und durch diese Seite ihres Wesens und Schaffens behalten auch sie ihre erfreuende Wirkung auf spätere Geschlechter. So war denn in der That Winterfeld selbst neben seiner musikgeschichtlichen Arbeit eifrigst bestrebt, auch diese seine alten Meister zugleich zu neu erklingender Wirksamkeit zu erwecken. Wie bei Thibaut in Heidelberg, so fanden bei ihm in Berlin regelmäßige kleine Chorübungen statt, die denn auch von diesem Mittelpunkte aus die Kunde und den Eindruck des wundersamen Fundes, der aus den vergessenen Schatzkammern hervorgezogen war, zu weiteren Kreisen der Kunst- und Laienwelt hinaustrugen.

Es ist billig, hier und in diesem Zusammenhang noch eines dritten Mannes zu gedenken, der erst soeben aus dem Leben geschieden ist, und dessen Thätigkeit in den Gang der hier geschilderten Entwicklung seit dem Ende der 40er Jahre eingriff. Seinerseits aber empfing er seine Anregungen dazu ohne Zweifel hauptsächlich gerade durch Winterfelds Bestrebungen und Arbeiten. Ich meine Otto Kade, der später besonders durch sein im Verein mit Kliefoth geschaffenes großes Mecklenburgisches Cantionale (1868—87) allgemeiner bekannt ward. Während Thibauts und Winterfelds Singkränzchen immerhin noch auf den engen häuslichen Kreis beschränkt blieben, gründete Kade in Dresden in dem von ihm geleiteten Cäcilienverein bereits ein öffentliches Institut, dessen Thätigkeit in erster Linie auf die Ausführung und Aufführung der alten Musiken gerichtet war. Ihre ganz besondere Bedeutung für den Gottesdienst und das geistliche Konzert war ja allerdings inzwischen auch schon durch den Berliner Domchor, der unter Neithardts Leitung seit 1843 rasch seinen Weltruf erwarb, gewürdigt worden und zur Geltung gekommen.

In Winterfelds wissenschaftlichen Arbeiten fehlte, trotz seines erstaunlichen Fleißes und großer Sorgfalt doch noch ein für strenge Wissenschaftlichkeit unentbehrliches Element, nämlich die sichere Methode und die Schärfe der kritischen Arbeit. Um der sich aus all diesen einzelnen Bestrebungen neu bildenden Musikwissenschaft dies unentbehrlichste Element zuzuführen, dazu bedurfte es noch des Eingreifens durch die Arbeiten von Männern, die die Schulung dafür von außen her herzubrachten. Otto Jahn war es, der in seiner Mozartbiographie zum erstenmal die Grundsätze streng philologischer Kritik auf die Gegenstände der Musikforschung anwandte und damit dieser erst im Entstehen begriffenen Wissenschaft die Bahnen wies. Der erste Band des großen Werkes erschien 1856. Seinen Bahnen folgten dann Spitta mit Bach, Chrysander mit Händel. Alle drei Werke sind für ihr Gebiet als klassische und bahnbrechende Arbeiten zu bezeichnen, die nicht nur über die drei Meister, denen sie gelten, helles Licht verbreiten, sondern im Zusammenhang damit über wichtige Epochen der Musikgeschichte, indem sie zugleich lehren, wie überhaupt in der Kunst der Musik die Entwicklung begriffen, der Zusammenhang gefaßt sein will. Alle drei Männer waren von Haus aus keine Musiker, aber sie waren für das wissenschaftlich kritische Arbeiten und für das Erfassen großer geschichtlicher Gesichtspunkte durch ihre Studien auf den Gebieten der Archäologie, Philologie und Theologie vorgebildet und geschult.

Der philologischen Schulung bedurfte es in noch höherem Maß auf einem von den Aufgaben der genannten drei Biographien weit abliegenden Gebiete, sobald nämlich die rückwärts schauende Forschung sich solchen Jahrhunderten zuwandte, deren Erkenntniß ganz oder doch in wichtigen Stücken nur aus den mittelalterlichen Musikschriftstellern zu gewinnen war. Dies Bedürfniß nun bestand bereits mit dem 16. Jahrhundert, in das hinein ja schon der erste Schritt der ganzen Bewegung die Geister geführt hatte, denn hier galt es, das System der Mensuralnote sicher zu erkennen. Das Latein der alten Musikschriftsteller bietet aber selbst einem im klassischen Latein wohlgesattelten Interpreten recht erhebliche Schwierigkeiten. Die Sache liegt so, daß dem Lateiner ohne spezielle Musikkenntniß das Verständniß ebenso unmöglich ist, wie dem Musiker ohne reife Lateinbildung. Daraus ergab sich für die heranzubildende neue Generation von Jüngern der Musikwissenschaft ein wichtiges Erforderniß. Erfüllt war es gerade an diesem zuerst an das Bedürfniß herantretenden Punkte der Forschung über die Mensuralnote durch Heinr. Bellermann, dessen grundlegendes Werk über „die Mensuralnoten und Taktzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts“ 1858 erschien. Von da war dann der Weg rückwärts bis zu der Neumenschrift hinauf zu verfolgen, ehe man sicher ist, die handschriftlich überlieferten Musiken der früheren Jahrhunderte auch nur richtig zu lesen.

So begann also die Forschung nun an verschiedenen Orten neue Schachte hinunter in die Musik der alten Zeiten abzuteufen. Zugleich legte man aber auch die Hand ans Werk, um an einzelnen Punkten wichtigen praktischen Gebrauch, sowohl von den gewonnenen Einsichten, als von den wieder aufgefundenen alten Tonwerken zu machen. Daß ihre vornehmste und wichtigste Verwendung der Kirche und dem Gottesdienste zufallen müsse, war von Anfang herein klar, denn diese alten Schätze, wenigstens gerade die zuerst wieder ans Tageslicht gezogenen, erwiesen sich ja als für den kirchlichen Gebrauch bestimmt. Die katholische Kirche hatte es dabei recht leicht, denn in ihrer Liturgie sind unversehrt eben alle jene Texte und Formen erhalten, welche den

vornehmsten Gegenstand der musikalischen Schöpfungen der alten Meister bilden, als Messen, Introiten, Graduales, Offertorien, Antiphonen, Responsorien, Cantiken, Hymnen u. s. w. Die allermeisten Kompositionen eines Palestrina können daher unmittelbar wieder an derselben Stelle des Gottesdienstes gesungen werden, für die sie ursprünglich geschrieben wurden. Davon machte denn auch die Kirche den glücklichsten Gebrauch, sobald und wo die heute sogenannte cäcilianische Richtung sich zeigte, so weit nicht die Anhänger dieser Richtung, da, wo sie in ihrer strengsten Ausprägung auftrat, darüber noch hinaus einseitig an dem gregorianischen Choral festhielten. In beiden Fällen bahnte sich hier eine höchst nothwendig gewordene Säuberung und Läuterung der katholischen gottesdienstlichen Musik an.

Ganz anders und viel schlimmer stand es im evangelischen Gottesdienste: hier war, abgesehen vom Gemeindegesang und Orgelspiel alle Musik verstummt; sie war mit der letzten Form evangelischer Kirchenmusik, mit der Bach'schen sonntäglichen Kirchenkantate, in Kirchenschlaf verfallen. Was aber noch schlimmer war, schon lange vorher war die liturgische Qualität der Kirchenmusik schwer geschädigt und es waren diejenigen Bestandtheile der Liturgie, welche in der alten, wie in der ersten lutherischen Kirche die Träger der Kirchenmusik gebildet hatten, verloren gegangen, ohne durch gleichwerthige Texte, oder vielmehr, ohne überhaupt ersetzt zu werden. Bei den ersten Berliner Anfängen einer Wiederherstellung evangelischer Kirchenmusik, für die bekanntlich Mendelssohn 1843 dorthin berufen ward, ließ man sich von der naiven Vorstellung leiten, der Kirchengesang werde sich schon einstellen, wenn man nur erst für die nöthigen gebildeten Sänger sorgte. Aber der Domchor und andere Chöre entstanden und sie sangen auch mit Vorliebe lateinische oder übersetzte Stücke der doch gewiß so echt kirchlichen alten Musiken, aber eine wiedererweckte oder neue evangelische Kirchenmusik entstand dadurch allem guten Willen zum Trotz dennoch nicht. Wo hier der Hebel angesetzt werden mußte, erkannte zuerst begreiflicherweise nicht ein Musiker, sondern ein scharfblickender Liturge, nämlich der Göttinger Schöberlein, der seine Gymnasialbildung in Regensburg und München erhalten und seine Studien 1830 in München begonnen hatte. An beiden Orten hatte er im Chorgesang der katholischen Kirche die aus der alten Kirche herstammende Tradition vor Augen und konnte ihr Wesen studiren. Offenbar legte er damit den Grund nicht nur zu seiner Liebe für die alten kirchlichen Meister des 16. Jahrhunderts, sondern vor allem zu der Erkenntniß, daß auch die evangelische Kirchenmusik einer kirchlich geordneten Form und fester liturgischer Einordnung in den Gottesdienst bedürfe. Daran schloß sich dann später die Einsicht, daß man eine solche Form nur im Anschluß an die echte alte Gestaltung des lutherischen Gottesdienstes suchen dürfe, wenn man nicht einem völlig willkürlichen Subjektivismus verfallen wolle. Daraus ging denn nach zwei vorbereitenden Schriften aus den Jahren 1854 und 1859 sein grundlegend gewordener „Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs ... in der deutschen evangelischen Kirche" hervor, dessen erster Band 1865 erschien. Hier war nachgewiesen, wo die liturgischen Stellen und die Aufgaben für das organische Eingreifen des Chorgesanges seien und es ward dafür aus den alten Schätzen des 16. und 17. Jahrhunderts, auf die ja schon Winterfeld die Blicke der Forscher gerichtet hatte, eine Auswahl von Texten mit ihren alten Musiken gegeben. Die musikalische Arbeit leistete in umsichtiger Weise der Münchener Friedr. Riegel, der für diesen Zweck die gregorianischen Melodien nach Satz und Tonalität unter Anlehnung an die ältere Kunst zu vierstimmigen Chorsätzen bearbeitete. Viel enger noch schloß sich in ähnlicher Arbeit an die Gesetze der alten Kunst Otto Kade an in seinem schon erwähnten aus gleichem Geiste geborenen Mecklenburgischen Cantionale, dessen erster Band drei Jahre später (1868) erschien.[1])

Was inzwischen Männer wie Tucher, Layritz, Faißt, Zahn und Herzog für das Kirchenlied, seine Geschichte, seine Verjüngung geleistet und gewirkt hatten, und wie dies auch den genannten beiden Werken schon zugute kam, das trägt ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unter unsern Augen reichere und reifere Früchte. So sehen wir denn, eine wie große Fülle von fruchtbaren Einwirkungen nach den verschiedensten Seiten hin von der erneuten Bekanntschaft erst mit vereinzelten alten Meistern der Tonkunst, dann, dadurch angeregt, mit zahlreicheren Schätzen alter längstvergessener Musiken ausging und es ist nicht nöthig, die Frage noch weiter aufzuwerfen, ob und was auch die Praxis in Kirche und Konzertsaal hiebei gewonnen, welche Früchte hievon auch die schaffende Kunst und die lebenden Künstler geerntet haben. Aber ist denn mit alle dem die Aufgabe wirklich schon erfüllt, von der unsre Betrachtung ausging: die Aufgabe, der lebenden Kunst und ihren Jüngern die stets zugängliche und leicht zu erlangende unmittelbare Anschauung der alten Epochen ihrer Kunst zuzuführen? Wäre dies etwa schon durch die neuen Ausgaben der wenigen Großmeister alter Kunst erreicht? Oder wäre es vielleicht zu erreichen durch Konzerte mit „historischen Programmen", wie deren ja gewiß in lobenswerther und anziehender Weise hier und da stattfinden? ich erinnere nur an die Bohn'schen in Breslau. Wie wenig durch dies Mittel bisher erreicht ist, das steht uns leider vor Augen und daß überhaupt hiebei von einem ernsten Studium der alten Werke bei den Zuhörern keine Rede sein kann, das bedarf ja keiner Worte. Oder brauchten etwa diejenigen, welche bei der alten Musik Belehrung und Genuß suchen wollen, nur in die Bibliotheken zu gehen und sich deren alte, nun wieder katalogisirte Schätze hervorholen zu lassen? Auch damit ist es keineswegs gethan. Sobald wir über das 18. Jahrhundert zurückgehen, besteht das Meiste und Wichtigste der alten Musiken in vielstimmigen Chor- und Instrumentalwerken. Nun schrieb aber die alte Zeit nicht wie die heutige, Partituren, sondern die Werke liegen nur in den Einzelstimmen da. Ehe man sie also lesen kann, muß eine mühsame und zeitraubende Arbeit vorhergehen, es muß erst aus den Stimmen die Partitur zusammengeschrieben werden. Je weiter man in ältere Zeiten zurückgreift, je weniger ist nach dazu solche Arbeit jedem Musiker möglich, weil sie bestimmte Vorkenntnisse erfordert, die auch unter den Fachmännern nur der musikgeschichtlich Gebildete besitzt. Die Abhülfe, nach der gesucht wird, muß also auf anderem Wege geschafft werden.

W. H. Riehl hielt 1871 in Karlsruhe einen Vortrag, den er betitelte: „Der Musiker in der Bildergalerie." Meines Wissens ist darin von ihm der Gedanke, zu dem unsre Betrachtung uns hier geführt hat, zum erstenmal bestimmt ausgesprochen. Ausgehend von der Menge

[1]) Daß beide Werke das Ziel, in der evangelischen Kirche den Chorgesang wiederherzustellen, trotz aller ihrer Vortrefflichkeit nicht erreicht haben, wie sehr sie auch hier die Praxis, dort die Erkenntniß förderten und bereicherten, mußten wir uns längst gestehen. Was beiden fehlt, das glaube ich in meiner „Chorordnung" (1899) gezeigt und hinzugefügt zu haben. Dies weiter zu verfolgen, geht aber über den Rahmen der vorliegenden geschichtlichen Betrachtung hinaus.

und Art der Bildungselemente, welche auf dem Gebiete der bildenden Künste sowohl den Lernenden, wie den Ausübenden durch das Anschauen und Studium der Werke und Meister, großer wie kleiner, aller früheren Epochen zugeführt werden, weist Riehl darauf hin, daß der Musiker bisher etwas ähnliches entbehre. Er läßt erkennen, wie groß der Schade sei, welcher der Kunst hieraus erwächst; er zeigt, wie wenig auch die in neuester Zeit aufgekommenen, nach historischen Gesichtspunkten zusammengestellten Konzertprogramme imstande seien, hieran etwas wesentliches zu bessern. Was denn nun geschehen solle, um dem Mangel abzuhelfen, das bestimmt zu formuliren getraut er sich zwar noch nicht, aber er deutet es an, und zwar eben durch den Vergleich mit den Galerien für die bildenden Künste: ein Analogon davon sei es, das für die Musik in ihren Bibliotheken geschaffen werden müsse, eine gedruckte Sammlung von Werken der musikalischen Literatur, in der man neben den Koryphäen der alten Zeiten auch alle jene Künstler zweiten und dritten Ranges finden könne, in denen sich das Entstehen und Werden, wie das Ausklingen und die Uebergänge zu Neuem in den verschiedenen Epochen der Musikgeschichte darstelle. Nur durch ein solches Hülfsmittel werde man den Geist und das Wesen der einzelnen Epochen innerhalb des Ganges der Gesammtentwicklung voll und ganz erkennen, nur auf solchem Wege könne die Aesthetik zu einer auf den wahren Thatsachen beruhenden sicheren Erfassung der Grundprinzipien der musikalischen Kunst gelangen, nur so die Musikgeschichte zu einer wahrhaft wissenschaftlichen werden.

Wie weithin dies geistvolle Wort gezündet und gewirkt hat, das weiß ich nicht zu sagen, möchte jedoch in dieser Hinsicht von mir selbst ein Zeugniß ablegen. Gedruckt ward der Vortrag erst 1873 im ersten Bande von Riehls freien Vorträgen. Ich war aber schon vorher durch eine Zeitungsnotiz darauf aufmerksam geworden, und das gab den Anlaß, daß mein Freund Riehl mir die Freude machte, jenen Vortrag an meinem Geburtstage in meinem Hause in München vor einem kleinen Kreise verständnißvoller Zuhörer zu wiederholen. So machte er mir mit seinem bedeutungsvollen Grundgedanken gewissermaßen ein Geburtstagsgeschenk, und mir ist der Gedanke seitdem nie wieder aus dem Sinn gekommen. Er lebte und wuchs aber auch in anderen, von Riehls Ideen vielleicht ganz unberührten Kreisen, wie er sich denn in der That aus der ganzen hier skizzirten musikgeschichtlichen Entwicklung als ihr natürliches Ergebniß einstellen mußte. Kaum zwanzig Jahre später ward Hand ans Werk gelegt und heute sehen wir uns inmitten einer verheißungsvollen weithin ausgreifenden Bewegung, die auf seine Verwirklichung abzielt. Der Anstoß hiezu ist einer kräftigen und opferbereiten Initiative der Verlagshandlung Breitkopf u. Härtel zu danken. Durch Dr. Oskar v. Hase ward der Gedanke an Spitta und zugleich an die offizielle Stelle in Berlin gebracht. Hier war die Sache sofort mit vollem Verständniß für ihre große kulturgeschichtliche Bedeutung, welche ein Eintreten auch des Staates mit seinen größeren Mitteln für ihre Verwirklichung rechtfertigt, aufgenommen. Wie sich dann von da aus die ganze Angelegenheit erst versuchsweise und stockend, dann kräftig vorwärts treibend entwickelt hat, das steht in Breitkopf u. Härtels „Mittheilungen“ zu lesen.[2]) So sehen wir jetzt schon Preußen, Oesterreich, Bayern, schon aber auch Italien, Spanien, die Niederlande und andere unsrer Nachbarn in eifriger

[2]) Nr. 33, Mai 1892, Nr. 37, März 1894, Nr. 41, Februar 95, Nr. 18 57, März 1899, und Nr. 62, September 1900.

Arbeit bestrebt, die so lange versäumten und vergessenen Werke ihrer alten Tonmeister wieder ans Licht zu ziehen und sie dem Leben wiederzugeben. Sie Alle wollen „Denkmäler der Tonkunst“ schaffen und diese Denkmäler der Tonkunst sollen werden und sein eben das, was Riehls „Musiker in der Bildergalerie“ als sein und seiner Kunst Bedürfniß fast widerwillig anerkennen mußte: eine Galerie der Tonkunst zur Erbauung und Belehrung der lernenden und schaffenden Künstler und durch sie für das gesammte Volk.

Schleswig, im September 1900.

R. v. Liliencron.

Die Bestimmung des mittleren Sonnenabstandes und der Planet Eros.

Von Dr. A. Oertel (München).

Seit den Zeiten des grauen Alterthums bildet die Bestimmung des Abstandes der Sonne von der Erde — oder astronomisch gesprochen, die Bestimmung der Sonnenparallaxe — eines der wichtigsten Probleme der beobachtenden Astronomie. Die ersten beglaubigten Versuche zu dessen Lösung hat Aristarch von Samos (etwa 265 v. Chr.) ausgeführt, derselbe griechische Philosoph, der schon 1800 Jahre vor Copernikus die heliozentrische Anordnung unsres Sonnensystems erkannt und ausgesprochen hat.[1]) Aus Messungen des Winkels zwischen der Sonne und dem Monde zu jenen Zeiten, zu welchen der letztere gerade halb erleuchtet ist (erstes und letztes Viertel) — Messungen, die an sich schon, besonders aber mit den mangelhaften Hülfsmitteln der damaligen Zeit äußerst ungenau ausfallen mußten — fand er, daß die Sonne 18- bis 20mal so weit von der Erde entfernt sein müsse als der Mond, d. i. rund eine Million Meilen.

Auf völlig anderem Wege, jedoch mit nicht besserem Erfolge versuchte dann Hipparch (190—125 v. Chr.) die Lösung des Problems. Er ging dabei von dem vollkommen richtigen Satze aus, daß die Summe des scheinbaren Sonnenhalbmessers und des Halbmessers des Erdschattens in der Mondentfernung ebenso groß sein muß, wie die Summe der Parallaxen von Sonne und Mond. Die erstere Summe bestimmte er durch Beobachtung von partiellen Mondfinsternissen und um in der zweiten Summe die Mondparallaxe von der der Sonne zu trennen, nahm er das Aristarch'sche Verhältniß der Entfernungen beider Himmelskörper von der Erde (1 : 20) als richtig an. Er kam somit naturgemäß zu dem Ergebniß, daß die Sonnenparallaxe 2.7 Bogenminuten und die Entfernung der Sonne von der Erde 1200 Erdradien, also, wie bei Aristarch, rund 1 Million Meilen betragen müsse.

Damit gab man sich nicht nur im Alterthum, sondern auch das ganze Mittelalter hindurch zufrieden. Kepler und seine Zeitgenossen zweifelten zwar die Richtigkeit dieser Ergebnisse ernstlich an, sie konnten aber richtigere Werthe durch andere Beobachtungsmethoden nicht ableiten und so blieb vorläufig alles beim alten. Doch schätzte Kepler die mittlere Entfernung der Sonne auf 3500 bis 7000 Erdhalbmesser (2.4 bis 4.8 Millionen Meilen), womit er indeß, wie wir wissen, trotz des beträchtlichen Spielraumes immer noch weit hinter der Wirklichkeit zurückblieb.

Ehe wir weitergehen, müssen wir noch derjenigen genialen Entdeckung Keplers gedenken, welche spätere Generationen in den Stand gesetzt hat, die Sonnenparallaxe mit einer von ihm nicht geahnten Genauigkeit auf indirektem Wege zu ermitteln. Durch das letzte seiner berühmten drei für die Bewegung der Planeten um die Sonne gültigen Gesetze (veröffentlicht 1619 in „Harmonices mundi . . .“) hat er uns gelehrt, die Abstände aller Planeten von der Sonne

[1]) R. Wolf: Geschichte der Astronomie. München 1877. S. 36 u. f.

und voneinander mit einer bis dahin nicht erreichten Genauigkeit zu bestimmen, freilich nicht in absolutem Längenmaß, sondern auf die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne als Einheit bezogen. Damit hatte das Problem der Bestimmung dieser mittleren Entfernung — der astronomischen Längeneinheit — oder was dasselbe ist, der Bestimmung der Sonnenparallaxe, naturgemäß noch erhöhte Wichtigkeit erlangt.

Ohne Zweifel angeregt durch Keplers Gedanken, versuchte schon 30 Jahre später der Holländer Wendelin zum erstenmale in neuerer Zeit, einen brauchbareren Werth der Sonnenparallaxe durch Beobachtung abzuleiten. Zwar begnügte er sich damit, lediglich die mehr als 1900 Jahre vor ihm von Aristarch ausgeführten Beobachtungen zu wiederholen; mit den vervollkommneteren Beobachtungswerkzeugen seiner Zeit kam er indessen trotzdem der Wahrheit schon beträchtlich näher, da er (1650) für die Sonnenparallaxe den Werth von 14", die Entfernung Erde-Sonne also rund zu 13 Mill. Meilen fand.

Ungeachtet dieses scheinbaren Erfolges kam man bald darauf zu der Einsicht, daß die bisher versuchte direkte Messung der Sonnenparallaxe aus verschiedenen Gründen niemals zu einem befriedigenden Ergebniß führen könne. Man sann also auf Methoden zur indirekten Ermittelung dieser Fundamentalkonstanten. Nicht lange währte es, so waren die diesbezüglichen Bemühungen von Erfolg gekrönt. Im Jahre 1671 reiste der französische Astronom und Physiker Richer im Auftrage der Pariser Akademie der Wissenschaften nach Cayenne, um dort Meridianhöhen des Planeten Mars während der Zeit seiner Erdnähe, die 1672 stattfand, zu messen. Gleichzeitig wurden derartige Beobachtungen von Dom. Cassini, dem Direktor der Pariser Sternwarte, in Paris angestellt und aus den Unterschieden der beiderseitigen Ergebnisse zunächst die Parallaxe des Mars und hieraus auf Grund des dritten Kepler'schen Gesetzes die Sonnenparallaxe abgeleitet. Das Resultat war eine abermalige Verkleinerung des Werthes der letzteren, sie fand sich zu 9.5", was einem mittleren Sonnenabstand von 18.6 Millionen Meilen entsprechen würde.[1])

Auf ganz anderem Wege löste der englische Astronom Halley das Problem, indem er im Jahre 1677 hierzu die Beobachtung der Vorübergänge des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe vorschlug. Er selbst war freilich, da solcher Vorübergänge in 243 Jahren nur vier stattfinden (nämlich je einer nach 105½, 8, 121½ und wieder 8 Jahren) und da der nächste erst auf das Jahr 1761 fiel, nicht imstande, seine Methode selbst zu erproben. Diese besteht einfach darin, von zwei in Breite möglichst verschiedenen Orten aus die Zeitdauer zu ermitteln, welche die Venus zu ihrem Durchgang durch die Sonnenscheibe benöthigt. Aus dem Unterschied dieser Zeitdauer für je zwei (ihrer Lage nach bekannte) Beobachtungsorte ergibt sich ohne weiteres die Parallaxe des Planeten Venus und somit, mit Hülfe des dritten Kepler'schen Gesetzes, auch die der Sonne.

So einfach diese Methode der Bestimmung der Sonnenparallaxe erscheint — bedarf man doch zu ihrer Durchführung lediglich eines Fernrohrs von mäßiger optischer Kraft und einer gutgehenden Uhr —, so stellten sich doch, als sie 1761 zum erstenmale zur Anwendung gelangte, unerwartete Schwierigkeiten heraus. Fast alle Kulturstaaten hatten Expeditionen nach dem hohen Norden und nach der südlichen Halbkugel zur Beobachtung des Phänomens ausgesandt, man hoffte, die Sonnenparallaxe mindestens auf den tausendsten Theil einer Bogensekunde genau zu erhalten. Als aber die Beobachter den Moment der inneren Berührung der Venusscheibe mit der Sonne feststellen wollten, machten sie eine sonderbare und im höchsten Grade verwirrende Wahrnehmung: sie sahen die schwarze Scheibe der Venus scheinbar längere Zeit am Sonnenrande gleichsam festkleben, allmählich bildete sich zwischen beiden ein schwarzes Band (der sogenannte „schwarze Tropfen") und als dieses endlich abriß, stand die Venus schon ein gutes Stück innerhalb der Sonnenscheibe. Die Folgen dieser ganz unerwarteten Erscheinung waren natürlich ganz enorme Abweichungen der erlangten Resultate.

Als acht Jahre später, 1769, abermals ein Venusdurchgang stattfand, waren Beobachtungsexpeditionen in noch größerer Anzahl im Süden und Norden auf dem Posten. Trotz vielfach ungünstiger Witterung wurden diesmal bessere Resultate erzielt. Eine genauere Diskussion der letzteren hat aber erst Encke durchgeführt. Er fand (1835) im Mittel aus allen Beobachtungen die Sonnenparallaxe zu 8.57", ein Werth, der rechnungsmäßig bis auf $^1/_{200}$ seines Betrages sicher sein sollte. Die Entfernung der Sonne von der Erde würde hienach 20,682,300 Meilen betragen.

Diese Ergebnisse Encke's fanden bald großes und allgemeines Zutrauen. Aber schon 1854 zeigte Hansen gelegentlich seiner Untersuchung der Mondbewegung, daß die Sonnenparallaxe erheblich größer sein müsse und in der That fand Powalky (1870) durch eine neue Diskussion des im Jahre 1769 erlangten Beobachtungsmaterials (wobei er insbesondere richtigere Werthe der geographischen Koordinaten der Beobachtungsstationen in die Rechnung einführen konnte als Encke) die Sonnenparallaxe zu 8.79", welcher Werth mit dem heute gültigen fast vollkommen übereinstimmt.

Wesentlich günstiger, als im vorigen Jahrhundert, lagen die Verhältnisse bei den Venusdurchgängen, die in den Jahren 1874 und 1882 stattgefunden haben. Die Präzisionsmechanik hatte inzwischen ungeheure Fortschritte gemacht, insbesondere war es das von unserm genialen Fraunhofer erfundene Heliometer, das in ausgiebigster Weise zur Verwendung gelangte. Auch von der Anwendung der Photographie versprach man sich große Erfolge. Die Beobachter waren auf das einzuhaltende Beobachtungsverfahren sorgfältig eingeübt, sie bestimmten überdies durchgehends die geographischen Positionen ihres Beobachtungsortes an Ort und Stelle durch besondere astronomische Beobachtungen auf das genaueste und so durfte man wohl hoffen, diesmal die Sonnenparallaxe wenigstens bis auf den hundertsten Theil einer Bogensekunde genau zu bekommen. Wenn sich nun auch diese Hoffnung nicht vollständig erfüllt hat, so sind doch die Grenzen, innerhalb deren der Werth der Sonnenparallaxe bis dahin geschwankt hatte, durch die erhaltenen Beobachtungsergebnisse wesentlich verengert worden. Newcomb hat aus ihnen den jetzt allgemein adoptirten Werth 8.80" abgeleitet, was einem mittleren Sonnenabstand von 20,142,000 geogr. Meilen oder von 149,465,000 Kilometer entspricht.[2])

Man begnügte sich aber keineswegs mit der Beobachtung der Venusdurchgänge allein zur Bestimmung der Sonnenparallaxe. Abgesehen von verschiedenen anderen, theils auf die Ermittlung gewisser Ungleichheiten in der Mondbewegung, theils auf die genaue Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit begründeten Methoden waren es zunächst wieder Meridianbeobachtungen des Planeten Mars, die von Gill an der Kapsternwarte und gleichzeitig an verschiedenen europäischen Sternwarten gelegentlich der Opposition dieses Planeten im Jahre 1877 neuerdings aufge-

[1]) Eines anderen wichtigen Ergebnisses dieser denkwürdigen Expedition sei hier nur in aller Kürze gedacht. Richer nahm von Paris zu den beabsichtigten Beobachtungen eine richtig gehende Pendeluhr mit. Als er sie in Cayenne aufgestellt hatte, blieb sie täglich um 2½ Minuten gegen richtige Zeit zurück. Dementsprechend wurde das Pendel verkürzt. Als die so korrigirte Uhr nach der Rückkehr in Paris neuerdings aufgestellt wurde, ging sie dort um 2½ Minuten pro Tag vor. Richer konnte sich die gemachte Wahrnehmung nicht erklären, machte sie aber gleichwohl bekannt. Newton und Huyghens erkannten Beide ziemlich gleichzeitig und unabhängig von einander ihre Ursache in der einer Abplattung der Erde entsprechenden Schwereabnahme am Aequator gegenüber höheren Breiten, verbunden mit der gegen den Aequator hin wachsenden Fliehkraft der Erde.

[2]) Bemerkt sei hier, daß einem Fehler von 0.01" in der Sonnenparallaxe ein solcher von 22,750 geogr. Meilen oder von 170,000 km (d. i. fast die halbe Entfernung unsres Mondes!) in der Entfernung Erde-Sonne entspricht.

nommen wurden. Sie führten zu einem sehr befriedigenden Ergebniß, indem sie für die Sonnenparallaxe den Werth 8.78" lieferten.

Den bisher besprochenen neueren Methoden zur Bestimmung der Sonnenparallaxe haftet durchgehends der Uebelstand an, daß man bei ihrer Durchführung mit den mehr oder weniger großen scheibenförmigen Bildern von Planeten zu thun hat, deren Ränder häufig überaus unruhig, in manchen Instrumenten auch schlecht definirt sind. Diesem Uebelstand abzuhelfen, war eine im Jahre 1872 zuerst von Galle vorgeschlagene Methode geeignet, wonach die parallaktischen Verschiebungen gewisser kleiner Planeten (Asteroiden), die bei ihrer Opposition der Erde auf eine kleinere Distanz als die mittlere Sonnenentfernung nahekommen, gleichzeitig von nördlich und südlich gelegenen Beobachtungsstationen aus gemessen werden. Die Bilder dieser fast durchgehends wenig hellen Himmelskörperchen unterscheiden sich bekanntlich in nichts von den Bildern der jeweils in ihrer Umgebung stehenden Fixsterne, die Messung ihres Abstandes von den letzteren läßt sich daher in schärfster Weise — und was die Hauptsache ist — mit völliger Vermeidung von Einflüssen persönlicher oder instrumenteller Natur durchführen. Die Methode läßt sich übrigens auch dahin modifiziren, daß statt der Verschiebung des Planeten in der Richtung der Deklination, wie Galle es vorschlug, seine Verschiebung in der Richtung der Rectascension gemessen wird (tägliche Parallaxen-Methode). Es leuchtet unmittelbar ein, daß in diesem Falle korrespondirende Beobachtungen mehrerer Sternwarten nicht nöthig sind, da ein Astronom, ohne seinen Beobachtungsort verlassen zu müssen, die ganze Parallaxenbestimmung durchführen kann, indem er lediglich den betreffenden Planeten (auch Mars ist hiezu in seinen Oppositionen geeignet und nach Winnecke's Vorschlag in der That schon 1862 benutzt worden) möglichst in der Nähe des Auf- und Unterganges beobachtet. Infolge der Rotation der Erde wird der Beobachter nämlich in der Zwischenzeit um den Betrag des Erddurchmessers dem Planeten näher oder von ihm entfernter zu stehen kommen und die durch diese Entfernungsänderung bedingte „tägliche Parallaxe" des Planeten durch Beobachtung unmittelbar bestimmen können.

Galle hat seine Methode zuerst gelegentlich der Opposition des Planeten Flora im Jahre 1873 erprobt; in den Jahren 1888 und 1889 wurden dann korrespondirende Heliometerbeobachtungen zwischen der Kapsternwarte einerseits und den nördlich gelegenen Sternwarten Bamberg, Göttingen, Leipzig und New-Haven andrerseits ausgeführt, die sich auf die Planeten Victoria, Sappho und Iris bezogen und aus denen Gill den Werth 8.80" mit einer Unsicherheit von etwa 0.004" abgeleitet hat.

Es läßt sich leicht einsehen, daß die nach dieser Methode — nebenbei bemerkt, wohl der besten gegenwärtig bekannten — ausgeführten Bestimmungen der Sonnenparallaxe um so genauere Ergebnisse liefern werden, je näher die zu beobachtenden Planeten während ihrer Opposition der Erde kommen. Bei den oben angeführten Asteroiden beträgt die größte Annäherung an die Erde durchschnittlich acht Zehntel des Erdbahnhalbmessers, nur wenige der zwischen Mars und Jupiter die Sonne umkreisenden zahlreichen kleinen Himmelskörper kommen in günstigen Oppositionen näher an die Erde heran.

Eine bemerkenswerthe Ausnahme macht in dieser, wie in manch anderer Beziehung der im August 1898 von Herrn Witt in Berlin photographisch entdeckte Planet 433, der von seinem Entdecker auf den Namen Eros getauft wurde. Die Bahn, in der dieser kleine Planet die Sonne umkreist, ist derart exzentrisch, daß er im Falle einer günstigen Opposition sich der Erde bis auf 0.13 Erdbahnhalbmesser, d. i. rund bis auf 2½ Millionen Meilen zu nähern vermag, während er zur Zeit seines größten Abstandes von der Sonne, im Aphel, etwa 8 Millionen Meilen jenseits der Bahn des Planeten Mars steht, im ungünstigsten Falle also bis zu 36 Millionen Meilen von uns entfernt sein kann.

Da Mars nur bis auf 0.38 und Venus im günstigsten Falle bis auf 0.27 Erdbahnradien der Erde sich nähern kann, so kommt, vom Monde abgesehen, der Planet Eros unter allen bekannten Gliedern unsres Sonnensystems zu gewissen Zeiten der Erde am nächsten und er ist somit zur Bestimmung der Sonnenparallaxe weitaus am geeignetsten.

Aus den im Jahre 1898 erlangten Beobachtungen dieses interessanten Gestirns nun konnten seine Bahnelemente mit einer Genauigkeit abgeleitet werden, die hinreichend war, um auf Grund der mit denselben berechneten Positionen für weiter rückwärts liegende Epochen die Spuren des Planeten auf zahlreichen photographischen Platten identifiziren zu können, welche seit Anfang der neunziger Jahre auf der Sternwarte des Harvard College in Cambridge (Mass.) von den betreffenden Gegenden des gestirnten Himmels aufgenommen worden waren. Damit war eine allen Anforderungen entsprechende, von Professor Millosevich in Rom durchgeführte Bahnbestimmung des Planeten gesichert. Es fand sich nun, daß eine verhältnißmäßig günstige Opposition des Planeten Eros bereits am 26. Dezember dieses Jahres stattfindet. Er nähert sich hierbei der Erde bis auf 0.315 Erdbahnhalbmesser (6.3 Millionen Meilen), seine tägliche, durch die Erdrotation hervorgerufene parallaktische Verschiebung unter den Fixsternen wird demnach (im Maximum) volle 28" betragen, also sehr wohl meßbar sein.

Es läßt sich begreifen, daß angesichts dieser erheblichen Annäherung der Wiederkehr des Planeten in diesem Jahre mit Spannung entgegengesehen wurde. Und er ließ nicht lange auf sich warten: schon Ende April wurde er auf der Arequipa-Sternwarte (Peru) durch Daueraufnahmen photographisch aufgefunden, Ende Mai konnte er bereits mit dem 20zölligen Refraktor der Chamberlin-Sternwarte in Nordamerika und wenige Wochen später auch in Rom, Straßburg und Königsberg visuell beobachtet werden.

Ein weiterer günstiger Umstand bei der bevorstehenden Opposition ist ferner darin zu erblicken, daß der Planet im November und bis weit in den Dezember hinein so hoch am Himmel steht, daß er für die meisten in Betracht kommenden Sternwarten zirkumpolar ist, also die ganze Nacht hindurch am Himmel beobachtet werden kann.

Daß in Anbetracht dieser günstigen Umstände allerorts Vorbereitungen und auch Verabredungen zur gemeinsamen Beobachtung des Planeten getroffen wurden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Insbesondere hat sich der im Juli stattgehabte fünfte internationale Kongreß für die photographische Himmelskarte in Paris eingehend mit der Sache beschäftigt und eine Reihe von Resolutionen gefaßt, die sich auf den einzuhaltenden Beobachtungsmodus beziehen. In der Hauptsache werden mikrometrische (Refraktor-), heliometrische und photographische Beobachtungen empfohlen, namentlich die letzteren dürften in den Beobachtungsprogrammen der betheiligten Institute einen breiten Raum einnehmen. Professor Newcomb hat für sie ein besonderes Programm ausgearbeitet und speziell darauf hingewiesen, daß durch gleichzeitige photographische Aufnahmen von zwei passend ausgewählten Stationen aus die parallaktische Verschiebung des Planeten am Himmel nicht nur bis auf 48" gesteigert werden kann, sondern daß auch die ohne Zweifel noch vorhandenen kleinen Unsicherheiten in der Bewegung des Planeten hierdurch vollständig eliminirt werden können. Da der Abstand des Planeten während der fünf Monate von Mitte Oktober 1900 bis Mitte März 1901 kleiner als die Hälfte unsrer Entfernung von der Sonne ist, so bleibt selbst für den Fall länger andauernder ungünstiger Witterung doch eine zur Erlangung der nothwendigen Messungen und photographischen Aufnahmen hinreichende Anzahl von klaren Nächten zu erhoffen.

Und so dürfen wir uns denn auch mit Zuversicht der weiteren Hoffnung hingeben, daß binnen Jahresfrist ein über zwei Jahrtausende altes Problem in befriedigender Weise gelöst, daß bis dahin die Sonnenparallaxe und mit

ihr die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne — die astronomische Längeneinheit — mit einer dem heutigen Stande der Astronomie entsprechenden Genauigkeit bekannt sein werde.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wissenschaftliche sogenannte **simultane Ballonfahrten** werden wieder am 8. November d. J. stattfinden. Auf dem Internationalen aëronautischen Kongreß vom 15. bis 20. September in Paris ist beschlossen worden, bis auf weiteres in jedem Monat einmal in verschiedenen Städten Europa's je einen bemannten und einen unbemannten, mit Registrirapparaten versehenen Ballon gleichzeitig hochzulassen. Dies soll gleichzeitig in Berlin, München, Straßburg, Paris, Wien, St. Petersburg und Warschau geschehen. Die unbemannten Ballons, deren selbstthätige Registrirapparate zum Messen der Dichte der Luft, der Feuchtigkeit und Temperatur dienen, dürften bei diesen Fahrten sehr große Höhen erreichen und große Entfernungen zurücklegen. Der Finder solcher Ballons erhält von der Stelle, die den Ballon hochgelassen, 20 M. Belohnung gegen die Verpflichtung, sowohl den Ballon als die Registrirapparate, wohlverpackt und an den Abgangsort adressirt, der Post zu übergeben.

* In **Rußland** macht sich, der „Russk. Bogatstwo“ zufolge, eine starke **Hochschulkrisis** infolge gesteigerten Andranges bemerkbar. Von vielen Instituten mußte zu Beginn des neuen Studienjahres der größte Theil der technischen Aspiranten ausgeschlossen werden. Eine Besserung der Verhältnisse erwartet man von einer Gleichstellung der Real- und Gymnasialabiturienten, weil dadurch viele der ersteren in die Universitäten gezogen würden. Aber auch auf dem Gebiete des Universitätswesens sind in letzter Zeit von der Schulobrigkeit der lernenden Jugend Hindernisse in den Weg gelegt worden, die mit der Ueberfüllung einiger Universitäten motivirt werden. In den technischen Hochschulen hat diese Ueberfüllung zu dem durchaus verwerflichen Konkurrenzexamen geführt, auf dem Gebiet der Universitätsbildung zu einer Fesselung der Gymnasialabiturienten an die Universitäten ihres Lehrbezirks. Die „Russk. Bogatstwo“ klagt auch über die übermäßig hohen Zahlungen an der Universität. Für die in materieller Hinsicht so äußerst ungünstig gestellte russische Studentenschaft, von welcher ein sehr großer Prozentsatz die Existenzmittel durch eigene Arbeit erwerben muß, ist eine jährliche Zahlung von 100 Rubel für den Unterricht eine unerträgliche Last. Das führt dazu, daß viele tüchtige Jünglinge auf die höhere Bildung verzichten müssen. Von der Universität Jurjew (Dorpat) sind im Laufe des vorigen Schuljahres nicht weniger als 283 Studenten wegen Nichtleisten der Universitätszahlungen ausgeschlossen worden und kaum hatte das neue Schuljahr begonnen, so hat auch schon der dortige Verein zur Unterstützung von Studirenden bekannt geben müssen, daß seine Kasse leer sei.

* **Gießen.** Der Lic. theol., Dr. phil. W. Koehler hielt, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, am Montag zum Zweck der Habilitation für das Fach der Kirchengeschichte eine öffentliche Vorlesung über „Reformation und Hexenprozeß“.

* **Dresden.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Max Förster wurde, wie man der „Frankf. Ztg.“ berichtet, zum ordentlichen Professor für Bauingenieur-Wissenschaften ernannt.

* **Leipzig.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Richard Burian, Assistent am physiologischen Institut, habilitirt.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. Ernst Zupitza, ein Sohn des verstorbenen Ordinarius für englische Philologie, als Privatdozent habilitirt. Er führt sich in der philosophischen Fakultät für das Fach der allgemeinen Sprachwissenschaft ein; seine Antrittsrede handelte über Sprachen und ihre Träger.

oem. **Breslau.** Die philosophische Fakultät hiesiger Universität hat dem Dr. phil. Walther Stein auf Grund seiner Habilitationsschrift „Beiträge zur Geschichte der deutschen Hanse bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts“ die venia legendi für mittelalterliche Geschichte ertheilt. — Der außerordentliche Professor Dr. phil. Konrad Cichorius in Leipzig hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius für alte Geschichte an die hiesige Universität, wie die „Schles. Zeitung“ meldet, angenommen. — Wie die „Bresl. Ztg.“ meldet, ist der Apotheker und Nahrungsmittel-Chemiker Rich. Falk auf ein Jahr als Assistent an das pflanzenphysiologische Institut der hiesigen Universität an Stelle des ausscheidenden Assistenten Dr. Rosen berufen worden.

* **Aus der Schweiz.** Am 15. d. M. ist am Inselspital zu Bern das unter finanzieller Beihülfe der Eidgenossenschaft errichtete Institut zur Erforschung von Infektionskrankheiten (Pasteur-Institut) eröffnet worden. Es steht unter der Leitung von Prof. Dr. Tavel; es werden dort nach der „Frankf. Ztg.“ auch Pasteur'sche Impfungen vorgenommen. — Dr. Charles Dhere ist zum außerordentlichen Professor an der Dominikaner-Lehranstalt zu Freiburg i. d. Schweiz ernannt worden.

* Die Bibliothek des vor kurzem verstorbenen Professors Ph. Paulitschke in Wien ist von Dr. H. Lüneburgs Sortiment und Antiquariat in München erworben worden. Der Verstorbene war Dozent an der Wiener Universität und wohl der bedeutendste Kenner des Sudans und der Somali-Länder, die er wiederholt bereiste. Seine Bibliothek ist eine fast vollständige Sammlung der Literatur über Afrika. Ein Katalog derselben ist bereits erschienen und durch die genannte Buchhandlung gratis und franko zu beziehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

P. Villari: Le invasioni barbariche in Italia. Milano, Hoepli 1901. — *P. Orsi:* L'Italia moderna. Storia degli ultimi 150 anni. Ebd. 1901. — Dreyfus, martyr Juif. Osman-Bey, martyr des Juifs. — L. Geiger: Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Berlin, Paetel 1900. — R. Federn: Neun Essays. Ebd. 1900. — E. Krebs: Dittersdorfiana. Ebd. 1900. — R. Schlüter: Schopenhauers Philosophie in seinen Briefen. Leipzig, Barth 1900. — H. Münsterberg: Grundzüge der Psychologie. Bd. I. Ebd. 1900. — C. B. v. Vesme: Geschichte des Spiritismus. 3. Bd. Leipzig, Mutze 1900. — Hartl-Mitius: Bühnengeschichten. Dresden und Leipzig, Pierson 1901. — G. Bötticher: Lieder eines Landstreichers. Leipzig, Moeder.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 25. Oktober. Nummer 245.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bemerkenswerthe Stadtbahnen der neuesten Zeit.[1])

Von W. Berdrow.

IV. (Schluß.)

Die New-Yorker Untergrundbahn.

Wenn ich den drei vollendeten oder der Vollendung entgegengehenden Stadtbahnen von Berlin, Paris und Chicago zum Schluß die Schilderung eines Unternehmens anreihe, das noch mehr Projekt als Wirklichkeit ist, für welches aber die einleitenden Arbeiten allerdings bereits im Januar dieses Jahres vergeben worden sind, so rechtfertigt sich das aus den technischen Besonderheiten der neuen New-Yorker Stadtbahn.

Daß eine solche hier, neben den zahlreichen und stark betriebenen Hochbahnen, noch immer als lebhaftes Bedürfniß empfunden wird, ist bei der wachsenden Größe von New-York, das sich nach der Eingemeindung der Umgegend rasch zum zweiten London ausbildet, an sich begreiflich. Auffallend könnte es ja erscheinen, daß trotz der schmalen, langgestreckten Form von Manhattan, das nun bereits von vier parallelen Hochbahnen und in gleicher Richtung — süd-nördlich — von mehreren Fernbahnen mit Vorortverkehr durchschnitten wird, die neue Bahn wiederum dieselbe Richtung verfolgen soll, indem sie vom Rathhause, bezw. späterhin von der Battery am Südende der Stadt bis über die 190. Straße hinausgehen und abermals eine neue süd-nördliche Verbindung schaffen soll. Zweck und Linienführung der neuen Untergrundbahn sind indessen so geartet, daß sie mit allen älteren Verkehrslinien nicht in Wettbewerb tritt, sondern nur Aufgaben zu erfüllen hat, die von jenen nicht oder recht mangelhaft gelöst werden konnten.

Mehr und mehr wird mit der zunehmenden Bevölkerungsdichte New-Yorks der untere Stadttheil, d. i. die 8 Kilometer lange und rund 3 Kilometer breite Spitze der Insel Manhattan, die von der Battery bis zum Zentralpark reicht, zum ausschließlichen Geschäftstheil. Dafür wird in den nördlich von der 59. Straße gelegenen Flächen, wo es noch immer große unbebaute Areale gab, eins derselben nach dem anderen mit Wohnungen bebaut, und der morgens und abends sich vollziehende Verkehr zu und von den Geschäften nimmt immer größere Dimensionen an. Gleichzeitig vergrößern sich auch die für ihn in Frage kommenden Entfernungen mit dem Vorrücken der Wohnquartiere nach Norden, und damit schiebt sich die Nothwendigkeit eines möglichst raschen Ortswechsels in den Vordergrund. Die Länge der Insel Manhattan beträgt 20 Kilometer, die Geschäfte, Banken und öffentlichen Gebäude werden immer auf das südliche Viertel des Stadtgebietes konzentrirt bleiben, die entfernteren nördlichen Gebiete verlieren also an Werth in dem Maße, wie sie vermöge der bestehenden Verbindungen zeitlich von diesem Zentrum abgerückt werden. Nur Schnellbahnen können die Aufgabe, hier verknüpfend zu wirken, erfüllen, von den bisherigen Verkehrsmitteln sind dazu weder die Straßenbahnen noch die Hochbahnen mit ihren vielen Haltepunkten und ihrem starken Lokalverkehr geeignet.

Diesem Verkehr, der sich, was die nördliche Hälfte von Manhattan betrifft, durch die zukünftige Bebauung erst entwickeln soll, soll die nunmehr beschlossene Untergrundbahn genügen. Die Leiter und Besitzer der Hochbahnen selbst, auf denen jährlich rund 220—250 Millionen Menschen befördert werden und deren Leistungsfähigkeit durch den gegenwärtigen Uebergang zum elektrischen Betrieb ohne Zweifel noch vermehrt wird, haben erklärt, daß ihnen eine Konkurrenz aus der unterirdischen Stadtbahn nicht erwachsen würde, die Straßenbahnen werden erst recht keine Einbuße erleiden, mit Ausnahme etwa der wenigen Passagiere, die dieses Verkehrsmittel jetzt für ungewöhnlich lange Strecken benützen und die später durch die Untergrundbahn erheblich an Zeit gewinnen werden.

Natürlich kann auch die letztere nicht ausschließlich mit Schnellzügen zwischen den Endpunkten betrieben werden. Sie muß auch den Verkehr der zwischenliegenden Stadttheile aufnehmen, und der Betrieb soll deßhalb mit Schnellzügen einerseits, mit Lokalzügen andrerseits geschehen. So ist der Tunnel von vornherein viergleisig gedacht, und zwar sollen auf zwei Schienensträngen Lokalzüge von 20—25 Kilometer, auf den beiden anderen Schnellzüge mit wenig Haltestellen und von 45—50 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde verkehren.

Ueber den Verlauf der Stadtbahn, die wie alle Werke dieses Umfangs nicht mit einem Schlag, sondern in mehreren Abschnitten entstehen soll, nur wenige Worte. Der erste Abschnitt, der schon im Jahre 1904 dem Betrieb übergeben werden soll — es wird schwerlich dahin kommen —, reicht vom Schnittpunkte der Straßen Park Row und Broadway (gleichzeitig etwa dem Endpunkt der Bahn, welche über die Röbling'sche Hängebrücke nach Brooklyn führt) bis zum Zentralpark. Sie läuft anfänglich parallel dem Broadway, dann unter der vierten Avenue, etwa gleichweit von den beiden inneren Hochbahnen entfernt, bis zur 42. Straße, wo sie in der großen Kopfstation der New-York-Zentraleisenbahn mit ihren Hunderten von Fern- und Vorortzügen einen wichtigen Anschlußpunkt erhält. Rechtwinklig abschwenkend, erreicht die Stadtbahn unter der 42. Straße den Broadway wieder und folgt ihm nicht nur bis an die Grenze des Zentralparks, sondern auch seinem nunmehr als „Boulevard“ weiterlaufenden Zuge bis zur 103. Straße. Diese Strecke, die schon zum zweiten Abschnitt der Stadt-

[1]) Vergl. Beilage Nr. 167, 206 u. 220.

bahn gehört, verläuft etwa in der Mitte zwischen dem Westrand des gewaltigen Zentralparks und dem Hudson, so daß dieser nur 1 Kilometer breite und 4½ Kilometer lange Stadttheil westlich vom Zentralpark dann im Besitz von drei Bahnen (außer den Straßenbahnen) ist. Dicht neben dem Park rollt auf hohem Viadukt die westliche Hochbahn, am Hudson läuft im Niveau der Straße die Central-Hudson-Bai Railway, und zwischen beiden unter der Erde die neue Stadtbahn. Die etwas breitere Ostseite der Manhattaninsel zwischen Park und East River besitzt schon jetzt ebenfalls drei Eisenbahnen, nämlich zwei Hochbahnen und die Hauptlinie der New-York-Central Railway.

An der 103. Straße, nahe am Nordrande des berühmten Stadtparks, theilt sich die Untergrundbahn, die weiter nach Norden gehenden Züge sind sämmtlich Schnellzüge, weßhalb von hier ab jeder Zweig nur noch zwei Gleise besitzt. Die Stammlinie läuft weitere 7 Kilometer nordwärts unter der 11. Avenue bis zum Fort George und bildet von der 137. Straße bis hier den dritten Abschnitt des Projekts. Die an der 103. Straße beginnende östliche Abzweigung bohrt sich durch den Fels unter der nordwestlichen Ecke des Zentralparks und folgt der Lenoxavenue bis zur 142. Straße und damit bis an den Harlemfluß. Als vierter Abschnitt des ausgreifenden Projekts sind zwei Kreuzungen dieses Flusses im Zuge beider Bahnlinien und ihre Fortsetzungen bis in die jenseitigen Stadttheile ins Auge gefaßt; mit diesem Schlußtheil der Unternehmung wird man sich in den ersten fünf bis zehn Jahren wohl kaum zu beschäftigen haben.

Die New-Yorker Stadtbahn ist an technischen Schwierigkeiten nicht arm. Allein die Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Weltstadt ruht, zum Theil harter Fels, zum Theil alles andere als das, stellt die verschiedensten Ansprüche, und die Unebenheiten des Terrains vollends machen so viel abweichende Bauarten nöthig, daß sich ein abermaliger Gang längs der Bahnlinie, und diesmal mit etwas ausführlicherer Betrachtung der wichtigeren Punkte, wohl verlohnt.

Den südlichen Endpunkt der Bahn bildet eine Schleife von der schon mehrfach geschilderten Anordnung, welche jedoch nicht in den kleinen Abmessungen der Pariser Untergrundbahnschleifen, sondern mehr im Maßstab der Chicagoer Schleife angelegt wird. Nördlich vom Rathhause lösen sich die vier ankommenden Gleise in zwei konzentrische Schleifen auf, die unter dem Pflaster das Rathhaus in ziemlich großem Bogen umkreisen und zwar in gesonderten Tunnels. Die aus den inneren Bezirken bis zum Zentralpark kommenden Lokalzüge durchfahren die eine Schleife, die unmittelbar unter dem Pflaster liegt; die von den nördlicheren Armen des Stadtbahnnetzes kommenden Schnellzüge dagegen gehen in einem tiefer liegenden Tunnel unter den Lokalzügen hindurch, steigen dann zum Niveau des ersteren Tunnels wieder empor und kehren östlich vom Rathhaus in der nunmehr außen liegenden Schleife in das Abfahrtsgleis zurück. Durch diese Unterführung des Fernbahntunnels soll erreicht werden, daß später, wenn derselbe nach Süden bis zur Battery fortgesetzt wird, die Gleise der Schnellzüge die Lokalgleise nicht im Niveau zu kreuzen brauchen. Uebrigens sind an der Einmündung der Haupttunnels in die Schleifen Weichen vorgesehen, welche es erlauben, die Lokalzüge nach Bedarf auch auf die Schnellzugsgleise übergehen zu lassen.

Von der Schleife ziehen sich alle vier Gleise, meist in einem einzigen Tunnel oder besser Graben von vier Meter Tiefe und 15 Meter Breite, ganz dicht unter dem Straßenpflaster hin bis zur 33. Straße. Die Ausführung geschieht von Tage aus, indem erst die eine Hälfte des Pflasters geöffnet und der Graben in halber Breite ausgeschachtet wird, dann die andere Hälfte. Die Konstruktion ist je nach der Bodenbeschaffenheit verschieden, bald Ausmauerung des ganzen Tunnels mit Zementverkleidung und gewölbter Backsteindecke, bald gradlinig aufgemauerte Wände mit Eisendecke, die sich dann in der Mittelachse des Tunnels auf eiserne Säulen stützt. Ueber der Tunneldecke wird direkt das Straßenpflaster auf Kiesbettung verlegt. Die Stationen werden, wie bei Untergrundbahnen üblich, mit Kacheln ausgekleidet. Von der 21. Straße an besteht das Terrain auf 1¾ Kilometer (bis zur 41. Straße) aus Felsboden. Der hier dem Zuge der 4. Avenue und der Parkavenue folgende Tunnel wird bis zur 33. Straße in voller Breite mit einmal hergestellt, um die Zeitdauer der Sprengungen möglichst zu begrenzen. Dann aber senkt sich die Untergrundbahn von der 33. bis zur 41. Straße um einige Meter tiefer, weil sie hier auf die elektrischen Kanäle einer Straßenbahn trifft, die mit unterirdischer Stromzuführung, ähnlich wie einige Strecken in Berlin und Budapest, versehen worden ist. Hier spaltet sich die Untergrundbahn in zwei Tunnels von 7.5 Meter Breite, von denen aber nicht der eine den Schnell-, der andere den Lokalverkehr erhält, sondern die je ein Gleis für den einen und für den anderen Zweck enthalten, so daß die beiden von Norden kommenden Stränge in einem, die nach Norden laufenden in dem zweiten Tunnel liegen. Diese Anordnung führt von selbst zu einer Vereinfachung der Stationsanlagen, indem das Publikum schon auf der Straße nach den Fahrtrichtungen getrennt wird. Von der 41. Straße an sind wieder alle Gleise in einem Tunnel vereinigt und werden mit Hülfe einiger Kurven unter den Broadway geleitet, wo der erste Abschnitt des Unternehmens an der Südwestecke des Zentralparks sein Ende erreicht.

Die viergleisige Bahn folgt jetzt 4 Kilometer weit dem „Boulevard" und erhält, was bei der Breite dieses Straßenzuges möglich war, Oberlicht durch große Lichtschächte in der Mittelpromenade der Straße. Dieselben haben die Form schmaler Gräben von 73 Meter Länge und 2.7 Meter Breite. Man wird hier, auf die schützenden Geländer gestützt, den brausenden Verkehr des unterirdischen New-York beobachten können. Die Stationen bleiben auch hier überwölbt. Die am Endpunkt dieser Strecke, an der 103. Straße erfolgende Auflösung der Stadtbahn in einen östlichen und westlichen Zweig macht sich bereits von der 96. Straße an bemerkbar. Die beiden mittleren Gleise senken sich von hier an in einer flachen Rampe bis zur 103. Straße, um von nun in einem besonderen Tunnel als westlicher Arm weitergeführt zu werden. Unter den Fundamenten eines Häuserblocks zwischen der 103. und 104. Straße gewinnt der Tunnel den ungeheuren Straßenzug der 11. Avenue, der nunmehr reichlich 7 Kilometer weit bis zum St. George am Harlemfluß verfolgt wird. Der aus Stahl und Beton konstruirte Gleisgraben hält sich dicht unter der Straßenoberfläche und ist von vornherein so herzustellen und zu legen, daß die spätere Erweiterung für vier Gleise keine Schwierigkeiten macht. Nach kurzer Zeit beginnt sich das Terrain zu senken, während die Bahn, ihre horizontale Lage verfolgend, allmählich an die Oberfläche tritt und sich bald auf einer gemauerten Rampe über den Boden erhebt. Tiefer und tiefer senkt sich der breite Spalt, den hier das Manhattanthal in den Felskörper der Insel gerissen hat, und von der 125. Straße an verläuft die Bahn bis zur 133. Straße auf hohem eisernen Viadukt. Auch

auf dieser Viaduktstrecke, an einem Punkte, wo die Gleise 18 Meter über dem Erdboden liegen, ist eine Station angelegt, die durch Aufzüge erreicht wird. Wie früher erwähnt, sind alle auf dieser nördlichen Strecke verkehrenden Züge Schnellzüge. Von der 133. Straße an geht die Bahn wieder auf eine gemauerte Rampe, nähert sich rasch dem Boden und tritt endlich durch einen offenen Einschnitt wieder in den Tunnel über, der auch hier wieder in Stahl und Beton ausgeführt ist. Das Terrain erhebt sich hier so schnell, daß schon 2 Kilometer weiter nördlich, bei der 169. Straße, Aufzüge von 30 Meter Tiefe erforderlich werden, um die Reisenden zu der ebenso tief liegenden Station hinabzubefördern. Auch die Station der 181. Straße liegt in derselben Tiefe. Natürlich ist für diese Strecken nur ein Tunnelbau nach bergmännischer Art möglich.

Am St. George, 20 Kilometer von der Battery entfernt, endet der 3. Abschnitt des westlichen Stadtbahnarmes und es ist kaum zu erwarten, daß die darüber noch hinausgehende Endstrecke in absehbarer Zeit ebenfalls in Angriff genommen werde. Verfolgen wir deßhalb, bis zur 103. Straße zurückkehrend, den von hier abzweigenden östlichen Arm des Netzes. Der Tunnel verfolgt zuerst die 103. Straße in östlicher Richtung und tritt dann unter den Zentralpark, dessen nordwestliche Ecke er schneidet. Nun wird, in beiläufig 1½ Kilometer Entfernung von der westlichen Linie und parallel mit ihr, wieder die Längsachse der Manhattan-Insel verfolgt und zwar im Zuge der Lenox Avenue, die einige Kilometer weiter nördlich sich dem Harlemfluß nähert. Sobald der Tunnel in das Grundwasserbereich des hier ziemlich breiten Stromes tritt, soll er in zwei eiserne Röhren aufgelöst werden, welche nach dem bekannten System des pneumatischen Bohrbetriebs mit dem Schilde unter dem Harlem selbst hindurchgeführt werden. Die Tunnelröhren bestehen aus zusammengeschraubten gußeisernen Segmenten, ein starker Rückschritt gegen den Berliner Spree-Tunnel, der als erster seiner Art aus gepreßten Flußeisenplatten zusammengeschraubt worden war. Wie gewöhnlich, wird das eiserne Tunnelrohr nachträglich von innen heraus mit einer Zementkonkretschicht umhüllt, die durch später zu verstopfende Löcher der Eisenwandung hinurchgepreßt wird und sich zwischen ihr und der umgebenden Bodenschicht wie ein Mantel ausbreitet.

Nachdem der Fluß unterschritten und die Bahn mit Hülfe eines offenen Einschnitts an die Oberfläche zurückgekehrt ist, tritt sie in Distrikte über, auf denen eine so dichte Bebauung wie auf der Manhattan-Insel auch in Zukunft nicht zu erwarten ist. Die Linie wird deßhalb hier als eiserne Pfeilerhochbahn weitergeführt, um durch die Westchester Avenue und Boston Road den Bronx-Park zu ereichen. Die Aussicht auf Ausführung liegt wohl für diesen Theil nördlich vom Harlem, der ebenso wie die Strecke des westlichen Bahnzweigs nördlich vom Fluß George zum vierten Abschnitt der Stadtbahn gehört, etwa in derselben Ferne wie für jenen.

Der Kostenanschlag des Unternehmens, das die Stadt ausführen lassen und dann zum Betrieb verpachten will, ist für amerikanische Verhältnisse und Arbeitslöhne eher niedrig als hoch — trotz der respektablen Endsumme von 154 Millionen Mark. Bei der Gesammtlänge beider Arme von 33.4 Kilometer ergibt das rund 4½ Millionen pro Kilometer des theilweise viergleisigen Tunnels, einschließlich ungeheurer Felssprengungen und vier unterirdischer Flußkreuzungen. Allerdings sind die einzelnen Abschnitte in dem Kostenanschlag sehr verschieden gewerthet. In dem ersten 8 bis 9 Kilometer langen, durchweg viergleisigen Abschnitt bis zur 59. Straße, der überdies den großen Felsdurchbruch zwischen der 21. und 41. Straße enthält, wurden die Herstellungskosten, die außer dem Tunnel die Bahnhöfe, den Oberbau mit Gleisen, die Signaleinrichtungen und dergleichen, aber nicht die Stromerzeugungsanlagen und das rollende Material betreffen, auf 8 Millionen Mark pro Kilometer veranschlagt, was mit der Wirklichkeit wohl eher in Uebereinstimmung zu bringen sein wird. Uebrigens sind für die Endbahnhöfe, für Grunderwerb und andere Zwecke noch verschiedene starke Posten besonders veranschlagt.

Die Art des Betriebes ist bisher offen gelassen, doch ist wohl kaum ein Zweifel vorhanden, daß derselbe auf elektrischem Wege stattfinden wird. Die Erstellung und Instandhaltung der Betriebsmittel, einschließlich der Zentralstationen soll dem Unternehmer, bezw. Pächter überlassen bleiben, der die Bahn auf zunächst 50 Jahre zu übernehmen hat. Die Pacht selbst findet unter billigen Bedingungen statt. Der Unternehmer hat der Stadt zunächst nur die Anlagekosten zu verzinsen und erst später nach Maßgabe der Einnahmen einen mäßigen Zusatz zu diesen Zinsen zu entrichten.

Will man nun schließlich über die Aussichten und den muthmaßlichen Erfolg dieses großartig genug gedachten Unternehmens überhaupt Vermuthungen anstellen, so darf dabei eine Rücksicht nicht vergessen werden. Wie in Amerika schon manche Sache, die wenig Aussicht auf Erfolg zu haben schien, und auch thatsächlich keine Chancen hatte, auf das Wort irgend eines gewalthabenden und gewaltthätigen „Boß“ gemacht („gefixt“) worden ist und mit Gewalt lebensfähig gehalten wurde, so ist andrerseits auch manches wirklich gesunde, Erfolg versprechende Werk ungeschehen geblieben, weil es irgend einem Machthaber im Wege gestanden haben würde. Gerade in New-York aber ist für solche Umtriebe der günstigste Boden. Gibt die Stadtbahn als „Gründung“ einer hinreichend mächtigen Finanzgruppe Gelegenheit, ein Geschäft zu machen, so wird sie gebaut werden, ohne viel Rücksichten auf Rentabilität oder das Gegentheil davon. Erfüllt sie diese Bedingung nicht, so wird sich schon eine Stimme erheben, die ihre Ausführung hintanhält, wie manche wichtigere New-Yorker Verkehrsfrage, z. B. Hudson-Tunnel und -Brücke, seit zehn Jahren hintangehalten ist. Am verkehrtesten freilich wäre es, wenn der erste schwierigste und kostspieligste Abschnitt der Bahn zur Ausführung gebracht und dann isolirt gelassen würde. Nach den Bestimmungen des Unternehmerkontrakts ist dieser Fall durchaus möglich, obwohl der erste Abschnitt ohne die Fortsetzungen, wenigstens bis zum Harlem-Fluß, ein ziemlich sinnloses Unternehmen wäre. Eine Schnellzugsverbindung ist für diese kurze Strecke im Geschäftsstadttheil zwecklos; zwei Gleise wären überflüssig und die beiden anderen bedeuteten nur eine fragwürdige Konkurrenz gegenüber den gerade südlich vom Zentralpark so reichlichen Straßen- und Hochbahnen. Gerade die Manhattan-Untergrundbahn bedarf der Anschlüsse aus den nach bebauungsfähigen nördlichen Stadttheilen so sehr, daß man umgekehrt sagen möchte, die billigeren Anschlußstrecken nördlich von der 59. und 103. Straße hätten den Anfang des Unternehmens bilden sollen, und die Fortsetzung bis zum Rathhause hätte später ausgeführt werden können, während einstweilen hier den Straßen- und Hochbahnen die Vertheilung des ankommenden Schnellverkehrs über die Geschäftsviertel überlassen geblieben wäre. Indessen mag für die New-Yorker Unternehmer, von denen die Stadt so gut wie der Staat geleitet wird, das umgekehrte Verfahren einleuchtender sein.

Neue Romane.

I.

„Recht erfreuliche Erscheinungen darunter", sagten wir am Schlusse unsrer vorigen Besprechung (Beilage Nr. 158 vom 13. Juli) auf die schon vorliegenden neuen Bücher hinweisend. Wir dachten dabei vor allem an den Roman von J. C. Heer „Der König der Bernina".[1]) Das ist ein schönes, ein herzgewinnendes, ein gesundes Buch, aus dem uns die freie Luft des Hochgebirges entgegenweht. Ein so mächtiges Staunen wie Heers erster Roman konnte dieser neue naturgemäß nicht hervorrufen, denn auf dem Titelblatt des Buches „An heiligen Wassern" war den Lesern ein ihnen neuer und unbekannter Name entgegengetreten, als sie aber das Buch gelesen hatten, da hatte der Autor sie gefangen genommen, da war sein Name ihnen lieb und vertraut geworden. Mit seinem ersten Schritt in die große Oeffentlichkeit ist Heer sogleich in die Reihe der Noblesse unter den Dichtern getreten und „noblesse oblige". An sein neues Buch trat man darum mit ganz anderen, mit hohen Erwartungen heran. Wir sagten in unsrer Besprechung jenes ersten Buches „Bei uns war sein Name bisher noch wenig bekannt geworden, aber nach diesem seinem ersten Roman wird man ihn sich zu merken haben, und er wird künftig neben denen klingen, die das Schweizer Erzählerthum bei uns zu Ehren gebracht haben. Heer ist kein Keller, Meyer oder Widmann, er ist eben ein ganz Anderer, aber er ist ‚Auch einer'".

Was wir damals angedeutet haben, ist zur Thatsache geworden. Wir haben es hier miterlebt, daß von einem Tag auf den anderen und ganz ohne Hülfsmittel in der erzählenden Dichtung ein Name berühmt und populär wurde, wie ja das in der Tonkunst schon manchmal mit gleicher Plötzlichkeit geschah.

Wer Gelegenheit hatte, den schlichten, einfachen Schweizer persönlich kennen zu lernen, sein naives Dichtergemüth zu beobachten, der mochte wohl in nicht geringes Erstaunen bei der Wahrnehmung gerathen, daß der ruhige Mann so gewaltige Töne auf seiner Harfe hat. Aber Jeder, der ihn in seiner früheren Thätigkeit sah, wird gewiß von Herzen dem Worte beipflichten: „Wie zieret den bescheidenen Mann der Kranz!" Man konnte wohl mit gespannter Erwartung, aber auch mit Zweifeln seinem zweiten Buche entgegensehen. War ihm nicht bloß ein einmaliger großer Wurf gelungen, war er nicht etwa nur eine Spezialität für die Schilderung seiner Walliser Heimath? Nun, Heer hat die Probe bestanden. Er hat sich auch das Engadin so zu eigen gemacht, daß sein zweiter Hochgebirgsroman, ganz so wie der erste, den echten Erdgeruch hat. Wenn man später einmal fragen wird, welches der für das Bündner Land charakteristische Roman ist, dann wird man neben dem „Jürg Jenatsch" sicherlich den „König der Bernina" nennen. — Läßt er eine Aenderung im Wesen des Autors erkennen, bekundet er einen Fortschritt? Mit dem Vergleichen ist es eine mißliche Sache, und bei dem Genuß der Werke der Kunst entscheidet neben den allgemein gültigen Gesetzen auch die individuelle Empfindung des Aufnehmenden oder Genießenden. Der originelle Vorwurf in dem Roman „An heiligen Wassern", die fremdartigen und charakteristischen Gestalten, die wir darin kennen lernen, in Verbindung mit dem starken Reiz der Neuheit, mögen es mit sich bringen, daß Vielen die Liebesgeschichte des Josi und der Binia einen tieferen Eindruck macht. Aber diesem nach schweren Kämpfen zum Glück durchgedrungenen Paare steht in den Helden des neuen Buches, Markus Paltram und Cilgia Premont ein nicht minder anziehendes gegenüber. Die frei erfundene Gestalt der Cilgia ist eines der lichtvollsten Frauenbilder in der ganzen neueren erzählenden Dichtung. Es geht ein Glanz von Reinheit und Güte von ihr aus, der alles bestrahlt, was mit ihr in Berührung kommt, und man wird wirklich besser in ihrer Nähe. Sie, das Herrenkind, hat in dem Büchsenmacher Markus Paltram bei der ersten Begegnung den Mann voll Kraft und Muth bewundern gelernt, an den sie denkt, wenn sie, die Werbung eines Anderen abweisend, dem Onkel sagt: „Ich habe so wunderliche Vorstellungen von der Liebe. Ich meine, ich sollte zu einem Manne emporsehen können, wie zu einem Berg, und es müßte von ihm Firneschein ausgehen für mich und Viele. Dann könnte ich ihn lieben und ihm dienen wie eine Magd — ja ich fürchte, ich liebte ihn nur zu sehr!" — Und schon jenes erstemal, da sie Beide zu Fetan den flüchtenden Sigismund Gruber retteten, oder vielmehr da Paltram „um ihretwillen" das Wagniß unternahm, den Verwundeten über die Berge zu führen, da wurde sie sich ihrer Macht über ihn bewußt, und später, da es ruchbar wurde, daß Markus den vermeintlichen Spion geführt hat, da die Aufgehetzten sich wider den „Camogasker" wenden und seine Wildheit auszubrechen droht, „er mit rollenden funkelnden Augen, deren Weiß gespenstisch aufblinkt, das erste Opfer sucht", da ist es wieder ihr Blick und ihr Wort, die ihn zur Ruhe bringen. Die Camogasker-Sage wurzelt in jenen Gegenden. Der Camogasker ist eine Art wilder Jäger und seine Kinder haben Zauberkraft im Blick. „Sie dürfen alles wagen, sie wagen alles, aber sie müssen die schlagen, die ihnen die liebsten sind." — Markus Paltram hatte schon in früher Jugend die geheimnißvolle Heilkraft, die zu allen Zeiten Begnadeten eigen war, und die erst die Wissenschaft der Neuzeit als Hypnotismus bezeichnet hat. In Frankreich, wo er als Schlosserlehrling die Messer und Pincetten für das Militärspital schliff, wurde er durch einen Zufall der Gehülfe eines berühmten Arztes und war drei Jahre lang bei allen schweren Fällen mit ihm thätig. Er ist kein Mann von vielen Worten, und die Kunst, die er im Nothfall schweigend übt, umgibt sein Haupt in den Augen der Menge mit der Glorie des Wunderthäters. Cilgia hat ihre Macht auch auf Markus geübt. Er ist durch sie besser und reiner geworden, und aus freien Stücken verspricht er ihr, daß er der Jagd entsagen, kein Thier mehr tödten will, wenn sie die Seine werden wolle. Sie aber hält ihn der höchsten Ziele fähig, sie glaubt, „daß er das Licht von der Spitze der Bernina holen, das Engadin erlösen solle aus seiner schweren Noth", und die kurze Zeit ihres Verlöbnisses ist eine Zeit der höchsten Seligkeit, und sie wären ein herrliches Paar geworden, er mit seiner alles bezwingenden Kraft, sie ihn zum Rechten und Guten, zum Hohen lenkend. Und das Versprechen, daß er nicht mehr auf die Jagd gehen wolle, hielt er ihr treulich. Dann aber wird der schöne Bund durch sein heißes Blut zerstört. Bei einem Maskenfest in Samaden, dem sie als Doge und Dogaresse beiwohnen, wird er von der Leidenschaft übermannt. „Sie sieht wieder die schrecklichen Augen, die sie in Roseg-thal an ihm gesehen hat, in schwüler Gier auf sich haften." Sie entringt sich ihm, und nun verliert er sich an die wilde Pia, die er dann zum Weibe nehmen muß. So hat sich der Camogaskerfluch an ihm erfüllt. Markus hatte auch nach dem Verrath an seiner Liebe immer noch verehrend zu Cilgia aufgeblickt und seinen Schwur gehalten. Aber als er dann hörte, daß Cilgia dem jungen

[1]) Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H., 1900.

Gruber die Hand gereicht, da ging er wieder in die Berge. „Jene Nacht aber ist deßwegen mit allen ihren Schauern im Gedächtniß des Volkes geblieben, weil das Engadin darin seinen berühmtesten Büchsenmacher, vielleicht den einzigen, den es je besessen hat, verlor und dem Bündnerland der größte Jäger erstand, den seine Geschichtsblätter nennen, ein schon zu seinen Lebzeiten von der Volkssage wie von Wetterleuchten umspielter Held, der groß im Guten und Bösen, ein Mann von seltsamsten Thaten gewesen ist. Markus Paltram — ein König in der Republik der Jäger — der König der Bernina!“ — Jahre sind dahingegangen, Cilgia hatte den alten Gruber geehrt und bewundert, und hauptsächlich ihm zuliebe hatte sie auf seinem Sterbebette dem Sohn das Jawort gegeben. Aber sie kann den Gewaltmenschen nicht vergessen, der ihr einst so nahe stand, der jetzt seinen Namen mit neuem Ruhm bedeckt, der von den fremden Jägern gefürchtet, von dem Volk bewundert wird, der vielen Verirrten und Verschütteten das Leben gerettet hat. An ihrem Gatten erkennt sie manche häßliche, niedrige Züge und beim Vergleich mit ihm wächst das Bild des einst Geliebten und noch Unvergessenen ganz in die Höhe. Zusammen aber können sie nicht mehr und Markus hängt jetzt mit seinem ganzen Herzen an seinem lieblichen Kinde, Jolanthe, die als Jägerknabe Landolo mit ihm in die Berge geht.

Wie der Schatten des in Nothwehr von Paltram getödteten Sigismund Gruber zwischen Cilgia und Paltram tritt, so zerstört die Erkenntniß dessen, was geschehen, auch das Leben Jolanthe's. An ihrem Grabe sieht Paltram Cilgia wieder, die ihm seine letzten Stunden dann erleichtert.

So romantisch die wehmüthig ausklingende Geschichte ist, so sind die Menschen, die wir in dem Buche kennen lernen, uns in ihrem Denken und Fühlen, in ihrer Liebe und in ihrer Leidenschaft doch näher und verständlicher als die fremdartigen Gestalten in „An heiligen Wassern“, „Der Garde“, „Der letzköpfige Kaplan“, „Der starre Presi“ u. s. w. In jenem Buche handelt es sich um die Abwehr gegen die Modernisirungsversuche im alten Wallis. Hier wird unser Antheil für die Bestrebungen der Neuzeit, für das Emporblühen des Bades St. Moritz erregt. Vater und Sohn Gruber, Lorenz Gruber, der Saumhalter im Suldenhof, und sein Sohn Sigismund sind nicht historisch. Aber solche Gestalten gab es sicher in jener Zeit. Dagegen ist die ganze Entwicklungsgeschichte des Engadins der Wirklichkeit nacherzählt. Der Dichter Konradin von Flugi und der Maler Georgy haben in ihr eine Rolle gespielt. Markus Paltram selbst ist der Engadiner Gemsjäger Markus Colani, der 1837 starb und von einer Menge Sagen umrankt im Andenken des Engadiner Volks steht. Wie die Gestalten sich uns ins Herz prägen, so ist auch die Gegend und das Terrain mit großer Kraft wiedergegeben, so leben wir förmlich auf dem Boden des Buches. Und wenn wir da von Martinsbruck, Finstermünz, Sulden, von Pontresina, St. Moritz, Puschlaw und Samaden lesen, dann bekommen wir förmlich Sehnsucht nach der schönen Bergesluft. Freie Luft, Hochgebirgsluft athmet uns aus dem Buche entgegen.

Paltrams leidenschaftliches Begehren, seine ungestüme Wildheit hatte die reine und hohe Cilgia erschreckt und abgestoßen. Sein erhitztes Blut beraubte ihn der Besinnung und trieb ihn dem niedrigen Weib in die Arme. Aehnlich ist die Katastrophe in dem Roman „Feuerblumen“ von Adolf Wilbrandt.[2]) Der Held ist von begeisterter Verehrung und Bewunderung für die hohe und edle Wanda erfaßt, die an einen rohen und gewöhnlichen Mann gefesselt ist, zugleich erregt das schöne und herrliche Weib in ihr seine ganze Leidenschaft. Sie aber ist wie eine Heilige. Sein ungestümes irdisches Begehren schreckt sie zurück, und die allumfassende Liebe zu ihr im Herzen wird er von seinem wilden Blut zu der leichtmüthigeren Schwester, der verwittweten Frau Minna getrieben, in deren Armen er sich betäubt. Wanda hatte von dem jugendfrischen, hochsinnigen Mann einen tiefen Eindruck empfangen. Nur das Pflichtgefühl, der Gedanke an ihre Knaben hatte sie von dem Entschluß zurückgehalten, sich ganz von ihrem Manne zu trennen. Da sie nun hört, was Werner gethan, da zerreißt etwas in ihrem Herzen, was nie wieder heilen kann. Schwermüthig und trauernd weilt sie am Grabe ihrer Freundin. Dort erfaßt sie eine Erkältung, und als Schwerkranke wird sie nachhause gebracht. Werner, den schon, als er aus seinem Rausch erwacht war, tiefe Reue erfaßt hatte, weilt verzweifelnd in ihrer Nähe. Auf ihrem letzten Lager sagt sie ihm, daß er ihr viel gewesen und nach ihrem Tode lebt er nur noch ihrem Andenken. Er kauft dem Gatten das Gut ab, wo er manche Stunde reinen Glücks mit ihr verlebt hatte und widmet sich der Erziehung einer Nichte, die er als ihr Erbtheil betrachtet.

Wir haben fast nach jedem Roman Wilbrandts immer wieder die gleiche Empfindung. Der Verstand hat manches dagegen einzuwenden, aber das Herz wird gefangen genommen. Wie eine saftige Frucht, die beim Genießen uns noch mehr bietet als ihr schöner Anblick hatte erwarten lassen, muthet uns die Schreib- und Darstellungsart Wilbrandts an, wie ein schönes junges Mädchen, das uns mit strahlenden, herzensguten Augen anblickt. Wer denkt da viel an Logik und Folgerichtigkeit! Daß das Problem gar nicht durchgeführt ist, dem das Buch den Titel dankt, dessen werden wir erst eingedenk, wenn wir uns ganz hindurchgelesen haben. Bei der ersten Begegnung mit den Norddeutschen singt Werner das Lob der Feuerblumen: „Es ist ja etwas herrliches um die nützlichen Geschöpfe, sowohl um Weizen und Haber, als um die Weizen- und Habermenschen, damit ich das Wort einmal gleichnißweise gebrauche; aber — sehr unterhaltend sind sie in der Regel nicht! Es fehlt ihnen das — ja wie soll ich sagen — es fehlt ihnen das impertinent leuchtende Roth, das lasterhaft Fidele; es fehlt ihnen dieser gewisse sorgenlose Reiz, dieses erfrischende Parfüm der schönen Ueberflüssigkeit, diese luftig geistig Leichte — ja, wie beschreibt man das. Nehmen Sie aus dem Acker die Feuerblumen und aus der Gesellschaft die „liebenswürdigen Schwerenöther“, die reizenden unbeschäftigten Frauen, die geistreichen Nichtsthuer weg, und die Welt wird zum Gähnen nützlich!“ — Werner selbst bleibt aber gar nicht die schöne, das Leben schmückende und verzierende Feuerblume, er wird später ein ganz wackeres Nutzgewächs. Daß Frau Minna anfangs uns in bedeutenderer Weise erscheint, als sie sich später entwickelt, das nur beiläufig. Sehr anmuthig und von fröhlichem Humor durchsetzt ist die Darstellung der schmetterlingartigen Liebespläne des Gutsbesitzers Hugo Hoffmann und seiner Eroberung durch die frische Betty. Auch der bergkraxelnde Doktor, den sich Werners Schwester Christine erringt, ist eine warmblütige und sympathische Figur. Das Milieu macht in dem Theil, der uns nach den Kärtner Bergen führt, ebenso echten Eindruck, wie bei demjenigen, der das Landleben in Hinterpommern behandelt.

[2]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., 1900.

„Schutzengelchen“ nennt sich ein „Kölnischer Roman aus dem Jahre 1812“ von Ernst Müllenbach,[3]) Paul Heyse zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. Eine hübsche, lebendige Darstellung der Kölnischen Verhältnisse, Zustände und Stimmungen gegen Ende der 19 jährigen französischen Herrschaft ums Jahr 1812. Das Zeit- und Lokalkolorit scheint uns besonders gut getroffen, während das Romanhafte offenbar absichtlich mehr im Hintergrund gehalten ist. Schutzengelchen ist nun nicht, wie man etwa nach dem Namen folgern könnte, ein liebliches Kind oder eine ahnungsvolle holdselige Jungfrau, sondern ein alter blinder Geiger, der den Famliennamen „Schotzengel“ hat, und der von der Menge Schutzengelchen genannt wird. Der Roman, obgleich er stofflich reichen Inhalt hat, ist doch auf verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängt. Der Held, der Arzt Graf Karl Rossell, Sohn eines in französischen Diensten stehenden Generals, und Neffe eines in jungen Jahren gefallenen französischen Offiziers, wird schon von dem ersten Tage an, da er Köln betritt, an den Einfluß der Vorfahren gemahnt, die auf seine Geschicke bestimmend wirken. Wie er sich die schöne Tochter des Schutzengelchens erringt, wie dieses selbst in die Kämpfe zwischen den „Hexemächern“ und den Douaniers verwickelt wird, das ist ungemein fesselnd erzählt. Zwei der Hauptfiguren, der französische Zollbeamte Hans Heidinger und der Führer der Schmuggler, der Monsieur Franz Fischer, sind ganz eigenartig geprägte Gestalten. Am wesentlichsten aber an dem Buche ist die Echtheit im Zeitkolorit, die bis ins Einzelne geht, z. B. bis in die Sprachenmischung an „Kölsch“, Kölsch mit Streifen“, Französisch und Hochdeutsch, letzteres bei den Zugezogenen und einzelnen feiner Gebildeten. Gerade dieser Sprachwirrwarr gehörte bei dem Zeitbild unerläßlich zur Echtheit, und es ist damit das „Kölsche“, wenn man von rein lokalen Versuchen absieht, zum erstenmal in die Literatur eingeführt worden. Zu dieser Echtheit gehört auch das Verhalten der ganzen kölnischen Bevölkerung zur französischen Herrschaft und insbesondere zum Kaiser, und es ist in diesem Buche das schon oft auf anderem Boden behandelte Jahr 1812 zum erstenmal in seiner Wirkung auf eine rheinische Bevölkerung dargestellt. Wie lange noch am Rhein die Sympathie für das Napoleonische Regime vorherrschte, das haben ältere von uns ja miterlebt. Nur das Oktroi- und Sperrzollsystem des Empire erregte dort wie allerwärts große Erbitterung. Die Darstellung der Kämpfe der Hexemächer macht den Eindruck der vollen Wahrheit. Ganz der Wirklichkeit nachgebildet scheint auch der Vikarius Hardy und das Kunst- und Alterthumsinteresse dieses hervorragenden Mannes, der ja auch zu Goethe in Beziehungen trat. Müllenbach weist am Schluß selbst auf die Aeußerungen Goethe's in der Reise am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815 hin, worin der Besuch bei dem Herrn Domvikarius Hardy erwähnt wird, „einem merkwürdigen 80 jährigen munteren Greis, der bei angeborenem entschiedenen Talent und Kunsttrieb von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich aber, von der bildenden Kunst angezogen, Email zu malen unternahm, welches ihm aufs glücklichste gelang. Am meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossiren ergeben!“ Vielleicht ist Müllenbach durch diese Stelle angeregt worden, die „höchst gefällige“, ja prachtvolle Figur seines Vikarius auszu„bossiren“.

[3]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1900.

„Kölner Roman“ nennt sich auch das Buch „Die Alten und die Jungen“ von Emil Kaiser.[4]) Es handelt sich nicht um ein Tendenzbuch, nicht um den Gegensatz zwischen zwei Zeitströmungen, oder doch nur insoweit, als die Alten am Alten festhalten, die Jungen das Neue wollen. Der Gegensatz wird übrigens auch nur theilweise ausgeführt, und zwar in den Personen des hartköpfigen Bauern Overmann, der gar nichts von der Stadterweiterung wissen will, und seines Sohnes Reiner, des Helden des Buches, eines Menschen von trefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften. Um die Stadterweiterung dreht es sich in einem großen Theile des Buches. Daneben läuft eine romantische Geschichte von der ersten Liebe des Helden zu dem leichtfertigen Trautchen Schellberg, die wie Romeo's erste Liebe nur ein Irrthum war. Sein Ringen um Olga, die hochsinnige Tochter des Baumeisters Gerhardt und die Vereinigung mit der Geliebten nach schweren Sorgen und Prüfungen, die Gestalt der immer betrunkenen Frau des Baumeisters, ihres Bruders Kirkejaard (wie kommt eigentlich der dem großen nordischen Denker so ähnliche Name in diese Behausung?), der als Aufseher auf seiner Ziegelei ihn bestiehlt, des dichtenden Carlos Lenz tragen ein gewisses Wirklichkeitsgepräge. Aber das Brüderpaar Tonius und Philipp, auch Trudchens Bruder Heinrich sind stark nach der Schablone gezeichnet. Der ganze Roman erinnert in seiner Tonart etwas an die Manier der Spinnstubegeschichten.

Der Roman „Im Recht?“ von Elisabeth Gnade[5]) ist ein Thesenbuch, das einen merkwürdig komplizirten Fall behandelt. Mathy, die schöne, liebliche 18 jährige Tochter des Obersten Hirt ist von den Huldigungen des jungen genialen Malers Gerhard Zöller gefesselt. Aber wenn sie sich fragt, ob sie ihn liebt, weiß sie doch nicht, ob er der Richtige ist. Da die alte Hausdame des Obersten mit ihr darüber spricht, sagt sie: „Er ist mir zu jung und glücklich. Es mag eine Einseitigkeit meiner Natur sein, aber mich zieht immer nur das Tragische an — in der Kunst und im Leben. Wenn ich von einem Menschen weiß, daß er irgend etwas Großes, Herbes durchgemacht hat, dann ist meine Phantasie sofort gepackt; und oft überschätze ich, glaube ich, seine geistige Bedeutung, weil ich alles in ihn hineinlege und hineinahne, was ich selbst an seiner Stelle empfinden würde. Und wenn ich nun solchen jugendlichen, freudigen Menschen sehe, wie den Gerhard Zöller, und auch noch begabt und empfänglich dabei, dann muß ich mir immer vorstellen, wie der ganz anders herauskommen würde, wenn das Schicksal ihn ordentlich anpackte.“ Und als kurze Zeit darauf Gerhard, wahrscheinlich infolge eines Rückenmarkleidens, völlig erblindet, da hält sie es für Lebensbedürfniß, Lebenserfüllung, mit ihm zusammen zu tragen und zu leiden, und sie wird seine Frau. Aber gar bald erkennt sie, daß sie in ihrem Opfer doch nicht das Richtige gethan, daß sie ihm nicht das erwartete Glück gebracht, sich aber selbst das Leben zerstört hat. Gerhard, der so plötzlich erblindet, und dem es auch mit seinen schriftstellerischen Versuchen nicht glücken will, wird ein unleidlicher Tyrann, der beständig zu quälen und zu nörgeln hat, und der seinem armen Weibe die hochherzige That schlecht dankt. In den Fieberphantasien einer schweren Krankheit verrieth sie, daß ihr Herz sich dem jungen Arzt zuneigte, der nach ihren trüben Zeiten des Alleinseins mit Gerhard und seinem Bruder Anton zuerst wieder den Sonnenschein in ihr Leben gebracht hatte,

[4]) Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1899.

[5]) Ebenda 1899.

und daß sie die Neigung zu ihm tapfer bekämpft hat. Gerhard ist auch im Krankenzimmer und die Worte seiner Frau rütteln den Blinden aus seinem bisherigen Egoismus auf. Er läßt sich nichts merken, aber kurze Zeit darauf, da er einmal allein in den Wald gegangen, kehrt er nicht mehr zurück, und die Suchenden finden seine Leiche im Sumpfwasser. Alle Anderen meinen, er sei durch einen Fehltritt hinabgestürzt. Wie aber Anton aus einem zurückgelassenen Briefe des Bruders erfährt, ist er freiwillig in den Tod gegangen, um seiner armen Frau die Freiheit wiederzugeben. War er im Recht? Der Verfasser verneint es: er hätte ausharren sollen. Wir meinen, er hätte gleich den Muth haben sollen, ein blühendes Mädchen nicht an seinen lebendigen Leichnam zu fesseln. Vielleicht war es auch undenkbar, daß der Vater seine Zustimmung zu einer so thörichten Selbstaufopferung gab. Wenn in der Ehe einen der Gatten ein solches Unglück trifft, dann ist es Pflicht des anderen, ihm das Leiden durch das gemeinsame Tragen zu lindern. Einen Mann aber nur deßhalb zu heirathen, weil er unglücklich geworden, weil er eines der edelsten Sinne beraubt ist, das ist eine Selbstverleugnung, die schon Thorheit genannt werden muß. Mathy wird in ihrer zweiten Ehe mit dem ernsten, klaren, lebensfrischen Doktor Stahl einsehen gelernt haben, daß ihre oben angeführte Meinung ein Wahn war und daß gesunde Seele in gesundem Körper für das Leben das Richtige ist.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

v. **Die Deutschen im tropischen Amerika** (Mexico, Mittelamerika, Venezuela, Columbien, Ecuador, Peru und Bolivien) von **Dr. Wilhelm Winter**. München 1900. — Der Verfasser dieses 15. Heftes aus der verdienstlichen J. F. Lehmann'schen Sammlung „Der Kampf um das Deutschthum" kennt offenbar einen nicht geringen Theil der behandelten Länder aus eigener Anschauung und weiß daher packend zu schildern. Bei den einzelnen Staaten folgen einem kurzen historischen Ueberblick Angaben über die Boden-, Handels- und Industrieverhältnisse, sowie werthvolle, sonst wohl nicht leicht zugängliche Mittheilungen über die Zahl und Kapitalkraft der dort thätigen deutschen Unternehmungen. Wer sich in einem der behandelten Länder niederlassen will, wird manche Belehrung aus der Schrift schöpfen können, Jedem aber wird der frische, nationale Zug, der sie durchweht, wohlthun, und Jeder wird sich freuen über den Einfluß deutscher Thatkraft und deutschen Kapitals in Zentralamerika, von dem wir durch das Büchlein Kenntniß erhalten.

* **Orpheus. Chorbuch für Gymnasien, Realschulen und verwandte Anstalten.** 2. Bd., für Oberklassen. — Dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Bande des vorliegenden Werkes ist jetzt der zweite gefolgt. Wie der erste Band, so ist auch der vorliegende zunächst frei von allem sowohl textlich, wie musikalisch Trivialen und Minderwerthigen, dagegen reich an tiefpoetischen und musikalisch herrlichen Liedern. Auch wurde dem Bedürfniß für geistliche und weltliche Gesänge, für vaterländische und Volkslieder, sowie für alle Verhältnisse des Schullebens reichlich Sorge getragen. Besonders hat man bei dem Satze für gemischten Chor überall auf eine leicht sangbare Stimmführung, auf die natürliche Tonhöhe der jugendlichen Kehlen, sowie auf Angabe der dynamischen und Athmungszeichen Bedacht genommen; wo es geboten schien, wurden Transpositionen, auch neue Arrangements, besonders der älteren Gesänge, vorgenommen. Wenn nun die genannten Vorzüge auch anderen, in den letzten Jahren erschienenen, sehr beachtenswerthen Liedersammlungen eigen sind, so zeichnet sich der „Orpheus" diesen Sammlungen gegenüber doch durch **eine Menge Originalkompositionen der besten Tonsetzer der Gegenwart** hervorragend aus, wodurch er sich gleichsam als Repräsentant der Neuzeit darstellt. Er will für die deutsche singende Jugend ein Kranz lieber Gesänge und herrlicher Lieder sein, der dem Gesangsunterricht neue Lust und neuen Impuls zuführt. Zur Orientirung ist jedem Theile ein vollständiges Inhalts- und Komponistenverzeichniß beigegeben.

t. **Die ärztlichen Prüfungen auf den bayerischen Universitäten während der Prüfungsjahre 1899/1900 und 1898/99.** Im Amtsblatt des kgl. Staatsministeriums des Innern ist soeben eine summarische Uebersicht der im Prüfungsjahre 1899/1900 in Bayern geprüften Kandidaten der Medizin veröffentlicht, der zur Vergleichung die entsprechenden Zahlen aus dem Vorjahre hinzugefügt sind. Danach haben sich einschließlich der aus dem Vorjahre eingetretenen im letzten Jahre 20 Kandidaten weniger als im Vorjahre der Prüfung unterzogen, nämlich 550, gegen 570 in dem Jahre 1898/99. Hievon entfielen auf München 272 gegen 252, auf Würzburg 174 gegen 211 und auf Erlangen 104 gegen 107. Bemerkenswerth ist, daß der Koeffizient der Bestandenen eine nicht unbedeutende Abnahme zeigt, und zwar nicht nur im ganzen, sondern auch bei allen drei Universitäten. Von den sämmtlichen Geprüften haben im letzten Jahre 341 = 62.00 Proz., gegen 377 = 66.14 Proz. im Vorjahre, die Prüfung bestanden, nämlich in

	1899/1900	1898/99
München . . .	793 = 70.96 Proz.	178 = 71.03 Proz.
Würzburg . . .	101 = 58.05 „	139 = 65.88 „
Erlangen . . .	47 = 45.20 „	59 = 55.14 „

Bei München war der Rückgang also weniger bedeutend als bei den anderen beiden Universitäten, besonders bei Erlangen. — Im Gegensatz hiezu ist das Prüfungsergebniß (die Schlußzensur) im letzten Jahre günstiger ausgefallen als im Vorjahre. Es erhielten nämlich im Jahre 1899/1900 als Schlußzensur in

	München	Würzburg	Erlangen
genügend	42 = 21.76 Proz.	22 = 21.78 Proz.	14 = 29.79 Proz.
gut	129 = 66.84 „	59 = 58.42 „	30 = 63.83 „
sehr gut	22 = 11.40 „	20 = 19.80 „	3 = 6.38 „
gegen 1898/99			
genügend	53 = 29.61 „	32 = 23.02 „	20 = 33.90 „
gut	110 = 61.45 „	75 = 53.96 „	34 = 61.02 „
sehr gut	16 = 8.94 „	32 = 23.02 „	3 = 5.08 „

Für alle drei Universitäten zusammen war das Schlußergebniß im letzten Jahre (resp. im Vorjahre) folgendes: Es erhielten: „genügend" 78 = 22.87 Proz. (105 = 27.85 Proz.), „gut" 218 = 63.93 Proz. (221 = 58.62 Proz.) und „sehr gut" 45 = 13.20 Proz. (51 = 13.53 Proz.). Im Jahre 1898/99 war das Schlußergebniß für Würzburg und auch für alle drei Universitäten zusammen günstiger, für München und Erlangen dagegen ungünstiger als für die sämmtlichen (20) deutschen Universitäten zusammen. Für 1899/1900 liegt das Gesammtresultat noch nicht vor; mit dem vorhergehenden Jahre verglichen, stellt sich das Ergebniß des letzten Jahre nur bei Erlangen schlechter als für das Reich.

w. Die englische „Hakluyt Society", von deren fruchtbarer Thätigkeit wir in Nr. 69 des Vorjahrs berichteten, hat wiederum zwei hübsche Bände herausgegeben, worin wichtige Urkunden zur Geschichte der Entdeckungsreisen enthalten sind. Zunächst die Berichte eines englischen Seefahrers über seine **Reise nach Westindien**. Im Jahre 1594 brach **Robert Dudley**, der spätere Herzog von Northumberland, und Graf von Warwick und Leicester, mit zwei Schiffen von England auf. Nachdem er bei Trinidad spanische Kriegsschiffe zerstört hatte, nahm er die Insel für die Königin Elisabeth in Besitz. Dann durchsegelt er das Karaibenmeer, besucht die Nordküste von Südamerika, fährt ein weites Stück den Orinoko hinauf, wendet sich weiter östlich bis nach Guyana und kehrt im Jahre 1595 nach England zurück. Neben vieler Kriegsbeute brachte er eine große Sammlung von unbekannten Pflanzen und Kulturerzeugnissen aus den von ihm besuchten Gegenden heim, auch hat er Sprachstudien getrieben, wie sein kurzes Wörterbuch der Arawakusprache in Guyana beweist. Sehr belehrend ist die Karte, die er im Stile seiner Zeit von der Reise entwarf, sie zeigt die südamerikanische Küste von

der Insel Cache in Venezuela ab bis zur Essequibomündung in Guyana, dazwischen das Orinokodelta und noch ein gut Stück des Mittellaufs dieses Flusses. Nach der entgegengesetzten Weltgegend führt uns das **Reisetagebuch** des **niederländischen Mönchs Wilhelm v. Rubruck**, oder Ruysbroek, wie er eigentlich heißt, dieser, dem Orden der fratres minores angehörend, machte in den Jahren 1253 bis 1255 eine große **Reise nach Karakorum**, der Hauptstadt des Mongolenreiches. Er hob seine Wanderung in Konstantinopel an, ging von hier über die Krim nach der Mittelwolga, weiter nördlich am Kaspischen Meere vorbei nach Turkestan, bis er in Karakarum südlich vom Baikalsee das Ziel seiner Reise, den Sitz des großmächtigen Mongolenkhanes erreichte. Auf seiner Rückreise nahm er einen etwas südlicheren Weg, wandte sich am Kaspischen Meere über Kleinasien nach Cypern, von dort über Antiochia nach Akkon, wo er seinen Bericht beschließt. Ihm haben die Engländer eine andere, ähnliche Reisebeschreibung beigesellt, die der **Plan de Carpine** von Krakau nach Taschkent an den Hof des Kuyuk Khan im Jahre 1246, die jedoch einen dreimal kürzeren Weg erzählt. Wilhelm v. Rubruck berichtet in schlichter, sachlicher Weise und unterscheidet sich durch die Vermeidung jeglicher Fabelerzählungen sehr von den meisten Reiseschriftstellern des Mittelalters. Beide Berichte, die uns ein anschauliches Bild zwei wichtiger **Vorläufer Marco Polo's** geben, sind von William Woodville Rockhill aus dem Lateinischen ins Englische übersetzt und mit langer Einleitung und vorzüglichen Erklärungen versehen worden.

* **Eine Chaucer-Ausstellung in London.** Da ungefähr 500 Jahre seit dem Tode **Geoffrey Chaucers**, des unsterblichen Dichters der „Canterbury Tales", verflossen sind, hat, wie wir einer Mittheilung der „Vossischen Zeitung" entnehmen, der Vorstand des **Britischen Museums** in der „Kings Library" eine kleine **Ausstellung seiner Werke** veranstaltet. In vier Schaukästen sind Handschriften, gedruckte Erstausgaben und spätere Drucke ausgestellt, die dem Beschauer den Entwicklungsgang der Werthschätzung des großen Dichters vorführen sollen. Bedenklich ist, daß aus den Zeiten Chaucers selbst weder im Britischen Museum noch anderwärts eine Handschrift seiner Gedichte vorhanden ist. Aus diesem Umstande schon muß man den Schluß ziehen, daß Chaucers Zeitgenossen von ihrem großen Dichter wenig hielten. Die späteren Umarbeitungen der „Canterbury Tales", die sogenannten modernisirten Umdichtungen von Pope, von Dryden u. A. müssen ebenfalls als Beweis dafür angeführt werden, daß eine spätere Zeit von Chaucer ebenfalls eine geringe Meinung hatte. In der That ist der Vater der englischen Dichtung beinahe bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ein bloßer Name geblieben. Chaucer war ein Dichter, von dem man mit Ehrfurcht sprach, dessen Werke aber Niemand las, bis Dr. **Furnivall** und Professor **Skeat** kritische Ausgaben seiner Werke veranstalteten und **William Morris** in der Kelmscott Preß die Dichtungen des mittelalterlichen Dichters mit Bildern von **Burne-Jones** und eigenen Randverzierungen veröffentlichte. Unter den ausgestellten Werken bemerkt man **Horace Walpole's** Handschrift der „Legend of Good Women", das harleianische Exemplar der „Tales" und vor allem **Hoccleve's Gedichte**, die an der Seite aufgeschlagen sind, die das einzige, erst nach dem Tode Chaucers aus der Erinnerung verfertigte Bildniß enthält, das allen späteren Darstellungen der Züge des Dichters zugrunde liegt. Das Bild sieht aus wie eine verkleinerte Glasmalerei und ist äußerst deutlich und lebenswahr. In der 1460 angefertigten, ebenfalls ausgestellten Handschrift ist dieses Bildniß wiederholt, so daß es jedenfalls als zuverlässig galt. Mehrere frühe Drucke von Caxton, Pynson und Wynkyn de Worde sind ausgestellt. Merkwürdig ist auch ein gedrucktes Bruchstück der „Assembly of Fowls", das Blades beim Einbinden eines Buches entdeckte. Es soll aus dem Jahre 1476 stammen, noch bevor Caxton Brügge verließ. Die erste Gesammtausgabe der Werke Chaucers von Pynson stammt aus dem Jahre 1526; doch fehlt dem Werk das Titelblatt. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts scheint Chaucer noch ziemlich viel gelesen worden zu sein; doch hat Speghts Ausgabe aus 1598 ein dichterisches Zwiegespräch zwischen dem Dichter und Leser als Einleitung, worin Chaucer seinem Verleger dafür dankt, daß er ihn wieder ans Licht gezogen habe. Im Jahre 1635 übertrug Sir Francis Kinaston Chaucers „Troilus" in gereimte lateinische Stanzen. Auch diese Uebersetzung ist ausgestellt.

* **Leipzig.** Dem Dr. med. Richard **Burian** von der medizinischen Fakultät wurde die venia legendi ertheilt. — Der zum Lehrer der Vortragskunst an hiesiger Universität ernannte Dr. **Seydel** hält in diesem Semester folgende Vorlesungen: „Praktischer Kursus in rednerischer Stimmbildung und im Vortrage deutscher Prosa und Poesie", sowie „Uebungen in deutscher Rede".

* **Berlin.** Geh. Regierungsrath Prof. Dr. v. **Richthofen** wird, wohl infolge der Arbeit, welche die Vorbereitung des ihm unterstehenden Instituts für Meereskunde erfordert, in diesem Winter keine Privatvorlesung halten, sondern sich auf das geographische Kolloquium beschränken, bei dem ihm Prof. Dr. v. **Drygalski**, der künftige Leiter der Südpolar-Expedition, zur Seite stehen wird.

* Wie in Berlin werden im Winterhalbjahr 1900/01 auch in Breslau, Köln, Elberfeld und Halle a. S. **eisenbahnfachwissenschaftliche Vorlesungen** stattfinden. In **Breslau** erstrecken sich die Vorlesungen auf Eisenbahnbetrieb und Elektrotechnik, in **Köln** auf die wirthschaftlichen Aufgaben der Eisenbahnen, insbesondere auf das Tarifwesen und Frachtrecht, sowie auf Elektrotechnik, in **Elberfeld** auf Technologie, in **Halle** a. S. auf Elektrotechnik.

* **Aus Oesterreich.** Die Zulassung des Dr. Viktor **Hammerschlag** als Privatdozenten für Ohrenheilkunde an der medizinischen Fakultät der Universität in **Wien**, des Dr. Karl **Studnicka** als Privatdozenten für zoologische Histologie und mikroskopische Anatomie an der philosophischen Fakultät der böhmischen Universität in **Prag** und des provisorischen Lehrers am ersten deutschen Staatsgymnasium in Brünn Dr. Karl **Siegel** als Privatdozenten für Philosophie an der deutschen technischen Hochschule in **Brünn** ist bestätigt worden. — Dr. Joseph **Tuma**, Dozent der Physik an der Universität und Technischen Hochschule in Wien, ist zum Adjunkten an der Deutschen Technischen Hochschule in **Brünn** ernannt worden. — Die **Geographische Gesellschaft** in Wien wählte unter lebhaftem Beifall den **Herzog der Abruzzen** und den Präsidenten der Wiener Akademie der Wissenschaften Prof. **Sueß** in Anerkennung ihrer hervorragenden Verdienste auf geographischem bezw. geologischem Gebiete zu Ehrenmitgliedern.

* **Zur Nobel-Stiftung.** Hrn. Prof. Franz **Reuleaux**, dem auswärtigen Mitglied der kgl. schwedischen Akademie der Wissenschaften, ist, wie die „Nat. Ztg." erfährt, seitens dieser gelehrten Gesellschaft die Aufforderung zugegangen, für die **Nobel-Stiftung** Vorschläge von Stipendiaten aus dem Gebiete der Physik und der Chemie zu machen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zu Moltke's hundertstem Geburtstag.

-r. Am 26. Oktober 1800 wurde zu Parchim in Mecklenburg Helmuth v. Moltke geboren. Wenn wir heute der hundertsten Wiederkehr des Tages gedenken, an dem einer der größten Feldherrn, einer der scharfsinnigsten Denker, einer der edelsten Menschen aller Zeiten das Licht der Welt erblickte, so klingt die Erinnerung an die herzliche Antheilnahme, durch welche Alldeutschland, an die sinnige Soldatenfeier, durch welche Kaiser Wilhelm vor zehn Jahren den 90jährigen Jubilar auszeichnete, bei uns noch zu lebhaft nach, als daß wir die Weihe stillen Gedenkens irgendwie stören möchten. Genügt es doch auch, auf die Geschichtsbücher der letzten Jahrzehnte hinzuweisen, um darzuthun, was Moltke dem deutschen Vaterland gewesen, und mit voller Ueberzeugung sprechen wir dem Kaiser das Wort nach, daß „Moltke unvergessen bleiben wird, so lange es Soldatenempfindung in der Welt gibt“.

Scheint hienach allerdings aus dem heutigen Anlaß über den vollendeten Meister kaum mehr etwas beizubringen zu sein, was nicht allüberall bekannt ist, so gelingt uns dies vielleicht, wenn wir zeitlich weit zurückschlagen und uns an den werdenden Moltke halten. Und hiezu hat gerade die Beilage zur Allgemeinen Zeitung gegründete Veranlassung, weil Moltke zu ihren hochgeschätztesten Mitarbeitern zählte. Bekanntlich hat Moltke zu allen Zeiten gern geschrieben; er griff zur Feder, wenn er sich über irgend einen Gegenstand vollkommen klar werden wollte, und feilte dann mit besonderer Vorliebe so lange an seiner Arbeit herum, bis der Gedanke den treffendsten, kürzesten Ausdruck gefunden hatte. So entstanden jene meisterhaften Abhandlungen, die nicht nur in ihrem Inhalt den großen militärischen Denker, sondern auch in ihrer Form den ausgezeichneten deutschen Stilisten erkennen lassen. Durch die Veröffentlichungen, welche seine Familie hinsichtlich der privaten, der preußische Generalstab hinsichtlich der dienstlichen Schriften des Verlebten veranstaltete, sind der Allgemeinheit Arbeiten aus jedem Lebensalter Moltke's zugänglich gemacht worden. So auch seine geographisch-politischen Studien, die er bald nach seiner Rückkehr aus dem Orient, sohin vor etwa 60 Jahren, veröffentlichte. Oberstleutnant v. Leszczynski leitet den zweiten Band der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth v. Moltke“, welcher diese „Vermischten Schriften“ enthält, mit folgenden Worten ein: „Damals befand sich der Verfasser in seinem kräftigsten Mannesalter, und die Zeit, während welcher er diese Aufsätze schrieb, ist diejenige, in der er durch seine umfassende, fachwissenschaftliche, militärische und allgemeine geistige Thätigkeit den Grund für seine späteren Erfolge auf dem Schlachtfeld wie auf dem Feld der Wissenschaft legte. Es ist bemerkenswerth, daß Moltke sich gern angesehener Zeitungen bediente, um zur Aufklärung des Publikums beizutragen.“

Während nun die erwähnte Sammlung fünf kürzere Abhandlungen „Zur orientalischen Frage“, die in den Jahren 1841—1844 in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung erschienen sind, neu veröffentlicht, ist dies aus uns unbekannten Gründen hinsichtlich eines gleichzeitigen, hochinteressanten Aufsatzes „Deutschland und seine germanischen Nachbarn“ unterblieben. Moltke äußert sich selbst darüber in einem Briefe an seine in Holstein befindliche Braut: „Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, so habt Ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm ⊥ gelesen; das bitte ich aber in dänischen Landen Niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfiszirt.“ Wir glauben nun, unsern Leser zum heutigen Jahrestage nichts besseres bieten zu können, als wenn wir diesen Aufsatz in seinen Haupttheilen aus Beilage zu Nr. 304 und Nr. 306 vom 1. und 2. November 1841 neuerdings abdrucken.

Das Streben Frankreichs sowohl als Rußlands, die in getrennte Fürstenthümer und Herrschaften zersplitterte Bevölkerung gemeinsamer Abstammung zu einem Staate zu verschmelzen, fällt bereits in das 15. Jahrhundert. Deutschland kann erst im 19. an diese Aufgabe denken, aber es stößt dabei auf weit größere Schwierigkeiten als die, welche Ludwig XI. und Iwan I. entgegenstanden. Indem es die vielen Stammvettern um sich her mustert, findet es diese meist schon sehr selbständig etablirt, oft mit fremden Stämmen verschwägert und ihren Sonderinteressen mehr als verwandtschaftlichen Sympathien ergeben.

Die erste Nation des ersten Völkerstammes der Welt, der älteste Sohn germanischer Abkunft, der, welcher noch heute handelt, indeß die anderen reden, dessen Kanonen während eines 25jährigen Friedens in Indien und Canada, in Syrien und China donnerten und dessen Protokolle die europäischen Angelegenheiten regelten, welcher mit deutscher Gründlichkeit in die Wissenschaften eindringt, um mit französischer Präzision sie auf die Wirklichkeit anzuwenden — John Bull mit einem Wort, hat sich auf seinem Eiland so vollständig eingerichtet, daß er von der ganzen übrigen Welt nichts mehr braucht als gewisse kleine Inselchen in allen Meeren, die Meere selbst und den Markt in allen Welttheilen. Sehr reich und sehr respektabel, kann er sich gar nicht recht mehr erinnern, dürftiger deutscher Abkunft zu sein, umgekehrt wie sein transatlantischer Sohn Jonathan es wieder mit ihm macht. Zwar bei kontinentalen Konflikten nimmt John Deutschland gegen ein gutes Stück Geld zuhülfe, vorbehaltlich jedoch später in Frage stellen zu dürfen, ob Preußen bei Waterloo mitgefochten oder nicht, und vorbehaltlich ganz besonders, daß man ihm seine Waaren abkaufe. Von vornehmen und reichen Verwandten ist ja überhaupt nicht viel zu hoffen.

Wenden wir uns zu unsern nächsten Nachbarn, so finden wir, daß Mynheer seinen Zahltisch gerade vor die Thür und

unter das breite Schirmdach des Vaterhauses gestellt hat, so daß die Bewohner selbst nicht mehr aus noch ein können. Der reiche Mynheer kennt uns vollends gar nicht, außer in unsrer Eigenschaft als Kaffeetrinker und Zuckeresser. Er spricht mit Vorliebe französisch, wenn es sich von freier Schiffahrt bis ins Meer handelt, und meint, wir könnten um so füglicher ganz daheimbleiben, als er ja alle unsre Gänge außerhalb zu besorgen übernehme und alles, was wir von draußen brauchen, uns, gegen einen kleinen Profit für sich, aufs bereitwilligste zuführe. Zwar will er nicht in Abrede stellen, daß preußische Bajonette seinen Thron stützten, als er wankte, und ihn wieder aufbauten, als er eingestürzt war; dafür hat er uns aber großmüthig einen Vertrag geboten, durch welchen wir die schönsten Lumpen für den allerbilligsten Preis haben konnten. ... Die deutsche Schleppdampfschiffahrt auf dem „freien deutschen“ Rhein wird verboten und das deutsche Bundesland Luxemburg vor der Gefahr geschützt, in ein deutsches Zollbündniß zu gerathen.

Die keltisch-germanischen Belgier, welche man nach der Reihe an Spanien und Oesterreich, an Frankreich und Holland verschenkte, haben sich in neuerer Zeit beikommen lassen, sich selbst angehören zu wollen. Belgien erkennt wohl immer mehr, daß der kommerzielle und industrielle Anschluß an ein Land, welches sich selbst so in seine eigenen Zollsätze und Prohibitionen verstrickt hat wie Frankreich, schwer möglich, der politische Anschluß aber dem Aufgeben seiner selbständigen Existenz gleichkommen würde. Hierin Holland unähnlich, begreift es, daß seine Integrität bei dem ersten Kontinentalkrieg nur durch eine zuvor schon eingeleitete engere Verbindung mit Deutschland geschützt werden könne. Und so möchte es in der That sich nähern, aber Deutschland ist viel zu tugendhaft, um diesen illegitim gezeugten Staat liebhaben zu können. Zwar gibt es Leute, welche meinen, man würde sehr wohl thun, die dargebotene Hand freundlich anzunehmen, wäre es auch nur, um neben Frankreich einen Verbündeten, neben Holland einen Konkurrenten zu gewinnen. Aber wenig ist in dieser Beziehung geschehen, am meisten vielleicht durch die Männer, welche trotz Mühe, Schwierigkeiten und Anfeindungen das starke eiserne Band fertig spannen, welches in kurzer Frist Brüssel und Köln verbinden wird, die zwei verwandte Völker wenigstens räumlich näher brachten und dem Rhein eine neue Mündung gruben, welche von seinem alten Erbkerkermeister unabhängig ist.

Es darf bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Moltke einer der ersten Militärs, ja einer der ersten Deutschen gewesen ist, welche die weltbewegende Bedeutung der Eisenbahnen prophetischen Blickes richtig erfaßten.

Aber der Scherz vergeht uns, wenn wir, unser Grenzpanorama weiter verfolgend, zwischen dem schönen Ufer des Rheins und dem schroffen Kamm der Vogesen ein weites Land erblicken, welches von deutschredenden Franzosen bewohnt wird. Wenn die Schwätzer an der Seine einmal vom Wort zur That übergehen sollten, so wollen wir Deutsche, da wir doch einmal Theoretiker sind, uns doch erinnern, daß ein Fluß wie der Rhein die Anwohner zu beiden Seiten verbindet, ein Gebirge wie die Vogesen sie trennt, und hierin unsern klugen Nachbarn bei ihrem Wunsch nach natürlichen Grenzen zuhülfe kommen. Vielleicht finden wir in Elsaß und Lothringen noch Einen oder den Anderen, der so viel Deutsch versteht und sich erinnert, daß Erwin v. Steinbach kein Franzmann war.

Auch auf den Alpen wohnt ein Vetter, der viel französisch spricht und leider auch oft französisch denkt. Ein Glück, daß gallischer Uebermuth ihn zuweilen daran erinnert, daß es doch gut sei, nicht ganz mit dem alten Mutterland zu brechen.

Ueber die Alpen hinaus hat deutsches Wesen niemals Wurzel fassen wollen, dagegen verbreitete es nach Osten Christenthum, Gesittung, Fleiß und Wohlstand unter magyarische und slavische Völker, besonders längs den Küsten der Ostsee bis hoch hinauf zur finnischen Bucht bildeten sich geschlossene deutsche Völkerschaften. Aber all dies ging verloren für das Stammland und Rußland herrscht über anderthalb Millionen Deutsche. Endlich erblicken wir im Norden drei Reiche, bewohnt von germanischen Völkern, welche eine der deutschen verwandte Sprache reden und in ihren Sitten und ihrer Denkweise die gemeinsame Abstammung mit uns bezeugen. Schweden, seitdem es Finnland und Pommern verlor und Norwegen erwarb, befindet sich in einer Art insularischer Lage mit allen Vortheilen und Nachtheilen eines solchen Verhältnisses. Es kann schwerlich je wieder der Schauplatz eines Landkrieges werden, und indem es seine Scheerenflotte verstärkte, seine Linienschiffe aber aufgab, vermehrte es noch die defensive Stärke, welche seine Abgeschlossenheit, seine Berge und seine Armuth ihm verleihen, verzichtete aber zugleich fast auf alle Theilnahme an den Welthändeln.

So ist es mit Dänemark nicht, welches unmittelbar mit Deutschland grenzt, welches fast über eine Million deutscher Unterthanen herrscht und für einen Theil derselben dem Deutschen Bunde angehört. Um eine eigene dänische Politik zu verfolgen, dazu reichen schon die Finanzen des Königreichs nicht aus.... Lassen wir die Finanzfrage beiseite, so sind 45,000 Mann exerzirter und armirter Truppen das Aeußerste, was gegenwärtig Dänemark im Fall eines Krieges unter seine Fahnen versammeln kann. Dänemark zerfällt überhaupt in zwei Hälften, wovon Seeland mit Laaland und Falster die eine, die Halbinsel mit Fünen die andere bilden. Zwar sind jene Hälften in sich wieder durch Meerengen zerschnitten, die Tiefe und Breite derselben ist aber zu gering und ihr Lauf zu gewunden, als daß Linienschiffe sich hineinwagen dürften. Nur der große Belt bildet eine Trennung, über welche hinaus eine feindliche Flotte oder selbst Eisgang and stürmische Witterung jede Verbindung unterbrechen oder doch höchst unzuverlässig machen können. Dieses Verhältniß begründet für Dänemark, sobald es seinen eigenen Kräften überlassen ist, stets die Nothwendigkeit, zwei verschiedene Armeekorps aufzustellen. Das eine hat die Holstein-Lauenburg'sche Grenze, das andere Kopenhagen mit der Flotte und dem ganzen Getriebe der Regierung zu beschützen, die jedesmal obwaltenden Konjunkturen werden die größere Stärke des einen oder des anderen Korps entscheiden....

Als die drei nordischen Reiche und Dänemarks Scepter vereint waren, fügte Kopenhagen zu den Vortheilen des Handels und der Schiffahrt den Vorzug einer zentralen Lage. Die Natur selbst hat es zur Hauptstadt des ganzen Skandinavien bezeichnet. Seitdem aber Dänemark allein steht, ist seine Residenz zugleich Grenzfestung geworden, und wie es Kopenhagen als Handelsplatz wesentlich an einem großen Hinterland zur Abnahme und Konsumtion fehlt, so gereicht es ihm als Festung unverkennbar zum Nachtheil, auf einer verhältnißmäßig kleinen Insel zu liegen, deren Gesammtbevölkerung zur Hälfte von den Mauern der Stadt selbst umfaßt ist. Kein König wohnt so an der Grenze seines eigenen und so nahe an der Grenze eines anderen Landes als der dänische, und in strengen Wintern sieht man die schwedischen Frauen mit ihren Schlitten auf dem Markt von Kopenhagen....

Man könnte indeß glauben, daß die abgesonderte Lage Dänemarks, seine schmale Landfronte und seine Meerengen ihm gestatteten, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Allein die Zeiten sind vorbei, wo man mit 40,000 Mann ins Feld rückte, sich eine oder zwei Schlachten lieferte, eine Provinz abtrat und dann Frieden schloß. Heute sind es die Völker selbst, die in den Kampf ziehen. Es geschieht nicht mehr für untergeordnete Interessen, aber wenn es geschieht, so kann sich kein Staat, am wenigsten ein kleiner, so unbetheiligt zwischen die Parteien stellen.... Nur offener redlicher Anschluß an Deutschland kann Dänemark für den Fall eines Krieges die nöthige Sicherheit gewähren....

Moltke legt nun im folgenden die Nothwendigkeit, die Möglichkeit und die Form dieses Anschlusses Dänemarks an Deutschland ausführlich dar. Aus äußeren Gründen müssen wir uns leider die vollständige Wiedergabe auch dieses Theiles seiner Abhandlung versagen, und glauben dies umsomehr zu dürfen, als seine Ausführungen mehr fachmännischer Natur und überdies von den Ereignissen vollständig überholt sind; ihr Schluß lautet:

Der Beitritt Dänemarks zum deutschen Bunde führt ihm ein Küstengebiet von 150 Meilen, eine maritime Bevölkerung, welche die norwegische reichlich ersetzt, eine Reihe von Häfen in zwei Meeren und all das Material zu, dessen es für den Bau seiner Schiffe bedarf. Dieser Beitritt erfüllt zwei große dänische Wünsche: erstlich Verminderung des Landheeres und dadurch bedeutende Ersparniß in den Staatsausgaben, zweitens Vergrößerung der Marine und Unterhaltung derselben auf Kosten des gesammten Bundes. Erst als deutsche Seemacht gewinnt die dänische Flotte eine Bedeutung. Von einer Beeinträchtigung der dänischen Nationalität kann dabei nicht die Rede sein, es handelt sich höchstens um das Aufgeben einer selbständigen dänischen Politik, die ohnehin schon nicht mehr möglich ist.... Nicht eine Verschmelzung, welche die Volksthümlichkeit vernichtet, sondern ein Bündniß, welches sie aufrecht erhält, ist mit dem Anschluß Dänemarks an Deutschland gemeint.

Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der Zeit vor 60 Jahren, da durch ein Bündniß Dänemarks mit Deutschland ersteres ein Landheer, letzteres eine Flotte bekommen sollte, und heute, da die deutsche Kriegsmarine nach dem neuerlichen Zeugniß sogar eines ehemaligen französischen Marineministers auf die dritte Stelle vorgerückt ist! Heute, da der Deutsche nicht mehr der „arme Verwandte“ ist, den „seine reichen germanischen Vettern“ über die Achsel ansehen! Deutschland seine heutige Machtstellung zu verschaffen, an dieser Riesenarbeit war Moltke in hervorragendster Weise betheiligt; dafür dankt ihm das deutsche Volk heute an seinem Jubeltage!

Neue Romane.

II.

Wie Mathy, so hat auch Käthe Ewold, die Heldin des Romans „Stark wie das Leben“ von Gertrud Franke-Schievelbein,[6]) erst dann die Hoffnung auf ein wahres Lebensglück, als ihr nach der verfehlten ersten Ehe, in der sie schwer zu leiden hatte, die Aussicht auf eine Verbindung mit einem Manne winkt, der ihren wahren Werth zu würdigen weiß, dem sie als Gleiche und Gleichberechtigte gegenübersteht. Der Titel erinnert an den Maupassant'schen Roman „Stark wie der Tod“. Ob dieser anspruchsvolle Titel durch den Inhalt des Romans voll gerechtfertigt wird, möchten wir nicht ohne weiteres bejahen. Käthe hat die erste Werbung des Ernst Haupt ausgeschlagen. Da er nach mehreren Jahren bestrahlt von dem Glanze, den ein kühnes, Aufsehen erregendes Buch seinem Namen gibt, ein zweitesmal um sie wirbt, da gibt sie ihm das Jawort. Die Ehe wird für sie recht unglücklich: Ernst, in dem eine starke Selbstüberwindung schon von frühe an ausgeprägt war, entwickelt sich mehr und mehr zum brutalen Egoisten, der sie förmlich zur Sklavin macht, und da es mit seinem Können immer mehr abwärts geht, da auch sein berühmtes Buch von dem darin angegriffenen Gelehrten erbarmungslos zerpflückt wird, da bricht der helle Wahnsinn in ihm aus, und nun will er sich und die Frau, die er als Feindin betrachtet, zerstören. Aber in dem letzten Kampfe bricht er zusammen. Käthe ist gerettet und von der unwürdigen Ehe befreit. Wenn man das Buch als einen Beitrag zur Frauenfrage bezeichnet hat, so gilt dies nur insofern, als man sagen könnte, daß eine ihrer selbst bewußte Frau einen Mann wie diesen, dessen häßliche Eigenschaften in der Darstellung auf die Spitze getrieben sind, überhaupt nicht heirathen sollte. Das Buch ist übrigens sehr frisch und fesselnd geschrieben und erhebt sich über den Durchschnitt der heutigen Unterhaltungslektüre.

Der Roman „Väterchen“ von Oskar Häcker[7]) gehört zu den Büchern, von denen man nicht recht weiß, was man dazu sagen soll. Weder ist der Stoff und das darin liegende Problem voll herausgearbeitet, noch treten uns die Menschen recht näher. Der junge idealistische Pastor Heinrich Timm, von den jüngeren Geschwistern, denen er den Vater vertritt, „Väterchen“ genannt, ist eine gesunde, glückliche, in sich gefestigte Natur. Männlich und aufrecht den Vorgesetzten gegenüber, ist er bei der Erziehung der Geschwister mild, nachsichtig und mehr vertrauensvoll. Er hat ihnen den jäh aus dem Leben geschiedenen Vater voll ersetzt. Den Segelsport betreibt er mit wahrer Leidenschaft. Vielleicht hatte ihm gerade seine Unerschrockenheit, sein Wagemuth den Elementen gegenüber in den Augen aller der wind- und wetterfesten Fischersleute den größten Theil seiner Beliebtheit verschafft. In das kleine holsteinische Fischerdorf, in das ruhige Leben des Pfarrers tritt mit der Person der schönen, schwermüthigen, freigeistigen Margarethe Brügge, die Großstadt, die große Welt, das Weib mit seinen Verlockungen. Heinz, der ein großes Kind ist, wird durch manche Worte Margarethens im Innersten aufgewühlt. Dann kommt der Konflikt mit der vorgesetzten Behörde, der in manchen Pfarrerromanen wiederkehrt, und der tiefe Schmerz, den ihm die Schuld der Schwester bereitet. Wie diese von dem Bewußtsein ihres Fehls niedergedrückt, manchmal wie geistesabwesend, zerfahren und zusammenschreckend nach der Rückkehr aus Berlin daheim umhergeht, das ist mit starker Darstellungskraft geschildert. Der eigentlich stoffliche Inhalt ist in dem Buche sehr dürftig. Das Milieu, die Schilderung der handelnden Personen bildet die Hauptsache.

Nun folgen zwei Radlerromane, „Eldena“ von Wilhelm Meyer-Foerster,[8]) der schon in zwei Auflagen vorliegt, und „Die Radlerin“, Geschichte zweier Menschen von Georg Freiherr v. Ompteda. Was ist Eldena? Vielleicht ein Ort, vielleicht ein seltener Frauenname. So wird der Leser beim ersten Anblick dieses Namens gedacht haben. Und er wird nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er im dritten Kapitel erfuhr, daß es sich um den 17jährigen Rudi Eldena handelt, der um diese Zeit in das Großhandlungshaus Haarmanns Söhne als Lehrling eintrat. Hätte der Verfasser den vollen Namen seines Helden zum Titel gewählt, so hätte er wenigstens die Leser nicht irre geleitet, und am besten wird man sich die Berechtigung unsres Einwandes klar machen, wenn man sich an Stelle des ausgesucht seltsamen Zunamens denkt, Rudolf hätte etwa Müller, Schmidt oder Schulze geheißen. Ein Roman mit dem Titel „Schmidt“, das geht doch nicht. Nun ist die Geschichte des Radfahrkünstlers Rudi aus Budenburg, seines großen Sieges bei einem heimischen Radwettfahren, seiner Sportreise nach Paris und seiner Abenteuer daselbst eine Reihe recht hübscher farbenreicher Episoden. Namentlich ist sein erster Kampf mit dem großen Labiche und seine ehrenvolle Niederlage sehr hübsch und lebhaft dargestellt. Aber hat man dann das Buch zu Ende gelesen, so nimmt man nicht viel davon mit. Etwas konventionell ist die Herzogin, die große Sport-

6) Berlin, F. Fontane u. Co., 1900.

7) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., 1900.

8) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., 1900.

lady. Dagegen findet der Verfasser bei der Darstellung der Liebe Eldena's zu der anmuthigen Tochter des Senators Haarmann warme und liebenswürdige Töne, ebenso wie das ganze kleinstädtische Getriebe, sowie die Menschen darin mit sicherer Hand gezeichnet sind. Ernst und ergreifend ist es dargestellt, wie Rudi, da es mit seiner Kraft und seinem Können abwärts geht, von seinem Vater, der einmal Blut geleckt hat, immer aufs neue förmlich in die Bahn geschleppt wird. Es war schon recht schlimm um ihn bestellt, als sein tapferes Mädchen sich ihn rettete.

Der Roman „Die Radlerin"[9]) m u ß t e einmal geschrieben werden, denn das Rad ist der richtige und stärkste Gleichmacher unsrer Tage. Weit mehr als der Trambahnwagen (dessen demokratisirende Wirkung W. H. v. Riehl einmal an dieser Stelle geschildert hat), bringt es die Leute der verschiedensten Lebens- und Gesellschaftsstellungen untereinander und zu einander. So haben auch der Graf und das schöne Bürgermädchen sich in diesem Zeichen gefunden. Rudolf Graf Tondern gibt sich der Liebe zu der schönen Lollo Lehmann mit aller Lebhaftigkeit seiner dreiundzwanzig Jahre hin, und es sind selige Tage voll Duft und Poesie, die er in voller Reinheit mit ihr verlebt. Aber was einmal daraus werden soll, darüber hat er sich nie eine richtige Vorstellung gemacht, und als er einmal seiner Stiefmutter gegenüber den Gedanken aussprach, sie zum Weibe zu nehmen, da wußte er ihren klaren und klugen Bemerkungen nichts entgegenzuhalten. Ebenso wird er wild und auffahrend, wenn sein Carlos, Heinrich v. Rehn, ihn vor dem dummen Streiche warnt. Als dann aber der Kaufmann Lehmann, der etwas gewöhnliche Vater der Geliebten, ihm einmal in seiner nüchternen Weise die ganze Situation klar macht und immer wieder sagt: „Es hat ja keinen Zweck", da weiß er ihm nichts vernünftiges zu antworten. Schließlich kommen sie auseinander und Lollo heirathet einen Mann aus ihrer Sphäre. Wie alles, was Ompteda geschrieben hat, ist auch diese Geschichte glatt, hübsch und sauber gearbeitet. Die ganze Art des Verkehrs zwischen dem Grafen und dem Bürgerkind hat etwas unwahrscheinliches, gemachtes, der Held hat etwas romanhaften Anstrich, wenn es auch wohl vorkommen mag, daß ein junger Mensch sich ganz dem Genuß des poesieumrankten Tages hingibt, ohne an das Reale zu denken. Lollo ist ein Wesen von Fleisch und Blut, ihre Tugend ist nicht die Unschuld einer reinen Seele, eher die Vorsicht des klar urtheilenden Mädchens, das weiß, wie es in der Welt vorgeht. Der Vater Lehmann und die Schwester Fanny sind gut geschaute und plastisch dargestellte Gestalten. Manchmal wird man in dem Buche an das Liebespaar in Irrungen Wirrungen erinnert, freilich geht es dort natürlicher zu.

Mit voller Freude konnten wir nur von zweien der bisher besprochenen Bücher reden, dem von Heer und dem von Müllenbach. Zum Schluß haben wir uns noch „D i e G o l d s c h i l d s" von F r i e d r i c h F ü r s t W r e d e,[10]) aufbewahrt, ein sehr ernstes, merkwürdiges und fesselndes Buch. Es trägt den Nebentitel: Kulturgeschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts", und verknüpft mit den „Lebensläufen in aufsteigender Richtung" der drei Vettern Goldschild oder wenigstens zweier von ihnen viele fesselnde Kulturbilder. Eine Tendenz tritt in dem Buche nicht aufdringlich hervor. Was in dieser Beziehung zu sagen wäre, wird uns noch später beschäftigen; für uns liegt der Werth des Buches zur Hauptsache in den bedeutenden Charakterköpfen, die wir darin kennen lernen. Fürst Wrede hat sich mit den kleinen altjüdischen Leuten, mit dem Duft und Zauber ihres Familienlebens innig vertraut gemacht. Wie rührend ist gleich auf den ersten Seiten in ein paar Strichen die innige Liebe dargestellt, die den kleinen David mit seinem Vater, dem Dorfgeher, verbindet und nicht minder die hingebende ihn ganz erfüllende Sorge des rastlos gehetzten Mannes um die Zukunft seines Sohnes, um das Studium, für das er die nöthigen paar hundert Gulden sich förmlich vom Munde abdarbt.

Wir werden zunächst auf das Gebiet geführt, wo Leopold Kompert seine schönsten und wirksamsten Motive gefunden hat. In einem jener böhmischen Landstädtchen mit zahlreicher jüdischer Bevölkerung, in Chiesch, lernen wir die alte Mutter Sarah, die Großmutter der Helden, kennen, eine geistesstarke Frau, die zähe am Alten festhält und die, wie so manche andere altjüdische Frau, ihre schon zu ergrauten Männern gewordenen Söhne noch lenkt und beherrscht. Wir sehen ihre beiden Söhne, Ruben, den Rabbiner, und Nathan, den Branntweinverkäufer — Joseph, der Dorfgeher, der älteste der Brüder und Davids Vater, war bei Beginn der Geschichte schon gestorben. Der Verfasser begleitet uns nun auf den Entwicklungsgang Davids und seiner beiden Vettern, von denen Raphael, der Sohn des Rabbiners, zum Katholizismus übertrat, und Isak, des Branntweinverkäufers Sohn, ein hervorragender Bankier wird.

Mit sichtlicher Liebe und Wärme ist David gezeichnet, in dessen Aeußerungen wohl oft die eigenen Anschauungen des Autors wiedergegeben sind. David hat im Jahre 1848 auf der Barrikade gekämpft und hat, den medizinischen Beruf an den Nagel hängend, dann das „Freie Blatt" durch seine glänzenden, unerschrockenen und immer ehrlichen Artikel zu hohem Ansehen gebracht. Eines Tages, gerade da er dem Projekt der Regierung, die illyrische Bahn an eine französische Gesellschaft zu verkaufen, scharf entgegengetreten war, Oesterreich mit einem Manne verglichen hatte, der sein Kapital verschleudert, um seinen Wohlstand zu sichern, findet er anstatt seines Artikels in der nachmittags ihm zur Hand kommenden Nummer einen anderen, der mit bestechender Motivirung den Verkauf der Bahn an die französische Gesellschaft als eine höchst vortheilhafte und weise Maßregel befürwortet, und mit seinem Zeichen „Gd" versehen ist. In größter Erregung ging er zu dem Eigenthümer des Blattes und sagte ihm auf den Kopf, daß er sich habe bestechen lassen. (Verfasser des Artikels war der inzwischen in die Höhe gekommene Isak Goldschild.) Daraufhin trat er von der ihm so lieb gewesenen Thätigkeit zurück und wurde ein ebenso gewissenhafter Arzt, wie er ein gewissenhafter Journalist gewesen. Als die Kunde von seinem Bruche mit Kuno Müller (dem Eigenthümer des Blattes) ruchbar geworden war, entwickelte sich ein förmlicher Pilgerzug nach dem stillen Hause in der Alsergasse. Ein publizistisches Organ überbietet das andere, um die berühmte Feder des Doktors zu gewinnen, aber für die lockendsten Rufe hat er nur taube Ohren. „Jenes unglückselige, leidenschaftliche Blut seiner Ahnen rollte in seinen Adern, das Glück und Freude, Schmerz und Leid doppelt heiß empfinden ließ. Die ärgsten Schmähungen der Feinde, die verwegensten Angriffe, die schimpflichsten Verdächtigungen hatten seinen stolzen Kampfesmuth nur gestählt. Aber dem Verrath im eigenen Lager — dem war er nicht gewachsen. Was bisher den eifrigsten Mühen der Gegner nicht gelungen, die Habgier des Ur-Germanen hatte es in einem einzigen

[9]) Berlin, F. Fontane u. Co., 1900.

[10]) Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Abend erreicht. Dr. David Goldschild war sein Beruf verleidet." Bis an sein Lebensende blieb er der Idealist von ernstem Wollen, in sich gefestet und zufrieden. Dieser erquickenden und erhebenden Erscheinung tritt in Isak Goldschild, dem alle Mittel recht sind, wenn sie nur zum Ziele führen, eine Figur des Gegensatzes gegenüber, aber auch in ihm ist eine Kraft der Rasse, das rückhaltlose Wollen, die eiserne Energie dargestellt und die Häßlichkeit dieser Erscheinung wird im weiteren Verlauf durch ihre Größe überwunden. Der dritte Vetter, Raphael, ist geistig den beiden Anderen nicht ebenbürtig, aber sein Sohn, der katholische Geistliche, wurde der Schützling eines Kardinals, durch den er mit den hervorragendsten Männern in Berührung kam, und er opfert sein angenehmes Leben, weil er in der kleinen Pfarre von Siegling Gutes wirken zu können glaubt. Er ist auch ein Idealist im Fanatismus des Glaubens. Er und der freigeistige David kämpfen um den schwer kranken Jonathan, den Enkel Isaks, und David muß wider seinen Willen den Neffen unterstützen, der dem kranken Knaben den Glauben an die Heilung durch die Jungfrau beigebracht hat. Als er nach seiner spöttischen Aeußerung wahrnahm, wie das traurige, ängstliche Auge Jonathans auf seinem Gesicht nach der Antwort forscht, ob ihn die Mutter Gottes gesund machen könnte, da unterdrückt er seine innere Ueberzeugung, seine Neigung und seinen Haß, da tröstet er ihn: „Die Mutter Gottes kann alles, alles mein liebes Kind!" Und wie er sich wieder aufrichtet, da fühlt er sich so groß, stark und zufrieden, als sei nicht der Pfarrer, vielmehr er als Sieger aus dem Kampfe um die Seele des jüngsten Goldschild hervorgegangen. In seiner Jugend, als er eine schlechte Handlung seines Vetters Isak erfahren hatte, schämt er sich zum erstenmal, ein Jude zu sein. „Aber gab es denn unter den Christen nicht ebensoviel verschlagene, geldgierige, gewissenlose Wichte, wie unter Israel? Weßhalb fühlte sich der Christ nicht durch die verächtliche That eines Mißgläubigen geschändet? Das große Geheimniß lag in der geringen Zahl und im festen Zusammenhalt der Gemeinde. In Israel scheute man von jeher nicht leicht von einem großen Opfer zurück, um ein Glied vor Strafe und Schmach zu erretten. Durch Jahrhunderte hindurch ging das Bestreben, dem Grundsatz ‚Einer für Alle, Alle für Einen' Geltung zu verschaffen. Manches Blatt in der jüdischen Geschichte gibt davon Zeugniß." Im Laden seines christlichen Vetters wurde ihm einmal von einem alten Mütterchen eine Danksagung mit den Worten gethan: „Sie sein halt ein gar christlicher Herr." Der einfache Sinn der armen Frau faßt eben alles Gute, Barmherzige und Freundliche in einem Wort „christlich" zusammen. „War es ihre Schuld, wenn in diesem Fall die Antithese fast grotesk und verletzend wirkte? Bilden christlich und jüdisch Gegensätze? Wer gibt dem gesprochenen Wort seine Kraft? Die ursprüngliche Bedeutung oder der Sprachgebrauch der Menge?"

Am Schluß des Buches erscheint ein Zionist, Dr. Geist, der mit leidenschaftlicher Ueberzeugung für Herzl-Nordau'sche Ideen Propaganda macht. Ihm tritt David energisch entgegen, wird aber dann von ihm stutzig gemacht. „Ein langes, vornehmes Leben, das aus einer Summe von Arbeit und Enttäuschung bestand, hatte in diesem weißhaarigen Greise nicht den freisinnigen Humanismus zu erschüttern vermocht, der ihn in jungen Jahren auf die Barrikaden geführt." Aber wenn David auch noch schwankt, das Buch selbst klingt mit zionistischen Lehren aus. „Werke zu schaffen — war die Aufgabe des vergangenen Jahrhunderts. Das Geschaffene zu vertheilen — wird die des kommenden Jahrhunderts sein." Nach unserm Dafürhalten ist es die Aufgabe eines jeden Jahrhunderts, Werke zu schaffen und zu vertheilen. Und weder mit dem Verfasser, noch mit dem Dr. Geist können wir gehen, wenn sie ausrufen: „Täuschten sich die Zionisten nicht über die Tragweite ihres Einflusses — vermochten sie wirklich die müden Massen der Juden in Bewegung zu setzen, so war nie, nie eine günstigere Vorbedingung für die gerechte Vertheilung der Güter geboten. Seit jeher haben es die Juden verstanden, für ein sittliches Bedürfniß die denkbar richtigste Formel zu finden. Moses, der die zehn Gebote vom Berg Sinai brachte, zählte zu den Ihren, und war nicht Jesus Christus selbst aus ihrer Mitte hervorgegangen? Nirgends werden die Schlachten des Geistes heißer und leidenschaftlicher geschlagen als im Schoße Israels — jenes merkwürdigen Volkes, das in Superlativen spricht, fühlt und leidet. Wie — wenn sich Dr. Geists Ideal verwirklichen ließe? Wenn der Bann der Diaspora von den Söhnen Jakobs genommen, die Zerstreuten, durch eine harte Schule Gestählten, sich um ein flatterndes, siegreiches Banner sammeln und der herrschenden, infamen und morschen Weltordnung eine Schlacht liefern würden — auf Leben und Tod! Zu immer schwindelnderer Höhe verstiegen sich die Träume des alten David. Gleich einer berückenden Vision sah er Jerusalem mit goldenen Kuppeln, plätschernden Quellen und grünenden Gärten vor sich erstehen. Heitere, fröhliche sorglose Menschen füllten die Straßen."

Aber ein ernsthaftes, ein tüchtiges Buch ist es, und daß man nach dem naiven, schlichten Erzählerton annehmen könnte, es sei schon in einer früheren Zeit entstanden, das ist nicht sein schlechtestes Lob. Es liegt darin vielleicht auch eine Gewähr dafür, daß das Buch auch von einer späteren Zeit noch gelesen und genossen werden wird.

Frankfurt a. M. **Sigmund Schott.**

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. **Neue Moltke-Literatur.** Wie jeder große Gedenktag, so hat auch die hundertste Wiederkehr der Geburt Moltke's eine eigene Festliteratur hervorgerufen, die sich zum Theil auf die in den letzten zehn Jahren erfolgten amtlichen und privaten Veröffentlichungen stützt, zum Theil neues Material darbietet. Hievon sind es drei Werke, deren wir zum heutigen Tage besonders gedenken wollen.

Bettelheims Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)", im Verlage von Ernst Hofmann u. Co. in Berlin erschienen, bringt die in Heft 10/11 begonnene **Moltke-Biographie** in ihren letzten Heften 37, 38 zum Abschluß. Diese Sammlung bildet ja überhaupt bereits seit Jahren einen unentbehrlichen, viel und gern benutzten Bestandtheil aller öffentlichen und privaten Bibliotheken, da sie bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit der Darstellung doch für die allgemeine Leserwelt berechnet ist. Die neue Moltke-Biographie wird der Sammlung neue Freunde, besonders auch aus Militärkreisen, zuführen. Verfasser ist der bekannte Militärschriftsteller Dr. **Max Jähns**, Oberstleutnant a. D., durch frühere persönliche Beziehungen zum Feldmarschall wie nicht leicht ein Anderer zum Moltke-Biographen berufen. Nur der glückliche Umstand, daß Jähns seine Darstellung zum 100. Geburtstage dieses „Geisteshelden und führenden Geistes im edelsten Sinn des Wortes" erscheinen lassen wollte, verdanken wir die Fertigstellung des Werkes durch seine eigene Hand, denn Jähns ist — wie wir unsern Lesern anzeigten — vor wenig Wochen gestorben. — Zeigte der vor sechs Jahren herausgegebene I. Theil der Biographie: „Moltke's Lehr- und Wanderjahre" den werdenden Mann, so stellt der II. Theil: „Die Meisterjahre" unsern Helden auf der Höhe seines Wirkens dar, die zusammenfiel mit der großartigsten

Lebensäußerung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert; der III. Theil: „Lebensabend“ läßt vorzugsweise seine Stellung zu den Fragen der Zeit und der Ewigkeit erkennen. Jähns wollte ein *Volksbuch* schreiben, er hebt daher stets das rein Menschliche in der Natur Moltke's hervor. So sagt er zum Schluß: „Moltke war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein Vollmensch. Der Begriff des Edelmanns kann nicht schöner verkörpert werden als es durch ihn geschah, dessen hohe Gestalt, dessen kühnes Adlerprofil so deutlich vom Adel seines Blutes redeten, wie das Gleichmaß seines Wesens, seine Milde, seine Anmuth einen Adel der Seele zur Erscheinung brachten, der nach denen, die mit den edelsten Anlagen geboren wurden, nur dann zutheil wird, wenn sie ihn in rastlosem Ringen erwerben und erhalten.“ — Dem verewigten Feldmarschall wollte Jähns ein herrliches Denkmal setzen — in diesem seinem letzten Werke hat er es sich selbst aufgerichtet.

Ganz anderer Art ist die zweite Biographie, die soeben bei Oskar Beck in München erschienen ist und den preußischen Obersten W. *Bigge*, Kommandeur des 7. rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 69, früher im Generalstabe, zum Verfasser hat: *Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild.* Zwei Bände mit zwölf Kartenbeilagen (Preis 11 M.). Zweck dieser Arbeit ist es, vor allem Moltke's Entwicklung und Eigenart als Soldat und Feldherr darzustellen, und diese Absicht erscheint uns um so begründeter, als seine eigentliche und unvergängliche Bedeutung nun doch einmal auf dem militärischen Gebiete liegt und es überdies bisher an einer einigermaßen erschöpfenden militärischen Biographie Moltke's fehlte. Die Ursache liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß Quellen hiefür nicht genügend und nicht Jedermann zu Gebote standen; Bigge konnte aber die Akten des Kriegsarchivs, des Generalstabs und anderer Behörden, sowie zahlreiche mündliche Aeußerungen und schriftliche Aufzeichnungen hochstehender Männer ausnützen, die den Feldmarschall gekannt haben. Wenn also die soldatische Seite der Erscheinung Moltke's in dieser Arbeit besonders hervortritt, so wendet sie sich doch durchaus nicht an ein ausschließlich militärisches Publikum, sondern an diejenigen im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht recht weit gezogenen Kreise, die militärischen Fragen ein reges Interesse entgegenbringen. Naturgemäß enthält der zweite Band, welcher „Die Zeit von 1857—1890“ (warum nicht 1891?) behandelt, die interessanteren Abschnitte. Am besten hat uns die Schilderung der Thätigkeit des Generals in der Schlacht bei Königgrätz und seiner Erlebnisse an diesem Tage gefallen. Bigge deutet an, daß sich bei Königgrätz die Ansätze zu einer für die Oesterreicher gleich vernichtenden Katastrophe erkennen lassen, wie sie vier Jahre später bei Sedan über die Franzosen hereinbrach, und daß, „wenn der Erfolg seinen Absichten nicht überall entsprach, wir uns immer wieder daran erinnern müssen, daß Moltke nur das Organ eines Höheren war und keineswegs ein Feldherr im Sinne Friedrichs des Großen oder Napoleons I.“ Gerade in dem vielumstrittenen Punkte: Parallele zwischen diesen drei großen Feldherren begegnen sich die Ausführungen Bigge's mit denen von Jähns. Was den Feldzug gegen Frankreich anlangt, so meinen wir, daß vielleicht die Aufzeichnungen des Generals v. Verdy ausgiebiger, als geschehen, hätten verwerthet werden können, auch läßt die neuere Forschung den gegen die deutsche Kavallerie jahrelang erhobenen Vorwurf, sie habe am 15. August die Straßen Metz-Verdun nicht genügend aufgeklärt, hinsichtlich der 3. Kavallerie-Division nicht mehr im vollen Umfang aufrechterhalten. Besonders gelungen ist dagegen derjenige Abschnitt, in welchem die hervorstechendsten Merkmale Moltke'scher Kriegführung, wie sie uns bei der Darstellung der von ihm geleiteten Feldzüge entgegengetreten sind, kurz zusammengefaßt werden. Wie Napoleon I. das Armeekorps, so führte Moltke die räumlich voneinander getrennt operirenden, durch Direktionen bewegten, stets aber auf *ein* Ziel gelenkten Armeen in die Kriegsformation des Heeres ein. Durch die Art seiner Befehlsgebung, die für jede selbstthätige Handlung Raum läßt und eine noch nie dagewesene Verantwortungsfreudigkeit im Heere entfacht, bringt er einen gänzlich neuen Kraftfaktor in die Kriegführung, der, weil er geistiger Natur war, mächtiger und zuverlässiger wirkte als jeder materielle Zuwachs und die Ueberlegenheit auch da herbeiführte, wo sie der Zahl nach nicht vorhanden war. — Mit diesen Andeutungen über den reichen Inhalt des „Lebensbildes“ müssen wir uns begnügen; wir verweisen alle unsre Leser angelegentlich auf das vornehm geschriebene, auch mit Karten gut ausgestattete Werk.

Endlich müssen wir noch der bedeutsamen *Festgabe des Großen Generalstabes zu Moltke's hundertjährigem Geburtstage* gedenken: *Moltke's taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857—1871.* Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte I. (2. Theil von Gruppe II. von Moltke's militärischen Werken.) E. S. Mittler u. Sohn in Berlin. Mit 20 Skizzen, 4 Karten und 5 Textskizzen (Preis 12 M.). Kein Stoff aus der Fülle des Moltke-Nachlasses ist geeigneter, den Feldherrn in seinen grundlegenden, allgemeinen Anschauungen vom Kriege erkennen zu lassen als diese Sammlung, die seine gewissermaßen theoretischen Ansichten über Krieg und Kriegführung zum Ausdruck bringt und ins Klare setzt, welch enger, einheitlicher Zusammenhang zwischen Moltke'scher Kriegsanschauung und Kriegführung besteht. Da das Werk uns soeben zugegangen ist, so müßten wir fürchten, der ganzen Ausdehnung und Tiefe des gewaltigen Stoffes auch nicht annähernd gerecht zu werden, wollten wir heute schon in die nähere Besprechung eintreten. Wir beschränken uns daher, die ausführliche Berichterstattung zunächst verschiebend, heute darauf, hervorzuheben, daß in dem Werke das vollständige „Memoire Moltke's an S. M. den König vom 25. Juli 1868 über die bei der Bearbeitung des Feldzuges 1866 hervorgetretenen Erfahrungen“ enthalten ist, welches beweist, wie wenig der 68jährige Feldherr auf den reichen Lorbeeren eines glorreichen Feldzuges weder selbst auszuruhen gesonnen war, noch irgend Jemand auszuruhen gestattete. Sein König betrachtete den Bericht auch „als ein Zeichen des auch nach großen Erfolgen stets lebendigen, auf weitere Vervollkommnung der Armee gerichteten Strebens“ und sprach Moltke darüber seine Anerkennung und seinen Dank aus. — Mit dieser Veröffentlichung, *wie sie aus seiner Zeit keine Armee aufzuweisen hat*, ist vom *preußischen Generalstabe* nicht nur eine prächtige Festgabe zu Moltke's 100jährigem Geburtstage geschaffen, sondern auch allen deutschen Offizieren ein reicher Arbeitsstoff auf Monate hinaus dargeboten worden — *ein wahres Geschenk im Geiste des großen Todten!*

T. G. *Geographische Gesellschaft in München.* Nach längerer Pause während der Sommermonate sah der 19. Oktober die Mitglieder der Geographischen Gesellschaft in großer Anzahl versammelt, um den Ausführungen des Hrn. *Generalmajors Karl Neureuther* „*über die Entwicklung des Kgl. bayer. Topographischen Bureaus 1800—1900*“ zu folgen. Die Versammlung, der Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig, sowie Generalleutnant v. Lobenhoffer, der derzeitige Chef des Generalstabs, und zahlreiche Offiziere beiwohnten, eröffnete der erste Vorsitzende Professor Dr. Eugen Oberhummer mit kurzer Begrüßung, in der er insbesondere auch auf die Beziehungen hinwies, die stets das Topographische Bureau mit der Geographischen Gesellschaft verbunden; so seien der frühere Leiter des Topographischen Bureaus, General v. Orff, wie der jetzige Generalmajor Neureuther zugleich auch Vorstandschaftsmitglieder der Geographischen Gesellschaft. Im Anschluß hieran begann General Neureuther seine Ausführungen, deren wesentlicher Inhalt in Kürze wiedergegeben sei. Das Kgl. bayer. Topographische Bureau geht in seinen Anfängen auf das französische bureau topographique de l'armée zurück, das als Theil des Hauptquartiers Moreau's erst in Augsburg, dann in Nymphenburg seinen Sitz hatte. Unter dem Vorsitz des Leiters dieses Bureaus, Generals d'Abancourt, wurde nach Besetzung Münchens eine „commission des routes“ behufs Mappirung des bayerischen Gebietes ins Leben gerufen. Nach dem am 18. Januar 1801 erfolgten Ableben d'Abancourts folgte Bonne als Leiter des Instituts, unter welchem aus dem bisherigen Provisorium eine ständige Einrichtung wurde (Juni 1801). 1806 wurde Bonne mit den übrigen französischen Kräften nach Paris berufen. Unter den Arbeiten dieser Periode ist die Herstellung eines Bayern umfassenden Dreiecknetzes, wie insbesondere des „*Topographischen Atlas*“, erwähnenswerth, der heute

noch das Hauptwerk des Topographischen Bureaus bildet. Das Hauptverdienst am Gelingen dieses Werkes gebührt dem Obersten v. Riedl; dieser um das Topographische Bureau hochverdiente Mann hatte schon 1786 auf Befehl Kurfürst Karl Theodors das „Allgemeine Plan-Konservatorium“ einzurichten und bereits innerhalb zweier Jahre aus den Archiven der Städte, Klöster u. s. w. über 400 der besten Pläne und Karten gesammelt, eine Thätigkeit, die er später aus eigenen Mitteln fortsetzte. Eine Frucht dieser Arbeit ist der 1796 und 1806 erschienene Riedl'sche „Reise- und Strom-Atlas“. Seiner beharrlichen Thätigkeit ist es auch zu danken, daß das Bureau eine feste Organisation und das Personal feste Bezüge erhielt (8. September 1808). Ebenso wurde auf sein Betreiben auch eine Vorbildungsschule ins Leben gerufen. Nachdem 1808 behufs Vermessung des Landes zu Steuerzwecken die „Kgl. Unmittelbare Steuer-Kataster-Kommission“ abgetrennt war, blieb das „Statistisch-Topographische Bureau“ zur Sammlung und Verwerthung der Karten, Pläne u. s. w. bestehen. Die Kriegsereignisse 1809 wie Riedls Tod hemmten die Arbeiten des Bureaus ebenso, wie dessen zeitweilige Verlegung nach Ingolstadt (1809). Nebenher hatte sich ein eigenes Ingenieur-Geographen-Bureau der Reserve-Armee gebildet, das eine Karte von Süddeutschland 1:400,000 ausarbeitete. Beide Bureaux wurden am 28. März 1817 vereinigt und dem „Staatsministerium der Armee“ unterstellt. Das Bureau umfaßte unter Raglowichs Leitung eine topographische und eine militärische Sektion. Unter die höchst erfreulichen Arbeiten jener Zeit sind zu rechnen die Herstellung der „Repertorien“ (Zusammenfassung des für jedes Atlasblatt Wichtigsten in Form einzelner Hefte), dann Errichtung des „Konservatoriums des Bureaus“ als Sammelstelle von Karten, Büchern u. s. w., ferner gleichmäßige Geländedarstellung, geregelte Bearbeitung der Positionsblätter u. s. w. Durch staunenswerthe Genauigkeit zeichnen sich insbesondere die Gebirgsaufnahmen von Aulitscheck und Rauß aus. Später wurde die Arbeitsleistung des Bureaus dadurch etwas gehemmt, daß der Dienst in demselben als Vorbedingung zum Eintritt in den Generalstab vorgeschrieben wurde und so ein rascher Wechsel der kommandirten Offiziere statthaben mußte. Dieser Periode verdanken wir neben der Fortarbeit am Atlas die Herausgabe des Dreiecksnetzes, die hydrographische Karte, umfassende Rekognoszirungen zwischen Donau, Rhein und Lech, insbesondere Vorarbeiten für eine Karte der Pfalz und des Main-Gebietes, endlich ausgedehntere genaue Höhenbestimmungen. Während in dieser Zeit die Direktorstelle von Offizieren des Generalstabs versehen wurde, war durch die Reorganisation von 1840 wieder eine eigene Direktorstelle geschaffen, mit welcher Oberstleutnant Burkart betraut wurde. Das Bureau bestand aus fünf Sektionen, sollte aber immer noch die Bestimmung erfüllen, Vorschule des Generalstabs zu sein. Die Vermessungs- und Aufnahmearbeiten nahmen ihren regelmäßigen Fortgang, so daß sie im topographischen Atlas 1841 zu einem erstmaligen Abschluß gelangten. Nachdem schon einige Aenderungen das Bureau seiner eigentlichen Aufgabe näher gebracht hatten, wurde dasselbe 1867 zur selbständigen Stelle unter dem Generalstab erhoben und nicht mehr als Vorschule des Generalstabs betrachtet. Aus dem Jahre 1868 stammt auch die — nach Anwendung erheblicher Verbesserungen — noch jetzt übliche Geländeaufnahme in Höhenschichten. Das Jahr 1870 brachte erhöhten Betrieb der Kartenreproduktion. Die 1873 von Oberstleutnant v. Orff herausgegebene „Bayerische Landes-Vermessung in ihrer wissenschaftlichen Grundlage“ bietet einen genauen Ueberblick über sämmtliche für die bayerische Landes-Triangulation geleisteten Arbeiten. Die Herstellung einer 250,000theiligen hypsometrischen Karte, die Vervielfältigung der 25,000theiligen Positionsblätter durch Photolithographie und namentlich die Bearbeitung der 80 bayerischen Sektionen der 100,000theiligen Gradabtheilungskarte des Deutschen Reiches zählen zu den wichtigsten Aufgaben des Bureaus in gegenwärtiger Zeit, dessen Leitung 1868 Major v. Orff, 1890 dem Vortragenden übertragen wurde. Unter den Verbesserungen auf technischem Gebiet sei insbesondere auf die ausgedehnte Anwendung der Galvanoplastik, namentlich zur Umwandlung der in Schwarzdruck erschienenen Karte des Deutschen Reiches in Dreifarbendruck, hingewiesen. Auch von der Photographie, der Photolithographie, sowie der Photogrammetrie (letztere bei besonders schwierigen Gebirgsaufnahmen) wurde Gebrauch gemacht. Was den gegenwärtigen Stand der Arbeiten des Bureaus betrifft, so sind von 981 Nummern nunmehr 403 Positionsblätter erledigt; vom 50,000theiligen Atlas (112 Ganzblätter umfassend) sind 164 Halbblätter neu gestochen. Von der 100,000theiligen Reichskarte sind nur die Sektionen Reichenhall und Steinernes Meer zu vollenden; fünf Sektionen sind in Farbendruck umgesetzt, fünf sehen naher Vollendung entgegen. Von den 16 Blättern der hypsometrischen Karte sind noch zwei ausständig. — Das Verständniß des fesselnden Vortrags wurde dadurch ungemein gefördert, daß charakteristische Proben der Arbeiten der einzelnen Zeitabschnitte in reicher Fülle geboten waren. Mit dem Ausdruck des Dankes schloß der Vorsitzende die Versammlung.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 18. Oktober. Philosophisch-historische Klasse. 1. Hr. Weinhold las Ueber die Zeitpartikeln des schlesischen Dialekts. Er wies dieselben in der älteren schlesischen Literatur wie in dem heutigen Dialekt, unter Vergleichung anderer deutscher Mundarten nach. 2. Hr. Tobler legte vor Suchier, Die Hdss. der Castilianischen Uebersetzung des Codi. Halle 1900. 3. Der Vorsitzende legte vor: Kants Gesammelte Schriften XI. Bd. II. Abth. Briefwechsel 2. Bd. Berlin 1900, ferner: Commentaria in Aristotelem graeca. Vol. XII, 2. Olympiodori in Meteora ed. *Guil. Stüve* und Vol. XVIII, 1. Eliae in Porphyrii isagogen et Aristotelis categorias ed. *Ad. Busse*. Berolini 1900. — Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. v. Richthofen las über Gestalt und Gliederung einer Grundlinie in der Morphologie Ostasiens. Vom südlichen Yünnan bis zur Behringstraße läßt sich eine Anzahl ostwärts konvexer Abfallslinien von Landstaffeln verfolgen, welche sich in einem größten Kreis anordnen. Die äquatorialen Stücke der Bogenlinien fallen mit dem inneren Bau von Ostasien zusammen und sind seit präcambrischer Zeit vorgezeichnet; die meridionalen sind von dem inneren Bau unabhängig und durchsetzen gleichmäßig verschiedene Strukturgebilde. Wahrscheinlich sind sie erst nach der Triaszeit entstanden und noch nicht abgeschlossen. 2. Hr. Schwarz machte eine Mittheilung über einen von ihm gefundenen neuen reingeometrischen Beweis des Hauptsatzes der projektivischen Geometrie. 3. Hr. Engler überreichte eine neue Lieferung seiner mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Monographien afrikanischer Pflanzenfamilien und -Gattungen: V. Sterculiaceae Africanae, bearbeitet von K. Schumann. Leipzig 1900. 4. Hr. van't Hoff überreichte eine von Hrn. Georg Bredig herausgegebene Uebersetzung seiner drei in den Abhandlungen der Kgl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften 1886 mitgetheilten Abhandlungen: Die Gesetze des chemischen Gleichgewichts für den verdünnten, gasförmigen oder gelösten Zustand. Leipzig 1900.

K. Sch. Moorleichenfund des 2—4. Jahrh. n. Chr. Im jüngsten (42. 1900) Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel macht J. Mestorf, die hochverdiente Erforscherin des schleswig-holsteinischen Bodens, eingehende Mittheilungen über den Fund einer Moorleiche, welche wegen ihrer Bedeutsamkeit auch weitere Kreise interessiren dürften. Am 29. Mai d. J. stießen zwei Arbeiter beim Torfgraben bei Damendorf in Schleswig auf Reste wollener Kleidungsstücke und bei weiterem Nachgraben auf einen menschlichen Leichnam. Derselbe war völlig unbekleidet und lag wie schlafend auf der linken Seite, der Kopf ruhte auf dem ausgestreckten linken Arm. Ueber die Leiche war ein Mantel gebreitet, zu Füßen lagen in eine Hose gehüllt 2 lederne Schuhe, 2 Fußbinden und ein Ledergurt. Zum Glück wurde die Direktion der Kieler Alterthümersammlung sofort benachrichtigt und so gelang es, den seltenen Fund unbeschädigt zu heben und geeigneter Konservirung zu unterziehen. Der 1.74 m lange männliche Leichnam bietet die merkwürdige Erscheinung, daß bis auf einen kaum nennenswerthen Ueberrest alle Knochen vergangen sind, so daß eigentlich nur die Haut erhalten ist. Die platt zusammengesunkene Gestalt erscheint so wie in Flachrelief.

Die chemisch leicht zersetzbaren Eiweißstoffe der Eingeweide, die eigentliche Muskelsubstanz, das Fettgewebe und die mineralischen Bestandtheile sind verschwunden, während die aus Bindegewebe und elastischen Fasern bestehenden Theile der Haut, der Muskeln, Sehnen, Knochen in einem dem gegerbten Leder ähnlichen Zustande und von Moorwasser schwarz gefärbt erhalten sind. Der Mann trug einen kurzen struppigen Schnurrbart, das gleichfalls gut erhaltene, jetzt röthliche, ursprünglich wohl blonde Haupthaar hing hinten und an den Seiten des Kopfes 15 cm lang herab, auf dem Scheitel war es nach vorn gekämmt und vorn kurz geschnitten, sodaß die Stirne frei blieb. Ueber die Körperbeschaffenheit im allgemeinen schreibt Hr. Oberstabsarzt Dr. Grotrian, welcher den anatomischen Befund in anschaulicher Weise darlegt: „Wir haben uns den Mann als eine gut aussehende, gut gebaute, fettlose Person von athletischer Muskulatur vorzustellen, die im besten Mannesalter stand. An Körperkräften und Ausdauer ist der Mann den kräftigsten unter unsern heutigen Marineheizern und Matrosen-Artilleristen, welche ausgesucht starke Leute sind, weit überlegen gewesen." Nicht minder interessant sind die Aufschlüsse, welche die Bekleidungsstücke geben. Der Mantel, im Zustand der Neuheit sicher ein Prachtstück, aber schon stark vertragen und mehrfach geflickt, besteht aus einem viereckigen, am oberen Ende umgeschlagenen Tuch aus feiner, jetzt dunkelbrauner Wolle. Das Gewebe zeigt zierliche Rautendrellmuster. Die Hose ist von hellerer Farbe und von gleichartigem, wenn auch etwas feiner gemustertem Gewebe. Die Fußbinden bestehen aus einem wollenen Köpergewebe von brauner Farbe, der Gürtel aus einem schmalen Lederriemen mit eingepreßten Ornamenten, dessen (eiserne?) Schnalle leider durch die Moorsäure total zerstört ist. Die Schuhe sind aus einem Stück Leder (behaarte Rindshaut) geschnitten, an der mit erhöhter Kappe versehenen Ferse zusammengenäht und an dem gitterartig durchbrochenen Oberleder auf dem Fuß mit ledernen Riemen geschnürt. Die Kleidungsstücke stimmen nach Material, Schnitt und Gewebe mit denjenigen des großen Torsberger und einiger anderer Moorfunde überein und gehören wohl der Zeit vom 200.—400. Jahrhundert n. Chr. an. Sie illustriren in überraschender Weise die Schilderung, die uns Tacitus von der Tracht der alten Germanen gibt. Auf welche Weise der Unglückliche in das Moor gerathen ist, durch einen Unglücksfall, Mord oder durch das bekannte Strafverfahren, läßt sich nicht mehr entscheiden. Sicher aber ist, daß wir dem Moorwasser das treue Bild eines frühgeschichtlichen Menschen verdanken, wie es uns anderwärts der Bimsstein des Vesuvs oder der ägyptische Sand gerettet hat.

* **Eine Sammelstelle für deutsche Orts- und Flurnamen-Forschung** ist auf Antrag des Dr. Ahrendts in Arnstadt beim Gesammtverein des deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine eingerichtet worden. Ein verdienstvolles Beginnen, dem wir rege Unterstützung auch von Seiten der Landes- und Volksforschung wünschen. Im Korrespondenzblatt des Gesammtvereins sollen von jetzt ab regelmäßige Uebersichten gebracht werden von dem, was an Büchern, Schulprogrammen und Aufsätzen in Zeitschriften über Orts-, Flur- und Personennamen erschienen ist. Es soll ferner eine Sammlung aller darauf bezüglichen Schriften angelegt werden. An der Spitze des Gesammtvereins steht gegenwärtig Archivrath Dr. Bailleu in Charlottenburg.

* Einen sehr werthvollen **Band aus Ulrich v. Huttens Bibliothek** besitzt, wie Otto Clemen (Zwickau) in den „Theolog. Stud. u. Kritik." der „Voss. Ztg." zufolge mittheilt, die Annaberger Kirchenbibliothek. Huttens reiche Bibliothek, die wahrscheinlich bei der Erstürmung der Ebernburg in die Hände der Feinde fiel, ist dann mit den Beutestücken versteigert worden. Einen Theil der Sammlung erstand ein Arzt Namens Locher. Ein Band nun, den Hutten sich während seines Aufenthaltes auf der Universität Frankfurt a. O. im Winter 1506 oder Sommer 1507 angeschafft zu haben scheint, befindet sich in der Kirchenbibliothek zu Annaberg. Er enthält fünf Schriften und führt von Huttens eigener Hand den Eigenthumsvermerk: Ulricus Huttenus. Außerdem finden sich in dem Bande zahlreiche Randbemerkungen Huttens.

* **Tübingen.** Der bisherige Vorstand des hiesigen Physikalischen Instituts, Prof. Dr. Anton Oberbeck, der erst mit Ende des vorigen Semesters nach kaum 5jähriger Thätigkeit an der hiesigen Hochschule wegen eines schweren Leidens in den Ruhestand treten mußte, ist, wie die „Tüb. Kr." berichtet, in Berlin gestorben.

* **Bonn.** Gestern Donnerstag fanden, wie die „Frkf. Ztg." meldet, an der hiesigen Universität zwei Habilitationen von Dozenten statt. Dr. Karl Grouven, Assistenzarzt in der Klinik für Hautkrankheiten, hielt seine Antrittsrede über „Die Beziehungen von Hautveränderungen zu Erkrankungen des Darmtraktus" und Dr. Luckwaldt, der sich in der philosophischen Fakultät habilitirte, sprach über „William Pitt". Ferner wird sich als Privatdozent der philosophischen Fakultät Dr. med. et phil. J. Külf mit einer Antrittsrede über „Die Stellung der Philosophie zu den exakten Wissenschaften" einführen.

* **Köln.** Dr. Reitler hat einen Ruf für technische Chemie an die hiesige neubegründete Handelsakademie erhalten.

* **Altenburg.** Im Alter von 65 Jahren ist Edgar Brehm aus Unterrenthendorf gestorben, der jüngste Sohn des hervorragenden Ornithologen Dr. Chr. L. Brehm und der letzte Bruder des durch sein „Thierleben" in der ganzen Kulturwelt bekannt gewordenen Naturforschers A. E. Brehm. Mit Edgar Brehm ist der direkte Mannesstamm der Familie ausgestorben.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Histologie an der Universität in Wien, Dr. Richard Paltauf, ist zum ordentlichen Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie an dieser Universität ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Dem Bibliothekar und Privatdozenten für englische Philologie an der Hochschule in Basel Dr. Gustav Binz sind, der „Frkf. Ztg." zufolge, Titel und Rechte eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **Athen.** Die russische Regierung hat beschlossen, hier ein archäologisches Institut, nach dem Muster der bereits bestehenden gleichartigen Institute anderer Länder, zu begründen.

T. Wissenschaftliche Preisausschreibungen. Der Alvarenga-Preis, der von dem Aerztekollegium in Philadelphia zu vergeben ist, wurde für das Jahr 1900 dem Arzt Dr. de Beck aus Cincinnati für eine Abhandlung über die Augenerkrankung bei Malaria zugesprochen. Bewerbungen für den Preis des nächsten Jahres müssen bis zum 1. Mai 1901 eingereicht werden. Der Preis hat übrigens nur einen Werth von etwa 700 M. (180 Doll.). Wichtiger und einträglicher als dieser Preis sind die Ausschreibungen der französischen Gesellschaft zur Förderung der nationalen Industrie, um die sich Techniker und Gelehrte jeder Nationalität bewerben können. Es sind folgende Preise ausgesetzt: 1000 Fr. für Ausnützung irgend eines weitverbreiteten, bisher nicht verwertheten Produktes, 2000 Francs für eine der chemischen oder metallurgischen Industrie nützlichen Veröffentlichung, zwei Preise von 500 Fr. für wissenschaftliche Untersuchungen, deren Ergebnisse für die Industrie benutzt werden können, 2000 Fr. für eine Verbesserung in der Fabrikation von Chlor, 1000 Fr. für die Entdeckung einer künstlerisch verwerthbaren neuen Metalllegirung, 2000 Fr. für eine Untersuchung der Dehnbarkeit, Elastizität und Zähigkeit der in der Töpferei benutzten Thone und Glasuren, ferner für eine wissenschaftliche Untersuchung der physikalischen und mechanischen Eigenschaften des Glases, sodann für ein neues Verfahren zur Herstellung rauchender Schwefelsäure und Schwefeltrioxyd, endlich für die Herstellung einer Stahlsorte von besonderen nützlichen Eigenschaften infolge der Hinzufügung eines fremden Stoffes. Der Wettbewerb ist, wie gesagt, Jedermann freigestellt, aber die Abhandlungen, die vor dem 31. Dezember dieses Jahres eingesandt werden müssen, sind in französischer Sprache abzufassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dante: La Divina Commedia. Vol. prima: L'inferno. 2. edizione. Leipzig, Brockhaus 1900. — J. G. Findel: Schriften über Freimaurerei. 3. Bd. Leipzig, Findel 1900. — R. Hermann: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland". Novellen. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — J. Wexaer: Ein Frauenherz, und andere Novellen. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 27. Oktober. Nummer 247.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

„Aus dem Lager der Besiegten.“

Jeder, der sich selbst mit Stolz zu den Besiegten rechnet, wird das schöne Wort im Sinne haben: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. Denn an und für sich ist es gewiß weder ein frohes, noch ein stolzes Bewußtsein, das Unterliegen der eigenen Sache eingestehen zu müssen. Nur der unerschütterliche Glaube an die Vortrefflichkeit und Gerechtigkeit dieser Sache vermag das Wehgefühl über die Niederlage in die stolze Resignation zu verwandeln, die jedem Besiegten die Sympathie aller Edeldenkenden einträgt.

Von diesem Gedanken scheint Marie v. Bunsen ausgegangen zu sein, als sie dem Buche über ihren Vater Georg v. Bunsen[1]) den Untertitel „Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten“ mit auf den Weg gab. Es liegt etwas herausforderndes für das Urtheil des Lesers in dieser Hinzufügung, zum mindesten eine captatio benevolentiae. Denn das ganze Lebensbild des bekannten freisinnigen Politikers wird dadurch von vornherein mit dem Schleier einer wehmuthvollen Stimmung umhüllt, der die etwaigen Charakterschwächen sanft verklärt und weder grelle Lichter noch scharfe Schatten aufkommen läßt. Herausfordernd wirkt dieser Untertitel aber auch noch dadurch, daß er uns auf ein Schlachtfeld führt, auf dem Edle unter den Streichen einer brutalen Gewalt sich verbluten. Die Edlen sind hier — das braucht man wohl kaum noch ausdrücklich hinzuzufügen — die Träger einer höheren und idealen deutschen Kultur, wie sie vor dem gewaltigen politischen Umschwung der 60 er und 70 er Jahre im Stillen heranreifte, und die brutale Gewalt findet ihren Ausdruck in dem „neudeutschen“ Geiste, der durch die „Weltanschauung“ eines Bismarck und Treitschke zur Herrschaft in unserm Vaterland und zum Siege geführt wurde.

Diesen Gegensatz konstruirt die Biographin denn auch an einer recht bezeichnenden Stelle ihres Buches klipp und klar heraus. Nachdem sie vorher betont hat, daß Georg v. Bunsen den Altreichskanzler gewissenhaft studirte und ja bewunderte wie wenige Menschen, „die nicht gerade zur Bismarckzunft gehören,“ fährt sie fort:

„Dennach hielt er vieles in dessen (d. i. in Bismarcks) Wesen für unschön, für unedel, dennoch hielt er dessen Einfluß auf unsre Zeit in mancher Beziehung für überaus schädlich, dennoch verwarf er ernstlich die bewußt unwahre Verherrlichung seines Charakters, den in wohlbewanderten hochstehenden Kreisen außerordentlich verbreiteten Satz: man darf dem deutschen Volk seinen Helden nicht rauben.... Bei meinem Vater war es der Widerspruch nicht nur der politischen Richtung, sondern der Ethik, der Kultur, der ganzen Weltanschauung. Diese Weltanschauung hat gesiegt, so schwamm er von nun an gegen den Strom und lebte im Lager der Besiegten.... In kommenden Geschichtswerken wird dieser weittragende Umschwung der Gesinnungen des deutschen Volkes einen merkwürdigen Abschnitt bilden. Selten haben Männer hier oder anderswo in dem Maße Schule gemacht wie Bismarck und Treitschke. Natürlich konnten sie dieses nur, weil sie vorhandene Elemente verkörperten. Aber sicherlich waren es nicht die deutschesten, wenigstens nicht die besten deutschen Elemente, und auf das entschiedenste erheben wir Alle, die so denken, Einspruch gegen E. Marcks Behauptung: Uns bleibt Bismarck die menschgewordene Nation.“[2])

Marie v. Bunsen gesteht selbst ein, daß „es nicht ganz leicht ist, diesen neudeutschen Geist in Worte zu fassen“, und der Versuch, es doch zu thun, den sie auf den folgenden Seiten anstellt, ist denn auch durchaus nicht gelungen. Sie zeichnet in mehr oder weniger verzerrten Linien den gang und gäbe gewordenen Typus des märkischen Junkers vor uns hin, gibt also eher eine Karikatur denn ein geistreich verallgemeinertes Bild der Wirklichkeit. Der Gegensatz zwischen der beschränkten Menschlichkeit, die unter diesem Bild von ihr dargestellt wird, und der in die Erscheinung getretenen feinen humanitas, deren Vertreter Männer wie ihr Vater für sie sind, gibt doch durchaus noch nicht einen auch nur annähernden Begriff von dem Umschwung, der seit dreißig Jahren im deutschen Geistesleben sich angebahnt hat und in dessen voller Entwicklung wir noch stehen. Es zeugt von großer, durch politische Vorurtheile erzeugter Beschränktheit des Blickes, wenn man diesen Umschwung überhaupt auf solche Gegensätze allein zurückführt, und wir würden deßhalb keine Veranlassung haben, uns mit dem Buch der Verfasserin über ihren Vater eingehend zu beschäftigen, wenn es uns nichts weiter böte, wenn es trotz der mangelhaften Schreibweise und der ungleichmäßigen Komposition, die im Verein mit jener Beschränktheit des Blickes dazu beitragen, es zu einem schwer lesbaren zu machen, nicht doch viele interessante Ausblicke gestattete, die zum Nachdenken und zu näherer Erörterung anregen.

Diese Anregung gewinnen wir indessen weniger aus der Schilderung des Wesens und Charakters von Georg v. Bunsen selbst, als vielmehr aus den vielgestaltigen Lebensumständen, in die dieser Mann von Jugend auf gestellt war. Es tritt also auch hier der gar nicht so seltene Fall ein, daß in einer Biographie das Innenleben der dargestellten Persönlichkeit uns nicht in dem Grade in Anspruch nimmt wie die Welt, die ihn umgibt, daß uns der Hintergrund des Portraits mehr sagt als dieses selbst.

Nur auf wenige äußere Daten und Begebnisse im Leben Georg v. Bunsens ist es nöthig hinzuweisen, um

[1]) Georg v. Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie v. Bunsen. Berlin 1900. Verlag von Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

[2]) Deutsche Rundschau, Mai 1899.

von dem zeitgeschichtlichen Hintergrunde, auf dem sich dieses Leben abspielte, einen deutlichen Begriff zu geben. Als Sohn eines hervorragenden Vaters, Christian Karl Bunsens, des damaligen Legationssekretärs, und einer nicht minder geistig bedeutenden Mutter, einer Engländerin, im Jahre 1824 in Rom geboren, genaß der Knabe alle Vortheile, aber auch alle Nachtheile einer internationalen Herkunft und Erziehung. Auf die Nachtheile werden wir unten mit einigen Worten zurückkommen müssen. Der im tiefsten Sinn des Wortes deutsch denkende Vater suchte sie dadurch möglichst zu paralysiren, daß er den Sohn schon mit 18 Jahren aus dem Vaterhause, das damals noch auf dem Kapitol in Rom stand, weggab und ihn unter die strenge Schulzucht, sowie in die rein philologische Atmosphäre von Schulpforta brachte. Von dort aus schon führten Ferienreisen den heranreifenden Jüngling in das Vaterland seiner Mutter, nach England, und in den Mittelpunkt des vornehmen Londoner Gesellschaftslebens, in das der Vater inzwischen als preußischer Gesandter eingetreten war. Hieran schloß sich für den Achtzehnjährigen eine überaus angeregte Studienzeit in Berlin. Wir brauchen nur die Namen Neanders, Schellings, Böckhs, Ritters, Ranke's zu nennen, um die Bedeutung der Quellen zu erkennen, aus denen der Student seine wissenschaftliche Bildung schöpfte. Dort tritt auch die Politik näher an ihn heran, wie es ja bei den gesellschaftlichen Verbindungen, in die er als Sohn seines Vaters kam, nicht anders sein konnte. Dem Berliner Studienaufenthalt folgt 1845 ein Bonner. Hier sind es Ritschl, Rothe, Dahlmann und Arndt, die auf den empfänglichen jungen Mann einwirken. Ein Winteraufenthalt in Italien, das er seit seinen Knabenjahren nicht wieder gesehen, entrückt ihn dem akademischen Leben, ohne daß er dieses zunächst zu einem formellen Abschluß gebracht hätte. Und an die italienischen Eindrücke schließen sich aufs neue englische oder in weiterem Sinne internationale, da Bunsen im Jahre 1847 nach London übersiedelt, um seinem Vater als Privatsekretär in der politischen und wissenschaftlichen Arbeit zur Hand zu gehen. Erst 1851 kehrt er, nach manchen Reisen ins Ausland, von dort als gereifter Mensch nach Bonn zurück, um mit dem Doktorexamen seine eigentliche Studentenzeit abzuschließen. Eine politische Laufbahn schien nach dieser praktischen Vorbereitungszeit bei seinem Vater für ihn das angemessenste zu sein und die engen Beziehungen zum Berliner Hof, vor allem aber auch zu dem prinzlichen Paar in Koblenz eröffneten ihm anfangs gute Aussichten. Jedoch diese Aussichten verdüsterten sich infolge der innerpolitischen Begebenheiten jener Jahre und „seine Seele schreit nach selbständigmachender, selbständiger Thätigkeit“. Diese hoffte er in der Landwirthschaft zu finden; „sein Vater sehnte sich nach einem dauernden Familienheim, suchte nach einem Gut am Rhein, so wollte er, Georg, Landwirthschaft studiren, um dieses Familiengut dereinst zu verwalten. Auch zog das Studium ihn an.“ Nach mancherlei inneren und äußeren Wirren — der Vater hatte 1852 seine Entlassung vom Londoner Gesandtschaftsposten genommen — bringt ihm die Ehe mit Emma Birkbach im Jahre 1854 „nicht nur ein schönes und reines Glück, sondern auch die Erfüllung seiner sehnlichen Wünsche nach einer festen Heimath, nach einem festen Beruf“. Er wird Gutsbesitzer am Rhein. Aber die Politik läßt ihn auch in dieser neuen Thätigkeit nicht los und hält ihn bald ganz wieder in ihrem Banne. Im Jahre 1862 verkaufte Bunsen sein Gut, um sich ganz dem parlamentarischen Leben zu widmen, in das er in demselben Jahre als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses eintrat und in dem er ein volles Vierteljahrhundert, zuletzt als Mitglied des Deutschen Reichstags, verblieb. Die Etappen seines Lebens fallen von nun an mit dem Entwicklungsgange des politischen Lebens in Deutschland in jenen Dezennien zusammen. Durch seine dauernde Uebersiedlung nach Berlin, wo er infolge früherer wie neugewonnener Beziehungen im regen Verkehre mit den hervorragendsten Menschen auf allen Gebieten stand, hatte er auch für sich und seine Familie eine bestimmt umgrenzte Lebensatmosphäre gewonnen. Wenn er auch als Abgeordneter nie eigentlich in den Vordergrund trat, spiegelt sich doch in seiner Thätigkeit wie in seinen zahlreichen brieflichen Aeußerungen über sie die Bewegung vortrefflich wieder, die in den 70er und 80er Jahren unser deutsches Geistesleben zu ergreifen begann und die heute noch andauert. Georg v. Bunsen mußte seinem ganzen Entwicklungsgange nach der großen nationalliberalen Partei angehören, die in den 70er Jahren die innere Befestigung des neubegründeten Deutschen Reiches an Bismarcks Seite unternahm, er mußte seinem ganzen politischen Empfinden nach auch die Sezession mitmachen, als sich die große Spaltung innerhalb dieser Partei vollzog. Daß er in der darauf folgenden innerlich so bewegten Zeit auch einen Prozeß wegen Bismarcks-Beleidigung durchzukämpfen hatte, war für ihn eine bittere persönliche Erfahrung, die wohl mit dazu beitrug, daß er dem physischen Unbehagen, das ihn damals ergriffen hatte, nachgab und sich (im Jahre 1885) ganz von dem politischen Leben zurückzog. Er fühlte sich in das „Lager der Besiegten“ gedrängt und sein Lebensabend war von jener Resignation überhaucht, die ein gütiges Geschick feinempfindenden Gemüthern als Schild gegen die Härten des Lebens verleiht. Im Jahre 1896 starb er.

Wir haben diese kurze Skizze des Lebensganges Georg v. Bunsens uns zuweilen etwas mühsam aus der Darstellung des Buches, die mit zahlreichen Briefstellen durchwebt ist und recht häufig sprungweise, in einem sorglosen Kunterbunt, vorwärts schreitet, herauslesen müssen. Dabei sind wir absichtlich auf das innere Wesen und Werden des Mannes so wenig wie möglich eingegangen, so anziehend es im übrigen sein muß, einer so feingestimmten Natur auf den Grund zu schauen. Was uns zu der Betrachtung der äußeren Lebensumstände eines so vielgestaltigen und hochgebildeten Menschen anreizte, war die bei der Lektüre des Buches sich uns aufdrängende Frage, ob wirklich der „neudeutsche Geist“ so bildungsfeindlich ist, wie ihn die Verfasserin hinstellt, und ob sich nicht vielmehr in den Trägern der alten Bildung, über deren Niedergang Marie v. Bunsen klagt, schon Momente geltend machen, welche die Gegenwirkung eines „neudeutschen Geistes“ nothwendig hervorriefen, ganz abgesehen von einer angeblich gewaltthätigen Beeinflussung dieser Entwicklung durch einen Bismarck oder Treitschke. „Immer und allezeit,“ so sagt die Verfasserin, „haben die Alten das Neue mißbilligend kritisirt. Aber mit der allgemein bei beobachtenden älteren Männern und Frauen vorkommenden Klage über die geringere Bildung stimmt leider jede aus Biographien, Memoiren, mündlichen Ueberlieferungen und Literaturwerken geschöpfte Kunde überein. *Wir waren sehr gebildet, und das war unser Stolz; wir sind es weit weniger, und gerade das ist uns recht.*“ Ist wirklich die Bitterkeit, mit der die schriftstellernde Dame diese letzte Antithese hinwirft, in sich gerechtfertigt? Ist nicht vielmehr hier das Verkennen einer Entwicklung unsres Bildungsstandes zu konstatiren, einer Entwicklung, die wohl zu anderen *Formen* der Bildung führen kann und voraussichtlich

auch führen wird, ohne aber ihren inneren Gehalt zu verringern? Die große Frage: was ist Bildung? muß auch hier aufgeworfen werden. Männer wie Georg v. Bunsen und viele seiner politischen Gesinnungs- und Kampfgenossen standen gänzlich unter dem Einfluß der großen geistigen Strömung des 19. Jahrhunderts, welche von den Heroen der letzten klassischen Periode unsrer Literatur ausgeht und die man mit einem recht glücklichen Ausdrucke die neuhumanistische genannt hat. Ihr verdankt unser deutsches Geistesleben eine neue tiefgehende und fruchtreiche Belebung, und indirekt ist auf sie allein auch der Aufschwung und die Neubelebung des politischen Lebens zurückzuführen, die zur Einigung des Reiches führten. Denn alle wirklich bedeutenden Patrioten und Politiker, welche an der Herbeiführung dieser Einigung mitarbeiteten, Alle, ohne Unterschied der parteipolitischen Richtung, sind mehr oder weniger von dieser Strömung mit erfaßt und zu ihrem Ziele hingetrieben worden. Sonst würde es einfach unmöglich gewesen sein, daß sie bedeutungsvoll in die politische Entwicklung eingegriffen hätten. Marie v. Bunsen muß uns gestatten, daß wir auch Bismarck und Treitschke hier nicht ausschließen, daß wir im Gegentheil es für eine höchst dankbare Aufgabe halten würden, zu untersuchen, in welch hohem Grade Beide in ihrem gesammten Wesen und Wirken von dieser Strömung getragen wurden. Freilich dürfen wir dann diesen neuhumanistischen Geist nicht als in so enge Schranken eingeschlossen, nicht so einseitig begrenzt auffassen, wie es die Verfasserin im Hinblick auf ihren Vater und seine parteipolitischen Gesinnungsgenossen zu thun scheint. Es wäre ja undenkbar, daß sich in allen Köpfen ein geistiger Aufschwung in denselben Gedankengruppen kund thäte, in allen Charakteren durch dieselbe Willensrichtung offenbarte; und doch können Alle in ihrer Weise von der neuen geistigen Strömung erfaßt sein. Undenkbar wäre es auch gewesen, daß Bismarck in einem inneren tiefen Gegensatze zu der Bildung seiner Zeit gestanden wäre, wie die Verfasserin es beinahe anzunehmen scheint. Seine gewaltige politische Einwirkung beruhte im tiefsten Grunde ja gerade darin, daß er diese Bildungsideale nach ihrer politischen Ausstrahlung hin verwirklichte. Würde er sonst selbst im Lager derer, die sich später „die Besiegten" nannten, so begeisterte Herolde seines Werkes gefunden haben? Allerdings hörten viele dieser Herolde später auf es zu sein, indem sie zwischen dem Bismarck der 70er Jahre und dem der 80er eine tiefe Kluft befestigten und das so begriffsleere Wort des Reaktionärs auf den Kanzler im letzten Dezennium seiner amtlichen Thätigkeit anwandten. „Die Ethik, die Kultur, die ganze Weltanschauung" des großen Mannes sollten nun auf einmal den Bildungsidealen seiner früheren begeisterten Anhänger und auch seiner eigenen früheren „besseren" Zeit entgegengesetzt worden sein. Der „neudeutsche", der „märkische Geist" soll da emporgekommen sein, und den echten deutschen, neuhumanistischen Geist zu Boden gedrückt, geknebelt und vom Schauplatz des öffentlichen Wirkens hinweggedrängt haben. Ist das wohl überhaupt historisch möglich? Läßt sich eine geistige Strömung von solcher Gewalt, daß sie zu umwälzenden politischen Thaten führt und den mächtigsten Willen unsrer Zeit in Banden hält, plötzlich unterbinden und abdämmen, bloß weil dieser Wille einer einzigen großen Persönlichkeit sich angeblich von ihr abwendet? Liegt nicht vielmehr in dieser Annahme der Fehler einer zu beschränkten Auffassung von dem Wesen jener Strömung versteckt? Sind es nicht vielleicht gerade die Bildungsideale, deren Verdunkelung beklagt wird, die infolge einer nothwendigen inneren Weiterentwicklung andere Formen annehmen müssen?

Wir haben in dem oben skizzirten äußeren Lebensgange Georg v. Bunsens ein charakteristisches Bild von den geistigen Einflüssen gewonnen, die das Bildungsideal eines echt deutsch fühlenden und denkenden Mannes vor dem Aufkommen des „neudeutschen" Geistes schaffen halfen. Der Geschilderte kann als ein Typus jener Patrioten gelten, die im neuhumanistischen Geiste lebten und wirkten und an dem Wiederaufbau unsres Vaterlandes arbeiteten. Gleichwohl sehen wir an seinem Charakterbilde schon die Spuren, die auf eine sich mit Nothwendigkeit vorbereitende Umwandlung jenes Bildungsideals hindeuten. Zunächst war es in Georg v. Bunsen ein ganz individuelles Manko, das ihn verhinderte, dieser Fortentwicklung des geistigen Lebens in Deutschland über die von Jugend auf ihm als Ideale vorschwebenden und damals noch allein volle innere Berechtigung tragenden Formen unsrer Bildung hinaus zu folgen. Es ist seine Tochter selbst, welche dieses Manko scharf formulirt. Als sie von dem jungen Manne spricht, der nach seiner diplomatischen Lehrzeit beim Vater in England in sein deutsches Vaterland zurückkehrt, fährt sie fort:

„So zeigten sich aber jetzt bereits die Faktoren, welche ihm das Leben erschwerten: die nomadenhaft wechselnde Heimath, die Doppelnationalität, welche mit dem Vortheil der subtileren Zusammensetzung, des erweiterten scheuklappenlosen Gesichtskreises, die fraglosen Nachtheile der mangelnden Rasseneinheit und instinktiven Volkszusammengehörigkeit mit sich führt. Dazu kam, daß seine Familie zu keiner Kaste gehörte, daß sie den schwierigen Versuch anstellte, zwei so verschiedene Kreise wie die ‚große' Welt und die Gelehrtenwelt zu vereinigen, dazu kam, daß seine fortgeschrittenen Ansichten nicht ganz selbstverständig zu seinen etwas vornehmen Gewohnheiten paßten, dazu kam, daß die Augenschwäche ihn der persönlichen Fühlung mit der Armee, dieses in Deutschland so wichtigen volksthümlichen Kittes, beraubte. Am allerernstesten war aber gewiß die Unklarheit über seinen Beruf."

Wenn alle diese aufgezählten Faktoren für Georg v. Bunsen eine gewisse Erschwerung des äußeren Lebens in Deutschland bedeuteten, so erleichterten sie ihm doch auch gewiß nach der anderen Seite hin das Ausreifen und Ausleben seiner Persönlichkeit im Sinne des neuhumanistischen Bildungsideals. Und in der That ist ein feingebildeter Kosmopolitismus, wie er diesem Mann zu eigen war, ganz im Geiste Goethe's gewesen, der jenes Bildungsideal den späteren Generationen vor die Augen stellte. Gleichwohl wird auch Georg v. Bunsen bei seinem späteren völligen Einleben in deutsche Verhältnisse unwillkürlich danach gestrebt haben, jene Erschwerung des Lebens zu überwinden und den Kosmopolitismus, so weit es anging, von sich abzustreifen. Seine politische Thätigkeit verlangte dies schon; er konnte parlamentarisch nur erfolgreich mitwirken, wenn er nicht internationale, sondern aus dem eigenthümlichen Leben der deutschen Nation sich ergebende Maßstäbe bei der Beurtheilung der Dinge anlegte. Es kommt hier nicht darauf an, festzustellen, wie weit ihm das gelungen ist oder ob nicht vielleicht das zuweilen vergebliche Bemühen nach dieser Seite hin die Enttäuschung, die ihn schließlich zum Aufgeben seiner politischen Thätigkeit mit veranlaßte, herbeiführen half. Auf jeden Fall hat er wohl den Zwiespalt empfunden, in den jene oben genannten Faktoren seines Entwicklungsganges ihn versetzten. Dieser Zwiespalt aber war nicht lediglich persönlicher Natur; die ganze neuhumanistische, an sich so ideale Geistesströmung mußte, sobald sie zur politischen Bethätigung gelangte, auf die Dauer

an ihm kranken, denn auch ihr waren und sind mancher jener Mamente eigenthümlich, die Georg v. Bunsen „das Leben erschwerten". Der kosmapalitische Zug des van ihr erstrebten Bildungsideals mußte an manchen Punkten, besonders auf wirthschaftlichem Gebiet, nothwendig in Widerspruch treten zu den Farderungen eines sich immer fester in sich selbst zusammenschließenden, zur kräftigen Wahrung seiner Sanderexistenz van allen Seiten her genöthigten nationalen Staates. Und wa dieser Widerspruch sich mit innerer Nothwendigkeit ergab, konnte es an äußeren Kämpfen nicht fehlen, die einen um sa heftigeren Charakter annahmen, je idealer auf beiden Seiten die Ansprüche zu sein schienen. Hier ist unsres Erachtens der Punkt zu suchen, an dem das Erwachen des von Marie v. Bunsen so genannten „neudeutschen" Geistes begann. Es handelt sich nicht um einen Kampf gegen das neuhumanistische Bildungsideal an sich, den das Erwachen dieses Geistes entfachte, sondern lediglich um den mühsamen Prazeß des Anpassens dieses Bildungsideals an die dem neuen um seine Existenz hart ringenden nationalen Staate für die Verwirklichung des Ideals nothwendigen neuen Lebensformen. In vieler Hinsicht bedeuten diese neuen Farmen eine Beschränkung des alten, in schäner Freiheit über den Dingen schwebenden Ideals; wer kännte das leugnen. Das Hineinzwängen freiheitlicher Anschauungen in Schranken, die von der Nathwendigkeit der staatlichen Selbsterhaltung gezagen werden, mußte vielfach Wunden reißen, die Todeswunden zu sein schienen; das Gefühl der Volkszusamengehörigkeit, das varher ein instinktives und deßhalb ungebundenes Dasein geführt, mußte sich in feste Bande fügen, die zuweilen wie Fesseln schnürten; der varher in einem „erweiterten, scheuklappenlosen Gesichtskreis" umherschweifende Blick sallte nun auf wenige feste Ziele beschränkt und hingelenkt bleiben. Konnte solche Anpassung ohne Gewalt, ohne Härten und Schraffheiten, ahne das Sichaufdrängen eines starken Willens vor sich gehen? Mußte nicht ebenso, wie einem Georg v. Bunsen das Leben durch seine außerhalb der nationalen Schranken begannene Entwicklung „erschwert" wurde, auch den Trägern jenes neuhumanistischen Bildungsideals, und gerade den feinfühligsten unter ihnen am meisten, das Hineinleben in die Forderungen einer neuen graßen Gemeinschaft einen inneren Zwang bedeuten? Aber zerstört dieser Zwang, sa fragen wir nun aufs neue, wirklich auch die ganze Grundlage unsres Geisteslebens, wie sie van den Heraen der deutschen Literatur im Anfang des 19. Jahrhunderts gelegt wurde? Besteht wirklich ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen einem siegreichen „neudeutschen" Geist und dem Bildungsideal, dessen Frucht ja auch unser neues nationales Leben ist? Es wäre schlimm, wenn es sa wäre! Die „Besiegten" reden von der Herrschaft des Militarismus, van palizeilicher Bevarmundung des Bürgers, von Interessenwirthschaft in der Palitik, als seien das siegreiche geistige Mächte und Strömungen in unserm neuen nationalen Staate, während es dach im Grunde nur Ausartungen sind van nothwendig gewordenen, gesunden und mit jenem Bildungsideal sehr wahl zu vereinbarenden, ja zum Theil gerade ihm entsprungenen natianalen Einrichtungen. Sollen, wenn die Ausartungen für eine Zeit in den Vordergrund zu treten scheinen, auch diese Einrichtungen ihre erziehliche und sittliche Bedeutung verloren haben? Wir sind der Ueberzeugung, daß mit der Erfüllung unsrer nationalen Hoffnungen, mit der Wiederaufrichtung eines einheitlichen deutschen natianalen Staates gerade ein Theil jener Bildungsideale verwirklicht wurde, daß sie in Bismarck den Thatmenschen gefunden, der sie aus den überirdischen Regianen auf die Erde herabholte. Die sich jetzt die „Besiegten" nennen, sind im Grunde also die Sieger, nur vermögen sie den Sieg ihrer Sache nicht zu erkennen, weil er ihnen zum Theil von störenden Nebenerscheinungen verdunkelt wird, auf die sie varher nicht gefaßt sein konnten. Jedem Entwicklungsprozeß werden salche Stärungen nothwendig anhaften müssen, am meisten einem salchen, der sich im geistigen und öffentlichen Leben einer ganzen Nation vollzieht. Aber sallen wir darum sagleich von dem Unterliegen einer „Weltanschauung" reden und resignirt das Erbe unsrer großen Kulturbringer des letzten Jahrhunderts als bereits vergeudet und verloren beklagen? Gerade in dem **Kampf** gegen die Stärungen in dem großen kulturellen Entwicklungsprozeß unsrer Zeit wird das Bildungsideal, wie es Goethe vor uns aufgepflanzt, erst recht erstarken und die Farmen finden, die es zu seiner weiteren Verwirklichung bedarf. Darum sallten gerade die Besten unsrer Nation nicht kleinmüthig sich in ein „Lager der Besiegten" zurückziehen. Sie sind es, die den „neudeutschen" Geist vertreten, nicht die lauten Lärmmacher in der Palitik, in der Wissenschaft, in der Presse, in der Literatur, auf der Bühne. „Aus dem Lager der Kämpfenden" sallte es heißen, denn im harten Kampfe liegen die bleibenden geistigen Grundbedingungen unsres nationalen Daseins mit den die freie Aussicht mit ihrem Gestrüpp bedeckenden kleinen Interessen des Tages und der Einzelnen. Aber sollen wir etwa die Haffnung aufgeben, daß jene, in irgendwelcher Farm sich zum Siege durchringen werden? Wenn sich selbst der Kampf nicht mehr verlohnte, dann freilich müßte es uns um die Zukunft unsrer Natian bange sein

O. B.

Ein unbekannter Brief und ein akademisches Gutachten Kants.

Herausgegeben von F. **Boll** (München).

Der in Nummer 228 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung enthaltene Bericht über den 31. deutschen Anthrapalogenkongreß mahnt mich an eine kleine literarische Pflicht, deren Erfüllung ich nicht länger verzögern will. Der Varsitzende der Wiener Anthropalogischen Gesellschaft, Frhr. v. Andrian-Werburg, sprach auf jenem Kongreß über die mystische Bedeutung der Zahl Sieben und kam zum Schluß auch auf die fast ebensa wichtige Neunzahl zu reden. Mit dem letzteren Gegenstand beschäftigt sich ein ungedruckter Brief von Immanuel Kant, der in der Autographensammlung der kgl. Haf- und Staatsbibliothek in München aufbewahrt wird. Ich hoffe, daß der Brief, auf den mich mein Freund und Kollege E. Petzet aufmerksam gemacht hat, wenigstens in den Nachträgen zu dem in diesem Jahr erschienenen ersten Band van Kants Briefwechsel in der Ausgabe der Berliner Akademie[1]) seinen Platz wird erhalten können.

Der Adressat des Briefes ist der Magister Abraham Jalob **Penzel**, van dem zwei Briefe an Kant in der akademischen Ausgabe veröffentlicht sind. Man hat durch Jacabs, Schütz, Senme, Röse, Eckstein und ihn selbst genug Nachricht van seinem Leben, um sich ein Bild von dem seltsamen Kauz machen zu können, der ein vielleicht außergewöhnliches Sprachtalent besaß, aber leider durch seine Unbeständigkeit und Zerfahrenheit sich und Andere größtentheils um die Früchte seiner Gelehrsamkeit gebracht

[1]) Vgl. die Besprechung von F. Medicus in Nr. 96 der Beilage d. J.

hat. Er starb 1819 nach einem meist in der Thätigkeit eines Hauslehrers oder Sprachmeisters in Deutschland, Rußland und Italien verbrachten Leben als Lektor an der Universität Jena, nicht geradezu im Elend, aber doch in höchst dürftigen Umständen, durch eine nicht ganz seltene Vereinigung von gelehrter Starrköpfigkeit, Trunksucht und Bücherliebhaberei in seinen Finanzen zerrüttet, äußerlich ganz ein schmutziger alter Cyniker. In seinem kuriosen Testament vermachte er an erster Stelle seinen Körper dem Anatomischen Theater zum Besten angehender Mediziner, um seinen Nebenmenschen so nach seinem Tode nach zu nützen; dann seine Handschriften und Bücher, Landkarten und Kupferstiche der Akademischen Bibliothek, seine wenigen Kleider, seidenen Tücher und Strümpfe dem Frauenverein und seine Schulden dem Großherzog.

Nach Königsberg und dadurch in Kants Nähe war er auch auf eine sonderbare Art gekommen. Zur Ausbreitung seiner geographischen Kenntnisse, von denen seine Strabo-Uebersetzung ein unverächtliches Zeugniß ablegt, hielt er es für angebracht, den Norden und die lettische, polnische und russische Sprache genauer kennen zu lernen und ließ sich 1775 in Nürnberg von preußischen Offizieren anwerben, um so trotz seiner Mittellosigkeit nach Königsberg zu gelangen. Der abenteuerliche Plan schlug zum Guten aus, denn in Königsberg fanden die Offiziere des Regiments und dessen Chef solchen Gefallen an ihrem gelehrten Grenadier, daß er nicht nur wenig militärischen Dienst zu machen brauchte, sondern bereitwillige Unterstützung bei seinen Studien und auch die nöthigen Subsistenzmittel als Leiter der „Königsberger Zeitung“ und durch andere Nebengeschäfte finden konnte. In diesen Jahren (1778 ging er plötzlich aus unbekannten Gründen nach Warschau) hat er denn auch den großen Königsberger Philosophen kennen gelernt und, wie der folgende Brief zeigt, für seine gelehrten Pläne immerhin einiges Interesse bei ihm erweckt.

Des HEn. M. Penzel Hochedlg.

Ich habe das Vergnügen hiebey den Bailly[2]) zu überschicken doch mit dem Ersuchen daß ich ihn Donnerstags Morgens wiederum könne abholen lassen. Ich wünsche daß Ew. Hochedl: in dem weitläuftigen Umfange dieser recherchen sich anfangs nur ein Merkmal der Abstammung der Wissenschaften aus dem Norden von Asien zur Bearbeitung aussondern möchten und alle übrige vor der Hand darauf beziehen. Diese würde die Wichtigkeit der Zahl 9 bei Chinesen Indianern xx selbst den alten Griechen und sogar den Deutschen seyn und welche ohne Zweifel einen Astronomischen Grund hat. Der periodische Monath (Zeit des wirklichen Umlaufs des Monden) besteht aus 3mal 9 (27) tagen und sieben Stunden. Dagegen der synodische (Zeit von einem Neumonde zum andern) aus 29½ Tagen. Die Zahl 9 scheint also zur Eintheilung des ersteren die Zahl 7 zu Eintheilung des letzteren am geschiktesten zu seyn. Doch haben mehrere concurrirende Ursachen bey den verschiedenen astronomiekundigen Nationen das Ansehen dieser Zahlen befördert die hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde.

Ich finde: daß als der Athenienfische Feldherr Nicias vor Syracus unglücklich war und mit der Flotte abzugehen dachte der Priester bey Erscheinung einer Mondfinsternis diese Reise nicht eher vor glücklich erklärete als nach 3mal 9 Tagen.[3]) In einer aus dem englischen übersetzten Pièce von den Menschen-Opfern der alten deutschen Völcker deren Titel ich mich nicht mehr erinnere[4]) ist viel von der Heiligkeit der Zahl 9 bei ihnen angeführt.

In des Le Gentil memoire von der indischen astronomie[5]) fand ich daß ihre große Epochen welche insgesammt astronomische Cycli sind genau in die 9 aufgelöset werden können. In Pauw recherchen[6]) werden Sie noch vieles von der Chinesen u. tataren Achtung vor diese Zahl antreffen. Das Element dieser Zahl (durch die multipl:) nemlich drey war schon an sich durch die Lamaische u. indianische trinitaet der Gottheit (der heilige Gesetzgeber und Schöpfer Brama, der gütige regirer und Erhalter vistnu u. der gerechte Richter ruddiren[7]) in Ansehen. Die germanische [darüber geschrieben: scandinavisch] Völcker hatten auch ihren Odin Freya u. Thor sowie die Perser Orsmusd, Mithra u. Ariman. Selbst die apocalyptische Zahl 666 enthält 74mal 9 und beziehet sich auf die Chaldaeische perioden die Ausrechnung der Planeten-Coniunctionen zu erleichtern, davon die Sossos 60 die Neros 600 und die Saros 6mal 600 Jahre ausmachten. Wo denn iemand diese Elemente so zusammensetzte daß die heilige Zahl 9 darinn aufginge (als 600 multiplicirt durch 6 u. noch 60 dazu gethan). Das größte Stufeniahr[8]) ist 7 multipl: in 9 zwey heil: Zahlen zusammen.

Es scheinet mir daß ein dem ersten Ansehen nach so unerheblicher Umstand als die Übereinstimmung einiger Völcker in dem Vorzuge einer Zahl und der Zusammenhang derselben mit der ältesten astronomie einen ziemlichen Fingerzeig auf die erste Schule der Wissenschaften der alten nationen abgeben könne. Vielleicht hat auch die Uralte obzwar geheim gehaltene Erfindung mit 9 Ziffern u. einer 0 zu rechnen zum Ansehen der Zahl 9 viel beygetragen.

Dieses alles ist wie Ew. Hochedl: sehen ohne genaue Prüfung nur so dahin geworfen. Ich verbitte daher allen Antheil an dem was Ihre reifere Untersuchungen darüber herausbringen werden wozu ich gleichwohl viel Glück wünsche indem mir die Sache wichtig und zugleich sehr unterhaltend vorkommt.

D. 12. Aug. 1777. I. Kant.

Bei dem Briefe an Penzel lag, wohl nur durch Zufall mit ihm vereinigt, ein akademisches Gutachten Kants, das immerhin des Abdrucks nicht unwerth scheint und hier, gleichfalls in genauer Wiedergabe von Orthographie und Interpunktion, folgen mag. Die Zeit, aus der es stammt, ist nicht angegeben.

Es hat sich eine Neuerung in den Beschlüssen eines Theils des Akademischen Senats erhoben wodurch eine Integritaet desselben beabsichtigt wird die mit sich selbst im geraden Widerspruche ist nämlich ein Decret die Stelle der beständig ausbleibenden bey den Sessionen desselben durch Adjunkten zu

[2]) Gemeint sind vermuthlich des Astronomen J. S. Bailly, der aus der Revolutionsgeschichte ebenso bekannt ist wie als Gelehrter, „Lettres sur l'origine des sciences et sur celle des peuples de l'Asie, adressées à M. de Voltaire, et précédées de quelques Lettres de M. de Voltaire à l'Auteur,“ Londres 1777. Ich habe das Exemplar vor mir, das der Verfasser seinem Freund Merard de St. Just, einem nicht ganz unbekannten Schriftsteller, der u. a. ein Jahr nach Bailly's Hinrichtung ein Eloge auf ihn drucken ließ, zum Geschenk gemacht hat. Wäre hier der Ort dazu, so ließe sich über dieses Widmungsexemplar, das später mit Quatremère's Bibliothek in den Besitz der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München gekommen ist, mancherlei erzählen. Es ist nicht nur durch alle jenen kleinen Vorzüge, die das Herz des Bücherfreundes erfreuen: auserlesenes Papier, breiten Rand, schönen Einband und das in Kupfer gestochene Exlibris des Besitzers bemerkenswerth, sondern ebensosehr durch die Verse und Noten, die Merard darin eingezeichnet hat; zumal durch die handschriftlich nachgetragenen Stellen aus Voltaire's Briefen an Bailly, die von der Zensur unterdrückt worden waren.

[3]) Thucyd. VII, 50, 4.

[4]) Kant denkt aller Wahrscheinlichkeit nach an das Buch Jak. Bryants „Von den Menschenopfern der Alten“, das Chr. Fr. Michaelis in deutscher Uebersetzung 1774 in Göttingen erscheinen ließ. Ich kenne es nur dem Titel nach.

[5]) Genauer „Mémoire sur l'Inde“; es steht in den Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de Paris, année 1772, 2. partie. Die Cyklen, auf die Kant verweist, sind S. 190 beschrieben.

[6]) Es müssen Corneille de Pauw's Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois (Berlin 1773, in 2 Bänden) gemeint sein, bei flüchtigem Blättern konnte ich aber die Stelle, die Kant im Auge hat, nicht finden.

[7]) Dies ist der vedische Gott Rudra, eine Form des Siwa. Wie mich Hr. Prof. Kuhn freundlich belehrt, wird Kant die Form „Ruddiren“ aus des *La Croze* Histoire du Christianisme des Indes, la Haye 1724 (vgl. S. 464) entnommen haben.

[8]) So heißt in der Astrologie jedes 7. Jahr im Menschenleben; es gilt für kritisch und am meisten das 63. als Produkt von 7 und 9.

ergänzen welche für sich selbst stimmgebend seyn sollen ohne doch Glieder des Senats zu seyn und ein Theil über das Ganze beschließt. Denn die Adjungirte, als non senatores, können ganz andere Absichten haben als die des Senats.

Bisher ist es so gehalten worden daß die welche dem Consess nicht beywohnen können vermittelst einer durch den Akademischen Ministerial verrichteten Capsulation ihre vota abgeben und so waren sie authentisch; was würde dann werden wenn Stellvertreter die nicht dasselbe Interesse für die Akademie haben welches man den Senatsgliedern zutrauen muß wie Miethlinge den Platz derselben einnehmen und diese Funktion nach ihrem eigenen Kopf verwalten sollten. — Nach demselben Princip der Vollzähligkeit des Senats im Consess würde auch der welcher dem Senat zwar gewöhnlich beywohnt aber einmal durch Krankheit oder andere Verhinderung davon abgehalten wird das Senatsgeschäfte unkräftig machen.

Da also die Projektirte Substituten-Integritat an sich wiedersprechend die durch Capsulation dagegen in Fällen der Krankheit oder sonstiger Leibesschwächen nicht allein vergönnet sondern auch zu dem Zwecke hinreichend und von Stiftung der Universität her immer so gehalten worden ist so verweigere ich meine Einstimmung zu diesem neu ausgedachten Plane indem der Alte so wie er weise auch zugleich der menschlichste ist. J. Kant.

Mittheilungen und Nachrichten.

Oscar Hertwig: Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert. Jena (Fischer) 1900. — Da über diesen bei der letzten Naturforscher- und Aerzte-Versammlung gehaltenen Vortrag bereits in Nr. 214 der Beilage berichtet worden ist, erübrigt es uns, einige dort nicht erwähnte Punkte hier nachzutragen. Ueber die Hypothese der Urzeugung sagte Hertwig, man habe sie um so leichter angenommen, je weniger man vom Lebensprozeß gewußt habe; überhaupt sei die Kluft zwischen der belebten und der unbelebten Natur, anstatt allmählich ausgefüllt zu werden, viel eher tiefer und breiter geworden. Die Zelle ist selbst ein Organismus, zusammengesetzt aus zahlreicheren noch kleineren Lebenseinheiten, die von verschiedener chemischer Beschaffenheit und durch uns unbekannte Beziehungen zum Lebensprozeß der Zellen untereinander verbunden sind. In dem Streit zwischen Vitalismus und Mechanismus hatten beide Theile Unrecht; man läßt überhaupt besser die „Kräfte“ ganz aus dem Spiel und hält sich an das, was sie einzig wahrnehmbar macht: ihre Wirkungen. P. N. C.

W. Lüpkes (Pastor), Seemannssprüche. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten über Seewesen, Schiffer- und Fischerleben in den germanischen und romanischen Sprachen. Berlin, Mittler u. Sohn. — Die unabsehbare Literaturfluth, die mit dem herrschenden Meeres- und Flottenrausch in den letzten Monaten über uns hereingebrochen war, hatte nur zu oft etwas von dem Charakter des Elements selbst, dem sie dienen sollte. Umsomehr muß man sich freuen, wenn aus dieser Fluth sich auch einmal ein festes Eiland heraushebt, eine Rettungsinsel, auf der sich der seekrank Gewordene erholen kann. Dieses Gefühl überkam mich bei der Lektüre der vorliegenden Sammlung. Zwar muß gleich betont werden, daß nach der Absicht des Sammlers selbst die Arbeit einen patriotischen Zweck hat und den deutschen seemännischen Kreisen — und denen, die es werden sollen — zugute kommen soll. Wie der Verfasser sich das denkt, ist freilich nicht recht einzusehen. Ob vielleicht die Deutschen künftig nur in Seemannssprüchen miteinander verkehren sollen? Doch diese Gefahr hat der Sammler noch selbst im letzten Augenblick dadurch abgewendet, daß er sich entschlossen hat, auch die Seemannssprichwörter zunächst der übrigen germanischen Brudervölker, sodann der romanischen Völker aufzunehmen. Dadurch bekommt die Sammlung wenigstens etwas Internationales. Und dadurch gewinnt sie auch wissenschaftliches, volkskundliches Interesse. Ja, darin scheint mir ihr Hauptwerth zu liegen, so wenig das von dem Verfasser beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Freilich nur mit vielen Vorbehalten, was bei einem nicht wissenschaftlich auftretenden Werke auch kein Vorwurf sein kann: wirklich ausgiebige Quellenwerke konnte der Verfasser nur für die germanischen Völker benutzen, denen daher auch der Löwenantheil zufällt: etwa fünf Sechstel. Für die romanischen Völker blieb daher nur ein geringer Bruchtheil. Dieses ungleiche Verhältniß erklärt sich nicht nur aus dem ursprünglichen Plan, sondern auch aus der unzureichenden Quellenkenntniß für die letzteren, für die der Verfasser nur das Werk von Ida v. Düringsfeld benutzen konnte. Das Hauptwerk für die deutschen Sprichwörter, das große fünfbändige Lexikon von Wander, sowie die großen italienischen Lokalsammlungen von Pasqualigo, Giusti, Pitrè, die spanische Sammlung von Valles-Haller sind ihm leider ganz unbekannt geblieben. Auch die Düringsfeld'sche Sammlung ist ihm erst nach Vollendung des ersten Theiles zugänglich geworden; daraus erklärt sich ein Nachtheil der Anordnung, indem Verfasser gezwungen war, 40 Seiten Ergänzungen zu den germanischen Sprichwörtern einzuschieben, wodurch der Ueberblick sehr erschwert wird. Ein weiterer empfindlicher Mangel ist das gänzliche Fehlen von Sprichwörtern aus der griechisch-slavischen Welt, als höchst wichtiges und wünschenswerthes Pendant zu der germanisch-romanischen. Vielleicht gelingt es dem Verfasser in einer zweiten Auflage, die das Buch wohl verdient, diese Lücken auszufüllen und damit auch der vergleichenden Volkskunde werthvolle Dienste zu leisten. Denn die Idee zu der Arbeit verdient als höchst glückliche vollen Beifall. Auch ist die Anordnung in den einzelnen Gruppen recht praktisch durchgeführt, indem dieselben nach Stichwörtern alphabetisch geordnet sind und somit jedes gesuchte Sprichwort leicht aufzufinden ist. Nur einen Tadel noch können wir zum Schluß nicht unterdrücken; er ergibt sich aus dem patriotischen Bestreben des Verfassers. Die „Wassersucht“ ist ihm nämlich etwas zu sehr in die Glieder gefahren, indem er überall Wasser sucht, gleichviel ob es Seewasser, Flußwasser, Quell- oder Regenwasser ist. Sprichwörter wie „Man muß unreines Wasser nicht eher ausgießen, als bis man reines hat“, „Wer dem Regen entfliehen will, fällt ins Wasser“, „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht“, „Wasser in einem Siebe holen“, „Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt“, „Trink Wasser wie ein Ochs und Wein wie ein König“ — diese und viele andere, auch die, welche von Wetter und Wind handeln, können doch unmöglich als Seemannssprüche gelten. Hier hätte der Verfasser doch auch dem festen Lande sein Recht wahren sollen.

K. D.

Cesare Levi: Letteratura Drammatica. Milano, Ulr. Hoepli 1900 (Manuali Hoepli No 302—3). 339 S. 12°. — Der in seiner Kürze recht stolz klingende Titel des Buches erfährt im Vorwort eine nähere Erklärung. Es will nur eine ganz elementare Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen aus der Theatergeschichte, ein kleines Wörterbuch der Bühnenschriftsteller mit Angaben über ihr Leben und ihre Werke für die Bedürfnisse der allgemeinen Bildung geben, die in Bezug auf die Kenntniß der dramatischen Literatur — insbesondere des Auslandes — in der That in Italien ein wenig vernachlässigt erscheint, wenn es, wie der Verfasser selbst hervorhebt, sehr wohl der Fall sein kann, daß ein junger Mann, der das Gymnasium durchgemacht hat, von der Existenz eines Lope de Vega, Marlowe oder Schiller keine Ahnung hat. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist das Werk zweifellos ein recht verdienstliches Unternehmen, denn elementare Belehrung bietet es dem Laien in Hülle und Fülle, meist auch in praktischer Anordnung und mitunter auch in ganz anregender Form, wenngleich trockene und schematische Aufzählungen von Namen, Zahlen und Titeln auch gar nicht selten sind. Der Verfasser führt uns vom Drama und Theater der altklassischen Völker zu den Orientalen (Chinesen, Japanern, Indern und Persern), um dann nach einem Ueberblick über das internationale geistliche Drama des Mittelalters zur neueren dramatischen Literatur der europäischen Völker überzugehen. Italien ist dabei naturgemäß am eingehendsten bedacht. Am Beginne jedes Kapitels finden sich stets einige Literaturangaben. — Mag man so im ganzen das Werkchen billigen und immerhin auch als bequemes Nachschlagebüchlein betrachten, im einzelnen findet sich doch sehr vieles, was vor der Kritik nicht standhält. Gleich

am Anfang begegnet z. B. noch immer der berühmte Thespiskarren, der doch längst ins Reich der Fabel verwiesen ist. Im folgenden greife ich ein paar Belege aus der englischen und deutschen Literatur heraus. Das siebente Kapitel handelt über Shakespeare und seine Zeit. Von der gewaltigen Literatur hierüber sind nur einige italienische und französische Bücher von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung angeführt; unter den ersteren vermißt man namentlich die Studi Shakespeareani von Chiarini (Livorno 1896) und A. R. Levi's Storia della Lett. Inglese (1898), die gerade in den Abschnitten über Shakespeare brauchbar ist. Die deutsche und die englische Literatur sind gänzlich übergangen bis auf den einzigen Dowden, von dem es eine Uebersetzung in den Manuali Hoepli gibt. Dieser Mangel ist überhaupt charakteristisch; deutsche Bücher sind nur ganz selten, englische gar nicht genannt; selbst Werke wie Kleins Geschichte des Dramas, Creizenachs vorzügliche Geschichte des neueren Dramas, des Grafen Schack Arbeiten über das spanische Theater fehlen. Die Zahlenangaben sind häufig falsch oder ungenau, so z. B. 1566 bei Ralph Roister Doister, der schon vor 1551 entstand. Auch falsche Titel finden sich, z. B. bei Th. Kyd. Die Chronologie von Shakespeare's Dramen ist unserm Verfasser, wie übrigens auch seinem Namensvetter in der Literaturgeschichte, im Gegensatz zu allen anderen Forschern, ganz genau bekannt. Ford starb nicht 1650, sondern 1639/40. Miltons wunderbarer „Samson Agonistes" mußte erwähnt werden. Bei G. Lillo, der von 1693—1739 und nicht von 1730—1762 lebte, steht kein Wort von seiner zwar aufdringlichen und uns wenig ansprechenden, aber doch sehr bezeichnenden Neigung zum Moralpredigen, die ihn in Gegensatz zu seinen Vorgängern bringt. Bei Lord Byron fehlen wichtige Dramen, der unberühmte H. G. Byron ist sehr überschätzt. — In der deutschen Literatur liegen die Verhältnisse ähnlich. Man vermißt eine ausreichende Würdigung der Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts und für das 16. und 17. Jahrhundert die genügende Betonung der ungemein wichtigen Trennung zwischen Theater und Drama, die für die ganze weitere Entwicklung so folgenschwer wurde. Bei Gryphius fände man gern das erste deutsche Dialektstück, die „geliebte Dornrose" genannt. Von Gottscheds Reform gewinnt man gar kein Bild, da sie mit vier Zeilen abgethan wird. Gellerts Einfluß auf die Bühne ist nicht so gering anzuschlagen, da er, nicht Iffland, der Schöpfer des Rührstücks, „des weinerlichen Lustspieles", wie es Lessing nennt, ist. Auffällig sind dann eine Reihe unangenehmer Versehen dicht hintereinander. Chr. F. Weiße's bekanntestes Stück wird Rinaldo III. (st. Riccardo III.) genannt. Bei Lessing lesen wir, daß er den englischen Einfluß auf die deutsche Bühne bekämpfte (st. d. französischen), bei Goethe, daß er am 22. Mai (st. März) starb. Daß es Schiller bei der Ausgestaltung seiner Charaktere an psychologischer Wahrheit mangle, ist eine ebenso ungerechtfertigte Behauptung wie die, daß er an Originalität und poetischer Tiefe (im Drama) hinter Goethe zurückstehe. „Wallenstein" ist keine Trilogie; im Helden dieses Dramas Napoleon wiedererkennen zu wollen, ist eine gesuchte und sehr gewagte Erklärung. Müllners Schicksalsdrama führt den Titel „Der 29. Februar", nicht „der 24.", der Z. Werner allein zukommt. Kotzebue wird noch einmal so viel Platz gegönnt wie H. v. Kleist. Unter Körners „La Moglie" ist wohl „Die Braut" gemeint. „Zriny" fehlt, ebenso bei Hebbel die „Nibelungen", bei Raupach der „Nibelungenhort" und die Staufer-Dramen. Im Gegensatz zu diesen Mängeln sind eine Menge kleiner Geister erwähnt, mitunter sogar überschätzt, die ruhig hätten wegbleiben können, da sie selbst bei uns vergessen sind. Für die gewiß nicht ausbleibende zweite Auflage des im allgemeinen praktischen und nicht unbrauchbaren Büchleins wird also eine sorgfältig bessernde Durchsicht, sowie die Beseitigung der nicht ganz seltenen Druckfehler zu empfehlen sein.

H. Jantzen.

C. **Die Wahrheit über Friedrich Nietzsche.** Unter diesem Titel veröffentlicht Professor **Paul Deussen** in Kiel, über dessen Arbeiten mehrfach an dieser Stelle berichtet worden ist, im neuesten Heft der „Wiener Rundschau" seine Ansichten über die Persönlichkeit und die Philosophie Friedrich Nietzsche's. Deussen hatte seinen Schulkameraden und Jugendfreund 14 Jahre nicht gesehen, als er ihn im Herbst 1887 in Sils-Maria besuchte; er war schmerzlich betroffen von den Veränderungen, die er in dem körperlichen und geistigen Habitus Nietzsche's bemerkte; auch eine übertriebene Rücksichtnahme und Besorgtheit für den Freund, sowie die Weichheit der Stimmung fielen ihm auf, weil diese Eigenschaften früher nicht in Nietzsche's Art gelegen hatten. Deussen sucht die Erklärung für die gedrückte Gemüthsverfassung, in der er seinen Freund fand, nicht nur in körperlichen Gründen, sondern auch in der geringen Theilnahme, welche Nietzsche bis dahin für seine Werke gefunden hatte. Als er ihn das nächste Mal sah, 1889, war die Krankheit kurz zuvor zum Ausbruch gekommen; Deussen brachte das Gespräch auf Schopenhauer; Nietzsche wußte nur zu sagen „Arthur Schopenhauer ist in Danzig geboren". Zum letztenmal besuchte er den Kranken am 15. Oktober 1894, dem 50. Geburtstag; er brachte ihm seine Glückwünsche dar, die aber offenbar unverstanden blieben. — Deussen faßt seine Ansicht über Nietzsche's Leben folgendermaßen zusammen: „Niemand kann sagen, inwieweit in diesem hochbegabten Geiste die Keime der Zerrüttung schon als Anlage vorhanden waren. Aber hätte Nietzsche sich nicht geflissentlich von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, in der er eine so ehrenvolle Stellung einnahm, hätte er sein Amt behalten, eine Familie gegründet und die Früchte seines Geistes langsam reifen lassen, anstatt in der Einsamkeit mit asketischer Ueberspannung seiner Kräfte tagsüber unter ermüdenden Wanderungen seinen Gedanken nachzuhängen und nachts den fliehenden Schlaf durch immer stärkere Narkotika zu erzwingen — wer weiß, ob er nicht jetzt noch in voller Gesundheit unter uns lebte und statt des hinterlassenen Torso uns das vollendete Götterbild einer excentrischen, aber in hohem Grade der Beachtung werthen Weltanschauung entgegenbringen könnte." — Ein systematischer Philosoph sei Nietzsche nie gewesen. Von Jugend auf in seinen Studien und in der Beobachtung der Außenwelt durch die Schwäche seiner Augen behindert, habe er sich den Bildern seiner Phantasie überlassen, ohne genügende Kontrole durch die Wirklichkeit. „Daher entfloß der Feder unsres Philosophen eine Gedankenschöpfung, welche weder mit sich selbst noch mit den Verhältnissen der wirklichen Welt im Einklang steht; daher laufen in seinen Werken die geistvollsten Tiefblicke, die werthvollsten Wahrheiten bunt durcheinander mit bizarren, verdrehten, auf die Spitze gestellten Einfällen, welche, wie es in Sensationsromanen zu geschehen pflegt, als Regel hinstellen, was nur als seltene Ausnahme vorkommt, und daher ein Zerrbild des Lebens liefern, das für empfängliche und unerfahrene Gemüther eine nicht geringe Gefahr bietet." Jedoch sei die geistige Leistung, die schonungslose Kritik aller Ueberlieferung von hohem Werth. Als den einen Kardinalpunkt von Nietzsche's Lehre bezeichnet Deussen das Dogma von der ewigen Wiederkunft; als den Anderen das Dogma vom Uebermenschen. Daß Nietzsche's Ideal dem christlichen nicht widerspreche, sagte Deussen seinem Freund schon 1873 mit den Worten: „Daß derjenige die Verneinung des Willens noch nicht verstehe, der nicht in ihr die höchste Veredlung des Willens sehe." Das, was Nietzsche wollte, die Veredlung durch Entfaltung des Willens zur Macht liege in der Richtung des Christenthums, d. i. der Verneinung, nicht in der der Bejahung, deren Grundzug Sinnlichkeit, Schwäche und Unvermögen zu allem Großen ist. Die Forderung des Christenthums, den alten Menschen in uns ersterben zu lassen, besage im Grunde dasselbe, was Nietzsche fordere. „Nietzsche selbst nähert sich in seiner letzten Schrift schon der Vorstellung, daß der Uebermensch nicht ein künftig zu erwartender Messias sei, zu dessen Hervorbringung ganze Völker und Generationen als bloßes Substrat dienen, sondern ein jedem Menschen ergreifbares Lebensideal, und gewiß würden sich seine Vorstellungen noch weiter in diesem Sinne geklärt haben, wäre nicht zu früh für ihn und zu früh für uns die Nacht über ihn hereingebrochen."

* **Verkehrskarte von Europa, Nordafrika und dem Morgenlande.** Bearbeitet mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Interessen von **Paul Langhans.** 1 : 5,000,000. Gotha, Justus Perthes. — Die Betheiligung der deutschen Seeschiffahrt am europäischen Hafenverkehr zeigt zum erstenmale vollständig die neue Verkehrskarte Europa's, die unter

Professor Langhans' Leitung aus der Gothaer Geographischen Anstalt hervorgegangen ist. Bisher begnügten sich die Karten mit der Darstellung lediglich der Postdampferlinien, alle anderen regelmäßigen deutschen Dampferlinien gibt die vorliegende Karte überhaupt zum erstenmale und ergänzt ihre Angaben durch die Beifügung der Schiffsflaggen der wichtigsten am europäischen Schiffsverkehr betheiligten deutschen Rhedereien. Farbig unterschieden erscheinen ferner sämmtliche Postdampferlinien anderer Nationalität mit Angabe der Rhederei und der Fahrtdauer von Hafen zu Hafen. Alle mit deutschen Häfen in regelmäßigem Schiffverkehr stehenden fremden Häfen sind besonders gekennzeichnet. Der erschöpfenden Darstellung des Seeverkehres entspricht die vollständige Wiedergabe der Verkehrsverbindungen auf dem Lande. Unter den Eisenbahnen sind die von Luxus- (Expreß-) und anderen Schnellzügen befahrenen deutlich hervorgehoben; bei größeren Orten liest man die Fahrtentfernung von Berlin in Stundenzahlen ab. Die Karte zeigt ferner die gesammte europäische Flußdampfschiffahrt, alle Dockanlagen und endlich sämmtliche deutschen und österreichisch-ungarischen Konsularbehörden. Ganz besonderen Werth verleiht der Karte aber noch die Beigabe der Pläne von 48 der wichtigsten Umschlagsplätze und Verkehrsengen, die vor allem die gegenseitige Entfernung der Bahnhöfe und Landungsplätze voneinander zeigen. Mit seiner neuen „Verkehrskarte von Europa" bietet Professor Langhans nicht nur den Kontoren ein unentbehrliches Orientierungsmittel, sondern auch den Unterrichtsanstalten ein werthvolles Anschauungsmittel, das den Schüler in das für die Gegenwart unentbehrliche Verständniß des weitverzweigten Verkehrslebens Europa's einzuführen versteht.

* Nach dem Universitätskalender betrug, wie die deutsche „Medizinische Wochenschrift" mittheilt, die **Zahl der Medizin-Studirenden im Sommersemester** an den einzelnen Universitäten: München 1421, Berlin 1067, Wien 1033, Leipzig 561, Würzburg 549, Freiburg 509, Bern 343, Graz 340, Erlangen 331, Straßburg 316, Zürich 315, Bonn 306, Genf 305, Heidelberg 301, Gießen 293, Tübingen 279, Greifswald 275, Breslau 249, Königsberg 246, Marburg 239, Innsbruck 234, Halle 215, Göttingen 213, Jena 188, Kiel 185, Lausanne 160, Basel 133, Rostock 124, Czernowitz 6.

T. **Ein neues Mineral** ist in den Kupferminen bei Burra in **Süd-Australien** entdeckt und von **Goyder** in dem Journal der Londoner Chemischen Gesellschaft beschrieben worden. Es hat den Namen **Sulfanit** erhalten und nimmt nach seiner chemischen Zusammensetzung eine eigenartige Stellung unter allen bisher bekannten Mineralien ein. Der Hauptbestandtheil ist eine Verbindung von Kupfer und Schwefel, mit der aber ferner das Element Vanadium verbunden ist. Die Chemiker würden das Mineral danach als ein Kupferthiovanadinat bezeichnen, das einzige Mineral dieser Art.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent für Anatomie an der hiesigen Universität Dr. G. **Thilenius** hat, wie die „Elsf. Ztg." meldet, einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität **Breslau** erhalten und angenommen.

* **Köln.** Hier beging gestern, Freitag, Geh. Rath Oskar **Jäger**, der als Professor honorarius der Universität **Bonn** angehört und über 30 Jahre Direktor des Kölner Gymnasiums war, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar, ein geborener Stuttgarter, ist weiteren Kreisen als Mitherausgeber von Schlossers „Weltgeschichte" und als Verfasser der „Geschichte der neuen Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart" bekannt geworden.

oem. **Breslau.** Als Nachfolger des als Ordinarius nach Leipzig berufenen außerordentlichen Professors Dr. phil. Heinrich **Zimmern** ist der gegenwärtig an das orientalische Seminar in Berlin beurlaubte Privatdozent Dr. phil. Karl **Brockelmann** zum Extraordinarius für orientalische Philologie an hiesiger Universität ernannt worden.

* **Königsberg.** Der Archivdirektor Dr. **Joachim** ist zum Direktor des Staatsarchivs in **Koblenz** ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Wie der „Frkf. Ztg." berichtet wird, wurde an Stelle des Professors Alfred H. **Vaucher**, dessen Rücktritt vor einigen Tagen gemeldet wurde, Professor Alcide **Jentzer** zum ordentlichen Professor für Geburtshülfe und Gynäkologie an der Universität **Genf** ernannt.

* **Helsingfors.** Die Professur für Aesthetik und neuere Literatur, die Staatsrath C. G. Estlander mehrere Jahrzehnte innehatte, soll in der nächsten Zukunft wieder besetzt werden. Drei Gelehrte haben sich um dieselbe beworben, nämlich der außerordentliche Prof. Dr. E. **Aspelin**, der Vizebibliothekar Dr. W. **Wasenius** und der außerordentliche Prof. J. **Tilkanen**. Den neuen Bestimmungen gemäß, welche für die Besetzung von Professuren gelten, hat das Akademische Konsistorium drei Sachverständige ersucht, sich über die Kompetenz der Bewerber auszusprechen. Das Ergebniß dieser Prüfung ist noch nicht bekannt. — Das **Verzeichniß der Studirenden** für das Herbstsemester ist erschienen. Aus demselben geht hervor, daß die Zahl der Studenten jetzt nicht weniger als 2495 beträgt. Unter den Studentenabtheilungen ist die Nyländische mit 596 Mitgliedern die größte. Nach Studiengebieten vertheilt, gehören 175 der theologischen Fakultät, 576 der juristischen, 180 der medizinischen Fakultät, 772 der historisch-philologischen und 792 der physiko-mathematischen Sektion der philosophischen Fakultät an. Um die Zahlen richtig zu beurtheilen, muß man im Auge behalten, daß sämmtliche Aerzte ihre präliminären Studien in der physiko-mathematischen Sektion durchmachen und daß ein Theil der Juristen ein vorbereitendes Examen in der historisch-philologischen Sektion abzulegen hat. Die Zahl der weiblichen Studirenden dürfte etwas mehr als 300 betragen.

* **Rom.** In dem **Prozeß** gegen den Fürsten **Chigi** wegen unerlaubter Veräußerung eines zur Galerie seines Hauses gehörigen **Madonnenbildes von Botticelli** wurde am Donnerstag das Urtheil verkündet. Es lautet auf **Rückerstattung des Kaufpreises** von 315,000 Lire.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Salings Börsen-Jahrbuch für 1900/1901. (Salings Börsen-Papiere, 3. Theil.) Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur 1900. — v. **Janson**: Der junge Infanterieoffizier und seine taktische Ausbildung. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — **Frhr. v. Freytag-Loringhoven**: Aufklärung und Armeeführung. Ebd. 1900. — **C. v. Zimmermann**: Winke und Rathschläge für die Leitung des Regiments-Kriegsspiels. Neue Ausgabe. Ebd. 1901. — **R. Beyendorff**: Der Polizeibeamte. Ebd. 1900. — **W. Lüpkes**: Seemannssprüche. Ebd. 1900. — **F. Lundstral**: Aus dem Lande der Karaiben. Berlin, Simon 1900. — **D. K. Wiedenfeld**: Die sibirische Bahn in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung. Berlin, Springer 1900. — **Dr. E. Fuchs**: Grundbuchrecht. 4. Heft. Berlin, Heine 1900. — **W. Hancke** und **W. Kuhnert**: Das Thierleben der Erde. 8. u. 9. Lfg. Berlin, Oldenbourg. — **L. v. Hoyer**: Junger Sang aus alten Tagen. 2. verm. Auflage. Berlin, Hofmann u. Co. — **A. Schäffle** und **O. Reckler**: Die staatliche Wohnungsfürsorge. Ebd. 1900. **B. v. Strantz**: Das Rothe Kreuz bei Beginn des 20. Jahrhunderts. 2. verm. Auflage. Berlin, Siegesmund 1900. — **Die Insel**: 1. Jahrg. Nr. 11 u. 12. 2. Jahrg. Nr. 1. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler 1900. — **Th. Kutschmann**: Geschichte der deutschen Illustration. Lfg. 8. Goslar und Berlin, Jäger. — **Dr. H. Morf**: Deutsche und Romanen in der Schweiz. Zürich, Fäsi u. Beer 1901. — **Dr. H. Schmerber**: Beiträge zur Geschichte der Dintzenhofer. (Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens. IV.) Prag, Calve 1900. — **Büchmann**: Geflügelte Worte. 20. verm. und verb. Aufl. Berlin, Haude u. Spener 1900. — **F. Lechleitner**: Sonnenkinder. Berlin, Fischer u. Franke. — **v. Lendenfeld**: Neuseeland. (Bibliothek der Länderkunde, Band 9.) Berlin, Schall. — **Prof. Dr. G. Hellmann**: Regenkarten der Provinzen Westpreußen und Posen. Berlin, Reimer 1900. — **S. Lee**: William Shakespeare. Rechtmäßige deutsche Uebers. Leipzig, Wigand 1901. — **J. Zeitler**: Nietzsche's Aesthetik. Leipzig, Seemann 1900. — **H. Bélart**: Richard Wagner in Zürich. Bd. I. (Musikal. Studien. III.) Ebd. — **Garner-Marshall**: Die Sprache der Affen. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 29. Oktober. Nummer 248.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Dämonologie in Goethe's Faust.

Von J. Minor.[1]

I.

Die schwierigste Frage, die wir gegenüber dem Urfaust aufzuwerfen haben, betrifft die Dämonologie. Das Dämonenreich spielt ab und zu in die Dichtung herein, aber es bleibt immer in einem geheimnißvollen Dunkel. Die Annahme, als ob der Dichter diesen Hintergrund tiefsinnig ausgebildet hätte, findet an dem Text keine Stütze. Es wird sich zeigen, daß nicht bloß in dieser Periode, sondern auch in den späteren Perioden der Faust-Dichtung hier Widersprüche auf Schritt und Tritt begegnen. Das ist sogleich bei dem Verhältniß der Fall, in dem sich der Dichter seinen Helden zur Gottheit denkt.

In dem Pfitzerischen Volksbuch sagt Faust Gott und dem himmlischen Heer leichten Herzens ab, weil er ohnedies immer an der Auferstehung der Todten und an dem jüngsten Gericht gezweifelt habe. Das heißt also nicht: daß er nicht an Gott glaubt, sondern es heißt: er glaubt an Gott, aber nicht an die jenseitige Vergeltung, nicht, daß ihn Gott zur Rechenschaft ziehen werde. Dagegen ist er allezeit, auch vor dem Vertrage mit dem Teufel, ein Pfaffenfeind gewesen, deßhalb und „wegen der wenigen Zuneigung dazu“ hat er auch von der Theologie gänzlich abgelassen. Auch Goethe's Faust hat die Theologie „leider“ studirt (3), und von der „Religion“ im Sinne Gretchens, d. h. von dem Kirchenglauben hält er so wenig wie Pfitzers Faust und wie der junge Goethe; wie diese Beiden weicht auch er der Kirche und den Sakramenten aus. Faust ist also ein Ungläubiger; aber durchaus kein Gottesleugner im Sinne der Materialisten des 18. Jahrhunderts, so wenig als Goethe selbst sich von Lavater als einen solchen betrachten ließ. Es ist auch ganz falsch, in dem Faust des ersten Monologs einen Vertreter der schwarzen Magie zu sehen, der mit Hülfe des Teufels Geister citirt; vielmehr mit Hülfe Gottes, also mit der weißen Magie beschwört er sie. Heilige Zeichen erblickt er im Buch des Nostradamus; im Bilde des Makrokosmus sieht er Himmelskräfte auf- und niedersteigen; der Erdgeist, den er beschwört, steht im Dienste Gottes; später beschwört er sogar den Teufel unter dem Zeichen des Kreuzes und droht ihm mit der Dreieinigkeit. Goethe's Faust also wirft sich nicht gleich dem Teufel in die Arme, wie der des Puppenspiels, sondern erst dann, als ihn der Erdgeist verschmäht hat. Durch die Ueberhebung, mit der er sich den Geistern gleichstellt und sogar der Gottheit (81. 86), kommt er zu Fall; auf dem gleichen Wege will ja auch der Teufel den Studenten durch sein Streben nach Gottähnlichkeit verderben. Faust ist also ein Ketzer, kein Gottesleugner. Ja, es finden sich Stellen genug, aus denen hervorgeht, daß Faust nicht nur an einen persönlichen Gott glaubt, sondern daß er auch mit der Offenbarung nicht ganz zerfallen ist. Einige von diesen Stellen können als Anpassung an die gewöhnliche Redeweise der Menschen und an geläufige biblische Vorstellungen gefaßt werden (Gott schuf den Menschen in die lebende Natur hinein [Genesis]; ich, der Gottverhaßte). Oder es kann Hohn sein, wenn er sich, von dem Erdgeist verschmäht, nach der Genesis „Ebenbild der Gottheit“ (163) nennt. Aber andere Stellen lassen keinen Zweifel zu. Wenn der Erdgeist (155 f.) sagt, daß er am sausenden Webstuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirke, so kann er nur einen Geist, eine persönliche Gottheit meinen, und an diese muß auch Faust glauben, wenn er an den Erdgeist glaubt. Wirklich erwähnt er denn auch in der Prosascene unmittelbar neben dem Erdgeist den Ewigen, der also hier wie in der Scene mit dem Erdgeist als über diesem stehend gedacht ist. Und in der That setzt der Bund mit dem Teufel den Glauben an den Teufel und dieser den Glauben an Gott, an dessen persönlicher Existenz der Held der Volkssage nie zweifelt, nothwendig voraus; die ganze Faust-Dichtung wäre ohne ihn unmöglich. Goethe hat diesen Schluß später in den ironischen Versen des Supernaturalisten selber gezogen: „Denn von den Teufeln kann ich ja auf gute Geister schließen.“ Ja, er ist zuletzt darauf geführt worden, Gott Vater in Person auftreten zu lassen, und er hat sich damit als Dichter ganz auf den Boden des Volksglaubens gestellt, in dem die Sage wurzelt. Diesem Glauben an einen persönlichen Gott steht aber die Definition der Gottheit in der Katechisationsscene schroff gegenüber; der philosophische Gehalt dieser Scene läßt sich schlechterdings mit der Faustsage nicht in Einklang bringen. Wir sehen aber weiter, daß Goethe's Faust auch mit dem Unglauben an die Hölle aus der Rolle des Teufelsbündlers fällt und recht nach dem ironischen Rezept des Skeptikers auf Teufel nur Zweifel zu reimen weiß; und doch ist er, so wenig ihm das Wort des Erdgeistes von der Gottheit etwas neues zu sagen scheint, später bei dem wirklichen Auftreten des Mephistopheles durch die Existenz des Teufels nicht überrascht, die er ja damit schon vorausgesetzt hat, daß er den Mephistopheles als Flüchtling der Hölle beschwört.

Und, um diesen Punkt ein- für allemal zu erörtern: auch später fehlen solche Widersprüche nicht. Faust accommodirt sich natürlich bloß der Anschauung des Volkes, wenn er Gott die Ehre gibt, die er von sich ablehnen muß: „Vor jenem droben steht gebückt, Der helfen lehrt und Hülfe schickt“; oder wenn er in der Sprache Gretchens von dem Leib des Herrn redet, den ihre Lippen in der Hostie berühren. An zwei Stellen gibt er zu ver-

[1] Probe aus einem neuen Faust-Kommentar, der demnächst im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

stehen, daß er zwar ein Jenseits hofft, daß er aber über die Form des künftigen Lebens ganz im unklaren ist, und sogar auch mit der Gefahr der Vernichtung rechnet. Aber den Teufel beschwört Faust mit dem Zeichen Christi, den er den „nie Entsprossenen“ (d. h. von Ewigkeit Bestehenden, also Göttlichen), den „Unausgesprochenen“ (d. h. Unaussprechlichen), „durch alle Himmel Gegoßnen“ und dennoch „freventlich Durchstochnen“ nennt; er glaubt also hier an die Gottheit Christi, schreibt dem Namen Christus Macht über die Hölle zu. Und ebenso nennt er die Dreifaltigkeit, das dreimal glühende Licht, die stärkste von seinen Künsten, an die also nicht bloß Faust selber hier glaubt, sondern auch der Teufel, der ihr hier respektvoll auszuweichen scheint, während er sie in der Hexenküche verspottet. Und der unter Mißbrauch des Namens Christi und der dreieinigen Gottheit beschworene Teufel selbst weist später Faust, gerade so wie früher der Erdgeist, auf die persönliche Gottheit hin, die den Teufel in die Finsterniß gestürzt und den Menschen zur Halbheit verdammt hat. Wie sollen wir nun alle diese Widersprüche erklären? Der Dichter selbst gibt uns einen Wink. Er läßt Faust, den der Erkenntnißdrang bis nahe an den Selbstmord und der Lebensdrang zu wilden Wünschen geführt hat, mit beruhigter Seele heimkehren; und da beginnt sich die Liebe zu Gott in ihm zu regen! Wir sehen: Faust ist mit der Offenbarung und mit dem Kirchenglauben nicht so fertig, als es nach der Katechisationsscene scheinen könnte. Schwerlich sind die Widersprüche Goethe unbekannt geblieben; sie erschienen ihm aber gerade als das geeignete Mittel, uns den perspektivischen Einblick in das Ringen einer großen, zweifelnden und verzweifelnden, zwischen Glauben und Unglauben hin- und hergeworfenen Seele zu vergegenwärtigen. Und welcher Widersprüchesammler wagt zu behaupten, daß ihm das nicht gelungen sei? Eine Verschiebung der Voraussetzungen hat in diesem Punkt im Laufe der Zeit so wenig stattgefunden, daß nicht einmal die Terminologie unter dem Einfluß der klassischen Periode eine konsequente Veränderung erfahren hat. Wenn Goethe in den aus dieser Zeit stammenden Partien von „echten Göttersöhnen“, von „Götterwonne“, von „Götterhöhe“ redet; wenn Faust sagt: „den Göttern gleich ich nicht“, wo er sich früher nur den „Geistern“ verglich — so liegt es ja nahe, an die Einflüsse der Antike zu erinnern oder aufmerksam zu machen, wie er in der Zeit des Urfaust umgekehrt das biblische Citat Eritis sicut Dii in das monotheistische Eritis sicut Deus umgeschrieben hat. Aber in dem Vers des Urfaust: „Ich glaub einen Gott“ hat er das „einen“ später ausgestrichen, weil es der Leser leicht mit einem besonderen Accent versehen und als Bekenntniß zum Monotheismus hätte mißverstehen können. Sonst lesen wir auch im Urfaust schon „Götterbild“; und wie hier Faust, so redet später auch Mephistopheles von „einem Gott“, wo der Gedanke an mehrere Götter ganz ausgeschlossen, das Wort „Gott“ nicht als Eigenname, sondern als Appellativum gebraucht ist.

Unter der persönlichen Gottheit stehen nach der Ansicht des Dichters die Geister, der Makrokosmus und der Erdgeist, unterschieden bloß durch ihren Wirkungskreis. Ich habe schon oben davor gewarnt, in dem Erdgeist bloß die sinnliche Natur zu sehen, und gezeigt, wie Goethe auch das geistige Leben, die Gedanken, der Natur zuschreibt. Mit sehr wenig Glück hat man daher von dem Erdgeist die Brücke zu den bösen Dämonen schlagen wollen. In Dichtung und Wahrheit betrachtet Goethe den Lucifer auf Grundlage der Kosmogonien von Paracelsus und Welling als Geist der Materie und des sinnlichen Lebens, also ungefähr gleich dem Demiurgos der Gnostiker, wie er später bei Immermann erscheint. Als Geist der Materie und des bloß sinnlichen Lebens hat nun allerdings auch Hegel den Erdgeist gefaßt, und es wäre dann freilich möglich, in Lucifer und seinen Leuten Diener des Erdgeistes zu sehen. Aber das ist eben nicht der Goethe'sche Erdgeist, der nicht bloß Geist der Natur, sondern auch der Geschichte ist, der das physische und das geistige Leben auf Erden beherrscht, wie nicht bloß der Urfaust, sondern auch der spätere Monolog in „Wald und Höhle“ zeigt. Wäre er der Herr des Mephistopheles, so könnte ihn Faust nicht als unendlichen Geist und als großen herrlichen Geist dem Schandgesellen gegenüberstellen, der ja dann nur im im Dienste und im Auftrag seines Herrn gewirkt und nur dessen Befehle ausgeführt hätte. Und welche Konsequenzen! Im Urfaust, wo Mephistopheles Diener des Erdgeistes, d. h. des Geistes der Materie sein soll, trägt er, wie wir gleich sehen werden, rein teuflische Züge. Im späteren „Vorspiel im Himmel“, wo er nach der Meinung derselben Forscher sich deutlich als bloßen Geist der Materie zeigen soll, wird er umgekehrt wiederum nicht vom Erdgeist, sondern von Gott Vater ausgeschickt! Das heißt: der Dichter hat dem Mephistopheles die unverkennbaren Züge eines Dieners des Erdgeistes erst dann beigelegt, als er gar nicht mehr Diener des Erdgeistes war, sondern ihm unter der Hand wieder das geworden war, was er freilich immer war, so lange es eine Faustsage und Faustdichtungen gibt, nämlich ein Teufel. Denn auf den Lessing'schen bürgerlichen Faust, in dem an die Stelle des Teufels ein irdischer Verführer trat, wird man sich kaum berufen wollen. Lessing, der nach derselben Methode aus der Medea eine Marwood, aus der Virginia eine Emilia Galotti entstehen ließ, hätte mit dem Teufel natürlich auch Faust fallen gelassen, vor dessen Namen ihn ohnedies Mendelssohn warnte; sein bürgerliches Trauerspiel hätte einen faustischen Konflikt behandelt, wäre aber kein eigentliches Faustdrama geworden.

Um über die Dämonologie der Hölle ins klare zu kommen, müssen wir einen Blick in Pfitzers Faustbuch werfen. Dort beschwört Faust den Teufel, den Pfitzer mit dem Namen Lucifer, Satan, auch bloß Geist, bezeichnet. Nach dem Abschluß des Paktes schickt ihm dieser einen untergeordneten Geist, den Mephistopheles, der sich vor ihm in der harmlosesten Weise aufspielt. Er sei kein scheußlicher Teufel, sondern ein spiritus familiaris, der gern bei den Menschen wohne. Als seinen Herrn bezeichnet er den Höllenfürsten Lucifer, der ihn abgesandt habe, dem Faust zu dienen, der also mit dem früheren Teufel, Satan oder Geist identisch ist (168). Mephistopheles stellt sich so an, als ob er dem Lucifer nur ungern unterworfen sei und nur, weil er von seinem Gift angesteckt worden sei, alle Menschen wider Willen schädigen müsse. Bei aufmerksamerer Lektüre nun kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß der Verfasser des Faustbuches dieses harmlose Auftreten des Mephistopheles für eine bloße Lüge hält, wie er auch das ganze Buch hindurch seine Leser vor dem Lügengeist zu warnen für nöthig findet. Mephistopheles selbst verräth sich als Teufel, wenn er sich einen fliegenden Geist nennt; denn Lucifer und sein Anhang wohnen nach Pfitzer unter dem Himmel. Er verräth seine geringe Liebe zu den Menschen, wenn er sich beklagt, daß Lucifer ihm seine Herrlichkeit genommen und ihn gezwungen habe, eines Menschen Diener zu sein. Ganz ausdrücklich aber stellt Pfitzer selbst in den Anmerkungen, die man nicht hätte ungelesen lassen sollen, die Angaben des Mephostophiles

als Lügen bloß. Er erklärt es für Lüge, wenn Mephostophiles dem Lucifer wider seinen Willen dienen zu müssen vorgibt: er habe sich Gott ebenso widersetzt wie Lucifer selbst. Er erklärt es für Lüge, wenn Mephostophiles sich für einen Freund der Menschen ausgebe. Und was den Umstand betrifft, daß er sich einen spiritus familiaris „will genannt wissen", so leugnet Pfitzer zwar nicht, daß es falsche Geister gebe und daß sie mit den Menschen in Gemeinschaft und Verbündniß stehen können, er behauptet aber fest, daß es nicht gute Geister und Engel, wie die Menschen glauben, sind, sondern böse Geister und Teufel, nichts anderes als Teufel selbst seien. Sein Mephostophiles ist also ein Teufel, der sich lügnerisch für einen harmlosen spiritus familiaris ausgibt; schon seine Absendung durch Lucifer kann ja darüber keinen Zweifel lassen. Bei Pfitzer erscheint später Lucifer noch einmal leibhaftig in schrecklicher, greulicher Gestalt, um Faust am Heirathen zu hindern; und auch bei der Katastrophe funktionirt „der Teufel" selbst in der gleichen Gestalt wie beim Vertrage . . . Die gleichen Voraussetzungen machen auch die wenigen Puppenspiele, welche das Vorspiel enthalten: hier sendet Pluto den Teufel aus, also der Höllenfürst in antikem Kostüm.

Wie in dem Volksbuch das Wort „Teufel" einmal den Höllenfürsten, dann wieder jeden höllischen Geist bezeichnet; wie dort der Höllenfürst einmal Teufel, dann wieder Satan, dann wieder Lucifer heißt: ebensowenig hat Goethe für die Dämonologie der Hölle eine bestimmte Namengebung und klare Vorstellungen. Es ist keineswegs sicher, daß er den Mephistopheles im Urfaust als von Lucifer gesendet betrachtet, wie Pfitzer. Denn der Fall liegt nicht so, als ob Goethe's Lucifer einfach dem Lucifer Pfitzers und Goethe's Mephistopheles dem Mephostophiles Pfitzers entspräche, sondern Goethe's Mephistopheles vereinigt den Lucifer und den Mephostophiles Pfitzers in sich. Die Anspielung auf Lucifer als den Höllenfürsten aber kann auch bloß auf der Bibel beruhen, wie das im Zweiten Theil zweifellos der Fall ist. Wie sich Mephistopheles, der Teufel, auch sonst über den Teufel lustig macht, wie er sich später den Namen Satan verbittet, aber nicht als ob er ihm nicht zukomme, so kann er auch hier einfach nur sagen wollen: ein paar solche Verschwender wie Faust würden den Teufel selbst bankerott machen. Schon daß Goethe die Stelle später fallen gelassen hat, zeigt, wie wenig Bedeutung er ihr beigemessen hat und daß sie keine weite Perspektive in die höllische Dämonologie eröffnen sollte. Es ist eine einfache biblische Anspielung wie die auf seine Muhme, die Schlange, die noch im Vorspiel im Himmel in einer Form wiederkehrt („die berühmte Schlange"), die den Charakter des Citats geflissentlich betont, obwohl die Schlange im Urfaust ein anderes Mal wieder als eine Lieblingsgestalt des Mephistopheles erscheint. Einmal also bezeichnet Mephistopheles die Schlange im Kurialstil der Hölle als seine Muhme, wie er später auf dem Blocksberg eine Hexe als „Frau Muhme" anredet und wie im Zweiten Theil die Empuse und die Lamien als seine Mühmchen gelten, dann wieder ist sie die Hypostase des Mephistopheles selbst. Und ebenso ist Mephistopheles einmal der Teufel, dann wieder bloß e i n Teufel. Sogar an derselben Stelle schwankt Goethe im Gebrauch; in den Versen: „sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie, vielleicht wohl gar d e r Teufel bin", hat die Göchhausen sicher nicht aus Versehen „der Teufel" geschrieben und es später in „ein Teufel" verändert, denn Goethe ist später wie öfter aus dem bloßen Gedächtniß auf die Lesart „der Teufel" zurückgekommen.

Die teuflische Natur des Mephistopheles kann schon im Urfaust keinem Zweifel begegnen. Mephistopheles nennt sich selbst so, namentlich in paradistischem Ton: 401 will wieder einmal den Teufel spielen; den Teufel vermuthen die Kerls nie, so nah er ihnen immer ist; ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben, wenn ich nur selbst kein Teufel wär'; die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort; sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie, vielleicht wohl gar der (ein) Teufel bin. Faust nennt ihn Teufel: sei, Teufel, doch nur nicht wie Brei; Spottgeburt von Dreck und Feuer; du, Hölle, wolltest dieses Opfer haben; hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen; nichtswürdiger Geist. Gretchen ahnt in ihm den Bösen; sie hat vor ihm ein heimliches Grauen; sie fühlt seine Nähe, sogar wenn er nicht mehr anwesend ist. Die Mutter spürt an seinem Schmuck, daß nicht viel Segen dabei ist.

Goethe's Mephistopheles hat entscheidende Züge mit dem Mephistopheles der Volkssage gemein, der, wie wir gesehen haben, ein Teufel ist. Er haßt die Reinlichkeit, wie sich Faust in manchen Versionen der Volkssage nach dem Vertrage nicht waschen darf. Er ist geizig und räsonnirt über die Verschwendungssucht seines Herrn. Er schlägt vor dem Kreuz die Augen nieder, wie er im Volkslied den Namen des Erlösers nicht schreiben kann. Er haßt die Kirche und die Pfaffen. Er begleitet Faust in Hundsgestalt, wie der Hund bei Pfitzer ein Teufel ist. Er kann keine Seele lieben und nimmt an nichts einen Antheil, wie der Teufel der Volkssage keines Menschen Freund ist und von Faust im Vertrag das Gleiche verlangt. Er hat endlich wie in der Volkssage seine Freude daran, mit Anderen Spott zu treiben, sie zu vexiren und anzuführen; so macht er es mit Marthe, mit dem Schüler, mit den Gesellen in Auerbachs Keller. Er ist ein Lügner, wie ihn Pfitzer als Lügengeist brandmarkt.

Wenn Mephistopheles kein Teufel wäre, hätte endlich die ganze Handlung der Gretchentragödie keinen Sinn. Denn worauf läuft sie denn hinaus? Darauf, daß ein Mann, der von Gott abgefallen ist und im Bunde mit dem Teufel steht, mit Hülfe des Teufels ein gottesfürchtiges Bürgermädchen verführt; sie ahnt die Nähe des Bösen, warnt den Geliebten, erhält zuletzt Gewißheit über seinen Bund mit dem Teufel und sagt sich von ihm los. Durch das beständige und kritiklose Hereinziehen von Dingen, die außerhalb der Dichtung liegen, hat man den Faden der Handlung verloren und die Charaktere entstellt. Mephisto ist nicht aus einem Diener des Erdgeistes zum Teufel geworden, sondern gerade umgekehrt ist er vom Dichter am Anfang viel dämonischer, später immer humoristischer und jovialer behandelt worden.

Die Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs als Ausstellungsgruppe der Weltausstellung in Paris 1900.[1]

Der große Erfolg, den Deutschland auf der Weltausstellung in Paris 1900 errungen, wird wohl ziemlich allseitig, wenn auch mit mehr oder weniger Offenheit und Freude, anerkannt; mit Bewunderung müssen aber auch die gewaltigen Leistungen, welche Industrie und Gewerbe Deutschlands in Verbindung mit Kunst und Wissenschaft der Welt dort zeigten,

[1] Wir lassen hier der allgemeinen Uebersicht über die sozialpolitische Ausstellung in Paris, die Hr. Regierungsrath Kögler in Nr. 211 der Beilage d. J. gab, einen die Arbeiterversicherung des D e u t s c h e n R e i c h s im besonderen betreffenden Bericht aus nicht minder berufener Feder folgen, der manche Einzelheiten jener ersten Ausführungen wiederholt, aber in einem anderen Zusammenhange darstellt. D. Red. d. Beil.

jeden Beschauer erfüllen, zumal da jene Leistungen durchweg noch in einer ganz vorzüglichen und eigenartigen Weise zur Anschauung gebracht wurden. Zu besonderer Genugthuung kann es aber uns Deutschen nur gereichen, wenn neben jenen mehr ins Auge fallenden und glänzenden Ausstattungen von Industrie ꝛc. namentlich auch die großartige und bahnbrechende Leistung des Deutschen Reiches auf dem sozialpolitischen Gebiete die volle und uneingeschränkte Anerkennung der ganzen zivilisirten Welt gefunden hat, eine Leistung, die den Arbeitern, also denen, welche ihre körperliche Kraft und Geschicklichkeit für das Erringen jener industriellen Erfolge einsetzten, Sicherung und Hülfe bei Krankheit, Unfall und Altersschwäche verbürgt, eine Leistung die auf der Weltausstellung in der Ausstellungsgruppe „Die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches“ zur Darstellung gebracht ist und zwar wiederum in einer Weise, die im gleichen Maße für deutsches Geschick wie auch für deutsche Gründlichkeit und deutschen Fleiß ein beredtes Zeugniß ablegen muß.

Das untere Geschoß des Palais des Congrès ist den Ausstellungen für soziale Wohlfahrtspflege zugetheilt worden; von dem vorhandenen Raum hat Frankreich die eine Hälfte in Anspruch genommen, in die andere Hälfte haben sich die übrigen Nationen, wie Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Belgien, Niederlande, Schweiz, Italien, England, Rußland, Vereinigte Staaten ꝛc., zu theilen gehabt. Räumlich ist die deutsche Ausstellung anderen Staaten gegenüber ziemlich beschränkt, doch ist der Platz selbst in der äußersten Südwestecke des Palais ein günstiger. Durch vortheilhafte Ausnützung des zur Verfügung stehenden Platzes und geschickten Aufbau hat aber doch die deutsche Gruppe, die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches, als deren Leiter und Vorsitzender der Präsident des Reichs-Versicherungsamtes, Gaebel, wirkt und an der auch neben dem Reichsversicherungsamt sich das Kaiserliche Statistische Amt thätig betheiligt hat, ein besonderes Gepräge erhalten, das sie günstig aus den übrigen mehr Raum einnehmenden Gruppen heraushebt und sie an sich nicht übersehen läßt. Da fällt zunächst der den Mittelpunkt bildende große Obelisk in plastischer Ausführung ins Auge, der die Entschädigungsleistungen der Arbeiterversicherung im Jahre 1899 zu 304.5 Mill. M. gleich 121.8 Tausend Kilogramm deutschen gemünzten Goldes zur Darstellung bringt und gleichzeitig auch das Maß, in welchem sich diese Summe mit 148.5 Mill. M. oder 49.1 Proz. auf die Unternehmer, mit 128.0 Mill. oder 42.0 Proz. auf die Arbeiter und mit 27.0 Mill. oder 8.9 Proz. auf den Zuschuß des Reiches vertheilt. In gleicher Weise sehen wir dann an einem im Maßstabe von 1 : 6 gemalten Obelisken die Entschädigungen der Arbeiterversicherung von 1885 bis 1895 veranschaulicht und in beigefügten Tafeln näher erläutert; diese Gesammtentschädigungen umfassen 2.4 Milliarden Mark oder 961,000 kg gemünztes Gold; der diese Menge verkörpernde Obelisk würde eine Grundfläche von 7.4 qm und eine Höhe von 14.9 m haben. Dazu kommt als drittes die 5 m hohe und 3 m breite bildliche Darstellung eines heraldischen Baumes, an welchem in Schildflächen, welche in ihrer Größe stets den auf ihnen eingetragenen Zahlendaten entsprechen, die Gesammtleistungen der Arbeiterversicherung von 1885 bis 1897 in Geldsummen nach Einnahme und Ausgabe insgesammt und getrennt nach den Unterabtheilungen beider und mit einer äußerlich durch verschiedene Farben kenntlich gemachten, durchgehenden Sonderung nach Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invalidenversicherung, sowie in Zahlen die Krankheitstage, die Unfälle und Altersrenten in allen Einzelheiten zum Ausdruck gebracht sind. In einer sehr anschaulichen und eigenartigen Weise wird in diesen drei Hauptausstellungsobjekten die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches in ihren Wirkungen für Jeden leicht faßlich vor Augen geführt. In größerer plastischer Darstellung figuriren daneben ein Modell des Unfallkrankenhauses „Bergmannstrost“ zu Halle a. d. Saale, ein Modell der Heilanstalt „Augustusbad“ bei Leipzig, ein Modell der Knappschaftsheilstätte Sülzhayn im Harz und das Modell einer Berliner Unfallstation; dazu kommt ein Panorama der Arbeiterheilstätten der Landesversicherungsanstalt Berlin bei Beelitz, Photographien neuerer Volksheilstätten, statistische Darstellungen der Landesversicherungsanstalt Berlin, elektrisch betriebene Apparate mit Photographien und Zeichnungen von Sicherheitsvorrichtungen, Mutoskope und Kamoskope zur Darstellung der Handhabung von Sicherheitsvorrichtungen zur Verhütung von Betriebsunfällen und Sonstiges; schließlich sind noch anzuführen zahlreiche statistisch-graphische Tafeln über die Krankenversicherung 1885—1897, die Unfallversicherung 1885—1898, die Invalidenversicherung 1891—1898, die Unfallbelastung nach den Ursachen der Unfälle, den Verlauf der Unfallfolgen 1894—1898, die Unfallbelastung nach Betriebseinrichtungen und Vorgängen 1897, die Entwicklung der Unfallentschädigungslast 1885—1898, Darstellung der Krankenfürsorge nach den Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherungsgesetzen, Darstellung der Heilbehandlung von Versicherten und der erzielten Erfolge, Darstellung der 15 Gemeindepflegestationen des Landkreises Königsberg i. Pr., Uebersichtskarte sämmtlicher Volksheilstätten in Deutschland ꝛc. Alles dieses war in einer geschickten, wohlgefälligen Weise angeordnet und aufgestellt worden, so daß schon durch die ganze äußere Anordnung auch in dem oberflächlichen Besucher ein Interesse erweckt werden mußte, das zu näherer Betrachtung reizte. Das Ganze bildete aber nur die an und für sich allerdings sehr wesentliche äußere Hülle für den schweren wissenschaftlichen Kern, der in den ausgestellten Drucksachen niedergelegt war. Aus letzteren war einestheils eine besondere Bibliothek gebildet, anderntheils waren sie auf Tischen offen zur Einsicht ausgelegt. Die Bibliothek umfaßt in etwa 170 Nummern die Arbeiterversicherungsgesetze, die verschiedenen amtlichen bezüglichen Publikationen des Reichsversicherungsamtes und des Kaiserlichen Statistischen Amtes, die Drucksachen der Selbstverwaltungskörper der Arbeiterversicherung (Krankenkassen, Berufsgenossenschaften, Invalidenversicherungsanstalten) wie Statuten, Geschäftsberichte, Statistiken ꝛc. und schließlich eine Reihe anderer einschlagender, theils amtlicher, theils sonstiger Publikationen, wie die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten aus den einzelnen deutschen Staaten, Zusammenstellungen und Einzelnes über Unfallverhütungsvorschriften ꝛc. Die ausgelegten Drucksachen waren wiederum neben den Unfallversicherungsgesetzen meist solche allgemeineren, übersichtlich zusammengestellten Inhalts, Statistik bildete auch einen größeren Theil unter ihnen, welche sich insgesammt auf etwa 50 Nummern beliefen.

Einen ganz besonderen Werth erhält aber die Ausstellung der Deutschen Arbeiterversicherung durch die Druckschriften, welche dort unter gleichzeitiger öffentlicher Auslegung in liberalster Weise zur Vertheilung an die sich für den Gegenstand interessirenden Besucher gebracht werden. Diese theils umfangreicheren, theils kleineren Druckschriften, welche eigens für diesen Zweck von den Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamtes bezw. des Kaiserlichen Statistischen Amtes ausgearbeitet wurden, geben eine vollständige und vorzügliche Darstellung der Deutschen Arbeiterversicherung nach den verschiedensten Richtungen hin, nach gesetzlicher Grundlage, Einrichtung, Wirkung ꝛc. und ermöglichen es so dem Ausstellungsbesucher, der sich auf der Ausstellung selbst doch nur oberflächlich unterrichten kann, die empfangenen Eindrücke zuhause zu ergänzen und in die ganze Deutsche Arbeiterversicherung einen näheren Einblick zu gewinnen. Von keiner anderen Nation sind, wie wir bemerkt, über eine ihrer Einrichtungen derartige besondere und so eingehende Darstellungen geboten worden; die Vortrefflichkeit und Eigenartigkeit auch dieser deutschen Leistung hat aber auch die gebührende Anerkennung gefunden, denn mit ganz besonderer Genugthuung können wir es verzeichnen, daß neben dem Reichs-Versicherungsamt als eigentlichen Aussteller auch den sämmtlichen Verfassern jener Darstellungen, wie Geh. Regierungsrath Bichfeldt, Geh. Regierungsrath Dr. Zacher, Geh. Regierungsrath Prof. Hartmann, Regierungsrath Dr. jur. Klein, Regierungsrath Dr. Laß, Regierungsrath Dr. Zahn (bis auf den Letzten, welcher dem Kaiserlichen Statistischen Amt angehört, sämmtlich ständige Mitglieder des Reichs-Versicherungsamtes) von der Jury der Weltausstellung der große Preis, bezw. die goldene Medaille, bezw. beides (Laß, Zahn) zugesprochen ist. Der zweifellose Eigenwerth dieser Darstellungen rechtfertigt jedenfalls ein Eingehen auf dieselben, das sich allerdings mit Rücksicht auf den hier zur Verfügung stehenden Raum im wesentlichen nur auf den allgemeinen Inhalt beschränken muß.

Zunächst gibt ein „Leitfaden zur Arbeiter-Versicherung des Deutschen Reichs“, verfaßt vom Geh. Regierungsrath Dr. Zacher und auf der Ausstellung in deutscher, französischer und englischer Sprache zur Vertheilung gebracht, ein allgemeines Bild von der reichsgesetzlichen Versicherung, wie sie in ihren sich untereinander ergänzenden drei Zweigen, der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, ein geschlossenes Ganzes bildend und auf Gegenseitigkeit und Selbstverwaltung beruhend, ohne Unterschied der Nationalität Personen, welche in Deutschland ihre Arbeitskraft gegen Lohn verwerthen, umfaßt und bei Krankheit, Unfall, Invalidität oder Alter — im Gegensatz zur bloßen Armenpflege — jedem Versicherten einen Rechtsanspruch auf gesetzlich bestimmte Unterstützungen bei kostenfreiem Verfahren gewährt und damit „ein neues Arbeiterrecht geschaffen hat, welches in den unvermeidlichen Nothlagen des modernen Erwerbslebens jeden Hülfsbedürftigen mit seiner schützenden Fürsorge umgibt und in der weiteren Entwicklung auf die wirthschaftliche und gesellschaftliche Lage der Arbeiter, ja des gesammten Volks nicht ohne wohlthätige Rückwirkung bleiben kann.“ Für jeden der drei Versicherungszweige, Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invaliden- und Altersversicherung ist in großen Zügen die gesetzliche Grundlage, der Umfang, die Durchführung, Gegenstand und Zweck, Beiträge, Verwaltung, klargelegt worden, wobei bezüglich der Krankenversicherung noch die Mindestleistungen, bei der Unfallversicherung die Feststellung des Schadenersatzes, die Auszahlung der Entschädigungen, die Berufsgenossenschaften, das Reichsversicherungsamt und bei der Invaliditäts- und Altersversicherung die Versicherungspflicht, die Selbstversicherung, die Invalidenrente, die Altersrente rc. speziell berührt wurden. Es wird damit ein anschauliches Bild der ganzen Versicherung geboten, aus dem Jeder leicht die Grundzüge derselben sich aneignen kann. Angefügt sind noch theils in tabellarischer, theils in graphischer Darstellung einige hauptsächliche statistische Daten über die deutsche Versicherung und eine vergleichende Zusammenstellung über die Arbeiterversicherung in Deutschland und im Auslande, letztere mit der eingehenden Zacher'schen Schrift „Die Arbeiterversicherung im Auslande“.

Die Wirkungen der Versicherung umfaßt ähnlich in ihren großen Zügen die folgende Druckschrift — gleichfalls in deutscher, französischer und englischer Sprache vertheilt — „die Leistungen der Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs-Merkblatt“, von Regierungsrath Dr. jur. Klein. Nach kurzer Mittheilung unter zahlenmäßigem Nachweis über Einrichtung und Umfang werden die Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Zweige der deutschen Versicherung für die Zeit von 1885—1897 in der Hauptsache unter Zugrundelegung der Darstellung an dem oben angeführten heraldischen Baum unter Beifügung auch verschiedener Daten aus den Jahren 1898 und 1899 im allgemeinen klargelegt und sodann in gleicher Weise die Entschädigungsfälle, das Anwachsen der Entschädigungen, die Vertheilung der Last auf Arbeiter, Unternehmer und Reich, die Höhe der Entschädigungen im einzelnen Fall, die Art des Anspruchs und der Rechtsgang, die mittleren Wirkungen der Arbeiterversicherung, stets unter entsprechender Anführung und Würdigung des zahlenmäßigen Materials, gedrängt und übersichtlich behandelt. Auf Grund der nachgewiesenen Leistungen erscheint der Schlußsatz vollberechtigt: „Die Arbeiterversicherung des deutschen Reichs muß hienach in ihrer Ein- und Durchführung als eine kulturelle That ersten Ranges des abgelaufenen Jahrhunderts gelten. Sie ist geworden was ihrem Begründer vorschwebte: eine positive Förderung des Wohles der Arbeiter und damit des ganzen Volkes. Es ist einleuchtend, daß ihre Leistungen in Zukunft noch bedeutend wachsen werden, zumal nicht abgelassen wird, an den Ausbau und die Erweiterung, deren die Versicherung noch vielfach fähig ist, Hand anzulegen.“

Die dritte Denkschrift: „Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung“ von den Regierungsräthen Dr. Laß und Dr. Zahn ist ungleich umfangreicher als die beiden vorigen und stellt sich im wesentlichen als eine mehr in das Spezielle gehende Erweiterung derselben dar; sie ist nur in deutscher Sprache erschienen. Der erste vom Regierungsrath Dr. Laß bearbeitete Theil über die Einrichtung der deutschen Arbeiterversicherung umfaßt nach einer kurzen Rückschau über den früheren Rechtszustand zwei Abschnitte. Der erste gibt einen Ueberblick über das Arbeiterversicherungsrecht des Deutschen Reichs und zwar von vornherein getrennt für Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invalidenversicherung; systematisch werden dabei die Einzelheiten der zur Zeit geltenden Bestimmungen unter Hinweis auf die betreffenden Gesetze zur Darstellung gebracht und auf diese Weise ein vollständiges Bild des derzeitigen Zustandes in Deutschland entrollt, das sich durch große Klarheit und Uebersichtlichkeit auszeichnet; speziell werden dabei für jede einzelne Art der Versicherung der Kreis der versicherten Personen, die Träger der Versicherung beziehungsweise die Organisation der Versicherung, die Leistungen der Versicherung, die Aufbringung der Mittel und die Entscheidung von Streitigkeiten, beziehungsweise das Verfahren bei Streitigkeiten über die Ansprüche der Versicherten aus dem Invalidenversicherungsgesetze berührt. In dem zweiten Abschnitt werden die Grundlagen der Arbeiterversicherung, und zwar zunächst die allgemeinen Grundlagen und sodann die Grundlagen jedes einzelnen Zweiges der Versicherung entwickelt; hier werden die Grundsätze, auf denen die deutsche Regelung im allgemeinen und im besonderen beruht, als solche behandelt und gleichzeitig unter Berücksichtigung der sonst möglichen theoretischen Stellungnahme und unter kritischer Prüfung derselben nachgewiesen, wie man zur Annahme der bestehenden Grundlagen gekommen und welche Vorzüge denselben eventuell zuzusprechen sind. Unter den allgemeinen Grundlagen wird zunächst das Verhältniß der verschiedenen Zweige der Arbeiterversicherung zu einander besprochen und die Wünsche nach einer Verschmelzung der einzelnen Versicherungszweige, deren Erfüllung aber im wesentlichen sich als unerfüllbar, wenigstens zur Zeit, vielleicht auch dauernd, erweist. Die ausnahmsweisen Beziehungen der grundsätzlich nur für das Inland bestimmten Versicherung zum Ausland werden näher erörtert, sodann die Frage des Versicherungszwanges, welche dahin entschieden wird, daß die einzig befriedigende Lösung einer Arbeiterversicherung im großen Stile in der Durchführung des Zwangsprinzips zu erblicken sei, das Verhältniß der Arbeiterversicherung zur Privatversicherung, die Selbstverwaltung und staatliche Verwaltung, wobei der große Werth der ersteren besonders gewürdigt wird, die Betheiligung der Versicherten an der Verwaltung und Rechtsprechung, die gleicherweise als eine der wichtigsten Grundlagen der deutschen Arbeiterversicherung hingestellt wird, die Garantien für die Ansprüche der Versicherten, die Pflichten der letzteren in Ansehung des Heilverfahrens, die Wartezeiten in ihrer verschiedenen Bedeutung u. a. m. In gleicher Weise sind denn auch für Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invalidenversicherung die speziell für den einzelnen Zweig der Versicherung wesentlichen Grundlagen herausgegriffen und in lehrreicher und interessanter Weise näher behandelt, doch müssen wir uns hier leider versagen, darauf weiter einzugehen.

In dem zweiten Theil bespricht der Regierungsrath Dr. Zahn die Wirkungen der deutschen Arbeiterversicherung, dabei nach einer Einleitung über den Zweck der Versicherung und die Lage der Arbeiterverhältnisse vor Inkrafttreten der Versicherungsgesetze, die unmittelbare und die mittelbare Wirkung gesondert ausscheidend. Die unmittelbare Wirkung, bei welcher als unmittelbarste wieder hingestellt wird, daß von den 56 Millionen Einwohnern des Deutschen Reiches, darunter 16 Millionen Arbeitern, 9 Millionen bei Krankheit, 17 Millionen bei Unfall und 13 Millionen bei Invalidität und in der Bedrängniß des Alters, also in den hauptsächlichsten Nothfällen des Lebens, einen gesetzlich gewährleisteten Anspruch auf Unterstützung haben, wird erst das Allgemeine und demnächst das Besondere für jeden Versicherungszweig unter Beibringung eines reichen Zahlenmaterials näher behandelt. Bezüglich der Krankenversicherung werden die einzelnen Arten der Krankenkassen und aus diesen wiederum die hauptsächlichsten Einzelkassen angeführt und in ihrem Wirkungskreis näher klargelegt, über die Erkrankungs- und Sterbefälle unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse und speziell des Berufs der Erkrankten werden Mittheilungen gemacht, desgleichen über die Krankheitsformen

und über die finanziellen Leistungen im einzelnen und über die Vermögensansammlung der Krankenversicherung; auch wird sodann noch die Wirksamkeit einiger ausgewählter Kassen behufs praktischer Veranschaulichung, wie Hauptträger der Krankenversicherung eingerichtet sind und ihren Aufgaben gerecht werden, im einzelnen vorgeführt, so die Gemeinde-Krankenversicherung der Stadt München, die Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend und die Betriebskrankenkasse für die Gußstahlfabrik der Firma Friedrich Krupp in Essen. Bei der Unfallversicherung boten zunächst die Versicherungsverbände mit der Zahl ihrer versicherten Betriebe und Personen einen Gegenstand der Erörterung, die Verletzungen nach Zahl, Schwere und Art, die Unfallhäufigkeit bei den einzelnen Berufsgenossenschaften, das verschiedenartige Vorkommen der Unfälle nach der Zeit, sowie nach dem Geschlecht und nach dem Alter der Arbeiter, endlich das Verschulden der Betheiligten; daran anschließend sind wieder die Leistungen der Unfallversicherung und ihre Vermögensansammlung geschildert, wobei auch auf die besonderen weitergehenden Einrichtungen der einzelnen Berufsgenossenschaften Rücksicht genommen ist. Die Invalidenversicherung beginnt ebenfalls mit den Versicherungsanstalten, deren versicherte Personen nach Zahl und Beruf angegeben werden, dann werden die Invaliden- und Altersrentner nach Zahl, Alter und Beruf behandelt und weiter die Ursachen und die Häufigkeit der Invalidität; eingehend sind hier endlich die Leistungen der Invalidenversicherung und ihre Vermögensansammlung zur Darstellung gebracht, wobei nicht nur die finanziellen Aufwendungen für Invalidenrenten, Altersrenten und Beitragserstattungen (im Verheirathungs-, beziehungsweise Todesfall), sondern auch die weitergehenden Aufwendungen für die Wohlfahrt der Arbeiter, so namentlich auf dem Gebiet der vorbeugenden Krankenpflege berücksichtigt sind, deßgleichen die Ausleihung von Kapitalien zu gemeinnützigen Zwecken, die speziell der Klasse der Versicherten wieder zugute kommen, wie zum Bau von Arbeiterwohnungen, zur Befriedigung des landwirthschaftlichen Kreditbedürfnisses, zum Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksheilstätten, Gemeindepflegestationen, Herbergen zur Heimath, Volksbädern, Blindenheimen, Kleinkinderschulen rc.

Von einem ganz besonderen Interesse dürfte aber gerade die mittelbare Wirkung der Arbeiterversicherung sein, deren Darstellung unter Heranziehung vielseitiger statistischer und literarischer Belege in ihrer Gesammtheit etwas durchweg neues bietet; jene Wirkung ist verschieden, je nachdem sie sich in Bezug auf die Arbeiterschaft, auf die Arbeitgeber, auf die Gemeinden oder auf die gesammte Gesellschaft äußert. Als mittelbare Wirkung der Reichsversicherung auf die Arbeiterschaft wird einmal der Umstand hervorgehoben, daß die Wohlthat derselben landesgesetzlich noch weiteren Kreisen von Arbeitern zugänglich gemacht worden ist, sodann eine nicht unwesentliche Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter, welche aus Daten über den durchschnittlichen Jahreslohn, der Einkommenstatistik, der Konsumstatistik und der Sparkassenstatistik näher nachgewiesen wird, demnächst die Hebung der hygienischen Verhältnisse der Arbeiterschaft, welche namentlich durch die den Krankheiten rc. vorbeugende Thätigkeit aller drei Versicherungszweige, durch die jetzt ermöglichte frühzeitige und zweckentsprechende ärztliche Behandlung rc. herbeigeführt worden ist, die verbesserte Rechtsstellung der Arbeiterschaft und das Emporheben des ganzen Standes durch die Theilnahme an Verwaltung und Rechtsprechung in Versicherungssachen rc. Auf die Unternehmer mußte die Arbeiterversicherung naturgemäß in erster Linie als eine Belastung wirken, wenn auch für einen Theil derselben, da sie ihren Arbeitern gegenüber diese Belastung schon früher freiwillig übernommen hatten, nur rechtlich; die Belastung hielt sich aber immer in angemessenen Grenzen und hat den großen Aufschwung der deutschen Produktion und die Konkurrenzfähigkeit von Deutschlands Gewerbe und Handel auf dem Weltmarkt nicht zu hemmen vermocht, wie zahlenmäßig näher nachgewiesen wird; zu einem geringeren Theil ist allerdings eine Verschiebung der Produktion aus dem Fabrikbetrieb in die Hausindustrie zu konstatiren gewesen; als weitere günstige Wirkung ist es zu bezeichnen, wie bei den Unternehmern immer mehr die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen ist, daß die Fürsorge für die Arbeiter zugleich auch im eigenen Interesse der Unternehmer gelegen ist, und wie diese dadurch noch zu weiteren besonderen Einrichtungen nach der fraglichen Richtung hin veranlaßt worden sind; es wird dadurch auch eine versöhnende Rückwirkung auf die zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vorhandenen Gegensätze mit der Zeit zweifellos erzielt werden; als letzte Wirkung ist endlich noch die Stärkung des Korpsgeistes unter den Arbeitgebern angeführt. Als Wirkung der Arbeiterversicherung auf die Gemeinden zeigt sich zunächst eine Mehrbelastung derselben mit Arbeit wie auch zum Theil mit Kosten (Zuschuß zur Gemeindekrankenversicherung), demgegenüber ist aber eine Entlastung auf dem Gebiete der Armenpflege anzunehmen, wie im einzelnen näher verfolgt wird; dann kommt aber noch als wesentliche Wirkung die Förderung der kommunalen Sozialpolitik in Frage, welche nach den verschiedensten Richtungen hin, namentlich in der Ausdehnung der Krankenversicherung durch Ortsstatut, der Einrichtung städtischer Arbeitsvermittlungsanstalten, der Bildung sozialer Kommissionen in größeren Städten, der Einsetzung von Gewerbegerichten, der Maßnahmen zur Hebung der Bildung der Arbeiter rc. zutage tritt. Für die Gesammtheit sind als Wirkungen zu bezeichnen die Hebung des Gesammtniveaus der Bevölkerung, die Wirkung der Kapitalansammlung bei den Versicherungseinrichtungen auf die allgemeine Volkswirthschaft, die Neubelebung des Gemeinsinnes der Bevölkerung, welche sich namentlich auch in der Neubildung privater Vereinigungen zur Mithülfe behufs Erreichung der weiteren Ziele der Versicherung, wie im einzelnen näher nachgewiesen, gezeigt hat, und endlich die sozialpolitische Schulung der Nation selbst. Dementsprechend bedeutet die Arbeiterversicherung in ihren Wirkungen als Ganzes eine Förderung der wirthschaftlichen und sozialen Wohlfahrt des Reiches, eine Kräftigung des inneren Friedens des Landes und eine Festigung der Grundlagen des Staates und der Gesellschaft.

Eine gedrängtere Darstellung gibt wieder die folgende, einen spezielleren Theil umfassende Schrift „Die Heilbehandlung der gegen Unfall und Invalidität versicherten Arbeiter in Deutschland" vom Geheimen Regierungsrath Bielefeldt, welche in deutscher und in französischer Sprache ausgegeben wurde. Getrennt für Unfallversicherung und für Invaliditätsversicherung werden im einzelnen näher klargelegt die rechtliche Natur und der Umfang des Anspruchs auf Heilbehandlung, die Voraussetzungen der Heilbehandlung, die Durchführung des Heilverfahrens, die Wirkungen der Heilbehandlung, der Umfang und die Erfolge derselben; als Schlußsatz wird hervorgehoben: „Auf dem Gebiete der Unfallversicherung wie auf dem der Invalidenversicherung hat sich das auf gesetzlicher Grundlage beruhende Heilverfahren, wie es in der Praxis zur Anwendung kommt, im allgemeinen bewährt. Die Pflege der Gesundheit der arbeitenden Klassen ist neben den Krankenkassen denjenigen Selbstverwaltungskörpern der Arbeiterversicherung anvertraut, die ein von eigenem Interesse getragenes Verständniß für den Werth dieses hohen Gutes und zugleich ausreichende Mittel zur Durchführung einer solchen Aufgabe besitzen. Möge es den deutschen Berufsgenossenschaften und Invaliditätsversicherungsanstalten gelingen, auch dieser wichtigen Aufgabe zum Wohle der leidenden Menschheit gerecht zu werden."

Einen speziellen Gegenstand umfaßt auch in übersichtlicher Darstellung die letzte der vom Reichsversicherungsamt herausgegebenen Schriften „Das Gefahrentarifwesen der Unfallversicherung des Deutschen Reichs" vom Geheimen Regierungsrath Professor Hartmann, in deutscher und französischer Sprache ausgetheilt. Nach Einleitung und allgemeinen Angaben wird namentlich die Ermittelung der Gefahrenziffern für die Gefahrentarife der gewerblichen Berufsgenossenschaften näher behandelt und danach die Gestaltung derselben nach der regelmäßigen oder Durchschnittsform an einem speziellen Beispiel auseinandergesetzt; demnächst werden die bei Bestimmung der Gefahrentarife in Rücksicht zu ziehenden Sonderheiten berührt, sei es, daß diese in den Gefahrenverhältnissen oder in den Betrieben und in den Betriebsverhältnissen beruhen, deßgleichen die Revision der Tarife, die Veranlagung der Betriebe nach dem Tarif und nach Maßgabe der in ihnen vorgekommenen Unfälle und

bei Uebertretung der Unfallverhütungsvorschriften, und schließlich die Gefahrentarife der land- und forstwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften. Anhangsweise sind die Umlagebeiträge der wichtigeren Gewerbezweige für das Jahr 1898 beigefügt. Im Anschluß hieran müssen wir noch zwei weitere, in der Ausstellungsgruppe zur Vertheilung gebrachte Schriften des Geheimen Regierungsraths Hartmann erwähnen: Die eine, umfangreichere, „Unfallverhütungsvorschriften", ist namens des Verbandes der deutschen Berufsgenossenschaften herausgegeben und enthält eine eingehende systematische Uebersicht der von den gewerblichen Berufsgenossenschaften des Deutschen Reichs erlassenen Unfallverhütungsvorschriften. „Die Unfallverhütungstechnik ist noch jung, und es wäre unverständig, jetzt schon zu verlangen, daß sie nach jeder Richtung vollen Erfolg haben soll. . . . Das vorliegende Werk legt Zeugniß davon ab, was bereits in dem Bestreben, die Sicherheit der Arbeiter bei ihrer Berufsthätigkeit in möglichst weitgehendem Maße herbeizuführen, geschehen ist; der reiche Schatz mehrjähriger Erfahrung, der in dem Buche niedergelegt ist, wird aber auch für den künftigen Ausbau der Schutzmaßnahmen einen festen Untergrund bilden." Die zweite Schrift ist ein Verzeichniß der bildlichen Darstellungen von Einrichtungen zur Unfallverhütung in gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben, wobei aber diese Einrichtungen stets näher geschildert sind, so daß das Werk an sich auch seinen selbständigen Werth erhält. Schließlich sei auch noch eine weiter in der Gruppe vertheilte Schrift hervorgehoben, welche ein Beispiel, wie die Vereinsthätigkeit sich an die Arbeiterversicherung zur weiteren Ausbildung der Endzwecke derselben angliedert, zur Darstellung bringt; es ist die „Erste Hülfeleistung auf dem Lande, organisirt vom Rothen Kreuz in Verbindung mit der deutschen Arbeiterversicherung" von Hauptmann a. D. und Gutsbesitzer v. Kleist auf Kolthof; in anschaulicher und eingehender Weise wird die Organisation zur ersten Hülfeleistung auf dem platten Land geschildert, wie sie im Landkreise Königsberg in Preußen zur Durchführung gebracht ist.

Aus unsrer nur das Wesentliche berührenden Schilderung dürfte immerhin erhellen, wie man bestrebt gewesen ist, die Ausstellungsgruppe „Die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches" nach jeder Richtung würdig auszugestalten und sie als Darstellung einer der größten Thaten des Reiches auch dementsprechend vor das Forum der Welt zu stellen. Allen den Männern, die dazu beigetragen, darf unser Dank und unsre Anerkennung nicht fehlen, die wir hier in diesen Zeilen zum Ausdruck bringen wollten. Daß auch der Erfolg nach außen nicht gefehlt, zeigt der Spruch der Ausstellungsjury; aber immer mehr bringt dieser Erfolg, der sich in der Werthschätzung der deutschen Arbeiterversicherung äußert, weiter vor; als einen Beleg dafür und gleichzeitig als einen richtigen Abschluß unsrer Schilderung wollen wir einige Sätze aus einer kürzlich erschienenen Abhandlung über die deutsche Arbeiterversicherung in der französischen Zeitschrift „La Revue de Paris" anführen: „Dank der Fürsorge des Kaisers ist auf deutschem Boden ein Baum emporgewachsen, und unter diesem Baume findet der Arbeiter Obdach und Schutz, wenn ein Ungewitter über seinem Haupte ausbricht. . . . Es ist gewiß, daß zur Stunde der deutsche Arbeiter unter allen Arbeitern derjenige ist, der der Zukunft mit den geringsten Sorgen entgegenblicken kann. . . . Die deutsche Gesetzgebung über die Arbeiterversicherung stellt aber noch von einem anderen Gesichtspunkte aus einen Fortschritt dar. Zum erstenmal sind hier die Grundsätze eines Arbeiterrechtes festgestellt und diese Grundsätze bleiben nicht ein todter Buchstabe. Vor dieser Gesetzgebung blieb die Hülfe für den kranken, arbeitsunfähigen und bei der Arbeit gealterten Arbeiter der Privatwohlthätigkeit oder der öffentlichen Unterstützung überlassen und in letzter Reihe war der Beistand, den der Arbeiter empfing, ein Almosen. Dieser Begriff Wohlthätigkeit und Almosen ist heute durch den des Rechts ersetzt."

Dr. Z.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Mittel, zwischen zwei verschiedenen Thieren Blutsverwandtschaft nachzuweisen, sind vorzugsweise morphologischer Natur, der Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Paläontologie entlehnt; nur in beschränktem Grade sind außerdem die umständlichen Kreuzungsversuche für diesen Zweck zu verwerthen. Dr. Friedenthal in Erlangen schlägt nun im „Arch. für Anat. u. Physiol.", wie wir der „Naturwissensch. Rundschau" entnehmen, ein neues, leicht ausführbares Experiment, nämlich die Mischung des Blutes von dem einen Thier mit dem Blutserum des anderen für die Feststellung der Verwandtschaft vor, da, wie bereits längere Zeit bekannt ist, die Blutkörperchen nur mit dem Serum von Thieren derselben Art oder sehr nahe verwandter gemischt werden können, vom Serum fremder Thiere jedoch aufgelöst werden. Bisher ist die Fähigkeit, durch Blutserum fremde Blutkörperchen aufzulösen, nur bei den Wirbelthieren nachgewiesen, und zwar bei Fischen, Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugethieren. Die Mehrzahl der Versuche sind an Säugethieren angestellt, wenn auch selbst hier noch große Lücken existiren. Es stellte sich heraus, daß innerhalb derselben Familie das Blut keine merklichen Unterschiede aufweist, daß dagegen die einzelnen Unterordnungen und noch mehr die Ordnungen eine Blutmischung nicht mehr gestatten. Hasen und Kaninchen gestatteten ausgiebige Blutvermischung; dagegen löste Kaninchenserum die Blutkörperchen des Meerschweinchens und umgekehrt. „Also getrennte Familien, gesondertes Blut". Pferdeserum löste nicht Eselblutkörperchen, hingegen die Erythrocyten von Kaninchen, Meerschwein, Kalb, Lamm und Menschen. Hund, Fuchs und Wolf gestatteten ausgiebigen Blutaustausch, während Hundeblutkörperchen von Katzenserum aufgelöst wurden. In der Ordnung der Primaten waren bisher noch keine vergleichenden Blutuntersuchungen angestellt. Aus den Transfusionsversuchen wußte man nur, daß Blut von Lamm, Hammel, Schwein, Pferd und Rind das Menschenblut nicht ersetzen könne. Mit Menschenblutserum zahlreich ausgeführte Mischungsversuche ergaben, daß es die Blutkörperchen des Aales, des Frosches, der Ringelnotter, der Kreuzotter, der Taube, des Haushuhns, des Nachtreihers, des Pferdes, des Schweines, des Rindes, des Kaninchens, des Meerschweinchens, des Hundes, der Katze und des Igels auflöse. Ebenso wurde gelöst das Blut von einigen niederen Affenarten. Erst unter den anthropomorphen Affen fanden sich so nahe Verwandte des Menschen, daß die Blutarten als identisch angesehen werden können. Die Blutkörperchen von Orang-Utang und von Gibbon wurden von Menschenserum nicht gelöst, und einem Schimpansen konnte Menschenblut transfundirt werden, ohne daß irgend eine Störung im Gesammtbefinden oder in der Beschaffenheit des Harns eintrat. Wenn auch die Zahl der Versuche, welche an anthropomorphen Affen angestellt werden konnten, noch sehr gering ist, so geht doch aus ihnen so viel mit Sicherheit hervor, daß keine der untersuchten Blutarten der Thiere physiologisch dem Menschenblut so nahe steht wie das Blut der anthropomorphen Affen. Es ist wohl kein Zufall, daß von den meisten der Thiere, welche identische Blutarten aufwiesen, bekannt ist, daß sie fruchtbare Kreuzung der Arten gestatten: Pferd und Esel, Hase und Kaninchen, Hund und Wolf bringen lebende Blendlinge zur Welt. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, festzustellen, ob nicht die Möglichkeit der Erzeugung lebender Mischlinge mit dem Ergebniß der Blutreaktion in der Weise zusammenfällt, daß nur solche Thiere sich fruchtbar kreuzen können, deren Blutarten sich nicht gegenseitig auflösen.

G. Ein illustrirtes Werk über Holbeins berühmtes Gemälde „Die Gesandten", das sich jetzt in der Nationalgalerie in London befindet, wird demnächst im Verlag von George Bell u. Söhne in London erscheinen. Die Verfasserin ist Mary F. S. Hervey, die vor einigen Jahren das erste authentische Dokument über die Geschichte des berühmten Bildes entdeckte. Seitdem fand die Dame zwei weitere Manuskripte, die zum erstenmal in dem demnächst erscheinenden Werke veröffentlicht werden. Die Lebensbeschreibungen der beiden portraitirten Männer Jean de Dinte-

aille und George de Selve ist gleichfalls in dem Buch enthalten, sowie eine Menge noch unbekannter Thatsachen, die mit den „Gesandten“ in Verbindung stehen. Die Illustrationen bestehen, wie wir dem Athenaeum entnehmen, aus einer Reproduktion des Gemäldes, den Faksimiles von Manuskripten und verschiedenen Bildnissen und anderen illustrativen Einzelheiten.

* **Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel.** Herausgegeben von Hugo Helbing, München. — Preis M. 12.— per Jahr. — 1. Heft Oktober 1900. Mit 1 Heliogravüre, 4 Tafeln und vielen Textillustrationen in Autotypie. — Von diesem neuen Unternehmen, welches im Gegensatz zu den vielen bestehenden, wissenschaftlichen wie populären Kunstzeitschriften eine umfassende Revue über das Gesammtgebiet der Kunst, über Forschen, Sammeln, Schaffen und Handel bieten soll, liegt das erste, soeben ausgegebene Heft vor. Der Text ist so gediegen, bietet so viel neues, die ganz besonders gepflegte bibliographische Rundschau ist so umfassend, und die bildlichen Beigaben, besonders die herrliche Heliogravüre nach Rembrandts berühmtem Blatt „Landschaft mit den drei Bäumen“ stellen so werthvolle Gaben dar, daß der Preis dagegen äußerst wohlfeil genannt werden kann. Ein Stab von Mitarbeitern ersten Ranges ist dafür gewonnen und verspricht für die nächsten Hefte hochinteressante Beiträge; reichhaltige Notizen aus aller Welt geben fortlaufend Bericht über alle Neuerwerbungen, Entdeckungen, Ausstellungen, Auktionen, sowie die Thätigkeit der Alterthums- und Kunstvereine, Kunstschulen u. s. f.

* Ueber **Limesforschung in Oesterreich** wird in Wiener Blättern berichtet: Da sich der germanisch-rhätische Grenzwall auch in Oesterreich fortsetzte, wo die Donau seit Kaiser Augustus Reichsgrenze war, hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien seit drei Jahren eine der deutschen Limesforschung parallele Aktion unternommen, für die sie alljährlich einen Theil des Erträgnisses der Treitl-Stiftung verwendet. Eine aus mehreren Akademikern bestehende Kommission hat die Leitung, der k. u. k. Oberst d. R. Max Groller v. Mildensee die technische Ausführung übernommen. Dieser bereiste zunächst unter Führung des G.-L. v. Sarwey den deutschen Limes, um sich mit den Problemen und Methoden der Untersuchung vertraut zu machen, und setzte dann bei der ältesten römischen Niederlassung, in Carnuntum, mit angestrengter Arbeit ein. Er begann die von dort abzweigenden alten Straßenzüge zu verfolgen und in musterhaft geführten Grabungen die fortifikatorischen Anlagen und die Entwicklung des Legionslagers in Carnuntum festzustellen. Seinem technischen Spürsinn gelang es unter anderem, in Höflein ein Limeskastell nachzuweisen, auf dem Pfaffenberge bei Deutsch-Altenburg eine Art Kapitol von Carnuntum mit Tempelanlagen, Altären, Thürmen zu entdecken und in dem Legionslager selbst jenen vielbesprochenen Schatz römischer Waffen zu heben, der in dem geplanten Neubau eines Antikenmuseums in Deutsch-Altenburg eine Sehenswürdigkeit bilden wird. Die Ergebnisse seiner durch Fachgelehrte der Universität bereicherten Untersuchungen veröffentlicht die kaiserliche Akademie in vorläufigen Berichten und einer bei Hölder in Wien alljährlich erscheinenden Serienschrift, deren erster Theil schon gedruckt vorliegt, während der zweite unter der Presse ist.

* Die Direktion des **Astrophysikalischen Observatoriums Königstuhl-Heidelberg** ersucht um Veröffentlichung der nachstehenden Mittheilung: In Süddeutschland wurde (wie schon kurz erwähnt) am Freitag, dem 19. Oktober, zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags eine sehr interessante **Himmelserscheinung** beobachtet. An einer Anzahl von Orten (bis jetzt liegen Meldungen aus zehn Orten vor) wurde ein lang anhaltender Donner von trommelartigem Klang gehört. An einzelnen Orten wurde das Rollen von hoch oben kommend gehört, und es machte den Eindruck, als wenn sich über den Wolken explodirende und aneinander schlagende Massen in der Richtung von Ost nach West bewegten. Die Vermuthung lag nahe, daß man es mit dem Niedergang eines großen **Meteoriten** zu thun gehabt habe, ähnlich wie er vor einigen Jahren in Madrid beobachtet wurde. Nun wurde nach neuesten Meldungen in der That das Meteor in blendendem Glanze von **Stuttgart** und **Baden-Baden** aus gesehen, so daß also die Annahme sich bestätigt. Es erscheint sogar vielleicht möglich, den Ort des Niedergangs zu bestimmen und den Meteoriten, bezw. seine Bruchstücke zu finden. Aus diesem Grunde wird Jeder, der zur angegebenen Zeit etwas von der Erscheinung gehört oder gesehen hat, dringend gebeten, seine Wahrnehmungen hieher mitzutheilen; insbesondere auch nach welcher Richtung hin — gegeben durch Standort und Nachbarorte — er die Erscheinung beobachtet hat. Nachrichten werden erbeten vom **Astrophysikalischen Observatorium** in **Heidelberg**.

* **Jena.** Die Stelle eines **Professors der Landwirthschaft**, die durch die Uebersiedelung ihres bisherigen Inhabers Prof. Dr. **Pfeiffer** an die Universität Breslau frei geworden, aber bereits wieder besetzt war, ist jetzt, der „Voss. Ztg.“ zufolge, abermals erledigt, da der in Aussicht genommene Dozent seine Zusage wieder zurückgenommen hat.

* **Berlin.** Dem Direktor der Aktiengesellschaft für Theer- und Erdöl-Industrie zu **Berlin** Dr. G. **Krämer** und dem Dr. med. v. **Düring** in **Konstantinopel** ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

oem. **Breslau.** Im laufenden Wintersemester soll an der hiesigen Universität in unmittelbarem Anschluß an die Anatomie eine **außerordentliche Professur für Anthropologie und Ethnographie** errichtet werden; es ist für dieselbe Dr. med. Georg **Thilenius**, Privatdozent für Anatomie an der Universität **Straßburg**, in Aussicht genommen. Die medizinische Fakultät hiesiger Universität hat dem Direktor der Schlesischen Provinzial-Irrenanstalt zu Kreuzburg, O.-S., Geh. Sanitätsrath Dr. med. **Arthur Brückner** anläßlich seines **fünfzigjährigen Doktorjubiläums** das Doktordiplom erneuert.

* **Aus den Niederlanden.** An der Universität **Amsterdam** hat sich, wie der „Frkf. Ztg.“ mitgetheilt wird, Dr. W. **Vogelsang** aus Freiburg i. B. als Privatdozent für Kunstgeschichte habilitirt.

* **Aus Rußland.** Wie man der „Frkf. Ztg.“ aus St. **Petersburg** mittheilt, ist dort am 21. d. M. der Professor der Architektur an der Akademie der Künste Anton **Tomischko** gestorben. Tomischko war 1851 in Böhmen geboren. Außer zahlreichen Gebäuden in St. Petersburg wurde nach seinen Plänen das kaiserliche Palais in Alexandria bei Neu-Peterhof gebaut.

△ **Dorpat.** Prof. Dr. **Adolf Kneser**, ordentlicher Professor für Mathematik, folgt einem Ruf an die Bergakademie in **Berlin**. In ihm verliert die Dorpater Universität einen der letzten aus Deutschland berufenen Professoren; es bleiben jetzt nur noch drei reichsdeutsche Professoren zurück, denen noch gestattet ist, in deutscher Sprache ihre Vorlesungen zu halten, nämlich Prof. W. Koch (Chirurgie), R. Mucke (Statistik) und A. Rauber (Anatomie).

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. S. M. **Prem**: Goethe. 3. Aufl. Leipzig, E. Wartig 1900. — Dr. Joh. **Rehmke**: Der Schulherr. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. — Dr. M. **Ettinger**: Die Advokatur im modernen Verkehr. Wien, Manz 1900. — A. **Belar**: Laibacher Beben. Laibach, Erdbebenwarte. — Dr. G. **Hirth**: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. 1. Serie. Lfg. 38 u. 39. München und Leipzig, Hirth 1900. — **Zeitschrift für populäre Rechtskunde.** Bd. I. Heft 1. Berlin, Ebering 1900. — **Meyers Konversationslexikon.** 5. Aufl. Bd. 20. Jahressupplement 1899/1900. Leipzig, Bibliographisches Institut 1900. — R. **Altsalck**: Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert. Berlin, Koch-Krauß 1900. — **Rangliste des aktiven Dienststandes der kgl. preußischen Armee und des XIII. Armeekorps.** Berlin, Mittler u. Sohn. — A. **Fischer**: Goethe und Napoleon. 2. erweiterte Auflage. Frauenfeld, Huber 1900. — Dr. E. **Bade**: Der Schleierschwanz und Teleskopschleierschwanz. Magdeburg, Creutz 1900. — W. **Geyer**: Katechismus für Antiquarienliebhaber. 4. Aufl. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 30. Oktober. Nummer 249.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Dämonologie in Goethe's Faust.

Von J. Minor.

II.

Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Mephistopheles ein Teufel ist, so stoßen wir doch sogleich auf eine Reihe nicht zu beantwortender Fragen, sobald wir den Versuch wagen, uns die Kräfte, die diesem höllischen Dämon eigen sind, und seinen Machtbezirk logisch genau abzugrenzen. Eine Reihe ganz willkürlicher, von Fall zu Fall aufgestellter Voraussetzungen müssen wir hier entweder dem Dichter oder dem Teufel selbst, der ja der ewige Lügner ist, zugeben, ohne ins klare zu kommen. Führt der Teufel schon im Urfaust dem Helden Gretchen zu oder ist es eine zufällige Begegnung, die er ausnützt? Ist es Wahrheit oder eine bloße Ausflucht des Teufels, der Faust zu reizen sucht, wenn Mephistopheles, der noch Faust über alle mehr als vierzehnjährigen Mädchen (also nicht über die unschuldigen Kinder?) Gewalt hat, dem sündenreinen Gretchen gegenüber, die eben von der Beichte kommt, sich machtlos erklärt? Ist er mit Voraussicht begabt, daß er im voraus weiß, Gretchen werde bei der Nachbarin sein, oder hat er vorher ihre Gewohnheiten ausspionirt und nimmt er nur die günstige Stunde wahr? Weiß er in der Bearbeitung der Auerbachscene auf Grund übernatürlicher Begabung oder bloß auf Grund seiner scharfen Menschenkenntniß voraus, daß sich die Bestialität bei den Burschen bald herrlich offenbaren werde? Hat er das traurige Ende des Herrn Schwerdtlein erfahren oder erdichtet? Und wie kommt Faust dazu, in der Ungeduld über die Hinausschleppung seiner Liebschaft auch nur einen Augenblick an die Nothwendigkeit einer weiten Reise nach Padua zu glauben?, da doch dem Teufel Zauberpferde und im Nothfall sogar ein Weinfaß zu Gebote stehen, von dem Zaubermantel vorderhand zu schweigen, der in der Volkssage und sogar in dem Goethe geläufigen Sprichwort das stehende Attribut des Helden ist und auch von unserm Dichter später dem Mephistopheles beigelegt wird, da sein Faust der eigenen Zauberkraft ermangelt. Nichtige Zerstreuungen, wie in Auerbachs Keller, kann er Faust jede Nacht verschaffen, wenn sie ihm gefallen, und von Gretchen sucht er ihn durch abgeschmackte Freuden abzuziehen; als Kuppler wie als Verführer stellt er seinen Mann. Bei der Katastrophe aber versagt er gänzlich. Er beruft sich darauf, daß er nicht alle Macht auf Erden und im Himmel habe und daß er in das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden nicht eingreifen dürfe. Das heißt: er darf Faust, den Mörder Valentins, nicht der gerichtlichen Verfolgung entziehen und muß ihm daher zur Flucht rathen; und er darf Gretchen nicht mit übernatürlicher Gewalt aus den Händen der irdischen Gerechtigkeit befreien. Es ist klar, daß diese Voraussetzung vom Dichter in der Absicht gemacht ist, die Katastrophe überhaupt zu ermöglichen: denn wenn Faust nicht fliehen muß oder wenn Gretchen durch übernatürliche Gewalt befreit werden kann, dann ist der tragische Ausgang vereitelt. Noch später hat er diese Motivirung von Mephistopheles wiederholen lassen: „ich weiß mich trefflich mit der Polizei, doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden“. Goethe knüpft hiebei an die mittelalterliche Vorstellung an, nach welcher der Blutbann im Namen Gottes ausgeübt wird, und er durfte mit Recht annehmen, daß dem Teufel ein Eingriff in die Machtsphäre Gottes versagt sei. Aber immerhin bleibt diese Beschränkung der Machtsphäre des Teufels auffallend. Was kann denn Faust Großes anstellen, wenn er vor dem Mord Halt machen muß? Und man sollte umgekehrt glauben, daß es im Interesse des Teufels läge, den Helden in Todsünden zu verstricken und sie ihm daher so leicht und folgenlos zu machen als möglich.

Solchen bloß logischen und rein verstandesmäßigen Erwägungen braucht der Dichter nicht stand zu halten. Es ist einfach unmöglich, übernatürliche Wesen als menschlich denkend und handelnd vorzuführen, ohne in solche Widersprüche zu fallen. Schon Wieland hat mit Recht gelegentlich der Miltonischen Dämonen bemerkt, daß die innere Wahrheit einer dichterischen Darstellung sich nicht prüfen lasse, wenn der Stoff außerhalb der menschlichen Sphäre liege: „Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sei oder nicht?“ Und wer hat denn eine ausgeprägte realistische Vorstellung von dem Teufel und seinem Machtbezirk? Niemand, auch kein Theologe. Solche Figuren sind überhaupt bloß im Dämmerlicht möglich, nicht im Lichte einer verstandesmäßigen Kritik. Sie spotten einer rationalistischen, menschlichen Auffassung und Ausdeutung. Hier am meisten gilt, was Goethe am 6. Mai 1827 zu Eckermann geäußert hat: „Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser ist sie.“

Die Unmöglichkeit, den Teufel mit den Forderungen des Verstandes und den Ansprüchen der Logik in Einklang zu bringen, hat Schiller mit seinem scharfen Blick für solche Gegensätze sofort bei dem „Faust“ herausgefunden und mit den Worten: „daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebe“, schlagend ausgedrückt (an Goethe 25. Juni 1797). Das ist ja zu verstehen. In unserm menschlich beschränkten Denken bilden Geist und Mensch, übersinnliches Ideal und Sinnlichkeit eine Proportion. Ein Geist ist an sich etwas Uebersinnliches, also der Gegensatz zum Sinnlichen. Der Teufel aber soll ein Geist sein, der seine Absichten durch die Sinnlichkeit erreicht. Aus diesem obersten Widerspruch folgen nothwendig und unausbleib-

lich auf Schritt und Tritt andere. Schon die Verkörperung eines Geistes in menschliche Gestalt gibt ihn streng genommen als Geist auf und auch hier ist nicht ohne Widersprüche auszukommen. Der Dichter wird hier gerade um so viel stärker wirken, je mehr er das im unbestimmten läßt, was, wenn es bestimmt wird, doch nur einen Widerspruch ergibt; er bedarf der mitarbeitenden Phantasie des Lesers und Zuschauers, der er gerade durch die Unbestimmtheit seiner Darstellung ein möglichst weites Reich eröffnen wird. Ich habe in der Analyse des Urfaust überall darauf aufmerksam gemacht, wie Goethe's Darstellung immer, so oft das Wunderbare in Betracht kommt, dem Verstande unlösbare Fragen vorlegt, der Phantasie aber ein unendlich weites Reich eröffnet. Dazu kommt in Betreff der Teufelsfigur noch die ironische, parodistische Behandlung, die sich schon im Urfaust ankündigt. Eine solche Behandlung gibt den Teufel als Wahrheit und hebt ihn dann doch wiederum durch die Parodie, besonders die Selbstparodie, auf. Sie wirkt beschwichtigend auf den Verstand des Lesers, der ja doch nicht an seine Existenz und an seine Realität glaubt, indem sie den Ernst der wirklichen Person immer wieder durch den Schein einer bloßen Phantasiegestalt unterbricht. Sie zwingt uns nicht, etwas für Wahrheit zu nehmen, was eben doch für den modernen Menschen keine Wahrheit ist.

So ist Goethe's Mephistopheles zustande gekommen. Sein Element ist die Bosheit. Wie der Intrigant in dem bürgerlichen Trauerspiel jener Tage, etwa wie Marinelli, ist er der Kuppler, der Vertraute, der gefügige Diener seines Herrn. Er verleitet Faust schrittweise zu niedriger Schlemmerei, zu falschem Zeugniß, zur Verführung eines unschuldigen Mädchens, das er nach ihrem Fall verläßt, zur Ermordung Valentins. Wie er an Gretchens Verderben seine Freude hat, so legt er auch sonst überall im Vorbeigehen Fallen, dem Schüler wie der alten Marthe, später auch den platten Burschen in Auerbachs Keller. Sein Hauptreiz zum Bösen ist die Erregung der Lüsternheit. Er ist selbst Vertreter des Cynismus (welcher der Natur des Geistes streng genommen widerspricht). Er verkörpert die Begierde, die Leidenschaft, die in Faust wohnen. Er reizt die Geschlechtsliebe bei allen und überall: bei Faust, bei dem Studenten, bei der alten Marthe, aber auch bei Gretchen, an die er dreimal als Versucher herantritt. Er kennt den Lauf der Welt in Liebessachen; er weiß, daß die Freude am frischen Genuß lange nicht so groß ist, als wenn die Lust, wie in den Novellen von Boccaz, durch allerlei Umschweife noch mehr entflammt wird. So reizt er Fausts Lüsternheit durch Hinhalten; so läßt er ihn erst in ihrem Dunstkreis satt sich weiden. Darum nennt ihn Faust ein Thier; darum weist er ihn immer von seiner Seite, wo edlere Regungen in ihm wach werden, in Gretchens Stube wie im Gartenhäuschen.

Damit steht es im Zusammenhang, daß Mephistopheles der Vertreter des kalten, nüchternen Verstandes ist, der seine Existenz als Geist eigentlich auch wieder aufhebt. Er ist wirklich ein Genie, freilich nur in seiner beschränkten Art, über die er nicht hinaussieht. Die geistige Ueberlegenheit, die ihm als Dämon zukommt, besteht darin, daß er zwar nur Verstand, aber Verstand in höchster, in übermenschlicher Potenz ist. Ironie und Sarkasmus sind die stärksten Ausdrucksformen dieses überlegenen Verstandes. Daher durchschaut er, selbst ein bloß negirender, unfruchtbarer und kritischer Geist, mit scharfem Blick die schwachen Seiten der menschlichen Wissenschaft; nicht bloß der Student, auch Faust selbst muß seinen Spott über die Gelehrsamkeit oft genug anhören. Auch hier bildet er den geraden Gegensatz zu Faust, dem menschlich beschränkten, aber trotzdem viel reicheren und fruchtbareren Geiste, der den Teufel daher auch immer gebieterisch und befehlend von oben herab behandelt. Faust hat individuelle Gedanken, Ideen; Mephisto lebt von Sprichwörtern, Gemeinplätzen und trivialen Wahrheiten, die aber leider nur zu sehr Wahrheiten sind. Den Empfindungen des übersinnlichen Freiers steht er spottend und ohne Verständniß gegenüber. In diesem Punkt kommt es immer wieder zu scharfen Auftritten zwischen ihnen, wo Beleidigungen und Schimpfwörter hinüber und herüber fliegen. Ebenso wenig wie Fausts edle Liebe versteht er Gretchens Sorge um das Seelenheil des Geliebten und sieht nur die gewöhnliche weibliche Herrschsucht darin, wie er die Schwächen der Frauen überhaupt genau kennt. In seinem Spott steckt immer etwas Wahres, und leider gibt ihm der Erfolg recht, wenn er voraussagt, daß Fausts Liebe keine ewige sein wird, daß seine Uebersinnlichkeit bald in Sinnlichkeit umschlagen wird. Er kehrt immer etwas ans Tageslicht, was unbewußt in Fausts Seele schlummert, und wird ihm dadurch nur um so peinigender. Aber vor einer höheren Instanz behält er doch unrecht: es ist eben nicht wahr, daß Fausts Liebe bloße Sinnlichkeit ist; der Teufel versteht nicht, was Faust für Gretchen empfindet, und darum nennt ihn Faust mit Recht einen Sophisten. Nachdem er eine Schuld nach der anderen auf Faust gewälzt hat, stellt sich der Verführer als den Unschuldigen hin und behält die kalte und höhnische Ueberlegenheit bei, wo Faust als Mensch den Kopf verliert und sich nur noch das Ende vorstellen kann.

So finden wir in Faust und Mephistopheles ein typisches Zwillingspaar wieder, das die Weltliteratur unter verschiedenen Namen, als Don Quixote und Sancho Pansa, als Don Sylvio und Pedrillo, als Hüon und Scherasmin, als Don Juan und Leporello, als Ruston und Zanga u. s. w. kennt. Es ist der uralte Gegensatz von Idealismus und Realismus, oder nach Schiller von Vernunft und Verstand, auf zwei untertrennliche Gefährden übertragen. Wie Sancho Panso für die irdische Kost sorgt, während sein Herr in Phantasien schwärmt, so ist auch der Teufel beflissen, den niedrigen Instinkten seines Herrn zu dienen, der über ihn hinwegsieht.

Goethe hat aber den Teufel auch schon im Urfaust parodistisch und ironisch behandelt. Diese Parodie, besonders die Selbstparodie, fehlt den Puppenspielen und Volksbüchern durchaus. Im Puppenspiel wird über den Teufel bloß darum gelacht, weil er der Betrogene ist; obwohl Teufelsrollen zu dem ältesten komischen Bestand des Theaters gehören, ist im Puppenspiel doch nicht der Teufel, sondern der Kaspert der komische Gegenfüßler Fausts. Dem Teufel Goethe's entspricht also im Puppenspiel der Teufel + der komischen Figur. Für Goethe hat sich eine doppelte Quelle der komischen Wirkung ergeben: erstens indem Mephistopheles mit seinem überlegenen Verstand Personen und Zustände kritisirt; zweitens indem er sich über den Teufel, d. h. über sich selbst lustig macht, durch die Selbstparodie. Diese parodistische Behandlung des Teufels war eine Frucht und nothwendige Folge der skeptischen Aufklärung; sobald man nicht mehr an den Teufel glaubte, wurde man, wenn man ihn nicht ganz entbehren wollte, darauf geführt, ihn parodistisch zu verwenden. Das hat schon Lessing erkannt, wenn er dem Maler Müller zu einer mehr ironischen als ernstlichen Behandlung des Stoffes rieth und die Warnung hinzufügte: „Wer heutzutage, wo die Teufel schon so viel von ihrem Kredit eingebüßt, diesen

Stoff für eine Vorstellung nach Wahrscheinlichkeit auffassen wollte, um wie Dante in seiner Göttlichen Komödie oder Klopstock in der Messiade ernstliche Ueberzeugung und Glauben an die Sache selbst zu erwecken, würde immer einen Mißgriff wagen und seinen Zweck verfehlen." Das ist aber auch schon vor Goethe geschehen, wo uns der paradiesische und in einen modischen Stutzer verkleidete Teufel z. B. bei Hagedorn begegnet, der wieder durch den Engländer Prior angeregt ist. Hier hat der Teufel weder Schweif noch Klauen mehr, er ist ein hübscher und galanter Modemensch, der sich nur mehr durch den Pferdefuß verräth. Den hat Goethe's Teufel auch abgelegt, der sich im Urfaust nicht einmal durch das Hinken auf einem Fuß verräth. In die italienische Zeit fällt dann das Paralipomenon 6:

„Mich darf niemand aufs Gewissen fragen,
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie was Rechts" —

das offenbar zur Hexenküche gehört und worin der Dichter ganz deutlich ausspricht, daß sich mit dem Namen des Teufels keine bestimmte Vorstellung verbinde, daß man auch hier nur ein Wort anstatt des Begriffes habe.

Goethe's Teufel verräth sich im Urfaust zwar dem feinfühligen Gretchen durch die Physiognomie: sie nennt sein Gesicht widrig, seinen Ausdruck spöttisch und halb ergrimmt. Gegenüber Faust wälzt er im Zorne seine teuflischen Augen im Kopf herum und er „bleckt" ihm seine gefräßigen Zähne entgegen. Aber sonst bemerkt Niemand etwas auffälliges an ihm. Er hat das Aussehen eines mageren, blutlosen, sauertöpfischen und blassen Hagestolzes, das auf kein bestimmtes Alter schließen läßt. Er tritt im Urfaust fast ganz in menschlicher Verkleidung als Kavalier auf; die groteske Teufelsnatur kehrt erst in der Hexenküche und in der Umarbeitung der Auerbachscene stärker hervor. Damit hängt es auch zusammen, daß er so oft aus der Rolle fällt und sich als Mensch und Kavalier über sich selbst lustig macht. Alle Stellen, in denen er von sich als Teufel redet, enthalten zugleich ein solches Element von Selbstparodie. Man kann oft deutlich beobachten, wie sich diese Parodie dem Dichter, indem er den Teufel in seiner menschlichen Sprache reden ließ, von selbst dargeboten hat: „ich möcht mich gleich dem Teufel übergeben" war dem jungen Goethe ein so geläufiger Fluch, daß er ihm auch hätte ganz unbewußt und unabsichtlich in die Feder kommen können, wenn er den Teufel in seiner Sprache fluchen ließ. Und wenn der böse Geist selbst später noch ganz harmlos von einem „bösen Geist" redet, so ist das sicher ganz unabsichtlich geschehen, als Goethe den Teufel seine eigene Sprache reden ließ.

Wie Goethe die ironischen und parodistischen Züge in Mephistopheles immer weiter entwickelt hat, so hat er auch das Geheimniß, das ihn umgibt, stets aufrecht erhalten, und dieselben Widersprüche und Fragen wie im Urfaust stellen sich auch bei der fertigen Dichtung wieder ein. In der nächsten Scene ist er der Junker Satan, der, wie in der umgearbeiteten Auerbachscene, seinen Pferdefuß hinter falschen Waden verbirgt und ganz als Kavalier, als edler Junker auftritt. Der Name „Satan" erscheint hier bloß als ein veralteter Name für den Teufel überhaupt; Mephistopheles scheint keinen Herrn über sich zu haben, er ist der Böse schlechtweg in dem schon Pfitzer bekannten Gegensatz zu den Bösen, d. h. den bösen Menschen. Später aber wollte Goethe in der Brockenscene den Satan als Höllenfürsten einführen, wie er bei Pfitzer erscheint; der Name Satan bezeichnet jetzt also eine ganz andere Person, einen Höheren der Hölle. Denn wenn die Hexe den Mephistopheles auch als Junker Satan anredet, so will sie damit nicht etwa einen Unterschied zwischen einem alten und einem jungen Satan machen; der Name „Junker" ist ebenso wie Satan ein Teufelsname überhaupt. Während früher Mephistopheles selbst als der Böse schlechtweg bezeichnet wurde, heißt jetzt Satan „der Böse". Mephistopheles aber erscheint auf dem Brocken unter dem alten Teufelsnamen des „Junker Voland", als Ritter mit dem Pferdefuß, den er sonst abgelegt hat, der aber bei dem Hexenkongreß ehrenvoll zuhause ist. Nicht genug! Als Goethe die Satanscene wieder fallen ließ und die Hexen und Geister anstatt dem Satan dem Oberon in einem bloßen Phantasiespiele huldigen ließ, da wurde aus Oberon nicht bloß ein Teufel, sondern Satan selbst. Hätte Goethe irgend daran Anstoß genommen, daß unter Satan einmal Mephistopheles, dann der Höllenfürst zu verstehen ist, so hätte er den Bezug auf Oberon leicht fallen lassen können. Im Prolog ist dann Mephistopheles wieder der Schalk unter den Geistern, die verneinen, also bloß einer unter den Geistern, die verneinen; tausend Verse später dagegen ist er der Geist, der stets verneint und wenn er sich hier in einem Athem als einen „Theil" bezeichnet, so meint er nicht die Hölle, sondern das negative Prinzip, das Uebel, die Finsterniß im allgemeinen. Faust nennt ihn deßhalb „böser Geist", in prägnanterem und anderem Sinn, als Mephistopheles selbst sich dieses Goethe'schen Lieblingswortes bedient; auch als Pedanten und als Geist des Widerspruchs redet er ihn an. Daß Mephistopheles noch einen Höheren über sich hat, wird außer der Brocken-Scene nirgends mehr vorausgesetzt. Fälschlich hat man den Vers: „Ich bin keiner von den Großen" auf die höllische Rangordnung bezogen. Dem widerspricht schon der unmittelbar vorausgehende Vers: „Dies sind die Kleinen von den Meinen", wonach Mephistopheles, der auch in der Hexenküche und sogar neben dem Satan auf dem Blocksberg als Herr und Gebieter erscheint, doch auch Größeren zu gebieten hat. Nichts als einen kleinen unter den Teufeln will er sich bezeichnen, sondern als Teufel selbst ordnet er sich Gott und den Menschen mit ironischer Bescheidenheit unter. Wie er sich Gott gegenüber als ein armer Teufel gegenüber einem großen Herrn vorkommt; wie er Faust, dem großen Herrn gegenüber bescheidene Wahrheit redet und sich als bloßen Theil bezeichnet; wie er von Faust als armer Teufel verspottet wird, so sucht er eben auch hier Faust durch seine ironische Bescheidenheit zu gewinnen. Auch die willkürliche Abgrenzung der Machtsphäre des Teufels, die durch strenge Gesetze eingeschränkt wird, kehrt in den späteren Partien immer wieder. Wie in der Sage die Hexen, so muß auch Mephistopheles da hinausgehen, wo er hereingekommen ist; hoffentlich erleben wir noch eine Doktordissertation, welche die Auftritte und Abgänge des Mephistopheles auf diese strenge Regel hin untersucht! Das zweite Mal kann der Teufel wieder nur eintreten, wenn Faust dreimal Herein! gesagt hat. Seine dämonische Erkenntniß wird durch den Satz ausgedrückt und beschränkt: „Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt." Und die Unproduktivität und Impotenz des Teufels hat Goethe noch spät darin zum Ausdruck gebracht, daß er der Hexe zwar die Anleitung geben kann, wie sie den Verjüngungstrank brauen soll, daß er ihn aber selbst nicht machen kann.

Wer aus der Unbestimmtheit, aus der Unklarheit und aus den Widersprüchen der höllischen Dämonologie einen Vorwurf gegen den Faustdichter schmieden wollte, der hätte die richtige Adresse verfehlt. Die Bibel, auf

welche alle diese Vorstellungen zurückführen, legt unserm Verstand dieselben Rätsel vor. Und in der Sage ist es nicht anders; man lese nur z. B. das Kapitel Pfitzers über das hällische Regiment, wo uns ganz dieselbe Konfusion der Begriffe und der Personen begegnet. Je unfruchtbarer diese Dinge aber auch für den Verstand sind, um so fruchtbarer sind sie für die mitschaffende Phantasie, die sich einen Teufel, den sie nicht kontroliren kann, ganz anders ausmalt, als einen Teufel mit festem Stammbaum und mit ordentlichem Heimathschein.

Aus der Volkskunde der Malayen.

Das Wort „Volkskunde" ist erst seit kurzer Zeit, seit rund zehn Jahren, bei uns allgemein gebräuchlich und heimisch geworden; früher herrschte zur Bezeichnung derselben Sache der fremde Ausdruck Folklore, den sich die Engländer eigens für eine Wissenschaft geprägt haben, in deren Pflege sie lange Zeit den unbestrittenen Vorrang einnahmen und in gewisser Beziehung noch inne haben. Während auf dem Gebiete der besonderen, nationalen Volkskunde jetzt auch andere Völker, namentlich Deutschland, erfolgreich und eifrig mit eigenen Forschungen und Sammlungen hervortreten, haben in der allgemeinen, internationalen Volkskunde, in der Beobachtung und Schilderung von Sitten und Bräuchen wilder Völker, sie zuerst und dauernd Großes geleistet und durch vergleichende Betrachtung die Urgeschichte und Urkultur der Menschheit kennen gelehrt. E. Tylors hervorragende Werke „Early History of Mankind" und „Primitive Culture" waren die bedeutendsten Bahnbrecher und Wegweiser, denen etwas später A. Lang auf noch strengerer wissenschaftlicher Grundlage seine beiden wichtigsten Bücher „Myth Ritual and Religion" und „Custom and Myth" folgen ließ. In England entstand auch 1878 die erste Gesellschaft für Volkskunde (Folklore Society), die seit diesem Jahre unter verschiedenen Titeln (jetzt Folklore) eine ganz vorzügliche Zeitschrift herausgibt; sie ist im Verein mit den beiden erheblich jüngeren amerikanischen Zeitschriften das reichhaltigste Sammelmagazin für die volksthümlichen Ueberlieferungen außereuropäischer Völker.

Daß dieses Bestreben, Sitte und Kultur fremder Völker eingehend und genau zu beobachten, gründlich kennen zu lernen und möglichst quellenmäßig, jedenfalls aber zuverlässig zu schildern, heute noch so rege wie je ist, zeigt ein soeben in dem um volkskundliche Studien bereits mehrfach verdienten großen Verlage von Macmillan and Co. in London erschienenes Werk: *Malay Magic* being an Introduction to the Folklore and Popular Religion of the Malay Peninsula by Walter William *Skeat* with a preface by Ch. O. *Blagdan*.[1]) Da dieses treffliche Buch in mehr als einer Hinsicht außerordentlich wichtig ist, in Deutschland aber wohl schon um seines etwas hohen Preises willen kaum allgemeine Verbreitung finden wird — wenn schon wenigstens die größeren Bibliotheken es anschaffen sollten —, so wird es sich rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle etwas bei ihm verweilen, um durch einen kurzen Bericht den zahlreichen Freunden der Volkskunde, die die Beilage unter ihren Lesern zählt, wenigstens eine Vorstellung von seinem ungemein reichen Inhalt zu geben.

Als hoher britischer Verwaltungsbeamter in verschiedenen Staaten der malayischen Halbinsel Malakka hat der Verfasser mehrere Jahre hindurch ausgezeichnete Gelegenheit gehabt, Land und Leute, Sitte und Brauch und, was ihn am meisten anzog, Kult- und Zauberwesen inmitten der eingeborenen Bevölkerung zu studiren. Hauptsächlich sammelte er seine Beobachtungen in Selangor, doch auch in vielen anderen Staaten beider Küsten zog er reichliche Erkundigungen ein, so in Kedah, Perak, Johor, Pahang, Kelantan, Patani. Die Malayen von Malakka nehmen innerhalb der ganzen Rasse eine ziemlich scharf abgesonderte Stellung ein und sind für volkskundliche Betrachtung ein ungemein interessantes Volk, weil sich bei ihnen ungewöhnlich viel verschiedene Kulturströmungen vereinigt finden, deren Wirkungen zum Theil schon eine äußerst merkwürdige Verschmelzung ursprünglich verschiedener Dinge herbeigeführt haben. Mahammedanische Religion und Sitte haben entschieden die Oberhand gewonnen über altheimische, heidnische Gepflogenheiten und Anschauungen, die aber noch allenthalben kräftig genug hindurchleuchten, während chinesische, indische und auch schon europäische (englische) Einflüsse in minderem Maße, aber doch deutlich wahrnehmbar, vertreten sind. Skeat hat sich als enges und fest umgrenztes Gebiet seiner Arbeiten den Zauberglauben der Malayen herausgegriffen, der trotz der offiziellen mohammedanischen Religion in höchster Blühe steht und nicht bloß auf weltlichem Gebiet, sondern vielmehr noch im Kult mächtig zur Geltung kommt, so daß nicht selten z. B. unter islamischen Gebetsformeln altheidnische Dämonen angerufen werden. Der Verfasser hat sich ferner absichtlich und ausdrücklich darauf beschränkt, nur als Beobachter, Sammler und gewissenhafter Aufzeichner thätig zu sein; kritische Sichtung und vergleichende Bearbeitung des Stoffes überläßt er anderen Kräften. Und das ist sicher ein sehr richtiges und zweckmäßiges Verfahren; denn auf diese Weise bekommt das Buch den Werth eines urkundlichen Quellenwerkes, auf das man sich getrost verlassen kann, ohne durch etwaige phantastische Deutungs- und Erklärungsversuche, wie sie sich nicht selten in volkskundlicher und mythologischer Literatur finden, gestört zu werden. Die oben genannte Aufgabe, fruchtbare Vergleiche zu ziehen und das Sondergut der einzelnen Rassen kritisch festzustellen, kann nur ein gründlicher Fachgelehrter lösen, der mit der Kultur aller in Betracht kommenden Völker in gleicher Weise vertraut sein müßte. Ein weiterer Vorzug des Buches liegt darin, daß der Verfasser werthvolle und glaubwürdige Berichte Anderer, wenngleich sie schon einmal gedruckt waren, wiederholt. Während in jedem anderen Falle solches Verfahren als unnöthige Weitläufigkeit zu tadeln wäre, kann man es hier nur loben, denn die Zeitschriften, aus denen jene Auszüge meist entnommen sind, wie das „Journal", die „Notes and Queries" und die „Publications of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society", das „Journal of the Indian Archipelago", die sämmtlich in Singapore erscheinen, und das „Selangor Journal" dürften nur in wenigen der größten europäischen Bibliotheken anzutreffen sein, und allen nicht englischen Lesern sind sicher auch gelegentliche Anführungen aus englischen Werken, wie etwa Marsdens „History of Sumatra" und Cliffords, Swettenhams, Leydens einschlägigen Schriften willkommen.

Die gewaltige Stoffmasse ist in sechs etwas ungleichen Kapiteln verarbeitet. Das erste kurze handelt über die Natur, die Weltschöpfung und die Naturerscheinungen. Nach allgemeiner malayischer Anschauung war im Anfang das Chaos; als nun Licht von dem höchsten Wesen ausstrahlte, ward es zum Ozean, und aus dem Dampf und Schaum, der daraus aufstieg, ent-

[1]) XXV und 685 S. gr. 8°. Geb. 21 Schill.

wickelten sich Erde und Meer. Um der Erde Festigkeit zu verleihen, umgab sie Gott mit einer gewaltigen Gebirgskette, dem Kaukasus. Jenseit dieses Gürtels liegt ein wunderbares paradiesisches Land. Andere Mythen sind stark von der arabischen Schöpfungssage beeinflußt. Ueber die Lage der Erde im Weltraum lehrt eine alte Sage, daß sie auf den Hörnern eines riesigen Büffels ruhe, der auf einer Insel im unteren Ozean steht. Wenn das eine Horn ermüdet ist, so wirft er die Erde in die Höhe und fängt sie mit dem anderen auf; so entstehen die Erdbeben. Für Ebbe und Fluth glaubt man an folgende Ursachen: Mitten im Ozean wächst ein ungeheurer Baum, in dessen Wurzeln sich eine weite Höhle befindet; diese bewohnt ein großer Krebs, der zu regelmäßig bestimmten Zeiten seinen Bau verläßt. Kriecht er hinein, so wird dadurch das Wasser aus der Höhle verdrängt und verursacht die Fluth; verläßt er die Höhle, so kann es wieder zurückströmen, und es tritt Ebbe ein. Sonnen- und Mondfinsternisse erklärt man sich dadurch, daß man annimmt, irgend ein Thier, ein Drache oder Hund, wolle diese Himmelskörper verschlingen; daher wird denn auch bei solchen Erscheinungen ein mächtiger Lärm gemacht, um die Ungeheuer zu verscheuchen.

Das zweite Kapitel schildert die malayische Auffassung vom Menschen und seiner Stellung im Weltall. Unter den Legenden über die Schöpfung des Menschen sind die meisten entschieden arabischen Charakters, z. B. die, daß Azrael aus dem Herzen der Erde, aus Feuer und Wasser den Leib Adams formte, der dann von Gott belebt wird; daneben sind aber Sagen über die wunderbare Entstehung von Menschen aus Baumstämmen und Bambusrohren häufig. Unter den Anschauungen über das Verhältniß der Menschen zu einander ist am wichtigsten der Glaube an die Göttlichkeit der Fürsten (Rajas) und die darin wurzelnde Lehre von ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Der König steht so hoch über allen anderen Menschen, daß er, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen, nach Belieben tödten darf. Das gilt nicht bloß von der Person des Fürsten, sondern alles, was mit ihm in Berührung kommt, ist heilig, geweiht, tabu, so die zahlreichen königlichen Insignien, Waffen, Musikinstrumente, Gewänder u. a. Auch übernatürliche Kraft wird den Fürsten und ihrem Eigenthum zugeschrieben. Die Ehrfurcht geht sogar so weit, daß gewisse Wörter nie mit Beziehung auf solche Personen gebraucht werden dürfen, sondern stets durch andere zu ersetzen sind. Bei den gewöhnlichen Sterblichen sind manche Körpertheile ganz besonders wichtig, so daß man sie nur unter genau vorgeschriebenen Zeremonien und Vorsichtsmaßregeln berühren und behandeln darf, so den Kopf, die Haare, Zähne, Ohren und Fingernägel.

Ungemein reich ausgebildet ist bei den Malayen der Seelenglaube, und es ist bezeichnend, daß sie nicht bloß Menschen und Thieren, sondern selbst Pflanzen, ja auch Steinen und künstlich verfertigten Dingen eine Seele zuschreiben.

Im dritten Kapitel werden in allgemeiner Form die Beziehungen zwischen der natürlichen und übernatürlichen Welt dargestellt, und zwar erhalten wir zunächst eine genaue Beschreibung des malayischen Zauberers oder Medizinmannes (Pawang), der sich als Vermittler zwischen Beiden noch heute eines sehr großen, wenn auch nicht mehr so unumschränkten Ansehens wie früher erfreut. Darauf folgt eine Aufzählung und Charakteristik der zahlreichen geweihten heiligen Stätten, Hügel, Bäume, Gräber, an denen Geister und Dämonen mit Vorliebe hausen. Der Schluß schildert den allgemeinen Verlauf heiliger Handlungen, bei denen Räucheropfer, Reisspenden, Besprengungen mit Wasser durch besondere Bürsten oder Besen aus Laub und Zweigen gewisser Bäume regelmäßig wiederkehren.

Bei der malayischen Mythologie, deren Darstellung das vierte Kapitel füllt, ist von vornherein zu beachten, daß hier, wie bei allen Völkern, die ihre Religion gewechselt haben, vom alten ursprünglichen Glauben nur noch geringfügige Reste vorhanden sind, die als abergläubische Vorstellungen neben der neuen Religion fortwuchern. Naturgemäß ward den Hauptgöttern von den Bekehrern am gründlichsten zuleibe gegangen, und so ist ihr Andenken fast verschwunden. Der höchste heimische Gott war Batara Guru, der wohl mit dem indischen Schiwa identisch ist. „Er besaß allein das Wasser des Lebens und vermochte die erschlagenen Helden zum Leben zu erwecken.“ Noch heute heißt es von ihm im Volke: „Er war der allmächtige Geist, der vor der Einführung des Islam Allahs Stelle einnahm, ein Geist, so machtvoll, daß er den Todten das Leben wiedergeben konnte; an ihn wurden alle Gebete gerichtet.“ Um so üppiger leben dagegen die niederen Gottheiten, Geister, Gespenster, Dämonen, deren Zahl kaum übersehbar ist, im Volksglauben fort.

Die bisher erwähnten vier Abschnitte (S. 1—106) sind eigentlich nur die ausführliche und grundlegende Einleitung für das noch folgende. Das fünfte Kapitel (S. 107—319) schildert nun ganz im einzelnen und außerordentlich genau alle die Zauberbräuche, die sich auf die Angehörigen der verschiedenen Naturreiche beziehen, mit Ausnahme des Menschen, während das sechste und letzte (S. 320—580) allen Zauber behandelt, der den Menschen zum Gegenstand hat. Der Stoff im fünften Abschnitt ist — etwas merkwürdig — nach den Elementen geordnet. Unter der Aufschrift „Luft“ lernen wir da Wind- und Wetterzauber zum Hervorrufen oder Stillen von Sturm, Gewitter und Regen kennen, ferner alles Uebernatürliche aus dem Reiche dessen, was fliegt. Neben einer ganzen Schaar von Glück und Unglück bringenden Vögeln ist da vor allem die Sage vom „Wilden Jäger“ bemerkenswerth, die in ihren Grundzügen mit der allbekannten germanischen vollkommen übereinstimmt. Natürlich muß man sich durch wirksamen Zauber gegen die Macht dieses Unholds schützen. Auch viele Verwandlungssagen sind mit der Vogelwelt verknüpft. Wichtig und interessant sind auch die Bräuche beim Fange der Vögel, wobei neben den eigentlichen Geräthen und Fallen Beschwörungen, Opfer und Zauberformeln aller Art nicht entbehrlich sind. — Unter dem Stichwort „Erde“ finden wir zunächst die beim Hausbau üblichen Bräuche und Zauber verzeichnet, unter denen das auch hier sich findende Opfer lebender Wesen — ursprünglich ist es, wie auch in Europa vielfach, ein Mensch gewesen — am bemerkenswerthesten ist. In Bezug auf den sehr reich ausgebildeten Thierglauben gilt als Regel, daß allen wilden Thieren, namentlich den großen, starken und gefährlichen, menschliche, zum Theil auch übermenschliche Kräfte zugeschrieben werden; daher kann man sie nur durch Zaubermittel abwehren oder ihnen etwas anhaben. Viele gelten als heilig, so Elefanten und Tiger. Ueber diese sind viele Sagen, meist den Ursprung oder Verwandlungen betreffend, im Schwange. Unter den übrigen Säugethieren, die in der volksthümlichen Zoologie und im Aberglauben eine besondere Rolle spielen, sind noch verschiedene Rothwildarten, wilde Hunde, Bären, Affen, Wildschweine, das Eichhörnchen, von dem man sonderbarerweise glaubt, daß es aus einer großen Raupe verwandelt sei, Katzen,

Ratten und Mäuse zu nennen. Eine kaum mindere Bedeutung haben auch die Pflanzen im Volksleben und -glauben; unter ihnen nimmt der Reis nicht bloß in praktischer, wirthschaftlicher Hinsicht, sondern auch in Bezug auf den Kult die erste Stelle ein. Es dürfte kaum eine Kulthandlung geben, zu der man ihn nicht unumgänglich brauchte, und bei seinem Anbau, von der Saat bis zur Ernte, sind eine solche Fülle von Zeremonien zu beobachten, daß ihre Beschreibung bei Skeat mehr als dreißig Seiten beansprucht. Nicht ganz so zahlreich, aber immerhin auch sehr ausgebildet sind die magischen Eigenschaften und Wirkungen der Mineralien, und besonders für den Bergbau gibt es viele bis ins einzelnste ausgeführte Vorschriften, die sich darauf beziehen.

Beim dritten Element, dem Wasser, kommt zunächst die ja allgemein geltende reinigende Kraft in Betracht, dann eine Reihe von Legenden und Sagen, die an das Meer und an Flüsse anknüpfen, und endlich die Wasserthiere, unter denen das Krokodil das gefürchtetste und zugleich geachtetste, heilige ist. Auch der viel und eifrig betriebene Fischfang geht nicht ohne zahlreiche, genau bestimmte Formalitäten zauberischen Charakters vor sich. Das Feuer ist natürlich auch ein heiliges Element und kommt — meist in Form von Räucherungen — bei allen Kulthandlungen als Reinigungs- und Entsühnungsmittel zur Verwendung.

Das wichtigste sechste Kapitel zeigt am anschaulichsten, wie das gesammte Leben des Malayen von der Geburt bis zum Tode aufs engste und unzertrennlichste mit seinen Vorstellungen von übernatürlichen Wesen verbunden ist. Schon bei der Geburt treiben Geister ihr Spiel, und die Dienste der Hebamme beschränken sich in der Hauptsache auf Beschwörungen und Schutzzauber. Das Neugeborene wird sammt der Mutter alsbald gebadet, dann wird das Kind fest eingewickelt, sein Schädel wird, wie es auch bei nordamerikanischen Indianern üblich ist, durch Pressen in seiner natürlichen Form verändert, dann wird der umständliche, symbolische Prozeß des „Mundöffnens“ vorgenommen. Während der ganzen Kindheit, bei der Ernährung, Entwöhnung, bei der Namengebung, beim ersten Haarschneiden sind eine Menge von Zauberbräuchen zu beobachten. Im späteren Alter nehmen sie nicht ab; in den Beginn der Jünglingsjahre fällt die schmerzhafte Prozedur des Abfeilens der Zähne, die Beschneidung und mitunter auch noch das Durchbohren der Ohren. Höchste Aufmerksamkeit verdienen sodann wieder die zum Theil sehr alterthümlichen und auch anderwärts begegnenden Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobung, Hochzeit und Begräbniß, die mit dankenswerther Gründlichkeit geschildert werden. Einen breiten Raum nehmen erklärlicherweise Beschwörungen, Zauberformeln und dergleichen auch in der Heilkunst ein, die bei den Malayen fast ausschließlich auf abergläubischer Grundlage, nicht auf der wirklichen Kenntniß des menschlichen Körpers beruht. Sehr beliebt sind Tänze, Spiele und mimische Aufführungen, die alle noch mehr oder weniger den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Kult durchblicken lassen. Kriegs- und Waffenzauber sind außerordentlich häufig, aber meist sehr einfach; vielfach genügt das Hersagen eines Sprüchleins, durch das man dem Feinde Tod oder Verderben an den Hals wünscht. Eigenthümlich ist das Damasziren der Nationalwaffe, des Kris, wodurch die verschiedensten Wirkungen erreicht werden können. Zum Schlusse erhalten wir eine Uebersicht über die eigentliche „Schwarze Kunst“ und das Prophezeien. Wie bei anderen Völkern sind Vorzeichen und Träume von größter Wichtigkeit für die Kenntniß der Zukunft; durch Hellsehen werden viele Erfolge erzielt; Gottesurtheile sind allgemein gebräuchlich; gewisse Zeiten und Tage gelten als gut oder schlecht; welche es sind, ermittelt man durch „magische Quadrate“, wie sie auch die chaldäische und europäische Zauberei kennt. Andere Leute kann man empfindlich schädigen, sie verwunden oder tödten, wenn man ihren Schatten beschädigt oder Wachsbilder von ihnen mit Nadeln durchsticht; Zwietracht kann man in eine Familie bringen, indem man die Bilder von Mann und Frau herstellt und sie Rücken gegen Rücken neben sich auf die Erde legt.

Dies ist in großen Umrissen ein Ueberblick über den Inhalt des Buches, dessen Hauptwerth naturgemäß, wie bei allen Werken dieser Art, in der Fülle und Genauigkeit der Einzelheiten liegt, auf die im engen Rahmen eines Berichts nicht eingegangen werden kann. Für Fachgelehrte im eigentlichsten Sinn und für Kenner des Malayischen ist noch von S. 581—672 ein Anhang beigegeben, der alle in der Darstellung in englischer Uebertragung mitgetheilten Zaubersprüche, Formeln, Lieder u. s. w. im Urtext bietet.

Ehe wir von dem höchst lehrreichen, für die malayische wie für die allgemeine, vergleichende Volkskunde gleich wichtigen Werke scheiden, sei noch kurz auf einen praktischen Wink hingewiesen, den der Verfasser der Vorrede, gleichfalls ein bewährter englischer Kolonialbeamter, gibt. Blagden betont da mit vollem Recht nachdrücklich, wie ungemein wichtig und nützlich es für den Europäer ist, Sitten und Bräuche, Kultus und Anschauungen derjenigen fremden Völker gründlich kennen zu lernen, in deren Gebiet er sich ansiedelt, und vor allem dann, wenn er die Oberherrschaft über sie ausüben will. Als warnendes Beispiel führt er an, daß der indische Aufstand von 1857 wahrscheinlich hätte vermieden werden können, wenn gewisse leitende Persönlichkeiten in den genannten Beziehungen etwas mehr Kenntnisse besessen hätten. Diese Lehre ist auch für Deutschland wichtig und beherzigenswerth, wenn es wirkliche und sichere politische und kulturelle, wirthschaftliche und religiöse Erfolge in seinen Kolonien und Schutzgebieten erzielen will. Daß diese Ansicht richtig ist, bestätigen soeben auch die ernsten Ausführungen eines Gelehrten und Kenners wie Th. Achelis in Bremen, der folgende Forderung aufstellt:*) Eine eingehende, mehrjährige nicht bloß sprachliche, sondern vor allem ethnologische und kulturgeschichtliche Orientirung (zu der die volkskundliche selbstverständlich mit hinzugehört) müßte als erste unumgängliche Bedingung sowohl zur Uebernahme der wichtigen Konsulatsposten als auch für die Aussendung von Glaubensboten hingestellt werden; denn eine tüchtige ethnologische Schulung sei für jede Kolonialpolitik unerläßlich. H. Jantzen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Max Müller †.** Aus Oxford kommt soeben die Kunde von dem Hinscheiden Max Müllers, kurz vor der Vollendung seines 77. Lebensjahres. Die Verdienste des dahingegangenen Gelehrten werden voraussichtlich an dieser Stelle von berufener Seite eingehend gewürdigt werden. Es sei daher jetzt nur kurz auf seine Bedeutung und sein Lebenswerk hingewiesen. Müller wurde durch seine in Leipzig begonnenen Sanskritstudien früh auf England verwiesen und hat dann mit seiner baldigen Uebersiedelung dorthin die deutsche Wissenschaft ein volles halbes Jahrhundert hindurch in seiner neuen Heimath vertreten. Sein erstes großes Werk war die Ausgabe des Rigveda, die ihn 26 Jahre lang in Anspruch nahm. Weitere 16 Jahre widmete er sich der Herausgebung der „Sacred books of the east“, die in zwei Serien von

*) Deutsche Zeitschrift III (1900) S. 11.

49 Bänden vollendet vorliegen, während die dritte, soviel wir wissen, nicht zum Abschluß kam. Dieser große Hauptstrom seines Wirkens, der sich durch sein ganzes Leben zog, hat dann ein weites großes Arbeitsfeld befruchtet. Seine ersten selbständigen Studien bewegen sich auf dem Boden der indischen Sprache und Literatur; außer zahlreichen Uebersetzungen sind eine Geschichte der Sanskrit-Literatur, sowie eine Sanskrit-Grammatik zu nennen. Von hier trat er dann hinaus auf das Gebiet der allgemeinen Sprach- und Religionswissenschaft. Das Hauptergebniß der ersteren Studien waren seine auch in Deutschland zu großer Bedeutung gelangten „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“. Als einen Uebergang zu seinen religionswissenschaftlichen Werken kann man seine „Essais“ betrachten, die in vier Bänden sprachliche und mythologische Themata behandeln. Seit der Mitte der 70er Jahre begann dann die folgenreiche Periode seiner religionsgeschichtlichen Forschung. Auf diesem Gebiete ist Müllers Wirken eigentlich bahnbrechend geworden und wird es wohl noch auf lange hinaus bleiben, durch seine „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft“, zugleich eines seiner wenigen wissenschaftlichen Werke, die er zuerst in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Dem deutschen Wesen ist Müller darum nicht untreu geworden: in mehreren Schriften belletristischen Inhalts hat er, den Bedürfnissen des Herzens nachgebend, in deutscher Sprache seiner Anhänglichkeit an die alte Heimath einen gewissen wehmüthigen Ausdruck geliehen, wie in der Erzählung „Deutsche Liebe“, mit dem bezeichnenden Zusatz: „Aus den Papieren eines Fremdlings“. Doch mochte der Lebende auch manchmal zweifeln, ob er Deutschland, ob er England angehöre, sein Werk wird, befreit von fremder Hülle, als ein Ruhmesdenkmal deutscher Wissenschaft fortleben.

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Popularität von M. Müllers Werken hat seine reizvolle Schreibart, die er, sei es nun Deutsch oder Englisch, zu fast poetischer Wirkung zu steigern wußte, wohl ein Erbtheil seines großen Vaters, des unvergeßlichen Volksliederdichters und Philhellenen Wilhelm Müller. Freilich mochte auch der Charakter seiner Werke selbst zu dieser Behandlung auffordern, die sämmtlich auf das Weite, Große angelegt sind und sich nie in die Erörterung kleiner und kleinlicher Spezialfragen verlieren, daher auch in der Darstellung die feine Mitte halten können zwischen wissenschaftlichem und weltmännischem Ton und so zugleich den Menschen in seinem Werke wiederspiegeln.

-rt- **Wie soll man Meteore beobachten?** Drei Daten sind es, auf die es im wesentlichen bei der Beobachtung von Feuermeteoren (Feuerkugeln, Boliden) ankommt, wenn diese Beobachtung zu einer Bahnbestimmung der letzteren brauchbar sein soll: möglichst genaue Angabe der Zeit des Erscheinens (Datum, Stunde, Minute, womöglich Sekunde) des Meteors; Festlegung der Richtung seiner scheinbaren Flugbahn und Angabe des Beobachtungsortes. — Es ist für den Beobachter einer Feuerkugel nicht ganz so schwierig, wie man gemeiniglich annimmt, diesen Anforderungen zu entsprechen. Sobald man ein besonders helles Meteor wahrnimmt, notire man den Zeitpunkt der Erscheinung desselben zunächst nach seiner Taschenuhr, die Abweichung der letzteren (das Vor- oder Nachgehen) gegen richtige Zeit suche man dann aber möglichst bald nach der Beobachtung durch Vergleichung mit einer guten Thurmuhr, noch besser mit der etwa vorhandenen Bahnhofsuhr festzustellen. Zur Festlegung der Flugbahn ist es selbstverständlich am zweckentsprechendsten, letztere nach den gemachten Wahrnehmungen ihrer ganzen Ausdehnung nach in eine Himmelskarte einzuzeichnen. Ist der Beobachter mit dem gestirnten Himmel nicht genügend vertraut, um dies thun zu können, so merke er sich nach Thunlichkeit irdische Objekte — einen Berggipfel, einen Kirchthurm, ein Haus, einen Baum 2c. —, über denen das Meteor auftauchte oder hinter denen es verschwand. Vor allem markire er aber auch seinen Standpunkt, etwa durch Einstecken eines Baumzweiges in den Boden, durch einen kleinen Steinhaufen, durch Anritzen eines benachbarten Chausseebaumes oder einer Telegraphenstange u. s. w. Bei Tage suche er dann mittelst eines Kompasses die Richtung der in Betracht kommenden irdischen Objekte vom Beobachtungsstandpunkt aus zu ermitteln, am besten durch Ablesen der Gradzahlen, über welche die Visirrichtung von der Mitte des Kompasses aus nach den Objekten hinweggeht, wenn die Magnetnadel genau nach Norden zeigt (magnetische Azimuthe). Sind die irdischen Objekte in einer Generalstabs- oder Flurkarte verzeichnet und ist eine solche zur Hand, so bedarf es lediglich der Eintragung des Beobachtungsstandpunktes in diese Karte, um eine sehr zuverlässige Richtungsbestimmung zu ermöglichen. Nur im Nothfalle sollte man sich mit ungefähren, den Richtungen der Windrose entsprechenden Richtungsangaben begnügen. Angaben über die scheinbare Größe des Meteors oder über Abstände desselben von helleren Sternen sollen nie in Längenmaß, sondern stets in Winkelmaß erfolgen. Es ist bekannt, wie sehr die erstere Art von Größenangaben für verschiedene Personen verschiedene Ergebnisse liefert: dem Einen erscheint der Mond so groß, wie ein Suppenteller, der Zweite vergleicht ihn mit einer Tischplatte, für den Dritten hat er gar die Größe eines Mühlrades! Als Hülfsmittel zur Bestimmung des Sehwinkels merke man: Der Durchmesser der Sonne beträgt ebenso wie der des Mondes sehr nahe einen halben Grad; der Finger einer Hand verdeckt bei ausgestrecktem Arm am Himmel 1 bis $1\frac{1}{2}$ Grad. — Werthvoll sind endlich noch Angaben über die Farbe des Meteors, über die Zeitdauer der Sichtbarkeit seines Schweifes, wenn es einen solchen am Himmel hinterließ, sowie über allenfalls gehörte Detonationen. Bemerkt sei, daß letztere wegen der geringen Schallgeschwindigkeit oft erst mehrere Minuten nach dem Verschwinden des Meteors gehört werden.

-l. **Drei neue Planeten.** Prof. Max Wolf, Leiter der astrophysikalischen Abtheilung der Sternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg, hat in Gemeinschaft mit Dr. Schwaßmann dort in den letzten Wochen drei neue Planetoiden auf photographischem Wege entdeckt, die sämmtlich ziemlich lichtschwach sind und die provisorische Bezeichnung 1900 FJ, FK und FL erhalten haben.

* Zu den wenigen Werken unsrer deutschen Literatur, die sich eines stetigen, von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolges erfreuen können, gehören Büchmanns „Geflügelte Worte“, die in den 36 Jahren seit ihrem ersten Erscheinen heute in 20 Auflagen mit 118,000 Exemplaren über den ganzen Erdball verbreitet sind. Auch die soeben erschienene, von dem Oberbibliothekar an der Berliner Königlichen Bibliothek Dr. Eduard Ippel bearbeitete 20. Auflage dieses ersten und besten deutschen Citatenbuches stellt sich mit ihren zahlreichen Vermehrungen und Verbesserungen des Inhalts wie jede ihrer Vorgängerinnen als ein fast neues Buch dar. Und auch bei dieser Auflage ist es dem Herausgeber gelungen, den Reiz und die Anmuth der bisherigen Darstellung zu bewahren, so daß das Buch nicht nur als Nachschlagewerk zu benutzen, sondern mit Genuß Seite für Seite zu lesen ist. Um von den vielen neu hinzugekommenen „Geflügelten Worten“ nur einige zu nennen, sei darauf hingewiesen, daß Nietzsche ebensowenig fehlt mit der von ihm geschaffenen Bedeutung des „Jenseits von Gut und Böse“ stehenden „Uebermenschen“, wie Kaiser Wilhelm II. mit seinem Worte, daß die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts unter dem „Zeichen des Verkehrs“ stehe. Die berühmten „gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers“ in Bezug auf ihre deutsche Verwerthung für orientalische Verwicklungen und der „Luxus der eigenen Meinung“, beides Bismarck'schen Ursprunges, sind in der Sammlung gebucht, ebenso wie des alten konservativen Landraths v. Meyer-Arnswalde köstlicher Ausspruch, daß der oberste Grundsatz der preußischen Verwaltung lautet: „Es geht auch so!“ und des Sozialdemokraten Sabor am 13. März 1889 im Reichstage verübte tiefsinnige Bemerkung: „Etwas geht vor, man weiß aber nicht recht, was.“ Frei von politischen Neigungen stellt sich der Buchhändler Brigl ein mit seinem, dem Jahre 1881 entstammenden Spruche: „Die Politik verdirbt den Charakter“, und in das heitere Gebiet führen uns die Citate aus dem „fidelen Gefängniß“, wo „unter Kameraden das ja ganz egal“ ist und man über alle Unannehmlichkeiten des Lebens am liebsten sagt: „Schwamm d'rüber“, selbst wenn die Ibsen'schen „Stützen der Gesellschaft“ dabei ins Wanken gerathen sollten und das „fin-de-siècle“ seine von den Fran-

zosen Jannenat und Micard geschaffene unerfreuliche Bedeutung verdiente.

T. Eine Erklärung des letzten Vesuv-Ausbruchs hat Dr. de Lorenzo in einem Vortrag vor der Akademie in Neapel zu geben versucht. Bekanntlich zeigte der Vulkan Anfang Mai dieses Jahres eine erhöhte Thätigkeit, die mit großer Plötzlichkeit einsetzte. Sie nahm eine Form an, wie sie den Geologen von dem Vulkan Strombali bekannt ist. Es ereigneten sich damals Explosionen, die bis zum Posilipp hörbar waren und Massen von glühender Lava bis zu einer Höhe von 500 m in die Luft schleuderten. Der genannte Gelehrte bringt diese Explosionen mit einem vorausgegangenen, ungewöhnlich reichlichen Regenfall zusammen, dessen Wasser durch den Ausbruchskegel des Vulkans hindurch in die Tiefe sickerte. Dort muß es schließlich in Erdschichten gelangt sein, die bis zu einer so hohen Temperatur erhitzt sind, daß sich das Wasser in Dampf verwandelt. Der Dampf mußte sich dann gewaltsam ausdehnen und solche Explosionen hervorbringen, wie sie bei dem letzten Ausbruch beobachtet werden konnten. Diese Annahme steht übrigens im Einklang mit den früheren Beobachtungen anderer berühmter Geologen, besonders auch mit den Experimenten des französischen Physikers Daubrée.

* **Giovanni Virginio Schiaparelli**, der in den Ruhestand tritt, war mehr als 40 Jahre lang an der Mailänder Sternwarte thätig. Den Grund zu seinem astronomischen Wissen und Können legte Schiaparelli in der Schule zweier deutscher Astronomen, Encke's und Struve's. Seit 1862 ist er Direktor der Mailänder Sternwarte. Von der Mailänder Sternwarte aus veröffentlichte Schiaparelli eine Reihe grundlegender Forschungen. Obenan steht darunter die von ihm geschaffene Theorie der Sternschnuppen. Diese Theorie besagt, daß die Sternschnuppen als ein Produkt der mechanischen Theilung und allmählichen Zerstreuung der Kometen anzusehen sind. Den Ausgangspunkt für diese Theorie bildet eine Entdeckung, die Schiaparelli 1866 bei der Untersuchung der Bahnen der Sternschnuppenschwärme machte. Er fand dabei, daß zwischen den Kometen und den Sternschnuppen eine Beziehung in der Richtung besteht, daß die Bahnen einiger Sternschnuppenschwärme mit denen einiger Kometen gleich sind. Niedergelegt hat Schiaparelli die Grundzüge seiner Lehre von der Entstehungsweise der Sternschnuppen in seinem „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen“. Andere Studien Schiaparelli's haben die Doppelsterne, die Marsoberfläche, insbesondere die Kanäle des Mars, Fragen aus der Erdphysik, insbesondere die Beziehungen zwischen Geologie und Astronomie, ferner Hauptstücke aus der Wetterkunde zum Vorwurfe. Von den Arbeiten Schiaparelli's aus den letzten Jahren ist eine hervorzuheben. Durch mehrjährige Beobachtungen hat Schiaparelli bewiesen, daß für Merkur und wahrscheinlich auch für Venus die Umlaufszeit gleich der Periode der Achsendrehung ist, woraus folgt, daß diese Planeten beständig eine und dieselbe Seite der Sonne zuwenden müssen, ähnlich wie der Mond immer der Erde dieselbe Seite zuwendet.

w. **Zur Erhaltung denkwürdiger Bauten in Italien.** Die mittelalterliche Burg von Gradara gehört zu den wichtigsten geschichtlichen Denkmälern der Provinz Pesaro. Der Bau begann um das 11. Jahrhundert, nach verschiedenem Wechsel der Herren wurde er im Anfang des 14. Jahrhunderts von Malatesta da Verrucchio und seinem Sohne Pandolfo zu Ende geführt. Immer wieder kam das Schloß in anderen Besitz, bis es endlich Eigenthum der Päpste wurde, die es der Gemeinde von Gradara verkauften. Die Mauern waren inzwischen sehr verfallen, an vielen Stellen drohte der Einsturz. Da hat die Alterthumsverwaltung der Marken und Umbriens im Verein mit der Gemeinde Gradara die Reste ausbessern lassen, so daß nun die Erhaltung der Burg für viele Jahre gesichert ist. — Das bemerkenswertheste Bauwerk der Stadt Gubbio ist der ehemalige herzogliche Palast, der durch die Einfachheit und die Reinheit seiner Linien ein prächtiges Beispiel des Renaissancestils bildet. Nach dem Aussterben der Familie Della Rovere kam Gubbio unter päpstliche Gewalt, die Kurie wiederum veräußerte den Palast an Privatleute. Das hatte zur Folge, daß nicht nur nach und nach alle alten Schmuckgegenstände aus dem Gebäude verschwanden, sondern daß auch die Mauern hier und da schadhaft wurden. Um den Palast vor schlimmeren Schicksalen zu bewahren, hatte das italienische Unterrichtsministerium vor einiger Zeit mit den Besitzern über den Ankauf Unterhandlungen angeknüpft, die jedoch erst zu keinem Ergebnisse führten. Nach langwierigen Bemühungen ist aber dennoch eine Einigung erzielt worden, und der Staatsrath hat eben in einer seiner letzten Sitzungen den Kaufvertrag genehmigt. Das Unterrichtsministerium hat die Absicht, den Palast, sobald er wieder in Stand gesetzt worden ist, zu öffentlichen Zwecken zu benutzen; wahrscheinlich wird er ein Museum in sich aufnehmen. — Das Senatorenhaus (Casa del Senato) in Pinerolo in Piemont ist einer der interessantesten Bauwerke der kleinen malerischen Stadt. In der reinsten Kunst des Quattrocento erbaut, hat der Palast schon mehrfach als Muster seiner Stilgattung gedient. Ehedem hatte Pinerolo noch manche ähnliche Gebäude aufzuweisen, aber eines nach dem anderen ging zugrunde, und auch das Senatorenhaus blieb von modernen Umbauten nicht verschont. Schon seit Jahren sucht der Alterthumsverwalter von Pinerolo die Stadt zu bestimmen, den Palast anzukaufen, doch zerschlug sich die Sache, weil die Besitzer, die Fürsten von Acaja, einen sehr hohen Preis verlangten. Jetzt ist die Frage durch die Freigebigkeit eines Einzelnen gelöst. Der Baumeister D'Andrade, der schon 1884 auf der Nationalausstellung zu Turin das Senatorenhaus in vorzüglicher Wiedergabe ausgestellt hatte, erwarb es aus eigenen Mitteln und machte es darauf der Stadt zum Geschenk. Jetzt werden sorgfältig alle Spuren der letzten Bewohner entfernt, die Umbauten beseitigt und alle Theile des Gebäudes gründlich wieder in Stand gesetzt, Arbeiten, die vom Unterrichtsministerium geleitet werden.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent an der böhmischen Universität in Prag Dr. Anton Sucharda ist zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der böhmischen technischen Hochschule in Brünn ernannt worden. — Der Direktor der Krakauer Kunstschule, Julian Falat, wurde zum Direktor der Kunstakademie in Krakau, die Professoren an dieser Kunstschule T. Axentowicz und L. Wyczolkowski wurden zu ordentlichen Professoren und die provisorischen Lehrer der Anstalt J. Stanislawski und C. Laszczka zu außerordentlichen Professoren an der Kunstakademie in Krakau ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Der Professor der Theologie Frederic Godet, der ehemalige Lehrer des Kaisers Friedrich, ist in Neuenburg gestorben.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg starb, wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, am 24. d. M. der Privatdozent für alte Kunstgeschichte an der dortigen Universität A. Schtschelmkarew im Alter von 40 Jahren.

△ **Dorpat.** In Berichtigung unsrer gestrigen Notiz ist noch hinzuzufügen, daß augenblicklich außer Prof. Kneser noch vier (nicht drei) reichsdeutsche Unterthanen an der Universität wirken und deutsch lesen, nämlich außer den Genannten noch: Jul. v. Kennel (Zoologie).

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Bahr: Der Franzl. Wiener Verlag 1901. — R. Auernheimer: Rasen, die wir nicht erreichen. Ebd. 1901. — Dr. G. Kisch: Nösner Wörter und Wendungen. Bistritz (Siebenbürgen), Selbstverlag 1900. — Deutsche Gesangskunst. 1. Jahrg., Nr. 1. Leipzig, Merseburger. — VIII. Jahres-Mappe (1900) der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Freiburg, Herder. — Wernigk: Taschenbuch für die Feld-Artillerie. 16. Jahrg. (1901.) Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — E. Predari: Die Grundbuchordnung. 1. Theil. (Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen.) Berlin, Heymann 1900. — P. Leroy-Beaulieu: Die chinesische Frage. Autoris. Uebers. von Dr. A. Südelum. Leipzig, Wigand 1900. — W. Caucheron-Namat: Die Chinesen und die christliche Mission. Autoris. Uebers. von Fr. v. Känel. Leipzig, Baum. — Dr. Fr. Kohlrausch: Die Energie der Arbeit. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 31. Oktober. Nummer 250.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Allerheiligenfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Die Amherst-Papyri.

Von Prof. D. Adolf Deißmann (Heidelberg).

Im April d. J. stand im „Heidelberger Tagebl.“ und wohl noch in manchen anderen Zeitungen, die englischen Forscher Grenfell und Hunt hätten in Aegypten, „im Sande der Libyschen Wüste, 120 Meilen südlich von Kairo“, ein auf einer Papyrusrolle geschriebenes Neues Testament aus dem dritten Jahrhundert gefunden. Aehnliche Nachrichten pflegen seit einigen Jahren in jedem Frühjahr zu kommen, auch nach dem 1. April. Sie erregen einen kleinen Sturm bei den wenigen Interessenten, eine ungläubige Spannung bei den Sachverständigen und sind dann zumeist alsbald wieder vergessen. Die Jesus-Logia des Matthäus sollten vor drei Jahren entdeckt sein. Dann passirte die Sache mit der Kreuzigungsscene vom Tiberius-Palast in Rom, ein Fund, der übrigens noch heute in einzelnen Sonntagsblättern fürs Volk vorgetragen wird und zur Widerlegung der historisch-kritischen Methoden herhalten muß. Weder die Logia- noch die Kreuzigungsnachricht hatte ich geglaubt; die Kunde jedoch, daß ein Neues Testament aus dem 3. Jahrhundert gefunden sei, schien mir nicht unglaublich, und ich schäme mich nicht, dies auch heute noch einzugestehen, nachdem sich die Zeitungsnotiz längst als unwahr herausgestellt hat. Hr. Bernard P. Grenfell, Queen's College, Oxford, hatte die Freundlichkeit, mir schon Ende April mitzutheilen, daß die letzte Winterkampagne in Aegypten zwar eine schöne Ausbeute namentlich an Papyri aus der Ptolemäer-Zeit ergeben habe, daß aber ein Neues Testament nicht gefunden sei. Dagegen werde demnächst aus der Papyrussammlung Amherst unter anderen theologisch wichtigen Fragmenten ein großes Bruchstück der Ascensio Isaiae veröffentlicht werden.

Diese Publikation liegt jetzt vor[1]) und verpflichtet uns zu lebhaftestem Dank, obwohl sie mit ihren wenigen neutestamentlichen Fragmenten uns nur die Hoffnung läßt, daß jenes Neue Testament des 3. Jahrhunderts vielleicht doch noch später gefunden wird. Grenfell und Hunt haben durch diesen Band, dem ein zweiter mit Klassikerfragmenten und nichtliterarischen Stücken aus ptolemäischer, römischer und byzantinischer Zeit nachfolgen wird, zu ihren vielen und freudig anerkannten Verdiensten um die Erforschung des christlichen und nichtchristlichen Alterthums ein neues hinzugefügt. Die vornehme Ausstattung des Bandes ist der vornehmen Sammlung würdig, der die Fragmente entstammen. Obwohl die in Didlington Hall (Norfolk) aufbewahrte Kollektion griechischer Papyri des Lords Amherst of Hackney eine im Verhältniß zu den Beständen der europäischen Museen kleine ist, ist sie, wie die Herausgeber im Vorwort mittheilen, doch durch ihren Inhalt hochbedeutsam. Sie besitzt eine ganze Anzahl der verschiedenartigsten Fragmente aus dem der griechischen Papyrusforschung zugänglichen tausendjährigen Zeitraum von den Ptolemäern bis zu den Byzantinern. Die meisten dieser Stücke sind in den letzten drei Jahren von den HH. Grenfell und Hunt für Lord Amherst in Aegypten erworben worden.

Von den jetzt publizirten ist das große Fragment der griechischen Ascensio Isaiae zweifellos das wichtigste. Ich komme auf dieses Stück Nr. I am Schlusse etwas ausführlicher zurück und möchte zunächst den sonstigen Inhalt der Publikation angeben.

Als einen „christlichen Hymnus“ bezeichnen die Herausgeber das von ihnen in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts gesetzte umfangreiche Fragment Nr. II, das auch in einem vorzüglichen Faksimile vorliegt. Es besteht aus 25 Zeilen, deren jede sich aus drei durch einen Doppelpunkt von einander getrennten Theilen von gleichem Metrum zusammensetzt. Die 24 ersten Zeilen beginnen je mit dem entsprechenden der 24 Buchstaben des Alphabets, und jeder der drei Zeilentheile beginnt immer mit demselben Buchstaben, also z. B. Zeile 11:

Λουσάμενος ἐν Ἰορδάνῃ: Λουσάμενος ἐνὶ τύποις:
Λουτρὸν [τ]ὸ καθάρσιον ἔχει.

oder Zeile 15:

Ὃν ἔπεμψε πατὴρ ἵνα πάθῃ: Ὁ λαβὼν ζωὴν αἰ[ω]νί[αν]:
Ὁ λαβὼν κ]ράτος ἀθανασίας.

Eine sehr merkwürdige Spielerei, die zunächst den Eindruck einer Mischung von Proverbien mit einem abecedarischen Psalm macht! Ob sie wirklich einen für den kirchlichen Gebrauch bestimmten „Hymnus“ darstellt? Ob wir nicht vielmehr ein für Schüler berechnetes religiös-moralisches ABC zum Auswendiglernen annehmen dürfen? Für diese Vermuthung möchte ich jedenfalls den Gesammtinhalt geltend machen, den auch die Herausgeber richtig angeben, wenn sie S. 25 sagen: Das Stück ist ermahnenden Charakters; im Anschluß an das Leben und die Gebote unsres Herrn werden die Seligkeiten des Himmels und die Schrecken der Hölle einander gegenübergestellt. Auch nach der sorgfältigen Arbeit der Herausgeber bleibt für Konstituirung des Textes und

1) *The Amherst Papyri* being an account of the Greek Papyri in the collection of the Right Hon. Lord Amherst of Hackney, F. S. A., at Didlington Hall, Norfolk, by Bernard P. *Grenfell*, M. A., Hon. Litt. D. Dublin; Fellow of Queen's College, Oxford, and Arthur S. *Hunt*, M. A., Senior Demy of Magdalen College, Oxford; Formerly Scholar of Queen's College. Part I The Ascension of Isaiah, and other theological fragments. With nine Plates. VIII, 48 pp., 15 Shillings. London 1900.

für die Interpretation noch manches zu thun übrig. Zeile 10 schlage ich vor ὑπαμεν[ε], was einen besseren Sinn gibt als ὑπαμέν[ει], 12 μεγάλως δ' ὑπὸ παρανόμου (= Satanas), 16 πτωχοὶ βασιλείαν ἔ[χαισι, πτωχῶν] εἶναι κληρονομίας. Metrisch dürften diese Ergänzungen in dem an Willkür reichen Stück einwandfrei sein. Das τριτόπτημα des Todes, das Jesus vollendet hat (Z. 8), ist wohl der dreitägige Todesschlummer im Grab. Das sonderbare ἐνὶ τύπαις 11 und 17 dürfte zu verstehen sein wie τυπικῶς 1. Cor. 10, 11. Die Uebersetzung der Herausgeber as an example ist zu matt, der Sinn ist etwa: „mit einer typischen Abzweckung (auf unser Heil).“ Interessant ist die offenbar lukanische Form der Seligpreisung der Armen Z. 16 und das neue Agraphon Z. 9 Ἰησοῦς . . . . . εἰπὼν ὅτι νῶτα παρέχω, ἵνα μὴ θαν[άτ]ῳ περιπέση(ς), wozu die Herausgeber mit Recht Jes. 50,6 τὸν νῶτόν μου ἔδωκα εἰς μαστίγας notiren.

Ueber die Bruchstücke eines Briefes aus Rom nach dem Arsinoitischen Nomos (Nr. III a), wage ich ein Urtheil noch nicht abzugeben, da ihre Lesung und Interpretation bei der leider sehr starken Verstümmelung der dritten Kolumne außergewöhnlich schwierig ist. Die Herausgeber, die ihn in die Zeit zwischen 250 und 285 nach Christus setzen, halten ihn für christlich. Die bloße Anrede ἀδελφοί wird m. E. zwar nicht beweiskräftig sein; wohl aber die Titel πάπας und ἀναγνώστης, deren erster wohl auf einen Presbyter hinweist. Christliches steht in diesem christlichen Brief aber sonst nichts; den Inhalt bilden Getreide- und Geldgeschäfte: sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten, alles ganz weltlich! Immerhin eine ehrwürdige Reliquie aus der Zeit und dem Lande des Origenes! Kolumne II, 9 ergänze ταῦτα [δίχα] αἰτίας, II, 10 lies τὰ νῦν statt ἂν νῦν, II, 12 möchte man auch ἔχειν τ[ὰ νῦ]ν εὖ vermuthen, so daß der Satz lauten würde: εἰ δὲ καὶ τὰ νῦν αὕτη ἡ περισσότης ἡ συμβεβηκυῖα μὴ ποιῆσαι λόγον, εἰς τὰ καλῶς ἔχειν τ[ὰ νῦ]ν εὖ ἀνέχομαι, was ich übersetzen würde: „wenn aber bei der eingetretenen Ueberfülle (von Geschäften?) eine Rechnungsablage für den Augenblick nicht gegeben werden sollte, so will ich mir das für den Augenblick einmal auf gut Glück hin gefallen lassen“.

Am Kopf der Kol. II dieses Fragments steht in einer kleinen Unciale des späten dritten oder frühen vierten Jahrhunderts etwa die Hälfte des Verses Hebr. 1, 1 (mit der neuen Variante: „unseren“ Vätern) und auf der Rückseite Genesis 1,1—5 in den Uebersetzungen der Siebenzig und des Aquila (mit dem berühmten σὺν τὸν οὐρανόν). Die Schrift dieses auch im Faksimile mitgetheilten, sehr bedeutsamen Fragments verweisen die Herausgeber in die Zeit Konstantins. Eine nicht weiter aufgeworfene Frage möchte ich kurz stellen: Wie haben wir solche auf der Rückseite oder auf einem anderen freigebliebenen Raum beschriebener Privatpapyri erhaltenen Bibelfragmente zu beurtheilen? Es ist nicht unmöglich, und mehrere profane Analogien weisen ja noch besonders darauf hin, daß wirklich ganze Bibelhandschriften aus Blättern hergestellt wurden, deren eine Seite schon beschrieben gewesen ist — vielleicht für ärmere Gemeinden. Aber gewiß sind daneben einzelne dieser Fragmente nicht als Stücke aus kirchlichen Handschriften anzusprechen, sondern wie Grenfell und Hunt es bei dem Oxyrhynchos-Papyrus Nr. 209 (Vol. II, p. 8 f.) gethan haben, als private Bibelstellenaufzeichnungen aus der Schulstube oder vom Schreibtisch eines Bibelgelehrten. Zu diesen letzteren möchte ich das Genesisfragment mit der doppelten Uebersetzung rechnen, das ja seiner ganzen Natur nach nicht wohl für den kirchlichen Gebrauch bestimmt gewesen sein kann. Daß durch eine derartige Beurtheilung dieser Fragmente ihr direkter oder indirekter Werth als Textzeugen nicht vermindert wird, bedarf keines Nachweises.

Es folgen Bruchstücke von LXX Job 1, 21 und 22, sowie von 2, 3 (s. VII), von LXX Psalm 5 (s. V/VI), von LXX Psalm 108, 118, 135, 138 bis 140 (nicht älter als s. VII), sowie ein Pergamentblatt mit Theilen von LXX Psalm 58 und 59 (s. V), endlich ein Pergamentblatt mit Apostelgeschichte 2, 11 bis 22 (s. V/VI), welches Vers 13 [ἐχ]λεύαζον λέ[γο]ντες bietet, ähnlich wie Codex D διεχλεύαζον λέγοντες.

Drei liturgische Fragmente (s. VII/VIII) stehen am Schlusse. Geschrieben auf lange schmale Papyrusstreifen, dienten sie wohl als Textblätter für die Sänger. Die beiden ersten sind Troparia, sie tragen den Titel κάθισμα.

Wohl am meisten wird sich die Forschung mit den umfangreichen griechischen Fragmenten der Ascensio Isaiae zu beschäftigen haben, die sämmtlich auch im Faksimile vorgelegt sind. Die Auffahrt des Jesaia war seither, wenn man von den noch nicht untersuchten slavischen Texten absieht, vollständig nur in einer äthiopischen Uebersetzung erhalten, theilweise in lateinischen Uebersetzungen. August Dillmann hat zum Tübinger Jubiläum das ganze Material herausgegeben (Ascensio Isaiae Aethiopice et Latine, Lipsiae 1877). Ein griechischer Text ist nachher zwar durch O. v. Gebhardt („Zeitschr. für wissensch. Theologie“ 1878, S. 330 ff.) herausgegeben worden, aber dieser stellt nicht den Urtext dar, sondern eine freie Paraphrase in Form einer christlichen Heiligenlegende. Das Apokryphon zerfällt, wie Dillmann unter Zustimmung fast sämmtlicher anderen Kritiker gezeigt hat, in zwei ursprünglich nicht zusammengehörende Theile: das Martyrium des Jesaia unter Manasse und die Vision des Jesaia unter Hiskia. Das Martyrium ist wesentlich jüdischer, die Vision christlicher Herkunft. Eine christliche Hand hat beide Theile verbunden und mit Einleitung und Schluß versehen. Später ist dann noch einzelnes Christliche eingesprengt worden.

Eine Hauptstütze dieser Quellentheorie Dillmanns war seither die Beobachtung, daß die von Gebhardt publizirte junge griechische Paraphrase mehrere der als christlich angenommenen Interpolationen, resp. Zusätze nicht zu kennen scheint, so das Stück 3, 13 bis 5, 1.

Das von Grenfell und Hunt jetzt dargebotene alte griechische Fragment enthält den Text von 2, 4 bis 4, 4 mit einigen durch Verstümmelung des Papyrus entstandenen Lücken in einer Niederschrift etwa des 5. oder 6. Jahrhunderts, bei der sich mehrere Hände unterscheiden lassen. Auch das eben genannte Stück 3, 13 ff. ist also in der griechischen Vorlage der äthiopischen Uebersetzung enthalten gewesen, wie ja auch das eine (vatikanische) Fragment einer altlateinischen Uebersetzung, ehe es abbricht, wenigstens noch den Vers 3, 13 theilweise hat. Man müßte, wenn Dillmanns Hypothese zu Recht bestehen soll, annehmen, daß neben dem christianisirten griechischen Text, aus dem die äthiopische und die altlateinische Uebersetzung geflossen sind, sich auch der kürzere, nicht interpolirte griechische Text erhalten habe, der dann die Grundlage jener späteren Paraphrase geworden wäre. Nun zeigt aber eine nähere Betrachtung des neuentdeckten Griechen, daß Karl Clemen recht hatte, wenn er („Zeitschr. für wissenschaftliche Theologie“ 1896, S. 394) schon aus dem Aethiopen schloß, daß dem griechischen Paraphrasten die Stelle 3, 13 vorgelegen haben müsse. Seine Worte I, 2 (bei Gebhardt S. 341) καὶ ἐλθόντος αὐτοῦ παρέδωκεν αὐτῷ τοὺς λόγους τῆς

προφητείας οὓς αὐτὸς ὁ μακάριος Ἡσαΐας εἶδεν, καὶ τὴν κατάβασιν καὶ ἔξέλευσιν τοῦ ἀγαπητοῦ ἐκ τοῦ ἑβδόμου οὐρανοῦ εἰς τὸν ᾅδην καὶ τὴν μεταμόρφωσιν ἣν μετεμορφώθη ἔμπροσθεν τῶν μαθητῶν αὐτοῦ sind doch deutlich aus dem jetzt bekannten Griechen 3, 13 geschöpft: . . [ἐ]πὶ Ἡσαΐαν ἀπὸ τῆς [ὁρά]σεως καὶ ἀπὸ το[ῦ δει]γματισμοῦ ὅτι [ἐ]δειγμάτισεν τὸν [Σ]αμαήλ καὶ ὅ[τι δι' α]ὐτοῦ ἐφανε[ρώθη ἡ] ἔξέλευσις [τοῦ ἀγα]πητοῦ ἐκ [τοῦ ἑβδ]όμου οὐρα[νοῦ καὶ ἡ] μεταμόρφωσις αὐτοῦ καὶ ἡ κατάβασις αὐτοῦ καὶ ἡ ἰδέα ἣν δεῖ αὐτὸν μεταμορφωθῆναι . . . Daß der Paraphrast die anderen Bestandtheile von 3, 13 bis 5, 1 nicht berücksichtigt, wie es scheint, kann dagegen nicht ins Gewicht fallen; denn er ist nicht bloß Paraphrast, sondern auch Epitomator. Auch hierauf hatte Clemen bereits aufmerksam gemacht.

Auch noch Beseitigung der scheinbar so starken Stütze durch den neuen Griechen braucht man übrigens Dillmanns Quellentheorie nicht ohne weiteres zu verwerfen. Man muß nur annehmen, daß die Schicksale der Schrift, die ihre uns jetzt in der äthiopischen Uebersetzung vorliegende Gestalt geschaffen haben, bereits im wesentlichen zum Abschluß gelangt waren, als aus dem griechischen Text der äthiopische übersetzt wurde.

Daß der äthiopische Text aus dem griechischen geflossen ist, wird, soweit Dillmanns lateinische Uebersetzung des Aethiopen ein Urtheil zuläßt, durch den neuen Fund bestätigt. Ebenso zeigt es sich, daß dem griechischen Paraphrasten unser griechischer Text vorgelegen haben dürfte. Außer der vorhin citirten Stelle spricht dafür z. B. III, 9 bei Gebhardt S. 349, verglichen mit 2, 8 f. des Griechen, und zwar meines Erachtens mehr noch als die vielen wörtlichen Berührungen eine scheinbare Abweichung: der Paraphrast gibt das syntaktisch sonderbare πολλοὶ τῶν πιστῶν ὄντων (vergl. hierüber die unten folgenden Bemerkungen) εἰς οὐρανοὺς ἀναβῆναι seiner Vorlage durch πολλοὶ ἕτεροι τῶν πιστευόντων εἰς οὐρανοὺς ἀνελθεῖν wieder. Man hat da den Eindruck, als habe auch er die Härte der Wendung empfunden und sich bemüht, sie durch leise Aenderungen zu mildern.

Eine andere Frage ist, ob der griechische Text wirklich, wie man wohl angenommen hat, der Urtext ist. Beim raschen Durchlesen der griechischen Fragmente findet man jedenfalls Stellen, die den Eindruck erwecken, daß sie aus einer semitischen Vorlage übersetzt sind. Es ist deßhalb eine durchaus richtige Fragestellung, wenn die Herausgeber S. 1 sagen, das Griechische sei, wenn nicht für das ganze Buch, so doch für den größten Theil als Ursprache anzunehmen. Georg Beer, der in der Apokryphen- und Pseudepigraphen-Bibel von Kautzsch einen Theil der Schrift aus dem Aethiopischen ins Deutsche übersetzt hat, hatte übrigens schon aus dem äthiopischen Texte geschlossen, daß einzelne Theile letztlich auf einen hebräischen Urtext zurückgehen (bei Kautzsch Bd. II, S. 120). Eine nähere Untersuchung dieser Frage wird auch für das Quellenproblem gewiß werthvolle Fingerzeige geben.

Zum Schluß einige Einzelheiten in Bezug auf den neuen Text. Col. I, 10 f. hat der Papyrus

τωνδεκαιαιωνεν
χειρημαμανασση.

Die Herausgeber halten μα für Dittographie aus Μανασση und ändern χειρη wegen des dreimal folgenden χερσιν in χερσι um. Aber diese Aenderung ist überflüssig; es ist zu lesen, wie überliefert ist: ἐγχείρημα Μανασσῆ, was Apposition zu φαρμακεία u. s. w. ist. (Für eine Aenderung läge übrigens χειρί näher als χερσί.) Bei dieser Lesung trifft den Manasse die Hauptschuld, was der griechische Paraphrast richtig empfunden und gesteigert hat, indem er an der korrespondirenden Stelle III, 1 ff. (bei Gebhardt S. 348) bloß von der Verschuldung Manasse's erzählt. — Kol. I, 20 ist im Text ταῖς zu schreiben. — Kol. II, 4 f. wird die Ergänzung des καὶ durch die Herausgeber [καὶ] ἐκεῖ δὲ ἦν ἀνομ[ία π]ολλή durch den Paraphrasten bestätigt (III, 9, S. 349 Gebhardt κἀκεῖ δὲ ἦν ἀνομία πολλή). — Kol. II, 15 ist das zweite τῶν πιστῶν als Dittographie zu streichen und nicht in τῶν πιστευόντων zu verwandeln; vielleicht aber ist auch alles zu lassen und ein spätgriechisches πιστώνω (aus πιστόω) anzunehmen; massenhafte ähnliche Beispiele von Verba auf -ώνω bei Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik, Leipzig 1892, S. 408, auch 407. — Kol. II, 26 wäre nach dem Aethiopen etwa zu ergänzen καὶ ὀ[ψ]ο[ποιοῦν]τ[ες], nach den von Grenfell und Hunt gelesenen Buchstabenresten etwa καὶ ὅ[π]ου [ἂν] τ[ύχη]. — Kol. II, 27 ergänze [ἔφαγ]αν (vergl. κατέφαγαν, Markus 4, 4 Codex D). — Kol. II, 30 ist die Hinzufügung von ἐπὶ überflüssig; der Infinitiv mit τοῦ ist eine Art Infinitiv des Zweckes. — Kol. III, 1 ist das ωνομαην des Papyrus im Text zu schreiben ᾧ 'νομα ἦν oder vielleicht geradezu ᾧ νόμα ἦν (zu νόμα für ὄνομα siehe Hatzidakis S. 438, wozu ich fragen möchte, ob der Schwund des ο nicht gerade durch die Formel ᾧ 'νομα veranlaßt ist). — Kol. III, 3 muß im Text um der Konsequenz willen συγγενείας geschrieben werden (vergl. I, 6 φαρμακεία u. a.). — Kol. III, 15 τῆς Βάαλ des Papyrus ist nicht ein curious error (S. 18), sondern ein sehr häufiger Gebrauch, der im Text zu belassen ist; näheres bei Dillmann, Ueber Baal mit dem weiblichen Artikel, Monatsberichte der Berliner Akademie 1881, S. 611 ff. — Kol. IV, 14 ist das Ἰσλαλ des Papyrus zu belassen und nicht in Ἰσρα(ή)λ zu ändern; der Name des Berges ist problematisch, der Aethiope schreibt Joel, der vatikanische Lateiner Efrem. — Kol. VI, 1 f. ist εἰς Σαμαρίαν zu belassen; εἰς für ἐν bedarf keiner weiteren Bemerkung. Kol. XI, 23—28 ist sehr verstümmelt; wenn der Aethiope richtig übersetzt, kann das von den Herausgebern als Zeile 26—28 eingesetzte Stückchen (vgl. S. 22) schwerlich darthin gehören. Man möchte vielmehr vermuthen (vgl. Römerbrief 1, 23 und Psalm 106, 20):

23 κα[ὶ π]ολλοὶ [τὴν δ]όξ -
24 α[ν αὐτῶν φιλαργύρου]
25 ἐνδυμάτων ἀ[λλάξου -]
26 [σιν καὶ ἔσονται]
27 [προσωποληψίαι]
28 [πολλαὶ ἐν ἐκείνῳ] . —

Kol. XIII, 14 ἵνα λαλήσουσιν ist nicht ohne Analogien, ebenso XIV, 3 f. die Schreibung μητρολῴαν. Sehr schade ist, daß die Stelle 4, 1 ff. auch im Griechen (Kol. XIII Schluß und XIV) nicht besser erhalten ist. Doch dürfte nach dem Aethiopen B in Vers 2 (qui est rex huius mundi) die Lesart des Papyrus ὅστις αὐτοῦ (nämlich τοῦ κόσμου) ὁ βασιλεύς zu belassen sein; mit dem folgenden οὗτος beginnt dann der neue Satz. Die vielbehandelte Stelle des Aethiopen e duodecim in manum eius tradetur zeigt im griechischen Papyrus gerade am entscheidenden Ort eine Lücke, die von den Herausgebern durch εἰς ausgefüllt worden ist. Ob diese Ergänzung gesichert ist? Man müßte dann doch auch in der sehr wörtlichen äthiopischen Uebersetzung ein unus erwarten. Sehr beachtenswerth ist, daß 4, 4 der Name Beliar (Berial des Aethiopen) bei dem Griechen fehlt, also vielleicht auch 4, 2, und daß der Grieche mit seinem φυτεύσουσιν in 4, 3 die Fiktion des weissagenden Jesaia deutlicher aufrechterhält, als der Aethiope mit seinem plantaverunt.

Aus der Numerirung der erhaltenen griechischen Blätter läßt sich schließen, daß am Anfang sechs Kolumnen fehlen. Der im äthiopischen Text vorliegende Anfang des Buches würde griechisch auf fünf Kolumnen des Papyrus Platz haben. Deßhalb braucht man aber nicht anzunehmen, daß der griechische Text um eine Kolumne länger war, als der äthiopische, sondern man wird vermuthen dürfen, daß auf der übrig gebliebenen Seite der Titel des Buches etwa in einer Zierschrift gestanden hat.

Den 15. Oktober 1900.

Bodenentschuldung und Verschuldungsgrenze.

Zu den schwierigsten Kapiteln des großen agrarischen Problems gehört die Frage der Kreditbeschaffung für die Landwirthschaft. Schon in den fünfziger Jahren hat einer der geistvollsten volkswirthschaftlichen Schriftsteller, Rodbertus-Jagetzow, die Kreditnoth der Landwirthschaft in Preußen geschildert und zahlreiche Mittel der Abhülfe empfahlen, auf welche in der späteren Diskussion stets zurückgegriffen worden ist. Auch in Oesterreich wurde seit dem Beginn der achtziger Jahre das Problem der Kreditbeschaffung für die Landwirthschaft, die sich immer drohender gestaltende Ueberschuldung des Bauernstandes eingehend erörtert und zum Gegenstand umfangreicher Untersuchungen gemacht. Die verschiedenen österreichischen Regierungen haben mehrere Versuche unternommen, um auf diesem Gebiete eine Remedur herbeizuführen; die Vorlagen über das Höferecht, die Berufsgenossenschaften der Landwirthe, die Rentengüter, endlich die im vorigen Jahre zur Verwirklichung gebrachte Errichtung des Landwirthschaftsrathes sind in allgemeiner Erinnerung. Die Agrarfrage fand selbstverständlich ihren Schwerpunkt in den Landtagen. Auch der Tiroler Landtag hat eine umfassende Aktion auf diesem Gebiet eingeleitet. Das Grundbuchswesen wurde ganz neu geregelt, ein Gesetz über die besonderen Rechtsverhältnisse geschlossener Höfe wurde angenommen, welches noch der kaiserlichen Sanktion harrt. Die wichtigste Frage der Kreditbeschaffung für die Landwirthschaft ist aber in ihrer Totalität noch ungelöst und es bestehen nur einzelne Ansätze, welche allerdings eine gedeihliche Fortentwicklung ermöglichen können. Die Regelung des ländlichen Personalkredits wurde auch in Tirol durch Kreirung von Raiffeisenkassen in Angriff genommen; ferner wurde die Errichtung einer Landeshypothekenanstalt beschlossen, als deren Hauptzweck die Befriedigung des Realkredits der Landwirthschaft, sowie die Anbahnung einer allgemeinen Konversion der landwirthschaftlichen Hypotheken in unkündbare niedrig verzinsliche Annuitätsschulden erklärt wurde. Damit war der Boden für die Lösung der großen Frage der Entschuldung des Besitzes an Grund und Boden geebnet, und an Projekten aller Art hat es nicht gefehlt. Der ernsteste und gehaltvollste Vorschlag, welcher in dieser hochwichtigen Frage erstattet wurde, stammt aus der Feder des Abgeordneten Dr. Karl v. Grabmayr. Der hochbefähigte, angesehene Führer der Deutschliberalen Tirols hat dem Tiroler Landtag ein Gutachten vorgelegt, welches den Titel Bodenentschuldung und Verschuldungsgrenze führt und im Verlag des Tiroler Landesausschusses vor kurzem erschienen ist. Es ist eine umfassende, zielbewußte Studie über das gesammte Gebiet des agrarischen Kredits, welche uns hier in gedrängter Form vorgelegt wird. Einem theoretisch-historischen Theil, welcher die bisherigen Versuche zur Lösung des Verschuldungsproblems in Deutschland und Oesterreich darstellt, folgt ein vom Abgeordneten Grabmayr ausgearbeiteter Vorschlag für Tirol, welcher kühn und geistreich konzipirt, den besonderen Verhältnissen des schönen Alpenlandes Rechnung trägt und sicherlich in der Diskussion über diese wichtige Frage in- und außerhalb Tirols die größte Beachtung finden wird. Es ist uns im Rahmen dieser Darstellung nicht möglich, den Inhalt des Grabmayr'schen Buches, welches die Lektüre hoch lohnen wird, wiederzugeben. Namentlich müssen wir es uns versagen, den interessanten historischen Theil, welcher die Hälfte des Buches füllt, auch nur auszugsweise zu reproduziren. Wohl aber wollen wir es versuchen, den positiven Vorschlag des Abgeordneten Grabmayr, welcher speziell für Tirol bestimmt ist und ein vollständig neues, originelles Kreditrecht für die Landwirthschaft darstellt, kurz zu skizziren.

Der Autor geht von der Voraussetzung aus, daß die Schuldnoth in Tirol eine besonders drückende Höhe erreicht hat und daß Tirol mehr als andere Länder die Gefahr allgemeiner landwirthschaftlicher Ueberschuldung droht; die Nothwendigkeit gegen die unheimlich schwellende Fluth der hypothekarischen Verschuldung sichernde Dämme zu errichten, sei nicht länger abzuweisen. Hand in Hand mit der Ueberschuldung gehe die unrichtige Bodenbewerthung, die Verdrängung des Ertragswerthes durch einen oft unsinnig überspannten Verkehrswerth, welcher die Ursache des vielbeklagten Nichtrentirens der Landwirthschaft bildet. Das Hauptziel sei die thunlichste Annäherung des Verkehrswerthes an die Ertragswerthe. Das könne erreicht werden durch die Vorschrift des neuen Höferechts, daß bei Vererbung geschlossener Höfe die Schätzung mit besonderer Rücksicht auf den Ertragswerth vorzunehmen sei, ferner durch die Einführung einer gesetzlichen Verschuldungsgrenze im Güterverkehr unter Lebenden, welche eine warnende Schranke für den Kreditkäufer bilden und ihn von einem privatwie volkswirthschaftlich gleich verderblichen Vertragsabschluß abhalten soll. Die preismindernde Funktion der Verschuldungsgrenze erhöht gerade für Tirol ganz besonders ihre sozialwirthschaftliche Bedeutung. Die Verschuldungsgrenze solle für die „geschlossenen Höfe“ errichtet werden, welche bereits jetzt einem besonderen Höferechte unterstehen und den größten Theil des mittleren eigentlich bäuerlichen Besitzes in Deutschtirol, den werthvollen Kern des tirolischen Bauernstandes bilden. Die Verschuldungsmöglichkeit von Grund und Boden sei unbedingt festzuhalten; allein die kündbare Kapitalshypothek sei unverträglich mit der Natur von Grund und Boden. Die landwirthschaftliche Hypothek muß unkündbar sein; den Inhalt der hypothekarischen Verpflichtung hat nur die Leistung einer Amortisationsrente zu bilden. Der Pfanderwerb an landwirthschaftlichen Liegenschaften solle nur gemeinwirthschaftlich organisirten Kreditinstituten gestattet sein. Die Verschuldungsgrenze solle beginnen, wo die Pupillarsicherheit aufhört; nur die erste Hypothek, welche pupillarsichere Schulden darstellt, kann bleiben, die nachfolgenden müssen verschwinden. Auch das Recht der Personalgläubiger wird durch die Verschuldungsgrenze tangirt. Ein exekutives Pfandrecht am Hofe kann für Personalforderungen nicht mehr erwirkt werden. Dagegen soll die Zwangsverwaltung und der Zwangsverkauf als Mittel der Befriedigung des Personalgläubigers durchweg zulässig sein; eine Ausschließung der Realexekution würde den Personalkredit des Grundbesitzers untergraben und ganz vernichten.

Das ganze Entschuldungsverfahren müsse bei der Landeshypothekenanstalt konzentrirt sein. Die jenseit der Sicherheitsgrenze stehenden Hypotheken müssen allmählich abgestoßen, die pupillarsicheren Posten in Annuitätsschulden der Landeshypothekenanstalt konvertirt werden. Zu dieser Konversion ist zunächst nur über freiwilliges Ansuchen des Besitzers zu schreiten. Bei einem Besitzwechsel könne jedoch von dem neuen Erwerber begehrt werden, daß er sich dem neuen Kreditrechte voll unterwerfe. Im öffentlichen Interesse müsse die gesetzliche Bestimmung erlassen werden, daß auf den Höfen keine anderen Schulden als die Hypotheken der Landeshypothekenanstalt haften dürfen, damit während eines Generationswechsels das große Ziel erreicht werde, daß mit der bestehenden Ueberschuldung der tirolischen Höfe für alle Zeiten aufgeräumt werde, daß sämmtliche Höfe in mäßig belastete Rentengüter umgewandelt werden, auf denen nicht entrechtete Genossenschaftsmündel, sondern freie Bauern hausen. Moratorium oder Zinsherabsetzung, die fatalen Ingredienzen christlich-sozialer Bodenentschuldungsrezepte, sind ebenso überflüssig wie ein direktes Eingreifen von Staat und Land durch allgemeine Hypothekeneinlösung aus öffentlichen Mitteln. Der Bauernstand muß seine Schulden selbst bezahlen. Staat und Land haben die Aufgabe, Einrichtungen zu schaffen, die dem Bauernstand die allmähliche Abbindung der übermäßigen Schuldverpflichtungen gestatten und den Entschuldungsprozeß durch geeignete Maßnahmen thunlichst fördern.

Nach diesen Prämissen stellt Grabmayr die folgenden Grundsätze des neuen Kreditrechts auf: Pfandrechte an geschlossenen Höfen können nur die Landeshypothekenanstalt oder registrirte landwirthschaftliche Kreditgenossenschaften erwerben. Die Anstalt ist verpflichtet, geschlossene Höfe bis zur statutenmäßigen Sicherheitsgrenze zu belehnen. Eine Ausdehnung soll nur für Meliorationskredite zulässig sein. So weit nicht die Hofbesitzer durch freiwillige Konversion ihre Privatschulden in Anstaltshypotheken umwandeln, bleibt alles beim alten; nur neue Privathypothekenverschuldung der Höfe wäre sofort und für immer ausgeschlossen, was gleichzeitig die Einführung der Verschuldungsgrenze für alle jene Höfe bedeutet, auf denen schon heute keine oder nur pupillarsichere Grundschulden haften. Darlehen auf geschlossene Höfe werden von der Landesanstalt nur gegen gleichzeitige Löschung aller anderen Hypotheken gewährt, wodurch die Besitzer, welche die Konversion ihrer Hypotheken wünschen, gezwungen werden, die späteren Hypothekenschulden zurückzuzahlen. Bei jedem Zwangsverkauf hat die Landeshypothekenanstalt zu interveniren; sie gibt den Belehnungswerth des verganteten Hofes und die Ziffer des von ihr zu gewährenden Höchstkredits bekannt, der Ersteher erlegt das Meistbot zu Gericht, kann aber diesen Kredit der Anstalt in Anspruch nehmen, alle Hypotheken werden aus dem Meistbot bezahlt und gelöscht, als einzige Hypothek erscheint die Forderung der Landeshypothekenanstalt. Die bücherliche Eintragung des Eigenthums an geschlossenen Höfen auf Grund von Verträgen kann nur erfolgen, wenn auf dem Gut bloß Forderungen der Landeshypothekenanstalt haften, oder wenn sich der Gesuchsteller über die unter Einem zu bewirkende Löschung aller anderen Hypotheken rechtsbeständig ausweist. In ähnlicher Weise solle die Landeshypothekenanstalt bei den bäuerlichen Verlaßabhandlungen, bei der Vererbung der geschlossenen Höfe betheiligt werden. Ist der Nachlaß passiv, so hat der Kurator um den Verkauf des Hofes einzuschreiten, so daß der Hof frei von Privathypotheken auf den Ersteher übergeht; erweist sich der Nachlaß als aktiv, so hat die Landesanstalt die Konvertirung der Hypotheken durchzuführen und die Abfindungen der Miterben baar zu bezahlen, wobei sie für den verausgabten Betrag die erste und einzige Hypothek auf dem Gute erwirbt.

Die Einführung der vorgeschlagenen Reformen knüpft der Autor an gewisse Bedingungen. Die einschneidenden Aenderungen können nur dann durchgeführt werden, wenn sich die Tiroler Bauernschaft mit überwiegender Majorität für dieselben einsetzt; dies könne durch eine Enquete oder durch eine Umfrage bei den landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften ermittelt werden. Mit Erfolg könne diese Einschränkung des Hypothekarkredits nur dann ins Leben treten, wenn gleichzeitig für eine Erfüllung des legitimen Kreditbedarfs des Bauern vorgesorgt werde; der Geltung der Verschuldungsgrenze müsse in jeder Gemeinde die Gründung einer Raiffeisenkasse vorangehen. Den Gegenwerth für die auferlegte Beschränkung solle der Bauernstand in der leichten und sicheren Gewährung des legitimen Hypothekenkredits finden. Der Verkehr der Anstalt mit den kreditbedürftigen Landwirthen könne durch Vermittlung der Raiffeisenkassen erfolgen. Die Feststellung der Belehnungsgrundsätze der Landeshypothekenanstalt müßte im Rahmen der Pupillarsicherheit an das Bestehende anknüpfen, eine weitere Einschränkung des Hypothekarkredits der geschlossenen Höfe dürfe nur im Verlaufe der Zeit durch allmähliche Verschärfung der Schätzungsinstruktionen eintreten. In den Räumen der Landesanstalt darf keine bureaukratische Engherzigkeit walten; sie muß von sozialem Geiste durchtränkt und auf ihre wichtige volkswirthschaftliche Mission bedacht sein. Zur Deckung eventueller Verluste müsse die Anstalt einen Grundentschuldungsfonds erhalten, welcher aus Landesmitteln aufzubringen und durch Beiträge aus Reichsmitteln zu fördern sei. Ein Fonds im Maximalbetrag von einer Million Kronen, welcher successive anzusammeln wäre, sei zu diesem Zwecke vollkommen hinreichend.

Das sind knapp zusammengefaßt die Grundprinzipien, von welchen sich der Reformvorschlag des Abgeordneten v. Grabmayr leiten läßt. Einwendungen und Bedenken werden sich gegen diesen, völlig neuen Weg gewiß erheben lassen, und der Autor hat selbst einzelne gewichtige Bedenken seinem Vorschlag entgegengestellt und zu entkräften versucht. Das Grundprinzip, von welchem die Anträge Grabmayrs ausgehen, ist indessen durchwegs klar und einleuchtend, die Vorschläge verlassen nicht den Boden des praktischen Lebens, knüpfen an bestehende Institutionen an, und die Durchführung, welche sich keineswegs übermäßig schwierig gestalten kann, muß unbedingt nützlich wirken, selbst wenn sie den angestrebten Zweck nicht mit einem Schlage ermöglichen sollte. Der Vorschlag Grabmayrs gehört zu den sogenannten „kleinen Mitteln“, wie in Deutschland gegenüber den maßlosen Forderungen der Agrarier die besonnenen Reformvorschläge der Regierung und einzelner Abgeordneter genannt wurden; in diesen „kleinen Mitteln“ liegt aber nach dem Ausspruche eines der genauesten Kenner des deutschen Agrarwesens, Buchenberger, die Hoffnung und die Zukunft der Landwirthschaft.

„Ma Durga kommt!"

Das Oktoberfest der Hindus.

Von A. Passow.

Das Weihnachtsfest hat sich in unserm Vaterland als Fest des Gebens und Nehmens im Andenken an die Güter, die uns das Christenthum gebracht hat, so charakteristisch volksthümlich gestaltet, daß die anderen christlichen Völker es als etwas ganz eigenartiges betrachten. Sie ahmen es vielfach mit mehr oder minder klarem Verständniß seines Geistes, selten aber in der richtigen Weise nach. Zu einem echt deutschen Weihnachten, dem Feste der Freigebigkeit, mit seinem Tannenbaum und Lichterglanz gehört offenbar die Luft einer deutschen Häuslichkeit, eines deutschen Familienlebens.

Um so interessanter ist die Thatsache, daß die Bewohner des fernen Indiens, die Hindus in Bengalen und Orissa, der brahmanischen Religion angehörend, ebenfalls in einem unsrer Wintermonate ein Fest des Gebens und Nehmens feiern, das mit seiner Vorfreude und Vorarbeit die Gemüther des Volkes in einen Freudenrausch versetzt und auf das Leben der in so vieler Beziehung schwer geprüften Hindus einen märchenhaften Glanz ausgießt.

Das Ma Durga-Fest fällt in den Oktober. „Ma Durga kommt! seid artig", warnen die Mütter ihre Kinder schon lang im voraus. „Sie kommt in köstlichen Gewändern; die Bösen straft sie, die Guten belohnt sie!"

„Ma Durga kommt!" frohlocken die Schulknaben, die, vom Lande stammend, in Areculla die Schule besuchen und von denen viele schon, trotz ihrer Jugend, verheirathet sind; „Ma Durga bringt uns Ferien und dann reisen wir nachhause, zünden bunte Lampen an ohne Zahl und lassen die Klänge des Kasur so laut, so dröhnend erschallen, daß unsre kleinen Gattinnen erschrocken zusammenfahren."

„Ma Durga kommt!" flüstern junge und alte Frauen einander zu, während sie mit tadelloser Sauberkeit und kundiger Hand eine Fülle schmackhafter Süßigkeiten bereiten. „Ma Durga kommt! Möge sie uns gnädig sein und uns auch in diesem Jahre vor der Schmach des Wittwenthums bewahren!" Und in der Brust der Kinderlosen pocht ungestüm die Hoffnung, Ma Durga möge ihnen in diesem Jahre einen Sohn bescheren, ihr Lebensglück hängt ja an der Geburt eines Sohnes! Denn der Sohn öffnet dem Vater durch sein Todtenopfer dermaleinst die Thore des Himmels.

„Ma Durga kommt!" Diese Erwartung streut Freude in jedes Herz. Die Kaufleute berechnen schon im voraus ihren Gewinn. Vielen von ihnen hat die Erfahrung gelehrt, daß sie im Oktober, in dem Monat, der der Mutter Durga geweiht ist, mehr verdienen als in allen anderen elf Monaten zusammen. Was wird da nicht alles gekauft an Geschenken, für Angehörige, Freunde und arme Bekannte: Kleider, Schuhe, Schmucksachen, Salben, wohlriechende Essenzen, Spiegel u. s. w. Am Ma Durga-Fest muß allüberall Freude herrschen. Das ist uralte Sitte. Ma Durga verlangt nach frohen, dankbaren Gesichtern, nach Anbetern, die vom Fuß bis zum Kopf neu gekleidet sind. Sie haßt die Geizigen; sie liebt die Wohlthätigen, die Menschen mit offenen Händen! Die Länder, die im Osten liegen, haben mit ihrer Gewohnheit, in großen, patriarchalisch gegliederten Familien zusammen zu leben, schon von Natur eine weit gastlichere, freigebigere Lebensart, als die Länder des abendländischen Europa's, in denen jedes junge Ehepaar sich seinen eigenen Hausstand gründet. In Indien verpflichtet nicht nur die Wohlhabenheit, sondern auch der Besitz einer gesunden Arbeitskraft zur Ernährung eines großen Anhanges mittelloser Verwandter. Und „wenn Ma Durga kommt!" erheben Alle, die sich selbst nichts anschaffen können, bittend ihre Hände zu denen, die ihnen etwas zu spenden vermögen!

Gar manche Familie stürzt sich der Ma Durga zuliebe in Unkosten, die weit über ihre Verhältnisse gehen.

Am Ma Durga-Fest hat Jeder das Recht, fröhlich zu sein, selbst die Wittwen der höheren Kasten, die der grausamen Trauerordnung ihres Landes gemäß sich im ganzen übrigen Jahr nicht freuen dürfen mit den Fröhlichen. Am Ma Durga-Fest dürfen sie ein ganz klein wenig aus ihrer Einsamkeit, ihrer Ausgestoßenheit heraustreten. Es ist ihnen erlaubt, sich am Anblick der Ma Durga zu weiden. Sie dürfen zu ihr beten, wenn sie auch nicht die Erlaubniß haben, sie mit den anderen Frauen ihrer Familie zu umtanzen.

Wer aber ist diese Mutter Durga, deren vermeintlichem Erscheinen alljährlich im Oktober die Herzen der Hindus zujauchzen?

Seltsam! Es ist gleichzeitig die unholdeste und die liebevollste Gestalt unter den dreiunddreißig Millionen Gottheiten, mit denen die Hindus den Himmel bevölkert glauben. Sie ist eines der widersinnigsten und doch auch wieder großartigsten der Wahngebilde, die je von menschlichen Schwärmern ersonnen wurden.

Ausgestattet mit allen nur erdenklichen irdischen Lastern und Tugenden, flößt sie ihren Anbetern Grauen und Liebe ein. Sie ist das zornflammende Weltallfeuer, die Königin der Hölle, die Mutter der Windsbraut, die Freundin mordlustiger Räuber, die Göttin des Krieges, und außerdem die treueste aller Mütter, die beste aller Gattinnen, die Beschützerin der Saaten und die liebevolle Hüterin des erwachenden Lebens. O, wohl dem neugeborenen Kinde und seiner Mutter, wenn Ma Durga ihre Hände über sie ausbreitet!

Einmal im Jahr steigt sie von ihrem Himmelsthron herab, um die Wünsche ihrer Anhänger anzuhören und sich an den Opfergaben zu erlaben, die diese ihr spenden. Tausende und aber Tausende von Bildwerken, aus dem Holz der Paradiesfeige gemacht und mit mehr oder minder kostbaren Gewändern geschmückt, werden in den Tempeln und in den Häusern aufgestellt, diese alle durchdringt, wenn sie von den Priestern gebadet, gesalbt und unter Gebeten eingeweiht sind — aber nur dann — der Geist der Ma Durga mit seinem göttlichen Leben. Sie werden für zwei kurze Tage die Behausung des unsterblichen Geistes der Göttin und dieser ist dann den sterblichen Menschenkindern so greifbar nahe, daß er ihre heimlichsten, leise geflüsterten Wünsche zu hören vermag.

Unter den Klängen feierlicher Musik und mit fieberhafter Erregung in erhobener Stimmung wird die Ankunft der Göttin in solchen Häusern erwartet, die noch in kindlicher Einfalt an das Wunder glauben. Ihnen ist dieser Einzug nichts symbolisches. Sie glauben, daß das Herniederschweben des Geistes der Ma Durga wahrhaftig und buchstäblich vor sich geht. Sie würden es nie wagen, den Raum, in dem die also geweihte Holzfigur steht, ungebadet und ohne zuvor gefastet zu haben, zu betreten. Auf dem Lande, in den Dörfern, herrscht dieser Glaube noch in ungebrochener Kraft unter der Herrschaft der Brahmanenpriester. In den Städten, z. B. in Calcutta, ist unter dem Einfluß der europäischen Kultur die Aufklärung viel zu weit vorgedrungen, um ein solches Festhalten an dem uralten Wunderglauben noch zu gestatten. Aber trotzdem feiern auch diejenigen, die im Grunde ihres Herzens es für Unsinn erklären, daß die Bildwerke sich an den Ma Durga-Tagen wirklich be-

feiern, dies Fest ganz in der alten, ihnen von ihrer Kindheit an vertrauten Form durch eine möglichst prächtige Ausschmückung der Ma Durga-Statue und durch Austheilung von Liebesgaben aller Art. Und das wird auch noch lange so bleiben. Diese Sitte wurzelt im Herzen des indischen Volkslebens.

Nach dem Verlauf des kurzen Besuchs, den Ma Durga ihren Anbetern abstattet, kehrt sie zurück in das himmlische Haus ihres Schwiegervaters, zu ihrem Gatten Siva. Die allgemeine Freude verwandelt sich in Wehmuth und Abschiedsschmerz. Und zwar in einen Abschiedsschmerz, in den sich der Dank für die Ehre des erhabenen Besuchs als lebhaft empfundenes Glücksgefühl einmischt.

Die von der Göttin bewohnten Holzpuppen werden in einen Tempel gebracht, wo eine feierliche Andachtsfeier und ein letzter Tanz vor der Menge der Ma Durga-Statuen gehalten wird. Unter dem Zudrange eines unabsehbaren Menschenschwalles — nur die Wittwen müssen zuhause bleiben — geleitet die gesammte Priesterschaft die prächtig gekleideten Bildwerke zum Ganges und versenkt sie in dessen heilige Wellen. In diesem Augenblick schwebt der Geist der Göttin von allen Statuen empor zum Himmel.

Um dieses Schauspiel mitzuerleben, kommen Männer, Frauen und Kinder aller Stände des Volkes von nah und fern herbeigeströmt. Die flachen Dächer der Häuser, die Veranden, die Straßen am Fluß, kurz jede Stätte, auf der ein Menschenfuß Platz hat, ist mit Zuschauern dicht besetzt. Ein Jeder will sich weiden an der wunderbaren Pracht dieser Scene. Die Ausländer, die sie zum erstenmal sehen, können sich nicht denken, daß die Hindus im Laufe der Zeit ein armes Volk geworden sind. Der Festschmuck, den dieser Tag entfaltet, täuscht sie. Die meisten der hier anwesenden Hindus darben im ganzen Jahr, um am Ma Durga-Fest in möglichst prächtiger Tracht zu erscheinen. Feenhaft wirken die schier endlosen Reihen der Götzenbilder in ihrem glitzernden Prunk, die phantastische Tracht der Tempeltänzerinnen und der Musiker, die seltsamen Typen der Brahmanenpriester, die vielen Equipagen der Reichen, denen Wohlgerüche aller Art entströmen, das bengalische Feuer, das in kurzen Zwischenräumen in blauem oder rothem Licht aufflammt und vor allen Dingen das unablässig wogende Menschenmeer von theils dankbar jubelnden, theils über den Abschied wehklagenden, malerisch gekleideten Durga-Verehrern.

Den Schluß des Ma Durga-Festes bildet eine Besprengung mit geweihtem Wasser. Die Festtheilnehmer drängen sich in den Tempel, kauern ehrfurchtsvoll nieder, lassen sich von den Priestern besprengen und eilen dann wieder ins Freie, um anderen Anbetern Platz zu machen.

Daß in diesem Festmonat die Priesterschaft nicht leer ausgeht, versteht sich von selbst. Sie wird von allen Seiten reich beschenkt mit nützlichen und angenehmen Gaben, vornehmlich aber mit Geld. Wer im nächsten Jahr, wenn Ma Durga wiederkommt, auf die Erfüllung seiner Wünsche rechnen möchte, thut wohl, sich die Gunst ihrer Priester zu erwerben.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. **Aus der Synagoge.** Eine Bildermappe von W. Thielmann. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. A. Sulzbach. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller. — Den poetischen Reiz, den das Leben der strenggläubigen Juden mit seinen zahlreichen religiösen Zeremonien bietet, haben besonders Kompert in seinen farbenreichen Ghettogeschichten und Bernstein in seinen beiden gemüthvollen ostpreußischen Erzählungen für die epische Behandlung festzuhalten gewußt; auch der Prager Kohn verdient nach dieser Richtung genannt zu werden. In der bildlichen Darstellung sind die „Bilder aus dem altjüdischen Familienleben“ von dem vor einem Jahrhundert geborenen Moritz Oppenheim bis heute unerreicht geblieben. Der gleiche Verlag, dem wir dieses Werk verdanken, bringt jetzt zehn Blätter „Bilder aus der Synagoge“ nach der Natur gezeichnet von Wilhelm Thielmann, einem jungen Kasseler Maler. Diese Blätter, an denen ganz besonders die ungemein scharfe, echt künstlerische Reproduktion ins Auge fällt, können gewissermaßen als eine Ergänzung der Oppenheim'schen Bilder betrachtet werden. Aber sie bringen uns Typen aus der Gegenwart, theilweise in ganz moderner Tracht, und das Fremdartige, das Reizvolle ist eben das Zeremoniell, in dem wir sie erblicken. Daß jedoch der Künstler auch ohne jede Zuthat bedeutende Wirkung zu erzielen weiß, das zeigt das Bild „Die Predigt“; den lebendig individualisirten, scharf charakterisirten Kopf mit dem warmen gütevollen Ausdruck können wir immer und immer wieder betrachten, und wir sehen ihn förmlich die Rede beginnen. Lebhaft und wirksam ist das Ausheben und auch das Hintragen der Thora zur Estrade, ergreifend das Gedächtnißgebet (Kaddisch). Wer das Leben in der Synagoge kennt, der wird es wiedererkennen, wer es noch nicht kennt, wird es dort kennen lernen. Für Beschauer der letzteren Art bietet das Geleitwort von A. Sulzbach knappe und völlig orientirende Erklärungen.

w. In dem jüngsten Hefte der seit wenigen Monaten erscheinenden „Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft“ werden wir von Vasil Korganow auf eine merkwürdige Art von Troubadouren im Kaukasus aufmerksam gemacht. Sie finden sich besonders im Bezirk Ratcha des Gouvernements Kutai und gehören meist dem Stamme der Grusiener an. Ein solcher Sänger heißt Mestwire, nach stwiri, die Rohrflöte, benannt. Denn sein nothwendiger Begleiter ist die Sackpfeife, zugleich ein heiliger, von vielen Ahnen überkommener Gegenstand. Das Instrument ist ein mit zwei Oeffnungen versehener lederner Sack; durch die eine wird geblasen, in der anderen aber stecken zwei Flötenrohre mit zusammen neun Löchern. Damit können sieben Töne gespielt werden, as, b, c, des, es, f und ges, also nicht einmal eine vollständige Tonleiter. Will der Mestwire nun ein Lied zum Besten geben, so bläst er zuerst ein Vorspiel, singt dann das Lied mit der Begleitung eines Pfeifentones und schließt endlich mit einem Nachspiel. In seinem Lied besingt er die Herrschaften, die ihn zum Spielen aufgefordert haben, nachdem er sich vorher nach ihrem Namen, ihrem Stand und anderen Dingen erkundigt hat. Die Verse müssen gereimt sein, was nicht so schwierig ist, da es sehr viele gleichklingende Substantiv- und Verbalendungen gibt, überdies hat der Sänger oft schon sein Lied fertig, so daß er nur die Namen zu verändern braucht. Er fährt von Ort zu Ort, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, und so lebt er von der Gunst der Leute, die ihm, wenn er sein Handwerk recht versteht, reichlich zutheil wird. Doch scheint es, als ob diese Kunst im Aussterben begriffen sei. Sie ist nämlich ganz und gar an das Vorhandensein der Sackpfeife geknüpft, diese Instrumente aber, die meist hundert und über hundert Jahre alt sind, werden heute nicht mehr angefertigt. Schon jetzt ist die Zahl der Sänger beträchtlich zusammengeschmolzen, und wenn hier nicht eine Gesellschaft oder ein reicher Gönner eingreift, wird der Mestwire bald der Vergangenheit angehören.

* **Marburg.** Dr. Doutrepont, Lektor der französischen Sprache an der hiesigen Universität, hat, wie der „Frkf. Ztg.“ gemeldet wird, einen Ruf als Professor der Rhétorique française von der militärischen Akademie zu Namur erhalten und angenommen. Die von Dr. Doutrepont bereits angesagten Vorlesungen für das Wintersemester werden von ihm nicht mehr abgehalten.

* **Bonn.** Am hiesigen pharmakologischen Institut ist als „freiwillige Assistentin“ Frl. Tany Fellmer angenommen worden, nachdem sie zuvor bereits ein Jahr an akademischen Instituten in Breslau erfolgreich thätig gewesen war. — Der Oberbibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr.

Riette, ist aus Gesundheitsrücksichten auf ein halbes Jahr beurlaubt worden.

* **Jena.** Wie dem „Hannoverschen Kurier" mitgetheilt wird, hat Dr. Immendorf, Moorversuchsstation Bremen, einen Ruf als außerordentlicher Professor für Agrikulturchemie an der hiesigen Universität erhalten und angenommen. Immendorf wird Nachfolger des nach Breslau berufenen Professors Dr. Th. Pfeiffer.

* **Aus Oesterreich.** Vor der Wiener Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen legte Ende voriger Woche Frl. Dr. Cäcilie Wendt, die erst vor wenigen Monaten zum Doktor der Philosophie an der Wiener Universität promovirt worden war, die mündliche Prüfung für Kandidaten des Gymnasial- und Realschullehramts in Mathematik, Physik und deutscher Sprache erfolgreich ab, nachdem sie am 22. und 24. d. M. die schriftlichen Prüfungen aus diesen Fächern bestanden hatte. In Wiener Universitätskreisen hofft man, daß Frl. Dr. Wendt eine Anstellung am Wiener Mädchengymnasium erhalten und somit der erste weibliche Gymnasiallehrer in Oesterreich werden wird.

* **Aus der Schweiz.** Der Ordinarius für Nationalökonomie an der Universität Genf, Professor Pantaleoni, hat, der „Frkf. Ztg." zufolge, einen Urlaub von 6 Monaten angetreten, um seinen Pflichten als Mitglied der italienischen Abgeordnetenkammer nachkommen zu können. Während seiner Abwesenheit wird Pantaleoni durch den Grafen Combes de Lestrade vertreten werden.

* **Aus Belgien.** Wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, ist Professor Lagrange, der Direktor der großen Sternwarte Uccle bei Brüssel, in den Ruhestand getreten. Sein Nachfolger wird der Artillerieleutnant Lecointe, zweiter Führer der Gerlache'schen Südpolarexpedition.

F. V. **Paris,** 26. Okt. Die öffentliche Jahressitzung der fünf Akademien, aus denen das Institut de France besteht, ist viel weniger besucht als die berühmten Aufnahmesitzungen der vornehmsten der fünf, der Académie Française mit großem F. Es trifft sich auch selten, daß alle fünf Vorträge von allgemeinem Interesse sind, um ein elegantes Publikum von hommes und femmes du monde anzuziehen. Auch gestern mußten die französische Akademie und die der Inschriften für die drei anderen aufkommen. Die Beaux-Arts präsidirten in der Person des Architekten Normand, der von Amts wegen die Nekrologe des Jahres zu sprechen hatte und sich dieser Aufgabe ohne Schwung entledigte. Der Mathematiker Poincaré sprach im Namen der Sciences über die Geschichte der französischen Geodäsie oder Erdmessung und der Nationalökonom Levasseur im Namen der Sciences morales et politiques über den Einfluß der Eisenbahnen im 19. Jahrhundert. Das war interessant, aber nicht für alle Welt. Ganz anders verhielt es sich mit dem Vortrage des Hellenisten Edmond Pottier, einem der jüngsten Mitglieder der aus Philologen und Historikern gebildeten Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Er wußte uns etwas neues und sehr pikantes über die griechische Mythologie zu sagen, indem er die scheinbar überflüssige Frage behandelte, warum Herakles und Theseus in der Sage Freunde gewesen seien. Er führte aus, daß der Theseusmythus in seinen meisten Zügen eine Erfindung der Athener sei, um dem dorischen und allgemein hellenischen Herakles ein Gegenstück zu geben. Die Athener verfuhren dabei mit der ihnen angeborenen Eleganz und Geriebenheit. Erst wurde Theseus dem Nationalheros als Genosse beigegeben, um ihm einen bescheidenen Antheil an dessen Thaten zuzuweisen. Nach und nach wurden sie gleichberechtigt, aber Theseus wurde im Gegensatz zu dem schwerfälligen Herakles, der zuerst das Opfer der Omphale und dann der eifersüchtigen Deïaneira wird, ein unwiderstehlicher Don Juan, der die Ariadne sitzen läßt, die Phädra heimführt und statt, wie Herakles, die Stadt der Amazonen zu belagern, die Königin Hippolyte entführt. Je mehr die Athener zu den Doriern in Gegensatz kamen, umsomehr trat Theseus hervor und Herakles zurück, aber Freunde blieben sie immer. Die Thaten des Einen werden zum Vorbild für den Anderen. Herakles tödtet den Eber von Erymanthus, Theseus die Sau von Krommyon. Herakles tödtet beim König Pholeus zwölf Kentauren, die seinem Weine zu nahe kommen. Theseus vertheidigt die Braut seines Freundes Peirithoos siegreich gegen die gleichen Halbthiere. Wie Herakles, so steigt auch Theseus lebend in den Hades, aber hier respektirt auch die attische Legende das Recht des Aelteren, da sie ihren Stammeshelden durch den dorischen aus der Unterwelt herausführen läßt. Theseus blieb aber bis ans Ende galant. Mit 50 Jahren, sagt Plutarch, entführte er die 14jährige Helene aus Sparta und verbarg sie vor den Augen ihrer racheschnaubenden Brüder, die Attika verwüsteten, bis ein gewisser Akademos die Moral durch den Verrath des Schlupfwinkels wieder zur Geltung brachte. Daß die Akademien alter und neuer Zeit von diesem Tugendwächter ihren Namen empfangen haben, konstatirte der Gelehrte am Schlusse zur großen Genugthuung des Publikums. Nach Pottier trug als Wortführer der Académie Française der alte Dichter H. de Bornier ein Gedicht über die drei Dumas, den General, den Romanschreiber und den Dramatiker vor, das von einer Thorheit und Verständlichkeit, aber auch von einer Plattheit war, die in Prosa selten erreicht wird. Da die projektirten Statuen der drei Dumas auf dem Platze Malesherbes bis jetzt nur zum dritten Theil ausgeführt sind, nämlich die von Dumas d. Ae. von Gustave Doré, so war diese Deklamation eine verfrühte Einweihung. Sie wurde sehr beklatscht, obschon Bornier noch kühner in seinen Ideen ist, als Dumas' Sohn, denn er sagt von der verführten und rehabilitirten Denise: „Et s'il faut relever Denise — Aucun pardon n'ira trop loin". Mit solchen Theorien kann man denn doch allzu weit kommen.

B. **Rom.** Prof. Friedensburg, Sekretär des hiesigen Preußischen Historischen Instituts, verläßt am 1. Januar Rom, um die Stellung eines Vorstehers des kgl. Staatsarchivs in Breslau zu übernehmen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ed. Heyck: Die Kreuzzüge und das heilige Land. (Monographien zur Weltgeschichte. XII.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Schule und Leben. Unbefangene Betrachtungen von einem Oesterreicher. Brünn und Wien, Karafiat u. Sohn 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 358. Ungarn, 6. Bd. 1. Heft. Wien, Hölder. — Paul Heyse: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin, Hertz 1900. — Moltke's taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857—1871, nebst Uebersichtsskizzen, Skizzen und Karten dazu. (Moltke's militärische Werke. II. Gruppe. 2. Theil.) Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Meyer: Das Recht der Beschlagnahme. (Guttentag'sche Sammlung Deutscher Reichsgesetze 55.) Berlin, Guttentag 1900. — M. Schlayer: Deutsche Militär- und Zivilstrafgerichtsbarkeit. Ebd. 1900. — Fr. Bunsen: Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 2. November. **Nummer 251.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Von päpstlicher Diplomatie und Erziehung der Nuntien.

I.

⁂ **Rom**, im Okt. Es ist in den letzten Monaten einiges Aufsehen gemacht worden von dem Erscheinen eines Buches, welches gewisse Blätter als höchst zeitgemäß und vortrefflich priesen.[1]) Wir sind zwar hinsichtlich des wissenschaftlichen Werthes dieser Publikation etwas anderer Ansicht, aber wir erkennen willig an, daß sie recht zeitgemäß und in hohem Grade belehrend ist. Hr. Giobbio stellt laut Vorrede (p. X) sein Werk unter die speziellste Protektion des allerheiligsten Herzens Jesu; er hat es weiter Sr. Eminenz dem Kardinal Rampolla gewidmet. Das Buch trägt außer der Approbation des Magister S. Palatii auch ein Billet des Kardinalstaatssekretärs, welches den Verfasser der günstigen Aufnahme seiner Arbeit durch Se. Heiligkeit und der vollen Anerkennung Sr. Eminenz versichert. Man darf also annehmen, daß diese „Vorlesungen" eine unverfälschte Wiedergabe der im Vatikan gelehrten oder festgehaltenen Ansichten über Wesen, Zweck und Wirksamkeit der päpstlichen Agenten sind. Sie wurden in jener „Accademia dei Nobili Ecclesiastici" gehalten, aus welcher die künftigen Diplomaten der Kurie hervorgehen und deren wissenschaftliche Thätigkeit, sowohl was Lehrer als Schüler betrifft, bisher ein undurchdringlicher Schleier verbarg. Um so dankbarer muß man Hrn. Giobbio dafür sein, daß er durch seine „Lezioni" uns einen Einblick in die Vorstellungswelt dieser Schule gewährt hat. Wir wollen im Nachfolgenden den wesentlichen Inhalt derselben unsern Lesern vorlegen — ohne jegliche Kritik der Grundanschauungen, auf denen das Buch aufgebaut ist, höchstens mit einigen Erläuterungen, welche nur den Zweck haben können, dem in solchen Dingen bekanntlich sehr mangelhaften Auffassungsvermögen unsres deutschen Publikums zu einem etwas besseren Verständniß einiger Punkte behülflich zu sein.

* * *

Zunächst muß bemerkt werden, daß die Methode des Buches eine rein dogmatisch-kanonistische ist. Der Verfasser bekennt sich offenbar zu einem, von seinem Standpunkt aus gewiß sehr berechtigten, Horror vor allem dem, was man geschichtliche Entwicklung nennt und er läßt also ziemlich durchgehends beiseite, was seit dem 17. Jahrhundert diesseit der Alpen über die Entwicklung und Thätigkeit des von ihm behandelten Instituts geschrieben wurde.[2]) In dieser Hinsicht ist sein Buch kein Fortschritt über die Idea storica e razionale nella Diplomazia Ecclesiastica, welche Guglielmo Audisio vor Jahren herausgegeben hat.[3])

Schon Seite 7 werden wir belehrt, daß die Diplomatie nur bei einer vollkommenen, d. h. politischen Gesellschaft, zu verstehen ist. Als ihr Zweck wird S. 8 die Aufrechterhaltung des Friedens angegeben, wofür die Geschichte gewiß glänzende Belege an die Hand gibt. Die geistliche Diplomatie wird S. 9 definirt, als „die Kunst, die Beziehungen zwischen der Kirche und den politischen Gesellschaften zu regeln und zu leiten". Demnach bilden Sacerdotium und Imperium das Subjekt, die aus dem Verhältniß dieser beiden Gewalten resultirenden Interessen das Objekt der geistlichen Diplomatie, deren Zweck dahin angegeben wird: sie habe 1. die Rechte und Freiheiten der Kirche mit der Concordia der beiden Gewalten in Einklang zu bringen und zu erhalten; 2. die Mittel anzugeben, um diese Rechte zu vertheidigen, ohne daß dabei die freundlichen Beziehungen zu den Staaten beeinträchtigt werden. Das geschieht (p. 9), indem jede Einmischung des Staates in die Rechte der geistlichen Gewalt abgewehrt wird, wobei als selbstverständlich unterstellt wird, daß von einer unberechtigten Einmischung der kirchlichen Gewalten in die Rechtssphäre des Staates nie gesprochen werden darf; eine solche gibt es offenbar nicht, weil die Rechtssphäre der Kirche, wenigstens ideell, eine grenzenlose ist.

Die kirchliche Diplomatie ist (p. 10 ff.) durchaus nicht etwas accessorisches, der Konstitution der Kirche nur äußerlich anhaftendes, wie das seinerzeit auch Msgr. Audisio irrthümlich gelehrt hat (Audisio wurde wohl wegen dieser und ähnlicher dem Staat zu freundlicher Ansichten seines kirchlichen Lehramtes enthoben); im Gegentheil ist die höchste kirchliche Autorität, die causa prossima

[1]) Lezioni di Diplomazia Ecclesiastica dettate nella Pontificia Accademia dei nobili ecclesiastici, da Mgr. Adolfo Giobbio, Dottore ecc., professore di diritto pubblico ecclesiastico nel Pontificio Seminario Romano. Roma, Tipogr. Vaticana, 1899. Deposito gen. presso la libr. Pontif. di Pustet.

[2]) So die Arbeiten de Marca's, Thomassins, die hist.-kan. Abhandlung von den Legaten und Nuntien 1786; Febronius, Binterim, Phillips (K. R VI 684), Hinschius Kath. K.-R. I, 498; Scholt, v. Sartori, Gomborus, de la Torre, Wogenseil, Heffter, Miruß (Europ. Gesandtschaftsrecht) u. s. f.

[3]) Die Philologen und Historiker werden, fürchten wir, auch sonst Msgr. Giobbio einiges am Zeuge zu flicken wissen. So wird dies unleidliche Volk wohl schon den ersten Satz desselben etwas beanstanden, wo es heißt: „la parola Diplomazia è una voce derivata dal Greco δίπλωμα e dal latino duplex, cioè doppia scrittura." Vielleicht ist das Citat S. 12 „1 Tim II 9" nur ein Druckfehler. Schlimmer ist, daß S 194 das Konzil von Sardika noch immer 347 angesetzt wird, S. 526 die Prätention des Ordine aurato di San Silvestro auf eine Stiftung durch den Papst Sanct Silvester (314—335) zurückzugehen, unbeanstandet bleibt. Mit den Cavalieri dello Speron d'oro wollte es der Verfasser offenbar nicht verderben.

efficiente della Diplomazia nella Chiesa; diese Diplomatie ist also ein integrirender und nothwendiger Bestandtheil des kirchlichen Rechtes und eigentlich schon I. Tim. 2, 2 angegeben, wo es heißt: „rogate pro regibus et potestatibus, ut tranquillam vitam cum ipsis agamus". Das Recht Nuntien zu entsenden und Gesandte anzunehmen, entspringt also nicht der Eigenschaft des Papstes als weltlichem Souverän, sondern seiner Eigenschaft als Haupt einer „vollkommenen Gesellschaft", d. i. der Kirche. Man sieht daraus, wie unverständig und sündhaft das Verhalten mancher Regierungen und Episkopate war, welche, wie wir unten sehen werden, von einem Nuntius nichts wissen wollten.

Die eigentliche Exposition des Verfassers geht (S. 24) von der Erklärung aus, es sei die Kirche (auch abgesehen von jeder staatlichen Anerkennung) eine wirkliche juristische Person (personalità giuridica) und zwar im Sinne des internationalen Rechts. Für diese These, für welche, wie Jedermann weiß, weder im römischen Recht, noch in den modernen Gesetzgebungen, noch in der Auffassung der Jurisprudenz ein Platz ist, werden so große Autoren wie die Jesuiten Franzelin, Mazzella (Gott habe ihn selig), Perrone, Palmieri, Tarquini, Wernz u. A. citirt: der Beweis ist damit gewiß geliefert. Die Kirche, fährt der Verfasser S. 27 fort, besitzt ja in hohem Grade das, was für die „internationale Personalität" charakteristisch ist, nämlich die Individualität, die Zusammenfassung ihrer ganzen Organisation in ihrem Zentrum und Haupt; sie ist daher keineswegs eine Assoziation, deren legale Existenz von dem Gutdünken des Staates abhängt (Encycl. Immortale Dei vom 1. Nov. 1885), sondern sie ist ein Staat im Staat, sie hat die Qualität eines Staates (so wörtlich: deve pure competere la qualità di Stato p. 28; „non le può percio mancare la qualifica di Stato", p. 30) und ist darum vollkommen unabhängig (assolutamente indipendente, p. 30). Dazu ist kein bestimmtes Territorium nothwendig, wie diejenigen behaupten, welche die Souveränität an die territoriale Unabhängigkeit geknüpft sein lassen. Aber es ist auch falsch, zu behaupten, die Kirche habe kein bestimmtes und eigenes Territorium (so p. 31). Zwar gehören die Territorien auch dem Staat, aber das schließt nicht aus, daß sie zugleich der Kirche gehören, die ein eigentliches jurisdiktionelles Recht über sie ausübt. Die Staaten haben ein Territorium per titolo politico, aber dasselbe Territorium gehört der Kirche per titolo religioso (p. 31). Man sieht also, wie falsch es ist, die Kirche als eine Assoziation zu betrachten; sie ist vielmehr ein vollkommener Staat sui generis.

Der Staat hat das Recht, ein Stück seines Territoriums, das er für die öffentlichen Zwecke braucht, dem Privatbesitz zu entziehen; man wird das gleiche Recht, nach dem Gesagten, auch der Kirche nicht absprechen können. Hr. Gabbia zieht zwar (S. 30) diese Konsequenz nicht ausdrücklich; er lehnt sie aber auch mit keinem Worte ab. Er sagt uns auch nicht, ob die Kirche uns gänzlich oder nur theilweise expropriiren kann, wenn der Titolo religioso es fordert. Ersteres ist gewiß anzunehmen, da die Bulle Pauls IV. „Cum ex Apostolatus" vom 15. Februar 1559, § 1, nach dem Vorgang des IV. allgemeinen Laterankonzils von 1215 (Mansi XXII, 986 f.) die von der Einheit des Glaubens abgefallenen Fürsten ihrer Souveränität und ihres Eigenthums verlustig erklärte und auch in mehr als einem Falle[4]) den Gebannten ihr ganzes Eigenthum zugunsten des Ersten und Besten, der sie ausplündern wollte, abgesprochen wurde.

Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß die Kirche eine internationale juristische Persönlichkeit jure suo ist, widerlegt er die entgegengesetzten Systeme. Zuerst den „Regalismus". Die Freiheit der Kirche, heißt es p. 18, besteht in der unbehinderten Ausübung aller Rechte und Funktionen der obersten kirchlichen Gewalt (des Papstes; den Bischöfen und den lokalen kirchlichen Gemeinwesen steht nichts von dem zu, was man unter Freiheit der Kirche versteht): wäre diese Ausübung irgendwelcher Beaufsichtigung des Staates unterworfen, so wäre sie behindert, aufgehoben: der sogenannte Regalismus verstößt also gegen das Wesen der Kirche, wie das die Systeme des Richer, Hontheim und der Gallicanismus beweisen. Alle diese Systeme fehlen darin, daß sie den Papst dem Konzil unterordnen, den Bischöfen eine von Christus selbst ertheilte Potestas ordinis et jurisdictionis zuerkennen (p. 40) und lehren, ohne die Zustimmung der Bischöfe könne der Papst in den einzelnen Diözesen keine Regierungshandlungen verrichten. Den Gallicanismus widerlegt Hr. Giabbio mit der Versicherung de Maistre's (Du Pape, ch. 13), daß die Päpste ihre Gewalt nie überschritten und sich nie in Angelegenheiten gemischt haben, welche sie nichts angingen: erkennt man das nicht an, so leugnet man, daß die Kirche, d. i. der Papst, eine vera perfeziona giuridica besitzt (p. 44). Man kann dagegen nicht einwenden, daß, da der Papst keine bewaffnete Armee besitzt, ihm die Mittel fehlen, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, daß er demgemäß der vollen und wahren Souveränität entrathe; denn kraft ihrer juridischen Superiorität über alle Staaten hat die Kirche das Recht, sich des bewaffneten Armes des Staates zu bedienen, ihn anzurufen (ha il diritto perfetto di ottenere tale aiuto, p. 45).

Ein anderer Gegner ist der „juridische Liberalismus" (p. 47), welcher „die Freiheit der Kirche in ihren Grundlagen zerstört, indem er derselben einen juristisch (unabhängigen) Charakter abstreitet und die religiöse Gesellschaft auf eine einfache, durch ein rein moralisches Band zusammengehaltene Aggregation von Individuen, zurückführt." Dieser schlechte Liberalismus kann definirt werden als „un particolare sistema contrario all'insignamento cattolico, tanto sul sogetto essenziale del potere pubblico, quanto sul fine naturale della società civile" (p. 48). Der Irrthum dieses Systems liegt darin, daß er die Souveränität ins Volk verlegt, und daß er dem übernatürlichen religiösen Prinzip keine juridische Bedeutung zuweist.

Ein ganzer Paragraph ist der Absurdität dieses juridischen Liberalismus gewidmet, welcher nach der Ansicht des Verfassers nicht bloß die Rechte der Kirche als wahrer, wirklicher Gesellschaft verkennt, sondern auch die dem Staat vorausgehenden, auf dem Naturrecht beruhenden Rechte des Individuums mißachtet. Er hat kein Verständniß dafür, daß die Kirche, durch eine That

---

[4]) Die bekanntesten Fälle dieser Art sind die Verfügungen Clemens V. gegen die Republik Venedig (1309), Gregors XI. Bulle „In omnem fere" gegen die Florentiner (1376), Julius II. gegen Venedig (1509, vgl. Brosch S. 341, die Bullen Pauls III. gegen die Engländer („Eius qui" 1535, „Cum Redemptor"), Pius' V. Bulle gegen Königin Elisabeth (Regnans in coelis excelsis 1570). Das letzte Beispiel einer Bestätigung der von Innocenz III. zuerst als Strafe der Ketzerei verfügten Vermögenskonfiskation (la confisca a perdita dei beni dagli eretici posseduti) und der Entbindung der Unterthanen von der Unterthanenpflicht u. s. f. gibt das bei *Daunon* Essai sur la puissance temporelle des Papes, Par. 1812, II 320 in italienischem Text veröffentlichte Schreiben Pius' VII. an den Wiener Nuntius (1806), dessen Authenticität ohne hinreichenden Grund von Hergenröther (Antijanus S. 26) bestritten wurde.

Gottes als sichtbare Gesellschaft konstituirt, an sich das Recht der Existenz und einer sich nach außen verbreitenden Thätigkeit hat. Aus diesen Prämissen fließt, daß erstens die Hierarchie gegenüber den Mitgliedern dieser Gesellschaft das Recht eines freien äußeren Verkehrs zusteht; zweitens, daß der Kirche das Recht bei allen Völkern zu predigen zukommt, wogegen alle Völker das Recht haben, sich ihr anzuschließen. Diese Rechte sind nicht bloß moralischer, sondern auch wirklich juridischer Natur, wie das auch manche Gesetzgebungen anerkannt haben. Dementsprechend ist es eine juridische Pflicht, den Organismus der Kirche in keiner Weise zu verletzen und an diesem Rechte nimmt nicht bloß das forum externum, sondern auch das forum internum theil. Diese juridischen Verpflichtungen gelten auch für den Staat, der sich an sie zu halten hat (lo Stato è tenuto a considerarli come tali, p. 61). Und da nun die Kirche ihrem Zweck entsprechend auch in der Anwendung ihrer Strafmittel stets sonst verfährt (so wörtlich: sempre mansuetamente anche nell' appliare le pene, p. 61), so hat der Staat zu interveniren und die Kirche auf ihr Verlangen mit seiner materiellen Gewalt zu unterstützen. Unter Umständen kann die Kirche auf die Anrufung dieser Gewalt in Sachen der Religion wohl verzichten, ruft sie dieselbe aber an oder verbietet sie dem Staat nicht die Anwendung der Gewalt in Religionssachen, so kann der Staat bei gewissen religiösen Vergehen, weil sie dem Naturrecht widerstreben, die Uebertretung bestrafen, wohlgemerkt aber nur bei Laien, da die Kleriker ein forum privilegiatum besitzen und die Kirche den Staaten verboten hat, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Wie man sieht, wird also auch heute noch in Rom offiziell der Satz gelehrt, welchen der Kardinal Bellarmin seinerzeit in dem Streite des Papstes Paul V. und der Republik Venedig gegen Paola Sarpi aufgestellt hat, daß nämlich die Kleriker nur der Jurisdiktion des Papstes und nicht derjenigen ihres Staates unterstehen.[5])

Die Behauptung, bei solcher Bestrafung der religiösen Verbrechen könne der Staat sein eigenes Interesse als maßgebend aufstellen, ist als eine Verletzung der der Kirche geschuldeten Achtung abzulehnen (S. 62).

Da der Liberalismus alle diese Sätze bestreitet, ergibt sich ohne Mühe die Falschheit und Gefährlichkeit seiner Prinzipien. Quod erat demonstrandum.

Ueber die Organisation des kirchlichen Wesens lehrt der Verfasser (S. 63 f.): die Kirche ist eine organische Gesellschaft, da sie eine von jeder anderen unabhängige und eigene Gesetzgebung besitzt. Sie ist ferner eine nothwendige, keine zufällige oder freiwillige Gesellschaft. Ihre Causa efficiens ist der Wille Gottes, woraus sich ihre innere Evidenz ergibt. Sobald sich diese nach außen darstellt, wird sie für die Menschheit ein äußeres, koaktives Band und verpflichtet als solches (un legame esterno e coattivo di rigoroso dovere); der Staat, in welchem sich die Kirche ausbreitet, kann sich der Anerkennung dieser rigorosen Verpflichtung nicht entziehen.

Aus diesen Sätzen ergibt sich, daß überall, wo die Kirche besteht, der Staat die strikte Verpflichtung hat, deren Gesetzgebung in ihrem vollen Umfang anzuerkennen und zur Richtschnur der seinigen zu m[illegible]en. Es entsprach dem genau, was die Kurie in dem Streit mit der Republik Venedig 1606 forderte und was sie in einer bisher nicht bekannt gewordenen Verhandlung im Jahre 1874 dem Fürsten Bismarck gegenüber als Conditio sine qua non eines Modus vivendi entgegenhielt: die Anerkennung der kanonischen Legislative und des absoluten Selbstbestimmungsrechts der Kirche seitens des preußischen Staates.

Hinsichtlich der Form der kirchlichen Regierung sind, sagt der Verfasser S. 68 f., mehrfache Irrthümer zurückzuweisen. Einmal die Vorstellung, als ob die Bischöfe nur einfache Vikarien des Papstes seien, dann der Irrthum des „Aristokratismus", in den der Gallicanismus verfiel, indem er den Papst nur distributive, nicht collective den Bischöfen überordnete. Insbesondere wird der Satz zurückgewiesen, in welchem Natalis Alexander die gallikanische Auffassung zusammenfaßte: „die lehrende Kirche besteht aus dem Papst und jenem Theil der Bischöfe, welche mit ihm zusammenkommen und welche, wenn sie auch weniger als der Papst bedeuten, doch nicht die minima pars in der Kirche sind."

Demnach, wenn wir Hrn. Giobbio richtig verstehen, werden die künftigen Nuntien in der Accademia dei Nobili frühzeitig darüber aufgeklärt, daß die Bischöfe nicht einmal die minima pars der Ecclesia docens sind. Schon daraus ergibt sich, was von den soeben zurückgewiesenen errori monarchici zu halten ist; die Erklärung, daß die Bischöfe nicht bloß Vikarien des Papstes seien, kann von Hrn. Giobbio unmöglich sehr ernst gemeint sein. Dementsprechend heißt es S. 69, ein anderer Irrthum des „Aristokratismus" sei der, dem Papst stehe eine Intervention in die innere Regierung der Diözesen nur in außergewöhnlichen Fällen zu. Endlich werden auch die Irrthümer der Aristocrazia presbiteriale, welche keinen Unterschied zwischen Bischöfen und Priestern macht und diejenigen der kirchlichen Demokratie abgelehnt, welche dem Volk eine direkte und unmittelbare Betheiligung an der kirchlichen Gewalt zuerkennen. So die These, daß das Volk eigentlich erster Träger dieser Gewalt sei, welche es den Fürsten dann überträgt (Marsiglio da Padua), so weiter die Ansicht, daß das Volk ein Recht habe, an den Bischofswahlen theil zu nehmen. Es wird festgehalten an den beiden Sätzen, 1. daß die Gewalt der Bischöfe eine immediata, ordinaria und nicht nur und ausschließlich von Seiten des Papstes übertragene sei; 2. daß die bischöfliche Gewalt in der Kirche nicht könne abgeschafft werden.

Erwägt man diese Ausführungen, so möchte man zu dem überraschenden Schluß gelangen, daß es irgendwo Leute gibt, welche die Abschaffung der episkopalen Gewalt bereits auf die Tagesordnung gesetzt haben. Was im Grunde gar nicht überraschend wäre. Die Erfindung des Telegraphen und des Telephons gestatten in der That alle Diözesen der Erde durch einen Druck auf den Knopf im Zimmer des Kardinalstaatssekretärs zu regieren.

Die demokratische Regierung schließt der Verfasser (S. 75) als eine ihrer Natur nach in jeder staatlichen Gesellschaft, doppelt in der Kirche unmögliche Regierungsform aus. Damit sind wir gewiß ebensowenig einverstanden, wie mit der Zurückweisung der Guizot'schen Vorstellung, daß die Kirche in der ersten Zeit ihrer Gründung nur eine freie Assoziation von gleichdenkenden Gläubigen, keine irgendwie regierte Organisation gewesen sei. Wir sehen aber nicht, wie die antidemokratischen Prinzipien des Verfassers mit der heutigen vatikanischen Politik in Einklang zu bringen sind. Hr. Giobbio verdient jedenfalls von den HH. Goyraud, Lemire u. s. f. zerrissen zu werden.

[5]) *Rob. Bellarmini* Card. Tract. de Potestate summi Pontificis in rebus temporalibus adversus Barclaium. Ed. Coloniae 1611, c. 34 f., pag. 271. Diese Lehre floß aus derjenigen von dem doppelten Dominium der Päpste, wie sie schon Innocenz III., Gregor IX. und Innocenz IV. ausgesprochen hatten.

Betreffs der Bischofswahlen meint Hr. Giobbio, die Betheiligung des Volkes an denselben sei nur eine einfache Konvenienz, kein Recht, nicht einmal ein „moralisches", und Rosmini war daher, wenn er (in seinen Cinque Piaghe della S. Chiesa) die Nichtachtung dieses Rechts als die Quelle der heutigen Uebel in der Kirche darstelle, im Irrthum. Solche Uebel existiren überhaupt nicht, denn „die heutige kirchliche Gesellschaft darf sich wirklich rühmen, einen ausgezeichneten Episkopat und einen trefflichen Klerus zu besitzen; während andrerseits bekannt ist, wie viel die Kirche ehedem durch die Volkswahlen zu leiden hatte". So wörtlich S. 77.

Die Kirche, fährt Hr. Giobbia S. 77 fort, ist eine wirkliche Monarchie, keine durch eine Aristokratie gemäßigte; denn wenn die Bischöfe auch zur Mitregierung in der Kirche berufen sind, so stellen sie doch kein aristokratisches Element dar, indem sie die höchste, päpstliche Autorität in keiner Weise beschränken können. In Uebereinstimmung mit dem Jesuiten Taparelli lehrt der Verfasser: 1. aus der Einheit der sozialen Autorität fließt der Satz, daß in der Vielheit der kirchlichen Obern doch nur eine und dieselbe Autorität herrscht; 2. aus der Konstanz der kirchlichen Autorität ergibt sich, daß die Kirche stets ein sichtbares und unvergängliches Haupt haben muß. Daraus wird der Schluß gezogen, daß es absurd ist, das Allgemeine Konzil über den Papst zu setzen, da es keine Perpetuität hat. Taparelli sagt uns nicht, ob die Kirche aufgehört habe zu existiren, wenn es einmal, wie z. B. vor der Wahl Innocenz IV., zwei Jahre lang keinen Papst gab, oder wenn es einmal, wie im großen Schisma, jahrzehntelang kein „visibles", in seiner Legitimität garantirtes Haupt gab; 3. die legitimen Wähler der kirchlichen Autorität schaffen oder verleihen diese nicht, sondern sind bloß die Determinatori della persona a cui essa da Dio vien conferita.

Das Subjekt der höchsten kirchlichen Gewalt ist der Papst, dem deßhalb eine effektive Souveränität nicht fehlen darf, wofür sich der Verfasser auf Olivier und Geffcken berufen kann. Die Souveränität des Papstes auf dem kirchlichen Gebiet wird mit dem nach der Ansicht des Verfassers auf das Oberhaupt der Kirche gehenden Ausspruch des Psalmisten: „ego autem constitutus sum rex ab eo super Sion montem sanctum eius" (Ps. 2, 6) bewiesen (S. 84). „In der That," heißt es S. 85, „ist es gewiß, daß der Souverän der christlichen Gesellschaft der römische Papst ist. In der Fundamentaltheologie und dem öffentlichen Recht ist diese Wahrheit glänzend beleuchtet," was zunächst mit *Bernard.* De Consideratione II 9 hinreichend belegt wird (S. 85). Sehr interessant ist die weitere Ausführung, nach welcher der frühere Botschafter Frankreichs am hl. Stuhl, Hr. Lefebvre de Béhaine (Rev. de deux Mondes 1887, 1. Juli) in der von Bismarck ausgegangenen Anrufung der Mediation des Papstes in der Angelegenheit der Karolinen eine eklatante Bestätigung und Anerkennung der päpstlichen Souveränität gefunden hat: „de la part du puissant Empire qui tenait une si grande place dans le Monde, une telle démarche équivalait a la reconnaissance du privilège revendiqué en toute occasion par le Pape, de jouir d'une souveraineté réelle, et par conséquent supérieure en droits aux circonstances particulières dans lesquelles l'occupation de Rome par les troupes royales avait placé le Saint-Siège vis-à-vis du Gouvernement italien. Il ne s'était produit depuis cette époque aucun acte extérieur qui eût donné une sanction aussi éclatante à l'idée de la souveraineté du Pape."

Zieht man die Konsequenzen aus diesen Prämissen, so kann nicht zweifelhaft sein, daß dem Papst als „höchstem" Souverän von Rechtswegen schon die Entscheidung zwischen Deutschland und Spanien zustand, und so gelangen wir denn glücklich wieder zu den Zeiten des Papstes Bonifaz' VIII., der, in dem Streit zwischen Philipp dem Schönen und Flandern von beiden Parteien als Schiedsrichter gewählt, sein Urtheil als Ausfluß seiner höchsten geistlichen Jurisdiktion publizirte und damit den Anlaß zum Ausbruch seines zweiten Konflikts mit der Krone Frankreichs gab. Der Fürst Bismarck mag sich diese Dinge noch im Grabe hinters Ohr schreiben, wie er denn wohl längst im Jenseits Zeit gewonnen haben wird, seine auf fast allen Punkten absolut dilettantenhafte und zuweilen kindische Kirchenpolitik einer kritischen Revision zu unterziehen.

In der höchsten Autorität ist das Imperium, die publica Auctoritas und die Jurisdictio eingeschlossen. Die letztere kann aber nicht ohne Zwangsmacht gedacht werden: „Jurisdictio," sagt Voet, „sine aliqua correctione nulla est." Verwerflich ist daher die Theorie der Gallicaner und Regalisten, nach welcher der Kirche „in rebus temporalibus neque directe neque indirecte," sondern höchstens „directive" eine koërzitive Gewalt zustehe. Nach unserm Verfasser hat der Papst (der ihm immer ganz identisch ist mit der Kirche) in rebus mere temporalibus eine wirkliche indirekte Gewalt, auch eine koërzitive, wo sie nöthig ist, wie das aus der den Aposteln von Christus gegebenen Ermächtigung, alles zu binden und zu lösen, klar hervorgeht. Die Frage kann nur sein, in welcher Form die Kirche für nothwendig oder angemessen erachtet, diese Gewalt auszuüben; im Prinzip kann letztere keinem Zweifel unterworfen sein. Denn nach dem Worte des Herrn: wer die Kirche nicht hört, soll als Heide und Publican erachtet werden; und auch Paulus hat den Incestuosen in Korinth dem Satan überliefert, um ihn zu bessern, womit der Beweis für die koërzitive Gewalt des Papstes geliefert ist (S. 89). Weiter hat das Konzil von Trient (Sess. VIII, c. 14) feierlich die Behauptung verworfen, die Kirche könne nur geistige Strafen auferlegen. Ebenso hat Papst Pius VI. in der Bulle „Auctorem fidei" diejenigen verdammt, welche es als einen Mißbrauch bezeichnen, daß die Kirche die Unterwerfung unter ihre Gesetzgebung auf dem Wege des äußeren Zwanges herbeizuführen suche, wie auch Pius IX. in seiner Encyklika „Quanta cura" die Meinung verurtheilt, nach welcher die Kirche kein Recht habe, die Uebertreter ihrer Gesetzgebung mit (körperlichen) Strafen zu belegen. In der Geschichte sehen wir auch, wie solche in der Gestalt nicht bloß von Pönitenzen, Zensuren, sondern auch in der der Degradation, des Kerkers, des Exils, der Geldbußen auferlegt wurden (S. 90).

Es ist ersichtlich, daß der Professor des kanonischen Rechts an dem päpstlichen Seminar, Hr. Giobbia, von der Entstehung und geschichtlichen Entwicklung der mittelalterlichen Bußordnungen und Bußbücher auch nicht die leiseste Vorstellung hat.

Der politische Liberalismus, der von all jenen Dingen nichts mehr wissen will, ist, fährt unser Autor S. 91 fort, demnach ein schwerer Irrthum. Eigentlich braucht man sich gar nicht mehr mit seinen Ketzereien abzugeben, denn sie sind schon längst durch die Untersuchungen katholischer Schriftsteller über den Ursprung der öffentlichen Gewalt, wie Suarez, Ventura, Taparelli und Moulart widerlegt worden (S. 91, Anm. 2). Demnach kann nur höchlich beklagt werden, daß die heutige politische und juristische Wissenschaft von diesen großen Gelehrten keine Notiz mehr nimmt, um so mehr, als deren Ansichten durch die Autorität des neuesten Kanonisten, des P. Wernz (Jus Decretalium II, § 568), be-

kräftigt werden, welcher in der Ertheilung des Primats an Petrus gleichfalls die rechtliche und geschichtliche Quelle aller geistlichen Jurisdiktion und der höchsten (im Sinne des Autors wohl auch das politische und weltliche Gebiet umfassenden) Papstgewalt erblickt (iurisdictio suprema et plena in Ecclesia Christi, Romano Pontifici legitime nominato, neque ulla lege irritante sive iuris divini sive iuris canonici impedito post vocationem Sedis Apostolicae atque acceptatam ab electo nominationem, immediate a Deo confertur, vi legis divinae de primatu s. Petri perpetuo in Ecclesia Christi duraturo.)

Dem römischen Papste, entwickelt der Verfasser S. 94, *steht aber auch in der Ordnung des Weltlichen eine wirkliche Souveränität* zu, wofür das Zeugniß vieler Staatsmänner, selbst Cavours und d'Azeglio's und Visconti-Venosta's Zirkulare vom September und Oktober 1871 angerufen werden. In letzteren wird ausgeführt, daß das dem Papst zugestandene Privileg der Exterritorialität ihm die Bedingung oder Lage eines Souveräns verleiht, was auch das Garantiegesetz ausspreche. Der Papst aber konnte die vor 1870 besessene Souveränität gar nicht verlieren, da die gewaltthätige, ohne Kriegszustand dekretirte Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich völkerrechtlich keine Geltung hatte und von der besiegten Partei niemals erkannt worden ist. Thatsächlich besteht zwischen Italien und dem Vatikan seither der offene Krieg (so S. 102), was ja längst und hinlänglich bekannt ist: auch die Kapitulation vom 20. Sept. 1870 und die darauffolgende Aufforderung des Papstes, es möchten die italienischen Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit auch die Città Leonina besetzen, konnten daran nichts ändern. Das Verhältniß gleicht demjenigen Oesterreichs, welches die Herzegovina kraft des Beschlusses des Berliner Kongresses für den Sultan verwaltet. Das Plebiscit konnte Italien auch keinen Rechtstitel auf den Besitz Roms schaffen, da die Plebiscite überhaupt nur eine Komödie sind, die in der Hand des Siegers immer nach seinen Wunsch ausgehen. Auch die Idee der Nationalität kann zugunsten der Annexion Roms nicht angerufen werden, wie das der „berühmte Jesuit Hammerstein glänzend bewiesen“ (so S. 110). Es wird denn weiter ausgeführt, wie das nicht geschehen könne, ohne daß man die verwerfliche Theorie von der Volkssouveränität sich aneigne. Im Gegensatz zu dieser sei festzuhalten, daß die bürgerliche Gewalt direkt von Gott stamme. Der Papst übe und besitze also auch jetzt noch in seinem vatikanischen Palast eine wahre und unmittelbare Souveränität, als deren Attribute die Extraterritorialität, die Unverletzlichkeit, die königlichen Ehren, die lokale Immunität und die richterliche Gewalt erscheinen. Ueber die Extraterritorialität besteht keine wesentliche Differenz der Ansichten. Schwieriger liegt die Sache hinsichtlich der Inviolabilität, welche z. B. der antivatikanistische Rechtslehrer der Neapolitaner Hochschule, Prof. Scaduto, dem Papste nicht bloß betreffs der Ausübung seiner geistlichen Funktionen, sondern auch für den Fall gewöhnlicher oder politischer Reate, z. B. auch für den Fall der offenen Rebellion behufs Wiederherstellung der weltlichen Gewalt auf Grund des Garantiegesetzes zugesteht. Ratazzi hat in der Sitzung des Parlaments vom 5. Februar 1871 die Erklärung gegeben, daß diese Unverletzlichkeit sich nur auf die Person des Papstes, nicht auf seine „Complicen“ oder Agenten erstrecke, welche vor den Tribunalen Italiens ihr Recht zu nehmen haben. Ueber letzteren Gegenstand spricht sich Hr. Giobbio nicht klar aus, aber die Erklärung S. 132, daß die Unverletzlichkeit dem Papste in ihrem ganzen Umfange, in rebus spiritualibus, wie in rebus temporalibus, so zustehe, wie dem vollen Souverän, scheint in sich zu schließen, daß in dem gedachten Fall die Inviolabilität der päpstlichen Person auch die seiner Complicen decke.

Die dänischen Bildnisse.

Von R. Haupt (Eutin).

Als man anfing, Kunstgeschichte zu schreiben, knüpfte man an die einzelnen, hervorragenden, in Sammlungen und an sonst bedeutsamen Stellen befindlichen Werke an.

Der Gedanke, ein ganzes Land als ein einziges Museum anzusehen und, was sich irgend in der einen oder der anderen Richtung Zusammengehöriges in der bunten Reihe der Erscheinungen findet, zu verzeichnen, so daß es, wenn in der Wirklichkeit weit verstreut, in der Darstellung aneinandergereiht auftritt, bedeutet für die Geschichte der Kunst und der Kultur überhaupt, was für die schaffende Kunst selbst die Rückkehr zur Natur ist: der ewige Jungbrunnen, aus dem sie sich erhalt und von verlorenen Irrgängen zurückfindet.

Nehmen wir nun aber ein ganz enges, gesondertes Gebiet, zum Beispiel die Kenntniß der durch die Kunst der Malerei überlieferten Züge menschlicher Gestalten, so ist der Gedanke, von dem stofflichen Gesichtspunkt in einer solchen Weise auszugehen, daß etwa alle irgend vorhandenen gemalten Bildnisse, und zwar alle ohne Ausnahme, alle nebeneinander, sie mögen gemalt sein von wem sie wollen, und vorstellen wer immer dem Maler gesessen hat, ermittelt, aufgezählt, beschrieben und, wenn möglich, in guter Abbildung vorgestellt werden. Dieser Gedanke ist, das wird man mit Recht behaupten können, schwer faßbar. Und ein solches Unternehmen erschiene uns kaum als wissenschaftliche Leistung, eher als Ausfluß jener Sammelei, die allerdings manche Köpfe erfassen, ja bis zum Spleen anfüllen kann, so daß sie Knöpfe, Spazierstöcke, Schnallen, Pfeifen, Liebigbilder und was man sonst zusammenbringen kann, aneinandergereiht. Und da handelt es sich doch um die Stücke selbst, wenn auch oft um Einzelstücke von ganzen Reihen gleichartiger. Aber Bildnisse in Beschreibungen! Wo ist da das Land, das alles zusammenfaßt? Der Gedanke ist so fremdartig, daß er uns sonderbar erscheint, und eines großen Strebens, bedeutsamer Arbeitsleistung nicht würdig. Ja, wenn es sich um die Bilder bedeutender Personen handelte, etwa von Feldherren, Dichtern, Herrschern — dann gewänne die Sache sofort ein anderes Gesicht —; oder wenn man z. B. einen Bildnißsaal der Geschichte aufzustellen sich vorsetzte — der Gedanke ist uns ja gar nicht fremd, ist uns in Ausführung schon so vertraut, daß recht viele der heute zahlreich erscheinenden Werke, wie sie zur bequemen Gangbarmachung der Bildungsgebiete ins Volk verstreut werden, nichts sind als Bilderbücher mit mehr oder weniger zuverlässig und geschmackvoll ausgesuchten bildlichen Darstellungen.

Wieder etwas anderes wäre es, wenn es sich darum handelte, für einen alten und in sich geschlossenen Verwandtschaftskreis sich ein solches Ziel zu stecken, für einen Kreis, dessen gegenwärtiges Zeitalter auf den Schichten gewesener Geschlechter aufgewachsen ist, bei dem die Glieder alle in gewissen, mehr oder weniger klaren Beziehungen zum Ganzen stehen und in der Geschichte der

Familie eingeflochten sind. Da könnte man wohl einräumen, daß ein solches Unternehmen Sinn und Verstand hätte, ja daß es für den, der mit den besten Mitteln ausgerüstet dem Ziele nachstreben will; sich das Aeußere jedes Gliedes des Verwandtschaftskreises nach den besten Quellen, das heißt jedoch, unter Kenntniß und Sichtung aller Quellen, vorzustellen, gar keinen anderen Weg gibt, als den, aller Bildnisse habhaft zu werden. Denn in solchem Rahmen hätte unter Umständen das an sich Unbedeutende und Geringe beträchtlichen, ja unschätzbaren Werth.

Und wenn es sich dann um eine breite Masse des Stoffes handelt, dann ergeben sich aus den Stoffmengen nachher selbst ungewollt zunächst die Beziehungen der Einzelnen zur Kunst und zu Künstlern, und ferner Aus- und Einblicke, in denen, auch was an sich klein, unbedeutend, ja gering und schlecht war, eine Stelle einnimmt und verdient.

Nun, wenn man denn ein ganzes Land als ein Haus, ein ganzes Volk als eine solche Verwandtschaftsgenossenschaft ansehen wollte und könnte, wenn in einem ganzen Land und Volk ein solcher Familiensinn, um das Wort zu gebrauchen, lebte, um die, welche nicht durch die Bande des Blutes, sondern nur durch die der volksthümlichen Zusammengehörigkeit vereinigt sind, mit gleichem Antheil zu umfassen, wie Ahnen, Verwandte und Verschwägerte? Wird dann nicht vielleicht aus dem kleinen Gedanken ein ganz großer, umfassender, herrlicher wohl des Schweißes der Edlen werth?

Wir in Deutschland, mit den Händeln der Welt und dem Ringen um unsre Gegenwart wie den Sorgen für unsre Zukunft befaßt und hierin gedrängt, würden trotzdem dem Grundgedanken zunächst mit geringem Verständniß gegenüberstehen. Wäre doch auch für die einzelnen Theile Deutschlands etwas derartiges schwerlich in die rechten Grenzen einzuschließen; ohne Grenzen aber gibt es kein Ganzes. Wo haben wir den Staat, den Stamm, ja jetzt den Stadtbezirk, der in sich geschlossen genug wäre, um sich genugsam in sich selbst zu vertiefen und gegen das Andere zu unterscheiden? Wir leben im Augenblick; unsre Bevölkerung wogt ohne Rast vom Lande in die Stadt, von Osten nach Westen, und auch wohl in sich zurück. Was wir Stammesgemeinschaft und Eigenthümlichkeit nennen, ist längst keine natürliche Gemeinschaft mehr; es besteht nur in der Vorstellung. Von Baden, Württemberg, den Hessen zu geschweigen, welche Verschiedenheit besteht z. B. in dem geschlossen erscheinenden Hannover! Ist es nicht erst wesentlich, so gut wie die anderen Existenzen, Ergebniß des Reichsverfalls und der Restaurationszeit, zusammengeschweißt aus Ostfalen, Westfalen, Hessen, Friesen, bischöflichen, landesherrlichen, reichsstädtischen Gebieten, Protestanten, Katholiken und noch anderem? Die alten Gemeinschaften sind zersprengt, die neuen sind nur eingebildet oder äußerlich. Am ersten wäre eine innige Gemeinschaft anzunehmen etwa bei Mecklenburg, Schleswig-Holstein (außer Lauenburg), Pommern — aber auch da darf man nicht in die Tiefe gehen.

Wie ganz anders jedoch in Dänemark! Fast abgewandt von den Händeln der Welt — wenn auch heute in der Politik, so gut wie die ganze Welt, und vielleicht noch ein wenig mehr, mit den plattesten Richtigkeiten des Tageslebens beschäftigt, hat das Land im ganzen seine uralten Grenzen, seine eigene Sprache, sein gleiches Volksthum, kurz seine eigene Kultur. Man kennt sich gegenseitig und man denkt in vielen Dingen gleichartig.

Auf diesem Boden ist denn das, was zuerst als eine Art Utopie erschien, Wirklichkeit geworden, und in einer Weise, die uns wieder einmal viel zu denken gibt.

Die daraus erwachsende Veröffentlichung[1]) hat nicht nur deßhalb, weil sie, was nun wohl aus Vorstehendem erhellen möchte, wirklich ein allgemeines Interesse verdient, Anspruch, bei dem großen Kreise deutscher Leser bekannt zu werden, sondern auch besonders, weil sie mit einer Großherzigkeit, über die man sich schon bei derartigen Unternehmungen des dänischen Volkes und Staates kaum mehr zu wundern gewöhnt ist, auch Auswärtigen zugänglich gemacht worden ist. In einem Verzeichniß finden wir eine Mittheilung: das Ministerium für Kirchen- und Schulwesen wird, nach einer Bewilligung des Reichstages, je ein Stück der dänischen Bildnisse an folgende Anstalten senden: . . . und zu diesen gehört in Deutschland die kgl. Bibliothek zu Berlin, die Bibliothek und Bildergalerie zu Dresden, die Zentralgemäldegalerie-Direktion zu München, die Kunsthalle zu Hamburg, die Bildergalerie zu Oldenburg, die Bibliothek zu Wolfenbüttel — und diese Liste ist, wie auch der Berichterstatter bezeugen kann, durchaus nicht vollständig.

Es liegen vor die Bände 1 und 2, und vom 6. und 7. die ersten Lieferungen. Der Herausgeber ist der Rechtskandidat und Museumsinspektor C. F. S. Lund; ihm zur Seite steht C. Chr. Andersen, Konservator der kgl. Gemäldesammlung.

Mit Unterstützung und Hülfe des Staates und jener anderen großartigen Hülfsquellen, welche in Dänemark ganz unerschöpflich zu rinnen scheinen, und unter deren segensreicher Bewässerung die große Zahl der stolzen Veröffentlichungen entsprießt, durch die sich das Land geehrt sieht, wie andrerseits durch sie die Studien stete Förderung erfahren, hat es Hr. Lund unternommen, das Verzeichniß zusammenzustellen, oder gewissermaßen durch die gesammte Nation selbst zusammenstellen zu lassen — von den ältesten Zeiten bis auf die neueste, ohne Ausnahme. Er geht von der unausgesprochenen Voraussetzung aus: daß eine uferlose Ausdehnung des Unternehmens dadurch ausgeschlossen ist, daß der, der sich von einem Maler malen läßt, in irgend einer Richtung etwas Bedeutsames an sich hat und sich aus dem Haufen hervorhebt; und wenn man diese Voraussetzung selbst gegenüber der Massenerzeugung von Bildern im 18. Jahrhundert fast ohne Bedenken gelten lassen wird, so muß sie erst recht in unsrer Zeit Anwendung finden, wo die Portraitmalerei durch die Wettbewerbung der plebejischen Lichtbildkunst über die Maßen eingeschränkt worden ist.

Jedes Bild wird so genau beschrieben, daß es als Einzelwesen erscheint und danach stets erkannt werden kann (natürlich von gleichartigen Wiederholungen abgesehen). Abbildungen, oft ganz vortreffliche, geben viele, und darunter besonders die bedeutsamsten, wieder.

Zunächst hat Hr. Lund den Inhalt königlicher und herrschaftlicher Sammlungen behandelt, dabei auch den Besitz der Gelehrtenschule zu Sorö, und im jetzigen Augenblick geht er, wie die Zeitungen melden, ans Werk, die in den Kirchen so zahlreich vorhandenen Bildnisse zu ermitteln und zu bearbeiten. Aber dazwischen folgt, was aus Privatbesitz irgend zu erlangen ist oder zufliegt. Und hier treffen wir wieder auf eine merkwürdige Organisation, durch die das Werk zu einem denkmalartigen Erzeugniß nicht nur des Staates, sondern wirk-

[1]) Danske malede Porträter, en beskrivende Katalog udgivet af Lund og Andersen. Kopenh., Gyldendal. Quart. Das Heft kostet 3½—7 M. Den ganzen zweiten Band (je acht Hefte) füllt die Sammlung im Schloß Rosenburg, der sechste ist den im Ausland zerstreuten Bildnissen gewidmet.

lich des Volkes wird, und zwar des Volkes im edelsten Sinne seiner geistigen Auswahl. Wer irgend ein Bildniß besitzt und aus künstlerischen oder auch anderen Rücksichten hier wiedergegeben wünscht, der läßt außer der Beschreibung auch die Abbildung beifügen; er hat nur die Kosten dafür (16—113 M.) zu bezahlen.

Ferner ist in Anhangsblättern der Lieferungen Vorsorge für Erfüllung eines sehr dringenden und wichtigen Wunsches getroffen: wer Bildnisse besitzt, weiß, wie sehr ihr Werth davon abhängt, daß man den Dargestellten kenne, wie häufig aber diese Kenntniß fehlt. Für solche Fälle ist die Beilage eingerichtet, in die man das Bild selbst nebst Beschreibung aufnehmen läßt. Das kostet 16 M. In verhältnißmäßig zahlreichen Fällen ist es schon gelungen, das gewünschte Ergebniß zu erzielen und dem Bilde so gewissermaßen die bereits entschwebte Seele wieder zu geben.

Ueber das Einzelne zu reden, können wir uns hier erlassen; für die, welche hienach Verlangen tragen, von dem Werke mehr zu erfahren, wird nun es selbst und nicht Worte darüber dem Wunsche zu dienen haben. Ausführliche und hoffentlich von recht vielseitigen Rücksichten ausgehende Register sollen nach dem Abschlusse das Zusammengehörige erfassen helfen und allerhand Durchblicke ermöglichen. Damit werden dann auch die, welche von der Höhe besonderer Standpunkte ausgehend zunächst dem Plane des Ganzen noch weniger theilnehmend gegenüberstehen,[2]) völlig zu ihrem Rechte kommen.

Aber schon jetzt ist das Werk in vieler Hinsicht von besonderem Interesse. Es ist wirklich ein Denkmälerwerk. Zwar entzieht sich der Text dem Verständniß dessen, der kein Dänisch versteht. Indessen ist zum Verstehen der eigentlichen Bilderbeschreibung, wie dem Berichterstatter scheint, nur ein klein wenig Wille auf beiden Seiten erforderlich; es würde ein lächerlich knappes Wörterverzeichniß dem Bedürfniß genügen. Für den zusammenhängenden Text reicht das freilich nicht aus, und das ist schade. Denn er ist anziehend und dankenswerth. Der zweite Band ist darin sehr ausführlich; in ihm, der dem Schlosse Rosenburg gewidmet ist, werden wir in vortrefflicher, reicher und breit ausholender, durch weitere zweckmäßig gewählte Abbildungen erleuchteter Weise unterhalten und belehrt. Die dänische Presse hat sich über diese Erweiterung nicht allgemein beifällig ausgesprochen; für uns ist sie dankenswerth, erfrischend und werthvoll.

Und bald ist es erhebend, bald rührend zu sehen, was sich in und zu diesem Werke vereinigt hat. Da blickt uns mitten zwischen den Schriftstellern, Staatsmännern, Kriegern und Gelehrten das Bild eines lieblichen Kindes an, einer Jungfrau, die in der Blüthe der Hoffnungen den Eltern entrissen ward. Der Grieche hätte ihr vielleicht eine Grabschrift geweiht, wie sie in der Anthologie auf uns Nachgeborene gekommen sind:

Dies ist's, was zum letzten, den Arm um den Vater geschlungen,
Erato sprach, von vorquellenden Thränen benetzt:
Vater, ich bin nicht mehr. Es umhüllt mir die dunkelen Augen
Wie mein Leben erlischt, schon der umnachtete Tod.

(Anyte.)

und unser Platen (II, 252) hätte unter ihr Bild geschrieben:

Daß stets in der Blüthe dahin sinkt jugendlich
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Ein edleres und rührenderes Denkmal aber hätte von trauernden Eltern einer früh Geschiedenen nicht gesetzt werden können, als eines, wie es hier zwischen den Blättern des edlen Nationalwerkes errichtet ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Karlsruhe.** Am 19. und 20. Oktober d. J. fand hier die 19. **Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission** statt. Derselben wohnten 13 ordentliche und vier außerordentliche Mitglieder bei. Als Vertreter der großherzogl. Regierung waren zugegen Se. Exc. der Staatsminister Dr. **Nokk**, sowie die Ministerialräthe Dr. **Böhm** und **Seubert**. Den Vorsitz führte der Vorstand Geh. Hofrath Prof. Dr. **Erdmannsdörffer**. — Seit der letzten Plenarsitzung sind nachstehende Veröffentlichungen der Kommission erschienen: **Beyerle, Konstanz im 30jährigen Krieg** („Bad. Neujahrsblätter", Neue Folge 3. 1900); **Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch**, II. Bd., 2. Lieferung (Lieferung 3 befindet sich unter der Presse); **Köhne, Oberrheinische Stadtrechte**, I. Abtheilung, Heft 5 (Heidelberg, Mosbach, Neckargemünd, Adelsheim); **Fester-Witte, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg**, Schluß des I. Bandes (Lieferung 9 und 10); Lieferung 1 des II. Bandes befindet sich unter der Presse; **Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig.** 2 Bände. — An den **Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz** hat Privatdozent Dr. **Cartellieri** unter Mitwirkung des Hülfsarbeiters Dr. **Eggers** weitergearbeitet. Letzterer hat durch einen Besuch der Archive in Bern, Innsbruck und München (Allg. Reichsarchiv) das Material für die beiden nächsten Lieferungen (bis 1383) vollends ergänzt, so daß mit deren Drucklegung demnächst begonnen werden kann. Kurt **Schmidt** war wiederum im Vatikanischen Archiv zu Rom für die Regesten thätig; er wird seine Nachforschungen noch eine Zeit lang fortsetzen. — Für die **Regesten der Markgrafen von Baden** hat Prof. Dr. Witte den Anfang des zweiten Bandes druckfertig ausgearbeitet und aus mehreren Archiven Deutschlands und der Schweiz wiederum reiche Ausbeute für die Publikation gewonnen. Bei den Nachforschungen im Karlsruher Generallandesarchiv hat ihn der am 4. Mai ausgeschiedene Hülfsarbeiter für die allgemeinen Zwecke der Kommission, Dr. **Hölscher**, unterstützt, an dessen Stelle am 1. September Fritz **Frankhauser** aus Straßburg getreten ist. — Bezüglich der Fortführung der **Regesten der Pfalzgrafen bei Rhein** wurde beschlossen, daß der ursprüngliche Plan einer Bearbeitung derselben bis 1508 aufgegeben und der Abschluß des Werkes auf das Jahr 1436 festgesetzt werde, wobei für die Zeit König Ruprechts auch die auf das Reich bezüglichen Urkunden volle Berücksichtigung finden sollen. Die Bearbeitung wird Dr. **Sillib**, Kustos an der Universitätsbibliothek in Heidelberg, unter Professor Dr. **Wille's** Leitung übernehmen. — Von den **Oberrheinischen Stadtrechten** hat Dr. **Köhne** unter Leitung des Geh. Raths Prof. Dr. **Schröder** die **fränkische Abtheilung** erheblich gefördert. Von der **schwäbischen Abtheilung** bearbeitet Dr. **Hoppeler** das Stadtrecht von Ueberlingen, Privatdozent Dr. **Beyerle** das von Konstanz. Für die Herausgabe der gleichfalls einen Bestandtheil dieser Sammlung bildenden **elsässischen Stadtrechte** hat der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen die Mittel bewilligt. Das von Dr. **Gény** bearbeitete Stadtrecht von Schlettstadt befindet sich bereits unter der Presse. — Von der **Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden** ist der von Archivrath Dr. **Obser** bearbeitete fünfte Band im Druck. — Die Sammlung und Herausgabe der **Kor-**

---

[2]) Die Liste der Abnehmer weist bis jetzt allerdings ausnehmend wenige Namen auf; außer vieren aus deutschen Landen ist alles skandinavisch. Von jenen fallen zwei auf Holland, ein Stück geht an eine Buchhandlung zu Berlin und eines nach Baden (Freifrau Tiheuzi).

respondenz des Fürstabts Martin Gerbert von St. Blasien konnte infolge mehrfacher Abhaltung der Bearbeiter, Geh. Rath Dr. v. Weech und Archivassessor Dr. Brunner, nur wenig gefördert werden. Doch steht ihr Abschluß im nächsten Jahre zu erwarten. — Dem zweiten Band der Wirthschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften wird Professor Dr. Gothein, der Geschichte der badischen Verwaltung Privatdozent Dr. Ludwig sich auch fernerhin widmen. Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch hat Oberstleutnant a. D. und Kammerherr Kindler v. Knobloch einen beträchtlichen Theil des Manuskripts für weitere Lieferungen ausgearbeitet. — Mit der Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden war wie bisher der Zeichner Fritz Held beschäftigt. Er hat im Berichtsjahr für 14 Städte und 155 Landgemeinden neue Siegel bezw. Wappen entworfen und aus den Urkundenbeständen des Generallandesarchivs 1374 Siegel von Stadt- und Landgemeinden aufgezeichnet. Damit ist bereits eine erhebliche Vorarbeit geleistet für das zweite Heft der Siegel der badischen Städte, das die Kreise Baden, Offenburg, Freiburg und Lörrach umfassen und im nächsten Jahr ausgegeben werden soll. — Für die Herstellung von Grundkarten für die badischen Gebiete nach den Vorschlägen des Prof. Dr. v. Thudichum hat, einem Beschluß der vorjährigen Plenarversammlung gemäß, das großherzogl. Statistische Landesamt umfassende Arbeiten gemacht, die bereits ihrem Abschluß nahe sind.

γ. Die reichen Schätze an assyrischen und babylonischen Alterthümern, welche im britischen Museum in London aufbewahrt sind, werden nun durch einen trefflichen Führer (A guide to the Babylonian and Assyrian Antiquities of the British Museum by Budge and King, London, 1900) dem Besucher erklärt. Vor kurzem ist die große Sammlung neu geordnet worden, indem man eine besondere babylonische Abtheilung errichtete und hier eine möglichst belehrende Aufstellung durchzuführen sich bestrebte. Einen ganz besonderen Werth hat die Sammlung von Stein- und Thonzylindern, welche von 3800 bis 538 v. Chr. reicht. Das Buch ist aber nicht für den Besucher allein geschrieben, denn es bildet zugleich eine vorzügliche Einführung in die babylonische Philologie. Da erfahren wir von den wichtigsten Ausgrabungen an den alten Kulturstätten, daneben werden kurze Uebersichtspläne gegeben, dann bekommen wir eine Liste der Könige. Das älteste genaue Datum der babylonischen Geschichte ist immer noch der 15. Juni 763, durch eine Sonnenfinsterniß bestimmt. Endlich wird noch eine Uebersicht über die Keilschriftkunde und eine nicht zu knappe Einführung in das Verständniß der fremdartigen Schriftzüge geboten.

oem. Eine Warnung vor dem medizinischen Studium erläßt der praktische Arzt Dr. Müller-Herzberg (Elster) in einem von 15 Aerzten und Hochschullehrern unterzeichneten „An die deutschen Gymnasiasten" gerichteten Flugblatt. Darin wird die gegenwärtige Lage des Aerztestandes in trübem Lichte geschildert und über die Aussichten, welche sich einem das Studium der Medizin ergreifenden jungen Manne eröffnen, äußerst pessimistisch geurtheilt. Unter den verschiedenen Momenten, welche den ärztlichen Beruf ungünstig gestaltet haben sollen, wird vor allem das Zwangskassenwesen hervorgehoben, welches eine finanzielle Schädigung der Aerzte bedeute. Der im weiteren Verlaufe herangezogene Vergleich des ärztlichen Berufs mit dem der Theologen, Juristen und Philologen fällt durchweg zu ungunsten des ersteren aus. Zum Schluß wendet sich das Flugblatt gegen die Zulassung der Frauen und Realgymnasiasten zum Studium der Medizin, gibt der Meinung Ausdruck, daß für die große Mehrheit das medizinische Studium kein Brot-, sondern ein Hungerstudium (?) sei, stellt die Behauptung auf, daß das Ansehen der Aerzte sehr gelitten habe und ermahnt Jeden, der die Absicht hat, ein Jünger Aeskulaps zu werden, sich folgende Fragen vorzulegen: 1. Hast du die Mittel, um 6 Jahre dem theuren Studium der Medizin obzuliegen und dann noch einige Jahre zusetzen zu können, und besitzest du die nöthige Ausdauer und den Fleiß, um die vielen Disciplinen des Studiums genügend zu würdigen. 2. Ist dein Körper so kräftig und zäh, um bis zu 60 Jahren und länger allen Unbilden der Witterung bei Tag und Nacht trotzen zu können, und besitzest du dauernd so viel Gleichmuth und Nervenstärke, um die tausend Verdrießlichkeiten, Unannehmlichkeiten, Aufregungen, Undank und Unverschämtheiten zu ertragen? 3. Hast du den Muth, in einen Stand einzutreten, dessen Ansehen leider gesunken und dessen Ansehen noch weiter herabzudrücken man sich mit Erfolg bemüht (Zulassung der Realschüler und Frauen)? Nach den drei Fragen, deren zweiter man nur im vollen Umfang zustimmen kann, während Nr. 3 doch wohl auf nicht völlig begründeten Voraussetzungen fußt und Nr. 1 ebenso für jedes andere, namentlich das langwierige juristische Studium Geltung haben könnte, schließt das Flugblatt mit folgenden, an Klarheit und Deutlichkeit allerdings nichts zu wünschen übrig lassenden Worten: „Wenn du einen Beruf ergreifen willst, in dem du mit Ehren wohlhabend werden willst, so werde nicht Arzt; hier erreichen nur sehr Wenige das Ziel. Wenn du einen Beruf ergreifen willst, der allseitig geachtet wird, so werde nicht Arzt. Die Aussichten für den Stand sind schlecht und nach den neuesten Regierungsakten (Realabiturienten, Frauen) müssen sie noch schlechter werden."

sch. **Göttingen**, 31. Okt. Nach den Aufzeichnungen der ständig registrirenden Apparate unsres Geophysikalischen Instituts, welches sich jetzt noch in der Sternwarte befindet, bald aber in den Neubau auf dem Hainberge übersiedeln wird, hat das Erdbeben von Caracas (Venezuela, Südamerika) am 29. Okt. selbst hier noch Bewegungen des Erdbodens von mehr als 3 mm hervorgerufen. Trotz dieser Größe waren uns diese Bewegungen nicht fühlbar, weil sie ein langsames Hin- und Herschwingen des Erdbodens (in der Minute zwei- bis dreimal) darstellten. Diese größten Bewegungen dauerten etwa eine Viertelstunde, doch zeigten die empfindlichen Apparate noch mehrere Stunden hindurch Bewegungen des Bodens an.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 3. November. Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Von päpstlicher Diplomatie und Erziehung der Nuntien.

II.

Eine Frage, welche die Juristen schon mehrfach beschäftigt hat, ist die: könnte der Papst ein gegen ihn begangenes Attentat mit dem Tode bestrafen? Hr. Giobbio behauptet zunächst (S. 185), der geistliche Strafcodex und noch mehr die Liebe ihrer Unterthanen habe die Päpste zu allen Zeiten vor derartigen Verbrechen geschützt — nessuno dei sudditi ha mai ardito di violare simile dovere. Die Behauptung, es sei gegen keinen Papst eine Gewaltthätigkeit begangen, noch je ein Attentat ausgebrütet worden, ist, unter der Feder eines Professors des kanonischen und öffentlichen Rechts in Rom, eine so außerordentliche Leistung, die selbst diejenigen erstaunen machen muß, welche es längst verlernt haben, sich über irgend etwas zu erstaunen. Ein im Vatikan gegen den Pontifex verübtes Attentat ist nun, wie Hr. Giobbio weiter auseinandersetzt, schon durch die Excommunicatio latae sententiae geahndet; es würde aber nach dem Regolamento Gregoriano vom 20. September 1832 mit einer exemplarischen Todesstrafe zu sühnen sein. Worin diese „exemplarische" Todesstrafe zu bestehen habe, wird nicht gesagt, die Phantasie hat also in dieser Hinsicht freien Lauf. Die italienische Regierung könnte eine derartige Hinrichtung im Vatikan ebensowenig hindern, als sie befugt ist, auf Grund der Aufhebung der Todesstrafe im italienischen Strafcodex auf irgend einem ausländischen Territorium einer Execution entgegenzutreten.

Was die Unverantwortlichkeit des Papstes anlangt, so ist, wird S. 145 f. ausgeführt, dieselbe absolut und sie resultirt aus seiner Eigenschaft als wirklichem Souverän, und zwar auch in politischen Dingen, da er auch in dieser Sphäre vollkommen souverän ist. Man hat letzteres bestritten, da sonst dem Staat kein Mittel bliebe, um sich gegen politische Uebergriffe des Papstes zu wehren. Solche politische Uebergriffe kann es einfach nicht geben, da der Papst höchster Richter der öffentlichen und privaten Moral ist, welcher Grundsatz wenigstens von keinem katholischen Gelehrten angefochten werden kann. Es liegt in des Papstes eigenem Interesse, die Regeln der Gerechtigkeit zu beobachten; wo aber wirklich ein Konflikt eintritt, ist er darauf zurückzuführen, daß der Papst sich verpflichtet fühlt, das zu verdammen, was Gott verdammt. Die moderne Theorie des juridischen Liberalismus, welche dies leugnet, ist einfacher politischer Atheismus. Daher die falschen Urtheile der Gegenwart, welche meint, ein Papst könne heute nicht mehr schreiben wie ein Innocenz III. oder Bonifaz VIII.

Alle diese erstaunlichen Dinge stehen S. 147 und 148.

Freilich hat der Papst die Verantwortung zu tragen für das, was seine Vertreter im Auslande thun. Persönliche, bezw. private Vergehen derselben wird er nicht zudecken; man kann solchen gegenüber stets mit Vertrauen an die höchste Person des Statthalters Christi auf Erden appelliren, und man braucht nicht besorgt zu sein, daß derselbe, weil er unverantwortlich ist, die öffentliche Ordnung je bedrohe: der Spruch des Herrn: „non veni pacem mittere, sed gladium", aber schützt ihn gegen die Vorstellung, als ob er je in Verletzung seiner Befugnisse in das Leben der Nationen eingreife. Wo er es thut, geschieht es, weil ein höheres, göttliches Recht über dem Staatsrecht steht (S. 155). Der Ausübung dieses höheren Rechts darf aber Niemand sich entgegensetzen: finis spiritualis et Ecclesiae missio nequit impediri, intuita cuiuslibet damni temporalis exinde derivantis.

Als fürstliche Ehren, welche dem Papst zustehen, werden aufgeführt: die päpstlichen Garden, welche auch das Garantiegesetz dem hl. Vater zuerkennt. Fraglich kann sein, wie dieselben im Sinne des Gesetzes anzusehen sind: ob als ein Dienst der öffentlichen Sicherheit (Polizei), ob als ein servizio di lusso, ob als Domestiken oder als Soldaten. Die Ansichten der italienischen Politiker, sagt Hr. Giobbio S. 160, sind hier aber nicht maßgebend; es kommt ganz und nur darauf an, wie der Papst und die Mächte diesen Gegenstand ansehen. Letztere behandeln die den neugewählten Kardinälen das zu cchetto cardinalizio überbringenden Guardie nobili als Militärpersonen; um so mehr kommt dieser Charakter der eigentlichen Guardie zu und es war ein Verstoß gegen das Gesetz, wenn der römische Assisenhof den Felice Onesti, der in der Schweizer Garde diente, als italienischen Bürger verurtheilte, in dem Geschworenengericht seinen Platz einzunehmen, während Art. III und V des Gesetzes die Militärpersonen davon freispricht (S. 162). Auch kann Niemand dem Papste vorschreiben, wie viele Garden er sich halten will; in der Zahl derselben ist er völlig unbeschränkt (S. 164). Sehr beleidigt zeigt sich unser Verfasser darüber, daß Jemand die päpstlichen Garden „perroquets" geheißen habe, und er ist glücklich, das Wort Imbert La Tours citiren zu können: „ce sont des perroquets ayant becs et ongles, et prêts à se défendre valeureusement contre leurs adversaires."

Die lokale und reale Immunität des Papstes schließt die absolute Unantastbarkeit der dem hl. Vater und den Sitzen der höchsten kirchlichen Verwaltung zugesprochenen Residenzen ein. Da erheben sich nun allerdings Fragen, die bis jetzt der Lösung harren. Können die Regierung oder die Justiz Italiens z. B. einen Missethäter ohne Zustimmung des Papstes in den immunen Gebäulichkeiten verfolgen und ergreifen? Ist der Papst nur Nutznießer der vatikanischen Sammlungen oder

wirklicher Eigenthümer? Ueber diese Fragen gleitet der Verfasser leicht weg, da ihm selbstverständlich ist, daß der Papst ein wirkliches Eigenthum an den Palästen und Sammlungen hat, die ihm unterstehen. Er erwähnt nicht einmal den sehr interessanten Prozeß wegen der aus Castell Gandolfo verkauften Majoliken, die Italien in Beschlag nahm und die Leo XIII. zu hohem Preise zurückkaufen mußte, um einer ihm ungünstigen gerichtlichen Entscheidung über diesen Gegenstand vorzubeugen. Den Fall Theoduli-Martinucci (1879), in welchem es sich um Reklamation nicht bezahlter Rechnungen handelte, bespricht Giobbio S. 170 f. ausführlich: der Fall ist interessant, weil er die Perplexität und die Ohnmacht der italienischen Gerichte dem jede Auskunft ablehnenden Vatikan gegenüber klarlegte. Die Thatsache, daß die zahlreichen Prozesse, zu denen die Erbschaften Pius' IX. und Antonelli's Anlaß gaben, unbeanstandet vor den italienischen Gerichten verhandelt wurden, erklärt unser Autor als ganz dem internationalen Recht entsprechend: tot haereditates quot territoria.

Zu den königlichen Rechten des Papstes zählt auch das, Legationen empfangen und entsenden zu können, wie das allen betheiligten Mächten im westfälischen Frieden zuerkannt wurde. Der Verlust des Thrones kann, heißt es S. 181, an sich dies Recht nicht aufheben. Es wird die sonderbare Anomalie verzeichnet, daß in derselben Stadt Rom von den Großmächten Gesandte bei zwei miteinander im „Kriegszustand" befindlichen Höfen gehalten werden; auf den noch anormaleren Zustand, daß einige Mächte, wie Rußland und Preußen, Gesandte beim hl. Stuhl unterhalten, aber keine Nuntien bei sich zulassen, wird gar nicht eingegangen. Gewiß aus guten Gründen. S. 189 wird der Standpunkt der Emser Punktation, wonach der Papst nur in dringenden Fällen einen Legaten zu schicken berechtigt ist, zurückgewiesen und eine kurze Geschichte der Entwicklung des päpstlichen Legatenwesens versucht. Hr. Giobbia unterscheidet im wesentlichen drei Perioden: die erste vom 4. bis 9. Jahrhundert, wo wir (seit Damasus 380 im östlichen Illyrien den B. Akolius von Thessalonich zu seinem Stellvertreter erkoren) die Vicarii Apostolici als Vertreter der Päpste fungiren sehen; eine zweite, vom 9. bis 15. Jahrhundert, die Zeit der Einrichtung stehender Legationen, deren erstes Beispiel bei uns der 967 von Johann XIII. zu seinem Legatus Apostolicus ernannte Erzbischof Friedrich von Trier war; Köln, Mainz, Toledo, Lyon erzielten bald ähnliche Erfolge für ihre Oberhirten. Die dritte Epoche ist die vom 15. Jahrhundert bis jetzt laufende Einrichtung der permanenten Nuntiaturen, wo die Stellvertretung des Papstes nicht mehr irgend einem Landesbischof, sondern einem Mitglied der römischen Kurie oder einem anderen höheren Geistlichen übertragen wird.

Diese Darstellung entspricht dem thatsächlichen Verhalten insofern nicht, als bereits im hohen Mittelalter die ad hoc gesandten, neben, bezw. über die Landesbischöfe gestellten römischen Legaten eine stehende Einrichtung geworden war. Auf sie beziehen sich jene zahlreichen Klagen, welche die Kirchen des Nordens seit den Tagen des hl. Bernhard bis zum 15. Jahrhundert über dieses, die Selbständigkeit der Bischöfe vernichtende Element zu führen pflegen. Diese Klagen sind offenbar nicht zu den Ohren des Hrn. Giobbia gelangt: er entledigt sich ihrer, indem er aus Pius' VI. bekannter Responsio super Nuntiaturis Apostolicis einen Abschnitt abdruckt, welcher die Versicherung gibt, daß diese Legationen wie die späteren Nuntiaturen den Metropoliten und Bischöfen nur eine höchst willkommene und wohlthätige Einrichtung gewesen seien. Aus welchen Quellen Pius VI. diese Gewißheit hatte, wird nicht angegeben; sicher befand sich noch in unsern Tagen der ganze englische Episkopat in dieser Hinsicht in großem Rückstande, als er, mit Manning an seiner Spitze, gegen die Entsendung eines päpstlichen Delegaten nach England einmüthig einen sehr wirksamen Protest aussprach.[6] Auch der Episkopat der Vereinigten Staaten hat, bis auf wenige Ausnahmen, dem päpstlichen Delegaten und Rom keinen Zweifel darüber gelassen, wie sehr er durch die Anwesenheit des ersteren in Amerika „überrascht" worden sei.

Eine weitere Polemik des Buches richtet sich gegen die Annahme, als sei das Recht, Legationen zu empfangen und zu entsenden, aus dem Garantiegesetz abzuleiten und es stelle also ein Gnadengeschenk der italienischen Regierung dar. Weiter wird gegen Geffcken polemisirt, der den Nutzen einer diplomatischen Vertretung in Rom bezweifelte und selbst die Anwesenheit von Nuntien unter uns als nicht den Interessen des Staates förderlich erachtet hatte. Ihm wird (S. 216) mit der beachtenswerthen Ausführung geantwortet: „die Regierungen könnten aus der Einrichtung der Nuntiaturen wohl großen Nutzen schöpfen, „da sie durch dieselben leicht erreichen könnten, was auf dem gewöhnlichen Weg von ihren Unterthanen nicht zu erreichen sei". „In den konstitutionellen Staaten sei es dem Nuntius unter Umständen leicht, ein sonst dem Fall nahes Ministerium durch Beeinflussung einer Mehrheit zu stützen. Die Beziehungen der Nuntien zu dem Episkopat können auf solche Weise eine schon dem Untergang anheimgefallene Regierung retten."

Diesem herrlichen Köder, welchen Hr. Giobbia den mit Nuntiaturen versehenen Regierungen — vielleicht auch schon anderen — zuwirft, läßt er sofort die naive Versicherung folgen: „die Behauptung, der Nuntius könne ja mit dem Episkopat (warum nicht auch ohne und gegen denselben?) das Zentrum des politischen Katholizismus in dem betreffenden Lande bilden, ist für den hl. Stuhl einfach injuriös: als ob es dem Papst je einfallen könne, die öffentliche Ordnung zu stören oder einer Regierung Schwierigkeiten zu bereiten" (S. 216).

Wir übergehen, was das Buch über die Klassifikation der diplomatischen Agenten sagt, um uns dem zuzuwenden, was wir aus ihm über den Kardinalstaatssekretär erfahren (S. 240 f.). Die Einrichtung der Secretarii Apostolici geht in die Mitte des 14. Jahrhunderts hinauf, wo sie zuerst unter Innocenz VI. (1352—62) auftreten; die Secretarii Apostolici wurden durch Innocenz XI. (1676—89) mit Ausnahme derjenigen dei Brevi und delle Lettere ai Principi aufgehoben. Im 16. Jahrhundert, dem klassischen Zeitalter des Nepotismus, versieht der Kardinal-Nepot durchschnittlich die eigentlichen Staatsgeschäfte. Von diesen Kardinalnepoten führte S. Carlo Borromeo unter seinem Oheim Pius IV. (1559—1565) zuerst den Titel eines Segre-

[6] Von Manning's Aeußerungen über den Gegenstand hat sein Biograph Purcell (Life of Card. Manning, Lond. 1896, II 741) schon einiges registrirt. So die Worte: „let us become politicians under the leading of a Papal Legate and all the old antagonism will blaze out fresh." — „The people of England may put up with a Special Envoy for a day or two. But the permanent presence of a Papal Legate would be the undoing of all my work in England during the last thirty years."

Es existirt über diesen Gegenstand eine Denkschrift des Kardinals Manning, welche derselbe nur für den Gebrauch des hl. Stuhles schrieb und in der er sich so scharf als möglich gegen eine Legation oder Nuntiatur ausspricht. Das Promemoria ist nie bekannt geworden: es reicht allein hin, um das Gewebe von Unwahrheiten aufzudecken, in dem sich Hr. Giobbio gefällt.

tario di Stato (1560). Dann gab es Staatssekretäre, die immer noch dem Kardinalnepoten untergeordnet waren, bis im 18. Jahrhundert die guten Tage des Nepotismus verblüht waren. Eine Instruktion für die Staatssekretäre, welche, wie man glaubt, Sixtus V. für seinen Neffen, den Kardinal Montalto ausgearbeitet, hat v. Hübner in seiner Geschichte dieses Papstes publizirt.[7]) Sie empfiehlt diesem hohen Beamten der Kurie Kenntniß der Geschichte, sogar besonders der Kirchengeschichte; weiter Klugheit, Bemühung um sichere und zuverlässige Informationen, die Anstellung geschickter und fähiger Agenten u. s. f. Im Umgang mit den fremden Ministern soll sich der Staatssekretär großer Vorsicht befleißigen: „il faut être lent à montrer l'intention de faire selon la demande, plus lent encore à promettre. Evitez de vous obliger et de vous engager à terme bref et limité, ceci toutefois seulement pour les choses ardues et difficiles, parcequ'en agissant ainsi pour le reste on se fait passer pour dur et irrésolu. Il faut supporter diverses importunités, et ce n'est pas chose de peu de mérite que de frayer indifférement et sans dégoût avec des nations différentes."

Diese gewiß respektablen Rezepte hat ein so großer Meister wie der Kardinal Consalvi in seinem „Testament an Leo XII." durch ebenso nützliche Anweisungen vervollständigt. „Der große Fehler eines Diplomaten, erklärt er, ist der, zu viel zu antworten. Es war ein hübscher Fund, den ich in unserm Sekretariat gemacht habe, und der die vortreffliche Vorschrift enthält: man solle wenig schriftlich von sich geben und dieses vorsichtig. Ich kann versichern, daß ich dieser Maxime meine hauptsächlichsten Erfolge verdanke."

Es wird S. 262 von den Apokrisiaren der alten und mittelalterlichen Kirche gesprochen. Während der Verfasser die Entsendung von Gesandten vorher als ein Vorrecht der Souveräne erklärt hat, muß er hier zugeben, daß auch andere als die römische Kirche Apokrisiare entsandt haben. S. 265 f. handelt von den Legati nati (wo die Literatur über den Erzbischof von Köln als Legatus natus ganz übersehen ist), über die Legati missi, die Legati a latere (a facie) u. s. f. Es wird ausgeführt, wie alle diese Legaten und Nuntien in ihrer Wirksamkeit dadurch geschützt sind, daß die Behinderung derselben noch jetzt mit der Exkommunikation bestraft wird und ein dem Papst selbst reservirtes Verbrechen darstellt: „omnes interficientes, mutilantes vel hostiliter insequentes.... Sedis Apostolicae Legatos vel Nuntios, aut eos a suis territoriis, terris seu dominiis eiicientes necnon ea intendentes, vel rata habentes seu praestantes eis auxilium, consilium vel favorem." (S. 274.)

Demnach verfällt ein katholischer Souverän und eine Regierung, welche dem Nuntius seine Pässe zustellt, ihn aus ihrem Territorium verweist und ebenso Alle, welche auch nur die Entfernung desselben gutheißen oder unterstützen, der Exkommunikation, und nur der Papst selbst kann solchen großen Sündern wieder Aufnahme gewähren.

Wir haben unter dem gegenwärtigen Pontifikat einmal den Fall erlebt, wo einem Nuntius die Pässe zugestellt wurden; das geschah unter dem letzten liberalen Ministerium Frère-Orbans, wo der jetzige Kardinal Serafino Vannutelli Belgien verlassen mußte. Es wäre interessant zu erfahren, wie Se. Majestät König Leopold II. sich zu der aus diesem Akt fließenden Exkommunikation verhalten hat. Frère-Orban hat sicher nicht schwer daran getragen. Zu diesen Dingen ist zu bemerken, daß die Lehre von der Unverletzlichkeit der Legaten zuerst von Gratian ausgesprochen ist, welcher (Decr. I, Dist. 94 c 2 unter der Ueberschrift Excommunicetur, qui Legatum sedis Apostolicae impedierit, usque ad satisfactionem excommunicetur") diesen Satz ausspricht und ihn aus dem Briefe Papst Alexanders I. (109—119?) (Epist. 2 omnibus episcopis) ableitet. Dieser Brief, an sich schon eine Fälschung, steht bei Pseudoisidor (Ed. Hinschius p. 102) und handelt gar nicht von den Legaten, sondern von den Bischöfen, deren Amt als eine zwischen Gott und den Menschen geführte Legation bezeichnet wird. Wer diese Sendung behindert, soll ausgeschlossen werden: „si qui autem legationem vestram impedit, non unius sed multorum profectum avertit; et sicut multis nocet, ita a multis arguendus est et bonorum societate arcendus." Daß Gratian den Text des Pseudoisidor weiter gefälscht hat, indem er einfach „vestram" ausließ und der Dekretale eine falsche Ueberschrift gab, ist schon bei Döllinger (Janus § 14, 2. A., S. 145) angegeben. Hr. Giobbio weiß natürlich davon nichts; er erwähnt auch nicht einmal Johannes' XXII. Decretale vom Jahre 1318, welche Exkommunikation und Interdikt über den Legaten den Eintritt in ihr Land verweigernden Fürsten ausspricht.

Ungenau und ohne Kenntniß der vollen Literatur ist das Kapitel über die Monarchia Sicula (S. 277) gearbeitet. Die berühmte, erst 1512 bekannt gewordene Bulle Urbans II. für K. Roger von Sicilien (1095 oder 1099) wird hier für unecht erklärt.

S. 281 bespricht Hr. Giobbio eingehender die heutige Institution der Nuntiaturen. Für die These, daß die Nuntien keinerlei Politik trieben, ist die Ausführung S. 287 recht instruktiv. Es wird da bei Gelegenheit der Thätigkeit der Nuntien in Frankreich hervorgehoben, welche politischen Instruktionen Karl IX. und seine Mutter von dem Nuntius Turriani betreffs des ehemaligen Kardinals Odetto di Chatillon erhielt, und wie Sixtus V. durch die Bulle „Ab immensa" von 1585 die beiden protestantischen Prätendenten, den König von Navarra und seinen Vetter Condé als ihrer Herrschaft, ihrer Besitzungen, ihrer Würden und ihres Anrechts auf den französischen Thron entkleidet und die Unterthanen vom Eid der Treue gegen dieselben entbunden hat. Die Bischöfe beider Reiche hatten die Bulle zu publiziren. Da der damalige Nuntius in Frankreich, Mgr. Ragazzoni, aus Angst vor dem König die Bulle gegen Heinrich von Navarra nicht zu veröffentlichen wagte, wurde er abberufen und durch Mirto Frangipane ersetzt, den nun die Franzosen nicht annehmen wollten. Der daraus entsprungene Streit ist für die Geschichte der Nuntiaturen interessant: er endigte mit der Niederlage des Pariser Hofes.[8]) Schlimmer waren für Rom die Nuntiaturhändel unter Ludwig XIV. und Papst Innocenz XI. In Spanien war die Stellung der Nuntien stärker als

[7]) Giobbio (S. 252) führt diese Instruktion nur nach der französischen Uebersetzung bei Hübner (Sixte Quint. Par. 1870, II, 443, nicht 418) an; sie ist aber längst italienisch in dem Tesoro politico des Phil. Honorius, Vicenza 1602 II, 75 gedruckt. Man kann das Studium dieses Aktenstückes allen Staatsmännern nur auf das dringendste empfehlen.

[8]) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Geschichte der Beziehungen Sixtus' V. zum französischen Hof und zu Heinrich IV. mit den bisherigen Darstellungen und insbesondere der Hübnerschen nicht erschöpft ist. Baron v. Hübner besaß den Schlüssel zur Entzifferung der päpstlichen Depeschen an die Nuntien in Paris nicht, so daß ihm die Benutzung dieser Quellen versagt blieb. Der Schlüssel zu dieser Chiffre ist in einer Handschrift der Biblioteca Chigiana in Rom gegeben, worauf der Referent hier diejenigen zum erstenmal aufmerksam macht, welche sich für diesen Abschnitt der Papstgeschichte interessiren.

irgendwo, da dieselben auch eine direkte Jurisdiktion über die Gläubigen ausübten; denn es war der Nuntiatur ein Tribunal der Rota beigegeben, welches über die geistlichen Angelegenheiten aburtheilte. Heute wird dieser Gerichtshof vom Staat bezahlt und seine Mitglieder mit Zustimmung des hl. Stuhls vom König ernannt; aber „er erhält und hat seine Befugnisse ausschließlich vom Nuntius, welchen die spanische Regierung deßhalb als Präsidenten des Tribunals der Rota anerkennt" (S. 290). Das ist freilich sehr spanisch.

Der Ursprung der goldenen Rose, welche der Papst auf Dominica Laetere versendet, will der Verfasser (S. 351) bis auf die Zeiten Gregors II. oder Gregors III. (726—740) zurückführen. Er gibt auch eine Liste der fürstlichen Persönlichkeiten, die dieser Ehre — sie „rappresenta la carità dapo l'odio" — theilhaftig wurden und in der man erfreut ist, den Namen Isabella's II. von Spanien wiederzufinden. Im Jahre 1895 wurde ein Spezialoffizium des Laetere della Rosa d'ara eingesetzt und zur Feier desselben ein neuer Cameriere di Spada e Cappa Partecipante ernannt.

Das Konzil zu Basel erfreut sich sonst in den kurialistischen Kreisen weder der Anerkennung als eines ökumenischen noch derjenigen als einer ernsten und verehrungswürdigen Versammlung. Um so auffallender ist es, hier, S. 343, für die Weigerung des Papstes Pius IX., Hohenlohe als Botschafter zuzulassen, ein Dekret der Basler Väter angeführt zu finden, welches den Kardinälen verbietet, als Gesandte beim Papst zu fungiren. Es ist ersichtlich, daß diese Allegation hier nur in usum Delphini Platz findet.

Sehr unterrichtend sind die Mittheilungen über die Befugnisse der Nuntien und ihre Obliegenheiten. Sie werden S. 367 in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt: 1. der Papst ist in Kraft seines Primats wahrer Hirt und Bischof der gesammten Kirche; 2. er kann als solcher in allen Angelegenheiten der Diözesen interveniren; 3. die Bischöfe haben ihm in jedem Falle der Intervention zu gehorchen. „Die Behauptung, die Bischöfe hätten in der Behandlung der religiösen Interessen nur ihr eigenes Gewissen zu befragen, schließt die Verneinung der dem hl. Stuhl geschuldeten Obedienz in sich; die Bischöfe haben gewiß ihr Gewissen zu konsultiren, aber zu thun, was ihnen der Papst vorschreibt." Diese Worte, welche S. 367 genau so abgedruckt sind, sind einer Anweisung entnommen, welche das Staatssekretoriat des Vatikans dem Nuntius von Madrid am 13. April 1885 übersandt hat. Sie überläßt es offenbar den Theologen, auf die Frage zu antworten, ob es den Bischöfen in gegebenem Falle auch erlaubt ist, gegen ihr Gewissen die ihnen gegebenen Befehle auszuführen. Für die übrige Christenheit galt bisher der Satz, daß Niemand gegen ein klares Dictamen seines persönlichen Gewissens zu handeln berechtigt ist.

Daß die Ansichten der Gallikaner und daß Napoleons I. organische Artikel vor unserm Verfasser keine Gnade finden, ist selbverständlich; wir halten uns dabei nicht auf, um noch dasjenige berücksichtigen zu können, was über die Qualitäten eines Nuntius und seine Verpflichtungen beigebracht wird. Ein Nuntius soll ein Mann von tadellosen Sitten sein, ein Engel des Friedens zwischen Staat und Kirche, seine Milde und Mäßigung soll aber nicht in Schwäche ausarten, noch soll er, um dem Hofe angenehm zu bleiben, da stumm bleiben, wo er zu reden verpflichtet ist. Es ist dem Nuntius zu empfehlen, sich in der bürgerlichen und kirchlichen Geschichte des Landes, in welchem er accreditirt ist, umzusehen und namentlich auch die Kontroverslehren zu kennen. Fallen in seiner Gegenwart Aeußerungen, welche der Kirche oder dem hl. Stuhle feindlich oder inexakt sind, so soll er thun, als ob er nichts gehört habe, außer wenn man das Wort an ihn selbst gerichtet hat, wo er antworten muß. Auf theologische Erörterungen soll er sich nicht einlassen, den Schein der Pedanterie meiden und mit einem möglichst geistreichen Hieb den Stoß pariren. Schon der Kardinal Pacca habe, heißt es Seite 404, bemerkt, daß solch prompte und ruhige Antworten den Umstehenden eine große Vorstellung von den Talenten und Kenntnissen des Nuntius geben und die lose Zunge Anderer im Zaume halten. Es ist schade, daß uns der Verfasser nicht in einem geschichtlichen Exkurs eine Aehrenlese solch geistreicher Repliken zum besten gegeben hat: wir haben eine kleine Sammlung derartiger Menagiana angelegt, die wir Hrn. Giabbio für eine künftige Auflage seines Buches sammt den entsprechenden Antirepliken gern zur Verfügung stellen.

Die Nuntien haben genaue Berichte über den Hof, bei welchem sie den hl. Stuhl vertreten, nach Rom zu senden, deßgleichen über alles zu berichten, was in dem betreffenden Lande vor sich geht, Literatur und Flugschriften im Auge zu behalten, frühzeitig alles aufzudecken, was etwa gegen den hl. Stuhl geplant wird, es ruhig hinzunehmen, wenn einmal etwas über ihren Kopf in Rom erreicht wird, in ihren Rapporten auch die Angelegenheiten der benachbarten Staaten im Auge zu behalten, ängstlich darauf zu sehen, daß ihre Jurisdiktion und die Rechte der Bischöfe nicht angetastet werden. Um ihre Arbeit zu erleichtern, macht Hr. Giobbio den Vorschlag, die einzelnen Nuntiaturen sollten unter sich durch eine fortlaufende Korrespondenz mit einander verkehren. Sie haben auch regelmäßige Berichte über das ihnen unterstehende Personal zu liefern. Auf der Einhaltung der Etikette sollen sie ohne falsche Demuth beharren und in allem die Lehren beherzigen, welche schon der hl. Bernhard seinem Schüler Papst Eugen III. für seine Legaten gab.[9])

Der Schluß des Werkes erörtert die Privilegien, Immunitäten und jurisdiktionellen Rechte der Nuntien. Hinsichtlich der Letzteren wird betont, daß sie über ihr Dienstpersonal eine förmliche gerichtliche Jurisdiktion zu üben haben, welche in vergangenen Zeiten soweit ging, daß einige Nuntien sogar die Todesstrafe gegen ihre Untergebenen aussprachen, wie es Souveränen zukam. Hr. Giobbio meint, praktisch seien diese „pretese" nie definitiv anerkannt worden, und im gegebenen Falle bedürfe es doch immer der Zustimmung („Delegation") der betreffenden Regierung, um einen solch jurisdiktionellen Akt auszuüben. Was ohne weiteren Beweis zu glauben ist.

Auch die Titel und Distinktionen, die sechs Pferde und den Thron der Nuntien überlassen wir Anderen zu eingehenderer Beschreibung und weisen nur noch auf die Rechte der Präcedenz der Nuntien vor allen anderen diplomatischen Agenten hin, welche Ansprüche bekannt-

9) *S. Bernard*: De Consideratione IV, c. 6. Die hier gegebenen Mahnungen (qui ecclesias non spolient, sed emendent. Qui marsupia non exhauriant, sed corda reficiant et crimina corrigant: famae provideant suae nec invideant alienae . . . quorum ingressus pacificus, non molestus exitus sit) lassen jedenfalls schließen, daß das Verhalten vieler Legaten dem von Hrn. Giobbio entworfenen Gemälde nicht entsprach. Klagen sehr bestimmter und härtester Art finden sich bei Petrus von Blois und Johannes von Salisbury. Den Beschwerden Hadrians IV. antwortete Kaiser Friedrich I. mit den Worten: „Cardinalibus vestris clausae sunt Ecclesiae et non patent Civitates, quia non videmus eos praedicatores, non pacis corroboratores, sed pecuniae raptores, non orbis reparatores, sed auri insatiabiles corrosores."

lich Anlaß zu manchen Schwierigkeiten gegeben haben. Bei der Krönung in Moskau (1896) wurden diese Schwierigkeiten dadurch gelöst, daß der Nuntius Agliardi eine Stunde nach Abhaltung der Festlichkeiten eintraf: man kann diese glückliche Lösung für alle ähnliche Fälle bestens empfehlen.

Streitigkeiten über die Präcedenz päpstlicher und weltlicher Gesandten sind in älteren und neueren Zeiten nichts Ungewöhnliches gewesen. Fast alle fremden Höfe werden derartige Episoden aufzuweisen haben. Aber auch in Rom selbst fehlte es nicht an Konflikten über den Vorrang kirchlicher Dignitäre, weltlicher hoher Beamten und ausländischer Botschafter. Diesen Gegenstand hat Hr. Giobbio gar nicht berührt; ihn einmal behandelt zu sehen, wäre für die spätere Stadtgeschichte Roms nicht ohne alles Interesse. Da liegt uns z. B. eine bisher ungedruckte und wahrscheinlich unbekannte Eingabe von 1641 vor, in welcher der Nachfolger des Francesco Maria della Rovere, des letzten Herzogs von Urbino, in der römischen Stadtpräfektur den Papst bittet, ihm die Präcedenz vor den fremden Ambasciatori, das Recht auf der ersten Stufe des päpstlichen Thrones zu stehen u. s. f., zu erhalten. Es ist wie der letzte Schimmer einer Erinnerung an die ehemalige Stellung des römischen Municipums, der hier durch die Klagen des Prefetto di Roma durchbricht.

Wir haben sehr verschiedene Urtheile über Mfgr. Giobbio's Buch zu hören bekommen. Wie schon gesagt, ist die kurialistische Presse anscheinend sehr entzückt davon. Ein bekannter Kenner der Rechtsgeschichte, der sich für einen Staatsmann hält, und dem wir den Inhalt des Buches ohne den Namen des Herausgebers, des Druckortes und Datums darlegten, meinte, solch ein Anachronismus könne nur eine Mystifikation sein, welche sich irgend ein Schalk erlaubt habe, indem er die Skribenten der Avignonischen Kurie aus der Zeit Johannes XXII. plünderte. Anders denkt ein alter Prälat aus der nun ziemlich ausgestorbenen Schule der Tizzani und Audisio, den wir neulich in S. Giovanni im Lateran trafen. Er unterhielt uns die ganze lange Via Merulana hindurch bis S. Maria Maggiore von der Schriftstellerei des Mfgr. Giobbio, die er für eine grenzenlose Indiskretion erklärte. Hätte, so meinte der gute Alte, der Autor in den Tagen Leo's X. geschrieben, sicher hätte ihn der Medici zum Cavaletto verurtheilt, wie jenen armen Frate, den er wegen seiner schlechten Komödie — „l'Arbore dei matti“ — dem Gelächter seines Hofes preisgab. Wir theilen diese Ansichten nicht: Hr. Giobbio hat vielmehr, wie schon bemerkt, unsres bescheidenen Dafürhaltens ein nützliches und sehr lehrreiches Buch geschrieben, das wir mit eigenthümlichem Genuß gelesen und mit Befriedigung aus der Hand gelegt haben.

Die Theetrocknung bei den Chinesen.

Ueber die bei den Chinesen gebräuchliche Art der Theetrocknung ist schon häufig in Büchern und Zeitschriften berichtet worden. Leider aber haben die Verfasser jener Berichte in den weitaus meisten Fällen mangels ausreichender Wissenschaft kühn ihre Phantasie spielen lassen. Zuweilen auch sind einzelne Vorgänge bei der Trocknung des Thees fälschlich als das ganze Verfahren betrachtet worden. Will man sich über die Präparation der Theeblätter wirklich genau informiren, so muß man daher die größte Vorsicht bei der Auswahl der Quellen, aus welchen man zu schöpfen gedenkt, walten lassen.

Werthvolle Angaben findet man in einigen niederländischen Werken, von Autoren verfaßt, welche auf Java mit nach dort eingewanderten gebildeteren Chinesen, besonders mit dem einen oder anderen Majoor Chinees — von der niederländischen Regierung eingesetztem Oberhaupte der aus China stammenden Bewohner — Fühlung nahmen. Weitere Nachrichten verdanken wir einigen Missionären und bewährten China-Reisenden, so z. B. Lord Amherst, dem deutschen Schriftsteller Plath und dem Niederländer Houbgeest. Von größter Wichtigkeit aber ist in dieser Beziehung ein Werk von C. A. Bruce, einem Engländer, welcher viele Jahre Theekulturen in Indien leitete und sich seine besten Gehülfen aus den chinesischen Theeprovinzen verschrieb, so daß er imstande war, auf seinen Plantagen das chinesische Originalverfahren einzuführen.

Mancher Leser mag vielleicht denken, daß man über die Theetrocknung von jedem in Europa lebenden Chinesen Aufschluß bekommen könne. Eine derartige Ansicht wäre jedoch vollständig unrichtig. Obgleich Deutschland das Land des Bieres ist, wird man doch von nur wenigen Deutschen eine zuverlässige Beschreibung der Bierbrauerei erlangen können, und dabei braut man in ganz Deutschland Bier, während in China die Theekultur sich nur auf die subtropischen Provinzen beschränkt.

Studiren wir die zuverlässigsten Quellen über die Theegewinnung, so finden wir bald, daß die Präparation des Thees eine weit umständlichere und komplizirtere ist, als in den weitaus meisten dieses Thema behandelnden Zeitungs- und anderen Berichten angegeben wird. Die vielfach verbreitete Ansicht, der Thee werde nach dem Pflücken einfach auf heißen Platten getrocknet, ist grundfalsch.

Die Trocknung der zu schwarzem Thee bestimmten Blätter beginnt in flachen Körben, in welchen sie gleichmäßig zu einer Schicht von höchstens 20 Zentimeter ausgebreitet werden. Manche Theebauern schütten den Thee auch nur 5—10 Zentimeter hoch in den Körben auf, und für feinere Qualitäten macht man die Lagen überhaupt nur mäßig stark. Die Körbe werden auf der Sonne ausgesetzte Gestelle gebracht, wo man sie je nach der Kraft der Sonnenstrahlen 1½—2½ Stunden stehen läßt. Während dieser Zeit müssen die Blätter einigemale mit den Händen umgerührt werden, so daß auch die zuerst unten liegenden an die Sonne kommen. Unter dem Einfluß der Hitze verlieren die Blätter an Feuchtigkeitsgehalt und beginnen zusammenzuschrumpfen. Sobald sich dies an der äußeren Form der Blätter bemerkbar macht, werden sie in kleinen Mengen in andere Körbe geschüttet und für etwa eine halbe Stunde in den Schatten oder, noch besser, unter ein Schutzdach gestellt. Hier kühlt der erhitzte Thee sich einigermaßen ab und ist nun nach Verlauf der genannten Zeit fertig für das Klopfen. Dieses bildet eine der für die Zubereitung des schwarzen Thees wichtigsten Manipulationen und erfordert zu seiner Verrichtung immerhin geübte Arbeitskräfte. Die Körbe mit den Blättern werden auf ein niedriges bankartiges Gerüst aber auch auf gewöhnliche Bänke gestellt, und eine Anzahl Arbeiter geht nun daran, die Blätter in ganz kleinen Mengen kräftig zwischen den flachen Händen zu klapsen. Diese Prozedur wird an jedem Korbe in Zwischenräumen von etwa einer halben Stunde noch zweimal wiederholt. Nach dem Klopfen gelangt der Thee in eiserne Pfannen, unter denen ein schwaches Feuer angezündet wird und in welchen die Arbeiter die Blätter mit den Händen so lange umrühren, bis die steigende Erhitzung dies unmöglich macht. Sobald dieser Augenblick eintritt, wird der Thee rasch in

Körbe geworfen und in den Wälzraum gebracht. Das Wälzen ist eine höchst eigenthümliche Arbeit, die nur von sehr geschickten Leuten ausgeführt werden kann. Viele Autoren erwähnen diese Verrichtung gar nicht; andere beschreiben sie nur oberflächlich, und es ist schwer, sich ein richtiges Bild von den Vorgängen dabei zu machen. Wir wollen hier wörtlich anführen, was C. A. Bruce über das Wälzen berichtet:

„Der Arbeiter faßt eine Portion Blätter zu einem Ballen zusammen, welchen er mit der linken Hand, den Daumen ausstreckend, die anderen Finger schließend, umfaßt. Die rechte Hand liegt mit ihrer Fläche ausgestreckt auf dem Theeballen. Der Arbeiter rollt nun den Theeballen mit beiden Händen von sich fort, wobei die linke Hand jenen hält, die rechte Hand aber kräftig von oben drückt, um möglichst viel Feuchtigkeit aus den Blättern herauszupressen. Der Theeballen muß sich dabei innerhalb der linken Hand wie eine Kugel drehen. Von Zeit zu Zeit wird der Ballen während des Wälzens mit den Fingern geöffnet, auch in die Höhe gehoben und auf die Hand fallen gelassen."

Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß die Theeblätter zur Zeit des Wälzens, trotz der voraufgegangenen Behandlung noch sehr feucht sind.

Nach dem Wälzen werden die Theeblätter wiederum erhitzt und darauf von neuem gewälzt. Diese Manipulationen wiederholen sich, bis der Thee nach Ansicht des Arbeitsleiters die geeignete Färbung und den gewünschten Grad von Trockenheit angenommen hat. Ist dies der Fall, so bringt man den Thee entweder in Körben zunächst in einen luftigen Raum, damit er dort kurze Zeit ruhe, oder aber in in Körben stehende Siebe, die über Gluth aufgehängt werden. In beiden Fällen muß der Thee in ganz dünnen Lagen ausgebreitet werden. Kleinere Theebauern schütten ihn wohl auch auf steinerne oder metallene Platten und dörren ihn zunächst wieder an der Sonne. Wird er über Gluth gehängt, so muß er von Zeit zu Zeit mit den Händen durchgeschüttelt werden, jedoch immer erst, nachdem man den Korb zu diesem Zweck von der Gluth weggenommen hat. Wollte man den Thee über der Gluth umrühren, so würden Theepartikelchen in jene fallen, sich entzünden und Rauch verursachen, welcher dem Thee schädlich wäre.

Diese Periode der Trocknung muß so lange ausgedehnt werden, bis die Theeblätter sich vollkommen trocken anfühlen, jedoch nicht etwa brechen.

In auf den Theehandel berechneten Betrieben schreitet man nunmehr zur Sortirung des Thees, die zuweilen mittelst verschiedener Siebe, häufig aber auch ausschließlich nur mit den Händen ausgeführt wird. Manche sortiren die Blätter nur nach zwei, Andere nach drei, und wieder Andere nach vier Größen.

Bruce nennt die Sortirung in drei Sorten als die am meisten übliche und gibt die Namen den verschiedenen Größen an als Tou-Tschong, Su-Tschong und Pau-Tschong. Wird noch eine kleinere Blättergröße aussortirt, so heißt diese Pha-Ho.

Nach dem Sortiren werden die drei oder vier Theesorten, jede für sich, weiter getrocknet. Zuweilen schüttet man sie auf Siebe, die man am Tage der Sonne, in der Nacht aber mäßiger Kohlengluth aussetzt, bis die Blätter vollständig ausgedörrt sind. Besser ist es indessen, den Trocknungsprozeß, wie schon vorher, in Absätzen vor sich gehen zu lassen. Zu diesem Zweck kommen die Blätter in ganz dünnen Schichten wieder in die Siebe, werden eine Zeitlang über Gluth gehängt, bis sie ziemlich kraus geworden sind, und dann in großen Körben zur Ruhe gestellt. Am nächsten Tag erfolgt darauf die letzte Trocknung, ebenfalls über Gluth, und zwar in nahezu bis zum Rand gefüllten Sieben von etwa 25 Zentimeter Höhe, welche in verschlossenen Körben stehen. In regelmäßigen Zwischenräumen werden die Körbe vom Feuer genommen und geöffnet, und man rührt die Blätter sanft mit den Händen durcheinander.

Die Trocknung ist beendet, sobald die Blätter zwischen den Fingern stark knistern, brechen und sich leicht zerreiben lassen. Nunmehr werden sie sofort verpackt, denn jedes Liegen an der Luft würde die Qualität des Thees ungünstig beeinflussen.

Wesentlich weniger umständlich ist die Trocknung des grünen Thees. Dieser stammt nicht etwa von einer besonderen Gattung Theestauden. Sowohl der schwarze wie auch der grüne Thee werden von der Thea chinensis gewonnen. Der Unterschied in der Farbe rührt nur von den verschiedenen Methoden der Trocknung her. Die Blätter der zahlreichen Untergattungen des Theestrauches unterscheiden sich wohl durch Größe und Form, sowie auch durch den Geschmack, kaum aber irgendwie durch die Färbung, die sich erst später je nach der Art der Trocknung verändert.

Die Blätter, welche den grünen Thee geben sollen, werden nach dem Pflücken in Siebe gebracht, die über großen, auf Feuer befindlichen Wasserkesseln hängen oder stehen, so daß die sich entwickelnden Wasserdämpfe durch die Siebe ziehen. Das Feuer darf dabei weder so stark sein, daß dichtgeballte Dampfwolken aufsteigen, noch auch so schwach, daß das Wasser nur heißen Dunst abgibt. Durch dieses Dämpfen nehmen die Blätter bald ein welkes Aussehen an. Die geeignete Dauer der Dämpfung zu beurtheilen, ist Sache der Erfahrung. Je nach der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Atmosphäre nimmt das Dämpfen kürzere oder längere Zeit in Anspruch. Ist diese Verrichtung beendet, so müssen die Blätter alsbald getrocknet werden, da sie sonst in eine Art Gährung gerathen und dabei die grüne Farbe verlieren würden. Zum Trocknen hat man Einrichtungen sehr verschiedener Art. Zuweilen bedient man sich über Gluth befindlicher eiserner Platten oder auch flacher Pfannen, häufig der Siebe, wie bei der Präparation des schwarzen Thees, manchmal auch besonderer Röstöfen aus Lehm oder Steinen mit geneigt eingemauerten flachen Röstschalen. Stets aber darf der Thee nur in dünner Schicht getrocknet werden. Die Arbeiter rühren ihn dabei mit den Händen, denn eine größere Hitze, als die menschliche Hand bei diesem Geschäft allenfalls ertragen kann, würde dem Thee schaden. Hauptbedingung bei der Trocknung des grünen Thees ist, daß diese schnell und bei reichlichem Luftzutritt erfolgt.

Sowohl dem schwarzen wie dem grünen Thee mengt der schlaue Chinese allerlei Stoffe bei, welche entweder nur auf Quantitätsvermehrung oder auch auf Verschönerung des Aussehens hinwirken sollen. Farbholzbrühe und Curcuma-Extrakte kann man als im allgemeinen unschädliche Färbemittel betrachten; sehr gefährlich aber ist das Schönen des Thees mittelst kohlensauren Kupfers. Um den Thee durch geringwerthige Beimischungen in der Quantität zu vermehren, werden sehr verschiedene Blätterarten in Anspruch genommen, mit Vorliebe die Blätter von Epilobium. Uebrigens halten die Chinesen die Verfälschung innerhalb gewisser Grenzen; der ärgste Unfug wird mit dem Thee häufig erst später im Handel getrieben, wo man ihn nicht selten mit präparirtem Lungenkraut-, Ehrenpreis-, Erlen-, Schlehen-, Weißdorn- u. s. w.-Blättern vermischt und ihn durch schädliche und unschädliche Farbstoffe beliebig färbt.

Nicht als Verfälschung, sondern als Veredelung betrachten die Chinesen die Vermengung des Thees mit Blüthen der Olea fragrans. Diese verleihen dem Thee ein besonders feines Aroma.

Die chinesische Theetrocknung hat bis heute durch kein andres Verfahren ersetzt werden können, welches imstande wäre, dem Thee einen gleich hohen Grad von Würzigkeit, Wohlgeschmack und Aroma, wie ihn die Chinesen erzielen, zu geben. Die meistens weit einfachere Theepräparation, die in Bengalen, Ceylon, Java und Afrika üblich ist, hat denn auch bei weitem nicht die gleichen Resultate aufzuweisen. K. S.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat November (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die **Milchstraße** zieht in leichtgeschwungenem, gegen Norden zu offenem Bogen vom östlichen zum nordwestlichen Horizont; in mondfreien Nächten ist sie als glänzendes Band hoch am Himmel wahrzunehmen. Um den Scheitelpunkt herum, den sie mit ihrem südlichen Rand eben noch streift, gruppiren sich die bekannten, in ihr liegenden Sternbilder der **Cassiopeja** und des **Perseus** (mit dem merkwürdigen, kurzperiodisch veränderlichen Stern **Algol**), zu denen südlich der Milchstraße noch das **Dreieck** und die **Andromeda** hinzutreten. Des berühmten, schon mit freiem Auge sichtbaren Nebels in der letzteren wurde bereits mehrfach ausführlicher Erwähnung gethan.

Die Sternbilder des **Schwans**, des **Adlers** und der **Leier** mit ihren hellen Sternen **Deneb**, **Atair** und **Wega**, sowie das Sternbild des **Delphins** stehen im westlichen Arm der Milchstraße und nunmehr schon ziemlich tief am nordwestlichen Horizont. Westlich der Andromeda und mit ihr fast in gleicher Höhe erblicken wir das langgestreckte Sternbild des **Pegasus**, noch weiter westlich, theilweise schon im Untergang begriffen, die Sternbilder des **Füllens** und des **Wassermanns**, während am südwestlichen Horizont der **südliche Fisch** fast schon vollständig untergegangen ist und nur noch der hellste Stern desselben, **Fomalhaut**, an dieser Stelle des Himmels durch sein lebhaftes Farbenspiel unser Auge erfreut.

Im Süden hat das langgezogene Sternbild des **Walfisches** mit dem bekannten, ebenfalls sehr merkwürdigen, veränderlichen Stern **Mira** (o Ceti) bereits zur Hälfte den Meridian passirt; vom östlichen Ende des Walfisches aus zieht das Sternbild des **Widders** in nordwestlicher Richtung sich bis zum Dreieck und zur Andromeda hin.

Im Osten ist das glänzende Sternbild des **Orion**, mit seinem „Jakobsstab“ das Wahrzeichen unsrer Winternächte, bereits aufgegangen. Den weiten Raum zwischen ihm und dem Widder füllt fast vollständig das Sternbild des **Stiers** aus, in welchem wir außer dem Stern erster Größe **Aldebaran** (in der eine römische V bildenden Gruppe der „Hyaden“ oder „Regensterne“) noch den bekannten Sternhaufen der **Plejaden** bemerken. Am nordöstlichen Horizont, jenseits der Milchstraße, ist der **Kleine Hund** und der **Krebs** eben im Aufgang begriffen; höher stehen daselbst schon die **Zwillinge** mit den hellen Sternen **Castor** und **Pollux** und der **Fuhrmann** mit der am nördlichen Rand der Milchstraße glänzenden **Capella**. Im Norden stehen der **Große** und der **Kleine Bär**, der **Drache**, der **Luchs** und tief am Horizont die **Jagdhunde** und der **Mauerquadrant**.

Die **Sonne** bewegt sich im Laufe des Monats November abermals um mehr als 7 Grad in Deklination nach Süden und ist am Schluß des Monats von ihrer südlichsten Stellung nur noch etwa 2 Grad entfernt. Die Kulminationshöhe der Sonne beträgt um die Mitte des Monats nur noch 23°; ihre Entfernung von der Erde nimmt im November um weitere 128,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst demzufolge von 32′ 14.4″ auf 32′ 26.9″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

November	Aufgang	Untergang
1.	7 h 0 m früh	4 h 55 m abends
8.	7 11 „	4 44 „
15.	7 22 „	4 35 „
22.	7 39 „	4 27 „
30.	7 43 „	4 21 „

Die Tageslänge nimmt somit im Laufe des Monats November um etwas mehr als 1¼ Stunden ab, und zwar entfallen von dieser Abnahme auf die Morgenstunden rund ¾ Stunden und auf die Abendstunden rund ½ Stunde. Am Schluß des Monats beträgt die Tageslänge (ohne Dämmerung) noch 8 Stunden 38 Minuten.

Am 22. November vormittags findet eine **ringförmige Sonnenfinsterniß** statt, die um 5 Uhr 20 Min. früh (mitteleuropäische Zeit) beginnt und um 11 Uhr 20 Min. vormittags endigt. Da diese Finsterniß jedoch nur auf der südlichen Hälfte von Afrika, im Indischen Ozean, in Australien und auf den Sunda-Inseln sichtbar ist, entbehrt sie für uns des weiteren Interesses.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat November sind folgende:

5. November	5 h	nachm.	Erdnähe (48,000 Meilen)
6. „	12	nachts	Vollmond
14. „	4	früh	Letztes Viertel
17. „	7	abends	Erdferne (55,000 Meilen)
22. „	8	früh	Neumond
29. „	7	abends	Erstes Viertel

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

November	Aufgang	Untergang
1.	1 h 50 m nachm.	12 h — m nachts
8.	5 57 abends	8 53 vorm.
15.	12 21 nachts	1 24 nachm.
22.	7 36 früh	4 36 „
30.	12 48 nachm.	12 6 nachts

Am 10. November wird der Planet Neptun, am 23. November Jupiter vom Monde bedeckt, beide Bedeckungen sind jedoch in unsern Breiten nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** verschlechtern sich immer mehr.

Merkur besitzt zunächst noch rechtläufige Bewegung im Sternbild des Skorpions, wird am 9. November dort stationär und geht dann in rückläufiger Bewegung vom Sternbild des Skorpions in das der Waage, wo er am Schluß des Monats abermals stationär wird. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. November 19.8 Mill. Meilen, sie sinkt bis zum 20. November auf 13.8 Mill. Meilen herab, um bis zum Schluß des Monats wieder auf 16.9 Mill. Meilen anzuwachsen. Der scheinbare Durchmesser seiner nur als schmale Lichtsichel erscheinenden Scheibe beträgt am Anfang des Monats 6.8″, am Schluß desselben 8.0″, zur Zeit seiner größten Erdnähe (20. November) 9.9″. Am 18. November geht Merkur durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn, am 20. November kommt er in **untere Konjunktion mit der Sonne** zu stehen, wobei sein Abstand vom südlichen Sonnenrand nur etwa ¼ Grad beträgt; am 23. November endlich passirt er das Perihel seiner Bahn. Merkur geht in der ersten Novemberwoche etwa ½ Stunde nach der Sonne unter, ist also während dieser Zeit **Abendstern**, wogegen er in der letzten Novemberwoche reichlich 1½ Stunden vor der Sonne aufgeht und dann in den frühen Morgenstunden am südöstlichen Himmel als **Morgenstern** bequem mit freiem Auge sichtbar ist.

Venus bewegt sich rechtläufig im Sternbild der Jungfrau weiter vorwärts. Ihr Abstand von der Erde steigt im Laufe des Monats von 20.8 auf 24.7 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 75 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 16.3″ auf 13.7″ herab, was ihrem Glanze jedoch zunächst noch wenig Eintrag thut. Am 13. November geht Venus durch das Perihel ihrer Bahn, am 19. November kommt sie in Konjunktion mit dem Mond zu stehen. Venus geht im Monat November durch-

schnittlich um 3½ Uhr nachts auf, sie ist also während des ganzen Monats als hellstrahlender Morgenstern in den frühen Tagesstunden am östlichen Himmel sichtbar.

Mars bleibt rechtläufig im Sternbild des großen Löwen. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 29.6 auf 24.4 Mill. Meilen herab, so daß der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu neun Zehnteln beleuchteten Scheibe von 6.5" auf 7.8" ansteigt. Mars steht am 22. November in Quadratur zur Sonne, am 14. November in Konjunktion mit dem Monde. Er geht im Monat November durchschnittlich um 11¼ Uhr nachts auf, kann somit, da er rasch emporsteigt, in der zweiten Hälfte der Nacht — an seinem röthlichen Licht leicht erkennbar — am Himmel wahrgenommen werden.

Jupiter gelangt in langsamer rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Skorpions in das des Schlangenträgers. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. November 122.6, am 30. November 125.9 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beläuft sich zu den gleichen Zeitpunkten auf 30.0", bezw. 29.2". Jupiter geht im Monat November durchschnittlich 1 Stunde nach der Sonne unter, er ist also nur noch für ganz kurze Zeit tief am südwestlichen Abendhimmel sichtbar. Am 23. November kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, für Gegenden in höheren Breiten findet hiebei eine Bedeckung des Planeten statt.

Saturn ist fortgesetzt langsam rückläufig im Sternbild des Schützen. Seine Entfernung von uns steigt im Laufe des Monats von 214 auf 223 Mill. Meilen an; der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt durchschnittlich 14.2", während die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes um die Monatsmitte folgende sind: Große Achse 34.7", kleine Achse 15.5". Saturn geht Anfang November fast 3 Stunden, Ende November noch 1¾ Stunden nach der Sonne unter, er kann also den ganzen Monat hindurch noch während der ersten Abendstunden am Himmel wahrgenommen werden. Am 24. November steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Uranus bewegt sich im Sternbild des Skorpions rechtläufig um etwa zwei Grad vorwärts. Im Monatsdurchschnitt beträgt seine Entfernung von der Erde 402 Millionen Meilen und der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.5". Uranus geht im November durchschnittlich knapp eine Stunde nach der Sonne unter, ist also der Beobachtung nicht mehr zugänglich.

Neptun setzt seine äußerst langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Stiers fort und nähert sich dabei beständig der Erde, von der ihn ein durchschnittlicher Abstand von 586 Millionen Meilen trennt. Da er Mitte November bereits um 6½ Uhr abends aufgeht, kann er die ganze Nacht hindurch am Himmel beobachtet werden. In der Nacht vom 9. auf 10. November wird er vom Mond bedeckt, doch ist diese Bedeckung nur in hohen südlichen Breiten sichtbar.

Sternschnuppen. Außer zahlreichen vereinzelten, aus verschiedenen Gegenden des Himmels, insbesondere aus dem Großen Bären und aus dem Orion ausstrahlenden Sternschnuppen, sind zwischen dem 11. und 18. November die unter dem Namen „Leoniden“ bekannten periodischen Sternschnuppenfälle zu erwarten, deren zeitenweise besonders glänzende Erscheinungen schon vor tausend Jahren beobachtet wurden. Die Erde passirt auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich um die angegebene Zeit die elliptische Bahn dieses Meteoritenschwarmes, der, wie Schiaparelli in Mailand zuerst gezeigt hat, mit der des Kometen 1866I zusammenfällt. Es ist wohl noch allgemein erinnerlich, daß man im vorigen Jahre auf ein Zusammentreffen der Erde mit diesem Schwarm und dementsprechend auf einen besonders reichen Sternschnuppenfall gerechnet hatte, daß aber die gehegten Erwartungen sich nicht erfüllt haben. Ueber die Ursache des Ausbleibens des erwarteten „Sternschnuppenregens“ sind auch heute noch die Ansichten getheilt; es ist indessen äußerst wahrscheinlich, daß infolge der durch die Planeten Jupiter und Saturn verursachten Störungen der Radiusvector der Leonidenbahn vergrößert wurde und demgemäß die Erde auf absehbare Zeit hinaus mit dem Hauptschwarm der Leoniden überhaupt nicht mehr zusammentrifft. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß mit Rücksicht auf diese Umstände die Beobachtung der Leoniden nur noch erhöhtes Interesse gewinnt. Das Maximum der Frequenz der letzteren ist wieder für die Nacht vom 15. auf 16. November zu erwarten. Der Mond tritt schon am 14. November in die Phase des letzten Viertels und geht am 15. November in München um 12½ Uhr nachts — etwa zwei Stunden später als der Radiationspunkt der Leoniden — auf, er wird also die Beobachtung der letzteren nicht übermäßig stören.

Ein zweiter periodischer Sternschnuppenfall — die Andromediden oder Bieliden —, dessen Radiationspunkt in der Andromeda liegt, steht für die Zeit vom 20. bis 25. November in Aussicht. Der Andromedidenschwarm, dessen Bahn nach Lage und Gestalt mit der des berühmten Biela'schen Kometen zusammenfällt, wird ziemlich allgemein als Auflösungsprodukt dieses seit 1852 nicht mehr gesehenen periodischen Kometen betrachtet. Schon im Herbst 1898, dann noch vor Jahresfrist wurde auch von den Andromediden eine besonders glänzende Erscheinung erwartet — wie man weiß, beidemal gleichfalls vergeblich. Umsomehr sollte auch in diesem Fall zur Zeit der Maximalfrequenz eine über möglichst viele Orte ausgebreitete Ueberwachung des Himmels stattfinden. Eine solche verspricht um so erfolgreicher zu werden, als der Mond am 22. November in die Phase Neumond tritt, somit eine Störung durch Mondlicht auf keinen Fall zu befürchten ist. -rt-

* **Jena.** In der philosophischen Fakultät an der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. Otto Lemmermann aus Buxtehude mit einer Probevorlesung über „den Nährwerth der Cellulose“.

* **Gießen.** Für das Fach der Nationalökonomie und Statistik habilitirte sich, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, Dr. Robert Liefmann aus Hamburg mit einer öffentlichen Vorlesung über das Thema „Die Allianzen und gemeinsame monopolistische Vereinigungen der Unternehmer und Arbeiter in England“.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Friedrich August König, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Privatdozent für englische Philologie in der philosophischen Fakultät der Universität Basel, Dr. Gustav Binz, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Christiania,** 2. Nov. (Tel.) Wie verlautet, schlug die hiesige Universität für die vakante Professur der Chemie Professor Goldschmidt in Heidelberg vor.

* **Aus Rußland.** In Charkow ist am 24. Oktober, wie man der „Frkf. Ztg.“ berichtet, der ordentliche Professor emer. M. Kowalski im Alter von 65 Jahren gestorben. Er war seit 1869 als Professor der reinen Mathematik an der Universität Charkow thätig. — In St. Petersburg ist nach langem Leiden der besonders durch seine Erforschung Sibiriens bekannte Meteorologe und Geograph Ferdinand Müller im 63. Lebensjahr gestorben.

Jahrgang 1900. München, Montag, 5. November. Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Goethe's Cellini-Uebersetzung.

Von Dr. Karl Boßler.

I.

Am 3. November 1500, morgens 4¼ Uhr, wurde in Florenz der berühmte Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini geboren. Allenthalb in Itolien und auch diesseit der Alpen war man beflissen, das denkwürdige Datum durch eine Reihe von Festveronstoltungen, Reden und wissenschoftlichen Studien zu feiern.

Für uns Deutsche aber dürfte es nicht unziemlich sein, bei dieser Gelegenheit auch jener verdienstlichen und liebevollen Arbeit zu gedenken, die uns zum erstenmol mit dem Schoffen und Wesen des wunderlichen Florentiners bekonnt machte: Goethe's Uebersetzung der Cellinischen Selbstbiogrophie.

Wos ihn zu dieser Arbeit bestimmte, sagt uns Goethe selbst in seinen „Tog- und Jahresheften" von 1796. „Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung, ihm zu folgen, nöthigte mich zu monnichfaltigen Studien, deren Aktenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich foßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß, seine Selbstbiographie zu übersetzen; besonders weil sie Schillern zu den Horen brouchbor schien."

So kamen denn in den Jahrgöngen 1796—98 der „Horen" die ersten Proben dieser Uebersetzung zutage.

Wie aus dem kritischen Anhong der Weimarer Goethe-Ausgobe[1]) ersichtlich ist, übersprang der Uebersetzer bei dieser lieferungsweisen Erstveröffentlichung mehrere Portien des italienischen Originals, die ihm weniger wichtig, oder weniger onziehend erschienen, und füllte die entstandenen Lücken durch vermittelnde Bemerkungen, Fußnoten u. dergl. Goethe hotte seine besonderen Gründe, um nicht streng und schnurgerod der Reihe nach weg zu übersetzen: am 4. Februor 1796 schreibt er on Schiller: „Ich habe diese Tage das Werk des Cellini über dos Mechanische verschiedener Künste von Göttingen erhalten. Es ist trefflich geschrieben und sowohl die Vorrede ols das Werk selbst gibt über den wunderboren Mann schöne Aufschlüsse. Ich habe mich daher gleich wieder an sein Leben gemacht, allein die Schwierigkeiten der Behondlung bleiben immer dieselben. Ich will nur anfangen, einige interessonte Stellen zu übersetzen und erwarten, was sich weiter macht. An einem Leben ist ohnedem weiter nichts, nach meiner realistischen Vorstellungsart, als das Detoil, besonders nun gar bei einem Particulier, wo keine Resultote zu denken sind, deren Weite und Breite uns ollenfalls imponiren könnten, und bei einem Künstler, dessen Werke, die bleibenden Wirkungen seines Doseins, nicht vor unsern Augen stehen."

Je weiter aber Goethe in der Arbeit vorrückte, desto seltener wurden solche Unterbrechungen des Originals, desto mehr wuchs sein eigenes Interesse, desto höher wurde der Begriff, den er sich von der Wichtigkeit dieses Dokuments mochte[2]) und desto louter verlangte die wachgerufene Neugier des Publikums nach dem g a n z e n, unzerstückelten Cellini.[3]) Schon 1798 verlohnte es sich, einen Nochdruck zu veronstalten[4]) und fünf Johre nachher besorgte Goethe selbst die erste vollständige Ausgabe seiner Uebersetzung mit einem Anhong „bezüglich auf Sitten, Kunst und Technik".[5])

Bevor wir der Arbeit Goethe's nöher treten, lossen wir ihm selbst noch einmol das Wort und hören, wie hoch er von der Thätigkeit des Uebersetzens überhaupt dachte: Am 20. Juli 1827 schreibt er in einem Briefe an Carlyle:

„Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn mon das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung jedoch festhält, doß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung trogen die Deutschen seit langer Zeit schon bey.

„Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich ouf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert

„Und so ist jeder Uebersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft mocht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mog, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.

„Der Koran sogt: ‚Gott hat jedem Volk einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache.' So ist jeder Uebersetzer ein Prophet seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wennschon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag

[1]) Abth. I Bd. 43, 381 f.

[2]) Vgl. Goeth. Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. 1830, Bd. 31 S. 146.

[3]) Brief an Schiller vom 19 Okt. 1796

[4]) Benvenuto Cellini: Eine Geschichte des XVI. Jahrhunderts. Braunschweig bei J. Bauer 1798. 3 Bde.

[5]) Leben des Benvenuto Cellini, Florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhang herausgegeben von Goethe. Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803. 2 Bde. 8°. Hier findet sich auch zum ersten Mal die Eintheilung in Kapitel, welche Goethe einer englischen Uebersetzung abgesehen hatte.

unmerkart bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft, als das Evangelium einem jeden Volk in seiner eigenen Sprache zu verkündigen."

Goethe muß also doch etwas „wahrhaft Verdienstliches", d. h. einen allgemein menschlichen Werth, ein Stück inter-, oder besser über nationaler Weltliteratur in der Selbstbiographie des florentinischen Goldschmieds gefunden haben; aus rein kunsthistorischen Spezialinteressen hätte er sich wohl kaum der langwierigen Arbeit dieser Uebersetzung unterzogen. Der Mensch vor allem, der sich ihm hier enthüllte, mußte ihn gewinnen. In der That begegnen wir da und dort in Goethe's Aeußerungen den Spuren eines höchst lebhaften psychologischen Interesses für Benvenuto. Wo er etwa ähnlich angelegte Charaktere trifft, erinnert er sich gern seines Cellini. Im August 1797 lernt er einen italienischen Künstler Namens Isopi kennen und schreibt: „Ich habe nun auch die Vasen von Isopi gesehen. . . . Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Isopi keine Spur von jener Roheit hat, so ist er doch ein ebenso fürchterlich passionirter Itialiäner. Die Art, wie er die Franzosen haßt und wie er sie schildert, ist einzig; so wie er überhaupt eine höchst interessante Natur ist."[6])

In dem Chevalier Fontvielle de Toulouse mit seinen Mémoires historiques (Paris 1824) erkennt er „eine Art von modern französischem Cellini" wieder[7]) und die Bekanntschaft mit Hieronymus Cardanus veranlaßt ihn zu einer interessanten Parallele: „Gar oft haben wir bei ihm, seiner Umgebung und seinem Bestreben, an Cellini denken müssen, umsomehr, als Beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Konfessionen Beider, wie man sie wohl nennen kann, treffen darin zusammen, daß die Verfasser, obschon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen und in ihrer Reue sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmischt. Erinnern wir uns hiebei noch eines jüngeren Zeitgenossen, des Michael Montaigne, der mit einer unschätzbar heiteren Wendung seine persönlichen Eigenheiten, sowie die Wunderlichkeiten der Menschen überhaupt, zum besten gibt; so findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimniß dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der sogenannten Konfessionen aller Zeiten würde in diesem Sinn gewiß schöne Resultate geben. So scheinen uns die Bekenntnisse, deren wir erwähnten, gewissermaßen auf den Protestantismus hinzudeuten."[8])

Von einem so hohen und weitschauenden Standpunkt aus also betrachtete und werthete Goethe die Vita Cellini's: sie ward ihm gleichsam zu einem Markstein erster Ordnung in der Entwicklung des menschlichen Gewissens. Cellini, meint er, dürfe nicht bloß als Repräsentant seines Jahrhunderts, sondern vielleicht als Repräsentant der gesammten Menschheit gelten. „Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkenntlichen Zügen, in jedem menschlichen Busen eingeschrieben ist."[9])

Goethe ist aber weit entfernt, das menschliche Individuum aus seinem geschichtlichen Zusammenhang und Milieu herauszureißen; im Gegentheil: er will sich das Eine niemals ohne das Andere denken, und das psychologische Interesse verschmilzt sich ihm immer aufs innigste mit dem historischen. So sagte er denn auch im Hinblick auf Cellini's Vita: „Es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeineren Geschichte hineinlocken."[10])

Diese echt wissenschaftliche Art der allseitigen Ergründung des Individuums zugleich und seiner Zeit geht überall den genetischen Kausalzusammenhängen nach, und die Studien, mit denen Goethe seine Cellini-Uebersetzung umgab („Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini"), sind bei aller Unvollständigkeit und Flüchtigkeit doch ein schönes Zeugniß des umsichtigsten Bemühens. Es ist hier nicht der Ort sie näher zu würdigen. Wer sich eingehender zu unterrichten wünscht über die Leistungen Cellini's in den bildenden Künsten, den verweisen wir auf das schöne Prachtwerk von *E. Plon:* B. Cellini, orfèvre, medailleur, sculpteur. Recherches sur sa vie, sur son oeuvre et sur les pièces qui lui sont attribuées. Paris 1882.[11])

Was wir aber in Goethe's Studium zu Cellini vergeblich suchen, ist eine Würdigung des Schriftstellers. Obgleich Goethe die literarische Bedeutung der Vita hinlänglich kannte, um zu bemerken, „daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe,"[12]) so glaubte er doch, sich einer Anpreisung des von ihm übersetzten Werkes aus Gründen der Bescheidenheit enthalten zu müssen.

Wenn wir nun trotzdem erfahren wollen, ob und inwieweit Goethe die schriftstellerische Eigenart Cellini's erfaßt hat, so müssen wir uns schon bequemen, die Goethe'sche Wiedergabe mit dem Cellini'schen Original zu vergleichen.

II.

An italienischen Ausgaben der Vita di Benvenuto Cellini fehlt es wahrhaftig nicht; einen definitiven kritischen Text mit Kommentar verspricht uns für die nächste Zeit Professor Orazio Bacci in Florenz. — Ein eigenthümlicher Zufall aber wollte es, daß Goethe sich gerade des verhältnißmäßig fehlerhaftesten und nachlässigsten aller Drucke bedienen mußte, denn ein besserer existirte zu jener Zeit noch nicht, da man erst im Jahre 1829 auf die in der Laurentiana aufbewahrte Originalhandschrift der Vita zurückgriff.

Der Liebenswürdigkeit des Hrn. Dr. Ruland verdanke ich es, das von Goethe benutzte italienische Exemplar vom Weimarer Goethe-Nationalmuseum zur Einsicht erhalten zu haben. Es ist die früheste Cellini-Ausgabe, ohne Datum und mit falschem Druckort (Colonia); ein stattlicher Quartband mit klarem Druck auf starkem Papier; sie wurde 1728 in Neapel (nicht, wie Goethe vermuthete, 1730 in Florenz) von Antonio Cocchi besorgt und einem englischen Lord, Richard Boyle, zugeeignet.

Vergleicht man den Text, wie er Goethe vorlag, etwa mit der zuverlässigsten modernen Ausgabe, die wir bis jetzt besitzen,[13]) so wird man im ganzen den Unterschied der beiden Redaktionen recht unbedeutend finden. In den allerseltensten Fällen nur zeigt sich der Wortsinn durch Abweichungen oder Auslassungen in der von

6) Werke, Ausg. letzter Hand. 48, 91.
7) ibid. 45, 421.
8) ibid. 53, 141.
9) Anhang zur Lebensbeschreibung des B. Cellini.

10) ibid.
11) Dazu vom selben Autor: Nouvel appendice aux Recherches etc. Paris 1884.
12) Anhang.
13) La Vita di B. C. scritta da lui medesimo nuovamente riscontrata sul cod. Laurenz. con note e illustr. di G. Guasti. Firenze, Barbèra, 1890.

Goethe benutzten Ausgabe alterirt, und wenn d'Ancona und Bacci in ihrem populären Literaturhandbuch diese Ausgabe ohne weiteres als inkorrekt (scorretta) bezeichnen, so heißt das die philologische Akribie doch etwas zu weit treiben. Sie ist ungenau, diese alte Ausgabe, aber nicht inkorrekt. Ihre durchgehende Tendenz ist die des Glättens und Abflachens; und sie möchte auf ihre Weise sogar korrekt sein.

Cellini hat bekanntlich seine Vita nur zum kleinsten Theil mit eigener Hand geschrieben; das Meiste diktirte er, während er in seiner Werkstatt arbeitete, einem 14 jährigen Knaben in die Feder. Beide, Schreiber und Verfasser, scheinen in den theoretischen Elementen ihrer Muttersprache nicht sehr sattelfest gewesen zu sein, und das so entstandene Original der Vita zeigt uns darum eine fast beispiellose Regellosigkeit, eine stark dialektisch beeinflußte Orthographie, eine höchst ungeordnete Syntax, aber eine um so spontanere, lebensvollere und echt florentinische Ausdruckweise. Cellini selbst hatte das Gefühl, eine etwas ungeschlachte Prosa zutage gefördert zu haben, und unterbreitete sein Manuskript dem gelehrten Benedetto Varchi zur Korrektur. Dieser feinsinnige Apologet des florentinischen Idioms und Verfasser des Ercolano aber verzichtete wohlweislich darauf, die naturwüchsige Sprache des Florentiner Goldschmieds anzutasten.

Was sich Varchi versagte, das hat nun offenbar der Schreiber des von Goethe benutzten Textes einigermaßen nachholen wollen. Der größte Theil seiner Abweichungen sind nichts als orthographische, respektive lautliche Korrekturen und könnten von uns, als für eine Uebersetzung irrelevant, ohne weiteres vernachlässigt werden, wenn sie nicht, wie mir scheint, eine sehr beachtenswerthe Konsequenz nach sich gezogen hätten.

Goethe's Text z. B. schreibt meistens:

detto	statt	ditto
nessuno	„	nissuno
gettare	„	gittare
danari	„	dinari
maschio	„	mastio
avrei	„	arei
avuto	„	auto
augurio	„	aurio
stringere	„	strignere
dietro	„	drieto
filosofo	„	filosafo
smisurato	„	ismisurato u. a.

ferner:

levarono	statt	levorno
partirono	„	partinno
vide	„	vidde
lavorasse	„	lavorassi (3 ps.)
due	„	dua
miei	„	mia
all'armi	„	all'arme
ardenti fiamme	„	ardente fiamme
dote	„	dota
la quale	„	la quali
quei vecchi	„	quelli vecchi u. a.

Unter den kleineren syntaktischen Korrekturen ist besonders häufig und charakteristisch die Einschränkung des dialektisch und mißbräuchlich gesetzten lui durch egli, z. B. di poi che egli fu sicuro, statt des ursprünglichen di poi che lui fu sicuro.

Man sieht ohne weiteres, daß alle derartigen Korrekturen das gemeinsame Ziel haben, dem Original sein anormales, archaisches und mundartliches Gepräge zu nehmen, um ihm einen moderneren und schriftitalienischeren Anstrich zu geben. Obschon diese Korrekturen nicht mit Konsequenz, sondern nur mit nachlässiger und sporadischer Willkür — oder gar unwillkürlich und unbewußt durchgeführt sind, so drücken sie immerhin die Unzahl jener kleinen und dem Sprachkenner so kostbaren Charakteristika der cellinischen Schreib- und Sprechweise auf ein Minimum herab; und da sich das Florentinische so wie so fast nur durch die Aussprache (Orthographie) vom Schriftitalienischen unterscheidet, so wird hier die mundartliche Nuance des Originals, die wie ein matter Schmelz über unberührten Früchten liegt, zum größten und besten Theil abgestreift durch die Hand des Herausgebers. Ein geschulter Philologe dürfte freilich auch hier noch Anzeichen genug für den dialektischen Charakter des Originals entdecken. Ein geschulter Philologe aber war Goethe nicht; besonders kein geschulter Italiener; und man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß er das mundartliche Gepräge der Cellini'schen Prosa nicht erkannte und daß er den verschlimmbesserten Text, der ihm vorlag, für baares Schriftitalienisch nahm.

Für eine sinngetreue Widergabe mochte dieses Versehen ohne schlimme Folgen bleiben; für eine künstlerisch getreue Wiedergabe aber mußte es verhängnißvoll werden. Weniger die Richtigkeit der Goethe'schen Uebersetzung mußte darunter leiden, als ihr Stil.

Sehen wir uns die von Goethe zugrunde gelegte Ausgabe noch einmal näher an: die glättende Hand ihres Schreibers beschränkt sich nicht immer auf die lautliche Gestalt der Worte, sondern greift auch oft genug in den Cellini'schen Satzbau schlichtend und entwirrend ein.

Ich habe in einer kleinen Studie über Cellini's Stil gezeigt, wie unlogisch, wie verwirrt, wie hastig und nachlässig dieser Satzbau ist.[14]) Ein Herausgeber oder Abschreiber müßte sich schon Zwang anthun, um nicht da und dort zu korrigiren. Die Anakoluthe, die Durchbrechungen der Kongruenz, die Auslassungen u. s. w. sind gar zu häufig! Wenn unser Schreiber noch verhältnißmäßig diskret verfahren ist, so haben wirs vielleicht nur seiner Zerstreutheit zu danken. Seine Abweichungen, sofern sie nicht rein zufälliger Natur sind oder auf Mißverständnissen beruhen, verhalten sich in verschiedener Weise zum Original: entweder sind sie grammatikalisch und wollen an Stelle der idiomatischen Syntax die schriftitalienische stellen — ein Fall, von dem wir bereits ein Beispiel kennen —, oder aber sind sie logisch und wollen ein unvollkommen ausgedrücktes Beziehungsverhältniß von Vorstellungen besser, gemeinverständlicher präzisiren.[15]) Ein besonders evidentes Beispiel mag hier Platz finden. Das Original schreibt: Di poi dua anni di nuova ingravidò: e perchè quei vizi che hanna le donne gravide, molto vi si pon cura, gli erano appunto come quelli del parto dinnanzi; in modo che erano resoluti che la dovessi fare una femmina come la prima, e gli avevano d'accordo posto nome Reparata.

Unsre Ausgabe aber klärt und verwässert folgendermaßen: Dipoi due anni di nuovo ingravidò, e perchè le donne gravide sogliono por cura a certi vizj, ch'elle hanno nelle loro gravidanze, in questa essendo appunto come qua' del parto d'avanti, credettero che mia madre dovesse fare una femmina come la prima; e già avevano accordato di porle nome Reparata.

Was der Text an Gemeinverständlichkeit gewinnt, das verliert er in solchen Fällen doppelt an Kraft und

[14]) B. Cellini's Stil in seiner Vita. Versuch einer psychologischen Stilbetrachtung. Halle 1899.

[15]) Aesthetisch-stilistisch gemeinte Korrekturen sind offenbar ausgeschlossen.

Charakter. Nur vergesse man aber nicht, daß solche Fälle verhältnißmäßig selten sind, und daß dem Gesammtcharakter des cellinischen Stils durch ein paar abgeglättete Phrasen noch lange kein Eintrag geschicht. Der Abschreiber hätte getrost und ohne Schaden noch doppelt so viel Wasser in diesen Wein gießen dürfen. Die persönliche Note in Cellini's Prosa ist so stark, sein Stil ist so urkräftig, so urbizarr, so kapriziös, so leidenschaftlich kühn und gesucht, daß es einer gründlichen Umarbeitung bedürfte, um seinen Charakter zugrunde zu richten.

Mit dem von Goethe benutzten italienischen Text hat es also eine doppelte Bewandtniß: er verwischt die mundartliche Färbung ziemlich stark, bewahrt aber im übrigen die Originalität der cellinischen Ausdrucksweise mit befriedigender Treue. Dieses unser Resultat scheint mir auch zu Goethe's eigener Auffassung recht gut zu stimmen.

Daß Cellini im Dialekte dachte und sprach und infolgedessen auch zumeist nach dem Dialekte schrieb, daß sich sein Sprachgefühl in der Hauptsache am Dialekt und nicht an der Literatursprache gebildet hatte, das ist Goethe einfach entgangen. Vergebens suchen wir nach der mundartlichen Farbe in seiner Uebersetzung; sie ist im reinsten Schriftdeutsch gehalten und bemüht sich auch nicht zum mindesten, ein vulgäres Geschmäckchen anzunehmen. Höchstens manchaml ein apokopirtes e (z. B. „wenn es wahr wär'; zwanzig Jahr'), oder ein familiär eingeschaltetes Partikelchen (denn, dann rc.) in direkter Rede.

Die persönliche Note aber, das Charakteristische in Cellini's Stil, hat er sehr wohl gespürt und empfand auch die Verpflichtung, sowie die Schwierigkeiten, es in der Uebersetzung wiederzugeben. Die englische Cellini-Uebersetzung des Thomas Nugent (London 1771) tadelt er, weil sie gerade die „kurzstreichen Charakterzüge", worauf das höchste Interesse ruhe, ausgelöscht habe.[16])

III.

Nun fragt es sich aber, ob und inwiefern Goethe wenigstens auf Grund seines, wie wir sahen, verwässerten Textes den Anforderungen der wörtlichen und künstlerischen Uebersetzungstreue nachgekommen ist.

Eine sonderliche Wortgenauigkeit wird durch Goethe's eigenthümliches Verfahren von vorneweg schon ausgeschlossen. Im März 1798 ließ er nämlich seinem Manuskript eine „ästhetisch-stilistische Korrektur" angedeihen, wobei er Lücken, Anakoluthe u. dgl. frei nach dem Zusammenhang ergänzte und ordnete, ohne das italienische Original überhaupt noch einmal zu Rathe zu ziehen.[17]) Daß er außerdem das Italienische manchmal recht gründlich mißverstand, ist aus seiner Uebersetzung der Napoleans-Ode von Manzoni schon genügend bekannt. So brauchen wir denn auch im Cellini nicht lang nach Schnitzern zu suchen. Gleich am Anfang steht einer, der als Beispiel dienen mag. Giavanni mio figliuolo è il più valente giovane e di Firenze e d'Italia, e se io prima gli avessi volsuto dar moglie, avrei avute delle maggiori dote, che si dieno in Firenze a' nostri pari. „Johann, mein Sohn, ist der trefflichste Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längst verheirathen wollen, so könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unsres Gleichen in Florenz finden mögen." Weit häufiger aber als derartige Mißverständnisse syntaktischer Verhältnisse ist die halbe, approximative Wiedergabe von Worten und Wendungen an Stelle der ganzen, deckenden. Zum Beispiel p. 10 per vera virtù di Dio, che non paga il sabato wird übersetzt: „Durch Gottes Schickung, der die Frevler bestraft", statt etwa: Durch Gottes M a c h t , der die Frevler s c h l i e ß l i c h d o c h bestraft oder etwa: Durch die Macht Gottes, dessen Mühlen langsam mahlen, aber fein. Fast auf jeder Seite der Goethe'schen Uebersetzung könnten wir — man verzeihe uns die Kühnheit — derartige Verbesserungen anbringen durch akuratere, schlagendere Ausdrücke.

Allein, was schadet die Ungenauigkeit im einzelnen, möchte man einwerfen, wenn nur der Stilcharakter im großen gewahrt bleibt.

Hier ist es nöthig, daß wir uns kurz über den Begriff des Stils klar werden. Stil ist meines Erachtens nichts anderes, als der i n d i v i d u e l l e Sprachgebrauch eines Schriftstellers im Gegensatz zu dem gemeinsamen Sprachgebrauch Aller. Le style c'est l'homme. Wer keine scharfgeprägte Künstlerindividualität hat, kann auch keinen scharfgeprägten Stil haben und vice versa. In dieser Erwägung habe ich meine oben citirte Stiluntersuchung über Cellini nach p s y c h o l o g i s c h e n Gesichtspunkten durchgeführt und sprach in Anlehnung an Gröber[18]) von einer gefühlsmäßigen, künstlerischen und einer verstandesmäßigen, syntaktisch-logischen Seite des Stils, bin aber bei italienischen Gelehrten zum Theil auf ablehnende Kritik gestoßen.[19]) Prof. Bacci versteht freilich etwas ganz anderes unter Stil als ich:[20]) nämlich eine Raritätensammlung unerhörter Ausdrücke. Er möchte das populäre Element in einem Stil, das literarische, das allgemeine und zufällige ausscheiden und hofft dann, den eigentlichen Cellini'schen Stil gleichsam im Extrakt zu erhalten. Er tadelt es darum, wenn ich eine Anzahl ganz gewöhnlicher gemeinitalienischer syntaktischer Erscheinungen in die Beschreibung des Cellini'schen Stiles hereinnehme. Der Chiasmus: Così mi menorno e chiusonmi scheint ihm z. B. uninteressant, „unschuldig". Ich frage ihn aber auf sein italienisches Sprachgewissen hin, das jedenfalls viel empfindlicher ist als das meinige, ob nicht die gewöhnliche Stellung:[21]) così mi menorno e mi chiusono einen verschiedenen Eindruck auch in ihm hinterläßt. Ich habe durchaus nicht das Außerordentliche im Stile Cellini's beschreiben wollen, sondern d e n S t i l Cellini's, und von diesem Gesichtspunkte aus fand ich allerdings Alles interessant. Die persönliche Note aus einem Stile herausschälen zu wollen durch Beseitigung alles Allgemeinen ist schlechthin unmöglich.[22]) Oder gehört es nicht etwa zur allerpersönlichsten Individualität eines Schriftstellers, sein Sprach-

16) Brief an H. Meyer vom 15. Sept. 1796. Goethe-Jahrb. III, 229.

17) Weim. Ausg. 48, 385.

18) Grundriß der romanischen Philologie I, 213 ff.

19) Mit B. Croce's Einwänden habe ich mich bereits im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie", Januar 1900, auseinandergesetzt und habe auf seine Erwiderung in der „Flegrea" II, 1. April nur noch zu bemerken, daß der subjektive Untergrund auch in den allgemein anerkanntesten esthetischen oder historischen Werthurtheilen weder von Gröber noch von mir geleugnet oder verkannt wird. Das hindert uns aber nicht, nach den „objektiven" Stützpunkten und Maßstäben, die uns eine historische und vergleichende Stilistik bietet, vertrauensvoll zu greifen. Die Unzulänglichkeit menschlicher Abstraktionen (wie Sprachgebrauch, Grammatik, Dialekt u. s. w.) darf uns nicht entmuthigen, sie auch fernerhin — freilich mit Vorsicht — zu gebrauchen.

20) Er hat meine Arbeit einer eingehenden und nachsichtigen Kritik unterworfen (Rassegna bibliografica VIII), für die ich ihm um so freudiger meinen Dank ausspreche, als ich mich in den Hauptresultaten meiner Untersuchung mit ihm einig finde.

21) Daß Inversion, Repetitio u. s. w. Erscheinungen seien, die gegen die G r a m m a t i k verstoßen, habe ich wahrhaftig nirgends behauptet. Aber sie sind nicht die Formen der objektiven und nüchternen, sondern der gefühlsmäßigen und schildernden Erzählung.

22) Die Eintheilung in vulgäre, literarische Stilelemente u. s. w. eignet sich für die Stilgeschichte, nicht aber für die monographische Darstellung einer Stilindividualität, wie ich sie geben wollte.

gefühl am Dialekt gebildet zu haben? Er hätte es doch auch an klassischen Mustern thun können. Und gehört es nicht zum eigentlichsten Wesen der Individualität, daß sie untheilbar ist? Es war meine gute und bewußte Absicht, wenn ich einige Fälle, die ich in der Einleitung als gemeinvulgär erwähnt hatte, in der eigentlichen Darstellung noch einmal aufführte. Jedes Wort in einem literarischen Werk ist individuell, ist Stil; denn ein anderes Individuum hätte vielleicht an Stelle eines jeden dieser Worte ein anderes gesetzt. Stil ist sogar die S e t z u n g einer Namensunterschrift oder eines Grußes — natürlich nicht die Namensunterschrift oder der Gruß an und für sich.

Diese Ausführungen rufen in uns den Zweifel wach, ob überhaupt eine stilistisch treue Uebersetzung möglich ist. Es gehört doch auch zur Stilindividualität Cellini's, daß er florentinisch-italienisch und nicht etwa deutsch oder chinesisch geschrieben hat. Sicherlich ist nur eine a n n ä h e r n d e künstlerische Treue möglich; und ebenso auch, wie bekannt, nur eine a n n ä h e r n d e wörtliche Treue. Nähert man sich dem einen dieser Ideale, so läuft man meist Gefahr, sich vom anderen zu entfernen. Dem der wörtlichen Treue steht Goethe, wie wir sehen, ziemlich ferne. Hat er sich dem der künstlerischen etwa mehr genähert? Wo bleibt die mundartliche Färbung der Cellini'schen Sprache? Haben wir nicht etwa auch in Deutschland Dialekte, die sich, dem florentinischen analog, von der Schriftsprache fast nur durch Accent und durch syntaktische und lexikalische Kleinigkeiten unterscheiden? Gewiß haben wir deren in Mittel- und Süddeutschland. Um sie zu finden, brauchte sich Goethe nicht einmal sehr weit von Weimar zu entfernen. Aber die mundartliche Färbung hat er, wie gesagt, in seinem verdorbenen italienischen Texte gar nicht erkannt.

Wo bleibt aber die sinnliche Kraft und die Michelangioleske Plastik des Ausdrucks? Wo das Temperament, die Leidenschaft, die Rohheit, wo die Verwirrtheit, die Hast und der Schwulst, wo jener bizarre Dualismus von naiv und rhetorisch, von geschwätzig und schlagend? Von all dem findet man kaum eine Spur mehr bei Goethe. Wenn Herman Grimm sagt: „Die Nachlässigkeit Cellini's, mit der er darauf losschrieb, ist reproduzirt durch ganz eigenthümliche Behandlung der deutschen Sprache, aber mehr im Effekt, als durch Nachahmung des Satzbaues hergestellt worden", so kann ich auch hier nicht ganz beistimmen. Die Goethe'sche Nachlässigkeit ist die des vielgewandten Erzählers, der den Stoff und seine Formen so vollkommen beherrscht, daß er sich gehen lassen darf. Die Cellini'sche Nachlässigkeit dagegen entspringt aus einer allzugroßen Befangenheit im Stoff. Cellini wird, wie man zu sagen pflegt, mit seinen Gedanken nicht fertig; während er noch mit dem ersten ringt, hat er schon einen zweiten und dritten im Auge. Gerade hier zeigt es sich am klarsten, daß Goethe's Stil von dem des Originals ebenso weit entfernt ist, wie Goethe's Natur von derjenigen Cellini's. Die deutsche Uebersetzung erzählt uns die Vita im N a m e n Cellini's, doch nicht in seinem G e i s t e.

Wenn man aber nach einer Autobiographie sucht, die stilistische Verwandtschaft zeigt mit dieser Uebersetzung, so ist es keine andere als — „Dichtung und Wahrheit". Ein fundamentaler Gegensatz zwischen Goethe und Cellini scheint mir darin zu liegen, daß der Erstere in heiterer Objektivität und Reflexion sich über sich selbst hinaus zum Allgemeinen zu erheben sucht, während Cellini in seiner starren Subjektivität sich in Einzelheiten grimmig verrennt und an lauter Kleinigkeiten sich wund stößt. Diese Beobachtung ist dem Auge Goethe's nicht entgangen, denn er schreibt an seinen Freund H. Meyer nach Florenz (22. Juli 1796): „Das, was Sie von seinen (Cellini's) Arbeiten sagen, trifft mit seinem Charakter und seinem Schicksal vollständig überein; seine Bildung ging vom Einzelnen aus und bei seiner großen puren Sinnlichkeit wäre es ein Wunder gewesen, wenn er sich durch Reflexion hätte zum Ganzen erheben sollen."

Diesen fundamentalen Gegensatz glaube ich nun auch aus einer Stilvergleichung der Beiden wieder herauszufinden, muß mich aber hier auf ein einziges kleines Beispiel beschränken. Cellini erzählt S. 9: A questo rispose Piero, e disse il vero: molto più utile trarrà ed onore il vostro Benvenuto, se egli attenderà all'arte dell' Orafo che a questa pifferata. Di che mio padre prese tanto sdegno, vedendo che ancor io avevo la medesima opinione di Piero, che con gran collera disse Goethe übersetzt: (43, 28 f.) „Darauf antwortete Peter: Weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von dieser Pfeiferei. Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um desto mehr, je mehr er sah, daß ich auch derselben Meinung war, und er sagte sehr zornig zu Petern: &c." Man beachte, wie das von Cellini so ungeduldig vorweggenommene und gewaltsam eingeschaltete e disse il vero, sich bei Goethe zu einer behaglichen Reflexion auswächst, die man sich Zeit läßt, zu machen, um sie erst nach Kenntnißnahme der Rede des Anderen in eine dominirende Stelle, aber mit einem liebenswürdig einräumenden „nun freilich" an den Anfang des folgenden Satzes zu plaziren. Solche Beobachtungen könnte man leichtlich auf jeder Seite der Vita machen. Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle auf meine bereits anderwärts[23]) geäußerte Bemerkung, nämlich daß Cellini ein „Stümper" sei in der objektiven Ausdrucksweise[24]), zurückzukommen, um sie trotz Croce's und Bacci's Widerspruch von neuem zu bekräftigen und noch dahin zu erweitern, daß mir Cellini zwar eine hochbegabte Künstlernatur, aber doch ein recht unphilosophischer Kopf zu sein scheint. Gerade dieses Aufgehen und Untergehen im Kleinen, im Einzelnen war unserm Goethe so durchaus fremd. Er vermochte es zwar zu erkennen — aber es auch noch im Stil wiederzugeben: daran scheiterte seine Kunst, die immer nur in stille Höhen strebt. Freilich gelang es ihm ebensowenig, den temperamentvollen Italiener ins Deutsche zu übersetzen, wenn er sich betobt, wenn er rast und von der Leidenschaft inspirirt, seiner Sprache eine einzig dastehende Kraft verleiht.

Goethe's Uebersetzung ist weder wortgetreu noch künstlerisch getreu. Sie gehört zu derjenigen Klasse von Uebersetzungen, die er selbst einmal „im reinsten Wortverstand die parodistische" genannt hat, weil der Uebersetzer hier „fremden Sinn" mit „eigenem Sinn" wiedergibt.[25]) Nur schade, daß Goethe'scher Sinn und Stil eben nicht zu Cellini'schem Sinne paßt. Ob Goethe aber wirklich eine solche „parodistische" Uebersetzung mit seinem Cellini beabsichtigte, oder ob sie ihm nicht vielmehr wider Willen so gerathen, resp. mißrathen ist, wissen wir nicht. Auch fehlen noch genügende Untersuchungen über seine Uebersetzungskunst, um ein Urtheil zu erlauben. Das Wahrscheinlichste ist mir, daß er angesichts der großen „Schwierigkeiten der Behandlung"[26])

23) B. Cellini's Stil &c.

24) Man wende nicht ein (wie Croce), Cell. habe überhaupt den objektiven Ausdruck nie gesucht, noch handhaben wollen. Ich weiß Beispiele genug, wo er ihm gegen sein besseres Wollen mißlingt.

25) Noten und Abhandlungen zum westöstl. Divan.

26) Vgl. den oben citirten Brief an Schiller.

sich zu einer Uebertragung alla peggio, resp. alla meglio resignirte.

Aber gerade dafür müssen wir ihm dankbar sein, daß er das Werk überhaupt durchgeführt hat. Seiner obigen Worte an Carlyle eingedenk, halten wir uns nicht weiter auf bei der Unzulänglichkeit alles Uebersetzens. So viel ist sicher: Hätte ein Anderer als Goethe den Cellini verdeutscht, so wäre dieses wunderbare Buch bei uns viel weniger beachtet geblieben und viel weniger beliebt, als es nun ist.

Philosophische Erzählungen.

In der inneren Welt eines Dichters liegen Gegenwart und Märchen nicht so weit auseinander, als es dem nüchtern Genießenden oft erscheint: unbewußt nimmt diese oder jene tiefe Wahrheit in der Anschauung des Poeten die Formen phantastischer Gestaltung an und so bleibt es dann nur unsre Aufgabe, aus einer anmuthigen Symbolik den eigentlichen Kern dessen, was der Dichter sagen wollte, herauszuschälen. Neben den Volksmärchen, welche uns jene Welt von Empfindungen und Interessen spiegeln, von denen die Volksseele bewegt wird, gibt es noch eine andere Art von Märchen; es sind diejenigen, welche ein Bild von dem geistigen Inhalt der betreffenden Epoche wiedergeben, in der sie geschrieben sind: aus der symbolischen Verkleidung sprechen dann lebendige und zeitgenössische Mächte zu uns; die Kunst des Dichters besteht aber eben darin, daß diese Vermählung aktueller Gedanken mit dem zartgewobenen Gespinnst der Phantasie im Sinne einer künstlerischen Einheit vor sich geht und frei von jeder gesuchten Künstelei bleibt; durch alle bunten Windungen der Erfindung muß der Gedanke unverletzt und unverkümmert hervorleuchten, und durch alle wechselvollen Stimmungen hindurch muß ein sicheres Gefühl gehen, das die Gegensätze bindet, sie, wo es noth thut, ineinanderarbeitet, und zwischen dem einschmeichelnden Zauber der Erzählung und dem Tiefsinn des Grundgedankens glücklich vermittelt. Wir haben alle diese Forderungen der ästhetischen Theorie in einer Anzahl gedankenreicher und feinsinniger Geschichten erfüllt gefunden, welche Theodor Herzl jüngst unter dem Namen „Philosophische Erzählungen",[1]) der Oeffentlichkeit übergeben hat; man kennt Theodor Herzl als einen der feinsten Köpfe des literarischen Wien, wo er gegen eine Welt von streberischer Mittelmäßigkeit mit seiner wahrhaft dichterischen Gabe, zu sehen und zu sprechen, auf das bedeutsamste absticht: was er schreibt, zeugt immer von geistiger Anmuth, ist immer echte Gedankenpoesie und eine plastische Anschaulichkeit erweist immer den klardenkenden Kopf, der etwas Bestimmtes sagen will. In diesem Sinne dürfte Herzl ohne Selbstüberhebung seine Erzählungen „philosophische" nennen: eine jede von ihnen rührt bedeutsam an ein Problem des lebendigen Lebens und nimmt mit poetischem Feinsinn Stellung zu irgend einer der großen Fragen, welche die Zeit und die Geister bewegt. Merkwürdig versteht es Herzl, den Ton seiner Geschichten mit dem Milieu zusammenzustimmen, in das er die Erzählung verlegt hat: die erste Geschichte „Solon in Lydien" überrascht geradezu durch das ängstliche Festhalten des historischen Kolorits und nach der durchaus stilgemäßen Behandlung aller kulturhistorischen Details müßte man in dem Verfasser einen Alterthumsforscher vom Fach vermuthen. Die Geschichte selbst ist eine Art Parabel: sie erzählt uns von einem Jüngling, der dem König Krösus ankündigt, daß er ein Wundermittel gefunden habe, um Feldfrüchte ohne Mehl zu erzeugen. Eukosmos — so heißt der Jüngling — verlangt zum Lohne die Hand der schwärmerisch schönen Königstochter. Der König verschiebt die Entscheidung und Eukosmos fängt inzwischen, nachdem ihm verbürgt wurde, daß man ihm sein Geheimniß nicht ablauschen werde, an, für die Armen Mehl zu machen. Solon aber, der bei Krösus zu Gaste ist, gibt kurz und bündig dem König den Rath, den Jüngling zu tödten, damit seine Erfindung nicht eine vollständige Umwälzung der sozialen Verhältnisse zur Folge habe; äußerst feinsinnig ist es dargestellt, wie Solon selbst zu dem wunderbaren Jünglinge in heißer Bewunderung entbrannt, wie er aber dennoch unter dem Druck der über allem Anderen stehenden Staatsmaxime zu seinem grausamen Plane gedrängt wird. Da Krösus schwankt, räth Solon den Thales, den er selbst für den Weisesten hält, zu Rathe zu ziehen: man schickt nach Milet, aber Thales ist nicht zu finden. Inzwischen zeigen sich die Anzeichen der von Solon vorhergesagten Volksbewegung, die eine Folge der mühevollen Erwerbung des Mehles ist. Da trifft die Antwort des Thales ein: er war aus Verzweiflung darüber, daß er selbst sich zu keiner Antwort auf Krösus' Frage entschließen konnte, auf die Suche nach Solon gegangen, und hörte, daß Solon bei Krösus sei. „Was soll ich dir seine Weisheit in Eimern bringen, da du selbst aus dem Brunnen schöpfen kannst. Thue König, was dir Solon räth!" Und in einer wunderbaren Schlußunterredung sucht Solon in weichbewegender Rede den Eukosmos dazu zu veranlassen, daß er sein Wundermittel bei sich behalte, und die Leute wie ehemals auf dem Acker schwitzen lasse. Aehnlich wie, da Verrina auf dem Brette zu Fiesco sagt: „Wirf diesen häßlichen Purpur von dir und ich bin dein Freund", Fiesco ihm nicht folgt, so wendet sich Eukosmos mit Entrüstung von dem Ansinnen Solons ab, die Beglückung der Menschen zu verzögern, und verfällt so dem Giftbecher, den Solon ihm unter dem Vorwande eines Segenstrunkes für den Bund mit der vermeintlichen Braut gereicht. Das Märchen ist voll sinnvoller Anmuth und durch das Gewebe der freiwaltenden Phantasie fällt doch so mancher scharfe Hieb auf moderne soziale Verhältnisse. Wir schließen an die erste Geschichte sogleich die letzte: sie heißt „Das Wirthshaus zum Anilin". Ein Universitätsprofessor, der von seiner Xanthippe bis zur Verzweiflung gequält wird, geht auf die Gefahr hin, daß sein verhaßter Konkurrent Nachfolger auf seiner Lehrkanzel sein wird, in den Tod, d. h. er geht an den Strom in diejenige Gegend, die von Selbstmördern mit Vorliebe aufgesucht und deßhalb das „letzte Ufer" genannt wird. Während er da auf und abtappt, ruft ihm eine unbekannte Stimme zu: „Sie! Die gute Stelle ist weiter abwärts". Vor ihm steht ein Mann, der, wie er sagt, Menschen „fischt". Der Professor glaubt erst einen Narren vor sich zu haben: aber der Mann erzählt ihm ganz vernünftig, wie er selbst einmal als Selbstmordkandidat an dieses Ufer gekommen sei, um ein Leben voll reizloser Uebersättigung von sich zu werfen. Da habe er zufällig an diesem Ufer einen armen Arbeiter aus der benachbarten Anilinfabrik getroffen, der ihm erzählt habe, daß man aus den früher verachteten Abfällen, aus übelriechendem Bodensatz erst Theer und aus dem Theer dann die schönen und freudigen Anilinfarben gewinne. Dies sei ihm damals zu einem ergreifenden Gleichniß geworden. War nicht sein Leben, das er eben in seiner Verzweiflung hinwerfen wollte, vielleicht auch so ein Fabrikationsrest, aus dem sich noch etwas Gutes ziehen ließ? Und so brach die ganze feige und düstere Weltanschauung zusammen und ein neues stieg auf. Der vom Spleen Geheilte baute dort ein Gasthaus „zum Anilin" und fischt dort Menschen: in der tiefsten Verzweiflung trifft er sie dort und räth ihnen: Ringe einmal mit deiner Verzweiflung: sie ist ein kostbarer Stoff, aus dem sich die herrlichsten Dinge erzeugen lassen: Muth, Standhaftigkeit, Aufopferung! „Dem Meere ein Stück Land abringen, ist nicht das Höchste: Höher ist, was ich mit Bewußtsein schaffe." Alle möglichen großen Männer waren wohl einmal an diesem „letzten Ufer", am meisten die Philosophen, denn man philosophirt nie höher, als wenn man dem Tode ins Auge schaut. „Blicken Sie da," sagt der Wirth endlich zum Professor, „zum Fenster hinaus. Schon neigt sich die rosenfingrige Eos über den blassen Strom! Es wird ein holder Morgen. Wollen Sie noch? . . ." Und der Philosoph ging mit einem Lächeln im Gemüth heim zu seiner Xanthippe.

---

[1]) Berlin, Gebr. Paetel 1900. 244 S.

Die tiefsinnige Erzählung hat uns nach jedesmal beim Lesen gerührt: sie ist typisch für das mächtige Talent Herzls, das Bedeutsamste in die duftigen Farben einer Erzählung zu verweben. Jene geheimnißvoll in uns wirksame Freude, die wir empfinden, wenn wir in einem Parabolischen verdichtete Natur und Wahrheit entdecken, hat uns durch alle Theile des Herzl'schen Buches geleitet: das ist das werthvollste Attest, das wir ihm auf den Weg mitgeben können.

Prag. Dr. Eugen Holzner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Wilhelm v. Humboldts Nachlaß.** Von einem interessanten Funde erzählte, wie wir einem Berichte in der „Köln. Ztg." entnehmen, Professor Dr. Leitzmann in seinem Vortrage über „Wilhelm v. Humboldt als Dichter", der soeben die Reihe der von Jenenser Professoren in Aussicht gestellten „Akademischen Vorlesungen" in Weimar eröffnet hat. Ihm war es vor kurzem vergönnt, das Archiv der Familie v. Humboldt auf dem Schlosse zu Tegel bei Berlin zu durchforschen. Dabei entdeckte er eine Menge bisher gänzlich unbekannter Dichtungen des großen Gelehrten und Staatsmannes, die wegen ihrer intimen Beziehungen auf Zeitereignisse, auf historische, naturwissenschaftliche und besonders literarische Erscheinungen seiner Periode ein eigenartiges Interesse gewähren. Zumeist sind es Sonette, wohl über 1000 Proben dieser im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts so beliebten Dichtungsart, welche die bisher durch die Ausgabe des Bruders Alexander v. Humboldt bekannt gewordenen Sonette nach mancher Seite hin ergänzen. Da Professor Leitzmann im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Gesammtausgabe von W. v. Humboldts Werken übernommen hat, so wird die Kenntniß des neuen Fundes in weiteren Kreisen nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen.

* Nach fünfjährigen Vorbereitungsarbeiten wird nun Mitte November die erste Lieferung des Thesaurus linguae latinae im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig erscheinen. Die Art der Bearbeitung dieses gewaltigen Werkes ist bereits in der Beilage Nr. 187 des Jahres 1898 und ausführlicher in Nr. 208 des Jahres 1899 beschrieben worden. Es sei daher jetzt vor Beginn des Erscheinens der einzelnen Lieferungen nur noch auf die universelle Bedeutung des Werkes hingewiesen. Diese erstreckt sich nicht nur auf die lateinische Sprachwissenschaft und die Alterthumswissenschaft überhaupt, sondern sie theilt sich auch der allgemeinen, vergleichenden Sprachwissenschaft und besonders der romanischen mit, da das spätere vulgäre Latein eingehend berücksichtigt ist. Nicht weniger nützlich wird sich das Unternehmen für den Theologen, Philosophen und Historiker erweisen, besonders für die beiden ersteren, indem es die Entwicklung der theologischen und philosophischen Begriffe aktenmäßig darlegt.

-rt- **Entdeckung neuer Planeten.** Den „Astronomischen Nachrichten" entnehmen wir die Mittheilung, daß der ebenso eifrige, wie erfolgreiche Direktor der astrophysikalischen Abtheilung der Sternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg, Prof. Max Wolf, neuerdings sechs kleine Planeten entdeckt hat, und zwar wurden die ersten fünf derselben neben drei schon bekannten in der Nacht vom 22. auf 23. Oktober aufgefunden (so daß also auf einer Platte die Spuren von acht Planetoiden sich befanden, der sechste in der darauffolgenden Nacht. Als Prof. Wolf im Dezember 1891 die ersten, sehr bald von Erfolg gekrönten Versuche mit photographischen Daueraufnahmen zum Zwecke der Auffindung von neuen Planetoiden unternahm, betrug die Gesammtzahl der bekannten kleinen Planeten 322. Heute, nach noch nicht ganz neun Jahren, ist — trotz mancher magerer Jahre — ihre Anzahl dank der photographischen Aufsuchungsmethode sehr nahe um die Hälfte jener Zahl gewachsen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß bis zum Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts, an dessen erstem Tage (1. Januar 1801) Piazzi in Palermo den ersten Planetoiden durch Zufall entdeckte, das fünfte Hundert dieser kleinen Himmelskörper voll wird. Die neuentdeckten Planetoiden haben die provisorische Bezeichnung 1900, FM, FN u. s. w. bis FR erhalten, sie sind sämmtlich so lichtschwach (etwa 13. Größe), daß sie nur in sehr großen Fernrohren direkt beobachtet werden können.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 25. Oktober. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. — 1. Hr. Branca sprach über: Die geologische Bedeutung des Rieses bei Nördlingen. Das Ries bietet zwei schwer zu erklärende Erscheinungen dar: einmal die Auflagerung großer Schollen älterer Juraschichten auf jüngeren in der Umgebung des Rieskessels, oben auf der Alb, zweitens das Auftreten des altkrystallinen Grundgebirges in einem wesentlich höheren Niveau, als das in der den Kessel umgebenden Alb der Fall ist. Beide Erscheinungen könnten sich gemeinsam erklären lassen durch die Annahme, daß unter dem Riese sich ein Lakkolith befindet. — 2. Hr. Kohlrausch legte eine Arbeit der HH. Prof. Dr. H. Rubens und Prof. Dr. F. Kurlbaum vor: Ueber die Emission langwelliger Wärmestrahlen durch den schwarzen Körper bei verschiedenen Temperaturen. Die Verfasser prüfen die verschiedenen für die Strahlung des Kirchhoff'schen schwarzen Körpers vorgeschlagenen Intensitätsformeln, indem sie die Abhängigkeit der Strahlungsintensität von der Temperatur für eine bestimmte große Wellenlänge zwischen — 190° und + 1500° untersuchen. Sie wenden dabei die beiden nach mehrfacher Reflexion an Flußspath oder an Steinsalz bleibenden Reststrahlen an und finden, daß die von Lummer und Pringsheim, sowie die soeben von Planck gegebene Formel ihre Beobachtungen am besten darstellen. — 3. Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. W. Crönert in Göttingen vor: Der Epikureer Philonides. Eine Revision der herkulanensischen Rolle Nr. 1044 hat eine Biographie des von Apollonios von Perge erwähnten Mathematikers Philonides ergeben, deren Text mitgetheilt wird. — 4. Hr. Dr. Joh. A. Repsold in Hamburg hat der Akademie 37 Briefe Bessels an J. G. Repsold (1809—1829) und 45 Briefe desselben an Adolph Repsold und A. und G. Repsold (1830—1845) zum Geschenk gemacht. — 5. Hr. v. Bezold legt die nachstehenden Publikationen vor: 1. Bericht über die Thätigkeit des kgl. preußischen Meteorologischen Instituts im Jahre 1899; 2. Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1898; 3. Ergebnisse der Gewitterbeobachtungen im Jahre 1897; 4. Regenkarte der Provinzen Westpreußen und Posen im amtlichen Auftrag bearbeitet von G. Hellmann. — 6. Die Akademie hat ihrem auswärtigen Mitglied Hrn. v. Sickel zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum am 16. August 1900 eine Adresse gewidmet. — 7. Die physikalisch-mathematische Klasse hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: Hrn. Engler zur Fortführung des Werkes „Das Pflanzenreich" 2300 M.; Hrn. Lehrer Philipp Fauth in Landstuhl zur Vervollständigung seiner Beobachtungshülfsmittel 300 M.; Hrn. Prof. Dr. Otto Lehmann in Karlsruhe zur Fortführung seiner Untersuchungen über flüssige Krystalle 1200 M.; den Professoren HH. Friedrich Paschen und Karl Runge in Hannover zur Beschaffung eines Halbring-Elektromagneten 1400 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Karl Peter in Breslau zur Herstellung von Normentafeln die Entwicklung der Eidechsen betreffend 500 M. — 8. Die philosophisch-historische Klasse hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: Hrn. Oberbibliothekar Prof. Dr. Karl de Boor in Breslau zur Fortführung seiner byzantinischen Studien, insbesondere der Bearbeitung der konstantinischen Excerpte 1800 M.; Hrn. Charles Upson Clark, zur Zeit in München, zur Vorbereitung einer neuen Ausgabe des Ammianus Marcellinus 1500 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Franz Diekamp in Münster i. W. zu einer Reise nach Rom zum Zweck der Vergleichung von Handschriften der Doctrina patrum de verbi incarnatione 800 M.; Hrn. Oberlehrer Dr. Johannes Kirchner in Berlin zur Drucklegung seiner attischen Prosopographie 3000 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Ludwig Nix in Bonn zu einer Reise nach England zum Zweck der Vergleichung der arabischen Handschriften des Apollonius Pergaeus 500 M.

* **Heidelberg.** Die altberühmte Bibliotheca Palatina ist innerhalb des letzten Jahres durch einige bedeutsame

Schenkungen bereichert worden. So haben, wie die „Voss. Zeitung“ mittheilt, die Erben des weit bekannten Heidelberger Literarhistorikers G. Gervinus der Universitätsbibliothek 3157 Briefe aus dessen Nachlaß, in zehn Bänden mit Inhaltsverzeichniß, überwiesen, eine für die Geschichte der deutschen Literatur und inneren Politik im 19. Jahrhundert sehr wichtige und noch unausgeschöpfte Urkundensammlung. Die Familie des in Graz verstorbenen Münchener Bauraths Philipp Mittermaier hat etwa 500 Bücher und Broschüren über Städtereinigung und Hygiene, der Heidelberger Medizinalrath Karl Mittermaier 80 größere Werke gleichen Inhalts geschenkt. Der hier verstorbene emeritirte Professor der Medizin Dr. K. H. Schaible hat etwa 1400 Bände (einschließlich etwa 500 Broschüren) vornehmlich germanistischer und historischer Richtung der Bibliothek testamentarisch vermacht.

* **Straßburg.** Der hiesige Privatdozent Dr. Thilenius soll nicht als außerordentlicher Professor für Anatomie, sondern für Anthropologie und Ethnologie nach Breslau berufen worden sein. Wenn sich das bewahrheitet, so müßte wohl an der dortigen Universität ein neuer Lehrstuhl für dieses Fach geschaffen worden sein, was man bei der großen wissenschaftlichen und sonstigen Bedeutung der anthropologischen und ethnographischen Forschungen nur mit Freude begrüßen könnte.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor der Philologie an der hiesigen Universität Dr. Felix Solmsen ist für das laufende Wintersemester beurlaubt worden.

* **Gießen.** Der prakt. Arzt und Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik der hiesigen Universität Dr. Karl Bötticher habilitirte sich, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, am 31. v. M. mit einem öffentlichen Vortrag über „Die jetzige Behandlung veralteter Empyeme“ für das Fach der Chirurgie.

* **Berlin.** Professor Reichel von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist vom Unterrichtsministerium zur Wiederherstellung seiner Gesundheit für das Wintersemester beurlaubt worden. — Dem dirigirenden Arzt der inneren Abtheilung des jüdischen Krankenhauses, Dr. Julius Lazarus, ist der Professortitel verliehen worden.

oem. **Breslau.** Dem Dr. jur. Alfred Manigk ist die venia legendi in der juristischen Fakultät hiesiger Universität ertheilt worden. — Ferner hat sich an der hiesigen Universität Dr. phil. W. Stein für mittelalterliche Geschichte habilitirt.

* **Wien.** Der Direktor der Sammlungen von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen des österreichischen Kaiserhauses, Hauptmann a. D. Wendelin Boeheim, ist am 1. d. M. im 69. Lebensjahre hier verschieden. Boeheim gilt als einer der Begründer der historischen Waffenkunde und als eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiet, sowie auf dem der Heraldik und Genealogie. Unter den selbständigen Büchern Boeheims verdient seine „Waffenkunde“, die in Seemans Kunsthandbüchern erschienen ist, zuerst genannt zu werden. Von den anderen Schriften Boeheims seien genannt: „Album hervorragender Gegenstände aus der Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses“ (1884); „Kunstgewerbliche Gegenstände auf der kunsthistorischen Ausstellung in Steyr“ (1884); „Kunstgewerbliches aus dem mährischen Gewerbemuseum, Waffen, Kriegs- und Jagdgeräthe“ (1885); „Muster der Waffenschmiedekunst vom 14. bis ins 18. Jahrhundert“, „Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst und des Kunsthandwerkes“ (1897). In dem letztgenannten grundlegenden Werke wurde eine ganze Reihe von wichtigen Arbeiten den Meistern zugewiesen, die sie angefertigt hatten. Er gab auch die „Zeitschrift für historische Waffenkunde“, das Organ des Vereins für historische Waffenkunde, seit dem Jahre 1897 heraus. Boeheim war auch ein geschätzter gelegentlicher Mitarbeiter unsrer Beilage. — Auf Antrag der medizinischen Fakultät der Universität Wien ist der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Julius Hochenegg mit der Supplirung der nach Hofrath Albert erledigten chirurgischen Lehrkanzel und Klinik betraut worden.

* **Aus Belgien.** An der Université libre zu Brüssel sind die chargés de cours Cottier, P. Hymans, Piérard, der bekannte Nationalökonom E. Waxweiler und Wodon zu außerordentlichen Professoren, die außerordentlichen Professoren Behoeghel, G. Cornil, Monseur und Tossel zu ordentlichen Professoren ernannt worden. Der Psychiater Joseph Desmeth ist Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät geworden. Eugène Lameere ist zum agrégé in der philosophischen Fakultät ernannt und ihm ein Lehrauftrag für Bibliothekswissenschaft ertheilt worden. Das Amt eines Rektors für das akademische Jahr 1900/1901 bekleidet Prof. Ad. Prins. Am 15. Oktober hielt er seine Antrittsrede über das Thema: „L'éducation générale et la formation de l'esprit moderne“.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaft und Medizin (Genootschap ter bevordering van Natuur-Genees- en Heelkunde) zu Amsterdam beschloß in ihrer letzten Sitzung, die sog. „Swammerdam-Medaille“ Hrn. Prof. Carl Gegenbauer in Heidelberg zu verleihen. Die Kommission, welche dazu Vorschläge zu machen hat, sagt in ihrem Bericht: „Gegenbauer hat eine weitverbreitete Schule gestiftet, die in der Abstammungslehre ihre zuverlässige Grundlage hat und auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, Embryologie, Zoologie und Paläontologie kräftig auftritt. Er ist eine der großen Gestalten in der biologischen Wissenschaft unsrer Tage, ein Universalmensch in des Wortes höchster Bedeutung und zugleich einer der größten Morphologen unsrer Zeit.“ — Eine Handschrift der Utrechter Universitätsbibliothek, welche den „Iter italicum“ von Arnoldus Buchelius enthält, wird jetzt in verschiedenen Ländern publizirt, und zwar folgendermaßen: Der auf Italien bezügliche Theil erschien bereits im letzten Heft des Archivio della Società Romana di Storia Patria (I. Theil). Die anderen auf Deutschland bezüglichen Theile erscheinen in den „Annalen des Vereins für die Geschichte des Niederrheins, für Frankreich in den Werken der „Société pour l'histoire de Paris“, der Rest in den Schriften des Historisch Genootschap te Utrecht“.

△ **Dorpat.** Der bisherige Professor der praktischen Theologie D. Ferdinand Hoerschelmann ist nach 25 jähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienst entlassen worden. Man hofft jedoch, daß er, entsprechend dem Wunsche der Universitätsgemeinde, sein Amt als Universitätsprediger behalten wird.

* Vom 13. bis 16. November kommt durch J. Halle, Antiquariat, München, eine reiche Sammlung von Kupferstichen zur Versteigerung. Beim Durchblättern des 1318 Nummern umfassenden Katalogs, sowie der in Autotypie ausgeführten 44 Clichés fällt die Reichhaltigkeit an englischen Blättern des 18. Jahrhunderts besonders auf. Es sind Kostbarkeiten von feinen englischen Kupferstichen vertreten, wie sie selbst auf dem englischen Markt nur höchst selten zum Verkauf kommen. Die Damenportraits von Downman, Hamilton, Hoppner, Morland, Opie, Reynolds, Romney sind Meisterwerke. Die Kupferstecherkunst erreichte in England im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt durch die Schabkunst und durch die Punktirmanier, die alsdann durch den Farbendruck noch an Wirkung gewonnen haben. Während die Schabkunst in unsern Tagen, besonders in England wieder mehr in Vordergrund tritt, ist die Punktirmanier fast verschwunden und der Farbendruck schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts der Vergessenheit anheimgefallen. Alle drei Arten des Kupferstiches sind in der Auktion durch vorzügliche Blätter vertreten. Die Blätter lehren auch, wie eng die Kupferstecherkunst mit der Malerei zu jener Zeit verknüpft war und welchen Einfluß diese Arten der Vervielfältigungen auf die Verbreitung der Kunst im allgemeinen hatten. — Der Preis des reich illustrirten Katalogs beträgt 2 M.

* **Neue Kataloge.** Leo Liepmannssohn, Berlin: Musiker-Autographen (26. Autographen-Versteigerung am 29. Okt.). — G. Fock, Leipzig: Antiquariats-Lagerverzeichniß Nr. 180. — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen 1900, Nr. 4/5. — K. W. Hiersemann: Katalog 248: Friedrich d. Gr. und seine Zeit. — Fr. Meyer, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 23: Kulturgeschichte. — M. Spirgatis, Leipzig: Antiquar. Verzeichniß 79: Volkskunde. — *Macmillan & Co*, London: New books and new editions published from May 19 to September 18 1900. — Annual Report of the trustees of the Public Library of the City of Boston 1899. — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of Boston. Vol. V, No. 10, October 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Freihandelsargument.[1])

Von L. Brentano.

I.

Sehr geehrte Kommilitonen! Sie haben mich aufgefordert, Ihnen zur Eröffnung Ihrer Thätigkeit in einem neuen Studienjahr einen Vortrag zu halten. Ich habe Ihrer Aufforderung gern Folge geleistet. Denn Ihr Verein ist ein Verein von Studenten, und zwar von Studenten, die es sich zur besonderen Aufgabe gemacht haben, die Erscheinungen des Gesellschaftslebens und die Probleme, welche sie stellen, wissenschaftlich zu erörtern. Damit ist gesagt, daß Sie nicht Männer sind, welche durch Zugehörigkeit zu irgendwelcher Art von Partei, sei es zu einer politischen, sei es zu einem bestimmten Interessenkreise, von vornherein Ursache haben, diese Erscheinungen in einem bestimmt gefärbten Lichte zu betrachten und die eine oder andere Art der Lösung jener Probleme zu wünschen. Es ist nur ein ideales Interesse, das Sie zu ihrer Betrachtung hinzieht. Die Einen werden durch den besonderen Kreis von Studien, denen sie sich widmen, die Anderen durch die Theilnahme, die jeder Patriot den Angelegenheiten seines Vaterlandes widmet, veranlaßt, sich ehrlich zu unterrichten, wie es sich denn mit den Dingen, über die mit solcher Heftigkeit seitens der Interessenkreise gestritten wird, wirklich verhält. Es gibt kein Streben, welches heute verdienstlicher wäre; denn in keiner Zeit war die Rücksichtslosigkeit, mit der die Sonderinteressen die Staatsgewalt ihrem groben Appetit dienstbar zu machen suchen, größer. Noch nie hat die Verwilderung der Polemik ähnliche Ausartungen gezeitigt, wie wir sie in den letzten Jahren auf wirthschaftlichem Gebiete erleben mußten. Niemals ist die Verworrenheit in der öffentlichen Behandlung wirthschaftlicher Fragen ärger gewesen.

Durch das Verlangen nach rückhaltloser Feststellung der Wahrheit, das Sie beseelt, ist auch die Art meiner Behandlung des heute zu erörternden Themas gegeben. Ich trete an dasselbe heran unbehindert um die Wünsche irgend welcher Interessenten, ohne Rücksicht auf die Programme irgend welcher Parteien und unbekümmert um die Richtung, welche die gegenwärtige Regierung in den heute schwebenden handelspolitischen Fragen schließlich einschlagen mag. Und als handelte es sich um irgend ein den Leidenschaften entrücktes Problem der parteilosesten aller Wissenschaften, der Mathematik, so bitte ich auch Sie, meinen Ausführungen zu folgen. Auch kann es heute kein Thema geben, das eine solche Behandlung nöthiger hätte, als das Argument des Freihandels. Ist doch keines seit Dezennien im Streit der entgegenstehenden Interessenten schlimmer verzerrt worden, so daß die Wenigsten es heute richtig anzugeben vermögen.

Unter Agrariern begegnet derjenige, der zum Freihandel sich bekennt, heute häufig dem Vorwurf, er sei ein Vertreter kaufmännischer Interessen und opfere denen, die nur vom Umsatz lebten, die Interessen der allein produktiven Klassen des Landes. Nun ist es allerdings eine durch die Erfahrung aller Länder bestätigte Wahrheit, daß der auswärtige Handel und die ihm dienende Handelsmarine parallel mit einer mehr freihändlerischen Gesetzgebung zunehmen, mit einer mehr schutzzöllnerischen zurückgehen, weßhalb eine verstärkte Schutzpolitik bei gleichzeitigen Bestrebungen, die Flotte zu mehren, zu den eigenthümlichen Widersprüchen gehört, an denen unser heutiges öffentliches Leben krankt. Allein die Beschuldigung ist doch nur ein Symptom jenes Tiefstandes der heutigen volkswirthschaftlichen Diskussion, die sich etwas anderes als ein Sonderinteresse als Ursache einer wirthschaftspolitischen Meinung gar nicht mehr vorzustellen vermag. Abgesehen davon, daß die Beweglichkeit der Männer, die im auswärtigen Handel thätig sind, so groß ist, daß gerade sie am wenigsten verlegen sein würden, wo ihre Arbeit und ihr Kapital nutzbar zu machen, wenn der auswärtige Handel nicht mehr gewinnbringend wäre, was sollte den Freihändler veranlassen, die Interessen gerade dieser Männer in sein Herz zu schließen! Welche Unwissenheit dokumentirt sich ferner nicht in jenem Vorwurf, wenn man sich erinnert, wie geringschätzig gerade der Vater des Freihandels, Adam Smith, über den auswärtigen Handel gedacht, und wie er gerade die Landwirthschaft über alle übrigen Erwerbszweige gestellt hat! Wenn er trotzdem für den Freihandel eintrat, muß dessen theoretische Begründung also doch wohl in anderem wurzeln.

Wenn wir das Freihandelsargument kennen lernen wollen, müssen wir vielmehr aller Sonderinteressen vergessen und lediglich das Gesammtinteresse ins Auge fassen. Und zwar nicht etwa bloß das Gesammtinteresse, insoweit alle Menschen Konsumenten sind und als solche das Interesse haben, ihre Bedürfnisse möglichst vollkommen, aber mit dem geringst möglichen Aufwand zu befriedigen, sondern nicht weniger das Produktionsinteresse der Nation, insofern diese das Interesse hat, daß die nationalen Produktivkräfte in einer Weise Verwendung finden, welche den größtmöglichen Ueberschuß über die aufgewendeten Produktionskosten abwirft, und welche, indem sie der nationalen Arbeit den größten Entgelt, dem nationalen Kapital den größten Gewinn sichert, zur größtmöglichen Zunahme des nationalen Reichthums führt.

[1]) Diese Abhandlung ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am 5. November im Münchener Sozialwissenschaftlichen Studentenverein hielt.

Es ist vom Standpunkt dieses nationalen Gesammtinteresses, daß Adam Smith den Schutz aller heimischen Betriebe, welche nur unter größeren Kosten als ausländische einen Bedarfsgegenstand herzustellen vermögen, als dem Vaterlande schädlich erklärt hat. Ein jeder kluge Familienvater, führt er aus, hütet sich, im Hause herzustellen, was er billiger von einem Anderen kaufen kann. Der Schneider macht die Schuhe, die er trägt, nicht selbst, sondern kauft sie vom Schuster; der Schuster fertigt nicht selbst seine Kleider, sondern kauft sie vom Schneider. Was für den Haushalt jeder einzelnen Familie weise ist, kann unmöglich für den eines Volkes Thorheit sein. Wenn das Ausland uns mit einem Gute billiger versorgen kann, als wir es selbst herzustellen vermögen, so ist es besser, es mit einem Theile des Ertrags unsres eigenen Fleißes zu erwerben, der in einer Weise Verwendung findet, bei welcher wir Gewinn ziehen. Unsre Produktivkraft findet sicher nicht die beste Nutzung, wenn sie auf die Herstellung von Dingen gerichtet ist, die wir billiger kaufen, als wir sie herstellen können. Der Werth des jährlichen Produktionsertrags wird mehr oder weniger gemindert, wenn unsre Produktivkräfte der Herstellung derjenigen Güter entzogen oder vorenthalten werden, welche offenbar einen größeren Werth haben als die, in deren Herstellung sie infolge des staatlichen Schutzes Verwendung finden. Ohne Schutz hätten wir diese Güter vom Ausland billiger gekauft als wir sie zuhause herstellen können. Wir hätten sie also vom Ausland mit Aufwand von weniger nationalen Produktivkräften erworben, und der Ueberschuß, den die nationale Produktion nach Deckung des nationalen Bedarfs der nationalen Wirthschaft gebracht hätte, wäre größer gewesen. So wirkt der staatliche Schutz dahin, die nationalen Produktivkräfte von einer mehr oder weniger vortheilhaften Nutzbarmachung abzuziehen, und der Gewinn der nationalen Produktion, den der Gesetzgeber zu steigern beabsichtigte, wird durch jede solche Schutzmaßregel statt größer nur kleiner.

Es erhellt: A. Smith kennt weder einen Gegensatz zwischen dem Produktions- und dem Konsumtionsinteresse der Gesammtheit: vielmehr bringt nach ihm die Beschaffungsweise der Güter, bei welcher das Bedürfniß des Konsumenten am besten und billigsten gedeckt wird, auch der nationalen Produktion die größten Ueberschüsse über die Kosten; noch auch kennt er einen Gegensatz zwischen den Sonderinteressen Jener, deren Betriebe dem Prinzip der Wirthschaftlichkeit entsprechen, und den Interessen des Ganzen. Und dieses, das Interesse des Ganzen, nicht das von ihm geringschätzig behandelte Interesse der im Außenhandel Thätigen, ist es, was nach ihm den Freihandel erheischt.

Indeß, so ruft der Inhaber eines Betriebes, der nur mit Hülfe staatlichen Schutzes sich konkurrenzfähig zu erhalten vermag, welcher Doktrinarismus! Die, welche A. Smith folgen, sollten nur einen Blick in die Verhältnisse meines Erwerbszweiges werfen und sie würden erkennen, wie sich die Dinge im Leben ganz anders gestalten als im Kopfe eines Stubengelehrten. Es ist richtig, daß infolge des Schutzes, der mir zutheil wird, die Konsumenten für das Produkt, das ich herstelle, mehr zu zahlen haben, als wenn sie es zollfrei aus dem Auslande bezögen. Allein dafür setze ich Hunderte von heimischen Arbeitern in Nahrung. Der Gewinn, den ich mit Hülfe des mir gewordenen Schutzes mache, bleibt im Land. Ein Erwerbszweig bleibt dem Lande erhalten, ohne welchen wir dem Auslande für Millionen jährlich tributpflichtig sein würden.

Das klingt alles außerordentlich patriotisch, und wer sein Vaterland liebt, findet kaum den Muth, zu erwidern. Indeß wir wollen uns nicht einschüchtern lassen. Der ganze Einwand ist nur zutreffend, wenn jene Hunderte von heimischen Arbeitern, welche künstlich in dem geschützten Erwerbszweig herangezogen werden, nicht auch ohne Schutz lohnende Beschäftigung finden, und der Gewinn, den ohne solche Ablenkung das Land von seinem Kapitale zieht, somit nicht weit größer ist. Um uns dies zu veranschaulichen, wollen wir zunächst einen Fall künstlichen Schutzes ins Auge fassen, bei dem die ausländische Konkurrenz noch gar nicht in Frage kommt.

Westenrieder hat uns erzählt,[1]) daß in Hochdorf, unweit des Lechs in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts ein Bauer Namens Wank eine Dreschmaschine erfunden habe. Kaum war die Maschine fertig, so wurde ihm ihr Gebrauch bei schwerster Strafe verboten. „Es kam sogar eine Kommission von München; der Bauer drasch in Gegenwart derselben sechs Schober Korn aus. Man sah die gute Wirkung, wunderte sich über die Geschicklichkeit des Mannes — und befahl ihm die Maschine sogleich zu vernichten und die Kommissionskosten zu bezahlen.“ Noch schlimmer war es gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts in Danzig dem Erfinder einer Maschine ergangen, die auf einmal vier bis sechs Gewebe fertigte; damit durch diesen Fortschritt nicht die Interessen der Weber geschädigt würden, ließ der Rath den Erfinder heimlich ersäufen, und noch 1719 erneuerte Kaiser Karl VI. das darauf ergangene allgemeine Verbot von Bandmühlen.[2]) Aehnlich ferner im 17. Jahrhundert das Schicksal der Erfindung des Dampfschiffes in Marburg. Papin baute ein kleines Dampfboot, das am Hintertheil von einem Rade fortbewegt wurde, und ließ sein Schiff in die Fulda bringen, entschlossen, die Weser hinab und durch die Nordsee nach England zu fahren. Er kam nur bis Münden; dort wurde sein Schiff von den Schiffern, welche in seiner Erfindung eine Bedrohung ihres Gewerbes erblickten, zerschlagen, und damit hatte die Dampfschiffahrt für 125 Jahre ein Ende. Sie kam erst aus Amerika wieder nach Deutschland.

Halten wir uns an den Fall mit der Dreschmaschine. Angenommen, Sie haben ein Einkommen von 400. Sie haben davon bisher 200 für 150 Kilogramm Brotgetreide und 200 für andere Dinge verwendet, welche wir, der Bequemlichkeit halber, 60 Ellen Tuch nennen wollen. Das Brotgetreide wurde bisher von einem Bauern mit Hülfe eines Knechtes und einer Dreschmaschine hergestellt. Der Knecht erhielt 100 an Lohn. Nun heißt es, es sei von Wichtigkeit, die Zahl der in der Landwirthschaft Thätigen zu mehren. Dem entsprechend ergeht ein Verbot, fernerhin Dreschmaschinen zu gebrauchen. Um die von Ihnen benöthigten 150 Kilogramm Brotgetreide zu schaffen, muß nun der Bauer zwei Knechte einstellen, einen jeden zu einem Lohn von 100. Infolgedessen steigt der Preis, den Sie für Brotgetreide aufwenden müssen, auf 300 und dies im Interesse der landwirthschaftlichen Beschäftigung.

Ihre erste Antwort würde sein, daß, wenn die landwirthschaftliche Beschäftigung auf diese Weise 100 gewinne, es unbestreitbar sei, daß Sie 100 dabei verlören, und daß Sie außerstande seien, darin einen nationalen Gewinn zu erblicken.

---

1) Vgl. Baierische Beyträge zur schönen und nützlichen Literatur, 1779 I, 1. S. 289, 290. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen dann Dreschmaschinen, importirt aus dem Ausland, in Deutschland zur Anwendung.

2) Vgl. Beckmann: Beiträge zur Geschichte der Erfindungen I. 122—133. Leipzig 1786.

Aber selbst angenommen, Sie, der Konsument, der Sie die 100 vertieren, damit mehr Persanen in der Landwirthschaft Beschäftigung finden, seien ein ganz verächtlicher Mensch, ein Ausgestaßener der Gesellschoft, auf den Niemond Rücksicht zu nehmen braucht, sa besteht in dem Verluste des Kansumenten nicht die einzige Wirkung.

Sie hatten bisher 200 auf andere Güter, wir sagten 60 Ellen Tuch, verausgabt; davan wurden 30 Ellen von dem Tuchmacher mit Hülfe des nunmehr in die Landwirthschaft gezagenen Knechtes und des zu seiner Entlahnung näthigen Kapitals hergestellt. Do Sie für Brotgetreide nunmehr 100 mehr verausgaben müssen, kännen Sie nur mehr 30 Ellen Tuch kaufen. Der Tuchmacher verliert alsa Ihre Nachfrage im Betrag von 100. Nun wendet vielleicht Jemand ein, on die Stelle Ihrer Nachfrage nach Tuch trete ja die des Bauern; und allerdings erhält er für die Ihnen gelieferten 150 Kilogramm Brotgetreide nunmehr 300 statt 200. Allein do er 100 davan an den zweiten Knecht geben muß, den er nunmehr stott des Tuchmachers zu lohnen hat, kann eine gräßere Nachfrage von seiner Seite Ihre Nachfrage nach Tuch nicht ersetzen. Der Knecht und das Kapital, welche bisher zur Herstellung von 30 Ellen Tuch verwendet warden waren, sind alsa dem Tuchmacher nicht mehr verfügbar; die Nachfrage nach Tuch ist um die Hälfte gesunken; der Tuchmacher kann nur mehr 30 Ellen statt 60 anfertigen. Wird er nun nicht erklären, daß die 100, welche infalge des Verbats van Dreschmaschinen dem Bauern zugewendet werden mußten, so viel wie die Entziehung von 100 für ihn bedeuten. Dem Gewinn der Landwirthschaft steht alsa ein genau gleich graßer Verlust der Tuchmacher gegenüber.

Was alsa ist erreicht warden?

Wenn Sie, wie bisher, 200 dem Bauern für Bratgetreide und 200 dem Tuchmacher gegeben hätten, hätten Sie für Ihr Geld 150 Kilagramm Bratgetreide und 60 Ellen Tuch erhalten; wenn Sie nun 300 dem Bauern für Bratgetreide geben müssen, erhalten Sie nur mehr 30 Ellen Tuch. Außerdem aber vertiert der Tuchmacher 100, die Sie nunmehr dem Bauern zu geben genöthigt sind. Die Landwirthschaft also hat 100 gewannen; aber der Tuchmacher hat 100 und Sie haben 100 verlaren. Dem Gewinn van 100 durch Einen steht der Verlust van 200 durch zwei Andere gegenüber. Wie wenig aber die nationale Praduktian als Ganzes durch den der landwirthschaftlichen Beschäftigung gewährten Schutz gefärdert warden ist, zeigt ihr nunmehriger Ertrag. Früher betrug er 150 Kilogramm Bratgetreide im Werthe von 200 und 60 Ellen Tuch im gleichen Werthe; jetzt beträgt er 150 Kitagramm Bratgetreide und nur mehr 30 Ellen Tuch. Die 150 Kilagramm Brotgetreide kaften 300, die 30 Ellen Tuch 100. Der Gesammtbetrag der Kasten des Produzirten ist atsa derselbe geblieben; er beträgt nach wie vor 400; aber das, was für diese Kosten erzielt wird, ist weniger gewarden. Das ist die Methade, den Nationalreichthum durch Verbot äkanomischer Fartschritte zu mehren.

Genau so wie mit dem Verbat der Dreschmaschine, dem Ersäufen des Erfinders der Bandmühle und dem Zerschlagen des Dampfschiffes Papins verhält es sich, wenn es z. B. infalge des Ausbaues des Verkehrsnetzes möglich wird, die fruchtbaren Ländereien entfernter Gegenden der Erde der Ernährung der heimischen Bevälkerung dienstbar zu machen, und die Benützung dieser Verkehrsfortschritte durch Tarife und Zölle verhindert wird, damit auch unsre unfruchtbareren Ländereien mit Getreide besteilt werden kännen. In beiden Fällen wird im Sonderinteresse bestimmter Kreise die Benützung eines Fortschritts verhindert, welcher der nationalen Arbeit größere Erträge abwerfen würde.

Und nun wende man nicht etwa ein, das Beispiel mit der Dreschmaschine sei deßhalb nicht treffend, weil es sich bei ihm um die Bevorzugung des einen van zwei heimischen Erwerbszweigen handle. Ganz anders dagegen, wo die auswärtige Handelspolitik in Frage stehe. Hier handle es sich nicht um Begünstigung der einen und Benachtheiligung der anderen Art heimischer Produzenten. Hier saien es nichtdeutsche Produzenten, welche billiger als die Deutschen produzirten. Hier sei es dementsprechend eine nationale Pflicht, die Einfuhr ous dem Ausland zu hindern, um die Herstellung der von außen billiger zu beziehenden Güter im Inland zu häheren Kosten zu ermöglichen. Dieser Einwand wäre nämlich völlig verkehrt. Der Fall des Schutzes eines heimischen Erwerbszweiges gegen die Kankurrenz eines auswärtigen ist nicht im geringsten van unserm Beispiel verschieden. Auch hiebei handelt es sich lediglich um eine Begünstigung äkanamisch minderwerthiger heimischer auf Kasten der gesunden heimischen Betriebe.

Nach der Schätzung des Direktars des kaiserl. statist. Amts, H. v. Scheel, wurden im Durchschnitt 1880—1898 in Deutschland pro Kopf 178.8 Kila Brotgetreide für menschliche Ernährung gebraucht, darunter 105.9 Kila Roggen. Dieser Bedarf wurde bisher zum gräßeren Theil durch deutschen Roggen, zum kleineren durch die Einfuhr russischen Roggens gedeckt. Wir wallen annehmen, der Preis habe bisher rund 12 M. pro 100 Kilo betragen. Die Jahresausgabe für Roggen betrug alsa 12.71 M. pra Kapf der Bevölkerung aber 63.54 M. für eine aus fünf Köpfen bestehende Familie. Nun werde geltend gemacht, wenn ein Zall von 7.50 M. auf 100 Kila gelegt werde, werde es mäglich sein, Raggen auch auf den unfruchtbarsten deutschen Bäden zu bauen und den gesammten heimischen Roggenbedarf im Inland zu erzeugen. Dies wäre eine Steigerung des bestehenden Zalls um 4 M. Der Preis des Roggens werde dadurch allerdings auf 16 M. pra 100 Kila erhäht und die Jahresausgabe für Roggen um 20 M., atsa auf 83.54 M. pro Fomilie gesteigert. Allein es sei dies im Interesse der deutschen Landwirthschaft.

Was wäre die Falge, wenn der Zweck dieser Zallerhöhung erreicht würde? Ihr Zweck ist das Aufhören der russischen Roggeneinfuhr. Der Werth dieser bezifferte sich bisher auf 60—70 Millionen Mark im Jahr. An die Stelle der Nachfrage nach russischem Raggen würde die nach dem theurer erzeugten deutschen Roggen treten. Dies wäre ahne Zweifel im Interesse der deutschen Raggenbauern. Allein der Raggen, den wir bisher aus Rußland bezagen, haben uns die Russen nicht umsanst gegeben. Damit wir ihn erhielten, mußten wir etwas hinaussenden. Geld war dies nicht; denn wallten wir unsre jährliche Waareneinfuhr mit Geld bezahlen, sa wäre mehr Geld dazu näthig ats wir besitzen. Wir haben die Russen vielmehr entweder direkt bezahlt in Hapfen, Eisenbahnschienen, seinen guß- und schmiedeeisernen Waaren, Baumwallgarnen, Wallgarnen und mancherlei anderem, was wir mit gräßerem Vartheil als Roggen erzeugt haben, ader indirekt, indem wir ihnen Farderungen abtraten, die uns aus Waarensendungen nach anderen Ländern erwachsen waren; auch diente ein Theil des russischen Roggens zur Verzinsung von Anleihen, die sie bei uns gemacht hatten, damit sie uns unsre Kanonen, Lakamativen u. a. abkaufen konnten. Einerlei aber, in welcher Weise der Raggen, den wir von den Russen empfingen, von uns vergalten wurde, jedenfalls haben wir andere deutsche Pradukte dafür hinaus-

gesandt. Hört nun unsre Nachfrage nach russischem Roggen im Werth von 60—70 Mill. M. jährlich auf, weil wir den von uns benöthigten Roggen selbst produziren, so kann uns auch das Ausland die Waaren, mit denen wir den russischen Roggen bezahlt haben, nicht länger abnehmen. Der russische Roggen war eben die Gegenleistung, mit der das Ausland die von uns exportirten Waaren und die Zinsen für das Kapital, welches Rußland uns schuldet, bezahlt hat. Welche von den Produkten, die wir bisher exportirten, infolge des Aufhörens der Roggeneinfuhr nun nicht mehr vom Ausland begehrt werden, läßt sich nicht sagen; ebensowenig läßt sich sagen, welche Waaren statt des Roggens aus Rußland eingeführt werden, um das von Rußland uns geschuldete Kapital zu verzinsen, oder ob Rußland gar die Verzinsung dieser Schuld einstellt. Aber nichts ist gewisser, als daß in dem Maße, in dem unsre Nachfrage nach russischem Roggen aufhört, auch die Nachfrage nach irgendwelchen deutschen Produkten, die wir bisher ins Ausland verschickt haben, beeinträchtigt wird, und daß an die Stelle des Theils der russischen Roggeneinfuhr nach Deutschland, welcher zur Verzinsung dessen, was Rußland uns schuldet, gedient hat, die Einfuhr eines anderen russischen oder sonstigen ausländischen Produkts tritt, oder die Verzinsung ganz aufhören muß. Alles, was infolge des Aufhörens des russischen Roggenbezugs dem deutschen Roggenbauer zugewendet wird, wird also dem einen oder anderen deutschen Produktionszweig entzogen, so weit es nicht zu deutschen Kapitalsverlusten führt.

Es erhellt, es wird der Werth der jährlichen Gesammtproduktion der deutschen Nation infolge des Aufhörens der russischen Roggeneinfuhr auch nicht um einen Pfennig erhöht. Wären Sie ein deutscher Roggenbauer, so könnten Sie sich allerdings als der Mann, dem die 4 M. mehr pro 100 Kilo zuflössen, glücklich preisen; wären Sie aber einer von denen, welchen die Nachfrage im Werth der bisherigen russischen Roggeneinfuhr, d. h. im Betrag von 60—70 Mill. M. jährlich, entzogen worden wäre, so würden Sie der Meinung sein, früher sei's besser gewesen. Aber gleichviel, welcher Seite Sie angehörten, so könnten Sie nicht sagen, daß das Ganze irgend etwas gewonnen habe. Im Gegentheil; wenn Sie das Unbestreitbare nicht sollten bestreiten wollen, müßten Sie sogar zugeben, daß als Folge des der nationalen Roggenproduktion gewährten Schutzes der Ueberschuß der nationalen Produktion über deren Produktionskosten abgenommen habe. Denn der Bruttoertrag der Produktion wäre derselbe geblieben; anders deren Produktionskosten; an Stelle der Produkte, zu deren Herstellung die nationale Arbeit und das nationale Kapital bisher verwendet wurden, weil sie dabei die größten Ueberschüsse abwarfen, ist der Anbau auch der unfruchtbarsten Böden zur Deckung des heimischen Roggenbedarfs getreten; der Gesammtbetrag der aufgewendeten Produktionskosten ist also gestiegen, und damit ist der Ueberschuß des gleichgebliebenen Bruttoertrags über die aufgewendeten Kosten selbstverständlich kleiner geworden. Das Ergebniß dieser Art von Schutz der nationalen Produktion wäre also eine Abnahme des Gewinns, den sie abwirft, und dementsprechend eine geringere Zunahme des Nationalreichthums, als sonst eintreten würde. Und zu dieser Einbuße, welche der Produzent der bisher ausgeführten Waare und die Zunahme des Nationalreichthums erleiden würden, käme noch der dem Konsumenten zugefügte Verlust. In dem einen Fall erhält eine Familie, die aus fünf Köpfen besteht, für 83.54 M. jährlich einmal für 63.54 M. Roggen und für 20 M. andere Güter, in dem anderen Fall erhält sie für die letzteren 20 M. nichts. Durch die Erfindung, den Roggen statt auf den fruchtbareren Böden des Auslandes, auf den unfruchtbareren des Inlandes zu bauen, wird der Konsument für nichts und wieder nichts beraubt, ohne irgendwelchen Vortheil für den Nationalwohlstand, ja unter erheblicher Beeinträchtigung desselben.

Die Thatsache, die außer acht gelassen ist, die Thatsache, deren Nichtberücksichtigung dem ganzen Irrthum sowohl beim Schutz rückständiger Betriebsformen gegen die Konkurrenz vorgeschrittenerer wie auch heimischer Produzenten gegen die Konkurrenz des Auslandes zugrunde liegt, ist, daß es heimische Erwerbsthätigkeiten gibt, die durch den Eingriff zugunsten anderer heimischer Erwerbsthätigkeiten geschädigt werden, und zwar geschädigt genau um den Betrag, um den das geschützte Gewerbe begünstigt wird. In dem Falle des Verbotes der Dreschmaschine wurden sie durch den Tuchmacher vertreten, im Falle des Schutzes des Roggenbaues auch auf den unfruchtbarsten heimischen Böden sind es die Erwerbszweige, deren Produkte bisher zur Bezahlung des eingeführten russischen Roggens ins Ausland gingen. Die Folge der Schädigung dieser heimischen Gewerbe ist, daß der Nachtheil, den der Konsument tragen muß, durch keinerlei Vortheil des Ganzen aufgewogen wird. Was aber dort für den Tuchmacher, hier für den Produzenten von Hopfen, Eisenbahnschienen u. s. w. ausgeführt worden ist, gilt ganz ebenso für alle übrigen Fälle. Wenn alles, was der Eine an Beschäftigung und Einkommen gewinnt, der Beschäftigung und dem Einkommen eines anderen Einheimischen entzogen wird, kann unmöglich eine Zunahme der Beschäftigung und des Einkommens der Gesammtheit die Folge sein. Im Gegentheil: das einzige Ergebniß der Verwendung des Knechts an Stelle der Dreschmaschine, wie der Beschaffung des Roggenbedarfs durch Bestellung der unfruchtbarsten heimischen Böden statt durch Eintausch derselben gegen exportirte Produkte, die wir besser und billiger als das Ausland herstellen, ist eine Minderung des Ueberschusses der nationalen Produktion über die aufgewendeten Kosten und eine entsprechend geringere Zunahme des Nationalreichthums.

Aber noch bin ich mit der Darlegung des Freihandelsarguments nicht zu Ende. Welches sind denn nun die Produkte, die ein Land mit Freihandel herstellt und die es in das Ausland hinausschickt, um seinen Bedarf mit größerer Arbeits- und Kapitalersparniß zu decken? Stellt ein Freihandelsland etwa alle Produkte her, die es billiger als das Ausland erzeugen kann?

Es sind schon mehr als 80 Jahre her, seit Torrens und dann Ricardo, denen die beiden Mill und die Späteren gefolgt sind, die eben aufgeworfenen Fragen beantwortet haben.

Das Prinzip der Wirthschaftlichkeit lautet: Befriedige mit dem geringstmöglichen Aufwand möglichst vollkommen deine Bedürfnisse. Bei seiner folgerichtigen Durchführung hütet sich ein Freihandelsland alle Produkte herzustellen, die es billiger als das Ausland herstellen kann. Es ist nicht die Differenz in den absoluten Produktionskosten eines Gutes, welche bestimmt, in welchem Land ein jedes Gut produzirt wird. Mitunter wird ein Gut am billigsten beschafft, indem es aus einem Land bezogen wird, wo es mit größeren Kosten hergestellt wird, als es dort hergestellt werden könnte, wo man es kauft. Ein Beispiel wird das veranschaulichen. Angenommen, die Produktion von 1000 Ballen Tuch koste die Jahresarbeit von 100 Engländern und die von 100 Tonnen Wein würde die Jahresarbeit von 120 Eng-

ländern kosten. Es würde also für England vortheilhaft sein, für 1000 Ballen Tuch 100 Tonnen Wein zu erhalten, denn es würde dabei 20 Jahresarbeiten ersparen. Angenommen ferner, in Portugal koste die Produktion von 100 Tonnen Wein die Jahresarbeit von nur 80 Portugiesen, die Herstellung von 1000 Ballen Tuch die von 90 Portugiesen. In diesem Fall würden die Portugiesen also sowohl den Wein als auch das Tuch billiger als die Engländer herzustellen vermögen, den Wein um 40 Jahresarbeiten, das Tuch um 10 Jahresarbeiten billiger. Trotzdem führen die Portugiesen gemäß dem Prinzip der Wirthschaftlichkeit nicht nur Wein nach England aus, sondern führen auch Tuch von dort ein, obwohl sie das Tuch um 10 Jahresarbeiten billiger als die Engländer herzustellen vermögen. Denn wenn Portugal statt des Tuches Wein herstellt, erhält es bereits für 100 Tonnen Wein, d. h. für nur 80 Jahresarbeiten, die 1000 Ballen Tuch, die ihm sonst 90 Jahresarbeiten kosten würden. Nehmen wir Wein und Tuch als Repräsentanten aller Arten von Produkten und Portugal als den Repräsentanten aller Länder des Auslandes, so wäre in dem gesetzten Falle England hinsichtlich der Produktion aller Waaren schlechter als das Ausland gestellt. Trotzdem wäre es mit seiner Produktion nicht vom Weltmarkt verdrängt und vor die Gefahr einer Entvölkerung und der Ansiedelung seiner Bewohner im produktionsgeeigneteren Ausland gestellt. Denn es läge nicht im Interesse Portugals, alle Waaren, die es billiger als England herzustellen vermöchte, selbst herzustellen, sondern nur diejenigen, bei deren Herstellung sein Kapital den höchsten Gewinn und seine Arbeit den höchsten Lohn erzielte; denn indem es seine Produktivkraft auf die Herstellung dieser Güter konzentrirte, würde seine Produktivkraft sich am besten lohnen und seine Konsumenten selbst das Tuch, das es billiger zwar als England, aber nicht so billig als Wein herzustellen vermöchte, gegen Hinaussendung von Wein billiger aus England erhalten, als wenn es dieses Tuch selbst herstellen wollte.

Aber setzen wir an die Stelle des von Ricardo angenommenen Beispiels die Wirklichkeit. Da sind England und Deutschland.

Es ist an sich nicht unmöglich, in England Wein zu bauen, ebensowenig wie es, rein technisch betrachtet, unmöglich wäre, durch Bestellung auch der unfruchtbarsten Aecker den gesammten deutschen Getreidebedarf in Deutschland zu erzeugen. Unsrer heutigen Technik ist ja an sich nahezu alles möglich; es fragt sich nur, zu welchen Kosten. Der Marquis von Bute baut seit 25 Jahren in Südwales Wein im Freien. Ich bin durch die Güte einer mit Lord Bute befreundeten Dame in den Besitz der Berichte über die erzielten Erfolge, ja sogar in den Besitz einer Flasche des in Schloß Coch in Glamorganshire gebauten Weines gesetzt worden und muß bezeugen, daß der Versuch, rein technisch betrachtet, vorzüglich gelungen ist. Der Wein ist von ausgezeichneter Qualität. Anders stellt der Versuch sich dar, wenn ökonomisch betrachtet. Obwohl in öffentlicher Versteigerung für das Dutzend Flaschen der hohe Preis von 115 Schilling erzielt wurde, deckt dieser Preis nicht die Kosten. Es ist also für Deutschland keine Gefahr, daß, wie man gescherzt hat, der Konsum seines Hochheimer durch den von Cochheimer in England ersetzt werde. Vielmehr ziehen bei so hohem Preise es die Engländer vor, sich den Wein, den sie trinken, durch Hinaussenden von Baumwoll- und Wollenwaaren, von Eisen, Maschinen, Kohle und anderen Produkten, deren Herstellung ihnen Gewinn bringt, aus Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland zu verschaffen. Allein sie beziehen aus dem Ausland nicht bloß Wein, den sie zuhause nur theurer herstellen könnten. So sind die Baumwollindustrie Lancashire's und die Wollindustrie Yorkshire's, sowie die Hartwaarenindustrie Birminghams berühmt. England vermöchte wohl, seinen ganzen Bedarf an baumwollenen und wollenen Garnen und Geweben und an Hartwaaren, sowie alles, was es an andere Länder davon verschleißt, selbst herzustellen. Aber trotzdem beziehen die Engländer starke Baumwoll- und Wollgarne und gröbere Gewebe und Solinger Waaren aus Deutschland, dem sie andere Qualitäten von Baumwollgarnen, Roheisen, Maschinen überwiegend aus Gußeisen, Steinkohlen, hartes Kammgarn, andere Wollgarne dafür schicken. Wie kommt dies? Halten wir uns bei der Beantwortung an die Baumwollgarne. Vermöge seines feuchten Klimas hat Lancashire besondere Produktionsvortheile bei der Herstellung der feineren Nummern der Baumwollgarne. Bei ihrer Herstellung macht es den größten Gewinn. Obwohl es sämmtliche gröberen Nummern Baumwollgarn, die es selbst braucht oder an andere Völker verkauft, selbst herstellen könnte, zieht es doch vor, einen großen Theil derselben von Deutschland gegen seine feineren Baumwollgespinnste einzutauschen. Denn auf diese Weise wirft seine Produktivkraft die größten Ueberschüsse ab. Wollte es dagegen seinen ganzen Bedarf an starken Baumwollgarnen selbst decken und zu dem Zweck etwa gar die Einfuhr starker Garnnummern aus Deutschland durch einen Schutzzoll ausschließen, so könnte dies seinen bei der Herstellung und dem Verkauf seiner Nummern erzielten Gewinn und die höchstmögliche Verwerthung seiner Produktivkraft nur schmälern. Dieser systematischen Konzentration seiner Produktivkräfte auf die Produktionszweige, welche die höchsten Ueberschüsse über die aufgewendeten Kosten abwerfen, verdankt England die alles übertreffende Zunahme seines Reichthums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Wie aber verhält es sich mit jenem „extremen Fall“, den man neuerdings konstruirt hat,[4]) um das Freihandelsprinzip ad absurdum zu führen, jenen Fall, in dem das Ausland sich als der ökonomisch günstigere Standort für alle Arten der Produktion darstellt und den gesammten Weltbedarf zu liefern vermag? Führt der Freihandel hier nicht folgerichtig zur Entvölkerung des Vaterlands und Ansiedelung seiner Bewohner im produktionsgeeigneteren Ausland? Ganz gewiß; auch hat die Menschheit von jeher in so extremen Fällen jene Folgerungen gezogen. So ist die Ungunst der Produktionsbedingungen die Ursache, warum die Polargegenden unbewohnt und Wüstengegenden nur schwach bewohnt sind, warum in vergangenen Zeiten die Völker ihre Heimath regelmäßig verließen, sobald deren Produktionsbedingungen für sie unzureichend wurden, und warum die Ansiedelung in neuen Ländern in dem Maße stattgefunden hat, als sie günstigere Existenzbedingungen boten. Und der Erfolg liefert, weit entfernt von einer Widerlegung, vielmehr eine Bestätigung der Richtigkeit des Freihandelsprinzips. Es war dies nämlich nicht nur im Interesse der fortschreitenden Kultur des Erdballs, sondern auch der betreffenden Nationen. So lange sie noch keinen anderen Produktionszweig als die Landwirthschaft kannten und Handel und Industrie noch gänzlich unentwickelt waren, hatten sie, als ihre Bevölkerung zunahm, gar keine andere Wahl, als auszuwandern oder zu verhungern. Von dem Augenblick aber, da sich in den Ländern, die sie heute innehaben, Handel und Industrie zu entwickeln begannen, wurde das Vorkommen

[4]) G. v. Mayr: Grundriß zu Vorlesungen über praktische Nationalökonomie I, 82. Tübingen 1900.

jenes „extremen Falls“, daß ein Land hinsichtlich sämmtlicher Produktionsbedingungen hinter dem Ausland zurücksteht, einfach unmöglich. In dem Maße nämlich, in dem Handel und Industrie sich entwickeln, nimmt die Bevölkerung, die sich auf einem gegebenen Gebiete ernähren kann, zu und damit differenziren sich die Produktionsbedingungen für die einzelnen Produktionszweige. Der Boden wird theuer, die Arbeitsleistung relativ billig, der Kapitalzins sinkt. Damit wird beispielsweise der Getreidebau, der, so lange der Boden billig gewesen, rentabel war, unrentabel, während seitens der gestiegenen und wohlhabend gewordenen Bevölkerung eine Nachfrage entsteht, welche die Herstellung qualifizirter landwirthschaftlicher Produkte, sowie die Rohstoffverarbeitung rentabel macht; dagegen wird in den unentwickelten Ländern die Ausfuhr des auf ihrem billigen Boden gebauten Getreides vortheilhaft. Ein jedes Land erzielt mit seinen Produktivkräften nun in dem Maße Gewinn, in dem es seine Produktion auf die Produktionszweige konzentrirt, welche die größtmöglichen Ueberschüsse abwerfen, und mittelst dieser seiner Produkte anderen Ländern die Produkte abkauft, die es durch solchen Umtausch billiger erhalten kann, als es sie selbst herstellen könnte. Je größer die Ueberschüsse sind, welche einem Lande die in ihm betriebenen Produktionszweige abwerfen, desto größer ist der Vortheil, den es von diesem internationalen Umsatze zieht, desto größer sein Antheil an der Weltproduktion.

Von dazumal.

Erzählungen von Isolde Kurz. [1]

Ein halbes Jahrzehnt ist verstrichen, seitdem Isolde Kurz ihre italienischen Erzählungen in die Welt gesandt hat. Von Jahr zu Jahr haben ihre zahlreichen Freunde und Verehrer sehnsüchtig auf ein neues Geschenk aus ihrer Hand gewartet, bis sie jetzt sieben Geschichten, die Lesern von Zeitschriften zum Theil schon vorher bekannt gewesen sind, zu einem Novellenbande vereinigt hat. Der Titel „Von dazumal“ ist mit gutem Grund gewählt. In den fünf mittleren Stücken versetzt uns die Dichterin aus dem rascher pulsirenden Leben der Gegenwart zurück in die beschaulicheren Zeiten einer romantischen Vergangenheit, aus der Epoche der Eisenbahnen in die der Postkutschen. Es sind Kindheitserinnerungen, die sie auffrischt, zum guten Theil eigene, mit dem goldenen Faden der Phantasie zu künstlerischen Gebilden ausgesponnen; es sind Kinderseelen, deren kleine Geheimnisse sie uns enthüllt, deren zarte Regungen sie ausdeutet, und mit wehmüthiger Wonne hat sie in die eigene Brust gegriffen. „Goldene Kindheit, die im Grunde unser wahres Dasein ist! Denn was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung“ (S. 46). Mit so wunderbar leuchtenden Farben ist kaum je eine Kinderfreundschaft gemalt worden, wie es Isolde Kurz in „Nachbars Werner“ thut — auf dem düsteren Untergrund frühzeitiger Feindschaft zwischen Vater und Sohn, die, völlig verschieden geartet, einander nicht verstehen, unter den Fittigen des Todes, die über dem kleinen Helden der Erzählung rauschen. Und in diesen Helden hat die Dichterin zugleich die Eigenschaften eines berufenen Poeten gelegt, uns verrathend, wie sich solche in den Tagen der Kindheit äußern. In einer anderen Novelle „Das Vermächtniß der Tante Susanne“ führt sie uns, mit überlegener Sicherheit Humor und Tragik ineinander webend, eine durch Klatschsucht und Kleinlichkeit der Umgebung um ihr Jugendglück betrogene und dadurch verbitterte alte Jungfer vor, die später ihres vermeintlichen Reichthums wegen von Allen umworben und verhätschelt wird und nach ihrem Tod durch ihr Testament grausame Rache nimmt. Besonders scharf treten in der an Charakteren und Motiven reichen Erzählung „Werthers Grab“ die Gegensätze zwischen einer versunkenen Welt und der materialistischen Gegenwart hervor: eine alte adelige Dame wird, infolge der Bemühungen eines Großindustriellen um einen Bahnhof für den Ort, auf dem Wege der Zwangsenteignung aus ihrem Besitzthum vertrieben, an dem sie mit allen Fasern ihres Seins, mit all ihren heiligen Erinnerungen klebt, das für sie die einzige Lebenslust, ja die einzige Lebensmöglichkeit bedeutet. Die Wirkung ist um so stärker, als Isolde Kurz den verschiedenen Weltanschauungen objektiv gerecht wird und, fern von Uebertreibung und Leidenschaftlichkeit, die Rechte der Vergangenheit nur in die Tiefen des Gemüths versenkt. An diese drei ausgeführten Novellen reihen sich zwei kleinere Skizzen, „Der Reisesack“ und „Der Aktiengarten“. Die zuerst genannte allerliebste Humoreske hat eine adelige Reisetasche zur Heldin, die ihr Dasein aus dem Zeitalter der Postkutsche in das des Dampfrosses hinüberrettet, hier aber mit ihrer altmodischen Pracht eine gar lächerliche Rolle spielt. Sie nimmt an ihren Verspöttern dadurch edle Rache, daß sie ihre jüngste Besitzerin, einen niedlichen Backfisch, vor den Zudringlichkeiten eines Studenten bewahrt, dem sie im richtigen Augenblick auf die Nase fällt. „Der Aktiengarten“ schildert das Kindererlebniß eines Fünfjährigen bei einer venetianischen Nacht in einem Kleinstädtchen, die er mit seinen Großeltern besuchen darf. Umrahmt werden die fünf erwähnten Stücke von zwei weiteren eigenartig geprägten: „Es und Ich“ und „Die Reise nach Tripstrill“. In letzterem Märchen gibt unsre Dichterin der bekannten Sage von den alten Weiblein, die sich in der Pelzmühle von Tripstrill jung mahlen lassen wollen, eine sinnige Wendung, während sie in „Es und Ich“, phantasievoll und tief zugleich, von dem nie erfüllten Sehnen, von dem nie sein Ziel erreichenden Jagen nach der räthselhaften, von ihr selbst als „Es“ bezeichneten Gottheit plaudert. Und zwar setzt sie das „Es“ in Bezug zu ihrem eigenen Ich, so daß aus dem Spiel der Einbildungskraft ein Stück Selbstbekenntniß und innerer Lebensgeschichte wird. Auch „Es und Ich“ und „Die Reise nach Tripstrill“ nehmen an dem Grundthema des Buches theil: was hier erzählt wird, ist ja ein Märchen, also etwas aus der Kinderzeit und dem Kindheitsbewußtsein aufdämmerndes, und dort malt Isolde Kurz gerade mit Vorliebe die greifbaren Gestalten aus, welche das heiß begehrte „Es“ in den Tagen ihrer Jugend angenommen hat.

Andrerseits ist aber „Es und Ich“ das Präludium zu einer anderen Melodie, die gleichfalls durch das ganze Buch hindurchklingt. Es ist die Sehnsucht nach dem Idealen, in welche Formen sie sich nun kleiden mag: ob in die kindlichen Spiele von klein Werner und Ada, oder in das Liebesbedürfniß der mißhandelten Susanne, oder in den Kult, den das alte Fräulein v. Plessen mit einer leeren Grabstätte treibt, oder in das Verlangen der alten Weiber, wieder jung zu werden und ihren Männern zu gefallen. Und von diesem Punkt aus versteht man am besten den eigenthümlichen Zauber, den die Erzählungen unsrer Dichterin ausüben. Ihre Kunst, durch liebevolle Kleinmalerei den einfachsten Stoffen Bedeutung abzugewinnen, ihre Meisterschaft in anschaulicher und gegenständlicher Darstellung erregt gewiß schon an sich Bewunderung: aber noch über die Vorzüge realistischer Menschen- und Seelenmalerei hinaus findet der Leser bei ihr stets etwas höheres. Der geistige Horizont weitet sich ihm, Perspektiven in das Geheimnißvolle und Ahnungsreiche werden eröffnet, und die Pforten jenes Reiches thun sich auf, zu denen so Wenige den richtigen Schlüssel besitzen, des Reiches der Poesie.

Rudolf Krauß.

---

[1] Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1900.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. **Das Grab einer Hohenstaufin in Spanien.** In einer der letzten Sitzungen der Académie des inscriptions et belles-lettres in Paris sprach der Byzantinist Gustave Schlumberger über das in Valencia befindliche Grab der byzantinischen Kaiserin von Nicaea, Constanze. Sie war eine natürliche, später anerkannte Tochter Friedrichs II. des Hohenstaufen und einer Piemonteserin Namens Constanze. Als Vierzehnjährige heirathete sie unter dem Namen Anna (1244) Johannes III. Dukas Vatatzes von Nicaea (1222—1254), den unversöhnlichen Gegner der Lateiner von Konstantinopel, wo damals Balduin II. (1228—1261) herrschte. Nach dem Tode des Vatatzes und von dessen Sohn Theodor II. Laskaris verweigerte Anna-Constanze, die Hohenstaufin, ihre Hand dem Michael VIII. Palaeologos, der zuerst als Regent „Despotes", dann als definitiver Wiederhersteller der Herrschaft der Palaeologen von 1261 an Kaiser zu Konstantinopel war, und floh daraufhin nach Italien zu ihrem Bruder Manfred. Nach dem Tode Manfreds und Konradins mußte sie wieder die Flucht ergreifen und kam 1269 nach Valencia zu ihrer Nichte Constanze, der Tochter Manfreds und Gemahlin Peters III. von Aragonien. Die Heirath zwischen dieser Constanze, der Tochter Manfreds, mit dem Thronerben von Aragonien war, wie Ranke sagt, die bedeutendste der von Manfred dem päpstlichen Hofe bereiteten Verlegenheiten. Die Folge war, daß Karl von Anjou von Urban IV. gewonnen wurde, daß später Constanze ihren Gatten an ihre und ihrer sechs Kinder Rechte auf Sicilien erinnerte, daß Pedro mit seiner Flotte sich zur Eroberung des staufischen Erbes aufmachte und nach der sicilianischen Vesper Meister von Sicilien wurde, wohin auch Constanze als die wahre Erbin gelangte. Während dieser für das aragonische Königshaus ereignißreichen Zeit lebte Anna-Constanze, die Wittwe des Vatatzes, ruhig frommen Werken am Hofe ihrer Nichte. Sie hatte die Reliquien der Sainte-Barbe, der hl. Barbara, aus dem fernen Asien nach Valencia mitgebracht. Ihr hat sie eine Kapelle in der kleinen Kirche vom hl. Johannes zu Valencia geweiht, und dort wurde die fromme Hohenstaufin begraben. Vierzig Jahre hatte sie noch in Valencia gelebt. Die hl. Barbara hat der Tochter Friedrichs II. des Hohenstaufen viel zu verdanken, deß mögen sich auch einmal die Artilleristen am 4. Dezember erinnern. Denn man weiß sonst nicht viel von der Heiligen. Nilles Kalend. man. I p. 341 schreibt zum 4. Dezember: „Zu Nicomedia die Passion der Jungfrau und Märtyrerin Barbara, welche infolge der Verfolgung des Maximinus nach schwerer Kerkerhaft, Anbrennen mit Fackeln, Abschneiden der Brüste und andere Folterungen das letzte Martyrium durch das Schwert 235 6 erlitt. (Nilles erzählt nichts, daß der eigene Vater sie hinrichtete.) Obwohl in ihren Märtyrerakten nichts beglaubigtes und sicheres steht, glauben Einige beweisen zu können, daß sie in Heliopolis in Phönizien geboren war." — Das Grab der Hohenstaufin ist jetzt noch in der Kapelle der hl. Barbara zu Valencia zu sehen.

w. Die Royal Geographical Society zu **London** hat dem **Kapitän H. H. P. Deasy** für seine erfolgreiche **Vermessungsreise nach Westtibet und Chinesisch-Turkestan** die **große goldene Ehrenmedaille** verliehen. Deasy, ein Sohn des verstorbenen Lord Deasy von Dublin, hatte im April 1896 Srinagar verlassen, begleitet von einem anderen Vermessungsbeamten, einer Eskorte der indischen Regierung und zahlreichen Dienern und Gehülfen. Seine wichtigsten Arbeiten vollführte er in Westtibet im Thale des noch recht ungenügend bekannten Yarkandflusses. Dabei hat er gegen 250 Höhen festgelegt, darunter den fast 7000 m hohen Muz-Tag-Ata. Es läßt sich denken, daß eine Reise in so unwirthlichen und unsicheren Gegenden sehr vielen Gefahren ausgesetzt gewesen ist, aber weder die gefährlichen Gebirgspfade auf der Hochfläche des Pamir, noch die grimmige Kälte, noch auch die Tücke der Einwohner haben den entschlossenen Engländer um seinen Erfolg gebracht. Genaueres über seine Erlebnisse und die Früchte seiner Arbeit wird man erst in einigen Tagen erfahren, wenn das von ihm versprochene Buch veröffentlicht ist. Es wird mit vielen Karten und Bildern ausgestattet werden, neben dem Reisebericht auch einige erwünschte Zugaben erhalten, so Beobachtungen über die Zivil- und Militärverwaltung in Chinesisch-Turkestan und eine anschauliche Schilderung der Laune und Willkür, mit der die chinesischen Herren die Eingebornen behandeln.

T. **Die Züchtung des Aussatzbazillus** ist bisher nicht gelungen, obgleich seit der Entdeckung dieses gefährlichen Keimes verschiedentlich die Behauptung erhoben worden ist, daß man ihn nach Art anderer Bakterien kultiviren könne. Neuerdings haben sich zwei Breslauer Forscher, **Scholtz** und **Klingmüller**, in der neubegründeten Zeitschrift „**Lepra**" über sehr eingehende Untersuchungen ausgesprochen, bei denen sie mit der Anwendung größter Sorgfalt aus der Haut und dem Blut von Aussätzigen den Bazillus auszuscheiden und zu züchten gedachten. Der Erfolg blieb völlig aus, und dieser Umstand ist insofern wichtig, als dadurch alle Hoffnungen auf eine Serumbehandlung des Aussatzes zunichte gemacht werden. Der bekannte Lepraforscher **Babes** hatte angeblich aus Leprabazillen einen besonderen, dem Tuberkulin ähnlichen Stoff gewonnen, den er als Leprin bezeichnete und zu einem hervorragenden Heilmittel gegen den Aussatz zu entwickeln hoffte, was nach den jetzigen Erfahrungen für ausgeschlossen gelten kann. Es scheint eben unmöglich zu sein, den Leprabazillus außerhalb des Menschen zu züchten, da er auch bei keinem Thiere eine Erkrankung hervorruft. Das lebende menschliche Gewebe scheint zu seiner Vermehrung der einzige Nährboden zu sein. Für die Bekämpfung des Aussatzes wäre es selbstverständlich von erheblichem Vortheil, wenn eine Züchtung des Keimes gelänge, andrerseits hat der Mißerfolg auch eine günstige Seite. Es läßt sich nämlich mit Sicherheit annehmen, daß die fürchterliche Krankheit des Aussatzes noch eine viel größere Verbreitung besitzen würde, wenn der Leprabazillus auf allen möglichen Nährböden leicht zu wachsen und sich zu vermehren vermöchte und besonders, wenn er etwa auch bei den Thieren eine Erkrankung hervorbrächte, wie es bekanntlich der Tuberkelbazillus thut, der ja allein durch sein Vorkommen in der Kuhmilch eine erschreckende Verbreitung unter den Menschen findet.

T. **Der englische Naturforscher Sir John Murray**, der sich jetzt auf einer Forschungsreise nach der durch ihr Thier- und Pflanzenleben besonders merkwürdigen Weihnachtsinsel (Christmas-Island) befindet, wird später mit Professor **Häckel** in Java zusammentreffen, um diesen in der Suche nach dem Affenmenschen (Pithecanthropus erectus) zu unterstützen.

B.W.C. **Die Nernstlampe.** Endlich scheinen sich die Schwierigkeiten, welche der praktischen Verwerthung der Nernst'schen Erfindung im Weg standen, vermindert, wenn nicht ganz gelegt zu haben. Die „**Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft**", welcher Professor Nernst die praktische Verwerthung und den allgemeinen Vertrieb seiner Erfindung übertragen hat, theilt soeben in einem Rundschreiben an die Fachzeitungen 2c. mit, daß die Nernst-Lampe jetzt in den Verkehr gelangt.

oem. **Frequenz der Theologie-Studirenden.** Dem Studium der **evangelischen Theologie** lagen im verflossenen Sommersemester 1900 an 17 reichsdeutschen Universitäten 2472 von 26,415 Studirenden, das sind 9.48 Proz. der Gesammtheit, ob, und zwar studirten in Berlin (5105) 282, Bonn (2162) 86, Breslau (1662) 77, Erlangen (974) 178, Gießen (855) 68, Göttingen (1344) 136, Greifswald (808) 183, Halle (1620) 346, Heidelberg (1553) 52, Jena (758) 44, Kiel (1056) 63, Königsberg (881) 93, Leipzig (3269) 296, Marburg (1184) 113, Rostock (495) 41, Straßburg (1145) 85 und Tübingen (1544) 329 evangelische Theologen. Demnach hatte den absolut größten Bestand an Studirenden der evangelischen Theologie Halle aufzuweisen; dann folgen Tübingen, Leipzig, Berlin, Greifswald, Erlangen, Göttingen, Marburg, Königsberg, Bonn, Straßburg, Breslau, Gießen, Kiel, Heidelberg, Jena und Rostock. Relativ am stärksten von evangelischen Theologen besucht war Greifswald mit 22.65 Proz. der Gesammtfrequenz. Hieran reihen sich Halle (21.36 Proz.), Tübingen (21.31 Proz.), Erlangen (18.28 Proz.), Göttingen (11.19 Proz.), Königsberg (10.56 Prozent), Marburg (9.54 Proz.), Leipzig (9.05 Proz.), Rostock (8.28 Proz.), Gießen (7.95 Proz.), Straßburg (7.42 Proz.), Kiel (5.97 Proz.), Jena (5.83 Proz.), Berlin (5.52 Proz.),

Breslau (4.63 Proz.), Bonn (3.98 Proz.) und Heidelberg (3.35 Proz.). — Auf sechs Schweizer Universitäten studiren 174 von 3673, d. i. 4.74 Proz. der Gesammtheit, evangelische Theologie, und zwar in Basel (484) 53, Bern (962) 29, Genf 809 (44), Lausanne (569) 21, Neuchatel (118) 18 und Zürich (731) 9. Demnach hatte den absolut größten Bestand an Studirenden der evangelischen Theologie Basel aufzuweisen; dann folgen Genf, Bern, Lausanne, Neuchatel und Zürich. Relativ am stärksten von evangelischen Theologen besucht war Neuchatel mit 15.25 Proz. der Gesammtfrequenz. Hieran reihen sich Basel (10.95 Proz.), Genf (5.44 Proz.), Lausanne (3.69 Proz.), Bern (3.01 Proz.) und Zürich (1.23 Proz.). — Dem Studium der katholischen Theologie lagen im verflossenen Sommersemester 1900 an sieben reichsdeutschen Universitäten 1646 von 13,342 Studirenden, das sind 12.34 Proz. der Gesammtheit, ob, und zwar in Bonn (2162) 298, Breslau (1662) 322, Freiburg (1766) 257, München (4381) 159, Münster (691) 325, Tübingen (1544) 168 und Würzburg (1126) 117. Mithin hatte Münster die absolut größte Anzahl Studirender der katholischen Theologie aufzuweisen; hieran schlossen sich Breslau, Bonn, Freiburg, Tübingen, München und Würzburg. Auch relativ hat Münster die meisten Theologen mit 47.03 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; hierauf folgen Breslau (19.38 Proz.), Freiburg (14.55 Proz.), Bonn (13.78 Proz.), Tübingen (10.88 Prozent), Würzburg (10.39 Proz.) und München (3.62 Proz.). Auf vier österreichischen Universitäten liegen in der gleichen Zeit 303 von 7346 Studirenden, d. i. 4.12 Proz. der Gesammtheit, demselben Studium ob, und zwar in Czernowitz (365) 36, Graz (1366) 87, Prag (946) 29 und Wien (151). Demnach weist Wien absolut die größte Zahl Studirender der katholischen Theologie auf; es folgen Graz, Czernowitz und Prag. Die relativ größte Anzahl katholischer Theologen hat Czernowitz mit 9.86 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; hieran schließen sich Graz (6.37 Proz.), Wien (3.23 Proz.) und Prag (3.07 Proz.). Zwei Schweizer Universitäten zählen von 1281 Studirenden 120 katholische Theologen, d. i. 9.45 Proz. der Gesammtheit, und zwar Bern (962) 6 und Freiburg (319) 114. Mithin ist Freiburg absolut und relativ mit 35.74 Proz. der Gesammtfrequenz vor Bern (0.62 Proz.) zu nennen. Braunsberg und Innsbruck konnten mangels erforderlichen Materials in obige Ausführungen nicht aufgenommen werden.

* **Breslau.** In das an hiesiger Universität neu errichtete Extraordinariat für Veterinärwissenschaften ist der Kreisthierarzt Dr. phil. Peter berufen worden, mit der Verpflichtung, über Anatomie, Physiologie, innere und äußere Krankheiten der Hausthiere zu lesen und die Leitung der Universitäts-Thierklinik zu übernehmen. — Als Nachfolger von Dr. phil. Lehmkuhl ist Cand. chem. Richard Riecke auf ein Jahr als Assistent an das agrikultur-chemische und bakteriologische Institut hiesiger Universität berufen worden. — Der bekannte Zoologe Stechmann, seit fast dreißig Jahren Direktor des hiesigen zoologischen Gartens, ist auf einer Reise plötzlich und unerwartet in Paris gestorben.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** Der außerordentliche Professor Dr. Camill Henner ist zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts an der böhmischen Universität in Prag ernannt worden. — Der Sektionschef im Handelsministerium, Dr. Victor Mataja, ist zum außerordentlichen Professor der politischen Oekonomie an der k. und k. Konsular-Akademie in Wien ernannt worden. — Gestern beging der österreichische Historiker Geh. Rath und Herrenhausmitglied Dr. Joseph Alexander Frhr. v. Helfert sein 80. Geburtsfest. — Der außerordentliche Professor der Mathematik und analytischen Mechanik an der deutschen technischen Hochschule in Prag Wilhelm Weiß ist zum ordentlichen Professor dieser Fächer an der genannten Hochschule und der außerordentliche Professor der Zoologie, Botanik und Waarenkunde an der technischen Hochschule in Lemberg Dr. Eustach Wołoszczak zum ordentlichen Professor dieser Fächer an der genannten Hochschule ernannt worden. — Dr. Gustav Bikeles hat sich für Anatomie des Nervensystems an der medizinischen Fakultät der Universität Lemberg, der Primararzt der Landeskrankenanstalt in Brünn Dr. med. Theodor Spietschka als Privatdozent für „Erste Hülfe bei Unglücksfällen" und für „Gewerbliche Erkrankungen und deren Verhütung" an der deutschen technischen Hochschule in Brünn und der Inspektor an der k. k. Allgemeinen Lebensmittel-Untersuchungsanstalt in Prag Jaroslav Formanek als Privatdozent für Spektralanalyse mit Rücksicht auf deren Anwendung in der analytischen Chemie an der böhmischen technischen Hochschule in Prag habilitirt. — An der medizinischen Fakultät der Universität Budapest wurde am 3. d. M. zum erstenmal eine Dame, Frl. Charlotte Steinberger, zum Doktor der Heilkunde promovirt.

* **Aus den Niederlanden.** Den „Hochschulnachrichten" zufolge hatte Leiden 1899 im ganzen 769 Studenten, 1900 nur noch 768. Im gleichen Zeitraum ist die Zahl der Studirenden in Amsterdam von 826 auf 835, in Utrecht von 552 auf 824, in Groningen von 355 auf 388 gestiegen. Demnach hat nur die Universität Utrecht einen nennenswerthen Zuwachs zu verzeichnen. — In Delft starb, wie man uns schreibt, am 30. Oktober Professor J. M. Telders, der Direktor des dortigen Polytechnikums.

T. Eine neue geographische Medaille wird von der Queensland-Abtheilung der kgl. Geographischen Gesellschaft von Australien verliehen werden. In Anerkennung der Verdienste von J. P. Thompson um die Entwicklung der Gesellschaft wird die Medaille den Namen Thompson-Gründer-Medaille erhalten. Die Verleihung wird jährlich erfolgen, und zwar an den Verfasser des besten originalen Beitrags zur geographischen Literatur.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ph. Biedert: Die Kindersterblichkeit im 1. Lebensjahre. (S.-A. aus Biederts Kinderernährung. 4. Auflage.) Stuttgart, Enke. — Drei Tage in Leipzig. Woerls Reisehandbücher. Leipzig, Woerl. — H. Rollau: Die Liebesburg, eine Strandnovelle. Leipzig, Woepke 1900. — Mary L. F. Mohr: Nachklang. Gedichte. Ebd. — ***: Vom Holzballe. Roman aus dem baltischen Leben. Ebd. 1900. — Pirrß: Russische Sprachlehre. 1. Theil. Ebd. 1900. — Dr. H. Leo: Untersuchungen zur Besiedelungs- und Wirthschaftsgeschichte des Thüringer Osterlandes in der Zeit des früheren Mittelalters. (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte. 6. Bd., 3. Heft.) Leipzig, Teubner 1900. — O. Hötzsch: Die wirthschaftliche und soziale Gliederung vornehmlich der ländlichen Bevölkerung im meißnischen Erzgebirg-Kreise Kursachsens. (Do., 6. Bd., 4. Heft.) Ebd. 1900. — H. Schurtz: Das afrikanische Gewerbe. (Preisschriften der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig, hist.-nationalökonom. Sektion, Nr. XXII.) Ebd. 1900. — L. Zapf: Die wendische Wallstelle auf dem Waldstein im Fichtelgebirge. Hof, Lion. — F. W. Ilges: Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp. München, Deutsche Buchhandlung 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 7. November. Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Papst und die kantische Philosophie.

Von Rudolf Eucken.

Die „Kantstudien“, eine Zeitschrift, die nicht nur den Mittelpunkt der Kantforschung bildet, sondern überhaupt in der geistigen Bewegung der Gegenwart durch rührige und geschickte Leitung einen ehrenvollen Platz gewonnen hat, beschäftigen sich in ihrer letzten Nummer mit einem sehr interessanten Aktenstück: einem päpstlichen Schreiben an den französischen Klerus über das Studium der Philosophie. Dies, schon im Urtext französisch abgefaßte, vom 8. September 1899 datirte Schreiben ist in seinem vollen Wortlaut in der Civiltà Cattolica (Ser. XVII, Vol. VIII, S. 5—28) veröffentlicht, die Kantstudien entnehmen es zunächst den Annales de Philosophie Chrétienne Nov. 1899 pg. 121—123. Die Hauptstelle lautet wie folgt:

Lettre Encyclique de S. S. le Pape Léon XIII
aux Archevêques, Evêques, et au Clergé de France.

Nous le disions dans Notre Encyclique *Æterni Patris*, dont nous recommandons de nouveau la lecture attentive à vos Séminaristes et à leurs maîtres, et nous le disions, en nous appuyant sur l'autorité de saint Paul: c'est par les vaines subtilités de la mauvaise philosophie, *per philosophiam et inanem fallaciam*, que l'esprit des fidèles se laisse le plus souvent tromper; et que la pureté de la foi se corrompt parmi les hommes. Nous ajoutions, et les événements accomplis depuis vingt ans ont bien tristement confirmé les réflexions et les appréhensions que nous exprimions alors: „Si l'on fait attention aux conditions critiques du temps où nous vivons, si l'on embrasse par la pensée l'état des affaires tant publiques que privées, on découvrira sans peine que la cause des maux qui nous oppriment, comme de ceux qui nous menacent, consiste en ceci que des opinions erronées sur toutes choses, divines et humaines, des écoles des philosophes se sont peu à peu glissées dans tous les rangs de la société et sont arrivées à se faire accepter d'un grand nombre d'esprits.“

Nous réprouvons de nouveau ces doctrines qui n'ont de la vraie philosophie que le nom, et qui, ébranlant la base même du savoir humain, conduisent logiquement au scepticisme universel et à l'irréligion. Ce nous est une profonde douleur d'apprendre que, depuis quelques années, des catholiques ont cru pouvoir se mettre à la remorque d'une philosophie, qui, sous le spécieux prétexte d'affranchir la raison humaine de toute idée préconçue et de toute illusion, lui dénie le droit de rien affirmer au delà de ses propres opérations, sacrifiant ainsi à un subjectivisme radical toutes les certitudes que la métaphysique traditionnelle, consacrée par l'autorité des plus vigoureux esprits, donnait comme nécessaires et inébranlables fondements à la démonstration de l'existence de Dieu, de la spiritualité et de l'immortalité de l'âme, et de la réalité objective du monde extérieur. Il est profondément regrettable que ce scepticisme doctrinal, d'importation étrangère et d'origine protestante, ait pu être accueilli avec tant de faveur dans un pays justement célèbre par son amour pour la clarté des idées et pour celle du langage. Nous savons, Vénérables Frères, à quel point vous partagez là-dessus nos justes préoccupations, et nous comptons que vous redoublerez de sollicitude et de vigilance pour écarter de l'enseignement de vos Séminaires cette fallacieuse et dangereuse philosophie, mettant plus que jamais en honneur les méthodes que nous recommandions dans notre Encyclique précitée du 4 août 1879.

Dreierlei namentlich verdient aus diesem Schreiben Beachtung. 1. Bemerkenswerth ist zunächst die große Bedeutung, welche die höchste kirchliche Autorität der Philosophie sowohl für die Religion wie für das gesellschaftliche Leben zuerkennt. Manche protestantische Theologen, welche den Graben zwischen Philosophie und Religion glauben nicht tief genug machen zu können, möchten sich an solcher Schätzung ebenso ein Muster nehmen, wie die große Masse der Zeitgenossen, welchen die übliche Verweisung der Philosophie in den Hintergrund des Lebens durchaus angemessen scheint. Der Papst denkt hier nicht nur größer von der Natur des Menschen als beide zusammen, er dürfte sie auch richtiger beurtheilen.

2. Weiter bemerkenswerth ist das Verhalten zu den einzelnen Systemen der Philosophie. Die Verehrung des Papstes für Thomas ist bekannt, auch daß die erwähnte Encyklika Aeterni patris den Hauptanstoß zu dem neuesten Aufschwung des Thomismus gegeben hat. Aber mit eigenthümlicher Greifbarkeit tritt hier die intellektualistische Art des Thomismus zutage; kann man die Grundwahrheiten, welche nach jener Ueberzeugung die Metaphysik zu sichern hat: die Existenz Gottes, die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der Seele, die objektive Realität der Außenwelt, betrachten, ohne sich an die Gedankengänge des älteren Rationalismus erinnert zu fühlen? Interessanter aber als das Ja ist das in jenen Ausführungen enthaltene Nein. Das als gefährlich und verderblich geschilderte System wird zwar nicht ausdrücklich genannt, wohl aber so deutlich bezeichnet, daß sich mit voller Bestimmtheit darin die kantische Philosophie erkennen läßt; wir haben hier also, wie die Kantstudien mit Recht sagen, „nichts mehr und nichts weniger, als eine offizielle Warnung des Papstes vor der Kantischen Philosophie.“ Die Verwerfung Kants ist an sich nicht befremdlich, vom Standpunkt des Thomismus aus muß das System der Vernunftkritik und des kategorischen Imperativs als ein bloßer Subjektivismus und Skeptizismus erscheinen. Aber kann es ein beredteres Zeugniß für das Vordringen kantischer Denkweise in die Kreise des französischen Klerus geben als die Nothwendigkeit eines direkten Eingreifens der höchsten kirchlichen Auto-

rität? Und inmitten aller Verwerfung hat auch der Papst Kant eine gewisse Huldigung dargebracht. Jenes Aktenstück verwendet die Termini subjektiv und objektiv, gerade entgegengesetzt dem scholastischen Sprachgebrauch, durchaus in dem Sinne, wie sie erst durch Kant und von Deutschland aus in allgemeine Uebung gekommen sind; auch dem Gegensatz jener Begriffe hat erst Kant die jetzt vorhandene Schärfe gegeben. Man sieht, allem Einfluß einer großen geistigen Umwälzung kann sich auch der nicht entziehen, der sich in der Sache nur als Gegner fühlt.

3. Am bemerkenswerthesten aber ist das überaus liebenswürdige Entgegenkommen, das hier den Franzosen zutheil wird. Schon das ist ungewöhnlich und auffallend, daß das Schriftstück von Haus aus „dans l'idiome de la France" abgefaßt ist. Eigenthümlich berührt im Munde des Papstes und das den Franzosen wegen der Liebe zur Klarheit der Ideen gespendete Lob. Denn das Verlangen nach Klarheit der Ideen war die gefährlichste Waffe der französischen Aufklärung; eben weil sie die Klarheit wie an der Tradition überhaupt so auch an der überkommenen Scholastik vermißte, glaubte sie gänzlich mit ihr brechen zu müssen. Sollte heute ein Voranstellen der Klarheit der Ideen der neuerweckten Scholastik günstig sein? Am auffallendsten aber, ja wir dürfen sagen, von der Grundanschauung der Kirche aus kaum verständlich, ist das Hineintragen des nationalen Gesichtspunktes in wissenschaftliche und religiöse Angelegenheiten. Was anderes ist es aber, wenn gegen die kantische Philosophie ihr ausländischer Ursprung, die importation étrangère, ins Feld geführt wird? Wenn dieser Grund den französischen Klerus von Kant abschrecken soll, so müßte er folgerichtig beim Deutschen zu seinen Gunsten wirken. Oder gilt für die Franzosen ein anderes Maß als für die Deutschen? Und wie steht es mit dem allen Völkern so warm empfohlenen Thomas? Für alle Nichtitaliener wäre er doch eine importation étrangère. Doch lassen wir solche Fragen, nur das eine auszusprechen können wir nicht unterlassen: jenes merkwürdige Eindringen der durchaus modernen Nationalitätsidee in philosophische und religiöse Erörterungen an der höchsten kirchlichen Stelle liefert das deutlichste Zeugniß dafür, daß sich dem Geist der Zeit Niemand ganz entziehen kann, und daß es heute wohl viele vermeintliche Thomisten geben mag, daß aber wirkliche Thomisten, Thomisten nach der Art des alten und echten Thomas, unmöglich geworden sind.

Das Freihandelsargument.

Von L. Brentano.

II.

Damit ein jedes Land möglichst rasch den Produktionszweigen sich zuwende, deren Produkte ihm die größtmöglichen Ueberschüsse über die aufgewendeten Kosten abwerfen, haben Hamilton in Nordamerika, Graf Chaptal in Frankreich[5]) und Friedrich List in Deutschland vorübergehende Schutzzölle befürwortet, um das Inland in den Erwerbszweigen, in denen es nur aus historischen Ursachen — wegen Kapitalmangels oder noch fehlender Arbeitsgeschicklichkeit — hinter der Produktion anderer Länder zurücksteht, zur Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland zu erziehen. Hier werden den Konsumenten allerdings Opfer im Interesse gewisser Produktionszweige zugemuthet, aber nur vorübergehend; auch hat der Konsument hier den Trost, daß sein Opfer wirklich der Gesammtheit, deren Produktivkraft erhöht wird, zugute kommt. Wo es dagegen ausgeschlossen war, daß ein Erwerbszweig durch jene Opfer zur freien Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland erzogen werden könne, wo demnach der staatliche Schutz nichts anderes bedeutet, als die dauernde Benachtheiligung der Mehrzahl zugunsten Weniger, haben die Genannten alle künstlichen Maßnahmen zu deren Schutz aufs entschiedenste verurtheilt. Daher denn auch der Satz Friedrich Lists: „die innere Agrikultur durch Schutzzölle heben zu wollen, ist ein thörichtes Beginnen."

Hamilton, Chaptal und List fühlten sich in bewußtem Gegensatz zu Adam Smith, und in der That hat dieser Erziehungszölle ausdrücklich abgelehnt. Allein auch ihr Ziel war die freie Konkurrenz der zur Konkurrenzfähigkeit erzogenen Erwerbszweige auf dem Weltmarkt. Die innere Konkurrenz der gegen das Ausland geschützten nationalen Betriebe sollte diese zur Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland erziehen, worauf der Schutz wegfallen sollte. Auch Lists Ziel war also der Freihandel. Daher so ausgesprochene Freihändler wie J. B. Say[6]) und John St. Mill[7]) sich seiner Befürwortung von Erziehungszöllen angeschlossen haben.

Die Erziehungspolitik war in Amerika, in Frankreich, insbesondere auch in Deutschland von großen Erfolgen begleitet. In den siebziger Jahren waren die hauptsächlichen unter den bis dahin geschützten deutschen Erwerbszweigen zu so hoher Entwicklung gelangt, daß die ihnen bis dahin gewährten Schutzzölle wegfallen konnten. Allein bald kam ein Rückschlag. Nicht etwa, weil die deutsche Industrie ihre Konkurrenten nicht ebenbürtig zu bestehen vermocht hätte. Man war sogar imstande, unsern gefährlichsten Konkurrenten, den Engländern, auf ihrem eigensten Gebiet mit Erfolg zu begegnen. Der Schutz, der von da ab verschiedenen deutschen Erwerbszweigen zutheil wurde, hatte vielmehr mit Friedrich List und seinen Erziehungszöllen nicht mehr das Geringste gemein. Fürs erste war er ein Erhaltungszoll. Angesichts der Ueberproduktion an Produktionsmitteln, wie sie zu Beginn der siebziger Jahre stattgefunden, wollte man durch Sicherung wenigstens des heimischen Marktes die Industriellen, so weit möglich, vor allzu großer Entwerthung ihrer Anlagen bewahren, und angesichts des plötzlichen Anpralls der überseeischen und russischen Getreidekonkurrenz erhielten die Landwirthe eine Frist, um sich auf andere Produktionszweige als bloßen Getreidebau einzurichten. So kamen wir zu den Industrie- und Agrarzöllen des Jahres 1879. Soweit es sich um die Erleichterung der unter solchen Uebergängen Leidenden handelte, konnte man vom freihändlerischen Standpunkt noch zustimmen. Allein bald nahmen die Zölle einen anderen Charakter an; denn völlig verschieden gestalteten sich die Wirkungen der neuen Zölle in der Praxis.

Zunächst von den Wirkungen der industriellen Schutzzölle. Auf dem Gebiet der Industrie begann die Aera der Kartelle. Ich bin bekanntlich kein Feind der Kartelle an sich. Warum sollen sich die Industrieunternehmungen nicht ebenso zur Wahrung ihrer Interessen vereinigen, wie dies die Arbeiter thun? Kartelle können unter Umständen sehr segensreich wirken. Bei sinkender Konjunktur können sie als Fallschirme dienen, um die zu hochgeflogene Produktion vor zu jähem Fall zu be-

5) Vergl. Mes Souvenirs sur Napoléon par le Cte. Chaptal. Paris 1893. S. 161.

6) Vergl. J. B. Say, Ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft, deutsch von Morstadt, Stuttgart 1838. I. 280 ff.

7) J. St. Mill, Principles of political economy V, Ch. X § 1.

wahren. Sie können noch mehr thun: sie können durch planmäßiges Anpassen der Produktion an den Bedarf Krisen verhindern, und, indem sie leistungsunfähige Betriebe unter Entschädigung ausschalten, den Fortschritt in der Technik und in der ökonomischen Organisation schmerzloser gestalten und dabei, trotz steigenden Unternehmergewinns, dem Konsumenten die Produkte verbilligen. Allein die Kartelle beschränkten sich nicht auf solches gemeinnütziges Wirken. Viele nahmen den Charakter von Ringen an. Die innere Konkurrenz, welcher Friedrich List die Funktion zugewiesen hatte, die Inlandspreise allmählich auf das Niveau der Weltmarktspreise herabzudrücken, wurde von ihnen aufgehoben, um den Inlandspreis um den vollen Betrag des Zolls über den Weltmarktspreis zu steigern. Da der Gesetzgeber, so argumentirte man, den Schutzzoll einführte, wollte er, daß der Inlandspreis um den Betrag des Zolls über dem Weltmarktspreis stehe. Wir kommen also nur der Absicht des Gesetzgebers nach, wenn wir die Konkurrenz verhindern, welche den Preis unter diesen Satz herabdrücken würde. Auf diese Weise gelingt es ihnen, die Generalkosten ihrer Betriebe schon durch den Erlös aus den im Inland abgesetzten Produkten zu decken, und sie können nun um so billiger ans Ausland verkaufen. Der Schutzzoll ist also etwas ganz neues geworden, eine Einrichtung, um dem heimischen Konsumenten die Mittel zur leichteren Besiegung der Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu entreißen. Nicht nur durch staatliche Ausfuhrprämien, die z. B. dem Zucker- und dem Branntweinproduzenten bezahlt werden, sondern auch durch die hohen Inlandspreise, welche die Kartelle dem heimischen Konsumenten auferlegen, wird dieser also heute genöthigt, Zuschüsse zur billigeren Versorgung des Auslandes zu zahlen.

In anderen Fällen aber hat das Wiederaufleben des Schutzsystems in verschiedenen europäischen Ländern zu anderen merkwürdigen Widersprüchen geführt. Kapitalkräftige Firmen haben infolge desselben in jedem der geschützten Gebiete, nach dem sie bisher Absatz gehabt hatten aber in dem sie solchen erwerben wollten, besondere Betriebe errichtet, um an der Ausbeutung der geschützten nationalen Märkte Antheil zu nehmen, und Kenner, welche die Pariser Weltausstellung in diesem Jahre besucht haben, haben mir von dem eigenthümlichen Eindruck berichtet, den es auf sie gemacht habe, als sie in den Ausstellungen der verschiedensten Länder als Vertreter von deren nationaler Produktion eben denselben Unternehmungen begegneten. Hier hat der Inlandskonsument augenscheinlich nicht den patriotischen Trost, durch das Opfer, das er bringt, dem Vaterland wenigstens einen Vortheil zu bringen. Einerseits sieht er, daß es vielfach Unternehmungen von Fremden im Inland sind, denen die erhöhten Preise zufließen, die er infolge des Schutzzolles bezahlen muß, andrerseits kann er beobachten, wie nationale Kapitalkräfte, die bei Freihandel im Inland nutzbar gemacht worden wären, dem Ausland zuströmen, um dessen Produktivkraft zu steigern.*) Dem Lohnarbeiter aber, der mitunter das einzige Nationale an diesen ganzen Unternehmungen ist, wird durch Verkümmerung des Koalitionsrechtes durch entsprechendes Vorgehen der kartellirten Arbeitgeber, eventuell unter Inanspruchnahme der Polizei, die Möglichkeit genommen, durch Lohnsteigerungen Antheil an den Folgen des Schutzes der „nationalen Arbeit“ zu erlangen.

Nun zu den Wirkungen der Agrarzölle. Die Landwirthschaft hat den gewährten Schutz nicht etwa dazu benutzt, um den Uebergang von dem unrentabel gewordenen Getreidebau zu rentableren Produktionszweigen leichter zu finden. Man sah in dem gewährten Schutz vielmehr eine Aufforderung, den Getreidebau zu vergrößern. Da nun infolge der Entwicklung der Verkehrswege mehr und mehr fruchtbare Böden in bisher unerschlossenen Gebieten des Erdballs in Anbau genommen wurden, ist die Folge des steigenden Getreidebaues gewesen, daß die Getreideproduktion der Welt — wenn wir den vom k. k. Ackerbauministerium in Wien veröffentlichten Ziffern*) folgen wollen — in dem Zeitraum 1878/82 bis zum Jahre 1899 im Verhältniß von 100:130 gestiegen ist, während die Bevölkerung gleichzeitig nur im Verhältniß von 100:124 zunahm. Die Folge war ein weiteres Fallen des Weltmarktpreises des Getreides und die weitere Folge, daß, trotz aller Zölle, auch die Inlandpreise noch weiter fielen. Dementsprechend erhob man in steigendem Maße die Forderung nach künstlicher Sicherung so hoher Getreidepreise, daß es der deutschen Landwirthschaft möglich werde, durch Anbau selbst der unfruchtbarsten Böden den gesammten deutschen Getreidebedarf zu decken. Früher, so hat man uns noch vor kurzem ausgeführt, als die Industrie schwach gewesen, sei ihr die Landwirthschaft zuhülfe gekommen; nun sei es an der Industrie, der nothleidend gewordenen Landwirthschaft zu helfen. Und gewiß! Wäre es überhaupt möglich, den deutschen Getreidebau durch Schutzzölle zur Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland zu erziehen, so könnten wenigstens alle Diejenigen, welche für industrielle Erziehungszölle früher eingetreten sind, die Billigkeit dieser Forderung kaum bestreiten.

Allein so plausibel die Analogie des heutigen Begehrens nach Agrarschutz mit dem früheren nach Industrieschutz Manchem erscheinen mag, so kann sie doch ökonomisch schärfer Sehende nicht täuschen; und hier komme ich auf die Gründe, warum Friedrich Lists Satz: die innere Agrikultur durch Schutzzölle heben zu wollen, ist ein thörichtes Beginnen, richtig bleibt, wenn sich auch manches in der von ihm selbst vorgebrachten Begründung heute nicht halten läßt. Die Industrie wurde durch die ihr gewährten Zölle zu solcher Vollkommenheit und Billigkeit der Produktion erzogen, daß sie völlig ungeschützt mit dem Ausland konkurriren konnte. Die deutsche Landwirthschaft kann durch keinen noch so hohen Getreidezoll zur Konkurrenzfähigkeit mit dem ausländischen Getreidebau erzogen werden. Den Grund zeigt uns die Betrachtung der Ursachen, warum der deutsche Getreidebau mit dem ausländischen nicht zu konkurriren vermag.

Betrachten wir die Kosten des Getreidebaues. Sie bestehen in allen Ländern aus Verzinsung des Bodenwerths, Kapitalzins, Arbeitslohn, Steuern. Wie verhalten sich diese Kosten in Deutschland zu denen in seinen Konkurrenzländern? Um mit den Steuern zu beginnen, so haben wir die Landwirthschaft im letzten Dezennium so sehr entlastet, daß hier kaum noch etwas zu thun übrig bleibt. Niemand kann behaupten, daß eine unverhältnißmäßig hohe staatliche Besteuerung die Ursache sei, warum die deutschen Getreidebauern nicht auf ihre Kosten kommen. Was den Arbeitslohn angeht, so ist er

*) So wird erst wieder in der „Frankfurter Zeitung“ vom 1. November 1900 unter dem 26. Oktober aus Aachen über die dortigen Arbeiterentlassungen geschrieben: „Die Flaue in der Nadelbranche ist momentan ebenso stark wie zu Beginn der 80er Jahre, was zum Theil darauf zurückgeführt werden darf, daß hiesige Fabrikanten, um Fracht und Zoll zu sparen, im Ausland ebenfalls Fabriken angelegt haben, die leidlich beschäftigt sind.“

*) Vergl. Das Getreide im Weltverkehr. Vom k. k. Ackerbauministerium vorbereitete Materialien für die Enquete u. s. w. Wien (Kommissionsverlag von W. Frick) 1900.

bei unsern russischen Konkurrenten nominell allerdings niedriger als bei uns; allein die Leistung des russischen Arbeiters ist so viel geringer als die des deutschen, daß der Preis der Arbeitsleistung hier und dort kaum verschieden sein dürfte; dabei schreibt mir ein russischer Gutsbesitzer, daß die russischen Landwirthe gleich den deutschen infolge der Wanderung vom Land nach den Städten an Mangel an Arbeitskräften leiden. In den meisten Getreide exportirenden Staaten Nordamerika's herrscht die gleiche Klage; dabei bezifferte sich der Taglohn ländlicher Arbeiter, die sich selbst beköstigen, dort im Jahre 1892 auf 4 bis 7 Mark, der Taglohn der Arbeiter, die vom Arbeitgeber beköstigt wurden, auf 3 bis 5 M. 60 Pf. In unsern Arbeitsverhältnissen kann der Vorsprung Rußlands und Amerika's also auch nicht wurzeln. Ebenso wenig wurzelt er in dem Zinsfuß. Die staatlichen Adelsbanken in Rußland erheben 4 Prozent Zinsen und ½ Prozent Amortisation; in den Getreide exportirenden Staaten Nordamerika's betrug der niedrigste Zinsfuß in dem Zeitraum 1880/89 6.7 Prozent und stieg in einigen Staaten auf 9.95 und 10.46 Prozent. Das Kapital stellt sich also bei uns für den Landwirth erheblich billiger als bei unsern Konkurrenten, und wenn die Amerikaner viele arbeitssparende Maschinen verwenden, so müssen sie einen anderen Vortheil haben, der ihre hohen Kapitalkosten aufwiegt. Dieser Vortheil von Russen und Amerikanern ist der Bodenwerth. Ich habe durch die Güte eines russischen Freundes die Aufnahmen des landwirthschaftlichen Ministeriums in St. Petersburg erhalten. Die Angaben werden mir als absolut zuverlässig bezeichnet. Danach beträgt der Durchschnittspreis pro Desjätine in den Gouvernements, die am meisten an dem Getreideexport nach Deutschland betheiligt sind, in Ufa 14.26 Rubel, in Orenburg 15.08 Rubel, im Tereck-Gebiete 26.03 Rubel und steigt in den übrigen Gouvernements bis auf 107.23 Rubel in Bessarabien und 121.76 Rubel in Kursk. In Amerika betrug nach der amtlichen Statistik von 1891 der Durchschnittspreis des Acre Landes in den Staaten, welche Ueberschüsse über den eigenen Getreidebedarf produziren, in den achtziger Jahren zwischen 5.89 Dollars in Dakota und 31.87 Dollars in Illinois. Es kostet also in Rußland heute der Hektar zwischen 28 und 240 Mark, es kostete in Nordamerika in den achtziger Jahren der Hektar zwischen 72 in Dakota und 384 Mark in Illinois. In Argentinien kostet der Hektar guten Landes, bequem an einer Eisenbahnstation oder innerhalb 30 Wegstunden im Umkreis einer Hafenstadt gelegen, 60 Mark. Wie aber steht es in Deutschland? Die Motive des Ansiedelungsgesetzes vom 26. April 1866 waren davon ausgegangen, daß der Hektar Landes 560 Mark kosten werde. In Wirklichkeit stellten sich die bis Ende 1899 gezahlten Preise auf durchschnittlich 662 M. pro Hektar und zwar kostete der Hektar 1896: 648 M., 1897: 766 M., 1898: 774 M., 1899: 824 Mark. In Bayern kostet nach den Erhebungen über die landwirthschaftlichen Verhältnisse in 24 typischen Gemeinden der Hektar schlechten Bodens 900 M. im Durchschnitt. In den westlichen Theilen Deutschlands stellt sich der Bodenzins allenthalben noch höher.

Es liegt also in der Höhe des Bodenwerths, wenn der deutsche Getreidebau heute mit dem amerikanischen und russischen nicht zu konkurriren vermag. Er beträgt und betrug in Deutschland um das Doppelte bis Fünfzehnfache mehr als in den Konkurrenzländern. Kein Wunder, wenn nach den Erhebungen des Deutschen Landwirthschaftsrathes zur Feststellung der Ergiebigkeit der Landwirthschaft, „nur 16 Prozent oder ein Sechstel der ermittelten Betriebe eine Verzinsung des Gesammtwerthes mit über 3 Prozent aufweisen konnten." Wenn der erzielte Getreidepreis bei uns einen Grundwerth verzinsen soll, der um das Doppelte bis Fünfzehnfache höher ist als bei unsern Konkurrenten, kann das Ergebniß ein anderes sein? Allein, wird man mir einwenden, der Bericht über die eben erwähnten Erhebungen fahre fort, „bei 50 Prozent (der ermittelten Betriebe) sei überhaupt eine Verzinsung des Bodenkapitals oder eine Grundrente nicht ermittelt worden". Nun will ich einmal annehmen, die Rentabilitätsberechnungen, auf denen diese Angabe fußt, seien unanfechtbar. Wer etwas von solchen Rentabilitätsberechnungen weiß, wird mich deßhalb vielleicht leichtsinnig schelten. Aber gehen wir einmal von dieser Annahme aus, so ist das, was hier behauptet wird, wenn richtig, nur ein um so sprechenderer Beleg, wie völlig ungeeignet ein großer Theil des schon heute mit Getreide bestellten Bodens ist, um mit dem fruchtbareren unserer Konkurrenzländer zu konkurriren; in keiner Weise aber wird damit gesagt, daß durch noch so hohe Zölle der Getreidebau auf diesen Böden mit dem ausländischen konkurrenzfähig werden könne.

Und nun komme ich zu der Ursache, warum jene Berufung an das Billigkeitsgefühl, wonach die Industrie der Landwirthschaft heute mit Zöllen zuhülfe kommen solle, wie diese ihr früher, als sie noch klein war, zuhülfe gekommen sei, nicht schlüssig ist. Der industrielle Schutzzoll hat die Wirkung gehabt, die heimische Industrie zur Verbilligung ihrer Produktionskosten bis auf das Niveau der Produktionskosten des Auslandes zu erziehen. Was aber ist der Zweck des Getreidezolls? Er soll den Getreidepreis steigern. In dem Maße, in dem der Zweck erreicht wird, steigt die Geldrente, welche der Boden abwirft. Der Ertragswerth des Bodens aber ist gleich der Geldrente, die er abwirft, kapitalisirt mit dem herrschenden Zinsfuß. Entsprechend der gesteigerten Geldrente steigt also der Bodenwerth. Die Folge des Getreidezolls, der seinen Zweck, die Steigerung der Getreidepreise, wirklich erreicht, ist also die Steigerung eben des Theils der landwirthschaftlichen Produktionskosten, wegen dessen Höhe das Inland mit dem Ausland nicht konkurriren kann. Möglich, daß dies vielen hoch verschuldeten Grundbesitzern völlig gleichgültig ist. Sie erhalten durch das Steigen des Bodenwerthes die Hoffnung, ihren Grundbesitz zu einem Preise zu veräußern, der ihre Schulden übersteigt; ja vielleicht gelingt es ihnen, beim Verkaufe desselben ein ausgezeichnetes Geschäft zu machen. Wie aber steht es mit denen, welche ihre Güter behalten, und mit den Neuerwerbern von Gütern? Da der Getreidezoll das Verhältniß des Bodenertrags zum Bodenwerth nicht verändert hat, bleibt der Getreidebau nach wie vor unrentabel. Bleibt der Landwirth beim Getreidebau, so ist er nothwendig alsbald wieder nothleidend. Dann erschallt aufs neue der Ruf nach abermaliger Erhöhung des Getreidezolls. Und so geht es fort. Es ist eine Schraube ohne Ende. Welche Getreidezölle gar gefordert werden, wenn die noch fehlenden ⅞ des sehr fruchtbaren argentinischen Bodens in Anbau genommen werden, um von den Folgen des Wiederanbaues von Getreide in Mesopotamien, wodurch der mitteleuropäische Weizenpreis angeblich auf 50 Mark pro Tonne herabgedrückt werden soll, ganz zu schweigen, läßt sich gar nicht vorhersehen!

Es ist also die Wirkung des Getreidezolls, daß er die Ursache steigert, in welcher der Mangel an Konkurrenzfähigkeit wurzelt, und diesen, statt zu seiner Beseitigung zu führen, auf die Dauer erhöht. Und daher behält auch Friedrich List recht mit seinem Satz, daß es ein thörichtes Beginnen sei, die innere Agrikultur durch Schutzzölle heben zu wollen. Auch ist dies in agrarischen

Kreisen keineswegs unbekannt. Gerade der Mann, in dem der Bund der Landwirthe seinen wissenschaftlichen Berather erblickt, hat dies, bevor er in diese Stelle einrückte, selbst nachdrücklich hervorgehoben und auf das Illusorische einer Rettung des deutschen Getreidebaues durch Getreidezölle verwiesen. Vielleicht hängt es damit zusammen, wenn er neuerdings diese Rettung in einer internationalen Verkaufsorganisation zur Regulirung der Getreidepreise erblickt. Ob der Bund der Landwirthe mit den unentbehrlichen Voraussetzungen der Wirksamkeit einer solchen einverstanden sein würde? Eine internationale Verkaufsorganisation zur Steigerung des Weltmarktpreises wäre nämlich nur durchführbar bei Beschränkung der Getreideproduktion und Kontingentirung derselben auf die einzelnen Länder unter Ausschaltung der leistungsunfähigen Betriebe. Das ist die Lehre, welche die Kartellversuche auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens uns geben. Angenommen nun, es gelänge einem Wundermenschen, diese Kontingentirung zur Befriedigung aller Interessenten durchzuführen — eine Annahme, die angesichts des Interesses der Länder, die jetzt erst in unsre Kultur eintreten, die Getreideproduktion auf ihren ungemein fruchtbaren Böden auszudehnen, freilich unmöglich ist —, aber nehmen wir einmal an, es gelänge jene Kontingentirung, wäre unsern Agrariern denn damit gedient, wenn der Getreidebau auf jenen Aeckern, deren geringe Fruchtbarkeit die hohen Produktionskosten verursacht, auf Grund internationaler Verbindung eingestellt würde? Wenn ja, so könnte auch der Freihändler damit zufrieden sein. Es würde ja dann gerade das geschehen, was der Freihandel unsern Getreideproduzenten seit Jahren predigt.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist die internationale Verkaufsorganisation zur Regulirung der Getreidepreise Zukunftsmusik. Einstweilen stehen nur erst möglichst hohe Schutzzölle auf der Tagesordnung. Da sich diese aber nicht mehr mit List'schen Argumenten als Erziehungszölle begründen lassen, hat man diese Art der Begründung heute ganz fallen lassen. Statt dessen redet man zur Beschwichtigung der durch diese Zölle bedrohten Interessen heute von dem protektionistischen Solidaritätssystem, d. h. ein jedes Sonderinteresse erklärt sich, um die Zustimmung der Gesetzgebung zu den von ihm begehrten Schutzzöllen zu erlangen, zur Unterstützung der besonderen Ansprüche aller übrigen Sonderinteressen an die Gesetzgebung bereit. Um diese Schutzzollpolitik schmackhafter zu machen, hat man sie auch, weil sie auf der Berücksichtigung aller Bevölkerungsschichten aufgebaut sei, als vorzugsweise soziale Schutzzollpolitik hingestellt. Den „nackten Konsumenten", wie man ihn nennt, dessen Interessen durch diese Art sozialer Fürsorge verletzt werden, hat man für ein Phantasiegebilde erklärt. Man will damit sagen, daß es keinen Konsumenten gebe, der nicht selbst Produzent sei, und, da alle Produktionsinteressen gleichmäßig geschützt werden sollen, werde durch das protektionistische Solidaritätssystem somit Jeder bevortheilt.

Es ist wirklich erstaunlich, was alles dem nicht denkenden Publikum heute zugemuthet wird. Angenommen nämlich, all das wäre zutreffend, so wäre gar nicht einzusehen, welchen Nutzen die folgerichtige Durchführung einer gleichmäßigen künstlichen Vertheuerung aller Arten von Produkten den Produzenten bringen könnte! Wenn alle Arten von Produkten gleichmäßig um 10, 50 oder 100 Prozent theurer würden, wem sollte dies nützen! Die Sache ist eben die, daß dieses ganze protektionistische Solidaritätssystem auf einer groben Illusion, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen, beruht. Thatsächlich würde diese soziale Schutzpolitik keine andere Wirkung haben, als die Benachtheiligung der wirthschaftlich Schwächeren zugunsten der Stärkeren, der auf feste Bezüge Angewiesenen zugunsten derjenigen, welche ihre Preise zu steigern vermöchten, der politisch wenig oder gar nicht einflußreichen Klassen zugunsten derjenigen, welche die Staatsgewalt ihrem Interesse dienstbar zu machen besondere Gelegenheit haben, vor allem aber der Lohnarbeiter, die ihre Löhne nicht im Verhältniß zur eintretenden Theuerung zu steigern vermöchten, zugunsten des Unternehmergewinns und der Grundrente. Verlangen doch Viele, welche unter dem Schlagwort des Schutzes der nationalen Arbeit für diese Art sozialer Schutzzollpolitik eintreten, die Begünstigung der Einwanderung fremder Arbeiter und alle möglichen Beeinflussungen des Koalitionsrechts, um die Löhne der Arbeiter herabzudrücken, oder doch deren Steigen zu verhindern!

Dabei hat das protektionistische Solidaritätssystem nicht einmal Anspruch auf Originalität. Zum erstenmal tauchte es auf, als Wilhelm III. von Oranien seinen unsicheren englischen Thron durch systematische Bestechung aller Arten von Interessenten zu festigen suchte.[10]) Dann wieder zur Zeit des weißen Schreckens in Frankreich. Hinter den restaurirten Bourbonen drängte sich eine gierige Horde von Junkern. Unter dem Deckmantel des Royalismus sucht sie ihre Stellung unter dem ancien régime zurückzuerobern. Es ist die Zeit, da eine Vorlage zur Wiedereinführung des Erstgeburtsrechts im Parlament eingebracht wird, und eine Unzahl anderer reaktionärer Maßnahmen das gleiche Ziel verfolgen. Indeß hören wir darüber den größten unter den deutschen Geschichtschreibern, Heinrich v. Treitschke. „Unter der Restauration", schreibt er,[11]) „bleiben die (von Napoleon eingeführten) Prohibitivzölle auf fremde Fabrikate im wesentlichen unverändert, und das Klasseninteresse der großen Grundbesitzer fügt neue Zölle für Rohprodukte hinzu. Die Einfuhr fast aller namhaften Erzeugnisse der Landwirthschaft, vornehmlich des Schlachtviehs, wird verboten oder mit Zöllen belegt, die dem Verbot gleichkommen; das Getreide unterliegt der Wandelskala; Eisen und Stahl werden geschützt mit Rücksicht auf die großen Waldbesitzer. Frankreich stand mit seiner Handelspolitik im Hintertreffen der gesitteten Völker; alle Nachbarstaaten wurden verletzt, selbst die Kleinstaaten unsres Südens zu Retorsionen gezwungen. Heillos war vor allem die Einwirkung dieses handelspolitischen Unsinns auf die öffentliche Moral. Niemals vermochte die Regierung den Kammern genug zu thun, die mit erschreckender Schamlosigkeit ihre soziale Selbstsucht aussprachen. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, der Glaube, daß der Staat verantwortlich sei für das Mißgeschick der Trägen, nisten sich ein in den besitzenden Klassen. „Ich fürchte mehr die Invasion des Schlachtviehs als den Einfall der Kosaken," sprach später der große Landwirth Marschall Bugeaud, so recht aus der Seele seiner Standesgenossen. Unterdessen stand der kleine Mann halb grollend, halb theilnahmslos zur Seite." „Er muß zusehen", führt Treitschke aus,[12]) als er acht Jahre später in seiner Schrift über den „Sozialismus und seine Gönner" nochmals auf diese französischen Zustände zu sprechen kommt, „wie ihm die unentbehrlichsten Waaren vertheuert werden, durch Schutzzölle, deren Ertrag in die Taschen der Unternehmer

[10]) Vergl. R. Faber, Die Entstehung des Agrarschutzes in England. Straßburg 1888. S. 120 ff.

[11]) Preußische Jahrbücher XX, 380.

[12]) H. v. Treitschke, Der Sozialismus und seine Gönner. Berlin 1875. S. 61.

wandert, und wird durch parteiliche Gesetze verhindert, mit vereinten Kräften seine gerechten Ansprüche auf höheren Lohn durchzusetzen.“ Und dann fragt Treitschke weiter, wann jemals in Preußen eine wirthschaftliche Klasse den Staat für sich ausgebeutet habe, seit die Hohenzollern den ehernen Felsen ihres Königthums errichteten?

Kurze Zeit, nachdem Treitschke diese Worte geschrieben, im Jahre 1879, trat in Deutschland das protektionistische Solidaritätssystem an Stelle der bis dahin herrschenden freihändlerischen Strömung. Und wenn die deutsche Volkswirthschaft trotzdem fortgeschritten ist, so hat sie das der deutschen Wissenschaft zu danken,[13]) den chemischen Laboratorien unsrer Universitäten und dem technischen Unterricht unsrer Polytechniken. Indeß blieb trotz ihres Wirkens der Antheil Deutschlands am Welthandel während der achtziger Jahre stabil und stand in den meisten Jahren hinter Frankreichs Antheil zurück. Heute ists anders. In Frankreich ist man in den neunziger Jahren in das protektionistische Solidaritätssystem zurückgefallen. In Deutschland dagegen, welcher Fortschritt, seit wir uns mit Beginn der neunziger Jahre dem Freihandel wieder genähert haben! Hinsichtlich des Antheils am Welthandel hat Deutschland Frankreich weit überholt; es steht heute hinter keinem Lande außer England zurück und nähert sich in einem die Engländer beunruhigenden Maß dem prozentualen Antheil derselben. Nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachverständigen ist der Triumph Deutschlands die auffallende Erscheinung auf der diesjährigen Pariser Ausstellung. In der That hat seit Abschluß der Caprivi'schen Handelsverträge der Reichthum Deutschlands zugenommen wie in keiner gleich langen Periode seiner Geschichte, die Bevölkerung ist rapid gewachsen, die Auswanderung ist auf eine im ganzen 19. Jahrhundert unbekannt niedrige Ziffer gesunken, und voll Staunen neiden uns die übrigen Nationen diesen Aufschwung. Erscheint es da nicht wie Verblendung durch ein feindliches Schicksal, wenn so viele unsrer Interessenten heute eben diese Handelsverträge schmähen und, während Andere indolent zur Seite stehen, kurzsichtig wetteifern, durch Wiederkräftigung des protektionistischen Solidaritätssystems das zu zerstören, was uns solche Größe gebracht hat?

Verzichten wir indeß auf die praktische Anwendung der Ergebnisse unsrer Betrachtung auf die Gegenwart im einzelnen. Die widerspruchsvollen Erscheinungen, welche diese aufweist, wurzeln in Erwägungen, wie sie die politische Konstellation des Augenblicks mit sich bringt. Erwägungen der parlamentarischen Taktik gegenüber ist die unanfechtbarste Darlegung des volkswirthschaftlichen Theoretikers wirkungslos. Zudem hat das Organ des Zentralverbandes deutscher Industrieller, leider nicht ohne Berechtigung, mir kürzlich zugerufen, meine Darlegungen kämen zu spät; alles sei bereits abgekartet.

Auch hat mein heutiger Vortrag lediglich den Zweck, heute grassirende theoretische Irrthümer zu bekämpfen und den Schlagwörtern entgegenzutreten, welche dem Unbefangenen die Erkenntniß der Wahrheit erschweren. Er sollte Ihnen die etwas in Vergessenheit gerathene Argumentation des Freihandels vorführen, nicht, wie sie nach der Verzerrung durch leidenschaftliche Gegner, sondern nach den Besten derer sich darstellt, welche zu den Begründern und größten Zierden der Wirthschaftswissenschaft zählen. Er sollte Ihnen zeigen, wie es eine grobe Unwahrheit ist, wenn man von einer Tributpflichtigkeit Deutschlands spricht, wo es fremde Produkte in sein Wirthschaftsgebiet einführt. Unter Tribut versteht man eine erzwungene Leistung, der eine adäquate Gegenleistung nicht gegenübersteht. Wenn Deutschland Güter aus dem Ausland einführt, ist es diesem daher ebensowenig tributpflichtig, wie das Ausland den Deutschen tributpflichtig ist, wo es gegen die Produkte, die es uns sendet, deutsche Waaren empfängt. Wohl aber sind wir denjenigen Einheimischen tributpflichtig, denen wir in der Form von künstlich erhöhten Preisen Zuschüsse zahlen müssen; denn hier empfangen wir weder in einer persönlichen Gegenleistung, noch in einem Vortheil, der dem nationalen Ganzen erwächst, einen adäquaten Entgelt. Mein Vortrag sollte Ihnen zeigen, wie der Schutzzoll, sobald er nicht Erziehungszoll ist, nichts anderes ist als die Begünstigung eines auf Kosten zweier Einheimischen, auf Kosten des Konsumenten und auf Kosten eines gesunden nationalen Produktionszweiges, dem der Schutz der Konkurrenzunfähigen die Nachfrage des Auslandes entzieht; wie er, statt die größtmögliche Zunahme des Nationalreichthums zu fördern, diese beeinträchtigt, indem er Arbeit und Kapital von den Produktionszweigen ablenkt, in denen sie die größten Ueberschüsse abwerfen, um sie denen zuzuführen, die nur mittelst unvergoltener Zuschüsse existiren können; wie es daher nichts antinationaleres geben kann, als das heutige „nationale Schutzzollsystem“. Mein Vortrag sollte Ihnen zeigen, wie dagegen der vielverdächtigte Freihandel, weit entfernt, die ausländische Produktion auf Kosten der einheimischen zu begünstigen, das einzige Ziel verfolgt, durch Nöthigung der nationalen Produktivkräfte in diejenigen Wirthschaftszweige, welche die größten Ueberschüsse über die aufgewendeten Kosten abwerfen, der nationalen Arbeit den höchstmöglichen Lohn, dem nationalen Kapital den größtmöglichen Gewinn und dem Vaterlande die Bedingungen der größtmöglichen Zunahme seines Reichthums und seiner Macht zu sichern, — wie auf der Entwicklungsstufe, auf der Deutschland angelangt ist, der wahre Schutz der nationalen Arbeit der Freihandel ist.

Ungeheuer sind die Aufgaben, welche dem deutschen Volk, seit es wieder zu einem nationalen Ganzen geeint ist, erwachsen sind, und, wenn wir nur an die Ereignisse der letzten Monate denken, sehen wir, wie sie fortwährend in noch nicht zu berechnendem Maße wachsen. Um ihnen genügen zu können, bedarf Deutschland des äußersten Haushaltens mit seiner Produktivkraft. Es wird den Produktionszweigen, welche die Mittel zu dieser nationalen Machtentfaltung zu liefern haben, auf die Dauer unmöglich sein, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, wenn sie, in ihrer eigenen Entfaltung gehemmt, auch noch genöthigt werden, unvergoltene Zuschüsse zur Erhaltung an sich konkurrenzunfähiger Betriebe zu entrichten. Nur dann kann Deutschland den hochfliegenden Zielen, die es verfolgt, näher kommen, wenn es mit rückhaltloser Energie seine Produktivkraft denjenigen Produktionszweigen zuwendet, welche der nationalen Arbeit die größtmöglichen Ergebnisse versprechen. Diese Nothwendigkeit wird auch jene politischen Konstellationen bezwingen, welche den rückläufigen Strömungen auf dem Gebiet der Wirthschaftspolitik heute dienen. Gewiß werden Mittel gefunden werden müssen, um den einzelnen Wirthschaften, welchen die Rückkehr zu einer den Interessen des Ganzen entsprechen-

13) Die Anerkennung, welche die deutsche Ausstellung seitens der ganzen Welt gefunden, hat auch zur Anerkennung dieser Verdienste der deutschen Wissenschaft geführt. Man vergl. die Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft seitens des preußischen Kultusministers an einen Professor an einer bayerischen Universität, Geh. Rath v. Baeyer.

den Wirthschaftspolitik schwer wird, diesen Uebergang zu erleichtern. Was zur Schonung und Erleichterung desselben geschehen kann, soll geschehen, so lange es nur das, was das Interesse des Ganzen nothwendig macht, nicht beeinträchtigt. Jene Rückkehr aber wird erfolgen, trotz aller Pfiffigkeit, mit welcher Sonderinteressen ihr entgegentreten mögen; denn, wie es im Prometheus des Aeschylus heißt:

Klug sein um viel ist's schwächer als Nothwendigkeit.

Was die Natur der Dinge erheischt, muß auf die Dauer den Einfluß selbst der mächtigsten Sonderinteressen besiegen. Und so brauchen wir nicht verzagt in die Zukunft zu blicken. Jeder Schritt vorwärts in den Anstrengungen zu weiterer deutscher Machtentfaltung bringt den Tag näher, an dem uns die wirthschaftliche Freiheit wiedergegeben werden muß, um eben diese Anstrengungen zum Siege zu führen. Die Grundbedingung von Deutschlands Macht ist die freie Entfaltung seiner Kräfte in den Produktionszweigen, welche sich am besten lohnen. Wie sie vor 100 Jahren das niedergeworfene Vaterland zu neuer größerer Herrlichkeit geführt hat, so zeigt uns auch die Zukunft den Triumph von Deutschlands Flagge nur im Bund mit der Freiheit.

Mittheilungen und Nachrichten.

μαι. **Eduard Grisebach** hat zu seinem „**Weltlitteratur-Katalog**“ einen **Ergänzungsband** in demselben Verlage (Ernst Hofmann u. Cie., Berlin 1900) erscheinen lassen. Die äußeren wie die inneren Vorzüge, die wir in unsrer Besprechung des Hauptbandes (in der Beilage vom 11. Dez. 1897) gerühmt — geschmackvolle, jeden Bibliophilen erfreuende Ausstattung und peinliche Accuratesse in den Angaben — wir finden sie auch in diesem Ergänzungsbande, der auf 140 Seiten die Neuerwerbungen der großen Büchersammlung Grisebachs verzeichnet. Diese Neuerwerbungen umfassen sämmtliche zwölf Abtheilungen des Hauptkatalogs, anhangweise auch eine Anzahl von Werken über bildende Künste, Nachträge, ein großes Namenregister und ein Verzeichniß der Errata. In seinem Vorwort wehrt sich Grisebach gegen den merkwürdigen Vorwurf eines Kritikers, daß die Auswahl der im Weltliteratur-Katalog verzeichneten Bücher zu „subjektiv“ sei, daß also viele Bücher fehlten, die in das Werk hineingehörten — ein nahezu kindischer Vorwurf, da er auf ein völliges Mißverstehen der natürlichen und selbstverständlichen Absicht eines **solchen** Katalogs zurückzuführen ist, die ja nicht dahin gehen kann, einen Universalkatalog der Weltliteratur künstlich und mit Fleiß zusammenzustellen, sondern eben nur das bibliographisch genau zu verzeichnen, was sich ein deutscher Bücherfreund von Geschmack und Wissen aus der gesammten Literatur aller Zeiten und Völker für **seine** Bibliothek gesammelt. Und dessen ist wahrlich genug. Ja gerade in dieser subjektiven Auswahl erblicken wir den höchsten Vorzug und Reiz des interessanten Nachschlagewerkes, in dem sich eben eine starke und eigenartige Persönlichkeit eigenartig ausspricht. Ein weiterer Reiz, der den Werth des Buches besonders erhöht, aber eben das Subjektiaste an ihm ist, besteht in den zahlreichen literarisch-bibliographischen Anmerkungen. Solche betreffen meist die Lieblinge des Verfassers: Anthoine de la Sale, Schopenhauer, Lichtenberg, E. T. A. Hoffmann u. s. w., deren Werke Eduard Grisebach zum Theil bekanntlich selbst neu herausgegeben hat. Die ausführlichste biographisch-kritische Anmerkung — sie ist über 18 Seiten lang — betrifft Anthoine de la Sale; sie ist, vielfach berichtigt und vermehrt, dem bis auf 40 Exemplare vergriffenen „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ entnommen. In dem die reiche Schopenhauer-Literatur fortsetzenden Theile — wir verdanken Eduard Grisebach bekanntlich die beste, in bibliophiler Beziehung aber leider hinter der alten Frauenstädt'schen Ausgabe zurückstehenden Schopenhauer-Ausgabe — wird der Leser u. a. höchst interessante neue Belege für die Priorität Schopenhauers in Bezug auf Helmholtz' empiristische Lehre der Sinneswahrnehmungen finden. Zu besserer Würdigung der Bedeutung dieser neuen Hülfstruppen empfehlen wir ihm etwa die vorausgehende Lektüre des Kapitels über Schopenhauers Prioritätsansprüche und der dazugehörigen schlagenden Parallele Schopenhauer-Helmholtz in Zöllners „Ueber die Natur der Kometen“ (III. Auflage, S. 138 u. ff.). So bietet denn auch der „Ergänzungsband“ wie der Hauptkatalog Grisebachs fast auf jeder Seite weit mehr als ein bloßes Bücherverzeichniß, das etwa nur für den Eigenthümer der katalogisirten Bibliothek Werth hat — ein Nachschlage- und Lesebuch von bleibendem literarischen Werth.

γ. **Am Euphrat und Tigris. Reisenotizen** aus dem Winter 1897—1898 von **Eduard Sachau**, Leipzig 1900. — Die Kommission für die archäologische Erforschung der Euphrat- und Tigrisländer hatte vor drei Jahren den Verfasser des vorliegenden Buches damit beauftragt, eine vorbereitende Forschungsreise nach Babylon und Assyrien zu unternehmen. Sachau brach am 27. Oktober des Jahres 1897 von Berlin auf und erreichte Basra am 9. Dezember. Hier bestieg er einen Tigrisdampfer, welcher ihn am 18. Dezember zur ehrwürdigen Khalifenstadt Bagdad brachte. Es begann nun die eigentliche wissenschaftliche Bereisung des Landes, und zwar wandte sich Sachau zunächst nach **Babylon** am Euphrat. Nachdem er hier in Elkasr, dem uralten Schlosse Nebukadnezars, den lohnendsten Ort für die geplanten Ausgrabungen erkannt hatte, fuhr er den Euphrat hinunter, besuchte die Reste der Städte **Nippur**, **Samava**, **Warke** (dieser Ort ist nach Sachau die älteste nachweisbare Stadt der Welt) und **Senkere** und gelangte auf dem Schatt-elhai und dem Tigris nach Bagdad zurück. Am 2. Februar verließ er Bagdad, um nun das Kulturzentrum des Assyrischen Reiches zu durchforschen. Einer eingehenden Untersuchung wurden die vier alten assyrischen Hauptstädte unterworfen, zunächst **Assur** (Kal-at-Sirgat), das schon jetzt durch die dort gemachten Funde eine große Rolle in der orientalischen Wissenschaft spielt (es wurde dort die Inschrift des Königs Tiglatpilesar aus dem Jahre 1104 v. Chr. gefunden, die längste aller erhaltenen Steinurkunden des Alterthums), aber noch weit reichere Ergebnisse der Arbeiten der Zukunft verspricht. Im neunten vorchristlichen Jahrhundert wurde **Kahla** (Nimrud) zur Reichshauptstadt gemacht, am Ende des achten erbaute Sargon die neue Residenz **Dur-Sargon** (Chorsabad), bis dann im Jahre 704 **Ninive** durch Pracht und Ausdehnung alle früheren Hauptstädte überstrahlt. Ueberall ist noch unendlich viel Arbeit zu thun, am dringendsten aber ist die Freilegung der beiden Akropolen von Ninive. Von Mosul aus machte dann Sachau noch einen Abstecher in östlicher Richtung nach dem alten **Arbela**, besuchte das riesige Felsendenkmal Sanheribs von Behistun und kehrte endlich über Der und Aleppo nach dem kilikischen Meerbusen zurück. Das Büchlein ist sehr anregend geschrieben, es soll zunächst allen denen dienen, die selbst eine Reise in die Euphratländer unternehmen wollen, und enthält darum eine Fülle von wichtigen Angaben und Winken. Da es mit den Karten des unteren Mesopotamiens schlecht bestellt ist, so hat Sachau des öfteren seine eigenen Beobachtungen über Flußläufe und Gelände-Erhebungen zum Nutzen der nachfolgenden Reisen mitgetheilt. Aber auch zum bloßen Lesen ist die Schrift geschrieben. Sie bietet eine durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Schilderung der alten Kulturländer, sowohl in ihrem ehemaligen als auch in ihrem heutigen Zustand, und es muß besonders hervorgehoben werden, daß Sachau die türkische Verwaltung und das Verhältniß zwischen der Regierung und den sehr verschiedenartigen Landesbewohnern zum Gegenstand interessanter Beobachtungen gemacht hat. Es ist selbstverständlich, daß bei einer Reise in eine solche halbwilde Gegend das Abenteuer sehr in den Vordergrund tritt, ja einmal wäre Sachau um ein Haar einem Beduinenangriff zum Opfer gefallen. Der Zweck aber der Reise ist in befriedigender Weise erfüllt. Die im Winter 1897—1898 gegründete Deutsche Orientgesellschaft hat bald nach Sachau's Rückkehr auf dessen Mittheilungen hin die Ausgrabungen eingeleitet. Unter Prof. Koldewey's Leitung wurde die Aufdeckung von Elkasr, des

alten Königspalastes von Babylon, begonnen, und schon haben herrliche Skulpturfunde die Arbeit gelohnt. Für die großen Unternehmungen, welche die deutsche Wissenschaft auf mesopotamischem Boden betreibt oder plant, immer mehr Stimmung und Theilnahme zu erwecken, wird das vorliegende Büchlein recht geeignet sein.

* **Alte Zeiten — alte Freunde.** Lebenserinnerungen von F. Max Müller, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Oxford. Autorisirte Uebersetzung von H. Groschke. Mit Portrait. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901. — Der am 28. Oktober 1900 gestorbene Sprachforscher Professor Max Müller hatte seine Lebenserinnerungen in englischer Sprache unter dem Titel „Auld Lang Syne" geschrieben, und dieses Buch, über das wir bereits berichtet haben, hat in England in sechs Monaten drei starke Auflagen erlebt. Die soeben erschienene deutsche Uebersetzung des Werkes soll der deutschen Lesewelt die Bekanntschaft mit dem Leben des berühmten Gelehrten vermitteln. Der Verfasser schildert in fesselnder und geistvoller, oft humoristisch gefärbter Darstellung seinen Lebensgang, doch so, daß er selbst gleichsam als Beschauer oder Erklärer des Bildes ungesehen im Dunkel bleibt, während er die einzelnen Personen, die in seinem Leben eine Rolle gespielt haben, an uns vorüberziehen läßt. Da erscheint dann eine große Zahl der bedeutendsten Männer unsres Jahrhunderts aus fast allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft: Musiker und Komponisten, Dichter und Schriftsteller, Gelehrte und Künstler, auch gekrönte Häupter, Staatsmänner und Politiker — nicht nur aus den Kulturländern Europa's, sondern auch, wie natürlich, aus Indien, Namen wie Moses Mendelssohn, Friedrich Rückert, Charles Kingsley, Lord Tennyson und zahlreiche Andere. Eine besondere Zierde des Buches bildet das Portrait des Verfassers, welches das letzte, für die deutsche Uebersetzung eigens hergestellte Bildniß des Gelehrten ist. Die autorisirte Uebersetzung des englischen Originals von H. Groschke ist geeignet, durch ihre fließende und sinngetreue Verdeutschung das Werk erst ganz zu unserm geistigen Eigenthum zu machen, umsomehr, als sie noch einige bisher ungedruckte Erweiterungen und Erläuterungen aus der Feder des Verfassers enthält.

* **München.** Statistisches Seminar der Universität München. Am 3. November wurde das neubegründete Statistische Seminar der hiesigen Universität mit einer Ansprache des Unterstaatssekretärs z. D. Professor v. Mayr an die zahlreich versammelten Gründungsmitglieder des Seminars eröffnet. Zunächst sprach v. Mayr den akademischen Behörden, dem Kultusministerium und den Kammern des Landtags aufrichtigen Dank für die Ermöglichung der nunmehr erfolgten Verselbständigung des Statistischen Seminars aus, dabei auch dankbar der bisher im Staatswirthschaftlichen Seminar genossenen Gastfreundschaft gedenkend. Weiter verbreitete sich der Redner alsdann über die Aufgaben des seminaristischen Betriebs speziell bei der Statistik mit näherer Darlegung der den Theilnehmern erwachsenden Aufgaben auf dem Gebiet sowohl der rezeptiven als der produktiven Thätigkeit. Das Statistische Seminar ist ein eigentliches Arbeitsseminar, insofern den Theilnehmern Gelegenheit geboten ist, alltäglich im Seminar zu arbeiten und dabei der freien Benutzung der im Seminar gebotenen Hülfsmittel sich zu erfreuen. Als solche kommen insbesondere in Betracht: 1. die in der Einrichtung begriffene Bibliothek, welche auch die amtlichen Publikationen der verschiedenen Länder und Städte, zumal Deutschlands, aber auch des Auslands, in reicher Auswahl bieten wird; 2. eine Sammlung der kurzfristigen (Wochen-, Monats-, Quartals-)Veröffentlichungen der neuzeitlichen amtlichen Statistik; 3. eine Sammlung von Erhebungs- und Ausbeutungsformularen. Einmal in der Woche (Samstag 11—12½ Uhr) findet eine Versammlung der sämmtlichen Theilnehmer behufs Entgegennahme von Mittheilungen und Abhaltung von Vorträgen und daran sich knüpfenden Diskussionen statt. Die unmittelbar bevorstehende Säkular-Volkszählung am 1. Dezember d. J. bietet überdies der größeren Zahl der Seminar-Mitglieder Gelegenheit zu unmittelbarer praktischer Bethätigung im statistischen Erhebungsdienst.

* **Breslau.** Am 5. d. M. ist hier nach kurzem schweren Leiden der kgl. Bergwerksdirektor a. D. Geh. Bergrath Volmar Meitzen im 79. Lebensjahre gestorben.

* **Buenos Aires.** (Welt-Korr.) Am 7. Oktober wurde hier das Standbild des hier im Jahre 1892 verstorbenen deutschen Gelehrten Dr. Hermann Burmeister feierlich enthüllt. Dr. Burmeister, im Jahre 1807 in Stralsund geboren, kam, nachdem er bereits Reisen in Brasilien unternommen hatte, im Jahre 1856 zum erstenmal nach den Laplata-Staaten, kehrte dann nach Halle a. S., wo er Professor war, zurück, siedelte jedoch 1861 für immer nach Buenos Aires über, dessen naturhistorisches Museum er rasch zu ungeahnter Blüthe brachte. Als anerkannte erste wissenschaftliche Autorität hier hatte er einen uneingeschränkten Einfluß in allen Fachfragen. Die im Stadtpark aufgestellte Statue ist das Werk des hier in großem Ansehen stehenden Bildhauers Richard Aigner, der aus der Münchener Schule hervorgegangen ist.

* Der Zweigverein Berlin-Charlottenburg des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins setzt einen Preis von je 5 M. auf die beste Verdeutschung der folgenden 10 Wörter aus: 1. Amateur. 2. Baby. 3. Concours hippique. 4. Couplet. 5. Hotelrestaurant. 6. Pedal (beim Fahrrade). 7. Record. 8. Reclame. 9. Rochade, rochieren. 10. Sweater (als Kleidungsstück). Bedingungen: 1. Die Verdeutschung darf in keinem Fremd- oder Verdeutschungs-Wörterbuche enthalten sein. 2. Bewerbungen müssen spätestens am 31. Dezember 1900 bei Herrn Oberlehrer Dr. Siebert, Wilmersdorf b. Berlin, Wegenerstr. 19, eingehen. 3. Das Preisrichteramt hat der Arbeitsausschuß des ausschreibenden Vereins übernommen. 4. Unter gleichen oder gleichwerthigen Verdeutschungen eines Wortes entscheidet das Loos.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Barbara K. Renz: Eine schwäbische Philosophin diesseits und jenseits des Ozeans. Dillingen, Tabor 1900. — Otto: Französische Konversationsgrammatik. 26. Auflage. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg, Groos. — Sauer: Kleine italienische Sprachlehre. 7. Auflage. (Do.) Ebd. 1901. — Cattaneo: Italienische Chrestomathie. 2. Ausg. (Do.) Ebd. 1901. — Sauer-Ruppert: Spanische Konversationsgrammatik. 8. Aufl. (Do.) Ebd. 1901. — Sauer-Runge: Kleine spanische Sprachlehre. 3. Aufl. (Do.) Ebd. 1901. — Dr. F. Hofmann: Die Kompilation der Digesten Justinians. Wien, Manz 1900. — Dr. H. Dade: Zum Schutze der deutschen Pferdezucht. (Materialien für die deutsche Handelspolitik. Heft 1.) Berlin, Parey 1900. — Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder. 2.—4. Heft. Berlin 1900. — E. Pfennigsdorf: Christus im modernen Geistesleben. 3. Aufl. Dessau, Evangel. Vereinshaus 1900. — Pfarrer em. Horbach: Offener Brief an Herrn Bischof v. Anzer über die Stellung der Mission zur Politik. Gütersloh, Bertelsmann 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 8. November. Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Von der Siebenzahl.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

I.

Das allgemeine Interesse, welches das „Deutsche Wörterbuch" einst bei seinem Hervortreten empfing und begleitete, ist längst verschwunden, in demselben Grade, wie die Generation, an die es sich zuerst wandte, dahingegangen, wie das Werk selbst seiner ursprünglichen Bestimmung, sich in der deutschen Familie einzubürgern und „zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen zu werden",[1]) nach Umfang und Art der Ausführung immer mehr entwachsen ist, wie endlich die veränderte Weltlage, die Interessen einer neuen Zeit die Aufmerksamkeit der Gebildeten mehr und mehr von der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung abgezogen haben. Am deutlichsten prägt sich der Wandel der Zeit in den Namen der Bearbeiter aus, von denen jetzt schon die dritte Generation am Werk ist: nicht nur die Begründer selbst, auch diejenigen, in deren Hände zuerst das verwaiste Werk gelegt wurde, Karl Weigand und Rud. Hildebrand, sind nicht mehr unter den Lebenden. Ja, vor einigen Jahren, als nicht lange nacheinander eben dieser Hildebrand, M. Lexer, E. Wülcker und O. Erdmann dahingerafft wurden (durch ein sonderbares Spiel des Zufalls schloß die letzte Lieferung des Erstgenannten mit „genug", die des zweiten mit „Todestag"), schien es fast, als ob der Tod überhaupt reine Bahn machen und dem Fortgang der Arbeit ein Ziel setzen wollte. So wird denn das große Nationalwerk trotz vielfältiger Bemühung von Seiten der Regierung und der Mitarbeiter, seinen Abschluß zu beschleunigen, noch unvollendet in das neue Jahrhundert hinübergeschleppt werden, ja es wird voraussichtlich auch die 50jährige Feier seines ersten Erscheinens (1852) begehen können, ehe es fertig vorliegt. Doch ist gerade in jüngster Zeit durch die neu hinzugetretenen Mitarbeiter das Interesse reger geworden und wiederholt auch ein größeres Publikum als der treue Stamm seiner Abonnenten auf das fast vergessene Werk aufmerksam gemacht worden; nicht zum wenigsten haben auch verschiedene Unternehmungen ähnlichen Charakters und die rege Diskussion der prinzipiellen Fragen der Lexikographie — auf beiden Gebieten gebührt das Verdienst in erster Linie Mitgliedern der Münchener Universität — dazu beigetragen.

1) Den Plan eines solchen Werkes hat bekanntlich Moriz Heyne, der älteste der lebenden Mitarbeiter am „Deutschen Wörterbuch", mit ausdrücklicher Beziehung auf die citirte Stelle der Vorrede zum 1. Bande, aufgegriffen und in seinem trefflichen dreibändigen „Deutschen Wörterbuch" ausgeführt.

So ist es vielleicht gerechtfertigt und nicht unzeitgemäß, wenn einmal etwas von der lexikalischen Arbeit selbst sich an eine weitere Oeffentlichkeit wendet. Daß ich hiezu gerade die Siebenzahl wähle, hat besondere Gründe: einmal, weil das Wort „sieben", die Rolle, die es im Sprachgebrauch hat, außer der sprachlichen auch eine ungewöhnliche kulturgeschichtliche Bedeutung hat; sodann, weil über eine spezielle Verwendung desselben, die „böse Sieben", schon im vorigen Jahrgang dieser Blätter von verschiedenen Forschern eine lebhafte Debatte geführt ist.[2]) Freilich gestattet mir weder die Bestimmung dieses Aufsatzes noch die selbstverständliche Raumgrenze das Material in der Reichhaltigkeit vorzuführen, wie es im Wörterbuch geschehen ist, ich kann nur flüchtig die Fülle der Beziehungen andeuten und einzelne Punkte von allgemeinem Interesse herausgreifen. Alles weitere möge der etwaige Interessent in jenem Werke selbst nachlesen, das ja auch nicht nur zur Beschäftigung der Mitarbeiter, sondern auch zur Benutzung da ist und nicht seinen Beruf erfüllt, wenn es als todtes Kapital im Staube der Bibliotheken schlummert. Aber in anderer Hinsicht muß ich dringend die Nachsicht des geneigten Lesers erbitten: wegen der Unfertigkeit und Lückenhaftigkeit der vorgetragenen Forschung. Um die hier angeregten Fragen befriedigend zu beantworten, müßte man ausgedehnte Kenntnisse auf verschiedenen, theilweise recht abgelegenen, Gebieten der Kultur-, Religions-, Rechts-, Kunstgeschichte u. s. w. haben, was man billigerweise von einem armen Wörterbuchsarbeiter, der doch von Haus aus nur Germanist und auf sprachliche Forschung verpflichtet ist, nicht verlangen wird. Aber vielleicht fühlt sich dadurch Einer oder der Andere aus dem großen Leser- und Mitarbeiterkreise der „Beilage" veranlaßt, aus eigener Kenntniß die Lücken der meinigen zu ergänzen;[3]) für solche Wirkung dieser Zeilen würde ich ganz besonders dankbar sein.

* * *

Wie breiten Raum die Sieben im deutschen Sprachgebrauch alter und neuer Zeit auf allen Gebieten einnimmt, brauche ich nicht im einzelnen auszuführen, da Jeder es selbst weiß; einige Hinweise werden genügen. Sehen wir zunächst von der Sprache der Bibel und von allem auf Kirche und Religion Bezüglichen ab, so begegnen wir ihr in Recht und Verfassung, namentlich in älterer Zeit. Sieben Zeugen, bezw. Eideshelfer, verlangt das deutsche Volksrecht (z. B. der Sachsenspiegel), wie schon das römische Recht. Daher

2) S. Nr. 65, 92, 98, 101, 131.

3) Die „Beilage" selbst wie auch die in diesem Jahre gegründete „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" (Herausgeber Prof. Dr. Friedrich Kluge, Freiburg i. Br., Jacobistr. 50) würde gewiß ihre Spalten solchen Mittheilungen gern öffnen, auch briefliche Belehrung wäre mir natürlich überaus willkommen.

der Ausdruck „einen besiebenen, übersiebenen“ (mit sieben Zeugen überführen) und das Sprichwort „Wer von sieben sagt (d. h. wer sich hinter Zeugen verstecken will), der lügt gern“; weßhalb auch „sieben“ selbst als Lüge bezeichnet wird. Sieben ist die Zahl der Kurfürsten (sicher zuerst genannt in einem Spruche Reinmars von Zweter, der mit Wahrscheinlichkeit auf 1252 datirt ist); sieben Rathsherren finden wir an vielen Orten; „Siebener“ hießen nach ihrer gewöhnlichen Zahl die geschworenen Sachverständigen bei Flur- und Grenzbesichtigungen; sieben Geschworene hatte das „Siebnergericht“. Sieben „Heerschilde“ (Rangstufen der Lehnsaristokratie) und sieben „Sippen“ (Verwandtschaftsgrade) zählt das Mittelalter; sieben Tage werden bei Käufen als Frist gestellt, sieben Handschuhe als Symbol für sieben Gelöbnisse verlangt eine aus Augsburg stammende Tranformel für die Eheschließung freier Schwaben (Dâ ein frî Swêbenne êwet ain Swâb, der ist ain frî man, dâ muoz er im siben hantscuohe hân; mitten gît er siben wete nâch dem swâbeschen rehte, s. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. 99). Für sieben hat der gewöhnliche Galgen Platz⁴) und sieben schreibt der alte wohlweise Polizeistaat als Normalzahl für ein Gelage vor. Sieben Personen begegnen uns in Sage und Märchen auf Schritt und Tritt: Stammen die „sieben Schläfer“ und die „sieben weisen Meister“ des Mittelalters aus dem Orient, so sehen doch die „sieben Schwaben“ deutsch genug aus; auch „sieben Schweizer“ werden genannt, und die „sieben Faulen“ heißen im Kahlenbergischen die Rathsarbeiter. Und wie oft haben wir in Märchen gelesen von sieben Räubern, sieben Kindern oder Söhnen (sprichwörtlich sieben Söhne Adams), bezw. Brüdern, sieben Zwergen, sieben Raben, von dem Wolf und den sieben Geißlein oder von dem tapfern Schneiderlein „Sieben auf einen Streich!“ Sieben Köpfe hat der schlimme Lindwurm, sieben Häute schreibt das Sprichwort dem bösen Weibe zu. Mit Siebenmeilenstiefeln verfolgt der Menschenfresser den kleinen Däumling, bis dieser sie ihm im Schlafe entwendet. Auf sieben Jahre schließt der Teufel seine Dienstverträge; ebensolange muß das Gespenst oder die verwünschene Jungfrau warten, bis wiederum die Erlösung möglich ist, wenn eine Gelegenheit verpaßt ist, und die Taube sagt (in Grimms Märchen Nr. 88): „Sieben Jahre muß ich in die Welt fortfliegen: alle sieben Schritte aber will ich einen rothen Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen.“ Und ebenso klingt es im Volksliede aus dem Munde des scheidenden Jünglings:

Feins Liebchen, wir müssen voneinander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern.

Und von der Braut heißt es:

Sie hat gesponnen sieben Jahr
Den goldnen Flachs am Rocken.

„Sieben Jahre“ ist im Mittelalter das typische Kindesalter; daher sagt Neidhart von Reuenthal von seiner Herrin, der „Welt“:

mîn frouwe diu ist elder danne tûsent jâr
unde ist tumber dan bî siben jâren sî ein kindelîn.

„Über seine sieben Jahre sein“ meint, seinen vollen Verstand haben“; wie z. B. Luther schreibt: „denn ich, Gott Lob, uber meine sieben Jar komen, schier auch ja so viel können sol, was ein Lesterschrifft sey oder nicht“. Ein anderes Gebiet, worin die Siebenzahl herrscht, bilden Ortsnamen und Verwandtes: Eine deutsche Sprachinsel in den venetianischen Alpen heißt „de siben Comeun“ (i sette comuni), und sieben Städte zählt die Altmark, wo die Siebenzahl überhaupt eine große Rolle spielt: „7 Kreise, 7 Landreitereien, 7 Flecken, 7 Aemter, 7 Klöster, 7 Flüsse, 7 wüste Schlösser, zweimal 7 bewohnte Schlösser, 7 verkehrte Kirchen, d. h. solche, deren Thürme gegen Osten stehen“.

Auch „die Stadt Rostock war, gleich Babais, nach der Siebenzahl gebaut“; ihre 7×7 Kennzeichen faßt folgender Vers zusammen:

Säven Dähren to sünt Marien-Karke,
Säven Straten van dem groten Marke,
Säven Döhre, so da gahn to Lande,
Säven Koopmanns Brüggen by dem Strande,
Säven Thören, so up dem Radhus stahn,
Säven Klocken, so da däglik schlahn,
Säven Linden up dem Rosengarden,
Dat sin der Rostoker Kennewarden.⁵)

Aehnliches kennen wir schon aus alter Zeit. Der sagenhafte König Bavo baut in Babais einen Tempel und mitten darin eine siebenkantige Säule zu Ehren der sieben Planeten, von der aus sieben Thürmen des Tempels, sieben Gassen durch die Stadt zu sieben Thoren und sieben Heerstraßen aus diesen bis ans Ende der Welt führen. Schon im 10. Jahrhundert zerfiel Friesland in sieben Landstriche (die „sieben Seelande“). Ueberall in Deutschland treffen wir auf sieben Berge, z. B. im Hildesheimischen; unweit davon liegen die „sieben Brüder“ bei Alfeld, und das Siebengebirge am Rhein ist allbekannt.⁶) Im Vorbeigehen sei an die sieben Hügel des alten wie des neuen Roms (Konstantinopel) erinnert. Ebenso in Flurnamen und dergleichen: schon ältere Quellen erwähnen einen „Sibentischwald“ bei Augsburg, eine Gegend „Sibenbrunnen(feld)“ ebenda (schon althochdeutsch kommt vor die sibun brunne, lat. septem fontes; und mit Recht erklärt Luther das biblische Baar Saba, 1. Mose 21, 31 als „Siebenbrunn“, s. Nölbeke, „Zeitschr. f. deutsche Wortforschung“, 1, S. 161), „Siebenbrunnenbach“, „Sibenaichmad“ bei Memmenhausen, „in sieben Ecksteinen“, in „denen siben Gruben“ auf dem Riesengebirge u. a. m. Man sagt sprichwörtlich „er ist über alle sieben Berge“, d. h. weit fort, nicht mehr erreichbar,⁷) und ebenso „in sieben Herren Ländern“; Freidank umschreibt auch das Grab als ein „Haus von sieben Füßen“. In vielen deutschen Landschaften kennt man einen Tanz „die sieben Sprünge“, Siebensprung oder Siebenhüppel. Endlich steht die Sieben als typische Zahl an Stelle eines unbestimmten, allgemeinen Zahlbegriffes (wie schon in „über alle sieben Berge“), so besonders in der so gewöhnlichen Redensart „seine sieben Sachen packen“, meist als „Siebensachen“ zusammengeschrieben (in Leipzig und anderswo auch „sieben Zwetschken“, wie in Ungarn ein armer Edelmann als „Siebenzwetschkenbaum-Edelmann“ bezeichnet wird; bei Menantes einmal „allerlei Siebenzeug“). Hat hier die Sieben einen geringschätzigen

⁴) Daher die volksthümliche Umschreibung „ein Galgen voll“ für sieben. Es sei gestattet, hier zwei Redeweisen anzureihen, deren Ursprung nicht aufgeklärt ist: „halb sieben sein“, d. h. betrunken, und „über sieben werfen“, sich erbrechen.

⁵) C. L. v. Ledebur in Aufseß' Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1 (1832), 293. Jak. Grimm, Kl. Schriften 8, 499.

⁶) Dagegen hat „Siebenbüegen“ seinen Namen wahrscheinlich nicht von sieben Burgen, obschon diese so naheliegende Auffassung uns schon im 15. Jahrhundert entgegentritt, sondern von der Stadt „Sidinburg“, d. h. der Burg am Flusse Cibin, dem heutigen Hermannstadt. (Vgl. Andresen, Volksetymologie, 4. Aufl., S. 126.)

⁷) Im Märchen vom Schneeweißchen bei Bechstein geht die Heldin wirklich über sieben Berge zu den sieben Zwergen.

Nebensinn, so wirkt sie als Steigerung in Zusammensetzung mit Adjektiven. Ein Bechstein'sches Märchen heißt „Siebenschön", denn die Heldin war so schön, wie sieben zusammen, darum war sie Siebenschön geheißen".[8]) So bildet Wieland „siebenseltsam" (Brief an Zimmermann vom 9. Jan. 1776: Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe, und ganz in ihm, Ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres und Größeres in der Menschheit als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen scheint), und in der Schweiz schilt man einen dicken Mann sibetik. Ueberhaupt sind solche Zusammensetzungen bei Schimpfwörtern besonders beliebt; so sagt man in diesem Sinne in der Schweiz Siebenketzer, ferner Siebensatenflegel oder -lump; Brant im „Narrenschiff" führt als Vertreter der Weltliebe einen „Hannß Sieben-wurst" ein, und die „Frau Margarethe „Siebenbös" wird uns noch weiter unten beschäftigen. Etwas anderen Sinn hat „sieben" in „siebengescheit" für einen, der sich selbst besonders gescheit vorkommt; das gleichbedeutende „siebensinnig, Siebensinn" erinnert zugleich an die sprichwörtlichen „sieben Sinne"[9]), wie „Siebenkünstler" an die „sieben freien Künste" des Mittelalters.

Diese Zusammenstellungen wollen die Fülle der Gebrauchsweisen der Sieben in der deutschen Sprache durchaus nicht erschöpfen, nur eine ungefähre Vorstellung von ihrem Umfange und ihrer Mannichfaltigkeit erwecken. Jedenfalls werden sie genügen zum Nachweise, wie tiefe und vielseitige Wurzeln die Siebenzahl hier geschlagen hat, und werden kaum einen Zweifel lassen, daß sie von jeher diese Stellung inne hatte. Es muß daher aufs höchste überraschen, wenn man erfährt, daß diese Annahme irrig ist, daß vielmehr im allgermanischen Volksglauben und Sprachgefühl als heilige und typische Zahl nicht die Sieben galt, sondern — die Neun. Der Nestor unter den lebenden Germanisten und Erforschern unsres Volksthums, Karl Weinhold in Berlin, hat dies in seiner Schrift „Die mystische Neunzahl bei den Deutschen" (erschienen 1897 in den Abhandlungen der Berliner Akademie) auf Grund eines imposanten Materials, das meist aus der schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung über Aberglauben, Volksmagie und dergleichen genommen ist, mit vollkommener Evidenz nachgewiesen. Für unsre beste Quelle allgermanischen Glaubens, die Edda, genügt ja ein Blick, um zu erkennen, wie hier die Neun als offizielle Zahl auf Schritt und Tritt, die Sieben nirgends begegnet. (9 Welten, 9 Mütter Heimdalls, 9 Töchter der Ran, 9 Jungfrauen der Menglod, 9 Walküren, 9 Zwerge, 9 Nächte stehend; nebenbei bemerkt, ist auch diese ausschließliche Herrschaft ein Grund mehr, um gegen die heute so beliebte Annahme umfänglicher christlicher Entlehnungen in der eddischen Theologie mißtrauisch zu sein.) Auch Bräuche, wie die Neunkräuterweihe, das Nothfeuer aus neunerlei Holz und dergleichen darf man wohl unbedenklich auf das Heidenthum zurückführen. Ja, in einigen Fällen ist es uns auch noch möglich, direkt festzustellen, wie in historischer Zeit die Sieben eine ältere Neun verdrängt hat. Für „siebengescheit" sagte man öfter und früher „neungescheit"; und in Kirchhofs Wendunmut (1568) lesen wir: „Neun Schwaben, liset man im Buch der alten ungeschehenen Ding, wolten auch die Welt erfahren", ebenso in einem alten Meistergesang, der umgearbeitet auch in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommen ist: „Neun Schwaben gingen über Land". Ferner in Fischarts Gargantua (1590): „ich will euch tödten wie die Mucken, 9 in eym streich, wie jener Schneyder". Und ein Spruchgedicht von Hans Sachs handelt über „die neunerley Heud (Häute) einer bösen Frowen sambt ihren 9 engenschafften". (Ausg. v. Keller-Götze 5, S. 232 ff.) Aehnlich wird es wohl in den meisten anderen Fällen zugegangen sein, soweit es sich um alteinheimische Vorstellungen handelt.[10])

Was Weinhold von den alten Germanen, dasselbe hat Wölfflin (im Archiv für lat. Lexikographie 9, S. 335 bis 351) für die Römer nachgewiesen: auch bei ihnen galt ursprünglich nicht die Sieben, sondern neben der Drei als deren Steigerung die Neun und wiederum deren Vielfaches, die Siebenundzwanzig. Die Sieben hat sich erst spät unter griechischem und besonders unter christlichem Einflusse festgesetzt. In Griechenland wiederum ist sie zwar früher und weiter verbreitet; aber wenn wir bei Homer von 9 Opferthieren, 9 Heralden, 9 Kampfrichtern, 9 Kriegsjahren lesen und weiter an die 9 Musen (Hesiod), die 9 Archonten Athens u. s. w. denken, so werden wir nicht zweifeln, daß auch hier die Neun die heilige Zahl war. Zumal nicht wenige der feststehenden Siebenzahlen fremder Herkunft verdächtig sind. Das siebenthorige oder -thürmige Theben läßt die antike Sage selbst von dem Phoiniker Kadmos erbaut sein, von demselben, dem auch die Erfindung des ältesten griechischen Alphabets, das doch zweifellos von den Phoinikern importirt war, zugeschrieben wird; dazu kommt die Identität des aus dem Griechischen kaum zu deutenden Namens mit dem der alten oberägyptischen Hauptstadt; mit den sieben Thoren wird zugleich der Zug der Sieben gegen Theben verdächtig. Die alten sieben Weisen haben zwar mit den im Mittelalter so beliebten „sieben weisen Meistern" nichts zu thun; aber wenn diese letzteren trotz der Lokalisirung in Griechenland oder Rom unverkennbar orientalisches Sagengut sind, so ist eine ähnliche Quelle für jene Zusammenstellung nicht undenkbar. Ueberhaupt wird es kaum Schwierigkeit machen, bei allen griechischen Hebdomaden Beeinflussung durch den Orient anzunehmen. Lernen wir doch fast jährlich besser die überwältigende Herrschaft kennen, die die asiatische Kultur über das vorgeschichtliche Griechenland besessen hat. — Für die indisch-iranische Kulturwelt liegen mir ähnliche Sammlungen nicht vor, doch liegt die Bedeutungslosigkeit der Sieben wenigstens für Indien auf der Hand. Mehr scheint sie bei den Persern gegolten zu haben; stammen doch daher unter anderem die sieben Erzengel. Aber gerade dieser Fall offen-

[8]) Doch ist hier noch eine andere Beziehung möglich; denn im 15. und 16. Jahrhundert werden oft die „sieben Schönen" (Schönheiten) einer Jungfrau aufgezählt, häufiger allerdings achtzehn, und wiederholt lesen wir die scherzhafte Wendung: „sie hat der sieben Schön wohl dreizehn (oder vierzehn)". Vielleicht mit einem mir nicht verständlichen Hintergedanken.

[9]) Ich weiß nicht, ob jemals eine Theorie von sieben Sinnen des Menschen bestanden hat — nahe genug läge sie ja; aber wo im Mittelalter von siben sinnen die Rede ist, kann man das Wort überall anders verstehen — oder ob der Ausdruck nur als Ueberbietung der fünf Sinne, also von vornherein in parodistischer Absicht geprägt ist. Nigrinus schreibt (im 16. Jahrhundert): „Wo denkestu hin? Hastu auch dein sieben Sinne alle beyeinander? oder fünfe wie ander Menschen?" Hölty:

„Was half's? Narciß, der Starrkopf, blieb
Bei seinen sieben Sinnen."

In ganz anderem Sinne Goethe (Lili's Park):

„Wie ihn alle sieben Sinne jücken!"

An sprichwörtlichen Redensarten sind mir ferner bekannt: er hat seine sieben Sinne nicht; man hat nicht sieben Sinne wie ein Bär; man sieht ja drein wie ein Bär mit sieben Sinnen.

[10]) So ist im Volksaberglauben zuweilen auch die Steigerung 77 für 99 eingetreten: 77 Suchten, Fieber, Gichten. Weinhold a. a. O. Dagegen gehört die 27 von Haus aus zur 9 als deren Dreifaches: 27 Walküren, 27 Segen u. a.

bart deutlich, was auch von den anderen gilt, daß die Sieben in der iranischen Religion nur eine sekundäre Umbildung der Sechs ist. Denn das Urbild unsrer Erzengel, die Amescha Spentas, sind nach dem Avesta wie nach Plutarch sechs („Gute Gesinnung", „Das beste Recht", „Das wünschenswerthe Reich", „Die heilige Frömmigkeit", „Heil" und „Unsterblichkeit"), als siebenter tritt Ahura Mazda selbst hinzu; erst später hat man ihnen noch Sraoscha (Gehorsam) beigesellt.[11])

Ebenso sind die sieben Weltalter der jüdisch-christlichen Spekulation aus sechs (von neun) Jahrtausenden erwachsen.[12]) Wir dürfen daher wohl unbedenklich das für Germanen und Römer Bewiesene auf alle Indogermanen ausdehnen und der Sieben in diesem Kreise irgend welche typische Bedeutung überhaupt aberkennen.

Im Grunde kann uns dieses Resultat kaum wundern. Denn nur vom Standpunkt des heutigen Sprachgefühls aus erscheint uns die Geltung der Siebenzahl so selbstverständlich und an sich ist sie durchaus nicht besonders naheliegend oder natürlich. Natürlich ist es, daß die kleinen Grundzahlen zu besonderer Geltung gelangen; nur die Zwei erscheint dazu allzu gewöhnlich und physiognomielos. Also zunächst die Drei. Dann sind die Quadratzahlen von besonderer, leicht in die Augen fallender Art, d. h. also die Vier und die Neun. Ferner liegen besonders nahe die Fünf und die Zehn als die Zahl der Finger einer oder beider Hände, an denen man natürlich stets das Zählen gelernt hat. Außerdem hat sowohl bei Indogermanen wie bei Semiten und anderen Rassen die Zwölf, das Produkt von drei und vier, Bedeutung gewonnen, vielleicht auf Grund der Jahrestheilung in zwölf Monate. Für die Siebenzahl läßt sich schlechterdings kein Grund ersinnen, weßhalb man ihr besondere Beachtung schenken sollte; alle ihre Nachbarn, die Sechs 2×3 oder 12:2), die Acht (2×4) wie die Neun hätten von Haus aus mehr Anspruch darauf und sind ihr thatsächlich in einzelnen Fällen vorausgegangen. Die paar Gruppen von sieben Bergen oder Sternen sind doch kein hinreichender Erklärungsgrund, und dazu ist bei ihnen die Sieben meist gar nicht besonders deutlich ausgeprägt oder beruht ganz auf Willkür.

Woher stammt nun der Kultus der Siebenzahl? Wir haben schon mehrfach nach dem Orient gedeutet. Auch nach einer genaueren Festlegung brauchen wir nicht weit zu suchen; es genügt ein Blick ins A l t e T e s t a m e n t. Die ungeheuer verzweigte Verwendung der Siebenzahl in demselben im einzelnen darzulegen (wie es im Wörterbuche geschicht), wäre hier ebenso unnöthig wie überflüssig. Sieben Tage ist nicht nur die Zeit der Schöpfung, sondern auch die stehende Frist für allerlei Anlässe, Opferfeste und Feiern überhaupt, Trauerzeit, Dauer der Unreinheit u. dergl.; ebenso steht für Opferthiere und Opfergeräthschaften die Siebenzahl fest. Ueberaus häufig werden ferner sieben Söhne oder Töchter, sieben Priester, sieben Fürsten oder Wächter genannt. Um die Häufigkeit der Siebenzahl im Alten Testament anzudeuten, sei erwähnt, daß in der Bibelkonkordanz von Konr. Agricola (benutzt in der Ausg. Frankf. a. M. 1674) der Artikel „sieben" allein nicht weniger als 5½, mit den Ableitungen und Zusammensetzungen über 10 Spalten füllt, deren jede im Durchschnitt über 80 Belegstellen enthält.[13])

Zur Erklärung dieser Erscheinung gehen wir von der Anwendung aus, die für uns die geläufigste und wichtigste ist: die s i e b e n t ä g i g e W o c h e. Unzweifelhaft verdanken wir diese Einrichtung den Semiten, denn die indogermanische Woche hatte neun Tage. Die einzelnen Wochentage aber sind benannt nach den sog. Planeten; der siebentägigen Woche liegt also die Siebenzahl der Planeten zugrunde. Diese sind aber bekanntlich zuerst in Babylon beobachtet, gezählt und als Götter verehrt worden; von dieser alten Urheimath der Astrologie und Astronomie wird daher auch der Siegeszug der Siebenzahl ausgegangen sein. — Dem scheint indessen die neueste Forschung nicht ganz zuzustimmen. Das soeben erschienene 2. und 3. Heft der schon erwähnten Zeitschrift für die deutsche Wortforschung enthält eine Reihe von Aufsätzen über die „Geschichte der Namen der Wochentage" bei den verschiedenen Völkergruppen, von denen für uns die beiden ersten in Betracht kommen: P. J e n s e n, die siebentägige Woche in Babylon und Niniveh (S. 150—160) und Th. N ö l d e k e, die Namen der Wochentage bei den Semiten. Leider zeigen die Auffassungen Beider eine auffallende Divergenz. Jensen, wohl der erste Kenner babylonischer Religion in Deutschland, kommt in eingehender Untersuchung des Quellenmaterials zu dem Schlusse, daß die gewöhnliche Annahme darin nicht genügende Stütze finde. Die B a b y l o n i e r rechneten allerdings nach Tagsiebenten, aber diese sind verschieden von der fortlaufenden Woche der H e b r ä e r, da die Zählung mit jedem Monat von vorn beginnt; außerdem wird der Monat in sechsmal fünf Tage zerlegt. Jensen ist daher geneigt, die hebräische Woche für eine „altjüdische Einrichtung", lediglich jüdischen oder doch westsemitischen Ursprungs zu halten. Von einer Benennung der babylonischen Wochentage nach den Planeten ist vollends nichts bekannt; die Wochentage haben überhaupt keine Namen und konnten es nicht wohl, da jeder Monatstag seine Gottheit hat.[14]) — Gegenüber dieser umfassenden Gelehrsamkeit, deren Solidität natürlich keinem Zweifel Raum läßt, und der sorgfältigen und eindringenden Untersuchung scheint mir trotzdem die so einfache und naheliegende Argumentation Nöldeke's durchschlagend: „Nun liegt es aber gar nicht nahe, gerade die Zahl Sieben besonders hervorzuheben. Ich kann mir die Heiligkeit jener nur daraus erklären, daß sie von einem Kreis von so viel göttlichen Wesen ausging. Meines Wissens haben aber nur die Babylonier die 7 Planeten als Götter verehrt. Schon die 7 Planeten als solche anzuerkennen, war nicht so einfach: man mußte dabei die beiden großen Himmelslichter mit den fünf kleinen zu

---

11) Vgl. W. Jackson, Grundriß der iranischen Philologie II, S. 683 ff.

12) Auch sonst wird die Sieben nicht selten in 6 + 1 zerlegt, wofür im Deutschen Wörterbuch schon unter „sechs" Beispiele gesammelt sind. Dies ist sowohl der biblischen wie der einheimischen Anschauung gemäß. So zerfällt die Woche in sechs Arbeitstage und einen Ruhetag, dem ein Sabbathjahr nachgebildet ist. Bei Siebenzahl der Schwörenden ist gewöhnlich der Beklagte oder Kläger eingeschlossen, so daß er nur sechs Eideshelfer braucht. Ebenso hat die siebente Sippe und der siebente Heerschild offenbar geringeren Rang und zweifelhafte Geltung; so bemerkt der Sachsenspiegel: „In gleicher Weise, wie man nicht weiß, wann die siebente Welt ein Ende nimmt, so weiß man auch nicht, ob der siebente Heerschild Lehen haben möge oder nicht."

13) Neben der 7 sind, in geringerem Grade, die 17 und besonders die 70 verbreitet: 70 Aelteste Israels, 70 Dolmetscher, 70 Jahre der babylonischen Gefangenschaft, oder des Menschenlebens, 70 Jahrwochen Daniels, danach im Neuen Testament die 70 Jünger. Es ist indessen zu beachten, daß die 70 zuweilen nur eine runde Zahl für 72 (= 6 × 12) ist. So werden zu den 70 Dolmetschern der „Septuaginta" ausdrücklich 6 aus jedem Stamm ausgehoben; auch die anderen Kollegien von 70 Personen werden wohl ähnlich aufzufassen sein, wie denn manchmal auch 70 und 72 regellos wechseln. Dagegen sind mit 70 Jahren natürlich stets 7 Dekaden gemeint.

14) Auch ein Tag Namens schabattu wird wiederholt erwähnt und als „Tag der Beruhigung des Herzens" (oder des Gebets) erklärt. Jensen selbst meint, damit könne nur der 7. Monatstag gemeint sein, demnach will er die Ableitung des hebräischen Sabbaths (schabbât) daher nicht zugeben. (?)

einer Einheit zusammenfassen. Ob das auch bereits die Aegypter in alter Zeit gethan haben, weiß ich nicht; die Auffassung der 7 Planeten als göttlicher Wesen ist jedenfalls babylonisch. Nun kann man es freilich seltsam finden, daß etwa im 2. Jahrtausend v. Chr. . . . der babylonische Einfluß auf Palästina so groß gewesen sei, daß man dort auch ihre heilige Zahl angenommen habe; aber seit man aus den Tel-Amarna-Funden weiß, wie kolossal schon in jenem Jahrtausend die babylonische Kultur auf Palästina und Syrien gewirkt hat, macht diese Annahme gar keine Schwierigkeit mehr"; unendlich größere (füge ich hinzu) jedenfalls die entgegenstehende Annahme, daß das doch gewiß nicht besonders gebildete hebräische Nomadenvolk schon in unvordenklicher Zeit außer den Babyloniern allein eine Beobachtung angestellt habe, zu der sonst die entwickeltsten Kulturvölker aus eigener Kraft nicht gekommen sind, und daraus einen Gestirndienst entwickelt habe, von dem in unsrer Ueberlieferung nicht die leiseste Spur mehr erkennbar ist, obwohl seine angebliche Folge (die Heiligkeit der Sieben und die siebentägige Woche) in ihr gerade eine alles beherrschende Rolle spielt. Ich glaube also einstweilen an der alten Ansicht festhalten zu müssen: Die Babylonier (Chaldäer), das Urbild der Sternseher und Sterndeuter für alle Zeiten, die Entdecker der 7 Planeten; diese bei ihnen als Götter angebetet; daher Sieben die heilige Zahl; daher die siebentägige Woche, deren Tage nach den Planetengöttern benannt waren. Beides von den Babyloniern zu den Juden und weiterhin zu der mittelländischen Kulturwelt gelangt.

Ein slavisches Opfer des Panslavismus.

Noch niemals waren die Slaven für Rußland so begeistert wie gerade jetzt, an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Ungerechtigkeit, nationale Unduldsamkeit, der den Slaven verhaßte Zentralismus, dies alles sind nach der slavischen Auffassung lauter Produkte der germanischen Kultur, und nur in Westeuropa bekannt. Ja selbst unter traditionellen Feinden Rußlands, den Polen, macht sich bereits eine Strömung bemerkbar, die die Verständigung mit den Russen herbeiführen will. Dies ist zweifellos die Folge der russischen Agitation, denn Rußland verfügt wirklich über sehr viele, eifrig propagirende Kräfte. Den Slaven mag die äußere Politik Rußlands imponiren, sie können die russische Regierungsweisheit bewundern, das ist schließlich Sache der subjektiven Anschauung; eines dürfen sie aber nicht vergessen: daß der ihnen so verhaßte Zentralismus, die nationale Unduldsamkeit, auch in Rußland bekannt sind. Daß dies keine leeren Phrasen sind, beweisen am trefflichsten nicht nur die Verhältnisse in Finnland, sondern auch die Zustände in den ruthenischen — somit rein slavischen — Provinzen Rußlands.

Südrußland bevölkert ein großer, slavischer Stamm, dessen kleiner Theil Ostgalizien, Bukowina und Nordungarn bewohnt und zwar die Ruthenen (Kleinrussen). Die Ruthenen zählen im ganzen zirka 30 Millionen Köpfe und bewohnen einen Flächenraum von 715,817 Quadratkilometer. Dieses Volk beschützte Europa vor den asiatischen Eindringlingen und spielte in der Geschichte des Slaventhums eine bedeutende Rolle. Es bildete bereits im 9. Jahrhundert eine große Monarchie, welche später in größere oder kleinere Staatswesen zerfiel. Der Mittelpunkt des politischen und kulturellen Lebens war K i j e w — wo auch eine, nach dem westeuropäischen Muster eingerichtete Akademie existirte — später auch L e m b e r g. Der westliche Theil Rutheniens vereinigte sich später mit Polen, in Ostruthenien bildete sich eine Republik mit einer durchweg demokratischen Organisation. Im Norden von den Ruthenen tritt im 13. Jahrhundert ein ethnographisch von den Letzteren verschiedenes, slavisches Volk auf, welches im 14. Jahrhundert unter der Oberherrschaft der Tataren eine despotische Monarchie bildete (die bei den Slaven später den Namen „moskowskaje carstwo" trug). Dieses Volk wurde in Westeuropa „Mosci", sein Land „Moscovia" genannt, während die Ruthenen als „Rutheni" oder „Rusci" bezeichnet wurden. Die Ruthenen standen auf einer viel höheren Kulturstufe: sie hatten nicht nur viele Volks- und Mittelschulen (in Kijew, Lemberg, Wilna, Minsk, Brest, Ostrog u. s. w. — viel mehr als heutzutage), sondern auch eine Akademie in Kijew,[1]) während ihre nordischen Nachbarn fast keine Schulen und bloß eine Druckerei für religiöse Bücher besaßen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat sich Ostruthenien, unter dem Bohdan Chmelnyckyi, freiwillig mit dem moskowitischen Reiche vereinigt — und d i e Z a r e n g a r a n t i r t e n d e n R u t h e n e n v e r t r a g s w e i s e i h r e b i s h e r i g e S e l b s t v e r w a l t u n g. Die moskovitischen Herrscher haben aber diese Autonomie nach und nach einzuschränken verstanden und suchten dem Ruthenen-Reiche, wenigstens der Form nach, ein russisches Gepräge zu geben. Das eigentliche Russifizirungssystem fängt aber erst von Peter dem Großen an. Im Jahre 1720 erließ dieser Zar einen Ukas, in welchem er die Drucklegung sämmtlicher Bücher in Ruthenien verbot, außer solchen religiösen Inhalts, und selbst diese nach dem russischen Text. Peter der Große zivilisirte Rußland auf Kosten Rutheniens: er übersiedelte ruthenische Schriftsteller und Gelehrte nach Rußland u. s. w. Dieser Herrscher war bekanntlich der erste, der den Namen seiner Vorgänger: „moskovitischer Zar" ablegte und sich als „Zar der gesammten Reussen" bezeichnete. Erst von da ab nennt sich die moskovitische Monarchie auch Rußland. Peter hat den Anführer der ruthenischen Erhebung M a z e p a, welcher sich mit dem schwedischen König Karl alliirte, besiegt und seine Herrschaft über die Ruthenen gesichert. Sein Werk vollendete Katharina II., welche ohne jeden Grund die ruthenische Selbstverwaltung und ihre eigene militärische Organisation völlig aufgehoben, den Frohndienst eingeführt und den bisher thatsächlich selbständigen Staat in eine russische Provinz unter dem offiziellen Namen „Kleinrußland" umgewandelt hat. Von nun an heißen die Ruthenen in Rußland „Kleinrussen".

Natürlich wurden alle ruthenischen Schulen entweder kassirt oder in russische verwandelt, so daß heutzutage jeder Volksschullehrer den Kindern alles in der russischen Sprache vortragen und den Vortrag ruthenisch erläutern muß. Außerdem haben die ruthenischen Provinzen heute überhaupt weniger Volksschulen, als noch vor 100 Jahren.

Im Jahre 1876 wurde ein Ukas erlassen, welcher auch die ruthenische Literatur in Rußland gänzlich verpönte. Nach diesem wird die Drucklegung ruthenischer Originalwerke — kleine Novellen und Gedichte ausgenommen — wie auch der Uebersetzungen aus fremden Sprachen, ebenso die Bühnenvorstellungen und öffentlichen Vorträge in der ruthenischen Sprache strengstens verboten. Die außerhalb Rußlands erschienenen ruthenischen Bücher und Zeitungen werden von der russischen Grenze ferngehalten. Da aber die Ruthenen trotzdem

---

[1]) Heutzutage haben die Ruthenen keine einzige Hochschule, abgesehen von den paar ruthenischen Lehrkanzeln, die an der Universität Lemberg und Czernowitz bestehen.

an ausländischen Publikationen theilnehmen und die ruthenischen Bücher heimlich beziehen, werden bei ihnen häufig Hausdurchsuchungen unternommen, die zahlreiche Kerkerstrafen, Verschickungen u. s. w. zur Folge haben. Alexander III. hat mit einer Verordnung vom 14. August 1881 einen förmlichen Ausnahmezustand über die ruthenischen Provinzen verhängt, welcher jeden Einwohner der polizeilichen Willkür preisgibt und selbst den unbegründet Verdächtigten der Freiheit beraubt. Und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß diese Verordnung bald aufgehoben wird.

Die Verordnung vom 12. März 1882 befugt die Verwaltungsbehörden, jeden Einwohner für ein bis fünf Jahre unter öffentliche oder geheime polizeiliche Aufsicht zu stellen, denselben einzukerkern, nach Sibirien oder in eine andere Strafkolonie zu verschicken. Bei dieser Gelegenheit ist es zu bemerken, daß, so lange diese Verordnungen bestehen, die Einschränkung oder gar Aufhebung der Deportationsstrafen nach Sibirien gar keine Bedeutung hat. Die Lage der russischen Sträflinge — besonders der politischen — wird dadurch nicht im mindesten gemildert. Uebrigens man will in Sibirien Handel und Industrie schaffen, und der betreffende Ukas (bezüglich der Einschränkung der Verschickungen nach Sibirien) sagt ausdrücklich, es handle sich um Befreiung Sibiriens von Vagabunden und Verbrechern. Außer der schönen Worte hat die russische Regierung in letzten Jahren den Völkern Rußlands nichts gegeben, es wurde zwar kein neuer Ukas erlassen, aber keiner von den alten wurde aufgehoben. Das Novum des 19. Jahrhunderts, das Verbot der ruthenischen Literatur, wurde aufrecht erhalten, die ruthenische Sprache ist in Rußland proscribirt, die ruthenischen Schriftsteller bevölkern weiterhin Sibirien, überfüllen die russischen Zuchthäuser und bekommen am Vorabend des 20. Jahrhunderts einen neuen „socius doloris“ — von nun an sollen ihnen die Finnen Gesellschaft leisten —, aber bei dem süßen Klange der russischen Friedensflöte. Und alles das ist die Mache der panslavistischen Hetzerpartei, die in Rußland eine ausschlaggebende Rolle spielt und fast von allen Slaven bejubelt wird.

Allerdings versetzten die Ruthenen den Schwerpunkt ihres nationalen Lebens nach Oesterreich, wo sie wenigstens die Volksschulen und einige Mittelschulen haben, wo ihre Muttersprache auch zum Theil an die Universitäten Lemberg und Czernowitz zugelassen wird. Aber auch hier findet sie die allmächtige panslavistische Partei — auch hier werden Agenten erhalten, die alles der russischen Polizei mittheilen und die nationalen Bestrebungen der Ruthenen lahmzulegen versuchen.

So sieht in der Praxis die Bethätigung der Ideale russischer Panslavisten aus, die eigentlich nur Panrussen sind. Roman Sembratowycz.

Mittheilungen und Nachrichten.

Schiller und die Gegenwart von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co. 1901. — Vor drei Jahren veröffentlichte Carl Weitbrecht ein gutes Buch: „Schiller in seinen Dramen“, das wir auch in dieser „Beilage“ (18. August 1897) mit freudiger Zustimmung besprochen haben: einmal darum, weil es ein Stück nicht bloß gelehrter, sondern lebendiger, zeitgemäßer Literaturwissenschaft war; sodann weil Weitbrecht seine Ideen in glänzender Weise vortrug. Wir wagten damals sogar das Wort „Schiller-Renaissance“ in Gedanken an die zündende Wiederbelebung konventionell gewordener Rollen in Schillers Dramen durch die Darstellung einzelner großer Schauspieler, wie Mitterwurzer (als König Philipp im „Don Carlos“) und Joseph Kainz. Wie richtig damals Weitbrecht und seine Parteigänger empfunden haben, erwies der Verlauf der literarischen Bewegung seit dem Erscheinen seines Buches, denn grade nachdem die „Milieukunst“ im „Fuhrmann Henschel“ von Hauptmann ihren Gipfel erreicht hatte, wurde der Ruf nach einer „Höhenkunst“, nach einer männlicheren Kunst, als sie Milieu und Dekadenz geboten haben, immer lauter, und sichtbar haben sich die wenigen schaffenden Talente, die hier in Betracht kommen, bemüht, die engen Fesseln zu sprengen, in die sie die pedantische Moderne geschlossen hatte. Man will, sei es auf dem Wege des historischen Dramas oder des typisch-symbolischen Spieles, äußerlich und innerlich die gleichsam auf dem Boden kriechende Milieukunst mit den Eierschalen des Naturalismus, die sie noch immer trägt, überwinden. Der Elendmalerei ist man gründlich satt geworden, das tendenziöse Proletarierstück zieht auch nicht mehr, wie sich ja auch gleichzeitig im Lager der Politiker und Theoretiker des Sozialismus die Gegensätze erheblich gemildert haben, seitdem die Parole „Evolutionismus“ statt „Revolutionismus“ lautet. Es ist sichtlich Platz und Bedürfniß nach einer idealistischen Kunst, die allerdings auf die nicht mehr gering zu schätzenden positiven Errungenschaften des Naturalismus und Realismus nicht verzichten darf. Dieser idealistische Trieb unsrer Modernen tritt auch in dem vielfach von ihnen gepflegten Nietzsche-Kultus zutage. Auch dieser hat viel von seiner anfänglichen Hitze verloren, wie sich auch die Tonart seiner Gegner in ihren Reden über ihn erheblich gemildert hat. Weitbrechts Tendenz war es nun im älteren und ist es im neueren Schiller-Buche, an Nietzsche's Stelle Schiller zu setzen, weil er den Nachweis führen konnte, daß jenes „Herren-Ideal“, welches insbesondere die Jugend zu Nietzsche's Lehre hinzog, in bedeutenderer Weise, zugleich gesünder und maßvoller, von Schiller in seinen tragischen Heldengestalten von Karl Moor angefangen bis zum Demetrius verkündet wurde. Dabei ist sich Weitbrecht aber auch des Vielen bewußt, worin die Poesie der letzten hundert Jahre sich für immer von Schiller entfernte, und es fällt ihm nicht ein, eine Rückkehr zu Schiller in allem und jedem zu predigen. Diese Darlegung dessen nun, worin wir Schiller schon fremd sind, und dessen, worin wir immer noch und vermuthlich in alle Ewigkeit ihm verehrungsvoll anhängen werden, bildet den höchst werthvollen Kern seines neuen Buches. Weitbrecht will die Persönlichkeit Schillers mit ihren großen Tugenden der Männlichkeit, der weiten dichterischen Horizonte, „der Zucht und des Gewissens“, der Begeisterung, der einheitlich geschlossenen Weltanschauung noch immer als das Vorbild anerkannt sehen, dem unsre Dichter zu folgen haben, mögen sie sich im Stil und in der Technik der Kunst noch so weit von ihm entfernen. Mit glühendem Eifer tritt Weitbrecht für die Anerkennung der Größe und des Adels des „Herrenmenschen“ Schiller ein, und man muß auch zugestehen, daß er mit viel Feinheit und belehrender Objektivität über Schiller als Lyriker spricht. Ich glaube, so einsichtig und gerecht dürfte über seine Lyrik überhaupt noch nicht gesprochen sein. Darum sind Weitbrechts hier vereinigte Gelegenheitsreden von großem Werth: indem sie unsre neueste Literatur mit dem Maßstab der Schiller'schen Persönlichkeit messen, die als solche „aktueller“ als je zuvor geworden ist, beleuchten sie sowohl den Dichter als die Gegenwart in einer nach beiden Seiten hin förderlichen Weise und können ihre heilsame Wirkung auf die zeitgenössische Produktion nicht verfehlen.

Wien. Moritz Necker.

Prof. Dr. Adolf Hemme: Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Leipzig, Avenarius 1900. — Diese Frage beantwortet der Verfasser selbst in der allgemeinen Erörterung derselben dahin, daß von der griechischen Sprache und dem griechischen Geistes- und Kulturleben der Gebildete sich das zu eigen machen müsse, was der Erkenntniß des historischen Zusammenhangs der modernen Kultur mit der antiken dient und was heute noch lebendig anregend und befruchtend weiter wirkt. Das ist aber vor allem der Inhalt der antiken Geisteswerke, nicht ihre sprachliche Form. Er will daher den griechischen Sprachunterricht aus der Schule überhaupt hinausbefördert und ihn durch einen

Sachenunterricht ersetzt sehen, der dem deutschen Unterricht zuzuweisen sei. „Warum," fragt er, „sollte bei Vermehrung der deutschen Lehrstunden auf diesen Schulen nicht auch ein größerer Abschnitt aus Thukydides, eine Abhandlung des Plato, eine Rede des Demosthenes bewältigt werden können?" — Ueber diese Ansicht können wir hier mit dem Verfasser nicht rechten; von dem Standpunkte eines Oberrealschuldirektors hat er jedenfalls nicht unrecht, und man darf ihn umsoweniger verurtheilen, als er in seinem Werk den ehrlichen und höchst dankenswerthen Versuch macht — den bisher kein altphilologischer Schulmann gemacht hat — dem Laien einen gründlichen Begriff vom Griechischen beizubringen zum Zweck eines wissenschaftlichen Verständnisses der griechischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen. Das Buch verlangt ein Studium, „aber ein Studium, das direkt zum Ziele führt, das von jedem Gebildeten, der nicht Griechisch gelernt hat, ohne besonderen Unterricht in einigen Mußestunden, von jedem Primaner neunstufiger Reallehranstalten nebenher in den deutschen Unterrichtsstunden mit Erfolg betrieben werden kann". Das Werk ist daher so eingerichtet, daß auf einen kurzen grammatischen Abriß zwei Wörterverzeichnisse folgen, ein kleineres alphabetisches und sodann, als Haupttheil des Ganzen, ein etymologisch-alphabetisches, das in lateinischer Transskription die wichtigsten wissenschaftlichen und gewerblichen Kunstausdrücke, Realienwörter und schließlich die griechisch-deutschen Lehnwörter enthält. Um sowohl dem Sprachkundigen als auch den Angehörigen der betr. Wissenschaften den Gebrauch zu erleichtern, ist auch auf den inhaltlichen Werth der Wörter durch Hinzufügung einer genauen knappen Begriffsbestimmung gebührend Rücksicht genommen. Aber auch die rein sprachliche Seite ist mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß behandelt und die einschlägige Literatur gut verwerthet. Nur Kluge's Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache scheint dem Verfasser entgangen zu sein, wenn er meint, die griechischen Lehnwörter seien schon deßhalb berücksichtigt, weil es ihm darauf ankam, zum erstenmale alle griechischen Wörter, die für unsre gegenwärtige Sprache von irgend welcher Bedeutung sind, möglichst vollständig aufzuzählen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, nur das sei bemerkt, daß man in der historischen Uebersicht (S. XIX), da, wo von dem Spätgriechischen die Rede ist, immer noch der alten, schiefen Auffassung begegnet, wonach sich in der hellenistischen Zeit verschiedene Vulgärsprachen bildeten, „besonders die mazedonische und alexandrinische (!), die durch Aufnahme barbarischer Worte, durch willkürliche (!) lautliche, grammatische und stilistische Veränderungen eine rasche Entartung des Griechischen herbeiführten". Im ganzen zweifeln wir nicht, daß die glückliche Idee des Verfassers bei ihrer praktischen und sinnreichen Durchführung Beifall und Anerkennung finden und das Buch allen denkenden Köpfen als ein guter Führer, der Verbreitung der Kenntniß des Griechischen aber als ein Förderer sich erweisen wird. K. D.

fr. **Das deutsche bürgerliche Recht für Forstmänner.** Von Dr. Karl Dickel. Berlin 1900. Franz Vahlen. — Alles an dem Buch gefällt mir besser als sein Titel. Er ruft die Anschauung wach, als ob es für Forstmänner ein besonderes bürgerliches Recht gebe. Der Verfasser ist Lehrer an der Forstakademie in Eberswalde und wollte ein kurzgefaßtes Handbuch des bürgerlichen Rechts herstellen, das den Forstbeamten die Kenntniß des Bürgerlichen Gesetzbuchs vermitteln und den Rechtsunterricht an den Forstakademien erleichtern sollte. Ueber diesen Rahmen ist er aber hinausgegangen. Er bietet eine sehr gute, knapp und deutlich gefaßte Darstellung des bürgerlichen Rechts, nicht bloß für Forstmänner, sondern für alle akademisch gebildeten Personen, aber für die Nichtjuristen bietet er zu viel. Obwohl der Verfasser ausdrücklich hervorhebt, daß er sein Buch für Nichtjuristen geschrieben habe, möchte ich es doch gerade den jüngeren Juristen als Einleitung in das Studium des neuen Rechts empfehlen. Es liest sich leicht und weist fortwährend darauf hin, daß das Gesetz nicht bloß auf dem Papier steht, sondern einschneidend alle möglichen Lebensverhältnisse berührt. Sehr zutreffend und für die Haltung des Buchs bedeutsam hebt die Einleitung hervor, daß die Rechtswissenschaft gleich der Mathematik vorzüglich zur Entwicklung der Fähigkeit logisch richtigen Denkens benutzt werden könne, ja daß sie als Bildungsmittel an den Akademien mehr zu leisten imstande sei als die alten Sprachen auf den Gymnasien geleistet haben. Mit diesem Ausspruch hat sich der Verfasser, der, wenn ich mich recht entsinne, vor einigen Jahren über die Ausbildung der jungen Juristen ein gutes Schriftchen veröffentlichte, eine hohe Aufgabe für seine akademische Thätigkeit gesetzt. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß er in seinem Buch über das, was der Forstmann unbedingt vom Recht wissen muß, hinausgegriffen hat. Ein Anhang, der das Jagdrecht besonders behandelt, rechtfertigt noch am ehesten den Titel des Buchs.

-nn- **Bruchstücke einer altdeutschen Uebersetzung von Einharts Vita Caroli Magni.** Einen glücklichen Fund hat vor einiger Zeit der durch seine germanistischen Forschungen bekannte Freiburger Universitätsbibliothekar Friedrich Pfaff gemacht. In dem unlängst erschienenen 1. Heft der nunmehr in Neuer Folge ausgegebenen Zeitschrift „Alemannia" (Freiburg, Fehsenfeld) beschreibt der Finder seine Entdeckung und liefert den sicheren Beweis, daß es sich hier um nichts geringeres als um die erste und einzige altdeutsche Uebertragung des Einhart'schen Werkchens handelt, die bisher bekannt geworden ist. Ein Band der Freiburger Universitätsbibliothek (D 5980) des 16. Jahrhunderts: „M. Tullii Ciceronis Officia . . . MDXXX", trug auf dem Rücken der Bogen unter dem eigentlichen Einband, der abgelöst werden mußte, mit Leim aufgeklebt fünf kleine Pergamentstücke, deren größtes etwa 8/3.5 cm, deren kleinstes 2.3/3.2 cm mißt. Diese Bruchstücke zeigen deutlich eine schöne gleichmäßige Schrift des 13. Jahrhunderts und die Sprache aus derselben Zeit. Alle fünf bilden zusammen einen Streifen eines größeren, zweispaltigen Blattes. Sie tragen jetzt Nr. 560 der Hss. der Freiburger Universitätsbibliothek. Durch Gegenüberstellung des Textes der Bruchstücke mit dem der Einhart'schen Biographie beweist Pfaff überzeugend, daß thatsächlich hier eine Uebersetzung von Einharts Vita vorliegt, allerdings nicht in sklavischer Anlehnung an das Vorbild, sondern theils mit Kürzungen, theils mit Zusätzen, überall bei gewissenhafter Beobachtung des Sinnes mit origineller Auffassung in poetischer, anschaulicher Sprache. Ein Beispiel davon mag dies illustriren. Einhart schreibt: „. . . fuit . . . oculis praegrandibus ac vegetis." Die Uebersetzung besagt schön und ausdrucksvoll: „sininu augen brunnen allewege". Leider besteht wenig Hoffnung, daß von dem Werk noch mehr zutage kommt. Das ist um so bedauerlicher, als dasselbe, wie Pfaff wohl mit Recht annimmt, eine wesentliche Bereicherung des deutschen Schriftthums im 13. Jahrhundert darstellen müßte.

* Bankier **Alexander Meyer Cohn** in Berlin veröffentlicht soeben, wie wir der „Köln. Ztg." entnehmen, in einer für seine Freunde bestimmten Auflage von nur 150 Exemplaren mit einer an Professor Dr. Erich Schmidt, Berlin, gerichteten Zueignung „**drei ungedruckte Briefe Goethe's an den Grafen Karl Friedrich v. Reinhard**". Der erste dieser Briefe stammt aus Weimar vom 13. Juli 1809, der zweite aus Teplitz vom 1. Juli 1813 und der dritte aus Heidelberg vom 8. Oktober 1814. Da das zweite Schreiben das allgemeinste Interesse wachruft, so sei es hier im folgenden mitgetheilt:

Magst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal giebt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ey! So geh du aus dem Wege.

Nach vorstehendem ewigen Spruche bin ich den Unruhen ausgewichen, welche unser Thüringen aufregten und noch mehr bedrohten; ich kann mich aber nicht rühmen, daß meine eigene Klugheit mir diesmal zustatten gekommen sey. — Schon früher hatte ich mich zu einer gewöhnlichen Reise in die böhmischen Bäder vorbereitet und alles sowohl zu Hauße, als was meine Reisebedürfnisse betraf, wie sonst geordnet, aber die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen and militärischen Himmels machte mich unentschlossen und ich zauderte von einem Tag zum andern, bis endlich die Meinigen, wie durch eine Inspiration mich am 17ten April von Hauße wegtrieben. Ich hatte eine über alle Begriffe ruhige und an-

genehme Reiße, sah am 24ten die beiden nordischen Potentaten in Dresden einziehen und befinde mich seit dem 26ten April hier in Teplitz, zwar in der Nähe des Kriegsschauplatzes, den ich weit hinter mir zu lassen glaubte, aber doch in einer so ruhigen äußeren Umgebung, als sich nur im tiefsten Frieden denken läßt. Ich habe diese Zeit benutzt, um dasjenige zu arbeiten, womit ich meinen Freunden, noch wahrscheinlich in diesem Jahre, einige Freude zu machen hoffe. Daß Sie unter die Ersten gehören, an welche auch dieser dritte Band gerichtet ist, davon sind Sie überzeugt, ich habe in demselben fünf Jahre zusammengedrängt, und bin dabey wie bey den vorigen, meiner Einsicht und meinem Gefühle gefolgt, das übrige wird sich ja auch wohl geben. Durch den Waffenstillstand, durch dessen Verlängerung (?), durch die Anstalten zu einem Kongreß in Gitschin sind wenigstens die friedliebenden Gemüter beruhigt; ich hoffe, Sie gehören auch dazu, weil dieser Krieg den Diplomaten selbst nicht günstig zu sein scheint. Nach Herrn Lefebre habe ich auf Erkundigung ausgestellt, sobald ich irgend etwas vernehme, sollen Sie es erfahren. Von Schwedeln ist es mir nicht gelungen, Nachricht einzuziehen. Noch füge ich hinzu, daß es den Meinigen am 18ten April und die folgenden Zeiten, den Umständen nach, sehr leidlich gegangen. Den Herzog erwarten wir in einigen Tagen hier; dieser sein Entschluß ist mir sehr angenehm, weil er neuerlich abermals an gichtischen Uebeln viel gelitten hat, und ihm die hiesigen Bäder sehr wohl bekommen. Durch seine Gegenwart werde ich veranlaßt, wohl auch diesen ganzen Monat hier zu bleiben. Ich hatte Zeit, fünfzig Bäder zu nehmen, die mir sehr wohl zugesagt haben; nun denk ich, nach einer kleinen Pause, wieder von vorn anzufangen. Die Großfürstinnen Katharina und Marie werden einige Zeit in Karlsbad, vielleicht in Eger verweilen. Soviel für diesmal mit dem herzlichsten Lebewohl. Nachschriftlich vermelde noch, daß Gestern das Glück hatte, der Großfürstinn Katharina aufzuwarten. Sie machte von Prag, um nach Carlsbad zu gehen, einen Umweg, um den Strich von Böhmen, die Gärten von Waldrus und Schönhof zu sehen und hielt sich einen Tag hier auf. Sie ist unserer Grosf. Marie sehr ähnlich, etwas größer. Im Gesicht, in der Gestalt, dem Betragen verleugnet sich das Schwesterliche nicht. Nun nochmal ein herzliches Lebe wohl.

Teplitz, den 1. Juli 1813. Goethe.

M. Eine Forschungsreisende. Mademoiselle de Menant ist das erste Mitglied des zarten Geschlechts, das von der französischen Akademie und der französischen Regierung auf eine wissenschaftliche Mission ausgeschickt wird. Die Dame hat früher eine Geschichte der Parsis geschrieben und ist jetzt, von der englischen Regierung auf Ansuchen der französischen mit allen Empfehlungen ausgestattet, nach Indien gereist, um ihre Studien über die Zaraastrische Glaubensgemeinschaft in Guzerat (in der Präsidentschaft Bombay, südlich des Indus-Deltas) fortzusetzen und um dann die Ureinwohnerschaft der Travancore-Berge (auch Ali-Gerri-Gebirge genannt) an der äußersten Südspitze Ostindiens ethnographisch zu studiren. Ihre Sammlungen sollen dem Musée d'histoire naturelle zufallen.

C. Die Wahrheit über Friedrich Nietzsche. Dieser in der Beilage vom 27. Oktober auszugsweise mitgetheilte Aufsatz von Professor Paul Deussen ist, wie der Verfasser jetzt mittheilen läßt, ein Bruchstück einer umfangreicheren Arbeit „Persönliche Erinnerungen an Friedrich Nietzsche", die demnächst in Buchform erscheinen wird. Diese Arbeit wird zum größten Theil Erlebnisse aus gemeinsam verlebten Jugendjahren berichten, vielfach auch an den späteren Briefwechsel der beiden Freunde anknüpfen, also nicht etwa nur die letzte und traurigste Periode in Nietzsche's Leben behandeln.

* **München.** Die von uns in Nr. 250 gebrachte Meldung von der Berufung des Prof. Friedensburg in Rom nach Breslau, die uns aus einwandfreier Quelle, jedoch nicht von Prof. Friedensburg selbst, zugegangen war, bestätigt sich vorläufig nicht.

* **Heidelberg.** Der „Frkf. Ztg." schreibt man: In der philosophischen Fakultät der hiesigen Hochschule wird eine etatsmäßige außerordentliche Professur für neufranzösische Sprache und Literatur errichtet und dem Privatdozenten und Lektor der romanischen Philologie Dr. F. E. Schneegans als Ersatz für die ausgeschlagene Berufung nach Erlangen übertragen werden. — Der Erste Bürgermeister unsrer Stadt, Dr. E. Walz, der neu habilitirte Privatdozent an der hiesigen Juristenfakultät, liest im laufenden Wintersemester ein zweistündiges Kolleg über „Badisches Verwaltungsrecht", indem er eine mit Geh. Rath Georg Meyers Tod verwaiste Disciplin an hiesiger Universität wieder aufnimmt.

* **Straßburg.** Zum Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek ist, wie der „Frkf. Ztg." berichtet wird, der hiesige Oberbibliothekar und Honorarprofessor Dr. Julius Euting ernannt worden. Er gehört seit der Einrichtung der Bibliothek im Sommer 1871 ihrer wissenschaftlichen Verwaltung an.

* **Berlin.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. med. Julius Lazarus, ist zum Professor ernannt worden.

* **Königsberg.** Hier starb am Montag der Professor der Chirurgie, Dr. Stetter, der seit 1879 dem Lehrkörper der Albertus-Universität angehörte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des kgl. sächsischen Alterthumsvereins. Dresden, Baensch 1900. — Das 19. Jahrhundert. 24 Aufsätze zur Jahrhundertwende. Straßburg, Kommissionsverlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1900. — D. E. Welisch: Augsburger Maler im 18. Jahrhundert. Augsburg, Lampart u. Co. — K. Bleibtreu: Byrons Geheimniß. Drama. Zürich und Leipzig, Schröter 1900. — G. Schneider: Die deutsche Baghdad-Bahn und die projektirte Ueberbrückung des Bosporus. Wien und Leipzig, Weiß 1900. — O. Roquette: Die Reise ins Blaue. Leipzig, Baum 1900. — Prof. E. Speck: Handelsgeschichte des Alterthums. 1. Band. Die orientalischen Völker. Leipzig, Brandstetter 1900. — Dr. F. Pomezny: Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. (Beiträge zur Aesthetik VII.) Hamburg und Leipzig, Voß 1900. — A. Grävell: Die Wohnungsnoth. Dresden-Blasewitz, Steinkopff u. Springer 1900. — E. Wichert: Getrennte Wege. Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 18. Lfg. Jena, Fischer 1900. — Des Haarschwunds Ursachen und Behandlung. 2. verb. Aufl. (Dr. Jeßners dermatologische Vorträge für Praktiker. Heft I.) Würzburg, Stuber 1900. — J. Schwarzkopf: Eisenbahn-Handbuch zum Gebrauch für das Publikum, für Beamte und Behörden im Deutschen Reich. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1901. — Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. Berlin, Guttentag 1900. — W. Wright: The Beginner. Ein Lehrbuch der englischen Sprache. (System: Repeater.) Berlin, Rosenbaum u. Hart 1901. — Dr. C. F. Lehmann: Armenien und Mesopotamien in Alterthum und Gegenwart. (Verhandlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft. Heft 4.) Berlin, Reimer 1900. — Nachtrag zur Rang- und Quartierliste der kaiserlich deutschen Marine für 1900. Berlin, Mittler u. Sohn. — Zeitschrift für die gesammte Versicherungswissenschaft. Band I. 1. Heft. Ebd. 1901. — Mitgliederverzeichniß des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft. Berlin, Bernstein 1900. — P. Dehn: Kanal und Flotte. Berlin, Gose u. Tetzlaff 1900. — J. Hucke: Die Handelsbilanz. Vier nationalökonomische Abhandlungen. Berlin, Mitscher u. Röstell 1901. — H. Weigand: Der Geschichtsunterricht nach den Forderungen der Gegenwart. 1. Theil. 2. verm. und verb. Aufl. (Pädagogische Bibliothek. 21. Bd. 1. Theil.) Hannover und Berlin, C. Meyer 1900. — G. Stüve: Johann Carl Bertram Stüve. 2 Bände. Hannover und Leipzig, Hahn 1900. — O. Girndt: Die Schlacht bei Torgau. Schauspiel. Oldenburg und Leipzig, Schulze. — P. Rachel: Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Mit 11 Abb. Leipzig, Dieterich 1900. — Byron: Manfred. Leipzig, Seemann 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 9. November. Nummer 257.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

„Le Transsaharien.“

Von H. Singer.

„Vom politischen, strategischen, kommerziellen und allgemein wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus ist es erforderlich, daß die Transsahara-Bahn ohne Verzug gebaut wird; es ist das größte und produktivste Werk, das Frankreich überhaupt vollbringen kann“ — mit diesen Worten schloß der bekannte Nationalökonom Leroy-Beaulieu einen Vortrag über die Eisenbahn von Algerien zum Tschad, den er am 22. Dezember v. J. vor der Pariser geographischen Gesellschaft hielt, und der Sitzungsbericht verzeichnet dahinter einen „nicht endenwollenden Beifall“ der Zuhörer. Kein Wunder, dieser Beifall; hatte doch Leroy-Beaulieu mahnend davon gesprochen, daß Frankreich im Besitz einer solchen Bahn nie und nimmer die Demüthigung von Faschoda erlitten hätte, und hatte er doch zugleich ein lachendes Bild von den handelspolitischen Vortheilen entworfen, die die Bahn dem Vaterland unfehlbar bringen müsse. Seit dieser Sitzung ist nahezu ein Jahr verflossen, und die Transsahara-Bahn wird von unsern Nachbarn noch immer eifrig diskutirt. Ueber dieses Stadium aber ist die Angelegenheit noch nicht wesentlich hinausgekommen.

Das Projekt einer die große Wüste vom Mittelmeer zum Sudan durchquerenden Bahn — des „Transsaharien“, wie man sie jetzt kurz nennt — ist schon alt und hat die französischen Kolonialpolitiker, Techniker und Geographen zeitweise ebensosehr beschäftigt, wie heute; immer aber trat es dann wieder für längere Zeit zurück. Bereits 1859 hatte der General Hanotaux eine Bahnverbindung zwischen Algerien und Timbuktu für wünschenswerth erklärt, also zu einer Zeit, als die Kolonie Senegambien noch lange nicht bis zum Niger reichte, geschweige denn abzusehen war, ob und wann einmal die Tricolore über jener Märchenstadt wehen würde. Nicht viel jünger ist der andere Plan, der den Tschadsee als Endpunkt der Bahn vorzieht; auch er wurde schon erörtert, als der Gedanke eines gewaltigen afrikanischen Kolonialreichs in Frankreich kaum ein Zukunftstraum war. Ende der 70er Jahre ging die französische Regierung auf die Sache ein und sandte zweimal den Oberst Flatters in die Tuaregländer des Nordens mit dem Auftrag, Vorstudien für etwaige Bahnbauten vorzunehmen. Flatters fiel Ende 1880 als ein Opfer der Tuareg, doch war ein großer Theil seiner topographischen Ergebnisse gerettet worden, und auf Grund dieser Ergebnisse verfochten Rolland und Duponchel jahrelang ihre Sahara-Bahnprojekte; sie gingen in der Hauptsache dahin, daß von Biskra aus eine Linie nach Amgid (26° 30′ n. Br.) geführt werde mit Abzweigungen von da zum Niger und Tschad. Es fehlte also auch nicht an Plänen, die beide Richtungen kombinirten. 1892 war die Bildung einer Gesellschaft im Werke, die Vorarbeiten zunächst auf der Linie Biskra-Tugurt-Uargla ausführen wollte, doch ist daraus nicht viel geworden, und das offizielle Frankreich hat sich seitdem in Schweigen gehüllt. Auch bei uns brachte man den Sahara-Bahnprojekten Interesse entgegen und namentlich der verstorbene deutsche Afrikaforscher Gerhard Rohlfs hat aus seiner gründlichen Kenntniß der Sahara heraus von Zeit zu Zeit auf die Bedeutung der Bahn durch die Wüste eindringlich hingewiesen. Aber trotz allem haben sich die Gedanken und Wünsche bis heute noch nicht zu wirklich greifbaren Projekten verdichtet, abgesehen von den sehr eingehenden Anschlägen Rollands für das Theilstück bis Amgid, für das die Flatters'schen Missionen werthvolle Grundlagen geliefert hatten. Im übrigen fehlte es an allen Unterlagen und Voraussetzungen.

Zwei Ereignisse sind es nun, die beides zum Theil geschaffen und damit die Projekte von neuem auf die Tagesordnung gebracht haben: die glückliche Durchquerung der Sahara durch die bekannte Mission Foureau-Lamy von Oktober 1898 bis Oktober 1899 und die Besetzung Insalahs im Dezember v. J. Foureau hatte zwar unter gewaltigen Schwierigkeiten, doch ohne offenen Widerstand zu finden, das unter dem Einfluß der Tuareg stehende Wüstenstück zwischen Temassinin und Agades (Aïr) passirt — ein Erfolg, der bereits vor mehr als Jahresfrist bekannt geworden war —, und andrerseits hatte die Besetzung von Insalah anscheinend die Macht der Tuareg des Nordwestens gebrochen. Die Tuareg aber, die Todfeinde der Franzosen, bedeuteten, abgesehen von rein physischen Hindernissen, denjenigen Faktor, über den ein Bahnbau durch die Wüste nun einmal nicht hinweg konnte, den man unbedingt ausmerzen mußte, bevor man mit der Rechnung überhaupt beginnen konnte. Im Osten wie im Westen eröffneten sich also neue Möglichkeiten, und im übrigen war Frankreich, wenigstens auf der Karte, durch seine Verträge mit England nach und nach in den Besitz des ganzen westlichen und mittleren Theiles der Sahara gekommen, derjenigen Gebiete, die eine Transsahara-Bahn durchschneiden soll. Das älteste Projekt, das eine Verbindung Algeriens mit Timbuktu (1800 Kilometer) bezweckt und die Bahn von Biskra über Uargla oder von Oran nach Insalah und von da über Araoan nach der Handelsstadt am Niger führen wollte, stand jedoch diesmal nur vorübergehend zur Erörterung und ist jetzt nahezu daraus ausgeschieden zugunsten des Tschadsee-Projekts, und zwar, wie das aus den eingangs erwähnten und von Leroy-Beaulieu vertretenen Gesichtspunkten sich zur Genüge erklärt, angesichts der politisch-militärischen Bedeutung des letzteren.

Aber auch über die Führung dieser Ostlinie gehen die Meinungen auseinander. Die Auffassung, die Leroy-Beaulieu nicht nur vor Jahresfrist hatte, sondern auch

zur Stunde noch vertritt, besagt folgendes: Algerien und Senegambien seien in der Lage, sich selbst zu vertheidigen, weßhalb von der Timbuktu-Bahn (Westlinie) abzurathen sei. Dagegen bedürfe der Congo français, der ja jetzt bis zum Tschadsee und nördlich darüber hinausreicht, der Angliederung und des Schutzes, der ihm von der Westküste nicht gewährt werden könne. Die Bahn soll in Biskra im Anschluß an das algerische Schienennetz beginnen und, Foureau's Route entsprechend, über El Biod, Temassinin, das Tassili-Plateau (doch östlich an Amgid vorbei) und den Brunnen Asiu nach Agades gehen und am Tschad oder an einer passenden Stelle zwischen diesem und Sinder ausmünden. Terrainschwierigkeiten von Bedeutung seien nicht zu erwarten; denn der höchste Punkt liege nur 1300 Meter über dem Meer, und das wolle bei einer Bahnlinie van 2500 Kilometer nicht viel heißen. Arbeitskräfte würden leicht zu beschaffen sein; im Narden würden sie die Kabylen und Italiener (?) stellen, für den Süden die fleißige Bevölkerung Fessans und des zentralen Sudan, die den Werth des Geldes wohl zu schätzen wisse. Die Kosten würden sich auf 220—250 Mill. Fr. belaufen, das sind 90.000—100,000 Fr. für den Kilameter Schmalspurbahn. Abgesehen von ihrer militärisch-politischen Bedeutung, die in der Möglichkeit bestehe, gegebenenfalls in wenigen Tagen 12,000—15,000 Mann in den zentralen und östlichen Sudan zu werfen, würde die Bahn auch ein wirthschaftliches Kulturwerk ersten Ranges darstellen. Leroy-Beaulieu glaubt, daß sie genug Passagiere und Güter zu befördern hätte, um eine Rente abzuwerfen. Zunächst würde es an europäischen Passagieren nicht fehlen, an Beamten, Kaufleuten, Soldaten, Touristen und Neugierigen; ferner aber würden sie die Schwarzen benutzen, die in Algerien und Tunesien Arbeit suchten und nach Ablauf ihres Arbeitsverhältnisses in die Heimath zurückkehren müßten. Leray-Beaulieu rechnet dabei jährlich rund 100,000 Fahrgäste heraus. Was den Gütertransport anlangt, so würde die Bahn den Karawanenverkehr zwischen den Staaten des zentralen Sudan und Tripolis aufsaugen, und der sei nicht unbedeutend. Der Tarif könne für eine Tonne Exporterzeugnisse auf 60—75 Fr. bemessen werden, und die aus Europa nach dem Sudan gehenden Waaren könne man wohl auch noch etwas stärker belasten. Die Bahn würde überhaupt den Handel beleben und neue Praduktionsquellen erschließen. Leray-Beaulieu citirt hiezu Barths Beobachtungen, die einzigen, die bis zum Bekanntwerden der Foureau'schen Resultate zur Verfügung standen. Danach würde der Schienenweg nicht nur wüste, wasserlose und unproduktive Gebiete durchziehen, sondern auch solche, die Kamele, Vieh und Pferde, sowie Getreide in Menge hervorbrächten oder hervorzubringen imstande wären. Von Bedeutung sei namentlich die Oase Aïr, deren Hauptort Agades ein volkreiches Verkehrszentrum darstelle. Besorgt ist Leroy-Beaulien nur über einen Punkt, allerdings einen sehr wesentlichen; nämlich über die Beschaffung jener für den Bau nöthigen 220—250 Millionen. Das französische Kapital sei für koloniale Unternehmungen sehr zurückhaltend, und da bliebe denn nichts anderes übrig, als daß der Staat, wenn er die Bahn nicht selbst bauen wolle, den privaten Gesellschaften gegenüber eine Zinsgarantie übernehme. So weit das Projekt des berühmten Nanonaläkonomen, das auf die technische Frage wenig eingeht, wohl infolge der Ansicht, daß bei dem heutigen Stande der Technik selbst eine solche Wüstenbahn keine unläsbare Aufgabe sei.

Betonte schon Leroy-Beaulieu neben der kommerziellen die militärische Seite des Projekts der Tschadsee-Bahn, so geschieht das in noch häherem Maße, ja fast ausschließlich von dem französischen Geniehauptmann Bonnefon, der unlängst mit einem beachtenswerthen Plan in seinem Werkchen „Le Transsaharien par la main d'oeuvre militaire" hervorgetreten ist. Wir halten dieses Buch für das beste, das je über die Sahara-Bahn geschrieben worden ist, weil es über das Allgemeine weit ins Detail hineingeht und von einer sorgfamen Erwägung aller Verhältnisse und Faktoren zeugt; weil es ferner die Beweiskraft der konkreten Zahlen vall würdigt, soweit sich solche überhaupt schon kanstruiren lassen. Ob Bonnefon freilich gerade in diesen zahlenmäßigen Ansätzen immer das Richtige trifft, steht dahin, und auf diesen Punkt kommen wir weiter unten noch zurück. Bonnefon geht ziemlich radikal zu Werke. Mit der Frage ob der Transsaharien irgendwelche wirthschaftliche Bedeutung hat, befaßt er sich überhaupt nicht. Das ist ihm völlig gleichgültig angesichts seiner Erkenntniß, daß Frankreich die Bahn brauche, um die ganze Ost- und Südosthälfte seines afrikanischen Kolonialreichs zu schützen. Angriffs- und Vertheidigungszwecken solle die Bahn dienen. Deßhalb sei es nöthig, daß der Bau nicht Privaten überlassen werde, die doch in erster Reihe Handelsvortheile im Auge behalten müßten, sondern daß sie allein der Staat baue; beim Bau müßten ausschließlich militärische Gesichtspunkte und Erwägungen maßgebend sein, und deßhalb wiederum hätten Offiziere die Linie zu traciren und den Bau zu leiten, deßhalb hätte das afrikanische Kolonialheer die Arbeiter zu stellen, damit man in jeder Beziehung unabhängig sei. In welcher Weise das zu geschehen hätte, legt Bonnefon im einzelnen dar; er bespricht die technischen Aufgaben, deren Durchführbarkeit ihm aus guten Gründen nicht zweifelhaft erscheint, die Befestigung des Bahnkörpers gegen die Einflüsse der Wüste, den Schutz der Arbeiter, deren Versorgung mit Nahrung und Wasser, Zuführung des Materials für den Bau, Anlage der Statianen, Betrieb und Stärke des Lokomotiv- und Wagenparks u. a. m. — Dinge, auf die wir hier nicht näher eingehen kännen, die aber zumeist mit überzeugender Klarheit dem Leser vermittelt werden, und bei deren Erärterung gleichzeitig die Erfahrungen mit früheren Bahnbauten in entlegenen und an Hülfsquellen armen Gebieten der Erde zur Verwerthung kommen. Für die Theilstrecke Biskra-Agades liegen zum Theil die Vorstudien der beiden Expeditionen Flatters', zum Theil auch schon die der Mission Foureau-Lamy vor, die Bonnefon eine gute Basis liefern; er bespricht die Linienführung im einzelnen, weicht jedoch in der Hauptsache von der auch anderweitig vorgeschlagenen Route über Temassinin und Asiu nicht ab. Seine weiteren Pläne aber unterscheiden sich erheblich von denen die im allgemeinen den Tschadsee als Endpunkt des Transsaharien bezeichnen. Bonnefon nämlich rechnet mit der Nähe des englischen Nigergebiets (Sakoto und Bornu) als mit einem Umstand, der den Hauptzweck der Bahn — die Sicherung des Congo français — gefährden könne, wenn diese einfach von Agades nach Sinder und dann der Grenze entlang zum Tschadsee geführt werde. Er leitet daher die strategische Hauptlinie van Agades anstatt nach Süden zunächst ostwärts nach Bilma (an der Karawanenstraße Tripolis-Fessan-Bornu) und dann südsüdostwärts nach Mao in Kanem, der Landschaft im Nordosten des Tschadsees. Erst in zweiter Reihe kamme eine Art Stichbahn von Agades südwärts nach Sinder in Frage, die neben militärischen Zwecken (als Anmarschlinie gegen das britische Nigergebiet) auch dem Sudanhandel dienen könne. Endlich schlägt Bonnefon noch eine Strecke Agades-Say vor, die

den Anschluß an ein künftiges Bahnnetz des Nigerbogens zu gewinnen hätte und im übrigen ja ebenfalls in bedrohlicher Nähe der englischen Grenze verläuft. Agades würde hienach nicht Durchgangsstation, sondern Knotenpunkt von vier strategischen Linien werden. Auf die Strecke Biskra-Agades kommen 2400 Kilometer, auf Agades-Maa 1000, auf Agades-Sinder 500 und auf Agades-Say 900 Kilometer, so daß sich also eine Gesammtlänge von 4800 Kilometer ergibt. Der an Terrain- und sonstigen Schwierigkeiten reichste Theil ist das Stück Biskra-Agades, weßhalb Bonnefon hiefür die Kosten auf ca. 108 Mill. Fr., d. h. für den Kilometer auf 45,000 Fr. berechnet und eine Bauzeit von sechs Jahren für erforderlich hält. Das sehr schwierige Gelände (im Tindeffit) beschränkt sich nach Bonnefon hiebei übrigens auch nur auf 50 Kilometer, während 250 Kilometer nicht mehr als gewöhnliche Hindernisse bieten. Für den größeren Rest seiner Bahnen nimmt Bonnefon im ganzen ebenes Gelände und keinerlei absonderliche Schwierigkeiten an und meint demnach, daß die übrigen Linien von zusammen 2400 Kilometer Länge in weiteren zwei Jahren beendet sein und nicht mehr als 42,000 Fr. pro Kilometer beanspruchen würden. Alles in allem kommt er zu einer Bausumme von 210 Mill. Fr. Bonnefons Ansicht geht also dahin, daß mit der von Leroy-Beaulieu berechneten Bausumme ungefähr ein doppelt so langer Schienenweg herzustellen sei als ihn Jener ins Auge faßt.

Zu diesen Sahara-Bahnprojekten erlauben wir uns nun einige Bemerkungen. Ueber die Anschauung, ob es für Frankreich vor allem darauf ankomme, sich strategische Bahnen durch die Sahara zu schaffen, läßt sich streiten. So viel aber ist klar, daß diese Anschauung, wenn sie bei unsern Nachbarn sich die Vorherrschaft vor allen anderen zu sichern vermag, noch am ehesten das Projekt zur That werden lassen kann. Der Hinweis auf Faschoda und die Mahnung, einem ähnlichen „Echec" in Zukunft wirksam zu begegnen, bewegen noch heute jedes Franzosen Herz, und es kommt hinzu, daß die französische Kammer noch immer eine offene Hand für militärische Wünsche hatte. In der That scheint man in Frankreich mehr und mehr jener Anschauung zuzuneigen und die wirthschaftliche Bedeutung des Transsaharien vorderhand nur gering zu bewerthen, besonders, nachdem Foureau's Erfahrungen doch ergeben haben, daß den bisherigen Vermuthungen entgegen in der Oase von Aïr wenig zu holen ist. Unsres Erachtens kann in absehbarer Zeit von der Rentabilität eines solchen Werkes, selbst wenn es nur 210—250 Mill. Fr. kosten sollte, keine Rede sein. Der für die Bahn in Betracht kommende Handelsverkehr, d. h. der Handel von Tripolis mit dem zentralen Sudan, repräsentirte 1898 eine Summe von nur 5 Mill. Fr. Es ist ja möglich, daß Aufnahmefähigkeit und Produktion des zentralen Sudan sich heben; sein Bedürfniß aber für europäische Erzeugnisse wird sich zunächst wohl nicht mehren, denn schon jetzt müssen sich die aus Europa kommenden Importwaaren ihr Absatzgebiet bis weit über den zentralen Sudan hinaus, bis in der Nähe sogar der Guinea-Küste, suchen. Auf materielle Erträge noch so bescheidener Art aus der Sahara-Bahn rechne man also zunächst nicht.

Daß die Sahara-Bahn heute technisch möglich ist, daran hegen auch wir nicht den geringsten Zweifel, und wir haben wohl nicht nöthig, auf diesen Punkt einzugehen. Wichtiger aber ist die Frage, was die Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten kosten wird, und da meinen wir, daß Bonnefons Zahlen auf jeden Fall, vielleicht gar die Leroy-Beaulieu's, zu niedrig gegriffen sind. Die Congo-Bahn hat 124,000 Mark pro Kilometer gekostet, die Uganda-Bahn bisher 105,000 Mark, und in der Sahara will man mit 33,600—36,000 Mark reichen? Aeltere, auf den Beobachtungen der Missionen Flatters' beruhende Berechnungen gelangten zu 80,000 bis 85,000 Mark, und das scheint der Wahrheit schon näher zu kommen. Man unterschätzt offenbar die Kosten der Befestigung des Bahndammes und der Schutzmaßregeln gegen Wanderdünen und Wüstenstürme, auch der Ernährung der Arbeiter — Momente, die bei der Congo- und Uganda-Bahn entweder vollständig ausschieden oder doch weniger hindernd in den Weg traten. Es ist mißlich, andere Werthe an die Stelle der von Bonnefon ermittelten zu setzen, da die Unterlage für die Beurtheilung der Verhältnisse für die Linien südlich, südwestlich und östlich von Aïr fehlen; aber wir glauben doch, daß das Projekt des Geniehauptmanns mindestens doppelt so viel kosten wird, als er selbst herausgerechnet hat. Das war bei afrikanischen Bahnen noch immer so.

Noch ein Faktor, auf den wir schon eingangs hingedeutet haben, und vielleicht der wichtigste, bleibt zu beachten. Es ist noch nicht erwiesen, daß Frankreich Herr in den Wüstengebieten ist, die für die Bahnen — sei es nach Timbuktu, sei es zum Tschad — in Betracht kommen. Das Tidikelt und das eigentliche Tuat ist theilweise besetzt und man hoffte in Frankreich, daß damit die Macht der Haggar-Tuareg gebrochen sei. Aber schon die näheren Berichte Flamands, der an der Eroberung von Insalah theilnahm, lassen diese Hoffnung nicht ganz gerechtfertigt erscheinen; denn wir hören von ihm, daß die Oasenreihe durchaus nicht in dem Maße der Stützpunkt für die Tuareg gewesen ist, wie man früher gern annahm, und wir hören ferner, daß die Oasenbewohner weit mehr auf die Tuareg angewiesen waren, als die Tuareg auf sie. Außerdem kam noch erst Ende Oktober dieses Jahres die Nachricht, daß weitere französische Kriegszüge nöthig werden würden, da man das Tuat noch nicht in der Gewalt und man Angriffe der Sahara-Stämme zu gewärtigen habe. Aber auch im Osten sind die Dinge noch nicht so weit gediehen, wie es wünschenswerth ist. Die Mission Foureau-Lamy ist unangefochten nach Aïr gekommen, ja sie hat sogar mit den Asdger-Tuareg (im Norden) ein leidliches Verhältniß angeknüpft. Allein das war doch nur deßhalb möglich, weil die militärisch sehr starke Mission bis an die Zähne bewaffnet ihre Straße zog, und die beobachtenden Tuareg es darum nicht für rathsam hielten, sie anzugreifen. Nicht allein der Bahnbau würde unter den heutigen Verhältnissen unter dem Schutz der Bajonette vor sich gehen müssen, auch die Sicherung der fertigen Strecke würde ein ganzes Korps von Kolonialtruppen erfordern. Die Tuareg-Frage ist noch ungelöst, und man weiß nicht, wie man sich der Wüstenstämme versichern soll. Auf Verträge ist kein Verlaß — das haben hier die Franzosen schon Dutzende von Malen ersahren. Bonnefon meint, es werde vielleicht möglich sein, durch eine kluge Politik die Tuareg-Konföderation zu sprengen, einzelne der Stämme durch Zusicherung von Vortheilen zu gewinnen und damit vielleicht gar eine Schutzwache, sicherlich die beste, für die Bahn zu schaffen. Manche Sahara-Kenner haben ähnliche Gedanken gehabt, Andere wieder haben sie als aussichtslos bezeichnet; jedenfalls ist das unsichere Experiment erst noch zu machen.

Wir zweifeln nicht, daß die Sahara-Bahn einmal gebaut werden wird, aber vorläufig, so scheint es, sind die Pläne noch immer verfrüht. Erst die Tuareg, dann die Bahn!

Von der Siebenzahl.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

II.

Zu uns gelangte die Herrschaft der Siebenzahl natürlich mit und durch das Christenthum. Und dieses entnahm sie, wie so vieles andere, dem Alten Testament. Indessen, auch diese Geschichte ist durchaus nicht so klar und durchsichtig, wie man zuerst annehmen und wünschen möchte. Im Neuen Testament tritt die Sieben nur in einer Schrift bedeutsam hervor, derjenigen, die am entschiedensten jüdisches Gepräge trägt und daher auch von Manchen für Umarbeitung einer jüdischen Schrift gehalten wird: der Offenbarung Johannis.[15]) In den Evangelien finden wir nur die Parabel von den sieben Brüdern, die nacheinander dasselbe Weib haben, die sieben Teufel, die von der Maria Magdalena ausgetrieben sind und die sieben Brote der wunderbaren Speisung; in den Briefen überhaupt nichts der Art. Anderes findet sich thatsächlich in der Siebenzahl, doch ohne daß diese ausdrücklich hervorgehoben wäre: die Gleichnisse vom Himmelreich (Matth. 13), die Bitten des Vaterunser; die Zahl der Seligpreisungen (Matth. 5, 3—10) dagegen ist acht. Die sieben Worte Jesu am Kreuz erhält man nur durch eine gewaltsame Addirung aller in den verschiedenen Evangelien verzeichneten Aussprüche obwohl diese sich theilweise ausschließen; und noch weniger lassen sich die sieben Wunden Christi herausrechnen. Aber selbst dieses macht nur einen kleinen Theil der Verwendung der Sieben in der kirchlichen Symbolik aus; diese geht weit über das Erwähnte hinaus, und gerade für die wichtigsten und feststehenden Punkte: die sieben Sakramente, die Tagzeiten u. a., ist es mir nicht möglich, die Quelle aufzuzeigen. Vieles ist in ein festes System gebracht. So lesen wir z. B. in einer mittelalterlichen Predigt: „Wir bitten im Vaterunser um sieben Sachen, wodurch wir begehren die sieben Gaben des heiligen Geistes und wodurch ausgetrieben werden die sieben Todsünden, und wenn die von uns ausgetrieben werden, so werden uns befestigt sieben Tugenden, durch die uns werden solgen sieben Seligkeiten.“ Es wäre sehr interessant, zu wissen, woher diese Gruppen stammen; aber leider versagt auch hier meine Kenntniß nur zu oft. Besonders hinsichtlich der so wichtigen sieben Todsünden muß ich dies bedauern. Der Begriff der Todsünde als einer besonders schweren, gar nicht oder nur unter besonderen Bedingungen zu erlassenden Sünde ist bereits in der persischen Theologie ausgebildet[16]) und im Urchristenthum deutlich vorhanden, s. 1. Joh. 5, 16 f. Aehnlich zählt Paulus 1 Kor. 6, 9 f. zehn Klassen von Sünden auf, die nicht „das Reich Gottes ererben“ werden; derartige Zusammenstellungen auch Gal. 5, 19 ff., Eph. 5, 5, doch nirgends in der Zahl sieben. Eine feste Gruppe von Prinzipalsünden[17]) findet sich erst gegen 400 ausgesondert, besonders bei zwei Autoren, die wahrscheinlich am Pontos zuhause sind, beide aber die entscheidenden Anregungen in der Einöde des nitrischen Gebirges, dem damaligen Sammelpunkt des ägyptischen Mönchthums, empfingen: Evagrius Ponticus (345—399 ?) und Joh. Cassian (etwa 360—448 ?). Der Letztere kennt in seinem De Institutis coenobiorum Libri XII (417) acht Hauptfehler des Mönchslebens: Unmäßigkeit, Unzucht, Geiz, Zorn, Traurigkeit, Stumpfheit, Ruhmsucht und Stolz; dieselben acht Gedanken- oder Wurzelsünden zählt aber bereits Evagrius auf und schon bei seinem Lehrer, Makarios dem Aegypter, kommen sie gelegentlich vor, wenn auch nicht als feststehende, geschlossene Gruppe. Wir erkennen deutlich, daß die Vorstellung in der Praxis des Mönchslebens herausgebildet ist und notiren zugleich die Achtzahl. Neben diese ägyptisch-mönchische Tradition tritt aber eine ganz abweichende abendländische, die Gregor der Große fixirt hat. Auch sie zählt acht Sünden, stellt aber eine als Haupt den sieben anderen entgegen und voran: die spezifisch teuflische Sünde, den Hochmuth, durch den Luzifer zu Fall kam; die sieben werden dann mit den sieben Gaben des hl. Geistes parallelisirt. In dieser Theorie finden wir also die Siebenzahl (septem principalia vitia als Diener der regina superbia, auch geradezu als septem superbiae bezeichnet), die später gesiegt hat. Sie findet einen Anknüpfungspunkt schon im Alten Testament, Spr. Sal. 26, 25: „Wenn er (der Feind) seine Stimme holdselig macht, so glaube jm nicht, denn es sind sieben Grewel (septem nequitiae) in seinem Hertzen.“ Noch näher aber lagen die 7 Teufel, die der Maria ausgetrieben wurden, und die früher allegorisch ausgelegt wurden.[18]) Hiezu konnte die Rede Jesu selbst bei Matth. 12, 43—45 (Luk. 11, 24—26) Anlaß geben; indem hier der wiederkehrende Teufel sieben andere zu sich nimmt, war zugleich die Achtzahl vorgebildet. — Deutlicher ist der Ursprung der sieben Tugenden: sie sind eine einfache Addition der vier antiken Kardinaltugenden und der drei spezifisch christlichen („theologischen“), Glaube, Liebe, Hoffnung. Doch haben sie nie dieselbe Bedeutung erlangt und sind später meist durch eine andere Siebenzahl ersetzt, die durch die Gegensätze der sieben Todsünden gebildet wird. Dagegen sind die sieben Werke der Barmherzigkeit ganz spät und apokryph; aus der zugrunde liegenden Matthäus-Stelle (25, 35 ff.) lassen sich nur fünf, allerhöchstens sechs herauslesen; und sechs werden in der That bis ins ausgehende 15. Jahrhundert hinein gezählt; doch werden ganz vereinzelt schon im 13. Jahrhundert sieben erwähnt. Man erhält sie, indem man (aus Tob. 1, 19 f.) das Begraben der Todten hinzunimmt. (Zezschwitz II, S. 205 f.) — Ueberblicken wir die erwähnten Hebdomaden zurückschauend, so bemerken wir, daß sie alle sich irgendwie aus der Schrift herleiten lassen,[19]) aber doch nur künst-

15) Aus ihr stammt bekanntlich das „Buch mit sieben Siegeln“ (5, 1).

16) P. D. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1897. II, S. 197 f.

17) Vgl. zum folgenden C. A. Gerh. v. Zezschwitz, System der Katechetik. I, S. 484 ff. II, 1, S. 191 ff. (bes. 200 ff.). Wetzer und Welte, Kirchenlexikon. 2. Aufl. 2, Sp. 2023. 4, 1031 f. 11, 956.

18) Schon Makarios bringt die septem daemones mit den Hauptsünden zusammen. Bis ins Einzelne ausgeführt in den „Hosen des Herrn von Bredow“ von Willibald Alexis, Kap. 4: „Als er das bunte Staatszeug um hatte, will's gern glauben, daß er's nicht genommen, überkam ihn die Lust, daß er's nicht wieder abthäte. Da war's ihm schon angethan; das ist der eine Teufel. Und weiter war's ihm angethan, als ihr den Schelmen einen Schelmen nanntet und jagtet ihn über alle Berge, doch seine Sachen, da hattet Ihr kein Aergerniß dran, daß er sie hier ließ. Und Hans Jochem hatte auch kein Aergerniß, daß ihm der Plunder fest am Leibe saß, mit der einen Hand hat er genestelt, daß er ihn los bekäme, aber mit der andern sie wieder festgehalten. Da kam der zweite Teufel und hat ihm zugeflüstert: Wenn der Hedderich sie nicht kommt holen, wer zwingt dich, daß du sie ihm bringst? Nun betete er, zu wem, das will ich nicht sagen, daß er sie nicht holen möchte, und das war der dritte Teufel. Einer, drei, meinethalben sieben, damit ein Junker ein Paar Hosen umsonst kriegt, aber ich will sie alle Sieben austreiben, so wahr ich Brigitte Bredow heiße, und dazu brauch' ich kein Weihwasser und keinen Priester.“ — Auf jene Bibelstelle bezieht sich auch Goethe, Scherz, List und Rache, 4:

„Geh nur! Ich will im alten Nest
Wie sieben böse Geister hausen.“

19) Am einfachsten die sieben Gaben des heiligen Geistes aus Jes. 11, 2 f.; doch werden auch hier in Wahrheit nur sechs

sich und ungenügend, und daß jedenfalls die Heiligkeit und Bedeutsamkeit der Siebenzahl sich nicht aus ihnen erklären läßt, vielmehr in ihnen erst allmählich nach längerem Schwanken und Variiren festsetzt, offenbar eben, weil ihre Heiligkeit bereits von vornherein feststeht; daneben wirkt auch das Bedürfniß, die verschiedenen Reihen in Parallele zu bringen, der aller spekulativen Theologie eigenthümliche Hang zu Systematik und Schematismus in gleicher Richtung mit. Das eine ist jedenfalls auch hier deutlich, was die Forschungen von Gunkel, Bousset u. A. für die mythologisch-apokalyptischen Ideen nachgewiesen haben: daß wir neben der offiziellen literarischen Traditon eine tiefe und breite Unterströmung volksthümlicher Vorstellungen annehmen müssen, die ihre eigene Ueberlieferung und Geschichte hat, von nicht geringer Bedeutung für die Entwicklung der Religion gewesen ist, aber für uns nur hier und da und meist nur indirekt faßbar und daher schwer zu würdigen ist.

Aber woher auch entstanden, jedenfalls ist die Bedeutung der Siebenzahl in der christlichen Kirche eine ungeheuer große und vielseitige. Ich erwähne außer dem bereits Behandelten noch die sieben Freuden und Betrübnisse Maria's, die sieben Seligkeiten und Unseligkeiten, „sieben Freuden" auch sonst sprichwörtlich, die sieben Alter der Welt und des Menschen, die sieben Hauptglieder des menschlichen Leibes u. a. Antiken Ursprungs, aber ebenfalls durch das Christenthum verbreitet, ist die Lehre von sieben Himmeln. Dagegen ist die Theorie von den sieben freien Künsten wohl erst eine christliche Umgestaltung der neun, die das Alterthum kannte (außer den späteren auch Medizin und Architektur, s. Wölfflin a. a. O. S. 349). Ferner der „Siebente" als (zweiter) Seelengottesdienst. Wie schnell und gründlich sich diese Zahlentheorie mit dem Christenthum auch bei uns einbürgerte, dafür genügt als Beleg die Thatsache, daß wir schon aus dem 12. Jahrhundert drei deutsche Gedichte über dieses Thema haben, „Das Paternoster" (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. 43), „Von der Siebenzahl" (ebenda Nr. 44), und Arnolds Gedicht ähnlichen Inhalts (um 1150, als „Loblied auf den heiligen Geist" bei Diemer, Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts S. 331—357). Später hat sich dann nicht nur die theologische Spekulation, sondern auch die Predigt des dankbaren Stoffes bemächtigt — bei den Mystikern und vor allem bei Geiler von Kaisersberg wimmelt es von Hebdomaden —, und auf diesem Wege ist dann die Siebenzahl auch ins Volk eingedrungen und hat das deutsche Recht, die deutsche Märchen- und Sagenwelt, den Schatz volksthümlicher Redewendungen und Sprichwörter, überhaupt unser gesammtes Sprachgut in der Weise durchsetzt, wie wir es uns zu Anfang vergegenwärtigt haben. Ein Prozeß, der nachweislich im 16. Jahrhundert noch nicht abgeschlossen war. (Sieben Schwaben, sieben auf einen Streich, sieben Werke der Barmherzigkeit.)

* * *

Anhangsweise sei hier noch auf eine spezielle Gebrauchsweise eingegangen, die schon früher in diesen Blättern der Gegenstand lebhafter Diskussion gewesen ist, die „böse Sieben". Man hat zur Erklärung auf die siebente Bitte verwiesen und in der That ist die Redensart „Sie ist aus der siebenten Bitte" bei Simrock verzeichnet; aber sie ist so spät und so vereinzelt belegt, daß sie unmöglich als Grundlage jenes ungeheuer verbreiteten Sprachgebrauchs dienen kann, der sich ohnehin nur künstlich aus ihr herleiten ließe; eher wird sie selbst einer volksetymologischen Ausdeutung der „bösen Sieben" ihr Dasein verdanken. Mit besserem Recht haben Andere auf die sieben Todsünden hingewiesen. Diese erscheinen im Mittelalter in menschlicher Gestalt verkörpert. Alexis sagt in dem schon citirten Roman bei Beschreibung einer Wand des Schlosses Hohen-Ziatz: „Wäre der Rauch und das Alter nicht gewesen, hätte man noch die sieben Todsünden daran erkennen . . . mögen." Er schöpft auch hier nicht aus freier Phantasie, sondern aus gediegener historischer Kenntniß. Wenigstens zwei Fälle bildlicher Darstellung sind mir bekannt; Kenner der Kunstgeschichte werden leicht mehr aufweisen können: An einem Portal des Straßburger Münsters treten die sieben Werke der Barmherzigkeit auf die sieben Todsünden (s. Otte, Kunst-Archäologie. 5. Aufl. 1, S. 501). Und die Stadtpfarrkirche von Leutschau in Ungarn enthält zwei Reihen Wandgemälde, deren eine die sieben Todsünden, die andere die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit (denen später auch sieben geistliche nachgebildet waren) in symbolischen Figuren mit Inschriften aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts darstellt (s. Nagl-Zeidler, deutsch-österr. Literaturgesch. S. 318). Wenn man so diese Laster in menschlicher Gestalt abgebildet sah, so lag es nicht fern, ihre Namen auf wirkliche Menschen anzuwenden. Freilich kann ich diesen Gebrauch erst aus allerneuester Zeit belegen: „Diese (die Regierung von Schlaraffis) bestand aus einem Gemeinderath von sieben Mitgliedern, Männern von sehr verschiedener Begabung, aber gleich großer Durchtriebenheit, welche im Volke die sieben Todsünden genannt wurden. Es traf sich nämlich, daß sich ein jeder von ihnen in einer von diesen Haupt- und Ursünden so erklecklich hervorthat, daß er geradezu als Vertreter und Aushängeschild derselben gelten konnte." (Ricarda Huch, der Mondreigen von Schlaraffis (1897) S. 45.) Weiterhin heißen sie dann einfach „die Todsünden", „derjenige von den sieben Todsünden, welcher den Geiz vertrat", auch wird noch ein Scherzgeschichtchen berichtet: „Der Pfarrer habe in der Kinderlehre nach der Zahl der Todsünden gefragt, worauf ein Kind geantwortet habe, es gebe deren acht, und weiter gefragt, welches denn die achte sei, habe es gesagt: die achte ist der Herr Pfarrer." Dieser Zug fügt sich so prächtig in die reizvoll alterthümliche Stilisirung der Novelle, und wir werden bereitwillig zugeben, daß solche Anwendung auch schon im Mittelalter recht gut denkbar sei, und daß es ebenso gut sich vorstellen lasse, daß man in einem hervorragend bösen Menschen dann gleichsam die sieben Todsünden in einer Person verkörpert gesehen habe. Indessen hat auch diese Erklärung nicht den Grad von Klarheit und Evidenz, daß wir uns mit ihr zufrieden geben könnten. Vielleicht gibt uns die Geschichte der Redensart bessere Auskunft.

Hier bitte ich nun den geneigten Leser, noch einmal die zu Anfang angezeigten Nummern des vorigen Jahrgangs der „Beilage" einzusehen. Kluge leitet die „böse Sieben" her aus der ersten Satire Joachim Rachels „Das poetische Frauenzimmer, aber böse Sieben" (1664); der Titel meint nicht ein böses Weib, wie es uns scheinen möchte, sondern sieben Klassen von solchen, und das ganze Opus ist eine freie Umarbeitung des berühmten antiken Scheltgedichtes von Semonides von Amorgos, das aber, wohl gemerkt, neun Typen böser Weiber dem einen guten gegenüberstellt. Jahn Meier leugnet diese Herleitung, denn er kann die „böse Sieben" schon zwei Jahre früher, 1662, belegen. Kluge ver-

(3 × 2) Qualitäten des Geistes aufgezählt, und nur durch die schiefe Uebersetzung der Vulgata kommt der Schein einer Siebenheit hinein.

theidigt seine Ansicht: Rachels erste Satire erschien bereits 1650 in einem verschollenen Einzeldruck und ist nicht direkt nach Semonides, sondern nach dem Gynaeceum poeticum des Neulateiners Friedrich Taubmann (1597) gearbeitet. (Dies konnte man schon aus Brandts Bericht vom Leben Taubmanns erfahren.) Aber Taubmann hat wie sein Vorbild noch die neun Klassen; auch aus ihm kann Rachel sie nicht haben, sie bleibt also einstweilen noch an diesem hängen, und für ihre Erklärung ist im Grunde nichts gewonnen. John Meier weist Kluge noch einmal zurück, wie mir scheint, mit sehr überzeugenden Gründen; er gibt ferner sehr fördernde und beachtenswerthe Hinweise; sein hier wiederholtes Versprechen eingehender Erörterung der Ursprungsfrage hat er, so viel mir bekannt, leider noch immer nicht wahr gemacht. Indessen, in manchen Fällen beweisen kleine Thatsachen mehr als die imposantesten Argumentationen. Läßt sich die Redensart schon vor 1650 bei deutschen Autoren nachweisen, so ist Kluge's Annahme der Boden entzogen. Eine solche Stelle finde ich in der Ethnographia Mundi des Joh. Olorinus Variscus (Pseudonym für Joh. Sommer) 2, S. 8 der Ausgabe von 1614 (zuerst 1609 erschienen): „Ist denn deine Fraw so eine böse Siebene, und eine solche böse Wettermacherin?" Hier ist also die „böse Sieben", die Anwendung auf Frauen, und zwar vollständig zum heutigen Gebrauch stimmend, auf eine einzelne. Natürlich ist auch Sommer nicht als ihr Erfinder anzusehen, er hat sie — darin stimme ich unbedingt mit Meier überein — aus der Volkssprache aufgenommen, in der sie also schon damals verbreitet und allgemein bekannt gewesen sein muß. Wie kam sie hinein?

Wir finden eine „böse Sieben" noch bedeutend früher: 1561 erschien eine Schrift von D. Cyriacus Spangenberg mit dem Titel: „Wider die böse Sieben, in Teufels Karnöffelspiel". Sudhoff hat in Nr. 98 der „Beilage" 1899 auf sie hingewiesen, sie kann aber auch Kluge und Meier nicht unbekannt geblieben sein, denn sie ist schon in Borcharts Sprichwörtlichen Redensarten (2. Aufl., Leipzig 1894, S. 436 f.) herangezogen. Aber wahrscheinlich schien sie ihnen nicht hieher zu gehören. Denn die hier angegriffene Sieben ist weder ein böses Weib noch eine Mehrheit von solchen, sondern von Büchern und Autoren. („Wider die Bulla, so Bapst Pius, dieses Namens der vierde, Anno 1560 hat ausgehen lassen." „Wider den schendlichen Lügener vnd grewlichen Gotteslesterer Fridericum Staphylum" u. s. w.) Der Titel wird aber in der Vorrede folgendermaßen begründet: „Dieweil es dan der Teufel, der im Karnöffel spiel Sieben heisset, so arg kaum machen kan, als die Sieben Bulen, wider derer Gotteslesterung, Lügen, Calumnien vnd falsche Lere, ich in folgendem Buch geschrieben, habe ich sie nach jhres Vatern des ersten Lügeners, vnd mörders Namen auch die böse Sieben nennen wallen." Damit ist der Ursprung der Redensart an sich klar. Das Karnöffelspiel war im 15.—16. Jahrhundert überaus beliebt; es war ein Spiel mit 48 Karten, deren jede außer der Zahl ein Bild trug: der erste hieß Karnöffel, welcher Name aus Kardinal entstellt sein soll, doch wurde er als Landsknecht dargestellt; er stach alle übrigen. Dann folgten vier Kaiser; die Sechs hieß der Papst und stach alle anderen bis auf den Karnöffel; die Sieben war der Teufel, eine Freikarte, die von Niemand gestochen wurde, aber auch selbst nicht stach.[20]) Hier heißt also der Teufel „(böse) Sieben" und von da aus ist hier der Name auf Menschen angewandt. Was lag näher, als ein böses Weib als „böse Sieben", d. h., mit leisem Euphemismus, als Teufel zu bezeichnen, da doch Ausdrücke wie „alter Satan", „Satansdrache", „Teufel" selbst (man sehe sie im deutschen Wörterbuche nach) zu gleichem Zweck stets gebraucht sind. Wir brauchen dann gar nicht den Umweg über eine Siebenzahl, sondern kommen direkt zu der Uebertragung auf die einzelne Person, wie sie ja auch im ältesten bekannten Belege vorliegt. (Zu beachten ist hier die Zusammenstellung mit „Wettermacherin", d. h. Hexe.) Aber natürlich konnte der Ausdruck „böse Sieben", nachdem er einmal geprägt und im Umlauf war, immer daneben von einer Mehrheit gebraucht werden, sowohl von Weibern, wie bei Rachel und noch später,[21]) als von anderen Objekten. Ganz ähnlich wie Spangenberg verwendet sie noch 1702 Gorg Weferrigk in seiner Schrift „Das Spiel-süchtige, siebensüchtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben, in sich begreiffende die Spiel-Schande, Spiel-Sünde, Spiel-Schertz, Spiel-Schäden, Spiel-Straffen, Spiel-Schläge, Spiel-Sprüche" und so weiter.

Soweit wäre nun alles klar, wenn nicht andere Stellen zeigten, daß hier noch weitere, bis jetzt nicht genügend aufgeklärte Vorstellungen und Beziehungen hineinspielen. John Meier bringt in Nr. 131 des vorigen Jahrganges der „Beilage" zwei Stellen bei, wonach wirklich sieben böse Weiber im Volksaberglauben eine eigenthümliche Rolle spielen: nach der einen haben sie den Teufel aus der Hölle getrieben, nach der anderen stehen sie in gleicher Linie mit dem „bösen Feind". Auch der Nachweis, daß der Name Margarethe in demselben Sinn wie „böse Sieben" gebraucht wurde, eröffnet eine weitere Perspektive; der sprichwörtliche Fiktivname „Frau Margaretha Siebenbös" erscheint nun auch bedeutsam. Indessen, diesen Spuren nachzugehen, muß ich Anderen oder doch der Zukunft überlassen.

Man könnte endlich fragen, wie denn der Teufel zu dem Namen „Sieben" kommt, und könnte darauf wiederum an die sieben Todsünden erinnern, die ja der Teufel wirklich in sich vereinigt (wie nach alter Tradition die Teufelssünde „Hochmuth"). Man könnte auch an die Austreibung der sieben Teufel denken — der Uebergang der Zahl zum Namen hätte eine genaue Analogie bei Marc. 5, 9, wo sich ein Teufel Jesu vorstellt. „Legion heiße ich; denn unser ist viel." Aber vielleicht müssen wir hier viel weiter zurückgehen. Der siebente Tag heißt nach dem Saturn (engl. Saturday). Dieser Name aber steht im Mittelalter für den Teufel, wie auch der gleichnamige Planet als unheilbringend gilt. Beides wird wiederum aus Babylon stammen, denn schon hier waren der 7., 14., 21., 28. und 19. Tag[22]) „böse Tage", an denen man sich gewisser Dinge (Speisen, Geschäfte, Opfer) zu enthalten hatte, und gerade der 19. war „der Zornestag der Gula-Bau, der Gemahlin des Gottes Ninib-Ningirsu", des „finsteren, Unglück bringenden Saturn". (Jensen, Zeitschr. f. d. Wortforschung I,

[20]) Vgl. darüber Joh. Voigt in Raumers historischen Taschenbuch 9 (1838), S. 402—407. Auch den Artikel „Karnöffel" im Deutschen Wörterbuch (5, 220 f.) möge man einsehen. Ich setze noch eine Stelle aus Spangenbergs Vorrede hieher: Worumb doch der Bapst Sees oder Sechs heisse, vnd steche auch den Keiser mit allen Landsknechten, ausgenommen den Karnöffel, das ist, den erweleten Landesknecht? Weiter. Worumb der Teufel (oder die böse sieben) Teufelsfrey ist, das ja weder Keiser, Bapst noch Karnöffel stechen kann, so doch der Bapst Gottes Stadhalter ein Herr in der Helle ist?"

[21]) Kretschmann (5, 379) sagt sogar: „Die Musen sind keine bösen Sieben, sondern ebenso gefällige als keusche Mädchen."

[22]) Dieser als der 49. des vorhergehenden Monats, also der 7. in zweiter Potenz ($7 \times 7 = 49 - 30 = 19$).

S. 153, 155.) Nach Angilbert in seinem Gedicht auf die Schlacht bei Fontanetum (841) sagt, um den Schlachttag, einen Sonnabend, als einen Tag des Fluches zu kennzeichnen: Sabbatum non illud fuit, sed Saturni dolium, „das war kein Sabbath, sondern ein Teufelsfaß“, den heidnischen Namen mit einem Volksausdruck vermischend. Aber die Begriffe des Heiligen und Unheilvollen scheinen überhaupt enger und innerlicher zusammenzuhängen als man zunächst vermuthen möchte; der eine ist gleichsam die Kehrseite des anderen, und lateinisch sacer bedeutet sowohl „heilig“ wie „verflucht“. Was den Göttern gehört ist heilig; aber auch der Verbrecher wird im Menschenopfer ihnen dargebracht und das feindliche Heer weiht ihnen der Sieger durch Gelübde; hier ist das Opfer also Vollstreckung eines Fluches. Der geweihte Gegenstand oder Ort ist eben dadurch dem profanen Gebrauche entzogen; er bringt Unheil und Verderben über den, der ihn benutzt oder nur berührt. Der heilige Tag ist ein Feier- und Ruhetag; wer an ihm gewisse Dinge unternimmt, dem schlagen sie zum Fluche aus. So ergibt sich die „böse“ Sieben ganz unmittelbar aus der heiligen Sieben; und vielleicht, weil jene bereits feststand, wurde die Sieben im Kartenspiel dem Teufel zugewiesen.

Eine lange Wanderung haben wir an der Hand der Siebenzahl zurückgelegt, von den Ursprüngen der Kultur im Mutterschoße Babylons bis in die Gegenwart und ein buntes Stück menschlicher Geistesgeschichte, eine denkwürdige Geschichte vom Kampf zweier Rassen ist an uns vorbeigezogen. Denn ist es nicht ein wunderbares Schauspiel, wie diese an sich bedeutungslose Zahl von einem Punkte aus allmählich die gesammte Kulturwelt erobert und alle Gebiete des Glaubens und Denkens durchdrungen hat, in genauer Parallele zum Christenthum, wie zugleich mit diesem und durch dieses, und gleichsam wie ein geistiges Symbol jenes merkwürdigen Volksstammes, der auch mit so einziger Zähigkeit und wunderbarer Lebenskraft sich von den bescheidensten Anfängen aus über die abendländische Welt verbreitet und in allem Wandel durch alle Vermischungen mit und Anpassungen an fremde Völker hindurch so stark und entschieden seine Sonderart behauptet hat?

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. Ein werthvolles Stück eifriger Archivforschung liegt vor uns in der Geschichte der stehenden Truppen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel 1600 bis 1714 von O. Elster, herzogl. braunschw. Premierleut. a. D. Leipzig (Heinsius 1899. 392 Seiten. 8 Skizzen). Nach der äußeren Form wie dem inneren Werth ein würdiges Gegenstück zu Münichs berühmter Geschichte der bayerischen Armee, fußt die Arbeit Elsters auf ausgedehnten Archivstudien zu Wolfenbüttel, Berlin, Marburg, Gmunden (Herzog von Cumberland), Wien und im Haag und vermittelt uns, neben ihrem militärischen Hauptzwecke, auch neue Einblicke in die politische und dynastische Geschichte des 17. Jahrhunderts. Gleich zu Beginn der Darstellung tritt uns die machtvolle Persönlichkeit des Welfenherzogs Heinrich Julius (1589 bis 1613) entgegen, des ersten deutschen Fürsten, welcher nachweisbar eine stehende Truppe unterhielt. Wie weit der Herzog seinerzeit voraus war, ergibt sich daraus, daß er dem Kaiser den Vorschlag unterbreitete, in ganz Deutschland ein einheitliches Kaliber der Feuerwaffen einzuführen. Der von ihm geschaffenen Kriegsmacht verdankt Braunschweig, daß es im 30jährigen Kriege stets als geschätzter Bundesgenosse begehrt ward und längere Zeit in bewaffneter Neutralität dem Lande die Greuel des Krieges ersparen konnte. Leider fand der Ausgang des Krieges nicht eine gleich thatkräftige Persönlichkeit auf dem Welfenthrone: die vorzeitige Reduktion des Heeres raubte Braunschweig beim Friedensschlusse wohlerworbene Rechte. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts finden wir die welfischen Truppen vorzugsweise im Dienste des Kaisers gegen die Türken und die Franzosen. Mehrfach werden Beweise erbracht für die Richtigkeit des Zweifels: „Dank vom Hause Oesterreich?“, am augenfälligsten durch Schilderung der „merkwürdigen“ Aufnahme der protestantischen Braunschweiger durch Kaiser Leopold, als sie im Jahre 1663 ihm Hülfe gegen die Türken zu bringen kamen. Jetzt befand sich das welfische Heer wieder in trefflichem Zustand; „die Herzoge von Braunschweig sind jetzt die konsiderabelsten Fürsten in Deutschland; sie haben 13,000 Mann der besten Leute, welche man sehen kann, und eine Menge altgedienter Offiziere“, berichtete ein französischer Gesandter im Jahre 1668. Wenn der Ruhm der Wolfenbüttel'schen Regimenter nicht so laut erscholl wie derjenige der Truppen größerer Staaten, so lag dies an dem heute noch oft bemerkbaren Umstand, daß die Thaten der kleineren Kontingente nicht die Beachtung bei den Geschichtsschreibern finden, als die mehr ins Auge fallenden und leichter zu verfolgenden der großen Armeen. Die welfischen Staaten gehörten aber infolge vielfacher Theilung zu den kleinen! Und als gegen Ende des Jahrhunderts der enge Zusammenschluß der stammverwandten Welfenfürsten aufhörte, trat Stamm-Braunschweig allmählich in den Hintergrund und das Machtverhältniß verschob sich immer mehr zugunsten des jüngeren Zweiges Hannover. Mit Darstellung der Antheilnahme am spanischen Erbfolgekrieg zugunsten des Kaisers schließt das Buch; zwei Prinzen des Hauses starben an der Spitze ihrer Regimenter den Heldentod am Schellenberg und bei Turin, Fleurus und Malplaquet sind hohe Ehrentage für die blaugelben Fahnen. — Für den zweiten Band des Werkes ist uns die Weiterentwicklung des herzoglichen Truppenkorps von 1714—1806 verheißen worden; wir sind gespannt auf dessen hoffentlich baldiges Erscheinen.

Eduard Poetzl: Moderner G'schnas. Wien, Robert Mohr 1901. — „Wenn der Witz nur schwach und gering bestellt, Hop heisa bei Regen und Wind, der füge sich still in den Lauf der Welt, denn der Regen, der regnet jeglichen Tag.“ . . . Wer aber mit Witz reichlich begabt, der soll „Vernunft und rechten Sinn“, Geschmack und Kunstverstand vertheidigen in dieser allzu tollen, bunten Welt; und wer das lachend, mit Humor, ohne Bitterkeit und Lehrhaftigkeit vermag, der hat gewonnen Spiel von vornherein! Darum wird auch das obengenannte kleine Büchlein, das Wiener Leben in kurzen, witzigen Skizzen schildert, viele dankbare Freunde finden: Eduard Poetzl sagt in ihm als weiser, lustiger „Narr“ seiner alten, zeitweise etwas verrückt gewordenen, geliebten Vaterstadt die prächtigsten Wahrheiten. Vorerst ein Warnungsruf, den man nicht ernst genug nehmen kann, gegen die Demolirungssucht der Wiener maßgebenden Kreise, der historisch merkwürdige und interessante Häuser und Plätze zum Opfer fallen — um durch „Modernen G'schnas“ ersetzt zu werden. Der aber wurde, soweit er im Hausrath sich meldet, in vollstem Ernst von einem Wortführer der Wiener Sezession als das höchste erreichbare Ziel mit der Bezeichnung „Angewandte Lyrik“ charakterisirt! — In solchem Zeichen wird nun gebaut, gemalt, modellirt, das Kunsthandwerk betrieben, gedichtet, geschrieben, und dazu spielt — auch meisterlich von Poetzl ironisirt — die neueste Plage, das Grammophon „in jeder besseren Familie“, seine lächerlichen Töne unter Schnauben, Schnarren und Pusten; am wirkungsvollsten und allgemein am beliebtesten: vulgäre Gassenhauer aller Nationen! — könnten doch Schwind und Schubert noch einmal eine Stunde in Wien spazieren gehen und uns ihre Meinung sagen! Jedenfalls würden sie aus allem Ingrimm heraus Eduard Poetzl gern und anerkennend die Hand drücken! H. B.-G.

* Ueber die Auffindung der alten Rednerbühne auf dem römischen Forum wird aus Rom berichtet: Die Erforschung des Forum Romanum, die vor Jahresfrist von dem Ingenieur Giacomo Boni begonnen wurde, hat jetzt deutlich bewiesen, daß das Niveau des Forum in den letzten Jahren der Republik viel niedriger war als zur Kaiserzeit. Auf Grund dieser Forschungen hat Boni die Ansicht der Kritik, daß die Rednerbühne auf dem Forum ein Ueberrest

der alten Rostra oder der Rednerbühne Cäsars sei (d. h. jener mit Schiffsschnäbeln versehenen Rednerbühne, die Cäsar im Jahre 44 v. Chr. vom Comitium nach dem Forum schaffen ließ), über den Haufen geworfen und nachgewiesen, daß man es hier vielmehr mit der Rednerbühne aus der Kaiserzeit zu thun habe. Boni hat sogar aus der Struktur des Gebäudes in dessen Bau zwei verschiedene Epochen bestimmen können. Die erste, in welcher der größte Theil des Bauwerks entstand, ist die Zeit der Flavier oder genauer noch die Zeit Domitians (81—96 n. Chr.). Mit der zweiten Epoche, in der das Bauwerk verlängert wurde, ist das Jahr 418 n. Chr. gemeint; damals erweiterten die Römer, nachdem sie einen kleinen Seesieg im Kampfe mit den Vandalen davongetragen hatten, die Rednerbühne, um die neu erbeuteten Schiffsschnäbel einfügen zu können. Boni hat dieser Verlängerung der Rednerbühne den Namen „Rostra vandalica“ gegeben. Die Rednerbühne auf dem Forum, die bis jetzt für die Rednerbühne Cäsars gehalten wurde, ist nichts anderes als die kaiserliche Rednerbühne. Wo befand sich aber die Rednerbühne Cäsars? Prof. Boni, der mit bewundernswerthem Spürsinn begabt ist, hat jetzt neben einem halbkreisförmigen Gebäude, das „Graecastasis“ genannt wird, einen Säulengang mit kleinen Bogenwölbungen entdeckt, in dem der Leiter der Ausgrabungen die republikanische Rednerbühne wiederzuerkennen glaubt, von der eine Zeichnung auf einer vortrefflich erhaltenen Münze aus dem Jahre 45 v. Chr. vorhanden ist und die, wie bereits erwähnt, von Cäsar nach der Westseite des Forums verlegt wurde. Der kleine Säulengang kam ans Licht, nachdem zwei Pfeiler eines in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts unter Pius VII. gebauten Viadukts entfernt und eine Mauer aus der Kaiserzeit, die den Säulengang vollständig umschloß, durchbrochen worden war. Die kleine Säulenhalle, die aus keilförmigen, fein behauenen Tuffsteinen gebaut ist, hat einen Simskranz, gleichfalls aus Tuffstein, und einen Mosaikfußboden. Die kleinen Bogenwölbungen der Halle sind je 1½ Meter hoch und breit. Ueber dem Säulengang, der ursprünglich von einer von Antonius verfaßten Inschrift überragt wurde, befand sich die von einem Geländer umgebene „Plattform“, wo der Redner sprach. Die Rednerbühne Cäsars soll isolirt werden, soweit das möglich ist, ohne die Bauwerke aus der Kaiserzeit, die dicht daneben liegen, allzusehr zu beschädigen.

* **Ueber deutsche Ausgrabungen in Pergamon** wird aus Athen berichtet: Der seit zwei Monaten in Pergamon weilende Direktor des deutschen archäologischen Instituts, Professor **Dörpfeld**, hat daselbst das erste Stadtthor, den zur Burg von Pergamon führenden Weg und eine 80 m lange Stoa aufgedeckt. Thor, Weg und Stoa stammen sehr wahrscheinlich aus dem Jahre 197 v. Chr. und sind von Eumenes, dem Sohn des Attalos, erbaut und angelegt worden.

T. **Ein neuer Sternnebel** ist durch das Riesenfernrohr der Lick-Sternwarte von dem Astronomen **Aitken** entdeckt worden. Schon früher war an der betreffenden Himmelsstelle ein Gestirn festgestellt worden, dessen Natur aber nicht beobachtet werden konnte. Jetzt hat der amerikanische Astronom durch den großen Refraktor sehen können, daß das Gebilde zu den sogenannten planetarischen Nebeln gehört und aus einem von nebliger Materie umgebenen Stern besteht.

oem. **Dem Studium der Rechte** lagen im verflossenen Sommersemester an zwanzig reichsdeutschen Universitäten 10,232 von 33,680 Studirenden, das sind 30.38 Proz. der Gesammtheit, ob, und zwar in Berlin (5105) 1498, Bonn (2162) 614, Breslau (1662) 482, **Erlangen** (974) 253, Freiburg (1766) 625, Gießen (855) 240, Göttingen (1344) 431, Greifswald (808) 198, Halle (1602) 415, Heidelberg (1533) 564, Jena (758) 216, Kiel (1056) 256, Königsberg (881) 282, Leipzig (3269) 1011, Marburg (1184) 371, **München** (4391) 1579, Rostock (495) 95, Straßburg (1145) 341, Tübingen (1544) 548 und Würzburg (1126) 213. Die absolut größte Zahl Rechtsstudirender kann demnach München aufweisen; hieran schließen sich Berlin, Leipzig, Freiburg, Bonn, Heidelberg, Tübingen, Breslau, Göttingen, Halle, Marburg, Straßburg, Königsberg, Kiel, **Erlangen**, Gießen, Jena, Würzburg, Greifswald und Rostock. Die relativ größte Zahl Studirender der Rechte weist dagegen Heidelberg mit 36.80 Proz. auf; hierauf folgen **München** (35.96 Proz.), Tübingen (35.49 Proz.), Freiburg (35.39 Proz.), Göttingen (32.07 Proz.), Königsberg (32.01 Proz.), Marburg (31.33 Proz.), Leipzig (30.93 Proz.), Straßburg (29.76 Proz.), Berlin (29.35 Proz.), Breslau (29.00 Proz.), Jena (28.47 Proz.), Bonn (28.40 Proz.), Gießen (28.07 Proz.), **Erlangen** (25.98 Proz.), Halle (25.62 Proz.), Greifswald (24.63 Proz.), Kiel (24.24 Proz.), Rostock (19.19 Proz.) und Würzburg (18.92 Proz.). Hieraus ergibt sich, daß bei den meisten (12) Universitäten die Zahl der Studirenden der Rechte zwischen einem Viertel und einem Drittel der Gesammtfrequenz schwankt, nur bei je zwei nicht ganz den vierten, bezw. fünften Theil beträgt und bei vier das Drittel der Gesammtfrequenz übersteigt. Noch viel bedeutender ist der Prozentsatz der Rechtsstudirenden auf den vier österreichischen Universitäten, Czernowitz (293 : 365), Graz (632 : 1366), Prag (546 : 946) und Wien (2685 : 4669), an denen insgesammt 4356 von 7346 Studirenden, also 59.30 Prozent der Gesammtheit dem Studium der Rechte obliegen. Weist Wien absolut die größte Zahl auf, während Graz, Prag und Czernowitz folgen, so hat relativ den größten Bestand an Rechtsstudirenden Czernowitz mit 61.37 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen, woran sich Graz (60.91 Proz.), Prag (57.69 Proz.) und Wien (57.29 Prozent) schließen. Ein ganz entgegengesetztes Bild erhalten wie bei den Schweizer Universitäten, an denen 750 von 3992 Studirenden, d. h. 18.78 Proz. der Gesammtheit, dem Rechtsstudium obliegen. Und zwar weisen die einzelnen Universitäten folgendes Verhältniß auf: Basel (49 : 484), Bern (188 : 962), Freiburg (66 : 319), Genf (146 : 809), Lausanne (164 : 569), Neuchatel (24 : 116) und Zürich (101 : 731). Mithin weist den größten Prozentsatz Lausanne mit 28.82 Proz. auf; es folgen Freiburg (20.69 Proz.), Neuchatel (20.36 Proz.), Bern (19.54 Proz.), Genf (18.26 Proz.), Zürich (13.62 Proz.) und Basel (10.12 Proz.).

* **Tübingen.** Der bisherige ordentliche Prof. Dr. Ernst **Siemerling** zu Tübingen ist zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu **Kiel** ernannt worden.

K. **Rostock.** Der Privatdozent für Anatomie Dr. **Reinke** ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Greifswald.** Der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. H. **Waentig**, ist zum Direktor des Staatswissenschaftlichen Seminars ernannt worden. — Der Privatdozent in der theologischen Fakultät Prof. lic. theol. **Dalmer** ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden.

* **Aus Italien.** Der Professor der Gynäkologie in **Genua**, Dr. Fr. **Acconci**, ist **gestorben**.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. K. **Woermann**: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 1. Bd. Leipzig, Bibliograph. Institut 1900. — Dr. **Matthiolius**: Tagebuchblätter aus dem Boerenkriege 1899/1900. Leipzig, Vogel 1900. — A. **Steinbrenner** und **Göring**: Orpheus. Chorbuch für Gymnasien und Realschulen. Karlsruhe, Lang 1900. — Dr. O. W. v. **Noblow**: Die Brennerstraße im Alterthum und Mittelalter. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Heft 7.) Prag, Rohlíček u. Sievers 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 10. November. Nummer 258.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Weltwirthschaft und Volkswirthschaft.

Es mag sein, daß zu jeder Zeit dem Einzelnen die Ereignisse, die er miterlebt oder mitgesehen, oder die in seine Lebensspanne fielen, in ihrer Gesammtheit als das vorzukommen pflegten, was man eine „große Zeit“ nennt; mußte ja doch stets die unmittelbare Nähe ihre Wirkung äußern im Gegensatz zu dem Inhalt der Vergangenheit, der, je rascher das Leben der Völker und Staaten abrollte, in die Ferne glitt und mit der scheinbaren Form an Größe verlor. Heute hört man mehr wie je das geflügelte Wort: „Wir leben in einer großen Zeit!“ Doch auch heute scheint es mir nur beschränkt berechtigt; insoweit es nämlich auf Wirthschaft und, da diese gegenwärtig für die Politik den Lebensnerv bildet, auf Politik sich bezieht. Die Evolution der Großstaaten, der Wettkampf um Kolonialgebiete, die ungeheure Zunahme des Handels und sein Umfassen des ganzen Erdballs — das sind Dinge, die sich Jedem, gleichviel ob hoch, ob niedrig, aufdrängen. Und dabei will mich bedünken, als ob der Einzelne — weiß nicht, ist es Ursache oder Folge? — mehr danach sehe, was er nach außen darstellt, als was er in seinem Innern ist; als ob die Weltverbreitung vielleicht die Gefahr einer Verflachung beim Einzelnen in sich berge.

Die Beurtheilung, welche Weltwirthschaft und die um dieser willen betriebene Weltpolitik bei der großen Menge finden, läßt in Deutschland wenig von dem Hang zu Abenteuern bemerken, der unsre Altvordern auf dem Wikingerschiff über das weite Meer oder unterm Kreuz ins Morgenland trieb. Der deutsche Reichsbürger ist vermögend geworden; er hat für das, was er erworben, Besorgniß, und so kommt sich der Besitzende vor, wie wenn er auf schwankem Boot mit seiner Habe auf das Weltmeer hinausgeschleudert wäre. Das darf man sich nicht verhehlen, daß für eine unendliche Zahl der privatfinanzielle Gesichtspunkt bei der Beurtheilung der „neuen Aera der Weltwirthschaft“ und der Weltmachtpolitik der einzig maßgebende ist. Und — sein kann. Ich habe eben von Abenteuern gesprochen. Als solches nur kann Vielen erscheinen, was in den letzten Jahren sich auf unsrer Erde abspielt. Sie sehen die Wirkungen; aber vielleicht schon die wirkende Kraft, als welche vielleicht allein ein verantwortliches Oberhaupt angenommen wird, noch mehr aber die diese leitenden Ideen entziehen sich ihrer Erkenntniß. Und über dem Leserkreis der politischen Tagesblätter, vielfach in einer Form, deren Verständniß der Laienwelt schwer fällt, streiten über das neue Phänomen diejenigen, welche sich ein verständnißvolles Urtheil zutrauen — die Männer der Wissenschaft. Hin und her wird erörtert, „ob und welche wirthschaftlichen Vortheile der Anschluß an die Weltwirthschaft den Völkern bringt; ob und welche wirthschaftlichen Nachtheile ihm entspringen, bezüglich wie schwer sie ins Gewicht fallen“. Dies die Inhaltsübersicht auch einer der jüngsten Veröffentlichungen auf diesem Gebiet; nämlich eines Vortrags, den Professor Dr. Dietzel in Bonn in der Dresdener Gehe-Stiftung gehalten und den er nun — wohl in erweiterter Form — herausgegeben hat.[1]) Der Kreis der Gebildeten, an den sich der Vortrag gewandt hatte, bildet zwar eine breitere Oeffentlichkeit, aber trotzdem tragen die Ausführungen den Charakter eines Gelehrtendisputs: der Hauptgegner ist Professor Oldenberg in Marburg.

Zergliedert man den wirthschaftlichen Prozeß, den wir gegenwärtig auf unsrer Erde vor sich gehen sehen, so zeigen sich folgende Einzelerscheinungen: Ein eminenter Aufschwung der Technik bringt einerseits eine nie geahnte Bedeutung der Verkehrsmittel, eine Erhöhung der Verkehrsmöglichkeiten, andrerseits eine unbeschränkte Steigerung der Produktivität der Industrie, vor allem in den Staaten Westeuropa's und in Nordamerika. Zu gleicher Zeit vermittelt der Verkehr eine (wirthschaftliche) Neueroberung weiter, noch jungfräulicher Länderstrecken, wo bei geringen Betriebskosten, stellenweise allerdings auch durch Raubbau, kolossale Mengen von Rohstoffen produzirt und, erleichtert durch eine Abnahme der Transportsätze, zu einem niedrigeren Preise als bisher auf den Markt geworfen werden. Ein Austausch von Gütern zwischen Erdtheil und Erdtheil zeigt sich, wie er bisher schon von Staat zu Staat bestanden; und allmählich bemerkt man unter den Ländern der Erde den Beginn einer ähnlichen Arbeitstheilung, wie sie bisher in kleinerem Kreise schon stattgefunden hatte. Man erfindet die Begriffe von „Rohstoffstaaten“ und „Industriestaaten“ und streitet bei den letzteren wieder darüber, welche Kriterien sie zu „Exportindustriestaaten“ stempeln. Die Politik dieser „Industriestaaten“ inaugurirt eine koloniale Expansion im großen (England, Deutschland, Frankreich); reine Agrarstaaten wie Rußland, und Staaten, die wie die nordamerikanische Union in ihrer Weltreichsgröße beide Elemente vereinen, schließen sich der Kolonialpolitik an. Man spricht vom „Hunger nach Absatzmärkten“, und mitunter scheint diese Begier sich beinahe „zum Hunger nach Land“ überhaupt zu steigern. Die Völker indogermanischen Ursprungs überschwemmen, pochend auf ihre weit überlegenen Hülfsmittel, alle Erdtheile und führen, um sich Märkte zu erobern, ungeachtet der Friedenskongresse zuhause, sogar Kriege. Und dies alles spielt sich mit der allen wirthschaftlichen Prozessen unsrer Zeit charakteristischen Schnelligkeit, ja Hast ab,

[1]) „Weltwirthschaft und Volkswirthschaft“ von Dr. Heinrich Dietzel, Professor an der Universität Bonn. Band V des Jahrbuchs der Gehe-Stiftung in Dresden; Verlag daselbst bei v. Zahn u. Jaensch. 1900.

also daß den Betheiligten selbst scheinbar kaum die Zeit gegönnt ist, um sich in Ruhe über alles klar zu werden.

Am schnellsten ist alles in Deutschland gegangen. Vor 30 Jahren erst trat es in die Reihe der europäischen Großmächte; noch war es Rohstoffstaat und exportirte Getreide. Binnen kurzem schon bezog es einen Theil seiner Nahrung von außen und bezahlte mit den Erträgnissen seiner Industrie. Es erwarb Kolonien, vervielfältigte seinen Handel und trat als Glied einer neuen Gruppirung der Mächte auf: der Weltmächte. In seinem Innern aber schieden sich die Bewohner in zwei Lager: die, welche von der Landwirthschaft leben, und die, welche von Handel und Industrie leben; und es zeigt sich, daß Erstere an prozentualem Gewicht langsam, aber stetig den Letzteren nachgeben. Nicht bloß diejenigen rufen Wehe über die neue Zeit, welche die Rentabilität ihres landwirthschaftlichen Betriebes abnehmen sehen, aber ihre Arbeiter an die Städte abgeben müssen, sondern auch nicht Wenige, welche wirthschaftlich nicht Nutzen aber Schaden haben, aber deren ganzes Sinnen und Denken sich dagegen sträubt, anzunehmen, daß unsre Aecker und Höfe veröden und das Volk allüberall in Fabriken und an Maschinen arbeiten solle, anstatt unter freiem Himmel seine Scholle zu bebauen.

Man sieht, wie ganz unmerklich der Mensch stets über seine Gegenwart hinaus und in die Zukunft denkt. Nicht aus dem, was in der Vergangenheit sich entwickelt, geblüht und wieder vergangen ist, und was vielleicht noch in seine Zeit hineinragt, gewinnt er den Standpunkt für seine Beurtheilung, sondern mit Vorliebe sucht er zu ermessen, wie das Gegenwärtige sich in Zukunft gestalten wird und erst, wenn er hier die eine oder andere Richtung gewählt, dann sucht er auch in der Vergangenheit nach Spuren, die in dieser Richtung deuten könnten. Und es war doch nie dem Menschen vergönnt gewesen, vorauszusehen. Als spanische Schiffe die ersten Schätze des neuentdeckten Erdtheils nach Sevilla brachten, dachte da Jemand daran, daß an diesen Schätzen in nicht zu langer Zeit Spanien zugrunde gehen werde? Als die Männer der französischen Revolution in der Nachtsitzung vom 4. August 1789 die allgemeinen Menschenrechte proklamirten, ahnten sie da den Allbezwinger Napoleon oder das aller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hohnsprechende Jahr 1815? Erleben wir nicht fast täglich, daß die öffentliche Meinung, die Anschauung der Wissenschaft von heute oft schon morgen über den Haufen gestürzt wird?

Aber es ist unsre Tugend, daß wir nie und nimmer davon uns abschrecken lassen, vorauszudenken. „Die Weltwirthschaft," sagt Dietzel, „ist ein Neues. Ist nun dies Neue ein Gutes oder Schlimmes? Zählen die Wirkungen, die unser volkswirthschaftliches Dasein durch sie erfahren hat, zu den Fortschritten, deren die Lebenden sich freuen dürfen, oder zu den Wandlungen, die sie zu beklagen haben?" Zu dem vielen Guten und Tiefen, was hierüber geschrieben und gesprochen, bringt Dietzel manches Neue hinzu. Aber kann er oder einer seiner Gegner die „Kontroverse entscheiden"? Der Eine lobt, der Andere verdammt, und indem er dies thut, glaubt er zu erkennen; aber — er fürchtet oder hofft.

Dietzels Gedankengang ist in kurzem folgender: Vermehrter Verkehr eines Volkes mit anderen oder mit allen Völkern trägt in zweierlei Weise zur Steigerung des Volksreichthums bei: einmal indem dadurch das die Rohstoffproduktion beherrschende Gesetz vom abnehmenden Ertrag theilweise in seinen Wirkungen paralysirt wird durch das die Industrie beherrschende Gesetz des zunehmenden Ertrags. Es kann nämlich bei Rohstoffen (Getreide, Kohle, Eisen) eine große Steigerung des Ertrags nur durch verhältnißmäßige Mehranwendung von Kapital und Arbeit erreicht werden („der letzte Scheffel ist bei der Landwirthschaft der theuerste"). Ein Volk nun, dessen erhöhter Bedarf an Rohstoffen nur dadurch im eigenen Land gedeckt werden kann, daß schlechterer Boden in Anbau genommen oder die Intensität desselben gesteigert wird, kann einer Entwicklung in dieser Richtung dadurch entgehen, daß es von einer Steigerung der Produktivität seiner Industrie Gebrauch macht, indem es deren Produkte gegen die Rohstofferzeugnisse eines Volkes eintauscht, das von jenem Gesetz des abnehmenden Ertrages noch wenig betroffen ist, in dem dagegen die Industrie nicht so produktiv arbeitet. Durch den Austausch werden beide, wenn auch vielleicht in verschiedenem Maß gewinnen.

Austauschender Verkehr ist ferner aber geeignet, die je nach der natürlichen Beschaffenheit der Territorien verschiedene Ertragfähigkeit, sowohl an industriellen Produkten, wie noch mehr an Rohstoffen, in ihren Wirkungen auszugleichen. Er wirkt auf eine Arbeitstheilung unter den Nationen hin, derzufolge jede in der Hauptsache diejenigen Produktionszweige pflegt, auf welche die natürlichen und sozialen Verhältnisse hinweisen. Dadurch kommen jeder einzelnen Nation die mannichfaltigsten Güter der Weltproduktion und überdies in steigender Menge zugute. Außerdem aber steht das einzelne Wirthschaftsgebiet unter dem die Weltproduktion beherrschenden Gesetze hoher Gleichmäßigkeit; es werden die das wirthschaftliche Gleichgewicht in hohem Maß störenden einzelnen Katastrophen (Mißernten, Heuschreckenfraß u. a.) gleichwie bei einer Versicherung auf Gegenseitigkeit, auf viele Schultern vertheilt und dementsprechend fast nicht mehr gefühlt. Die bisherige auf eine Weltwirthschaft hinzielende Entwicklung, im Verein mit der Entwicklung der Technik, hat denn thatsächlich schon eine Steigerung der Lebenshaltung, eine Vermannichfaltigung der Genußmittel, eine Vermehrung des Einkommens gebracht (Besserung der Nahrung, der Wohnung, der Kleidung). Sie hat auch gegenwärtig schon eine erhöhte Stetigkeit des Wirthschaftslebens erkennen lassen.

Die Erwägung, daß der Exportindustriestaat durch seinen Export die nicht im Lande selbst in genügender Menge produzirten Rohstoffe eintauschen muß, legt die hohe Bedeutung des Außenhandels recht nahe. Zeitweilige Schwankungen dieses Außenhandels liegen sehr wohl im Bereich der Möglichkeit; allein ihre Bedeutung wird gerade dadurch vermindert, daß die Fäden der auswärtigen Handelsbeziehungen infolge der Weltwirthschaft an viele Orte geknüpft sind; daß daher, wenn einige reißen, leicht anderswo neue gespannt werden können. Dadurch mindert sich die Gefahr einer Beeinträchtigung des Außenhandels von außen her. Aber auch die Krisengefahr hat sich, wie man jetzt erkennt, mit Zunahme der Weltwirthschaft vermindert.

Die Existenz eines Staates, der industrielle Erzeugnisse auf Export herstellt und Rohstoffe, speziell Lebensmittel, einführt, kann nur gedacht werden unter der Voraussetzung eines Fortbestehens des Gegensatzes zwischen Rohstoff- und Industriestaaten. Angenommen nun, es produzirten die ersteren allmählich ihren Bedarf an Fabrikaten selbst, so tritt allerdings an die Industriestaaten die Nothwendigkeit heran, ihre Wirthschaftsgestaltung umzuwandeln. Allein dieser Umschwung wird, wenn er eintreten muß, nicht plötzlich, in Gestalt einer Katastrophe, sondern allmählich auf dem Wege gewissermaßen automatischer Reaktion, sich vollziehen. Der schon wieder-

holtemale todtgesagte Exportindustrialismus hat bisher, trotz des inzwischen erfolgten Aufblühens von Industrie in bisherigen Rohstoffstaaten (Nordamerikanische Union, Indien) keine allgemeine Beeinträchtigung erfahren, vielmehr nur eine Umwandlung hinsichtlich gewisser Industriezweige, dahin gehend, daß dieselben nach Ländern sich differenzirt haben. Und der Hauptbetrag der Zunahme des Exporthandels fällt gar nicht auf neue, dem Absatz gewonnene Gebiete, sondern auf den Handel zwischen den Staaten, welche man vor allem als „Industriestaaten“ bezeichnet (z. B. England, Belgien, Deutschland). Eine gewisse Bodenständigkeit der Industrien (wie Baumwolle, Eisen u. s. w.) überträgt die bisher im einzelnen Betrieb geübte Arbeitstheilung auf die ganze Welt und führt zur Produktion differenzirterer Erzeugnisse.

Der Gefahr einer Abnahme des Fabrikatenexportes entspricht andrerseits die Gefahr eines Versiegens der Quellen unsres Lebensmittelimports, dann nämlich, wenn in den früheren Rohstoffstaaten mit ihrer Industrialisirung und der Zunahme der Bevölkerung der Bedarf an Brotkorn u. s. w. steigt und keine Abgabe nach außen mehr gestattet. Angenommen wieder, diese Gefahr drohe wirklich, so droht auch sie nicht alsbald und auch nicht plötzlich, sondern als Schlußpunkt einer dahinzielenden Entwicklung. Und auch hier würde das Rentabilitätsinteresse den bedrahten Staat vor einer Katastrophe bewahren. Denn bei Verminderung des Importes von außen, der jetzt die Karnpreise unten hält, würden diese steigen und die jetzt wieder rentable Bodenbebauung von selbst wieder als gewinnbringend in steigendem Maße sich empfehlen. Jedenfalls ergibt aber dia deutsche Wirthschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, daß das gegenwärtige Zuströmen der Kapitalien nicht etwa auf einer das Kapital beherrschenden, inneren Nothwendigkeit beruht, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt des größtmöglichen Vortheils geschieht.

Aber droht denn nicht bei der Fortdauer einer derartig raschen Bevölkerungszunahme, wie sie speziell Europa zeigt, über kurz oder lang ein Mangel an Nahrungsmitteln überhaupt? Jedenfalls droht er eher, wenn wir, um einer befürchteten zukünftigen Gefahr vorzubeugen, zu einer autarkischen Wirthschaftspolitik unvermittelt zurückkehren; wenn wir den Zufluß von außen jetzt uns schon selbst abschneiden. Dagegen bietet die Welt im ganzen noch gar nicht ganz zu übersehende Nahrungsquellen, theils in absolut jungfräulichen Gebieten (Sibirien, Sudan), theils in wirthschaftlich wieder zu erobernden Ländern (Kleinasien, Mesopotanien), theils aber auch in der Intensirung der Bebauung (Rußland). die Vorräthe unsres Planeten reichen für eine selbst rasch sich mehrende Menschenmenge noch auf eine nicht annähernd berechenbare Zeit hinaus. Aber die Zunahme der Bevölkerung selbst steht, wie gerade die letzten Jahrzehnte beweisen, in ursächlichem Zusammenhang mit der steigenden Produktivität der Arbeit; sinkt diese, so nimmt auch die Volkszunahme ab.

Das Facit von Dietzels Betrachtung ist demnach: die Gefahren, die angeblich unsre heutige weltwirthschaftliche Entwicklung heraufbeschwört, werden genau so eine autarkische Volkswirthschaft bedrohen; aber solche Gefahren bestehen nicht. Man sieht, Dietzel gehört zu den Hoffenden, und seine Ausführungen tragen die Form von Beweisen dafür, daß alles so werden muß, wie er es hofft. Aber der Skeptiker, der dem Kampf der Gegner mit Interesse zusieht, glaubt es nicht, daß alles auf Erden sich aus ökonomischen Ursachen erklären lasse. Er macht ein Fragezeichen insbesondere zu dem Satz, daß das Wachsthum der Völker im Grund von der Dividende abhänge, und bewahrt im Busen noch einen Rest von Ehrfurcht vor dem noch lange nicht voll erklärten Walten der Natur. So wenig im einzelnen der Mensch sich immer rasch vermehrt, wenn es ihm gut geht, und langsam oder gar nicht, wenn er Noth leidet (darin unterscheidet er sich vom Karnickel; die Volkswirthschaftler aber haben für den erstgenannten Fall das schöne Wort von der „Konkurrenz der Genüsse“ erfunden), so wenig läßt sich dies von den Völkern sagen. Hier gibt es noch eine dunkle waltende Macht, die die Biologie kennt oder — zu erkennen sucht: die „Lebenskraft“ und vielleicht gibt es noch manch ähnliche Faktoren, die wir nicht kennen und mit denen wir also auch nicht rechnen können, auch bei dem Problem der Weltwirthschaft und Weltpolitik. Wir suchen es zu erforschen; aber lösen können wir es nicht, denn unser Auge ist schwach und dringt nicht in die Zukunft. Und deßhalb hat bei diesem Streit Keiner recht und Keiner unrecht.

Dr. R. Hermann.

Weltliteratur, Goethe und Rich. M. Meyer.

Eine Literaturkritik.

Von Louis P. Betz.

I.

Drohend wetterleuchtet wieder einmal hüben und drüben die Weltliteratur! Schon ertönen banglich warnende Stimmen. Die Völker und die Völkchen flüchten schon längst zum trauten Hort der Heimathkunde. Ihre treuen Hüter sammeln und retten in hastigem Eifer Sprache, Sagen und Lieder ihrer Vorfahren, bevor es zu spät ist, bevor der Riesenpolyp „Weltverkehr“ mit seinen kosmopolitischen Fangarmen umklammert, was einst sprachlich, politisch, literarisch, sittlich und religiös so sauber von einander getrennt war, und mit seinem internationalen Hauch das Aroma, den Erdgeschmack des heimathlichen Gutes vergiftet! —

Hie Weltliteratur, hie Heimathkunst! Hier Revue Européenne, Cosmopolis, Revue Franco-Allemande, Americana-Germanica, Internationale Literaturberichte u. s. w. und dort der „Thürmer“, die „Heimath“, die „Rheinlande“! In Frankreich angloamerikanische Symbolisten, Nietzsche-Schwärmer, Wagner-Enthusiasten und Ibsen-Propheten und in demselben Frankreich die befreiende Losung: Renaissance latine, Ecole Romane; A bas! Die häßlichen, düstern nordischen Eindringlinge! Hoch „le Génie latin“, „l'esprit Gaulois“!

Und draußen im Leben, auf der Straße, im Gewühl der Waffen, dieselben Kontrasterscheinungen: Begeisterter Völkerverbrüderungstaumel, internationale Republik der Wissenschaft und Literatur, utopistische Friedensevangelien, — unter flatternden Tricolarflaggen, einige tausend Schritt von der schwarzumflorten Statue der Stadt Straßburg der Place de la Concorde, mitten in der Pariser Weltausstellung die Klänge der „Wacht am Rhein“ — und dicht daneben und rings umher kraiser, bornirter Jingodünkel, das Geleise des Allerweltschauvinismus, von Militarismus hypnotisirte und berauschte Völker, die brutale, Recht und Freiheit zertretende Gewalt des Imperialismus — das reimt sich wahrlich schwer zusammen, und doch kann sich der Historiker ein Verslein daraus machen.

Auf dem ganzen Erdball — an den Ufern der Themse, der Seine, der Spree nicht minder wie an denen des Hudson und des Jang-tse-kiang finden wir in Politik und Literatur die „Nationalistes“ und „Intellectuels“ — nur Kleidung und Namen sind verschieden. Heftig sind

allenthalben auf allen Gebieten moderner Kulturbewegung extreme Geistesrichtungen — einige nennen sie: Fortschritt und Rückschritt — aneinander gerathen. Auf beiden Seiten kämpfen überzeugte, ehrliche Menschen einen erbitterten Kampf. — Und es werfen die Einen mit Komplimenten wie „internationales Gesindel, Vaterlandsverleugner" oder wenn es gut geht „Phantasten, Weltbürgerutopisten" um sich und die Anderen rufen zurück: „Engherzige Krähwinkel- und Kirchthurmseelen, Hurrah- und Parade-Patrioten".

Zwischen beiden, zwischen denen, die vordem heimathschändenden Kosmopolitismus warnen, und denen, die das beschränkte und streberhafte Stammtisch- und Kriegervereinspießbürgerthum höhnen, stehen die, die da meinen, das alles sei im Grunde gar nichts neues — ja, man könne sich sogar recht gut verständigen, indem man der Zeit, den Verhältnissen und dem Hergebrachten, der Tradition ihre Rechte wahre, das Gute, das von außen kommt, freudig begrüße und bereitwillig aufnehme und das Gute, das die Heimath spendete, hüte und mit kraftvollen Armen vertheidige. Und sie erinnern daran, daß das Seelenleben in der Nation wurzelt, der Geist aber menschliches Gemeingut ist; daß das Herz national schlägt, das Gehirn aber stets international dachte, daß die Gedankenwelt keine Grenzpfähle kennt, daß vor allem die großen, furchtbar ernsten sozialen Probleme rein menschliche und nicht nationale sind. Rückwärts schauen sollen wir, ein Jeder soll zurückblicken in die Kultur und Literatur seines Landes, dem fortwährenden Wandel und Wechsel des menschlichen Gedankens folgen, von Rasse zu Rasse, von Nation zu Nation, über Erdtheile trennende Ozeane — wie er bald hier, bald dort aufleuchtet und dann die Völker mit einem Lichtmeer überfluthet; wie er Jahrhunderte überlebt, niemals ganz erlöscht. Und wer wollte dann nicht einsehen, daß Weltverkehr, Weltpolitik und auch Weltliteratur doch nur neue Namen, nicht aber neue Dinge sind, daß sich die menschliche Kultur nie mit dem Nächstliegenden begnügte? Wer wollte sich den naturwissenschaftlichen Fundamentallehren verschließen, daß es in den großen und kleinen Organismen ohne Wechselwirkung kein Wachsthum gibt, daß Isolirung gleichbedeutend mit Untergang ist? — Die den großen literarischen Strömungen, die sich von Griechenland nach Rom, von Rom nach Paris, dann über den Kanal und über die Vogesen ergossen, gefolgt sind, die von den Triumphen der romanischen und anglo-germanischen Völker, von der internationalen Herrschaft des Humanismus und Renaissance wissen, welcher diejenige des nicht minder internationalen höfischen Ritterthums, mit seiner Lyrik und mit seinem Epos vorausging, die lehren uns, daß es mit dem heutigen Kosmopolitismus nicht halb so schlimm ist, daß keine moderne Nation der anderen etwas schuldig geblieben, daß eine jede die gebende und nehmende gewesen. Sie lehren uns — auf die Gefahr hin, tauben Ohren zu predigen —, daß so eine Nationalliteratur ein gar buntscheckig Ding ist, daß echt und rein national im Grunde nur das Volkslied ist, daß es im Sinne von Unabhängigkeit, selbständigem Werden, isolirter Entwicklung gar keine moderne Nationalliteratur gibt; daß eine jede von Weltstoffen erfüllt ist und nach einander von allen weltliterarischen Strömungen überfluthet wurde. „Aucune littérature moderne nest sortie, pour ainsi parler, de son fonds" — zu dieser Erkenntniß hat sich ein Franzose, der Erzfranzosen einer, Ferd. Brunetière, emporgerafft, dessen ganzer Sinnesart es eher entspräche zu verkünden: Im Anfang war Frankreich ...

Man muß mich also recht verstehen, wenn ich sage, die Weltliteratur wetterleuchtet wieder. Ich meine damit nicht ein momentanes Aufflackern des weltliterarischen Lebens im Gegensatz zum nationalen, ich deute damit nicht auf eine besonders kosmopolitische Aera der einzelnen Literaturen hin, sondern nur darauf, daß wieder einmal das Wesen, die Entstehung und der Gang der Weltliteratur, ihre Beziehungen zur Nationalliteratur in letzter Zeit hervorragende Geister zu beschäftigen beginnen. — Kleinere und ganz kleine Leute, solche die in ihrem Winkel denken, schreiben und wirken, haben diesen Fragen schon seit Jahren ihre Aufmerksamkeit, ja ihre ganze Arbeit gewidmet und sich mit der Methode befaßt, die bei der Erforschung und Darstellung der Weltliteratur, d. h. des internationalen Werdeganges der Literaturen, in Anwendung kommt, mit der Disciplin der vergleichenden Literaturwissenschaft. Es ist durchaus kein Zufall, daß sich diese zuerst in der großen amerikanischen Republik die Universitäten erobert. Ich sage erobert, weil Neuerungen, d. h. Störungen in dem Hergebrachten an Universitäten erst nach langem Kampfe und hartnäckiger Belagerung erobert werden. Seit kurzem gibt es in der berühmtesten und ältesten amerikanischen Hochschule, der „Harvard University", eine besondere Sektion für „Comparative Literature", die würdig befunden wurde, von Professoren geleitet zu werden. Noch zielbewußter und konsequenter ist das „Department of Comparative Literature" des Columbia College in New-York, an dessen Spitze die trefflichen Literarhistoriker G. E. Woodberry und G. E. Spingarn stehen. Frankreich hat seit Jahren wenigstens einen Lehrstuhl für die „Littérature comparée" geschaffen und zwar an der rührigen Lyoner Universität. Ihn hatte Joseph Texte inne, der in diesem Sommer, noch vor Beginn des Kongresses der Histoire comparée — er war der geistige Urheber der Sektion für Littérature comparée — kaum: 35 jährig, sterben mußte. Man hat in Frankreich den Tod dieses aufgeklärtesten, weitsichtigsten französischen Literarhistorikers, der zugleich ein talentvoller Schriftsteller gewesen, kaum beachtet — genau wie damals als der treffliche Emile Montégut starb. Die Universitäten des Landes aber, in dem die Weltliteratur stets von höchster Warte mit gerechtestem Sinn und sicherstem Blick beurtheilt wurde, wo ein Herder wirkte und wo Goethe das Wort Weltliteratur neu prägte, die deutschen Universitäten, die sonst allen Hochschulen der Welt vorauseilten, die stets ein Hort der vergleichenden Sprachforschung waren, sie werden die vergleichende Literaturforschung wohl noch lange antichambriren lassen.

Immerhin sind die Probleme und Theorien der vergleichenden Betrachtung der Weltliteratur wenigstens bis zu den Pforten der Universität gelangt und dadurch, daß sich einige Matadore der Literarhistorik an erster Stelle darüber ausgesprochen, werden sich auch weitere Kreise, die in die Studien von W. Wetz, Posnett, Jos. Texte und Anderer nicht gedrungen, für diese neue Disciplin interessiren. Ueberzeugt sind wir jedenfalls, daß Brunetière's Worte in Frankreich nicht verhallen werden. Er spricht nämlich in seinem Essay „La littérature européenne"[1]) die Hoffnung aus, daß die in Lyon für Jos. Texte neugeschaffene Professur nicht nur nach dessen Tod nicht fallen gelassen werde, sondern daß auch Paris eine solche erhalte. „A des études nouvelles, s'il faut des organes on des moyens d'action nouveaux, le moment n'a jamais été plus propice à la fois et plus urgent de les procurer aux études de littérature comparée."

1) La littérature européenne. Revue des Deux Mondes 15. Sept. 1900 p. 838.

In Deutschland behandelte *Georg Brandes* schon im vergangenen Jahre das Thema „Weltliteratur" in einer Skizze, die er im Auftrag des „Literarischen Echo" (16. Oktober 1899) geschrieben. Größer angelegt und umfassender ist die Studie, die der Berliner Literarhistoriker R. M. *Meyer* unter dem Titel „*Die Weltliteratur und die Gegenwart*" veröffentlichte („Deutsche Rundschau" August 1900) — wollte ich vorgreifen und bevor ich geprüft, meine Kritik in zwei Worten zusammenfassen, könnte ich statt „veröffentlichte" sagen: aus dem Aermel schüttelte. Weil dem in der That so ist, weil ich den genannten Essay sowohl der „Deutschen Rundschau" als auch R. M. Meyers unwürdig erachte und schließlich, weil es eine Ehrensache ist, die Kritik einer Studie, die eine scharfe Beurtheilung herausfordert, dann erst recht nicht zu unterdrücken, wenn wir wissen, daß das große und reichlich verdiente Ansehen des Angegriffenen weit reicht, mag es in Anbetracht des wichtigen Gegenstandes auch einmal angebracht sein, die kritische Sonde an einen Zeitschriftartikel zu legen.

Wir haben uns Alle auf Goethe bezogen und jene allbekannten Aeußerungen seines Alters citirt, wenn wir über „Weltliteratur" schrieben. Nicht nur der Deutsche, auch der Franzose und der Engländer. Daß R. M. Meyer erst recht mit Erörterungen über *Goethe's* „*Weltliteratur-Begriff*" beginnt, ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich jedoch dünkt es uns, daß es gerade ein preisgekrönter Goethe-Biograph sein mußte, der die Bedeutung und die Tendenz der hierauf bezüglichen Worte Goethe's übertrieb, ja geradezu entstellte. — Da ich mit dieser Behauptung so etwas wie eine Majestätsbeleidigung gewagt und da es gewiß nicht gleichgültig ist, in welchem Sinne Goethe von einer Weltliteratur sprach, so sei mir eine etwas eingehende Beweisführung gestattet, und zwar lediglich mit Hülfe von Goethe's eigenen Worten. R. M. Meyer zieht drei Stellen aus Goethe's Werken, resp. Bruchstücke von solchen heran: „Ueberall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von Seiten meiner Freunde aufmerksam machen, *daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist.*" Die zweite lautet: „Diese Zeitschriften (wie die Edinburgh Review), wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; *nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen.*" Und die dritte: „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken." Daß sich diese Behauptung mit der obigen Aeußerung, wo von der ehrenvollen Stelle die Rede, die Deutschland in der allgemeinen Weltliteratur vorbehalten ist, in Widerspruch steht und daß dieser Widerspruch im Grunde nur ein scheinbarer, läßt der Verfasser unerwähnt. Und doch hätte die Klarlegung desselben seine irrige Interpretation verhindern müssen. Aus den angeführten Worten folgert er nämlich: Nach Goethe krystallisirt sich aus den getrennten Tendenzen der verschiedenen Volksindividualtäten, die in beständiger Gährung sich neben und gegen einander bewegen, allmählich eine *neue Tendenz, ein Ganzes van neuer Art* u. s. w. Meyer deutet an, daß sich Goethe's Anschauungen mit denen der Romantiker, die die romantische Poesie als „fortschreitende Universalpoesie" definirten, decken. „Wie aus Orpheus' Ton sich die bisher vereinzelten Steine zu einem Palast zusammenfanden, so sollte der Geist der Menschheit aus den vielen Einzelliedern schließlich die *eine große Symphonie der allumfassenden Weltpoesie schaffen.*" Diese Anschauung aber, die die Goethe'sche sein soll, desselben Goethe, den ee einige Zeilen weiter oben sagen läßt: „nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen auseinander gewahr werden, sich begreifen u. s. w." — diese angebliche Anschauung vermag sich der Verfasser nicht völlig anzueignen. Wir werden später sehen, an welche Weltanschauung er glaubt. Zunächst handelt es sich um Wichtigeres, nämlich um die Goethe's, die R. M. Meyer in ein falsches Licht stellt. Vor allem sei hervorgehoben, daß Goethe stets im Zusammenhang mit der Besprechung ausländischer, französischer und englischer Vermittler fremder Literaturen, meist der deutschen, von einer „Weltliterotur" redet. Bald bringt ihn der „Globe", bald die „Edinburgh Review", bald die „Foreign Quarterly Review", oder dann Ampère, Carlyle, Gérard de Nerval u. s. w. auf dies Thema, das ihn in seinen letzten Jahren in so hohem Maße beschäftigte. Die Idee, von der er immer ausgeht, ist: *literarische Vermittlung.* Die große Anerkennung und die vielfach richtige Würdigung und Auffassung seiner Werke von Seiten bedeutender Franzosen erfüllte ihn mit ganz besonderer Genugthuung, und dies um so mehr, als man in Deutschland, unter Menzels Führung begann, sich wider ihn zu wenden. „Man sah es Goethe an," berichtet Eckermann am 14. März 1830, „daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn beglückte." — Doch dies nur, um das persönliche Moment bei Goethe zu berühren. In erster Linie handelt es sich darum, unsre Kritik der Meyer'schen Interpretation zu belegen, zu beweisen, daß Gothe unter Weltliteratur nicht „ein Ganzes neuer Art", sondern Wechselwirkung zwischen Dichtern und Völkern, ein gegenseitig Kennen- und Achtenlernen, das „Hineinblicken" in die anderen Literaturen versteht; zu beweisen, daß Goethe eine Welt meinte, in der sich die Literaturen beeinflussen und ergänzen, ohne ihre Eigenart einzubüßen; in der durch Völkervermittlung und wechselseitige Anerkennung dem Chauvinismus, dem Knownothingthum, dem Nationalhaß der Boden entzogen wird. Die Weltliteratur, die Goethe herbeiwünscht, ist die, welche zur höchsten Stufe der Kultur führt, wo der Nationalhaß „ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht". Nimmermehr aber ein „Ganzes neuer Art", so etwas wie eine pan-europäische Literatur oder ein sonstig literarisches Volapükunding. Daß er mit Weltliteratur lediglich einen neuen literarischen Weltverkehr meinte, der sich spontaner, bewußter, heilbringender und aufgeklärter gestaltet, als der früherer Perioden, da sich die literarischen Strömungen langsam an Land wälzten, oft eher verheerend als befruchtend, da die Organismen noch nicht stark genug waren, das, was sie meist in Ueberfülle in sich aufnehmen, zu verdauen — dies ergibt sich, wie mir scheinen will, aus folgenden Aeußerungen Goethe's mit zwingender Gewißheit: „Alle Nationen schauen sich um," so fährt er an der ersten von R. M. Meyer citirten Stelle fort, „sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen,

ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen und eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müßen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth ist. . . . Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor anderen Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung. . . ."[2]) „Eine jede Literatur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. . . ." (p. 48 l. c.) Das sinnige Gleichniß zu dem Verse: So war mir's, als ich wundersam — Mein Lied in fremder Sprache vernahm, ist ja allbekannt. „Jede Nation," lesen wir eine Seite weiter (p. 50 l. c.), „hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den anderen unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. . . ." „. . . Die Besonderheiten einer jeden (Nation) muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. — Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit bei. . . ."

So Goethe, der die Menschheit und die Literaturen von der erhabenen Höhe seiner universalen Bildung mit ruhigem sicheren Blick überschaute, den es mit freudiger Genugthuung erfüllte, noch erleben zu können, wie Deutschland durch die Gebr. Schlegel und Ludwig Tieck „Sitz und Organ der Weltliteratur" wurde.

Wie deutet nun R. M. Meyer das Wesen Weltliteratur und was will er ihr zutheilen? Alles was auf dem Gebiete der Literatur allgemeinste Bedeutung hat; — die „Gefühle, Eindrücke, Vorstellungen, an denen wir Alle theil haben" — Stimmen der Völker, die nie verloren gehen — dichterische Schöpfungen, die zuweilen in langen Winterschlaf sinken, aber immer wieder zu neuem Leben erwachen, zum Heil der Menschheit. Er vergleicht die Weltliteratur mit einem „mächtig fließenden Strom, der von Zeit zu Zeit stockt, weil er schmäler wird, selbst einmal unter der Erde fortfließt, um dann mit erneuter Gewalt hervorzubrechen." Und so will er denn in seinem Essay untersuchen, wie breit und wie stark jener Strom in unsern Tagen ist; er will uns den Tönen lauschen helfen, die auf der „gewaltigen Orgel" erklingen, dem Wunderwerke „Weltliteratur", das Jahrtausende und Millionen geschaffen. In dürren Worten ausgedrückt — wenn ich die Goethe'schen Bilder richtig verstanden — der Verfasser will uns zeigen, was in der heutigen Literatur allgegenwärtig, was von dem ewigen Gute der Weltliteratur bis in die Neuzeit hineinragt. Fürwahr! ein Vorwurf, der eines so belesenen und tüchtigen Kopfes würdig ist. Wir wollen sehen, ob ihm die Ausführung gelungen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ch. Th. Unter dem Titel „James Martineau. A Biography and a Study" hat A. W. Jackson M. A. bei Longmans, Green u. Co. in London eine Biographie des großen englischen Theologen herausgegeben. Von biographischen Einzelheiten findet sich in dem Werke wenig neues. Von größerem Interesse sind die Angaben, die der Verfasser über die Theilnahme des Theologen an der Organisation der „Metaphysischen Gesellschaft" und seine Bemühungen um die Bestrebungen derselben zu bieten weiß. Dr. Martineau schrieb im November des Jahres 1869 an Rev. W. R. Alger, den Verfasser des Werkes „History of the Doctrine of a future Life": „Ein Projekt einer ‚Metaphysischen Gesellschaft' — wie ich glaube von Mr. Tennyson stammend — ist hier realisirt worden. Diese Gesellschaft soll der Erforschung der letzten Gründe des intellektuellen, moralischen und religiösen Glaubens dienen. Die Organisation derselben wurde durch den Wunsch nahegelegt, die zerstreuten Vertreter einer theistischen Philosophie von verschiedenen Seiten einander näher zu bringen und ein starkes Element des Widerstandes gegen den Fortschritt des Positivismus und des dogmatischen Materialismus der neueren Wissenschaft zu schaffen. Als ich um meine Theilnahme ersucht wurde, betonte ich, die Nothwendigkeit absoluter Unparteilichkeit dadurch zu wahren, daß man von Anfang an die Hauptvertreter der Oppositionspartei in die Gesellschaft einlud um dieselbe ohne Rückhalt zu einer Gesellschaft für philosophische Forschung, geduldige und unparteiische Vergleichung der Ideen verschiedener, auf gleicher Stufe stehender Männer zu machen. Das Prinzip wurde angenommen und Mill, Bain und Tyndall wurden gebeten, theilzunehmen. . . . Es haben bereits auch Tennyson, Browning, Erzbischof Manning, Ward (der Herausgeber der ultramontanen „Dublin Review"), Dean Stanley, F. D. Maurice, R. H. Hutton, Sir John Lubbock, Knowles (Verfasser der König Arthur-Legende, ein Freund Tennysons), ich glaube auch der Erzbischof von York, Dean Mansel, und der Herzog von Argyll ihre Mitgliedschaft zugesagt." Die Gesellschaft hatte verhältnißmäßig großen Erfolg. Uebrigens trug Dr. Martineau selbst durch seine Schriften viel zur Bekämpfung des immer weiter um sich greifenden Materialismus bei. Die früheste Versammlung der Gesellschaft fand, wie Jackson feststellt, am 2. Juni 1869 und die letzte am 12. Mai 1880 statt. Nach dem ersten Jahre des Bestehens der Gesellschaft kamen die Mitglieder regelmäßig einmal monatlich, mit Ausnahme von August, September und Oktober, zusammen. Während der Sitzungen wurde eine kurze Vorlesung gehalten, auf welche eine Diskussion folgte. Einige der vorgetragenen Themata sind bezeichnend für die Thätigkeit der Gesellschaft. So behandelt z. B. Carpenter „Die Anschauung des gesunden Menschenverstandes über die Kausalität", Prof. Huxley „Die Ansichten von Hume, Kant und Whately über die logische Basis des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele", sowie die Frage der Evidenz des Wunders der Auferstehung, Mr. Martineau die Frage eines „Axioms für Kausalität", Mr. Harrison „Die Relativität der Erkenntniß", Mr. Froude „Die Evidenz", Mr. Clifford „Die wissenschaftliche Basis der Moralität", Kardinal Manning und Mr. Harrison das Thema „Die Seele vor und nach dem Tode". In dem kritischen Theile des Jackson'schen Werkes, der in die Kapitel „The religious teacher" und „The Philosopher of Religion" zerfällt, scheint uns die Wirksamkeit Martineau's zu sehr in den Hintergrund zu treten. Verfasser bietet in demselben mehr eine allgemeine Studie über die Fragen, mit denen sich der philosophische Gelehrte beschäftigte. — Wie berichtet wird, soll demnächst eine größere Biographie Dr. Martineau's, die seine umfangreiche Korrespondenz mit Gelehrten und Schriftstellern enthalten wird, von Prinzipal Drummond und Prof. Upton vom Manchester College in Oxford herausgegeben werden.

G. S. Die öffentlichen Glücksspiele. Von Dr. Rudolf Stegharl. Wien 1899. — Den Freunden volks- und staatswirthschaftlicher Studien sei das vortreffliche Buch auf das wärmste empfohlen. Nachdem uns in der Einleitung in knappen Umrissen ein Bild der Entwicklung der öffentlichen Glücksspiele in den wichtigsten europäischen Staaten gegeben wurde, folgt auf Grund archivalischer, zum erstenmal benutzter Quellen eine ebenso gründliche wie anschauliche Darstellung der Geschichte dieses sonderbarsten aller staatlichen Einkommenszweige in Oesterreich von der ersten Errichtung von Klassenlotterien zugunsten der Orientalischen Kompagnie unter Kaiser Karl VI. im Jahre 1721 bis in die unmittelbare

[2]) Werke; Grote'sche Ausg. II. Aufl. S. 47.

Gegenwart. Was dieser Darstellung einen besonderen Werth verleiht, ist die organische Verbindung der speziellen Erscheinungen mit dem allgemeinen wirthschaftlichen Hintergrund, aus dem sie hervortreten. In dieser Beziehung sind insbesondere die Ausführungen über das Aufblühen des Merkantilismus in Oesterreich, das Inslebentreten der Orientalischen Kompagnie, der Staatsbankerott von 1811 als Vorgeschichte der Ausspielungen von Immobiliargütern rühmend hervorzuheben, welche dem Buche eine weit über den Rahmen des eigentlichen Themas hinausreichende Bedeutung sichern.

Die Klassenlotterien werden, obgleich Oesterreich diese Form der Glücksspiele gegenwärtig nicht kennt, eingehend behandelt und das Für und Wider derselben erörtert. Der Verfasser gelangt hiebei zu dem Schluß, daß zwischen den gemeinschädlichen Wirkungen der Klassenlotterien und denen des Zahlenlottos ein Unterschied der Art nicht bestehe, höchstens des Grades, und daß die vielfach befürwortete Ersetzung des Zahlenlottos durch die Klassenlotterie sich nicht empfehle. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die Gewinnsthoffnung bei der preußischen Klassenlotterie, zumal für die vor der vierten Klasse austretenden Spieler weit geringer ist als beim österreichischen Zahlenlotto, ja sogar geringer, als bei den von allen modernen Glücksspielen die schlechtesten Chancen bietenden Promessenspiele. Eine sorgfältige statistische Bearbeitung des österreichischen Zahlenlottos seit 1787 bis zur Gegenwart, sowie zahlreiche statistische Zusammenstellungen in den anderen Abschnitten, die in den Beilagen noch eine große Bereicherung erfahren, sichern dem Buche auch die Vorzüge dieser wissenschaftlichen Methode. Das Schlußkapitel widmet der Verfasser der Theorie der Glücksspiele, welche in dem positiven Vorschlag gipfelt, durch Schaffung einer Zinsenlotterie an Stelle der sonstigen verderblichen Glücksspiele dem tief in der menschlichen Natur begründeten Spieltriebe Genüge zu thun. Dieser auch schon von anderer Seite wiederholt gemachte Vorschlag ist gewiß der ernstesten Erwägung werth, aber es erscheint a priori wohl sehr zweifelhaft, ob die minimale Gewinnsthoffnung, wie sie eine Zinsenlotterie bieten könnte, dem Bedürfniß der großen Massen der Spielenden eine hinreichende Befriedigung zu gewähren imstande wäre.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** 1. November. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. 1. Hr. Helmert las: Zur Bestimmung kleiner Flächenstücke des Geoids aus Lothabweichungen mit Rücksicht auf Lothkrümmung. Von den verschiedenen Methoden, die Einzelformen des Geoids mit Rücksicht auf die Krümmung der Lothlinien zu bestimmen, erscheint dem Verfasser diejenige am genauesten, welche an die Ergebnisse der astronomischen Nivellements kleine Korrektionen anbringt, deren Ermittelung mit Hülfe der Schwerkraft in gleicher Weise erfolgt wie bei der Reduktion geometrischer Nivellements. Als Nebenresultat ergab sich bei der Entwicklung der Formeln eine strenge Relation zwischen den Ergebnissen geometrischer, trigonometrischer und astronomischer Nivellements. — 2. Hr. Klein überreichte eine Mittheilung des Hrn. Geh. Regierungsrathes Professor M. Bauer in Marburg: Beiträge zur Kenntniß der niederhessischen Basalte, als Bericht über eine mit akademischen Mitteln ausgeführte Untersuchung. (Erscheint später.) Die Arbeit über niederhessische Basalte beschäftigt sich mit der Zusammensetzung, Struktur und Lagerung dieser Gesteine. In letzterer Hinsicht werden Gänge, Kuppen und Ströme besonders betrachtet und ihre Beziehungen zueinander festzustellen versucht. Berücksichtigung findet dann noch der Untergrund und das Alter der Basalte und endlich die Anordnung der primären Basaltkuppen (Eruptionszentren), die im allgemeinen unregelmäßig ist und nicht auf ein Aufsteigen der Laven auf Spalten hinweist. — 3. Hr. van't Hoff übergab ein Exemplar des III. Theils der von Hrn. Dr. R. A. Lehfeldt herausgegebenen englischen Uebersetzung seiner an der hiesigen Universität gehaltenen Vorlesungen über ausgewählte Kapitel der physikalischen Chemie. — Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. 1. Hr. Harnack las: „Zu den Amherst-Papyri." Der Verfasser berichtet über die Bedeutung dieser jüngst publizirten Papyri und untersucht Einzelfragen in Bezug auf das Alter und den Inhalt derselben. — 2. Hr. Vahlen legt eine von dem korrespondirenden Mitglied Hrn. G. N. Hatzidakis in Athen eingesandte Abhandlung über „Umwandlung eines Potentialis in Plusquamperfekt und Perfekt" vor. Verfasser behandelt die Frage, wie aus den alten Ausdrücken ἔχω εἰπεῖν, εἶχον εἰπεῖν, die potentialen Sinn haben, die neugriechischen Perfekt- und Plusquamperfektformen εἶχα εἰπεῖ ἔχω εἰπεῖ entstanden sind. — 3. Hr. Sachau legt im Namen Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat vor: Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung. Eine altmexicanische Bilderhandschrift der Bibliothèque Nationale in Paris. Auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Professor Dr. Eduard Seler. Berlin 1900. — 4. Hr. Erman legte im Auftrage des korrespondirenden Mitgliedes Hrn. F. Ll. Griffith in Ashton u. L. England die von ihm herausgegebenen Bände 7 und 8 der „Archaeological Survey of Egypt" vor: „Beni Hasan IV" und „The mastaba of Ptahhetep and Akhethetep". Ferner überreichte er den dritten Band des Textes und die zweite Lieferung der Supplementtafeln zu „Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien", herausgegeben von Eduard Naville, bearbeitet von Kurt Sethe unter Mitwirkung von Ludwig Borchardt. — 5. Der Vorsitzende legte vor: Inscriptionum Hispaniae christianarum supplementum edidit Aem. Huebner. Berolini 1900.

* Ueber die **Herzog Alfred-Sammlung** der **Veste Coburg** berichtet die „Kunstchronik" in ihrer letzten Nummer folgendes: Den Kennern alter Kunstgläser bot die herzogl. Kunst- und Alterthümer-Sammlung der Veste Coburg bisher schon ein beachtenswerthes Studienmaterial, freilich etwas einseitiger Art, da fast ausschließlich Deutschland mit seinen Erzeugnissen vertreten ist. Fanden sie nun trotzdem Anregung und Belehrung genug, wenn sie ein gelegentlicher Besuch auf die Burg führte, so werden sie künftig wohl eigens zu dem Zweck diese aufsuchen, um eine der besten Glassammlungen — man darf diesen Superlativ ruhig gebrauchen — kennen zu lernen, die es gibt. Diese bedeutende Werthsteigerung ist veranlaßt durch ein wahrhaft fürstliches Geschenk: die Frau Herzogin-Wittwe Maria von Sachsen-Coburg und Gotha, Großfürstin von Rußland, hat die Privat-Gläsersammlung des verstorbenen Herzogs Alfred, die nach dessen Tod ihr gehörte, den Sammlungen der Veste Coburg mit der Bestimmung geschenkt, daß sie unter dem Namen „Herzog Alfred-Sammlung" aufbewahrt und der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werde. Die Sammlung besteht aus rund 1100 Gläsern, d. h. mehr als doppelt so vielen im Vergleich zum bisherigen Bestand. Namentlich sind die Gläser Venedigs in ihren so mannichfachen Techniken vortrefflich vertreten; sie bilden den Schwerpunkt der Sammlung. Die zweite Stelle nehmen dann die mit Schmelzfarben bemalten deutschen Hohlgläser ein, von denen einzelne Stücke vermuthlich die Frage werden lösen helfen, wo denn eigentlich in Deutschland diese Technik zuerst angewandt worden ist. Neben diesen verdienen einige hervorragend schöne Kunckel- und eine Reihe vortrefflicher Schapergläser, sowie die Erzeugnisse der böhmischen und schlesischen Hütten die Aufmerksamkeit des Betrachters und unter den Weingläsern wird er kostbare Seltenheiten finden. Die Niederlande, England, China und der islamitische Orient reihen sich würdig diesen Haupttheilen an, so daß wohl auch ein verwöhnter Betrachter vollauf zufriedengestellt sein wird. Herzog Alfred war ein eifriger Sammler. Neben dem Glas wandte er seine Aufmerksamkeit der Keramik zu. Auch diesen Theil seiner Sammlungen hat die Herzogin-Wittwe Marie der Veste geschenkt. Das Kreussener und sächsische Steinzeug steht hier an Zahl und Bedeutung voran. Aber auch die nassauischen und rheinischen Werkstätten sind sehr gut vertreten. Da nun auch auf diesem Gebiet die Veste bereits einen nicht unwesentlichen Bestand aufzuweisen hatte, so ist auch dieser Zuwachs doppelt willkommen zu heißen. Die „Herzog Alfred-Sammlung" wird von Kennern im ganzen auf einen Werth von fast einer halben Million Mark geschätzt, gewiß ein äußerer Beweis für ihre Bedeutung. Das beste Zeugniß aber wird sie sich selbst geben, sobald sie der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht werden kann.

* **München.** Der ordentliche Professor an der kgl. Universität München Dr. Gustav Bauer wurde vom Schlusse des Wintersemesters 1900/1901 an auf Ansuchen von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen enthoben.

* **Jena.** Dr. Heinrich Immendorff in Bremen ist als Nachfolger Theodor Pfeiffers (jetzt in Breslau) zum Professor für Agrikulturchemie an die hiesige Universität berufen worden. — Die seit zwei Jahren bestehende Thüringische historische Kommission, die aus dem Verein für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde hervorgegangen ist, gedenkt, der „Voss. Ztg.“ zufolge, die Thüringer Stadtrechte herauszugeben, zunächst die von Eisenach und Saalfeld. Zu diesem Zweck hat am 1. November Dr. Devrient von hier die Ordnung des Saalfelder Stadtarchivs begonnen. Archivdirektor Dr. Burkhardt (Weimar) gedenkt die Landtagsakten der Ernestinischen Lande von 1486—1547 herauszugeben.

oem. **Breslau.** Der Assistent am Zoologischen Museum hiesiger Universität Dr. phil. Fritz Römer ist als Kustos der naturwissenschaftlichen Sammlung der Senckenberg-Stiftung nach Frankfurt a. Main berufen worden. — Der kürzlich aus Boston hieher berufene Leiter der Abtheilung für Entwicklungsgeschichte, Prosektor Dr. med. Alfred Schaper, ist zum außerordentlichen Professor in der hiesigen medizinischen Fakultät ernannt worden.

* **Wien.** Am Donnerstag starb hier der Rechtslehrer Hofrath Prof. Friedrich Schuler v. Libloy im 73. Lebensjahre. Der Verblichene war ein gebürtiger Siebenbürger. Nach Absolvirung seiner Rechtsstudien in Wien und in Graz widmete er sich der akademischen Laufbahn. Er wirkte zunächst an der Hermannstädter Rechtsakademie, wo er über protestantisches Kirchenrecht Finanzwissenschaft und siebenbürgische Rechtsgeschichte las. 1875 wurde er bei Errichtung der Czernowitzer Universität an diese Hochschule berufen, wo er den Lehrstuhl für deutsches Recht einnahm und bis zu seiner vor einigen Jahren erfolgten Pensionirung thätig war. 1863 bis 1865 gehörte er auch dem österreichischen Abgeordnetenhause an. Schuler v. Libloy hat die Fachwissenschaft durch eine Reihe von Schriften bereichert, zu denen namentlich Darstellungen der deutschen und speziell der siebenbürgischen Rechtsgeschichte gehören.

* **Aus Oesterreich.** Privatdozent Dr. Victor Wehr wurde zum außerordentlichen Professor der Chirurgie an der Universität Lemberg ernannt.

* **Aus der Schweiz.** Zum ordentlichen Professor für Physik an der Universität Genf ist der „Frkf. Ztg.“ zufolge Hr. C. E. Guye ernannt worden. — Im Jahre 1899/1900 haben sich an der Züricher Hochschule 14 Damen den Doktorhut errungen, und zwar 10 in der medizinischen, 2 in der ersten und 2 in der zweiten Sektion der philosophischen Fakultät.

* **Aus Dänemark.** In Kopenhagen ist der „Köln. Ztg.“ zufolge der Professor der gerichtlichen Medizin an der Kopenhagener Hochschule, Gaedeken, im Alter von 68 Jahren gestorben.

* **Aus Frankreich.** Professor Moissan in Paris, der bisher an der Ecole supérieure de Pharmacie lehrte, wurde, der „Chemikerzeitung“ zufolge, an die Sorbonne berufen.

* **Rom.** Einige wunderbare alte Fresken aus der Zeit von 1298—1300 sind bei Ausbesserungsarbeiten an der alten Kirche Santa Cecilia ans Licht gekommen. Diese Fresken sind das Werk des römischen Malers Pietro Cavallini, eines Nebenbuhlers Giotto's. Das Hauptbild stellt Christus dar, der von vielen Heiligen und Engeln umgeben ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. C. Trunececk: Une nouvelle méthode de traitement des ostéo-arthrites tuberculeuses. Paris, La semaine médicale 1900. — E. v. d. Planitz: Ein Königsmärchen. 6. Aufl. Berlin, Piehler u. Co. — Programm für die Reise-Unternehmungen von Karl Stangens Reise-Bureau 1901. — Professor Dr. J. Weissenbach und Fr. Wolf: Handbuch für die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit in Friedenszeiten. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — E. Fischer: Der deutsche Michel R. Röficke t Prof. Schmoller und die Sozialdemokratie. Berlin, Gose u. Tetzlaff 1900. — Oberst a. D. v. Müller: Will Deutschland die Ostmarken behaupten oder nicht? Ebd. 1900. — Dr. F. Orth: Der Feldbau der Römer; Dr. Th. Hartwig: Schulnachrichten. (Jahresbericht des kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Ostern 1900. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Frauenreiz. 2.—4. Lfg. Wien, Hartleben. — Dr. R. Heine: Die rechte Lebenskunst. (Volkswohl-Schriften, Heft 31.) Dresden, Böhmert 1900. — O. E. Ehlers: Im Osten Asiens. 4. Aufl. Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Literatur 1900. — Dr. M. Preyer: Die Währungs- und Bankreform in den Ver. Staaten von Amerika. (Schriften des Vereins zum Schutze der deutschen Goldwährung. Bd. II.) Berlin, Guttentag 1900. — A. Kellner: Hesperische Bilderbogen. 2 Theile. (Kennst du das Land? Bd. 16 u. 17.) Leipzig, Naumann. — C. W. Th. Fischer: Erzählungen aus Rom. (Da., Bd. 18.) Ebd. — R. Vater: Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1900. — G. M. Hirsch: Neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert? Breslau, Preuß u. Jünger 1900. — Dr. W. Bacher: Ein hebräisch-persisches Wörterbuch aus dem 14. Jahrhundert. Straßburg, Trübner 1900. — *,*: Inwiefern beeinflussen innere Krankheiten den Charakter und welche Ausgaben erwachsen dem Arzt dabei? Freiburg und Leipzig, Speyer u. Kaerner 1900. — Dr. F. A. Forel: Handbuch der Seenkunde. (Bibliothek geographischer Handbücher.) Stuttgart, Engelhorn 1901. — A. Koser: Rudolf von Schwaben. Trauerspiel. München, Jung. — G. D'Annunzio: Feuer. Autoris. Uebers. von M. Gagliardi. 4. und 5. Tausend. München, Langen 1900. — A. Holitscher: Der vergiftete Brunnen. Roman. Ebd. 1900. — F. Wedekind: Marquis von Keith. Schauspiel. Ebd. 1900. — B. Lie: Ein Sturmvogel. Roman. Ebd. 1900. — J. Case: Liebesgeplänkel. Zwei Novellen. Ebd. 1900. — A. France: Das rothe Ei. Ebd. 1900. — P. Langhans: Verkehrskarte von Europa. Gotha, Perthes 1900. — A. Achleitner: Bergrichters Erdenwallen. Berlin, Schall. — B. v. Simson: Eduard v. Simson. Leipzig, Hirzel 1900. — H. v. Fallersleben: Unsre volksthümlichen Lieder. 4. Aufl. Leipzig, Engelmann 1900. — C. Thun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Lieferung 5 und 6. Jena, Fischer 1900. — Jungbrunnen: Die Gänsemagd. Der Eisenhans. — E. Escherich: Lieder der Minnesänger. — Vom dummen Teufel. Berlin, Fischer u. Franke. — Cäcilie Wenzel: Ratiputzli. Ein Weihnachtsmärchen. Ebd. — Dr. A. Matthias: Aus Schule und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. München, Beck 1901. — Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel. 1. Jahrg. Heft 1. München, Helbing. — Dr. F. Bolte: Die Nautik in elementarer Behandlung. Stuttgart, Maier 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 12. November. Nummer 259.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Weltliteratur, Goethe und Rich. M. Meyer.

Eine Literaturkritik.

Von Louis P. Betz.

II.

Den ersten Klängen des Orgelwunderwerkes nachforschend, beginnt Meyer mit der Urpoesie, die Müllenhoff die chorische Poesie genannt. Diese primitive Kunst der uralten Naturvölker, in der Lyrik und Drama, Epos und Musik noch ungeschieden waren, in Verbindung zu bringen mit dem was Richard Wagner zu erreichen suchte, nämlich „Poesie, Musik und Tanz in Eins zusammenzufassen“ und zu sagen, „dieser gemeinsamen Grundlage aller Literatur scheint wieder zu entsprechen, was Vielen heute als Gipfel der Kunst gilt“, dies kommt doch nur auf ein geistreiches Spiel der Phantasie heraus. Von den Tongemälden Wagners geleitet auch nicht der engste Pfad zurück zu jenen ersten Aeußerungen der Freude und des Schmerzes unsrer Urahnen, an deren Fortleben in den Schöpfungen des Dichterkomponisten ja auch Meyer nicht glaubt. Auch von dem Morgenlande der alten ägyptischen und arabischen Poesie führt keine breite literarische Straße bis zur Gegenwart; „in dem Zentrum der heut mächtigen Weltliteratur,“ sagt Meyer, „in ihrem eigentlichen Körper sind diese orientalischen Einflüsse, für den Moment wenigstens, unwichtig, wie schmückende Arabesken am Rand eines tiefernsten Buches“. Dies, wie so vieles andere, ist hübsch gesagt und geistreich — aber zum mindesten irreführend. Die Poesie des Orients steckt im innersten Mark der Weltliteratur, der heutigen so gut wie der von gestern, und was wir unsern Kindern heute noch zuerst zu lesen geben, das Märchen und — die Bibel, ist doch orientalische Literatur. Lesen wir doch auch einige Zeilen weiter oben (was zum A-B-C der vergleichenden Literaturgeschichte gehört), daß das morgenländische Märchen „die Erzählungsliteratur des Abendlandes im ganzen Mittelalter gespeist“, nicht nur das Epos und den Roman, sondern auch ganz besonders das „Fabliau“. Nun will ja Meyer freilich nur von der „Weltliteratur und der Gegenwart“ reden und die hat allerdings die morgenländische Poesie als eine schon lange nationalisirte vorgefunden, bei der nur die Gewandung zuweilen an die orientalische Herkunft erinnert — aber gleich darauf spürt Meyer den sprachlichen Einfluß der hl. Schrift nicht nur in der Gegenwart noch, sondern er skizzirt ihn in gut gezeichneten Linien von Luther bis Arno Holz, wobei ich freilich nicht einsehe, warum die religiöse und literarische Macht der Bibel, von den Mysterien des Mittelalters bis zum Passionsspiel in Oberammergau und den mystères des Chat noir in Montmartre, wo die katholische Mystik literarisch neu geboren wurde, einfach übergangen wird. Ob sich Arno Holz direkt an Walt Whitman, der die biblische Sprache in die moderne Poesie eingeführt, anlehnt und nicht einigen französischen Dichtern der sogenannten Décadence, weit näher steht, mag hier unerörtert bleiben. Thatsache ist, daß Arno Holz und Joh. Schlaf formal stark von der Bibel beeinflußt sind und deßgleichen, daß Schöpfungen Ibsens, Björnsons, Hauptmanns (ich meine auch Max Halbe's), ebenso wie die der modernen Mystiker Strindberg, Huysmans, Hansson von der religiösen Poesie des Alten und Neuen Testaments erfüllt sind, „jener noch heute lebendigen, nicht verwitternden, unerschütterlichen Grundmacht in der Weltliteratur der Gegenwart“. Meyer hätte vielleicht noch der Renan, Baudelaire, Villiers de l'Isle-Adam, Barbey d'Aurévilly, Péladan, vor allem Paul Verlaine's gedenken können und nimmermehr Tolstoi vergessen sollen, sintemalen die Offenbarungen der mystischen Schönheiten der Bibel in der Neuzeit (seit Milton) über England, Frankreich, Amerika und Schweden und Rußland nach Deutschland gelangten. Solcherlei gehört zur Gegenwart und zur Weltliteratur erst recht.

Eingehend wird dann der Einfluß des „granitenen Fundaments“ der europäischen Literatur, der Antike, behandelt, besonders der Griechenlands, dem wir unser Schönheitsideal danken. Meyer konstatirt in der Literatur der Gegenwart ein Steigen des antiken Einflusses. Es sei die Antike wieder Erlebniß geworden. Da das Hellenenthum Stephan George's hervorgehoben wird, hätten hier, als typische Erscheinungen, da Meyer sonst nicht mit Namen geizt, des Verfassers Namensvetter Hans Georg und Karl Spitteler wohl auch genannt werden können. Hier wie des öfteren anderwärts, zieht Meyer übrigens nur die Gegenwart der deutschen Literatur in den Bereich seiner Betrachtungen. Die anderen gehören doch auch zur Weltliteratur, z. B. die, in welcher sich ein Leconte de Lisle und P. Louys, ein jeder nach seiner Art, an das Hellenenthum anlehnten. Meyer hebt hervor, daß die formale Kunst der deutschen impressionistischen Lyriker, die er etwas von oben herab behandelt, an die Literatur der römischen Verfallzeit erinnere — eine Parallele, die ja nicht neu ist. Die Lehrmeister der Arno Holz, Joh. Schlaf, Richard Dehmel sind die französischen Verstechniker vom Schlage Stéphane Mallarmé's.

Meyer streift hierauf die Literatur des Mittelalters; auch eine Weltliteratur, eine Universalpoesie, wie die Klassiker des Alterthums eine für die Kulturwelt jener Tage gewesen. Nur, sagt Meyer, handelt es sich hier nicht um bestimmte Dichter, sondern um bestimmte Stoffe, nicht um einzelne Werke, sondern um allgemein verbreitete Auffassungen. Hier, glaube ich, wäre es am Platze gewesen, etwa folgendes zu sagen: Im Mittelalter

übernimmt Frankreich — die Provence und der Norden — als erste moderne Literaturmacht die Führung. Es beherrscht damals die Weltliteratur noch ausschließlicher als während des Grand siècle und nach demselben. Von Frankreich aus verbreitet sich die Poesie des Ritterthums, die Lyrik und das Epos über ganz Europa. Von dort aus drangen die von ihr aufgenommenen und verarbeiteten Stoffe des Mittelalters in alle Lande. Dann trat Italien an die Spitze der Weltliteratur und damit wäre die literarhistorisch und chronologisch gegebene Brücke geschlagen, die zu Dante, dem ersten Weltpoeten der Neuzeit, führt. Denn daß Deutschlands erster großer Sänger, Walther von der Vogelweide, „als Fürsprecher deutschen Wesens" in Bozen steht „und gleichsam den großen Vertreter italienischer Dichtung zum Wettkampf herausfordert", ist doch eines jener jeglichen inneren Logik baren Uebergangskunststücke, über die wir in Meyers „Literaturgeschichte" so oft straucheln. Mancherlei Einleuchtendes weiß uns Meyer dagegen über Dante's Verhältniß zur Weltliteratur zu sagen. Nur scheint mir ein Widerspruch in der Behauptung zu liegen: „Dante wird schwerlich werden, was er nie gewesen, ein lebendiger Faktor in der deutschen Poesie", und ferner: „Außerhalb Italiens ist Dante's große Gestalt immer nur mit ehrfürchtigem Schauer aus der Ferne betrachtet worden," — nachdem wir einige Zeilen weiter oben erfahren, es sei kein Dichter der Welt zu nennen, „dessen Macht fast vom ersten Tage an so ungebrochen bestanden hätte wie die seine". Einsame, erhobene Größe an Stelle von Macht, — dann verstehen wir uns. Nach Dante werden Petrarca, Boccaccio, die nun wirklich eine Macht im Sinne von „Einfluß" waren, mit wenigen Worten abgethan. Wahrscheinlich weil sie die deutsche Literatur meist auf indirektem Wege erreichten. Die spärlichen Angaben, die der „künstlerisch-poetischen Gabe" gewidmet sind, die wir heute England und Spanien, resp. Shakespeare und Cervantes danken, und die die klassische Tragödie der Franzosen uns hinterlassen, sind doch in ihrer aphoristischen Knappheit allzu mager ausgefallen im Vergleich zu den seitenlangen Erörterungen, die vorausgehen. Wir stimmen mit Meyer vollständig überein, wenn er eine Lanze für die, seit Lessings sehr zeitgemäßem Kampfe unterschätzte französische Tragödie bricht; nicht aber, wenn er von Rostand sagt, er nähere sich der alten Art des klassischen französischen Dramas. Rostand tritt in die Fußstapfen Victor Hugo's und der Romantiker und erinnert nur insofern an Corneille — an Racine gar nicht — als auch schon in dem Dichter des „Cid" ein gut Stück Romantik stak.

Es wird im weiteren kurz des modernen Einflusses von Molière und der dramatischen Dichtung Spaniens gedacht, des Landes, das Meyer witzig eine pensionirte Großmacht nennt. Nur in dem Medium der spanischen Einflüsse auf die Romantik und auf Grillparzer mache das Drama der Calderon und Lope und die spanische Literatur überhaupt außer dem „Don Quixote" noch Anspruch, in der lebenden Weltliteratur mit zu gelten. Ob in einem solchen Ueberblick nicht auch dem Amadis Romane und dem „Roman picaresque" (Schelmenromane), die beide zu den kindergesegnetsten Wanderern der Weltliteratur gehören, und die auch allerorts mit literarischen Urenkelchen mit echtem Stammbaum aufwarten können, eine kleine Reverenz gebührte?

Nun, da Meyer untersucht, „was an neuerer Literatur zu der Weltliteratur der Gegenwart zu zählen ist," wäre wohl chronologisch und sachlich das Jahrhundert der P. Bayle, Leibniz, Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Diderot an der Reihe gewesen, das Jahrhundert, das dem folgenden, dem unsrigen, die Aufklärung und Geistesfreiheit vermacht und die Romantik vorbereitet. Oder sollte von alledem in der „Gegenwart" gar nichts übrig geblieben, Voltaire's Riesenarbeit, die Locke-Newton in die Weltliteratur eingeführt, spurlos verwischt sein? Bei Meyer gelangen wir aber zuerst zu Goethe und Schiller und dann zu Lessing und Heine, deren aktuelle Wirksamkeit und Werth geprüft werden. Goethe gilt ihm in der Gegenwart als Mittelpunkt der Weltliteratur: „von ihm aus orientiren wir uns." Möge dies in Deutschland thatsächlich der Fall sein! Aber gerade für Jung-Frankreich, von dem Meyer sagt, es ehre den Altmeister als den Größten der Neueren, bedeutet Goethe lange nicht mehr das, was der Auteur de Werther und du Faust einst der Romantik war. Die Moderne Frankreichs ehrt als den Größten der Neueren Richard Wagner. Dies ist der Name der größten modernen künstlerischen Macht in der Weltliteratur. Nebenbei sei erwähnt, daß die literarisch bedeutenden und typischen Widersacher Goethe's in Frankreich, die französischen Wolfg. Menzel und Börne, nicht Edouard Rod (dessen Goethe-Buch übrigens gar nicht so gemeingefährlich ist) und Emile Faguet sind, sondern Barbey d'Aurévilly unter den Dichtern und Edm. Schérer unter den Kritikern.

Jetzt erst behandelt Meyer den Einfluß der französischen Literatur der neueren Zeit (des 18. und 19. Jahrhunderts): „Länger und stärker als irgend eine Literatur seit der Antike die Weltpoesie beherrscht". Gegenwärtig aber habe sie das Scepter an die germanischen Mächte abtreten müssen. Ohne Zweifel. Aber einen Marschallstab führt sie noch, wenn ich nicht irre — ihr Roman ist doch immer noch oben an. Und hat nicht Taine in Deutschland Schule gemacht? Wie lange ist es her, daß Hr. Bulthaupt seinen entrüsteten Warnruf „Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne" veröffentlichte? Sehr beredt ist auch in unsern Tagen das Repertoire der Berliner und Wiener Theater. Von dem, was die deutsche Décadence aus dem Montmartre importirte, gar nicht zu reden.

Für das historische Verständniß der neueren Romantechnik seien der „Abbé Prevost und Mérimée, Diderot und Flaubert, Lesage und Zola" — den Sinn dieser Zusammenstellung vermag ich nicht zu ergründen — unentbehrlich. Auch Maupassant, Daudets Sapho (warum nicht gar!) und manches von Anatole France könne klassisch bleiben — zur Weltliteratur werde man es wohl doch nicht zuzählen dürfen. Nein, bloß zur Literatur, die alle Welt, der Gegenwart nämlich, liest. Daß die Romane Dumas père und Stendhal bei diesem willkürlichen Durchsieben nicht zurückgeblieben, daß Dumas fils, der in der Geschichte des modernen Romans eine Epoche bedeutet und einen neuen Typus geschaffen, übersprungen u. s. w., dafür lassen sich Gründe finden, wenn auch keine stichhaltigen. Wie soll man sich aber das Fehlen Balzacs erklären? — Es sollte doch einmal ein Franzose einen Aufsatz über „Weltliteratur und Gegenwart" schreiben und Gottfried Keller übergehen!

Nachdem Meyer noch England herangezogen, der Weltmacht des „schottischen Zauberers" Walter Scott und des Meisters des humoristischen Romans, Charles Dickens, Erwähnung gethan — die Anderen, George Eliot und Thackeray z. B. seien keine europäischen Mächte geworden und hätten auch keine Aussicht es zu werden — eilt er hastig dem Ende zu. Für die Weltliteratur die uns, der Gegenwart, am nächsten liegt, hat er nur Namen: Tolstoi, Dostojewski, „vielleicht auch" Turgenjew, Ibsen; „wohl auch" Jens Peter Jacobsen,

„möglicherweise noch Björnson und Strindberg gehören zur Weltliteratur der Gegenwart“. Für Nordamerika will er noch die „zweifelhaften“ Namen Bret Harte und Mark Twain gelten lassen. „Zweifelhaft“ sind diese Namen in Bezug auf weltliterarische Bedeutung nur im Vergleich mit einer Reihe von Amerikanern der verschiedensten Geistesrichtung, die vor allem im Ausland das größte Ansehen genießen und einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt — ich meine F. Cooper, Edgar Allan Poe, Walt Whitmann und vor Allen den herrlichen Ralf Waldo Emmerson — die für Meyer neben Jacobsen und Strindberg keine Existenzberechtigung in der Weltliteratur haben. Klipp und klar erklärt er uns, daß „die Kandidatenliste für diesmal als abgeschlossen gilt, „ob auch Andere noch manchen Namen nennen mögen, für den ich, bedauernd aber nicht, eine bleibende Fortwirkung nicht erwarten kann“. R. M. Meyer spielt zum Schluß auf seiner Weltorgel noch Zukunftsmusik. Diese apodiktischen Schiedsprüche ohne Appell und Pardon könnten bei einem Manne der Wissenschaft empören, wenn sie nicht komisch wären.

Meyer, der nun mit seiner weltliterarischen Abrechnung fertig ist, kommt noch auf den Artikel „Weltliteratur“ zu sprechen, den George Brandes im „Literarischen Echo“ veröffentlicht. Er verwirft die Auffassung des Dänen — und zwar mit Recht — der u. a. behauptet, alles, was sich direkt an die Menschheit wende und die ganze Menschheit bereichere — also z. B. was Pasteur, Bunsen, Stanley und Nansen geschrieben, d. h. die Schriften „naturwissenschaftlicher Entdecker und Erfinder“, das gehöre in die Weltliteratur. Wir stimmen mit Meyer überein, daß gelehrte Werke berühmter Denker und Forscher nur dann in die Weltliteratur gehören, wenn sie eine Probe ihrer literarischen Bedeutung abgelegt haben, einmal literarisch epochemachend gewesen, nicht aber, wenn er verlangt, daß ihnen eine „dauernde literarische Wirkung“ innewohne. Wenn dies eine conditio sine qua non ist, dann möchte ich wohl wissen, wie viele der von Meyer genannten Namen zur Weltliteratur gehören! Buffon z. B. will er den Zutritt verweigern, den er zuvor Strindberg — immerhin zögernd — gestattet. Literarische Bedeutung, erklärt Meyer, hätten nur die Schriften der Philosophen und Moralisten, die er allerdings nur dank der Dazwischenkunft von Brandes erwähnt. „Sie bilden nämlich,“ sagt er, „eine Weltliteratur für sich, die gewissermaßen wie eine kleine Kugel im Innern der größeren Weltliteratur um die eigene Achse rotirt“, und weiter unten: „Nationale Bedeutung erlangen sie nicht (dann gehören sie doch erst recht zur Weltliteratur!) aber doch nur durch ihre Lehre, nicht, wie die Dichter und selbst die Historiker u. s. w.“ Bei dieser Trennung müssen folgerichtig eine ganze Anzahl großer Geister, die Dichter und Philosophen waren, in zwei Kugeln rotiren, Voltaire und Goethe u. A. Daß die Kant, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Lessing, Herder, Schiller ꝛc. (als Philosophen und Moralisten) nicht in erster Linie nationales Gut des Landes der Denker sind, muß ich einem so kompetenten Fachmann wohl oder übel glauben; wer aber beispielsweise in der französischen Literaturgeschichte nur halb so gut Bescheid weiß, wie Meyer in der deutschen, der wird „Holà“ ausrufen, wenn man ihm zu glauben zumuthet, daß Frankreichs Philosophen und Moralisten und Aphoristiker abseits vom nationalliterarischen Leben ihrer Heimath stehen, nur durch ihre Lehren nationale Bedeutung haben; er wird „Holà“ rufen, denn er weiß, daß ihre Werke, inhaltlich und in Bezug auf die Form, d. h. rein künstlerisch in Fleisch und Blut der französischen Literatur eingedrungen.

Kurz, überall die deutlichsten Beweise, daß Meyer eines der schwierigsten literarischen Themata auf die leichte Schulter genommen. Ich glaube, daß Meyer der Mann dazu ist, eine solche Aufgabe zu bewältigen; deßwegen haben wir uns mit seinem Essay befaßt. Und weil es weder in wissenschaftlicher, noch in künstlerischer Hinsicht genügt, hat eben Meyer nicht das geleistet, was wir von ihm erwarten dürfen. Es hat vor allem kein Rückgrat; die Idee, von der die Studie getragen ist oder sein soll, ist verfehlt und konnte daher nicht konsequent durchgeführt, einheitlich und folgerichtig aufgebaut werden. Meyer ist ein literarischer „Organist“, der sein Können des öfteren bewährt; diesmal hat er der gewaltigen Orgel der Weltliteratur zuweilen wohl schöne Accorde entlockt, im ganzen aber gehudelt und oft daneben gegriffen und getreten.

Meyer beabsichtigte offenbar, nur von der unmittelbaren Wirkung der Weltliteratur zu reden, von der, die zur Gegenwart in deutlich erkennbarer Beziehung steht, von ihren Spuren, die sich auf der Oberfläche nachweisen lassen, und sah sich dann gezwungen, auf Schritt und Tritt zurückzuschauen und daran zu erinnern, was sich die Literatur im Laufe der Jahrhunderte gegenseitig gegeben und genommen, was die Einzelliteraturen an internationalem Gute längst verarbeitet — und so sprengte die Stoffesfülle den Rahmen. Eine Sturmfluth von Ideen und Namen brach aus der Bresche hervor, in der der leitende Gedanke ertrank.

Gern will ich schließlich bekennen, daß dieser kritische Gang allzu lang ausgefallen. Gegen den Vorwurf aber, den man etwa in das bekannte geflügelte Wort des unbekannten Atheisten Desbarreaux „Voilà bien du bruit pour une omelette“ kleiden sollte, lege ich im voraus Verwahrung ein — denn er trifft weder auf die Weltliteratur noch auf Richard M. Meyer zu. Diese versöhnende Schlußnote hat der Genannte allerdings nicht nöthig und mir, dem alle Götter gnädig seien, wird sie nach all dem Vorausgegangenen nichts nützen. Aber gerade deßwegen wollte ich sie nicht unterdrücken.

Die Luftschiffahrt im Dienste der Meteorologie.

Als einer der erfolgreichsten Schritte auf dem Pfade der Wissenschaft muß es bezeichnet werden, den himmelanstürmenden Gasball der Erforschung der Zustände der Atmosphäre dienstbar gemacht zu haben, ist doch die Lufthülle, die unsre Erde allseitig umgibt, nicht nur die Vorbedingung alles Seins auf derselben, sondern auch der Schauplatz gewaltiger Vorgänge. Aus diesen Gründen ist es erklärlich, daß man schon frühzeitig begann, sich mit diesen Erscheinungen zu beschäftigen. Allerdings war man anfangs nur darauf angewiesen, die unteren Luftschichten zu erforschen, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten geblieben, festzustellen, daß diese Ergebnisse doch nur ein Kleines sind gegenüber dem großen Geschehen im gesammten Luftmeere. Obwohl nach der Erfindung des Barometers und der daran geknüpften Folgerung, daß die Luft ein „schwerer Körper“ sei, und nach der Besteigung des Puy de Dome durch Périer, die den Beweis erbrachte, daß das Barometer auf dem Berge einen niedrigeren Stand zeigt als in tieferen Lagen, zu erwarten war, daß sich das Interesse der Gelehrten mehr und mehr der Erforschung der höheren Luftschichten zuwenden würde, unterblieb dies wegen der im vorigen Jahrhundert noch vorhandenen schwierigen Zugänglichkeit hoher Berge. Der Erste, der es unternahm, den Gefahren der Bergbesteigung die Stirne zu bieten, war der Genfer Physiker Saussure, der im Jahre 1780 die Vor-

bereitungen zu seiner wissenschaftlichen Expedition auf den Mont-blanc begann, sie aber erst sieben Jahre später zur Ausführung bringen konnte. In diese Zeit (1783) fiel bereits die Erfindung des Luftballons. Auch erkannte man sofort den Werth dieses Fahrzeuges für die Erforschung der höheren Atmosphärenschichten; kein Geringerer, als der berühmte Lavoisier war es, der 1784 nach dem ersten Aufstieg des Erfinders des Gasballons (Charles) am 1. Dezember 1783, im Namen der Pariser Akademie ein Programm für wissenschaftliche Luftfahrten aufstellte.

Nach dem Vorgange von Charles führten alle Luftschiffer der ersten Zeit Barometer und Thermometer und meist auch Hygrometer bei ihren Fahrten mit sich, doch waren die unvollkommenen Apparate jener Zeit nur wenig geeignet, ein getreues Bild der athmosphärischen Vorgänge zu liefern.

Die von den Franzosen Gay, Lussac und Biot, sowie Barral und Bixio u. A. ausgeführten Fahrten gelten wohl als eine Bereicherung des Wissensschatzes, konnten aber nur in beschränktem Maße dazu beitragen, das tiefe Verständniß für Ballonfahrten zu fördern. Eine Bedeutung gewannen die Beobachtungen im Luftballon erst, als man anfing, den ursächlichen Zusammenhang der atmosphärischen Vorgänge zu erforschen, sie auf die physikalischen Grundgesetze zurückzuführen. Von dem Augenblicke an, wo man erkannt hatte, welche grundverschiedene Rolle die auf- und absteigenden Luftströme spielen und welche einschneidende Bedeutung für Meteorologie und Klimatologie den vertikalen Luftbewegungen zukommt, mußte es als eine Aufgabe ersten Ranges erscheinen, diese Ströme auf ihren Wegen zu begleiten und ihr Verhalten oben und unten durch Beobachtungen ziffernmäßig festzustellen.

Während daher der strengen Lösung der Aufgabe Lavoisiers, den Luftballon der Wissenschaft dienstbar zu machen erhebliche Schwierigkeiten in den Weg traten, gingen dann in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Engländer daran, die Erforschung der Luft mittels Luftballons auf neuer Grundlage wieder aufzunehmen. An Stelle der bisher gelegentlichen Experimente setzten sie die methodische Untersuchung und führten diese mit Klarheit und Verständniß aus. Jahrzehnte hindurch galten deren Ergebnisse als gesicherte, obwohl sie manchen inzwischen zur Herrschaft gelangten Anschauungen in wichtigen Punkten nicht entsprachen. Diese Erwägungen, sowie die Schaffung neuer Beobachtungsmittel gaben Veranlassung zur Vornahme von Nachprüfungen, an welche Aufgabe im Jahre 1888 die Deutschen herantraten, wobei die nochmalige, von der von Welsh gänzlich unabhängige Erfindung des sogenannten Aspirations-Thermometers durch Professor Dr. Aßmann den Ausgangspunkt für die Wiederaufnahme der seit Welsh und Glaisher nirgends methodisch fortgeführten wissenschaftlichen Luftfahrten bildete. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß Welsh, der das genannte Instrument zuerst erfand, eine strenge experimentelle Prüfung desselben unterlassen hat. Deßhalb ist das, was die beiden vorgenannten Forscher mit Einsetzung ihres Lebens und außerordentlichem Fleiß erreicht, im Lichte der neueren Forschung leider so gut wie werthlos.

Bei der Konstruktion des neuen Aspirationspsychrometers war dessen Erfinder jedoch auf gewisse Schwierigkeiten gestoßen, die sich in der vollen Ausnützung des als zweckentsprechend erkannten Prinzips dieses Apparates in den Weg stellten und denen er mangels eines geeigneten Laboratoriums nicht gut Herr zu werden vermochte. Da bot sich ihm denn in der Person des Herrn v. Siegsfeld ein ebenso hülfsbereiter, wie technisch gewandter und erfahrener Bundesgenosse dar, und es entsproß aus dieser mit großen Opfern an Zeit, Mühe und Geld, thätigen Arbeitsgemeinschaft gar bald das von seinen Mängeln befreite und in eine handliche Form gebrachte Aspirationspsychrometer. Mit ihm wurde aber gleichzeitig auch der Plan geboren, mit seiner Hülfe eine neue Aera der wissenschaftlichen Luftfahrten zu eröffnen, die das von Welsh und Glaisher offenbar zu früh abgebrochene oder als erledigt betrachtete Programm weuerführen sollten.

Ein Stab von muthigen, für ihre große Aufgabe begeisterten Gelehrten unterzog sich in der Folge mit dem Erfinder des neuen, überall dort, wo wissenschaftliche Luftfahrten unternommen werden, zur Anwendung gelangenden Instrumentes, der Nachprüfung der älteren Ergebnisse und erbrachten dabei den Beweis dafür, daß die Theorie der neuen Methode in allen Punkten richtig ist. Als eine fernere, nicht verdienstlose Folge dieser Experimente ergab sich die Wiederbelebung des bis dahin überall schlummernden Interesses an der Erforschung höherer Luftschichten und die damit verbundene Gründung neuer Luftschiffvereine, die nach dem Muster des in Berlin seit dem Jahre 1881 thätigen Vereins in München, Straßburg, sowie auch in anderen Ländern der Erde entstanden.

Die Entwicklung der neueren wissenschaftlichen Luftfahrten findet sich in einem von der gesammten Welt mit Spannung erwarteten und soeben erschienenen, drei große Quartbände umfassenden Werke[1]) niedergelegt, in welchem gleichzeitig dem „Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin" ein ehrendes Denkmal gesetzt worden ist. Einen Einblick in die Bedeutung des in diesem Werke niedergelegten Materials für die Physik der Atmosphäre gewährt in konzentrirter Form das meisterhaft geschriebene letzte Kapitel des hochangesehenen Direktors des königlich preußischen Meteorologischen Instituts, W. v. Bezold, das als „Theoretische Schlußbetrachtungen" bezeichnet ist. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm II. war es, der als ein stets bereiter Förderer aller wissenschaftlichen Unternehmungen dem großen Werke seine weitgehende Unterstützung zutheil werden ließ und es dadurch auf eine Höhe hob, die bis dahin nirgends erreicht worden war, und der seiner Werthschätzung des hiebei Geleisteten durch huldvolle Annahme der Widmung den ehrendsten Ausdruck gegeben hat.

Das Verdienst, die ersten für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Luftfahrten in Berlin zur Ausführung gebracht zu haben, gebührt Herrn Dr. Jeserich; ihm folgten der Artillerie-Leutnant Moedebeck, der den wissenschaftlichen Bestrebungen des Berliner Vereins besonders förderlich wurde, ferner nahmen die Herren Major Buchholz, Dr. Kremser, Premier-Leutnant v. Tschudi, Groß und v. Hagen II. ebenfalls wissenschaftliche Beobachtungen in Angriff. Die erste Anwendung des Aßmann'schen Instrumentes bei einer Freifahrt ist Herrn Leutnant Moedebeck zu danken, die ersten Beobachtungen indeß, die veröffentlicht worden sind, wurden von Leutnant Groß am 21. Januar 1888 ausgeführt. Auf Grund derselben gewann Herr v. Bezold die erste Stütze für seine auf theoretischen Erwägungen aufgebaute Hypothese, daß der für die Verdunstung der Wolkenelemente erforderliche Wärmeverbrauch zu einer starken Temperaturerniedrigung an oder unmittelbar unter der Wolkenoberfläche Veranlassung geben müsse.

Da nunmehr der „wissenschaftliche Zug" im Berliner Vereine immer mehr zum Durchbruch gelangte und nach Thaten drängte, faßte Herr v. Siegsfeld im Anfange des Jahres 1888 den Plan, auf eigene Kosten einen großen Ballon zu erbauen und mit diesem zunächst ihr „wissenschaftliche" Luftfahrten im strengsten Sinne auszuführen. Die erste Auffahrt mit dem Ballon, der den Namen „Herder" trug, fand am 23. Juni 1888 statt und erbrachte ein über Erwarten günstiges Ergebniß. Da aber bald darauf Herr v. Siegsfeld seinen Wohnort von Berlin nach Bayern verlegte und man infolgedessen in Berlin nicht ohne einen gewissen Neid sehen mußte, wie der auf die Anregungen und Vorarbeiten des Berliner Vereins hin gebaute Ballon und sein Besitzer den gleichstrebenden Söhnen der schönen Isarstadt die Lorberen pflückte, wandten sich die Berliner, deren

[1]) „Wissenschaftliche Luftfahrten", ausgeführt vom Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin. Unter Mitwirkung von O. Baschin, W. v. Bezold, R. Börnstein, H. Groß, V. Kremser, H. Stade und R. Süring. Herausgegeben von Richard Aßmann und Arthur Berson. In drei Bänden. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.)

Vereinsmittel damals noch recht unzulängliche waren, an eine Anzahl wohlhabender Freunde der Wissenschaft, durch deren Unterstützung es möglich wurde, einen Fesselballon („Meteor“) zu erbauen, mittelst dessen weitere Forschungen vorgenommen werden konnten.

Da aber die Verwendbarkeit des kugelförmigen Fesselballons überhaupt eine durch die Windstärke außerordentlich eingeschränkte ist und der Untersuchung mittelst desselben deßhalb nur alle diejenigen Wetterlagen unterworfen werden können, welche mit ganz schwacher Luftbewegung verbunden sind, ergab sich die Nothwendigkeit, das Programm des Vereins dahin zu erweitern, daß neben den Fesselballon-Experimenten noch solche mit freifliegenden Ballons ausgeführt werden konnten. Der wiederholten Opferwilligkeit des Herren Killisch v. Horn, der bereits zu den Experimentirarbeiten bei der Konstruktion des Aspirationspsychrometers einen namhaften Betrag gespendet hatte, war es zu danken, daß der Verein einen größeren Freiballon Namens „M. W.“ erhielt, der zum Träger einer Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen wurde, bei denen die praktische Prüfung der neuen Methode der Anbringung und Beobachtung des neuen Instrumentes und dessen weitere Vervollkommnung bezweckt und auch erreicht wurde. Man konnte hiebei den unwiderleglichen Beweis dafür erbringen, daß die Voraussetzungen über die großen Fehler der früher im Ballon ermittelten Werthe, in erster Linie in der Lufttemperatur, durchaus und in ganz unerwartet großem Maße zutrafen.

War nunmehr auf Grund der bisherigen Luftfahrten diese Ueberzeugung gewonnen, so lag das Bestreben nahe, das in verhältnißmäßig engem Rahmen begonnene Unternehmen in einem möglichst großen Maßstabe zur Ausführung zu bringen und damit eine neue und gesicherte Grundlage für eine „Physik der Atmosphäre“ zu schaffen. Zu diesem Zwecke bildete sich ein Ausschuß von Männern der Wissenschaft, welchem außer dem geistigen Urheber des weitausschauenden Planes, Herrn Prof. Aßmann, die Herren v. Helmholtz, Werner v. Siemens und die Professoren Förster, v. Bezold, Kundt und P. Güßfeldt angehörten; diese Herren wandten sich in einer von der Akademie der Wissenschaften begutachteten Imediateingabe an Se. Maj. den Kaiser, der in seinem lebhaften Interesse für das Zustandekommen des Erfolg verheißenden Planes im Laufe der Jahre ganz bedeutende Unterstützungssummen bewilligte. Neben der materiellen Unterstützung wandte der Kaiser dem Unternehmen aber auch sein dauerndes persönliches Interesse zu.

Ueber dem ersten aus kaiserlichen Mitteln erbauten Ballon „Humboldt“ waltete ein Unstern; glücklicher war der zweiterbaute Ballon „Phönix“, der bei seinen 22 Fahrten seinen Insassen nicht ein einzig Mal Unheil brachte. Den beiden kühnen Luftschiffern, Hauptmann Groß und Herrn Berson, war es beschieden, mit diesem Ballon zweimal die Höhe von 8000 Meter zu erreichen. Mit der am 4. Dezember 1894 von Staßfurt aus gemachten Fahrt übertraf Herr Berson die Höhe aller bisherigen französischen und englischen Fahrten, indem er bis 9150 Meter hoch stieg.

Mit dieser Fahrt waren insgesammt 40 streng wissenschaftliche Fahrten ausgeführt worden, welche höchst werthvolle Ergebnisse geliefert haben. Es folgten darauf eine Reihe von Ergänzungsfahrten, besonders mit unbemannten Registrirballons. Bei diesen erreichte der Ballon „Cirrus“ Höhen von 18—20,000 Meter. Leider aber ist es bisher noch nicht gelungen, die Aufzeichnungen selbst mit einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Zuverlässigkeit erfolgen zu lassen, und so steht der Verfasser des Werkes, Professor Dr. Aßmann, nicht an, vor einer Ueberschätzung dieser Methode von Beobachtungen zu warnen.

Eine weitere Frucht aus den bisherigen Fahrten waren die wiederholt vorgenommenen sogenannten Simultanfahrten. Es hat sich hiebei ergeben, daß bei bedecktem Himmel die Temperaturabnahme bis zur Höhe der Wolken ziemlich gleichmäßig vor sich geht, ferner daß bei heiterem Himmel die größten Aenderungen in der Nähe der Erde vorkommen und diese nach oben allmählich kleiner werden. So ergab eine am 15. September 1896 auf dem klassischen Boden der Glaisher'schen Fahrten und in Berlin unternommene Fahrt trotz der verschiedenen Temperaturverhältnisse der unteren Schichten zur vollen Evidenz diese bemerkenswerthe Thatsache, welche gleichzeitig die hochwichtige und dabei beklagenswerthe Bestätigung bildet, daß die Glaisher'schen Beobachtungen mit Glaisher'schen Instrumenten mit den neueren Beobachtungen mit dem Aßmann'schen Aspirationspsychrometer nicht vergleichbar gemacht werden können.

Als **conditio sine qua non** für den Begriff einer wissenschaftlichen Luftfahrt gilt die Benutzung und streng sachgemäße Aufhängung und Ablesung des Aspirationspsychrometers, ein Vorbehalt, wie er durch den analogen Beschluß der Internationalen aëronautischen Kommission gewissermaßen sanktionirt worden ist. Und diese Vorschrift ist denn auch kaum bei einer der seit 1888 ausgeführten 170 bis 180 Berliner Fahrten übergangen worden.

Haben wir so der Fahrten mit Freiballons gedacht, sowie der verhältnißmäßig minderwerthigen Ergebnisse der Experimente mittelst des Registrir-Fesselballons, so bleibt noch übrig, in kurzen Worten der ganz erheblichen Vorzüge eines an den Ort gebundenen Observatoriums in der freien Atmosphäre gegenüber dem Freiballon zu erwähnen, der ein Spielball der Luftströmungen ist. Diese Vorzüge haben in der neuesten Zeit dazu geführt, Untersuchungen dieser Art in größerem Maßstabe und mit erheblich vervollkommneten Mitteln aufzunehmen: der gefesselte „Drachenballon“ von v. Parseval und v. Siegsfeld entbehrt die Nachtheile des kugelförmigen Fesselballons nahezu vollkommen, gibt aber durch Hinzunahme von Drachenflächen die Möglichkeit, ganz erheblich größere Höhen zu erreichen und längere Zeit hindurch festzuhalten. Das soeben in seine erste Thätigkeit getretene Aeronautische Observatorium des königlich preußischen Meteorologischen Instituts hofft mit diesen Hülfsmitteln binnen kurzem ganz wesentliche Beiträge zur Kenntniß der Vorgänge in den Schichten der Atmosphäre bis zu 3000 und 4000 Meter Höhe zu erreichen.

Das reiche wissenschaftliche Beobachtungsmaterial, das in Form von zahlreichen Tabellen und nicht weniger als 101 Karten unter Berücksichtigung von 27,000 Einzelwerthen in dem Berichtswerke niedergelegt ist, bildet eine wahre Fundgrube des Wissenswerthen. Andrerseits finden in dem Werke auch Laien, d. h. nicht ausschließlich Fachmeteorologen eine Fülle von Anregung und Unterhaltung in den Schilderungen der 96 Fahrten und gewinnen hiebei einen Einblick in die Gefahren und Reize, welche Luftschifffahrten mit sich führen. Von grandioser Schönheit sind nach den Beschreibungen die Fahrten in und über den Wolken, wenn die Sonne in seltener Reinheit strahlend am tiefblauen Himmel erscheint, eine Fluth von Licht das schneeige Wolkenmeer übergießt und die Augen blendet. Nicht minder prachtvoll gestaltet sich der Blick auf langgestreckte Gebirgsketten, deren Kuppen mit leuchtendem Schnee bedeckt sind. Geradezu feenhaft aber muß eine Nachtfahrt über dem beleuchteten Berlin sein.

Die schönen Eindrücke sind aber doch eben nur, wie man zu sagen pflegt, Zugaben zu der Arbeit, welche ja die ganze Fahrt ausfüllt. Zugaben aber sind auch die Gefahren, welchen der Luftschiffer ausgesetzt ist, und die ersten Bedingungen eines Aeronauten sind Kaltblütigkeit, Muth und Entschlossenheit zu rechtzeitigem Handeln. Gar manchmal stellt sich in großen Höhen das Gefühl der Grenze der Leistungsfähigkeit ein, wie Herzklopfen, Athembeschwerden und Erschöpfung. Sonderbar mag es dem Laien erscheinen, daß sich Luftschiffer in größeren Höhen und bei unbedeckter Sonne Gesicht, Nacken und Hände in intensiver Weise verbrennen können, wenngleich die Lufttemperatur ganz beträchtlich unter dem Gefrierpunkte liegt. So befürchtete Herr Berson, am 8. Juni 1898 bei einer Lufttemperatur von — 4 bis — 10° in 4000 bis 5000 Meter Höhe, den Sonnenstich zu bekommen, da er seinen Hut verloren hatte

und trotz aufgelegter Tücher nicht imstande war, sich vor dem schrecklichen Sonnenbrande zu schützen. Ueber gefährliche Landungen und mißglückte Fahrten ist genugsam berichtet worden und erinnern wir nur an die Fahrt des Ballons „Humboldt" am 14. März 1893, wo die beiden Insassen, Hauptmann Groß und Herr Berson, mit knapper Noth lebend davonkamen.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß bei dem hohen Werthe dieses instruktiven Werkes es Pflicht einer jeden Bibliothekverwaltung, auch der Volksbibliotheken sein müßte, das einzige Berichtswerk dieser Art zu erwerben, als eines der schönsten Zierden der deutschen meteorologischen Wissenschaft.

Fr. Hanke.

Ein neuer griechischer Roman.

Wenn es schon für den Philologen ein schmerzlicher Gedanke ist, daß von dem ungeheuren Literaturschatze des klassischen Alterthums nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil sich gerettet hat, so muß es ihn doppelt schmerzen, wenn neu entdeckte Stücke nun zum zweitenmale verloren gehen. Das war im vorigen Jahrhundert in Herkulaneum der Fall, wo man aus Unwissenheit Hunderte von erhaltenen Rollen zu Staub verwandelte, dann einige Jahrzehnte später, als Araber eine Anzahl aufgefundener antiker Rollen aus Uebermuth verbrannten, und so fort bis in die jüngste Zeit, wo das Feuer eine prächtige Sammlung alter Papyri und Pergamente, die Professor Ulrich Wilcken für das königliche Museum in Berlin in Aegypten erworben hatte, vollständig vernichtete. Unter dem kostbaren Inhalt dieser Sammlung befanden sich auch sechs Pergamentblätter, Palimpseste, wie der Fachausdruck lautete, denn sie boten unter der koptischen Schrift noch wohlerkennbare griechische Reste, wie es denn während der ganzen Zeit des Pergamentgebrauches vorkam, daß man in Rücksicht auf den theuren Schreibstoff die alte Schrift verlöschte, um für eine neue Platz zu gewinnen. Jene Blätter nun stammten aus einem Romanbuche. Daß wir von ihrem Inhalt doch das Wesentliche wissen, verdanken wir den Aufzeichnungen, die Wilcken noch in Aegypten sich gemacht hatte und eben in der vor kurzem von ihm begründeten Zeitschrift, dem „Archiv für Papyrusforschung", veröffentlicht. Jenes Buch hat mindestens zwei Romane umfaßt, Charitons Chaireas und Kallirhoe und die von einem Unbekannten verfaßte Geschichte der Chione. Den Chariton haben wir schon besessen, wenn auch in verstümmelter Gestalt, so daß die neuen Pergamentstücke lehrreiche Aufschlüsse über seine Textilgeschichte bieten. Aber weit wichtiger sind uns die beiden letzten Blätter, denn sie geben uns Kunde von einem bislang mit hundert anderen seiner Art verschollen gewesenen Romane. Unter den drei lesbaren Bruchstücken dieser Blätter erzählt das erste von einer Berathung, die die Männer der Regierung pflegen. Um Chione, das einzige Kind des Königs, hatten zahlreiche Freier angehalten. Man beschließt, daß der glückliche Gemahl zugleich das Reich erhalte. Im zweiten Bruchstück vernehmen wir dann weiter, wie die frohe Kunde die ganze Stadt durcheilt, daß Megamedes, denn auf diesen war die Wahl der Aeltesten gefallen, die Braut erhalten solle. Sie war aber so stark umworben worden, daß die Meisten gar nicht in die engere Wahl hineingezogen werden konnten und nun ihrem Unmuth in Verwünschungen Luft machen. Die dramatische Lage aber erfahren wir erst aus dem dritten Stücke. Hier spricht Chione mit ihrem wahren Geliebten, einem kreuzbraven Jüngling, der sich nicht zu entschlossener That aufraffen kann, da er auch den Megamedes verehrt. Die Liebenden sehen nun keinen anderen Ausweg, als vereint in den Tod zu gehen. Wo sie gerade darüber sprechen, daß es doch angemessen sei, ehrenvoll zu sterben, bricht die Schrift des Pergamentes ab. Die Blätter stammen so, scheint es, aus dem Anfang des Romanes. Die Exposition ist gegeben, und wir sind nun Zeugen, wie der Knoten geschürzt wird. Das Weitere können wir uns schon denken, daß nämlich nach langen, abenteuerlichen Irrfahrten die Geliebten doch ihr Glück finden werden. Und über die späteren Schicksalswege werden wir vielleicht neue Kunde erhalten, wenn einmal aus jener koptischen Handschrift weitere Palimpsestblätter auftauchen sollten.

Dr. Wilhelm Crönert.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Herr Professor Friedensburg in Rom bittet uns noch ausdrücklich, mitzutheilen, daß die Nachricht von seiner Berufung nach Breslau „jeder Begründung entbehrt".

* Ein litterarischer Fund. Wie die „Tägl. Rundschau" berichtet, ist ein bedeutender literarischer Schatz, besonders auch von hohem Autographenwerth, vor kurzem durch entschiedenes Zugreifen für Deutschland gesichert worden. Der bekannte Geograph und Reisende, Prof. Dr. Hans Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Leipzig, hat durch Vermittelung des Leipziger Literaturforschers Prof. Ernst Elster eine große Anzahl von Manuskripten und Briefen aus dem Nachlaß Heinrich Heine's käuflich erworben. Die werthvollsten ungedruckten Bestandtheile, die in Heine's Nachlaß früher enthalten waren, sind freilich längst der Oeffentlichkeit übergeben worden: 1869 erschienen die „Letzten Gedichte" und „Gedanken" und 1884 die „Memoiren"; die Original-Handschriften dieser Werke dürften sich im Besitz der Campe'schen Buchhandlung in Hamburg befinden. Diese Papiere bildeten jedoch nur einen Theil dessen, was der Universalerbin, der Wittwe des Dichters, zur freier Verfügung zufiel. Aber die ersten Niederschriften gedruckter Werke, Entwürfe, Brouillons, Ausgeschaltetes, sowie die große Menge der an Heine gerichteten Briefe wurden wohl von ihr keines besonderen Werthes erachtet, während sie doch in Wahrheit der Forschung wichtiges Material erschließen. Diese umfangreichen Dokumente sind jetzt von Professor Dr. Hans Meyer zu wissenschaftlicher Verwerthung angekauft worden. Das werthvollste Stück der reichen Sammlung bildet die mit vielen Korrekturen versehene älteste Handschrift des „Atta Troll", Heine's bester Schöpfung, über 200 handschriftliche Seiten umfassend; dazu kommen gegen 100 Seiten Gedichte, große Bruchstücke des „Rabbi von Bacharach", der „Geständnisse", der „Harzreise", des „Faust", der „Romantischen Schule", der „Lutetia" u. s. w., im ganzen gegen 1500 Seiten von Heine's Hand und außerdem über 1000 Seiten von Schreiberhand, aber mit des Dichters eigenhändigen Korrekturen. Für die Erkenntniß von Heine's Leben ist viel Wichtiges aus den an ihn gerichteten Briefen zu entnehmen, die gegen 1000 Nummern betragen. Hierunter befinden sich interessante Schriftstücke von Laube, Dingelstedt, Varnhagen, Rahel, Robert Schumann, Meyerbeer, Hiller, Lewald, Graf Auersperg, A. Weill, Heine's Mutter, Schwester, seinen Brüdern und anderen Familienangehörigen u. s. w., nur zum Theil zur Veröffentlichung geeignet, aber in ihrer Gesammtheit ein wichtiges Material, das die Erkenntniß der Lebensumstände und das Charakterbild Heine's wesentlich vervollständigen wird. Professor Hans Meyer hat die literarische Ausnützung seines Heine-Archivs dem ihm befreundeten Professor Ernst Elster zugedacht, der eine zweite vermehrte Auflage seiner kritischen Ausgabe von Heine's Werken vorbereitet.

* Islam und Phonograph. Die Fetwas, d. h. die Gutachten der mohammedanischen Schriftgelehrten, welche gewöhnlich in der Form von Antworten auf bestimmte Fragen erscheinen, enthalten schon seit Jahrhunderten für den in der mohammedanischen Gesetzeswissenschaft einigermaßen Bewanderten sehr wenig neues. Das Neue ist ja vom Bösen, und in den älteren Werken über das Gesetz sind alle Grundsätze und die meisten denkbaren Detailfragen mit einer Autorität entschieden, an welcher zu rütteln dem Mohammedaner fast als Unglaube gilt. Nur wenn die Frage sich auf ganz neue Sitten, weltliche Institute, Moden oder Erfindungen bezieht, tritt die Wirksamkeit der heutigen Muftis aus den engen Schranken des Nachschreibens und Kompilirens heraus, aber

auch in solchen Fällen gelingt es ihnen doch, bei leidlicher Belesenheit und erprobtem Spürsinn meistens, einen Text ausfindig zu machen, auf welchen man eine Schlußfolgerung gründen kann, die nicht den Verdacht erregt, als hätte man eigener Einsicht irgendwelchen Spielraum gelassen. Der Phonograph gehört nun zu den neuesten Neuigkeiten, welche aus westlichen Ländern in das Gebiet des Islam eindrangen. Seine erste öffentliche Erscheinung auf Java wurde — wie Dr. C. Snouck Hurgronje in seiner Arbeit „Islam und Phonograph" mittheilt (Tijdschrift voor Indische Taal-, Land en Volkenkunde, Deel XLII, p. 393—427, 1900; mitgetheilt im letzten Heft des „Globus") — auch von einigen Arabern mit angestaunt, und es dauerte nicht lange, bis ein unternehmender Sajjid in Batavia sich ein solches Geräth kaufte, um dasselbe, mit arabischen und malaiischen Liedern und Gesprächen ausgestattet, für Geld dem Publikum zu zeigen. Auch einige Koranverse, namentlich die Fâtihah (das muslimische Vaterunser) wurde phonographisch von ihm aufgenommen und zur Ergötzung der Zuhörer, die hauptsächlich aus Arabern, Chinesen und Eingeborenen bestanden, wiedergegeben. Den etwas weltlich gesinnten unter ihnen gefielen nun die Aufführungen sehr gut. Andere schüttelten aber bedenklich den Kopf und betrachteten den Phonographen als ein unnützes Spielzeug, phonographische Aufnahmen von Versen des Korans als eine Entweihung der Worte Gottes. Zu dieser Ansicht neigte auch der mehr als 70jährige Gelehrte Sajjid Uthmân in Batavia, der in nahezu allen während der vier letzten Jahrzehnte in Niederländisch-Indien vorgekommenen literarischen Kämpfen eine immer mehr hervorragende Rolle spielt. Bald verfaßte er in der üblichen Form ein Fetwa über den Gebrauch des Phonographen, und als sich dagegen Einwände laut machten, schrieb er eine neue, ausführliche Abhandlung, um dieselben zu widerlegen. Auch der berühmte Gelehrte von Tripoli in Syrien, Sajjid Husein al Djisr, bestätigte auf briefliche Anfrage das Gutachten von Sajjid Uthmân, und es läßt sich erwarten, daß die meisten Ulema dem Urtheile der Beiden zustimmen werden. — Unterdessen hat der Sajjid, der zuerst mit seinem Phonographen auf Java herumreiste, sehr gute Geschäfte gemacht, auch haben sich seitdem verschiedene Araber billige Phonographen zur Privatbelustigung gekauft. Die Fetwas haben nur den Erfolg, daß besonders fromme Leute sich dem Hören des Phonographen und namentlich dem Hineinsprechen von heiligen Texten und Formeln enthalten. Der phonographischen Aufnahme von Koranversen werden dennoch die Gutachten kaum zu steuern imstande sein, zumal die besten Koranrecitirer sich gar nicht immer durch Frömmigkeit auszeichnen.

* Eine Heil- und Schutzimpfung gegen Malaria soll, wie wir der „Köln. Ztg." entnehmen, nach Mittheilungen des Stabsarztes Dr. Kuhn in Grootfontein erzielt worden sein. Es ist Dr. Kuhn gelungen, mit Körperflüssigkeit von an der Sterbe erkrankten Pferden bei Malariafällen von Menschen — Weißen und Eingeborenen — ohne jede weitere Medikation Heilung und nachfolgende Immunität gegen Malaria zu erzielen. Gegen 50 von Kuhn Anfang 1899 immunisirte Eingeborene blieben, wie er mittheilt, in der Regenzeit 1899/1900 (der Malariazeit für Deutsch-Südwestafrika, etwa November bis Mai) ohne jeden, auch den geringsten Anfall, während zahlreiche nicht geimpfte Eingeborene erkrankten, aber mühelos durch die Impfung geheilt wurden. Zu dem Verfahren gehört immer das Bestehen eines Malaria-Anfalles, der durch die Impfung beeinflußt wird. Zu der Meldung bemerkt die „Deutsche Kolonialztg.": Die Mittheilung hat für alle kolonialen Kreise das höchste Interesse, insofern es sich um nicht mehr und nicht weniger handelt, als daß, wenn sich die Kuhn'sche Behandlung in allen Fällen bewährt, die Malaria ihre Schrecken für unsre in den Tropen thätigen Landsleute verlieren würde. Freilich läßt sich aus der Notiz nicht ersehen, ob es möglich ist, die Impfflüssigkeit aufzubewahren und in voller Wirkungskraft anderweit zu verwenden. Und doch wäre das nöthig, weil eben die Pferdesterbe nur in Südafrika vorkommt. Jedenfalls sind die bisherigen Nachrichten über das Verfahren derart, daß es unbedingt erforderlich erscheint, dieses nach allen Seiten und mit allen zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Hülfsmitteln zu erproben und weiter auszubauen.

* Eine Kunde von der Polar-Expedition Peary's ist kürzlich eingetroffen. Aus London kommt nämlich die telegraphische Nachricht, daß das Boot „Eclipse" den Oesterreicher Dr. Leopold Kann in Dundee ans Land brachte. Er hatte in Gemeinschaft mit dem Amerikaner Robert Stein eine Expedition in Ellesmere-Land, welches sich zwischen dem Smith-Sund und Jones-Sund halbinselförmig südwärts zieht, unternommen und nunmehr beendigt. Die Expedition war im Juli 1899 von Neu-Schottland aufgebrochen. Dr. Kann berichtet, daß die Expedition Peary im August 1899 sein Lager passirte; schon damals hatte dieser sehr unter der Kälte zu leiden. Obwohl Peary bereits mehrere Zehen verloren hatte und nur noch mit großer Mühe marschiren konnte, äußerte er den festen Entschluß, alles daran zu setzen, um den Pol zu erreichen.

B. W. C. Zur drahtlosen Telegraphie. Die vor kurzem von Prof. Braun (Straßburg) persönlich geleiteten Versuche mit dem Braun'schen System der drahtlosen Telegraphie führten, wie der „Hamb. Corr." aus Helgoland meldet, zu dem Ergebniß, daß damit eine fehlerfreie Verständigung zwischen Cuxhaven und Helgoland, das heißt auf eine Entfernung von 62 km, möglich ist.

T. Einige echt amerikanische Schenkungen sind wieder zugunsten von zwei Universitäten der Vereinigten Staaten zu verzeichnen. Die Universität von Californien hat von einer Dame Jane Sather eine Spende von einer Million Dollars (4 Millionen Mark) erhalten. Ferner haben drei Schüler der Yale-Universität dieser Hochschule je 400,000 M. zugesagt, wenn von anderer Seite dieselbe Summe aufgebracht wird.

aem. Frequenz der Medizin-Studirenden im Sommersemester 1900. Auf 20 reichsdeutschen Universitäten lagen von 33,680 immatrikulirten Hörern 8165, also 24.24 Proz. der Gesammtheit, dem Studium der Medizin ob, und zwar in Berlin (5105) 1067, Bonn (2162) 306, Breslau (1662) 249, Erlangen (974) 331, Freiburg (1766) 509, Gießen (855) 292, Göttingen (1344) 213, Greifswald (808) 275, Halle (1620) 215, Heidelberg (1553) 301, Jena (758) 188, Kiel (1056) 485, Königsberg (881) 246, Leipzig (3269) 561, Marburg (1164) 239, München (4391) 1421, Rostock (495) 124, Straßburg (1145) 315, Tübingen (1544) 279 und Würzburg (1126) 549. Den absolut größten Bestand an Medizin-Studirenden hat demnach, wie bei den Studirenden der Rechte, München aufzuweisen, an das sich Berlin, Leipzig, Würzburg, Freiburg, Kiel, Erlangen, Straßburg, Bonn, Heidelberg, Gießen, Tübingen, Greifswald, Breslau, Königsberg, Marburg, Halle, Göttingen, Jena und Rostock reihen. Die relativ größte Zahl Studirender der Medizin, nämlich beinahe die Hälfte aller immatrikulirten Hörer, hat Würzburg mit 48,76 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; es folgen Kiel (45.93 Proz.), Gießen (34.15 Proz.), Greifswald (34.03 Proz.), Erlangen (33.98 Proz.), München (32.36 Proz.), Freiburg (28.82 Proz.), Königsberg (27.81 Prozent), Straßburg (27.51 Proz.), Jena (24.80 Proz.), Rostock (21.01 Proz.), Berlin (20.90 Proz.), Marburg (20.18 Prozent), Heidelberg (19.38 Proz.), Tübingen (18.08 Proz.), Leipzig (17.28 Proz.), Göttingen (15.85 Proz.), Breslau (14.98 Proz.), Bonn (14.15 Proz.) und Halle (13.27 Prozent). — Auf vier österreichischen Universitäten studirten von 7346 immatrikulirten Hörer 1613, also 21.96 Prozent der Gesammtheit, Medizin, und zwar in Czernowitz (365) 6, Graz (1366) 340, Prag (946) 234 und Wien (4669) 1033. Demnach weist Wien, wie bei den Rechtsstudirenden, so auch bei den Medizin-Studirenden, den absolut größten Bestand auf, und es folgen in gleicher Weise Graz, Prag und Czernowitz. Letztere Universität hat auch die relativ niedrigste Zahl Studirender der Medizin mit 1.64 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; hieran schließen sich in aufsteigender Reihe Wien (22.12 Proz.), Prag (24.74 Proz.) und Graz (24.89 Proz.). Innsbruck konnte wiederum wegen mangelnden Materials in obiger Statistik nicht aufgenommen werden. — Auf fünf Schweizer Universitäten lagen von 3555 immatrikulirten Hörern 1256, also 35.33 Proz. der Gesammtheit, dem Studium der Medizin ob, und zwar in

Basel (484) 133, Bern (962) 343, Genf (809) 305; Lausanne (569) 160 und Zürich (731) 315. Demnach weist, wie bei den Rechts-Studirenden so auch bei den Medizin-Studirenden, die absolut größte Zahl Bern auf, an das sich Genf, Zürich, Lausanne und Basel schließen. Letztgenannte Universität hat auch den relativ geringsten Bestand Studirender der Medizin mit 23.35 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; alsdann folgen in aufsteigender Reihe Lausanne (24.96 Proz.), Bern (35.65 Proz.), Genf (37.70 Proz.) und Zürich (43.09 Proz.).

T. Die Medaillen der Royal Society in London, die einem alten Brauch gemäß am Andreastage (30. November) den für diese Auszeichnung auserkorenen Gelehrten übergeben werden, sind für dieses Jahr bereits bestimmt worden. Die Copley-Medaille erhält Prof. Marcellin Berthelot, der berühmte Pariser Chemiker, zugleich auswärtiges Mitglied der Royal Society, die Rumford-Medaille Prof. Henry Becquerel für seine Entdeckungen über die aus dem Element Uranium herausgehenden unsichtbaren Strahlen. Die Darwin-Medaille ist Prof. Ernst Häckel zugesprochen worden. Es ist besonders hervorgehoben worden, daß die Verleihung dieser Medaille an Prof. Häckel erfolgt ist „wegen seiner langjährigen und hochbedeutenden Arbeit in der Zoologie, die voll und ganz von dem Geiste des Darwinismus beseelt gewesen ist“. Außerdem ist die Davy-Medaille dem Chemiker Prof. Guglielmo Körner für seine Untersuchungen über die Theorie der aromatischen Verbindungen zuerkannt, endlich je eine „Königliche Medaille“ dem Major MacMahon für seine Beiträge zur mathematischen Wissenschaft und dem Professor Alfred Newton für seine hervorragenden Beiträge zur Ornithologie und zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der Thiere.

* **Leipzig.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Konrad Cichorius ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau ernannt worden.

* **Berlin.** Zum Studium an der hiesigen Universität sind in diesem Winterhalbjahr bis jetzt 371 Frauen zugelassen. Darunter sind 253 Deutsche und 118 Ausländerinnen; aus Berlin stammen 111. Seniorin ist eine 61 jährige Lehrerin, die zu ihrer Fortbildung deutsche Philologie und Geschichte studirt. Der Religion nach sind 236 evangelisch, 101 mosaisch, 16 katholisch, 9 griechisch-katholisch, 3 orthodox, je 2 armenisch-gregorianisch und protestantisch-presbyterianisch, 1 ist Dissidentin. Unter den 101 Damen mosaischen Glaubens sind allein 53 Russinnen. Von der Gesammtzahl sind 348 ledig, 19 verheirathet und 4 verwittwet. Von den Ausländerinnen sind 66 aus Rußland, 31 aus Amerika, 4 aus Schottland, 3 aus England, je 2 aus Frankreich, Rumänien und Bulgarien, je 1 aus Oesterreich, Schweden und aus der Schweiz. Von den 371 Damen widmen sich 6 der Theologie (1 der Religionsphilosophie). Es sind meist Lehrerinnen, die Religion unterrichten. Jura studiren 2, Medizin 27. Die übrigen 338 pflegen die verschiedenartigen Fächer der philosophischen Fakultät. Bevorzugt werden von den Frauen Literaturgeschichte, Sprachen und Kunstgeschichte, eine nicht unerhebliche Zahl betreibt auch Naturwissenschaften und Nationalökonomie. Die Zahl der studirenden Frauen ist gegen das vorige Winterhalbjahr zurückgegangen. Die Ursache liegt in den verschärften Bestimmungen für die Aufnahme der Russinnen. Numerisch hat sich das Frauenstudium an der Berliner Universität folgendermaßen entwickelt. Seit dem Sommerhalbjahr 1896 waren hier zugelassen: 40, 96, 116, 193, 169, 241, 186, 431, 301 und in diesem Winter sind es 371.

* **Kopenhagen.** Die hiesige königl. Geographische Gesellschaft hat, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, dem Polarreisenden Oberleutnant Amdrup als Anerkennung für seine Forschungsreise in Ostgrönland, die bekanntlich für die geographische Wissenschaft so großartige Ergebnisse brachte, die goldene Medaille der Gesellschaft überreicht. Bisher ist diese Medaille an Professor Fridtjof Nansen, Kommandeur G. Holm, Dr. Swen Hedin und den isländischen Gelehrten Dr. Th. Thoroddsen verliehen worden.

* **Paris**, 10. Nov. Der Romanschriftsteller Joséphin Péladan, der getreueste Schüler von Barbey d'Aurévilly, hat seinen großen Romancyklus der „Décadence Latine“ mit dem 14. Band zu Ende gebracht. Der 1884 erschienene erste Band hieß „Le Vice Suprême“ und der Schlußband bildet als „La Vertu Suprême“ das Gegenstück dazu. Das höchste Laster war der Hochmuth und die höchste Tugend ist der Verzicht. Im vorletzten Band, „Finis Latinorum“, hatte der Führer des mystischen Rosenkreuzordens, Merodack, einen vergeblichen Versuch gemacht, das Konklave für die nächste Papstwahl seinen theokratischen und aristokratischen Ideen dienstbar zu machen, die nach seiner Ansicht die lateinische Rasse und das katholische Christenthum retten sollten. In „La Vertu Suprême“ gelingt es ihm, wenigstens in Frankreich eine Burg Monsalvat für seinen christlichen Ritterorden zu gründen, aber alles scheitert an seinem Gebot, daß die Ritter, bevor sie in die Klosterburg einziehen, ein Keuschheitsgelübde ablegen sollen. Die 16 Genossen, die wir im Verlauf der 14 Bände in ihren merkwürdigen und nicht immer tadellosen Liebesabenteuern kennen lernten, erklären Alle, daß sie ihren Freundinnen zuviel zu verdanken haben, um sie verlassen zu können. Obschon nur einer davon, Adar, der Held von „La Victoire du Mari“, thatsächlich verheirathet ist, so erklärt sich doch selbst der Mönch Alta, der sich persönlich nichts vorzuwerfen hat, gegen die strenge Forderung Merodacks, indem er sagt, daß auch Liebesverhältnisse zu dulden seien, wenn die große Idee des Ordens davon Nutzen ziehen könne. Da der Magier Merodack von allen überstimmt wird, so verbannt er sich selbst aus der neuen Burg Monsalvat und beweist dadurch seine höchste Tugend. Wieder rufen die Ritter traurig: „Finis Latinorum“, aber der Mönch Alta tröstet sie mit der neuen Maxime „Infinitas Christi“, womit die vierzehnbändige „Ethopée“ Péladans schließt. Die Unendlichkeit Christi wird also die lateinische Rasse überdauern. Daß eine solche Theorie in Frankreich nur mißfallen kann, ist begreiflich. Péladans „Ethopée“ hat denn auch nur im ersten Bande, dem G. d'Annunzio bekanntlich in „Piacere“ manche Einzelheiten entlehnte, einen gewissen Erfolg gehabt. Man muß aber jedenfalls den Muth und die Ausdauer des Schriftstellers anerkennen, der seine große Aufgabe trotz der Ungunst der Verhältnisse konsequent zu Ende geführt hat.

* **Aus Rußland.** Die Universität in Kasan hat dem Professor Dr. Killing an der Akademie in Münster für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik den sogenannten Lobaczewski-Preis zuerkannt, der aus einer großen goldenen Medaille und 2000 Rubeln besteht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die Weltausstellung in Paris. Herausgegeben von A. J. Meier-Gräfe. 7. und 8. Lfg. Paris und Leipzig, Krüger. — K. Breysig: Kulturgeschichte der Neuzeit. 1. Bd. Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung. 2. Bd., 1. Hälfte: Urzeit, Griechen, Römer. Berlin, Bondi 1901. — Führer durch Groß-Lichterfelde. Hrsgb. vom Ausschuß für örtliche Interessen. Groß-Lichterfelde. — Die Siegesallee. Amtlicher Führer durch die Standbildergruppen. Berlin, Oldenbourg. — O. Beta: Deutschlands Verjüngung. Heft 3—7. Berlin, Harwitz 1900. — Kürschners Jahrbuch für 1901. Berlin, Leipzig, Eisenach, Hillger. — Raoul Francé: Der Werth der Wissenschaft. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — Dr. J. v. Staudinger: Strafgesetzbuch. Textausgabe. 7 Aufl. München, Beck 1900. — Sammlung kleinerer Reichsgesetze handelsrechtlichen Inhalts. Textausgabe. Ebd. 1900. — H. Müller-Bohn: Kaiser Friedrich der Gütige. Berlin, Kittel 1900. — Prof. Dr. H. Suchier und Prof. Dr. A. Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur. Leipzig, Bibliographisches Institut. — J. Frapan: Wehrlose. Berlin, Paetel 1900. — B. Wildberg: Die Sehnsüchtigen. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — W. Popper: Nieten. Novellen. Ebd 1900. — Th. Herzl: Philosophische Erzählungen. Berlin, Paetel 1900. — J. Kurz: Von dazumal. Ebd. 1900. — H. Hoffmann: Der eiserne Rittmeister. 2 Bde. 2. Aufl. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 13. November. Nummer 260.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der sozialen Demokratie im alten Rom.

Von Robert Pöhlmann.[1]

I.

Wenn man sich die Beiträge zu einer Kritik der Gesellschaft, wie sie uns die erhaltene Literatur zufällig darbietet, in ihrer Gesammtheit vergegenwärtigt und dabei bedenkt, daß dieselben nur einen unendlich verschwindenden Theil dessen darstellen, was damals in Wirklichkeit gegen die bestehende Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung gesagt, geschrieben und — gedacht worden ist, so wird man die Summe sozialer Leidenschaft und Auflehnung, der diese Kritik Ausdruck gab, gewiß nicht gering veranschlagen. Schon das Wenige, was wir erfahren, läßt deutlich genug erkennen, daß die aus der Erbitterung über das eigene Elend entspringende Sehnsucht nach einer „Aenderung aller Dinge“, wie sie Sallust im römischen Proletariat verbreitet sah, sehr weitgehende sozialrevolutionäre Tendenzen in sich schloß.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt: Auch in der sozialen Bewegung des antiken Roms sind Gedanken und Bestrebungen zutage getreten, die man in das sozialistische Schlagwort der „Emanzipation des Proletariats“ zusammenfassen kann. Wenn noch der von Livius erhaltenen, ohne Zweifel aus dem revolutionären Sprachschatz stammenden Parole die bestehenden staatlichen Gewalten „dem Erdboden gleichgemacht“ werden sollten, damit „Roms Volk sein Haupt erheben könne“, wenn derselbe revolutionäre Ideenkreis die Forderung enthielt, daß „alles anders werden“ müsse, so konnte das für den folgerichtigen Vertreter dieser Wünsche nichts anderes bedeuten, als daß die Masse sich zum Herrn der Situation machen müsse, daß sie die politische Macht oder mindestens die volle Unabhängigkeit und Freiheit gewinnen müsse, nach Belieben sich selbst zu organisiren. Ebenso klar ist, daß diese Emanzipation dem fortgeschrittenen proletarischen Klassenbewußtsein der Zeit nur dann Genüge thun konnte, wenn sie zugleich eine materielle war, wenn sie zu einer Aenderung der Zustände führte, in denen dies Klassenbewußtsein eine Hauptursache der sozialen Erniedrigung erblickte. Das heißt die proletarische Emanzipationsbewegung erstrebte auch hier die Macht vor allem deßwegen, weil sie die Möglichkeit in Aussicht stellte, ein entscheidendes Wort über die Vertheilung der Güter mitzureden.

In den Kämpfen der Fäuste und der Geister, der Leidenschaften und der Ideen, welche die soziale Bewegung seit dem Zeitalter der Gracchen entfesselt hatte, tritt als ein treibendes Grundmotiv immer wieder die in zahllosen Herzen lebendig gewordene Ueberzeugung zutage: „Der Arme ist ärmer, als er sollte, und er ist es nur deßwegen, weil die Reichen reicher sind, als sie es sein sollten“! Ueberaus lebhaft ist die Empfindung, daß dem wirthschaftlich Schwachen durch die gesellschaftlichen Einrichtungen die hinderlichsten Fesseln angelegt seien, daß die im herrschenden Besitzesrecht wurzelnde und sich stets weiterentwickelnde Ungleichheit der Lebensbedingungen die Geltendmachung und das freie Ausleben der Persönlichkeit aufs äußerste erschwere, die freie Entfaltung der schwächeren Kräfte mit eiserner Gewalt darniederhalte. Und was bedeutete dieser intensive Zweifel an der Berechtigung und dem Werth des Bestehenden anderes als den Wunsch, von den Fesseln jener Unfreiheit befreit zu werden?

Wenn die in der Rede des Volksfreundes Servius von Dionys gewiß richtig wiedergegebene sozialdemokratische Doktrin — ganz im Sinne der sozialistischen Feldarbeiter Alt-Athens — erklärte: „Frei ist nur der, der auch wirthschaftlich frei ist, der sich Selbstzweck sein darf und keinem Anderen für dessen Privatinteressen unterworfen ist,“ wenn nach Tiberius Gracchus derjenige, der dieses Glücks entbehrte, von sich sagen durfte, daß er kein Vaterland mehr habe, wenn dieser Arme die Gesellschaftsordnung, für welche er auf den Schlachtfeldern der Republik blutete, als schnöde Sklaverei und den Gedanken an die bestehende Vertheilung des Reichthums als etwas „Unerträgliches“ empfand, was blieb für den, der hier folgerichtig zu Ende dachte, anderes übrig, als die grundsätzliche Auflehnung gegen diese Gesellschaft?

Der hier klar und scharf formulirte Gedanke, daß Niemand Herr seiner selbst werden kann, wenn er nicht einen Antheil an den Produktionsmitteln besitzt, daß der Begriff der „römischen Freiheit“ ein Hohn ist, wenn dem Bürger die Grundlage wirthschaftlicher Freiheit, das Eigenthum, fehlt, dieser Gedanke mußte nothwendig der Ausgangspunkt sozialistischer Schlußfolgerungen werden. Er enthielt implicite die Idee des Rechts auf ein Eigenthum, die Forderung, daß das Recht der Freiheit, der libertas Romana, auch im Wirthschaftsleben zur Thatsache gemacht werde, daß durch Anwendung der öffentlichen Gewalt allen Bürgern der äußere Boden der Freiheit zugänglich und der in Abhängigkeit und Gebundenheit Schmachtende dieser Noth und Gebundenheit ledig werde. Eine Anschauungsweise, die man mit Marlo als „System der persönlichen Allberechtigung“, als „Panpolismus“ bezeichnen könnte, in dem er recht eigentlich das Wesen des Sozialismus erblickt.[2]) Insofern ist es wohl begründet, wenn man Tiberius Gracchus,

[1]) Aus dem soeben erschienenen zweiten Band der „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus“. Beck, München 1900.

[2]) Eine Theorie, die sich natürlich in unserm Fall auf den Bürger beschränkte.

so wenig sein Ackergesetz an sich sozialistisch war, einen der großen Propheten des vierten Standes genannt hat, der mit seiner Agitation „einen Feuerbrand in die Welt schleuderte", und wenn man bereits in der sozialpolitischen Phraseologie des Gracchus „Stichworte des neueren Sozialismus" zu erkennen glaubt.

Man hat mit Recht bemerkt, daß der Mensch, der sich in unbefriedigenden Zuständen befindet, um sich innerlich aufrecht zu erhalten, der Hoffnung bedarf, es könne einmal anders und besser werden, und daß dieses „psychologische Prinzip", auf das politische und gesellschaftliche Leben angewendet, ganz folgerichtig und von selbst als Konsequenz einer unbefriedigenden sozialen Lage sozialpolitische Hoffnungen irgendwelcher Art erzeugen muß. Hat sich einmal das Rechtsgefühl mit der bestehenden Wirthschaftsordnung in Widerspruch gesetzt, ist einmal die Frage nach einem anderen Maßstab für die Vertheilung der Güter aufgeworfen, so muß, um eben diesen Maßstab bestimmen zu können, ein Ideal sozialer Gerechtigkeit aufgestellt werden. Und am wenigsten konnte dies da ausbleiben, wo der wirthschaftliche Vertheilungsprozeß so energisch in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gestellt war wie in Rom seit dem Zeitalter der Gracchen.

Die Idee der ökonomischen Realisirung der „römischen Freiheit" und die Idee der Solidarität Aller lag ja gerade dem römischen Proletarier besonders nahe, der längst systematisch daran gewöhnt war, sich vermöge seines Bürgerrechts als Angehöriger, man möchte sagen als Aktionär, einer großen wirthschaftlichen Korporation zu fühlen, von der er eine Berücksichtigung seiner ökonomischen Interessen und sonstigen Lebensansprüche als sein gutes Recht beanspruchte.[3]) Er sah in dem bestehenden Staat nicht bloß eine Organisation zu politischen Zwecken, sondern betrachtete es als etwas Selbstverständliches, daß der Staat seine Souveränität — und zwar im weitesten Umfang — auch auf dem wirthschaftlichen und sozialen Gebiet zur Geltung brachte. Die Art und Weise, wie hier der Staat wiederholt in die Kreditverhältnisse, in das Verhältniß zwischen Arbeitern und Unternehmern u. a. eingriff — (man denke an die Gesetze über die Beschäftigung freier Arbeiter in der Landwirthschaft!) — die Art und Weise, wie er regelmäßig über Volksvermögen und sehr häufig auch über Privatbesitz zugunsten der Massen verfügte, ist ebenso demokratischer Staatssozialismus wie die analogen Erscheinungen in der hellenischen Welt. Was hinderte, daß die Phantasie des römischen Proletariers an diese staatliche Praxis und die von Seiten der Gracchen so energisch inaugurirte Politik des Staates, Mißstände im Gebiete des Vertheilungsprozesses mit den Mitteln der Gesetzgebung und Verwaltung zu bekämpfen, ähnliche weitgehende Wünsche und Hoffnungen anknüpft, wie wir ihnen sonst im antiken Proletoriat begegnen?

Wenn man bedenkt, zu welch unheimlichen Dimensionen die beiden großen proletarischen Schichten angewachsen waren, auf der einen Seite die Masse derer, die noch nichts waren oder noch nichts besaßen als den ungemessenen Anspruch auf den Vollgenuß römischer Freiheit, auf der anderen diejenigen, die nichts mehr waren oder nichts mehr hatten, die ausgestoßen waren aus der vollwerthigen Gesellschaft, so kann man sich einigermaßen vorstellen, wie tiefgewurzelt, wie leidenschaftlich, wie weithin verbreitet hier die auf den Raub an der Gesellschaft, auf eine Katastrophe der Hohen und Mächtigen gerichteten Instinkte gewesen sein mögen. Kann es einen schärferen Ausdruck für die gegenseitige Entfremdung der sozialen Klassen, für den unversöhnlichen Haß gegen die auf der Höhe der Macht und des Reichthums Stehenden geben als das Bild von der feindlichen „Nation", wie es in den Hetzreden der Agitatoren offenbar eine große Rolle gespielt hat? Und daß der Kampf gegen diese feindliche Nation bis zur Vernichtung derselben geführt werden müsse, wie es Cicero einmal als die Forderung eines Demagogen hinstellt, mag in der That oft genug als Parole ausgegeben worden sein. Daher gehört auch das Wort von der „Aechtung der Begüterten" (proscriptio locupletium), die der sallustische Catilina den Seinen verheißt, sowie das von Cicero so sehr gefürchtete „ut de bonis privatorum publice deminutio fiat" sicherlich zu den Schlagwörtern der sozialen Bewegung in Rom. Und zum Theil hängt gewiß auch mit diesem sozialen Antagonismus die in den politischen Kämpfen zwischen Optimaten und Demokraten lebhaft erörterte Frage zusammen, auf wessen Seite denn das eigentliche und „wahre" Volk (verus populus), das „Volk" sans phrase zu suchen sei. Ist doch der Gegensatz bereits bis zu dem Punkte gediehen, wo der Besitzlose kategorisch erklärt: „Wer etwas hat, kann nicht Vertreter unsrer Interessen sein. Denn den Versprechungen der Besitzenden kann der Elende und Arme kein Vertrauen schenken. Nur wer selbst im Elend ist, kann ein treuer Vertheidiger der Sache der Elenden sein, nur er den Wagemuth besitzen, den man von dem Führer und Bannerträger der Bedrängten (dux et signifer calamitosorum) erwartet."[4]) Eine Reflexion, in der die Lossagung des proletarischen Denkens und Empfindens von der historischen Gesellschaft, die Verneinung des Glücks der höheren Klassen mit den schroffsten Ausdruck gefunden hat. Hier konnte in der That der reiche Mann von dem armen sagen, was Cicero von dem heruntergekommenen Demagogen Gellius, der „nutricula seditiosorum", behauptet: „Er ist mein Feind, einzig und allein deßwegen, weil er nichts hat. Und was konnte das letzte Ergebniß dieser Reflexion anderes sein, als der Kampf gegen die *Eigenthumsordnung*, auf der die historische Gliederung der Gesellschaft, der Gegensatz von prunkendem Reichthum und hungerndem Elend beruhte?

Wenn auch die Schuldgesetze und Agrarrogationen der späteren republikanischen Zeit, soweit wir ihren Inhalt kennen, sich formell nicht gegen die Eigenthumsordnung als solche richteten, wenn auch die ungeheuren Expropriationen italischen Grundbesitzes, welche siegreiche Generale zugunsten ihrer Proletarierlegionen und ihres sonstigen Anhanges verfügten, für ihre Urheber nichts waren als Exekutionen an der Gegenpartei und der Kaufpreis für den Erwerb und die Sicherheit der Macht, so viel ist doch gewiß, daß es sich für das proletarische Klassenbewußtsein und die kommunistische Begehrlichkeit der *Massen*, welche Demagogen und Gewalthaber zu befriedigen hatten, ganz wesentlich eben darum handelte, daß nicht sowohl politischen Gegnern, als vielmehr den *Reichen* und *Besitzenden* das Ihrige genommen und den Armen gegeben werde,[5]) daß durch staatliche Eingriffe in die bestehende Güterverteilung, durch eine gewaltsame ökonomische *Ausgleichung* und *Verallgemeinerung* des

[3]) Vgl. die treffende Bemerkung Mommsens über die Motive der Opposition gegen die italische Politik des C. Gracchus R. G. II 121.

[4]) Aeußerungen, die man sich nach Cicero's Behauptung von Catilina erzählte und die jedenfalls dem thatsächlichen Empfinden nur zu Vieler entsprachen.

[5]) Insoferne kann man mit Mommsen R. G. III 517 wohl von einer „Bereitschaft" reden, „dem Eigenthum selbst den Krieg zu erklären".

Eigenthums auch der Arme einen größeren Antheil an den Früchten erhalte, die gerade hier in unendlicher Fülle auf der Tafel des Lebens bereitstanden.

Daß solche Stimmungen und Gelüste in den Massen thatsächlich vorhanden waren, das zeigt unzweideutig die Art und Weise, wie einmal ein demokratischer Volkstribun, L. Marcius Philippus, im Jahre 104 eine agrarische Rogation begründet hat. Er verstieg sich in seiner recht eigentlich auf die Instinkte und Leidenschaften der Masse berechnenden Rede bis zu der ungeheuerlichen Behauptung: *Es gebe im ganzen Staate keine zweitausend Leute, die Vermögen besäßen!* Eine groteske Uebertreibung der Thatsache des plutokratisch-proletarischen Gegensatzes, die ihrer ganzen Tendenz nach unzweideutig darauf hinweist, daß eben dieser Gegensatz an sich Objekt der Anfeindung war. Wenn man sich vergegenwärtigt, zu welch abenteuerlichen Vorschlägen zuletzt die Politik der Ackergesetze führte — man denke nur an die servilische Rogation vom Jahre 64! —, so wird man es kaum für wahrscheinlich halten, daß diese demagogische Agrarpolitik sich stets grundsätzlich innerhalb der durch das Privateigenthum gezogenen Schranken hielt. Und sind denn nicht thatsächlich diese Schranken in den Schuld-, Zins- und Miethertassen und bei der Ausführung von Ackergesetzen oft genug durchbrochen worden?[6]) Hatten die Grundbesitzer so unrecht, wenn sie in der Wiederverstaatlichung von Grund und Boden, der seit unvordenklicher Zeit als Privateigenthum behandelt wurde, schnöden kommunistischen Raub sahen, oder die Hausbesitzer, wenn sie der staatlichen Zumuthung, ihre Miether umsonst wohnen zu lassen, mit dem Einwand begegneten: „Soll ich kaufen, bauen, im Stand halten, allen Aufwand machen und du sollst gegen meinen Willen dich in den Genuß des Meinigen setzen? Was heißt das anderes, als dem Einen sein Eigenthum rauben, dem Anderen das geraubte Gut geben?"

Wo solche Einbrüche in die Rechtsordnung möglich waren, da muß der Expropriationsgedanke sozusagen in der Luft gelegen,[7]) muß die soziale Bewegung mit innerer Nothwendigkeit zu sozialistischen Schlußfolgerungen geführt haben, die sich ohne Zweifel in noch radikalere praktisch legislative Versuche umgesetzt hätten, wenn nicht die sozialrevolutionäre Strömung durch den Untergang der republikanischen Freiheit eine gewaltsame Eindämmung erfahren hätte. Wäre auf diesem unterwühlten Boden den sozialrevolutionären Leidenschaften und Begierden noch länger die Möglichkeit geblieben, sich frei zu bethätigen, so hätte es die römische Gesellschaft wohl erleben können, daß die Gassendemagogie ernstlich ins Werk setzte, was Cicero übertreibend vom Volkstribunat behauptet: „Omnia infima summis paria fecit, turbavit, miscuit!" Die Lust dazu war ja reichlich vorhanden!

Jedenfalls war es eine Illusion, wenn man etwa einmal auf konservativer Seite geglaubt hatte, man könne allen künftigen Agitationen nicht wirksamer vorbeugen als dadurch, daß man alles irgend verfügbare öffentliche Land zur Auftheilung bringe und für spätere Demagogen — um mit dem Volkstribunen Livius Drusus (i. J. 91) zu reden — nichts mehr zu vertheilen übrig lasse als den Himmel und den Koth! Wenn keine Staatsländereien mehr zu Gebote standen, hatte der Staat nicht Mittel genug, um sich das für die Versorgung der Armuth noch Fehlende anderweitig zu verschaffen? Ein Gedanke, der ja in der demagogischen Agrarpolitik der letzten republikanischen Zeit mit ihren zum Theil geradezu ungeheuerlichen, ausgeprägt staatssozialistischen Ansprüchen an die Staatsfinanzen eine große Rolle spielt! Wie aber, wenn die für den Ankauf von Grundstücken bestimmten Summen nicht ausreichten, um eine genügende Menge Landes vertheilen zu können; oder wenn die Grundeigenthümer sich weigerten, zu dem staatlichen Schätzungspreis zu verkaufen, oder wenn sie sich überhaupt nicht von ihrem Grund und Boden trennen wollten? Was dann? War zu erwarten, daß die einmal entfachte Begehrlichkeit, das „Räuberunwesen im Staat", wie es ein konservativer Gegner nennt, vor diesem Widerstand des Einzelnen und vor seinem Eigenthum Halt machen würde; zumal in einer Zeit, in der die Rücksichtslosigkeit agrarischer „Vertheilungs"kommissionen gegenüber wohlerworbenen Rechten und die Unmasse der gewaltsamen Besitzveränderungen die Achtung vor dem Privateigenthum ohnehin aufs tiefste erschüttert hatte?

Wie weit die soziale Demagogie selbst auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gehen konnte, dafür liefert einen drastischen Beweis die allerdings nicht zum Gesetz gewordene, von Cicero ironisch als das „schöne und volksthümliche Ackergesetz" bezeichnete Rogation des Volkstribunen Servilius Rullus (i. J. 64), welche die „vage Hoffnung" und die „blinde Erwartung" des Volkes auf einen Höhepunkt emporhob, über den hinaus im Rahmen des Bestehenden eine weitere Steigerung kaum mehr möglich war. Die Ackervertheilung, die er forderte, war in einer Ausdehnung geplant, die alles, was man bis dahin in Rom auf dem Gebiet der sozialen Politik erlebt hatte, in Schatten stellen sollte! Da eine unmittelbare Auftheilung nur an dem verpachteten Gemeinland in Campanien möglich war und dieses nur für 5000 Loose zu je zehn Morgen ausgereicht hätte, so sollte eine mit unbeschränkter Macht bekleidete und von einem Stabe von 200 Hülfsbeamten unterstützte Agrarkommission nach Gutdünken in ganz Italien Landankäufe im großen Stil vornehmen, und die Mittel dazu sollten beschafft werden durch den Massenverkauf der gewaltigen Staatsländereien, welche die Republik außerhalb Italiens in Asien, Makedonien, Sicilien, Spanien und Afrika besaß, sowie durch Veräußerung alles seit dem Jahre 88 vom Staat erworbenen beweglichen und unbeweglichen Gutes, worüber nicht schon früher verfügt war; eine Bestimmung, welche besonders Aegypten und Cypern ins Auge faßte. Und als ob es an diesem grotesken Generalausverkauf der Republik nicht mehr als genug gewesen wäre, wird auch noch ein großer Theil der Staatseinnahmen aus Zöllen, Zehnten und anderen Abgaben der Unterthanen, sowie der noch zur Verfügung stehende Rest der Kriegsbeute der letzten Jahre für das große soziale Erlösungswerk in Anspruch genommen!

Man sieht, es ist nur zu gerechtfertigt, wenn Dionys einen Vertreter des Besitzes die Prophezeiung aussprechen läßt, die Austheilung von Staatsländereien werde noch Anlaß zu vielem Unheil geben. „Es schleichen sich damit Gewohnheiten in den Staat ein und wurzeln hier dauernd fest, die schwere Gefahren mit sich bringen werden. Denn die Begierden werden aus der Seele nicht dadurch ausgetilgt, daß man sie befriedigt, sondern im

6) Ein großer Theil der agrarischen Rogationen ist uns übrigens seinem Inhalt nach nur unvollkommen oder auch gar nicht bekannt und noch weniger wissen wir über die Art der Begründung. Hier können weit radikalere Ideen zum Ausdruck gekommen sein als wir jetzt zu erkennen vermögen. Auch hat die sozialrevolutionäre Ideologie ja nur ausnahmsweise in förmlichen Rogationen staatsrechtliche Gestalt gewonnen.

7) Sehr treffend bemerkt Max Weber, Agrarverhältnisse im Alterthum, Hdwb. d. Staatsw. 2. Suppl. Bd. S. 12, daß die schweren Besitzerschütterungen, welche die Konfiskationen und Ackeranweisungen zumal der Triumvirn mit sich brachten, die späte Rache der von den Gracchen geführten Besitzlosen sind.

Gegentheil noch gesteigert und verschlimmert." — „So wie die Masse nun einmal denkt, werden sie alle Königsschätze der Welt nicht zufriedenstellen, am wenigsten dieser kleine Feldbesitz." Das Urtheil ist ja einseitig insofern, als es die Frage nach dem berechtigten Kern der Agrarreform einfach ignorirt, darin aber hat es ohne Zweifel recht, daß für die radikalen Elemente der Bewegung die Ackergesetze eben nur Minimalforderungen darstellten, die auf die Gegenwart zugeschnitten waren, Abschlagszahlungen, die man — nach dem Bebel'schen Grundsatz: „Warum sollen wir nicht nehmen, was wir erhalten können"? — eben als solche hinnahm, ohne deßhalb auf viel weitergehende Wünsche zu verzichten.

Schon die plutokratischen Gegner des Tiberius Gracchus erhoben gegen seine Ackergesetze den Vorwurf, es liege denselben die Absicht zugrunde, „den Staat durcheinander zu werfen", es handle sich um den Umsturz aller Verhältnisse! Und Cicero meint: „Wer aus Popularitätssucht die Ackervertheilung in Anregung bringt, infolge deren die Besitzer aus ihrem Eigenthum vertrieben werden, oder wer einen Schuldenerlaß betreibt, der erschüttert den Staat in seinen Grundfesten. Aus ist es mit dem Frieden der Gesellschaft, wenn dem Einen sein Vermögen genommen und einem Anderen gegeben wird, aus mit Recht und Gerechtigkeit, wenn nicht Jedermann das Seine behalten darf!" Urtheile, die ja zunächst nur so viel beweisen, daß die einseitigen Vertreter des Besitzes es zu allen Zeiten, und so auch damals verstanden, ihrer ablehnenden Haltung gegenüber rettenden Reformen dadurch ein ehrbares Mäntelchen umzuhängen, daß sie, unter allen Umständen das Gespenst des Umsturzes an die Wand malten, auch da, wo dazu kein Anlaß war. Allein, daß eine solche Auffassung auf Seiten der Besitzenden überhaupt möglich war, beweist immerhin so viel, daß dieselbe dem Gesichtskreis der Zeit wenigstens nicht ferne lag. Und insofern sind auch die folgenden uns zufällig überlieferten Aeußerungen der Art symptomatisch von höchster Bedeutung.

Die Arbeiten an der Jungfrau-Bahn.[1])

Die Bohrungsarbeiten im Jungfrau-Tunnel haben nunmehr, nach Beendigung der durch den Betrieb der Anfangsstrecke aufgezwungenen Sommerferien, ihren Fortgang genommen. Daß sie sonderlich rasch fortschritten, kann man nicht behaupten, nachdem in ungefähr drei Arbeitsjahren, ungerechnet die Zeit der Vorbereitungen, nicht mehr als ein Viertel der von Station zu Station zu eröffnenden Linie vollendet worden ist. Man muß freilich mit den Schwierigkeiten rechnen, die dieser unerhört kühne Plan nothwendig mit sich bringen mußte. Zu den natürlichen Hindernissen der Höhe, des Terrains, der schweren Zugänglichkeit ist seit dem vorigen Jahre, als am 2. August das erste 700 Meter lange Stück des Tunnels eröffnet wurde, dasjenige der unerwünschten Sommerruhe gekommen, die mit einer Zeiteinbuße von drei Monaten jährlich nicht gering zu veranschlagen ist. Während bei anderen Bergbahnen und auch bei dem ersten offen tracirten Stück der Jungfrau-Bahn die Bauarbeiten auf den Sommer beschränkt waren, bleiben hier die wenigen schönen Monate dem Betrieb vom Anfangspunkt bis zur Rothstockschlucht (im nächsten Sommer vielleicht schon bis zur Eigerwand) gewidmet, der bei dem starken Besuch des Anfangstückes der Jungfrau-Bahn keine Zeit für Materialtransporte übrig läßt und infolgedessen auch die Sprengungen im Tunnel verbietet. Unter diesen Umständen sind die Arbeitsfortschritte wenn auch nicht schnell, so doch wenigstens stetig geblieben, und wenn den Unternehmern thatsächlich bis zur nächsten Saison, d. h. in neun bis zehn Monaten, die Eröffnung der zweiten Tunnelstation „Eigerwand" gelingen sollte, so wäre das ein recht guter Erfolg.

Die Methode der Arbeit im Tunnel selbst ist gegenwärtig, nach allerlei durch die Erfahrungen der ersten Jahre herbeigeführten Modifikationen, folgende: Die bei der Station Eigergletscher am Tunneleingang den ganzen Hochgebirgswinter hindurch, d. h. sieben bis acht Monate, von der Welt abgeschlossenen Arbeiter bewohnen hier mit den Beamten zusammen eine kleine Häuserkolonie, die aus dem Stationsgebäude Eigergletscher, drei Wohnhäusern, Werkstätten, Küchen, Magazinen und einigen Schuppen besteht. Außer den Ingenieuren, Aufsehern und 50 bis 60 Felsarbeitern, die sich in drei achtstündigen Schichten ablösen, bedarf man dort oben der Köche und Bäcker, der Schmiede und Maschinenarbeiter, Elektrotechniker und anderer Kräfte, mit denen die Winterbelegschaft auf etwa 80 Personen anschwillt. Von der Hotelkolonie Klein Scheidegg nur durch zwei Kilometer Entfernung und 260 Meter Höhenunterschied getrennt, sind die Leute am Gletscher dennoch fast völlig sich selbst überlassen, nur ausnahmsweise ist der Weg zum Thal gangbar und es mag Arbeit und Schwierigkeiten genug machen, nur die Störungen in der Stromzuleitung rasch wieder zu beseitigen, die im Winter infolge der Stürme und Schneewehen nicht selten sind. Die Elektrizität aber, die von Lauterbrunnen her aus einer großen Kraftzentrale in drei dicken Kupferdrähten nach oben geleitet wird, ist zur Arbeit sowohl als zum Leben in der kleinen Kolonie der Abgeschlossenen fast so nöthig wie die liebe Luft. Nicht nur zur Heizung und Beleuchtung der Wohn- und Schlafräume, Küchen, Restaurationen u. s. w., auch zum Schmelzen des Schnees, der im Winter das versiegende Wasser ersetzen muß, wird sie gebraucht. Ebenso nöthig ist aber der Strom bei der Arbeit im Tunnel, wo er die Ventilation betreibt, die Materialförderung und den Antrieb der Bohrmaschinen besorgt.

So lange solche gewaltsame Unterbrechungen des regelmäßigen Arbeitsbetriebs, wie sie die Zerstörung der Starkstromleitung durch Windbruch oder dergleichen im Gefolge hat, nicht vorliegen, schreitet die Tunnelarbeit in gleichförmigen Phasen fort. In achtstündigen Schichten sind die Gesteinarbeiter an den Bohrmaschinen thätig, und zwar wird an der Tunnelfirstwand nur die obere Hälfte des Profils, der Firststollen, weggenommen. Anfangs arbeitete man so, daß wie bei größeren Tunnelbauten die obere und untere Tunnelhälfte, Stollen und Strosse gleichzeitig weitergeführt wurden, nur daß der Stollen dem unteren Arbeitsort immer um etwas voraus sein muß, damit sich die Arbeitsoperationen nicht gegenseitig stören. Aber der beengte Raum im Jungfrau-Tunnel und die Schwierigkeit der Materialbeseitigung haben hier zu einem anderen System geführt. Es wurde seit geraumer Zeit alle Energie auf die Fortführung des oberen Stollens, der ein Profil von rund acht Quadratmeter besitzt, vereinigt, um ihn möglichst bald bis zum nächsten Querstollen, d. h. bis zu einem der geplanten Austrittspunkte an die Bergoberfläche, zu führen. Das würde, wenn nicht inzwischen ein Seitenstollen lediglich zum Ausschütten des Materials gebrochen wird, die Station Eigerwand, rund 2800 Meter hoch gelegen und 2 Kilometer vom Anfang des Tunnels entfernt, sein. Sobald hier

[1]) Unter Benutzung der von einem der Mitarbeiter an der genannten Bergbahn, Hrn. Dr. Wrubel-Zürich, in der „Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preußischen Staate" veröffentlichten Mittheilungen über den Bau der Jungfraubahn, 1900.

für die Materialbeseitigung eine neue Oeffnung hergestellt ist — so lange nämlich muß der ganze Sprengschutt bis zur vorigen Station hinabgeschafft werden, wo man ihn in die Rothstockschlucht schüttet —, soll die Strosse ebenfalls in Angriff genommen werden, während der Ausbruch des Firststollens ungestört weiter geht. Der Schutt aus letzterem braucht dann nur bis an die obere Station gebracht zu werden, während am Rathstock das Material der unteren Tunnelhälfte beseitigt wird. Es sind dann zwei völlig getrennte Arbeitsstätten vorhanden, die sich in der Schuttabfuhr nicht hindern, die auch weit genug entfernt sind, um sich durch die Sprengungen nicht zu stören, und die endlich ganz selbständig in Bezug auf Ventilation, Wasser- und Elektrizitätsbedarf u. s. w. gestaltet werden können. Da die Station Eiger kaum vier Kilometer vom Anfangspunkt der Trace entfernt liegt, der Firststollen Ende März auf 3.260 Kilometer stand und der tägliche Fortschritt etwa drei Meter beträgt, so dürfte man sich eben jetzt der neuen Station mit dem Stollen nähern. Ob es alsdann noch gelingen wird, die Strosse bis zu dem gleichen Punkt zu bringen, den Oberbau zu verlegen und den Betrieb, wie beabsichtigt, im nächsten August zu eröffnen, hängt davon ab, wie weit die untere Stollenhälfte bereits vorgeschritten war, als man wegen der Schwierigkeiten der Schuttabfuhr und aus anderen Gründen sich genöthigt sah, den weiteren Vortrieb auf den Firststollen zu beschränken. Auch die Witterung des Winters wird ihre Rolle spielen.

So wenig wie das ganze Bausystem, so wenig sind die angewandten Mittel dieselben geblieben. Anfangs arbeitete man mit elektrischen Rotationsbohrmaschinen, obwohl sich bei den früheren großen Tunnelbauten stoßende Bohrmaschinen besser bewährt haben, und sogar im Simplon-Tunnel vom Altmeister Brandt mit hydraulischen Stoßbohrmaschinen gearbeitet wurde. Das Resultat bestätigte denn auch frühere Erfahrungen. Die sechs von einer ersten Firma gelieferten Rotationsbohrmaschinen waren nach Ablauf des ersten Jahres bis auf zwei nicht mehr zu brauchen, obwohl sie mehr Reparatur- als Anschaffungskosten verschlungen hatten. Die rotirenden Bohrer waren zu schwach für das zu durchbrechende Kalkgestein, die Maschinen zu schwer und zu verwickelt; jetzt sind ausschließlich Stoßbohrmaschinen einer Berliner Elektrizitätsgesellschaft in Gebrauch. Ihre meißelartigen Werkzeuge werden durch die Kraft elektrischer Solenoide mit großer Gewalt gegen den Fels gestoßen und unter langsamer Drehung und allmählichem Vorschub in die Bohrlöcher getrieben. Die Stöße, sechs bis sieben in jeder Sekunde, verursachen freilich einen Höllenlärm, zumal in der Regel vier Bohrmaschinen am Stollenende arbeiten, aber das Geräusch soll doch noch weniger unerträglich als dasjenige der hydraulischen Stoßbohrmaschinen sein. Jeder Bohrer verbraucht etwa fünf Pferdestärken und dringt binnen zehn Minuten je nach der Gesteinshärte 40—50 Zentimeter tief ein. Die Bohrmaschinen, welche leicht beweglich sein müssen, um die zahlreichen für eine Sprengung erforderlichen Löcher rasch herzustellen, sitzen an sogenannten Spannsäulen, die sich zwischen Tunneldecke und Fußboden einklemmen und sehr leicht anbringen und wieder entfernen lassen, zu je zweien übereinander. Die Zuleitung besteht in etwa ein Viertel Zoll dicken Kupferdrähten, welche auf der letzten Strecke durch ein Kabel ersetzt werden, das man vor jeder Sprengung entfernen kann. Die Arbeiten des Bohrens und Sprengens wechseln im 24 stündigen Arbeitstage drei- bis viermal mit einander ab.

Da der Stollen auf einen Angriffspunkt beschränkt ist und nicht, wie bei gewöhnlichen Durchbruchstunneln, zwei Kolonnen sich von beiden Enden her entgegenarbeiten können, so ist eine wesentliche Beschleunigung des Fortschritts über das bisherige Maß, rund 700 Meter in den acht bis neun Arbeitsmonaten eines Jahres, kaum zu erwarten. Es müßte denn sein, daß man durch einen Seitenstollen der Trace von außen her an einem zweiten Punkt beikäme, was nach der Natur des Gebirges und bei den Schneeverhältnissen an der Eigerwand nicht gerade wahrscheinlich ist. Denn es müßte alsdann auch für diesen zweiten Arbeitsort ein ständiger Zugang an der Außenseite des Berges wenigstens im Sommer geschaffen werden, aber man müßte am Ort selbst eine Verproviantirungs- und Unterkunftskolonie, wahrscheinlich im Innern des Berges, anlegen, wie sie für die heutige Arbeitskolonne an dem Tunnelausgang besteht. Da dieser Fall unwahrscheinlich ist, so wird man für die noch fehlenden 8 Kilometer Tunnel kaum weniger als 10 Jahre bedürfen, und die auch in Kreisen der Jungfrau-Bahnunternehmung selbst gehegte Hoffnung, in 7 bis 8 Jahren den Betrieb bis zur Spitze eröffnen zu können, würde wohl nur zur Wirklichkeit werden können, wenn es gelingt, künftig auch die Sommermonate trotz des Verkehrs auf der Anfangsstrecke voll für den Bau auszunützen.

Kolossale Sprengungsarbeiten werden bei der Jungfrau-Bahn durch die eigenartige Anlage der meisten Stationen erforderlich werden, die zum Theil in großen ausgesprengten Felsenhöhlen angelegt werden müssen. Unter den vorbildlichen Wirkungen, welche diese Hochgebirgsbahn auf künftige Ausführungen ähnlicher Art nothwendig ausüben muß, wird diese vielleicht die größte sein, daß die Bahn sofort bei ihrem Bau eine Anzahl neuer, großartig situirter Berghotels schafft, die nicht bloß Aussichts-, sondern auch Ausgangspunkte für neue Hochgebiergs- und Gletscherpartien sind.

Von dieser Art ist, nachdem die Haltestelle Rathstock, die nur 700 Meter vom Tunneleingang entfernt ist, nur als Ausgangspunkt für die Rothstockspitze und einstweiliger Endpunkt ohne weiteren Komfort eingerichtet wurde, gleich die zweite Tunnelstation Eigerwand projektirt worden. Freilich dürfte gerade sie zunächst kaum Exkursionen ins Freie hinaus gestatten, es müßte denn eine Möglichkeit gefunden werden, einen direkten Aufstieg zum 1200 Meter höheren Eiger von hier aus, anstatt des gewöhnlichen Weges von Klein Scheidegg zu vollführen. Die Station soll aus einer großen Felsenhöhle bestehen, die, durch Holzverkleidung der nackten Wände wohnlicher gemacht, elektrisch beleuchtet und geheizt, als Restaurationsraum dient. Daran schließen sich seitlich große Nischen mit bogenförmigen Oeffnungen, in welche Fenster, bezw. Balkons eingebaut werden. Von diesen Felsaltanen aus erschließt sich der Blick auf den Paß der Kleinen Scheidegg, deren Sattel bereits 700 Meter tiefer liegt, und auf die jenseitigen Berge, vor allem das vielbesuchte Faulhorn. Aber neben diesem großen Gewölbe werden Wohnräume für den Wirthschaftshalter und die Bedienung, für den Stationsvorsteher und endlich Unterkunftsräume für Passanten geschaffen, die hier zu übernachten wünschen — eine Karawanserei im Schoß der Berge, denn jedes Logis, jedes Kämmerchen muß in den Fels eingesprengt werden.

Wo die folgenden Stationen von ähnlicher Einrichtung werden, so erfordert nur noch die nunmehr vom Eiger an festgesetzte Linienführung einige Worte. Von den vielen Entwurfsänderungen, welche die Jungfrau-Bahn noch während des Baues erlitten hat, ist auch die Trace nicht unberührt geblieben. Die Linienführung ist vereinfacht, die Zahl der Stationen etwas verringert,

und die Spitze der Jungfrau wird, wie nunmehr wieder festzustehen scheint, auf etwas direkterem Wege als anfangs geplant erreicht. Die Bahn, die sich von Klein Scheidegg an in wesentlich östlicher Richtung an und später in der Nordwand des Rothstock und Eiger hingezogen hat, um erst einmal einen gewissen Höhepunkt an der jenseitigen Bergwand zu erreichen, dreht sich nun in einer Kurve von 550 Meter Radius unter dem Eiger herum, um die südwestliche Richtung auf den Jungfraukulm einzuschlagen. Dabei nähert sie sich so sehr der gegenüber liegenden südlichen Wand des Eiger, daß die nächste Station „Eismeer“ in ungefähr 2 Kilometer Abstand von dem Bahnhof „Eiger“ gerade an der entgegengesetzten Seite des Berges zutage tritt. Sie liegt bereits 3160 Meter hoch und eröffnet Blicke in eine ganz neue, vom gewöhnlichen Sterblichen nie geahnte Welt. Ein ungeheurer Kessel, gefüllt von Firn und Gletschern, umwallt von himmelhohen starrenden Spitzen, thut sich auf. Die Grindelwald-Fiescherhörner, das große Fiescherhorn, das Finsteraarhorn mit seinem furchtbaren Joch, das Agassizhorn und die Strahlegghörner, die Schreckhorn- und Lauteraarhorngruppen ragen in ihrem weißen, überwältigenden Kranz um die Schnee- und Eisgefilde des Grindelwaldfiescherfirns, des unteren und oberen Eismeers, aus denen einzelne Zacken, wie das Bergli mit der Klubhütte, das Mönchjoch u. a. wie Inseln auftauchen. Die liebliche Pracht der Nordseite mit ihren Almen, Seen und Wäldern macht hier völlig der Wildheit und dem Ernst des Hochgebirges Platz. Der Firn, aus dem der Grindelwald-Gletscher gespeist wird, reicht bis nahe an die Bogenöffnungen des Bahnhofes. Eine Stufenreihe wird auf das Eis hinunterführen, von wo man über das untere Mönchjoch leicht das berühmte ewige Schneefeld und einen neuen Zugang zur Konkordiahütte erreicht. Mit dieser Station, die im allergünstigsten Falle bis 1903, wahrscheinlicher aber im Sommer 1904 erreicht sein wird, beginnt die Jungfrau-Bahn ihre Rolle als wichtiges Hülfsmittel des Hochtouristenthums. Der Weg aus dem Berner Oberland über das Eggischhorn ins Wallis hat den größten Theil seiner Beschwerden, aber nichts von seiner Schönheit verloren, sobald der Eisenbahntunnel den furchtbaren Wall durchbricht, der sich jetzt ohne eine einzige Lücke vom Lötschenpaß bis zum Grimsel erstreckt und nur von dem erfahrenen Bergsteiger hier und da gekreuzt werden kann. Ueber das Ewigschneefeld, den Konkordiaplatz und den langen Korridor des Aletschgletschers erfolgt dann der Uebertritt ins Wallis mit größter Bequemlichkeit, und wer weiß, wie bald sich Skilauf und polare Schlittenreisen dieses unvergleichlichen Wirkungsfeldes bemächtigen werden.

Die Jungfrau-Bahn aber, die vermuthlich hier, auf halbem Weg zur Höhe, auch die Hälfte ihres Verkehrs ausschütten wird, zieht in ihrem engen, eisigen Tunnel weiter durch den Schoß der Berge. Vom Eismeer bis zur nächsten Station Jungfraujoch hat die Trace ihre wichtigste Veränderung erlitten. Während früher eine Steigung um 500 Meter bis zum „oberen Mönchjoch“ und dann ein Gegengefäll von 250 Meter zur Unterfahrung des Jungfraujochs geplant war, unterbleibt das eine wie das andere nunmehr. Die Linie geht, ohne auf die nächsten 4 Kilometer irgendwo zutage zu treten, mit ganz mäßiger Steigung (kaum 7 Prozent, gegen 25 Proz. auf vielen anderen Strecken) direkt auf das Jungfraujoch los, das in 3420 Meter Höhe hart unter der Schneelast, von der es bedeckt wird, seine Station erhält. Der Sattel zwischen Mönch und Jungfrau ist hier so schmal, daß leicht Stollen nach beiden Seiten hin gebrochen werden können; die Blicke nach Norden und Süden, im wesentlichen ihres Charakters schon oben geschildert, ergänzen sich hier in nächster Nähe und können unmittelbar neben einander genossen werden. Hier der grüne Berg- und Mattenkranz zwischen der Kleinen Scheidegg und dem Brienzersee, die ungeheure Kluft des Lauterbrunner Thals, der Kessel von Grindelwald und unmittelbar zu den Füßen die Hotel- und Bahnhofskolonie der Kleinen Scheidegg und Wengernalp. Vor dem Beschauer die furchtbare Schlucht des Trümmletenthals, der Kessel, in den Mönch und Jungfrau ihre Lawinen senden. Drüben der reine unüberschbare Jungfraufirn, den unser Fuß betritt, sobald wir aus dem Stollen ins Freie treten. Dort ein gähnender Spalt von 2000 Meter Tiefe, hier ein sanfter Firnhang, über welchen uns ein fünfstündiger Spaziergang in 3000 bis 2000 Meter Höhe gefahrlos an den märchenhaften Märjelensee mit seinen blauen Eisbergen und in das Hotel Jungfrau am Eggischhorn bringt.

Abermals rollt der elektrische Wagen in den eisglitzernden Tunnel mit den kalten, blitzenden Glühlampen hinein. Noch trennen uns 640 Meter Höhe vom Jungfraugipfel, und steiler wird die Trace, lauter rattern die Zahnräder, wenn sich der Wagen unter dem Druck der elektrischen Lokomotive die Steigung von 25 Proz. hinaufschiebt. 75 Meter unter der Spitze soll bekanntlich der Tunnel endigen und ein Lift ist bestimmt, die Besucher aus der hier anzulegenden Halle auf den Gipfel zu heben. Bevor wir indessen versuchen, die Eindrücke zu schildern, die hier des durch fremde Kraft emporgeschnellten Besuchers harren, werden wir gut thun, uns zu erinnern, daß vorerst für den nächsten Sommer nur die Eröffnung der Station Eigerwand — vielleicht — bevorsteht, und daß noch manche Lawine ins Trümmleten- und ins Roththal donnern, noch mancher Sturm die Schneehaube der Jungfrau aufwühlen wird, bevor der eiserne Liftschacht heimtückisch, wie der häßliche Zylinderhut eines Schlotfegers, diesen makellos weißen Schneedom von unten her durchbrechen wird. Und wer die hehre Schönheit der Berge liebt, wird das nicht bedauern.

W. Berdrow.

Mittheilungen und Nachrichten.

Deutschlands Kolonien und Kolonialkriege von H. v. Bülow. Dresden und Leipzig (Piersons Verlag) 1900. XV. und 303 Seiten, nebst sechs Karten. — Gute und interessante Bücher bespricht man, um die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken; über schlechte Bücher geht man mit Stillschweigen hinweg, außer wenn sie so schlecht sind, daß sie eben deßhalb wieder interessant werden. Dies ist bei dem genannten Buch der Fall. Vor allem sollte man des deutschen Stils mächtig sein, ehe man in die Oeffentlichkeit tritt. Der Verfasser ist das nicht: sonst hätte er nicht Sätze drucken lassen wie die folgenden: „Der gegenwärtige Krieg zwischen den Engländern und Buren liefert einen Beweis des Vortheils der Seemacht auf den Landkrieg.“ (Seite XII.) „Noch immer wieder müssen wir auf neue Uebergriffe der Eingeborenen in den Schutzgebieten hinweisen, was unter anderen Umständen und Verhältnissen nicht mehr vorkommen könnte.“ (Seite XII.) „Diese Ansichten werden auch von unsern Kolonialmitgliedern (!) getheilt, deren beredte Sprache die „Deutsche Kolonialzeitung“ bildet.“ (S. XIV.) „Deutsch-Ostafrika ... ist vom Indischen Ozean landeinwärts ansteigend.“ (S. 71.) Hat der Verfasser schon einmal Land gesehen, das vom Ozean abfällt? „Diese Politik zieht sich wie ein rother Faden fort“ (S. 267) u. a. m. Ich würde gern manche grammatischen Entgleisungen für Druckfehler ansehen, aber nach solchen Proben bin ich genöthigt, anzunehmen, daß „das Schantung Pramontoe“ (S. 290), „lomerziel“ (S. 291),

„die Gewißheit dazu“ (S. 269) beabsichtigt ist; und zu acceptiren, daß man sagen muß: „wir finden bei Rehoboth die Bastaeds, ein Mischlingsstamm“ (S. 3) und „das Kamerun-Gebirge mit dem höchsten Gipfel, der Mungo ma Loba“ (S. 149); auch freut es mich, daß „die Truppe in Ostafrika u. a. aus 21 Geschützen besteht“ (S. 75). — Nun, die Form mag schlecht sein, aber vielleicht ist doch der Inhalt bedeutend? Ich glaube, nach den obigen Proben wird man auch hierauf verzichten müssen; ich gehe sogar so weit, zu sagen, das Buch hat gar keinen Inhalt. Vom Verfasser sind außer der Einleitung (S. I—XV) keine 20 Zeilen, und die Karten sind jene aus dem „Kleinen deutschen Kolonialatlas“. Das übrige ist ein Kunterbunt von Einzelberichten, die uns sämmtlich aus dem „Kolonialblatt“ längst bekannt sind, und Daten aus dem Kolonialkalender und anderen derartigen Quellen, die Jedem zur Verfügung stehen. Es ist dem Verfasser nicht eingefallen, eine zusammenhängende Darstellung der Kämpfe in den Kolonien zu versuchen; seine Arbeit beschränkte sich darauf, den Einzelberichten — passende Ueberschriften zu geben; so z. B. finden wir nacheinander folgende Kapitelüberschriften: „Zur Charakteristik Henrik Witbooi's“ (S. 34), „Ueber die letzten Kämpfe mit Henrik Witbooi“ (S. 49), „Hendrik Witbooi“ (S. 49), „Hendrik Witbooi“ (S. 53), „Ueber Hendrik Witbooi“ (S. 55), „Hendrik Witbooi“ (S. 55). Man sieht, an Gliederung des Stoffes fehlt es nicht. Da ist es für den Leser geradezu eine Erholung, wenn er z. B. den Bericht über v. Stettens Zug nach Yola liest, der in einem Umfang von 50 Seiten einfach eingefügt ist. (Nebenbei kennt der Verfasser nirgends Gänsefüßchen bei Anführungen!) Diese Berichte reichen aber nur bis zum Jahre 1895, und ich mußte wiederholt nach der Jahreszahl 1900, die das Buch trägt, sehen, um nicht irre zu werden, wenn ich las, daß „demnächst die Majore Leutwein und v. François beabsichtigen, mit der Errichtung von Stationen an verschiedenen Punkten des Namalandes vorzugehen“ (!), und daß „über die Ausführung dieser Pläne noch keine Berichte eingegangen“ seien (S. 31 ff.). In Kamerun schließt die Geschichte mit 1893; man meint, seit dieser Zeit herrsche dort tiefer Frieden, und es habe kein Tibati, keinen Major v. Kamptz gegeben. Bei den Schutzgebieten in der Südsee fehlen natürlich diese Berichte ganz; daß in den Mittheilungen aus Kaiser Wilhelms-Land über Neu-Guinea etwas zu finden gewesen wäre, das hieße dem Verfasser zuviel zumuthen. Er begnügt sich bei den Karolinen mit der alten Geschichte von 1885 und sagt am Schlusse: „So gelang es Deutschland erst nach 14 Jahren, in den Rückbesitz der bereits besessenen Karolinen zu gelangen“ (S. 285). Da muß es uns doch verwundern, wenn andrerseits der Verfasser seiner Zeit voraus eilt, indem er die Eisenbahn bereits bis Windhoek gehen läßt (S. 6) und indem er erklärt (S. 289): „Durch eine junge, aber desto eifrigere Marine (die übrigens auf der nächsten Seite „nicht mehr heimathlos umherschwebt“) wurden dem deutschen Welthandel diese neuen Kreise erschlossen. Hiedurch sind die ostasiatischen See- und Handelsinteressen gelöst.“ Derartig sind die kurzen Weisheitssprüche, die der Verfasser den Reiseberichten Anderer beigibt. Für die Südseekolonien vertreten die Daten, welche jedes Notizbuch enthält, die eigenen Gedanken des Verfassers, der es infolgedessen für nöthig gefunden hat, noch einiges aus dem Marinekalender über die deutsche Flotte anzufügen, das mit dem Gegenstand (?) des Buches nichts zu thun hat. — Im übrigen noch auf das Wenige, was der Verfasser selbst sagt einzugehen, verlohnt sich nicht. Zu ihrer Charakterisirung wollen wir noch einige Neuigkeiten über die Schutzgebiete anfügen: „Im südlichen Theil Ostafrika's sind die Bantu mit den Sulus verwandt.“ (S. 71.) „Die äußeren Zustände in Kamerun stehen jenen in Togo nicht nach, denn auch hier macht sich noch ab und zu fremder Einfluß geltend.“ (S. 151). „Der deutsche Einfluß in Togo reicht nur auf einen beschränkten Strich des Gebiets.“ (S. 267). Endlich der pompöse Schlußsatz (S. 303): „Vom Standpunkt Deutschlands Großmachtstellung, auswärtiger Politik und im Interesse des Landes zur Ehre und Wohlfahrt des Reiches ist die Vermehrung der Kriegsflotte ein nothwendiges Bedürfniß. Ohne mächtiges, ohne starkes Heer, ohne Flotte ist kein Wohlstand möglich.“ — Es ist mir völlig unbegreiflich, wozu dieses Buch geschrieben und gedruckt wurde. Es belehrt nicht, es unterhält nicht und wo es erheitert, da hat es der Autor nicht gewollt. Auch die Posaunenstöße zugunsten der Flotte konnten nicht Hauptzweck sein; daß wir eine starke Flotte brauchen, ist von berufener Seite und mit anderen Argumenten dargethan worden. Das Buch v. Bülows ist aber nicht nur ganz werthlos, sondern es ist auch schädlich, und darum war es nothwendig, dasselbe etwas tiefer zu hängen.

Dr. R. Hermann.

∞ Mac Eck's sonderbare Reisen zwischen Konstantinopel und San Francisco. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz 1901. — Ludwig Hevesi ist ein Tausendkünstler. Humoresken, Memoiren, Kunstkritiken, Erzählungen und Meisterbiographien — man denke an sein von Fachmännern auch in diesen Blättern als mustergültig anerkanntes Buch über den Afrika-Reisenden Junker — gehen ihm mit derselben Leichtigkeit von der Hand. Seine Arbeit — denn er ist ein sorgsamer Arbeiter bis in die kleinste Zeitungsnotiz hinab — macht den Inhalt und das Glück seines Lebens aus. Stilgefühl ward ihm angeboren. Und inmitten seiner gründlichen, weitausgreifenden Studien hat er den freien Blick für die Wirklichkeit sich bewahrt. Er ist selbst rechtschaffen weit in der Welt herumgekommen. Zeuge dessen: seine humoristischen Reisebücher „Almanaccando“, „Ein englischer Sommer“, „Von Kalau bis Säckingen“, ganz zu geschweigen seiner Pußtabilder und der Schilderungen aus Budapest. Sein neues, mit sein bestes Buch, geht nicht aus unmittelbar Selbsterwandertem aus. Ein befreundeter Wiener Weltfahrer, seines Zeichens geschulter Technologe, in seinen zahlreichen Liebhabereien als Bergfex, Occultist, Sportsman ein Original — Dr. Fritz Eckstein — erzählte Hevesi von allerhand schnurrigen Reiseabenteuern und ernsten Studiengängen. Und Hevesi, der ebenso gut zuzuhören wie zu beobachten, zu berichten und künstlerisch zu formen weiß, hatte einmal den Einfall, eine solche (Eckstein'sche) Geschichte halb in seiner, halb in meiner Weise aufzuschreiben und drucken zu lassen. Es war „Jack Strop und der Drummer.“ Sie fand Beifall, wurde vielfach nachgedruckt und brachte sogar Mark Twain zum Lachen. Ich wiederholte das Experiment. . . Der Reiz der Arbeit bestand für mich zunächst darin, daß hier die Welt einmal nicht mit literarisch-künstlerischen, sondern mit technisch-sportlichen Augen angesehen wurde! So weiß und gibt Hevesi Bescheid von Waltham Abbey, wo Großbritannien den größten Theil seines Nitroglycerins, seiner Schießbaumwolle und seines rauchlosen Schießpulvers fabrizirt; geleitet uns in Edisons Unternehmer-Werkstadt (es ist wirklich eine Art Stadt, nicht nur eine Werkstatt); charakterisirt prächtig amerikanisches Eisenbahnwesen, das seit Max Maria v. Webers hübschen Skizzen, vom „Geflügelten Rad“ manche Wendungen erfahren, gewinnt dem Reiseziel Klondyke neue Offenbarungen ab, schildert in sehr launig gefaßten, sehr ernsthaft gemeinten Blättern die galanten Chinesinnen und Japanerinnen San Francisco's; vergönnt uns lebenstreue Portraits und Gruppenbilder der vielberufenen Mystagoginnen Blavatsky, Mrs. Annie Besant und Frau Gebhard; geleitet uns auf halsbrecherischen Bergpartien, die uns aus der Kraxelschule der Brüel bei Mödling nach Norwegen führen und unterwegs zeigen, „wie man“ sogar beim Aufstieg zu einem Steinbruch bei Graz „das Abstürzen lernen kann“; gedenkt eines Pfingstrittes durch den Peloponnes und unterhält und belehrt auch sehr wohlunterrichtete Leser Blatt für Blatt. Das wirklich anregende Buch wird es rasch zu einer neuen Auflage bringen, in der bildende Künstler mit Ludwig Hevesi, dem vielgewandten Meister der redenden Künste, wetteifern sollten in der Vergegenwärtigung von Land und Leuten zweier Welten: der alten und der neuen, der magischen der Theosophen und der echten Wunderwelt moderner Erfinder.

-i. „Im Schlaraffenland; ein Roman unter feinen Leuten“, hat ein junger Schriftsteller, Heinrich Mann, einen (im Verlag von Albert Langen in München) erschienenen Roman betitelt, der den Leser in jene korrumpirten „höheren“ Kreise des Berliner Thiergartenviertels führt, zu denen Zutritt zu haben für den Einen als höchstes Lebensziel gilt, während die Anderen sich theils degoutirt, theils in berechtigtem Abscheu von denselben abwenden. Jeder, der einmal in jenen Sphären der Berliner Gesellschaft verkehrt ist, hat zur Genüge gesehen,

daß das Gefühl für Sitte, Anstand und ein gediegenes Familienleben vielfach dort auf ziemlich tiefem Niveau steht, aber eine so abgründige Verworfenheit, wie sie der Verfasser in dem vorliegenden Roman geschildert hat, herrscht in der feinen Berliner Gesellschaft — diese will sich der Verfasser zum Vorwurf genommen haben — denn doch nicht. Es kann in der That auch absolut keine „feine" Clique genannt werden, die Heinrich Mann in diesem Sittenbild vorgeführt hat, und hätte er vom Titel seines Werkes dieses Attribut weggelassen, so hätte man über manche Unmöglichkeit leichter hinwegsehen können. Denn daß ein großer Theil des Werkes auf einer Karikirung der Personen wie der Situationen beruht, wird kein erfahrener Leser bezweifeln, und das Ganze könnte eher eine Satire, mit theilweise sehr starker Uebertreibung, als ein eigentliches Sittenbild genannt werden.

w. **Der älteste historische Baum der Erde.** Wenn die Naturforscher gewissen Bäumen, wie den Cedern des Libanon, dem Baum der Jungfrau in Aegypten, dem Kastanienbaum des Aetna, dem afrikanischen Baobab, der Wellingtonie in Californien oder den Eukalypten Australiens ein mehrere Jahrtausende zählendes Alter zuschreiben, so sind dies stets nur ungewisse Vermuthungen, denn sie gründen sich auf Beobachtungen, deren Richtigkeit sich nur in den seltensten Fällen wird erweisen lassen. Aber gesetzt auch, daß tausend, ja zweitausend Jahre festgestellt werden können, so bliebe ein solcher Baum immer noch hinter dem zurück, dessen Alter durch geschichtliche Nachrichten sicher bestimmt ist. Wir meinen den Feigenbaum (Ficus religiosa) von Anurahdapura auf Ceylon. Nachdem im vergangenen Jahre Jules Leclercq im Bulletin der belgischen Akademie der Wissenschaften ein allgemeines Bild jener zerfallenen und überwucherten Riesenstadt entworfen hat (vgl. Beilage Nr. 249 von 1899), wendet er sich jetzt im letzten Heft jener Zeitschrift zu der größten Merkwürdigkeit der Trümmerstätte, eben jenem Feigenbaum. Wie uns der Mahawanso, das alte Königsbuch von Ceylon, sagt, ist er im Jahre 288 vor Christi Geburt von dem König Devenipiatissa gepflanzt, er hat somit heute ein Alter von 2188 Jahren erreicht. Das Reis, das der König in die Erde senkte, war dem Baum entnommen, unter dem einst Buddha schlief, und so ward auch der neue Sprößling bald der Gegenstand allgemeiner religiöser Verehrung. Alle Dynastien, die sich auf dem Throne von Anurahdapura folgten, pflegten den heiligen Baum, zahllose Pilger kamen aus dem weiten Gebiete der Buddha-Religion zu ihm, und jeder Priester schätzte sich glücklich, der für seinen Tempel einen Ableger jenes Feigenbaumes erhalten konnte. Der chinesische Reisende Fa-Hian, der im 5. Jahrhundert die Insel besuchte, erzählt in seinem Werke Foe-Kue-Ki (Beschreibung der buddhistischen Reiche) eingehend von ihm. Alle Stürme, welche die Stadt zu bestehen hatte, sollte der Baum überdauern, die zahllosen Paläste und Tempel fielen in Trümmer und verschwanden unter üppigem Pflanzenwuchs, aber er grünte weiter. Und sind auch seine Aeste zum Theil schon recht altersschwach, so daß sie durch Mauerwerk gestützt werden mußten, so ist doch der Stamm noch kerngesund. Millionen von Gläubigen sind schon zu dem Baume gepilgert und immer kommen neue. Dann schlagen sie in der Nähe ihr Lager auf, indem sie Palmblätter dachförmig zusammenstecken und so vor Sonne und Nässe sich schützen, und bringen dem Priester, dem die Hut des Baumes anvertraut ist, eine ganz besondere Gabe, dann pflückt er ihnen ein Blatt vom heiligen Stamme, das sie dann als ein Kleinod verehren. Was nach der alten Chronik der König Devenipiatissa von dem Baume sagte: „Er wird grünen und blühen bis an das Ende der Zeiten", das ist bis jetzt keine falsche Prophezeiung gewesen.

* **München.** Kgl. Akademie der Wissenschaften. November-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte der neuernannte Sekretär Professor Ernst Kuhn die Arbeit des korrespondirenden Mitgliedes H. Gelzer in Jena: „Ungedruckte und ungenügend veröffentlichte Texte der notitiae episcopatuum", vor, welche in den Abhandlungen erscheinen wird. Hr. v. Bechmann hielt einen anderwärts erscheinenden Vortrag: „Die Entwicklungsstufen des Eigenthumsprozesses im römischen Rechte." Vorgelegt wurden das neueste Heft der „Byzantinischen Zeitschrift", das erste Heft des monumentalen „Thesaurus linguae Latinae", endlich die eben erschienene erste Lieferung des von Hrn. Furtwängler gemeinsam mit Hrn. Reichold herausgegebenen Werkes: „Griechische Vasenmalerei" (München, bei Bruckmann) vor, wozu aus der Thereianos-Stiftung der Akademie eine beträchtliche Unterstützung geleistet werden konnte. — In der mathematisch-physikalischen Klasse las Hr. H. Ebert eine in den Sitzungsberichten zu veröffentlichende Abhandlung über „periodische Seespiegelschwankungen (Seiches) am Starnberger See". Hr. W. Dyck legte eine Abhandlung des Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Eduard v. Weber: „Linienkomplexe im R_4 und Systeme Pfaff'scher Gleichungen" als Fortsetzung seiner in der Sitzung vom 7. Juli d. J. eingesandten Arbeit vor. Es wird beschlossen, sie in den Sitzungsberichten zu drucken. Hr. Alfred Pringsheim sprach über die „Konvergenz periodischer Kettenbrüche" und wird den Vortrag in den Sitzungsberichten erscheinen lassen. In der historischen Klasse hielt Hr. H. Grauert einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Die Kaisergräber im Dome zu Speyer." Hr. Grauert hatte die Akademie bei der Oeffnung der Kaisergräber vertreten.

* **München.** Der Priester Dr. phil. Ernst Lindl ist als Privatdozent für semitische Philologie in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen worden.

* **Leipzig.** Wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, habilitirte sich in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. jur. Ludwig Beer mit einer Probevorlesung über die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, in der philosophischen Fakultät derselben Universität Dr. Karl Sapper für Erd- und Völkerkunde.

* **Greifswald.** Bei der hiesigen Universität ist, wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, Hr. L. Gillet als Lektor der französischen Sprache eingetreten.

* **Breslau.** An Stelle des als Direktor des Senkenberg-Museums nach Frankfurt a. M. gegangenen Dr. Römer ist Frl. Klara Hamburger zur Assistentin des Zoologischen Instituts ernannt worden. Es ist dies, wie die „Schles. Ztg." bemerkt, der erste Fall, daß eine Dame eine solche Stelle an der hiesigen Universität einnimmt.

* **Vom Nobel-Institut.** Wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, wurde der Literar- und Kunsthistoriker Professor Karl Warburg zum Bibliothekar des Nobel-Instituts zu Stockholm ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

O. v. Leixner: Ueberflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen. Berlin, Janke 1901. — G. Sparagnapane: Feierabend. Gedichte. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — Dr. M. Stenglein: Lexikon des deutschen Strafrechts. Schlußlieferung. Berlin, Liebmann 1900. — Dr. W. Bernstein: Die Revision der Wechselordnung. Ebd. 1900. — E. v. Hesse-Wartegg: China und Japan. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Weber 1900. — E. Horner: Ed. Bauernfeld. (Dichter und Darsteller 5.) Leipzig, Seemann 1900. — L. Kellner: Shakespeare. (Do., 4.) Ebd. 1900. — E. Craemer: Aus meiner Wanderzeit. Berlin, Reimer 1900. — R. Bredenbrücker: Unterm Liebesbann. 2 Bände. Berlin, Fontane u. Co. 1901. — W. v. Polenz: Liebe ist ewig. Ebd. 1901. — E. Rausch: Französische Handelspolitik. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 18, Heft 2.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — J. Bonjanski: Die gewerblichen Genossenschaften Belgiens. (Do., Heft 3.) Ebd. 1900. — W. Stolze: Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges. (Do., Heft 4.) Ebd. 1900. — Bericht über die 6. Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. Ebd. 1900. — H. v. Petersdorff: Kaiserin Augusta. Ebd. 1900. — Dr. jur. et phil. M. Süßheim: Das moderne Auktionsgewerbe. Ebd. 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber die Entwicklung der Numismatik und der numismatischen Sammlungen im 19. Jahrhundert.

Von Hans Riggauer.[1]

I.

Nur wenig über hundert Jahre sind verflossen, seit durch den Jesuitenpater Josef Hilarius Eckhel in Wien, Direktor des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinets, eine breite, rein wissenschaftliche Grundlage geschaffen wurde für die weiteren Arbeiten auf dem Gebiet der antiken Numismatik. Seine „Doctrina nummorum“ (1792—1798) ist ein monumentales Werk, in dem sich strengste Forschung und sicherste Methode offenbart. Sein System zur Ordnung der antiken Münzen, das man mit dem Linné'schen System verglichen hat, ist von allen großen Museen angenommen und bis heute beibehalten worden.

Anfänge eines wissenschaftlichen Betriebes der Numismatik sind allerdings lange vor Eckhel vorhanden. Die Arbeiten der italienischen Humanisten hoben bereits die Münzen beigezogen und noch mehr haben die gelehrten französischen Sammler des 16. und 17. Jahrhunderts die antiken Münzen wissenschaftlich zu verwerthen gesucht. Bei uns hat zuerst der scharfsinnige Philologe und Staatsmann Ezechiel v. Spanheim gelehrte „dissertationes de usu et praestantia nummorum“ (1664) geschrieben, worin er auf die Bedeutung der antiken Münzen für die Geschichte, Geographie, Chronologie, Mythologie und Archäologie hinwies, aber eine systematische wissenschaftliche Verarbeitung des ganzen ungeheuren Materials erfolgte erst durch Eckhel.

Seit Eckhel ist auf dem ganzen Gebiet der antiken Numismatik so emsig gearbeitet und so Hervorragendes geleistet worden, daß es sich lohnt, am Schluß des Jahrhunderts einen Rückblick auf die Entwicklung dieser jungen Wissenschaft zu werfen. Die Numismatik hat aber auch durch ihre außerordentliche Reichhaltigkeit so viele Berührungspunkte mit anderen Wissenschaften, sie hat so viele Freunde und Interessenten in allen Kreisen, unser Fürstenhaus hat immer die Förderung dieser Wissenschaft, die Mehrung der kostbaren Schätze, auf denen sie sich aufbaut, besorgt oder begünstigt, daß ich es wagen darf, mit dieser Besprechung vor einen so erlauchten und gelehrten Zuhörerkreis zu treten.

[1] Festrede, gehalten am 14. November 1900 in der öffentlichen Festsitzung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Die Grundlagen der wissenschaftlichen Thätigkeit bilden verlässige und vollständige Verzeichnisse des Materials, das in den großen Sammlungen erworben und aufbewahrt wird. Und gerade in dieser Beziehung ist das vergangene Jahrhundert besonders fruchtbar gewesen. Kurz nach dem Erscheinen von Eckhels Doctrina nummorum hat der französische Numismatiker Th. E. Mionnet eine sechsbändige „Description de médailles antiques (1806—13) und ein neunbändiges Supplément (1819—37) verfaßt, eine staunenswerthe Leistung, heute noch das umfangreichste Inventar griechischer Münzen. Mionnets Werk zeichnet sich durch sicheren Takt und gewissenhaftes richtiges Urtheil über Echtheit oder Unechtheit der Münzen aus, ist aber zum Theil antiquirt durch das seit dieser Zeit neu aufgetauchte, unendlich reiche Material. Von den Sonderpublikationen der großen öffentlichen Museen ist in erster Linie zu nennen der "Catalogue of the Greek coins of the British Museum", der bis jetzt in mehr als zwanzig Bänden erschienen ist und von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn, sowie von der Arbeitskraft der Numismatiker des Britischen Museums, Reginald Stuart Poole, Barclay V. Head, Percy Gardner (jetzt Professor in Oxford), Warwick Wroth und G. Francis Hill rühmliches Zeugniß gibt. Das Berliner Münzkabinet hat im Jahre 1888 begonnen, seine griechischen Münzen zu veröffentlichen und wir verdanken bis heute drei Bände, nämlich Thrakien, Makedonien und Italien (bis Calabrien), den um die Wissenschaft hochverdienten HH. Alfred v. Sallet und Heinrich Dressel. Ernst Babelon, der gelehrte Direktor des Pariser Münzkabinets, hat von den ihm anvertrauten Schätzen in zwei Bänden die Achemeniden nebst den Satrapen und den Tributstaaten Kypern und Phoenikien und die Reihe der syrischen, armenischen und kommagenischen Könige veröffentlicht. Auch das Wiener Kabinet hat die „Beschreibung der altgriechischen Münzen“ begonnen mit dem ersten von Julius v. Schlosser herausgegebenen Band, der Thessalien, Illyrien, Dalmatien, die Inseln des Adriatischen Meeres und Epeiros behandelt.

Der Erste, der in Deutschland antike Numismatik in weiterem Umfang seit Eckhel betrieb, war der geistvolle, von tiefernstem Streben für Kunst und Wissenschaft erfüllte Julius Friedländer. In ausgezeichneten Monographien hat er die Münzen der Ostgothen (1844), der Vandalen (1849), die Münzen Justinians (1843) behandelt, mit seinen „Oskischen Münzen“ eine außerordentlich schwierige Aufgabe mit Sicherheit gelöst und endlich in einer langen Reihe der interessantesten Aufsätze die verschiedensten Gebiete des antiken und auch mittelalterlichen Münzwesens mit wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen bereichert. Als Direktor des Berliner Münzkabinets hat er diese Sammlung aus einer Provinzialsammlung zu einer der bedeutendsten der

Welt gemacht, allerdings unterstützt von den glücklichsten Verhältnissen. Auch sein Nachfolger, Alfred v. Sallet, hat die griechische Numismatik wesentlich gefördert. Für die Chronologie der Kaiserzeit hat seine Arbeit über „Die Daten der Alexandrinischen Kaisermünzen" (1870) in vielen Fällen eine genauere Fixirung gegeben; seine „Beiträge zur Geschichte und Numismatik der Könige des cimmerischen Bosporus und des Pontus" haben vieles in diesem etwas dunklen Gebiet aufgeklärt. Sein größtes Verdienst ist aber das Münzmaterial der baktrischen und indogriechischen Dynasten kritisch geordnet zu haben in seiner Schrift „Die Nachfolger Alexanders des Großen in Baktrien und Indien" (1879). Für die Geschichte dieser mächtigen und wichtigen Griechenreiche sind die Münzen in Bezug auf Sprache und Kultur fast die einzigen Quellen. Rudolf Weil hat das antike Münzwesen nach der staatsrechtlichen Seite in einigen interessanten Arbeiten behandelt. In seinen „Studien auf dem Gebiet des antiken Münzrechts" hat er das Münzrecht der Stadtgemeinden, das Münzrecht der monarchischen Staaten und die lokalen Prägungen neben der Reichsmünze untersucht. In seinen „arcadischen Münzen" hat er nachgewiesen, wie sich in ihnen zuerst das alt-arcadische Gemeinwesen nach seinem religiösen wie politischen Charakter wiederspiegelt, dann der spätere arcadische Bund unter Vertretung durch Megalopolis. Unter gleichen Gesichtspunkten hat er „das Münzwesen des achaeischen Bundes" behandelt. In Oesterreich, der Heimath Eckhels, ist seit ihm mehr auf dem Gebiet der römischen und mittelalterlichen Münzkunde gearbeitet worden, doch sind auch auf dem Gebiet der griechischen Numismatik sehr dankenswerthe Beiträge von Kenner, von Renner und insbesondere in neuester Zeit von Kubitschek gegeben worden.

Der Schweizer Friedrich Imhoof-Blumer, Mitglied unsrer Akademie, hat das Material einer mit seltenem Verständniß angelegten Privatsammlung zugrunde gelegt, um, unterstützt durch eingehendstes Studium aller großen europäischen Sammlungen, eine Reihe der gelehrtesten Untersuchungen und zusammenfassender Arbeiten auf allen Gebieten der griechischen Numismatik zu veröffentlichen. Nach einigen interessanten Abhandlungen, von denen ich nur die Monographien über Boeotien und insbesondere über Akarnanien hervorhebe, veröffentlichte er 1883 bei der niederländischen Akademie der Wissenschaften ein großes Werk „Monnaies grecques", in dem er mehr als 2200 griechische Münzen einer wissenschaftlichen Besprechung unterzog und in dem, um nur Eines zu erwähnen, fast 40 Städte zum erstenmal in der Numismatik auftreten. Auch unsre Akademieschriften verdanken ihm einen hochwissenschaftlichen Beitrag „griechische Münzen", worin er besonderes Augenmerk auf die städtischen Zeitrechnungen, wofür die Münzen fast die einzige Quelle sind, auf die Werthzeichen der Münzen und die Reichssilberprägung in den syrischen Provinzen richtete. Es würde zu weit führen seine Schriften insgesammt aufzuführen; doch muß ich noch besonders erwähnen seine „Münzen der Dynastie von Pergamon", seine Schrift „Zur Münzkunde Großgriechenlands, Siciliens, Kreta's" und seinen „Numismatic commentary on Pausanias", den er gemeinsam mit Percy Gardner herausgab. In neuester Zeit haben sich seine Studien dem kleinasiatischen Münzwesen zugewendet, z. B. den lydischen Städtemünzen und der Münzkunde der griechischen Inseln. L. Müller, Direktor des Münzkabinets in Kopenhagen, hat um die Mitte des Jahrhunderts das Münzwesen Alexanders des Großen (Numismatique d'Alexandre le grand, 1855) und des thrakischen Königs Lysimachus (1858) ausführlich behandelt, dann im Jahre 1860 auf Grund von Vorarbeiten von Falbe und Lindberg eine „Numismatique de l'ancienne Afrique" herausgegeben.

Unser Nachbarland Holland hat im vergangenen Jahrhundert für die griechische Numismatik einen Forscher ersten Ranges hervorgebracht. Er war das Haupt einer der ältesten und kunstsinnigsten Familien Amsterdams, Jan Pieter Six. Mit seinen Arbeiten „Du classement des séries cypriotes" (Rev. num. 1883) und „Monnaies lyciennes" (Rev. num. 1886 und 1887) hat er festen Grund für die Bestimmung und Ordnung dieser schwierigen Münzreihen gelegt. Seine „Monnaies grecques inédites et incertaines" (Num. Chronicle seit 1888) enthalten viele wichtige Entdeckungen und Beobachtungen.

In England hat der berühmte Topograph Oberst William Leake, ein Mitkämpfer in den griechischen Freiheitskriegen, die griechischen Münzen in seinen Numismata Hellenica (3 Bände 1854—59) besonders geographisch verarbeitet. William Borell, lange Jahre hindurch englischer Konsul in Smyrna, hat ebenfalls viele ausgezeichnete Beiträge zur griechischen Numismatik geliefert, ebenso Millingen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treten dann insbesondere die bereits genannten Forscher am Britischen Museum hervor. Dem gegenwärtigen Direktor des Münzkabinets im Britischen Museum, Barclay Head, verdanken wir eine ausgezeichnete Münzgeschichte von Ephesus und ebenso von Syrakus. Gerade bei diesen beiden bedeutenden Städten tritt so recht zutage, wie in den Münzen die ganze religiöse, politische, künstlerische und ökonomische Entwicklung der Gemeinwesen sich spiegelt und zwar bei Ephesus in einer ununterbrochenen Reihe vom 6. Jahrhundert vor Christus bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Head hat außer vielen werthvollen Untersuchungen auf dem ganzen Gebiet unter dem Titel „Historia nummorum" (Oxford 1887) auch das beste Handbuch der griechischen Münzkunde geschrieben. Percy Gardner, dessen Arbeiten über die Münzen von Samos und Elis mustergültig sind, hat die griechischen Münzen vom archäologischen Standpunkt aus bearbeitet und in seinen „The Types of Greek coins" (Cambridge 1883) eine für die Mythologie und Kunstgeschichte äußerst interessante Gruppirung der Münzen mit gelehrtem Kommentar gegeben. Arthur Evans hat in seinen „Syracusan medaillons" (1892) eine stilistische Analyse dieser herrlichen Kunstwerke vorgenommen, die bereits Goethe's Bewunderung auf seiner italienischen Reise gelegentlich der Besichtigung der Sammlung des Fürsten Torremuzza erregt haben. Evans hat auch die zahlreiche Reihe der Reiterdidrachmen von Tarent in ein chronologisches System eingereiht mit der trefflichen Monographie „The horsemen af Tarentum" (1889). Zu erwähnen sind noch die ausgezeichneten historischen Einleitungen zu den Katalogen des Britischen Museums, in denen die Münzgeschichte jedes Landes festgestellt und die Bedeutung der Münzen für Chronologie, Geographie, Mythologie und Kunstgeschichte wissenschaftlich untersucht wird.

In Frankreich sind neben dem genannten Mionnet Raoul-Rochette und François Lenormant als besondere Förderer der griechischen Münzkunde zu nennen, von denen der Letztere ein größeres systematisches Werk, das leider unvollendet geblieben ist, unter dem Titel „La monnaie dans l'antiquité", 3 Bände, Paris 1878—1879, veröffentlichte. Der Herzog von

Luynes, der seine großartige Sammlung der Bibliothèque nationale vermachte, hat neben anderen literarischen Verdiensten besonders das, zum erstenmal die Numismatik von Syrakus wissenschaftlich behandelt zu haben (Rev. num. 1840 und 43). E. Beulé hat in seinen „Monnaies d'Athènes" (Paris 1858) eine ausgezeichnete Monographie gegeben, die heute noch das umfassendste Werk über die attischen Münzen ist. Später haben Ferdinand Bompois, R. Mowat und besonders der gelehrte Theodor Reinach, der die Numismatik der Könige von Kappadokien (Rev. num. 1886), der Könige von Bithynien (Rev. num. 1887) und der Könige des Pontus (Rev. num. 1888) erschöpfend darstellte, sich um unsre Wissenschaft verdient gemacht. Für die Münzkunde Kleinasiens hat dann der französische Botschafter William Henry Waddington (gest. 1894) sich außerordentliche Verdienste erworben durch seine Schriften: „Voyage en Asie mineure au point de vue numismatique" (Rev. num. 1851—53), und „Numismatique de l'Isaurie et de la Lycaonie" (Rev. num. 1883), insbesondere aber durch sein hinterlassenes Manuskript eines Corpus nummorum Asiae minoris, das die französische Akademie veröffentlichen wird. Waddington hat auch eine auserlesene Sammlung kleinasiatischer Münzen hinterlassen, die, obwohl nur 7000 Stück umfassend, wegen ihrer historischen Bedeutung um 421,000 Fr. vom französischen Staat angekauft wurde. Ein Inventaire sommaire hierüber verdanken wir Ernst Babelon. Ich kann auch hier nicht alle Gelehrten aufführen, die sich durch einzelne interessante Abhandlungen verdient gemacht, so den unermüdlichen trefflichen Adrien Blanchet, doch muß ich noch erwähnen, daß die Franzosen insbesondere das antike gallische Münzwesen im vergangenen Jahrhundert aufs gründlichste bearbeitet haben. Die hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete sind Duchalais, la Saussaye, Adrien de Longpérier, A. de Barthelémy, Charles Robert. Im Jahre 1889 veröffentlichte M. A. Chabouillet den von dem früh verstorbenen Ernest Muret verfaßten „Catalogue des monnaies Gauloises de la bibliothèque nationale", zu dem Henri de la Tour 1892 einen vortrefflichen Atlas herausgab.

Die antike Numismatik Spaniens hat sich in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts außerordentlich günstig entwickelt. Nach den trefflichen Arbeiten von Alois Heiß „Monnaies antiques de l'Espagne" (Paris 1870), de Delgado „Medallas autonomas de España (Sevilla 1871—76), Zobel de Zangróniz „Estudio histórico de la moneda antigua Española" (Madrid 1879) hat Emil Hübner in seinem Werke „Monumenta linguae Ibericae" (Berlin 1893) das ziemlich umfangreiche Material an iberischen Münzen vorwiegend in linguistischer Beziehung erschöpfend verarbeitet. Mit diesen Werken ist für lange Zeit voraussichtlich Abschließendes geleistet.

In Italien ist insbesondere das Studium des römischen Münzwesens gepflegt worden. Aber auch auf dem Gebiete der griechischen Numismatik ist Ersprießliches geleistet worden. Am meisten thätig war der vielgewanderte Domenico Sestini, der wegen Oberflächlichkeit Vielgeschmähte, der aber bei aller Flüchtigkeit doch in manchen Punkten das Richtige gezeigt hat. Dann hat der gewissenhafte Antonino Salinas durch sein Werk „Le monete delle antiche città della Sicilia" (Palermo 1867) sich besonders verdient gemacht. Neuerdings ist das Münzwesen von Himera und Thermae von Ettore Gabrici gut bearbeitet worden. Einen vorzüglichen Kenner und gelehrten Forscher des italischen Münzwesens von den Zeiten der griechischen Kultur bis heute besitzt Italien in seinem König Victor Emanuel III., unter dessen Auspizien, wie berichtet wird, ein Corpus nummorum des ganzen Landes erscheinen soll.

Griechenland selbst hat einen geistvollen, eifrigen Forscher in dem Direktor des dortigen Münzkabinets, J. N. Svoronos, der seit seiner von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres zu Paris preisgekrönten „Numismatique de la Crète ancienne" eine Reihe ausgezeichneter Abhandlungen, insbesondere in der von ihm neu gegründeten Zeitschrift „Journal international d'archéologie numismatique" veröffentlicht hat. Das seit Eckhel auf das Zehnfache angewachsene Material für Kreta wurde von Svoronos nach allen Richtungen erschöpfend bearbeitet. Vielleicht in keinem anderen Land der griechischen Welt ist eine verhältnißmäßig so große Menge von Münzen vorhanden und nirgends sind die Münzen so reich an Belehrung für die ganze Geschichte in allen ihren Zweigen. Wir kennen heute mehr als 50 antike Münzstätten auf Kreta. In numismatischer Hinsicht ist diese für die griechische Geschichte so hochwichtige Insel voraussichtlich für längere Zeit erschöpfend erforscht, während die Archäologen erst in neuerer Zeit ihre Aufmerksamkeit dahin lenken.

Die mir zugemessene Zeit gestattet mir nur die Hauptwerke anzuführen, durch welche die griechische Numismatik wesentlich gefördert wurde; um nun noch auf einige wenige wichtige Beiträge hinzuweisen, sei die neuevortreffliche Bearbeitung der Sammlung Hunter, die von diesem berühmten Anatomen angelegt und der Universität Glasgow vermacht wurde, durch George Macdonald erwähnt, wozu James Stevenson die Anregung und reichliche Mittel gab (Catalogue of Greek coins in the Hunterian collection by George Macdonald, Glasgow 1899); ferner der Katalog der griechischen Münzen der Universität Moskau, von Oreschnikow verfaßt. Auch die sehr dankenswerthen wissenschaftlichen Mittheilungen hervorragender Sammler aus ihrem Privatbesitz, so der HH. A. Löbbecke in Braunschweig und Hermann Weber in London müssen erwähnt werden.

Außer diesen Bearbeitungen der Münzen einer Stadt, eines Landes, eines Dynasten oder großer Dynastenreihen sind auch die allgemeinen Fragen z. B. über den Ursprung der Münze, über die Münzsysteme, über die Werthverhältnisse der Metalle eifrig behandelt und in vielen Punkten abschließende Resultate erreicht worden.

Ueber die Anfänge der Geldprägung hat E. Babelon, veranlaßt durch einen kleinen, aber hochwichtigen, im Jahre 1893 auf Samos gemachten Fund von sehr alten Elektronmünzen, in einer interessanten Erörterung (Trouvaille de Samos, Rev. num. 1894) gehandelt, worin er Samos mit Recht eine bedeutende Rolle in der frühesten Münzprägung zuweist und das euböische Münzsystem als samisches erklärt wissen will. Weiterhin hat derselbe Gelehrte in einem Buch „Les origines de la monnaie" (Paris 1896) die Ansicht begründet, daß der Ursprung der Münze privaten Charakter hat, daß ursprünglich mit Privatmarken versehene, von Kaufleuten oder Bankiers ausgegebene Barrenstücke den Waarentausch vermittelten, bis gegen Ende des 7. Jahrhunderts, als die Gemeinwesen oder Staaten festere Form annahmen, die eigentliche Münze daraus sich entwickelte, d. h. ein Stück Edelmetall, das mit einem Zeichen des Staates versehen ist, der für den Gehalt und das Gewicht des Stückes gewährleistet.

Auch die wichtigen und äußerst schwierigen Fragen der Metrologie, der Münzsysteme und ihres Zusammenhangs wurden im vergangenen Jahrhundert aufs eingehendste und scharfsinnigste behandelt. Voran stehen die grundlegenden Arbeiten von August Böckh und Johannes Brandis, dann die von Queipo und Hultsch. Theodor Mommsen hat in seiner Einleitung zur „Geschichte des römischen Münzwesens" eine vortreffliche Uebersicht über die Entwicklung der Münzsysteme gegeben. Auch Head und Ridgeway, Dörpfeld, Nissen und Köhler müssen rühmlichst genannt werden. Außerordentlich wichtiges, entscheidendes Material für diese schwierigen Untersuchungen hat Layerd mit den von ihm in Ninive gefundenen, mit Werthaufschriften versehenen Königsgewichten beigebracht. Auf Grund dieses Materials hat in neuester Zeit endlich Lehmann ein allen antiken Gewichten zugrunde liegendes assyrisch-babylonisches System festgestellt.

So ist nach allen Richtungen das fruchtbare Feld der griechischen Numismatik im letzten Jahrhundert mit Fleiß bebaut worden; das Erträgniß ist eine reiche wissenschaftliche Ernte.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts steht Eckhels Doctrina nummorum, am Ende des Jahrhunderts erscheint der erste Band eines monumentalen Riesenwerks, das Corpus nummorum, das berufen ist, für das große Gelehrtenpublikum die volle Verwerthung der Numismatik für die historische Forschung zu ermöglichen. Es wird ein unsterbliches Verdienst Mommsens bleiben, die Herausgabe dieses Werkes bei der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften angeregt zu haben. Imhoof hat die Leitung dieses Unternehmens übernommen, eine Reihe trefflicher Gelehrten, wie Pick, Gaebler, Kubitschek, v. Fritze, ist dafür gewonnen, aber es wird wahrscheinlich die persönliche und materielle Hülfe auswärtiger Akademien nöthig sein, um dieses Riesenwerk, das wohl 60—80 Bände umfassen wird, im Laufe einiger Dezennien beenden zu können. Der erste Band ist in mustergültiger Weise von Behrendt Pick bearbeitet worden und umfaßt die griechischen Münzen Daciens und Moesiens.[1])

Zur Geschichte der sozialen Demokratie im alten Rom.

Von Robert Pöhlmann.

II.

Schon gegenüber C. Gracchus soll ein Führer der Optimaten, L. Calpurnius Piso, den ironischen Ausspruch gethan haben: „Ich wünsche nicht, daß es dir beliebte, meine Güter an das Volk kopfweise auszutheilen; wenn du es aber thust, so beanspruche auch ich meinen Antheil." Noch deutlicher ist die Sprache Cicero's, der die obenerwähnte Aeußerung des Volkstribunen Philippus in seiner Pflichtenlehre als eine „furchtbar gefährliche" erklärt und geradezu den Vorwurf gegen sie erhebt, sie laufe ihrer ganzen Tendenz nach auf die Idee einer „Ausgleichung der Güter hinaus"! So skeptisch man sonst dergleichen Aeußerungen Cicero's aufnehmen mag, hier kann man doch wohl sagen: daß er diese Konsequenz aus der Phrase des Volkstribunen ziehen zu dürfen glaubt und es zugleich im Anschluß daran für nöthig hält — unter Hinweis auf König Agis — seinen Lesern so eindringlich wie möglich die Nothwendigkeit „freien Besitzes" und „unverkümmerter Sicherheit des Eigenthums" einzuschärfen, läßt wenigstens so viel unzweideutig erkennen, daß dieser Begriff der „aequatio bonorum" oder — wie es Cicero ein andermal nennt — das „pecunias aequare" in der That seinem Publikum nur zu geläufig war, daß die blasse Furcht vor jener von ihm stets so heftig gerügten „Art des Schenkens", wobei man den Einen gibt, den Anderen nimmt, und vor „dem Neid, der den Besitzenden die Behauptung oder Wiedererlangung ihres Eigenthums erschwert", wie ein Alpdruck auf dieser Gesellschaft lastete.

Die von dem sonstigen Ton der rein theoretischen Erörterungen der Pflichtenlehre grell abstechende Bitterkeit der Polemik gegen diese ganze soziale Strömung, die leidenschaftliche Erregung, in die der Verfasser bei der bloßen Erwähnung jener agitatorischen Phrase geräth, und die empörte Aeußerung über die „Pest", die man mit solchen Schlagwörtern für den Staat heraufbeschwöre, alt das ist Ausdruck wirklicher von der bangen Sorge um Hab und Gut eingegebener Empfindung. Eine Sorge, die gerade dann recht verständlich wird, wenn damals in den Massen wirklich eine sozialrevolutionäre Stimmung gährte, die sich auflehnte gegen die Ungleichheit als solche und sich mit dem Gedanken der Expropriation der „wenigen" Kapitalisten durch die Massengewalt der Enteigneten und Elenden bereits vollkommen vertraut gemacht hatte. Ein Geist der Auflehnung, der natürlich durch die Verbreitung solch tendenziöser und übertreibender Behauptungen über die angeblich verschwindende Zahl der Besitzenden und die ungeheure Größe des Heerlagers der Enterbten eine gewaltige Steigerung erfahren mußte. Daher ist es auch begreiflich, warum Cicero es einmal bei einer anderen Gelegenheit für nothwendig hält, den Grundsatz einzuschärfen, daß „es weder Jemand schaden darf, wenn er durch seinen Fleiß mehr hat, noch ihm nützen, wenn er durch seine Schuld weniger hat als Andere". Denn wenn das auch zunächst gelegentlich einer Polemik gegen den platonischen Sozialismus gesagt ist, so ist es doch sicherlich zugleich auf die sozialdemokratischen Tendenzen der Zeit gemünzt.

In einem Diodorfragment wird einmal erzählt, die hinter Tiberius Gracchus stehenden Massen hätten von demselben erwartet, daß er bis zum letzten Athemzug kämpfen werde, „dem Volk das Land" zu gewinnen. Man sieht aus dem abgerissenen Fragment nicht, was der eigentliche Sinn dieser Wendung ist, ob die Erwartung der Masse sich nur auf den von Gracchus zur Einziehung bestimmten Theil der Possessionen am Gemeinland beschränkte oder ob derselben eine noch weitergehende Expropriation vor Augen schwebte, wie man ja allerdings ohne weiteres annehmen müßte, wenn Cicero recht hätte, daß das Volk damals nichts geringeres erhoffte, als „die sichere Begründung des Wohlstandes der armen Leute"! Doch kann für den, der sich in die ganze soziale Atmosphäre des letzten Jahrhunderts der Republik hineinzudenken vermag, kein Zweifel darüber bestehen, daß das Schlagwort hellenischer Sozialrevolutionäre, „das Land der Masse", oder „dem Volke", auch in den sozialen Kämpfen des damaligen Rom vernommen worden ist.

Ein solcher Schlachtruf war ja schon die nothwendige logische Konsequenz des obenerwähnten ökonomischen Freiheitsbegriffs, und in der That hat ja auch ganz folgerichtig die soziale Legendenbildung der Revolutionsepoche gerade den Gedanken in den Vordergrund gestellt,

[1]) Die antiken Münzen Nordgriechenlands Band I: Dacien und Moesien von Behrendt Pick (1. Halbband), Berlin 1899.

daß es die Aufgabe einer wahrhaft volksthümlichen Sozialpolitik sei, womöglich jedem Staatsbürger einen Antheil am nationalen Boden zu verschaffen.

So erzählt die sazialdemakratische Legende von einem alten König, Tullus Hostilius, als die „allerherrlichste“ seiner Thaten, durch die er sich die Liebe aller Lohnarbeiter und der Armen überhaupt gewonnen habe, daß er durch Auftheilung des Kronguts jedem landlosen Bürger ein Grundstück verschaffte und durch diesen Akt der „Philanthropie“, wie es Dionys nennt, die ganze ärmere Klasse der Nothwendigkeit überhob, auf fremdem Grund und Boden Anderen dienen zu müssen. Zugleich trug er auch Fürsorge dafür, daß keiner seiner Römer des eigenen Heims entbehre. Er ließ allen „Herdlosen“ Plätze zum Häuserbau anweisen, und er selbst nahm inmitten der aus aller sozialen Noth Erlästen seinen Wohnsitz. Der Hort und Schirm einer Gemeinde, die, genau so wie in der christlichen Legende die Genossen der Urgemeinde von Jerusalem, von sich hätten sagen können: „Es ist Keiner unter uns, der Mangel litte“. In vorbildlicher Ballkammenheit ist hier verwirklicht, was Cicero als Zukunftserwartung der Schaaren des Gracchus bezeichnet, oder was in einem der beiden Sendschreiben an „Cäsar“ van der guten alten Zeit der Republik gerühmt wird. „Auch dem niedrigsten Bürger mangelte — am Pfluge wie im Felde — nichts, was zu einem anständigen Leben gehört, und so genügte er sich selbst und dem Vaterland!“ Alle Fesseln sazialer und äkonomischer Knechtschaft sind gelöst, alle Schranken der Freiheit hinweggeräumt; oder — wie Proudhon gesagt hätte — das freie Eigenthum des freien Mannes kann seine volle soziale Wirksamkeit entfalten. Der Bürger ist sich selbst zurückgegeben und zum Herrn seines Schicksals gemacht. Er hat den festen Boden gewonnen, auf dem Jeder die Segnungen der Freiheit genießen kann, Jedem der Preis des Fleißes, die Früchte seiner Arbeit zufallen. Salche Traumbilder sozialen Glücks reden doch gewiß eine deutliche Sprache!

Ein interessantes Streiflicht fällt ferner auf diese Zeit durch die Reflexionen über die Agrarverfassung der Germanen, denen wir bei Cäsar begegnen. Derselbe sucht die Feldgemeinschaft der Germanen, die das Problem der Bodentheilung in völlig gleichheitlichem Sinn gelöst habe, in ihren Entstehungsursachen zu erklären und führt zu dem Zweck eine Raihe van Gründen an, die, wie er sagt, für dieselbe vorgebracht würden. „Damit sie nicht nach ausgedehnten Besitzungen trachteten und die Mächtigeren nicht die Schwachen aus ihrem Besitz verdrängten“ — „damit nicht die Geldgier erwache, welche zu Parteiungen und Zwistigkeiten führt“; endlich „damit das Volk zufrieden erhalten werde, indem Jeder sehe, daß auch der Mächtigste nicht mehr besitzt als er“.

Es ist längst bemerkt worden, daß diese auf einer förmlichen Theorie der sozialen Nivellirung und der „aequatio bonorum“ beruhende sozialistische Wohlfahrtspolitik kaum in den Wäldern Germaniens zuhause war, daß wir es hier vielmehr mit einer nachträglichen, erst auf dem Boden einer höheren Kultur entsprungenen Reflexion zu thun haben. In dieser Argumentation prägt sich unverkennbar der Geist einer Zeit aus, die „voll sozialer Fragen“ war. Sie beweist, daß den Zeitgenossen Cäsars der Gedanke an die Mäglichkeit einer Ausgleichung der sazialen und ökonomischen Gegensätze durch die Macht der staatlichen Gemeinschaft keineswegs fremd war.

Noch in einem interessanten Memoire des Kaisers Tiberius wird die Frage aufgeworfen: „Wogegen soll man zuerst einschreiten, was zuerst beschneiden? der Landgüter ungeheure Ausdehnung? die zahllose Dienerschaft aus allen Nationen? die Masse des Silbers und Goldes? die Wundergebilde in Erz und Malerei? die Prachtgewänder der Männer und Frauen“? — Wazu der Kaiser allerdings die Bemerkung macht, wiewohl man häufig über diese Dinge klage und Beschränkung fordere, würde man, falls dieselbe Gesetz würde, ein lautes Geschrei erheben, daß man im Staate das Oberste zu unterst kehren und das Hochstehende dem Untergang weihen wolle! Warum sollte nicht auch der Proletarier und gerade er derartige Fragen und Forderungen gestellt haben, und zwar mit größerem Ernst, als es in den Kreisen der Besitzenden der Fall war?

Es ist endlich in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse, auf die unter Sallusts Namen gehenden an Cäsar gerichteten Pamphlets „Ueber die Neuordnung des Staates“ hinzuweisen, die, obwohl keineswegs ein Erzeugniß des praletarischen Radikalismus, von der Illusionsfähigkeit der sozialpolitischen Ideologen des cäsarischen Rom ein bedeutsames Zeugniß ablegen.*) Es wird da van dem Mann, unter dessen Führung die Volkspartei endlich die Hochburg der Plutakratie überwunden hatte, nichts geringeres gefordert, als daß nun endlich der Gott des Reichthums gründlich zerschmettert, die Herrschaft des Kapitals gebrochen werde! Was ein moderner Italiener mit Recht als eine bei der lateinischen Rasse häufig auftretende Erscheinung bezeichnet, die Neigung, sich in großartigen Programmen und glänzender Polemik zu ergehen, ohne zu praktisch wirksamen und durchführbaren konkreten Schlüssen zu gelangen, dafür liefern, zum Theil wenigstens, diese Sendschreiben ein drastisches Beispiel!

Um der Gesellschaft den ersehnten Frieden zu bringen und das Elend der Zwietracht auf ewig zu tilgen, sall die cäsarische Gesetzgebung erzwingen, was nach dem eigenen Zugeständniß des Verfassers eine entsittlichte Gesellschaft nicht mehr freiwillig zu leisten vermag. Wie ein zweiter Periander hat Cäsar dafür zu sorgen, daß Niemand über seine Mittel Aufwand treibe und so ein Hauptmotiv räuberischer Ausbeutung Anderer beseitigt werde. „Van der Bildfläche verschwinden muß in Zukunft der Wucherer, damit Jeder sich innerhalb des Seinen bescheiden lerne. Das wahre und einfache Mittel, daß die öffentlichen Gewalten dem Valk und nicht dem Gläubiger dienen.“ Der heranwachsenden Jugend ist der Geist ehrlicher Arbeit einzupflanzen; Luxus und Reichthum höre auf, Gegenstand ihres Strebens zu sein! Und das wird geschehen, wenn das Geld, das die Quelle alles Verderbens ist, durch Cäsar seinen Einfluß und seinen Glanz verliert! Er wird der Urheber des höchsten Glückes für das Vaterland, für die Mitbürger, ja für das Menschengeschlecht werden, wenn er die Geldsucht verbannt oder wenigstens nach Möglichkeit mindert, wenn er vor allem dem Gelde die Macht nimmt. Mögen die vornehmen und reichen Leute über die „herben“ Forderungen noch so toben und wüthen und sich darüber entrüsten, daß alles von Grund und Boden aus umgestürzt werde, das Endergebniß ist des Schweißes der Edlen werth; es ist eine wahrhafte Erneuerung, eine Wiedergeburt des Volkes. Und in Bezug auf diese allerdings zugleich durch Zuführung neuer Elemente zu be-

*) Wir wissen allerdings nicht, ob die genannten Sendschreiben wirklich an Cäsar gerichtet oder lediglich eine private Stilübung sind. Aber auch im letzteren Falle bleiben die Gedanken, die in denselben niedergelegt sind, für das Ideenleben der Zeit charakteristisch. Uebrigens halte ich auch die Frage, ob die Sendschreiben der Zeit Cäsars oder einer späteren angehören, trotz Jordan u. A. keineswegs für erledigt.

wirkende Erneuerung ist der Verfasser so optimistisch zu glauben, daß schon Reformen der Stimmordnung in den Komitien, wie z. B. die einst von C. Gracchus durchgeführte Beseitigung des Vorstimmrechtes der höheren Vermögensklassen, „gewaltige Heilmittel gegen den Reichthum" wären, insofern, als durch eine solche „Ausgleichung" — ganz wie im Staate Lykurgs! — ein Wettstreit entfacht werden würde, indem es sich nicht mehr um Ueberlegenheit des Besitzes, sondern der Tüchtigkeit handeln würde! Der alte Aberglaube, daß mit neuen Einrichtungen alsbald auch ein neues, unendlich viel besseres Geschlecht erstehen würde! Und das soll die Folge einer Reform sein, mit der seinerzeit C. Gracchus wesentlich den Zweck verfolgt hatte, dem hauptstädtischen Proletariat das Uebergewicht in den Wahlkörpern zu verschaffen! Ja, der Verfasser geht sogar so weit, zu behaupten, daß alles, was er an der herrschenden Gesellschaft als „Uebel" rügt: der Paläste- und Villenbau, die Pracht der Bilder, Purpurdecken und sonstigen Hauseinrichtung, sowie die Ausschweifungen der Sinnlichkeit, verschwinden würde, wenn dem „Gelde seine Ehre" genommen werde! Man sieht: die hohle Phraseologie eines Doktrinarismus, der von „praktischer Nüchternheit" himmelweit entfernt ist und mit seinem hohen Ideenflug einen merkwürdigen Kontrast bildet zu der brutalen Thatsache der militärischen Tyrannis, welche die von ihm als Träger der nationalen und sozialen Wiedergeburt angerufene Macht als ihr Endziel verfolgte! Drängt sich hier nicht ganz von selbst der Gedanke auf: Wenn schon in den gebildeten Kreisen der römischen Gesellschaft eine derartige Illusionsfähigkeit, ein solcher Utopismus möglich war, zu welchen Phantasien mag sich dann vollends die revolutionäre Ideologie des Proletariers verstiegen haben!

Insofern ist der Optimismus der Gebildeten, wie er uns auch sonst in der Literatur entgegentritt, nicht ohne Bedeutung für unsre Frage, weil er uns wenigstens ahnen läßt, welche Empfindungen unter dem Drucke der Zeit in den Tiefen der Volksseele lebendig geworden sein mögen, in die uns keine Ueberlieferung mehr hinabführt.

Mittheilungen und Nachrichten.

C. **Aus Jean Pauls Nachlaß.** Der heutige Tag gibt uns als 75. Todestag Jean Pauls Veranlassung, einiger in jüngster Zeit veranstalteter Veröffentlichungen aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß zu gedenken. Dr. **Joseph Müller**, bereits früher mit mehreren Büchern über Jean Paul, neuerdings mit einer Abhandlung über dessen philosophische Entwicklung (Archiv für Geschichte der Philosophie, Band XIII, Heft 2 und 3) hervorgetreten, hat nämlich im „Euphorion" umfassendere Mittheilungen über Jean Pauls handschriftlichen Nachlaß gemacht, die kürzlich zum Abschluß gelangt sind. Bereits bei seinen früheren Veröffentlichungen hatte Dr. Müller ungedrucktes Material benutzt, und zwar aus dem Besitz der Hof- und Staatsbibliothek zu München und des in München lebenden Enkels Jean Pauls, des Oberstleutnants Fritz Förster. Die gegenwärtigen Publikationen sind den Jean Paul-Schätzen der königlichen Bibliothek zu Berlin gewidmet, die einen ungeheuren Umfang haben: 26 mächtige Faszikel, jeder durchschnittlich zehn bis zwölf Hefte von je mehreren hundert Seiten enthaltend. Zunächst haben wir da jene **Excerpten-Bibliothek**, die für des Dichters Arbeitsweise so charakteristisch ist; hatte er sich doch eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben, wie sein Schulmeisterlein Wuz; aber nicht wie dieser nach den Titeln im Leipziger Meßkatalog, sondern nach den wirklichen Büchern, indem er umfangreiche Auszüge aus ihnen machte; bei einem Ortswechsel waren für ihn außer den Vorrichtungen zur Bereitung des massenhaften Kaffees (man merkt seinen Schriften dieses Reizmittel an, wie denen anderer Schriftsteller den Alkohol) und sonstigen mit dem vielen Trinken zusammenhängenden Einrichtungen, von besonderer Wichtigkeit Bretter zur Aufstellung der Excerpte. Die in Berlin vorhandenen Auszüge beginnen mit dem Jahre 1778, also in des Dichters 15. Lebensjahre, und reichen bis 1822. Am Ende des ersten Heftes findet sich die Bemerkung: „In jedem Band will ich 25 Bücher excerpiren. Da dieser Band nur 24 hat, so soll der nächste 26 enthalten." Dieses Vorhaben hat er nicht genau ausgeführt; denn beispielsweise enthält das dritte Heft 28 Abhandlungen, das vierte nur 16. Die Ordnungsliebe des jungen Excerpienten zeigt sich außer in der angeführten Bemerkung auch darin, daß er sich den Titel der excerpirten Bücher von einem in der Schönschrift besonders gewandten Mitschüler in Fraktur voranschreiben ließ. Orthographische Eigenheiten, die ihm später so viel zu schaffen machten, zeigen sich bereits in jener frühen Zeit; er vereinfacht Narheit, Begrif, Glük) und merzt das c als fremden Buchstaben aus. Anfänglich sind es vorzugsweise theologische Werke, die der künftige studiosus theologiae behandelt; allmählich erweitert sich der Stoffkreis; das dritte Heft behandelt unter anderem „Die Leiden des jungen Werther", „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten unsrer Religion" von Jerusalem, Wielands „Goldener Spiegel"; es kommen in den folgenden Heften die damals beliebten philosophischen Schriften von Abbt, Engel, Mendelssohn, Sulzer; die 80er Jahre bringen manche der magischen, juristischen, staatswissenschaftlichen, die 90er Jahre manche der naturwissenschaftlichen Schriften, aus denen Jean Paul so viel zu citiren wußte. Das 19. Jahrhundert bringt, um nur einige zu nennen, Werke von Aristoteles, Hume, Kant, Schelling. So weit sich aus Müllers Veröffentlichungen schließen läßt, scheint Jean Pauls Lektüre doch nicht so ungeregelt gewesen zu sein, wie man zuweilen angenommen hat. Vielfach hat er die Auszüge mit eigenen Anmerkungen versehen; aber auch die Auszüge an sich lassen erkennen, welche Probleme des Sammlers Interesse vorzugsweise erregten; solche Probleme sind auf theologischem Gebiet die bekanntlich neuerdings wieder lebhaft behandelte Ewigkeit der Höllenstrafen, die Existenz des Teufels, die Persönlichkeit Christi, die Begriffe der Gnade und Inspiration, der Werth der Tugend, die Erbsünde, die Toleranz und die in Jean Pauls ganzem Schaffen eine so große Rolle spielenden Ideen Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Auch auf den anderen Gebieten fällt uns auf, wie Gegenstände, die den Dichter sein Leben lang interessirt haben, ihn schon früh beschäftigten; so Schlaf und Traum, der Zustand des operirten Blindgeborenen, das Verhältniß von Phantasie und Gedächtniß. — — Ein zweiter Theil des handschriftlichen Nachlasses umfaßt **Studien**. Da finden sich aphoristische Bemerkungen, kleine Geschichten, erfunden, aber auch Beobachtungen aus dem Leben, wie sie Chamfort, man möchte sagen als Aphorismen-Material, gesammelt hat; so hat Jean Paul folgendes beobachtet: „Wernlein paßt alle Morgen, ob Jemand in die Morgenkirche geht, um dann keine Betstunde zu halten. Einer geht ihm zum Trotz jeden Morgen hin." Einige der aphoristischen Bemerkungen: „Der Fürst hat das Sprachrohr, der Unterthan das Hörrohr; zuweilen wäre die Umkehrung fast besser." — „Was einen unsterblichen Autor, der nachrechnen kann, mit was für Mühe er die Unsterblichkeit erreicht, oft ärgern kann, ist, daß der, der ihn verlegt, Arm in Arm mit in die Ehrenpforte der Ewigkeit eingeht." — „Ich danke nur Gott, daß ich das nicht zu lesen brauche, was nach meinem Tod herauskommt." — Während diese Gedanken auch ein Anderer hegen könnte, nun noch eine jener echt Jean Paul'schen Bemerkungen, die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen den entferntesten Dingen aufdecken wollen: „Die Federn fetter Gänse sind schlechter als die magerer, so sind Gelehrte selten fett." Es folgen hier noch Regeln des Dichters für sich und für seine Schüler, eine Bonmot-Anthologie seiner Schüler und eine solche seiner eigenen Kinder, Fragmente seiner Selbstbiographie. — — Der dritte Theil des Nachlasses umfaßt **selbständige größere Aufsätze**. „Uebungen im Denken" nannte der Gymnasiast die bald nach der Exzerptenbibliothek begonnene Niederschrift seiner Gedanken über die verschiedensten Gegenstände. Auch hier wieder große Ordnung und großer Fleiß; er nimmt sich

vor, daß „jeder Monat sechs Bogen und jeder Band drei Monate“ enthalten solle. Eingangs sagt der werdende Schriftsteller: „Diese Versuche sind bloß für mich. Sie sind nicht gemacht, um Andern etwas neues zu lehren. Sie sollen mich bloß üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzweck, sondern Mittel — nicht neue Wahrheiten selbst, sondern der Weg, sie zu erfinden.“ Einer der Aufsätze, es ist der siebente, vertritt die Unsterblichkeit der Thiere und die Beseeltheit der Pflanzen: „Der Mensch ist unsterblich, das Thier auch. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß das Thier an ebendemselben Ort nach seinem Tod fortexistiren werde, wo der Mensch fortdauert. Es war sein Begleiter in diesem Leben; warum soll es (es dies? D. Ref.) im künftigen Leben nicht sein? Das Thier tritt um eine Stufe höher, aber es wird nicht Mensch, so wenig der Mensch nach seinem Tode Engel wird. Es bleibt Thier, aber es erklimmt eine höhere Stufe in der Thierheit. Wie viel tausend Arten von Thieren gibt es! Jedes klimmt höher — aber das Verhältniß gegen einander bleibt. Das Schaf wird dem Fuchs nicht gleichkommen; ein Wurm, den ich mit Füßen trete, wird das Pferd nicht erreichen. Welch reizende Aussicht, sich diese ganze Thiermenge zu denken, jedes veredelt, zu höherer Bestimmung erhoben, mit besseren Kräften beschenkt! Nach Millionen Jahren was wird der Hund sein, der mich jetzt liebkost, und mit was für Augen werde ich ihn ansehen? Die Pflanze wird mehr als Pflanze werden, aber Thier nicht; denn sie war's in diesem Leben nicht. O, wie muß ich mich freuen, wenn ich jene blumenvollen Gefilde betrachte, wenn ich glaube, daß sie auch ihr Dasein fühlen! Wenn ich mich so ganz im Kreise fühlender, sich freuender Wesen erblicke, wenn ich bedenke, daß auch diese Pflanze in der Ewigkeit sein wird!...“ In der Universitätszeit werden die „Uebungen im Denken“ fortgesetzt durch das „Tagebuch meiner Arbeiten. Auf den Monat August 1781“. Gleichfalls der Leipziger Universitätszeit entstammt Jean Pauls erster Roman „Abelard und Heloise“, der anderweitig bereits früher im Auszug veröffentlicht worden ist, und das erste für den Druck bestimmte Werk „Das Lob der Dummheit“; jedoch ist diese Arbeit, da der Verfasser keinen Verleger dafür fand, erst in unsern Tagen bekannt geworden, und zwar vollständig durch eine Publikation Dr. Müllers im Juli- und Augustheft des Jahrgangs 1899 von „Nord und Süd“. Hingegen ist die nächste Arbeit „Grönländische Prozesse“ bekanntlich bald nach ihrer Abfassung als Opus 1 erschienen und als solches von Jean Paul in die Sammlung seiner Werke aufgenommen worden. Eine der nun folgenden Satiren auf die Stadt Hof ist noch ungedruckt; sie heißt „Ueber meine schlechte Nahrung“ und rühmt den (damaligen) Honoratioren von Hof nach, daß sie zwar die besten Fleischstücke bei den Metzgern belegen, so daß Ochsenzunge, Brustkern und so fort für andere Leute nicht zu haben seien, hingegen in Bezug auf die geistige Nahrung durchaus nicht heikel seien. „Sie suchen durch keine ekle Wahl der Kost für ihre Seele sich vor dem Pöbel auszunehmen, sie lassen sich gern mit dem ersten besten Buch abspeisen und wissen es wohl, daß die wahre Demuth von ihnen fordere, in der Ernährung des Geistes sich willig von denen überholen zu lassen, die keine Aemter haben.“ — Auf die zum Theil in bitterer Noth verfaßten Satiren der Leipziger Zeit folgen eine Anzahl ausgelassene Sachen aus der Periode des Schwarzenbacher Hofmeisteramtes. — — Im vierten, Studienhefte zu einzelnen Werken umfassenden Theil des Nachlasses befinden sich Studien zu Fibel, zu den Biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, zu den Flegeljahren, zum Titan, zum Katzenberger, zum Siebenkäs und zum Komet. Aus denen zu den bekanntlich Fragment gebliebenen Flegeljahren werden interessante Proben mitgetheilt, zum Theil auf die Fortsetzung bezüglich; und auch bei Siebenkäs war eine Fortsetzung geplant, die den meisten unsrer Leser eine große Ueberraschung bereiten wird; nachdem nämlich der Held mit seiner angebeteten Natalie vereinigt ist, sollte eine Entfremdung zwischen ihnen eintreten. „Seine Berechnung ist widerlich. Er sagt z. B.: Hätten wir 15 Kreuzer mehr für das Kraut gegeben, so hätten wir für das ganze Jahr das Beste. Seine Verhältnisse seien recht weitläufig, weil Geschäfte, fünf Kinder, Geschäftsreisen. Wie alle Vornehmen sparte sie nur an Handwerksleuten, nie bei Gesellschaften. Natalie dem Ertrinken nahe in Arbeiten für ihn. Dieser (daher? d. Ref.) Scheintod wie bei ihm. Im Leben macht er völlige Umkehrung. Immergrün der Gefühle; ihre Vernichtung für die Gegenwart. Leibgebers Tod zerschneide den Eheknoten! Der Mann begehrt, daß die Frau aus ihrer Alltäglichkeit in seine Erhebung sich stürze. Daher sein Zorn, wenn das Essen seine Gedanken stören soll. Siebenkäs hat lauter Töchter. Sie hat mehr Welt und Sitte; er zu heftig; sein spaßhaftes über sich Scherzen. Sie, obwohl auch heftig, ist in Gesellschaft geregelt und milde, er zankhaft, sich um nichts kümmernd. .... seine Autorarbeiten. Es kommt zur Ehescheidung. Ehescheidungsgrund ist bloß eine wahre Bekehrung, und zwar von männlicher Seite. Entscheidende Versöhnungsrückreise vor Leibgebers Tod. Sein fortgehender Ernst; endlich stirbt er mitten in der schönen Wiederherstellung. .... Er stirbt dem Freunde nach. Er liebt sie mehr, da sie noch das Einzige aus jener Zeit ist. .... Sie hatte kein Mitleid mit ihm, weil er zu kräftig war, und doch wollte er eines. Alle Fehler gegen Lenette wiederholen sich hier; also ist's doch nicht die Lage, sondern die angeborene Natur. .... Gegen sein Ende wird er erhabener, Lenetten ähnlicher, der Gattin geehrter.“ Am Schluß dieses hochinteressanten Entwurfes heißt es: „Kein Mann versteht das Weib, aber noch weniger das Weib den Mann.“ — — Der letzte Theil des handschriftlichen Nachlasses umfaßt Briefe, die aber fast alle bereits veröffentlicht sind. — Nachträglich sind dem Herausgeber von einer Enkelin und einer Urenkelin Jean Pauls einige Blätter mit Notizen des Dichters zur Verfügung gestellt worden; das eine enthält aphoristische Bemerkungen; zum Beispiel: „Die Deutschen glauben nicht eher, daß ein Dichter Gedichte machen könne, als bis er hinterher einige Anlagen zur Kritik gezeigt oder doch zur Gelehrsamkeit.“ Ferner eine der zahlreichen, zum Theil so vorzüglichen Bemerkungen des Dichters über die Frauen: „Es ist leichter als Theetrinkerin in der Gesellschaft zu glänzen und das Gute zu schildern; es ist aber schöner und schwerer, als Hausfrau sich in die Einsamkeit zu hüllen und das Gute zu vollbringen. (Zum Andenken an meine liebenswürdige Hauswirthin.)“ — — Am Schluß seiner Veröffentlichungen spricht Dr. Müller den auch von Prof. August Sauer, dem Herausgeber des „Euphorion“, getheilten Wunsch nach einer zuverlässigen kritischen Gesammtausgabe von Jean Pauls Werken aus, welche die Briefe mitumfassen solle; wie Prof. Sauer sagt, wurde durch die neuen Veröffentlichungen „entschiedener als bisher nachgewiesen, daß alle bisherigen Ausgaben von Jean Pauls Werken und Briefen völlig ungenügend seien, und die Forderung einer großen kritischen Ausgabe des Dichters, wozu sich Philologen und Sachkenner die Hand reichen müssen, kann nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, wer immer den Plan zur Ausführung bringen mag, ob die zunächst dazu berufene Akademie oder eine Privatvereinigung von Gelehrten und Literaturfreunden nach Art der Goethe-Gesellschaft.“ Gern benutzen wir den heutigen Gedenktag, um diesen Wunsch lebhaft zu unterstützen.

* **Max Müllers letzte Arbeit.** Der große deutsche Sprach- und Religions-Forscher hat noch kurz vor seinem Tode eine Reihe, wenn auch populär gehaltener, so doch wissenschaftlich höchst werthvoller Aufsätze über „Die Religionen Chinas“ vollendet. Der letzte dieser Aufsätze „Buddhismus und Christenthum“ erschien soeben, eine Woche nach Max Müllers Bestattung, in „The Nineteenth Century“ und enthält soviel Wissenswerthes, daß er verdient, wenigstens auszugsweise allgemein bekannt zu werden. Nach einer Einleitung über die Verbreitung des Buddhismus in China sagt der Autor über die des Christenthums: „Sehr bemerkenswerth ist die wirkliche Sympathie, die sofort nach Ankunft der ersten christlichen Missionäre in China zwischen ihnen und den Buddhisten bestand. Es ist wahr, daß die christliche Religion in China niemals Staatsreligion wurde, aber es gab Zeiten, in denen sie sich jeder Unterstützung von Seite des Kaisers und des kaiserlichen Hofes erfreute. Die Missionäre wurden, so lange als sie sich nicht um politische Fragen kümmerten, von der Regierung als nützliche Lehrer angesehen... Noch bemerkenswerther ist, daß chinesische Herrscher schon sehr früh eine gewisse Uebereinstimmung des Christenthums und des Buddhismus entdeckt



hatten.... Christliche, hauptsächlich nestorianische Missionäre waren schon seit der Mitte des 8. Jahrhunderts in China thätig, wie das im Jahre 781 von den Nestorianern in Hsian-Fu, oft auch Segan-Fu genannt, errichtete Denkmal beweist. Im Kloster von Taisin lebten Buddhisten und Christen in freundschaftlichster Weise zusammen, und die Buddhisten schienen damals bei weitem nicht die „gelbe Gefahr“ zu sein, von der wir heute so oft sprechen hören.... Der erste nestorianische Missionär Olopun kam im Jahre 635 nach China, wurde vom Kaiser empfangen und erhielt die Erlaubniß, seine Religion neben den drei bestehenden Religionen — der des Konfutse, des Laotse und des Fo oder Buddha — auszuüben und zu lehren. Diese drei Religionen werden im nestorianischen Denkmal als „die Lehre“ (Konfutsianismus), „der Weg“ (Taoismus) und „das Gesetz“ (Buddhismus) bezeichnet, während vom Christenthum einfach als von der „berühmten Lehre“ gesprochen wird.... Das Christenthum breitete sich sehr rasch aus, wenigstens nach der Zahl der Klöster zu schließen, die in hundert Städten erbaut wurden.... Und wir sehen, daß in den nächsten Jahrhunderten die Wege für geistigen, besonders aber religiösen Verkehr zwischen Indien, Baktrien, Persien, China und dem Westen offen waren und daß alle Religionen mit der gleichen Duldung und ohne jede Eifersucht und Haß behandelt wurden.... Doch ebenso wie das Christenthum mit dem Buddhismus das Gedeihen theilte, so hatten sie später Mißgeschick zu theilen. Wann immer Buddhistenverfolgungen in China begannen — und es gab ihrer viele und schreckliche — hatten die Christen dasselbe Schicksal zu theilen, mit dem Unterschied jedoch, daß, während die Buddhisten sich nach kurzer Zeit erholten, die Christen, deren Nachschub aus der entfernten Heimath zu erfolgen hatte, fast gänzlich ausgerottet wurden.... Nach der Reformation verlor der römische Stuhl ebenso wenig wie die Dominikaner, Franziskaner und besonders die Jesuiten niemals den Gedanken aus dem Auge, daß das in Europa ihrer Kirche verlorene Gebiet in China erobert werden sollte.... Im Jahre 1581 landete die besonders wichtige Mission der Jesuiten unter Ricci in China. Sie waren viel besser als ihre Vorgänger für ihre Arbeit vorbereitet. Sie hatten die Sprache und die Gebräuche des Landes studirt und trugen das Kleid buddhistischer Mönche, um einer freundlichen Aufnahme gewiß zu sein. Sie wurden vom Kaiser und den Gelehrtesten der Mandarinen mit offenen Armen empfangen. Ricci besonders machte große Propaganda mit seinen Uhren, vernachlässigte jedoch seine Missionsthätigkeit nicht, obwohl es oft schwer ist zu sagen, ob er zum Konfutseanismus oder die Chinesen zum Christenthume bekehrt worden seien.... Die Jesuiten überlebten selbst die große Revolution im Jahre 1644, welche die gegenwärtige Mandschu-Dynastie ans Ruder brachte, und einer von ihnen, Pater Schaal, wurde thatsächlich zum Gouverneur des Kronprinzen ernannt. Die Wittwe des Kaisers und ihr Sohn ließen sich im Jahre 1630 sogar taufen.... Doch trat bald darauf wieder eine Reaktion ein. Einige Missionäre, die nicht Jesuiten waren, wurden furchtsam und beschwerten sich beim Papste.... Der Papst erklärte, die chinesischen Bezeichnungen für Gott: Tien und Schang-Ti, nicht zu erlauben und nur eine Lesart anzuerkennen: Tien-Tschu, d. i. der Herr des Himmels. Er erklärte ferner, daß die chinesische Philosophie dem christlichen Gesetze widerspreche, daß der Ahnenkultus des Konfutse ketzerisch sei, und verbot den Missionären den Gebrauch chinesischer Bücher in den Schulen, da dieselben abergläubische und atheistische Stoffe enthielten. Dies machte natürlich der christlichen Propaganda in China ein Ende. Missionäre rangen zwar noch einige Zeit, wurden aber gänzlich entlassen, als die Kaiser von China, ihre früheren Freunde und Beschützer, sich dadurch beleidigt fühlten, daß der Papst in ihrem eigenen Reiche Edikte erließ.... Es folgten die Christenverfolgungen der Jahre 1747, 1805, 1815 und 1832..., aus denen klar ersichtlich ist, daß die Chinesen nicht die Lehre Christi haßten, sondern die Fremden, die gekommen waren in China Proselyten zu machen.... So war es und so wird es wiederum in China sein, wenn es den fremden Mächten nicht gelingt, das Volk mit Furcht und Achtung zu erfüllen. Die Missionen der reformirten Kirchen begannen ihre Thätigkeit in China zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Schutze der europäischen Mächte; doch scheinen sie, auf diesen Schutz pochend, bei wiederholten Gelegenheiten die nationalen Gefühle der Chinesen verletzt zu haben und auf diese Weise besonders im Falle der bekehrten Eingeborenen die Chinesen ermuthigt zu haben, Greuel zu begehen, wie die kürzlich erlebten.... Es scheint, daß die reformirten Missionäre durch ihre Unwissenheit mehr Aergerniß erregten als sie sich einbildeten. Um nur ein Beispiel zu geben: Die europäischen Missionäre schickten fortwährend nicht nur verheirathete, sondern auch unverheirathete Frauen aus, und beharrten darauf, es zu thun, trotzdem sie von Kennern des Landes belehrt wurden, daß der Chinese im öffentlichen Leben nur zwei Klassen von Frauen anerkenne, verheirathete und ledige schlechten Rufes. Welche Erfolge konnten die Missionen von der missionarischen Arbeit solcher Personen erwarten, die von den Chinesen verachtet wurden? Auch war es ein großer Fehler, daß die europäischen Großmächte besondere Privilegien für chinesische Bekehrte verlangten, denn in der chinesischen Gesellschaft mußte jeder Versuch, den sozialen Status dieser Konvertiten zu heben, Eifersucht und Haß erzeugen. Nach unsern letzten Erfahrungen muß es klar sein, daß es mehr als bedenklich ist, wenn christliche Missionäre nach Ländern geschickt werden sollten, deren Regierungen gegen ihre Anwesenheit Einsprache erheben!... Diese Worte des großen Todten bedürfen wohl keines Kommentars.

* **Aus London** wird das Hinscheiden des Arztes William Anderson gemeldet, der in dem medizinischen Leben Londons eine hervorragende Stelle einnahm. 1842 geboren, wurde er 1874 der britischen Gesandtschaft in Tokio als Gesandtschaftsarzt zugetheilt. Er übernahm den Lehrstuhl für Anatomie und Chirurgie an der marineärztlichen Schule in Tokio. 1879 kehrte Anderson aus Japan nach London zurück, wo er bald einen umfangreichen, mannichfaltigen und geachteten Wirkungskreis fand. Er erhielt die Hunter-Professur für Chirurgie und chirurgische Pathologie am kgl. Aerztekolleg, wurde zweiter Präsident der anatomischen Gesellschaft für Großbritannien und Irland, Professor der Anatomie an der Kunstakademie, sowie Arzt und Lehrer der Chirurgie am St. Thomas-Hospital.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. Weber: Die Geldqualität der Banknote. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Chronik der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1899. Hggb. vom Gemeinderath. — Kunstgeschichte in Bildern. Abth. I: Das Alterthum. Bearb. v. F. Winter. — Abth. V: Die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Bearb. v. G. Dehio. Leipzig und Berlin, Seemann 1900. — Fr. Bredn: Aus den Papieren eines modernen Theologen. Berlin, Duncker 1900. — Fr. Hertz: Agrarfragen und Sozialismus Berlin, Verlag der Sozialist. Monatshefte 1901. — Erdmann: Anorganische Chemie. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 15. November. **Nummer 262.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die wirthschaftliche Lage der höheren Beamten in München.

Ein Beitrag zur Revision des Gehaltsregulativs.

Von Dr. Gustav Herberich (München).

Während der diesjährigen Landtagsverhandlungen wurde von amtlicher Seite mitgetheilt, daß beabsichtigt ist, das Gehaltsregulativ für die Beamten einer Revision zu unterziehen, um gewisse Ungleichheiten und Härten, die in demselben vorhanden sind, auszumerzen. Zugleich wurde bekannt, daß angesichts der auf vielen Gebieten zur Zeit herrschenden Theuerung geplant ist, den Beamten zu ihrem Gehalt eine Zulage in irgend welcher Form zu gewähren. Es ist die Vermuthung nicht ungerechtfertigt, daß in der diesbezüglichen, dem nächsten Landtag zu unterbreitenden Vorlage die beiden Punkte verschmolzen werden, so daß das neue Regulativ höhere Gehaltssätze aufweisen wird als das bisherige. Gleichviel aber, ob diese Vermuthung zutrifft oder nicht, dürfte es nicht unnütz sein, eines der wenigen Prinzipien, die für die Aufstellung eines Gehaltsregulativs maßgebend sein müssen, einer besonderen Würdigung im Hinblick auf die Münchener Verhältnisse zu unterziehen. Gemeint ist das Prinzip, daß der dem definitiv angestellten Beamten gezahlte Gehalt mindestens so hoch sein muß als der Aufwand für die unabweislichen Lebensbedürfnisse bei einfacher, bescheidener Lebensführung für den Beamten und seine Familie beträgt.

Es erhebt sich hier zunächst die Frage: Wie groß ist dieser Aufwand hier in München? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht so schwer wie es aussieht. Es sei als Durchschnittsfall eine Beamtenfamilie mit zwei bis drei heranwachsenden Kindern und einem Dienstmädchen angenommen. Dieselbe wird an Wohnung mindestens vier Zimmer benöthigen: Wohnzimmer, Schlafzimmer, sowie zwei Zimmer für die Kinder, besonders wenn diese verschiedenen Geschlechtes sind. In besonderen Fällen werden fünf Zimmer nöthig sein, z. B. wenn der Mann zu seinen häuslichen Arbeiten ein Studirzimmer braucht, wenn ein Verwandter oder eine Verwandte in der Familie lebt u. s. w. Eine Wohnung aus vier bis fünf Zimmern in einem anständigen Hause und mit den nöthigen Bequemlichkeiten kostet aber hier gegenwärtig mindestens 1000 Mark. Das Schlimme hier in München ist, daß die Wohnungen gleicher Größe und gleicher Ausstattung an der Peripherie der Stadt nicht oder doch nicht nennenswerth niedriger im Preise sind als im Innern: die gleiche Wohnung kostet in Schwabing ebensoviel wie beispielsweise in der Theresienstraße oder am Isarthorplatz. Es ist dies ein bedeutungsvoller und schwer ins Gewicht fallender Unterschied gegenüber vielen anderen, namentlich mittel- und norddeutschen Städten.

Für den Lebensunterhalt, d. h. die Nahrung, werden für die oben angenommene Familie etwa 1800 Mark in Anschlag zu bringen sein, d. h. zirka 5 Mark pro Tag — ein Ansatz, der gewiß nicht als zu hoch bezeichnet werden kann. Für Kleider, Schuhe, Hüte u. ä. darf man 500 Mark rechnen, für Wäsche 120—150 Mark, für Feuerung und Beleuchtung 200—250 Mark (bei größter Sparsamkeit!), Bücher, Musikalien, Zeitschriften, Zeitungen u. s. w. 100 Mark (das ist sehr wenig!), Erziehungskosten verschieden, aber durchschnittlich doch mindestens 200—300 Mark, Arzt, Zahnarzt, Apotheker 100 Mark (diese Summe reicht nur, wenn kein besonders schwerer Erkrankungsfall vorkommt), Versicherungen, Vereine, Steuern mindestens 200 Mark, Lohn für das Dienstmädchen einschließlich der Versicherungsbeiträge 200 Mark, sonstige Ausgaben wie Erneuerung von Haus- und Küchengeräth, hier und da eine Neuanschaffung u. s. w. 300 Mark. Addirt man diese Beträge, so ergibt sich als Mindest-Jahresverbrauch für unsre in Rede stehende Familie 4700—4900 Mark, sagen wir durchschnittlich 4800 Mark. Wohlgemerkt, es ist in dieser Summe kein Beitrag für Theater, Konzerte, Reisen oder Landaufenthalt im Sommer enthalten; für denjenigen, der auf diese Dinge Anspruch macht, erhöht sich obige Summe um den entsprechenden Betrag.

Ich halte es für zweckmäßig, hier eigens zu betonen, daß die oben gegebenen Zahlen nicht etwa willkürlich gewählt sind, sondern aus Besprechungen mit Kollegen und Freunden über den betreffenden Gegenstand sich als Durchschnitt ergeben haben. In meiner eigenen Familie, die der gemachten Annahme mit dem Unterschiede entspricht, daß eines der drei Kinder bereits erwachsen ist, belaufen sich die meisten der aufgeführten Positionen wesentlich höher.

So lange keine Kinder vorhanden sind, ermäßigt sich der Betrag von 4800 Mark um vielleicht zirka 1200 Mark, so daß für den Anfang des Familienhaushalts 3600 Mark genügen dürften. Mit den Kindern steigt derselbe jedoch rasch auf den obigen Betrag und noch höher, in dem Maße als die Kinder älter werden.

Wie verhält sich der Gehalt der Beamten zu diesen Mindestbeträgen 3600 Mark und 4800 Mark für den nothwendigen Lebensaufwand? Da die Gehälter der verschiedenen Beamtenkategorien nicht gleich sind und außerdem der Gehalt desselben Beamten durch Dienstalterszulagen sich allmählich erhöht, so wollen wir auch hier einen einfachen Durchschnittsfall annehmen. Ein Beamter der Kategorie XIe, welche die zahlreichste unter allen Kategorien des Gehaltsregulativs ist, werde im Alter von 30 Jahren definitiv angestellt. Ist er Amtsrichter, so wird er etwa mit 36 Jahren in die Kategorie VIId (Landgerichtsrath) vorrücken, gehört er dem Lehr-

fach an, so wird er, wenn überhaupt, erst mit 40—43 Jahren in diese Kategorie kommen. Es werden die Richter und die höheren Lehrer hier als Beispiele gewählt, weil sie die zahlreichsten Beamtengruppen bilden. Unter obigen Annahmen bekommt nun der Richter

im Alter von	30—33	33—35	35—36	36—41	41—46	Jahren
einen Gehalt von	2460	2820	3180	4140	4500	Mark,

der Lehrer an einer höheren Schule

im Alter von	30—33	33—35	35—40	40—42	42—47	Jahren
einen Gehalt von	2460	2820	3180	3360	4140	Mark.

Es ergibt sich die traurige, dem großen Publikum fast unbekannte Thatsache, daß **der Gehalt des höheren Beamten in München in den ersten 6 bis 12 Jahren seiner definitiven Anstellung um durchschnittlich 1200 bis 1600 Mark und später nach längere Jahre hindurch um durchschnittlich 300 bis 600 Mark hinter dem zurückbleibt, was mindestens für eine bescheidene Lebensführung erforderlich ist.**

Da die Beamten trotz dieser kolossalen Differenz zwischen Gehalt und Ausgaben nun thatsächlich doch leben und nicht etwa verhungern, so entsteht die Frage, wie sie es bewerkstelligen, um diese Differenz in ihrem Budget zu beseitigen. Es geschieht dies auf verschiedene Weise. Der einfachste Fall ist, daß die Familie so viel rentirliches Vermögen besitzt, daß die daraus fließenden Zinsen so viel oder mehr betragen als jene Differenz — der einfachste und wohl auch der seltenste Fall. Die übrigen Fälle sind viel komplizirter. Es werden dabei hauptsächlich drei Mittel angewandt, um die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben zu beseitigen: 1. Nebenverdienst (durch Halten von Pensionären, Vermiethen von Zimmern, Mitgliedschaft im Aufsichtsrathe von Gesellschaften, schriftstellerische Thätigkeit, Ertheilen von Privatunterricht u. s. w.), 2. allmählicher Verbrauch des etwa vorhandenen kleinen Stammvermögens, 3. Reduktion der gesammten Lebenshaltung auf ein niedrigeres, der Beamtenstellung unwürdiges Niveau, wie das Wohnen in Hinterhäusern, Verzicht auf Bücher, Zeitschriften, auf Theilnahme an Vereinen oder gar auf ärztlichen Beistand, geringere Qualität der Speisen u. s. w. Häufig werden alle drei Mittel, von denen das letztere freilich das bedauerlichste ist, zur Anwendung gebracht, und so gelingt es vielen Familien, sich durchzuschlagen. Aber mit welchem Kummer, mit welchen Sorgen, mit wie viel nervenzerrüttender Nebenarbeit ist das erkauft! Wie schwer hält es, durch schriftstellerische Thätigkeit oder durch Ertheilen von Unterricht nebenher z. B. nur 500 M. zu verdienen! Oder gar erst 1000 Mark! Neben dem Beruf, der hier in München, wo alle Aemter in viel größerem Maßstab arbeiten als in den meisten kleineren Städten, ohnehin schon die Kraft des Beamten fast vollständig anspannt! Und die Sorge, neuen Nebenverdienst zu finden, wenn durch veränderte Umstände der bisherige verloren geht! Die Sorgen, wenn das angegriffene Kapital kleiner und kleiner wird und die lang ersehnte und erhoffte Beförderung immer noch nicht kommt! Dazu stets das unsäglich niederdrückende Gefühl, daß man trotz aller gut bestandener Examina, trotz der guten Qualifikationen (man wäre ja sonst nicht nach München versetzt worden!) es im schönsten, kräftigsten Mannesalter noch nicht so weit gebracht hat, daß man so viel verdient als die Familie bei bescheidener, einfacher Lebensführung mindestens braucht! Und nun gar die Noth und das Elend, wenn weder rentirliches Kapital da ist, noch nebenbei etwas verdient werden kann, wenn also die ganze Lebenshaltung auf den so niedrigen Gehalt eingerichtet werden muß! Eine Untersuchung hierüber würde traurige Bilder entrollen, unter denen Ueberschuldung noch nicht das schlimmste wäre.

Es liegt auf der Hand, daß das Mißverhältniß zwischen Gehalt und Ausgaben nicht lange fortbestehen kann, wenn nicht grobe Mißstände daraus erwachsen sollen. Ein solcher Mißstand ist, daß die Kraft der Beamten infolge der Sorgen, die sie stets auf sich lasten fühlen, viel rascher sich verbraucht und infolgedessen der Pensionsetat in höherem Maße in Anspruch genommen wird als es sonst der Fall wäre, d. h. der Staat gibt einen Theil dessen, was er durch die zu niedrigen Gehälter erspart, in Form von Pensionen doch aus. Ein zweiter Mißstand ist, daß die Arbeit eines schlecht bezahlten Beamten bei allem Pflicht- und sonstigem schönen Gefühl nothwendigerweise viel schlechter ist als die eines gutbezahlten; drückende Sorgen, das damit verbundene Gefühl der Unzufriedenheit, sowie endlich die Nebenarbeit wirken auf die Qualität seiner Arbeit natürlich nur verschlechternd ein. Ein dritter Mißstand ist, daß das Ansehen der Beamten bei der übrigen Bevölkerung nothwendig sinken muß, wenn sie ihn dauernd mit Sorgen um das tägliche Brot kämpfen sieht. Die Menschen sind einmal so: sie schätzen den nicht besonders hoch ein, der dauernd in prekären Vermögensverhältnissen lebt.

Diese Mißstände sind groß und dringend genug, daß der Staat darauf bedacht sein muß, baldigst und gründlichst Abhülfe zu schaffen. Die Gelegenheit hiezu bietet die bereits angekündigte und wohl schon in Arbeit befindliche Revision des Gehaltsregulativs. Aus den vorstehenden Darlegungen läßt sich auch erkennen, in welcher Richtung die Abhülfe erfolgen muß. Es sind hier zwei Forderungen zu erheben: Einmal, daß der Anfangsgehalt des hier in München angestellten pragmatischen Beamten (also Stufe XIa) **mindestens auf 3600 Mark festgesetzt wird, und zweitens, daß derselbe rasch, innerhalb der nächsten 5 bis 6 Jahre, auf mindestens 4800 Mark steige.** Das weitere Steigen kann etwas langsamer erfolgen, doch sei bemerkt, daß die in Bayern bisher üblichen fünfjährigen Steigerungsperioden zu lang sind. Wie es im einzelnen gemacht wird, um jene zwei Postulate zu erfüllen, ob der Gehalt direkt auf jene Beträge festgesetzt wird — was das Beste wäre — oder ob er niedriger normirt wird und Orts- oder sonstwie benannte Zulagen die Differenz ausgleichen, das alles ist vielleicht nicht für den Staat, wohl aber für den mit der Noth des Lebens ringenden Beamten ziemlich gleichgültig; ihm ist zunächst die Hauptsache, daß er so viel an Gehalt bekommt als er für sich und seine Familie nothwendigerweise braucht. Die schon seit langen Jahren außerordentlich günstige Finanzlage des Landes, die sich durch die Wirkung der neuen Steuergesetze zunächst noch günstiger gestalten dürfte, läßt die obigen Forderungen auch als wohl erfüllbar erscheinen. Es sei dazu bemerkt, daß in fast allen übrigen deutschen Staaten die Beamtengehälter wesentlich höher sind als in Bayern; so zahlt Preußen seinen Richtern unterster Instanz (Amtsrichtern) in den größeren Städten 3600 M. Anfangsgehalt, also denselben Betrag, den vorstehende Ausführungen als nothwendiges Minimum auch für München nachzuweisen versucht haben.

Die Darlegung der wirthschaftlichen Lage der bayerischen höheren Beamten habe ich auf München beschränkt, weil ich nur die Verhältnisse in München genügend kenne, um darüber zu urtheilen. Aber es ist

wohl zweifellos, daß in noch mancher anderen bayerischen Stadt die Verhältnisse gerade so schlimm liegen wie in München; vielleicht noch schlimmer insofern, als man in einer kleineren Stadt die Noth und die Armuth nicht so gut verbergen kann wie in der Großstadt und überdies häufig der Fall eintritt, daß besondere Auslagen dadurch erwachsen, daß man die Kinder zur Erziehung nach auswärts geben muß. Ganz sicher aber ist, daß der Anfangsgehalt der meisten höheren Beamten (2460 Mark in Stufe XI e) gegenwärtig in keiner bayerischen Stadt auch nur annähernd hinreicht, die Kosten des Lebensunterhalts einer Familie zu bestreiten.

Ueber die Entwicklung der Numismatik und der numismatischen Sammlungen im 19. Jahrhundert.

Von Hans Riggauer.

II.

In der römischen Numismatik sind es besonders die Familienmünzen der Republik, die seit Eckhel die eingehendste wissenschaftliche Behandlung erfahren haben. Die Grundlage einer wissenschaftlichen Verwendung dieser interessanten Münzen, nämlich die chronologische Bestimmung und Ordnung durch die subtilste Untersuchung großer Funde mußte erst geschaffen werden. Auf diesem Gebiet sind die Forschungen von Borghesi, Cavedoni und Mommsen von bahnbrechender Bedeutung. Mommsens „Geschichte des römischen Münzwesens“ ist geradezu epochemachend; die ganze Entwicklung der italischen und römischen Münzprägung wird hier nach der metrologischen und rechtlichen Seite erschöpfend behandelt. Das Material für diese Abtheilung hat zum erstenmal Henri Cohen in seinen „Médailles consulaires“ (1857) zusammengestellt. Eine neue Bearbeitung oder vielmehr völlige Umarbeitung erfuhr dieses Werk durch E. Babelons „Description historique et chronologique des monnaies de la République romaine“ 1885, ein vortreffliches und praktisches Handbuch. Nach einer gediegenen Einleitung gibt Babelon eine chronologische Ordnung und hierauf in einem zweiten Theil die alphabetische Reihe der Familienmünzen. Das Material ist bei Babelon ein unendlich reicheres als bei Cohen, indem hier bereits die großartige Sammlung des Baron d'Ailly mitverarbeitet wurde, die aus 14,000 römischen Familienmünzen bestand. So groß die Verdienste Babelons sind, so war doch eine wichtige Ergänzung zu seinem Werke zu machen. Sein Werk beschränkt sich nämlich fast ausschließlich auf das allerdings ungeheure Material des Pariser Münzkabinets. Eine große Menge der werthvollsten Nachträge und zum Theil Berichtigungen konnte nun in neuester Zeit Max Bahrfeldt geben, nachdem er die betreffenden Abtheilungen der deutschen und einer großen Zahl ausländischer Museen besichtigt hatte. So können wir nun annehmen, daß das Inventar dieser typisch so reichen und interessanten Münzreihe zum größten Theil vorliegt. Die im Jahre 1897 von der Stadt Rom erworbene Sammlung Bignami wird allerdings noch manches neue enthalten.

Das Inventar zu den römischen Kaisermünzen hat H. Cohen in seiner „Description historique des monnaies frappées sous l'empire romain“ geliefert, die in zweiter Auflage von Feuardent in acht Bänden im Jahre 1892 abgeschlossen wurde, ein Werk, das gewissenhaft in Bezug auf Echtheit der Münzen bearbeitet ist und ein äußerst reiches Material liefert, aber in der ganzen Anlage unwissenschaftlich genannt werden muß. Viele Nachträge hiezu sind von F. Gnecchi, Belfort und in Bezug auf die Kolonialmünzen von Chaix gebracht worden. In Oesterreich hat seit Missong das Spezialstudium der Münzen einzelner Kaiser der späten Zeit, des Tacitus, Probus, Aurelian, Gallienus geblüht und manches schöne Resultat insbesondere in Bezug auf die Offizinen Roms und der Provinz gebracht. Um diese Forschungen haben sich besonders Missong, Rohde und Vötter verdient gemacht.

Auch die Funde römischer Münzen, um nur von unsern und den benachbarten Ländern zu sprechen, wurden eifrig verzeichnet und damit ein reiches Material für die Geschichte der römischen Niederlassungen und der Straßenzüge, der Handels- und Kulturwege geliefert. Für Baden hat Bissinger „Die Funde römischer Münzen“ (1889) gesammelt; Nestle hat die „Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg“ (1893) veröffentlicht. Wir in Bayern besitzen die gute Bearbeitung eines umfangreichen Fundes römischer Denare aus der Zeit von Trajan bis Maximin, der bei Niederaschau gemacht wurde, von Hektor Grafen Hundt (München 1866). Im allgemeinen hat Franz Ferchl die Fundorte römischer Münzen in Bayern zusammengestellt; bis zur neuesten Zeit sammelt Ohlenschlager alle hierauf bezüglichen authentischen Nachrichten.

Neben dieser großartigen Entwicklung der antiken Numismatik hat das vergangene Jahrhundert auch die raschen Fortschritte der wissenschaftlichen mittelalterlichen Numismatik zu verzeichnen. Ich kann hier nicht die Resultate der Forschung, die besonders in Frankreich, Belgien und den Niederlanden, England und Italien reiche zu nennen sind, vorführen, sondern muß mich auf eine Skizze der Entwicklung in Deutschland beschränken.

Hier gehen die Anfänge einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den mittelalterlichen Münzen des Landes bis ins 18., ja sogar bis ins Ende des 17. Jahrhunderts zurück; aber erst der Prager Professor Joseph Mader, wie Eckhel ein Oesterreicher, hat auf Grund reicheren Materials und in weiterem Rahmen wirklich „Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters“ (1803—13) gegeben und den richtigen Weg zur Behandlung der mittelalterlichen Münzen gewiesen. An gründlichem historischem Wissen und kritischem Geist war er wohl weit überlegen dem genialen sprachenkundigen Polen Joachim Lelewel, der aber zum erstenmal das gesammte unerschöpfliche Material aller Länder, mit Ausnahme des Orients, unter großen Gesichtspunkten systematisch zusammengefaßt hat. Sein Werk „Numismatique du moyen âge considerée sous le rapport du type“ (Paris 1835) darf mit dem Eckhels verglichen werden. Wenn wir bei Mader die außerordentliche Reichhaltigkeit der mittelalterlichen Numismatik als Quelle für die Geschichte kennen gelernt haben, so tritt uns bei Lelewel, der sein Werk mit einem Atlas begleitet, zum erstenmal der Werth der mittelalterlichen Münzen für die Veranschaulichung der Geschichte, für die „Geschichte der Kunst und des Geschmacks“, für den Zusammenhang der Länder nach dieser Richtung und insbesondere für den Verkehr der Nationen, für die Handelsgeschichte, vor Augen.

Um die deutsche mittelalterliche Münzkunde hat sich ganz besonders verdient gemacht Hermann Grote, der mit strengster wissenschaftlicher Methode eine Reihe der schwierigsten numismatischen Untersuchungen in

seinem neunbändigen Hauptwerk „Münzstudien“ niedergelegt hot. Es sind das wahre Perlen kritischer Arbeit. Wir Bayern müssen ihm besonders dankbar sein für seine „Münzgeschichte Baierns im Zeitolter der Vor-Welfischen Herzöge“.

Die Kenntniß des mittelalterlichen Münzwesens im allgemeinen oder größerer Abtheilungen derselben hoben besonders gefördert Hermann Donnenberg, der zum erstenmal „die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit“ bearbeitete und mit Unterstützung der kgl. preußischen Akodemie der Wissenschoften in vier Bönden (dovon ein Bond Tafeln) 1876—98 herausgab; ferner der gegenwärtige Direktor des Berliner Münzkabinets, J. Menadier, der in drei Bänden „deutsche Münzen“ eine Reihe der gelehrtesten Untersuchungen ongestellt hot, E. Bahrfeldt mit vortrefflichen Abhandlungen über Brandenburg, Pommern und Lausitz, dann die Erforscher der Brocteaten Menadier, P. J. Meier, v. Groba, v. Höfken, von denen Letzterer mit dem von ihm gegründeten „Archiv für Brocteatenkunde“ (bis jetzt drei Bände) der Wissenschoft große Dienste geleistet. Das Münzwesen Süddeutschlonds im 14. Jahrhundert ist durch viele gediegene Arbeiten Franz Strebers, des langjährigen Konservators der hiesigen Sammlung, wesentlich aufgeklört worden.

Insbesondere aber ist es die Spezialforschung für die einzelnen Länder, die sich im 19. Jahrhundert unter Beiziehung der Archive vertieft hat. Ich kann die zum Theil ousgezeichneten Autoren leider nur flüchtig und unvollzöhlig nennen, so für Brandenburg E. Bohrfeldt, für Schlesien F. Friedensburg, für Sochsen Posern-Klett und die Familie Erbstein, besonders Julius Erbstein, den jetzigen Direktor des kgl. Münzkabinets in Dresden, für Quedlinburg Düning, für Hessen Hoffmeister und Buchenau, für Anhalt Stenzel und Elze, für Nossou Isenbeck, für Frankfurt Rüppell, Paul Joseph und Fellner, für Württemberg Binder, für Baden Behrstedt und Bally.

In Oesterreich ist seit dem 18. Jahrhundert immer eifrig gesammelt worden. Im vergongenen Johrhundert ober haben sich bedeutende Mönner ouch der Erforschung der mittelolterlichen Numismatik des Landes hingegeben; so oußer dem erwähnten Moder, Bergmann, Kupido, Domonig, Raimann und insbesondere Luschin v. Ebengreuth; für Tirol sind Ladurner und Busson zu nennen.

In Bayern ist immer das Interesse für die Alterthumsfunde und die Geschichte der Heimoth lebhaft gewesen, darum ouch für das Münzwesen des Landes. Es hat nie bei uns on eifrigen Sommlern und Forschern ouf diesem Gebiet gefehlt. Bereits aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besitzen wir von dem Mitbegründer unsrer Akademie Lori eine „Sammlung des boirischen Münzrechts“ (1764) in drei Bänden, enthaltend Münzverordnungen, Münzverträge, Verordnungen für die Münzbeamten, eine Sommlung, die dos Fundament zum Aufbau einer Geschichte des bayerischen Münzwesens bildete. Im Johre 1806 hat donn Romon Zirngibl im 8. Bonde der ousgezeichneten „Beiträge zur voterländischen Historie“ von Westenrieder eine „Geschichte der in Baiern vom 9. bis zum 15. Johrhundert gangbaren Münzen“ geliefert. Um die Mitte des Jahrhunderts hat J. P. Beierlein, ein unermüdlicher Sommler und eifriger Forscher in der vaterlöndischen Münzkunde verschiedene kleinere höchst dankenswerthe Arbeiten veröffentlicht, so im Jahre 1868 „die bayerischen Münzen des Houses Wittelsboch von 1180—1550“. Ein reiches Manuskript dieses Forschers bildete im wesentlichen die Grundloge, ouf der gegen Ende des Jahrhunderts vom Konservotorium des Münzkobinets die „Medaillen und Münzen des Gesommthauses Wittelsbach“ (1897) veröffentlicht wurden. Viel Verdienste hat sich in neuester Zeit J. V. Kull ouf diesem Gebiete erworben durch manchen interessonten orchivolischen Beitrag und insbesondere durch sein „Repertorium zur Münzkunde Bayerns“ (1894).

Dos pfölzische Münzwesen hot durch A. Noß und Joseph monche scharfsinnige Auflörung erfohren, für Fronken liegen von Keller, Ruland und Lockner, Heller, Fikentscher und Kirchner, für Regensburg von Schratz, für Augsburg von Beischlog, Großhauser, Forster und Schmid werthvolle münzgeschichtliche Untersuchungen und chronologische Aufstellungen größerer Münzreihen vor.

So ist im ganzen Gebiete des heutigen Boyerns für die Erforschung der Münzkunde eifrig und erfolgreich georbeitet worden; seit 20 Johren ist die des ollerhöchsten Protektorots Sr. kgl. Hoh. des Prinz-Regenten sich erfreuende boyerische numismotische Gesellschaft bestrebt, diese Forschungen zu fördern, wozu das kgl. Münzkabinet seine reichen Schätze bereitwilligst zur Verfügung stellt.

Ueberblicken wir die Entwicklung der antiken und mittelalterlichen Numismotik im verflossenen Jahrhundert, so finden wir auf allen Gebieten emsigste Arbeit und zum großen Theil historisch hochwichtige Erfolge. Unser Wissen auf diesem unerschöpflichen Gebiete ist seit Eckhel und Lelewel unendlich bereichert worden. Aber auch die Schranken, welche die Wissenschoften in engen Grenzen hielten, sind gefollen und zwor hauptsächlich durch Mommsens Verdienst. Noch allen Seiten spendet die Numismatik mit vollen Händen aus ihren nie versiegenden Schötzen.

Auch die großen öffentlichen Sommlungen, die das Moteriol an Münzen erwerben, wissenschaftlich ordnen und den Forschern zugänglich mochen, haben im abgeloufenen Jahrhundert reichen Zuwachs erfahren. Die bedeutendste Vermehrung hoben wohl das Londoner und das Berliner Münzkabinet erhalten. Die antike Münzobtheilung des Britischen Museums, die am Anfang des 19. Jahrhunderts noch ganz unbedeutend war, ist durch die hochherzigsten Schenkungen englischer Sammler und durch Ankäufe im größten Stil unendlich bereichert worden. Aus dem Anfang des Jahrhunderts nenne ich nur die Sommlungen Poyne-Knight und Borell. Im Johre 1877 erhielt das Britische Museum das großortige Geschenk der Münzsommlung der Bank von England. Außer diesen wurden hervorrogende Sommlungen römischer, englischer, orientalischer Münzen einverleibt. Das Pariser Münzkobinet hat ebenfalls im verflossenen Johrhundert außergewöhnlichen Zuwachs erfohren. Eine Sammlung Cousinéry von 7000 griechischen Münzen wurde 1823 ongekouft, eine Sammlung von 8000 griechischen Münzen 1826 von Eduard v. Cadalvène, 1829 die berühmte Sommlung Allier de Houteroche, bestehend ous 5000 griechischen Münzen. Im Jahre 1872, ein Johr noch dem das Lond bis ins innerste Mark erschütternden Kriege, bewilligte die Nationalversammlung 200,000 Fr. zum Ankauf der großartigen Sammlung gollischer Münzen von de Sauley. Im Johre 1890 wurde fost die gleiche Summe zum Ankauf des größten Theiles der merowingischen Münzen des Grofen Ponton d'Amécourt verwendet. Dazu kamen die reichen

Schenkungen des Duc de Luynes und des Baron d'Ailly. Die Schenkung des Duc de Luynes führte dem Pariser Münzkabinet fast 7000 griechische Münzen zu, die Sammlung d'Ailly 14,000 römische Familienmünzen. In neuester Zeit erfolgte der Ankauf der erwähnten Sammlung Waddington um 421,000 Francs.

Auch das Münzkabinet in Brüssel hat eine äußerst kostbare Bereicherung erfahren. Die belgischen Kammern bewilligten 1898 300,000 Fr. zum Ankauf der Sammlung des Grafen du Chastel, einer in Bezug auf Stil und Erhaltung unvergleichlichen griechischen Münzreihe. Dazu kam das Legat der Baronin Hirsch von Gereuth, die ihrer Heimath die herrliche Reihe von Antiken und griechischen Münzen, von ihrem kunstsinnigen, leider im jugendlichen Alter verstorbenen Sohn Lucien v. Hirsch angelegt, vermachte.

Den großartigsten Aufschwung hat im vergangenen Jahrhundert und zwar seit dem Jahre 1870 das Berliner Münzkabinet genommen. Bereits im Jahre 1861 war die größte Sammlung im Privatbesitz in Berlin, die Friedlaender'sche, erworben worden; sie bestand aus 6000 antiken und 11,000 mittelalterlichen und neueren Münzen und war mit seltenem Kunstsinn angelegt; es befanden sich darunter auch eine Menge herrlicher deutscher Portraitmedaillen des 16. Jahrhunderts und 400 der schönsten Medaillen der italienischen Renaissance. Die ganz hervorragende Sammlung des Generals Fox, eines Großneffen des berühmten englischen Staatsmannes Fox, wurde von Berlin 1873 erworben; es waren 11,500 meist seltene griechische Münzen, die hiemit dem Berliner Münzkabinet einverleibt wurden; insbesondere waren die Münzreihen der großen Städte Athen, Korinth, Syrakus, Tarent glänzend vertreten. Nur zwei Jahre später wurde die Sammlung des österreichischen Feldzeugmeisters Prokesch-Osten angekauft; es waren nur autonome griechische Münzen, also aus der Zeit vor Beginn unsrer Zeitrechnung und zwar fast 11,000 Stücke. Staunenswerth ist der Reichthum einzelner Reihen bei Prokesch, z. B. Athen war mit fast 900 Stücken vertreten, Alexander der Große mit 1800 Stücken. Das Jahrhundert hat das Berliner Kabinet glänzend abgeschlossen mit der großartigsten Erwerbung, die je von einem Münzkabinet gemacht wurde. Imhoof-Blumer ließ sich insbesondere auf Anregung Theodor Mommsens bewegen, seine unvergleichliche Sammlung von 23,000 griechischen Münzen um die im Vergleich zu dem Werth der Sammlung gering zu nennende Summe von 460,000 M. abzutreten, um diese Sammlung, von der er bereits so viele herrliche Früchte für die Wissenschaft geerntet hatte, den weitesten wissenschaftlichen Kreisen zugänglich zu machen. Nach Einordnung dieser Sammlung wird das Berliner Münzkabinet wohl über 80,000 griechische Münzen zählen und in dieser Abtheilung die bedeutendste Sammlung der Welt sein.

Aber auch in der römischen und mittelalterlichen, sowie in der orientalischen Abtheilung hat das Berliner Münzkabinet ungeheure Fortschritte gemacht. Ich erwähne nur die Erwerbung der orientalischen Sammlung des englischen Obersten Guthrie, die aus mehr als 15,000 Stücken bestand und die auch diese Abtheilung zu einer der ersten erhob. Die mittelalterliche Abtheilung wurde durch die großartigen Sammlungen Dannenberg und Grote, und die Sammlung unsres Landsmannes Fikentscher, sowie durch Erwerbung zahlreicher werthvoller Münzfunde bereichert.

Auch die kaiserlichen Sammlungen in Wien und St. Petersburg wurden im verflossenen Jahrhundert wesentlich bereichert, wenn auch nicht in dem Maße wie London, Paris und Berlin.

Nach dem Pariser Münzkabinet ist vielleicht die älteste von den großen öffentlichen Münzsammlungen unser bayerisches Münzkabinet. Von dem kunst- und prachtliebenden Albrecht V. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelegt und bereits von diesem Fürsten auf eine große Höhe gebracht, hat sich diese Sammlung stets der besonderen Huld der Wittelsbachischen Landesfürsten zu erfreuen gehabt. Keine Periode aber war für unser Münzkabinet bedeutender als die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als im Jahre 1786 zu Straßburg der nachmalige König Ludwig I. geboren wurde, erschien auf dieses Ereigniß eine Medaille mit der Aufschrift: Grata Bavaria. Wer konnte damals ahnen, wie treffend diese Aufschrift einst werden würde! Ja dankbar, ewig dankbar muß Bayern stets dieses genialen, für alles Hohe und Edle begeisterten Herrschers gedenken, der für Land und Hauptstadt so Herrliches geschaffen. Das Münzkabinet darf in König Ludwig geradezu den zweiten Gründer verehren. Wenn es auch schon vor König Ludwig I. zu den größten Sammlungen immer zählte, so wurde es durch ihn so außerordentlich bereichert, daß es in die allererste Reihe vorrückte. Die antik griechische Abtheilung war bis dahin nur unbedeutend, durch die Erwerbung der griechischen Sammlung des makedonischen Konsuls Frankreichs Cousinéry, die im Jahre 1811 um 62,000 Gulden angekauft wurde und die mit dem im Jahre 1816 erworbenen Supplement 13,000 Stück umfaßte, wurde diese Abtheilung damals zur bedeutendsten der Welt erhoben. Allerdings fallen diese und weitere Erwerbungen unter die Regierung Max I. Joseph, aber nur der Anregung und begeisterten Empfehlung des Kronprinzen sind sie zu verdanken. Es war nicht bloß das allgemeine Interesse, das jeden nur einigermaßen künstlerisch veranlagten Beschauer einer größeren griechischen Münzreihe erfaßt, es war die Erkenntniß von der hohen Bedeutung der griechischen Münzen für die ganze antike Geschichte, die den Kronprinzen erfüllte. Wie ein Fachmann hat er fast die ganze griechische Abtheilung Lade für Lade studirt. So verzeichnet das Tagebuch des Münzkabinets im Jahre 1808 vom 14. März bis 10. Mai 19 Besuche des Kronprinzen, wobei die griechischen Städte- und Königsmünzen, die römischen Familienmünzen und die goldenen Kaisermünzen durchgenommen wurden. Am 17. Januar 1812 begann der Kronprinz die eben erworbene Cousinéry'sche Sammlung Stück für Stück durchzugehen und brachte täglich, mit Ausnahme des Donnerstag, wo Staatsrathssitzung war, einige Stunden in dem Münzkabinet zu, bis er am 29. Februar die europäische Abtheilung dieser Sammlung abgeschlossen hatte. Welch hohen Genuß ihm dieses Studium bereitete, geht aus einem Brief hervor, den er einige Wochen später an den Konservator richtete, und der mit den Worten schloß: „mit der angenehmen Erinnerung an die vergangenen Stunden und der künftigen sich freuend". Der Kronprinz führte auf seinen Reisen ein Verzeichniß der wichtigen der Sammlung fehlenden Stücke mit sich und öfters gingen dem Konservator aus der Ferne Notizen des Kronprinzen zu über interessante Stücke, die ihm begegneten. Die Reise des Kronprinzen durch Sicilien brachte dem Münzkabinet eine kleine aber schöne Sammlung von 800 Münzen Siciliens aus dem Besitz des Barons Astuto in Noto. Im Jahre 1821 schrieb der Kronprinz an den Konservator einen dringlichen Brief über eine Sammlung Avellino in Neapel von 1200 großgriechischen Münzen; der Konservator berich-

tete an den König und die nöthige Summe wurde bewilligt.

Als Ludwig den Thron bestiegen hatte und daranging seine großartigen Ideen zum Wohle des Landes ins Werk zu setzen, fand er immer noch Zeit, seine Studien im Münzkabinet fortzuführen. Am 10. November 1826 begann der König mit Pisidien und vollendete das Studium der griechischen Abtheilung in fast täglichen Besuchen bis zum 20. April des folgenden Jahres.

Im Jahre 1845 gelang es, eine großartige Sammlung, die bereits im Jahre 1817 das lebhafte Interesse des Kronprinzen erregt hatte, die Sammlung Longo, meist großgriechische und sicilische Münzen um 22,800 Gulden zu erwerben. Darunter befand sich das Dekadrachmon von Akragas, das schönste und seltenste Stück unsrer griechischen Sammlung.

Aber nicht nur auf die griechischen Münzen beschränkte sich das Interesse des Königs. Manche günstige Gelegenheit zur Erwerbung von Sammlungen der mittelalterlichen und neueren Zeit wurde ergriffen. Ob die im Jahre 1815 erfolgte Erwerbung der glänzenden Sammlung Salzburgischer Münzen des Benediktinerstifts St. Peter in Salzburg, das damals bayerisch war, um 10,000 Gulden auf Anregung des Kronprinzen Ludwig erfolgte, ist nicht nachzuweisen. Aber mehrere andere große Bereicherungen dieser Abtheilungen sind dem König Ludwig zu danken. Durch die Erwerbung der Sammlung des Malteser Kanzlers Friedrich Woschitka, 1835 um 20,000 Gulden, die hauptsächlich Münzen und Medaillen der Wittelsbacher enthielt, wurden die heimathlichen Reihen großartig bereichert. Im Jahre 1830 war eine schöne Sammlung von Fuldaer Münzen des Dr. Hinkelbein erworben worden um den Preis von 1500 Gulden. Außerdem machte der König den Konservator bei bevorstehenden großen Versteigerungen durch eigenhändige Schreiben aufmerksam, mit der Aufforderung, geeignete Anträge zu stellen.

So verdankt das bayerische Münzkabinet der direkten persönlichen Initiative Ludwigs I. großartige Bereicherungen; seines Wirkens für diese herrliche Stiftung seiner Ahnen muß stets mit tiefstem Dank gedacht werden.

Aus der Regierungszeit Maximilians II. ist ein Promemoria des damaligen Konservators Franz Streber sehr erwähnenswerth, über Umfang und Kosten einer neu zu bearbeitenden Doctrina nummorum, wahrscheinlich verfaßt im Auftrag dieses für die historischen Wissenschaften so begeisterten Königs.

Unter König Ludwig II. wurde im Jahre 1878 die Sammlung bayerischer Münzen des bereits erwähnten J. P. Beierlein und eine hübsche Sammlung Kreuzfahrermünzen erworben.

Auch von Sr. kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten und den beiden erlauchten königlichen Prinzen, die die Geschicke des Landes dereinst zu lenken berufen sind, hat das kgl. Münzkabinet wiederholt Beweise allerhöchsten Wohlwollens erfahren. Begeisterung für Kunst und Geschichte ist den Wittelsbachern angeboren; kein Wunder, daß gerade die Sammlung, die dem Kunstsinnigen tausendfache Anregung, unzählige Quellen dem Geschichtsforscher bietet, immer der besonderen Gunst unsres Herrscherhauses sich erfreuen durfte. Durch zwei Wittelsbacher, den Gründer Herzog Albrecht V. und König Ludwig I. ist das Münzkabinet jeweilig auf eine Höhe gebracht worden, daß es für geraume Zeit mit den gleichartigen Museen der Großstaaten wetteifern konnte. Durch die großartigen Fortschritte der letzteren in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts ist der Abstand zwischen ihnen und unserm Münzkabinet bereits ein sehr merklicher geworden. Bayern ist es dem Andenken König Ludwigs I. schuldig und ist stark genug, das Münzkabinet auf der Höhe eines Museums ersten Ranges zu erhalten; aber es wird des Aufwandes größerer regelmäßiger Mittel zur Vermehrung der Sammlung und bei günstiger Gelegenheit außerordentlicher Mittel bedürfen, um dieses Ziel zu erreichen. Bei der Huld unsres erhabenen Königshauses und der Weisheit unsrer hohen Staatsregierung treten wir hoffnungsvoll ins neue Jahrhundert.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt IX, Magdeburg, Heinrichshofen 1899/1900. 8°. — Von den bereits öfter in der Beilage erwähnten und empfohlenen Geschichtsblättern des Deutschen Hugenotten-Vereins ist seit meiner letzten Anzeige (Nr. 11 vom 15. Jan. d. J.) in rascher Folge wiederum eine Dekade, die neunte der ganzen Sammlung, erschienen. Ihr Inhalt ist folgender: Heft 1: Die Waldensergemeinde Schönenberg in Württemberg (Pfarrer A. Sauberschwarz daselbst); 2 und 3: Geschichte der französischen Kolonie und Stadt Neu-Isenburg (Pfarrer Fr. Illert, N. J.); 4 und 5: Die französische Kolonie Bützow, Mecklenburg-Schwerin (Pastor Dr. R. Koch daselbst); 6 und 7: Geschichte der französisch-reformirten Gemeinde zu Zweibrücken (Pfarrer Neubauer, Hornbach, Rheinpfalz); 8 und 9: Die hugenottische Pfarrgemeinde zu Hameln (Pastor H. Villaret, Charlottenburg); 10: Urkunden und Register (Lic. Dr. H. Tollin, Magdeburg). Hr. Lic. Dr. Tollin bedauert im Vorworte zu Heft 10 (90 der ganzen Sammlung), daß die meisten Kritiker das von ihm selbst bearbeitete, je zehnte oder Urkundenheft, als vorzüglich beachtenswerth hinstellen. „Es schließt dies," sagt er, „eine Unbilligkeit ein gegen die Verfasser der je neun ersten Hefte jedes Zehnt, die so manchesmal jahrelange Studien und bisweilen sogar Archivreisen uns zum Opfer gebracht haben, ja deren Arbeiten hin und wieder schon kleine buntfarbige und charaktervolle Meisterstücke gewesen sind." Der in edler Bescheidenheit beanstandete Ausdruck scheint der Anzeige in der Beilage vom 15. Jannar d. J. entnommen zu sein, in der er sich wenigstens findet, und die, übrigens sehr freundlich, von Hrn. Dr. Tollin erwähnt wird. Gern sei erklärt, daß keinerlei Unbill beabsichtigt war. Auch diesmal ist das ganze Zehnt, wie es vorliegt, als dankenswerthe und in mehreren der gezeichneten Lokalbilder besonders ansprechende Gabe anzuerkennen. Für den weiteren Kreis historisch interessirter Leser werden aber voraussichtlich die mitgetheilten Urkunden immer besonderen Werth behalten. Es sind diesmal durchweg braunschweig-lüneburgische Urkunden abgedruckt; denn unter diesen Begriff fallen auch die als „Harburger" und „Hamelner" bezeichneten, sowie die beiden auf die niedersächsische französisch-reformirte Konföderation bezüglichen Aktenstücke aus der Regierungszeit Georgs I. von England-Hannover (1723 und 1725). So sei denn das ganze Zehnt ohne jedes Präjudiz anerkannt und empfohlen. Es steht durchaus auf der Höhe des Programms. — Soeben geht mir auch bereits das erste Doppelheft des X. Zehnts zu, worin Pfarrer F. Dietsch (Metz) und Pfarrer Dr. H. Tollin gemeinsam die tragischen Schicksale der Hugenotten von Metz behandeln. Ich bitte, auf diese ergreifende Geschichte später etwas ausführlicher zurückkommen zu dürfen. Sr.

Frederic Lord Leighton: An illustrated record of his life and work. By *Ernest Rhys*. London, G. Bell and Sons. 1900. — Dieses Buch, das um einen billigen Preis eine große Anzahl guter Reproduktionen Leighton'scher Werke, Studien und Skizzen nebst einem informirenden Texte über die Entwicklung des ehemaligen Präsidenten der Royal Academy gibt, wird auch in Deutschland Viele interessiren. Man weiß im allgemeinen bei uns nicht recht, in welche Klasse englischer Malerei Leighton zu rechnen ist; oft hört man ihn zu den Prä-Raffaeliten zählen, zu denen er jedoch gar keine wesentliche Beziehung hat. Es ist nun interessant, aus diesem Buche zu erfahren, daß auch die englischen Kritiker, als er im Jahre 1855 mit „Cimabue's Madonna" den ersten großen Er-

folg hatte, nicht wußten, wohin den Neuaufgetauchten zu zählen. In der That hat sich das Talent Leightons an florentinischen Meistern gebildet, vielleicht anfänglich sogar verbildet. Der Frankfurter Meister Steinle, ein Anhänger Overbecks, nahm Leighton dann in seine Schule. Pariser Unterricht bei Fleury vollendete die Erziehung. Leightons Stoffkreis ist ungemein groß. Er umfaßt die griechische Göttersage, die italienisch-romantischen Liebesgeschichten, Goethe'sche Lieder ebenso wie Browning'sche Dichtungen. Allein das Inhaltliche, das Sujet, ist bei Leighton nur Vorwand; es kommt ihm auf dekorative Darstellung an. Der erste Zweck eines Bildes ist ihm eine interessante Pose, ein schöner Akt. Der Rest ist nebensächlich. Die Gefühlswerthe Leighton'scher Bilder sind deßhalb auch schwach. Von den Werken Leightons ist ein äußerst feiner Akt „Psyche im Bade" in Deutschland am bekanntesten. Weniger bekannt ist es selbst Kunstfreunden, daß es eine ganze Reihe Leighton'scher Skulpturen gibt, die sich wie alle übrigen Arbeiten des Meisters durch ungemein sorgfältige technische Detailarbeit auszeichnen. Im allgemeinen darf aber Leighton doch als das Muster des Akademikers in gutem Sinne gelten. Er selbst wäre wohl auch über diese Bezeichnung nicht böse gewesen; seine letzten Worte auf dem Todtenbette — er starb 1896 im 66. Lebensjahre — waren ja: „Give my love to all at the Academy." W. Fred.

* Mit dem 1. September d. J. ist, wie der „Nat.-Ztg." mitgetheilt wird, in Aegypten eine Einheitszeit eingeführt worden, und zwar die dem 30. Meridian östlich von Greenwich entsprechende. Sie ist gleich der osteuropäischen und gegen die bei uns geltende mitteleuropäische gerade eine Stunde voraus, so daß es in Aegypten 12 Uhr ist, wenn wir erst 11 Uhr haben. Um diese Zeit fallen die Zeitbälle in Alexandria und Port Said, und zwar werden sie in Zukunft automatisch durch elektrische Uebertragung von der Sternwarte zu Abbassia ausgelöst werden, während sie gegenwärtig noch in Alexandria und Port Said selbst bedient werden. — Auch auf meteorologischem Gebiet schreitet Aegypten vorwärts. Zwischen Alexandria und Khartum sind acht Stationen errichtet worden, die täglich telegraphische Wetterberichte herausgeben.

* Eine englische Freiligrath-Biographie. Frau Freiligrath-Kroeker, die Tochter des Dichters, bereitet eine englische Lebensschilderung Freiligraths vor. Sie wird besonders den langen Aufenthalt Freiligraths in England behandeln, für den Frau Kroeker viel Material in der bisher unveröffentlichten Korrespondenz Freiligraths mit amerikanischen und englischen Freunden, Lord Lytton, Lord Houghton u. A., besitzt.

* Im nächstjährigen Reichshaushaltsetat wird sich nach den „B. P. N." auch wieder eine Forderung zur Unterstützung für die Herausgabe eines Werkes über das deutsche Bauernhaus vorfinden. Es handelt sich dabei um die Fortführung eines vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine begonnenen Unternehmens, das von diesem wegen Mangels an ausreichenden Mitteln nicht zu Ende geführt werden konnte. Mit der für 1901 geforderten Summe dürfte das Werk, in welchem die wichtigsten Formen des deutschen Bauernhauses durch Aufnahme an Ort und Stelle, durch geometrische Zeichnungen und durch photographische Abbildungen unter Beifügung eines beschreibenden Textes dargestellt werden sollen, zum Abschluß gebracht werden können.

B. **Heidelberg**, 14. Nov. Modernes Mädchenschulwesen in Baden. Auf Grund einer gemeinsamen Berathung überreichten die sechs badischen Abtheilungen des „Vereins Frauenbildung-Frauenstudium" zu Anfang d. J. dem großh. badischen Kultusministerium eine Petition mit dem Gesuch 1. um Zulassung der Mädchen in den badischen Mittelschulen (Gymnasien, Oberrealschulen, Realschulen) und 2. um eventuelle Angliederung von Gymnasialabtheilungen an die höheren Mädchenschulen derjenigen Orte, wo die Raumverhältnisse der Knabenschulen die Aufnahme von Mädchen einstweilen unmöglich erscheinen lassen. Auf dieses Gesuch ist den genannten Abtheilungsvorständen jetzt die Antwort des Kultusministeriums zugegangen, in welcher dasselbe sagt, daß es „an sich in Uebereinstimmung mit dem großh. Oberschulrath, keinen Anstand nehmen würde, Mädchen zum Besuch der fraglichen Mittelschulen — zunächst allerdings nur provisorisch und probeweise — zuzulassen, sofern die räumlichen Verhältnisse der betreffenden Anstalt es gestatten und sonst keine Bedenken gegen die Zulassung obwalten. Hieraus ergibt sich aber, daß die Oberschulbehörde die Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse sich im Einzelfall stets wird vorbehalten müssen, also eine allgemeine Zulassungsverfügung z. Z. noch nicht erfolgen kann. ... Was die Frage betrifft, inwieweit den bestehenden höheren Mädchenschulen Gymnasialabtheilungen, ähnlich wie die in Karlsruhe bestehende, sollen angegliedert werden können, so dürfte eine derartige Maßnahme keinem Bedenken unterliegen, unter der Voraussetzung, daß der Unterricht in der gymnasialen Abtheilung, abgesehen von dem gemeinschaftlichen dreiklassigen Unterbau, völlig getrennt von dem Unterricht in der höheren Mädchenschule ertheilt wird." Dieser erfreuliche Bescheid eröffnet für Baden die Aussicht auf eine ebenso einfache wie natürliche Ausgestaltung und Ergänzung des modernen Mädchenschulwesens. Daß dieselbe zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden ist, kann ernstlich nicht mehr bestritten werden. Die bestehenden Mädchenschulen können den verschiedenartigen Bildungsbedürfnissen und den gesteigerten Anforderungen, welche die sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse in immer zunehmendem Maß auch an das weibliche Geschlecht stellen, ebensowenig gerecht werden, wie etwa eine einzige Schulkategorie für Knaben genügen würde. Immer eindringlicher wird deßhalb einerseits die Umbildung und Ausgestaltung der bestehenden Mädchenschulen, andererseits die Neugründung von Anstalten nach dem Muster der Knabenschulen gefordert. Am schwierigsten ist jedenfalls die Anpassung der bestehenden höheren Mädchenschulen an die differenzirten Bildungsbedürfnisse. Wie soll sie es auch ermöglichen, zugleich eine abgerundete Allgemeinbildung auf vorwiegend ästhetischer Grundlage zu übermitteln, die Befähigung zu praktischer Erwerbsthätigkeit zu entwickeln und die geeignete Vorbildung für das Studium der Wissenschaften zu geben? Bekanntlich wurde deßhalb bisher nicht in erster Linie auf die Umgestaltung der bestehenden Schulen hingewirkt, sondern die für die geistige, sittliche und wirthschaftliche Hebung des weiblichen Geschlechts eintretenden Vereine versuchten, mit Hülfe privater Unterstützungen, in einigen größeren Städten Anstalten mit dem Lehrziel der Knabengymnasien zu gründen. Daß die Gründung solcher Anstalten mit privaten Mitteln außerordentlich schwierig ist, selbst wenn sie, wie der obige Bescheid es für Baden verspricht, durch die maßgebenden Instanzen moralisch unterstützt wird, liegt auf der Hand. Natürlich ist sie immer nur vereinzelt möglich, die vorhandenen Bedürfnisse können durch sie kaum befriedigt werden, denn die Mehrzahl der Eltern wird sich — mit Recht — gegen eine frühzeitige Trennung der Töchter vom elterlichen Hause sträuben. Die Zulassung der Mädchen in den Knabenschulen erscheint daher in jeder Beziehung als die weitaus zweckmäßigste Lösung der Mädchenbildungsfrage. Die Vorzüge des gemeinsamen Unterrichts werden längst von hervorragenden Pädagogen betont, und die bisherigen Erfahrungen, die, ganz abgesehen von Amerika, in Schweden, Norwegen, Finnland, England und Italien gemacht worden sind, haben die Ueberzeugung verstärkt, daß die Aufhebung der künstlichen Trennung der Geschlechter die intellektuelle und moralische Entwicklung der Jugend nur günstig beeinflußt. Ueberall wird das Entstehen eines unbefangenen kameradschaftlichen Verhältnisses, zunehmende Gesittung und gesteigerter Lerneifer konstatirt. — Auch in Deutschland konnten schon günstige Erfahrungen gesammelt werden: In Hamburg existirt eine Privatschule mit gemeinsamem Unterricht, die als Musteranstalt gilt. In Oldenburg, ebenso wie bei uns in Baden, werden in den Realschulen mehrerer kleineren Städte auch Mädchen aufgenommen. Es ist deßhalb dringend zu hoffen, daß der in Baden in so liberaler Weise eröffnete Bildungsgang auch anderwärts möglichst bald zu benutzen versucht wird.

* **Jena.** Die Karl Zeiß-Stiftung, die bereits früher für einen Neubau der Universität eine halbe Million Mark zur Verfügung stellte, hat, der „Frkf. Ztg." zufolge, dem hygienischen Institut in diesen Tagen ein neues Heim geschenkt.

* **Dorpat.** Der soeben herausgegebene Litschny Ssostow (Personalverzeichniß) der Universität für 1900/1901 läßt im Bestande des Lehrkörpers folgende, seit vorigem Oktober eingetretene Veränderungen erkennen: in der theologischen Fakultät ist der Professor für praktische Theologie Ferd. Hörschelmann nach 25jähriger Amtsthätigkeit entlassen; habilitirt hat sich der bisherige Privatdozent der Leipziger Universität Mag. O. Seesemann für semitische Sprachen; in der juristischen Fakultät hat der Senior und zugleich das letzte deutsche Mitglied derselben, Prof. Dr. Joh. Engelmann, seinen Abschied als Emeritus genommen; aus der medizinischen Fakultät sind ausgetreten: der bisherige Vertreter der Ophthalmologie Prof. Dr. Eduard Rählmann, der nach etwa 20jähriger Wirksamkeit an der Universität nach München übergesiedelt ist, und der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. M. Drushinin. — Die historisch-philologische Fakultät hat durch die Entlassung des ordentlichen Professors für allgemeine Geschichte Dr. Otto Waltz nach 25jährigem Dienste ihr vorletztes aus Deutschland berufenes Mitglied verloren, und ebenso ist mit dem vor wenigen Tagen erfolgten Abgang des Professors für angewandte Mathematik Dr. Adolf Kneser, der einen Ruf an die Bergakademie in Berlin angenommen hat, in der physiko-mathematischen Fakultät die Zahl der alten deutschen Mitglieder auf eins beschränkt. Abgesehen von der theologischen Fakultät, in der das Deutsche noch Unterrichtssprache geblieben ist, lesen jetzt, wie bereits mitgetheilt worden, nur noch vier einst aus Deutschland berufene und im deutschen Unterthanenverband gebliebene Professoren ihre Collegia in deutscher Sprache, nämlich Dr. Rauber (Anatomie), Dr. Koch (Chirurgie), Dr. Mucke (Geographie und Statistik), Dr. v. Kennel (Zoologie). — Die Gesammtzahl der Studenten hat einen nicht unerheblichen Zuwachs erfahren; es sind ihrer jetzt, mit Ausschluß der nicht mehr zu den Studirenden zählenden Pharmazeuten, 1709, wozu noch vier freie Zuhörer zu rechnen sind = 1713. Mit der Zahl der Pharmazeuten (77) erreicht die Gesammtziffer (1790) beinahe die bisher als höchste verzeichnete Zahl der Studirenden (1812 im Jahre 1890). Ist die Zahl der eigentlichen Studirenden gegen voriges Jahr (1455) also plötzlich um 258 gestiegen, so ist das nur mit der massenhaften Aufnahme von Zöglingen der geistlichen Seminarien zu erklären, deren etwa 300 immatrikulirt sein mögen. Durch den jährlichen abnormen Zufluß dieser einer vollständigen klassischen Bildung entbehrenden Elemente vollzieht sich allmählich eine Verschiebung im Bestande der Studirenden, die nicht ohne Einfluß auf die Gesammtphysiognomie der akademischen Bürgerschaft bleibt. Während bis zum Jahre 1896, wo zum erstenmale Seminaristen als Studenten aufgenommen wurden, die Zahl der zum griechisch-orthodoxen Glauben sich Bekennenden nicht ganz 100 betrug, befinden sich unter den 1709 Studirenden d. J. 1900 deren 1027, also 60 Proz.; in Uebereinstimmung damit ist die Zahl der aus dem Reichsinnern Zugezogenen von 1047 (1899) auf 1301 gestiegen, so daß die nicht aus den Ostseeprovinzen stammenden Studirenden jetzt bei weitem die Mehrzahl bilden (76 Proz.). Die Zahl der Ostseeprovinzialen, die früher etwa zwei Drittel der Studentenschaft bildeten, ist zwar ziemlich auf dem gleichen Niveau geblieben (402 gegen 398 im Vorjahre), stellt sich aber gegenüber der Gesammtzahl als eine bescheidene Minorität (24 Proz.) dar. Mit ihrer Zahl deckt sich ungefähr die Ziffer der zur evangelischen Konfession sich Bekennenden (420 = 25 Proz.); römisch-katholische Studirende zählt das Verzeichniß 100, die wohl ausschließlich zugleich polnischer Nationalität sind (6 Proz.); die 151 Juden bilden jetzt nur noch 9 Proz. der Gesammtheit. Auf die einzelnen Fakultäten vertheilen sich die Studirenden wie folgt: auf die theologische Fakultät entfallen 143 (1899: 138), auf die juristische 464 (386); auf die medizinische 792 (682); auf die historisch-philologische 100 (81); auf die physiko-mathematische 210 (164). Diese hatte also den stärksten Zuwachs. Die Zahl der nicht mehr als Studirende gerechneten Pharmazeuten ist in auffallender Weise mit einem plötzlichen Ruck gefallen: das Verzeichniß zählt gegen 281 Pharmazeuten des Vorjahres nur noch 77; es hängt dieser Rückgang theilweise damit zusammen, daß auch für die pharmazeutische Abtheilung der Universität die Aufnahme jüdischer Elemente von einer prozentualen Norm abhängig gemacht ist. Augenblicklich gibt es nur noch 8 Pharmazeuten mosaischer Konfession, gegen 88 im Vorjahre.

* **Aus Schweden.** In der juristischen Fakultät der Universität Upsala hält, wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, Frl. Dr. jur. E. O. K. Eschelsson, Dozent in Civilrätt, auch in diesem Wintersemester Vorlesungen. Schweden war der erste Staat, der eine Frau, die zudem noch Ausländerin war, zum Universitätsprofessor ernannte: die Mathematikerin Sonja Kowalewska. Frl. Dr. Eschelsson übt seit 1897 ihre akademische Lehrthätigkeit aus.

* Die vornehmlich Statistik und Nationalökonomie umfassende Bibliothek des verstorbenen Professors Dr. Vincenz John in Innsbruck ist von Dr. H. Lüneburgs Sortiment und Antiquariat in München erworben worden. Der Katalog derselben ist von der Buchhandlung gratis und franko zu beziehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. Lauff: Die Geißlerin. Köln, Berlin, Leipzig, Ahn 1901. — Luthers Sprichwörtersammlung. Hrsgb. v. E. Thiele. Weimar, Böhlau 1900. — P. J. Thiel: Rache für Transvaal! Elberfeld, Lebensheimer Volkserziehungs-Verlag 1900. — Staatslexikon. 2. neubearb. Aufl. 5.—7. Heft. Freiburg i. Br., Herder 1900. — Dr. E. Frantz: Handbuch der Kunstgeschichte. Mit Titelbild und 393 Abb. Ebd. 1900. — Dr. M. Lingg: Kulturgeschichte der Diözese und Erzdiözese Bamberg seit Beginn des 17. Jahrh. 1. Bd. Das 17. Jahrhundert. Kempten, Kösel 1900. — S. Hellmann: Die Grafen von Savoyen und das Reich bis zum Ende der Staufischen Periode. Innsbruck, Wagner 1900. — J. Kohler: Dante's heilige Reise. Purgatorio. Berlin, Köln, Leipzig, Ahn 1901. — Ad. Ott: Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Taendler. — Fr. Pietzker: Sprachunterricht und Sachunterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Vortrag. Bonn, Strauß 1900. — Dr. Al. v. Peez: Scholastik in der Gegenwart. (Flugblätter der „Deutschen Zeitschrift“, Nr. 1.) Berlin, Gose u. Tetzlaff 1900. — Dr. Salzmann: Der Dienst des deutschen Apothekers im Heere und in der Marine. 2. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Dr. R. Schlösser: Rameau's Neffe. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XV.) Berlin, Duncker 1900. — Dr. H. May: Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma. (Do. XVI.) Ebd. 1900. — Dr. St. Hock: Die Vampyrsagen und ihre Verwerthung in der deutschen Literatur. (Do. XVII.) Ebd. 1900. — H. S. Stix: Christus oder Buddha? Leipzig 1900. — Kraft und Energie. Eine kritische Betrachtung über die Grundbegriffe der Mechanik. Wiesbaden, Bergmann 1901. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1900, Heft 3. (Juli bis September.) Nürnberg 1900. — Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. Textausgabe. 4. Aufl. München, Beck 1901. — L. Fulda: Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta 1900. — E. Paulus: Drei Künstlerleben. Dichtungen. Ebd. 1900. — M. Haushofer: Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht. 2. Aufl. Ebd. 1900. — Fr. Hebbel: Genoveva. (Allg. Nat.-Bibl. 250/51.) R. Hamerling: Ungedruckte Briefe. 3. Theil. (Do., 252 bis 259.) Ebd. — F. Kürnberger: Quintin Messis (Do. 260/61); Zwei Novellen (Do. 262); Die Kinder der Voraehmen (Do. 263); Aug und Ohr (Do. 264/65). Wien, Daberkow. — Dr. H. Lammasch: Die Fortbildung des Völkerrechts durch die Haager Konferenz. (S.-A. aus der Zeitschrift „Die Kultur“, 2. Jahrg., 1. Heft.) — A. Schmid: Die Reformen auf dem Gebiet des kommerziellen Unterrichtswesens in Oesterreich und die Lehrerbildung. (S.-A. aus dem „Jahrbuch der Export-Akademie des k. k. österr. Handelsmuseums“, 2. Studienjahr 1899/1900.) Wien, Hölder 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 358. Bosnien und Herzegowina. 12. Heft. Wien, Hölder.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 16. November. **Nummer 263.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ziele und Aufgaben der Akademien im 20. Jahrhundert.

Von Dr. Karl A. v. Zittel, Präsident der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.¹)

Unsre nunmehr bald ein und ein halb Jahrhundert alte Akademie hat sich aus bescheidenen Anfängen nach und nach in erfreulicher Weise entwickelt. Sie hat das ihr gesteckte Ziel niemals aus den Augen verloren, doch haben sich ihre Aufgaben im Laufe der Zeit in vieler Hinsicht verändert und erweitert. Sie wurde gegründet als eine von äußeren Einflüssen unabhängige Freistätte der wissenschaftlichen Forschung. Sie sollte die Blüthe der geistigen Kräfte Bayerns in sich vereinigen und in wissenschaftlichen Fragen die erste Berätherin der Krone und der Staatsregierung bilden. Nicht immer ist sie ihrer idealen Aufgabe vollkommen gerecht geworden. Es gab Perioden des Verfalls, in denen sie ein weltfremdes Dasein führte, kaum berührt, aber auch kaum beachtet vom öffentlichen Leben, in denen sich ihre Thätigkeit fast ganz auf die Veröffentlichung von Abhandlungen beschränkte, die kein allgemeineres Interesse besaßen, von Wenigen gelesen wurden und keinerlei Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft ausübten. In solchen Zeiten erhob sich mehrfach die Frage, ob die Akademie überhaupt eine lebensfähige Institution sei und ob es sich verlohne, sie neben der Universität aufrechtzuerhalten. Glücklicherweise hat sie genug Lebenskraft besessen, um auch solche Stürme zu überstehen und nach vorübergehenden Schwächezuständen wieder zu gesunden.

In solchen Schwankungen steht übrigens unsre Akademie nicht vereinzelt da; hat sie doch die älteste und mächtigste gelehrte Gesellschaft Deutschlands, welche in diesem Frühling zu Berlin das zweihundertjährige Jubiläum ihres Daseins gefeiert hat, in ähnlicher Weise durchgemacht. Wie in München Lori und seine Genossen nicht ruhten, bis sie die nach ihrer Ueberzeugung für die geistige Erweckung Bayerns unumgänglich nothwendige Korporation ins Leben gerufen hatten, so verdankt auch die kgl. preußische Akademie in Berlin ihre Entstehung den zielbewußten Bemühungen des großen Leibniz. Während aber die Gründer der bayerischen Akademie innerhalb der bayerischen Grenzen ihr wichtigstes Arbeitsfeld suchten, erhob sich der universellere Blick Leibnizens über alle Spezialwissenschaften und über alle politischen und nationalen Schranken. Ihm schwebte als Ideal einer wissenschaftlichen Sozietät der Zusammenschluß aller Forscher auf der ganzen Erde vor. Sie sollten in regster Verbindung mit einander stehen, nach gemeinsamem Plan, nach gleicher Methode und Ausdrucksweise arbeiten und eine einzige große Gemeinschaft bilden.

Weder Lori und seine Genossen, noch Leibniz hätten bei ihren Bestrebungen Erfolg gehabt, wenn sie nicht hochherzige und weitblickende Fürsten gefunden hätten, welche die jungen Gesellschaften unter ihren Schutz nahmen, ihnen Rechte und Privilegien zuerkannten und ihnen die nöthigen Existenzmittel verschafften. In Bayern waren es der Kurfürst Maximilian Joseph, in Preußen der Kurfürst Friedrich III. (nachmaliger König Friedrich I.) und dessen geistvolle Gemahlin Sophie Charlotte. Es ist charakteristisch für die damalige Zeit, daß sowohl in Berlin, als auch in München die Beaufsichtigung des Kalenderwesens zu den Hauptaufgaben der gelehrten Gesellschaften gehörte, und daß beide in den ersten Dezennien ihrer Existenz vorzüglich aus dem Erträgniß des Kalenders ihre Ausgaben beitritten. Auch darin finden wir eine Parallele unsrer im wesentlichen nach dem älteren Muster in Berlin errichteten Akademie, daß hier wie dort die erste Blütheperiode der aufopfernden Thätigkeit einer kleinen Anzahl von Mitgliedern zu verdanken ist. In Berlin war Leibniz durch die wunderbare Universalität seines Geistes gewissermaßen allein die Akademie der Wissenschaften; neben ihm besaß sie nur wenige Kräfte von nennenswerther Bedeutung. Obwohl sich Leibniz nicht vollständig seiner Schöpfung widmen konnte und ihre Geschäfte von Hannover aus besorgen mußte, so zeigt doch die erste Periode der Berliner wissenschaftlichen Societät eigentlich nur ein Spiegelbild seines Geistes und seiner Bestrebungen. Aber wie sehr sich auch Leibniz bemühte, die jugendliche Korporation vorwärts zu bringen und immerwährend neue Pläne ersann, um sie zu fördern, so kehrte sich doch die Ungunst der Zeit und der Verhältnisse gegen ihn und sein geistiges Kind; ja sogar die Mitglieder der Societät vergaßen die Verdienste ihres Gründers in dem Maße, daß auf ihren Antrag sein Präsidentengehalt auf die Hälfte beschränkt wurde und daß sich kein Berliner Akademiker bei seinem Begräbniß in Hannover fand, welcher Leibniz einen Nachruf gewidmet hätte. Dies tragische Ende ist übrigens, wie Harnack, der geistvolle Geschichtsschreiber der Berliner Akademie, bemerkt, kein ganz unverdientes gewesen, denn Leibniz „kannte eigentlich nur Dinge und Ziffern. Sein Idealismus hatte etwas frostiges. Darum fehlte ihm auch die Macht der Sprache und die Macht über die Menschen. Als Persönlichkeit hat er Niemand gefesselt, geschweige denn Liebe und Hingebung erweckt. Er war kein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der Schatten spendet, an dessen Fuße Blumen blühen und in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Wohl gab er mit vollen Händen überreichlich, aber jene hohe Kraft fehlte ihm, die den Menschen zum Menschen zwingt und

¹) Aus der in der öffentlichen Festsitzung der Akademie am 14. November 1900 gehaltenen Begrüßungsrede.

ihm im Innern bildet. Doch was ihm fehlte, hat nur den Gang seines eigenen Lebens tragisch bestimmt, was er besaß, hat den ganzen Zustand der Nation und ihr Leben bereichert und gehoben."

Nach Leibnizens Tod beginnt eine trübe Periode in der Geschichte der Berliner Akademie. Mißachtet vom König, verspottet von den höfischen Kreisen, in denen sie anfänglich ihre Stütze gefunden hatte, gering geschätzt von der öffentlichen Meinung, siechte sie dahin und führte eine wahre Jammerexistenz.

Die Leibniz'sche Akademie in Berlin war eben um ein halbes Jahrhundert zu früh geboren. Der damaligen Zeit fehlte noch gänzlich das Verständniß für die idealen Bestrebungen des großen Gelehrten. Die Universitäten Deutschlands waren im Anfang des 18. Jahrhunderts stark in Verfall gerathen. Von wissenschaftlicher Forschung war kaum noch die Rede; man trieb Theologie, etwas klassische Philologie und scholastische Philosophie. An den katholischen Universitäten herrschten die Jesuiten, an den protestantischen eine engherzige Orthodoxie. Gegen Mathematik, Physik und die Naturwissenschaften verhielt man sich ablehnend, so daß alle großen wissenschaftlichen Errungenschaften auf diesen Gebieten außerhalb der Universitätskreise gewonnen wurden.

Einen Wendepunkt in diesen Verhältnissen bildet für Preußen das Eingreifen Friedrichs des Großen. Ihm verdankt die Berliner Akademie ihre Wiedergeburt. Allerdings mußte die neue geistige Bewegung auf einem Umweg, nämlich durch die innige Vermischung mit französischer Kultur eingeleitet werden. Die Friedericianische Akademie, welche der geniale König unter seinen persönlichen Schutz stellte, deren Mitglieder er in seiner Eigenschaft als Präsident selbst ernannte und an deren Arbeiten er aufs lebhafteste theilnahm, erhielt durch die Franzosen Maupertuis und d'Alembert ihr äußeres Gepräge. Sie war von Voltaire'schem Geist durchtränkt und gab ihre Veröffentlichungen in französischer Sprache. Aber wenn sie auch bis zu einem gewissen Grade entnationalisirt war, so stammt doch aus jener Zeit ihr geistiger Aufschwung.

Die Errichtung der bayerischen Akademie fällt in die Friedericianische Periode ihrer älteren Schwesteranstalt und zwar in jenen Abschnitt, in welchem die Hochfluth der französischen Strömung sich bereits verlaufen und die darauf folgende „Aufklärung" ihren siegreichen Einzug gehalten hatte. Von dieser Bewegung waren auch die Gründer unsrer Akademie erfaßt, allein mit dem Verfall der allmählich zu reinem Militarismus und Nationalismus erstarrten Berliner Aufklärung und der damit verbundenen Tendenz, die Wissenschaft in erster Linie dem praktischen Leben und dem unmittelbaren Nutzen dienstbar zu machen, begann sowohl in Berlin, als auch in München eine Periode des Niedergangs der ursprünglich zur Förderung der Wissenschaft errichteten Akademien. Sie sollten dem Land durchaus etwas nützen, sie sollten lehren und erziehen, obwohl es ihnen dafür an genügenden Mitteln und Instituten fehlte. Bald wurden sie in dieser Hinsicht von den Universitäten und den sich später dazu gesellenden technischen Lehranstalten überholt und auch für die wissenschaftliche Forschung erwiesen sich diese als ebenbürtige Nebenbuhlerinnen. Solange die Akademien in der isolirten wissenschaftlichen Thätigkeit ihrer Mitglieder ihre alleinige Aufgabe erblickten, konnten sie in den Wettbewerb mit den in erneuter jugendlicher Kraft aufstrebenden Universitäten, sowie mit den immer zahlreicher entstehenden wissenschaftlichen Fachvereinen ihr Uebergewicht schwer behaupten. Ihr Ansehen sank und abermals standen sie vor der Frage des Seins oder Nichtseins.

Da faßten in Berlin die Gebrüder Humboldt, Niebuhr und eine Anzahl gleichgesinnter Genossen den Entschluß einer gründlichen Reform der Akademie. Im Gegensatz zu den Universitäten sollte die Akademie lediglich zur Vertiefung und Erweiterung der Wissenschaft dienen; sie sollte keine Lehranstalt zur Verbreitung der Wissenschaft werden, sondern eine Stätte freier Forschung ohne jeden praktischen Nebenzweck. Die Akademie sollte die Fortschritte in den einzelnen Disciplinen verfolgen und sich mit den höchsten Problemen der Wissenschaft beschäftigen. Gegen eine Vereinigung von Universität und Akademie sprach sich die von Wilhelm v. Humboldt verfaßte Denkschrift darum aus, weil erstere als Leiterin der heranwachsenden Jugend und Staatsbeamten zu dem Staat und praktischen Leben in enger Beziehung steht, während es die Akademie nur mit der Wissenschaft zu thun hat. Die Ernennung der Universitätslehrer müsse sich darum auch der Staat vorbehalten. Die Wahl der Mitglieder der Akademie aber müsse dieser allein überlassen bleiben und solle nur an die Bestätigung durch den König gebunden sein.

Die Verfassung der Berliner Akademie wurde nach den Vorschlägen einer Kommission im Jahre 1812 umgestaltet und auf demokratischer Grundlage aufgebaut. Kurator, Präsident und Direktorium kamen in Wegfall; die Leitung der Akademie wurde vier auf Lebensdauer ernannten Klassensekretären anvertraut, die im Vorsitz alle drei Monate wechseln. An Stelle der französischen Sprache für die Publikationen trat die deutsche. Allein schon nach kurzer Zeit erwies sich die Eintheilung in vier Klassen als unzweckmäßig. Die philosophische war nicht lebensfähig und wünschte eine Vereinigung mit der historisch-philologischen und nachdem dies hauptsächlich von Schleiermacher erstrebte Ziel erreicht war, fand auch eine Verschmelzung der mathematischen und physikalisch-naturwissenschaftlichen Klassen statt. Die vier im Vorsitz wechselnden Klassensekretäre blieben, die Zahl der Mitglieder wurde von 50 auf 54 erhöht.

Bei dieser Organisation blieb es bis zum heutigen Tag und unter ihr ist die Berliner Akademie zu einer wissenschaftlichen Korporation ersten Ranges emporgewachsen. Sie hat im vergangenen Frühling die zweihundertjährige Jubelfeier ihrer Gründung mit einem Glanz gefeiert, wie dies wohl noch bei keinem Fest der Wissenschaft geschehen ist. Se. Maj. der Kaiser Wilhelm II. mit seiner Gemahlin und Kindern, der deutsche Kronprinz, eine stattliche Anzahl Prinzen aus den deutschen souveränen Fürstenhäusern, der Reichskanzler, die Reichsminister und preußischen Staatsminister, das diplomatische Korps und die höchsten militärischen und zivilen Würdenträger des preußischen Staates wohnten dem Festakt im Weißen Saal des königlichen Schlosses bei. Alle Akademien der Welt, eine Menge gelehrter, künstlerischer und sonstiger Gesellschaften, sowie sämmtliche Universitäten deutscher Zunge hatten Deputationen geschickt und so gestaltete sich diese Jubelfeier zu einer Huldigung der Wissenschaft, auf welche nicht nur die Berliner Akademie, sondern auch alle Vertreter der Wissenschaft stolz sein durften.

Und wenn wir die Leistungen der Berliner Akademie im vergangenen Jahrhundert überblicken, so werden wir gerne bekennen, daß diese Ehrung eine wohlverdiente war. Die Erkenntniß, daß die Aufgabe der akademischen Thätigkeit nicht nur in der isolirten Forschung der einzelnen Mitglieder beruhe, sondern auch in dem Zusammenwirken bei Aufgaben, welche die Kräfte des Ein-

zelnen übersteigen, hatte namentlich in der Klasse der Geisteswissenschaften eine stattliche Anzahl von Sammelwerken ins Leben gerufen, von denen ich nur das gewaltige Corpus Inscriptionum, das Corpus Historiae Byzantinae, die kritische Ausgabe des Aristoteles und seiner Kommentatoren, die Monumenta Germaniae, die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen hervorheben möchte. Auch die mathematisch-physikalische Klasse hat die reichen Mittel, über welche sie durch bedeutende Stiftungen verfügt, zur Unterstützung größerer Unternehmungen verwendet. Sie hat eine stattliche Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen veranlaßt und unterstützt und ist allmählich die Schutzstätte für jüngere Forscher geworden, indem sie Untersuchungen von größerer Tragweite, die erhebliche Mittel beanspruchen, finanziell fördert. So hat sich nach und nach bei der Berliner Akademie ein Großbetrieb wissenschaftlicher Thätigkeit entwickelt, bei dem sie selbst gewachsen und stetig an Ansehen und Bedeutung gewonnen hat.

Vergleichen wir damit die Entwicklung der bayerischen Akademie, so sehen wir auch hier nach der ersten Blüthezeit, in der Männer wie Lori, Ickstatt, Kreittmayr, Westenrieder u. A. mit jugendlichem Enthusiasmus zusammenwirkten, eine Periode des Verfalls, in der ihre Existenz ernstlich gefährdet war. Die Mehrzahl der hervorragendsten Mitglieder zogen sich entmuthigt durch die vielfachen Anfeindungen und durch die Gleichgültigkeit des Hofes zurück und Lori, welcher wie Leibniz in Berlin, die treibende Kraft der Münchener Akademie war, mußte unfreiwillig von München scheiden und sein Leben in der Verbannung zu Neuburg beschließen. Sein Grab, auf welchem die Akademie einen Denkstein errichten wollte, konnte trotz sorgfältiger, durch Lady Blennerhassett in diesem Sommer angestellter Nachforschungen nicht mehr aufgefunden werden.

Durch die Verlegung der Universität Landshut nach München wurden der Akademie neue geistige Kräfte zugeführt, zugleich aber auch durch König Ludwig I. Reformen angebahnt, die erst unter der Regierung des Königs Maximilian II. ihren Abschluß erlangten. Die ursprüngliche Eintheilung der Akademie in zwei Klassen, wovon der ersten hauptsächlich bayerische Geschichte, deutsche Sprache, klassische Philologie und Reform des Schulwesens als Arbeitsgebiet zugewiesen waren, während in der zweiten die Naturwissenschaften und Philosophie ihre Pflege finden sollten, wurde aufgehoben und nach vorübergehenden Schwankungen die jetzige Eintheilung in drei Klassen eingeführt. Danach bilden Philosophie, die klassischen, orientalistischen und germanistischen Studien, Archäologie und Numismatik das Arbeitsfeld der ersten, Mathematik und Naturwissenschaften jenes der zweiten Klasse. Die anfänglich mit Vorliebe betriebene naturwissenschaftliche Erforschung des Königreichs wird gegenwärtig nur noch in beschränktem Maß und mit bescheidenen Mitteln fortgesetzt, da besondere staatliche Anstalten oder Kommissionen die topographische geodätische, geologische, meteorologische und prähistorische Untersuchung Bayerns übernommen haben. In der dritten Klasse steht die Pflege der bayerischen Geschichte noch immer im Vordergrund und findet in der Herausgabe der seit mehr als einem Jahrhundert bestehenden Monumenta Boica ihren sichtbaren Ausdruck. Aber auch hier hat sich der Wirkungskreis wesentlich erweitert, indem die Geschichte von ganz Deutschland, die gesammte Welt-, Kultur- und Kunstgeschichte in den Bereich ihrer Aufgaben gezogen wurden. Dadurch verwischen sich freilich die Grenzen zwischen der ersten und dritten Klasse und dieser Umstand hat Veranlassung geboten, die schon vor einigen Jahren angeregte Frage einer Vereinigung der beiden Klassen wieder in Erwägung zu ziehen. Bei den darüber gepflogenen Berathungen in diesem Sommer sprach sich die zweite Klasse mit Einstimmigkeit für eine derartige Reform aus, und auch in der ersten Klasse war die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder, wenn auch eine förmliche Abstimmung nicht stattfand, einer Vereinigung zugeneigt. Da sich jedoch in der dritten Klasse eine allerdings kleine Majorität für Fortdauer der jetzigen Organisation entschied, so wurde vorläufig von der weiteren Verfolgung dieser Frage abgesehen. Durch einen weisen Beschluß der Stifter unsrer und der Berliner Akademie sind Theologie, Jurisprudenz und praktische Medizin ihrem Wirkungskreis entrückt. Die Aufgabe der Akademien soll unbehindert von religiösen, politischen und praktischen Streitigkeiten lediglich in der Förderung und Vertiefung der Wissenschaft bestehen. Und dieser glücklichen Bestimmung haben wir es zu danken, daß in unsrer Korporation Männer der verschiedensten religiösen und politischen Anschauungen einträchtig zusammenwirken.

Die wichtigste Umgestaltung erhielt unsre Akademie durch den höchstseligen König Maximilian II., welcher mit der Errichtung der historischen Kommission nicht nur ihren bisherigen spezifisch bayerischen Charakter in einen deutschen umwandelte, sondern auch den Einzelbetrieb der Wissenschaften nach dem Beispiel Berlins in einen Kollektivbetrieb umwandelte. Die Veröffentlichungen der historischen Kommission erstrecken sich über die Geschichte von ganz Deutschland und die von ihr herausgegebenen Sammelwerke sind nicht nur ein Ruhmestitel der bayerischen Akademie, sondern auch eine Zierde der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Durch die Herausgabe der Allgemeinen Deutschen Biographie, der Geschichte der Wissenschaften, der Weisthümer, der Städte-Chroniken u. s. w. darf sich unsre Akademie mit der ihr angegliederten historischen Kommission als eine jüngere, allerdings noch schwächere Schwester der Berliner Akademie zur Seite stellen und auch für die Förderung jugendlicher Forscher und fremder Arbeiten hat die Akademie in neuester Zeit durch verschiedene Stiftungen nicht unbeträchtliche Mittel erhalten.

Die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens mehrerer Forscher zu gemeinsamer Arbeit hatte 1893 zur Bildung eines Kartells der deutschen Akademien in München, Göttingen und Leipzig geführt, welchem auch die kaiserliche Akademie in Wien angehört.

Das Kartell sollte aber nur die Brücke bilden zu einer größeren Association, welche alle bedeutenderen Akademien und gelehrten Gesellschaften der ganzen gebildeten Welt umfaßt. Schon vor mehr als zehn Jahren hatte Mommsen die Idee einer großen internationalen Association begünstigt, war aber namentlich in Berlin auf Widerstand gestoßen. Die zweite Anregung ging hauptsächlich von Vertretern der Naturwissenschaften aus, bei denen sich das Bedürfniß nach korporativer Thätigkeit immer dringlicher geltend machte, je umfassender die Probleme wurden, mit denen sich die Forschung beschäftigt. Mit dem Anschwellen der verschiedensprachigen Literatur, mit dem Eingreifen von Völkern in den wissenschaftlichen Betrieb, die früher überhaupt nicht in Betracht gekommen waren, mußte nach Mitteln und Wegen gesucht werden, sich möglichst rasch und leicht zu verständigen. Dazu boten zunächst internationale Kongresse eine günstige Gelegenheit. Man hat zuweilen diese Kongresse als eine Art von Modekrankheit belächelt und ihnen jede Bedeutung abgesprochen. Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll,

daß in manchen Fällen die wirklich geleistete Arbeit solcher Kongresse kaum im Verhältniß steht zu dem gewaltigen Aufwand, den sie erfordern, so gehören sie doch unzweifelhaft zu den wirksamsten und segensreichsten wissenschaftlichen Einrichtungen der Neuzeit. Die Möglichkeit, wissenschaftliche Strömungen bei anderen Nationen aus erster Hand zu beobachten, den Pulsschlag des geistigen Lebens im Ausland zu fühlen, die Forscher anderer Länder und Nationen persönlich kennen zu lernen, beim Austausch von Meinungen und Gedanken im wechselseitigen Verkehr die Eigenart der maßgebenden Persönlichkeiten zu beurtheilen — das alles bedingt Wirkungen von tiefgehender Bedeutung, die durch kein Literaturstudium und kein anderes Mittel ersetzt werden können. Nicht minder wichtig ist eine andere Seite der internationalen Kongresse. Die Mitglieder sehen sich, sie sprechen mit einander, sie lernen sich gegenseitig schätzen, verehren und lieben. Bande der Freundschaft knüpfen sich an, in welche auch weitere Kreise hereingezogen werden, die nationalen Eigenthümlichkeiten finden eine milde Beurtheilung, die Gegensätze schleifen sich ab, und so wird schließlich jeder internationale Kongreß zu einer Etappe der Völkervereinigung und des allgemeinen Weltfriedens.

Die internationale Association der Akademien verspricht ein wichtiges Glied in der mannichfaltigen Kette dieser Vereinigungen zu werden. Sind die deutschen Akademien in den letzten Dezennien mehr und mehr auf das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Forschern zu gemeinsamer Arbeit hingewiesen worden, so tauchen im zwanzigsten Jahrhundert viele wissenschaftliche Aufgaben von größerem Interesse auf, welche nicht mehr von einer einzigen Nation gelöst werden können. Zur Vorbereitung, Prüfung und Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen von größerer Bedeutung, sowie zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs wurde in diesem Jahr die internationale Association der Akademien gegründet. Die ersten Besprechungen fanden im Jahre 1898 zwischen Delegirten des Kartells und der Londoner Royal Society in Göttingen statt. Pfingsten vorigen Jahres machte man sich in München bei Gelegenheit einer Zusammenkunft des Kartells und der Berliner Akademie über die Ausführung der angeregten Idee schlüssig. Die älteste deutsche Akademie in Berlin und die Royal Society in London wurden beauftragt, Einladungen an die Académie des Sciences in Paris, an die kgl. Akademie in St. Petersburg, an die Accademia dei Lincei in Rom und an die National Academy in Washington zu einer Berathung über die Aufgaben und die Organisation einer internationalen Vereinigung der größeren Akademien und gelehrten Gesellschaften der ganzen Erde ergehen zu lassen. Diese Aufforderung fand allseitige Zustimmung und im Oktober vorigen Jahres versammelten sich in Wiesbaden Delegirte von acht Akademien, um die Satzungen der neuen Association zu vereinbaren. An dieser Arbeit haben unsre Delegirten eifrig theilgenommen und namentlich waren die HH. Dyk und v. Sicherer bei der Abfassung des Statutenentwurfs in hervorragender Weise thätig. Eine Anzahl weiterer Akademien wurde zum Beitritt der Association eingeladen und folgten mit einer einzigen Ausnahme (der kgl. Akademie in Madrid), von welcher noch keine Antwort vorliegt, der an sie ergangenen Aufforderung. Es besteht somit die Association aus folgenden 18 Akademien:

1. die koninklijke Akademie von Wetenschappen in Amsterdam,
2. die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin,
3. die Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique in Brüssel,
4. die kgl. ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest,
5. die Videnskabs-Selskabet in Christiania,
6. die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen,
7. die kongel. Danske Videnskabernes Selskab in Kopenhagen,
8. die kgl. sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig,
9. die Royal Society in London,
10. die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften in München,
11. die Académie des Sciences in Paris,
12. die Académie des Inscription et Belles Lettres in Paris,
13. die Académie des Sciences morales et politiques in Paris,
14. die kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg,
15. die Reale Accademia dei Lincei in Rom,
16. die kongl. Svenska Vetenskap-Akademien zu Stockholm,
17. die National Academy of Sciences in Washington,
18. die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Nach dem Statutenentwurf ist der spätere Beitritt weiterer Akademien und gelehrer Gesellschaften unter bestimmten Bedingungen nicht nur zulässig, sondern auch bereits vorausgesehen, so daß die Association so vollständig als möglich für die Bewältigung internationaler Arbeiten ausgerüstet sein wird. Die Association besteht aus den zwei Abtheilungen der Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaften. Ihre Organe sind die allgemeinen Versammlungen und ein beständiger Ausschuß. In der Regel finden die allgemeinen Versammlungen alle drei Jahre statt, zu welchen jede Akademie eine beliebige Anzahl Delegirter schicken kann, aber jede verfügt nur über eine Stimme, welche durch das stimmführende Mitglied der Delegation abgegeben wird.

In der Zwischenzeit zwischen zwei allgemeinen Versammlungen ist die Association durch den Ausschuß vertreten. In diesen sendet jede Akademie einen oder zwei Vertreter, je nachdem sie aus ein oder zwei Abtheilungen besteht. Unter den 18 der Association angehörigen Akademien sind 12 zweigliedrig und somit im Ausschuß durch zwei Mitglieder vertreten, die 6 übrigen besitzen entweder nur Vertreter der Naturwissenschaften oder der Geisteswissenschaften und haben demnach nur einen Vertreter in dem aus 30 Mitgliedern bestehenden Ausschuß.

Der Vorsitzende des Ausschusses gehört jeweils einer Akademie an, welche sich an dem alle drei Jahre wechselnden Vorort befindet. Für die Periode 1900 bis 1903 wurde Paris als Vorort und der Delegirte der Académie des Sciences als Vorsitzender des Ausschusses bestimmt. Jeder Akademie steht es frei, wieder aus der Association auszuscheiden; auch behält sich jede Akademie das Recht vor, sich an bestimmten Unternehmungen zu betheiligen oder ihre Mitwirkung in einzelnen Fällen abzulehnen.

Die erste Zusammenkunft des Ausschusses fand am 31. Juli und 1. August d. J. in Paris und zwar in einem Saal des Institut de France statt. Die zum Verband gehörigen Akademien waren durch 22 Delegirte vertreten. Den Vorsitz führte Hr. Darboux, Secrétaire perpétuel de l'Académie des Sciences, als Stellvertreter fungirte Hr. Diels von der Berliner Akademie. Unsre Akademie hatte die HH. Furtwängler und Lindemann als Delegirte entsandt. Es standen acht Anträge verschiedenen Inhalts zur Berathung, welche größtentheils der ersten am 16. April 1901 in Paris tagenden Generalversammlung zugewiesen wurden. Unter den Anträgen mögen die Messung eines Längengrades in Afrika (vorgeschlagen von der Royal Society in London), Vorschläge zur Erleichterung des internationalen Austausches von Handschriften (Berlin),

Herausgabe einer Encyklopädie des Islam (Wien) und der von der Münchener Akademie gestellte Antrag auf Herausgabe der byzantinischen Urkunden des Mittelalters Erwähnung finden.

Die feinsten Blüthen wissenschaftlicher Forschung, die bahnbrechenden Ideen, die großen Entdeckungen und Erfindungen vermag freilich der wissenschaftliche Großbetrieb nicht hervorzubringen; sie entsprießen ausschließlich der individuellen Geistesthätigkeit und darum wird das eigentliche Rückgrat jeder Akademie wie jeder anderen wissenschaftlichen Gesellschaft durch die schöpferische Leistungsfähigkeit ihrer einzelnen Mitglieder gebildet. Aber jene köstlichen Früchte gedeihen nicht auf sterilem Boden, sie bedürfen eines wohlgepflegten Untergrundes, und einen solchen durch zielbewußtes Zusammnwirken zu schaffen, das ist eine der Hauptaufgaben der internationalen Association.

Die Thätigkeit der Akademien steht im 20. Jahrhundert unzweifelhaft unter dem Zeichen des internationalen Großbetriebs. Das 19. Jahrhundert hat die unglücklichen Begriffe von nationaler und konfessioneller Wissenschaft hervorgebracht; im 20. wird sich vielleicht das Ideal verwirklichen, das Leibniz, seinerzeit mit prophetischem Blick weit vorausschauend, mit der Gründung einer Universalakademie im Auge hatte, die nicht nur das christliche Europa, sondern die gesammte wissenschaftliche Welt umspannen sollte. Mit berechtigter Freude würde der große Forscher, wenn er in unsre Mitte treten könnte, die heutigen Bestrebungen seiner Epigonen begrüßen und sie als die Erfüllung seines Jugendtraumes segnen. Was vor zwei Jahrhunderten als unerreichbares utopisches Ziel erschien, das betrachten wir heute als eine unabweisbare Aufgabe und so bestätigt sich auch in der Entwicklung der wissenschaftlichen Gesellschaften das Dichterwort:

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Vom Weihnachtstisch.

I.

Reiseliteratur.

⁑ Man braucht gewiß kein richtiges Berggigerl zu sein, mit einer imaginären, aus Eispickel, Rucksack, Schneereifen und dem Wolkenstecher-Federnspitzhut bestehenden Trophäe an der Wand, um doch etwas Alpenluft in der Seele und Gletschermilch in den Sehnen zu haben. Behaglich sitzt Einer am warmen Ofen und gibt gerade lieben Erinnerungen Audienz — die alten Wikinger nannten diese Situation „Salz-Brennen am Strand" — und sinnt auf neue Aventüren. Da kommt zur geneigten Ansicht ein schwerer Ballen mit Reiseliteratur ins Haus und mit unsrer Ruhe ist es für lange vorbei.

Obenan steht heuer das himmlische Reich! Und der schon früher hochbeladte und gerühmte Hr. v. Hesse-Wartegg[1] — welcher seit Jahren durch zahlreiche Bücher, Journal-Artikel und öffentliche Vorträge das Augenmerk auf Ostasien lenkte — mit einer um 100 Seiten vermehrten zweiten Auflage seiner Erlebnisse, Studien und Beobachtungen über „China und Japan" (Lpz. 1900, bei J. J. Weber. VIII. u. 656 S. kl. 4⁰), wobei seine neuesten Reiseresultate willkommene Verwerthung fanden.

Ebenso willkommen für die neueste Konstellation erweist sich das jetzt in vierter Auflage vorliegende lebenswarme Buch „Im Osten Asiens" von dem bei seiner Erforschung Neu-Guinea's leider ermordeten Otto E. Ehlers (Berlin 1900. Allgem. Verein für Deutsche Literatur VIII, 391 S. 8⁰). Seine farbensprühenden Schilderungen spielen unmittelbar auf dem Boden des neuesten Kriegsschauplatzes; er hat die Route Taku-Tientsin-Peking gelegentlich einer Bootfahrt auf dem Peiho ausführlich beschrieben, die schmutzige Chinesen- und Kaiserstadt ebenso wie das Viertel der Gesandtschaften. Auch lernen wir den Süden des Aufstandsgebietes mit Hongkong, Schanghai, Canton mit ihren europäischen Ansiedelungen kennen, während der Abschnitt „Auf Maulthiers Rücken in die Mongolei" durch das Operationsfeld der Russen führt. Ehlers gebot außer seiner fesselnden Anschaulichkeit über eine frische Quelle der heitersten Laune — Grund genug, diese Lektüre als nach allen Seiten belehrend und erfrischend zu empfehlen. Die Ausstattung durch zwei Karten und zahlreiche Illustrationen steigert ebenso wie bei Hesse-Wartegg selbstverständlich das Interesse.

Anziehende Skizzen über „Japan und die Japaner" entwirft Hr. Graf Hans v. Königsmarck, Oberlentnant im Husaren-Regiment König Wilhelm I (Berlin 1900, Allgem. Verein für Deutsche Literatur. VIII, 313 S. 8⁰). Der Autor hat das Land auf vielen Kreuz- und Querzügen gründlich kennen gelernt und seine Wahrnehmungen und Eindrücke mit gewandter Feder wiedergegeben. Er schildert die Liebe der Japaner zur Natur, ihre stete Heiterkeit, ihre Sitten, kurz alle Faktoren des Lebens, insbesondere ihre industriellen Unternehmungen und Fabriken. Japanische Gendarmerie und Polizei zählen „zu den besten Institutionen der Welt". Wichtig ist seine Stimme über die großen Manöver auf Kyuschu, der südlichen Insel des Kaiserreiches, und über die militärischen Feste in Osakas zum Geburtstag des Mikado. „Die Leistungen der Infanterie und Artillerie gestalten schon heute die japanische Armee zu einem unbedingt beachtenswerthen Machtfaktor in Ostasien." Insbesondere verfügt die Infanterie über einen Ersatz „wie er wohl in sämmtlichen Armeen der Welt kaum seinesgleichen findet: Ihre Fähigkeit, für unsre Begriffe kaum glaubliche Entfernungen unter schwerem Gepäck im Tempo der Kavallerie zurückzulegen, könnte bei richtiger Ausnutzung dieser einzigartigen Eigenschaft eine Truppe schaffen, welche in vielen taktischen Lagen ungeahnte Erfolge erzielen dürfte".[2] Hiezu kommt eine Disciplin, ein schweigender Gehorsam, der diesem Volke nicht erst anerzogen zu werden braucht, sondern ihm durch mehr als tausendjährige Züchtung angeboren ist. „Und dieser Gehorsam ist weit entfernt, der des Phlegmas oder der Indolenz zu sein. Es erscheint zweifellos, daß kaum ein europäischer Soldat so ernstes und lebhaftes Interesse an dem Gang der taktischen Ereignisse nimmt wie der in den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht militärisch erzogene Neu-Japaner." Man hört in der japanischen Armee nie ein aufgeregtes Wort, vernimmt niemals Schimpfen und Fluchen: „Mit kühler Höflichkeit wird die Truppe geführt. Zwar geht in den kritischen taktischen Lagen zuweilen die Elastizität des Denkens, nie aber das Gleichgewicht des Geistes verloren. Der die Infanterie beseelende Geist des Gehorsams, der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit für Leib und Leben lebt auch in der Kavallerie." Doch ist der Japaner von Geburt aus niemals Kavallerist. Denn „der Pferdemangel seines Landes, die Thatsache, daß die Fortbewegung aller Lasten nicht durch Thiere, sondern durch Menschen vor sich geht, hat die Folge, daß dem Japaner das Reiterwesen eine fremde nur anzuerziehende, nicht aber schon gegebene Sache ist." Dagegen erscheint es, ganz abgesehen von ihren fachmännisch-technischen Fähigkeiten,

---

[1] Vergl. Beilage 274. Allgem. Ztg. vom 2. Dez. 1898.

[2] In gleich günstiger Weise urtheilt der Engländer Arthur Diósy in seinem Buche „The New Far East" (London 1898 bei Cassel and Company XX, 374 S. 8⁰) über die japanische Armee. Dieses von dem japonischen Maler Kubota Beisen in Tokio (geb. 1852 zu Kioto) mit 12 Illustrationen ausgestattete, etwas wortreiche und weitläufige Werk erschien zuerst 1898 und liegt seitdem in dritter Auflage vor. Beigegeben ist demselben auch die Komposition unsres Kaisers Wilhelm „Völker Europa's, wahret eure heiligsten Güter!" doch scheint Mr. Arthur Diósy für dieses Bild nicht das wünschenswerthe Verständniß zu hegen, obwohl er seine eigene Feinfühligkeit in prophetischer Voraussicht der neuesten politischen Ereignisse selbstrühmend hervorhebt.

zweifellos, daß die japanische Artillerie „sobald sie sich in der Feuerstellung befindet, das Gleiche leisten wird, wie die Infanterie". Ein „hoher japanischer Militär" äußerte sich in vollster Anerkennung gegen unsern Berichterstatter: „Was Sie gesehen haben, verdanken wir Deutschland; Deutschland war unser Lehrmeister, ihm gebührt der Dank für unsre heutige Armee." „In der That (fährt Graf Königsmarck weiter) ist die japanische Truppe gegenwärtig fast ausschließlich nach deutschem Prinzip aufgebaut, nach deutschem Vorbild erzogen. Die Uniformen der Mannschaften, die Kommandos, die elementaren und taktischen Bewegungen sind deutsch. Die Felddienstordnung ist beinahe eine wörtliche Uebersetzung der unsrigen, Schießvorschriften, Exerzierreglements und militärische Bestimmungen beruhen auf deutscher Grundlage." Der Japaner ist aber auch von soldatischem Geiste beseelt. Der patriotische Sinn, die Energie und Disciplin, welche Jedem, vom Höchsten bis zum Niedersten innewohnen, „erwecken Bewunderung für diese Nation, die in thatkräftigem Streben, klug mit der Zeit fortschreitend, als die einzige unter allen orientalischen Mächten sich ihre unumschränkte Selbständigkeit zu wahren wußte." — Während die „höhere Gesellschaft" sich kopfüber in Pariser Kostüm und Komfort stürzt und sich mit lächerlichem Unverstand zu französischen Puppen aufstaffirt (die dem Buche beigegebenen Photographie-Bildnisse des Mikado Mutsuhito und seiner Gattin Haru-Ko sind Beispiele hiefür), ist im Bereich der Industrie und des Fabrikwesens die frühere Vorliebe für Amerika und England in Abblüthe gekommen. So steht z. B. in Kyoto das Kunstgewerbe in überraschendem Flor: „Laden reiht sich an Laden, überall Geschäftslokale, Kaufhäuser, Bazare. Bis auf die Straße erstrecken sich die Auslagen der verschiedenartigsten Gegenstände, Porzellan-, Cloisonné-, Bronze- und Kupferwaaren, an denen der Tourist die künstlerische Fruchtbarkeit Neu-Japans studiren kann, während ihm in den zahlreichen Tempeln und Palästen die Erzeugnisse altjapanischer Kunstindustrie auf den mannichfachsten Gebieten entgegentreten." Ueberall Töpfer, Email- und Metallarbeiter, Brokatweber und die hauptsächlich von Männern betriebene Seidenstickerei, die unvergleichlichen Porzellan- und Lackarbeiten! Anderswo stampfen und dampfen Maschinen und Riesenschlote, Sägmühlen, Konserven-Fabriken u. s. w. Trotz ihrer Neigung für alles Fremde findet der Europäer und Deutsche doch keine Gegenliebe: „Der Japaner ist von Natur argwöhnisch und vor allem der Offizier sieht in seinen europäischen Kameraden stets Spione. Während man in Europa den japanischen Militärs (aber auch den Fabrikanten und Studenten!) Thür und Thor öffnet, bleibt hier alles hermetisch verschlossen. Das Inselvolk nährt sich fast ausschließlich von fremdem Gut, befürchtet aber trotzdem, man könne ihm seine importirten „Erfindungen" abgucken! Aus eigener Kraft Neues zu schaffen ist den Japanern bisher nicht gelungen, aber sie besitzen in hohem Grad die Gabe, Fremdes ihren eigenen Bedürfnissen anzupassen." Sehr schön sind immer die meist kurzen landschaftlichen Schilderungen unsres Autors, die Fahrt durch die Stromschnellen des Tenriugawa, des heiligen Berges Fujijama, der idillischen Insel Myajima, das „Fest der Kirschenblüthe" u. s. w. Als Gast bei einigen offiziellen Festessen erhalten wir auch in dieses laute, fröhliche Treiben Einblick, ebenso in das ungenirte Badeleben in welchem Männlein und Weiblein in paradiesischer Unschuld sich vergnügen. Das aus Reis hergestellte Landesgetränke des Sake findet den Beifall unsres Berichterstatters anfänglich gar nicht: „Es schmeckt wie Spiritus, riecht wie Bier, wirkt berauschend wie Wein, aber wie ein schlechter; man trinkt den Sake warm oder kalt, am besten aber gar nicht!" (S. 101.) Später rühmt er demselben dennoch nach, daß er „uns mit wohligem Behagen durch die Adern rinnt, uns zufrieden stimmt, in Entzücken versetzt. Man wird schlummrig, wonnige Seligkeit überkommt uns und selbst die Geishas (Schenk- und Freudenmädchen) erscheinen wie Wesen aus einer anderen Sphäre" (S. 158). Ueberraschend ist es zu hören, daß das mit der japanischen Religion und der Shintolehre zusammenhängende Harakiri (d. h. Bauchaufschlitzen) ein Vorrecht des Kriegerstandes ist und als geheiligtes Mittel zur Rettung der eigenen Ehre oder der des Landesherrn, wenn Blutrache unausführbar war, überhaupt als eine patriotische That gilt. Die in Gegenwart einiger hiezu geladenen Zeugen und Verwandten vor sich gehende Ceremonie, wobei unmittelbar nach der That ein treuer Freund das Haupt des Opfers mit dem Schwert durchhaut, um demselben weitere Qualen zu ersparen, ist sogar durch photographische Abbildung versinnlicht (S. 193). Man denkt unwillkürlich an das Schneiden der germanischen Blut-Runen, wodurch lebensmüde Helden sich in Wuotans Walhalla die beste Aufnahme sicherten. Unter den vielen und recht guten Abbildungen befindet sich auch eine Photographie der zu Kamakura befindlichen Kolossalstatue des Buddha. Der 17 m hohe, aus dem 13. Jahrhundert stammende Bronzeguß ist ein Beleg für die in jener Epoche entwickelte Kunsttechnik. Die Gesichtszüge dieses Bildwerkes, in denen sich außerordentliche Milde und Barmherzigkeit mit unendlicher Gnade und herablassendem Wohlwollen paaren, zeigen einen durchaus weiblichen Charakter: „Segnend, lehrend, nachdenklich sitzt der Gott, in traumartige Leidenschaftslosigkeit versunken, mit gleichmäßig unterschlungenen Beinen und symmetrischer Haltung der Hände und Finger. Die religiöse Majestät, welche durch die erhabene Einfachheit der Darstellung und die harmonischen Proportionen kraftvoll zum Ausdruck gebracht wird, wirkt gewaltig und ergreifend auf den Beschauer. Ueber das irdische Treiben erhobene, vollkommene Ruhe ist in den Zügen des Gottes ausgeprägt und veranschaulicht nach buddhistischer Auffassung der Inbegriff aller Weisheit und dadurch höchsten Glückes, jene Früchte der Vernunft, welche alle menschlichen Leidenschaften siegreich überwunden hat." Das Haupt dieses lethargischen Gottes zieren 830 kugelrunde Löckchen, seine einstmals goldigen Augen sind geschlitzt und werden durch ungeheuere bogenförmige Brauen beschattet. Da das Innere hohl ist, darf man, ohne das Pietätsgefühl der Japaner zu verletzen, in dem Koloß herumkriechen; auf einer Leiter arbeitete sich unser Reisender mühsam bis in das Gesicht empor: von der Hitze bald ermattet, saß er in des Gottes linkem Nasenflügel nieder. Engländer setzen sich auf seine Finger, um sich in dieser Situation — photographiren zu lassen!

Heitere Eleganz der Darstellung mit exakter Forschung verbindet Dr. **Kurt Boeck** in seinem „**Indische Gletscherfahrten**" betitelten, mit Illustrationen reich ausgestatteten Buche.[1]) Der Verfasser, welcher zuerst in der Schweiz, dann 1887 mit Dr. Winckelmann im Kaukasus seinen alpinen Sport begann, erzählt uns hier seine Erlebnisse und Reisen im Himalaya. Dieses Hochgebirge umfaßt ungefähr 2700 km Länge, welche etwa einer Strecke wie der von Memel bis zu den Küsten Algeriens entsprechen dürfte. Das heiße Wunderland, dem jene Eisriesen entragen, erkundete Dr. Boeck zuerst 1890 und dann noch auf drei weiteren Wanderzügen (1893, 1895 und 1898) nach verschiedenen Theilen. Das vorliegende Buch gibt aber nur über die beiden ersten Expeditionen Bericht. Die erste Reise begann von dem Luftort Darschiling mit einer ununterbrochenen Kette von Verdrießlichkeiten, namenlosen Beschwerden, unter drohenden Gefahren von Bergrutschen, Lawinen und Cholera, nach dem Pindargletscher und zur Besteigung des Schonschal, durch die Bergdschungeln nach den Wasserfällen des Ram Ganga und zu dem höchsten Weideplatz des Kumaon-Himalaya. In Milam fand Dr. Boeck den gelehrten Krischen Singh-Milmwal, welcher im Auftrage der englisch-indischen Regierung sehr erfolgreiche wissenschaftliche Forschungsreisen in den für Europäer verschlossenen Himalayaländern Nepal und Butan und dem an Indien grenzenden Theile von Tibet gemacht hatte; derselbe stellte, im Herzen des Himalaya, viele Fragen über Kaiser Wilhelm und Bismarck. Er wünschte ein Bildniß des eisernen Kanzlers, wenn auch nur auf einer Münze, zu erhalten. Den Glanzpunkt von Boecks Leistungen bildet die Besteigung des Ponschakuri, von dessen Rücken aus eine prächtige photographische Aufnahme der Kumaonalpen gelang. Der Rückweg ergab eine Eiskletterei am Götterthron Nanda Devi, allerlei Gletscherfahrten und Zeltleben an der Grenze von Tibet und namenlose Strapazen durch die Lawinen der Girthischlucht, wobei

[1]) **Indische Gletscherfahrten.** Reisen und Erlebnisse im Himalaya. Von Dr. **Kurt Boeck.** Mit drei Karten und sechs Situationsskizzen, mit vier Panoramen, 50 Separat- und 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart und Leipzig 1900. Deutsche Verlagsanstalt. XII. 470 S. gr. 8°.

unser Gewährsmann das furchtbar Schauspiel einer in beständiger Selbstzerstörung begriffenen Felswildniß genoß. Auch der Marterweg nach Dschosi-Math bot noch bittere Erfahrungen. Hier traf Hr. Boeck einen nackten Waller, welcher zu dem benachbarten Heilthum von Badrinath sich also verlobt hatte: Er kroch den ganzen Weg von seiner weit entlegenen Heimath in Südindien bis zu dieses unwirthliche Heilthum in dieser Steinwüste, stets seine Leibeslänge zweimal vorwärts nehmend, dann wieder einmal zurück und immer so fort, wobei er die Leibeslänge jedesmal mit einem Kuhhorn in den Weg kratzte. Der Weg hatte ihm auf diese Weise — vier Jahre seines Lebens gekostet! Nun hatte er dort oben in einer der heiligen Quellen des Ganges-Zuflusses Alaknanda die vorgeschriebene Sühnung geopfert und war jetzt auf dem Heimwege begriffen. Aber auch diesen durfte der gottesarme Büßer nicht wie ein gewöhnlicher Sterblicher zurückgehen, sondern hatte die peinliche Aufgabe, sich auf der ganzen Rückfahrt nirgends hinzusetzen oder hinzulegen und nachts nur an einen Baum gebunden stehend der Ruhe zu pflegen. Dabei hielt er, kraft seines Gelöbnisses, die herunterhängende Hand fest zusammengepreßt, daß die nie beschnittenen Nägel der gekrümmten Finger in die Haut einwuchsen. Mit seinen langen Haaren sah der arme Kerl aus wie ein wahrhafter Meermann. Ein anderer, welcher mit der Almosenschale in der Hand von Dorf zu Dorf pilgerte und in das gelbe Tuch gehüllt war, mit dem er einst verbrannt zu werden wünschte, hatte die staunenswerthe Geschicklichkeit erlangt, seinen im Lagerfeuer glühend gemachten Bettelstab mit der Zunge abzulecken, während er seine Sprüche aus den Puranas und Vedas recitirte. Das Brahmanenthum zeitigte von jeher seltsame Blüthen. So hatte sich an den Moränen des Milam-Gletschers ein Einsiedler eingenistet, der unter einem Zeltdach, in einer rothen Wolldecke eingerollt, auf einem Leopardenfell lagerte; zu seinem Mobiliar gehörte außer einem Tamtam und Muschelhorn noch ein zottiger Schäferhund und ein Hirsch, der nach echter Aelplersitte eine Glocke am Halse trug. — Trotz der höchsten Armuth finden sich doch artistische Anflüge: An den prähistorisch-einfachen Mühlen im Gorithal sah unser Wanderer alte Holzschnitzereien an Fenstern und Thüren. Die Veranda des Tempels zu Dschosi-Math zeigt ein Kegelornament, welches die Altanzierde eines jeden altbayerischen oder Tiroler-Wirthshauses bilden könnte. — Die Wasserfälle des Ram Ganga werden von den Kulis in einfachster Manier überbrückt, welche der bei Worms inscenirten Brückenbaukunst des Julius Caesar spottet. Auch gab es bei den Hirten einen ganz rhapsodischen Eddo-Tanz und Fechterspiele, wie selbe Tacitus in seiner Germania schildert. Vor der Thür eines Tempelchens zu Dschosi-Math hockten etliche intelligent ausschauende Hirtenbüblein um ihren barfüßigen Schulmeister und kritzelten mit dünnen Bambusstäbchen riesige Hieroglyphen in den trockenen Sand, womit sie ihre Holzplatten bestreut hatten. Der Lehrer betrachtete stehend diese Studien von oben herab und stieß kurzweg, sobald er einen Fehler bemerkte, mit der Fußspitze an die Tafel, daß der Sand durcheinander fuhr und der kleine Sünder sein Pensum neu anfangen mußte. In Milam schrieben die Knaben weiß auf schwarz, d. h. mit Kalk auf dunkle Holztafeln. — Zu den neidenswerthen Resultaten der zweiten Reiseroute gehört der Marsch auf der Kammhöhe des Singale-Lu, über Schnee und Eis zu „den fünf Schatzkammern des großen Gletschers“ und die Besteigung des Kanschinadschunga, von wo Dr. Boeck ein Panorama mit dessen Nachbargipfeln, im Hintergrunde der Mount Everest, der höchste bekannte Berg der Erde photographirte. Dr. Boeck war der Erste, welcher die Aufnahme dieses Rundbildes in einer Höhe von 28,153 englische Fuß (=8581.68 m), als stünde der Oetter auf dem Montblanc, wagte und glücklich löste. Die Folge war freilich, daß Dr. Boeck und seine Kulis alle Glieder erfroren und sein armer Sirdar (der Leiter der Träger-Karawane) nur mehr auf den Knien zu rutschen vermochte. Obwohl Dr. Boeck alle seine Reisen ohne fremde Beihülfe, ganz auf eigene Kosten machte, hielt er es im Interesse der Wissenschaft doch für seine Pflicht, bald nach seiner Rückkehr, neben anderen hervorragenden Bilder-Ergebnissen seiner Himalajareise, die Ansicht des Kantschindschunga der Photographischen Gesellschaft in London in ansehnlicher Vergrößerung zu übersenden. Diese stellte das Bild in der „Royal Geographical Society“ in London aus, wobei es auch in den „Times“ vollauf gewürdigt, aber zufällig dabei ganz vergessen wurde zu erwähnen, daß es von einem Deutschen gemacht sei und wie derselbe hieß! Auch spätere englische Autoren ignorirten Boecks schwerverdientes Vorrecht. Auf dem Rückzug und Abstieg durch die Sumpfschluchten Sikkims litt Boeck mit seinen Trägern Entsetzliches, durch Kälte, Fieber, unabwendbares Ungeziefer aller Art. Zum Schluß besuchte er die Lamaserie im Buddha-Tempel Pemiongtschi und genoß eine Opfermahlzeit mit obligater Musik und dramatischer Vorstellung. Der Verfasser verliert selbst inmitten der größten Drangsale und Leiden nie den frohen Humor, welcher in erfrischender Weise überall durchbricht. Seine photographischen Aufnahmen sind klar und deutlich und bieten häufig großen landschaftlichen Reiz. Als Begleiter hatte Dr. Boeck, wie früher in den Kaukasus, zu seinen Himalaja-Fahrten einen wackeren Tiroler, den biderben Bergführer Hans Kerer aus Kals am Großglockner, mitgenommen, der durch seine Hingebung und Treue, durch seinen trockenen Humor und Witz unsre volle Sympathie gewinnt. Was wohl dieser treuherzige Kauz zuhause seinen Landsleuten auftischen wird, natürlich mit möglichster Korrumpirung aller Namen — vielleicht mit derselben originellen Verschrobenheit, wie einst der Münchener Johannes Schildberger (welcher als blutjunger „Garzun“ in der Schlacht von Nikopolis 1395 von den Türken gefangen wurde und nach langen weiten Fahrten aus dem Orient in seine Heimath zurückfand) von seinen wunderbaren Erlebnissen, Irrfahrten und Bekanntschaften den Zeitgenossen Bericht erstattete!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Adolf Pichler †.** Am 15. November früh ist in Innsbruck Adolf Pichler im 82. Lebensjahre am Herzschlag gestorben. Mit ihm ist einer der Letzten aus der alten Garde der Tiroler Freiheitskämpfer dahingegangen, die, anknüpfend an die Ideale des Jahres 1809, ihre Waffen gegen die Vergewaltigung des herrlichen Völkchens im Südgau durch klerikale und verwelschende Uebergewalt oft unter schweren äußeren Umständen richteten. Er gehörte aber auch zu denen, die jene freiheitliche Sinnesrichtung auf eine jüngere, vertrauens- und bewunderungsvoll zu ihnen aufschauende Generation durch Wort und Schrift übertrugen, und den Funken, der jetzt zu einem neuen Aufflammen des Kampfes gegen jene dunkeln Gewalten Anlaß gab, von Herz zu Herz fortleitete. Ueber seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit vermögen wir jetzt nur durch kurze Aufzählung der Bücher zu berichten, die seiner nie rastenden und nie rastenden Feder entstammten. Wir nennen von seinen Prosaschriften: „Aus den Tiroler Bergen“ (1867); „Allerlei Geschichten aus Tirol“ (1867); „Marksteine“ (1874); „Fra Serafico“ (1878); „Neue Marksteine“ (1890); „Letzte Alpenrosen“; ferner von seinen Gedichten: „Frühlieder aus Tirol“ (1846); „Gedichte“ (1853); „Hymnen“ (1857); „Elegien und Epigramme“ (1869); „Deutsche Tage“ (1870); „Vorwinter“ (1885); „Spätfrüchte“ (1896). Ueber die meisten dieser Schriften und Gedichtsammlungen ist zur Zeit ihres Erscheinens an dieser Stelle schon ausführlich berichtet worden, wie auch schon gelegentlich des 80. Geburtstags des Dichters von einem seiner treuen und begeisterten Verehrer in diesen Blättern (s. Beilage Nr. 152 d. J. 1899) sein Lebensbild und die Umrisse seines Lebenswerks mit liebevoller Hand gezeichnet worden sind. Wir stehen heute trauernd in Gemeinschaft mit seinen engeren Landesgenossen an der Bahre dieses urwüchsigen, echten Menschen und originellen Dichters. Möchte es dem Land Tirol bei den schweren geistigen und politischen Kämpfen, die es durchzumachen hat, auch in Zukunft nie an solchen Gestalten fehlen!

* Ueber die Thätigkeit der **deutschen Malaria-Expedition** veröffentlicht Professor Robert Koch in der „Deutsch. Med. Wochenschr.“ einen Schlußbericht. Die vom Norddeutschen Lloyd neu eingerichtete Dampferlinie, welche von Sydney über Neu-Guinea nach Hongkong geht und die Karolinen und Marianen berührt, bot die Gelegenheit, diese Inseln zu besuchen und, soweit es der kurze Aufenthalt ge-

stattete, einen Einblick in die sanitären Verhältnisse derselben zu gewinnen. Malariakranke wurden dort nicht vorgefunden. Von Hongkong ging Koch nach Suez, wo behufs kurzen Aufenthalts in Aegypten die Reise unterbrochen wurde. Der Besuch von Aegypten hatte den Zweck, über die sich widersprechenden Angaben bezüglich der Malariaverhältnisse dieses Landes Aufschluß zu erhalten. Es ist dies auch insofern gelungen, als in Alexandria mehrere Fälle von Malaria, welche unzweifelhaft in dieser Stadt oder deren Umgebung entstanden waren, aufgefunden und echte Herde von endemischer Malaria in Helnan bei Kairo, sowie im Wadi Natrun, westlich vom Nil-Delta, inmitten der Wüste gelegen, nachgewiesen wurden. Geheimrath Koch schließt seinen Bericht wie folgt: „Um die von mir in Vorschlag gebrachte Wiederholung dieses in Neu-Guinea so erfolgreich durchgeführten Versuches in Deutschland vorzubereiten, hatte auf meine Veranlassung Prof. Frosch, früheres Mitglied der Malaria-Expedition, viele dafür geeignet erscheinende Gegenden Norddeutschlands bereist und eingehend auf das Vorhandensein von Malaria untersucht. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Malaria überall in schnellem Rückgange befindlich ist. An vielen früher berüchtigten Malariaherden ist die Krankheit nahezu verschwunden, an anderen, z. B. in den Marschländern an der Nordseeküste, kommt sie nur noch in verstreuten Fällen vor; aber nirgends konnte ein für meine Zwecke geeigneter Malariaherd aufgefunden werden. Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als die Malaria-Expedition vorläufig abzuschließen."

* Der Beschluß des letzten Archäologischen Kongresses in Kijew über die Reorganisation des Archivwesens in Rußland und über die Errichtung von Zentralarchiven zur Erreichung dieses Zieles ist seinerzeit dem Ministerium der Volksaufklärung vorgelegt worden. Für das Jahr 1901 werden einstweilen ca. 14,000 Rbl. erbeten, von welcher Summe ca. 13,000 Rbl. zur Errichtung zweier Zentralarchive in Kijew und Wilna als Zentren der südlichen und südwestlichen archivalischen Schätze bestimmt sind.

B. **Heidelberg.** Professor Dr. Henry Thode hat den an ihn ergangenen Ruf nach Berlin abgelehnt. Um ihn der Ruperta Carola zu erhalten, hatte die badische Regierung Thode das größte Entgegenkommen bewiesen.

* **Marburg.** Der Physiologe Professor Dr. Albrecht Kossel hat einen Ruf an die Universität Heidelberg angenommen.

* **Berlin.** Die theologische Fakultät hat dem vor Jahresfrist von hier nach Tübingen berufenen Professor Lic. Dr. Karl Holl die Würde eines Ehrendoktors der Theologie verliehen. Dr. Holl, ein junger, überaus begabter Gelehrter, hat, in Adolf Harnacks Bahnen gehend, sich besonders dem Studium der griechischen Kirchenväter erfolgreich gewidmet. Er begann seine akademische Laufbahn vor vier Jahren als Privatdozent in Berlin.

* **Königsberg.** Dem Verwaltungsgerichtsdirektor Meyer ist die Stelle des Universitätsrichters der dortigen Universität im Nebenamt übertragen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

C. Vanbianchi: Raccolte e Raccoglitori d'Autografi in Italia. (Manuali Hoepli.) Milano, Hoepli. — *Henri-Charles Lea:* Histoire de l'inquisition au moyen-âge. I. Paris, Société nouvelle 1900. — F. Kranegg: Illustrirte Geschichte der Stadt München. Lfg. 1. München, Kellerer. — Hamerlings Werke. Volksausgabe in 4 Bänden (35 Lieferungen). Lfg. 1. Hamburg, Richter; Wien, Friese u. Lang. — P. Neumann: Nieder mit dem Realismus! Berlin, Walther 1900. — M. Schanz: Australien und die Südsee. Berlin, Süsserott 1901. — Ceeurius-Sieber: Handbuch der Klavierunterrichtslehre. Quedlinburg, Vieweg 1900. — H. Gelzer: Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Leipzig, Teubner 1900. — E. Barmann: Das lustige Buch. Leipzig, Selbstverlag. — Fr. Spielhagen: Frei geboren. Leipzig, Staackmann 1900. — W. Stavenhagen: Die geschichtliche Entwicklung des preußischen Militärkartenwesens. (S.-A. aus „Hettners Geogr. Zeitschr.", VI. Jahrg.) Leipzig, Teubner 1900. — M. v. Brandt: 33 Jahre in Ostasien. 1. Bd. Leipzig, Wiegand 1901. — Th. Sommerlad: Wirthschaftsgeschichtliche Untersuchungen. 1. Heft. Leipzig, Weber 1900. — Dr. W. Windelband: Geschichte der Philosophie. 2. erweiterte Aufl. 4. Lfg. 2. Abthlg. Tübingen u. Leipzig, Mohr 1900. — J. E. Frhr. v. Grotthus: Die Halben. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1900. — Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 13. Lfg. München, Schweitzer 1900. — *E. Rodhe:* La nouvelle réforme de l'orthographe et de la syntaxe françaises. Lund, Gleerup. — H. Kleinpeter: Zur Formulirung des Trägheitsgesetzes. (S.-A. aus dem Archiv für systematische Philosophie. 6. Bd., 4. Heft, 1900.) Berlin, Reimer. — Dr. Prahl: Das deutsche Studentenlied. (Burschenschaftliche Bücherei. Bd. 1, Heft 5.) Berlin, Heymann. — E. Isolani: Meine Frau und ich. Gotha u. Leipzig, R. Schmidt. — H. Schuster: Vom Lenz zu Herbst. Gedichte. Leipzig, Haacke 1900. — E. v. Hartmann: Zur Zeitgeschichte. Ebd. 1900. — Ad. Harnack: Das Mönchthum. 5. Aufl. Gießen, Ricker 1901. — Ad. Harnack: Martin Luther. 3. Aufl. Ebd. 1901. — Prof. Dr. F. C. Huber: Zur Frage der Einrichtung eines Großschifffahrtsweges auf dem Neckar. Denkschrift. Stuttgart, Hammer 1900. — Fr. v. Hellwald: Zauberei und Magie. Ulm, Kerler 1901. — Briefwechsel zwischen Ernst Haeckel und Fr. v. Hellwald. Ebd. 1901. — Mittheilungen der Mozart-Gemeinde in Berlin. Hrsg. von R. Genée. 10. Heft. Berlin 1900. — Dr. P. Redlich: Kardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle. Mainz, Kirchheim 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 17. November. Nummer 264.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Reichsinstitut für deutsche Sprachwissenschaft.

Von Prof. Friedr. Kluge.

Das diesjährige Jubelfest der Berliner Akademie der Wissenschaften hat dem deutschen Volk eine freudige Ueberraschung gebracht — es hat uns gezeigt, wie Preußens König gewillt ist, der deutschen Sprachforschung neues Leben zuzuführen, indem er für sie eigene Sitze in der königlichen Akademie der Wissenschaften schuf. Berufenere unter den Sprachforschern haben bisher geschwiegen und der nationalen That des Kaisers ist der Dank der Sprachforscher für die ehrenvolle Auszeichnung ihres Arbeitsgebietes bisher nur im stillen gefolgt. Wollen wir aber unsre Dankbarkeit in That umsetzen, so haben wir die Frage zu prüfen, was nach unsrer Meinung der deutschen Sprachwissenschaft noththut. Es kann für die Zukunft der deutschen Sprachforschung nur aufklärend wirken und ist ohne Zweifel den maßgebenden Kreisen nur willkommen, wenn Sprachforscher von Beruf, die mitten in den Aufgaben stecken, zu Wort kommen, wo es gilt, Zukunftsplan und Arbeitsprogramm zu berathen. Daß nur ein öffentlicher Meinungsaustausch über solche Dinge zu ernsthaft sachlichen und unpersönlichen Anschauungen führen kann, dazu hoffe ich mit dem Plan eines Reichsinstituts für deutsche Sprachwissenschaft die Anregung zu geben.

Schon oft sind große Programme entworfen, um Zentren deutscher Sprachforschung zu gründen. Wie oft ist die Frage nach einer deutschen Akademie im Ernst und im Scherz erörtert? Diese Frage ist für die heutige Zeit unlösbar. Aber wir dürfen wohl nach den Gründen suchen, warum sie immer wieder auftauchen kann. Und da ist zweierlei klar: Einmal sind eine Reihe großer Aufgaben zu lösen, die über die Kräfte des Einzelnen hinausgehen. Und dann fehlt den deutschsprachlichen Studien jeder Mittelpunkt.

Was Ranke über den Plan einer deutschen Akademie gedacht, hat Alfred Dove im letzten Band der Werke mitgetheilt. Unter die Aufgaben, die die deutsche Sprachwissenschaft zu lösen hat, stellt er die Ausarbeitung eines Wörterbuchs der heutigen Schriftsprache voran. Andere haben andere Aufgaben betont, so Hermann Grimm ein Goethe-Wörterbuch. Aber solch große Aufgaben, die der Lösung harren, haben etwas gemein, das schließlich durch die wissenschaftliche Arbeit auch auf anderen Gebieten sich wiederholt: die großen Aufgaben übersteigen durchaus die Kräfte des Einzelnen. Und darum haben auch andere Gebiete der Geisteswissenschaften ihre Zentren, in denen die verschiedensten Fäden zusammenlaufen, die mannichfachsten Bestrebungen ihren Ruhepunkt haben. Wir sehen in Rom und Athen archäologische Institute, in Florenz ein Kunstinstitut; die Geschichtswissenschaft hat ihre Zentren.

Indes hat sich leider bisher schon fühlbar gemacht, daß der deutschen Sprachwissenschaft ein Zentrum fehlt. Mit Bewunderung und mit Neid sehen wir deutschen Sprachforscher jetzt den großen lateinischen Thesaurus zur That werden, wir ahnen, daß das großartig organisirte Unternehmen mit Sicherheit und mit großem Gewinn fortschreitet, während die deutsche Sprachwissenschaft es auf Jahre hinaus gar nicht wagen darf, ein gleich bedeutsames Werk für unsre Muttersprache in Angriff zu nehmen. Aber worin sich das Fehlen einer deutschsprachlichen Zentrale bisher schon so empfindlich gezeigt hat, das ist die Geschichte des großen Grimm'schen Wörterbuchs. In der Beilage vom 8. November hat sich uns ein Mitarbeiter am deutschen Wörterbuch vorgestellt, der die unglückliche und böse Siebenzahl zum Anlaß nimmt, uns die Geschichte des Grimm'schen Wörterbuchs in kurzen Zügen vorzuführen. Es begann 1852 zu erscheinen, 1863 starb Jacob Grimm. Wir Alle glaubten früher, spätestens mit dem Ende des Jahrhunderts würde das große Werk vollendet sein. Aber noch heute kann Niemand absehen, wann das Ende sein wird. Hätten wir ein Reichsinstitut für deutsche Sprachwissenschaft gehabt — ich zweifle nicht, daß das Erbe Jacob Grimms schon längst unter Dach und Fach wäre. Und wenn wir uns erinnern, wie viel Jahre für das Erscheinen des großartigen lateinischen Thesaurus in Aussicht genommen werden, so kann man im Ernst auch heute die Frage aufwerfen, ob dem Grimm'schen Wörterbuch nicht noch eine Zentralstelle zu wünschen ist, die es unter ihrer Obhut dem Ende glücklich zuführte. Jedenfalls muß man fürchten, daß der lateinische Thesaurus abgeschlossen sein wird vor dem Grimm'schen Wörterbuch.

An große neue Aufgaben, die den monumentalen Werken anderer Geisteswissenschaften entsprechen, kann vor dem Abschluß des Grimm'schen Wörterbuchs nicht gegangen werden. So ist der Stand des Grimm'schen Wörterbuchs hemmend für die deutsche Sprachforschung. Es ist nicht meines Amtes, zu fragen, wie es gekommen ist, daß das Erbe, das der große Begründer der deutschen Sprachforschung hinterlassen hat, „noch unvollendet in das neue Jahrhundert geschleppt“ wird, wie es in der Beilage vom 8. November heißt. Aber wenn es dort weiter heißt, daß „die Interessen einer neuen Zeit die Aufmerksamkeit der Gebildeten mehr und mehr von der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung abgezogen haben“, so darf das nicht widerspruchlos bleiben. Die große Blüthe des allgemeinen deutschen Sprachvereins zeigt, in wie weiten Kreisen die Pflege der Muttersprache liebevolles Verständniß findet; ich darf vielleicht auch hinzufügen, daß mein etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache keine 6. Auflage erlebt hätte, wenn das Interesse der Gebildeten an deutscher Sprachforschung

fehlte. Gestehen wir ruhig, daß der Mangel einer wohl organisirten Zentrale allein auf den Fortschritt des nationalen Werkes so nachtheilig eingewirkt hat.[1])

Ich habe einmal die handschriftlichen Nachträge durchsehen dürfen, die Jacob Grimm in sein Handexemplar der ersten Bände seines Wörterbuchs eingetragen hat. Welcher Reichthum an neuem Ertrag, den der große Meister in seinen letzten Lebensjahren für spätere Verwerthung eingetragen hat. Aber das liegt alles brach darnieder — kaum daß der eine oder andere Eingeweihte die sauberen Blätter bewundert hat. Hätten wir eine Zentralstelle für deutsche Sprachforschung — ich zweifle nicht, die Arbeit des Gründers der deutschen Sprachforschung wäre auch in diesem Fall der Nation wohl schon erschlossen. Auch andere handschriftliche Schätze ähnlicher Art ruhen in den Bibliotheken und harren der Prüfung und Sichtung. Ein Reichsinstitut allein kann durch systematisches Sammeln und Aufarbeiten den großen Aufgaben vorarbeiten, die doch einmal gelöst werden müssen.

Ich bin weit davon entfernt, die Aufgaben festzulegen, die ein solches Reichsinstitut zu lösen hätte. Ich will nur sagen, daß es Aufgaben zu lösen gibt. Und ein solches Institut würde vollauf zu thun haben. Die Oeffentlichkeit wird oft mit sprachlichen Fragen so lebhaft erregt, daß es den Behörden zur Pflicht wird, einzugreifen. Vor zwei Jahren wurde eine allgemeine deutsche Reichsaussprache zu einer Tagesfrage gemacht. Eine solche Frage mußte auch die Schulbehörden und weiterhin die sämmtlichen Kultusbehörden beunruhigen; die Sprache des Gottesdienstes kam in Frage. Aber wo liegt die fachmännische Prüfung und Begutachtung für die staatlichen Behörden? Eine solche Begutachtung, wenn sie aufklärend wirken soll, muß natürlich öffentlich geschehen.

Immer von neuem erschallt der Ruf nach einer verbesserten Rechtschreibung — das Publikum wird beunruhigt, die Behörden wissen nicht ein und aus. Dann wieder verstummt der Ruf — aber die Sache selbst ist nicht geklärt. Hätten wir ein Reichsinstitut, so würden die Behörden berathen sein und die Oeffentlichkeit würde durch fachkundige Belehrung beruhigt und aufgeklärt.

Ich habe zwei naheliegende Fälle herausgehoben, in denen sich das Fehlen eines Reichsinstituts überall bemerklich macht. Ich könnte daran erinnern, welch Aufsehen die Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuchs unter den Freunden der orthographischen Frage gemacht hat. Vom Bürgerlichen Gesetzbuch aus schien uns eine neue Rechtschreibung zu drohen. Ein Reichsinstitut hätte auf so bedeutsame Schöpfungen nach der rein sprachlichen Seite hin oder, wenn man lieber will, nach der Rechtschreibung hin darüber zu wachen, daß keine willkürliche Neuerung eingeführt wird oder daß jeder Neuerung eine bewußte Absicht zugrunde liegt, die auf gewissenhafter Prüfung beruht.

Ich könnte noch viele Fälle anführen, in denen ein Reichsinstitut zu funktioniren hätte. Jeder Sprachforscher weiß davon zu sagen, daß er Behörden oft Auskunft zu geben hat über sprachliche Dinge. An Thätigkeit wird es dem Institut nicht fehlen, wie es Niemand an Thätigkeit fehlt, der den guten Willen zur Arbeit besitzt. Aber die Hauptaufgabe des Instituts müßte es sein, solche Pläne vorzubereiten und auszuführen, die über die Kraft des Einzelnen, über eine Einzelaufgabe hinausreichen. Und in allen Wissenschaften gibt es solche Aufgaben.

Solche Gedanken beschäftigen den deutschen Sprachforscher, der von weitem das planmäßige Wachsen des lateinischen Thesaurus bis zum Erscheinen der ersten Hefte verfolgt. Der Zeitpunkt, den der Aufsatz in der Beilage vom 8. November zu einem wohlwollenden Ueberblick über die Geschichte des Grimm'schen Wörterbuchs beliebt hat, ist ebensowenig glücklich gewählt, wie daß er die Unglückszahl sieben zum Anlaß seiner Betrachtungen wählt. Ein böses Geschick hat nach Jacob Grimms Tod das große Werk betroffen, das durch die Theilnahme der weitesten Kreise gehoben und getragen wurde. Ich darf es wohl — nachdem ich selbst viele Jahre auf dem Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft thätig bin — einmal öffentlich aussprechen, was der deutschen Sprachforschung noththut. Es thut der deutschen Sprachforschung noth, daß durch Schaffung einer Zentralstelle die große Aufgabe, die der Vollendung wartet, glücklich zu Ende geführt wird und neue Aufgaben, die die Kräfte des Einzelnen übersteigen, eingeleitet und vorbereitet werden.

Die sprachlichen Aufgaben, die unsre Zeit zu lösen hat, sind so vielseitig, daß jeder Freund der Muttersprache Wünsche und Anregungen geben kann. Ich will noch eine dringliche Aufgabe hier zur Sprache bringen. Wer sich mit deutschen Mundarten beschäftigt, weiß davon zu sagen, daß sie zwar in allen Landschaften fortleben, so oft man schon von ihrem Untergang gesprochen hat, daß es aber doch seine Richtigkeit hat, wenn man vom Aussterben zahlreicher mundartlicher Erscheinungen liest. Ueberall bestätigt es sich, daß die Sprache des jüngeren Geschlechts, zumal bei der ländlichen Bevölkerung, sich erheblich von der Sprache der älteren Leute entfernt. Die Unterschiede erstrecken sich auf Lautgebung und Wortschatz. Wie oft sind durch die Schule, durch den Militärdienst, durch die allgemeine Freizügigkeit die besonders charakteristischen Worte der Mundarten verklungen! Wer darauf achtet, ist oft verblüfft, wie siegreich die Schule dem Dialekt zuleide geht. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Geist der Nivellirung, der die Gegenwart beherrscht, auch den Mundarten viel von ihrer Frische und Farbe rauben wird. Er hat bis heute schon genug geraubt. Aber wir dürfen hier auch eine Aufgabe des Reichsinstituts festlegen: das Reichsinstitut hätte durch planmäßiges Vorgehen dahin zu arbeiten, daß alle Theile Deutschlands gleichmäßig durch umfassende Erhebungen mundartlich beschrieben würden. Gerade in diesem Hinblick vermissen wir wieder eine Zentrale. Das heutige Wissen über deutsche Mundarten ist rein zufällig. Wo sich ein Bearbeiter findet, haben wir eben mundartliche Arbeiten, die unsre Kenntnisse des deutschen Sprachganzen mehren. Aber für verschiedene Landschaften fehlen bisher die Monographien. Ein wirklich planmäßiges Vorgehen könnte man nur von einem Reichsinstitut erwarten.

Man wende hier nicht ein, daß der große Sprachatlas des Deutschen Reichs von Professor Wenker in Marburg diese Aufgabe schon erfüllt. Ich bin ein Bewunderer des großartigen Werkes; ich halte es für die größte deutschsprachliche Leistung, die unser Geschlecht hat entstehen sehen, und wir Sprachforscher haben allen Grund, der Reichsregierung dankbar zu sein, daß sie der Wissenschaft die Lebensarbeit Wenkers zugänglich macht. Aber neben diesem Werk mit eigenem Programm brauchen wir noch weitere systematische Arbeit für unsre

[1]) Ich hatte schon 1899 im Anschluß an die Mittheilungen, die über den Stand des lateinischen Thesaurus in die Oeffentlichkeit drangen, Gedanken über ein zukünftiges Reichsinstitut zu Papier gebracht. Daß ich jetzt, nachdem sich durch des Kaisers Plan die Sachlage wesentlich geändert hat, das Wort in diesen Blättern ergreife, dazu gibt der oben erwähnte Bericht über den Stand des Grimm'schen Wörterbuchs den Anstoß.

Mundarten. Ich will nach daran erinnern, daß nach dem Bericht unsrer Tagesblätter die Wiener Universität ein Institut oder Seminar für die Aufnahme der Mundarten eingerichtet hat. Auch das Deutsche Reich sollte eine solche Zentralstelle haben, damit Plan und Ordnung in die Erforschung unsrer Mundarten kommt.

Weiter wäre die Erforschung der Standes- und Berufssprachen in den Arbeitsbereich des deutschen Instituts zu ziehen. In dieser Richtung hat die Facharbeit eben begonnen, fast alles hat erst noch zu geschehen. Aber auch diese Arbeit übersteigt vielfach die Kraft des Einzelnen. Ohne in das Nähere einzugehen, darf ich wohl erwähnen, daß eine derartige Sprechart, die ich gerade bearbeite, mich so viel Reisen gekostet hat, daß ich kaum glaube, in dieser Richtung viel Nachfolge zu finden.

Man wird vielleicht die Befürchtung mir entgegenstellen, daß mit dem deutschen Institut gleich ein Rückgang der deutschen Sprachwissenschaft eintreten könnte; die deutsche Philologie würde sich sonst von den sprachlichen Aufgaben abwenden und diese dem Reichsinstitut überlassen. Es hieße an der Zukunft deutscher Wissenschaft zweifeln, wollte man befürchten, unser Reichsinstitut könne ähnlich wie die Crusca und die Académie française mit ihren sprachlichen Aufgaben der Verknöcherung anheimfallen und schließlich verfallen. Ich glaube nicht, daß solche Befürchtungen bei Zentralisirungen auf anderen Gebieten herrschen. Im Gegentheil, je lebhafter in den Zentren gearbeitet wird, um so mehr wird die deutsche Sprachwissenschaft sich immer neue Freunde erwerben. Bisher hat sich die deutsche Sprachwissenschaft — unbekümmert um Gunst und Ungunst, deren sie sich dann und wann und da und dort zu erfreuen hatte — die angesehene Stellung im Bereich der Wissenschaften gewahrt, die ihr Jacob Grimm erarbeitet hat. Sollte bei günstigeren Auspizien, die in des Kaisers nationalem Plan hervorleuchten, wirklich ein Rückgang der deutschen Sprachstudien drohen können? Immer und immer wieder wird der Ruf nach einem Mittelpunkt der deutschen Sprachforschung laut werden, weil überall der Glaube lebt, daß für die Pflege der Muttersprache nie genug geschehen könne. Und wenn unsre Regierungen für die Pflege von so vielen Disziplinen unermüdlich sind, zu sorgen, so bedarf es gewiß nur der Anregung und sie werden auch der deutschen Sprache eine Pflegstätte gründen, die den großen Aufgaben gewidmet ist, deren Lösung unsre ersten Schriftsteller und Gelehrten von der deutschen Sprachwissenschaft erhofft und gewünscht haben. Und wenn bei Zukunftsplänen, wie sie Männer von der Bedeutung Ranke's entworfen haben, der Standpunkt hochgebildeter Gelehrten von breiter Umschau und großer Erfahrung hervorsticht, so darf wohl auch einmal ein Arbeiter auf dem Gebiet der deutschen Sprachwissenschaft zu Worte kommen und öffentlich sagen, was seinem Fache notthut.

Im Volke lebt der Glaube, daß wir der Sprache das Beste verdanken, was wir haben. Wie oft erleben wir es, daß Privatleute bereit sind, für Zwecke deutscher Sprachwissenschaft aber für die Gründung einer deutschen Akademie bedeutende Stiftungen festzulegen. Und es geschieht auch wohl. Solche Wünsche und Pläne entspringen aus dem tiefen Gefühl der Schuld und Dankbarkeit gegen die Muttersprache: ihr verdanken wir unsre Erziehung und unsre Bildung, sie führt uns zu den Höhen der Menschheit, zu dem reinsten Genuß, den uns die Werke unsrer Dichter und Denker gewähren. Immer wieder wendet sich das Fühlen und Empfinden der weitesten Kreise der Muttersprache zu. Der Glaube, daß für die Muttersprache mehr geschehen könne, läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Denkmäler der Tonkunst in Bayern.¹)

Wer es sich zur Aufgabe macht, die verehrten Leser dieser Blätter in die oben verzeichneten Publikationen einzuführen, hat wohl nicht mehr nöthig, des Breiteren auseinanderzusetzen, was die „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern" ist, und was sie will. Aber ein Wort der Freude sei uns verstattet darüber, daß die beiden großen, wie in Bayern so in Preußen selbständig und unabhängig nebeneinander entstandenen Unternehmungen zur Herausgabe von „Denkmälern deutscher Tonkunst" sich auch unter diesem Namen geeint haben, und daß es hiebei gelang, durch eine vorzügliche Organisation der kunstgeschichtlich so überraschend geschlossenen Musikentwicklung, wie sie sich in den zum heutigen Bayern vereinten Gebieten vollzog, im Rahmen des Ganzen die sachgemäße Darstellung zu wahren.

Der erste bayerische Band liegt seit Juli vor und soll in den folgenden Zeilen Gegenstand einer eingehenden Besprechung sein.

Das Vorwort dieser Publikation berichtet über die Vorgeschichte der bayerischen Denkmäler, wie sie seit den ersten, durch den jetzigen Leiter der bayerischen Publikationen versuchten Anfängen im Jahre 1891 bis zur Subvention seitens des bayerischen Staates im letztverflossenen März sich abspielte. R. v. Liliencron hat in seinem unlängst in diesen Blättern²) erschienenen trefflichen Essay über die musikgeschichtliche Bewegung der letzten Jahrzehnte, die naturgemäß schließlich zur Begründung von Denkmälern der Tonkunst führen mußte, die Frage offen gelassen, ob nicht der letzte Anstoß hiezu durch Riehls Aufsatz „Der Musiker in der Bildergalerie" gegeben worden sei. Unser Vorwort sagt hierüber nichts und wir glauben auch nicht, bei den bayerischen Denkmälern wenigstens, daß diese Voraussetzung zutrifft, da der auch von uns hochverehrte Riehl in seinen Schriften kaum einmal eines alten bayerischen Meisters Erwähnung thut.

Die Reihe der bayerischen Publikationen wird in unserm Band mit einem Kompanisten eröffnet, der nahezu 40 Jahre als kurbayerischer Kammermusiker und Konzertmeister wirkte: Evarista Felice dall' Abaca. Seine Werke, die vollständig aufgefunden worden sind, gehören den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts an. Gerade über diese Epoche sind wir, ähnlich wie über das 17. Jahrhundert, heute noch ungenügend unterrichtet. Es mangelt trotz Spitta's und Chrysanders Arbeiten noch sehr an verläßlichen Untersuchungen und selbst die zur Aufklärung wichtigster Erscheinungen nöthigen Vorarbeiten müssen erst in Angriff genommen werden. Daraus erklärt sich eben, daß auch Vieles, was namentlich die von hier aus in die großen Perioden des 18. Jahrhunderts hinübergespannenen feinen Verbindungsfäden aufspüren hülfe, noch im tief-

¹) Denkmäler deutscher Tonkunst. Zweite Folge: Denkmäler der Tonkunst in Bayern veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern unter Leitung von Adolf Sandberger. 1. Jahrgang. Ausgewählte Werke des kurfürstlich bayerischen Konzertmeisters Evaristo Felice Dall'Abaco (1675—1742). Erster Theil. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Sandberger. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1900. Großfolio. 60 S. Text; 177 S. Noten.

²) Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 244.

sten Dunkel liegt. Wenn nun Abaco's Schöpfungen dasselbe freilich nicht völlig aufzuhellen vermögen, so werfen sie doch in so manchen finsteren Winkel einen unerwartet breiten Lichtstrahl, der uns neue Ergebnisse von ansehnlichem Werth erschließt; insbesondere liefern sie dem Historiker für die Kenntniß der (gegenwärtig im Mittelpunkt der musikwissenschaftlichen Forschung stehenden) älteren Instrumentalmusik einen hochwichtigen Beitrag.

Aber auch vom Standpunkt der heutigen Musikpraxis bietet Abaco außerordentliches Interesse. Seine Kammermusik, die an melodischer Frische und Lebensfülle sich den besten Werken der Zeit beigesellt, trägt ein durchweg eigenartiges, persönliches Gepräge. Es wäre fast nicht zu verstehen, wie ein künstlerisch so werthvoller Erblaß von der Nachwelt überhaupt hat vergessen werden können, wenn uns nicht die Geschichte selbst die Antwort darauf gäbe: Abaco's Schaffen fiel in eine Zeit, die der musikgeschichtlichen Forschung vorerst in den überragenden Heroen die wichtigsten und nächstliegenden Probleme zu lösen gab. Freilich steht der Meister mit seinem Schicksal da nicht allein: denken wir nur an Klemens non Papa, den die Nachbarschaft Orlando di Lasso's in den Schatten stellte, an Alessandro Stradella, Luigi Boccherini, Johann Adam Hiller, der Neueren nicht zu erwähnen. Das aber ist eine der schönsten Aufgaben der Geschichtsforschung, solche unverdient Todten wieder zum Leben zu erwecken!

Aus Sandbergers Darlegungen erfahren wir, daß Felice Evaristo am 12. Juli 1675[3]) zu Verona als Sohn eines Rechtsgelehrten, Damian Abaco, dem Abkömmling einer vornehmen, heute ausgestorbenen Veroneser Familie, geboren und am 14. Juli getauft wurde, daß der Knabe in seiner Vaterstadt studirt und namentlich auf Cello und Geige sich ungewöhnliche Fertigkeiten erworben habe, vielleicht als Schüler, jedenfalls unter dem Einfluß des großen Torelli, über dessen Aufenthalt und Tod der Verfasser scheinbar nur beiläufige, bei näherer Prüfung aber keineswegs nebensächliche, aktenmäßig belegte Berichtigungen bringt. Welch umgestaltender Natur diese sind, erhellt am besten aus einem Vergleich mit dem von Fétis (Biographie universelle) gegebenen Notizen: Hier lesen wir, daß Torelli 1703 Kapellmeister des Markgrafen von Brandenburg in Ansbach gewesen und 1708 daselbst verstorben sei, während aus Sandbergers Angaben (nach den Zahllisten im Archiv von St. Petronio zu Bologna) hervorgeht, daß der Meister Bologna Anfang Dezember 1695 verlassen, am 31. März 1701 aber wieder aufgesucht und seitdem bis zu seinem 1707 erfolgten Tod nicht mehr verlassen habe.

Nicht minder sorgfältig in den Umrissen wird Dall'Abaco's Aufenthalt in Modena gezeichnet. Der Grund seiner Reise dorthin war wohl die Anwesenheit des ausgezeichneten Instrumentalisten und Lehrers Vitali. Hier kam Abaco auch mit dem für die Beurtheilung seiner stilisirten Tänze bedeutungsvollen stile francese in Berührung. 1704 trat er seine Reise nach München an. Hatte der Verfasser schon anläßlich der Modeneser Zeit Abaco's durch einen kurzen Streifblick auf die sozialen Zustände in dieser Stadt, durch den Hinweis auf die daselbst florirenden Notendruckereien und den ob seiner Musikliebe berühmten Herzog Rinaldo den Hintergrund seines Bildes reicher ausgefüllt, so setzt er hier, wo es sich um die zweite Heimath des Künstlers

3) Der durch eine Notiz in Walthers Musiklexikon veranlaßte, auch von Fétis und Wasielewski verbreitete Irrthum bezüglich des Geburtsjahres wird aus den Taufregistern der Pfarrei San Marco in Kürze richtig gestellt (S. XI).

handelt, mit besonderer Wärme ein. Die Verhältnisse am Hof des kunst- und prachtliebenden Kurfürsten Maximilian II. Emanuel, in dessen Dienste Abaco trat, zeichnet er mit kurzen, aber um so kräftigeren Strichen. Wir sehen, wie sich die Situation seit dem Beginne des spanischen Erbfolgestreites verändert hat, wie unglücklich unser Musikus es getroffen: der Herr im Feld, mitten in den Wirrnissen des verhängnißvollen Krieges, er selbst ohne Beschäftigung und Brot; wie er sich endlich entschließt, um Abschied und Geldentschädigung zu bitten, die ihm denn auch gewährt werden. Inzwischen aber ist die Katastrophe auf dem Welttheater hereingebrochen: Max Emanuel flieht nach der Höchstädter Schlacht mit den Resten seiner Armee in die Niederlande. In Brüssel und Mons nimmt der Kurfürst seine alten Theaterfreuden wieder auf; er errichtet nach Pariser Muster eine Académie de musique, eine Opernbühne und bedarf tüchtiger Musiker. Unter ihnen bemerken wir nicht ohne Ueberraschung unsern Dall'Abaco, der dem Kurfürsten nachgereist war und ihm auch später nach dem Fall von Mons überallhin, nach Paris und Versailles, Luxemburg, Namur, Compiègne und zuletzt, nach dem Rastatter Frieden 1715, wieder zurück nach München folgte.

Mit dem zweiten Aufenthalt in München beginnt in Dall'Abaco's Leben eine Wendung zum Besseren. Er tritt in die neu konstituirte Kapelle als Konzertmeister neben Melchior Dardespin, nach dessen Tod er die Stelle als Kammermusikdirektor und den Titel „kurfürstlicher Rath“ erhält. Dadurch wird seine Stellung eine gesicherte und seinem Schaffensdrang entsprechende. Wie sehr ihn der Kurfürst als Menschen und Künstler schätzte, das geht aus seinen Beziehungen zu ihm genugsam hervor; ja wir ersehen aus den Aufzeichnungen des Grafen Maximilian v. Preysing,[4]) daß die Konzerte und „Akademien“ nicht selten in der Behausung Dall'Abaco's abgehalten wurden. Durch den Tod des fürstlichen Gönners und Freundes (26. Februar 1726) hat unser Meister viel verloren. Unter dem Nachfolger Karl Albert, der, um den finanziellen Mißverhältnissen zu steuern, auch bei der Musik das Sparen begann, hat Dall'Abaco den Verlust nicht mehr verschmerzt. Zudem gestalteten sich die Umstände auch insofern nicht günstig, als — unserm vornehmen Tondichter sicher zum Greuel — der Kunstgeschmack am Hofe, besonders unter der Einwirkung der von Neapel ausgehenden Verflachung der italienischen Musik, tiefer und tiefer sank. Was konnte das anders möglich sein, als die endliche Vereinsamung des Meisters, nachdem obendrein die älteren Mitglieder der Kapelle allmählich weggestorben oder ausgeschieden waren. Am 12. Juli 1742 segnete Abaco das Zeitliche, ein trefflicher Künstler, ein vorzüglicher Familienvater und ein treuer Diener seines Herrn.

Der zweite Theil der Sandberger'schen Biographie behandelt den rein kunstgeschichtlichen Theil. Dall'Abaco, der Tonkünstler, ersteht da in seiner vollen Bedeutung. Wir vernehmen, daß der Meister erst spät mit gedruckten Kompositionen vor der Oeffentlichkeit erschien, obwohl er schon längere Zeit komponirt haben mußte. Aber dafür ist jedes seiner Opera, deren wir im ganzen sechs zählen, ein wahrhaftiges „Werk“. Sie rangiren sämmtlich in das Gebiet der Instrumentalmusik und theilen sich in drei

4) Tage- und Jahrbücher, die u. a. über die bemerkenswerthen Veranstaltungen der kurfürstlichen Kapelle auf den Gebieten der Kirchen-, Opern-, Kammer- und Konzertmusik, wie seit 1717 am Münchener Hofe stattfanden, mit durchschnittlicher Genauigkeit Nachrichten geben. Sie wurden vor wenigen Jahren in einem — Produktenladen zu Rosenheim nach rechtzeitig von einem Lehrer entdeckt und durch Verkauf an die Hof- und Staatsbibliothek der Nachwelt glücklich erhalten (S. XXIV).

Gruppen: *Violinsonaten, Kammertrios* und *Konzerte*.[5] Davon erschienen die „XII Sonate da Chiesa“ in Paris, die übrigen Werke in Amsterdam, wohl durch die Opuszahlen nach ihrer chronologischen Folge geordnet, im einzelnen aber nicht datirt. Es war also Aufgabe der Forschung, wenigstens annähernd die Drucklegungsdaten festzustellen. Sie wurde vom Herausgeber in geistvoller Weise gelöst. Besonders dankenswerth ist dann die Erklärung der musikalischen Formen, in denen Abaco sich äußerte, namentlich die viel neues bringende Abgrenzung zwischen den Begriffen Kammersonate und Kirchensonate. Diese erheischt geradezu die Beherrschung der gesammten Instrumentalmusik des 17. Jahrhunderts, die, weil so wenig heute erst davon bekannt geworden ist, nur durch langwierige, mühevolle Spezialstudien errungen werden kann.

In den *Solo*-, resp. *Violinsonaten* steht Dall'Abaco nicht unter Corelli, sondern neben, ja über ihm. Wir haben hier cyklische Formen von nahezu regelmäßiger Viersätzigkeit, durchmischt mit folgenden Formbestandtheilen: Tanzstücke (Chaconne, Passacaglia, Gigue, Menuet, Allemande, Rondeau), in denen französischer Einfluß überwiegt, aber doch gegen Lulli mit modernerer Note; dann hymnenartige langsame Sätze (Adagio, Largo) aus dem Formgebiet der Kirchensonate, in denen unser Meister den Höhepunkt seines Schaffens erreicht. Sandberger sagt von ihnen: „Es sind wahrhafte Hymnen, Gesänge voll Inbrunst und Hoheit, aus dem tiefsten Innern hervorströmende, in weitem Bogen gezogene, oft gleichsam unendliche Melodien. Eine klar-kraftvolle, vielfach erlesene und stets durch strenge Konsequenz bemerkenswerthe Harmonik ist ihr Träger. Der überwiegende Grundzug von Ernst und Tiefe in Abaco's Wesen, aber auch die Erkenntniß des geringen Bestandes äußerlich-menschlicher Größe, die Kurfürst Max Emanuels Schicksale unsern Künstler lehrten, Temperament, Lebenserfahrung und hohe Kunst haben diese Gebilde hervorgebracht. Unter den italienischen Melodien jener Periode gehören sie zu dem Besten, was wir besitzen; sie bestehen vollauf neben den wunderbaren Gesängen eines Steffani, Antonio Veracini und Stradella und wie diese sind sie geeignet, nicht nur der genießenden und lernenden, sondern als ideale Vorbilder auch der schaffenden musikalischen Generation unsrer melodiearmen Zeit neue Reichthümer zu erschließen. Diese Gesänge sind echt italienisch, voll Schönheit und überströmender Wärme, aber vielleicht noch spiritueller als die verwandte italienische Kunst. Von deutschen Tonkünstlern werden sie in ihrer Art nur von Händel erreicht.“[6] Ferner enthalten die Solosonaten kurze Einleitungs- und Ueberleitungssätze, langsame Sätze, deren Schwerpunkt in schlichter, liedmäßiger Melodik beruht, Andantes, Adagios und Largos, in denen eine Melodie vom figurirten Baß begleitet oder ein melodisches Motiv thematisch (imitatorisch) durchgearbeitet ist. Der Eindruck dieser Werke ist ein geschlossener; Sandberger hebt in seiner brillanten Analyse der einzelnen Stücke den Schwung der Stimmführung und den seltenen Reichthum an dialektischen Künsten hervor.

Im *Kammertrio* strebt Abaco sichtlich „die idealen Momente des da chiesa-Charakters“ zu betonen. Er bewegt sich darum selbst in den eingestreuten Tanzformen manchmal überraschend streng; „durch das ganze op. 3 geht ein Zug hoheitsvoller Würde, zu dem sich zahlreiche Aeußerungen einer anmuthsvollen Melancholie gesellen.“ Die Theilformen der Triosonate sind im wesentlichen keine anderen als die der Solosonate, nur eben der da chiesa-Tendenz entsprechend modifizirt. Wir finden daher ein Vorschlagen der verstandesmäßigen Schreibweise: Fugen und fugirte Sätze; dann arienmäßige Gebilde von langsamer Bewegung und feinstilisirte Tänze.

In seinen Konzerten hat Dall'Abaco die verschiedenen zeitgenössischen Konzertformen zur Anwendung gebracht. Unter anderem ist sein op. 2 auch inhaltlich wichtig für die Vorgeschichte des Streichquartetts; hier schreibt er auch vollstimmige Stücke mit gelegentlicher Lostrennung von Soloinstrumenten. Und in op. 5 ist die solistische Abtrennung mehrerer Instrumente sogar zum Prinzip erhoben; da haben wir das vollendete Concerto grosso, in dem überdies Abaco als Erster *Holzblasinstrumente* gebraucht; in op. 6 erscheint eine Solovioline exponirt, das heißt, die concerti à più instrumenti sind Violinkonzerte im modernen Sinne. Freilich stehen die Werke 5 und 6, weil unter dem Einfluß der Neapolitaner, nicht mehr ganz auf der Höhe.

Abaco hat also die Solo- und Triosonate, das vollstimmige Konzert und das concerto grosso, sowie das Konzert für die Soloviolinе angebaut — innerhalb der Beschränkung auf die Instrumentalmusik eine gewiß vielseitige Thätigkeit. Er ist — so faßt Sandberger die Resultate seiner Untersuchungen zusammen[7] — einer der letzten Vertreter der alten Würde und Hoheit in der italienischen Instrumentalmusik, er bildet mit seinen Werken in späteren Jahren zu München das Hauptbollwerk gegen die heraufziehende Uebermacht der neapolitanischen Schule, wenn auch die Einflüsse der neuen Tonwelt an seinen letzten Schöpfungen nicht ganz spurlos vorübergegangen sind. Seine Begabung neigte, entsprechend seinem ernsten Temperament, zu ernsten und tiefgewurzelten Tongestalten. Sie ist aber so stark in der Harmonik, wie in der Melodik, deren Ergüsse voll Ebenmaß und Schwung schlechthin Eingebungen des Genius genannt werden können. Daß er den neuitalienischen Regungen später mehr ausgesetzt war, resultirt aus seiner Nationalität: er war eben Italiener. Die französischen Einflüsse aber, denen wir ihn schon früh sich hingeben sehen, vermochten ihn nicht derart zu erfüllen, daß sie auf sein Schaffen einen Druck hätten ausüben können, dazu war Abaco eine zu starke Natur; im Gegentheil, sie bethätigten auf ihn, wie bei Torri, eine konservirende Kraft.

Nach diesem Resumé wendet sich der Verfasser zum Kapitel der ebenso wichtigen wie diffizilen Editionstechnik: bezüglich der Schreibart Abaco's, ihrer musikalischen Besonderheiten, der Accidentien, des Vergrößerungspunktes, der Generalbaßschrift und der Schlüsselfrage. Was uns davon am meisten interessirt, ist die brennende basso continuo-Frage, für die hier ein Modus gefunden ist, der zweifellos prinzipielle Bedeutung hat, da er dem Gelehrten und dem Praktiker in gleicher Weise Rechnung trägt. Die Stücke sind nämlich so wiedergegeben, daß unter der originalgetreuen Partitur der Continua, der bei den verschiedenen Stücken von verschiedenen Fachleuten in freier Weise bearbeitet wurde, spielfertig ausgesetzt ist. Diese Editionsart gründet auf der historischen Ueberlegung, daß die Vertheilung der Continuobearbeitung genau der Thatsache entspricht, daß seiner-

[5]) Zwölf Kammersonaten für Violine und Cello oder Cembalo solo op. 1. — Kirchenkonzerte à 4 für zwei Geigen, Alto Viola, Cello und basso continuo op. 2. — 12 Sonaten da Chiesa o di Camera a 3 voci für zwei Violinen, Cello und basso continuo op. 3. — Sonaten da Camera für Violine und Cello op. 4. — Konzerte für mehrere Instrumente op. 5 und 6.

[6]) Text S. XLII.

[7]) Vgl. Text S. LIV ff.

zelt derselbe Continuo von verschiedenen Künstlern traktirt worden ist, und daß die Cembalisten wie Organisten am Münchener Hofe sowohl verschiedener Nationalität, als auch verschiedener Kunstanschauung gewesen sind; dementsprechend fiel auch damals die Begleitung der Stücke verschieden aus, je nachdem der Eine oder der Andere an Orgel oder Klavier saßen. — So hat dementsprechend Sandberger die Continuobearbeitung mit Dr. Hugo Riemann in Leipzig und Kammermusiker Franz Bennat getheilt. Die Zuweisung der einzelnen Gebiete ist insoferne glücklich ausgefallen, als jeder Bearbeiter die Theile erhielt, die seiner Individualität offenbar am meisten zusagen: Sandbergers Continuos (op. 2 Nr. 8 und 9) treten durch charakteristische Tönung des Klanges und einen meisterhaften Kontrapunkt heraus; im letzten Adagio finden wir eine schwungvolle Melodie ganz frei hinzu improvisirt. Bennats Stücke (op. 4) sind schlichter, aber von nicht minder ausgezeichneter Klangwirkung, während Dr. Riemann (op. 1, 2 und 3 Nr. 4 und 5) den Schwerpunkt auf kunstreiche kontrapunktische Ausgestaltung verlegte.

Endlich erübrigt noch, von den zahlreichen neuen Ergebnissen zu reden, die wir Sandbergers Abhandlung nebenbei verdanken. Wir haben schon oben kurz erwähnt, von welch großer Wichtigkeit die gleich Eingangs beiläufig gegebenen neuen Aufschlüsse über das Leben des Torelli sind. Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung kommt der Verfasser zu einer nach unsern bisherigen Kenntnissen überraschenden Neuschätzung dieses Künstlers, derzufolge Torelli nicht, wie man (nach Quantz) lang angenommen hat (in seinem op. 8) der erste Komponist ist, welcher Concerti grossi schrieb. Vielmehr ergab sich, daß schon im Jahre 1698 der Lucchese Giovanni Lorenzo Gregori einen Band Concerti grossi veröffentlichte. Ferner war es auch nicht Torelli, der den Namen Konzert in der Instrumentalmusik eingebürgert hat; da nachweislich schon früher andere Tonsetzer mit Konzerten hervortraten. Torelli's Neuerung besteht lediglich in der einfachen Besetzung der Concertinogruppe.

Von hohem Interesse sind des weiteren die Angaben über die Münchener Instrumentisten Jacques Loeillet, Giuseppe Antonia Bescianello und Fr. S. Schuhbauer, über Abaco's Familie, deren Existenz, resp. Schaffen erhellt worden ist, über das bisher ziemlich unklare Verhältniß zwischen den einzelnen Musikchargen an der Münchener Kapelle, dem Kammermusikdirektor, dem Hof- und Vizekapellmeister und den Konzertmeistern, deren Wirkungskreis und Pflichten zum erstenmal genau präzisirt werden, über die Musikpflege am Hofe Max Emanuels, für deren Kenntniß die schon genannten Tage- und Jahrbücher des Grafen Preysing eine ergiebige Fundgrube bilden, u. a. m. Sehr werthvoll sind ferner die knappen und übersichtlichen Ausführungen über die Tanzformen des 17. und 18. Jahrhunderts, dann die kritischen Exkurse auf die von David an der Tommaso Vitali'schen Ciaconna für Soloviolino gemachten Aenderungen und die wohl auf langjährigem Sammelfleiß beruhenden bibliographischen Angaben zahlreicher Solosonaten (da chiesa und da camera), Triosonaten und Konzerte, die eine geradezu staunenswerth reichhaltige Literatur vor uns aufrollten.

So zurückhaltend Sandbergers Abaco-Monographie anhebt, schon nach den ersten Linienzügen gibt sie mehr, als eine einfache Lebensbeschreibung; sie vergrößert sich im weiteren Verlaufe mit der denkbarsten Freiheit zum bedeutungsreichen Geschichtsbild, das nicht nur die schärfste Charakteristik des äußeren Individuums, sondern, um mit Spitta zu reden, auch durch die weitausgreifende Zeichnung des Hintergrundes, d. i. der politischen und geistigen Entwicklung des in Betracht kommenden Landes die unentbehrliche Grundlage zum Verständniß und zur richtigen Würdigung der Persönlichkeit Dall'Abaco's erhält. Und dabei ist die Form, in der sich die stoffliche Darlegung abwickelt, von bemerkenswerther Knappheit und Durchsichtigkeit. Der Leser sieht die oft recht komplizirten Details sich natürlich und fließend ineinanderschieben und vermag die Quellen mühelos bis an die entferntesten Ausgangspunkte hin zu verfolgen. So erheben denn die Wahl des Meisters wie die Auslese seiner Stücke, deren Wiedergabe wie die fast zu einem selbständigen Buch gewordene Einleitung den ganzen Band zu einer musikwissenschaftlichen Leistung ersten Ranges. Mögen recht viele gleichwerthige Publikationen unsrer alten bayerischen Meister nachfolgen! Staunend wird man dann dereinst sich fragen, wie es geschehen konnte, daß solche Schätze alter Kultur Jahrhundertelang im Schoß der Vergangenheit schliefen.

Das Vorwort wird mit dem Bemerken geschlossen, daß durch Ausgabe von gleichlautenden Stimmen zu den vorgelegten Werken der heutigen Musikpraxis das Material an die Hand gegeben werde, mit einer Wiederbelebung Evaristo Felice Dall'Abaco's sogleich zu beginnen. Möge nun auch die ausübende Künstlerwelt thun, was ihres Amtes und — ihre Pflicht ist!

Dr. Theodor Kroyer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Schriften zur Schulreform aus dem Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel und Leipzig; 1. E. Dahn: Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform. 1900. 164 S. Preis 2 M. — Die Schrift ist die Erweiterung eines Vortrags, den der Verfasser am 7. Oktober 1899 auf der sechsten Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens in Marburg gehalten hat. Den Standpunkt des Verfassers kennzeichnen am besten die folgenden Leitsätze (S. 102 u. ff.). Es muß gefordert werden: 1. Beseitigung jeder fremden Sprache aus der Sexta und Quinta der höheren Schulen; 2. Wegfall der Uebersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprachen bei der Prüfung; 3. Beschränkung des Lehrstoffs, damit die Hetzpädagogik aufhöre und wir uns wieder mehr der Erziehung der Jugend widmen können; 4. Wegfall der übermäßigen Uniformirung aller Schulen; 5. Wegfall der übermäßigen Zentralisation und des dadurch hervorgerufenen Drucks von oben; 6. dem Lehrer wird das etwas beschränkte Lehrpensum vorgeschrieben, wie er es aber den Schülern einprägt, das ist seine Sache; 7. es muß mehr auf die Begabung der Schüler Rücksicht genommen und zu diesem Zweck mehr Freiheit der Bewegung zugebilligt werden; 8. ein verhängnißvollerer Irrsinn kann doch gar nicht gedacht werden, als daß der ganze Unterricht nach den Dummen zugeschnitten werde; 9. die Gleichberechtigung der drei höheren Schulen: Gymnasium, Realgymnasium, Ober-Realschule. Der Verfasser vertritt diese Forderungen in dem von ihm herausgegebenen Pädagogischen Archiv, sowie auf Versammlungen, in der Presse ꝛc. aufs energischste, und Referent stimmt ihnen voll und ganz bei. Es kommt nicht eher Ruhe ins höhere Schulwesen, als bis sie ganz oder doch ihrem wesentlichen Inhalt nach erfüllt sind. — 2. Wilhelm Busch: Konfession und höheres Schulwesen in Preußen. Zugleich ein Beitrag zur Parität. 1899. 107 S. Preis 2 M. Der Verfasser widerlegt zunächst durch außerordentlich zahlreiches statistisches Material die Behauptung Ultramontaner, daß im höheren Schulwesen Preußens die Katholiken zurückgesetzt würden. Der Thatsache gegenüber, daß die Zahl der katholischen Schüler höherer Lehranstalten geringer ist als nach dem Verhältniß der Katholiken zur Gesammtbevölkerung zu erwarten

wäre, kann man ja doch nichts anderes thun, als die Aufforderung an die katholische Bevölkerung zu richten, ihre Söhne doch häufiger als bisher in höhere Lehranstalten zu schicken. Im Anschluß daran kommt der Verfasser zu Ausführungen allgemeinerer Art, die er zuletzt in die Forderungen zusammenfaßt, daß 1. alle höheren Schulen als paritätisch im christlichen Sinn anzusehen und zu behandeln seien, 2. daß alle höheren Schulen zu verstaatlichen seien, und 3. daß wir endlich wieder einmal eine feste Grundlage für unser höheres Schulwesen bekommen möchten — Forderungen, die Referent für ganz selbstverständlich hält. — 3. Dr. Heinrich Schröder: Justitia regnorum fundamentum. Nothgedrungene kritische und antikritische Beiträge zur Statistik des höheren Lehrerstandes in Preußen. 4. Aufl. 1899. 80 S. Preis 1 M. 4. Dr. Heinrich Schröder: Im Kampf ums Recht. 5. Aufl. 1900. 81 S. Preis 1 M. 5. Dr. Heinrich Schröder: Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. 3. Aufl. 1900. 72 S. Preis 1 M. Der verdienstvolle Vorkämpfer der Gleichstellung der Oberlehrer mit den Richterbeamten in Preußen hat natürlich Gegnerschaft und Widerlegungsversuche erfahren; die vorliegenden drei Schriften beschäftigen sich mit diesen „Widerlegungen", wie schon die Titel andeuten. In der ersten handelt es sich um die verunglückte Rede des Hrn. Regierungskommissärs Tilmann im preußischen Abgeordnetenhause vom 13. März 1899, in der zweiten um einen Aufsatz des Göttinger Universitätsprofessors Lexis in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", 3. Folge, Band 18, 1899, die dritte endlich ist eine Art Nachlese zu beiden und enthält außerdem eine Anzahl Zuschriften von Universitätsprofessoren an den Verfasser über die gleiche Angelegenheit. Da der Inhalt der drei Schriften als Kampfschriften uns Süddeutschen etwas ferner liegt, so bietet er uns nur das Interesse, das wir an dem Kampf einer so wichtigen Beamtenkategorie wie die Oberlehrer um Gleichstellung mit den anderen Beamtenkategorien im größten deutschen Staat nehmen. Aber die glänzende Darstellung des Verfassers, seine unbarmherzige Logik, seine klare und scharfe, von Lessing'schem Geist durchzogene Sprache machen die Lektüre dieser Schriften auch, abgesehen von dem Inhalt, zu einem Genuß. Sie bilden zusammen mit den schon früher von Schröder herausgegebenen Schriften in dieser Sache — Oberlehrer, Richter, Offiziere — Ausgleichende Gerechtigkeit — Der höhere Lehrerstand in Preußen — ein vorzügliches Mittel zur Orientirung über den Stand der Angelegenheit im führenden deutschen Staate. — 6. Hans Urbanus: suum cuique. Ein Wort über die Stellung der Oberlehrer an staatlichen und städtischen Schulen. 1900. 23 S. 60 Pf. Die Mißstände, die in Preußen dadurch hervorgerufen werden, daß ein Theil der höheren Schulen staatlich, ein anderer Theil städtisch oder stiftisch ist, erinnern lebhaft an manche analogen Zustände bei uns in Bayern, die durch die Unterscheidung zwischen Kreis- und Staatsanstalten entstanden sind. Die Mißstände werden in der vorliegenden Schrift besprochen, und zum Schluß werden einige, leider recht allgemein gehaltene Forderungen aufgestellt, von deren Erfüllung der Verfasser sich Besserung verspricht. — 7. Nothschrei eines wissenschaftlichen Hülfslehrers an den preußischen Landtag, die Behörden und das Publikum. 1900. 27 S. Der anonym bleibende Verfasser gibt dem Hülfslehrer-Elend, wie es sich jetzt auf den preußischen staatlichen Anstalten infolge der Erschwerung der Anstellungsbedingungen, der übergroßen Zahl von Hülfslehrerstellen und noch einiger anderer Umstände herausgebildet hat, beredten Ausdruck. Die Zustände, die da geschildert werden, sind des großen preußischen Staates, der sich auf die Organisation seiner Schulbildung so viel zugute thut, einfach unwürdig und sollten baldigst beseitigt werden. Freilich ist auch bei uns nicht alles Gold, was glänzt! H.

M. Eine neue Erklärung der Aldobrandinischen Hochzeit. Wohl kein Ueberrest des klassischen Alterthums hat im vorigen (18.) Jahrhundert eine größere Rolle gespielt, als das Bild mit der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, das unter Clemens VIII. (1592—1605) auf dem Esquilin gefunden, zunächst in den Besitz des Kardinals Cintio Aldobrandini überging und nach Wanderungen durch verschiedene Hände 1818 durch Pius VII. in der vatikanischen Bibliothek seine Allen zugängliche Ruhestätte fand. Poussin hat es in Oel gemalt, nach diesem im Palaste Doria befindlichen Gemälde wurde es gestochen; fast keine Antike ist häufiger in Winckelmanns Werken citirt, und eine farbige Zeichnung, die Heinr. Meyer machte und Goethe schenkte, wurde in Deutschland in einem von Seiffert gemachten Stich vielfach verbreitet. Meyers Zeichnung hing bei Goethe in dem sogen. Deckenzimmer über einem rothen Kanapee. Eckermann schreibt darüber am 14. Oktober 1823: „Das Bild war bei zur Seite geschobenen grünen Vorhängen in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten. „Ja," sagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein, wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es uns dachten." — Sämmtliche Erklärer (s. die Literatur bei Helbig, Führer durch die Antiken Roms, II, Nr. 1002) sahen bisher in dem Bilde mehr oder weniger den Moment, wo die Braut im Hause des jungen Gatten von Aphrodite oder Peitho vorbereitet wird, diesen, den erwartungsvoll vor der Thüre sitzenden prächtigen jungen Mann mit dem Epheukranz, im gemeinschaftlichen Gemach zu empfangen. Im einzelnen war man über verschiedenes uneinig. Jetzt kommt Karl Robert, Archäologische Nachlese, Hermes 1900, IV, S. 657 ff., zu einer neuen, wie es scheint, sicheren Umdeutung der ganzen dargestellten Scene: Robert hat vergeblich nach einem Beleg gesucht, daß nach griechischer Sitte — und das Bild ist aus der Zeit Alexanders des Großen — die Braut den Thalamos allein betritt und dem Bräutigam erst später Einlaß gewährt. Am meisten aber befremdet die Erscheinung des angeblichen Bräutigams. Alle menschlichen Figuren des Bildes sind in der Tracht des täglichen Lebens dargestellt, die Braut in der mit peinlicher Genauigkeit dargestellten hochzeitlichen Tracht. Dazu paßt doch kein Bräutigam in heroischer Nacktheit mit einem nachlässig über den Oberschenkel geworfenen Gewand! Der nackte gebräunte Jüngling gehört zu den göttlichen Figuren des Bildes: Es ist neben der Zurederin Aphrodite und der salbenspendenden Charis als Dritter der göttliche Hymenaios. Damit spielt die Aldobrandinische Hochzeit nicht im Thalamos des neuen Haushalts, sondern im Elternhaus, im Parthenon der Braut. Diese harrt sinnend des Moments, wo sie aus dem Hause der Kindheit abgeholt wird, wozu man den Hochzeitszug vorbereitet. Sie hat sich erst zu zeigen, wenn der Abendstern am Himmel steht. Auf der rechten Seitenscene zeigt sich die Vorbereitung zum Zuge: Die Zitherspielerin, nach Tracht und Ausdruck eine gemiethete Musikantin; das Mädchen, das den Deckel vom Thymiaterion abhebt, eine Sklavin; die majestätische Gestalt, die im violetten Mantel mit der Blätterkrone dazwischen steht, die Nymphentria, die Brautführerin. So klar wie die Mittelscene mit dem den Hochzeitszug erwartenden Hymenaios und die rechte Seitenscene nach Roberts Deutung sind, so bleibt auch für ihn die linke Seitenscene zweifelhaft in der Auslegung. Das Brautbad mußte längst vorüber sein, so daß die Matrone unmöglich in dem Becken die Temperatur des zum Bade bestimmten Wassers prüfen kann. (Der Umstand, daß das Brautbad im elterlichen Hause genommen wurde, schließt die frühere 300jährige Deutung, wonach die Mittelscene im Thalamos spielte, gänzlich aus.) Auch ist es ganz unbegreiflich, daß das Badebecken auf diesem hohen Untersatz stehen soll. Robert denkt an ein Besprengen der Braut mit Weihwasser aus diesem Becken beim Verlassen des jungfräulichen Gemachs und das Perirrhanterion, Sprengkessel, entspräche dann der Schilderung eines solchen bei Pausanias (X, 26, 9): ein Untergestell von Stein und darauf ein ehernes Waschgefäß.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Gesammtsitzung vom 8. November. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Stumpf las: Ueber Tonsystem und Musik der Siamesen. Er hat die Orchesterinstrumente der von Boosra Mahin geführten siamesischen Theatertruppe mit dem Tonmesser untersucht und gefunden, daß ihre Leiter aus sieben geometrisch gleichen Stufen besteht, wodurch

eine schon von A. J. Ellis behauptete auffallende Thatsache zur Sicherheit erhoben wird. Er stellt Vermuthungen über die Entstehung solcher Leitern auf und legt die von ihm und Dr. Abraham phonographisch aufgenommenen Melodien vor, sowie eine vollständige Orchesterpartitur, deren Eigenthümlichkeiten er erläutert. — 2. Hr. Köhler las: Ein Nachtrag zum Lebenslauf des Epikureers Philonides. Es werden Inschriften, die sich auf Philonides und seine nächsten Angehörigen beziehen, nachgewiesen und eine Stelle im *Bios* besprochen. — 3. Hr. Kohlrausch las: Ueber das elektrische Leitvermögen von Lösungen der Alkali-Jodate und eine Formel zur Berechnung von Leitvermögen. Die früher durchgemessene Gruppe der Chloride und Nitrate der Alkalimetalle wird durch die Jodate ergänzt. An den neun Körpern wird dann gezeigt, daß die Leitvermögen ihrer Lösungen sich innerhalb der Versuchsfehler durch einen Ausdruck darstellen lassen, der durch Verallgemeinerung einer von Rudolphi gegebenen Formel entsteht. — 4. Derselbe legte vor die Abhandlung der HH. Prof. L. Holborn und Dr. Arthur Day in Charlottenburg: Ueber die Ausdehnung von Platin, Platiniridium, Palladium, Silber, Nickel, Eisen, Stahl und Constantan in hoher Temperatur. Die Wärmeausdehnung der genannten Metalle wird mittelst elektrischer Heizung zum erstenmal bis 1000°, bezw. bis zu den Temperaturen verfolgt, in denen die Körper dauernde Zustandsänderungen erleiden. Den Anstoß zu der Untersuchung gab das Bedürfniß, die Ausdehnung eines Luftthermometergefäßes für hohe Temperaturen genau zu kennen. Die Resultate lassen sich durch quadratische Formeln darstellen. — 5. Hr. v. Bezold legte vor: Wissenschaftliche Luftfahrten, herausgegeben von R. Aßmann und A. Berson. 3 Bde. Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig 1900. — 6. Hr. Sachau legte vor: Mittheilungen des Seminars für orientalische Sprachen, herausgegeben von dem Direktor Prof. Dr. E. Sachau. III. W. Spemann. Berlin 1900. — 7. Der Vorsitzende legte vor: Thesaurus linguae latinae editus auctoritate et consilio academiarum quinque germanicarum Berolinensis Gottingensis Lipsiensis Monacensis Vindobonensis vol. I fasc. I. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri MDCCC. — Die Akademie hat das auswärtige Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Hrn. Max Müller in Oxford am 28. Oktober durch den Tod verloren.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Georg Thilenius ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Breslau ernannt worden.

* **Halle.** Nach einer im „Staats-Anzeiger“ veröffentlichten Bekanntmachung des Kultusministeriums ist auf Grund der Vorschriften betreffend die Prüfung der Nahrungsmitteltechniker, den staatlichen Anstalten zur technischen Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln, an denen die praktische Ausbildung erworben werden kann, das landwirthschaftliche Institut der hiesigen Universität gleichgestellt worden.

* **Greifswald.** Zum Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität ist, wie man der „Frkf. Zeitung“ mittheilt, Hr. William G. Lovell ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Man schreibt der „Frkf. Ztg.“ aus Zürich: Der langjährige Privatdozent für Philosophie an der hiesigen Universität Dr. J. Kreyenbühl ist von seiner Lehrthätigkeit zurückgetreten. — Im Jahre 1899—1900 haben an der Universität Basel eine, an der Universität Lausanne fünf Damen promovirt, sämmtlich Medizinerinnen. Die Baseler Doktorin ist aus Kanton Basel-Stadt, die Lausanner sind alle aus Rußland gebürtig.

* **Aus den Niederlanden.** Der Privatdozent J. Ph. Vogel von der Universität Amsterdam ist, wie der „Frkf. Ztg.“ berichtet wird, von der indischen Regierung zum archäologischen Aufseher über das Pendschab, Belutschistan und Adzimire ernannt worden.

* **Aus England.** A. W. Hughes, Professor der Anatomie am King's College in London, ist im Alter von 39 Jahren gestorben.

* **Neue Kataloge.** Friedrich Meyer, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 24 (Ulrike v. Levetzow). — J. Ricker, Gießen: Antiquariatskatalog Nr. 37 (Theologie). — E. Carlebach, Heidelberg: Antiquariatsverzeichniß Nr. 240 (Medizin). Ditto Nr. 239 (Naturwissenschaften, Mathematik, Land- und Forstwissenschaft). — Herder, Freiburg i. Br.: Mittheilungen Nr. 10. — Dr. H. Lüneburg, München: Antiquariatskatalog Nr. 31 (Afrika). — H. Hugendubel, München: Antiquariatskatalog Nr. 8 (Bavarica). — 29. Kunst-Auktion von S. Kende, Wien: Sammlungen von Prof. Dr. J. J. Pohl. — Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig: Sammlung der Illustrirten Monographien. — L. Liepmannssohn, Berlin: Katalog 145 (Musik-Literatur). — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 253 (Zentral-Amerika). — A. Weigel, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 55 (Seltene und gesuchte Bücher, Bibliothekswerke, Kultur- und Sittengeschichte, Curiosa, Geschichte, Literatur, Kunst). — Th. Ackermann, München: Antiquariatskatalog Nr. 489 (Schriften über Freimaurerei, Illuminaten, Rosenkreuzer ꝛc.). — J. H. Ed. Heitz, Straßburg: Verlags-Verzeichniß (I. Kunst und Kunstgeschichte; II. Schriften über Elsaß-Lothringen; III. Theologie, Philosophie; IV. Geschichte, Biographie, Kulturgeschichte, Geographie). Oktober 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Theorie von der Verfassungswidrigkeit eines Minimalzolltarifs.

I.

Die Rolle der Legislativ- und Exekutivgewalt beim Abschluß von Handelsverträgen bestimmt sich in den Staaten mit Repräsentativsystem unter der Herrschaft zweier rivalisirender Interessen.

Vom Standpunkt der *inneren* Gesetzgebung kann die gesetzgebende Gewalt als unmittelbare Vertreterin des Volkes und als Bürgin der öffentlichen Freiheiten beim Abschluß solcher Verträge mit gutem Recht eine entscheidende Rolle fordern. Es scheint theoretisch sogar richtig, daß die Nation direkt durch die Vermittlung ihrer Abgeordneten verhandelt. Die Handelsverträge sind in der That rechtlich Handlungen der Staaten, welche sie binden und für die Zukunft verpflichten; ein Vertrag ist im internationalen öffentlichen Recht wie im Privatrecht nur unter der Voraussetzung der Zustimmung und der Rechtsfähigkeit der Parteien gültig. Ist es nun richtig zu sagen, daß die Nation zustimmt, in einer so ernsten Angelegenheit alle ihre Rechte an den gesetzlich *unverantwortlichen* Träger der Exekutivgewalt zu delegiren? Ist es richtig, den Staatschef (auch unter normalen Verhältnissen) als fähig zu erachten, das Volk nach seinem Willen, ohne die Intervention des Gesetzes zu binden und zu lösen? Die bejahende Antwort erscheint unzulässig. Denn die Verträge sind Gesetze, viel strenger als die Gesetze im gewöhnlichen Wortsinn, weil im Prinzip ihre Lösung nur aus dem gleichzeitigen Einverständniß der vertragschließenden Nationen resultiren kann. Auch durch ihren Gegenstand erwerben sie eine *vitale* Wichtigkeit. Wenn ein Gesetz nöthig ist, um Rentengüter zu begründen, um Schutzanlagen gegen Hochwasser aufzuführen, so sind das Dinge von unbestreitbarer Wichtigkeit. Viel wichtiger aber ist es, wenn es sich darum handelt, den Austausch der Arbeit von Volk zu Volk zu regeln. Da erscheint es unzulässig, daß man der ganzen Nation, vielleicht gegen den Willen des Kernes derselben, nachtheilige Handelsverträge auferlegt, die geeignet sind, die Interessen der nationalen Arbeit zu schädigen oder gar die heimische Landwirthschaft und Industrie zugrunde zu richten. Die Exekutivgewalt darf unter keinen Umständen das Lösegeld ihrer eigenen Fehler von der Nation bezahlen lassen. Das sind in Summa die hauptsächlichsten Argumente, die für die Berechtigung und Nothwendigkeit der Intervention der Legislative geltend gemacht werden.

Vom internationalen Standpunkt gelangt man zu ganz anderen Schlüssen. Das richtig verstandene Interesse des Staates räth, die Leitung der Vertragsverhandlungen in die Hände der Exekutive zu legen. Wo es sich um Thaten des Moments handelt, da ist sowohl stille Ueberlegung und ruhige Prüfung der Verhältnisse und Aussichten als Einheit des Willens und rasche Durchführung der gefaßten Entschlüsse nöthig, und beides ist bei den schwerfälligen und zugleich von Parteien bewegten Kammerverhandlungen nicht möglich.[1] Die Exekutive allein ist in der Lage, die besten Gelegenheiten für den vortheilhaften Abschluß von Handelsverträgen wahrzunehmen, sie allein kann die — diplomatische Geschmeidigkeit und Klugheit erfordernden — Verhandlungen zu einem guten Ende führen; sie allein kann die nöthigen Garantien der Freiheit und Unabhängigkeit bieten, „die nicht in jedem Augenblick durch die Drohung einer unbequemen und gefährlichen Kontrole beeinträchtigt wird".

Je nachdem das eine oder andere dieser beiden Prinzipien vorherrscht, ist die Rolle des Parlamentes erweitert oder beschränkt. Wenn man die öffentlichen Freiheiten in den Vordergrund rückt, so ist die Omnipotenz des Parlaments das natürliche Resultat; wenn man aber die Nothwendigkeit anerkennt, dem Staate eine präponderirende Rolle zu sichern, wird man danach streben, die Befugnisse des Parlaments in den engsten Grenzen zu halten. Die absoluten Monarchien des alten Europa erfaßten nahezu ausschließlich den letzten Gesichtspunkt, und das war um so begreiflicher, als in dieser Zeit der monarchischen Omnipotenz das Dogma von der Volkssouveränität erst seine ersten Schatten vorauswarf. In unsern Tagen, „unter dem unwiderstehlichen Impuls der demokratischen Strömung", treten die Kammern beim Abschluß von Handelsverträgen mehr und mehr in den Vordergrund. Gewisse Länder sind auf diesem Weg so weit gegangen, daß sich die Nothwendigkeit einer Reaktion herausgestellt hat.[2] Gegenwärtig scheint die Tendenz der Einigung auf einer Mittellinie zu prävaliren: der Exekutive verbleibt die Initiative, die diplomatische Aktion; das Parlament intervenirt sodann, um den Vertrag zu genehmigen.

Die Frage ist zunächst mit Beziehung auf Deutschland zu untersuchen.

* * *

Der Artikel 11 Absatz 1 der Deutschen Reichsverfassung ermächtigt den Kaiser, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Frieden zu schließen *und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen.* Absatz 3 fügt die Regel hinzu:

[1] Bluntschli, Allgemeines Staatsrecht, II, pag. 87.

[2] Wie *Frankreich* durch die Konstitution vom 22. Frimaire des Jahres VIII; die Konstitution vom 4. November 1848 bezeichnet die oben visirte Reaktion.

Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, die nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören,[3]) ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrathes und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstages erforderlich.

1. Das Recht des Kaisers ist nicht absolut, es ist beschränkt und herabgemindert durch das Recht des Bundesrathes und des Reichstages. Der Souverän hat das Recht, mit der Zustimmung des Bundesrathes Handelsverträge abzuschließen, wann und wie es ihm gefällt, und der Reichstag hat das Recht, den ihm vorgelegten Verträgen die Genehmigung zu ertheilen oder zu versagen. Ein ablehnendes Votum des Reichstages macht das kaiserliche Recht unwirksam. Die vorgängige Zustimmung des Bundesrathes ist eine Präventivgarantie, die, selbst vom internationalen Gesichtspunkt, für die zur Vollgültigkeit des Vertrages nöthige Sanktion des Reichstages keinen Ersatz bietet.

Die Rolle des Reichstages ist wesentlich passiv. Er kann nur seine Meinung ausdrücken über den Vertrag, der ihm unterbreitet wird, und er kann durch ein ablehnendes Votum in einer allgemeinen Form die Handelspolitik der Reichsregierung tadeln. Er hat höchstens noch das Recht, die Reichsregierung aufzufordern, in diesem oder jenem Sinne zu verhandeln.

Unter keinem Vorwand aber kann er bei den Vertragsverhandlungen interveniren und das Initiativrecht, das der Regierung in seiner ganzen Integrität verbleiben muß, beschränken: er kann der Regierung nicht untersagen, unter diesen oder jenen Bedingungen zu unterhandeln, er kann nicht zum voraus einem Vertrag, der in diesem oder jenem Sinn abgeschlossen werden wird, die Genehmigung versagen, noch a fortiori die Verhandlungen überwachen.

2. In welcher Form vollzieht sich die Sanktion der Legislative?

Im Prinzip autorisirt das Gesetz die Ratifikation des abgeschlossenen Vertrags. Diese Autorisation kann unter gewissen Bedingungen auch zum voraus gegeben werden. Dieses Faktum ist für die Frage der Verfassungsmäßigkeit oder Verfassungswidrigkeit eines Minimalzolltarifs von entscheidender Bedeutung.

* * *

Es erhebt sich nämlich jetzt die Frage: Welche Wirkung hat die eventuelle Einführung eines Minimaltarifs in das deutsche Zollgesetz auf die Initiative der Exekutivgewalt hinsichtlich des Abschlusses von Handelsverträgen?

Die Aufstellung eines Minimaltarifs, sagt man, ist in Deutschland verfassungswidrig.[4])

Es erscheint uns zunächst nöthig, festzustellen, daß das Verdienst, die Lehre von der angeblichen Verfassungswidrigkeit des Minimaltarifs entdeckt zu haben, nicht der „National-Zeitung" oder den deutschen Freihändlern, sondern den französischen Freihändlern François Deloncle und Felix Faure gebührt. Um das zu beweisen, müssen wir uns etwas in die französische Verfassung vom 16. Juli 1875 und ihre Interpretation und Anwendung vertiefen.

Der Artikel 8 des Verfassungsgesetzes (unter Weglassung der uns hier nicht interessirenden Bestimmungen) lautet:

„Le Président de la République négocie et ratifie les traités. . . .

Les traités de commerce ne sont définitifs qu'après avoir été votés par les deux Chambres."

Aus der Redaktion dieses Textes resultirt, daß der französische Staatschef das Recht hat, Verträge einzugehen, und daß die parlamentarische Prärogative darin besteht, die Verträge, die nach Labands Theorie vor ihrer Ratifikation im Rechtssinn überhaupt noch keine Staatsverträge, sondern lediglich Vertragsentwürfe[5]) sind, zu genehmigen oder abzulehnen. Das pouvoir exécutif proponirt, das pouvoir législatif disponirt.

Alle Welt ist über diesen Grundsatz einig; aber seine Anwendung hat mit Rücksicht auf die Handelsverträge, ein Gebiet, „auf dem sich die französischen Kammern be-

---

[3]) Was bei Handelsverträgen der Zoll ist.

[4]) „Das Verlangen nach der Feststellung eines Minimaltarifs ist nicht nur handelspolitisch verderblich, sondern auch in Deutschland verfassungswidrig. Der Kaiser hat das Recht, Verträge mit fremden Staaten zu schließen. Soweit sich dieselben auf Gegenstände der Reichsgesetzgebung beziehen, ist zum Abschluß die Zustimmung des Bundesraths und zur Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags erforderlich. Wird diese verweigert, so kann an die Wähler appellirt werden. Die verfassungsmäßige Ordnung von Vertragsabschlüssen im Deutschen Reich würde auf den Kopf gestellt, wenn die Regierung sich darauf einließe, dem Kaiser und dem Bundesrath im voraus von einer Reichstagsmehrheit Vorschriften über den Abschluß von Verträgen machen zu lassen. Es würde dadurch die Möglichkeit preisgegeben, durch internationale Verhandlungen für Deutschiond Vortheile zu erlangen, die, wenn eine augenblickliche Reichstagsmehrheit sie in den Wind schlagen würde, doch vielleicht von den Wählern nach seiner Auflösung besser würde verstanden werden." („Nationalzeitung" vom 30. Juni 1900.)

Und ähnlich die „Köln. Ztg." vom 18. Oktober 1900: „In unsern agrarischen Kreisen hat sich immer mehr die Ueberzeugung vertieft, daß ausschließlich in der gesetzlichen Festlegung eines Doppelzolltarifs, eines General- und eines Mindesttarifs das Heil für unsre wirthschaftliche Zukunft zu erblicken ist. Unumwunden spricht es die „Kreuzzeitung" aus, daß sie den Doppeltarif vorzieht, „weil er den deutschen Interessen einerseits die Sicherheit gewährt, daß bei den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten nicht unter bestimmte Sätze herabgegangen werde, und weil dieses System andrerseits das einzige ist, das dem Reichstag seinen Einfluß auf die Gestaltung des Zolltarifs und damit auch der Handelsverträge selbst nicht nur im formellen, sondern auch im sachlichen Sinn wahrt." Das konservativ-agrarische Blatt fordert hiemit nachdrücklich eine Verstärkung der Rechte und des Einflusses des Reichstags und eine wesentliche Verkürzung der Verfassungsrechte der Krone. Denn nach der deutschen Reichsverfassung hat der Kaiser, der allein das Reich völkerrechtlich zu vertreten hat, die Verträge mit fremden Staaten einzugehen, und bei den Zollverträgen insbesondere „ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesraths und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags erforderlich". Die „Kreuzzeitung" aber will diese verfassungsrechtliche Bestimmung auf den Kopf stellen; sie will dem Reichstag das gesetzliche Recht beilegen, die Grenzen genau zu umschreiben, innerhalb deren sich der Kaiser bei den demnächstigen Zollverhandlungen mit den auswärtigen Staaten bewegen muß; nach der Verfassung hat der Kaiser freie Hand für diese Verhandlungen, es ist nachher seine Sache, die Genehmigung des Reichstags zu den von ihm getroffenen Vereinbarungen nachzusuchen, und im Falle der Reichstag die Zustimmung ablehnen sollte, Neuwahlen anzuordnen. Nach der „Kreuzzeitung" soll der Reichstag vor Beginn der Verhandlungen die entscheidende Rolle spielen, er soll dem Kaiser für diese Verhandlungen gesetzliche, nur durch ein neues Gesetz wieder abzuändernde Schranken vorschreiben. Ob wohl unsre agrarischen preußischen Minister so weit gehen werden, zu versuchen, den Kaiser zu einem solchen freiwilligen Verzicht auf sein gutes Recht zu bestimmen?"

[5]) Gelegentlich der Diskussion des französisch-italienischen Handelsabkommens vom 21. November 1898 erklärte sogar der Admiral Conevaro in der italienischen Deputirtenkammer, daß der von jeder Regierung ihrer Legislative vorgelegte Vertragstext als ein einfacher Gesetzentwurf angesehen werden solle, den man frei, ohne irgendwelche internationale Rücksichten, diskutiren könne.

sonders eifersüchtig auf ihre Rechte zeigen", Schwierigkeiten gemacht.

Das Amendement *Keller* vom 23. Februar 1880 und das Amendement *Guichard* aus demselben Jahr sind die ältesten Belege dafür.

Das Amendement Keller ist so abgefaßt: „Aucun traité ou convention ne pourra abaisser les droits au-dessous du tarif général. . . ." Der Landwirthschaftsminister und der Graf v. Roys aber erklärten, daß dieses Amendement *verfassungswidrig* sei. Roys sagte u. a.: Wir können das verfassungsmäßige Recht der Regierung, Handelsverträge abzuschließen, nicht einschränken. Wenn diese Verträge uns mit den Interessen des Landes nicht konform erscheinen, werden wir ihre Sanktion verweigern. Das ist unser Recht, aber das Recht der Regierung ist, sie einzugehen und sie uns vorzulegen."

Das Amendent Guichard lautet: „Dans le cas où le Gouvernement comprendrait, dans les traités de commerce à venir, les produits agricoles, tels que céréales, laines, matières textiles, plantes oléagineuses, il réservera le droit de mettre fin aux dispositions concernant ces produits, en les dénonçant six mois d'avance aux puissances contractantes." Der Kammerpräsident *Gambetta* erklärte dazu: „Es ist mir unmöglich, eine Frage des Verfassungsrechts vor der Kammer zur Diskussion zu stellen. . . . Die Regierung wird vom Generaltarif den Gebrauch machen, den sie machen darf, aber sie wird gegenüber dem Ausland frei sein: sie kann auf einer ganz anderen Grundlage als derjenigen des Generaltarifs verhandeln und Ihnen das Resultat ihrer Verhandlungen unterbreiten. Aber sie kann nicht mit einem Mandat beauftragt werden, welches ihre diplomatische Aktion beschränken würde, und durch ein beliebiges Amendement diese Aktion einschränken lassen; ich behaupte, daß Sie die Hand an die Exekutivgewalt legen, und ich weigere mich entschieden, Ihnen auf diesem Weg zu folgen."

Die Frage wurde noch lebhafter debattirt bei der Berathung des *Zollgesetzes vom 11. Januar* 1892, das den Minimaltarif schuf.

Der Text des Artikels 1 Absatz 2 hat folgende Fassung:

„Le tarif minimum pourra être appliqué aux marchandises originaires des pays qui feront bénéficier les marchandises françaises d'avantages corrélatifs, et qui leur appliqueront leurs tarifs les plus réduits."

Der Text dieses Artikels ist unsres Erachtens sehr klar. Der Minimaltarif *kann* angewandt werden. Nun, wenn er angewandt werden kann, so ist klar, daß er nicht angewandt werden *muß*. Es gibt da weder einen Befehl, noch ein Verbot. Die Regierung bewahrte also die Befugniß, selbst unter den vom Artikel 1 normirten Bedingungen, *unterhalb* oder oberhalb des Minimaltarifs zu unterhandeln. Dieser Absatz 2 gibt der Regierung auch keine Autorisation — was unnöthig oder verfassungswidrig wäre — in diesem Fall den Minimaltarif zu gewähren; er beschränkt sich darauf, das Recht der Exekutive anzuerkennen, indem er im voraus den unter den angegebenen zwei Bedingungen geschlossenen Verträgen seine Genehmigung ertheilt. Diese vorgängige Genehmigung ist aber, wie wir oben ausführten, keineswegs verfassungswidrig.

Die französischen Freihändler bestritten die Verfassungsmäßigkeit des Minimaltarifs. In der handelspolitischen Frage des Doppeltarifs gründlich geschlagen, hofften sie durch Aufwerfung der *konstitutionellen Frage* ihre Revanche zu finden. Entweder, so sagten die Deloncle, Faure und Peytral der schutzzöllnerischen Kammermajorität, haben Sie einen wirklichen Minimaltarif aufgestellt, unter welchen die Regierung nicht herabgehen kann, und dann beschränken Sie das Unterhandlungsrecht der Exekutivgewalt, dann verletzen Sie die Konstitution — oder Sie lassen der Regierung die Befugniß, unter den Zollsätzen des Minimaltarifs Verträge zu schließen; in diesem Fall aber ist der Minimaltarif ein elastischer Tarif, ein Scheintarif, dann ist er zwecklos; alle fremden Regierungen werden nacheinander immer wichtigere Konzessionen verlangen und erhalten, und nach einigen Jahren wird von dem Minimaltarif nichts mehr übrig sein.

Es scheint in der That, daß die Regierung anfänglich den Minimaltarif als eine Grenze betrachtete, unter welche sie nicht herabgehen *könne*. Aber angesichts der erhobenen Einwendungen prüfte man die konstitutionelle Frage und kam dabei zu einer mehr *juristischen* Interpretation des Absatzes 2.

Der Lehre von der Verfassungswidrigkeit des Minimaltarifs stellte *Méline* seine Theorie von der Verfassungsmäßigkeit desselben entgegen. Méline unterscheidet — und wie uns scheint mit Glück — zwischen dem konstitutionellen Recht der Regierung, das ihm außerhalb jeder Diskussion steht, und dem Gebrauch, den sie in Ansehung ihrer parlamentarischen Verantwortlichkeit und Pflicht von ihrem Recht machen kann. „Die Regierung," sagt er, „hat zweifellos das strikte Recht, irgend einer Macht eine Reduktion der Sätze des Minimaltarifs zu gewähren . . ., aber ich behaupte, daß sie, wenn sie von ihrem konstitutionellen Recht Gebrauch machte, ihre parlamentarische Pflicht verkennen würde. . . . Die Regierung kann das thun, aber an dem Tag, wo sie vor das Parlament treten würde, um die nöthige Ermächtigung zur Ratifikation des Vertrags zu fordern . . ., nun Sie werden das Schicksal errathen, das ihrer warten würde. . . ." Man hat gesagt, daß Méline der Regierungsinitiative sehr enge Grenzen stecke, daß seine Doktrin darauf hinauslaufe, die Initiativfreiheit der Exekutivgewalt in der Praxis illusorisch zu machen. Ich kann das nur theilweise zugeben. Denn indem Méline die Unabhängigkeit und Handlungsfreiheit der Regierung anerkannte, beschränkte er sich darauf, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie eine gefährliche Straße betreten würde, wenn sie Modifikationen des Minimaltarifs vornehme, ohne der Zustimmung des Parlaments sicher zu sein. Verfassungswidrig ist diese Theorie nicht.

Auf einen vermittelnden Standpunkt stellten sich die Vertreter der *Regierung*. Der Ministerpräsident *de Freycinet* bekannte sich zu folgenden Prinzipien: „Was würden Sie," sagte er, „von einer Regierung denken, welche sich so ausdrücken würde: Hier sind zwei Tarife, die wir zusammen in der Absicht votirt haben, sie als Basis unsrer Handelsbeziehungen anzusehen; aber wir werden unter keinen Umständen, unter keinem Vorwand kommen, selbst wenn wir diese Maßregel durch ein wichtiges nationales Interesse motivirt erachten, um Ihnen eine Abänderung vorzuschlagen. Mögen Sie die Bezeichnung „Handelsabkommen" oder „Handelsvertrag" oder „Gesetzesmodifikation" gebrauchen, sicher ist, daß die Regierung Ihnen nicht zusichern kann, daß sie nicht in einem gegebenen Moment kommen wird, die Abänderung eines oder mehrerer Artikel des Minimaltarifs zu fordern. . . . Es ist klar, daß wir nicht muthwillig und mit der Absicht, Ihren Wünschen nahe zu treten, handeln und uns sofort stürzen lassen werden, indem wir Unterhandlungen eröffnen, die todtgeboren wären. . . ."

Wir denken also, daß der Artikel 1 des Gesetzes vom

11. Januar 1892 die französische Verfassung *nicht* verletzt. Immerhin muß man zulassen, daß dieser Artikel eine Verschärfung der Befugnisse der Legislativgewalt bezeichnet, und es ist anzunehmen, daß diese Verschärfung noch mehr hervorgetreten wäre, wenn die französischen Liberalen, *gelegentliche* Vertheidiger der Rechte der Exekutive, eine allzu einschränkende Auslegung des Absatzes 2 nicht verhindert hätten. Die Kammermehrheit hat in der That wiederholt erklärt, daß sie „Gegner der Handelsverträge sei, daß sie beabsichtige, Herr ihrer Tarife zu bleiben und sich der Willkür der Regierung zu entziehen". Das läuft aber u. E. darauf hinaus, daß ihr Wille ist, einen *thätigeren Antheil* an der Leitung der Handelspolitik zu nehmen, als es bisher der Fall war. *Hans L. Rudloff.*

Pensionirte Offiziere als Turnlehrer an höheren Schulen.

Die Redaktion dieser Beilage hat mich, den Leitartikel in Nr. 228 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom Standpunkt des Fachmanns aus zu beleuchten.

Meiner Berufsstellung gemäß beschränke ich mich dabei auf dasjenige Gebiet, das uns Turnlehrer am meisten interessirt und auf dem ich sicher bin, die Ansicht des weitaus größten Theiles meiner Berufsgenossen zum Ausdruck zu bringen.

Ich lasse es deßhalb dahingestellt, ob der Herr Verfasser ein passendes Mittel zur gesellschaftlichen Hebung des höheren Lehrerstandes empfohlen hat. Ebenso verzichte ich darauf, zu untersuchen, ob die vorgeschlagene Maßregel in der That geeignet wäre (wie der Herr Verfasser meint), das Ansehen des Turnunterrichts zu heben, wobei ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken will, daß die *Schüler* meines Wissens den Turnlehrer *nie* danach einschätzen, welchen Bildungsgang er durchgemacht hat — es müßte ihnen denn von irgend einer Seite „nahegelegt" worden sein! —, sondern nach dem Maß seiner *Berufstüchtigkeit* und nach dem Eindruck, den seine *Persönlichkeit* auf sie macht. Mancher Oberlehrer und Professor, der nebenher Turnunterricht ertheilt, besitzt nicht die Kraft, sich eine gute Disciplin in der Turnstunde zu erzwingen, und vor manchem seminarisch gebildeten oder aus einem nichtpädagogischen Beruf hervorgegangenen Turnlehrer empfinden sie eine tiefe, lebenslänglich bewahrte Achtung. Die vom Herrn Verfasser erwähnte „Minderschätzung" der nichtakademischen Turnlehrer geht nach meiner Beobachtung stets von den Erwachsenen, nicht selten leider vom Schuldirektor und von Mitgliedern des Lehrerkollegiums aus, während das von einem gesunden Gefühl geleitete Urtheil der von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelten Jugend in dieser Hinsicht von dem weitverbreiteten Vorurtheil frei ist.

Hievon also abgesehen. Ich wende mich lediglich dem Mittel zu, durch das der Herr Verfasser dem *seit langer Zeit bestehenden und immer noch bedenklich wachsenden Turnlehrermangel* gesteuert zu sehen wünscht.

Da den pensionirten Offizieren, die sich dem Turnlehrerberuf widmen wollen, zugemuthet wird, sich der vorschriftsmäßigen Turnlehrerprüfung zu unterziehen, so können wir Turnlehrer in Preußen gegen eine solche Ausfüllung der Lücken nichts einwenden. Denn der Turnlehrerberuf steht zur Zeit bei uns *Jedem* offen, welches Herkommens und Berufes er sei, der die wissenschaftliche Reife für die Ertheilung des Einjährigenzeugnisses nachgewiesen und die staatliche Turnlehrerprüfung abgelegt hat. Natürlich würde nicht jeder ehemalige Offizier, der nach Erfüllung der gestellten Bedingungen in den Turnlehrerstand einträte, ein guter Turnlehrer sein. Mancher von ihnen würde hinter der durchschnittlichen Tüchtigkeit der bisherigen Turnlehrer zurückbleiben. Viele würden den Durchschnitt eben erreichen und Einzelne sich über ihn erheben. Wir Turnlehrer stehen dem gemachten Vorschlag an sich nicht ablehnend gegenüber. Das Verlangen, die einzustellenden ehemaligen Offiziere gleich den Zeichenlehrern zu besolden, erscheint uns durchaus annehmbar.

Unsern Widerspruch fordert der Herr Verfasser aber heraus, indem er weitere Vorschläge zur Durchführung des empfohlenen Versuches macht. Diese Vorschläge sind: 1. Die ehemaligen Offiziere sollen den Turnunterricht der *oberen und mittleren Klassen* übernehmen; 2. ihre *Gehaltsskala* soll *verkürzt* werden; 3. die von anderer Seite in Vorschlag gebrachten und von dem Herrn Verfasser acceptirten Stellungen von *Turninspektoren* sollen den ehemaligen Offizieren die Turnlehrerlaufbahn erstrebenswerth machen (also wohl *ihnen vorbehalten bleiben?*). Hiemit ist von vornherein eine *starke Bevorzugung der neuen Elemente* ausgesprochen; es sollen zwei Kategorien von Turnlehrern geschaffen werden, Turnlehrer erster und zweiter Klasse: die ehemaligen Offiziere sind prädestinirt für den Unterricht in Ober- und Mittelklassen und für die Oberaufsicht über den Turnunterricht bei erhöhter Durchschnittsbesoldung — die übrigen Turnlehrer (mit Einschluß der Akademiker?) sind gerade gut genug für die Unterklassen und für die untergeordneten Stellungen bei verlängerter Besoldungsskala!

Dagegen müßten wir denn doch aufs ernstlichste Verwahrung einlegen! *Gleiche Pflichten und gleiches Recht für Alle. Nur die erprobte Tüchtigkeit und die nachgewiesene Ueberlegenheit gibt das Anrecht auf Bevorzugung hinsichtlich der Stellung und des Einkommens.* Nur auf diesem Boden erscheint uns, frei von jeglichem Vorurtheil, der Mitbewerb ehemaliger Offiziere gerechtfertigt!

Hiemit glaube ich in aller möglichen Kürze die Stellung der Turnlehrerschaft zu dem Kernpunkt der aufgeworfenen Frage gekennzeichnet zu haben. Will man den empfohlenen Versuch machen, so möge man es thun, aber ohne Verletzung der wohlerworbenen und wohlbegründeten Rechte derer, die bei oft kärglicher Bezahlung und unter erheblichen Hemmnissen und Schwierigkeiten bisher geleistet haben, was zu leisten möglich war.

Uebrigens glaube ich, daß nur verschwindend wenig Offiziere, selbst bei der vom Herrn Verfasser ihnen zugedachten Begünstigung, die aufreibende Thätigkeit eines Turnlehrers wählen möchten. Stand ihnen die Laufbahn nicht schon längst offen? Auf keinen Fall ist zu erwarten, daß durch einen Zuwachs von dieser Seite die zahllosen Lücken in der ordnungsmäßigen Besetzung der Turnlehrerstellen gefüllt werden können. Dazu bedarf es denn doch anderer Maßnahmen! Worin liegt denn der wahre Grund für den Mangel an Turnlehrern? Einzig und allein darin, daß *die ideelle und materielle Würdigung der Turnlehrerarbeit nicht im richtigen Verhältniß steht zu ihrer Schwierigkeit. Eselsarbeit und Zeisigfutter!* Gehe man doch nicht immer um den Kern der Sache herum. Man zerbreche sich nicht weiter

unnützerweise den Kopf um wirkungslose Aushülfsmittelchen. Und wenn man Pfläfterchen auf Pfläfterchen klebt, so wird doch die Wunde darunter, statt zu heilen, sich nur tiefer einfressen.

Man mache die Stellung des Turnlehrers dadurch begehrenswerth, daß man ihren Inhaber zeitgemäß besoldet und als vollwerthigen Mitarbeiter am Erziehungswerk, nicht als gänzlich untergeordnetes oder gar lästiges Anhängsel behandelt. Glaubt man das nicht ohne Erhöhung der Anforderungen an die Vorbildung thun zu können, so erhöhe man sie. Das Angebot geeigneter Kräfte wird dann groß genug sein, daß man sich nicht mehr genöthigt sehen wird, zur Ausfüllung der Lücken sich nach allen Seiten hin umzusehen.

Das ist ein anscheinend sehr materieller und selbstsüchtiger Standpunkt; aber er stellt uns mitten hinein in die Wirklichkeit, er entspricht der unwiderleglichen Logik der Thatsachen.

Berlin, 7. November 1900.

H. Schröer, Stadtturnwart,
1. Vorsitzender des Deutschen Turnlehrervereins.

Ausgrabungen in Aegypten.

N. J. Die Ausgrabungen des „egyptian research account" and des „egypt exploration fund" dieses Frühjahres konzentrirten sich bei Abydos, wo während vier Jahre Amélineau gearbeitet hatte, dessen Arbeiten so viel Aufsehen erregten. Da man in London jedoch annahm, daß hier noch viel für die Aufklärung der frühesten Geschichte Aegyptens zu thun sei, beschloß man weitere Untersuchungen an Ort und Stelle vorzunehmen. Wie sehr man im Recht war, hat der Erfolg bewiesen. Es wurden die Thronnamen von vier Königen, die sich auf der berühmten Tafel von Abydos befinden, entdeckt, so daß wir nun die ganze Reihe der Könige der ersten Dynastie mit den ihnen unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden vor uns haben. Es sind folgende:

0 Dynastie: (Wahrscheinlich vor Mena) Zeser (zirka 4800 v. Chr.). Narmer (ca. 4777 v. Chr.). I. Dynastie: Aha-Mena (bei Manetho: Menes; ca. 4715 v. Chr.). Zer-teta (bei Manetho: Athothis; ca. 4658 v. Chr.). Zet-ateth (bei Manetho: Kenkenes; ca. 4627 v. Chr.). Merneit-ata (bei Manetho: Uenefes; ca. 4604 v. Chr.). Den-setui (bei Manetho: Usafais; ca. 4584 v. Chr.). Azab-Merpaba (bei Manetho: Miebis; ca. 4558 v. Chr.). Merjekha-semenptah (bei Manetho: Semempses; ca. 4540 v. Chr.). Qa-sen (bei Manetho: Bienekhes; ca. 4514 v. Chr.). II. Dynastie: Perabsen. Khasekhemui.

Da die Resultate der Ausgrabungen von großer Wichtigkeit sind, wurde jeder gefundene Gegenstand und jede bedeutende Thatsache in dem kürzlich erschienenen ersten Theil der von Professor Dr. W. M. Flinders Petrie bearbeiteten „Royal Tombs" (mit 67 Tafeln) veröffentlicht.

Die nach England gebrachten Funde von Abydos waren im Juli d. J. in London ausgestellt. Im nachfolgenden sollen die wichtigsten derselben angeführt werden. Unter den Gegenständen, welche aus prähistorischen Gräbern stammen, die in den Zeiten der Ptolemäer mit Erde bedeckt wurden, befinden sich Steinkrüge aus der besten Periode, daneben rothbemalte Thonfiguren von Thieren und eine Thonbüchse mit aufgemalten Gazellen, einem Kahn und einer Gruppe von Fischen.

Nächst dem Tempel des Osiris entdeckte man ein vollständiges Grab der I. Dynastie, in welchem ungefähr 30 Krüge an den Backsteinmauern der Grabkammer aufgestellt waren, während in der Nähe des Skeletts 16 Steinvasen und bei dem Schädel eine bemalte Schüssel, in der Form zweier halber Enten, die sich mit den Schwänzen berühren, lagen. Weiter fand sich über dem Schädel eine große Schüssel aus Schiefer und unter demselben ein Mahlstein. Die Formen der Steinkrüge sind bisher noch nicht bekannt und deßhalb wichtig, weil sie, durch Vergleichung mit jenen aus den königlichen Gräbern, die Datirung derselben ermöglichen.

Die Thonkrüge, welche die Opfergaben der Königsgräber enthielten, sind mit Abdrücken von Siegelcylindern versehen, die die Titel der verschiedenen Beamten tragen. Einige Abdrücke waren wieder mit Thon bedeckt und nochmals gesiegelt, infolgedessen sich oft unter dem unlesbaren oberen Abdrucke ein sehr gut erhaltener unterer vorfand. Von diesen sind die mit schwarzem Thon hergestellten die wichtigsten, da sie allein die Königsnamen haben und dazu dienen, die geschichtliche Stellung der Könige zu identifiziren.

Von den Trinkschalen und Geschirren der acht Könige der I. Dynastie und den zwei vormenitischen Königen verdienen erwähnt zu werden: eine Schieferschale des Königs Zuer und ein Alabasterzeug des Königs Narmer. Ein Fragment einer Krystallvase trägt den Namen des Königs Mena. Aus dem Grabe des Königs Zet stammt eine große Vase aus polirtem Schiefer mit dem schön eingeschnittenen Namen des Königs, ferner ein Kahn aus Elfenbein, die Hälfte eines Elfenbeintäfelchens und das Fragment einer Elfenbeinbüchse, sämmtlich mit dem Namen des Königs. Interessant ist ein Thongefäß mit der Rechnung eines Arbeiters in der ältesten bekannten Kursivschrift. Das Hauptstück aus dem Grabe des Königs Merneith ist die große Kalksteinstele mit dem Namen des Königs, bei welchem das Zeichen für „Neit" aus zwei gekreuzten Pfeilen besteht.

Aus einer Nekropole, welche aus der Zeit des Königs Zet zu sein scheint und bis in die Regierung des Königs Merneit reicht, sind zu erwähnen: Fragmente eines Alabasterkruges mit dem Zeichen „uas", Fragmente von zylindrischen Krügen aus Elfenbein, Vasen aus Krystall, Obsidian ꝛc., blaue Glas- und Karneol-Perlen, elfenbeinerne, roth bemalte Pfeilspitzen, kleine viereckige Schieferpaletten, Fragmente von Armringen aus Feuerstein, Schiefer und Marmor, und ein sehr schönes Feuersteinmesser.

Das Grab des Königs Den-setui enthielt Täfelchen aus Ebenholz und Elfenbein mit den wichtigsten Inschriften jener frühesten Zeit. In dem vorangeführten Werke ist die genaue Beschreibung der Täfelchen gegeben; hier soll nur angeführt werden, daß sich die Inschriften meist auf Feste beziehen und die früheste Form der noch in späteren Zeiten in Gebrauch gewesenen Zeremonien angeben. Zwei Krystallvasen tragen den Namen des Königs. Unter den Siegelabdrücken befindet sich einer mit der lebensvollen Darstellung des Königs, wie er ein Thier mit dem Speer erlegt. Auf zwei Schieferschalen ist der Name des Königs mit Tinte geschrieben.

Aus dem Grabe des Königs Azab-merpaba stammen unter anderen folgende Gegenstände: das Fragment einer schönen Schale aus rosenrothem Gneiß mit der Inschrift: für den Palast Qeb-Hatep des Königs Merpaba. Zwei große Schalen aus schwarzem und weißem Syenit, ein Elfenbeintäfelchen mit zwei Köpfen des Gottes Hathor, Steinwaaren mit den Inschriften Bazet, Setui, Azaba und Merpaba; große Alabasterkrüge, einer mit den Namen Azab, Dua-khat-thor, ein elfenbeinerner Krug als Eimer gebildet, violettglasirte Thonwaare und das Fragment eines mit Tinte beschriebenen Holztäfelchens.

Die in dem Grabe des Königs Merrekha-semenptah gefundenen zahlreichen Thongefäßreste sind sicher nichtägyptisch, sondern ägeisch und haben bisher unbekannte Formen, gehören aber offenbar zu derselben Familie wie die späteren mykenischen Thongefäße. Da sich diese Gefäßfunde durch das Grab des Königs datiren lassen (dasselbe fällt in die Zeit um 4540 v. Chr.), erhalten wir für die griechische Kultur den bis jetzt unbekannten frühesten Zeitpunkt. Einige Fragmente derselben Gefäßklasse aus den Gräbern der Könige Zet und Den sind vielleicht noch etwas früher, da sie roher im Stil sind. Ferner wurden in dem Grabe gefunden: die Kupferschale eines königlichen Beamten oder Dieners, die wegen ihrer Herstellung interessant ist; elfenbeinerne Stierfüße von Kästen oder Stühlen; ein vollständiges Elfenbeintäfelchen mit einer Figur in der Mitte und mit dem Namen Henuka; verschiedene Fragmente von Krystall-, Alabaster- und Marmor-

Schalen mit den Inschriften Merseḫo, der Rekhyt, „der Herr des Hauses des Lebens", des Palastes, und vier Namen des Sedfestes; Nadeln, Bohrer und Zängelchen aus Kupfer und zwei vollständige Feuersteinmesser.

Aus dem Grabe des Königs Da, welches sich neben dem vorigen befindet, sind wichtig: Krystallschalen mit dem Namen des Königspalastes, Schieferschalen mit Tinteninschriften, Holzschnitzereien mit Netzornamenten, Goldplättchen, eine Kupferharpune u. s. w. Dem König Da können folgende Gegenstände zugewiesen werden: eine große Anzahl von Schalen mit seinem Namen, darunter einige mit dem Namen des Festes „Sed", andere mit dem Palastnamen Hat-hor-pa-uo und dem des Grabes Hat-sa-ha-neb. Einige Stücke tragen Tinteninschriften, wie Hems u. s. w. Eine Schale von gelbem und purpurrothem Marmor fällt durch ihre Schönheit besonders auf. Von zwei Elfenbeintäfelchen gibt das eine den zweiten Namen des Königs: Seu, der in den Listen der XVIII. Dynastie fälschlich als Kebh gelesen ist, während auf dem andern Täfelchen der königliche Name Ket steht, der bisher nicht bekannt war. Unter den Steinwaaren befindet sich eine aus Diorith mit der Inschrift: „Priester des Tempels des Königs Da." Zahlreiche Kalksteinimitationen von bemalten Vasen wurden in den Dienergräbern, welche zur Seite des Königsgrabes errichtet sind, gefunden und in einem noch unberührten Dienergrab lag ein großer Alabasterkrug neben Alabaster- und Schiefer-Schüsseln.

Von den Steinstelen, welche die Grabmonumente der königlichen Diener repräsentiren, tragen die frühesten nur einen kurzen Titel oder den Namen allein. Länger und detaillirter werden die Inschriften unter der Regierung des Königs Den, und die vollständigste von allen Stelen gibt eine lange Liste der Aemter des Bestatteten. Zwei Stelen tragen die Namen von Zwergen Nefert, deren Skeletreste neben den Stelen gefunden wurden.

Auf einem Hügel bei den Königsgräbern stand die Mastaba eines Beamten der V. Dynastie mit Namen Emzaza, welche man in der XVIII. Dynastie, für ein Königsgrab hielt und deßhalb eine große Zahl von Opfergaben in ihrer Nähe niederstellte. So wurden u. a. drei Uchabtis eines Mannes, Namens Negreshu gefunden, die aus weißem Marmor mit goldenen Bändern, aus blauem Glase, ebenfalls mit goldenen Bändern, und aus Ebenholz bestehen, daneben lagen kleine Bronzemodelle von Körben, Jochen und Hacken, die für die Uchabtis bestimmt waren. Ein sehr seltener Bronzeuchabti eines königlichen Schreibers, Any, verdient deßhalb angeführt zu werden, weil derselbe wahrscheinlich der Schreiber des großen im British Museum aufbewahrten Papyrus ist. Auch die blauglasirten Uchabti von Joy und Huy und der Kalkstein Uchabti des Nefermes verdienen Beachtung.

Von weiteren wichtigen Funden waren ausgestellt: ein Kalksteinschrein mit den Figuren des Maat-men-em-heb und seiner Frau Urt-nefert. Auf den Außenseiten sind dargestellt: Sekhet, Du-o-em-heb, Nefert-duat, Duot-nefert, Ta-merut, Mut-nefert, Nefer-hotep, Hor-her-nekht, J-ren-us. Ptah (?) may, matri. Amen-m-renut, Ne-re, Nub-nefert-ut-amentet. (Der Schrein stund unmittelbar vor der großen Granitstele des Nefer-hotep.) Ein sehr schöner Kalksteinkopf einer Statuette, der sowohl wegen des Stiles als auch wegen der vortrefflichen Ausführung dem alten Reiche zuzutheilen ist, und ein grünglasirter Topf mit einer Reihe von Thierfiguren in Relief: einer Gazelle, die an einem Baume nagt, daneben ein sich heranschleichender Windhund und ein davonlaufender Hase, ein auf einen Baumstamm kletterndes Ichneumon, ein zweiter Hase und ein Steinbock, gehören der XVIII. Dynastie (1450 bis 1350 v. Chr.) an.

Schließlich war noch eine Anzahl gut ausgeführter Zeichnungen von Gräbern des alten Reiches vom östlichen Nilufer bei Scheikh Said und Dêrel Gebrâwi, sowie von der wichtigen Mastaba des Ptahhetep und seines Sohnes Akhethetep, in der Nekropole von Memphis ausgestellt. Besonders interessant sind die Darstellungen aus der Mastaba, da sie, weil theilweise noch nicht ganz vollendet, über die Art und Weise der verschiedenen Stadien des Vorwärtsschreitens der Arbeit Aufschluß geben. Von den Gräbern von Scheikh Said ist das des Urarna II. von großer Bedeutung. Die Reliefs waren von frühchristlichen Ikonoklasten mit Gips überzogen worden und mußten von solchem befreit werden. Urarna I und II (Vater und Sohn), die hier bestattet sind, waren Beamte der Provinz Unre und Priester des Userkaf und Khufu und Ra-en-user. Beide lebten wahrscheinlich vor der Zeit Asa's, im 36. Jahrhundert v. Chr.

Mittheilungen und Nachrichten.

y. Hesperische Bilderbogen. Von A. Kellner. Zwei Bände. („Kennst du das Land?" Bd. XVI u. XVII.) Leipzig, C. G. Naumann. — A. Kellner gehört zu den nicht allzu zahlreichen Autoren, die die Gewissensfrage: „Kennst du das Land" mit einem getrosten Ja beantworten dürfen. Der Uebersetzer der „Cavalleria rusticana" stellt sich seine Aufgabe zwar nicht im Sinne Victor Hehns, aber er hat lange genug in Neapel gelebt, um vom allgemeinen Treiben, von den Theatern, vom Popolino, vom Auswandererwesen, vom Mittelstand viel mehr als auch der bestinstruirte Reisende zu wissen. Er hat Beziehungen, die dieser nicht ohne weiteres hat, italienische Bekannte in den kleinen Städten und auf dem Lande, die ihn zum Heiligenfest und zum Kindtaufschmaus einladen; in „Don Carminiello's Reise", der Geschäftsreise eines ehrsamen Hanfhändlers nach Deutschland, kommt eine ebenso interessante wie zuverlässige Charakterkenntniß der geschäftlichen wohlhabenden Mittelklasse und ihres spezifischen Anflugs von Tartarinwesen — aber von süditalienischem — zur vortrefflichen, von gutem Humor getragenen Schilderung. Und wo Kellner den Vesuv malt, der natürlich immer aufs neue in die städtischen, wie in die Golf- und Inselbilder hineinblickt, in seiner Ruhe, wie in seinen neueren vulkanischen Ausbrüchen, oder wo er Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung beschreibt, überall haben wir es mit einem Schilderer zu thun, der zu sehen und das Gesehene in seiner originalen Stimmung und Farbe auf den Leser zu übertragen weiß. Die in den beiden Bänden vereinigten zwanzig Aufsätze und Skizzen enthalten nichts, was dem Verfasser ferner liegt; aber sie haben Leben, weil sie von einer frischen Schriftstellernatur aus der reichen Fülle dessen geschöpft sind, worin sie sich vertraut und auch gern bewegt.

* In den [illegible] der Vereinigung für Hessische Volkskunde herausgegebenen Blättern für Hessische Volkskunde veröffentlicht in der eben erschienenen zweiten Nummer des 2. Jahrganges Prof. Dr. A. Dieterich in Gießen folgende Umfrage (Nr. 3):

„Alphabetzauber. An der Elz soll es Brauch sein, Blättchen mit den 24 Buchstaben des Alphabetes in ein gesottenes Ei zu zerhacken und gegen allerlei Uebel einzugeben. Es gibt eine ganze Reihe antiker und nordischer Inschriften mit den Zeichen des Alphabetes in der festen Reihenfolge der Buchstaben, die man, soviel ich weiß, nie zu erklären wußte. Denn daß sie zum Schulunterricht gedient hätten, ist eine Deutung, die nur für einige Exemplare überhaupt möglich ist. Die antiken Alphabetreihen stehen auf Vasen, auf Wänden, auf Steinen und Steinbrocken, auf Schilden, auf Ziegeln. Die Vasen sind, soweit wir es wissen, in Gräbern gefunden, die Steine sind zum Theil Grabsteine. Alles fügt sich aufs beste zu der Annahme, daß die feste Zeichenreihe zur Abwehr bösen Zaubers diente, der gerade auf Grabstätten, auf den Häuserwänden, auf Schilden, auf andere Art so mannichfach durch apotropäische Zeichen ferngehalten werden sollte. Ein Reihe von altchristlichen Alphabetinschriften — meist in Gräbern, einmal auf einem Taufgefäß — bestätigen diese Auffassung, und der Gebrauch des Alphabets noch im offiziellen Pontificale Romanum bei der Einweihung der Kirchen — das lateinische und griechische Alphabet wird auf den Boden der zu weihenden Kirche in Asche geschrieben eben dann, wenn der große Exorcismus der Dämonen gesprochen wird (Pontificale romanum a Benedicto XIV et Leone XIII recognitum et castigatum, Ratisbonae 1891 p. 130) — macht sie vollends gewiß. Die Anwendung des Runenalphabets auf Bracteaten, einer Spange, einem Messer und auf Steinen gehört ebendahin. Ich beabsichtige diesen Alphabetzauber in allen seinen verschiedenartigen Dokumenten zu behandeln und zu erklären und bitte Jeden, der irgend hieher gehöriges

kennt, dies freundlich mitzutheilen." Beantwortungen von Umfragen bittet man, soweit sie nicht in die Beantwortung der Fragebogen mit einbezogen werden, an die Redaktion (Prof. Strack, Gießen) zu schicken mit Angabe der jeweiligen Nummer der Umfrage. Im vorliegenden Fall wäre eine rasche Beantwortung der Umfrage sehr erwünscht. — In derselben Nummer theilt Prof. Dieterich aus einem hessischen Zauberbuch drei Segen mit und weist auf die große religionsgeschichtliche Bedeutung dieser Bücher in dem folgenden Satze hin: „Wenn ein Zauberbuch, das aus einem ägyptischen Grabe stammt und etwa im 2. Jahrhundert nach Christus geschrieben ist, den Titel führt 8. und 10. Buch Mosis und genau gleichartigen Inhalt hat wie die modernsten, heute noch in den Zeitungen angekündigten Bücher mit dem Titel 6. und 7. Buch Mosis, so zeigt sich ein geradezu unheimlicher Zusammenhang auf dem Gebiete dieser räthselhaft lebenskräftigen Literatur des systematischen Aberwitzes." Im Anschluß daran ersucht die Redaktion ebenfalls um Einsendung solcher Zauberbücher, bezw. um deren genaue Beschreibung.

* Ein altgriechisches Vexirgefäß erklärte, wie wir der „Nat.-Ztg." entnehmen, Dr. R. Zahn, Hülfsarbeiter bei den königlichen Museen, in der letzten Sitzung der archäologischen Gesellschaft in Berlin. Das Trinkgefäß stammt aus dem sechsten Jahrhundert vor Chr. Geb. und ist die mit Scenen aus der Göttersage geschmückte Kanne des Atheners Kolchos. Die Kanne war, was der Forschung bisher entgangen war, ehemals dicht unter der Mündung geschlossen, sie konnte also von oben nicht gefüllt werden. Der Henkel, der an der Stelle, wo der Daumen beim Anfassen aufgelegt wird, ein Loch zeigt, ist röhrenartig gebildet und die Röhre führt unterhalb des erwähnten Verschlusses in das Gefäßinnere. Der Boden ist außerdem siebartig durchlöchert. Wollte man also die Kanne füllen, mußte man sie tief in den Wein tauchen, der Wein gelangte durch das Sieb in das Innere und, um ihn nun in der Kanne festzuhalten, mußte man mit dem Daumen das Henkelloch sperren, um den Luftdruck abzuhalten. Dr. Zahn nimmt mit Recht an, daß das Gefäß beim Gelage gebraucht wurde. Der Durstige, der seine Schale füllen lassen wollte, sah, wie die Kanne gefüllt wurde, aber anstatt daß ihm die Kanne aus ihrer Mündung Wein spendete, wurde er, sobald der Schenke den Daumen lockerte, durch den Wein von oben bis unten begossen, ein drastischer Spaß, der den Tischgenossen gewiß ein ungeheures Vergnügen bereitete, wenn sie einmal Jemand fanden, der den Witz noch nicht kannte.

* In einer Sitzung der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft sprach Professor Mangold über Poetische Manuskripte Friedrichs des Großen. Zwei Drittel dieser Manuskripte sind seit 1787 räthselhafterweise verschwunden, nachdem sie zum Druck der „Hinterlassenen Werke" verwendet waren. Konnten diese Manuskripte bis jetzt auch nicht entdeckt werden, so hat der Vortragende andrerseits das Glück gehabt, eine Reihe noch ungedruckter Gedichte Friedrichs des Großen in den kgl. Archiven aufzufinden, die er theilweise vorlas, theilweise analysirte. Es sind 21 längere Gedichte, 17 Epigramme und 3 Fragmente, im ganzen etwa 1000 Verse, darunter die lange vermißte interessante Epistel auf die Humanität und das Abschiedsgedicht an die nach Schweden ziehende Prinzessin Ulrike. Von bereits gedruckten Gedichten und Briefen hat er zum Theil stark abweichende Originale gefunden, die manche Fehler der preußischen Ausgabe korrigiren. Der Redner schloß mit der Betonung der Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der Gedichte und des Briefwechsels, wie denn auch Koser damit bereits angefangen habe durch seine ausgezeichnete, sehr vermehrte und berichtigte neue Ausgabe des Briefwechsels mit Grumbkow und Maupertuis.

* Rußland betreibt die Einführung drahtloser Telegraphie für Marinezwecke mit aller Energie, und wie aus St. Petersburg gemeldet wird, sollen sämmtliche Leuchtthürme am Schwarzen Meer mit den Apparaten des Popow'schen Systems ausgerüstet werden, wodurch sie mit der Küste und den in der Nähe befindlichen Kriegsschiffen in ständiger Verbindung bleiben. In der letzten Woche wurden 200 komplete Apparate nach Wladiwostok und Port Arthur verschifft. Die russischen Kriegsschiffe im Stillen Ocean sollen sämmtlich Apparate erhalten, und ferner sollen Wladiwostok und Port Arthur mit einander durch mehrere Stationen entlang der koreanischen Küste verbunden werden.

oem. Frequenz der Philosophie-Studirenden im Sommer-Semester 1900. Auf 21 reichsdeutschen Universitäten waren 11,479 von 34,389 immatrikulirten Studirenden, d. i. 33.37 Proz. der Gesammtheit, bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben, und zwar in Berlin (5105) 2258, Bonn (2162) 858, Breslau (1662) 532, Erlangen (974) 212, Freiburg (1768) 375, Gießen (855) 335, Göttingen (1344) 564, Greifswald (808) 151, Halle (1620) 644, Heidelberg (1533) 638, Jena (758) 310, Kiel (1056) 252, Königsberg (881) 266, Leipzig (3269) 1401, Marburg (1184) 461, München (4391) 832, Münster (681) 366, Rostock (495) 235, Straßburg (1145) 404, Tübingen (1544) 220 und Würzburg (1126) 247. Den absolut größten Bestand an Philosophie-Studirenden hat demnach Berlin aufzuweisen; hieran schließen sich Leipzig, Bonn, München, Halle, Heidelberg, Göttingen, Breslau, Marburg, Straßburg, Freiburg, Münster, Jena, Königsberg, Gießen, Kiel, Würzburg, Rostock, Tübingen, Erlangen und Greifswald. Die relativ größte Zahl Philosophie-Studirender hat Münster mit 52.97 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; es folgen Rostock (47.45 Proz.), Berlin (44.24 Proz.), Leipzig (43.47 Proz.), Göttingen (41.96 Proz.), Heidelberg (40.95 Proz.), Jena (40.90 Proz.) Marburg (39.78 Proz.), Halle (39.73 Proz.), Bonn (39.69 Proz.), Straßburg (36.16 Proz.), Breslau (32.01 Proz.), Königsberg (30.19 Proz.), Gießen (29.94 Proz.), Kiel (23.86 Proz.), Würzburg (21.93 Proz.), Erlangen (21.77 Proz.), Freiburg (21.23 Proz.), München (18.95 Proz.), Greifswald (18.69 Proz.) und Tübingen (14.25 Proz.). Demnach schwankt die Zahl der Philosophie-Studirenden auf der Mehrzahl (10) der Universitäten zwischem einem Drittel und der Hälfte der Gesammtheit, während sie auf 1 mehr als die Hälfte, auf 3, bezw. 4 und 3 weniger als ein Drittel, beziehungsweise ein Viertel und ein Fünftel beträgt. Auffallend ist auch der überaus niedrige Prozentsatz auf allen drei bayerischen Landesuniversitäten. — Auf vier österreichischen Universitäten waren 1074 von 7346 immatrikulirten Hörern, d. i. 14.62 Proz. der Gesammtheit, bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben, und zwar in Czernowitz (365) 30, Graz (1366) 107, Prag (946) 137 und Wien (4669) 800. Den absolut größten Bestand an Philosophie-Studirenden hat demnach Wien aufzuweisen; hieran schließen sich Prag, Graz und Czernowitz. Auch die relativ größte Zahl hat Wien mit 17.13 Prozent der Gesammtfrequenz aufzuweisen; es folgen hierauf Prag (13.53 Proz.), Czernowitz (8.22 Proz.) und Graz (7.83 Proz.). — Ein erheblich anderes Bild erhalten wir bei den sieben schweizerischen Universitäten, auf denen 1702 von 3992 immatrikulirten Hörern, d. i. 42.64 Proz. der Gesammtheit, bei der philosophischen Fakultät eingeschrieben waren, und zwar in Basel (484) 249, Bern (962) 396, Freiburg (319) 139, Genf (808) 312, Lausanne (569) 224, Neuchâtel (118) 76 und Zürich (731) 306. Den absolut größten Bestand an Philosophie-Studirenden hat demnach Bern aufzuweisen; hieran schließen sich Genf, Zürich, Basel, Lausanne, Freiburg und Neuchâtel. Letztgenannte Universität hat dafür die relativ größte Zahl Philosophie-Studirender mit 64.41 Proz. der Gesammtfrequenz aufzuweisen; hierauf folgen Basel (51.45 Proz.), Freiburg (43.57 Proz.), Zürich (41.86 Proz.), Bern (41.16 Proz.), Lausanne (39.37 Proz.) und Genf (38.57 Proz.). Mithin schwankt bei der Mehrzahl (5) der schweizerischen Universitäten die Zahl der Philosophie-Studirenden zwischen einem Drittel und der Hälfte der Gesammtheit, während sie bei 2 die Hälfte übersteigt.

* **Karlsruhe.** Der ordentliche Professor an der hiesigen technischen Hochschule Geh. Hofrath Joseph Hart ist auf sein Ansuchen wegen leidender Gesundheit unter Belassung als Mitglied der Abtheilung für Maschinenwesen und des Großen Rathes der technischen Hochschule in den Ruhestand versetzt worden.

-z **Freiburg i. B.** Anläßlich des bevorstehenden 25jährigen Jubiläums des preußischen Oberverwaltungsgerichts hat die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität einem ehemaligen und einem gegen-

wärtigen Mitglied dieses Gerichtshofes, die Beide auch durch eine fruchtbare literarische Thätigkeit sich ausgezeichnet haben, den Ehrendoktor der Rechte verliehen, nämlich dem Senatspräsidenten a. D. Wirll, Geh. Rath Albrecht Wilhelm Jebens in Charlottenburg und dem Oberverwaltungsgerichtsrath Karl Maximilian Schultzenstein in Berlin.

* **Halle.** Man schreibt der „Frkf. Ztg.": Die hiesige Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher ernannte in ihrer Fachsektion für Anthropologie, Ethnologie und Geographie Hrn. Hofrath Dr. Bernhard Hagen in Frankfurt a. M. zu ihrem Mitgliede. Dr. Hagen hat drei Expeditionen in das Innere von Sumatra unternommen.

* **Leipzig.** Geheimrath Professor Sohm kam, wie die „Frankf. Ztg." berichtet, beim Besuche des Gewandhaus-Konzerts zu Falle und erlitt einen Rippenbruch, der den greisen Gelehrten zwingt, seine Vorlesungen an der Universität auszusetzen.

* **Aus Dänemark.** Die eingehenden Nordlichtforschungen, die im vorigen Winter von einer unter Leitung des Direktors der meteorologischen Zentralanstalt in Kopenhagen, A. Paulsen, stehenden Expedition ausgeführt wurden, werden eine Fortsetzung finden, indem Ende dieses Monats eine neue Nordlichtexpedition ausgesandt wird. Zu ihrem Leiter ist Leutnant La Cour ausersehen, und Arbeitsfeld wird das nördliche Finnland bilden, wo sich die Expedition etwa vier Monate aufhalten soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. Ruskin: Ausgewählte Werke. Uebersetzt von W. Schoelermann. Band 1: Die sieben Leuchter der Baukunst. Leipzig, Diederichs 1900. — M. Martersteig: Der Schauspieler. Eine Studie. Ebd. 1900. — M. Maeterlinck: Drei mystische Spiele. Ebd. 1900. — P. Behrens: Feste des Lebens und der Kunst. Ebd. 1900. — Dr. H. Geffcken: Die Verfassung des Deutschen Reiches. Leipzig, Deichert 1901. — Dr. Fr. Müller: Die geschichtliche Entwicklung des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens in Deutschland von 1848/49 bis zur Gegenwart. (Wirthschafts- und Verwaltungsstudien. Band X.) Ebd. 1901. — Dr. R. Heil: Die Reichsbank und die Bayerische Notenbank in ihrer gegenseitigen Entwicklung in Bayern 1876 bis 1899. Ebd. 1900. — Tony Schumacher: Was ich als Kind erlebt. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. — Frhr. v. Tettau: Die russische Armee in Einzelschriften. Heft 4a. Berlin, Liebel 1900. — Dr. L. Keller: Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 8. Jahrg., 2. Stück.) Berlin, Gaertner 1900. — P. J. Möbius: Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. (Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten. 3. Band, Heft 3.) 2. Aufl. Halle, Marhold 1901. — O. Berbrow: Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte. 2. veränderte u. verm. Aufl. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1900. — Finanz-Archiv. 17. Jahrg. 2. Bd. Stuttgart, Cotta 1900. — Asiaticus: Die Kämpfe in China. 2. Heft. Berlin, Schröder. — E. Kretschmer: Die Ideale und die Seele. Leipzig, Haacke 1900. — Mittheilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. Jahrg. III. Berlin u. Stuttgart, in Komm. bei Spemann 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 20. November. Nummer 266.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem monistischen Lager.

In der Beilage zur Allg. Ztg. vom 25. September l. J. hat Hr. Prof. Theobald Ziegler unter dem Titel „Das Glaubensbekenntniß eines Arztes“ meinem Buche über den „Aufbau der menschlichen Seele“ eine ausführliche Besprechung zutheil werden lassen.

Ich bin dem berühmten Psychologen zu Dank verpflichtet, daß er die Weltanschauung — denn eine solche ist es und kein Glaubensbekenntniß — eines Nicht-Fachphilosophen einer so gründlichen Durchsicht gewürdigt hat. Dabei hat er indessen mehrere Punkte anders aufgefaßt, als ich sie aufgefaßt wissen möchte, was wohl seinen Grund in der Kürze der Darstellung haben mag, welche meiner Schrift als bloßer psychologischer Skizze aufgenöthigt war.

Ich möchte deßhalb denjenigen, welche Zieglers Kritik gelesen, mein Buch aber nicht aus eigener Lektüre kennen, einige erläuternde Bemerkungen vorlegen. Es soll somit das, was ich sagen werde, durchaus keine Metakritik, sondern nur eine Abwehr von Mißverständnissen sein.

Voraus aber muß ich meinen Standpunkt und den Gedankengang präzisiren, der meiner Schrift zugrunde liegt; beides konnte in der Kritik Zieglers nur gestreift werden.

Ich sehe das Weltganze als eine untrennbare Einheit von Kraft und Stoff an, in der es keine Lücken gibt. Der Kürze und der leichteren Verständigung halber habe ich diese Einheit „Kraftstoff“ genannt. Wenn in der folgenden Darstellung im Anschluß an die bisherige Redeweise das Wort Kraft oder Stoff für sich gebraucht wird, so ist darunter stets der „Kraftstoff“ zu verstehen.

Die Kraft äußert sich als latente und als freie Bewegung, und letztere überträgt sich in steten Umformungen von einem Stoff auf den anderen.

Empirisch steht fest, daß der Kraftstoff sich seit dem Bestehen unsres Planeten stets von einfacheren zu komplizirteren Formen entwickelt hat.

Der Mensch ist, wenn auch die höchste, so doch auch nur eine solche Kraftstoffform und somit inmitten aller Bewegungen nur ein Theil dieser großen allgemeinen Bewegung.

Die Reflexbahnen seiner Gehirnrinde, welche einestheils von den Sinnesorganen, anderntheils von den inneren Körpervorgängen auf zentripetalem Wege einstrahlende Reize (bestimmte Bewegungsformen) empfangen, geben dieselben auf zwei großen Bahnen, der Sprachbahn und der allgemeinen Körperbewegungsbahn wieder an die Außenwelt ab.

Eingeschaltet in diese Bahnen sind die Ganglien der Hirnrinde, in denen die als Reize in sie eingetretenen Bewegungsformen durch spezifische Energie in die Erscheinungen umgewandelt werden, welche wir in ihrer Gesammtheit „Seele“ nennen. Diese spezifische Energie hat demnach das Einstrahlen von physikalisch-chemischen Agentien (welche besonders gearteten Kraftstoffformen entsprechen) zur absolut nothwendigen Voraussetzung. Ohne dieses Einströmen kommt die Thätigkeit der Hirnrinde nicht zustande, so wenig wie die Lungenthätigkeit ohne Luftzutritt.

Die Umformungen in den Ganglien gehen stationsweise in der Art vor sich, daß die Seelenthätigkeit des Denkens, Fühlens und Wollens in gesetzmäßiger Aufeinanderfolge abläuft und auch in gesetzmäßigen Formen zutage tritt.

Die eingedrungene Kraft wird in doppelter Weise verwendet: sie durchströmt die Reflexbahn als lebendige Kraft, oder geht in latente Spannkraft, welche wir Gedächtniß nennen, über. Aus dieser doppelten Verwendung derselben ergibt sich von selbst, daß eine Bilanz der ein- und ausstrahlenden Bewegungsgrößen mathematisch nicht durchgeführt werden kann.

Ziegler bezeichnet nun als den eigentlichen Grundmangel meines Buches das Fehlen einer erkenntnißtheoretischen Unterlage. Er nennt das eine Schwäche, welche dem Materialismus — denn als solchen bezeichnet er mit antastbarem Recht die monistische Weltanschauung — jedesmal, wo er auftritt, anhafte.

Demgegenüber möchte ich betonen, daß der Monismus nicht nöthig hat, neben der siegreich das Feld behauptenden Kant'schen eine eigene Erkenntnißtheorie aufzustellen, sondern bei seinen Erklärungen nur diejenigen Punkte hervorheben muß, welche nach ihm eine andere Erklärung der Kant'schen Resultate nöthig machen. An dem Vorhandensein von Faktoren, welche der Entdeckung des sog. apriorischen Elements bei Kant zugrunde liegen, kann ja keinen Augenblick gezweifelt werden; sie sind von ihm durch empirische Beobachtung der Seelenvorgänge, d. h. der Kraftumformungen im psychischen Reflexbogen als gesetzmäßige Ergebnisse gewonnen worden. Denn daß die Bewußtseinsneurone die Fähigkeit haben, die in ihrem Innern vor sich gehenden Umformungen ebenso wie äußere Sinneseindrücke zu verarbeiten, indem das Wort, in das die Vorstellungen und Begriffe eingekleidet werden, das äußere Sinnesbild ersetzt, kann als Erfahrungsthatsache nicht geleugnet werden.

Wenn wir nun aber behaupten, daß die Stammbegriffe Raum und Zeit ebenso wie alle anderen Begriffe durch Abstraktion aus äußeren Sinneseindrücken hervorgehen und zwar einestheils durch den Tast- und Gesichtssinn, anderntheils dadurch, daß die Vorstellungen nur in einem Nacheinander in die psychischen Reflexbögen eintreten können, so leugnen wir nur dies a priori

dieser Kategorien, sind aber von der Kant'schen Auffassung trotzdem nicht weit entfernt, da er selbst zugibt, daß erst die sinnlichen Anschauungen dem sanst leeren Verstand Stoff zu weiterer Verarbeitung liefern.

Ich habe diese Gegensätze auf Seite 170 meines Buches kurz auseinandergesetzt, an einer anderen Stello aber den Beweis zu erbringen versucht, daß auch die Mathematik kein Werk des transscendentalen Subjekts, keine apriorische, sandern eine empirische Wissenschaft ist, welche durch die Scharfkantigkeit ihrer Begriffe die Möglichkeit zu sicherer abstrakter Behandlung ihrer Schlüsse gibt, während dies bei den Urtheilen und Schlüssen, deren Begriffe in weniger bestimmte Wortformen eingekleidet sind, nicht der Fall ist. Ich konnte somit van einer ausführlichen Behandlung der Erkenntnißtheorie absehen.

Es ist für mich unverständlich, warum gerade die Männer der monistisch-philosophischen Richtung der Erkenntnißthearie kein richtiges Verständniß entgegenzubringen imstande sein follten. Mir kam es bei meiner Darstellung var allem darauf an, auf Grund meiner monistischen Weltanschauung die Fundamente der seelischen Erscheinungen zu beleuchten und dem Seelenleben seine richtige Stellung anzuweisen, indem ich es als Theil der allgemeinen Naturerscheinungen darstellte. Es war deßhalb nöthig, dem Werdegang des Seelischen nachzugehen, und ich habe zu zeigen versucht, daß nicht aus den komplexen Erscheinungen einer relativ fertigen Seele die Einsicht in das Wesen ihrer Erscheinungen gewonnen werden kann, sondern daß die noch wenig verwickelten Vorgänge beim Kinde zum Ausgangspunkt des Forschens gewählt werden müssen.

Diese Forschungsweise hat auch Ziegler in seinen Werken: „Das Gefühl" und „Sittliches Sein und sittliches Werden" in meisterhafter Weise befolgt. Sie ist die bis jetzt noch am wenigsten geübte und sollte deßhalb in meiner Skizze in den Vordergrund gestellt werden.

Ziegler ist nun ferner der Meinung, daß mit dem Begriff der „Freiheit", den ich betone, Unklarheit und Schwankungen in meine Ausführung gekammen sei, indem ich die Hemmung mit in die Willensfreiheit hineinnehme.

In dieser Hinsicht habe ich mich aber aufs bestimmteste ausgedrückt, indem ich sagte, daß, wenn auch die Willensvorgänge innerhalb der Hirnrinde, wie alle übrigen Rindenthätigkeiten, einer unabänderlichen Gesetzmäßigkeit unterliegen, sa doch hier wie dort eine solche Menge von Kombinatianen durch Verbindungen, Trennungen und Hemmungen funktionell möglich ist, daß ein relativ freies Spiel der Kräfte vorliegt — nur relativ frei, weil die den Kombinatianen zugrunde liegenden Merksysteme nicht blaß durch Selbstschulung, sondern auch durch die uns zutheil gewardene Erziehung und die Einflüsse unsrer Umgebung zustande gekommen sind.

Nur unter krankhaften Verhältnissen kann die Möglichkeit der geschilderten Kambinationen beeinträchtigt und der psychische Reflex zum Zwangsreflex werden. Jeder Willensäußerung gehen somit kamplizirte aber doch gesetzmäßige Denk- und Gefühlsakte voraus, und von einer Spontaneität des Willens, von einer Freiheit in ihrem Sinn kann keine Rede sein. Spontanes gibt es überhaupt in der Welt nicht, denn jede Bewegungsform setzt eine andere voraus, aus der sie durch direkte Fortpflanzung oder spezifische Umfarmung hervorgegangen ist.

Wenn der hachgeschätzte Verfasser der Kritik meine Schrift statt monistisch „materialistisch" nennt, so kann ich dem nicht zustimmen, abgleich ich weiß, daß er damit nur den theoretischen Materialismus als philosophisches System meint. Die Männer der monistischen Weltanschauung könnten sich diesen Ausdruck gefallen lassen wenn er absolut zuträfe, wenn nicht dem Wart „Materialismus" von anderen Gegnern eine Inferiorität angedichtet worden wäre, und wenn der Laie das Wort „materialistisch" nicht täglich und stündlich mit niedrig und unsittlich vermengte.

Da aber im allgemeinen die falsche Meinung besteht, daß dem theoretischen Materialismus der sag. praktische Materialismus zur Seite stehe, sa haben die Männer der manistischen Richtung Recht darin gehabt, die genannte Bezeichnung als unzutreffend abzulehnen.

Der Gegensatz von Materialismus und Spiritualismus auf philosophischem Gebiet ist durch den aus egoistischen Gründen mächtig gewordenen Dualismus gefördert warden. Mit der fortschreitenden Wissenschaft verliert aber der letztere auf ihrem Gebiet immer mehr an Baden.

Der Physialoge, der eine besanders geartete Funktion auftreten sieht, fragt selbstverständlich nach dem Organ, dem sie angehört; wie könnte er sich auf die Dauer der Frage nach dem Organ entschlagen, welches den Phänomenen des Bewußtseins zugrunde liegt? Er sieht, daß seine Arbeit sich nicht auf sein bisheriges Gebiet beschränken darf, sondern daß sie sich auch auf die Ergebnisse der Hirnfunktion erstrecken muß, welche als „Seele" in die Erscheinung treten; er sieht, daß das bisher als besondere Wissenschaft, als Psychologie bearbeitete Feld mit in sein Bereich gehört und daß die Ergebnisse, zu denen der Spiritualismus und Idealismus gelangt ist, als empirisch gewannene physialagische Resultate anzusehen sind, welche aus der Beobachtung der Hirnarbeit hervorgegangen sind. Denn sie sind, wenn auch nicht auf direkter Fünfsinnenwahrnehmung, sa doch indirekt aus deren Produkten, den Vorstellungen, Begriffen und Gedankenkreisen aufgebaut. Auch ihre Erforschung ist eine empirische, die die Gesetze des Denkens, die Besonderheiten des Fühlens und die Mative des Wollens durch Bewußtseinsakte, welche einem besonderen Gebiet der Bewußtseinsneurone angehören, erklärt.

Auf dieser Erkenntniß wird die Seelenlehre weiterbauen müssen, wenn auch die einzelnen Gebiete in sensualistischem und spiritualistischem Sinn getrennt weiter zu bearbeiten sind; es besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen den beiden sich bisher feindlich gegenüberstehenden Forschungsweisen. Alles drängt zum Monismus. Das Seelenleben stellt sich ihm im gleichen Glanze dar, wie dem einseitigen, sinnesfeindlichen Idealismus; auf seinem Boden erwachsen die gleichen hohen Idale, wie sie aus abstrakt philasophischen Ideen hervorgehen, da ja diese immer aus empirischen Thatsachen entspringen, und auch das von ihm erstrebte Ziel ist das Wahre, Schöne und Gute.

Der Manismus schließt, sa wenig wie der theoretische Materialismus, den praktischen Idealismus aus; im Gegentheil: seine Ethik überragt durch die Betonung der Uneigennützigkeit alle auf anderen Voraussetzungen und Hoffnungen ruhenden Sittenlehren.

Dr. Herman Kroell.

Die Theorie von der Verfassungswidrigkeit eines Minimalzolltarifs.

II.

Sehen wir jetzt von dem Beispiel Frankreichs ab und prüfen wir die Thearie der Verfassungswidrigkeit des Minimaltarifs mit Beziehung auf Deutschland.

1. Das Verlangen nach der Feststellung eines Minimaltarifs, sagt man den deutschen Landwirthen, ist in Deutschland verfassungswidrig.

Das ist unzulässig. Zwei Rechte sind in die Verfassung eingeschrieben, das Recht des Kaisers, Verträge einzugehen, und das Recht der Legislative, Tarifgesetze zu machen, wie sie es im Interesse der nationalen Arbeit für nützlich hält. Nun, dieses Recht der Tarifgesetzgebung übt die Legislative aus, indem sie einen Minimaltarif macht. Es gibt keine Bestimmung in der Verfassung, die ihr verbietet, zwei Tarife anstatt eines einzigen festzustellen.

2. Die Annahme aber gar die Proposition eines Minimaltarifs durch die Regierung, sagt man weiter, involvirt für den Kaiser den Verzicht auf sein Recht, Verträge zu schließen.

Niemand kann das mit gutem Grund behaupten. Die Reichsregierung legt in dem angenommenen Fall dem Kaiser nicht nur nicht die Abdikation seiner Prärogative auf, nein, sie kann das gar nicht thun, selbst wenn sie es wollte, weil ein Spezialgesetz die Verfassung nicht derogiren kann.

3. Der Minimaltarif, sagt man endlich, beschränkt das Initiativrecht des Kaisers, mit fremden Staaten unterhalb des Minimaltarifs zu unterhandeln, was dem Geist der Verfassung zuwider ist.

Das Votum des Minimaltarifs, seiner juristischen Natur und Bedeutung nach, begründet nicht die Verpflichtung der Exekutive, unter allen Umständen bei Vertragsverhandlungen die Sätze desselben aufrechtzuerhalten. Er enthält weder den Gesetzesbefehl, niemals über oder unter seinen Sätzen zu unterhandeln, noch das Verbot, Handelsverträge unter anderen als den an seine Gewährung geknüpften Bedingungen einzugehen. Er konstatirt einfach eine vorgängige Ermächtigung zur Ratifikation der Handelsverträge, die etwa unter den mit seiner Konzedirung verbundenen Bedingungen abgeschlossen werden. Er ist vom verfassungsrechtlichen Standpunkt mit Beziehung auf künftig abzuschließende Handelsverträge ein Gutachten, ein Rath des Parlaments, ein Wegweiser, eine Information für die Regierung; sein Votum ist juristisch betrachtet weiter nichts als der klare, unzweideutige Ausdruck des augenblicklichen Willens des Reichstags, ohne irgendwelche im Rechtssinn beschränkende Wirkung auf die kaiserliche Prärogative. Er begründet kein Hinderniß für die Ausübung der Rechte der Exekutivgewalt, er zwängt, weder seinem Gegenstand, noch seinem Zwecke nach, die Regierung in starre Formeln, aus denen herauszugehen ihr untersagt wäre. Im Gegentheil, er erlaubt der Regierung, sich in allen möglichen Hypothesen zu bewegen.

Wenn wir jetzt den Beweis hiefür antreten, ist es nöthig, die Kombinationen Revue passiren zu lassen, die sich der Regierung bei der Regelung des wirthschaftlichen Regimes dem Ausland gegenüber darbieten.

Die erste Kombination ist die, daß die Exekutive Verträge eingehen, die zweite, daß sie keine eingehen will. Ich nehme zunächst an, daß sie keine Verträge schließen will. Sie hat verfassungsmäßig vollkommen das Recht dazu. Die Verfassung sagt zwar, daß sie das Recht hat, Verträge zu schließen, aber sie sagt nicht, daß sie verpflichtet ist, solches zu thun. Sie hat freilich die Befugniß, Verträge einzugehen; sie hat diese Prärogative in Händen ... aber sie macht den Gebrauch davon, den sie machen will. Sie ist in dem Maß Herr ihrer Prärogative, daß der Reichskanzler jederzeit von der Reichstagstribüne herab erklären kann, der Souverän beabsichtige im Moment nicht, von seiner Prärogative Gebrauch zu machen und Handelsverträge mit fremden Staaten einzugehen. Ja, wenn er erklären würde, daß sich der Kaiser von jetzt an seiner Prärogative entäußern wolle, so wäre dieses zweifellos verfassungswidrig; aber außer dieser Erklärung allgemeinen und absoluten Charakters hat der Reichskanzler vollkommen das Recht, zu erklären, daß die Exekutive im Moment auf die Fortsetzung der Vertragspolitik verzichte ... immer vorausgesetzt, daß das Land keine Verträge wünscht, daß es Herr seiner Tarife bleiben will. Und ebenso, wie die Exekutive diese Erklärung abgeben kann, ebenso, sage ich, kann sie in dem Umfang und in der Form, die ihr mit den Interessen der nationalen Arbeit am besten vereinbar erscheint, die Ausübung ihres Rechtes regeln, wie sie das z. B. thut, wenn sie unter Mitwirkung des Reichstags den Minimaltarif ins Zollgesetz einschreibt ... denn die Verfassung schreibt ihr nicht vor, Tarifverträge zu machen, und falls sie solche eingehen wollte, sie in dieser oder jener Form einzugehen.

Unter dem gegenwärtigen Regime des allgemeinen Tarifs, der durch Vertragsverhandlungen ermäßigt wird, ist sie freilich verpflichtet, Verträge zu schließen; denn sie hat kein anderes Mittel, vom Ausland einen Begünstigungstarif zu erlangen. Um ihn zu erhalten, muß sie wohl oder übel ihren Generaltarif herabsetzen. Das kann aber nur durch Verträge geschehen.

Mit dem Minimaltarif bewaffnet, ist sie nicht mehr verpflichtet, Verträge unter allen Umständen einzugehen. Sie kann dem Ausland den Minimaltarif offeriren. In welchen Formen?

Es gibt nur zwei Mittel, Konzessionen zu machen, entweder durch ein Gesetz, das einseitig, das nur uns verpflichtet, oder durch eine Konvention, die zweiseitig, die gleichzeitig denjenigen verpflichtet, mit dem wir sie abschließen. Neben den Konventionen, die eine grundsätzliche und relative Begünstigungsverpflichtung begründen, bei denen es von den Vertragsschließenden abhängt, die Wirkungen des Vertrages abzuändern, gibt es andere, welche einen engeren wirthschaftlichen Zusammenschluß der kontraktirenden Parteien beabsichtigen, indem sie das Zollregime für die ganze Vertragsdauer in einer nicht abzuändernden Weise fixiren. Diese Konventionen heißen Verträge (im eigentlichen Wortsinn). Ihr wesentliches Merkmal ist die Anhängung der Tarife, die sich in der Regel auf die gesammte Produktion der vertragschließenden Länder erstrecken, an den Vertragstext und die Verpflichtung, während der Vertragsdauer (5, 10 oder 12 Jahre) an diese Tarifsätze nicht zu rühren.

Es gibt also zwei mögliche Mittel, den Minimaltarif in Form einer Konvention zu gewähren. Man kann ihn als einen einfachen Begünstigungstarif dem Generaltarif gegenüber konzediren, aber ohne die Verbindlichkeit einzugehen, ihn ad infinitum aufrecht zu erhalten. In diesem Falle weicht das Ergebniß der Konvention nicht wesentlich vom Gesetz ab. Den Minimaltarif mittelst einer solchen Konvention gewähren, heißt einzig, sich verpflichten, der Nation, welcher man die Konzession macht, seinen niedrigsten Tarif geben. Aber wir sind ihr nur dieses schuldig, und wir behalten uns das Recht vor, die Sätze dieses Tarifs zu modifiziren, wenn die Nothwendigkeit dafür bewiesen ist.

Das zweite Mittel, den Minimaltarif in der Form einer Konvention zu konzediren, ist dieses, ihn in einen wirklichen Vertrag einzuschreiben und so die Sätze desselben auf die ganze Vertragsdauer zu fixiren. Unter dieser Voraussetzung würde der Minimaltarif einfach den Platz des gegenwärtigen Konventionaltarifes einnehmen,

mit diesem einzigen Unterschied, daß er en bloc angehängt wird, während die Vertragstarife bruchstückweise zustandekommen.

Aus diesen systematischen Auseinandersetzungen folgt, daß sich der Regierung zwei Möglichkeiten bieten, Konzessionen zu erlangen, ohne auf eigentliche Verträge rekurriren zu müssen. Sie kann den Minimaltarif durch ein Gesetz oder durch eine Konvention konzediren. Sie kann dem Reichstag einen Gesetzentwurf des Inhaltes vorlegen, den Minimaltarif allen Ländern zu gewähren, die ihr ein Reciprozitätsversprechen gegeben haben.[6]) Ein solches Gesetz ist jederzeit abschaffbar; kein Protokoll, nichts hindert die Legislative daran. Und die Regierung kann den Minimaltarif kraft einer Konvention geben, aber ohne sich der Freiheit zu entäußern, ihn abzuändern, wenn sich das Bedürfniß dafür herausgestellt hat.

Es bleibt noch die zweite Kombination, daß die Exekutive Verträge (im eigentlichen Wortsinn) eingehen will. Wir haben gesehen, welchen Gebrauch die Regierung unter dieser Voraussetzung vom Minimaltarif machen kann. Sie kann ihn zunächst en bloc in den Vertrag einschreiben und so für eine bestimmte Zeit die Sätze desselben der vertragsschließenden fremden Nation gegenüber konsolidiren. Oder sie kann ihn nur zum Theil an den Vertragstext anhängen. Die Exekutive hat verfassungsmäßig das Recht, beide Wege einzuschlagen, und wenn der Kaiser seine Unterschrift unter einen solchen Vertrag setzt, kann sie der Reichstag nicht desavouiren.

Wir kommen also zu dem Ergebniß, daß der Minimaltarif als solcher nichts verfassungswidriges hat. Das dem Kaiser gewährte Recht, Verträge einzugehen, bleibt intakt.

Es ist wahr, wenn die Legislative den Willen ausdrücken würde, den Kaiser zu binden und ihm sein Initiativrecht zu entziehen, wenn er für nöthig hält, es auszuüben, indem seine Bevollmächtigten sogar unter gewissen Sätzen des Minimaltarifes unterhandeln, so könnte ein solches Vorgehen als eine Verletzung der Verfassung bezeichnet werden.[7])

Aber das Votum des Minimaltarifes bindet nicht nur nicht die kaiserliche Prärogative, sondern sie bindet auch nicht die parlamentarischen Rechte. Wenn der Reichstag nach Monaten oder nach Jahren Bedenken tragen sollte, alle Sätze des Minimaltarifes strikte aufrecht zu erhalten, oder wenn er gar über die Zweckmäßigkeit des Minimaltarifs überhaupt anderer Ansicht werden sollte, so steht der Abänderung oder der gänzlichen Abschaffung desselben kein verfassungsrechtliches Hinderniß entgegen. Weder der Kaiser noch das Parlament haben verfassungsmäßig das Recht, sich in dieser Materie die Hände zu binden, weder sich selbst noch gegenseitig.

Wenn nun das Votum des Minimaltarifes vom konstitutionellen Standpunkt auch weiter nichts als der überlegte klare Ausdruck des augenblicklichen Willens des Reichstages ist, so hat es doch im Hinblick auf die Entschließungen, die der Kaiser in seiner Freiheit und Unabhängigkeit zu fassen berufen sein kann, eine augenscheinliche Wichtigkeit und besondere Bedeutung, die Niemand verkennen wird.

6) Diesen Weg hat *Frankreich* durch das Gesetz vom 29. Dezember 1891 betreten, das die Regierung autorisirt, den in vertraglichen Beziehungen zu Frankreich stehenden Ländern, die ihm die Meistbegünstigung zugestehen werden, den Minimaltarif zu konzediren.

7) Abg. v. *Kardorff* versteht unter dem Minimaltarif einen Tarif, „unter welchen bei Handelsverträgen mit anderen Nationen *unter keinen Umständen* herabgegangen werden darf." Ich bedaure, diese Definition *verfassungswidrig* finden zu müssen. (Vgl. Verhandlungen der Wirthschaftsreformer 1900, pag. 16.)

Rechte erzeugen Pflichten. Die Pflicht des Kaisers, bezw. der Regierung aber ist, den Wünschen des Volkes oder der Mehrheit des Volkes konform zu handeln und die Interessen der nationalen Arbeit zu vertheidigen, deren Wahrnehmung in ihre Hände gelegt ist. Ist es nun nicht evident, daß diese Regierung, wenn sie das Votum des Minimaltarifes acceptirt oder gar herbeiführt, die *moralische* Pflicht übernimmt, diesen Tarif zu respektiren, und ist es nicht ebenso evident, daß sie ihre Pflicht verkennt, verletzt, wenn sie ihr konstitutionelles Recht ausübt, und den Minimaltarif antastet?

Die Pflicht der Regierung wird noch deutlicher, wenn wir die Frage von einem mehr juristischen Gesichtspunkt erfassen.

Der Geist der Verfassung will, daß die Exekutiv- und die Legislativgewalt nicht in Disharmonie ihre Wege wandeln. Zwischen beiden muß stets volles Einverständniß walten. Nun aber ist das Votum des Minimaltarifes der gar nicht mißzuverstehende Ausdruck dafür, daß das Parlament keine Handelsverträge in der bisherigen Form wünscht, daß es allen diplomatischen Abkommen, die die internationalen Handelsbeziehungen auf anderer Grundlage als der des Minimaltarifes regeln, die verfassungsmäßig zu ihrer Gültigkeit nöthige Genehmigung versagen wird. Wenn also die Exekutive den Accord zwischen den öffentlichen Gewalten aufrecht erhalten will — und der Geist der Konstitution verlangt dieses — *so muß sie im Prinzip bei Handelsverträgen den Minimaltarif aufrecht erhalten.* Bringt sie gleichwohl Verträge mit ermäßigten Sätzen des Minimaltarifes vor den Reichstag, so setzt sie sich einmal bewußt in Widerspruch zu dem Willen desselben, zugleich führt sie einen Konflikt herbei zwischen ihren völkerrechtlichen Verbindlichkeiten und den staatsrechtlichen Voraussetzungen der Erfüllung derselben; denn sie kann den abgeschlossenen Vertrag ohne die gesetzliche Sanktion nicht ausführen.

Die Regierung kann das freilich thun, ohne aus den ihr durch die Verfassung gesteckten Grenzen herauszugehen; aber sie darf es nicht thun, weil sie ihre parlamentarische Pflicht verletzen würde, weil sie einen Konflikt nicht herbeiführen darf. Sie würde den Geist der Verfassung verletzen, der einen Zwiespalt zwischen den öffentlichen Gewalten nicht duldet.

Es ist unmöglich, daß die Regierung sich isolirt, daß sie von ihrem Rechte Gebrauch macht, ohne sich darum zu kümmern, was das Volk, was die Volksvertretung denkt. *Die Regierung kann schlechterdings keine andere Handelspolitik treiben, als diejenige, die die Mehrheit der Volksvertretung fordert. Sie kann, es ist wahr, das Recht des Souveräns, Verträge zu schließen, mit aller Entschiedenheit geltend machen, aber sie hat sich zu gleicher Zeit mit den Wünschen und Intentionen der Volksvertretung zu inspiriren.*

Wenn die Regierung das Doppeltarifsystem einmal annimmt oder sogar vorschlägt, so kann man nicht zulassen, daß sie den Minimaltarif von heute auf morgen nach ihrem Belieben abändern könnte. Wir würden damit in die „Aera des absoluten Schiedsspruches der Regierung in allen Tariffragen eintreten". Der Minimaltarif muß bis zu einem gewissen Punkte unantastbar sein. Ohne diesen strengen Charakter fällt sein Existenzgrund. Ohne diese radikale Bedeutung ist er nicht mehr als ein Generaltarif, der durch Verhandlungen modifizirt wird; denn es ist sicher, daß ein Zollsatz, der einmal in einen

Vertrag eingeschrieben ist, auf alle kommenden Verträge von Einfluß sein wird. Alle Staaten, mit denen wir Verträge schließen, werden die nämliche Ermäßigung verlangen. Ermäßigungen auf andere Artikel werden folgen. Nach geraumer Zeit wird vom Minimaltarif nicht viel mehr übrig sein, und das Endergebniß wird dieses sein, daß wir wieder zurückfallen in das System der Handelsverträge pure et simple.

Im Interesse des Landes und des Ansehens der Regierung ist es durchaus nöthig, daß die Stärke und die verbindliche Bedeutung des Minimaltarifes dem Auslande gegenüber gewahrt bleibt. Sobald nämlich das Ausland glaubt, unsre Regierung sei nicht verpflichtet, sich von dem Minimaltarif Rechnung zu geben, werden wir in die künftigen Verhandlungen als die schwächere Partei eintreten. Die fremden Unterhändler werden erklären: Die Volksvertretung hat anerkannt, daß die Regierung den Minimaltarif reduziren kann; deßhalb wollen wir ihn nicht, wir wollen mehr; kurz, die Forderungen des Auslandes werden wachsen und die Konzessionen, die wir gegen Offerirung des Minimaltarifes erhoffen durften, werden vermindert werden.

Wir gehen nun nicht so weit zu sagen: Es darf unter keinen Umständen am Minimaltarif etwas geändert werden, nicht ein Wort, nicht ein Jota. C'est à prendre ou à laisser. Der Minimaltarif wird nicht für alle Ewigkeit gemacht, und es kann wohl der Fall eintreten, wo es das höhere Interesse des Landes gebietet, diesen oder jenen Tarifsatz abzuändern. Für diesen Fall steht der Regierung immer der Weg offen, sich vor Abschluß eines solchen Vertrages der Intentionen der Volksvertretung zu versichern, die zu befragen sie jederzeit das Recht hat. Wenn dringende Umstände erfordern, daß die Regierung in einem Vertrag unter den Minimaltarif herabgeht, so kann sie vor Abschluß des Vertrages die Modifikation dieses Tarifes vom Reichstage fordern. Sie muß es nicht, wenn sie von ihrem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch machen will, und die Forderung, daß die Regierung unter allen Umständen gehalten sei, vor Abschluß eines Vertrages mit reduzirtem Minimaltarif die Reduktion dieses Tarifes vom Reichstage zu verlangen, wäre inkonstitutionell.

Man könnte noch die Frage aufwerfen, welches Interesse die Regierung haben kann, den Reichstag bei der Ausarbeitung und Feststellung des Minimaltarifes zu ihrem Mitarbeiter zu machen? Ist das nicht verfassungswidrig?

Man kennt den Tadel, dem die Regierung zu jeder Zeit ausgesetzt ist, daß ihre Bevollmächtigten bei Vertragsabschlüssen mangels gründlicher Kenntniß der untersten Grenze des der heimischen Produktion unentbehrlichen Schutzes über das Loos über Landwirthschaft und vieler Industrien zuweilen ins Blaue hinein entscheiden. Diesem Tadel würde die Regierung entgehen, wenn sie die Ansicht der Volksvertretung über das der nationalen Arbeit absolut nöthige Schutzminimum hört. Sie kann alsdann den ausländischen Unterhändlern mit Sicherheit und Bestimmtheit erklären: Die Volksvertretung hat die wirthschaftliche Lage des Landes gründlich geprüft und den der heimischen Arbeit unbedingt nöthigen Schutz im Minimaltarif festgelegt und ich bin wohl verpflichtet, diesen Tarif zu respektiren und ihn in seinem Geiste anzuwenden.

Ich kann nicht zugeben, daß ein solches Verhalten der Regierung verfassungswidrig sei; denn die Verfassung verbietet der Regierung nicht, den Reichstag zu konsultiren und ihn zu ihrem Mitarbeiter zu machen.

Es scheint mir im Gegentheil, daß ein solches Verfahren der Regierung nicht nur der Ausdruck ihrer Achtung vor der Volksvertretung wäre, sondern auch ein Akt großer Klugheit. Die Regierung weiß, daß es nicht genügt, mit fremden Staaten Tarife zu vereinbaren und Verträge einzugehen, sondern daß sie auch eines Tages vor den Reichstag treten muß, um sie genehmigen zu lassen. Da ist es vielleicht nicht unangebracht, wenn sie im voraus die Dispositionen des Reichstages kennt, von dem es abhängt, ob der Vertrag ein todter Buchstabe sein soll oder nicht. Soll es ihr da nicht erlaubt sein, vorzubauen und einer Niederlage vorzubeugen, die wahrlich kein anderes Resultat haben kann, als unsre guten Beziehungen zum Ausland aufs Spiel zu setzen und das Ansehen und die Würde des Souveräns, des Reiches und der Reichsregierung zu schädigen?

Das Parlament hat also nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, der Regierung seine Meinung nicht vorzuenthalten und zu verhindern, daß sie sich auf eine falsche Bahn begibt. Der Reichstag informirt, klärt auf; es ist Sache der Regierung, die Information zu beachten, wie es mit ihren Pflichten gegen die Verfassung und das Parlament vereinbar ist; sie handelt im übrigen, mit allen Rechten des Artikels 11 bewaffnet, frei und unabhängig.

Das Facit aus diesen Untersuchungen über die Theorie der Verfassungswidrigkeit eines Minimaltarifes ist leicht zu ziehen. Es ist ein dreifaches:

1. Die Aufstellung eines Minimaltarifes mit dem von uns auseinandergesetzten Sinn hat nichts verfassungswidriges. Das dem Kaiser von der Verfassung übertragene Recht, Handelsverträge einzugehen, bleibt intakt. Da aber dieses Recht nur unter der Voraussetzung der Genehmigung der Verträge durch den Reichstag Wirkung haben kann, so ist das Votum des Doppeltarifes kein nichtssagendes, zweckloses Gutachten, sondern der bestimmte Ausdruck eines augenblicklichen Willens des Reichstags. Dieser Wille ist ein Zügel für die Regierung und eine Waffe gegen allzu anspruchsvolle Forderungen fremder Staaten.

2. Das Votum des Minimaltarifes ist der Ausdruck des festen Willens des Parlaments, Herr seiner Tarife zu bleiben und sie dem Belieben der Regierung zu entziehen. Das Votum des Minimaltarifes bedeutet also eine Verschärfung, eine ansehnliche Steigerung des Einflusses der Volksvertretung auf die Gestaltung und Richtung der künftigen Handelspolitik. Der Reichstag substituirt sich in einem gewissen Sinn dem diplomatischen Unterhändler, er führt gewissermaßen die Verhandlungen, er schließt sozusagen von der Rednertribüne herab die künftigen Handelsverträge, indem er den Minimaltarif diskutirt und feststellt.

3. Da das Recht des Kaisers, Handelsverträge einzugehen, unter allen Umständen gewahrt bleibt, so lange die Verfassung nicht abgeändert wird, so können wir bezüglich des Abschlusses künftiger Handelsverträge im Augenblick kein absolutes System annehmen, sondern nur die allgemeinen Richtlinien unsrer künftigen Handelspolitik markiren.

Hans L. Rudloff.

Ist Acetylen gefährlich?

Unter der Ueberschrift „Acetylengefahr" bringt die Nr. 234 der Beilage zur Allgem. Ztg. einen Artikel, in welchem auf zwei Acetylenexplosionen hingewiesen wird, deren Ursachen scheinbar räthselhaft sind. Daran wird die Bemerkung geknüpft, daß trotz aller Mittel, welche aufgewendet wurden, um die Eigenschaften des Acetylens kennen zu lernen und den durch dasselbe etwa drohenden

Gefährdungen zu begegnen, es doch nicht gelungen ist, alle möglichen Explosionseventualitäten abzuwenden, sondern daß das Acetylen merkwürdige, geheimnißvolle Eigenschaften zeigt, welche dessen Anwendung nicht als ungefährlich erscheinen lassen.

Wie steht es nun in Wirklichkeit mit den beiden Explosionen, welche zu diesen Schlußfolgerungen Anlaß gegeben haben? Die eine, welche im Mai vorigen Jahres in Pavia stattfand, findet eine naturgemäße Erklärung in der Beschaffenheit des angewendeten Gefäßmaterials. Dasselbe bestand aus Kupfer; nun ist es schon lange bekannt, daß Kupfer mit Acetylen sich unter Umständen zu explosiven Verbindungen vereinigen kann, namentlich in Gegenwart des stets im ungereinigten Acetylen enthaltenen Ammoniaks, Schwefelwasserstoffs u. dergl. — Aus diesem Grunde wird bei der Errichtung von Acetylenanlagen die Anwendung reinen Kupfers stets streng vermieden und ist solche Anwendung durch landespolizeiliche Vorschriften auch verboten. Wenn nun bei Anwendung eines kupfernen Gasometers für Acetylen die Bildung explosiver Krusten beobachtet wird, so liegt das nur in der Natur der Sache; wenn also bei Anwendung von Acetylen dadurch Explosionen entstehen, so liegt das lediglich an der Unkenntniß und der Fahrlässigkeit des Experimentators, welcher trotz aller Erfahrungen bei Aufspeicherung von Acetylen dennoch kupferne Gefäße angewendet hat.

Das Acetylen aus diesem Grunde als gefährlich zu erklären, weil eine Explosion dadurch entstanden ist, daß Jemand trotz aller Erfahrungen kupferne Gefäße zu dessen Aufspeicherung angewendet hat, ist ebenso widersinnig, wie z. B. ein Verlangen, daß Feuerungen aus den Häusern entfernt werden sollen, weil bei zugeschlossener Ofenklappe Kohlenoxyd in die Wohnung gelangen kann.

Schwieriger liegt der zweite, von Hrn. Kiesewalter jetzt beschriebene, im Jahre 1895 stattgehabte Fall, denn abgesehen davon, daß es nicht möglich ist, nach fünf Jahren mit Sicherheit zu kontroliren, in welcher Weise die Vorgänge dieser Explosion sich abgespielt haben, tritt noch der Umstand hinzu, daß die von Hrn. Kiesewalter gegebene Erklärung dieser Explosion zweifellos unrichtig ist. — Hr. Kiesewalter behauptet, daß das Acetylen auf dem Zinkgasometer eine Kruste abgelagert hat, welche explosives Gas entwickelte, und daß, seinen Beobachtungen nach diese Kruste sich auch auf verschiedenen anderen Materialien bildet, wie z. B. auf Holz u. dergl. Diese Behauptung ist aber, so wie sie aufgestellt ist, entschieden falsch. Seit dem Jahre 1895, als Kiesewalter die Beobachtung gemacht haben wollte, sind viele Tausende von Acetylenapparaten in Betrieb gekommen, Millionen Kubikmeter Acetylen wurden erzeugt und verbraucht, die Acetylenbeleuchtung fand Eingang in fast sämmtliche Klassen der Bevölkerung, staatliche Betriebe, wie Eisenbahnen u. dergl. haben ungeheuere Mengen Acetylen verbraucht. Eine Anzahl von hervorragendsten Fachleuten Chemikern 2c. hat sich mit dem Studium der Eigenschaften des Acetylens beschäftigt, jedoch nicht ein einziges Mal ist eine Beobachtung wie diejenige von Kiesewalter gemacht worden. Im Gegentheil, direkte Versuche haben ergeben, daß solche Erscheinung, wie sie Kiesewalter gemacht zu haben glaubte, bei Anwendung des Acetylens **niemals** auftritt.

Dieser Widerspruch zwischen der jahrelangen, durch tausendfache Beobachtung bestätigten Erfahrung und der Mittheilung von Kiesewalter ist aber nicht so unerklärlich und unlösbar, wie es auf den ersten Blick erscheint. Er ist dadurch begründet, daß von allen anderen Beobachtern und in der Praxis lediglich solches Acetylen angewendet wurde, welches aus dem käuflichen, auf elektrischem Wege hergestellten Carbid erhalten wird, dagegen Hr. Kiesewalter ein Gas angewendet hat, welches er aus einem „nach eigenem Verfahren" hergestellten Carbid erhalten hat. — Sollten deßhalb die Beobachtungen des Hrn. Kiesewalter richtig gewesen sein und die Explosion damals wirklich so stattgefunden haben, wie er sie fünf Jahre später beschrieben hat, so wäre dies lediglich ein Beweis dafür, daß das von Kiesewalter nach **seinem** Verfahren hergestellte Carbid ein Gas liefert, welches die beschriebenen unheimlichen Eigenschaften besitzt. Denn es ist eine unumstößliche Thatsache, daß dasjenige Carbid, welches nach allen anderen Verfahren hergestellt wird, und eine so ungemein große Anwendung in der Praxis gefunden hat, daß heute Hunderttausende von Pferdekräften zu dessen Herstellung benutzt werden, daß dieses Carbid kein so gemeingefährliches Gas liefert wie das nach dem Kiesewalter'schen Verfahren hergestellte, daß demnach das Acetylen als solches mit dem explosiven Kiesewalter'schen Gase nichts gemein hat.

Es muß deßhalb als beruhigender Umstand angesehen werden, daß das Verfahren von Kiesewalter zur Herstellung von Carbid keine Anwendung in der Technik gefunden hat und bei dem soliden Wissen unsrer Techniker wohl auch nicht finden wird.

Glücklicherweise hat auch diese, mit der wirklichen Acetylentechnik nicht in Verbindung stehende, mit ihr aber in Verbindung gebrachte Explosion dem Siegeslauf des Acetylens keinen Abbruch gethan. Die Leichtigkeit dessen Herstellung, die durch keine andere Beleuchtungsart übertroffene Schönheit und klare und große Helligkeit des Lichtes, welche es gestattet, Farben wie bei Sonnenlicht zu unterscheiden, seine Ungiftigkeit, alles das haben dem Acetylen große Verwendungsgebiete gesichert, und ihm in vielen Fällen, wie bei Beleuchtung der Eisenbahnwaggons, kleiner Städte, Fabriken, namentlich der Textilbranche u. dergl. eine dominirende Stellung verschafft.

Und trotzdem Acetylen so vielfach angewendet wird, kommen Explosionen nur höchst selten vor, **niemals** (entgegen dem Steinkohlengas) in den mit Acetylen beleuchteten Räumen, sondern lediglich an den Erzeugungsstätten des Acetylens und dann, wie statistisch nachgewiesen ist, lediglich durch grobe Unachtsamkeit und Fahrlässigkeit.

Alle Erfahrungen haben ergeben, daß das Acetylen in seiner ordnungsmäßigen Anwendung keineswegs gefährlicher ist als irgend ein anderes Beleuchtungsmittel, und diese Thatsache wird auch nicht erschüttert durch Publikationen von Explosionen, die sich vor fünf Jahren, als von Acetylenbeleuchtung kaum noch die Rede war, mit angeblichen acetylenhaltigen Gasen ereignet haben sollten.

D. [illegible]

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Lateinischer Sprachunterricht in volksthümlichen Vorträgen.** Einen interessanten Versuch, dessen Erfolg abzuwarten sein wird, hat man am 6. d. M. in Berlin durch einen der volksthümlichen Hochschulkurse begonnen, nämlich die Einführung eines großen, meist aus kleinen Leuten und Arbeitern bestehenden Publikums in die lateinische Sprache. Einige hervorragende Gelehrte haben sich bereitwillig zur Verfügung gestellt, so der ausgezeichnete Philologe Geh. Regierungsrath Professor Dr. **Diels**, Direktor im Institut für Alterthumskunde an der Universität, und der Assistent und Bibliothekar an diesem Institut Dr. R. **Helm**. Etwa 500 Personen hatten sich, wie die „Nationalzeitung" berichtet, in der Aula des französischen Gymnasiums eingefunden. Zunächst wurde jedem Theilnehmer ein Uebungsbuch umsonst eingehändigt, das — als Manuskript gedruckt — ausschließlich für diese Abende von Dr. Helm zusammengestellt worden ist. Von ihm wird gerühmt, daß es außerordentlich übersichtlich sei. Es enthält Betonungsbezeichnungen, die Angabe, nach welcher Konjugation das betreffende Verbum geht, und ist mit drei großen ausziehbaren Deklinations- und Konjugationstabellen versehen. Auf dem Tisch des Hauses wurde ein Fragekasten mit Bleistift und Blättern aufgestellt, um Jedermann Gelegenheit zu geben, ungenirt sich über dies und das Aufklärung zu schaffen. Zur Erläuterung wurde außerdem fleißig mit Kreide an der Tafel gearbeitet. Die ersten sechs Vorträge sollen die Anfangsgründe des Latein vermitteln, die regelmäßige Formenlehre überblicken, die Elemente der Syntax behandeln und schließlich eine Anleitung zum Uebersetzen lateinischer Lesestücke geben. Weitere sechs Vorträge nach Weihnachten sollen die Fortsetzung bringen.

* Soeben ist, wie wir dem „Neuen Wiener Tagblatt“ entnehmen, der den bakteriologischen Untersuchungen gewidmete dritte Theil der großangelegten Arbeit der Assistenten am pathologisch-anatomischen Institut des Hofraths Professor Dr. Weichselbaum, Dr. Albrecht und Dr. Ghon, erschienen, welche bekanntlich im Jahre 1897 von der Akademie der Wissenschaften in Wien im Verein mit Dr. Poech und dem in Wien an der Pest verstorbenen Dozenten Dr. Müller zum Studium der Seuche nach Bombay entsendet worden waren. Die Arbeit der beiden Forscher beschäftigt sich mit den Ergebnissen ihrer den Pestbazillus betreffenden bakteriologischen Untersuchungen und erstreckt sich auf die Morphologie und Biologie des Krankheitserregers, auf die Infektionen auf experimentellem Wege und auf die Erzeugung aktiver Immunität. Bezüglich der Infektionsarten gelangen die Forscher auf Grund ihrer Experimente zu bisher unbekannten Gesichtspunkten, die für die Allgemeinheit von wesentlichem Interesse sind. Aus ihren Versuchen der Infektion durch die intakte Haut geht hervor, daß durch leichtes Einreiben von virulentem Material ohne Läsion der Epitheldecke bei gewissen Thierarten prompt eine Infektion erfolgt. Durch die besonders interessanten Versuche mit abgeschwächten oder minimalsten Dosen virulenten Materials gelingt es auf diesem Wege, chronisch verlaufende (eventuell metastasirende) Pestinfektionen zu erzeugen und eine dem pestinfektiösen Pestmarasmus des Menschen analoge Erkrankungsform bei den Thieren experimentell nachzuahmen. Ungemein lehrreich waren die Versuche über aktive Immunisirung, aus denen hervorgeht, daß auch die empfänglichsten Thierarten gegen eine sicher tötliche Infektion mit vollvirulentem Material geschützt werden können.

-rt- Wieder ein neuer Planet. In der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November hat Prof. Max Wolf auf dem Königstuhl bei Heidelberg abermals einen neuen Planeten (1900, F. S.) auf photographischem Wege entdeckt. Als bemerkenswerth ist hiebei die Thatsache zu verzeichnen, daß, wie schon einige Wochen früher, auf der lichtempfindlichen exponirten Platte wiederum die Spuren von sechs kleinen Planeten sich gleichzeitig aufzeichneten, von denen aber diesmal fünf bereits bekannten (vier davon den jüngstentdeckten) Planetoiden angehören.

* **München.** Soeben versendet der Bayerische Neuphilologen-Verband seinen von Dr. Buchner verfaßten Bericht über die erste Hauptversammlung, welche im Frühjahr hier tagte. Beigelegt ist eine Broschüre, welche den interessanten Vortrag des früheren Vorstands Dr. Herberich über das Ziel des neusprachlichen Schulunterrichts weiteren Kreisen zugänglich machen soll. Nachdem seinerzeit in mehreren größeren Tageszeitungen über die Verhandlungen eingehender Bericht erstattet wurde, können wir uns hier darauf beschränken, die wichtigsten Ergebnisse, die im Referat Dr. Buchners eine prägnante Fassung gefunden haben, hier kurz wiederzugeben. Bezüglich der künftigen Ausbildung ging die Meinung der Versammlung dahin, es möchten die bayerischen Neuphilologen auf der Universität in gleichem Umfang wie bisher die Altphilologen für den deutschen Unterricht an Mittelschulen vorgebildet werden, da auf diese Weise das häufig zur Ueberbürdung der Schüler führende Fachlehrersystem in den unteren Klassen der technischen Schulen beseitigt und zugleich eine gewisse Uebereinstimmung mit den neusprachlichen Prüfungsvorschriften der übrigen deutschen Staaten herbeigeführt würde. Eine Kommission wurde mit der Ausarbeitung einer entsprechenden Eingabe beauftragt. Hinsichtlich des neusprachlichen Unterrichts an den bayerischen Gymnasien wurde allseitig über das Mißverhältniß zwischen dem gesteckten Lehrziel und der dafür gewährten Unterrichtszeit geklagt. Die Vermehrung der Wochenstunden oder der frühere Beginn des neusprachlichen Studiums wurden als unabweisbare Forderungen anerkannt. In dem Referate über den so beifällig aufgenommenen Vortrag des Hrn. Prof. Dr. Breymann in der Festsitzung sind die Wünsche und Hoffnungen der Neuphilologen, soweit sie sich auf die Verbesserung ihrer persönlichen und Standesverhältnisse beziehen, offen der Allgemeinheit dargelegt. Auch der Bericht über das innere Vereinsleben zeigt frisches Wachsthum und stete Einigkeit, so daß die Wahlen, aus welchen Hr. Reallehrer Werr als erster Vorstand an Stelle des ablehnenden Dr. Herberich hervorging, glatt verliefen. Erfreulich ist es, daß gleich bei dieser ersten Tagung der Anschluß an den deutschen Neuphilologenverband hergestellt und mit zwei anwesenden Vorstandsmitgliedern, HH. Direktor Dr. Dörr und Prof. Dr. Hartmann, persönliche Beziehungen angeknüpft werden konnten. Als eine willkommene Zugabe wird Vielen die Wiedergabe der Festrede erscheinen, welche Dr. Herberich im Auftrage des Verbandes auf dem Breymann-Kommers hielt, der einen für den Jubilar und die bayerische Neuphilologie gleich ehrenvollen Verlauf nahm. Aus dem Verzeichnisse der Mitglieder und ihrer genauen Adressen ersehen wir, daß fast sämmtliche bayerische Neuphilologen dem Verbande angehören. So läßt sich denn nicht bestreiten, daß der bayerische Neuphilologenverband auf die ersten Jahre seines Bestehens mit Stolz zurücksehen kann; seine erste Hauptversammlung hat die Berechtigung seines Daseins völlig erwiesen, und es ist zu hoffen, daß auch unter der jetzigen Vorstandschaft der Verband auf dem betretenen Wege erfolgreich weiterschreiten werde.

* **Heidelberg.** Der hiesige außerordentliche Professor der Chemie und Abtheilungsvorsteher am akademischen Laboratorium, Dr. Heinrich Goldschmidt, ist, wie die „Frkf. Ztg.“ meldet, nachdem Professor R. Abegg (Breslau) abgelehnt, seitens des akademischen Kollegiums der Universität Christiania einstimmig für den erledigten Lehrstuhl dieser Disciplin vorgeschlagen worden.

* **Dresden.** Hier starb am 18. d. M. der Dichter Ernst Eckstein. Der Tod bedeutete für ihn Erlösung von langen Leiden. Vor wenigen Jahren hatte Eckstein das Mißgeschick, von einem Schlaganfall betroffen zu werden. Seither kränkelte er. Eckstein war am 6. Februar 1845 in Gießen geboren, studirte in seiner Vaterstadt, in Bonn, Berlin und Marburg alte und neue Philologie, Literaturgeschichte und Philosophie, wandte sich nach seiner Promotion 1868 nach Paris, wo er sein Erstlingswerk, das humoristische Epos „Schach der Königin“, vollendete. Nach wiederholten größeren Reisen veröffentlichte er das satirische Epos „Venus Urania“ und zwei Bände „Novellen“, lebte dann 1872—1874 als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ in Wien und nahm 1875 seinen Wohnsitz in Leipzig, wo er eine Zeitlang die poetisch-kritische Zeitschrift „Deutsche Dichterhalle“ redigirte. 1885 siedelte er nach Dresden über. Seine poetische Produktion begann etwas in die Breite zu schwellen, besonders seitdem seine am populärsten gewordenen Humoresken „Aus Sekunda und Prima“ (56. Aufl. 1893), aus denen „Der Besuch im Karzer“ (85. Aufl. 1890) besonders abgedruckt ward, sich eines glänzenden äußeren Erfolges erfreuten. Eckstein hat noch vielerlei aufzuweisen, was viel höher als seine Schulhumoresken steht. Außer einer Reihe weiterer Humoresken, sowie Gedichtsammlungen besonders Studentenlieder („Initium fidelitatis“, „Exercitium salamandri“, „Jucunda iuventus“) und Novellen hat er eine ganze Reihe von Romanen verfaßt. Von den letzteren, in denen er mit Vorliebe antike Stoffe behandelte, sind zu nennen: „Die Claudier“, „Prusias“, Das Vermächtniß“, „Aphrodite“, „Hertha“, „Pia“, „Nero“, „Camilla“ u. a. Auch auf dem Gebiete der politischen Dichtung versuchte sich Eckstein mit Erfolg. Sein groteskes Nachtstück „Die Gespenster von Varzin“ spiegelt die Meinungen über Bismarck in der Zeit, wo dieser vor einer folgenschweren Entscheidung stand, hell wieder. Den breitesten Raum in dem literarischen Schaffen Ecksteins nehmen seine erzählenden Dichtungen ein. Sie vertheilen sich auf die ganze Zeit seiner poetischen Thätigkeit, besonders seit den 80er Jahren. Eckstein verlegte seitdem fast seine ganze Kraft auf die Novelle und den Roman. Nur der Lyrik blieb er dabei treu. Seinen Freunden bescherte er in den „Flieg. Blättern“ ohne Unterbrechung bis in die letzten Jahre sinnige Gedichte. Endlich hat Eckstein noch zahlreiche ästhetische und sprachliche Plaudereien in Zeitschriften und Tagesblättern verfaßt.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor an der Universität in Lemberg, Dr. Joseph Bilczewski, ist zum Erzbischof rit. lat. von Lemberg ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Die philosophische Fakultät der Hochschule in Bern hat, der „Frkf. Ztg." zufolge, den Oberforstinspektor Cooz in Bern und den Genremaler Albert Anker in Ins (Kt. Bern) zu Ehrendoktoren ernannt. Die goldene Haller-Medaille wurde dem Dr. König (Bern) verliehen.

* **Aus Frankreich.** Der Konservator an der öffentlichen Bibliothek zu Besançon, Moreel Poëte, ist vom Generalrath des Departements Doubs mit einem Lehrauftrag für Bibliothekswissenschaften und historische Quellenkunde der Franche-Comté versehen worden.

* **Aus Rußland.** In Reval ist, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, der Nestor der baltischen Historiker, Gotthard v. Hansen, 79 Jahre alt, gestorben. Nach mehr als 30jähriger Wirksamkeit am Revaler Gymnasium war er 1885 aus dem Staatsdienst geschieden und hatte den Posten eines Archivars am Stadtarchiv von Reval übernommen. Sein bekanntestes Werk trägt den Titel „Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals". Er war auch Mitarbeiter des Meyer'schen Konversationslexikons für die Geographie Rußlands.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. Kienast: Die Legion Klapka. Wien, Seidel u. Sohn 1900. — *M. Hartmann:* The Arabic Press of Egypt. London, Luzac and Co. 1900. — F. v. Ostini: Thoma. (Künstler-Monographien, Bd. 46.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — E. Zabel: Wereschtschagin. (Do., Bd. 47.) Ebd. 1900. — W. Haacke und W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. 10. u. 11. Lfg. Berlin, Oldenbourg. — R. Falbs Wetter-Kalender. 1. Halbjahr 1901. Berlin SW., Steinitz. — Kompendium über Militärrecht. Hrsg. vom kgl. preußischen Kriegsministerium. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — W. Bölsche: Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin, Bern, Akad. Verlag für soziale Wissenschaften 1901. — Corring: Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Ebd. 1901. — Dr. F. Oppenheimer: Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Ebd. 1901. — R. E. May: Die Wirthschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ebd. 1901. — Ed. Socher: Die Massen-Armuth. Ebd. 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 21. November. Nummer 267.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Wiener Hofbibliothek und ihre Gutenberg-Ausstellung.

Die Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses sind ein Stück habsburgischer Familiengeschichte. In ihrer Zusammensetzung und in ihren Schicksalen spiegelt sich die alte Machtstellung des Erzhauses wieder. Daher aber auch ihr bunter, nur in wenigen Fächern zu organischer Einheit abgerundeter Inhalt, der Charakter fürstlichen Liebhaberbesitzes, der ihnen bei allem großartigen Reichthum van ihrer Entstehung her anhaftet. Die Kunst- und naturhistorischen Sammlungen haben im Jahre 1871 eine durchgreifende Neugestaltung, eine Gliederung nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten erfahren, die bestimmend wurde für die Einrichtung der neuen Museen. Seither ist ein frischer Zug auch in ihre Verwaltung gekommen. Unbeschadet des Eigenthumsrechtes der Krone ist man bemüht, sie in immer weiterem Umfange für die Zwecke der Volksbildung und der Farschung zu erschließen. Von diesem zeitgemäßen Aufschwung ist nur eine der kaiserlichen Haussammlungen bis in das letzte Jahr fast unberührt geblieben — merkwürdig genug gerade jene, die der allgemeinen Benutzung am längsten zugänglich ist: die Hofbibliathek.

Auch die Bücherliebhaberei der Habsburger ist alten Datums. Aus den Handschriftenschätzen Kaiser Friedrichs III., aus der „Bibliotheca regia" Maximilians I. ist der Grundstock der Hafbibliothek erwachsen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Sammlung schon selbständig im Minaritenklaster aufgestellt. Und bereits damals finden wir die Vorschrift in Kraft, daß ihr von allen mit kaiserlichem Privilegium im Reiche gedruckten Werken Pflichtexemplare einzuliefern seien. Aber auch der Pflichten salchen Besitzes war man sich bewußt geworden. Dies geht aus einer Aeußerung hervar, die Kaiser Maximilian II. dem Bibliothekar Hugo Blotius gegenüber gethan haben soll. „Eine auch nach sa wahl versehene Bibliothek, die nicht zum Gebrauch affen steht," meinte der aufgeklärte Regent, „gleicht einer brennenden Kerze unter einem darüber gestürzten Scheffel, deren Licht Niemand wahrnehmen kann." (Mosel, Geschichte der Hofbibliathek, S. 38.) Diese liberale Auffassung ist auch in der Folgezeit wiederholt amtlich kundgegeben worden, aber leider nur selten zu wirklicher Geltung gekommen. Im ganzen bewahrte die kaiserl. Bücherei ihren höfischen Zuschnitt, und nach gelegentlichen Anläufen, mit dem wissenschaftlichen Verkehr in lebendigeren Zusammenhang zu kammen, ist sie immer wieder zurückgefallen in die Art einer literarischen Schatzkammer, eines bibliagraphischen Raritäten- und Kuriositätenkabinets. Vielleicht war es daher kein Zufall, daß sie nach der Versetzung in den Schweizerhof (1623) ein volles Jahrhundert hindurch in der unmittelbaren Nachbarschaft der damals existirenden kaiserlichen Raritätenkammer untergebracht war. Diesen Zustand veranschaulicht eine Radirung in Ed. Browns „Sonderbaren Reisen durch Niederland, Teutschland, Hungarn ꝛc." (Nürnberg 1711), die einen Besuch Kaiser Leapalds I. in dem Bibliotheklokale darstellt. Das köstliche Kulturbildchen illustrirt zugleich treffend den Geist, in dem das Institut während der Perrückenzeit und darüber hinaus geleitet warden ist. Im übrigen hat sich gerade Leapald, bei seinen gelehrten Neigungen, der Bibliathek thatkräftig angenommen. Er erbaute ihr ein eigenes, freilich nicht fertig gewardenes Haus, auf dessen Grund und Boden noch der gegenwärtige, von Karl VI. 1722—1735 aufgeführte Bibliothekspalast steht. Dieser war — nach der 1723 vallendeten Walfenbütteler Bibliothek — das erste für die besonderen Zwecke einer Büchersammlung errichtete Gebäude in deutschen Landen, zugleich ein Denkmal der monumentalen Baugesinnung und des prachtliebenden Mäcenatenthums Karls VI. Während die Ausführung sicher dem jüngeren Fischer von Erlach angehört, mag der Urentwurf nach auf seinen (1723 verstarbenen) Vater zurückgehen, den großen österreichischen Barackmeister. Der riesige Büchersaal — eigentlich eine Flucht van drei Sälen — mit den in die architektonische Dekoration einbezogenen Repasitarien und dem Freskaplafand Daniel Grans gilt in seiner wahrhaft kaiserlichen Vornehmheit mit Recht für einen der herrlichsten Innenräume der Welt. Ihrer praktischen Bestimmung hat aber diese (nicht heizbare) Festhalle niemals entsprachen, sie war die Prunkgruft, in der die Hofbibliathek vollends begraben wurde — gerade in einer Periade des wieder aufblühenden wissenschaftlichen Lebens in Deutschland. Nur einen ökonomischen Vortheil hatte der Einzug in das neue Heim der Bibliathek gebracht. Während bisher allein die kaiserliche Kammer für ihren Unterhalt aufgekammen war, hatten für ihre fernere Erhaltung und Vermehrung alle Erblande, je nach ihrer Steuerkraft, Beiträge zu leisten. Gleichzeitig wurde zum Behufe des Neubaues ein Kalender- und Zeitungs-„Aufschlag" eingeführt, der Vorläufer des erst kürzlich aufgehobenen Zeitungsstempels. An seine Stelle ist dann seit 1791 der Pachtschilling der „Wiener Zeitung" als Fands der Bibliothek getreten, die schon früher (1763) origineller weise auch mit der Zensur der neu erschienenen medizinischen, philosophischen und philologischen Werke betraut worden war. Nach wie var ist die Munifizenz der Kaiser der Anstalt zugute gekommen und nur die persönliche Opferwilligkeit eines Karl VI. ermöglichte so kostspielige Erwerbungen wie die der berühmten Privatsammlung des Prinzen Eugen. Andere werthvolle Zuflüsse verdankte die Bibliothek aber dem Fiskus. Unter Maria Theresia wurden die

Manuskripte und Inkunabeln der alten Wiener Universitätsbibliothek, in josephinischer Zeit die Bücher der aufgelösten niederländischen und inneröfterreichischen Klöster ihr einverleibt; nachdem Salzburg 1806 an Oesterreich gefallen, kam der größte Theil des erzstiftischen Bücherschatzes in die Sammlung. Endlich ist der Hofbibliothek im Jahre 1808 neuerdings das Pflichtexemplarrecht, diesmal natürlich nur für Oesterreich, zuerkannt worden: der deutlichste Beweis, daß man nicht aufgehört hatte, sie als öffentliche Anstalt zu betrachten. Bei der Umgestaltung der Monarchie in einen konstitutionellen Staat scheint die Verstaatlichung der Hofbibliothek in der That nur vergessen worden zu sein. Heute die Besitzfrage aufzuwerfen, wäre schon mit Rücksicht auf den Dualismus und die sicher zu gewärtigenden Ansprüche Ungarns verfehlt. Damit wird aber auch der öfters aufgetauchte Vorschlag hinfällig, das kaiserliche Institut durch Vereinigung mit der Wiener Universitätsbibliothek zu einer Reichs- und Zentralbibliothek zu erweitern. Die Hofbibliothek hätte vielmehr nur den Zielen treu zu bleiben gebraucht, die ihren Gründern vorgeschwebt, und sie wäre aus eigener Kraft — der Sache, nicht nur dem Namen nach — die erste Bibliothek des Reiches geworden.

Denn daß Karl VI. keinen bloßen Repräsentationsbau, sondern ein Schatzhaus der Wissenschaft im Sinne hatte und in der Schöpfung seiner Ahnen einen edlen Kulturbesitz erblickte, den er zum Gemeingut machen, zum Besten der Bevölkerung wachsen und gedeihen sehen wollte, hat er selbst ausgesprochen in der Widmungsinschrift, die er auf die Attika des neuen Gebäudes setzen ließ: Caesar Augustus avitam bibliothecam publico commodo patere jussit. Und wenn dieses Kaiserwort sich nicht erfüllte, so lag die Schuld nur zum geringeren Theile an der Unzulänglichkeit des Baues, bei dem der Massenbesuch einer modernen Bibliothek noch nicht vorgesehen werden konnte. Was hat das Burgtheater in seinem alten, unbequemen Hause für die deutsche Schaubühne nicht alles geleistet, seitdem es zu einem Hof- und Nationaltheater erklärt worden war. Die kaiserliche Bibliothek hat sich aber in keine Hof- und Nationalbibliothek verwandelt, weil sie mit ihren Ueberlieferungen niemals ganz gebrochen hat. In ihrer Leitung wechselten Bureaukraten, denen das Verständniß für den Beruf einer öffentlichen Bibliothek meist abging, mit Gelehrten, die wieder nur selten die organisatorischen Gaben des trefflichen van Swieten besaßen und darum die veralteten Formen und Einrichtungen des Instituts eifersüchtiger als seine kostbarsten Cimelien hüteten. Schon Lambeck, der Bibliothekar Kaiser Leopolds I., verglich die von ihm in Angriff genommene Neuordnung der Sammlung mit der am wenigsten reinlichen Herkulesarbeit. Seinen Nachfolgern ist es nicht besser ergangen. „Es ist merkwürdig," sagte v. Mosel, k. k. Hofrath und erster Kustos der Hofbibliothek, in seiner 1835 erschienenen Geschichte der Bibliothek, „es ist merkwürdig, daß beinahe jeder neu eingetretene Bibliothekar über die Verwirrung und den vernachlässigten Zustand klagte, worin er die Büchersammlung angetroffen; nachdem doch sein Vorgänger die von ihm gefundene Unordnung verbessert zu haben versichert." Und von van Swieten erzählt derselbe einwandfreie Zeuge, er habe bei näherer Bekanntschaft mit der Bibliothek bald bemerkt, „daß die Sorgfalt und Freigebigkeit, womit die österreichischen Herrscher die vorzüglichsten Bücher in ganz Europa aufsuchen und ankaufen ließen, größer war als der Fleiß der Präfekten und Kustoden, die Erwerbungen zu ordnen und zu bewahren."

Diese Ausstellungen hatten aber zu Mosels eigener Zeit an Berechtigung nichts verloren. Vielmehr wurde der Niedergang der schönen Stiftung der Habsburger immer offenkundiger, je rascher seit dem ersten Drittel unsres Jahrhunderts das moderne Bibliothekswesen sich zu entwickeln begann. War die Wiener Sammlung früher nur von der Vaticana, der Pariser National- und der Münchener Staatsbibliothek an Umfang und Bedeutung übertroffen worden, so wird sie nunmehr bald von London, Berlin und St. Petersburg überflügelt und in der Reihe der großen Weltbibliotheken auf die siebente Stelle zurückgedrängt. Die unvollständigen Kataloge erschwerten wissenschaftliche Arbeiten, die karge Dotation und die lässige Einforderung der Pflichtexemplare hatten zahlreiche Lücken in dem Büchervorrathe zur Folge. Hiezu kamen andere Mißstände. Das 1709 durch Umbau der ehemaligen Haupttreppe für das Publikum geschaffene Lesezimmer, das noch heute im Gebrauch steht, war zu klein angelegt und die Platznoth darin ist durch die Beschränkung des Ausleiherechtes auf wenige Bevorzugte erheblich gesteigert worden. Auch in der Wahl des Personals waltete selten eine glückliche Hand. Wohl hat es unter diesem ausgezeichnete Fachleute gegeben, wie F. Wolf, Ad. Bartsch, Th. Karajan, um nur neuere zu nennen. In der Regel überwogen aber die Bibliothekare, die ihr Amt als Sinekure auffaßten und, nach Grillparzers hartem Wort, „sich benahmen ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause oder der Hund beim Heu". (Selbstbiographie, sämmtl. Werke 2. Aufl., X, 67.) Auch daß von bibliothekarischen Systemalarbeiten gar nicht die Rede war, wird man dem Dichter, der ein Jahr als Praktikant in dem Hause verbracht hat, gern glauben. Ist doch erst 1848 mit der Anlage eines Zettelkatalogs begonnen worden, der 1870 vollendet, dem Publikum jedoch nur geringe Dienste leistete, weil er in keinen Hauptkatalog übertragen wurde. Ein Realkatalog, das unabweisbare Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bibliothek, oder gar freistehende Nachschlagekataloge blieben auch weiterhin fromme Wünsche der Besucher. Ueberhaupt hat die zweite Hälfte des Jahrhunderts zunächst wenig geändert an den patriarchalischen Zuständen der Sammlung. Während rings im Lande alles sich wandelte und verjüngte, war in der Hofbibliothek der Vormärz noch in voller Blüthe. Ein Stück Alt-Wien mit seinen stillen Glacis und romantischen Basteien schien fortzuleben in den beschaulichen Räumen am Josephsplatze.

Am verhängnißvollsten für das Institut war die lange Dauer der Direktion Birk. Es waren die unfruchtbarsten Jahre der Hofbibliothek, die nun ganz starre Konservirungsanstalt, die richtige „Bücherveste" wurde. Eine engherzige Leseordnung untersagte den gleichzeitigen Gebrauch mehr als eines Werkes, Lexika, Hand- und Schulbücher, Belletristika und politische Zeitungen, ja selbst Zeitschriften, wie die „Fliegenden Blätter" wurden nicht ausgehändigt — diese wohl, um den satirischen Anwandlungen anspruchsvoller Besucher, die etwa das zügellose Gelüste empfanden, drei Bücher auf einmal zu benutzen, nicht neue Nahrung zuzuführen. Zu manchem heiteren Qui-pro-quo führte der Profoßenton, den der Chef im Verkehre selbst mit gelehrten Koryphäen anzuschlagen pflegte. Leider verpflanzte sich derselbe auf einen Theil des Nachwuchses der Beamtenschaft, bei dem sich überhaupt die Vorstellung festsetzte, die Verabfolgung der Bücher sei eine Gefälligkeitssache, ein persönlicher Gnadenakt des betreffenden Funktionärs. So gelang es bald, das große Publikum zu verscheuchen und nur die durch Berufsarbeiten auf die Bibliothek angewiesenen Stammgäste wurden als nothwendiges Uebel geduldet. Ab und zu gab eine Beschwerde, die ihren Weg in die

Blätter fand — der Direktor soll dieselben in einer Lade mit der launigen Aufschrift „Justament nät“ gesammelt haben — der Außenwelt von der halb verschollenen Anstalt Kunde.

Die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit dieser Zustände reifte aber denn doch allmählich auch bei den höheren Behörden und mit dem Direktionswechsel im Jahre 1891 gerieth die Reformfrage endlich in Fluß. Es ist ein bleibendes Verdienst des gegenwärtigen Unterrichtsministers als Nachfolger Birks, diese Reform, und zwar gleich an Haupt und Gliedern, maßgebendenorts angeregt und im Prinzip durchgesetzt zu haben. Hartel erwirkte zunächst eine Erhöhung des Jahresaufwands die eine Vermehrung der Neuanschaffungen und der Beamtenkräfte ermöglichte. Mit diesen wurde die lange hinausgeschobene Bearbeitung eines Realkataloges begonnen, während zugleich die seit 1863 im Zuge befindliche Drucklegung des Handschriftenverzeichnisses einen rüstigeren Fortgang nahm. Den Neuerungen im inneren Betriebe entsprachen Erleichterungen des Benützungsreglements, sowie die Ausdehnung des Ausleiherechtes auf bestimmte Klassen des Publikums. So kann man sagen, daß der Sammlung erst jetzt eine methodische Pflege im Sinne der modernen Bibliothekstechnik zutheil geworden ist — eine Pflege, die sie befähigen sollte, ihren einstigen Platz unter den Weltbüchereien zurückzuerobern. Leider war, nach Hartels Abgang (1896), dem Reformwerk bald ein langsamerer Schritt geboten. Der Direktion, der die Aufgabe zugefallen, es fortzuführen, fehlte es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an der Energie nach oben und dem nöthigen administrativen Geschick nach unten, um mit den letzten Resten verjährter Einrichtungen und überlebter Urväterbräuche aufzuräumen. Ab und zu erwachte sogar ein entschiedenes Heimweh nach dem Bibliotheksidyll von Anno dazumal. So erlitt z. B. der junge Ruf der Gastfreundschaft des Hofinstitutes einen argen Stoß, als ein Wiener Gelehrter auf mehrere Jahre von der Benutzung der Sammlung ausgeschlossen wurde — im letzten Grunde darum, weil er sich gegen den Büttelton aufgelehnt hatte, durch den einzelne Würdenträger der Anstalt noch immer sittlich läuternd auf die Leser einzuwirken suchten. Und über einen ähnlichen Mangel an Urbanität hat erst kürzlich wieder ein reichsdeutscher Forscher beweglich Klage geführt im „Zentral-Blatt für Bibliothekwesen“ (1899, S. 257, 294). Offenbar handelte es sich hier um Nachwehen des früheren Systems. Dieses mit der Wurzel zu beseitigen, müßte die neue Leitung sich angelegen sein lassen, die im vorigen Sommer ins Amt getreten ist. Einen verheißungsvollen Anfang hat sie mit der eben veranstalteten Gutenberg-Ausstellung gemacht, die daher zu unsern retrospektiven Betrachtungen den Anstoß gegeben hat.

Wir haben mit diesen etwas weiter ausgeholt, weil das Ereigniß, daß die Hofbibliothek sich zu einer derartigen Ausstellung entschlossen hat, uns wichtiger erscheint, als was sie ausgestellt hat. In mehreren der großen auswärtigen Bibliotheken sind wechselnde Fachausstellungen schon seit geraumer Zeit eingeführt, die Hofbibliothek selbst hat neben der ständigen, freilich fast nur von Fremden beachteten Exposition ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten bereits vor Jahren einen schüchternen Versuch in dieser Richtung gemacht mit einer Hans Sachs-Ausstellung. Das Neue, das Unerhörte des Unternehmens war diesmal der Appell an die große Oeffentlichkeit, an jene breiteren Schichten der Bevölkerung, die man bisher vom Besuch der Sammlung sorgfältig ferngehalten hatte. In dem pompösen Barocksaal der Bibliothek geschmackvoll angeordnet und durch eine rührige Regie auch sonst unterstützt, hat die Vorführung beinahe die Zugkraft eines Ausstattungsstückes bewährt. Dem Verständnisse des Publikums wurde durch erklärende Aufschriften reichlich nachgeholfen. Daneben wäre allerdings ein knapper „Führer“ nicht überflüssig gewesen, wie ihn die Münchener Hof- und Staatsbibliothek für ihre Gutenberg-Ausstellung herausgegeben hat. Denn es war ein ziemlich weites Gebiet, eine Welt im kleinen, welche die Ausstellung umspannte. Hatte man sich doch nicht auf die Inkunabelzeit beschränkt, sondern in dankenswerther Weise auch die Vorläufer des Buchdruckes herangezogen und seine fernere Entwicklung bis in die Renaissance hinein durch erlesene Proben illustrirt.

Die Anfänge des Druckverfahrens vergegenwärtigte der älteste bisher bekannt gewordene Abdruck eines geschnittenen Stempelzeichens auf einer ägyptischen Urkunde vom Jahre 108 n. Chr. Sie gehört dem kürzlich der Hofbibliothek einverleibten „Papyrus Erzherzog Rainer“ an. Leider besitzt die Bibliothek kein Dokument für die ältesten Druckversuche des ferneren Orients, namentlich China's, die noch gleichfalls in das erste Jahrtausend unsrer Zeitrechnung hinaufreichen sollen. So schlossen sich auf der Ausstellung drei dem 10. Jahrhundert entstammende arabische „Reiberdrucke“ „Papyrus Rainer“ an, die bereits auf geschöpftem Leinenhaderpapier abgezogen sind. Es ist dieselbe Technik, die für den Vordruck von Monogrammen, Initialen und Zeugmustern auch im abendländischen Mittelalter nachweisbar ist und aus der in Deutschland im 14. Jahrhundert — in Japan vielleicht noch früher — der Holzschnitt hervorgegangen ist. Dieser war der eigentliche Wegbereiter und Quartiermacher des Buchdruckes. Das zeigt eine lange Folge von Einzelblättern aus dem 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunderts, größtentheils Unika der Hofbibliothek. Im Mittelalter, als das Lesen noch eine seltene Kunst gewesen, galten Bilder eben als die Bücher der Laien und der „Brieff an der Wand“, d. h. der kolorirte Holzschnitt gehörte zum Hausrath des gemeinen Mannes. Mehr als dem Kunstbedürfniß diente er der Andacht und Erbauung. So sind die meisten dieser Blätter noch ungelenk geschnitten und roh illuminirt, Handwerkswaare, für den Bedarf von Markt und Messe erzeugt. Nur zwischendurch erfreut ein feineres Bildchen durch den Reiz volksthümlicher Echtheit und die Innigkeit poetischer Empfindung, die aus ihm spricht. Ein besonderes technisches Interesse gewähren die sogenannten Schrotblätter, Metallschnitte mit gemustertem oder getupftem Grunde, vielleicht Nachahmungen von Perlenstickereien, und die höchst seltenen, zur Verzierung von Buchdeckeln bestimmten „Teigdrucke“. Vermißt wird dagegen auf der Ausstellung die Spielkarte, eine der wichtigsten Frühgruppen des Holzschnittes, zugleich das schärfste Widerspiel seines sonstigen, fast ausschließlich religiösen Stoffkreises. Mit ihrer Fabrikation war schon im 15. Jahrhundert die eigene Zunft der Kartenmaler beschäftigt. Lehrreich ist es, zu beobachten, wie sich dem Bilde allmählich das Wort gesellt. Für die erst nur handschriftlich beigefügte Legende wird bald ein Spruchband ausgespart, das man der Einfachheit halber gleich in den Holzplatten mit einschnitt. Dann wird der Holzschnitt auch für längere Texte und endlich zu ganzseitigen Schriftstücken verwendet — es entsteht das Flugblatt und durch Zusammenheftung einer Reihe solcher Tafeldrucke das sog. Blockbuch. Die Blockbücher waren meist Bilderkatechismen mit cyklischen Darstellungen der christlichen Heilswahrheiten. Wie beliebt sie in den Niederlanden und

Deutschland gewesen, erhellt daraus, daß sie auch nach Erfindung des Letterndruckes als ein besonderer, von den Formschneidern betriebener Industriezweig sich erhielten. Ihre Kompositionen entlehnten sie fast durchweg den illustrirten Handschriften. So ist auf der Ausstellung ein Manuskript der weitverbreiteten „Ars moriendi", der „Kunst zu sterben", mit Stichen kleinen Formats nach dem Meister E. S. zu sehen, auf welche die xylographischen Ausgaben des Werkes zurückgehen. Das geschriebene Buch des Mittelalters hat aber auch auf die ältesten, mit beweglichen Lettern verfertigten Drucke den größten Einfluß ausgeübt. Das Aufkommen des Druckes, dieses Phänomens der Kulturgeschichte, wird in seiner revolutionären Bedeutung überhaupt erst dann verständlich, wenn man sich Verwandtschaft und Gegensatz der neugegossenen Type und der mittelalterlichen Schriftkunst vor Augen hält. Die ersten Preßerzeugnisse haben ihre äußere Erscheinung, Format, Abkürzungen, Schriftzüge bis auf die einheitliche Flächenwirkung jeder Seite dem gothischen Manuskript getreu nachgebildet. Ja, Druck und Schrift sind in dieser Zeit noch so innig miteinander verschwistert, daß die Ausführung des Zierathes in Druckwerken (der rothen Ueberschriften, Initialen, Randornamente) wie der Noten in den Gesangbüchern noch dem Illuminator und Schreiber überlassen bleibt. An Stelle dieses freundnachbarlichen Verhältnisses tritt jedoch bald der Wettbewerb von Drucker und Schreiber, der sich mehr und mehr zu einem erbitterten Lohnkampf zwischen Beiden, zwischen Maschinenarbeit und Handarbeit steigert. Die letztere unterliegt natürlich, nachdem sie noch unmittelbar vorher in den flandrischen, deutschen und italienischen Miniaturhandschriften ihre höchsten Triumphe gefeiert hatte. Die Ausstellung läßt uns auch in diesen Kostbarkeiten schwelgen. Eine — freilich etwas buntgewählte — Reihe jener wunderbaren Manuskripte, die einen der Ruhmestitel der Hofbibliothek bilden und längst eine Sonderexposition verdient hätten, liegt neben und zwischen den Wiegendrucken aus. Der Vergleich lehrt, welche künstlerischen Vorzüge die absterbende mittelalterliche Buchkunst der jungen, mächtig aufstrebenden Erfindung vererbt hat. Die kräftige „Missalschrift", das lückenlos geschlossene Gesammtbild des bald fortlaufenden, bald in zwei Spalten getheilten Satzes, die phantasievollen Initialen sind beiden gemeinsam. Die gewiß nur in kleiner Auflage hergestellten Gutenberg-Drucke haben daher noch ganz den persönlichen, intimen, kleinodienartigen Charakter der geschriebenen Codices. Aber auch, nachdem der erste Respekt vor der schwarzen Kunst verflogen, hält die gothische Buchausstattung fest an dem gesunden Grundsatz der Flächendekoration, an der Harmonie von Druck und Schmuck, an der Einheit im Buch. Die Fraktur geht in den rundlichen, beweglicheren Schwabacher Duktus über, für lateinische Werke übernimmt man aus Italien die Antiqua. Den Geist der Renaissance empfing das deutsche Buch aber durch die einheimischen Künstler, welche sich im 16. Jahrhundert der Buchornamentik gewidmet und sie zur gehaltvollsten aller Zeiten gemacht haben. Ihr Vorbild hat denn auch der neueren deutschen Buchkunst die Wege gewiesen, während der Reformator des englischen Buchgewerbes, William Morris, bekanntlich noch weiter, auf unsre gothischen Meisterdrucke zurückgegriffen hat.

Bequem läßt die Ausstellung die rasche Verbreitung der Mainzer Kunstfertigkeit verfolgen. Noch im 15. Jahrhundert ist sie über den Süden und Westen Europa's bis nach dem höchsten Norden, der ultima Thule Island vorgedrungen. Von den deutschen Druckzentren sind die bedeutendsten würdig vertreten. Hübsch zusammengefaßt erscheinen die Leistungen der österreichischen Druckorte. Aus den ausländischen Offizinen sind hervorragende englische, französische und spanische Werke zur Stelle, wogegen von der eigenartigen Schönheit und künstlerischen Feinheit des italienischen Frühdruckes die beigebrachten Beispiele keinen vollen Begriff geben.

Dem allgemeinen Stand der Geistesbildung um 1500 entsprechend, überwiegt selbstverständlich die religiöse Literatur. Die nicht kirchliche, zumal die humanistische Versorgung des Büchermarktes nimmt sich neben dieser Hauptthätigkeit der Pressen noch lange recht bescheiden aus. Die eigentliche Volksliteratur schießt am stärksten in den Flugblättern und Einblattdrucken ins Kraut. Zu was allem wird nicht damals schon die Druckerschwärze gebraucht und — mißbraucht! Für Polizeimandat und Münzverordnung, für Schröpfkalender und Inserate muß sie herhalten, für die zahllose Menge jener Jahrmarktblätter, die wie die Weisen des Volksliedes und so vielfach an sie anklingend, allerorten in Umlauf waren. Den wirksamsten Helfer hatte der Buchdruck seit den sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts im Holzschnitt gefunden. Mit dem wachsenden realistischen Können der Zeichner gewinnt derselbe immer breiteren Raum im Buch. Er umrahmt die Titel, füllt die Ränder, liefert die Vollbilder, schafft eine gedruckte Kunst neben der gedruckten Literatur, die, beredter als diese, die Zeitgedanken in die Massen trägt. In keinem anderen Fach offenbart sich die persönliche Größe, die schöpferische Begabung der altdeutschen Maler glänzender, in keinem zeigen sie sich wahlverwandter den italienischen Renaissancemeistern als in dieser unscheinbaren Schwarz-Weiß-Kunst, die durch sie das nationalste Ausdrucksmittel der deutschen Volksphantasie geworden ist. Und darum ist es wohl nicht allein der Ungunst der Verhältnisse, dem Mangel an größeren Mitteln zuzuschreiben, wenn der letzte volksdeutsche Habsburger, Maximilian I., seine Kunstliebe vornehmlich in der Bestellung typographischer Prachtwerke, in Aufträgen für Illustrationsarbeiten bethätigt hat. Seine Publikationen bezeichnen in künstlerischer und technischer Hinsicht thatsächlich den Höhepunkt jenes klassischen Holzschnittzeitalters. In ihrer Entstehung bietet die Ausstellung einen instruktiven Einblick, indem sie mit den alten Originalausgaben den vorbereitenden Apparat, so weit er sich im Besitz der Hofbibliothek befindet, vereinigte: die Miniaturmalereien zu dem unvollendeten „Triumphzug", eine Auswahl von Holzstöcken zum „Weißkunig" und zu den „Oesterreichischen Heiligen", die Entwürfe zu den „Theuerdank"-Illustrationen ꝛc. Den Mittelpunkt dieser unvergleichlichen Gruppe bildet Dürers „Ehrenpforte", jener wandkartenartige Riesenholzschnitt, dessen barocke Architekturmotive — beiläufig bemerkt — kürzlich auf ein altösterreichisches Bauwerk zurückgeführt worden sind, auf den jetzt abgebrochenen „Wappenthurm" in Maximilians Lieblingsstadt Innsbruck.

So ist die Gutenberg-Ausstellung der Hofbibliothek ungemein reichhaltig und vielseitig ausgefallen. Sie hat das Publikum nicht nur mit den technischen und mechanischen Vorstufen der weltbewegenden Erfindung und deren frühesten Denkmälern bekannt gemacht, sie hat bibliographische, kultur-, literar- und kunstgeschichtliche Fragen angeregt und ihrer Lösung näher gebracht. Auch die Praktiker sind nicht leer ausgegangen — wenigstens war für die buchkünstlerischen Bestrebungen unsrer Illustratoren, Drucker und Verleger mancherlei zu lernen aus dem hier aufgespeicherten Material. Den größten Nutzen hätte aber die Hofbibliothek selbst von der Ver-

anstaltung, wenn sie, um die einmal gewonnene Fühlung mit der Oeffentlichkeit aufrechtzuerhalten, auch in ihrer Verwaltung dem Zuge der Zeit ausgiebiger als bisher Rechnung tragen wollte. Die Schätze einer großen Bücherei sind schließlich nicht dazu da, um als Schaugut unter Vitrinen genossen zu werden — so sehr dies den Bibliothekdienst vereinfachen würde. Der eigentliche, unmaterielle Werth, den jedes Buch neben seinem materiellen besitzt, wird ja erst durch den Gebrauch, und zwar durch den leichten Gebrauch flüssig gemacht. Vollends eine Anstalt vom Range der Hofbibliothek hat außer ihren pädagogischen Pflichten vor allem die Aufgabe, eine Stätte der produktiven Wissenschaft, eine Rüstkammer der Forschung zu sein und ernsten Studien und Arbeiten jeden möglichen Vorschub zu leisten. Wäre dieser Erkenntniß an leitender Stelle jetzt dauernd zum Durchbruch verholfen, so würde die Gutenberg-Ausstellung mehr als einen vorübergehenden Erfolg bedeuten, sie würde Epoche machen in der Geschichte der kaiserlichen Sammlung. X.

Die Frauenkleidung.

Mag die Mode noch so viel Bänder, Maschen, Rüschen, Fransen, Tand und Zierrath verwenden, das analysirende Auge des Forschers kann selbst in diesen unberechenbaren Launen ein System entdecken. So kommt Dr. Stratz[1]) auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungen — allerdings der primitivsten Moden — zu dem Schlusse, daß es zwei Typen von Frauenkleidung gibt und zwar die tropische und die arktische.

Erstere besteht in der Hauptsache aus einem Rocke, der über den Hüften mit einem Gürtel befestigt ist. Brust, Hals, Arme und Beine sind nackt. Der Zweck der tropischen Kleidung ist ausschließlich die Verzierung und niemals die Verhüllung des Körpers. Die Hauptbestandtheile der Kleidung sind dem Pflanzenreiche entnommen.

Die arktische Frauenkleidung besteht in der Hauptsache aus einer Hose und einer Aermeljacke. Brust, Hals, Arme und Beine sind bekleidet. Der Zweck der arktischen Kleidung ist ausschließlich die Beschützung und niemals die Verhüllung des Körpers. Die Hauptbestandtheile der Kleidung sind dem Thierreiche entnommen.

Stratz läßt nun die Nationaltrachten Revue passiren. Die griechische Tracht ist nach ihm aus der phrygischen hervorgegangen und repräsentirt das arktische Prinzip. In den ältesten Amazonendarstellungen tragen die Frauen außer der phrygischen Mütze und der Aermeljacke sogar lange, an den Knöcheln zugebundene Hosen und Schuhe. Die spätere phrygische Tracht hat bei der Frau Theile vom tropischen Prinzipe hinzugefügt.

Zweckmäßigkeitsgründe waren dafür maßgebend, daß diese Kleidung sich immer mehr reduzirte, namentlich die freie Beweglichkeit bei den olympischen Spielen forderte dazu heraus; so sehen wir in der höchsten Blüthezeit der griechischen Kunst Jungfrauen nackt vor dem versammelten Volke erscheinen, die Frauen hingegen waren immer bekleidet.

Ein Land, in dessen Norden das arktische und in dessen Süden das tropische Prinzip die Oberhand behalten hat, ist China. In Schanghai tragen die Frauen die Hose und die Jacke mit Aermeln. In Hongkong sind die Jacken weiter und die Hosen zu Röcken geworden, nur der eigenthümliche Schluß der Jacke quer unter dem rechten Arme ist überall derselbe. Uebrigens sah Dr. Stratz auch in Kanton zahlreiche fischende und rudernde Chinesinnen der ärmeren Klasse, alle in weiten schwarzen Hosen an der Arbeit.

Das japanische Kostüm ist unter den weiblichen Kleidungen der modernen Völker vom ärztlichen Standpunkte weitaus das beste. Das intimste Kleidungsstück ist hier nicht das Hemd, sondern ein um die Hüften befestigter, den Körper umgebender Schurz, das Urprinzip tropischer Kleidung. Dieser Schurz ist meist von rother Farbe, die zu dem weißgelben Teint in vortrefflicher Uebereinstimmung ist. Darüber kommt der Kimono, das bekannte Hauptstück japanischer Frauenkleidung, ein buntes, auf den Schultern ruhendes Tuchstück mit sehr weiten Aermeln, das voen übereinandergeschlagen wird und den Körper nirgends einengt. Ueber den einen Kimono wird nach Bedarf ein zweiter, ein dritter und vierter gelegt; alle liegen so lose, daß sie leicht abgestreift werden können.

Eine aus arktischen und tropischen Elementen phantastisch zusammengesetzte Tracht weisen die Frauen Neu-Mexico's auf.

Bei den Orientalinnen ist es merkwürdig, daß sie vor allem für die Bedeckung des Gesichtes Sorge tragen; alles andere läßt sie gleichgiltig. Unsre Damen verhalten sich auf der Straße hierin gerade umgekehrt. Die böse Welt behauptet, daß im Oriente das Verhüllen des Gesichtes zwar vorgeschrieben ist, daß aber die Frauen sich nicht darum kümmern würden, wenn ihr eigenes Interesse nicht damit verknüpft wäre; und dies sei in der That der Fall, da die Meisten zwar sehr schöne Augen und eine reine Stirne, meist aber eine plumpe Nase und einen häßlichen Mund hätten.

Bei den europäischen Nationaltrachten macht sich im allgemeinen das tropische Prinzip bei der Frau und das arktische beim Manne geltend. Nur die schottische Tracht schreibt auch für den Mann den tropischen Rock vor.

Aus dem lehrreichen Kapitel über die Mode sei die für den Kulturhistoriker wichtige Ansicht entnommen, daß das Korsett dem christlichen Gottesdienste seinen Ursprung zu verdanken habe.

Um dem Oberkörper eine festere, jugendlichere Form zu verleihen, bedienten sich die Frauen der Griechen und Römer des Strophiums, eines breiten unter den Brüsten befestigten Bandes. Das eigentliche Korsett aber hatte ursprünglich einen anderen Zweck und hat seine Wiege im Mittelalter.

„Bei der, wenigstens im öffentlichen Leben, streng kirchlichen Richtung des Mittelalters verlangte die herrschende, asketische Auffassung die größmögliche Bedeckung des weiblichen Körpers und das Abtödten des Fleisches erheischte, daß namentlich diejenigen Körpertheile dem Anblicke der sündhaften Menschheit entzogen wurden, die als besondere Kennzeichen des weiblichen Geschlechtes bekannt sind. Durch das Weib war ja die Sünde in die Welt gekommen und darum mußte vor allem das Weib darauf bedacht sein, die sündhaften Merkmale ihres niedereren Geschlechtes so viel als möglich zu verbergen. Während die Männer durch möglichste Verbreiterung von Schulteen und Brust ein kräftigeres, kriegerisches Aeußere vorzutäuschen suchten, finden wir bei den Frauen im 12. bis 16. Jahrhundert das Bestreben vorherrschen, die Brust möglichst platt und kindlich, engelhaft schmal zu gestalten und zu diesem Zwecke zum Zusammenpressen, zum Verschwindenlassen der Brüste diente der Schnürleib, die älteste Form des Korsetts. Wie Bartels berichtet, haben auch heutzutage noch die Dachauer und Tiroler Bäuerinnen, sowie die Tscherkessinnen kleine oder gar keine Brüste, weil von Jugend an deren Wachsthum durch drückende Mieder unmöglich gemacht wird."

Ganz besonders lehrreich ist das 4. Kapitel des Buches von Stratz, welches den Einfluß der Kleidung auf den weiblichen Körper behandelt. Es wäre zweckentsprechend, wenn dieses Kapitel in die Lesebücher für die höheren Töchterschulen aufgenommen würde!

Als Fehler der Frauenkleidung, die schon jetzt ohne weiteres verbessert werden können, finden wir darin: zu starkes Schnüren des Korsetts; zu viel Unterkleider; zu schwere und zu lange Kleider (letzteres namentlich außer-

---

1) Die Frauenkleidung von Dr. C. H. Stratz. Stuttgart 1900. Verlag von Ferdinand Enke. (Mit 102, zum Theil farbigen Abbildungen. 186 Seiten.)

halb des Hauses zu vermeiden); zu enge Schuhe, Strumpfbänder.

Eine Verbesserung der Frauenkleidung läßt sich — nach Stratz — nur erreichen, wenn man die Gesetze, denen sie unterworfen ist, sorgfältig beobachtet, mit anderen Worten: Man suche nicht die Frauenkleidung zu verbessern, sondern beginne mit der Verbesserung des Inhaltes, mit der Frau.

Deutlicher als dies Worte zu thun vermögen, versinnbildlichen die künstlerisch ausgeführten Abbildungen die Absicht des Verfassers. Sie machen das Buch umso anziehender. Man besichtige nur die reizende Markgräflerin (Fig. 50 pag. 96), das verschmitzt dreinschauende Mädchen von Schapach (Fig. 51 pag. 97), man beachte den kindlichen Reiz, welcher aus den Augen der Dalekarlierin (Fig. 59, pag. 108) spricht, die Anmuth, welche sich in dem normalen, weiblichen Körper (Fig. 100 pag. 179) und in anderen Bildern ausspricht.

Dr. Ludwig Karell.

Ein Buch über Marie Ebner.[1]

Als vor ein paar Monaten Marie Ebners siebzigster Geburtstag gefeiert wurde, da war es für diejenigen, die schon lange mit Antheil und Aufmerksamkeit ihre literarische Entwicklung verfolgt hatten, eine wahre Herzensfreude, zu sehen, wie sie allmählich den Weg ins Volk gefunden hatte, wie dieser Tag weithin als ein festlicher begangen wurde. Nicht Alle, die ihr huldigen, mögen den ganzen Werth ihrer Persönlichkeit und ihrer Schriften erfaßt haben. Aber die Vorstellung, die man sich von ihr macht, entspricht im ganzen dem, was Marie Ebner wirklich ist. „In dieser volksthümlichen Vorstellung geben die Erinnerungen an die hohe sittliche Weisheit, welche die Ebner'schen Bücher enthalten, den Ton an.“ Zu denen, die schon frühzeitig ihren Werth erkannten und unermüdlich auf diese schöne und gute Gestalt hinwiesen, gehört Moriz Necker, der in dem jetzt vorliegenden Buche einzelne Erzählungen und Dichtungen von Marie Ebner erläutert und dabei ein wahres und anmuthendes Bild der Verfasserin entrollt. „Jene schönen Instinkte der Großherzigkeit, der Großmuth, der Initiative, des nicht erlernbaren, nur ausbildungsfähigen Taktgefühls, der ursprünglichen Lebenskunst, der schönen Form im Ausdruck und in der Handlung, die wir alle als Merkmale echter Aristokratie ansehen: sie hat sie von den Vätern ererbt und in künstlerischer Selbsterziehung zu dem Grade geläutert, den wir gegenwärtig an ihr lieben und bewundern.“ Die unverwüstliche Menschenliebe, der Glaube an das Gute, das hebt Necker mit Recht als das „Wesentliche in den Schriften Marie Ebners“ hervor. „Gleichmäßig heiter“, diese Grundstimmung erscheint ihr als die wünschenswertheste im Leben. Und wie schön und knapp hat sie dies mehrfach ausgesprochen, namentlich in den Worten ihres mit so großer Liebe gezeichneten Habrecht im „Gemeindekind“: „Traurigkeit ist Stille, Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben.“ Und noch eins hebt Necker aus der Kunst der Dichterin hervor, das „Lächeln mit Achtung“, worauf sich auch Gottfried Keller so gut verstand und das so manche ihrer Gestalten erregen. Ausführlich behandelt Necker die Romane „Božena“, „Das Gemeindekind“, „Unsühnbar“, dann auch verschiedene der Novellen, und in allem, was er dabei ausführt, wird man ihm vollkommen beipflichten können. Uns steht „Das Gemeindekind“ am höchsten, weit über „Unsühnbar“, das wir trotz der herrlichen Gestalten, die wir darin kennen lernen, zu sehr künstlich konstruirt finden. Necker selbst sagt übrigens auch, daß man der Dichtung die künstlerische Berechnung öfters anmerkt. Der Schluß des „Gemeindekind“, auf den die Dichterin ihre ganze Kraft verwendet hat, wird auch von Necker zum Besten gezählt, was sie überhaupt geschaffen hat. Niemand wird diese Verherrlichung der heldenmüthigen, opferwilligen Treue lesen können, ohne sich tief ergriffen zu fühlen. Frau Ebner selbst stellt die Novelle „Ihr Traum“ — hier versehentlich „Ein Traum“ genannt — und „Oversberg“ am höchsten unter allem, was sie geschaffen. Es ist in der That ein Beweis für ihr großes Können, daß sie uns diesen selbstlosen, aufopferungsfähigen Menschen, diese Idealfigur, die gleichwohl Fleisch und Blut hat, durch einen Erzähler darstellen läßt, der von der ganzen Größe seines Helden keine Vorstellung hat und nach seiner eigenen rohen Art gar nicht haben kann. Ueber die Thierfreundlichkeit Marie Ebners müßte man ein besonderes Kapitel schreiben. Außer der als schönste Hundegeschichte bezeichneten Erzählung „Krambambuli“ wäre noch die schöne Scene im „Gemeindekind“, wie Pavel ein bedrahtes Rebhuhn rettet, und die Skizze „Ein Fink“ zu erwähnen. Der Eine liest dies, der Andere jenes aus dem Buche heraus. So ist für uns die schönste Frauengestalt, die Marie Ebner geschaffen hat, nicht die Božena, nicht die Maria Dornach, sondern die Frau des Künstlers in „Verschollen“, die wir nur aus der Schilderung ihres sie betrauernden Gatten in ein paar ganz leichten Strichen kennen lernen. Hier zeigt sich in der Beschränkung der wahre Meister. Necker stellt die Koglerbäuerin in „Glaubenslos“ am höchsten: „Frau v. Ebner hat schon manches Frauenideal gezeichnet, in der „Lotte“, im „Wieder die Alte“, im „Gemeindekind“, aber eine so süßherbe Frucht wie diese Bäuerin hat sie noch nie vom goldenen Baume ihrer Poesie gepflückt.“ Sehr mit Recht sagt der Verfasser, daß Marie Ebner nicht bloß wie die anderen Dichter schöne Frauencharaktere, sondern, was noch mehr ins Gewicht fällt, schöne Männergestalten geschaffen hat, die man anderwärts wenig findet. Und daß Marie Ebner nach einer Richtung unter den dichtenden Frauen einzig dasteht durch ihren göttlichen Humor, das wird in diesem Buche richtig gewürdigt. Treffliche Worte findet der Verfasser über die köstliche Geschichte „Die Freiherren von Gemperlein“. Auch der „Komtesse Muschi“ wird er gerecht und den Prachtmenschen „Bertram Vogelweid“ weiß er vollauf zu würdigen. Uns ist dieses Buch besonders lieb geworden, wenn wir uns auch keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Häufung des einen Motivs, des Dichtens bei allen Gliedern der Grafenfamilie, ein künstlerischer Mangel ist. Auch was Necker über den Stil der Ebner sagt, „dessen wesentlichste Tugend aus ihrem Gegensatz zur Gleichgültigkeit entspringt“, ist zutreffend. „Sie schreibt kein gleichgültiges Wort, keine todte Stelle nieder.“ Der Erziehungswerth, den viele ihrer Bücher ohne jede aufdringliche Lehrhaftigkeit haben, wird auch kurz berührt.

Besonders werthvoll sind die Mittheilungen, die das Buch über die dramatischen Schriften der Verfasserin enthält. Was Necker über „Marie Roland“ (1867 erschienen) sagt und die „Kostproben“, die er aus diesem Drama bietet, läßt uns bedauern, daß weder dies Stück, noch „Doktor Ritter“, das Necker außerordentlich hoch stellt, in ihre gesammelten Werke Aufnahme gefunden haben. „Güte und Kraft zu vereinigen ist das Ideal unsrer Zeit gewesen, so schön aber wie in der Phantasie Marie Ebners ist diese Vereinigung von Anderen nicht gestaltet worden. Damit hat sie sich eine nationalliterarische Stellung gesichert. Die Phantasie des deutschen Volkes ist durch sie um Gestalten bereichert worden, die es nicht mehr vergessen kann.“ Ein paar Flüchtigkeiten, z. B. die Wiederholung des gleichen Ausdrucks am Schlusse, der Gebrauch des Ausdrucks „Besinnung“ statt „Besinnens“, die chronologisch unrichtige Angabe über die Aphorismen 1885, während wir schon 1880 warme Verehrer dieses Schatzes kannten, sollten in einer zweiten Auflage verbessert werden. Aber im ganzen ein Buch, an dem man seine Freude haben kann. Von warmer Verehrung für die Größe und Güte der herrlichen Frau eingegeben, von tiefem Verständniß zeugend und darum nicht nur für Jene lesenswerth, die den Weg zu den Werken der Verfasserin erst finden sollen, sondern auch für Jene, bei denen sie schon einen festen Platz hat und die sich in dem Buche gewissermaßen mit einem gleichgesinnten Freunde über ein Lieblingsthema unterhalten.

Sigmund Schott.

[1] Marie v. Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer 1900.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Eine neue Ausgabe von Goethe's Briefen an Frau v. Stein. Eine starke Vermehrung und Erweiterung bietet die nun vollständig in zwei Bänden vorliegende Bearbeitung von Goethe's Briefen an seine berühmte Freundin

und Geliebte durch **Julius Wahle** vom Goethe-Schiller-archiv. Hier sind zum erstenmal Goethe's Briefe an Charlotte v. Stein von der italienischen Reise in die Reihenfolge des gesammten Briefwechsels aufgenommen worden, die bisher nur als eine Publikation der Goethegesellschaft zu haben waren, und zur Zeit, als Fielitz die Herausgabe besorgte, noch nicht bekannt waren. Ferner sind darin 64 mit wenigen Ausnahmen **noch nicht bekannte Billets der Frau v. Stein an Goethe** zum erstenmal veröffentlicht worden. Sie gehören alle der Zeit nach dem Bruche an und reichen bis kurz vor den Tod Charlottens. Allerdings bieten sie keinen Ersatz für die auf immer verlorenen Briefe aus der Zeit bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien — die der Dichter vernichtet hat — aber sie geben doch eine dankenswerthe und interessante Ergänzung des Bildes, das wir uns von der merkwürdigen Frau gemacht haben. Auch die Anmerkungen haben durch weitere Heranziehung neu aufgefundenen Materials und in Berücksichtigung neuer Veröffentlichungen eine Bereicherung erfahren. Werthvolle künstlerische Beigaben bieten ein Portrait der Frau v. Stein, zwei Silhouetten und je ein facsimilirter Brief von des Dichters und von Charlottens Hand. Das Werk ist in dem Verlage „Literarische Anstalt", (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) erschienen, der sich seit Jahren der Pflege der Goetheliteratur und der Literaturgeschichte widmet.

* **Ausgrabungen in Karthago.** Dr. Gauckler, der Direktor der Alterthümer in Tunis, hat, wie wir der „Post" entnehmen, im Verlauf seiner außerordentlich ergebnißreichen Ausgrabungen in **Karthago** unter einer dichten Pflanzenschicht ein bedeutendes Bauwerk entdeckt, das **Odeum**, das im Jahre 180 durch den Prokonsul Vigellius Saturnius erbaut worden ist und von **Tertullian** erwähnt wird. Es hatte die Form eines Halbkreises und war mit einem unerhörten Luxus dekorirt. Es ist von den Vandalen zerstört worden. Gauckler hat in den Trümmern die ganze architektonische Ausschmückung der Bühne wiedergefunden, korinthische Säulen, Kranzgesimse, die mit Ornamenten überladen sind und Inschriften tragen, die keinen Zweifel über den Charakter des Bauwerks lassen, ferner eine große Zahl von Statuen aus parischem Marmor von griechisch-römischer Arbeit, die bemalt und geschmückt sind. Portraitbüsten der Kaiser, besonders zwei des Faustinus, eine Statue des Hadrian in heroischem Kostüm u. s. w. Alle diese Skulpturen sind nach dem Museum von **Bardo** übergeführt worden. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt.

* **Die Braun'sche drahtlose Telegraphie.** Der Leiter des physikalischen Instituts an der **Straßburger** Universität, Professor Dr. Ferdinand **Braun**, hielt am 16. November vor einem großen Publikum im Hörsaal seiner Anstalt einen Vortrag über Verbesserungen der drahtlosen Telegraphie, die er gefunden und mit Erfolg erprobt hat. Der Vortragende gab zunächst die Geschichte der ganzen Erfindung, schilderte die Marconi'schen Versuche, bei denen schon 1897 bis auf etwa 12 km Depeschen versendet werden konnten, und hob sodann den Hauptmangel des Marconi'schen Apparats hervor. Durch jene erwähnten Versuche nämlich konnte man zu dem Fehlschluß gelangen, daß Depeschen auf weitere Entfernungen erzielt werden müßten, wenn man kräftigere Induktions-Apparate verwendete. Dies geht aber, wie schon Hertz gefunden hatte, nicht. Es gibt eine bestimmte günstigste Funkenlänge, darüber hinaus hilft alle weitere Energiezufuhr nichts mehr, die Energie der Wellen steigt nicht weiter, die Mehrzufuhr ist vergeudet. Nach Professor Braun läßt sich nun dieser Uebelstand und zugleich die Gefährlichkeit der starken Ladungen vermeiden, wenn man den Sender nicht, wie es bisher geschah, durch statische Ladungen, sondern durch Induktion zu elektrischen Schwingungen anregt. Der Sender stellt einen einzigen, nicht durch eine Funkenstrecke unterbrochenen Metalldraht dar. Sein unteres Ende ist zu einer Spirale gewickelt. Neben dieser, aber gänzlich von ihr getrennt, befindet sich eine andere, gewöhnlich nur aus einer einzigen Windung dicken Drahtes bestehend, die sogenannte Primärwindung. Durch die letztere entladen sich Leydener Flaschen. Dabei entstehen elektrische Wellen im Primärdraht und diese erregen solche im Senderdraht. — Hier kann man in nützlicher Weise die zugeführte Energie steigern, und es ist theoretisch keine Grenze für die praktische Energiesteigerung abzusehen. Die so im Sender entstehenden Wellen sind ganz ungefährlich und sehr leicht zu isoliren. Professor Braun führte diese Anordnung vor. Er zeigte, daß die aus einem Senderdraht gezogenen, langen, hellen Funken kaum zu spüren waren; er ließ den Geber auf einen benachbarten Sender wirken, in welchem er Funken erzeugte, die eine Glühlampe aufleuchten ließen. Er berührte den Sender mit einem nassen, zur Erde abgeleiteten Bindfaden. Das änderte an der Empfängerwirkung gar nichts, während der Parallelversuch mit Marconischaltung sofort den Sender ganz wirkungslos machte. Die Braun'sche Senderanordnung verlangt — soll ihre Wirkung voll zur Geltung kommen —, daß Sender- und Primärkreis auf einander abgestimmt sind. Aus dieser Resonanz erklärt sich, wie der Redner an einem mechanischen Beispiel darlegte, das Ansteigen der Senderwellen bis zu den überaus hohen Amplituden. Und da sich im Sender keine Unterbrechungsstelle befindet, so sind diese Wellen schwach gedämpft, sie halten lange an und wirken dadurch gewissermaßen nachhaltig. Sie erfüllen damit ferner die Grundbedingung, welche für elektrisches Abstimmen von einem Sender auf einen Empfängerapparat nöthig ist. Aus den Zahlen der Tabelle folgt, daß die „Tragweite" des von ihm benutzten Senders, trotz unempfindlicheren Empfängers, diejenige des Marconi-Senders (unter Benutzung empfindlicheren Empfängers) nach dem vorliegenden Thatsachenmaterial etwa um das Zweieinhalb- bis Dreifache übertrifft. Professor Dr. Braun schloß seinen Vortrag mit den Worten: „Man hat die drahtlose Telegraphie wohl als Funkentelegraphie bezeichnet. Allerdings ist ein Funke an irgend einer Stelle bisher nicht zu vermeiden. Er ist aber hier möglichst unschädlich gemacht. Dies ist wichtig; denn der Funke, welcher die Wellen erzeugt, verzehrt sie auch wieder, wie Saturn seine eigenen Kinder. Was hier erstrebt wurde, könnte man eher eine funkenlose Telegraphie nennen."

* Die zur **Pariser Universität** umgestaltete Sorbonne hat mit Beginn dieses Wintersemesters von dem gesammten Gebäudekomplex Besitz ergriffen, der zwischen den fünf Straßen des Ecoles, de la Sorbonne, Victor Cousin, Cujas und Saint-Jacques gelegen ist. Schon seit 50 Jahren waren der Umbau und die Vergrößerung der alten Sorbonne projektirt, aber erst im Jahre 1885 wurden sie vom Architekten Nénot wirklich in Angriff genommen. 15 Jahre dauerte die Arbeit, und noch heute fehlen einige große Wandgemälde, sowie mehrere Statuen in der zuletzt beendeten Faculté des Sciences, und darum hat man auf eine große Einweihungsfeier verzichtet. Die neue Sorbonne beherbergt übrigens weder die Theologen noch die Juristen, noch die Mediziner. Der Nordflügel gehört der Faculté des Lettres, der Südflügel der Faculté des Sciences, und im Mittelbau, wo die alte Sorbonne-Kirche ihren Platz behauptet hat, sind neben dieser die Ecole des Chartes und die Ecole des Hautes Etudes untergebracht worden. Doch haben auch die Faculté de Médecine und die Faculté de Droit, die ihre eigenen Gebäude besitzen, in den letzten Jahren bedeutende Vergrößerungen erfahren. Wie nöthig die Vergrößerung der Sorbonne war, mag daraus hervorgehen, daß die Faculté des Lettres im Jahre 1877 nur elf Professoren und 600 immatrikulirte Studenten besaß, im Jahre 1899 dagegen 52 Professoren und 1637 eingeschriebene Studirende. Damals wurden die Vorträge der Sorbonne fast nur von freien Zuhörern besucht, und die Professoren sorgten nur für sie, hauptsächlich für die Damen. Die „Carolines", die sich um den Professor Caro schaarten, sind fast berühmt geworden. Heute übersteigen die geschlossenen Uebungskurse, wo die Professoren an den Arbeiten der Studenten theilnehmen, die Zahl der Vorträge, die sich an das große Publikum richten, und dementsprechend haben sich die Bibliotheken, Laboratorien und anderen Studienräume vermehrt. Im Jahre 1885 zählte man 10,679 Studenten und 171 Lehrer, 1899 waren es 13,771 Studenten und 255 Lehrkräfte. Die stärkste Studentenzahl wurde 1896 mit 14,654 erreicht. Das Sinken der vier letzten Jahre ist dem Erstarken der vierzehn Universitäten der Provinz zuzuschreiben.

* **Straßburg.** Der „Straßburger Post“ zufolge wurde Dr. Schorbach zum Bibliothekar der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek ernannt.

* **Berlin.** Prof. Dr. Carl Klein, der bekannte Mineraloge an der hiesigen Universität, ist von der Akademie der Wissenschaften in Paris einstimmig zum korrespondirenden Mitglied gewählt worden.

* **Halle.** Der Privatdozent Dr. Bruno Meyer ist an Stelle des Prof. Brockelmann an das Orientalische Seminar in Berlin berufen worden.

* **Aus Oesterreich.** In Baden bei Wien ist Dr. Theodor Adensamer, Assistent am k. k. Naturhistorischen Museum in Wien, im 30. Lebensjahre gestorben.

* **Aus der Schweiz.** Dem „Fonds für Exkursionen“ am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich sind aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Großkaufmanns H. Huber 50,000 Franken zugeflossen.

—ir. **Aus den Niederlanden.** Eine neue „illustrirte Bibel“. Vor etwa vier Jahren faßten die Herren Prof. Dake und G. Muller, damals Direktoren von „Arti et Amicitiae“ zu Amsterdam, den Plan, eine illustrirte Bibel herauszugeben, wozu die hervorragendsten Künstler von Europa als Mitarbeiter eingeladen werden sollten. Man verhehlte sich die Schwierigkeiten und Gefahren nicht, die einem solchen Unternehmen drohten. Mußte man z. B. nicht von vornherein befürchten, daß die Zeichnungen, Bilder u. s. w. dieser Künstler so verschiedenartig ausfallen würden, als diese sich durch Nationalität, Bildung, persönlichen Charakter, künstlerische Auffassung rc. unterscheiden? Andrerseits vertraute man aber auch darauf, daß die Bibel ein internationales Buch sei, dessen Inhalt und Charakter allen Gebildeten bekannt sei oder sein könne, daß der Künstler diesen Charakter nicht antasten werde, so daß also trotzdem eine höhere Einheit zustande kommen könne. Einige der größten niederländischen Verleger und Buchhändler, nämlich die Firmen van Kampen und Holkema und Warendorf zu Amsterdam, die Erben Loosjes und Tadema zu Haarlem, E. J. Brill zu Leyden, Kramers u. J. C. Nygh zu Rotterdam, Schillemon zu Zütphen vereinigten sich, um die Herausgabe und den Verlag des großen Werkes gemeinsam zu unternehmen, und beauftragten beide obengenannte Herren, die größten Künstler Europa's zur Mitarbeit einzuladen. Folgende nahmen die Einladung an: Walter Crane, E. A. Abbey, Britan Rivière, John M. Swan, Frank Dicksee, Edw. Burne-Jones, Fritz von Uhde, S. Schneider, Arth. Kampf, Alb. Edelfelt, Max Liebermann, J. J. Benjamin Constant, L. L. Gérome, J. Tissot, G. Rochegrosse, Jean Paul Laurens, Puvis de Chavannes, G. Segantini, Dom. Morelli, Fr. P. Michetti, V. de Brozick, Ilja Repin, Jos. Villegas, Julian de Vriendt, Joseph Israëls, Alma-Tadema. — Walter Crane hat außer 5 großen Zeichnungen, das Titelblatt und die Textverzierungen geliefert. Als Text wird der bei den verschiedenen Kirchen gebräuchliche reproduzirt. Die niederländische Ausgabe enthält also z. B. den Text der sogenannten „Staaten-Bibel“ (jedoch in moderner Orthographie), die englische die autorisirte Uebersetzung der Staatskirche u. s. w. An diesem Theile der Arbeit wirkt Prof. Tiele aus Leyden mit. Der Druck wird durch die Firma Roeloffzen, Hubner u. van Santen zu Amsterdam ausgeführt, die sich dazu einen neuen Letterntypus gießen ließ. Die Reproduktion der größeren Bilder und Zeichnungen liefert Lemercier zu Paris.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. med. Eydam: Ozon und seine Beziehungen zur Influenza. Leipzig, Konegen 1901. — Handbuch der Süddeutschen Aktiengesellschaften. 18. Jahrgang 1900—1901. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1900. — John Locke's Versuch über den menschlichen Verstand. Uebersetzt von Kirchmann. 2. Band. 2. Aufl. (Philosophische Bibliothek, Bd. 76.) Leipzig, Dürr 1901. — Plato's Staat: Uebers. von Fr. Schleiermacher. 2. Aufl. (Do., Bd. 80.) Ebd. 1901. — Berkeley's Drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Uebers. und mit einer Einl. von Dr. R. Richter. (Do. Bd. 102.) Ebd. 1901. — M. Müller: Alte Zeiten — alte Freunde. Gotha, Perthes 1901. — G. Obst: Wechsel- und Scheckkunde. (Sammlung kaufmännischer Unterrichtswerke.) Stuttgart, Strecker u. Schröder 1900. — Dr. R. Pöhlmann: Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. 2. Bd. München, Beck 1901. — M. Schanz: Geschichte der römischen Literatur. 2. Theil, 2. Hälfte. 2. Aufl. Ebd. 1901. — J. C. Platter: Berg- und Thalfahrten in Tirol. Innsbruck, Edlinger 1901.

Für den Inserattheil verantwortlich: Gustav Kossauer in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 22. November. **Nummer 268.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Campagna-Elend.

Von E. Gottheiner.

Wenige Gebiete können sich einer Spezialliteratur rühmen, wie die verhältnißmäßig so kleine römische Campagna sie aufzuweisen vermag. Als nächste Umgebung der ewigen Stadt hat sie von jeher die Blicke der Agrar-, Wirthschafts- und Sozialpolitiker auf sich gezogen, während sie andererseits durch ihre historische Vergangenheit, die vielen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, wie durch ihre eigenartig düstere Schönheit Dichter und Maler immer von neuem wieder begeistert.

Trotzdem war Professor Sombart, der im Jahre 1888 seine sozialökonomische Studie über die römische Campagna[1]) veröffentlichte, der erste Nichtitaliener, der sich vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkt aus eingehend mit dem Gebiet beschäftigte, weil er erkannte, worauf Sismondi in seinen „Etudes sur l'Economie politique" bereits früher hingewiesen hatte, „que c'est une question générale que nous traitons en parlant de la Campagne de Rome". Von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus (Sombart nennt ihn einmal treffend, wenn auch nicht gerade schmeichelhaft, den Gesichtspunkt des Verschönerungsvereinlers) hat auch die römische Stadtverwaltung seit der Einigung Italiens dem „Agro Romano", als einer ihr unterstellten Verwaltungseinheit, ihr Interesse zugewandt, ein Interesse, dem auch die drei zum größten Theil allerdings nur auf dem Papier vorhandenen Reformgesetze von 1873, 1878 und 1883 entsprossen sind, deren erstes die Säkularisirung der Kirchengüter betrifft, während die beiden letzteren hydraulisch-technische und Agrarreformen einleiten sollten.

Auf diese Reformgesetze, ihre Vorgeschichte und ihre traurige thatenlose Aktenexistenz, die ein ganzes Kapitel für sich verdienten, bei dem beschränkten Raum näher einzugehen, müssen wir uns leider versagen und uns zunächst einmal klar machen, mit was für wirthschaftlichen und klimatischen Verhältnissen wir es im Agro Romano zu thun haben. Abgesehen von der einigermaßen intensiv bewirthschafteten Zone in der unmittelbaren Umgebung der römischen Vorstädte, wo die Vignen und die Parks der verschiedenen Villen (Doria Pamphili, Borghese, Wolkonski u. a. m.) den bei weitem größten Raum einnehmen, trägt die Campagna Romana durchaus den Charakter der Steppe, wie denn Sombart auch die dort herrschenden Wirthschaftsverhältnisse einfach mit dem Ausdruck „Steppenwirthschaft" kennzeichnet. Er will hiemit, wie er selbst sagt, in erster Linie nur das Vorwiegen der Viehzucht und die durchweg herrschende Extensivität des Ackerbaues andeuten. Neben diesen beiden Eigenthümlichkeiten drückt aber das Latifundienwesen, welches übrigens auch im ganzen Süden und an der Westküste Mittelitaliens eine bedeutende Rolle spielt, dem Gebiet seinen unverkennbaren Stempel auf und führt zu künstlichen aus dem feudalen Mittelalter überkommenen Lohn- und Pachtverhältnissen. Vor allem aber ist es die berüchtigte römische Malaria, die dem Klima der Campagna einen heimtückischen Charakter verleiht und die Ausführung aller Meliorationspläne und Agrarreformen unendlich erschwert.

Die Literatur über das Malariaproblem als solches ist so umfangreich und voller Kontroversen, daß an dieser Stelle nicht darauf eingegangen werden kann. Dagegen lohnt es sich für den Laien wohl, sich mit einem kürzlich erschienenen Schriftchen des bekannten römischen Parlamentariers, Hygienikers und Bakteriologen Professor Celli bekannt zu machen, das indirekt der Malariaforschung seine Entstehung verdankt, und auf Leben und Sterben, auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Hirten und landwirthschaftlichen Arbeiter in der Campagna grelle Streiflichter wirft. Im Laufe des vergangenen Winters artikelweise in der illustrirten Zeitung „Il Giorno" erschienen und jetzt unter dem Titel „Come vive il Campagnolo nell' Agro Romano" (Das Leben des Campagnolen im Agro Romano)[2]) zu einem kleinen Bändchen zusammengefaßt, zeugt das Werk von der tiefen Sachkenntniß und der innigen Menschenliebe des Verfassers. Es ist hervorgegangen aus dem Wunsche, den Römern, die durch jahrelange, man könnte fast sagen jahrhundertelange Gewöhnung abgestumpft, theilnahmslos und gleichgültig vorbeigehen an dem Campagno-Elend, die Augen zu öffnen über die sanitären und wirthschaftlichen Zustände unmittelbar vor den Thoren der Stadt und sie aufzurütteln zu thätiger Mithülfe an dem Erlösungswerk, das hier zu thun ist. Populär gehalten und von einem Römer herrührend, ist Celli's Büchlein weit mehr darauf zugeschnitten, auf das große Publikum zu wirken als die Sombart'sche Schrift, die auf rein wissenschaftlicher Basis steht und sich in erster Linie an nationalökonomische Fachkreise wendet. So ist es denn auch erklärlich, daß die im Jahre 1891 veröffentlichte italienische Uebersetzung derselben erscheinen konnte, ohne halb so viel Aufsehen zu erregen wie die Celli'schen Artikel im „Giorno".

Celli's Name, der in medizinischen Fachkreisen schon lange einen guten Klang hat, ist in letzter Zeit häufig durch die ausländischen Blätter gegangen in Verbindung

1) Werner Sombart: „Die römische Campagna, eine sozialökonomische Studie". Leipzig 1888. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller Band VIII Heft 3.

2) *Angelo Celli:* Come vive il Campagnolo nell' Agro Romano. Roma 1900. Società Editrice Nazionale.

mit der von ihm vertretenen neuen Lehre von der Malariaübertragung durch Moskitos. Bakteriologische Interessen waren es auch in erster Linie, welche Celli hinausleckten in die Campagne, um dort an Ort und Stelle Studien zu machen, Blutuntersuchungen vorzunehmen und in den Rohrhütten der Campagna-Arbeiter, sowie in der Nähe stehender Wassertümpel nach den Moskitos zu fahnden, in deren Magen man die Malariaparasiten zuerst festgestellt hatte.

Auf diese Weise trat er in nähere Beziehungen zu den Campagnolen, und neben dem wissenschaftlichen Interesse regte sich in ihm das menschliche Gefühl tiefsten Mitleids mit dem ungeheueren Elend, in das er hier hineinschaute. Schon Sombart war bei der Behandlung der Verhältnisse der Feldtaglöhner in der Campagna aus seiner fachwissenschaftlichen Reservirtheit hinausgetreten und hatte sich zu den Worten gedrängt gefühlt: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir uns mit dem Loose dieser ärmsten, elendesten, hülflosesten aller ländlichen Arbeiter in Italien bekannt zu machen versuchen. Es ist ein soziales Nachtbild, wie kaum ein zweites zu entwerfen sein dürfte, das wir dem Leser zu entrollen haben werden, und es bedarf einer nicht geringen Anstrengung für den Schilderer, wenn er sich des bitteren Tones enthalten will, und es gleichermaßen verschmäht, mit schwungvoll formgewandtem Pathos seiner sittlichen Entrüstung über dieses Zerrbild des Menschenthums Ausdruck zu geben." Es kann daher nicht wundernehmen, daß ein italienischer Volksfreund und warmer Patriot, dem vor allem daran gelegen ist, seine Mitbürger zur Theilnahme an der Bekämpfung der elenden sozialen Lage der Campagna-Bewohner anzuregen, so schwarz malt, wie Celli es gethan hat.

Gehen wir in folgendem ein wenig näher auf seine Ausführungen ein.

Nach einem kurzen Rückblick auf die Campagna-Wirthschaft im Alterthum und Mittelalter, tritt er sofort in eine Beschreibung der gegenwärtigen Verhältnisse ein. Vor allem ist es das Leben der Wanderarbeiter, mit dem er uns bekannt zu machen sucht. Die Nomadenwirthschaft, die wir auf diese Weise kennen lernen, reicht schon bis ins 17. Jahrhundert zurück und ist wohl in erster Linie auf das ungünstige Klima zurückzuführen, das dauernden Aufenthalt und feste Siedlungen unter den jetzigen sanitären Verhältnissen fast unmöglich macht. Gegen Ende des Sommers, unmittelbar nach der Ernte, entleert sich die Campagna, und Schnitter und Feldarbeiter kehren schaarenweise in ihre Heimath zurück, wie Goethe es in einer seiner römischen Elegien so anmuthig schildert:

Hörest du Liebchen das munt're Geschrei den Flaminischen Weg her?
Schnitter sind es, sie zieh'n wieder nachhause zurück
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.

Zu anderen Jahreszeiten dagegen beherbergt die Campagna weit mehr Bewohner, als der oberflächliche Beobachter vermuthen würde. So wurde bei der letzten dort vorgenommenen Volkszählung im Dezember 1899 eine Seelenzahl von 36,035 festgestellt.

Dies ganze Nomadenvolk steigt alljährlich wie ein ungeheurer Schwarm von Zugvögeln aus seinen heimathlichen Bergen hinab in die Campagna-Ebene, um dort das Land zu bearbeiten. Der Ueberschuß an Menschenmaterial, den die Abruzzen, Umbrien und die Marken produziren, hat es allein möglich gemacht, daß die Latifundienwirthschaft in der Campagna, in Apulien und in den pontinischen Sümpfen sich bis auf den heutigen Tag erhalten konnte. Die Schilderung, welche Doni, ein italienischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, in seinem Werk „De restituenda salubritate agri Romani" von den Wanderarbeiterverhältnissen entwirft, entspricht nach fast gänzlich den heutigen Zuständen. Es wird daher gewiß Manchem von Interesse sein, die betreffende Stelle dem Wortlaut nach kennen zu lernen: „Ut aves quaedam aliunde in Italiam commeare solent ita agricolarum catervae e Tuscorum ac Picentorum finibus, tum etiam e Pelignorum ac Samnitium montibus lucri aviditate illecti quotannis adveniunt, qui agri Romani vastitatem expleant, ac serendis metendisque frugibus operam suam locent." Das hier untergeschobene Motiv zur Auswanderung in die Campagna will Celli allerdings nicht gelten lassen, und es klingt in der That fast wie Hohn, wenn Doni unter den obwaltenden Verhältnissen von einer Sucht nach Geld spricht. Vielmehr sind es der Hunger und der Schnee, welche die Leute aus ihren Bergnestern vertreiben, da der ihnen zur Verfügung stehende anbaufähige Boden zu knapp ist, um eine so dichte Bevölkerung zu ernähren. „Es genügt, ein einzigesmal der Abreise oder der Rückkehr jener Unglücklichen beigewohnt zu haben," schreibt Celli, „um sich davon zu überzeugen, daß sie keine Glücksjäger sind. Ich hatte im vergangenen Jahr Gelegenheit, zwei solchen für mich unvergeßlichen Scenen beizuwohnen. Die erste voll herben Schmerzes für die Zurückbleibenden und trüber Vorahnungen für die Ausziehenden, die aus dem Kriege gegen die Malaria oft gar nicht, oft zu Tode getroffen heimkehren; die andere voll Jubels ohne gleichen. Die Mütter und Gattinnen umarmten die ihnen zurückgegebenen Söhne und Männer mit so stürmischer Freude, daß ich anfänglich glaubte, es handle sich um eine Heimkehr nach langjähriger Abwesenheit in Amerika."

Alle diese Campagna-Arbeiter, mit Ausnahme vielleicht der Hirten, kennen ihre Arbeitgeber nicht, sondern sind einem Arbeitervogt, dem Caporale, unterstellt, dessen Verhältniß zu ihnen ein vollkommen tyrannisches ist. Wenige wissen, in welcher Weise das Ausbeutungssystem organisirt ist, dem die Wanderarbeiter zum Opfer fallen. Da ist zuerst der Caporalone oder Corporalmajor, der die einjährigen Kontrakte mit dem Pächter oder Grundbesitzer abschließt und für jeden von ihm gestellten Arbeiter zehn Lire in die Tasche steckt. Für ihn ist die Sache lediglich ein Geldgeschäft; das persönliche Anwerben der Arbeiter läßt er durch die ihm unterstellten eigentlichen Caporali besorgen, die zu diesem Behufe in die Heimathsdörfer der Auswanderer reisen und mit ihren Gehülfen, den Caporaletti, die sogenannten Arbeiterkompagnien zusammentrommeln. Auf ein kleines Werbegeld hin verschreiben sich ihnen ganze Familien. Wenn die vom Corporalmajor geforderte Anzahl beisammen ist, wird zur Auswahl geschritten und das vorhandene Material in drei Kategorien eingetheilt. In die erste kommen die kräftigen, arbeitsfähigen Männer, in die zweite, diejenige der „Bastarde", weniger brauchbare Männer und Frauen, und in die dritte Abtheilung endlich die „Manelli", d. h. Kinder und Greise.

In jedem Leser wird nun wohl zunächst die Frage aufsteigen, wo diese ungeheure Armee in der Campagna ihr Unterkommen findet. Häuser gibt es in dem ganzen Gebiet nur verhältnißmäßig wenige. Eine Enquete von 1881 bezeichnet auf 12,734 Personen nur 556 Gebäude. Seit der Zeit hat die ländliche Bevölkerung beträchtlich zu-, die Häuserzahl dagegen eher abgenommen. In den neueren kurzen Pachtkontrakten ist wohl der Hauptgrund zu suchen, daß weder Pächter noch Besitzer ein Interesse

daran haben, bauliche Veränderungen vorzunehmen. So muß denn der Arbeiter selbst zusehen, wo er während seines achtmonatigen Aufenthalts in der Campagna sein Haupt niederlege. Die Noth hat ihn dabei erfinderisch gemacht. So lassen sich Viele in den natürlichen Tuffgrotten der Campagna häuslich nieder, Andere schreiten zum Bau sogenannter „Capanne“, der allen Campagnawanderern wohlbekannten, charakteristischen Rohrhütten. Von beiden Arten der Behausung fügt Celli seinem Büchlein verschiedene Photographien bei, die besser als jede Beschreibung von der Armseligkeit dieser Wohnungen Zeugniß ablegen. Die Capanne sind meist pyramidalisch in alter Grabtumulusform aus Pfahlrohr, Hanfseilen und Holzgerüsten zusammengesetzt, ohne jegliche innere Bekleidung. Auf dem bloßen Erdboden in der Mitte befindet sich die Feuerstätte, welche, sobald sie benutzt wird, die ganze Hütte, die außer dem Ausgang keine Oeffnung besitzt, mit undurchdringlichem Rauch erfüllt. Hühner und andere Hausthiere hausen hier gemeinschaftlich mit den Menschen, die sich ohne Rücksicht auf Familienzusammengehörigkeit, Alter und Geschlecht in möglichst großer Anzahl in einem Raum zusammenpferchen. Die Kleidung des Campagnolen ist natürlich diesen Verhältnissen entsprechend gleichfalls nur die allernothdürftigste und nicht im entferntesten ausreichend, um ihn bei den starken Klimaschwankungen vor Erkältungen, noch viel weniger vor den gefährlichen Malariaträgern, den Moskitos, zu schützen. Besonders die Kinder laufen neuestens in halbnacktem Zustand umher.

Sehen wir uns nun den Lohn an, um dessentwillen diese Leute so viel Elend, Entbehrung und Knechtung schon seit Jahrhunderten stillschweigend ertragen!

Zuerst müssen wir uns daran erinnern, daß sämmtliche Mittelspersonen zwischen dem Landwirth und dem Feldarbeiter, vor allem die verschiedenen Stufen der Caporali, aus der Arbeit des Campagnolen ihr Hauptverdienst ziehen. Was dann noch übrig bleibt, beläuft sich für die kräftigen Männer auf 1—1.25 Lire, für die Monelli auf 0.50 Lire pro Tag, die Regen- und Festtage ausgenommen. Aber auch dies ist lediglich ein nomineller Lohn. Der Arbeiter ist nämlich für den Einkauf seiner Lebensmittel auf den Caporale angewiesen, für den der Verkauf zu einem äußerst lukrativen Geschäft wird, trotzdem die Nahrung, wie man sich denken kann, so knapp wie möglich bemessen und allereinfachster Art ist. Sie besteht fast ausschließlich aus Mais, der hauptsächlich in Form von sogenanntem Polenta genossen wird und eine durchaus ungenügende Ernährungsweise für schwer arbeitende Leute darstellt, eine Thatsache, die aus dem blassen, abgemagerten Aussehen des ländlichen Proletariats und seiner Anlage zu Malaria und anderen Infektionskrankheiten genügend erhellen dürfte. Jede beliebige, halbwegs genießbare Wurzel, ja selbst gefallene, oft schon halb verweste Thiere bieten denn auch dem Campagnolen eine willkommene Abwechslung in dem Einerlei der Maisnahrung.

Mit dem durch Anwendung des Trucksystems gewonnenen Verdienst lassen es die Caporali aber nicht bewenden. Ihr Haupteinkommen erwächst ihnen vielmehr daraus, daß sie von dem Lohn, den der Landwirth oder Pächter ihnen für die Arbeiter zahlt, hohe Geldprozente für sich in Abzug bringen. Für die Lieferung von Material zum Bau der „Capanne“ und von Sämereien werden weitere Lohnabzüge vorgenommen, so daß der Feldarbeiter während der ersten Jahre seines Campagnalebens, sofern er durch Hühnerzucht oder dergleichen keinen Nebenverdienst hat, meist verschuldet in die Heimath zurückkehrt und erst, wenn nach mehrjähriger Bearbeitung der Bodenertrag sich wesentlich steigert, einen kleinen Verdienst verzeichnen kann.

Daß unter den obwaltenden sanitären Verhältnissen die Malaria, wie schon verschiedentlich angedeutet wurde, eine Ernte ohne gleichen halten muß, wird Jedem einleuchten. Zwar hat man auf Grund eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen den Glauben, die bloße Beseitigung des Fiebers sei nothwendig, um die Gegend der Verödung zu entreißen, längst aufgegeben. Auch Celli gibt sich einer solchen Illusion nicht hin, sondern betont mit Nachdruck, daß die Bekämpfung der Malaria Hand in Hand gehen müsse mit einer energisch durchgeführten Agrarreform, wenn die wirthschaftliche Lage der Campagna gründlich gehoben werden solle. Neben dem medizinischen und dem sozialökonomischen Interesse treibt ihn aber zur Bekämpfung der Seuche vor allem das rein menschliche Mitgefühl mit den Unglücklichen, die hier zu Hunderten hinsterben, ohne daß ihnen irgendwelche Pflege oder auch nur die Möglichkeit, solche zu erlangen, zur Verfügung steht. Der Weg bis nach Rom ist zu weit, als daß die Erkrankten sich noch bis dahin schleppen könnten, erreichen sie aber einmal einen Campagnakarren, der sie mitnimmt, oder gelangen sie bis an die Eisenbahnlinie, so finden sie oft die Krankenhäuser schon überfüllt und müssen unverrichteter Sache wieder umkehren. Die Errichtung einer, durch Staatsmittel erhaltenen, organisirten Sanitätskolonne, wie sie in der „Gesellschaft zum grünen Kreuz“, allerdings aus privaten Mitteln bestritten, in der Gegend von Ostia bereits besteht, wäre der erste Schritt zur Besserung in dieser Beziehung. Ferner müßte der Verkauf des einzigen jetzt bekannten, wirklich wirksamen Heilmittels gegen die Malaria, des Chinin, in großen Quantitäten und zu Fabrikpreisen durch diese Kolonnen ermöglicht werden, anstatt ihn wie bisher ausschließlich den Caporali und anderen Privatunternehmern zu überlassen, die auch hieraus noch beträchtlichen Vortheil ziehen.

In seinem Schlußkapitel „Quid agendum?“ faßt Celli alles Gesagte nochmals zusammen und legt seinen Mitbürgern die soziale Pflicht, die ihnen aus der Fürsorge für den Agro Romano und seine Bewohner erwachsen sollte, mit beredten Worten ans Herz.

„Ich meinerseits,“ schreibt er, „der ich hier den Wenigen, die etwas davon wußten und den Vielen, die nichts davon ahnten, eine Schilderung so ungeheuren Elends entworfen habe, erfülle damit eine schmerzliche, aber unerläßliche Pflicht. In der festen Hoffnung, daß das geeinigte Italien seine soziale Mission niemals aus den Augen verlieren wird, wünsche und hoffe ich, daß das neue Jahrhundert nicht mehr lange auf ein Volk von Sklaven vor den Thoren Roms zu blicken habe.“

Und wir, die wir dem Verfasser bis hierher gefolgt sind, wünschen ihm Kraft und Muth, die schwere soziale Aufgabe, die er auf seine Schultern genommen hat, mit Erfolg zu Ende zu führen.

Neue Briefe von G. M. v. La Roche an J. Iselin.

I.

La Roche, der Freund Wielands und Mercks, kann wegen seiner nahen Beziehungen zu den führenden Geistern unsrer klassischen Literatur und wegen seines nicht unbedeutenden Antheils an den Aufklärungsbestrebungen des 18. Jahrhunderts sowohl auf das Interesse des Literarhistorikers, wie auf dasjenige des Kulturhistorikers Anspruch machen. Von ihm, dem Gemahl der berühmten Schriftstellerin Sophie v. La Roche, geb. Gutermann v. Guters-

hofen, gab es bis vor kurzem keine monographische Darstellung. Erst Rudolf Asmus hat uns mit einer solchen beschenkt in seinem 1899 bei J. Lang in Karlsruhe erschienenen Buche „G. M. De La Roche, Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung".[1])

Aus der Masse des gedruckten Quellenmaterials sind Asmus, soweit ich sehen kann, nur die von K. W. Böttiger im Morgenblatt Nr. 51, 1857, S. 950—952 veröffentlichten „Auszüge aus den Briefen von Sophie La Roche an Wieland" entgangen. Von ungedruckten Papieren hat er die auf der Dresdener Königlichen Bibliothek und im brieflichen Nachlasse Iselins zu Basel aufbewahrte La Rochiana nicht für seine Studie benutzt. Die Dresdener Königliche Bibliothek besitzt zahlreiche, meist an Wieland gerichtete Briefe Sophie's und zwei Briefe ihres Gatten an Wieland. Die letzteren sind beide in Warthausen geschrieben und vom 28. August 1769 und 4. Juni 1770 datirt. Iselins Nachlaß enthält einen Brief der Frau und neun Briefe des Herrn v. La Roche. Diese neun Briefe von Georg Michael Frank v. La Roche an Isaak Iselin sollen hier zum Abdruck gelangen; sie lauten:

1.

Hochzuverehrender Herr und Freünd!

Denken Sie wohl noch ahn einen Mann, welchem Sie so viele Freündschafft-Güthe und Höflichkeiten erwiesen? Die Ehre Dero Bekantschaft zehle ich unter die glücklichste Begegnüssen meiner Reyse durch die Schweiz, und meine Dankbahrkeit bleibet unendlich. Schon längst hätte solche schriftlich bezeüget. Allein meine Geschäffte und Reysen nach Franken und an den Hoff des Churfürsten meines gnädigsten Herrns haben mir allerley Zerstreüungen gegeben. Nun, bin ich wider zu Hause, und weyß meinem Vergnügen nichts würckenderes beyzusetzen, alß wann ich die warme Empfindungen meines erkenntlichen Herzens meinen Gutthätern erneüere.

Glücklich würde ich mich schäzen, wann mir einst eine Gelegenheit sich darböte, Ew. Wohlgeb. oder Dero Freünden meine unbegränzte Dienerschaft zu erweysen. Ich gebe diese Zusicherung im Antritt des neüen Jahrs, mit dem Wunsch, das alle Tage davon denenselben und wehrter Zubehörde gesegnet seyn mögen, so wie mir jeder Augenblick willkommen seyn solle, in welchem Sie mich Hochgeschätzter Herr! mit Dero Befehlen beehren werden.

Wieland ist noch mit seinem Erfurthischen Geschicke zufrieden. Eine starcke Cabale seiner Universitäts-Feinden und Neyder seines Ruhms unter den alten Professorn ist mit empfindlichen Strafen gezüchtiget, und zum schweigen gebracht worden. Nun hat er Ruhe, und arbeitet mit munterem Eyfer. Ich erwarte täglich seinen Diogenes, welcher mit Ende des Jahrs die Presse verlassen. Zimmermann ist jezo seitdem Er den Sohn des Erbprinzens von Braunschweig geheylet, so mit Geschenken und ausgezeichneten Ehren überhaüft worden, daß ahn ihn für die Zierde der Erfurthischen Universität nicht mehr zu gedenken ist. Doch suchet mann dahin einen geschickten Medicum zur Professur und praxi. Er müste aber Catholisch seyn. Mann hat mir von seiten des Ministerii den Auftrag gegeben, mich umb einen solchen Mann zu bewerben. Allein rara avis. Wüsten Ew. Wohlgeb. etwa einen Catholischen Medicinal Phoenix, wie sie mich einen Dhomherrn sehen lassen, so würde für einen beliebigen Fingerzeig ungemein verbunden bleiben.

Darf ich bitten Herrn Daniel Bernoulli meine Verehrung zu bezeügen; und beglaubt zu seyn, daß ich mit ausnehmender Hochachtung harre

Ew. Wohlgeb.

Warthausen bey Bibrach.

Den 2ten Jenner

1770

Gehorsamster Diener

La Roche, Churfürstlicher

Maynzischer Hoffrath.

Ist es noch Zeit ahn dem Basedowschen guten Vorhaben mittelst einer praenumeration Theyl zu nehmen? Es stehen in solchem Fall 6 Louisd'or zu Diensten, welche ich in Basel zu Ew. Wohlgeb. Handen zahlen lassen würdte.

2.

Warthausen den 22ten Jenner 1770

Wohlgebohrner Herr

Schazbahrester Freünd!

Dero gütige Antwort vom 15ten hat mich herzlich erfreüet. Dann, da die Vorsicht, nach vielen mit mühsamer Arbeit überstiegenen rauen Klippen, mich in einen ruhigen Stand-punct versezet hat, welcher meinen genügsamen Wünschen ganz angemessen ist; so bestrebe mich nur noch um zwey weesentliche Glückseeligkeits-Stücke. Das ist: umb vernünftige Erziehung für meine Hofnungs-volle Kinder, Und um das vergnügte Andenken rechtschofener und tugendlicher Freünden. Der Himmel scheint mir meine erste Bitt gewähren zu wollen, da er mir seit 17. Jahren durch eine würdige wohldenckend und liebenswehrte Gehülfin, die glücklichste Ehe verliehen. Und wann ich vollends Ew: Wohlgeb: unter meine Gönner zehlen darf, so will ich meinem Geschicke doppelt dancken, das es auch in dem zweyten punckt mein Verlangen seegnet.

Herr Wieland hat abermahl einen Ruf nach Leipzig an den Plaz des seel. Gellerts von der Hand gewiesen. Sein Beweg-grund ware edel. Er sagte: Der Churfürst von Maynz seye der erste gewesen, der Achtung für sein Talent bezeiget — Ihne von dem Kleinstättischen Canzley-Joch mit Ehre und Brodt losgebunden. Er wolle also weder undankbahr seyn, noch mir seinem freündlichen Beförderer misvergnügliche Vorwürfe des Haß zuziehen; zumahl mann ihme mit Gnad, Vertrauen und Auszeichnung in Erfurt begegnet Ich erwarte nun täglich seinen Diogenes. Welchen er zwahr selbst. in seinem jüngsten Brief an meine Frau, als eine flüchtige Arbeit bey Nebenstunden anmeldet, und auf ein wichtigeres Werck uns Hoffnung macht. Erfurt sehe ich freylich nur alß eine Stufe zu besserer Beförderung an, doch freüet es mich das er noch eine Weyle dort harren will.

Herr Zimmermann ist nun, wie es scheint, mit seinen Aussichten in die Zeitlichkeit, wie sein Freund Lavatter mit jenen in die Ewigkeit zufrieden. Ich wünsche dem Herrn Leib-Arzt alles verdienstgemäße Glück, und die besondere Gaab denen Hoffpillen beständig auszuweichen, welche der Vergoldung ohngeacht viele Bitterkeit enthalten.

Ich kenne Theilß von person und Theilß durch Schriften 8 Gebrüder Springer. Sie waren ehemals in Gräflich Oettingischen Diensten. — seynd aufgeweckte Köpfe, aber wie mann sagt: etwaß unverträglich. Doch will ich mich erkundigen, ob mann einen Cameral Lehrer verbrauchen könne.

Heute hab ich ahn unseren Wechselherrn nach Memmingen geschrieben, das er mir eine Anweysung nach Basel ahn die Herrn Burckart auf 6 Louisd'or überschicken solle. Ew. Wohlgeb. sollen sie mit nächster Post haben. Die rührende menschenfreündliche Aufmunterung zum Beytrag, welche ich von Ew. Wohlgeb. Feeder, in des 9ten Bands 2tem Stück der allgemeinen Teütschen Bibliotheck erst vor einigen Wochen gelesen, hat mich allein bewogen, diesen Beyschuß einer so guten Sache zu widmen.

Frey von allem Ehrgeiz — desto mehr aber mit Vatterliebe für meine wackern Kinder beseelet, wünsche ich mir diese nützliche Geburt zum eignen und der Nachkomenschaft thätigem Gebrauch zu befördern. Mein nur in einem kleinen UmbCrayß bekannter Nahme würde die praenumeranten Liste weder unter den angesehenen noch Gelährten Teütschlands ziehren. Ich bin vergnügt, wenn ich unter dem zwahr kleinen Hausen der verborgenen Menschen-freünden die Pflicht mit erfüllen darf, zu dem ersten Grundstein der Verstandsbildung unserer Nachkomen einen mäßigen Hammerstrich beyzubringen. Ahn Herrn Du Rey habe gleich nach meiner HeimKunfft von der Fränckschen Reyse geschrieben; Und binn nun mit ihme in ohnunterbrochenem Briefwechsel.

Waß sagen Ew Wohlgeb. daß der Churfürst von Maynz mit Nachfolge anderer Catholischen Erz- und Bischöfen den herzhafften Entschluß gefaßt: Dem bisherigen Müssigang 19 Tage zu entreissen, da Er eben so viele Feyertäg nicht allein ab-

[1]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 27, S. 5 ff.

geschafft, sandern aoch diese Täge die Schuldigkeit Messe zu höhren nebst den vargängigen Fasttägen aofgehaben. patit à petit ios Seigneurs aamencant à penser.

Mit Vallkamner Verehrung Harre

Ew. Wahlgeb.

meines immer Verehrten Freünds

Geharsamster Diener

G M F v La Rache.

3.

Wohlgebahrner

Hachzuverehrender Herr!

Do ich kurz vor Abgang der Past aoliegendeo Assegno p. 6. Lauisd'or erhalte, sa habe die Ehre salchen Ew. Wahlgeb. unaerweylt zuzuschicken. Gatt seegne die Absichten des rechtschafenen Herrn Basedaws ond lasse seine Arbeit so vartreslich gerathen, als löblich seine Bemühung ist. Ich zweyfle zwahr nicht ahn der Zahlung à vista abseiten der Herrn Burckart, dach geschiehet mir ein Gefallen, wano Ew. Wohlgeb. gefällig ist, nur durch eine Zeyle mich des Empfangs zu benachrichtigen,

Unauslöschliche Verehrung Versicheret

Ew. Wahlgeb.

Warthausen

den 28ten Jeoner 1770 Geharsamster Diener

M G F v La Rache.

Vertatur.

Seynd Ew. Wahlgeb. die beyde ChurBayrische Verardnungen vam 2ten Novb und 30ten Xbris aantra Monachismum bereits bekannt? Der gute Freund, welcher mir sie überschickt schreibt dabey im Vertrauen „à L'exempla de Venise il y a icy. (in Müochen.) une inquisition D'atat contre L'etat Monastique. Les recollets sont deja ecrasés, La Jurisdiction Dae Eveques très caduqoe, et tout l'atat dans una fermantation inconcevable. Toot semble poocher à la Sedition. Le ministre Mr ia comte de Baumgarten hame de tete fait face a tant. Un Curé s'est avisé dernieremant De s'emanciper, fausement persuadé qua L'indelebiiité da son caractere La mettait au dessus de tout, il s'est laissé aller à des expressions qui peuvent rendre uo sujet criminai de Leze-Majesté au premier chef; furieux caotre ce Conseil antiqua, il s'est avisé da dire en public que L'on avoit Depasé, chassé massacré das Empereurs et des Rois, qu'il n'etoit pas bien Difficile d'eo faire antant à un pauvre petit Electeur (einem schlechten Churfürstel) an L'a fait anievar par 5 houssards, il est actuellament dans Les cachots de Munic, ou l'on instruit Son procés, Le mouis qui puissa Luy arrivar, eat d'etre mis au carcan, et puis chassé du pais poar jamais."

Wer hätte nach var 10 jahren glauben sallen, das femahl aus Bayren (der bekant- und berufeneo Schozcammer aller abergläubischen Andächtlereyen und dem Paradies der Mönchen) sa strenge Sazungen ausgehen könten. Wer weys ab nicht dieser kleine Funcke aoch bey anderen graffen Herrn zur Nachsalg und Verbessernog eio Licht aozündet. Ich gestehe das ich es wünsche, ond über den allzu Lastbahreo Hanseo des MöoschenGeschmeyses mit dem ehrlichen Erasmo eines Sinnes binn; Da Er bey paraphrasirung des Sprochs: Non est malitia supra malitiam Mulieris io einer Anmerckung beygesezt: Nata quad tum temparis nondum erant Monachi.

4.

Warthausen den 4ten May 1770.

Ich binn beschämt, da ich Ew. Wahlgeb., dem Mann, dem ich meine ganze Hachachtung zugeschwaren, dem Freünd den ich aarzüglich aerehre, schan seit der Mitte des Harnuogs Antwart schuldig geblieben. Der Brief vam 18ten Merzen mit Beylaage der Springerischen geschickten Arbeiten, hätte schan damahl meine Donckfagung erfarderet. Und var ein poor Tagen bekamme auf Dera Geheiß vao der Orell und Gessnerrischen Buchhandlung zwey Bände meines Gönners sa nüzlich alß angenehmen Wercken. Lauter Beweise eines freündschaftlichen Andenckens, welches ich mit nichts, dann meiner wahren Altteütschen Ergebenheit und einem dankbegierigen Herzen widerlegen kann. Ich würde mir gewis über mein langes Stillschweigen keineo Barwurf zu machen haben, wann ich seit 3 Manath mein eigner Herr gewesen wäre. Aber ich muste grade nach dem Carnaval einer sehr freündlichen Einladong des Kays. Feld Marrschalls und Teütsch-OrdeosLand-Comandeur Grafens van Königseck Ploz geben. Ich trafe bey ihme den Fürsten van Hahenzallern nebst einer ganzen Menge Fürst- und Gräflicher Gästeo an. Sie spielten auch in der Faste Opern und Comödien. Nachdeme ich lange Zuschauer gewesen, bate mao mich zur Ehre unseres Gessners einen acteur mit abzugeben. Erast sallte alß ein pendant des bonnet Criminel aosgeführt werden. Eine Gräfio und Graf van Truchseß wurden Lucinde und Clean, eine Prinzessin van Zollern und ein Graf aon Stadian aan 10. and 8. Jahreo waren die beyden Kinder. Baran van Steuben HaffMarrichall van Hechingen muste Erast und ich Siman werden. Ich deuke lieber selbst alß dos ich anderer Gedanken auswendig lerne. Indessen muste es auf Gefälligkeit geschehen. Für ein Bisgen Labsprüche und HäodeKlatschen verlahr ich viel edle Zeit. Bey meioer Heimkunfft hatte ich Geschäfte, Schreibereyen und kleine Reysen wegen eines mir vao der Königl. Ungarisch. HaffCammer heimbezahlten Capitals, das ich gerne wider in sichere Hände ausleyhen wallte. Meine wackere Kinder und die rechtschafene Frau, wamit mich der Himmel gesegnet hat, empsanden demnächst wechselweiß die bösartige Einflüsse des ungesunden Wetters mit heftigen Fieber und Catharreo. Ich selbst kam nicht frey durch. DienstVerrichtungen; Mayngische Aosträge, und allerley kleine Stöhrungen benahmen mir die übrige Zeit. Und gestern binn ich erst van der feyerlicheo Durchreyse der Daophine in unseren Gegenden zurückgekameo; welcher ich auch die LandesCour mit machen müssen. Ich würde nicht sa weitläufftig in Entschuldigungen seyn, weno mir oicht sa unendlich aiel daran gelegen wäre, Sie zu überzeügen, das ich für dieselbe einer Vergessenheit aber eines Undanks für Dera hochschäzbare Freündschafft niemahl fähig seyn werde. Nuno ad alia.

Gatt seegne Hrn Basedawß Arbeit. Aus den Zeituogen vernehme, das davan das erste Viertel in Druck ond Kupfern fertig werden, besanders aber durch die Russische Manarchin sehr grasmüthig befarderet werde. Herrn Wielands Diagenes hat meiner Erwartung kein Genüge geleistet. Dem ersten Plan nach versprach ich mir eine nüzliche Ausarbeitung, ond ich fand our wizigen Glimmer uod Schimmer; den ein gesezter Geist abenhin im Durchlaufen liest — var jungen Leüten verbirgt; und dann sich selbst fragt: Cui bono? van allen Orten jauchzet mann ihme freylich viele Labsprüche zu. Er ist mein Freünd, ich gönne ihme Ruhm und reichen Verdienst. Aber ooch meinem oilleicht sehr altvätterischen MaralGeschmack ist das Ding für ousere Nachkammen nichts nuz, ond für uos gegenwärtig ahne Safft.

Wegen des Hrn. Springers habe ich nach Maynz ganz von ongefähr einen Anwurf gemacht, ab man nicht gesanoeo seye einen Cameral-Lehrstuhl aufzurichten? Ich habe nach keine Aotwart.

Wenn sie begierig sind die Palitisch-Thealogische Abhandlung zu leseo, ab, wir, uod auf was Gründen ein Bischaff die Macht habe io der Cathalischen Kirche die überflüssige Feyertäge abzuschasen, sa kann ich in engem Vertraoen mit dem Manuscpt, sa wie es mir van unserem premier Ministre mitgetheylt warden, aufwarten. Bao einem geistlichen MetropaiitanHaff ist dieser Schritt einsweilen genug.

In Bayern geht man immer mit Riesen-Schritten weiter, et quod mirandum, das Land bleibet in seiner ganzen Ruhe. Briefe eines Bayerns, Die Ickstattische academische Rede van Beförderung des NatianalFleyses, Gedanken eines Geheimeo Raths ꝛc sind lauter neü gedruckte Sachen, die das bisherige MönchenReich, die Päbstliche Allmacht, und geistliche Varrechte auf der empfindlichsten Seite anstechen. Durch Churfürstliche gedruckte Verardnungeo sind die bisherigen Passians-Comödien in der Faste und alle verzierte Pracessianen abgestellt. Die Ungültigkeit der Päbstlich und Bischöflichen Begnadigungen aber Beschleo sine placito priocipis gelehret. Und contra Tridentinum Necessitas consensus paterni vel tutorum in sponsalibus NB aar Gericht sa eingeführt werden, das die geistliche Einmischung verbatt en

und alle Eheverspruchs-Händel künftig an die CivilGerichte gebunden und dem foro episcopali entzogen sind. Nun mercke ich erst, daß die Bayern wider in eine bessere Strasse gekommen. Sie seylen nur unter der Hand an den Mönchen, und gehen eigentlich dem Pabst und den Bischöffen zu Leib, welche bis daher einen Statum Despoticum in Statu eingeführt hatten. Es ist auf Salzburg, Regenspurg, Freysingen, Augspurg, und Eichstätt gemeynet, dann diese Bischöfe hatten sämentlich an dem Bayrischen Ecclesiastico Antheyl.

Nichts kann vernünfftiger seyn, als was Sie, Menschenfreündlicher Gönner, mir von den Mittelen schreiben die mann Vorbereitungs-weyse anwenden sollte, um den Aberglauben und Vorurtheyle ridendo verächtlich zu machen. Hefftige Schritte verhärten die Gemüther des mit verjährten Misbräuchen eingenommenen Pöbels. Darf ich es sagen: Sie mein Freünd haben mich durch ihren Brief auf den Gedanken geleytet einige magere Bogen aufzusezen. Schwaben ist in seinem oberen Theyl, den ich dermahl noch bewohne, eben so dick, wo nicht düsterer mit dem Uebel der Unwissenheit, des Aberglaubens, der kleindenkenden Mönchensucht umhüllet, als Bayern und Franken. Unsere Catholische Geistlichkeit ist die unwissenste die ich kenne. Die reiche Abteyen und ein Hausen MendicantenKlöster beherrschen alle Sinne und Köpfe des Adels. Diese Land-Edelleüte sind als gräflich oder ritterschaftliche Mitglieder Duodec-Souverains ihrer Herrschaften und Dörfer. Sie haben das jus patronatus, besezen also ihre Pfarreyen mit den elendest-unwissensten Purschen. Da mögte ich gerne eine wahrhaft-ächte Schilderung würklicher Personen machen. Die Originalien habe ich vor Augen. Ein Edelmann, ein LandDechant, ein Pfarr, ein Franciscaner Guardian, ein Schuhlmeister, und ein ehrlicher alter Mann, der als Hoffmeister mit jungen Herrn die Welt gesehen, nun aber kränklich in einem Edelmanns-Siz seine pension verzehrt, sollen meine Helden seyn. Der junge DorfPfarr eine gute einfältige doch lehrbegierige Seele führt die Feeder in Briefen an einen seiner gewesenen Schuhl-Cameraden. Der Edelmann ist, wie sie gemeiniglich sind, unwissend hochmüthig &c. Der Dechant nach dem Leeben, einbildisch, heerschsüchtig und wie die Geistlichkeit hierlands denkt. Der Guardian ein wahrhafter Mönch, tracassier, intolerant, et superstitieux. Der SchuhlMeister à ce gros bon sens qui coure les rues. Und der alte HoffMeister, den die Pfafheit verfolget, solle der sanffte Lehrer des jungen Pfarrs nach ächten Grundsäzen der Catholischen KirchenHistorie der Concilien &c. seyn, folglich mit Beyseitlassung aller Glaubens-puncten nur die schändliche adiaphora Andächtlereyen, Aberglauben und andere Mängel in Nebendingen bestreiten. 30 Bögen habe ich beynah in Abendstunden überschrieben. Ich bekümmere mich nicht um den Styl, sondern um die Sache. Nur bin ich aus mehrerem Betracht nicht dreiste genug damit vorzutretten. Erstlich habe ich weder Zeit noch Gedult, meine Auffäze nochmahl ins reine abzuschreiben. Und doch mag ich es niemand anderen hier anvertrauen, weylen ich mitten unter der Unwissenheit wohne, und meine Ruhe und guten Nahmen nicht Preys geben mag. Sodann müste ein vertrauter Freünd die Mühe nehmen viele unregelmässige oder Local-Sprachfehler zu bessern. Endlich enthält es viele eigne Schilderungen welche hauptsächlich die Schwäbisch-Bayrisch und Fränckische auch vielleicht Schweizerisch-Catholische Geistlichkeit bezeichnen. Bey diesen allen mögte ich nicht erkannt werden, mithin weys ich nicht, wo ich es zum Druck bringen solle? Mann müste es den Leüten wohlfeylen Kaufs in die Hände liefern können, dann sobald ein Buch kein Mönchen-prediger ist, und ein bisgen Geld kostet, so kaufft es weder Pfarr, Mönch noch Edelmann. Ich verlangete gerne nichts von dem Verleger als einige Exemplare zu geheimen Verschickungen, nur mögte ich nicht gerne einen Mann mit Maculatur überhaüfen. Doch binn ich fast versicheret, daß alte Wahrheiten nach der Natur in einem neüen und manchmahl munteren Thon vorgetragen, um der Seltenheit des Gemähldes willen Käufer finden würde. Hochgeschäzter Freünd! sagen Sie mir ihre Gedanken aufrichtig, und rathen mir wie ich es anfangen könne um unerkannt zu bleiben. Mit einem Duzend Briefe wollte ich den ersten Versuch machen. Es bliebe mir nachdan Stoff zu noch so viel oder mehreren übrig. Dann Nox caliginosa premit solium nostrum, und wenn ich nur einen Sonnenblick darunter bringe, so glaubte ich der Menschlichkeit, der hierlands unbekannten Toleranz und dem grossen Hausen einen Dienst erwiesen zu haben. Bescheidenheit hält mich zurück, sonst hätte ein paar Blätter beygelegt, und Dero mir über alles schäzbahre Urtheyl zu meiner Richtschnur erbetten.

In Oeconomicis herschet die nemliche Barbarey in hiesigem zerstückelten von vielen Hundert verschiedenen Theylhabern beherrschten Land. Die Eigenschafft der Schupflehen behindert alle Industrie. Der Bauer zieht solang er lebt aus dem Guth was er, dem alten Schlender nach, kann; steüret damit seine Kinder aus; Und wenn er stirbt, so verleyhet der Herr den ihme heimfälligen Hoff jenem, der Ihme auf Lebenlang am meisten dafür zahlt. Sie sehen aus diesem Echantillon, Theürester Freünd, daß mann immer fremde übelgezogene Mietlinge in seine Dörfer bekömt, und niemand um ein Guth zu besseren Kösten verwendet, weyl Er nicht weys, ob es einem seiner Kinder zufällt. Alles was ich hier mit so augenscheinlich grossem Nuzen in dem Herrschaftl. HoffGuth verbesseret, hat keinen einzigen Bauern zur Nachfolge ermunteret. Ich habe ihnen SähMachinen geliehen, da hiesse es ja es thut gut, wir schneiden mehr, aber so eine Machine kostet Geldt, was soll ich für ein paar Jahr die ich noch zu leben habe, Geld ausgeben. Ich habe verschiedene Kleesaamen zum Anbau geschenckt, die liessen im ersten Winter Schaf und Kühe darauf weyden. Ich habe WeydenSäz und Baumplantagen angefangen. Die wurden unter dem Vorwand muthwillig verdorben es mögte künfftig dem Viehtrieb Abbruch thun. Nun da ich daß hiesige Oberamt abgegeben, bekümmere mich nicht sonderlich mehr um Verbesserungen, weylen mein Nachfolger, ein ehrlicher Rechtsgelährter keine Freüde an der Oeconomie bezeiget. Es ist mir also nicht mögtich von hier denenselben jemand auszusuchen, der meinem guten Willen und der Erwartung entspreche. Wann ich aber auf den Herbst in das Würtembergische komme; so werde mir alle Mühe geben, nachzuspühren. Dort trifft man treffliche Oeconomen ahn. Und Sie sind protestanten, welche, ich muß es sagen, 10mahl bessere Köpfe und hundertfach mehr Industrie, als hiesige Catholiken haben.

Sie wehetester Freünd allein können mich bewegen, meine Erfahrungen in Landwirtschafftlichen Dingen einst zu Papier zu sezen. Dann die Hochachtung die ich für sie und ihren Willen heege ist grösser, als für irgend jemand meiner Bekannten. Es ist keine Schmeicheley, sondern sowahr, als daß ich von ganzem Herzen ergeben harre

Euer Wohlgeb.

Gehorsamer Diener
G M F v La Roche.

5.

Bönigheim den 25ten Septbr. 1770

Waß denken Sie, Verehrungs-würdiger Freünd, das ich Dero schäzbarste Zuschrifft vom Junio bis daher unbeantwortet gelassen? Höhren Sie meine Ursachen. Ich habe den Entschluss gefast, und würklich vollzogen endlich, nachdem ich 45 Jahre ununterbrochen an gros- und kleinen Höfen zugebracht, mich auf mein Oberamt zu begeben, und daselbst festzusezen. Vor dem Abzug aus Warthausen fande ich noch eine Menge Sachen in Ordnung zu bringen. Ich muste aus zwey Häusern die Mobilien verpacken, und auf 18. Meilen weit transportiren. Hier in Bönigheim zwey neüe Zimmer bauen, und übrige zum theil veränderen, deswegen hin und her reisen, so daß ich seit 4. Monat nur allein meinem Ab- und Aufzug eigen, von aller freündschafftlichen Correspondenz aber entfernt gewesen. Den 22ten Aug. binn ich zwar hier mit Frau und Kinder angekommen, allein bis zu gegenwärtiger Stunde lassen mir meine Antrittsgeschäffte, nachbarliche Besuche, HausEinrichtungen und sonstige Unruhen, die einen neüen Wohnsiz begleiten, keinen ruhigen Augenblick; zumahlen da zu der Zeit als mein Entschluss bekannt worden, ein grosser Kurfürstl. Hoff mir den gnädigsten Antrag machen lassen, seine Cabinets-Geschäffte zu übernehmen, und selbst die Bedingnüsse zu bestimmen, unter welchen ich in dasige MinisterialDienste einzutretten gesonnen seyn mögte. Daß Anerbieten ist grosmüthig. Der Umfang der Geschäffte ist mir bekannt. Die Bedingnüsse könten in eine reizende Versuchung führen; Und

dennoch binn ich noch nicht entschlossen in die Vorschläge einzugehen, weil ich mir auf meinem jezigen Posten ein genügliches Auskommen von Jährlich und Lebenslang versicherten 3000 fl nebst gar mässiger Arbeit, weniger Verantwortung, und keinen Wechsel des Hoffschicksals finde. Indessen ist mein bleiben oder gehen nach unentschieden, Und diese Ungewisheit abermal eine Ursach die angenehmste Briefwechsel ein bisgen zu vernachlässigen. In einigen Wochen sollen Sie mein Freünd! das Endliche wissen.

Warum haben alle praenumeranten unseres Basedowß Elementar-Buch erhalten; Ja alle Buchläden solches zu seylem Verkauf ausgesetzt, Und warum binn ich allein vergessen worden? Seyen sie von der Güte mir ein Exemplar zu verschafen; Ich hofe mein Beytrag habe es so wohl als andere verdient.

Mein Aufenthalt ist in einer sehr angenehmen Gegend des Würtemberger Lands 3 kleine Stunden von der Reichsstatt Heylbronn, und 4 von der Herzogl. Residenz Ludwigsburg entlegen. Daß Oberamt ist von Kur Maynz der Reichsgräfl. familie von Stadion verpfändet. Superioritas territorialis ist mit übertragen, mithin stelle ich einen kleinen Souverain vor, der niemand dann die ReichsGerichte Wien und Wezlar über sich erkennet. Daß Herrschafftliche Schloss, welches ich bewohne, ist neu erbaut, und so gelegen das ich es rus in urbe nennen kann. Ich geniesse der Annembtichkeit einer schönen Gärtnerey und Jagdt. Mit einem Wort, wann ich nicht betrachtete, daß an einem grossen Hoff ich mehr Gelegenheit villeicht finden könne meinen Hoffnungs-vollen 5. Kindern eine geschwindere Versorgung zu schafen, würden mich keine Ehren noch Reichthum dieser Welt, diese Stelle zu verlassen, reizen können. Verzeihen Sie das ich hier abbreche. Ich wollte nur ein Zeichen geben, daß ich noch lebe und Sie Hochgeschäzter Herr vorzüglich verehre.

Meine Addresse ist:

à Votre tres humble Serviteur
La Roche Conseilleur auliques
De Son Att. El. de Mayence, Grand
Baillif de et a
Bönigheim
p. Heilbronn.

Mittheilungen und Nachrichten.

In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 265 Seite 7 finde ich eine Notiz aus der „Nat.-Ztg." über „ein altgriechisches Vexirgefäß", in welcher eine Erklärung von Dr. R. Zahn über den Zweck dieses sonderbar geformten Gefäßes mitgetheilt wird. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird wohl von Vielen und mit Recht bezweifelt werden. Ich gestatte mir darauf hinzuweisen, daß in der Mischna Kelim II, 6 ein Gefäß namens Titros erwähnt wird, welches von den ältesten und zuverlässigsten Kommentatoren genau in derselben Weise geschildert und beschrieben wird wie die fragliche Kanne des Hrn. Dr. Zahn. Vergl. Levy, Neuhebräisches Wörterbuch II, 152 und Fleischer in den den Nachträgen daselbst, der das Wort aus dem Griechischen διάτορος herleiten will. Ein ganz ähnliches Gefäß, nur aus Metall geformt, wird Talmud Erubin, aus Tosefta Sabbath II, 8 ed. Zuckermandel, angeführt und „Adal", nach anderer Leseart „Aral" genannt; vergl. Levy I, 30. Die Beschreibung ist genau dieselbe. An letzterer Stelle wird nun ausdrücklich im Talmud angegeben, daß dieses Gefäß in Krankenstuben Verwendung gefunden hat. Man füllte das Gefäß mit Wasser, hielt es oder befestigte es freischwebend über einer Metallplatte und wenn die obere Oeffnung unverschlossen war, so sickerte das Wasser durch das am Boden angebrachte Siebwerk tropfenweise auf die Metallplatte und erzeugte so ein singendes, angenehm klingendes und zugleich einschläferndes Geräusch. Diesem Zweck dürfte auch das von Dr. Zahn als griechisches Vexirgefäß gedeutete Stück gedient haben. Ich erinnere mich übrigens, irgendwo gelesen zu haben, daß auch im Mittelalter ein solches Gefäß zu ähnlichem Zwecke verwendet und „Sieb der Vestalin" genannt wurde.

München, 21. Nov. 1900. Dr. H. Ehrentreu.

* **Brasilianische Expedition der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften veranstaltet im Jahre 1901 eine Forschungsreise nach Brasilien, die ausschließlich botanische Aufgaben verfolgen soll. Es werden an ihr zwei Botaniker, nämlich der Professor und Direktor des Botanischen Gartens der Universität Wien, Dr. Rich. v. Wettstein, und der Professor an der deutschen Universität in Prag Dr. Victor Schiffner theilnehmen; als Arzt, Meteorolog und Geograph ist der Adjunkt an der k. k. geologischen Reichsanstalt Dr. med. Fritz v. Kerner, für das Sammeln und Konserviren lebender Pflanzen der Obergärtner des Wiener Botanischen Gartens, Aug. Wiemann, in Aussicht genommen. Die Expedition wird sich insbesondere der Erforschung der in botanischer Hinsicht nahezu unbekannten Gebiete der Serra do Mar und Serra Paranapiacaba im Süden des Staates São Paulo widmen.

Mittheilungen der Erdbebenwarte an der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach. Erdbeben im Monat Oktober 1900. a) **Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach:** Am 8. Oktober von $10^{h}\,15^{m}$ bis gegen 11^{h} schwache Bewegung an den Instrumenten, ein sehr fernes Beben anzeigend. Diese Bodenbewegung registrirten auch einige italienische Warten. Am 9. Oktober gegen $13^{h}\,35^{m}$ verzeichneten alle Instrumente der Warte eine ausnehmend starke Bodenbewegung. Ausschläge bis 8 mm. Dauer zwei Stunden. Herddistanz über 6000 km. Diese Bodenbewegung wurde an allen größeren Warten in Europa registrirt. Nachrichten über diese Erdbebenkatastrophe stehen bis heute noch aus. Am 10. Oktober gegen 4^{h} eine schwache seismische Bewegung in langsamen Oscillationen, die über eine Stunde andauerten. Sehr fernes Beben. Am 29. Oktober gegen $10^{h}\,23^{m}$ traten an allen Instrumenten starke Bewegungen auf, welche eine Stunde andauerten.[1]) b) **Auswärtige Berichte.** I. In- und ausländische Erdbebenwarten. Am 7. Oktober Casamicciola (Ischia) von $22^{h}\,28^{m}\,21^{sec}$ bis $23^{h}\,35^{m}$ sehr fernes Beben. Am 8. Oktober Casamicciola (Ischia) von $10^{h}\,14^{m}$ bis $11^{h}\,25^{m}$ sehr fernes Beben. Um $17^{h}\,16^{m}$ örtliche Bewegung. Am 9. Oktober Casamicciola (Ischia) von $13^{h}\,40^{m}$ bis $15^{h}\,6^{m}$ fernes Beben, wahrscheinliche Herddistanz 9700 km. Am 9. Oktober k. und k. hydrographisches Amt in Pola um $13^{h}\,40^{m}\,32^{sec}$ fernes Beben. Am 10. Oktober Casamicciola (Ischia) von $4^{h}\,17^{m}$ bis $5^{h}\,4^{m}$ fernes Beben. Am 29. Oktober Casamicciola (Ischia) um $10^{h}\,22^{m}\,37^{sec}$ Beginn eines fernen Bebens, welches gegen $12^{h}\,30^{m}$ erlischt. Herddistanz etwa 7000 km. Am 29. Oktober Pola, k. und k. hydrographisches Amt, $10^{h}\,32^{m}$ sehr fernes Beben. Am 29. Oktober Homburg, Privat-Erdbebenwarte des Hrn. Dr. R. Schütt, $10^{h}\,22^{m}\,19^{sec}$ Beginn des Bebens von Caracas. Die seismischen Bewegungen vom 8., 9., 10. und 29. Oktober wurden auch von den meisten italienischen Erdbebenwarten registrirt. II. **Bebennachrichten** (aus dem Bolletino Meteorico in Rom und aus der Tagespresse). Am 3. Oktober gegen $11^{h}\,45^{m}$ in Mineo (Catania) Erschütterung III. Grades, schwächere gingen um $11^{h}\,10^{m}$ und $11^{h}\,40^{m}$ voran. Am 8. Oktober um $1^{h}\,30^{m}$ Erschütterung in Siena, um 7^{h} in Catania und um $17^{h}\,20^{m}$ IV.—V. Grades in Subiaco (Italien). Am 12. Oktober gegen 3^{h} Erschütterungen im oberen und unteren Mühlviertel (Linz). Am 16. Oktober gegen 3^{h} in Bukarest heftiges Beben. Am 17. Oktober gegen 3^{h} in Mengen in Württemberg, sowie auch in anderen württembergischen Orten und im badischen Unterlande kurze Erschütterungen. Am 18. Oktober gegen 16^{h} und $21^{h}\,30^{m}$ Erschütterungen in Bronte und in Nicosia (Sicilien). Am 19. Oktober um $9^{h}\,5^{m}$ eine heftige Eruption des Stromboli. Am 22. Oktober um $23^{h}\,45^{m}$ starker Erdstoß im Poik-Gebiete (Innerkrain). Am 25. Oktober gegen $12^{h}\,20^{m}$

---

[1]) Nach den damaligen Berichten der Warte wurde der Ursprungsort dieses Bebens etwa so weit entfernt wie Mexico vermuthet; in der That sind später Nachrichten eingelaufen, welche eine Erdbebenkatastrophe aus Südamerika (Caracas) melbeten. Von der Warte wurde, nachdem der Ort bekannt war, die Zeit der Erdbebenkatastrophe in Caracas bestimmt. die Rechnung ergab $4^{h}\,45^{m}$, was nachträglich von Caracas aus als die richtige Zeit des Bebens bestätigt wurde.

schwache Erschütterung III. Grades in Sellano (Perugia). Am 26. Oktober gegen 16h 30m starke Erschütterung V. Grades ebendort.

Professor Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte.

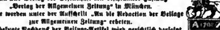
* Bei den Dampfkraftanlagen ist man in den letzten Jahrzehnten zu immer höheren Dampfspannungen gekommen; die Lokomotiven machten den Anfang, die Schiffsmaschinen und die Betriebsmaschinen der Wasserwerke, Spinnereien und Webereien, der Elektrizitätswerke &c. folgten. Anlagen, die mit Dampf von 10, 12 und 15 Atmosphären arbeiten, sind heute nicht mehr selten. Für solche Spannungen bieten aber die früher allgemein üblichen gußeisernen Rohre und Ventile nicht die genügende Sicherheit, und welche verheerenden Wirkungen der Bruch einer Rohrleitung mit hochgespanntem Dampf auszuüben vermag, hat unter vielen anderen das entsetzliche Ereigniß an Bord des Kriegsschiffes „Brandenburg“ vor einigen Jahren gezeigt. Man ist deshalb mehr und mehr dazu übergegangen, widerstandsfähigere Baustoffe für solche Rohrleitungen zu verwenden: Schweißeisen, Flußeisen, Kupfer, Bronze, Stahlguß u. s. w. Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit des Vereins deutscher Ingenieure, daß er die hiefür in Betracht kommenden Baustoffe und Konstruktionen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und ebenso, wie früher zu gußeisernen Rohrleitungen für geringen Druck, jetzt zu Rohrleitungen für Dampf von hoher Spannung Normalien ausgearbeitet hat. Auf Grund wissenschaftlicher Berechnungen und umfangreicher, zum Theil sehr kostspieliger Versuche sind die Maße der Rohrwandungen, Flanschverbindungen, Ventile, Schrauben, Dichtungen u. s. w. für die verschiedenen Durchmesser bestimmt und in Zeichnungen dargestellt worden. Abdrücke der Maßtafeln und Zeichnungen sind von der Geschäftsstelle des Vereins deutscher Ingenieure in Berlin, Charlottenstr. 43, zu beziehen.

oem. **Breslau.** In den aus dem vorigen Sommersemester auf hiesiger Universität verbliebenen 1244 Studirenden sind bis zum 15. d. M. (offiziellen Schlußtermin) durch Immatrikulation neu hinzugekommen 170 Juristen, 50 Mediziner, 120 Philosophen sowie 25 katholische und 17 evangelische Theologen; insgesammt 384 Studirende, so daß sich die Gesammtzahl der immatrikulirten Hörer auf 1628 beläuft.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. W. Soltau: Petrus in Rom und der päpstliche Primat. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. (N. F. XV, Heft 349.) Hamburg, Richter 1900. — Dr. E. Otto: Zur Geschichte der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. (Do., Heft 350.) Ebd. 1900. — Dr. W. Bode: Goethe's Lebenskunst. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — J. V. Widmann: Moderne Antiken. Frauenfeld, Huber 1901. — P. Warncke: Snurrig Lüd. Leipzig, Voigtländer. — O. Ernst: Stimmen des Mittags. Leipzig, Staackmann 1901. — K. Fronkhoofer: Opfer der Liebe. Straßburg, Heitz 1900. — Dr. H. Rocholl: Matthias Erb. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 26. Heft.) Ebd. 1900. — Th. Rohleder: 144 Gleichnisse aus der Gegenwart und für die Gegenwart. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1900. — D. Lesueur: Geschlossene Lippen. München, Langen 1900. — A. France: Der Gaukler unsrer lieben Frau. Ebd. 1900. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege. I. Bd., 10./11. Heft. München u. Leipzig, Oldenbourg 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.


Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bilder aus Rußland.

Von Dr. R. Hermann (München).

3. Derbent, die Porta Caspia.

Die Stadt Derbent war bis heute einer jener Punkte, wo das geräuschvolle Treiben einer bedeutungs- und glanzvollen Geschichte im Lauf der Jahrhunderte der Stille der Vergessenheit gewichen ist, und wo die Trümmer dieses vergangenen Glanzes unberührt inmitten einer geschichtslosen Gegenwart emporragen. Die brausenden Ströme des Küstenstreifens am Kaspischen Meer, im Westen die nahen Berge mit ihren lange nicht bezähmten Völkern und im Osten das stille Meer, das nur eine schlechte Rhede bietet; so erklärt es sich, daß Derbent in der Neuzeit in Vergessenheit gerieth, und Fremde nur in äußerst geringer Zahl dorthin gelangten. Aber wie die rauchende Lokomotive in Konstantinopel unvermittelt die so oft bestürmten Mauern und die asiatisch fremdartigen Häuserviertel der südlichen Stadt durchbrach, so schlug auch in Derbent das Dampfroß Bresche in die massiven Mauern, welche als Fortsetzung der berühmten „Kaukasischen Mauer“ die Stadt im Norden und Süden einschließt. Noch ist seitdem kein Jahr verflossen; noch sind diejenigen zu zählen, die von fernher die neuerschlossene Stadt besucht haben; aber nicht lange, so wird Derbent von zahlreichen Fremden belebt werden, wie es jetzt schon in Tiflis und Baku der Fall ist.

Es war in den ersten Zeiten des Betriebes der neuen Bahnstrecke Baku—Derbent—Petrowsk, als wir gegen 9 Uhr abends in Derbent einfuhren, noch ungewiß, wo wir des Nachts unser Haupt betten könnten. Das Reisehandbuch läßt in dieser Gegend noch vollständig im Stich. Doch hatten wir im Zug eine russische Familie von Derbent kennen gelernt, die uns, wenn auch mit zweifelhaftem Achselzucken, an das neuerbaute „Grand Hotel“ wiesen. So fuhren wir denn mit unserm Phaeton durch holprige und staubige Wege ohne Häuser und es dauerte nicht lang, bis ein zweistöckiges steinernes Gebäude sich vor uns erhob, das sich als das Grand Hotel präsentirte. Ein befrackter Kellner erschien nach einigem Warten, führte uns mit einer Lampe in der Hand die Treppe hinauf und wies uns die Zimmer an: neu, aber sehr einfach, in der Art russischer Provinzialhotels eingerichtet. Dann brachte der gleiche Mann das Gepäck, und führte uns in den geräumigen Speisesaal, wo soeben zwei festliche Lampen entzündet worden waren. Der Saal war öde und leer; durch die offene Thür sah man in einem Nebenzimmer einen Mann beim Abendessen, den Hund neben sich auf dem Stuhl. Dieser Mann war der Wirth, der sodann herbeikam und uns begrüßte: russisch natürlich, denn hier war Jeder stolz darauf, wenn er diese Sprache verstand, außer dem betreffenden kaukasischen Dialekt. Dann brachte derselbe Kellner das Essen und so soupirten wir in tiefer Stille und Einsamkeit. Während dessen beschäftigte sich der Wirth, die verstaubten Gläser und Schüsseln auf dem Büffet, welche seit Wochen nicht benutzt schienen, abzustauben; dazu holte er aus dem Kasten Fläschen mit mancherlei schönen Etiketten und verlieh dem Buffet mit Hülfe einiger Blumenstöcke ein einigermaßen würdiges Gepräge. Nach dieser sichtlich anstrengenden Thätigkeit zog er sich in sein Zimmer zu dem neuesten Wochenblatt zurück, sein Hund streckte sich mit tiefem Aufseufzen zu seinen Füßen und es herrschte lautlose Stille. Wir legten uns früh zu Bett, und weder im Hause selbst noch rings um das völlig freistehende Gebäude störte während der Nacht ein Laut unsern guten Schlummer.

Am nächsten Morgen, dessen wolkenloser Himmel einen heißen Tag erwarten ließ, zogen wir durch die weiten, unbebauten und ungepflasterten Straßenzüge der unteren Stadt dahin, an weitzerstreuten Häusern russischen Gepräges vorbei und suchten mit jenem Instinkt, der sich bei längerem Bereisen russischer Provinzialstädte einstellt, nach dem unfehlbaren Stadtgarten, der überall als Orientirungsmittel dienen kann. Hier war er ein etwas verwahrloster Hain mit alten Bäumen, der sich an die nördliche Stadtmauer anlehnte und zwei Restaurants enthielt, um diese Zeit natürlich völlig menschenleer. Auf der mehrere Meter breiten Mauerbasis entlang gehend, gelangten wir mit wenigen Schritten auf eine erhöhte Terrasse, die den vom Meer ziemlich weit entfernten, niedrigen und massiven Leuchtthurm trägt. Hier konnten wir Umschau halten und im Geist die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden.

Im Norden und Süden dehnt sich ein ebener Küstenstrich, hier wo wir standen, vielleicht einen Kilometer breit, dann aber nach beiden Richtungen hin an Breite rasch zunehmend. Der Wald fehlt fast gänzlich; doch bedeckt die Fluren, wo nicht gelbe Felder stehen, überall frisches Grün; ebenso auch die sanften Höhen, welche das Hochgebirge des Kaukasus hieher sendet, und welche hier am nächsten an das Kaspische Meer herantreten. Dies dehnt sich im Osten unabsehbar aus, in der ihm eigenen lichten Bläue, von leisen Wellen bewegt. Weit draußen schaukelt ein einsamer Segler auf der Rehde, sonst beleben nur Boote die nahe Wasserfläche. Dies ist der äußere Rahmen, in den sich seit urdenklichen Zeiten eine bedeutsame Oertlichkeit einfügt. Zu einer Zeit, wo der Dariel-Paß im Herzen des Kaukasus noch nicht von einer Straße überschritten war und wo noch nicht seefeste Dampfboote die Fahrt auf Pontus und Kaspischem Meer fast gefahrlos gemacht hatten, war hier die einzige Stelle auf eine Entfernung von über 500 Kilometern, wo eine größere Menschenmenge gefahrlos vom Süden nach Norden, von Asien nach Europa gelangen konnte. Wann hier eine

Stadtanlage erfolgt ist, weiß man nicht; Manche suchen hier sogar die Stätte, wo im Alterthum Albana lag, die Hauptstadt Albaniens. Aber vom 6. Jahrhundert nach Christi an war Derbent fortdauernd ein vielumstrittener Platz; und es zeigte sich früh, daß auch anderwärts geübte Bestreben, durch Festungswerke diesen Paß zu sperren. Ein Sassanidenkönig, Anuschirwân (531—579) war es, der durch eine feste Mauer aus Bruchsteinen, mit Thürmen und Kastellen den Paß befestigte und diese Mauer nach Westen in den Kaukasus hinein auf 60 bis 70 Kilometer Länge fortführte: ein mächtiges Werk, würdig des glanzvollen Herrscherhauses, das hier sich gegen Norden ein Bollwerk errichtete. Seine Bedeutung spricht sich im Namen aus: Derbend heißt im Persischen „Thorschluß"; und auch in späteren Jahrhunderten, als es dem Islam als willkommene Grenzfestung gegen die Feinde des Nordens diente, bewahrte es seine Wichtigkeit in dem arabischen Namen Bâb-el-Abwâb (Thor der Thore), in dem tatarischen Namen Temir-Kapû (eisernes Thor). Heute liegt die Stadt weit von den Grenzen des russischen Reichs entfernt und seine geographische Bedeutung ist sehr herabgesunken. Sie muß durch die neue Bahnlinie aus langer Erstarrung erst wieder geweckt werden.

Aber eben diese Unberührtheit macht den Anblick der Stadt so reizvoll. Wo am Meer die beiden, fast parallelen Mauern beginnen, welche die Stadt im Norden und Süden einschließen, sieht man noch sehr wenige neue Häuser; der Bahnhof und das Gasthaus stehen sehr vereinsamt in der weiten Fläche von etwa 500 Schritt Breite. Man sieht die Mauern, mit wohl erhaltenen Thoren, im Süden allerdings schon an mehreren Stellen unterbrochen, entlang ziehen, gegen die Anhöhe zu, an deren Fuß die alte Stadt ihren Anfang nimmt und welche von den imposanten Mauern des Naryn-Kalé, des Schlußkastells der kaukasischen Mauer, gekrönt werden. An der Anhöhe hinauf dehnen sich die daghestanischen Steinhäuser aus, in dem eigenthümlichen schichtenweisen Aufbau, der so viel kurze gerade Linien und dunkle Schlagschatten erzeugt. Die Mauern, welche hier sich allmählich einander nähern, scheinen die Stadt einzupressen, bis sie in die Umrahmung der Zitadelle übergehen. Die Häusermasse zeigt nur ein hervorragendes Bauwerk, nämlich die orthodoxe Kirche in der unteren Neustadt; die gregorianische Kirche fällt wenig in die Augen; und die vielen schiitischen Moscheen, sowie die drei Synagogen bemerkt man nicht. An dieser Gruppirung der Andachtsstätten ist die Vertheilung der Religionen erkennbar. Die orthodoxe und gregorianische Kirche, vertreten von den Russen und Armeniern, zählt wenige Anhänger gegenüber dem Gros des Islamiten, welche sich aus Daghestaniern, Persern und Tataren zusammensetzen; ferner sind noch jene sogenannten „Bergjuden" zahlreich vertreten, über deren Abstammung sich die Gelehrten noch immer streiten.

Wir verließen unsern aussichtsreichen Standort und wandten uns der eigentlichen Stadt zu, deren neueren russischen Theil wir zuerst durchwanderten. Er bot nichts bemerkenswerthes; die Weitläufigkeit der Straßen und der niederen Häuser, die in russischen Provinzstädten so langweilig wirkt, zeigt auch Derbent im höchsten Grad. Auf dem riesigen Platz, rings um die stattliche orthodoxe Kirche, verschwanden die Droschken, welche hier und dort hielten, wie schwarze Punkte. Aber nicht lang, so führte uns eine breite Straße, zu beiden Seiten von zahlreichen Arbeitsbuden begleitet, in das Bereich der Einheimischen und zum Bazarplatz. Hier war trotz der frühen Morgenstunde Leben und Bewegung. An den stattlichen, von schweren Felstrümmern für Jahrhunderte gebauten Häusern waren Holzverschläge oder Leinenzelte angeklebt, welche den Händlern als Sonnenschutz dienten. Es waren keine Schätze, die hier feillagen; es war sogar auffallend wenig Charakteristisches darunter, der richtige „Kleinstadtkram", mit Ausnahme von braunen Töpferwaaren mit primitiver Linienverzierung. Dafür störte das Gewimmel der Leute kein europäisches Gewand, kein russischer Blusenmann. Hier war Asien ungemischt zu finden. Fellmützen von imponirenden Maßen; bald zylindrisch und hoch, wie sie der Perser liebt, bald niedrig, aber breit ausschweifend, bedeckten die Köpfe der Männer; Ärmere trugen über dem blumigen Unterkleid einen kaftanartigen Rock aus schwerem, meist dunklem Wollstoff mit langen Schößen. Bei den Wohlhabenderen bemerkte man vorn auf der Brust die beiden Reihen der Patronenhülsen, oft aus Bein oder Silber in der reizenden kaukasischen Manier gearbeitet, und am silbergeschmückten Wehrgürtel den Kindschal oder den Säbel mit Silberknauf. Auf der Erde spielte eine Schaar Kinder, Knaben und Mädchen; in langen geschlossenen Kleidchen, bei den ersteren aus dunklem groben Stoff, bei den Mädchen aus meist hellem, geblümtem Kattun. Dazu steckten die Bubenköpfe in dicken Kapuzen, so daß sie wie Heinzelmännchen aussahen; die Mädchen trugen entweder ein lose geknüpftes Kopftuch oder ein helles Tuch, als Turban geschlungen. Frauen sah man nur vereinzelt; sie trugen eine vielfach an ernste Nonnentracht erinnernde Haube; unter dem weiten hemdartigen Ueberkleid, manchmal aus blumiger Seide und am Rand mit Pelz verbrämt, sah der faltige Rock aus Kattun hervor.

Durch ein Thor, unter welchem spielende Kinder die Straße sperrten, gelangten wir in eine enge Gasse, gebildet von hölzernen Verkaufsständen. Der Boden der Räume war als Plattform ca. einen Meter über dem Boden erhöht; ein paar Stufen führten empor, und unter den Waaren fast versteckt hockte der Händler mit verschränkten Beinen des Käufers. Am Ende der Bazarstraße führte uns ein Thor unvermittelt aus dem Getriebe des Marktes hinaus zwischen die Felder. Noch links zog die gewaltige Mauer in einer Höhe von acht bis zehn Metern zum Kastell empor; vor uns aber zeigte sich ein Bild, das an eine alte biblische Darstellung von Rebekka am Brunnen erinnerte. Auf einem ausgedehnten Sockel von Steinplatten, der auf drei Seiten von fester Mauer umrahmt war, rauschte der Brunnen, ungefaßt, zur Erde, und rings um das Wasser drängte sich das Vieh in dichter Schaar, während die Hirten im weiten Mantel, auf den langen Stab gestützt, regungslos seitwärts standen. Jahrtausende, schien es, waren spurlos hier vorübergegangen.

Die Vormittagssonne schien prall auf den steinigen Pfad, den wir nun am sanften Abhang aufwärts einschlugen, während uns links ein sich senkendes Thälchen von den Mauern des Kastells trennte. Haferfelder in reifem Gelb umgaben uns, und inmitten des Anbaues der Lebenden ragten altersgrau und verwittert die Steine mohammedanischer Gräber empor. Ueber die Grabensenkung hinweg schweift der Blick; welch reizendes Bild. Vor einem neuen Thor der Stadtmauer erhob sich abermals in geringer Entfernung ein Brunnenbau in Gestalt einer halboffenen Rotonde; hier ging's sehr lebhaft zu; Knaben und viel halbwüchsige Mädchen waren da versammelt, und mit hochgeschürzten Röckchen wuschen sie sich und die Wäsche, letztere durch Stampfen mit den Füßen, spritzten sich gegenseitig an, füllten die Krüge und ihr lustiges Geschrei scholl zu uns herüber. In ihren Gewändern von leuchtendem Blau, Gelb, Roth sah die

Schaar aus wie ein Haufen bunter Schmetterlinge, auf einer Blume versammelt. Und eben jetzt erschien schwebenden Schrittes ein Mädchen unter dem hellerleuchteten Rahmen des Thores: den Krug trug sie nach kaukasischem Brauch an einem Strik über der linken Schulter. Der lose Wind fing sich in ihren Röcken und blies mit vollen Backen in das weite leuchtendrothe Tuch, das ihr lose um den Körper flatterte. Wie sie so um den Mauerrand des Brunnens glitt — ein entzückender Ausdruck fröhlichen Lebens und sonnigen Liebreizes.

Wir tauchten durch üppige Kräuter in den Graben hinab, unter einigen Felsen vorbei, und umschritten so die Rückseite des Kastells, das himmelhoch über uns emporragte. Jenseits klommen wir durch dichtes, niederes Buschwerk wieder empor, dem Hang zu, über den einst die kaukasische Mauer sich hinzog. Von rechtsher aus den Bergen kommend, kreuzten unsern Pfad drei Männer, zwei alte, mit ehrwürdigem Vollbart, und ein junger. Kaftan aus schwarzer Seide, schöngeschlungener Turban und das feine Schuhwerk, Pantoffeln mit vorn aufragender Spitze deuteten Leute von Stand an. Wortlos traten sie nacheinander auf uns zu und reichten uns mit feierlichem Gruß die Hand. Keiner hatte den Anderen verstanden; aber ich weiß nicht warum; mir trat der Gruß im Wohllaut der italienischen Sprache auf die Lippen. Vielleicht weil dieses Idiom zur ganzen feierlichen Schönheit des Augenblicks am besten paßte? — Von der Mauer, die sich ehemals an der Südwestecke des Kastells fortgesetzt hatte, sah man nichts mehr als die Trace in schwachen Linien des Bodens; erst weit oben an Bergeshöhe gewann sie wieder sichtbarere Gestalt. Dafür konnte man hier über dem ebenen Vorland drüben in weitem Bogen das Meer glitzern sehen; ein ödes, unbelebtes Meer.

Ein Thor auf der Südseite der Stadtmauer führte uns wieder in den Rayon der Stadt. Neben den verfallenen Angeln führten wenige steile Stufen in das kleine runde Gemach, das ehemals den Thorwächter beherbergt hatte. Der Zugang zu dem Hof des kasernenartigen Gebäudes des Naryn Kalé war versperrt; verheißungsvoll grüßten die dunklen Aeste ehrwürdiger Bäume über die Mauern. Aber das Thor öffnete sich nicht trotz unsres Pochens. So wandten wir uns eine kurze Strecke steilen Abhangs abwärts, bis wir das Häusergewirr der oberen Stadt erreicht hatten. Auf der ebenen Plattform eines Hausdaches stand ein Spitzhund als Vertheidiger des häuslichen Herdes und bellte uns an; auf der Steinstufe saß ein Bambino und wußte, den Finger im Mund, gar nicht, was es mit den fremdartigen Männern anfangen sollte. Ueber grausames Pflaster holpriger Felstrümmer stiegen wir abwärts durch enge gewundene Straßen und unregelmäßige kleine Plätze. Wechselvoll genug war der Weg: In den meist bewurflosen Häusermauern waren die vergitterten oder mit Läden verschlossenen Fenster da oder dort ganz nach Belieben und Bedürfniß angebracht; die rohen Holzthore meist verschlossen. Dazwischen kam wohl auch eine zerfallene Ruine, mit Trümmern erfüllt, oder ein unerwartetes Thor eröffnete aus dem Schatten der engen Straßen einen plötzlichen Fernblick auf wogende Felder. Enge Höfe zeigten sich; im Hintergrund die gastlichere Seite des Hauses, mit weißem Anstrich und einem galerieartigen Balkon, wie bei den Bauernhäusern unsres Oberlandes. Bunte Wäsche hing umher, mitunter sah man auch einen mageren Baum; und mancherlei Geräth, zweirädrige Karren, Töpfe, zinnerne und kupferne Krüge lagen und standen umher. Auf der erhöhten Thürschwelle saßen die Frauen, plauderten und strickten Strümpfe, wie bei uns; zu ihren Füßen spielten die Kinder. Sonst lagen die finsteren grauen Häuser um diese heiße Zeit wohl still und öde; aber wo blieb heute die Zurückhaltung und Verschlossenheit der Orientalen und ihrer Behausungen? Eine kleine Schaar neugieriger Rangen begleitete uns schon längere Zeit; aber auch die Männer blieben stehen, grüßten und schauten uns nach. Bald da, bald dort zeigte sich ein Thürspalt, ward am Laden gerüttelt, und Frauen- und Mädchenköpfe lugten hervor, vergessend des schützenden Schleiers; dunkle Augen blitzten lachend aus dem Fenstergitter und verhaltenes Kichern erwiderte unser Zuwinken. Die Frauen hatten es nothwendig, von einem Thor schnell über den Weg zu einem anderen Thor zu huschen; aber plötzlich hielten sie inne und blickten mit großen erstaunten Augen auf uns. Ein einziges kleines Mädchen lief unter den Buben eine kurze Strecke mit uns, eine kleine Elfe im ärmlichen Kleid und barfuß. Gern hätte ich den niedlichen Balg aufgenommen; aber ich hatte heute schon alles „verschossen“. Auch war es Mittag geworden und es regte sich der Magen. So beschleunigten wir den Schritt, um ins Hotel „Zum einsamen Gast“ zu kommen. Nach dem Essen trennten sich unsre Wege: meinen Begleiter lockte das Meer; mich lockten die Menschen.

Mit dem frischgeladenen Apparat bewaffnet, machte ich mich auf, dem unteren Stadtviertel zu, wo an langen Straßenzeilen die tatarischen Wohnungen sich hinziehen. Welch ein Gegensatz zu den schloßartigen Behausungen in der oberen Stadt. Hier sah man selten Steinbauten. Lehm bildete, sauber mit weißem Verputz versehen, das gewöhnliche Baumaterial der Häuser, welche sich, kaum doppelt mannshoch, in gerader ununterbrochener Zeile hinzogen. Die Deckbalken, dunkelbraun gebrannt, ragten weit heraus; hölzerne Fensterläden und große Haufen Reisig, welche als Brennmaterial rings auf den Dächern aufgeschichtet waren, verliehen nur wenig Abwechslung. Aber ich kannte die Tataren und ihre Gewohnheiten und wußte wohl, daß hinter diesen Holzthoren erst die Häuslichkeit sich enthüllen würde. Gern wäre ich irgendwo eingedrungen, um zu photographiren. Doch der Muselmann liebt es nicht, seine Häuslichkeit fremdem Blick auszusetzen; würde er sie dem Objektiv preisgeben?

Ich beschloß, vorsichtig zu sein. Seitwärts an der Straße, an einem hölzernen Verkaufsstand waren ein paar Männer versammelt. Ich trat hinzu und suchte ihnen, auf den photographischen Apparat deutend, begreiflich zu machen, daß ich wünschte, hier photographiren zu dürfen, insbesondere die Höfe. Mein Russisch war höchst mangelhaft; sie verstanden es wohl kaum; auch sprachen sie selbst diese Sprache nicht. Aber was der Kasten in meiner Hand bedeute, erkannten sie sofort. Sie redeten lebhaft auf mich ein, und zwei davon, der Eine rechts, der Andere links, begleiteten mich in die Tatarenstraße. Ich sah mir meine Begleiter an: der Eine, ein Riese von Gestalt, trug die Tscherkeßka und eine gewaltige schwarze Pelzmütze: sein Gesicht, umrahmt von einem martialischen dunkelbraunen Vollbart, zeigte unter dem einen Auge eine tiefe entstellende Narbe; der Andere, von mittlerer Größe, trug einen grauen, gürtellosen Rock und eine hohe zylindrische Mütze und hatte mit gekrümmter Nase und dünnem Bart einen ausgesprochen semitischen Typus. Friedlich gingen wir die lange Straße nebeneinander; meine Genossen riefen manchmal den Frauen oder Männern, die uns begegneten oder vor den Häusern saßen, etwas mir unverständliches zu. Endlich am letzten Haus der Straße blieben sie stehen; der Große öffnete das Thor und lud mich ein, einzutreten. Der Hausstand war gerade nicht in schönster Ordnung;

im engen Hof stand die Ehefrau des Großen, eine noch jugendliche, nicht unschöne Erscheinung, und war im Begriff mit einem Anstreichpinsel längsten Formats die Wände neu zu weißen. Der Hausrath war sämmtlich im Hof verstaut und die beiden engen Gemächer des Häuschens völlig leer. Nun brachte der Große eine stark vergilbte Photographie eines Soldaten her; das sei sein Bruder, und so wolle er auch mit seiner Frau photographirt werden. Jetzt begriff ich die große Bereitwilligkeit, mit der er mir sein Haus öffnete! Er hielt mich für einen Berufsphotographen. Und richtig, jetzt hielt er mir 40 Kopeken hin: die sollten mir gehören, wenn ich ihm den Wunsch erfüllte. Ja, als ich ihm bedeutete, das nehme ich nicht, legte er noch 10 Kopeken dazu, fürwahr kein geringer Verdienst, der mir hier gewinkt hätte! Ich stellte das Kleeblatt in Positur: die Frau hatte den Arbeitskittel abgeworfen und ihr Somtagskleid angethan und ein blendend weißes Kopftuch in malerischen Falten umgelegt; in der Mitte des Paares stand der Jude. Aber vor der Exekution hatte der Hausherr noch den schweren Holzriegel am Thor vorgeschoben, damit die neidischen Nachbarn nicht stören konnten. Das Bild war hübsch: ringsum die Gegenstände des täglichen Gebrauchs: ein daghestanischer Teppich ausgebreitet, darauf der Samowar; farbige Kleider ringsum aufgehängt; ebenso Büschel von Maiskolben und — auch ein Vogelkäfig fehlte nicht. Als abgeknipst war, erklärte ich zu ihrer größten Ueberraschung, ich nähme kein Geld dafür, ich thue das alles zum Vergnügen. So mußte ich ihnen dann wenigstens meine Adresse zurücklassen und ihnen versprechen, daß ich ihnen ein Bild schicken würde. Mit herzlichem Händedruck schied ich von ihnen.

Nun wollte aber auch der Jude aufgenommen sein. Ich fragte ihn, ob er auch Frau und Kinder habe, was er verneinte. „Dann thäte es mir leid; ich photographire nur Familienbilder", erklärte ich ihm, und ließ ihn in großer Betrübniß zurück. Es drängte mich, meine Freunde im oberen Stadttheil aufzusuchen. Ich war kaum vom Bazar her in eine aufsteigende Straße eingetreten, da hatte ich auch schon meinen kleinen Lokalführer neben mir, der in großen Sprüngen mich umtanzte und an jeder Straßenecke schrie: ein Photograph sei da. Die Wirkung war entsprechend; mein Zug mehrte sich. Da trat ein schlanker junger Mann, in feinem Kleid auf mich zu und bedeutete mich, ihm zu folgen, er zeige mir etwas interessantes. Ich folgte ihm und wir betraten durch ein geschlossenes Thor einen geräumigen Hof, der allerdings in seiner träumerischen Schönheit hier höchst unerwartet war. Von steinernem Sockel im Geviert umgeben, erhoben sich riesige uralte Bäume, ringsum Schatten verbreitend. In einer Ecke war eine Schule: auf dem farbig gemalten Altan des Hauses saß eine Schaar Knaben beim Unterricht; man hörte die erklärende Stimme des Lehrers. Allerdings erlitt der Unterricht durch mein Erscheinen eine Störung; dafür hatte ich den reizvollen Anblick all der Kinderköpfe, die sich nun über die Brüstung lehnten und neugierig herüberlugten. Seitwärts erhob sich eine Moschee mit zwei eleganten Kuppeln. Das Thor war es, das mir mein freundlicher Führer hatte zeigen wollen. Es war reich und prächtig verziert in dem farbigen Arabeskenstil der berühmten Bauten Teherans oder Samarkands und durch ein hölzernes Vordach gegen die Witterung geschützt. Ein Blick ins Innere, über eine Reihe von Pantoffeln auf der Schwelle hinweg, zeigte im Dämmer ein paar tief in sich gebeugte Gestalten Betender; sonst aber wenig Besonderes. — War das wieder ein Ereigniß für die liebe Jugend, als der Apparat aufgestellt wurde; und eine Arbeit, bis all die Köpfe, die gerade direkt ins Objektiv gucken wollten, seitwärts in Reih und Glied geordnet waren. Bloß ein ganz kleines kugelrundes Dingelchen wollte in seinem Eigensinn immer wieder gerade durch das Gesichtsfeld laufen; es mußte von einem Dreikäsehoch gewaltsam beseitigt werden. Aber die ganze Gesellschaft betrug sich sehr gesittet; die Aelteren wachten immer mit großem Eifer, daß die Jüngeren schön brav waren. — Dann zog ich aus auf Wegen, die ich Vormittag mir gemerkt. Sieh da — zwei schwarze Augen und ein paar rabenschwarze Haarsträhne lugen hinter jener Häuserecke vor; ist das nicht meine kleine Begleiterin von heute früh? Ich winke ihr und sie hüpft herbei und gibt mir ganz keck die Hand. Ich reiche ihr zur Ermuthigung ein Silberstück und postire sie auf einen Eckstein neben dem Thor ihres Hauses. Das Geschrei der Kinderschaar ringsum lockt Andere herbei; die Thüren und Läden öffnen sich, und Männer wie Frauen kommen ganz zwanglos herbei um zuzusehen; sie hatten sich sichtlich schon an meine Erscheinung, die ihnen vormittags nicht entgangen war, gewöhnt. Ein Brüderlein meiner kleinen Freundin hängte sich an deren Rockschoß und wollte auch mit aufgenommen sein. Aber er war schüchtern, und während Schwesterlein mit stolzem Lächeln auf ihre Gespielinnen blickte, zog der Kleine ein Tuch halb über den Kopf, daß man kaum mehr als sein Näschen sah. Seitwärts im Thor that sich eine Spalte auf: die Mama wollte auch was sehen und auch der Vater kam herbei, setzte sich uneingeladen auf den Stein, auf dem seine Kinder standen, und so war die Familiengruppe beisammen. Der Vater war ein stattlicher Mann, fast bartlos, und nun, wo die sonst stets das Haupt bedeckende Fellmütze fehlte, zeigte sich der kahlgeschorene Kopf in blendender Weiße, scharf abgegrenzt von den Partien des Gesichts, die stets der Sonne ausgesetzt und dunkel gebräunt waren. Ein dunkelbraunes schlafrockartiges Gewand umhüllte ihn; die Beine steckten in weißen Hosen; die Füße waren unbeschuht. Aber am nettesten war doch meine kleine Freundin. Ueber der Jacke mit halblangen Aermeln hing eine Art Schürze, weiß mit rothem Rand; um den Hals ein Halsband aus dicken blauen Glasperlen; der blaue Rock mit großen Blumen darauf reichte bis zu den Barfüßchen. Das glänzend schwarze Haar war lose und hing weit in die Stirn herein: ein weit zurückgeschobenes weißes Kopftuch hob als helle Umrahmung die kräftigen Farben des Gesichtchens noch mehr. — Wie anständig und höflich die Leute alle waren, die mich umstanden und mit mir gingen. Mit kindlichem Vergnügen betrachteten sie das Ganze als eine Art Volksfest und hatten ihren Spaß daran, wenn ich irgendwo meine paar russischen Brocken zu einer freilich sehr mangelhaften Verständigung benutzte. Auch die Frauen hatten nunmehr jede Scheu abgelegt und es fiel auch Keinem ein, sie wegzuweisen oder über mich scheel zu blicken.

Wie sehr that es mir leid, das liebgewonnene Derbend am selben Abend wieder verlassen zu müssen. Wie gerne hätte ich verweilt und im täglichen Umgang mit den Leuten ihre Sprache und Sitte gelernt. Gehören doch auch sonst zu meinen glücklichsten Stunden diejenigen, die ich unter einem Volk von anderer Rasse, anderer Farbe verlebe. Und in Derbend erhöhte sich der Reiz solchen Verkehrs noch dadurch, daß die Einwohner sich durchweg als so nett und freundlich, als so kindlich naiv und zutraulich bezeigten, wie ich es nirgends noch gefunden. Man möchte fast wünschen, daß ein lebhafterer Reiseverkehr, der überall auf den Charakter unkultivirter Einheimischer schädigend wirkt, den trauten Häusern Derbends möglichst lange fern bleiben möge.

Neue Briefe von G. M. v. La Roche an J. Iselin.

II.

6.

Bönigheim den 18ten Octobern 1770.

Dero Schreiben vom 8ten, Verehrungs-würdiger Freünd! hat mich in meiner /: zwar ruhigen :/ Unentschlossenheit noch mehr bestärket. Biß auf diese Stund habe noch keinen der zwey glänzenden Anträgen angenommen, die fast zu gleicher Zeit von grossen Höfen an mich gebracht worden. Ich binn Hier auf dauerhaffte Art in guten Umständen. Mein jährlicher Gehalt ist zu unentbehrlichen und entbehrlichem Aufwand hinreichend; Der Geschäffte wenig; Ich geniesse die Annehmlichkeit des Landlebens; Und wenn ich mein Individuum, mein Ich betrachte, so werde ich nirgend so ruhig, und meiner Neigung gemässer leben können. Allein ich habe 5 Hofnungsvolle Kinder, für deren künfftiges Wohlergehen und bäldere und bessere Versorgung ich meine Ruhe aufzuopfern mich verbunden erachte. Villeicht hab ich allzu viele Vatter Liebe, aber Sie, meine Kinder, sind ganz allein die Ursache, die mich zu dem Wirbel des Welt- und Hofgetümmels wider hinreissen könten. Ein grosser Geistlicher Kurfürst ins Besondere sezet sein gnädigstes Vertrauen in meine Person. Er glaubt mich fähig, sein durch die schlechte Regierung des Vorfahrers verwildet- und durch den lezten Krieg erarmtes Land wider in bessere Fassung zuruckzuführen. Ich solle in seinem Staats Cabinet die zweyte Stelle, in Directorio aber die erste annehmen. 3 bis 4000 Thaler Jahres-Gehalt, Lebenslange Versicherung, Die Expectanz auf das Cancellariat, und NB Versorgung meiner Söhnen zu geist- und weltlichen Pfründen bietet mann mir von freyen Stücken an, und forderet mein Jawort. Anbey will auch mein Vatterland das Kurfürstenthum Maynz, zwar nicht so reichlich mich zu StaatsSachen als geheimen CabinetsReferendarium versorgen. Beides sind reizende Versuchungen, wenn ich, wie gedacht, meine Kinder betrachte, denen in einer kleinen Land-Stadt die Erziehung erschwehret ist, und an einem Hof oder Residenz-Orth im Künfftigen an Ehren Dienst und Heyrathen nicht fehlen würde. Ich längne auch nicht, daß ich zu einem thätigen Leben erzogen, und in Staats-Arbeiten lange Jahre genähret worden; Mithin mich noch bey Kräfften und Geschicke finde einem Staat Dienste leisten zu können. Quid ergo consilii?

Waß Euer Wohlgeb. von sich selbst zu melden belieben, wundert mich nicht. Sie haben bereits sich um das ganze MenschenGeschlecht verdient gemacht. Der Beyfall womit Dero Arbeiten aufgenommen worden ist allgemein. Sie sehnen sich nach Ruhe, und wollen diese auch noch nüzlich machen, wenn sie an ErziehungsAnstalten gedenken. Es mag anbey wohl seyn, daß sie in ihrer dermaligen Station sich sagen: qui comunitati servit, nemini servit. Darunter nun gebe ich ihnen Beyfall. Es ist eine grosse, eine tröstliche Aufmunterung für einen arbeitsamen Man, wann seine Obere den eigentlichen Valor der leistenden Dienste zu schäzen und zu erkennen wissen. Aber wie selten ist diese Eigenschaft nicht bey Staaten wo viele materielle Körper und mechanische Geister, wenn ich so sagen darf, dem feinsten Mann das Argument corrigiren wollen. Da wünschet man sich fern weg, und dennoch überwieget die Liebe des Vatterlands, und die Gewohnheit, und nach langem Wünschen, Wählen, und Gedanken bleibt mann wo mann ist. Villeicht geht es mir eben so. In einigen Wochen melde meinen Entschluss.

Basedows MethodenBuch kann ich nicht bald genug bekommen. Belieben sie es grade zu dem Postwagen nach Heylbronn unter meiner Addresse aufzugeben.

Von Zimmermann habe lange gar nichts mehr gehöret. Ich habe allemahl behauptet: er schicke sich nicht für die Hanöverische Lande. Es hat ja so gar Hallern ausgeworfen.

Frankenland kann mit Vortheil kein Getraydt nach der Schweiz verlassen, der Mangel ist auch dort sehr gros. Wir essen Hier 8 ℔ Brodt für 21 kr. in Nürnberg für 48 kr. Unser hiesiger Herbst ist ungemein schlecht und wenig. Ich muß endigen und fluche auf den Besuch eines benachbarten Herrns v. Adel, der mir durch ungebettene Hoflichkeit die Zeit raubet, die ich mit Ew. Wohlgeb. angenehmer verbracht hätte. Leben Sie wohl und lieben Dero

treu ergebensten Diener
G M F v La Roche

7.

Wohlgeborner Herr, Hochverehrter Freünd! Nun ist mein Schicksal entschieden! Nachdem ich lang unentschlossen mit mir selbst zu Rath gegangen, und bald gar meine hiesig — Philosophische Ruhe allem Glanz der Ehre und des Nuzens vorzuziehen resolvirt gewesen, haben Ihre Kuhrfürstliche Durchlaucht zu Trier ihrem zu Augspurg befindlichen premier Minister den Befehl gegeben, eigends zu mir in meine Landhütte zu reysen, und alles zu versuchen, um seinem StaatsDienst mich zu fesslen. Er kam den 20ten Novbr biß auf eine Post von Hier, und erkrankte. Er schickte mir eine Estaffette und bate mich zu sich. Daß rührende Gemählde welches er meiner empfindsamen Seele von den Tugenden, — von dem Willen — von der Einsicht dieses 31 Jährigen Fürstens — von dem Unglück seiner mishandelten Länder, — von dem gnädigsten Vertrauen in mich, machte, die Vortheil die er mir und in der Folge meinen Kindern anbote, haben mich so zu sagen, wider meinen Willen Ihme und seinen Staaten eigen gemacht. Mit dem Caractere eines würklichen Geheimen Rothß, der niemand als allein dem Fürsten untergeben, und seinem Minister an die Seite gesezt ist, anbey von keinem Dicasterio abhanget; mit einem sehr grosmüthigen Jahrs-Gehalt; übernehme also sobald es meine häusliche Umstände erlouben, die Direction samtlicher Geschäfften, des Kuhrfürstenthums Trier, des Bischthums Augspurg, und der Coadjutorie der Fürstlichen Probstey Ellwangen. Der Minister dem Ich zugegeben binn, ist ein liebenswürdiger Freünd des Herrn und ehrlicher Mann. Und wenn ich von der jezigen Laage urtheilen darf, so gewinne Gelegenheit viel gutes zu thun. Der Himmel verleyhe dazu Kräffte und Gesundheit. Mit Willen oder Eygensinn werde das Geleyß nicht verfehlen; Und mich duncket, daß wenn ein Menschenfreündlicher Herr mit zwey Ihme mehr durch Freündschaft als Schuldigkeit verbundenen Männern die gemeine Wohlfarth berathet, so müsse der göttliche Seegen ihre Bemühungen krönen. Ew. Wohlgeb. erhalten mir (ich bitte) auch in dieser veränderten Laage meine Wonderschafft Dero gütige Anneigung. Beehren sie mich dann und wann mit Zuschriften; Unterstüzen sie mich mit denen ihro zum Glück der Menschlichkeit so eignen Ideen; und wie ich in Dero Umgang das Muster des ehrlichen Monns gefunden, so erlauben Sie daß ich sie immer meinen Freünd nennen, und auf diese Ehre Stolz seyn dürfe. Schon in der Mitte künfftig Jenners werde ich mit Rucklassung meiner Frau und Kinder von hier zu meiner Bestimmung abgehen müssen. Im May folget mir mein Hauswesen.

Basedows MethodenBuch studiert nun meine Sophie. Da ich würklich noch nicht Zeit finden können es selbst zu lesen. Ich bedarf von dem ElementarBuch nicht mehr dann 1. Stück, den Rest des Vorschusses schenke ich unbedungen zu Beförderung des Werkß; welches gelegentlich an seine Behörde bekant gemacht werden kann.

Die Zeit nöthiget mich zu endigen. Lieben sie beständig

Ihren ergebensten Diener
und Freünd
G M F v La Roche

Bönigheim p Heylbronn
den 2ten Xbris 1770

8.

Bönigheim den 21ten Xbris 1770

Forderist wünsche und bitte ich, Hochzuverehrender Freünd! daß Sie mich mit Courtaisien und Kanzley Styl, daß ist mit dem Hochwohlgeb. Titul verschönen mögen. Ich binn und bleibe /: wenn ich auch Kayser zu Trapezunth und König von Jvetot würde :/ der treue Verehrer eines Freünds den Verdienst und Gelahrheit, mit dem redlichsten Herzen ausgeziehrt, weit über alle Hoff Chargen und Ceremoniel-Gebräuche erhoben haben. Nennen Sie mich Dero Freünd, und glauben Sie, daß ich darauf stolz seye.

Herr Linder hat mir Ihren Brief von Mannheim aus zugeschickt. Ich bedoure, das ich Ihnen in hiesigen Gegenden zum Fruchterkauf keinen Weg zu öfnen weyß. Wir stehen

zwar in keiner Noth, aber der Vorrath ist kurz beysammen, und das Land um uns gesperrt, doch habe Ich es bey der Würtembergischen Regierung dahin gebracht, daß man in Aufsicht des mir vertraut gewesenen Oberamts die angelegte Sperr wider aufgehoben, und das wechselweise Comercium gestattet hat. Des sind hiesige Bürger sehr froh, und ich glaube dieser dem gemeinen Weesen geleistete Liebes-Dienst verdoppele noch das Trauren so sie über meinen Abzug verspühren lassen. Mit Anfang des neüen Jahres oder längstens in Mitte des Jenners mus ich meinem Beruf folgen. Die nächstkommende Post solle mir entscheidende Befehle bringen, wohin ich zuerst, ob nach Coblenz oder Augspurg reysen solle. Der würdige Minister verlangt mich in eben benannte Statt, wo er mich zu seiner Hülfe hochstnöthig glaubt, weilen Er in dasigen Bischthum mit Verbesserung der Regierung in Lands-Justiz-Sachen beschäftigt ist. Der Kuhrfürst aber, will, daß ich bey Ihm erscheine, und vorzüglich für seine Cabinets-Geschäfte sorgen solle. Mir mus gleich viel gelten, was entschieden wirdt, da mir leediglich gloria obsequii bevorbleibet. Ihr Wunsch, Hochgeschäzter Freünd, werde mir zu Seegen. Scio, quid valeant humeri etc. Ich will gerne Kräfften und Mühe verwenden, wenn es nur fruchtet und dem Lande Heyl bringet. In dem ersten Jahre verspreche ich mir nicht viel. Ich mus des Herrns Gunst, des Ministers Vertrauen gewinnen. Ich muß trachten mich über eine starcke parthey des alten Ministeriums, welches noch seinen Anhang im Lande hat, hinwegzusetzen. Die Beschafenheit des Staats ist mir noch unbekannt. Der Gebrechen sind zu viel, und besonders wird mir gleich zum Anfang eine haickele Negotiation mit dem Französischen Hof die Zeit verengen, weilen meine Vorgänger dort die Kappe ziemlich verschnitten haben. Die Sache betrifft Theils die Erzbischofl. Rechte über Mez, Tull und Verdun, Theils einige mit Lothringen gemein besizende Oberämter ꝛc. Dazu gehöret Umsicht, goldene Wort und sanfftes Benehmen; Wenn mann keine Armee ausrucken lassen kann. Ich sehe folglich, daß nur schrittweyse etwaß gutes erziehlet werden mag. Unthätig will ich nicht seyn; darüber soll mich mein Gewissen rechtfertigen. Woher kann ich die belobte 4 Jahrgänge der Ephemerides du Citoyen bekommen? Wann Sie mir selbige schafen können, so will den Preys mit der grösten Dankbarkeit erstatten.

Mein geliebte Sophie studirt nun den Basedow. Ich darf mich auf ihr Urtheil verlassen, und gewiß wird ihre Anwendung bey meinen Kindern fruchten. Die dazu gehörige Kupfer bitte nun ohn Sie hieher zu addressiren.[1]) Das ist à Mde de la Roche née de Guttermann p Stuttgard, oder Heylbronn à Bönigheim. Dann wann ich auch von hinnen reyse, so müssen Frau und Kinder noch den Winter harren, bis günstige Frühlings-Witterung erlaubt mein ganzes Hausweesen den Neckar und Rhein hinabschwimmen zu lassen.

Ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit und Hochachtung

Ihr

Gehorsamster Diener

und wahrer Freünd

F M F v La Roche

9.

Ehrenbreitstein den 26ten April 1772.

Wenn ich nicht Vergebung hoffte, Hochverehrter Freünd, so würde ich mich schämen, Dero schäzbare Zuschrifft so lange ohne Antwort belassen zu haben. Allein sie wissen, was Pflicht-Geschäfte sind, und daß wann man einmahl an den Pflug gespannt ist, das Last-Thier immer fortziehen müsse. Ich binn in der angenehmsten Situation in welche sich ein sterblicher wünschen kann, und dannoch gar offt unzufrieden, weylen ich nicht so viel gutes thun kann, als ich gern möchte. Ich diene dem liebenswürdigsten, dem rechtschafensten, dem gnädigsten Fürsten, allein Er ist gar offt mit mir in der nemlichen Verlegenheit. Die Finanzien seiner Länder hat er in beklemten Umständen angetretten; In dem Bischthum Augspurg hat ihme sein Vorfahrer eine halbe Million Schulden zurückgelassen, auf dem Erzstifft Trier hafften ebenfals etliche-mahl $\frac{m}{100}$ Thlr. Hier sind Landstände, und zwar von der sehr verzogenen Gattung, das ist: Prälaten und Stätte. Die zwey Conferenz-Ministri stehen einander a diametro in den Grundsäzen entgegen, der Canzler ist ein alter seichter etlich und 70. jähriger Greyß; Ein so genannter Staats-Rath der dem Herrn schon von Sachsen her in Dienste gegeben worden, machet den ministrello ohne genugsame Fähigkeit. Daß Regierungs-Collegium arbeitet tanquam scopae dissolutae, das Systeme ist verwickelet, und noch nirgends findet sich ein tüchtiger Plan auf die Zukunfft der Geschäffte. Ich weys nicht wie es mir gelungen einen Betrag zu ergreifen, daß ich zu keiner Faction gehöre, Und dannoch von allen toleriret — von niemand aber gefürchten noch gehasset werde. Da ich wahrgenommen, daß mit den Schwaben am Besten zurecht zu kommen seye, so habe ich mir das Departement des Fürstenthums Augspurg und die Coadjutorie-Geschäfften von Eliwangen, nebst den Gravaminibus Nationis Germaniae ad curiam Romanam zu meinen Beschäfftigungen ausgebetten, zu welchen Serenissimus die Geheime Cabinets-Consulentie in wichtigen Verwirrungen geleget haben. Mein gnädigster Herr bezeigt mir Vertrauen, aber ich mus auch seinen Eyfer selbst mit sanfftem pianisiren zurückhotten, bis ich mehr Licht sehe, und nach und nach die düstere Nebel sich zertheilen lassen. All dieses braucht Nachdenken, Arbeit, und behutsame Schritte. All dießes verenget meine Stunden, und dannoch gehet alles noch ziemlich langsam doch zum Bessieren. Um ganz unvermerckt und ohne Aufsehen mich der Person des Herrn zu nähern, habe ich mich mit der Aufsicht seiner noch kleinen Bibliothek beladen, und da meine Frau das unschäzbare Glück hat, mit der Verehrungs-würdigen Schwester des Churfürsten, Princesse Cunegonde in wahr vertrauter Freündschafft und Umgang zu stehen, so giebt es offt Gelegenheit gute Grundsäze beyzubringen und zu befestigen. Die Hoffnungen sind unverbessertich, aber es sind in Absicht auf das Ganze noch eine Menge von Strängen zu entwickeln und Knoten aufzulösen. Sie, unvergleichlicher Kenner des menschlichen Herzens, wissen am Besten wie haickel die Laage ist, wann mann die Würckungen des Eysers zurückhalten, und das Gute nur erschleichen muß, weilen der Herr selbst nicht kann wie er will, und weiten durch heftige Vorgänge an übel angebrachten Orthen mehr verdorben als gebessert worden ist. In meinem ofenen Departement habe Gott Lob, die Hand gewonnen — die Justiz :| eine seit 28 Jahren dort unbekannte Sache :| hergestellet, und die Schulden auf $\frac{m}{263}$ Λ herabgebracht. Um diesem Objeckt den wesentlichen Trieb zu geben, muß ich bald wider auf Augspurg eine Reyse machen, Und meinen Herrn auf einige Monathe verlassen; Gott gebe, daß Er in meiner Abwesenheit in dem Cabinet wohl berathen werde! Ob all vorstehendem :| in engem Vertrauen zu einem Freünd gesagt :| binn ich noch nicht im Stand dem belobten Hrn. Meyer Brodt und Dienste zu verschafen. Die Menge unnüzer Brodesser im Lande lassen sich ohne Seüche und Gottes Verhängnus nicht tödten; zu neuer Annahm rathen die Finanzen nicht, Besonders da ich in deren Verwaltung nur von ferne Einsicht nehme, und den Herrn nur gegen falsche oder dem Unterthonen Lastbare Projeckten bewahre. Uebrigens habe ich alle Ursache zufrieden zu seyn, und mein Schicksal als einen Seegen dem Himel zu verdancken. Gönnen sie mir Hochgeschäzter Freund, Dero Andenken; Lassen sie mich dann und wann mich dessen Versicherung leesen, und glauben daß wenn ich schon nicht pünctlich anwarte, meine auf Verdienste und Ueberzeügung gestüzte Hochachtung immerwährend seye, dann ich bleibe von Herzen der aufrichtig ergebenste Diener

De la Roche.

---

[1]) In einem Brief vom 3. April 1771, „dem Tag ihrer Abreise nach Koblenz", dankt Sophie v. La Roche Iselin für die Zusendung dieser Kupfer und für den Brief an sie, mit dem er die Sendung begleitete.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Der Tempel Huizilopochtli's.** Aus Mexico kommt eine Nachricht, welche in Kreisen der Alterthumsforscher mit großem Interesse aufgenommen werden wird. Dank einem merkwürdigen Zufall, ist man in der „Calle de las Escarillas“ auf die Ueberreste des berühmten Tempels Huizilopochtli's gestoßen und fördert jetzt werthvolle Funde zutage. Während der in der genannten Straße vor zwei Wochen vorgenommenen Kanalisirungsarbeiten fanden zwei Erdarbeiter mehrere Goldstücke, die sie dem Generaldirektor des Museums für Archäologie, Señor Batres, überbrachten. Dieser erkannte sofort den großen Werth des Fundes und ging selbst daran, am Fundort weitere Nachforschungen anzustellen. Gleich bei den ersten Aufdeckungen konnte Señor Batres konstatiren, daß man wahrscheinlich in das Atrium des Huizilopochtli-Tempels eingedrungen war, um welches sich einst 48 Kapellen verschiedener Gottheiten gruppirten. Zwei dieser Kapellen sind jetzt geöffnet worden. Die erste ist die der Todesgöttin Teoyanique, die zweite die des Genossen des sagenumwobenen Quetzalcoatl, des Götzen Ehecatl, des Gottes der Lüfte. Beide Idole sind unschwer zu bestimmen, da eine reiche Ausbeute charakteristischer Gegenstände und Attribute vorliegt. „El Dios Hécatl“ ist ganz besonders durch seine Maske kenntlich, die roth, gelb und schwarz ausgemalt ist und deren Farben wenig gelitten haben. Weiter deckte man zwei sehr gut erhaltene Steinfiguren auf; die eine gleicht durchaus dem „Indio triste“, der eine Zierde des mexicanischen Nationalmuseums ist und seinerzeit sogar einer ganzen Straße — dort, wo er gefunden ward — den Namen gab, weil er die künstlerisch werthvollste Arbeit aus jener versunkenen Vergangenheit darstellte; die zweite Figur ist kleiner und stellt den Gott Macuil Xochitl dar. Dieser Name bedeutet in der Nahuatlsprache: fünf Blumen. Große Aufmerksamkeit erwecken zwei konkave Scheiben aus Gold, jede etwa 20 Centimeter im Durchmesser, die in ganz ausgezeichneter Art polirt und gestochen sind. Man grub ferner Ohrgehänge und Goldschmuck der Göttin Teoyanique aus, Wachskerzen, seltene Amulette aus Grünstein, Obsidian, Griesstein, Kopal, große Schlachtmesser mit und ohne Schale, Räucherpfannen aus Thon und deren prachtvoll dekorirte Stiele, eine seltsame Maske aus Eisenkies, mehr oder weniger charakteristische Figuren aus Stein und Mörtel, wie sie früher als Hausgötter verehrt wurden; die letzterwähnten sind sämmtlich polychrom behandelt und ihre Farben sind lebhaft und klar. Bereits am dritten Tage deckte man den Eingang zu einem von den Azteken gebauten Tunnel auf, in dem man Treppenstufen und Spuren einer Wendeltreppe fand und auf eine große Anzahl von Kinderschädeln stieß. Einer dieser Schädel zeigt regelmäßige Durchlöcherungen und einen tiefen Einschnitt. Von zwei werthvollen polychromen Vasen, die 60 Centimeter hoch sind, trägt die eine in lebhaften Farben (roth, weiß, gelb und schwarz) gehaltene Zeichnungen, die nach der Reinigung sich als astronomische Zeichen erwiesen; die zweite, in Form der ersten gleich, mit zylindrischem Hals und ausgesprochener Vasenform, weist Bilder in Blau, Schwarz und Weiß auf, die sich als eine religiöse Historie deuten lassen. Vier Räucherpfannen, wie sie die aztekischen Priester zum Verbrennen des Kobalts gebrauchten, sind besonders gut erhalten; auch sie sind vielfarbig. Interessant ist die Form ihrer Griffe; Schlangen mit geöffnetem Maul, als Pfeifen benützbar, oder Schellen, deren äußerstes Ende eine Adlerklaue darstellt. Von berufener Seite ist nicht nur bereits ein Bericht an den Präsidenten Porfirio Diaz eingereicht, sondern auch zugleich die Bitte an die Regierung gerichtet worden, den Kanalbau in dieser Straße vorläufig einzustellen, dafür aber die Ausgrabungen in der Umgebung zielgerecht zu erweitern.

Geographische Gesellschaft in München. Allgemeine Versammlung vom 16. November. Der zahlreich besuchten Versammlung wohnte **Prinzessin Therese** bei. Der Vorsitzende gab dem Gefühl der Trauer über das Hinscheiden des langjährigen und hochverdienten Vorstandschaftsmitgliedes, Herrn Geheimraths A. v. **Ries**, Ausdruck. Hierauf sprach Dr. G. **Schott** aus Hamburg über **die geographischen Arbeiten und Ergebnisse der Valdivia-Expedition.** Der Vortragende, der an diesem Unternehmen zur Erforschung der Tiefseeverhältnisse als Ozeanograph theilgenommen hat, schilderte in Kürze den Verlauf der Reise, als deren geographisch wichtigste Momente wir an dieser Stelle nur die Untersuchung der Seine-Bank (nördlich von den Canaren), die Durchforschung der Guinea- und der Benguelaströmung, dann der Agulhasbank an der afrikanischen Südküste und ihres Randabfalles zur Tiefsee, die Fahrt im südlichen Eismeer, endlich die Lothungen vor der Südküste Sumatra's anführen wollen. Die geographischen Arbeiten an Bord bestanden vorwiegend aus den Tiefsee-Lothungen, dann aus der Untersuchung der Temperatur- und sonstigen Beschaffenheit des Meerwassers. Die hiebei benützten Instrumente, so die Tiefsee-Lothröhre mit dem Abfall-Gewicht und der Vorrichtung zur Entnahme von Grundproben, der Umkehrthermometer und ein Apparat zum Heraufholen von Meerwasser aus beliebigen Tiefen, u. a. wurden vorgelegt und erklärt, auch die Konstruktion und Handhabung der elektromotorisch betriebenen Lothmaschinen, die im wesentlichen aus einer gußeisernen Trommel mit dem darauf aufgewickelten, verhältnißmäßig dünnen Stahldraht von 8000 bez. 10,000 Meter Länge und dem Loth bestehen, eingehend dargelegt. Die geographischen Ergebnisse waren am werthvollsten auf der Strecke zwischen dem Kap der guten Hoffnung und den Kerguelen. Es wurde die seit 1825 nicht mehr gesehene Bouvet-Insel, ein nicht ganz 1000 Meter hoher und etwa 5 Seemeilen breiter, gänzlich vergletscherter Vulkankegel mit ausgezackter Kraterspitze und steilen Basisrändern, trotz ungünstigen Wetters wieder aufgefunden. Auf der Fahrt von hier gegen Enderbyland mußte man den bis dahin spärlich vorhandenen Messungen zufolge erwarten, daß das Meer nach Süden zu immer seichter werde. Man fand aber im Gegentheil dazu immer bedeutendere Tiefen und stellte mit Sicherheit ein ausgedehntes, über 5000 Meter tiefes antarktisches Becken fest. Im indischen Ozean sodann ergaben sich zunächst geringere Tiefen als erwartet, späterhin, vor den Cocosinseln, wurde mit fast 6000 Metern die größte Tiefe der ganzen Reise gelothet. Eine interessante Feststellung war auch die entlang der Südküste Sumatra's verlaufende, bis über 5200 Meter tiefe Meeresrinne, die gegen die Insel hin mit sehr steiler Böschung, seewärts aber allmählich ansteigt, eine Erscheinung, wie sie vor gebirgigen Längsküsten, so z. B. vor der Küste von Chile und Peru, mehrfach zu beobachten ist. Bezüglich der Wassertemperaturen fällt die Thatsache auf, daß das Wasser unter dem Aequator in bestimmten Tiefen kälter ist als in gleichen Tiefen der nächst höheren Breiten (Benguelaströmung). Im Eismeer zeigte das Wasser die größte Kälte an der Oberfläche in der Nähe der Eisgrenze, als Folge der Zufuhr von Schmelzwassern der Gletscher und des Meereises; in etwa 50 Meter Tiefe folgt wärmeres, in größeren Tiefen bis zum Boden wieder kaltes Wasser. Das Treibeis trat oft in unabsehbaren, niedrigen, aus kleinen Bruchstücken bestehenden Feldern auf und mag der Hauptsache nach aus Süßwassereis bestehen; das grünliche, zuweilen bis an die Reeling des Schiffes reichende Packeis war unverkennbares Meerwassereis; die Eisberge, soweit sie noch frisch waren, zeigten kastenartige Formen und erreichten Höhen bis zu 60 Meter über Wasser und Längen bis zu 4 Seemeilen. Den Schluß des Vortrags bildete eine Reihe vortrefflicher, vom Rath **Uebelacker** in dankenswerthester Weise vorgeführter Lichtbilder, welche die Hauptpunkte dieser durch fast alle Klimate sich erstreckenden Reise in abwechslungsreicher Folge und mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen stellten.

Dr. Chr. **Gandler**, 1. Schriftführer der Geogr. Ges.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 15. November. **Philosophisch-historische Klasse.** Hr. E. **Schmidt** las **Das Verhältniß der deutschen Volksschauspiele zu Marlowe's Tragical history of Dr. Faustus.** Von der Entstehung und den Wandlungen des englischen Stückes ausgehend, trat er neueren, die Abhängigkeit überhaupt leugnenden Forschern auf Grund der Kombinationen Creizenachs und mit eigenen Beweisen entgegen. — **Physikalisch-mathematische Klasse.** Hr. **van't Hoff** las eine mit Hrn. Dr. v. **Euler-Chelpin** bearbeitete weitere Mittheilung (XIX.) aus seinen Untersuchungen **über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers.** Die Maximaltensionen der Lösungen von den Chlo-

riden und Sulfaten des Kaliums und Magnesiums bei gleichzeitiger Sättigung an Chlornatrium bei 25 Grad werden bestimmt und stehen in schon früher entwickeltem Zusammenhang mit dem Krystallisationsgang. Wesentlich ist das aus der Untersuchung hervorgehende Auftreten des Kainits bei 25 Grad.

-n. **Karlsruhe.** Auf Vorschlag der Badischen Historischen Kommission in ihrer 19. Plenarsitzung ernannte Se. kgl. Hoh. der Großherzog den ordentlichen Professor des deutschen Rechts und des Kirchenrechts an der Universität Freiburg Dr. Ulrich Stutz zum ordentlichen Mitglied der Kommission. Gleichzeitig erfolgte die ministerielle Bestätigung der Wahl des Archivassessors Dr. Karl Brunner in Karlsruhe und des Privatdozenten Dr. Konrad Beyerle in Freiburg zu außerordentlichen Mitgliedern.

B. **Heidelberg,** 22. Nov. Letzte Nacht starb hier im Alter von 76 Jahren Hofrath Dr. Adolf Stengel, seit 1872 Professor der Landwirthschaftslehre an unsrer Universität. Die diesjährige Prorektorwahl war, wie wir vor einigen Monaten schon meldeten, auf Hofrath Stengel gefallen, von diesem aber aus Alters- und Gesundheitsrücksichten abgelehnt worden.

* In **Bremen** starb, wie man dem „Berl. Tageblatt" von dort schreibt, am 20. d. M. im Alter von 87 Jahren der Nestor der deutschen Ornithologen, Dr. med. Gustav Hartlaub, in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Bearbeitung der zoologischen Sammlungen Emin Paschas, mit dem er befreundet war. Auch verband ihn engere Freundschaft mit Adolf Bastian. Von 1846 bis 1871 lieferte der Verstorbene die ornithologischen Berichte für Troschels „Archiv der Naturgeschichte".

* **Rostock.** Für das laufende Wintersemester sind, wie die „Kreuz-Ztg." meldet, an hiesiger Universität im ganzen 513 Studirende, davon 33 bei der theologischen Fakultät, 96 bei der juristischen, 125 bei der medizinischen und 258 bei der philosophischen Fakultät immatrikulirt worden. Der Zuwachs seit 1890 beträgt 155.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der politischen Oekonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität, Dr. Karl Grünberg, hat eine an ihn ergangene Berufung an die Handelsakademie in Köln angenommen. — In Graz starb im 70. Lebensjahre Prof. W. Urbas, der sich durch seine Forschungen auf dem Gebiet der croatischen Landeskunde verdient gemacht hat. Seine Absicht, eine Landeskunde von Krain zu verfassen, konnte er nicht mehr ausführen.

* **Paris,** 21. Nov. Der Oberst Gouraud, der als einer der Ersten die Wichtigkeit der Erfindungen Edisons erkannte und ihre Verbreitung beförderte, hat den Plan gefaßt, in Paris ein internationales Laboratorium für neue Erfindungen zu gründen. Er hat seine Idee im „Siècle" auseinandergesetzt und glaubt erwarten zu dürfen, daß die französische Regierung ihm mindestens ein Grundstück zur Verfügung stellen werde, um eine Idee zu verwirklichen, welche Frankreich zur Ehre und zum Vortheil gereichen würde. Schon im Jahre 1882 war Gouraud Kommissär der Vereinigten Staaten bei der Pariser Elektrizitätsausstellung. Er war es auch, der in Europa das erste Telephon einführte. Während der vor kurzem geschlossenen Weltausstellung ist ihm nun der Gedanke gekommen, daß Paris der richtige Ort sei, um eine solche Zentralstelle industrieller Erfindungen zu beherbergen. Er fand bei den meisten englischen und amerikanischen Ausstellern ebenso große Zustimmung, wie bei den französischen Fachleuten. Warum er gerade Paris für seinen Plan wählte, darüber spricht er sich im „Siècle" folgendermaßen aus: „Ich habe mich an Frankreich gewendet, weil ich glaube, Paris verdiene besser als irgend eine Stadt das Zutrauen, meine Idee verwirklichen zu können. Die großartige Anstrengung, die es machen mußte, um das Riesenwerk der Weltausstellung zustande zu bringen, würde auf diese Art eine bleibende Frucht zeitigen. Das internationale Laboratorium würde ein wissenschaftliches Denkmal sein, das eines der nützlichsten und bleibendsten Ergebnisse der Ausstellung wäre. Paris ist auch die Stadt, die ohne Zweifel die geschicktesten Arbeiter besitzt. Durch seine geographische Lage ist es das Zentrum der zivilisirten Welt. Von allen Theilen Europa's und Amerika's ist es ohne große Kosten zu erreichen. Paris würde die Erfinder aller Länder heranziehen, die unter den besten Bedingungen der Sicherheit, Diskretion und Schnelligkeit zu arbeiten wünschen. Oberst Gouraud glaubt sich mit der Konzession eines Grundstücks und eines größeren Gebäudes begnügen zu können, da sich die Erfinder leicht dazu verstehen werden, ihre Instrumente und Materialien selbst zu beschaffen. Ein gewisses Hinderniß liegt immerhin darin, daß Oberst Gouraud zwar französischer Abkunft, aber nicht französischer Bürger ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. v. Hanstein: Das jüngste Deutschland. Leipzig, Voigtländer 1900. — Dr. E. Jäger: Die Konkursordnung. 6. Heft. Berlin, Heine 1900. — C. Th. Schultz-Dresden: Neue Bahnen im Geschlechtsverkehre. Berlin, Arends u. Maßner 1901. — Lic. Dr. O. Clemen: Beiträge zur Reformationsgeschichte. 1. Heft. Berlin, Schwetschke u. Sohn 1900. — H. v. Poschinger: Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel. 1. Bd. 1848—1851. Berlin, Mittler u. Sohn 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Wallaues in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 24. November. Nummer 270.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Anfänge der Gegenreformation in Steiermark.

Von Anton Chroust.

I.

Von einem der letzten Ausläufer, den der Hauptzug der Niedern Tauern südwärts nach dem steierischen Murthal sendet, schaut in stolzer Einsamkeit, einer mächtigen Festung vergleichbar, das alte Chorherrnstift Seckau hinaus ins Land. Mauern und Thürme schirmen die weitläufigen Stiftsgebäude, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehr für die Zwecke einer fürstlichen Hofhaltung als für die Bedürfnisse der Stiftsherrn mit reicher Entfaltung profanen Prunkes im Geschmack der Spätrenaissance umgebaut wurden. Zum Glück ist der Kern der Klosteranlage, die dreischiffige romanische Basilika, die durch Reinheit der Formen und durch Weiträumigkeit sich mit ihren stolzesten Schwestern in Westdeutschland messen darf, von gleichem Schicksal wenigstens damals bewahrt geblieben, und selbst die jüngste, nicht sehr schonungsvolle Restauration dieser für die steiermärkische Kirchengeschichte so bedeutsamen Kathedrale durch die landfremden Beuroner Mönche hat das Gesammtbild nur zum Theil verändern können.

Im nördlichen Seitenschiff der Kirche aber grenzt — fast heiter in so ernster Umgebung anzuschauen — ein Schrankenwerk von weißen inkrustirten Marmorsäulen und von schlanken Stäben aus Bronze einen mit allem Raffinement der Barockkunst dekorirten Kapellenraum ab, der einen von Engeln getragenen schweren Marmorsarkophag umschließt. Inschrift und Wappen verkünden, daß unter diesem Stein der jüngste Sohn Ferdinands I, Erzherzog Karl II., dem bei der Theilung des väterlichen Erbes Innerösterreich zugefallen war, neben seiner Gemahlin Marie, der Vaters-Schwester Maximilians I. von Bayern, und neben zahlreichen frühverstorbenen Kindern seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die verschwenderische Pracht, mit der noch Karl selbst bei seinen Lebzeiten sein Mausoleum hat erbauen lassen, entspricht gewiß der dem Aeußerlichen zugewandten, prunkliebenden Art Karls; ob sie auch zur wirklichen Bedeutung dieser Persönlichkeit in richtigem Verhältniß steht, konnte man bisher billig bezweifeln. Die allgemeine Geschichte wußte von Karl wohl nicht viel mehr zu berichten, als daß er der neue Stammvater des Hauses Habsburg geworden ist, vor allem der Vater Ferdinands II., an dessen Namen sich alle die düsteren Erinnerungen des großen Kriegs im Reich und der Protestantenverfolgung in Oesterreich knüpfen. Mit feinem Lächeln mochte der Historiker vielleicht noch erinnern, daß dieser selbe Karl, der später die streng katholische, ja bigotte Wittelsbacherin heimgeführt, in jungen Jahren einst um die Hand der jungfräulichen Königin von England geworben und hier abgewiesen, sein Herz unverdrossen der schöneren schottischen Marie zu Füßen gelegt hatte. — Naturgemäß ist es der Landesgeschichte vorbehalten geblieben aufzuzeigen, was unter Karls II. Regierung in Innerösterreich auf dem Gebiet der geistigen und materiellen Kultur, auf dem Gebiet der Verwaltung, besonders aber der Landesvertheidigung gegen den Erbfeind versucht und erreicht worden ist, wie Erfolg und Mißlingen stets bestimmt wurden, durch das Verhältniß des der alten Kirche völlig ergebenen Fürsten zu seinen fast ausnahmslos evangelischen Landständen, den eigentlichen Trägern der politischen Macht, und wie in diesem Kampf zwischen Fürstenthum und Landschaft sich schon die Anfänge der Gegenreformation zeigten, die Ferdinand II. seit 1598 durchsetzte.

Daß aber das ganze System von Maßregeln, durch das Ferdinand in dreißig Jahren den scheinbar eben noch so lebenskräftigen Protestantismus Innerösterreichs mit Stumpf und Stil ausgerottet hat, schon unter Karl II. ausgebildet worden ist und daß der Sohn nur das Testament des Vaters vollzogen hat, der von seinem Werke vorzeitig abgerufen worden war, das will eine neue Veröffentlichung Loserths zeigen, der dem bedeutsamen Abschnitt der innerösterreichischen, besonders der steiermärkischen Geschichte eine besondere umfangreiche, auf Aktenstudium gegründete Darstellung gewidmet hat.[1])

Der starke Band zerfällt in zwei annähernd gleiche Theile, von denen der erste der Geschichte der Reformation, genauer gesagt dem Vordringen der neuen Lehre in Innerösterreich bis 1578 gewidmet ist, in welchem Jahr der Protestantismus hier den Höhepunkt seiner Macht erreicht; der zweite Theil schildert die zwölf Jahre des Kampfes, den der strenggläubige, von der Kurie und seinen bayerischen Verwandten berathene und geleitete Erzherzog Karl gegen die protestantische Landschaft der innerösterreichischen Länder mit steigendem Erfolg führt, bis Karls Tod im Jahre 1590 eine vorläufige Waffenruhe eintreten läßt.

Es liegt somit in Loserths Buch nur der erste Theil einer Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich vor, nur die Geschichte der Vorbereitung; die Geschichte der Durchführung unter Ferdinand II. schuldet uns der Verfasser noch.

Ueber die ersten Kapitel des Buches kann man rasch hinweggehen. Die Einführung der neuen Lehre in Innerösterreich vollzieht sich auf dieselbe Weise wie in den übrigen deutschen Ländern; die Zustände der alten Kirche sind hier dieselben wie anderswo, die ersten Versuche

[1]) Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert. Von Dr. Johann Loserth, Professor der Geschichte in Graz. Stuttgart 1898. Cotta's Nachf. VIII und 614 S.

zur Bekämpfung des Protestantismus gehen überall denselben Weg und haben überall denselben negativen Erfolg; die politische Lage ist in den habsburgischen Erblanden der Ausbreitung der Lehre Luthers vielleicht noch günstiger als sonstwo im Reich; Ferdinand I. ist von dem guten Willen seiner Unterthanen noch viel abhängiger als irgend ein katholischer Reichsfürst; denn Jahr um Jahr pocht der Erbfeind an die Thore der habsburgischen Hausmacht und fordert stete, kostspielige Kriegsbereitschaft, deren Kosten den inzwischen völlig protestantisch gewordenen Ständen der Erblande mindestens um den Preis des Gewährenlassens in Dingen des Bekenntnisses abgemarktet werden müssen. Ferdinand tröstet sich mit der vielberufenen „christlichen Vergleichung“, die den Zwiespalt aus der Welt schaffen werde und läßt inzwischen geschehen, daß seine steierischen Stände zur Gründung einer evangelischen Schule in Graz schreiten und mit den Ständen der übrigen Erblande auf Ausschußlandtagen Verabredungen zu gemeinsamer Förderung der neuen Lehre, der „Religion“, treffen. Die Ereignisse draußen im Reich seit 1546 können den Protestantismus in Inneröfterreich erst recht nicht erschüttern, selbst nicht der Religionsfrieden, durch den eigentlich das Lutherthum in den Landen der katholischen Habsburger von den Glaubensgenossen im Reich preisgegeben wird; so die Landschaft, d. h. die Herren und Ritter, die neben den katholisch gebliebenen Prälaten die politischen Stände repräsentiren (die Städte und Märkte in Steiermark sind landesfürstlich und führen auf dem Landtag nur eine Kollektivstimme) stellen sich den unmittelbaren Reichsständen gleich und wollen die Wohlthaten des Religionsfriedens, das Recht zwischen den beiden Bekenntnissen zu wählen, für sich in Anspruch nehmen. Es wird Ferdinand I. nicht leicht, sie dieses Irrthums zu überführen, und nur mit einem neuen Zugeständniß, Freigabe des Kelchs, beruhigt er seine Stände.

Die Jahre von 1556 bis 1564 sind das goldene Zeitalter des Protestantismus in Inneröfterreich; voll schmerzlichen Sehnens gedachte man später dieser halkyonischen Tage. Die wenigen übrig gebliebenen Katholiken im Adel und die Prälaten haben auf den Landtagen keinen Einfluß, im ständigen Ausschuß der Landschaft, unter den „Verordneten“, keine Vertretung; auch die Städte und Märkte, Magistrate und Bürgerschaften, sind völlig evangelisch geworden, deßgleichen das flache Land; die bürgerlichen Unterthanen der evangelischen Landstände werden von den Prädikanten, die der adelige Grundherr meist aus dem Reich auf sein Schloß beruft oder auf Grund seines Patronatsrechtes als Pfarrer einsetzt, mit geistlichem Zuspruch versehen, evangelische Prediger und Lehrer wirken ebenso in den geschlossenen Orten, der wohlhäbige Bürger schickt seinen begabten Sohn zum Studium in die „Stift“ nach Graz, der Adelige, auch wenn er dem Hofstaat des Landesfürsten angehört, aber an eine der protestantischen Universitäten des Reichs, am liebsten nach Tübingen oder nach Wittenberg.

Es sind wohlbekannte Thatsachen, die Loserth in diesem Theil seines Buches aufführt; die neuen Einzelheiten, die er beibringt, ändern nichts an der Vorstellung, die wir von jenen Verhältnissen längst besitzen. Auf eine tiefergehende Erklärung der einzelnen Thatsachen läßt sich aber leider auch Loserth nicht ein. Wie es kommt, daß in diesen Landen von so verschiedenartiger geographischer Konfiguration, von so verschieden abgestufter Kultur, alle Geburtsstände, die Deutschen wie die Slaven, fast gleichzeitig in die religiöse Bewegung hineingerissen werden, das würde eingehende Erörterung umsomehr verdienen, als dieser Thatsache die ebenso merkwürdige zweite gegenübersteht, daß die Folgen dieser Ueberfluthung, die mit so elementarer Gewalt hereinbricht, nach zwei Menschenaltern wieder fast spurlos beseitigt sind. Wichtiger als immer wieder die Extensität der Reformirung Inneröfterreichs darzustellen, wäre, uns von deren Intensität eine Vorstellung zu geben, zu untersuchen, ob die neue Lehre die verschiedenen Stände in gleichem Maß ergriffen hat, welche ihrer Artikel vorzugsweise auf den Bauer, auf den Bürger, auf den gebildeten Adeligen gewirkt haben, und ob wie überhaupt von einer völligen Verdrängung der katholischen Lehren aus den Herzen der von der alten Kirche wenigstens äußerlich Abgefallenen reden dürfen. Freilich wird man sich bei solcher Fragestellung nicht ausschließlich auf die Zustände eines Landes beschränken dürfen, wie Loserth thut. Die Zustände und Vorgänge in den übrigen habsburgischen Landen und in den Territorien des Reichs werden vielfach die Zustände in Steiermark erklären müssen; die Wogenschläge der großen Politik haben sich wenigstens in den letzten Wellen auch in diesen entlegenen Grenzlanden des Reichs bemerkbar gemacht. Wie oft beeinflussen doch Franzosen und Türken, ja selbst die Kurie, die religiöse Haltung Karls V. und Ferdinands zugunsten der neuen Lehre; wie oft bestimmt das Mißtrauen gegen die katholischen Nachbarn in Salzburg und Bayern Ferdinand I. zu behutsamer Behandlung seiner Unterthanen; wie kommt doch dem Protestantismus in Oesterreich der Gegensatz zwischen den deutschen und spanischen Habsburgern zugute, als es sich um die Frage der Nachfolge im Kaiserthum Karls V. handelt, dann wieder die Bemühung Ferdinands I., seinem Sohn Maximilian die deutsche Königskrone zu verschaffen 2c.

Ueber diese Dinge sind wir jetzt durch zahlreiche Veröffentlichungen ausreichend unterrichtet; wir kennen Ferdinands persönliche Anschauungen über den Protestantismus; über die Wechselbeziehungen zwischen Reich und Erblanden sind uns nicht wenig Aeußerungen der Kaiser und Könige bekannt; die finanzielle Nothlage Ferdinands I. ist uns kein Geheimniß mehr; die Schwierigkeiten, in die Ferdinand durch sein ungarisches Königthum verwickelt wurde und die ihm manche Rücksichten gegenüber den Landschaften der angrenzenden Länder auferlegten, sind genügend erörtert worden; aber Loserth verschmäht es, von all dem für seine Darstellung Gebrauch zu machen. Die reiche gedruckte Literatur über jene Zeit ist für ihn kaum vorhanden, und so bleibt, wie schon jetzt gesagt werden muß, das Bild, das er wesentlich aus den Akten gewonnen hat, undeutlich und ohne Noth unvollständig. Loserth ist in denselben Fehler verfallen, der den Arbeiten Gindely's einen großen Theil ihres Werthes raubt: Ueberschätzung des Werthes ungedruckter Quellen, Geringschätzung des gedruckten und durchgearbeiteten Materials. Freilich dieses zu sammeln und zu ordnen kostet viel Zeit und gerade damit hat der Verfasser — das lassen schon die ersten Kapitel merken — hier allzu sehr gekargt.

II.

Ferdinands I. Tod im Jahre 1564 hat das Fortschreiten des steiermärkischen Protestantismus — denn diesen hat Loserth fortab hauptsächlich im Auge — nicht gehemmt: der neue Herr, der unselbständige und schwache Karl, läßt sich von seinen Brüdern, Kaiser Maximilian II. und Erzherzog Ferdinand von Tirol, leiten und denkt nicht daran, gegen seine Stände nachdrücklicher aufzutreten, als Maximilian dies gegen seinen niederösterreichischen Adel thut. So wächst der Muth der evangeli-

schen Stände von Landtag zu Landtag; man will sichs nicht mehr an bloßer Duldung der Augsburger Konfession genügen lassen und fordert schon deren gesetzliche Anerkennung, das Einvernehmen mit den Prälaten, das bisher in allen nichtkirchlichen Fragen aufrechterhalten worden war, wird jetzt zerrissen. Die Aufmerksamkeit und die geringe Thatkraft der Regierung gehört aber allein der Türkengefahr; vor der Sorge um Land und Leute, vor der Nothwendigkeit, die Stände bei guter Laune und offenem Beutel zu erhalten, treten alle religiösen Bedenken zurück.

Die steirischen Stände verstehen den Augenblick zu nützen: man schreitet zur Erweiterung der bisher gebrauchten Kirche in Graz; jetzt wird die evangelische Schule in der „Eggenberger Stift" Eigenthum der Landschaft; für diese Schule tüchtige Lehrer aus dem Reich zu gewinnen, scheuen die steiermärkischen Stände weder Kosten noch Mühe; kein Geringerer als Kepler hat später an ihr gewirkt. Die Erfolge der österreichischen Stände, die 1568 ihre Religionskonzession erlangen, erheben den Muth der Steiermärker noch mehr; die Regierung Karls II. weiß aber keinen anderen Rath, als den der Kaiser vor dem Landtag von 1569 dem Erzherzog gab: scharfe Mittel bei diesen Zeiten zu vermeiden, zu „dissimulieren" und jeder Verhandlung über die Religion nach Möglichkeit auszuweichen. Karl II. war zwar auf seiner Reise nach Spanien, die mit der Katastrophe des Don Carlos zusammenhängt, sein katholisches Gewissen geschärft worden; aber schon um der Schuldenlast willen, die ihn zu erdrücken drohte und die die Stände ihm abnehmen sollten, mußte er sich trotz jener Warnungen mit ihnen einlassen, die nicht säumten, dem Landesherrn ihre Gegenforderungen aufzuzählen: Freistellung der Augsburger Konfession in Städten, Märkten und auf dem flachen Land, Besetzung der Pfarren mit Priestern, die den Gläubigen in Lehre und Leben gemäß der Augsburger Konfession vorstehen könnten, Anstellung einer Kirchenordnung — also weit mehr noch als bloße Anerkennung des Augsburger Bekenntnisses von 1530.

Der Landesfürst wagt keine runde Ablehnung, er erbietet sich die „Vergleichung", ja die „Reformation" nach besten Kräften zu fördern; aber solche halbe Zusagen genügen den Ständen nicht mehr. Sie verstehen unter Vergleichung und Reformation einfach Annahme der Augsburger Konfession, eine Auffassung, die Karl II. natürlich nicht theilen kann. Bei den langwierigen Verhandlungen dieses Landtags (von 1569) wird auch der Streit aufgerührt, der bis zum Sieg der Gegenreformation nicht geschlichtet worden ist: der Streit um die politische Stellung der landesfürstlichen Städte und Märkte, die vom Herrn- und Ritterstand als ein Theil der Landschaft, als Mitgenießer der Landesfreiheiten reklamirt werden, während der Landesfürst sie als sein ihm unmittelbar unterworfenes Kammergut ansieht, die Konzessionen, die er den Herren und Rittern gewährt, nicht auf die Bürger ausdehnen und ihnen gegenüber in Sachen der Religion sich freie Hand bewahren will. Zu einer Einigung ist man weder damals noch später gekommen. Dem Erzherzog brennt aber das Feuer auf den Nägeln. Noch hat er nichts von seinen Forderungen bewilligt erhalten und schon muß er wieder, im Jahre 1571, auf Anlaß seiner bevorstehenden Vermählung mit Marie v. Bayern mit neuen Forderungen vor die Landschaft treten, die sich nicht nachgiebiger erweisen als vor zwei Jahren. Immer wieder kommen die Stände auf ihre Forderung zurück: der Erzherzog möge wenigstens ihre Religion durch förmliche schriftliche Assekuration für alle Zeit gewährleisten. Die ergebnißlosen Verhandlungen von 1571 werden noch durch einlangende Nachrichten von Verdrängung oder Anfeindung evangelischer Seelsorger verbittert; übrigens ein erstes äußeres Anzeichen, daß das Selbstbewußtsein der kleinen katholischen Partei im Lande sich zu regen beginnt. Die drückende Geldnoth zwingt endlich Karl II., auf dem nächsten Landtag (Februar 1572) wenigstens theilweise nachzugeben. In der „Religionspacifikation" von 1572 verspricht der Erzherzog, die Herren und Ritter mit Weib und Kind, Gesinde und angehörigen Religionsverwandten in Religionssachen nicht wider das Gewissen zu beschweren, ihre Prädikanten, Kirchen und Schulen unangefochten, deßgleichen die Vogt- und Lehensherren bei ihren hergebrachten Rechten zu lassen — alles bis zu einer allgemeinen christlichen und friedlichen Vergleichung, wogegen die Herren und Ritter sich ebenso gegen die Katholiken zu verhalten hätten. Nachdem die geheimen Räthe zu dem Entwurf der Pacifikation einige beruhigende Erläuterungen gegeben und der Erzherzog noch in eigener Person erklärt hatte, daß das von seinen Räthen Abgehandelte sein Willen und Meinung sei, geben sich die Stände zufrieden.

Die Herren und Ritter hatten damit für sich und ihre Unterthanen, die nach der Erläuterung der fürstlichen Räthe unter den „angehörigen Religionsverwandten" zu verstehen waren, die Gewissens- und Kultusfreiheit errungen; aber die Städte und Märkte, deren man sich bisher so eifrig angenommen, gingen leer aus. Mit ihnen als mit einem Theil seines Kammerguts hatte sich der Erzherzog auf einer besonderen Zusammenkunft auseinandergesetzt und ihnen verheißen, Niemand um der Religion willen in seinem Gewissen zu bedrängen, aber die Disposition in Religionssachen müsse ihm völlig bleiben. Die Stände ließen es dabei bewenden, ohne zu bemerken, daß sie damit die Sache ihrer bürgerlichen Glaubensgenossen preisgaben, natürlich auch ohne die Unterscheidung von Gewissens- und Kultusfreiheit, die damit eingeführt wurde, zu beachten.

Die ungünstige Wendung des Geschicks der steirischen Protestanten, die wenige Jahre später sich vollzieht, ist zum Theil durch die Fahrlässigkeit und das Klasseninteresse der höheren Stände verschuldet worden; der erste Freiheitsbrief des steirischen Protestantismus ist zugleich die erste Niederlage desselben, ein Sieg der Regierung, welche ihren Einfluß auf die Ordnung der religiösen Dinge in Städten und Märkten behauptet. Noch im selben Jahr wird mit der Ausweisung der Prädikanten aus den Städten und Märkten begonnen; die Bürger werden von den fürstlichen Räthen selbst an die Prädikanten auf den benachbarten adeligen Gütern gewiesen.

Die höheren Stände aber freuen sich der gewonnenen Sicherheit und bauen ihr Kirchenwesen weiter aus: in Graz wird ein ständiges Kirchenministerium eingesetzt, zur Anstellung einer Kirchenordnung wird David Chytraeus aus Rostock berufen, die Stiftsschule wird erweitert, auf Kosten der Landschaft wird in jedem Viertel des Landes ein Prädikant angestellt, der auch für die religiösen Bedürfnisse der Städte und Märkte zu sorgen hat. Aber während die Stände eine evangelische Landeskirche in Steiermark aufzurichten suchen, treten auch schon die Gegner auf den Plan, die Jesuiten. Zuerst bei den Verhandlungen über die Religionspacifikation werden gegen sie vereinzelte Klagen laut, die seither nicht abbrechen. Anfangs ist die Position der Jesuiten in Graz ziemlich schwach; durch Vorsicht, die Zusammenstößen

ausweicht und jede günstige Gelegenheit nützt, wird sie allmählich fester. Von ihnen wird noch zu reden sein.

Ein wichtiges Datum in der Geschichte der innerösterreichischen Reformationsgeschichte ist die Vermählung Karls II. mit Marie von Bayern. Die neue Landesfürstin, die ihren schwachen Gemahl bald völlig beherrscht, ebnet erst den Jesuiten den Weg; unter ihrem Einfluß wird das Hofwesen wieder katholisch, die Protestanten werden aus der Umgebung des allzu lenkbaren Erzherzogs entfernt; die stete Verbindung mit dem strenggläubigen Münchener Hof facht Karls Eifer an; — bald bekommen die Protestanten die schärfere Strömung zu fühlen. Nach 1572 beginnt die lange Kette der ständischen Beschwerden wegen Abschaffung von Prädikanten, Einstellung von Kirchenbauten, Verweigerung christlichen Begräbnisses durch katholische Pfarrer; man klagt, daß die Stände durch die Jesuiten beim Erzherzog angeschwärzt würden u. s. w.; beim Landtag von 1575 ist man schon so weit, daß die Regierung eines der Zugeständnisse der Pacifikation, das wegen Besetzung der Pfarreien und Benefizien, zurückzunehmen versucht. Aber noch sind die äußeren Verhältnisse der Landschaft günstig. Karl braucht beim Landtag von 1576 wieder Geld wegen der Türken und erkauft die Bewilligung für eine neue Versicherung der Pacifikation; er ertheilt sie in einem eigenhändigen Schreiben, das er aber bezeichnend genug nicht in den Händen der Lanschaft läßt. Der Hofprediger des Erzherzogs, der von der Kanzel herab die Aeußerung that: „der Türk ist der Lutherischen Glück, sonst würde man anderst mit ihnen umgehen," hatte die Lage ganz treffend gekennzeichnet.

Die Türkengefahr hielt an. Bei der Mittellosigkeit der Regierung mußten immer wieder die innerösterreichischen Stände das Beste thun; darum war es rathsam, sie bei guter Laune zu erhalten. Ihr Selbstgefühl wurde noch gehoben, als zu der Berathung der gemeinsamen Maßregel gegen die Türken sie alle auf dem Generallandtag von Bruck a. M. (November 1578) sich vereinigten. Den Geldforderungen der Regierung stellten die Stände der Lande, die durch Ausschüsse vertreten waren, die Gegenforderung gegenüber, alle evangelischen Glaubensgenossen wegen ihrer Religion zu assekuriren und die Wohlthat der Pacifikation auch auf die Städte und Märkte auszudehnen, deren man sich jetzt wieder erinnerte und die man wieder für die Landschaft reklamirte. Vor dem nachdrücklichen Auftreten der Stände wich Karl wie gewöhnlich zurück: zwar an dem landesfürstlichen Verfügungsrecht über die Städte und Märkte hielt er fest, aber er gelobte, weder einen Bürger, noch sonst Jemand in seinem Gewissen zu beschweren, und am 9. Februar 1578 gab er in Gegenwart seiner geheimen Räthe vor den versammelten Ausschüssen aller Länder die feierliche Erklärung ab, daß er alles, was er und seine Räthe wegen der Religion zugesagt, aller Gebühr nach halten wolle, und zwar gegen alle Angehörigen der Augsburger Konfession (also auch gegen die Bewohner der Städte und Märkte), nur möge das gegenseitige Schmähen der Prediger auf der Kanzel aufhören; den Städten Graz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach sollen ihre Prädikanten und Schüler bleiben, den Bürgern wolle er ihrer Religion wegen kein Härlein krümmen und sie in ihrem Gewissen unbekümmert lassen.

Die Stände glaubten damit alles erreicht zu haben, was sie erstrebten, den Städten und Märkten schienen nachträglich die wichtigsten Bestimmungen der Pacifikation zugesichert: an vier Orten durften die Bürger öffentliche Kirchen und Schulen aufrichten, von jeglichem Zwang, an Handlungen des katholischen Kultus theilzunehmen, waren sie freigesprochen und es blieb ihnen unverwehrt, außerhalb der Mauern in der Nachbarschaft auf den Adelsgütern Predigt und Sakramente entgegenzunehmen. Nicht gering war endlich anzuschlagen, daß die Pacifikation, die 1572 nur für Steiermark ertheilt worden war, jetzt auch auf die übrigen innerösterreichischen Länder ausgedehnt wurde. Eine reiche Bewilligung lohnte den Erzherzog, die Kurie war sprachlos vor Entsetzen, die katholischen Kreise aber dachten ernstlich daran, vom Landesfürsten auch eine Assekuration ihrer Kirche zu verlangen.

Die große Religionspacifikation von 1578, die die steirische Pacifikation von 1572, die Verhandlungen von 1575, die Assekuration von 1576 und die Religionshandlung des Brucker Ausschußlandtags von 1578 umfaßt, galt fortabals der große Freiheitsbrief nicht nur der steirischen, sondern aller innerösterreichischen Protestanten; ihn auch den alten Landesfreiheiten einverleiben zu lassen, die der Landesfürst vor der Erbhuldigung zu beschwören hat, war das nächste politische Ziel der Stände. Aber bevor es erreicht wurde, erschien schon die katholische Reaktion in Wehr und Waffen auf dem Kampfplatz.

(Schluß folgt.)

Vom Weihnachtstisch.

II.

* Hr. Moritz Schanz, welchem wir eine Reihe von Reiseskizzen durch Brasilien (1887 und 1893), Südamerika (1890) und Ost- und Südafrika verdanken, hat nun auch „Australien und die Südsee" in den Bereich seiner neuesten Kolonialstudien gezogen (Berlin 1901 bei W. Süsseroll, 325 S. 8°). Es ist ein ernstes, strengwissenschaftliches Werk, welches die Entdeckungs- und Entwicklungsgeschichte, Grund und Boden, klimatische Verhältnisse, Flora, Fauna, die Ureinwohner und Einwanderer, Religion und Presse, Aus- und Einfuhr, Eisenbahnen, Handel, Viehzucht, Land- und Bergbau, Industrie und Bankinstitute von Australien beleuchtet, ebenso in gleicher Ausführlichkeit Neu-Südwales, Victoria, Tasmanien, Queensland, Britisch-Neu-Guinea, Ozeanien mit den Koralleninseln. In jedem Abschnitt finden sich anziehende Mittheilungen für ein weiteres Lesepublikum, z. B. über die Korallenbildung auf Ozeanien, über die „Feuerläufer" auf den Fidschi-Inseln, woselbst — ein Beitrag zu unsern althochdeutschen Ordalen — junge Männer nackten Fußes über glühend gemachte Steine ohne Schmerzen oder sichtbare Beschädigung schreiten und auch die Europäer an solchen überraschenden Spaziergängen in liberaler Zuvorkommenheit und bei völliger Schadloshaltung theilnehmen lassen, ohne daß eine vorhergehende Präparirung nothwendig wäre (S. 193). Neben Tonga und Samoa wird auch Neuseeland behandelt. Die beigegebenen Lichtdruckbilder lassen nichts zu wünschen übrig. — Neuseeland hat gleichfalls eine verhältnißmäßig junge Geschichte. Erst vor etwa fünf Jahrhunderten von den Maoris, einem polynesischen Volksstamme, besiedelt, wurde dasselbe am 13. Dezember 1642 durch den holländischen Seefahrer Abel Tasman „zur Kenntniß der übrigen Erdtheile gebracht", durch Kapitän Cook 1769 abermals entdeckt und durch Hochstetters und Julius v. Haasts wissenschaftliche Forschungen weltbekannt. Neuestens hat Hr. Professor Dr. Robert v. Lendenfeld, nachdem er schon durch frühere Arbeiten über die Gletscher, Fjorde und die „Eiszeit in Neuseeland" (1889) hochverdienstliche Untersuchungen publizirt hat, eine das gesammte Inselgebiet umfassende Arbeit (im IX. Bande der von Alfred Kirchhoff und R. Fitzner redigirten „Bibliothek der Länderkunde", Berlin bei Alfred Schall. VIII, 186 S. gr. 8°) vollendet. Die Ureinwohner des Landes bildeten die vier Meter hohen, flügellosen, kräftigen Moa-Vögel, die sich von den Wurzelstöcken der eßbaren Farren und anderen Pflanzentheilen nährten. Welch ein Schlaraffenleben mochten sie bei der reichen Vegetation im

dem gleichmäßigen und angenehmen neuseeländischen Klima, unbehelligt durch irgend einen Feind, geführt haben! bis die Landung der Maoris erfolgte, womit die gute alte Zeit für diese Vögel gründlich vorbei war. „Den neuen menschlichen Ankömmlingen boten sie reichliche und leicht zu erlangende Nahrung, denn sehr bald lernten die Maoris den Moa fangen. Man trieb die Vögel, die nicht schwimmen konnten, gegen Flüsse und Seeufer und tödtete sie mit Keulen und Lanzen; man vernichtete sie massenweise durch Brandlegung der Steppen und stahl ihre Eier.“ Mit der Abnahme der Moa-Vögel mehrten sich die Maoris; die Verfolgung nahm mit verhältnißmäßiger Heftigkeit zu, und in kurzer Zeit waren die Moas ganz ausgerottet. „Jetzt fand sich in Neuseeland eine nach Hunderttausenden zählende, an Fleischnahrung gewöhnte Bevölkerung, ohne größere eßbare Jagd- oder Hausthiere. Die Noth zwang nun dieses Volk zum Kannibalismus, dem es in ausgedehntem Maße huldigte, bis Kapitän Cook durch Einführung des Schweines ein Mittel bot, sich die nöthige Fleischnahrung auf natürlichem Wege zu verschaffen.“ Als beiläufige Nachkommen mögen die an Größe etwa unsern Haushühnern entsprechenden, aber flügellosen Kiwi (Apterix) gelten, welche einen mäßig langen Hals, einen sehr langen, etwas gebogenen, schnepfenähnlichen Schnabel und kurze, kräftige Beine besitzen. Die Kiwi sind nächtliche Thiere. Verwandt damit scheinen die Wekas, die eine besondere Vorliebe für glänzende Gegenstände hegen, die sie mit außerordentlicher Dreistigkeit stehlen. Als unser Autor einmal vor dem Zelte schlief, suchte so ein Biest ihm die Schneebrille von der Nase zu stehlen! Fridtjof Nansen erzählt, daß ihm aus seiner mitten im Polareis erbauten Schneehütte ein hungernder Blaufuchs seinen letzten Barometer davontrug. „Mahlzeit!“ Zu den interessantesten Vögeln gehört der Kea, ein großschnäbeliger Papagei, der früher sich von Wachholderbeeren und anderen Vegetabilien ernährte, bald aber an Schlachthausabfälle gewöhnte und allmählich sich sogar an den Kampf mit lebenden Schafen wagte. Nach Ausrottung der Riesenvögel — von denen noch Skelette, Knochen, Eierschalen und sogar Hautfetzen gefunden werden — befehdeten sich die zahlreichen, bald voneinander unabhängigen Gefolgschaften der Maoris unausgesetzt um Fleischnahrung: Jeder Gefangene wurde getödtet und verzehrt. Früher tätowirten sie Gesicht und Körper, schmückten das Haupt mit Federn und Muscheln, trugen große aus Knochen gefertigte Ohrgehänge, Schmucksachen und Fetische um Hals und Nacken. Ein großes mit einem tätowirten Fratzenkopf geschmücktes, aus Holz geschnitztes Maori-Ahnenbild (eine Photographie auch bei Moriz Schanz S. 280) trägt ganz das fratzenhafte Gepräge der Plastik Polynesiens. Bis zur Ankunft der Europäer waren die Waffen der Maoris Speere und Streitäxte aus Holz mit Knochen und Steinköpfen, dann insbesondere Keulen aus schöngeschliffenem Nephrit, die jetzt eine erwünschte Zierde in jedem ethnographischen Museum bilden. Als sehr geschickte Schiffbauer fertigten die Maoris große, 20 m lange Kriegsbote, in denen sie weite Fahrten wagten. Der oberste Gott hieß Maui; Priester und Zauberer leiteten das religiöse Zeremoniell. Maorische Liebes- und Kriegslieder sind erhalten. Die Christianisirung erfolgte erst 1814. Als die Engländer zu kolonisiren begannen, nahm, wie bei den Rothhäuten, die Maoribevölkerung ab, doch ist in deren Rückgang neuestens eher wieder ein Stillstand zu verzeichnen. Die Nationaltracht wich immer mehr der europäischen Kleidung. Die Frauen behängen sich mit grellen Fähnchen, suchen nach Möglichkeit den Modeunsinn ihrer weißen Schwestern nachzuäffen, tragen feine Toiletten mit hochmodernen Pariser Hüten; damit stolziren sie, aber die kurze Tabakpfeife im Munde und mit bloßen Füßen, da sie das Schuhtragen verachten. Sehr interessant sind die Abschnitte über die neueste Kultur des Landes, über Forstwirthschaft, Bergbau und Mineralproduktion. Gold wurde in den letzten vierzig Jahren über eine Milliarde Mark gefunden, Kohlen im Werthe von 127 Millionen; der Industriebetrieb beziffert überraschende Summen; Handel und Verkehr stehen in Blüthe. Im Jahre 1897 besaß Neuseeland 1524 Postämter; bei denselben wurden über 32 Millionen Briefe, 757,172 Kartenbriefe (diese Einrichtung lag damals bei uns noch in der Wiege), anderthalb Millionen Korrespondenzkarten aufgegeben — und welchen Sport werden die unterdessen auch dort importirten illustrirten farbigen Ansichtskarten inscenirt haben! wo ganz Neuseeland für alle „Neuheiten“ (auch eine recht liebliche Wortbildung) eine „gemähte Wiese“ bildet —, über 11 Millionen Bücher- und Mustersendungen, ebensoviele Zeitungen und 197,554 Pakete. Briefe brauchten von London nach der Hauptstadt Wellington 1897 über San Francisco 34, auf dem Wege durch das Rothe Meer 41 Tage; jetzt ist auch diese Frist abgekürzt. Auf 10,432 km Telegraphenleitungen wurden im Jahre 1898 die Gedanken, Wünsche und Bestellungen ausgetauscht, auch ist Neuseeland mit Australien und dem ganzen übrigen Weltnetz verkabelt und über dritthalb Millionen Depeschen flogen 1897 darauf; 5787 Telephone mit 18 Zentralstellen waren in Thätigkeit. Die Waaren-Einfuhr ergab 1897 einen Werth von 164 Millionen, darunter in erster Reihe Kleidungsstücke und Verwandtes, Maschinen und Werkzeuge, Thee und Zucker, alkoholische Getränke und Tabak — wovon zwei Drittel auf Großbritannien treffen. Doch sind auch Deutschland, Oesterreich und die Schweiz in zunehmenden Verkehr getreten. Dagegen betrug 1897 der Werth der von Neuseeland exportirten heimischen Produkte, darunter Wolle, Gold, gefrorenes und gekühltes Fleisch, Butter, Käse und Harz nahe an 196 Millionen Mark. Uebrigens herrscht in der Neuseeländer „Gesellschaft“ ein über allen guten Ton hinausgehender, auf gediegenster Unkenntniß alles Fremden oder Abneigung gegen alles Nichtenglländische beruhender Lokalpatriotismus, der sich in den sogenannten gebildeten Kreisen geradezu grotesk äußert. Das Buch ist sehr interessant, insbesondere die Abschnitte über Geschichte und Chorographie. Die Lichtdrucke nach Landschaften (charakteristische Volkstypen und Kulturgeräthe fehlen) sind etwas dumpf und verschwommen; dagegen wird die Beigabe einer Karte und eines guten Registers dankbar empfunden.

Große Anziehungskraft übt der Bericht über „Die Forschungsreise Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzogs der Abruzzen, nach dem Eliasberge in Alaska im Jahre 1897“, welcher von Dr. Filippo De Filippi redigirt, durch Prof. Baron G. Locella aus dem Italienischen in glänzender Weise ins Deutsche übersetzt wurde.[1] Während einer auf dem „Christoph Columbus“ vollendeten Fahrt um die Welt hatte der hohe Herr den Plan einer Besteigung des zwischen Kaschmir und Tschitral befindlichen Nanga Parbat in Aussicht genommen, aber der Ausbruch der Pest und die folgende Hungersnoth traten dazwischen. Dafür wurde der noch unbezwungene Gipfel des Eliasberges erwählt und alsbald zur Ausführung gebracht. Die Reise begann am 17. Mai 1897 von Turin über London, Liverpool, New-York, Chicago und S. Francisco, wo sich die Expedition verproviantirte und längs des Großen Ozean nach der Yakutat-Bay und Alaska dampfte. Entdeckt wurde Alaska durch Vitus Bering (auf S. 19 steht der schandbare Druckfehler Hering!) am 20. Juli 1741 und der vom Gipfel bis zum Fuß mit Schnee bedeckte weithin dominirende Berg zu Ehren des auf diesen Tag fallenden Kalender-Heiligen S. Elias benannt. Elias war übrigens längst schon ein vielverbreiteter Berg-Patron: Wo ehedem die Opferaltäre des Vater Zeus standen, gründeten christliche Griechen ihre Elias-Kapellen: ebenso trat Elias bei den Germanen an Thors Stelle, denn auch Elias ließ Feuer vom Himmel fallen, auch er verschloß und öffnete das Himmelsfenster, auch er fuhr wie der Donnerer in der nordischen Thrymskvidha, im Feuerwagen in den Himmel. Vom Blut des Elias gerathen sogar im Muspilli die Berge in Brand. Sein Erscheinen auf dem Tabor bei der Transfiguration ist gewiß nicht zufällig; auch im Kaukasus sind ihm die höchsten Gipfel der Berge heilig, wo ihm Milch, Butter und Eier zum Opfer dargebracht werden. Alaska (wörtlich „das große Festland“) steht auf der Karte von Cooks Reise vom Jahre 1778 zum erstenmale eingezeichnet. Seither oft von Russen und Spaniern erforscht, blieb es unter russischer Herrschaft, bis das 1,376,293 Quadratkilometer (also mehr als die doppelte Fläche des Deutschen Reiches) umfassende, doch nur von 32,152 Ein-

[1] Leipzig 1900, bei J. J. Weber. XXI, 257 S. gr. 8° mit 127 Textbildern und 34 Tafeln Abbildungen, 4 großen Panoramen und 2 Karten.

wohnern bevölkerte Land 1867 für 7 Mill. Doll. an die Vereinigten Staaten Amerika's kam. — Die weitere Geschichte des Berges wird S. 53 ff. bis auf Russell und Kerr (1891) berichtet. Fast gleichzeitig mit dem Herzog begann Mr. H. S. Bryant aus Philadelphia den Aufstieg, welcher aber später durch Erkrankung eines seiner Träger sein Unternehmen aufgeben mußte (S. 144). Der Herzog landete am 23. Juni in Alaska an der Mündung des Eisstromes Osir, durchquerte die ganze Breite des langweiligen Malaspinagletschers (welcher indessen für die folgenden Strapazen lehrreiche Vorstudien bot), setzte bis zum 16. Juli über den Seward und Agassiz-Gletscher, unter dem Brausen und Knattern der Lawinen über die Schneezungen und Eisrisse des Newton-Gletschers, worauf unter zunehmender Bergkrankheit aller Betheiligten der Aufstieg zum Elias erfolgte, dessen Gipfel in einer Höhe von 5516 m (= 18,100') der Herzog mit einem fröhlichen „Hurrah Italien und Savoyen" (es wird wohl „Evviva" gelautet haben) am 31. Juli als der Erste betrat und daselbst seine Flagge entfaltete. Die photographische Aufnahme dieser Scene gibt einen Beweis für die großen von der Gesellschaft bestandenen Strapazen. Der Aufenthalt auf dieser höchsten Spitze dauerte anderthalb Stunden, in welchen das unten liegende Panorama photographirt, die bedeutendsten Gipfel benannt und die nöthigsten Messungen veranstaltet wurden. Dann begann der Abstieg und die ungleich raschere Rückkehr, worauf schon am 13. August die Abfahrt aus der Jakutatbay erfolgte. In den Beilagen ist die wissenschaftliche Ausbeute der 53 Tage dauernden Expedition aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik und Mineralogie nebst den meteorologischen Tabellen niedergelegt.

Dr. v. Wißmanns Jagderlebnisse „In den Wildnissen Afrika's und Asiens" (Berlin 1900, bei Paul Parey, gr. 4°) werden nicht nur für jeden Nimrod, sondern auch für Kenner und Freunde fremder Länder ein reiches Interesse bieten. Diese Schilderungen sind kein Jägerlatein à la Gerstäcker, sondern beruhen auf selbsterlebter Wirklichkeit. Dazu bieten die trefflich reproduzirten Bilder Wilhelm Kuhnerts einen anziehenden Behelf. Die erste, die Jagd auf Nilpferde, Leoparden und Giraffen behandelnde Lieferung erweckt gute Erwartungen; das Ganze soll noch vor Weihnachten seinen Abschluß finden: ein Prachtwerk mehr für Waidmänner und Liebhaber des edlen Sport.

„Ein Sommer in China" von Paul Goldmann (Frankfurt a. M. 1900. Literar. Anstalt von Rütten u. Loening. I. B. 277., II. B. 301 S. 8°) ist das Ergebniß einer im April 1898 nach Ostasien unternommenen Reise. Das Opus bietet jetzt doppeltes Interesse, weil der Verfasser alle die Faktoren studirte und schilderte, welche die neueste Konstellation herbeiführten. Das ganze Aggregat der in konzentrischen Gesetzen oscillirenden Ereignisse reifte deutlich einer immerhin in unerwarteter Form ausbrechenden Weltaktion entgegen. — Wir folgen unserm immer heiter gestimmten Cicerone gern auf seiner Fahrt durch den Suezkanal, über Aden, Colombo und Singapore nach Hongkong und auf dem Perlfluß nach Canton. In dem Abschnitt, wo er die Chinesen als Künstler, Elfenbeinschnitzer und Techniker schildert, führt er uns auch in einen Laden, dessen redseliger Inhaber alsbald nach der Heimath seiner neuen Kunden im echtesten Pidjen-Englisch forscht: Also aus Germany? „Oh, da war ja neulich der „Plince Henly" hier." Das soll „Prince Henry" heißen: die Chinesen sprechen bekanntlich, wie eine affektirte Schweizerin, kein r. Und der „Plince Henly" ist in Deutschland der „man numpel two". Der „man numbel one" ist nämlich der Kaiser; demgemäß ist sein Bruder der „man numbel two". Und so geht es fort, und schließlich tritt man wieder auf die Straße und hat eine Theekanne aus chinesischem Porzellan in der Hand, obwohl man nie in seinem Leben, und jetzt weniger als je, irgendwelches Bedürfniß nach einer Theekanne verspürt hat." Großes Lob erhalten die chinesischen Matrosen: „Es sind ernste und stille Leute, unbedingt verläßig. Den ganzen Tag waschen und putzen sie an dem Schiffe herum, man kann sich keine besseren Seefahrer denken; sie sind voll Eifer und haben offenbar die rechte Liebe zum Handwerk. Einige sind jedenfalls früher auf Piratenschiffen gefahren. Es scheint, daß die Seeräuberei eine ausgezeichnete Vorschule ist, um ein guter Seemann zu werden." Ebenso geben die grimmigsten Wildschützen auch die besten Jagdhüter.[2]) Nachdem unser Gewährsmann als deutscher Journalist schon zu Canton eine Audienz bei Tao-tai Wang, dem Sekretär des dortigen Vizekönigs, genossen, erfolgt ein gleicher Empfang zu Schanghai, in dem zukünftigen Chicago China's, später auch die Interviews bei Vizekönig Jung-lu in Tientsin und bei Li-Hung-Tschang. Die Resultate dieser diplomatischen Artigkeiten spinnen sich bei aller Redseligkeit natürlich immer in den wenig ergiebigen Grenzen der Zugeknöpftheit ab. Die Wirkung bleibt für den Bierbankpolitiker immer eine sensationelle und hat keinen anderen Zweck und Nutzen als öffentliche Meinung zu machen, welche beim nächsten contrairen Wind wieder über den Haufen fällt. Alles wird interviewt, sogar der „General" Tscheng-ki-tang!! Andere Abschnitte behandeln das chinesische Nachtleben, Theater, Musik und Konzerte, das Eisenbahnwesen — wobei nicht zu vergessen, daß Hildebrand, der Erbauer des Kölner Bahnhofs, die ersten Schienen in China legte und 1895 das große Eisenbahnnetz entwarf — das Militär- und Zeitungswesen, eine Fahrt auf dem Yang-tse-kiang, die ersten Eindrücke von Kiau-tschou, die Krisis in Peking: dieses alles versetzt jeden Leser durch unversieglichen Humor in erfreuliche, gewinnende und fesselnde Stimmung.

J. C. Platter, welcher außer seinen Erzählungen und Romanen viele ethnographische Schilderungen aus seiner Heimath lieferte, führt uns in seinen neuesten „Berg- und Thalfahrten" (Innsbruck 1901 bei A. Edlinger. 268 S. 8°) durch den nördlichen Theil des Tiroler Landes, durch Zillerthal, Achensee, Innsbruck, an den Fernpaß und den Arlberg zum Stilfser- und Wormserjoch, durch Eis und Schnee und über den Brenner. Mit meisterhafter Hand zeichnet er den jeweiligen Landstrich mit den betreffenden Bewohnern, zugleich die historische Vergangenheit, nebst ihren Sitten, Sagen, Gebräuchen und Traditionen in ein packendes Charakterbild verarbeitend. In Platter ist nebst dem ehrwürdigen Ludwig Steub, Beda Weber, Zingerle, Heinrich Noë, L. v. Hörmann u. s. w. ein neuer kulturhistorischer Schilderer entstanden, ein allen Touristen, Sommerfrischlern und Freunden Tirols gewiß hochwillkommener Herold. Wie er Wort und Farbe in seiner Gewalt hat, darin bietet er jedem seiner Vorgänger die Wette, insbesondere auch in der Liebe zu seiner Heimath, die überall warm und ohne viele Betheuerungen hervorquillt.

Ihrer ethnographischen Ausstattung wegen verlegen wir die Besprechung der „Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments", welche nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung neuerdings zu Berlin in der Hofbuchhandlung bei Heinrich Grund erschienen ist,[3]), in diesen Abschnitt. Es war gewiß ein zeitgemäßes Beginnen, die heiligen Bücher nach den neuesten Ergebnissen der Geographie, Topographie und Alterthumskunde zu illustriren. Die Umsicht, womit diese Aufgabe gelöst wurde, verdient alle Anerkennung. Dabei kommen wir freilich in den landschaftlichen Scenerien über den heutigen Zustand nicht hinaus. Palästina ist nach den furchtbaren Verheerungen durch die Römer unter Vespasian und Hadrian nicht mehr das hochgelobte, von „Milch und Honig" fließende Land der Verheißung. Aber die Schatten der großartigsten Poesie und Geschichte sind doch noch über diese abgeholzten Berge, Ruinenfelder und Städtetrümmer und über die heute noch gleichmäßig rauschenden Wasser gelagert. Während wir ahnungsvoll aus dem jetzigen Volks- und Naturleben der Nachkommen die Sitten und Trachten der Vorfahren zu rekonstruiren trachten, gaben uns die archäologischen Funde aus den Schutthügeln von Babel und Niniveh überraschende, unschätzbare Belehrung. So ergänzt sich Bild und Wort zur idealen

[2]) Eine köstliche Geschichte dieser Art „Jons Raubonatis" bringt Richard Skowronnek aus den masurischen Wäldern im neuesten Daheim-Kalender 1901. S. 64 ff.

[3]) Das Alte Testament umfaßt 612 Seiten; darauf folgen die Apokryphen (111 S.), das Neue Testament (209 S.) und die Blätter zum Eintrag der üblichen Familienchronik. Das Vorwort lieferten die Berliner Universitätsprofessoren Dr. Nikolaus Müller und Immanuel Benzinger. Der Reinertrag ist zu charitativen Zwecken bestimmt.

Wechselwirkung auf streng historisch wissenschaftlicher Grundlage. Das Werk bietet auf dritthalb hundert Bildern — darunter der Mehrzahl nach Tafeln mit 22 × 16 cm — eine Fülle von Volksscenen, Ansichten und artistischen Denkmalen, also in seiner Art auch eine diplomatische Exegese. — Gleichzeitig erscheint eine sogenannte „Tausend-Bilder-Bibel“ (Stuttgart. 8°. Deutsche Verlagsanstalt), ausgestattet mit Illustrationen nach sehr verschiedenen Künstlern aller Schulen und Zeiten. Das Ganze ist auf 40 Lieferungen berechnet, wovon die Hälfte bis jetzt vorliegt. Kompositionen von Raphael und Rubens, Claude Lorrain und Ary Scheffer, Plockhorst und Murillo, Rembrandt und Overbeck, Cornelius und Munkacsy, van der Werff und Ludwig Richter wechseln mit Crumpton, Benjamin West, F. Brütt, Fügel und vielen anderen Malern.

Mittheilungen und Nachrichten.

μστ. Eine Geschichte des Spiritismus. Vor zwei Jahren begann Caesar Baudi Ritter v. Vesme's „Geschichte des Spiritismus“, in der „einzig autorisirten Uebersetzung aus dem Italienischen“ und mit Anmerkungen versehen von Feilgenhauer, zu erscheinen. Der erste Band behandelte das Alterthum. Wir bedauerten damals in einer Besprechung (Beilage v. 29. April 1898, Nr. 95), daß das Werk bei aller Verdienstlichkeit so unglaublich oberflächlich und besonders in ein geradezu grausames Deutsch übersetzt sei, nicht minder, daß der Uebersetzer mit seinen oft sehr ausgedehnten „Anmerkungen“ immer wieder den Text unterbreche. Der zweite Band sollte das Werk abschließen. Als er, Mittelalter und Neuzeit umfassend, erschien, schloß er mit den Worten: „Das zu diesem Buch noch gehörige dritte Hauptstück Verzückte und Schwärmer folgt in Band III.“ Endlich nach zwei Jahren erscheint auch dieser dritte Band „Die Neuzeit“ (Leipzig, Oswald Mutze 1900), aber noch immer kein Ende, denn die Verlagshandlung behält sich vor: „Die jüngste Zeit mit ihrem glänzenden Fortschritt (?) des Spiritismus und den epochemachenden, bahnbrechenden und unanfechtbaren Experimenten zugunsten der transscendentalen Weltanschauung, sei es nun von Hrn. Ritter v. Vesme oder von Hrn. Feilgenhauer bearbeitet, in einem Separatband nach später herauszugeben.“ Was in diesem vierten Band nach kommen soll, noch kommen kann, ist räthselhaft, denn der vorliegende dritte Band behandelt bereits den heutigen Spiritismus und die namhaftesten Spiritisten bis zum letzten bedeutendsten: Karl du Prel. Merkwürdigerweise läßt Vesme, oder eigentlich Feilgenhauer — es ist nicht immer ganz klar, ob der Verfasser, ob der Uebersetzer redet — auf du Prel noch Maximilian Perty folgen, der 1884, also 19 Jahre vor du Prel gestorben ist. Du Prel selbst wird sichtlich vom Uebersetzer sehr ausführlich behandelt, jedoch mit Anführung ganz überflüssiger Zeitungsstimmen. Es ist augenscheinlich mehr Werth auf quantitativ vollständige Aufzählung seiner Schriften (es werden sogar viele einzelne in Zeitschriften erschienene Aufsätze aufgezählt, die später in seinen Büchern gesammelt erschienen) als auf ein tieferes Eindringen in die von ihm aufgeworfenen Probleme gelegt. Auch in diesem letzten Bande darf man die geschickte, wenn auch nicht immer sehr kritische Auswahl des Thatsachen- und Literaturmaterials loben, auch das Deutsch der Uebersetzung ist in den letzten beiden Bänden merklich besser geworden, obwohl es bei so langer Dauer des Erscheinens minder flüchtig sein dürfte. Der allzureichlich gesperrte und zum Theil fette Druck im Texte wirkt vielfach reklamehaft und unwissenschaftlich. In der Vesme-Feilgenhauer'schen Geschichte des Spiritismus ist wie in der großen dreibändigen Geschichte des Occultismus des frühverstorbenen Karl Kiesewetter ein ungeheures, kulturgeschichtlich überaus interessantes Material aufgehäuft, aber der muß erst kommen, der auf Grund solcher Vorarbeiten und ohne Einseitigkeit objektiv das Ganze sichtet und ein letztes Wort spricht. Noch sind wir nicht so weit.

G—rr. Die Musik der alten Griechen. Ein Vortrag von Dr. Richard Batka. Prag, Selbstverlag 1900. — Diese neueste Schrift des ausgezeichneten Prager Musikhistorikers und -kritikers Batka stellt sich als eine außerordentlich klare, lichtvolle und gedrungene Uebersicht der gesammten antiken griechischen Tonkunst dar. Es ist wirklich bewundernswerth, mit welcher sicheren und mühelosen Beherrschung des gesammten Materials, mit welch feinem kritischen Blick die quellende Fülle des vorhandenen Stoffes auf kaum zwei Dutzend Druckseiten dargestellt und restlos bewältigt erscheint. Dabei ist Batka's Schrift trotz aller Knappheit und Oekonomie des Stils kraftvoll und ungemein plastisch geschrieben, in jeder Hinsicht ein Muster kritischer Musikhistorie. Dieser Vortrag läßt uns mit Freude und Spannung einem großen historischen Werke Batka's entgegensehen, einer „Geschichte der Musik in Böhmen“, die er zur Zeit unter der Feder hat. Und was endlich noch zu erwähnen wäre, ist, daß Batka in seiner Schrift nicht nur die gesammte historische Literatur — neben den antiken Aesthetikern vor allem die neueren Werke von Westphal, Bellermann, Crusius und die Thierfelder'schen Ausgaben altgriechischer Tondenkmäler —, sondern auch moderne ästhetisch philosophische Opern, wie Friedrich Nietzsche's herrlichen Erstling „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, in seine Darstellung einbezogen und darin gewürdigt hat. Kurzum, wir stehen nicht an, Batka's Abhandlung musterhaft zu nennen, und wünschten uns nur eine Musikgeschichte, die lauter solche Kapitel hätte.

Meyers Reisebücher: Griechenland und Kleinasien. 5. Aufl. Mit 13 Karten, 23 Plänen und Grundrissen und zwei bildlichen Darstellungen. — Meyers „Griechenland und Kleinasien“ scheint Baedekers Griechenland immer mehr erfolgreiche Konkurrenz zu machen. Während jenes nun schon in fünfter Auflage vorliegt, steht dieses immer noch bei der dritten, die 1893 erschien, also bereits in vielen Stücken veraltet ist, besonders für die in den letzten Jahren sehr stark vermehrten Eisenbahnlinien Griechenlands, sowie für die zahlreichen neuen archäologischen Funde. Diese sind in der neuen Auflage des „Meyer“ eingehend berücksichtigt und von kundiger Hand bearbeitet, so die Kapitel Delphi, die Athener Sammlungen, Epidauros, ferner besonders die wichtigen Ausgrabungen auf Thera, sowie in Milet und Priene. Erfreulich wäre es, wenn die Inselwelt der Cykladen mehr dem Verkehr erschlossen würde: was hier an archäologischen Raritäten — abgesehen von Delos — fehlt, wird reichlich ersetzt durch die rein malerischen Reize der lebendigen Landschaft. Man sollte endlich aufhören, Griechenland vorwiegend als ein großes Antiquitätenmuseum zu betrachten und darum nur Gegenden zu besuchen, die durch Ruinen geheiligt sind. Es ist seltsam, daß von den Inseln oft gerade solche die landschaftlich schönsten sind, die wenig antike Denkmäler aufweisen, wie Paros, Naxos, Andros, Kefallenia u. a. Und gerade hier findet man eine gastfreundlichere, wohlhabendere und reinlichere Bevölkerung als z. B. im Peloponnes. Vor allem aber sollte dafür gesorgt werden, daß in der nächsten Auflage auch das der Kultur wieder erschlossene Kreta als größte der griechischen Inseln die gebührende Berücksichtigung findet. — Die praktische Sprach- und Reiseliteratur zur Einführung in die heutigen Verhältnisse ist reichlich citirt, nur daß unter den praktischen Grammatiken des Neugriechischen irrthümlicherweise auch Hatzidakis' Einleitung in die neugriechische Grammatik genannt ist, die doch ein rein wissenschaftliches Werk ist. K. D.

T. Ein pathologisches Institut in Hinterindien. In der Hauptstadt der unter britischer Oberhoheit vereinigten malaiischen Staaten auf der Halbinsel Malakka, Quala Lumpor, ist jetzt ein pathologisches Institut erbaut worden, zu dessen Leiter Dr. Hamilton Wright bestimmt ist. Das britische Kolonialamt hat sich bereit erklärt, die Kosten für Studirende zu tragen, die in dieser wissenschaftlichen Anstalt die noch fast ganz unaufgeklärte Beri-Beri-Krankheit und die Malaria erforschen wollen.

Hz. u. B. **Heidelberg.** Wie uns mitgetheilt wird, erhielt Titular- u. a. Professor Dr. Gustav Landsberg einen Lehrauftrag für darstellende Geometrie, Privatdozent Dr. Stoltè für pharmazeutische Chemie und Assistent Dr. Guntert für Zahnheilkunde. — Nach der Jahreschronik erfuhr die Frequenz unsrer Hochschule auch im Berichtsjahre eine neuerliche Steigerung. Im letzten Sommersemester

zählte die Universität 1552 immatrikulirte Studirende, 109 Hospitanten und 13 Hörerinnen, zusammen 1675 Hörer. Im laufenden Wintersemester sind 1429 Studirende immatrikulirt (32 Theologen, 394 Juristen, 239 Mediziner, 171 Philologen, 386 Naturwissenschaftler), wozu noch 121 Hospitanten und 21 Hörerinnen kommen. Diese Frequenz stellt die höchste Zahl dar, die hier bis jetzt in einem Wintersemester erreicht wurde. — Am 28. Oktober waren 50 Jahre verflossen, seitdem Kuno Fischer die Erlaubniß zur Abhaltung einer öffentlichen Vorlesung „Einleitung in die Philosophie des Cartesius“ erhielt.

* **Freiburg i. Br.** Der Honorarprofessor für englische Sprache an der Universität Dr. Arnold Schröer ist zum ordentlichen Professor für englische Philologie ernannt worden.

* **Straßburg.** Zum Ersatz für Prof. August Wilhelm Freund, der sich vom Lehramte zurückgezogen hat, ist Prof. Hermann Fehling in Halle zum ordentlichen Professor der Frauenheilkunde und Direktor der hiesigen Universitätsfrauenklinik berufen worden.

* **Berlin.** Wie die „Vossische Zeitung“ berichtet, ist der in wissenschaftlichen Kreisen bekannte Physiker August Böttcher, 75 Jahre alt, am 20. November gestorben.

* **Halle.** Dem Oberverwaltungsgerichtsrath Max Schultzenstein ist auch von der hiesigen Universität die Würde eines Doktors beider Rechte ehrenhalber verliehen worden.

* **Kiel.** Die hiesige Universitätsbibliothek erhielt durch Testament des Kirchenpropstes a. D. Carsten Erich Carstens zu Tondern dessen handschriftliches Material zu einer „Schleswig-Holsteinischen Biographie“ (nach Art der allgemeinen deutschen) in drei Bänden.

Hz. **Aus der Schweiz.** An der Genfer Hochschule waren im vergangenen Sommersemester 809 Studirende und 127 Hörer, in Summa 936 Personen immatrikulirt, darunter nicht weniger denn 231 Damen und zwar 184 Studirende und 47 Hörerinnen. An der Spitze steht die medizinische Fakultät mit 103 Studentinnen, von denen 73 aus Rußland, 15 aus Polen, 6 aus Armenien, 3 aus Serbien, je 2 aus Genf und Bulgarien und je eine aus Deutschland und Luzern stammten. Siebenmal hat diese Fakultät im Universitätsjahr 1899—1900 den Doktortitel verliehen, in 3 Fällen Damen, Russinnen. — Bei der Faculté des Lettres et des Sciences sociales waren 45 Damen als Studirende und 37 als Hörerinnen eingeschrieben. Auch hier überwiegt weitaus das slavische Element. Doch finden wir je 7 reichsdeutsche Damen in beiden Kategorien vertreten — Die Faculté des Sciences zählt im ganzen 34 Damen als vollberechtigte Studirende und 10 Hörerinnen. Deutsche sind darunter gar keine, aber allein 17 Russinnen und 8 Polinnen. — Interessant ist es, daß die eidgenössische Statistik nicht das Staatsrecht, sondern die Nationalität beachtet. An der juristischen Fakultät endlich studirten 2 Damen, 1 Genferin und 1 Russin. Bemerkenswerther Weise sind an der Universität Genf die Doktor-Promotionen im Vergleich zur Besucherzahl und den anderen Schweizer Hochschulen spärlich. In Zürich haben 102, in Bern 81, in Basel 63 und in Genf nur 30 im Jahr 1899 bis 1900 stattgefunden. Lausanne hat 28, die Dominikaner-Lehranstalt 16 Doktoren kreirt. Unter den 230 Doktoren der Schweizer Hochschulen dieses Jahres befinden sich 63 Reichsdeutsche, was auf die praktische Tragweite der neulichen Erlasse des preußischen Kultusministeriums über Nichtanerkennung bezw. Nostrifikation im „Ausland“ erworbener Doktor-Diplome die Aufmerksamkeit lenken dürfte. In Genf haben 5 Reichsdeutsche, sämmtlich in Chemie, auf Grund in französischer Sprache verfaßter Dissertationen promovirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. Kutschmann: Geschichte der deutschen Illustration. Goslar u. Berlin, F. Jäger. — H. Oehmke: Ein moderner Ismael. Roman. Berlin, Jahnke 1901. — O. Naft: Irrwege der Liebe. Roman. Ebd. 1901. — M. v. Meysenbug: Stimmungsbilder. 3. verm. Aufl. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — D. v. Liliencron: Aus Marsch und Geest. Ebd. 1900. — Do., Könige und Bauern. Ebd. 1900. — Do., Roggen und Weizen. Ebd. 1900. — Do., Der Mäcen. Ebd. 1900. — Do., Breide Hummelsbüttel. Ebd. 1900. — Berg- und Hütten-Kalender, nebst Beigabe. 1901. Essen, Baedeker. — D. B. Rogge: Das Buch von der preußischen Königin. 3. verm. Aufl. Hannover, Meyer 1900. — Ch. Janitschek: Stückwerk. Roman. 2. Aufl. Leipzig, Grocklauer 1900. — K. Rade: Christinus von der Kaedoesdrift. Erzählung aus dem Burenkriege. Leipzig, Kempe 1900. — C. Hoberkalt: Der kommende Mensch. Leipzig, Günther 1901. — J. Hörhager: Das Werden der Welt. Ebd. 1901. — H. Schönfeld: Erlauschtes und Erlebtes. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — M. Immisch: Aus dem Tagebuch einer Frau. Roman. Ebd. 1900. — G. A. Ressel: Arme Narr'n. Ebd. 1900. — K. Jaenicke: Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman. Breslau, Korn 1900. — C. Thun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Lfg. 7 und 8. Jena, Fischer 1900. — E. Neubürger: Nachklänge: Frankfurt a. M., Mahlau 1900. — Fr. v. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Karlsruhe, Macklot 1900. — Dr. H. Lammasch: Die Fortbildung des Völkerrechts durch die Haager Konferenz. (S.-A. aus „Die Kultur.“) Stuttgart und Wien, Roth. — C. Bornhak: Die deutsche Sozialgesetzgebung. 4. neubearb. Aufl. Tübingen und Leipzig, Mohr 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 26. November. Nummer 271.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Paul de Saint-Victors „Die beiden Masken.“[1])

Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B.).

II.

Sophokles. Euripides. Aristophanes.

Wenn Aeschylos uns jene Kontur zeigt, welche, um mit Lenau zu reden, verwandt ist „dem schroffen Urgebirge und dem grenzenlosen Meere“, wenn er gewissermaßen das höchste, wildeste und düsterste Urgestein darstellt, Berggipfel der Poesie, um deren Häupter der Nebel des Mythus schwebt, so gelangen wir bei Sophokles in Regionen, deren Dimensionen nicht mehr den übermenschlichen Maßstab erfordern, welche aber alles veredelte Menschliche in so reicher Blüthe entwickeln, eine solche Fülle des Lebens vor unsern bezauberten Augen entfalten, daß wir erst hier mit Lust athmen und verweilen mögen. Und damit will nicht gesagt sein, daß in dieser Sphäre des Menschlichen, zu welcher wir von den blitzumzuckten Prometheusgipfeln herabsteigen, die große Tragik und die erschütternden Schicksale fehlten; aber daß Sophokles in der Durchbildung dieser Geschicke mit weniger ernster Konsequenz verfahren sei. Lewes sagt mit Recht: die Labdakidenmythe sei eines der düstersten Gewebe, das aus den Händen der Parzen je hervorgegangen sei; und wie Sophokles in der Schroffheit der Charaktere diesen Stoff zur Spitze der tragischen Fähigkeit getrieben hat, das dürfte im Reich der Poesie nichts größeres finden. Ebenso lehrt ein Blick auf des Sophokles' Orestes und Elektra, daß dieselben bei ihm ungleich härter denken und handeln denn bei Aeschylos. Aber diese gewaltigen Gipfel recken sich in das lichte Blau des athenischen Himmels; diese tragischen Gebilde stehen auf dem „strahlenden Hintergrund des athenischen Frühlings“. Sie gewannen ihr Leben in einer Luft, „so rein, so durchgeistigt, so bebend, daß eines Fremden Aussprache wie ein Mißklang erschallte“; den Meißel führte in des Dichters Hand die Harmonie gewordene athenische Seele selbst; ihr Geist des Maßes, der Grazie, welchem das Delphische: μηδὲν ἄγαν Gesetz ist. Wenn man das großartigste Beispiel der Beeinflussung eines Dichters durch sein „Milieu“ vor Augen haben will, so nehme man des Sophokles Dichtungen, herauswachsend aus dieser höchsten Blüthe hellenischer Zivilisation, wie sie das Athen jener Tage als einzigartige Erscheinung hervorgebracht hat. Das Ganze eine herrliche Linie, in edelster Harmonie verlaufend, ob wir des Dichters Schöpfungen oder sein Leben, oder das Leben seiner Zeit betrachten. Es war der wahrhafte und höchste Einklang von Leben und Kunst, wie ihn auch die Zeit Raphaels nicht in dieser Vollkommenheit geboten hat. „Zum ersten- und letztenmal enthüllte sich die Vollendung und erschien den Menschen das Schöne an sich.“

Hatte so der Mensch sein Höchstes gefunden, so waren auch die Gottheiten dieses Menschen unendlich reiner, milder und idealer geworden. Man vergleiche den Zeus, den Phidias Griechenland enthüllt hatte, „von hoheitsvoller Güte strahlend“, die Inkarnation der Sophokleischen Gottheit — mit jenem wilden, düstern, haßerfüllten, rachsüchtigen Weltbeherrscher, der Prometheus ketten läßt! „Das Morgengrauen der Gerechtigkeit“, das Aeschylos in seinen „Eumeniden“ ahnen läßt, es wird Frühroth und Tag; „eine Art unbestimmter Vorsehung erhebt sich im Hintergrund der Allmacht dieser Gottheiten; das Licht gesellt sich zu dem Blitze, den des Zeus starrer Blick schleudert!“ (II. S. 18.) Ist der Aeschyleischen Gottesfurcht ein geheimes Grauen, ja zuweilen eine wilde Anklage beigemischt, so ist in der Götterverehrung Sophokles' Liebe, „weil er gerechte Gesetze durchfühlt, die unter ihren scheinbaren Launen verborgen sind.“ (II. ebd.) Des Aeschylos Götterhorizont war noch von den Vorstellungen des Urmenschen umdämmert, den Mythisirungen seiner Kämpfe mit der Natur. In den Gottheiten des Sophokles leuchtet der freie klare Intellekt seiner Zeit; derselben Zeit, welcher Anaxagoras den Nus, den Geist als das Weltbewegende finden ließ. Eines nur ist von jener Götterbangigkeit der vergangenen Zeit, jener angsterfüllten Vorstellungswelt geblieben. In wundersamer Weise soll auch dieser Rest vermenschlicht, ja geradezu das göttliche Symbol jenes obersten Gesetzes: μηδὲν ἄγαν, werden. Indem Sophokles die Nemesis zum fast ausschließlichen Angelpunkt seiner Dramen macht, gibt er dem höchsten hellenischen Gesetz, dem des Maßhaltens, den vollendetsten und bestimmtesten poetischen Ausdruck.

Wir dürfen einen Augenblick bei dieser Gottheit Nemesis verweilen. Nemesis versinnbildlicht in ihren Anfängen die Eifersucht der Götter auf den Menschen. Sie erinnert hier an die Eifersucht von Tyrannen, die ihre Herrschaft noch nicht befestigt genug glauben. Ein Beispiel der Aeschyleischen Nemesis ist Prometheus' Strafe für seine Begünstigung des Menschengeschlechts, das Zeus in einem Zustand halten wollte, der sich über den des Thieres wenig erhob; immer in der argwöhnischen Furcht, es könne zu stark und zu gefährlich werden. Aehnlich strafte Zeus die ärztlichen Wunderthaten des Aeskulap, der das Menschengeschlecht unsterblich zu machen drohte. Den Zorn der Götter erweckte auch, wer zu tief in die Weltgeheimnisse eindrang. Man wird hier unwillkürlich wieder an Faust und sein „frevelhaftes“ Verlangen nach dem Urgrund der Welt erinnert.... Am meisten — und hier erscheint vielleicht Nemesis am häßlichsten — fordert die Göttereifersucht ein zu beständiges

[1]) Vgl. Beilage Nr. 227 d. J.

Glück heraus; freilich erscheint hier Nemesis auch mehr als die Einkleidung eines allgemein menschlichen Zuges: der Besorgniß vor dem immer drohenden Wandel der Dinge, der ein allzu hohes Glück am heftigsten stürzt; überhaupt des Gefühls der Unsicherheit und des Prekären alles menschlichen Daseins. Jedenfalls spiegelt sich in diesem Begriff der Nemesis im letzten Ende der Kampf des Urmenschen mit den Naturgewalten, der Kampf ums Dasein mit seinen Wechselfällen überhaupt. Diese rohere Form „des Entsetzens, welches die Urgötter dem Menschen einflößten“, diese düstere, ewig „scheelblickende“ Gottheit veredelt sich in dem Maße, als der Mensch selbst, speziell der Grieche, seine Erdenposition befestigt sah und daran denken konnte, sich selbst zu erziehen und damit auch seine Gottheiten. „Seiner Dichter Eingebung, der Gedanke seiner Philosophen, der Meißel seiner Bildhauer verfeinerte sie allmählich“. . . . So auch die Nemesis. „Dem unförmlichen Steinblock entsteigt die vollkommene Statue, der schädliche Aberglaube verwandelt sich in erhobene Tugend.“ (II. S. 31) Sie gewinnt hier einen ethisch-pädagogischen Charakter; sie wird zugleich zu einem Gesetz der Humanität. Sie fordert vom Menschen das Ebenmaß, die Bezähmung aller Leidenschaften; darin trifft sie sich in gewissem Sinn mit der platonischen „Sophrosyne“, der weisen Mäßigung. „Diese Göttin der Mäßigung und des Gleichgewichts ist die Muse von Sophokles' Genius; sie begeistert und regiert ihn, seine ganze Bühne ist voll von ihren Strafen und ihren Lehren.“ (II. S. 34.) Aber sie warnt, bevor sie straft. Noch erkennen wir undeutlich den alten Neid der Götter in ihr; aber er ist verschmolzen „mit ihrer Gerechtigkeit“. Sie wird die Zwillingsschwester der „Dike“, „die hehre Hüterin der Grenzen, die dem menschlichen Hochmuth gesteckt sind. Die Bildhauerei stellte Nemesis mit erhobenem Vorderarme dar, um den Ellenbogen, das Zeichen des Maßes, anzudeuten, und in der anderen Hand einen Zaum haltend. Diese Statue steht auf der Schwelle aller Sophokleischen Tragödien, und auf ihrem Sockel steht der Vers geschrieben, der ihre Moral in sich faßt: „die Götter treffen Jeden, der als Mensch geboren, nicht als Mensch denkt.“ (II. S. 34.)

Dieses ethische Grundmotiv in den Sophokleischen Tragödien nachzuweisen, es im Einzelnen der jeweiligen tragischen Gestaltung eingehend zu erörtern, das ist der leitende Gedanke dessen, was Paul de Saint-Victor uns über Sophokles zu sagen hat. Nicht immer sehen wir das Walten der Nemesis so sichtbar wie in „König Oedipus“ oder „Antigone“, welch letztere Tragödie in König Kreon den schärfsten Typus des Opfers der Nemesis darstellt. Zuweilen, wie bei „Philoktet“ liegt das Nemesismotiv gar zu weit ab in der Vorgeschichte Philoktets und seiner Leiden; Saint-Victor hat hier, der möglichst vollkommenen Durchführung des Leitmotivs seiner Abhandlung zuliebe, verkannt, daß der eigentliche Konflikt des Dramas zwar auch ein ethischer, aber höchstens ein den eigentlichen Nemesiskonflikten verwandter ist. Auch in den „Trachinierinnen“ ist die Nemesis nur mehr durch den Schleier einer anderen Handlung erkennbar. Typisch für die der Nemesis Verfallenen ist der Zustand einer mehr oder minder großen Geistesverwirrung; man könnte, um populär zu reden, sagen: Verbohrtheit; auch hier sehen wir den Begriff der Sophrosyne deutlich durchschimmern. Vielleicht am charakteristischsten für die hellenische Anschauung ist dies bei „Aias“ und seiner Verhöhnung durch Pallas Athene: Aias, die rohe Kraft, in tragischer Weise an der Nase geführt durch die Göttin, die den Inbegriff griechischer Klugheit darstellt. Hier steigert sich der Zustand des der Nemesis Geweihten zur direkten Besessenheit. Aber es ist in der Schilderung dieser Besessenheit ein ähnliches Lachen über die täppische maßlose Kraft, wie jenes gutmüthige bei Euripides über das Ungeschlachte des Herakles; der Spott des verfeinerten maßvollen Griechen über das Unmäßige, das für ihn beinahe identisch ist mit Barbarei. — In der Oedipus-Tragödie ist das Nemesismotiv stark verquickt mit dem Empfinden eines unverschuldeten Fatums, worüber auch die Tödtung des Vaters in der Vorgeschichte und das heftige, maßlose Auftreten gegen Teiresias nicht hinweghelfen. Wir fühlen die poetische Verpflichtung der tragischen Schuld durch den Dichter nicht völlig gedeckt. Furcht und Mitleid freilich empfinden wir in hohem Grade; aber es ist denselben das Mißgefühl beigemischt, daß blutige, wilde Sagen, deren von Saint-Victor nicht völlig aufgeklärter Zusammenhang mit dem Naturmythus uns nicht entleiten kann, in die reine Menschlichkeit des Sophokleischen Dramas hereinragen. Wir erheben unwillkürlich die wehevolle Anklage der Goethe'schen Verse gegen die „himmlischen Mächte“:

> Ihr führt ins Leben uns hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden;
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein …

Wir dürfen umsomehr die Kunst des Dichters bewundern, der uns durch die grandiose Herausbildung der Charaktere und den poetischen Reichthum seines Werkes diese Bedenken im Fluge der Scenen vergessen läßt; sie stellen sich erst bei der Analyse heraus. Und die, man darf sagen, himmlische Auflösung der anfänglichen Dissonanz, im „Oedipus auf Kolonos“, ertränkt diese Schatten in der Apotheose des Unglückskönigs, in einem Meer von Harmonie. — Am schärfsten, wie gesagt, ist der Typus des der Nemesis Verfallenen in der „Antigone“ herausgearbeitet. Und zwar ist der tragische Vorgang hier in verschiedener Hinsicht sehr interessant. Das Recht, das der Todte heischt: ein ehrenvolles Begräbniß zu erhalten, gestattet sich zu einer herrlichen Vertheidigung der Menschenrechte, der Humanität; dieser Menschenrechte, zu deren Schützer Sophokles die Götter selbst macht; und die Vollstreckerin ihres Willens, die Nemesis. Dem blinden Haß eines Tyrannen stellt Antigone in ihrem berühmten Verse das Gebot der Liebe entgegen. Seiner willkürlichen Vorschrift setzt sie die ungeborenen, unerschaffenen Gesetze entgegen, die allen irdischen Vorschriften vorausgegangen und über sie erhaben sind … die im Allerheiligsten der gerechten Seelen die Herrschaft behaupten. … (II. S. 189.) Der Konflikt zwischen warmfühlender Jugend und eisgrauem hartem Alter ist niemals mit größerem alles Menschliche mehr umfassenden Hintergrund dargestellt worden. Es ist gewissermaßen die junge Generation, die in Antigone und späterhin Hämon, ihrem Verlobten, spricht; die noch immer die Verfechterin der Menschenrechte war, die eben keine besseren Stützen haben als Liebe und wahrhafte, nicht Buchstabengerechtigkeit. — Nicht ganz unanfechtbar ist, was Saint-Victor über das Auftreten des erotischen Moments in „Antigone“ sagt. Indem er konstatirt, daß es hier zum erstenmal auf der griechischen Bühne erscheine, erwähnt er die Zurückhaltung, mit welcher der Dichter die Liebe zwischen Antigone und Hämon behandelt. Aber sein Zweifel, ob Antigone Hämon liebe, scheint mir durch die von Saint-Victor selbst citirten Verse:

> Die Brautschaft bricht er, gönnt mir nicht das Glück
> Der Ehe, u. s. w.

widerlegt; und daß sie Hämon nicht direkt erwähnt, beweist nur das Herbe dieser Natur, die bei aller Liebe zu schamhaft ist, dieselbe direkt Wort haben zu wollen. Auch, daß Antigone kein einziger Schrei der Leidenschaft entschlüpft sei, läßt sich nicht aufrechterhalten. Es ist ein Schrei nach Liebesglück in ihren Worten:

Hochzeitsfreuden versagte
Mir das Geschick; es umklangen mich nicht
Bräutliche Lieder,
Weil mich ins Brautgemach
Acheron heimführt ...

Diese Worte von den Lippen der jungfräulichen Antigone sagen mehr als vielleicht mancher spätere Liebesmonolog!

Noch Eines möchte ich hervorheben; etwas, das Saint-Victor entgangen ist. Sowohl „Antigone“ als „Philoktet“, dessen ethische Grundlage, die zwei Seelen in der Griechenbrust Neoptolemos und Odysseus ich übergehen muß — zeigen einzig von den Sophokleischen Tragödien die Struktur des Dramas im eigentlich modernen, seit Shakespeare geltenden Sinn: Als Konflikt der Charaktere, bezw. Willensrichtungen. Bei den anderen Tragödien sehen wir zumeist ein Geschehen, ohne den eigentlichen Stempel des Dramatischen in unserm Sinn. In der Oedipus-Tragödie erscheint sogar der menschliche Wille als Spielball der göttlichen Mächte; in Aias und den Trachinierinnen haben wir eigentlich nur eine oder zwei geradeaus laufende Scenen, ohne die Verschlingungen eines dramatischen Knotens. Wenn also die mehr oder minder große Modernität den Ausschlag geben soll, so werden Philoktet und Antigone vor allem die Dramen für unsre Schaubühne sein!

Wir verlassen Sophokles, ohne seiner Verdienste um die Erweiterung der dramatischen Scene zu gedenken, oder die Fülle und Herrlichkeit seiner Sprache näher zu charakterisiren, die Harmonie, Innigkeit und Größe seiner Chöre zu schildern. Aber indem wir Abschied von ihm nehmen, gedenken wir jenes Chorgesangs, mit dem er nach einer Sage vor den athenischen Richtern, bei denen seine Entmündigung beantragt war, seine Geistesfrische bewiesen hat. Es ist der herrliche Lobgesang auf sein Vaterland Attika. Wir können uns diese Strophen nicht ohne wehmüthige Empfindungen vergegenwärtigen, wenn wir erwägen, daß sie gedichtet wurden zu einer Zeit, da das Perikleische Zeitalter dahin war und schon die Zersetzung begonnen hatte. Dieses Heimathglück ohne gleichen, das hier voll ausströmt, der Vaterlandsstolz, der aus diesen Versen spricht, — sie sind gewissermaßen der Schwanengesang der athenischen Größe, das Abschiedslied an die einzig schöne Heimath der edelsten Menschheitsfülle, der Kunst, der Weisheit, der Tapferkeit. Sommersonnenwende! Mitten in der Fülle der Blüthe geht es abwärts. Der Pulsschlag eines einzigen, auf Harmonie und Vollkommenheit in allen Dingen gerichteten Lebenswillens weicht der Zerstreuung. Wenige Schritte weiter im Gang der Jahre und wir befinden uns in der Décadence! Das Jahrhundert, am Ende angekommen, zerstört sein eigenes Werk.

Auch für die Tragödie beginnt mit Euripides ein Herabgleiten von den Gipfeln des Aeschylos und Sophokles. Aber zugleich auch eine Weiterentwicklung! Es ist kein Stillstand des Lebens, was Euripides geschaffen hat. Es ist eine neue Phase desselben; es ist, wenn wir uns auf die Warte der Totalität stellen wollen, ein Fortschreiten. Es war allerdings eine Auflösung und Zersetzung des alten Zustandes in vielen sehr wesentlichen Punkten; aber an Stelle des Zersetzten traten Neubildungen, welche zum mindesten für die Fortentwicklung der Bühne von größter Wichtigkeit waren, ganz abgesehen von ihren poetischen Qualitäten. Euripides war also ebensowohl Neuschöpfer als Zerstörer: und diese Doppelstellung erwarb ihm begeisterte Freunde, aber vielleicht noch mehr Feinde. Wer nur die Zerstörung und die Zersetzung sah, die von seiner dichterischen Persönlichkeit ausging, und den neuen Lebens- und Gefühlsgehalt, den er der Bühne brachte, nicht sehen konnte oder wollte, der mußte Euripides hassen und verabscheuen. Das waren die konservativen Elemente, welche das hellenische Staatsideal immer mehr abbröckeln sahen, und bei der Wichtigkeit, welche die Bühne in Athen besaß, den Dichter dafür schuldig machten, wo er eigentlich doch nur das Spiegelbild einer in Fluß, Gährung und Zersetzung begriffenen Zeit gab. Die eigentlichen Kinder ihrer Zeit aber jauchzten ihm, manchmal vielleicht widerwillig, als dem Bringer bisher unerhörter Sensationen zu. Das leidenschaftliche Für und Wider prägt sich in der Dichterkomödie seines andauerndsten Hassers: Aristophanes — den „Fröschen“ plastisch aus.

(Schluß folgt.)

Die Anfänge der Gegenreformation in Steiermark.

Von Anton Chroust.

(Schluß.)

III.

An der Kurie scheint man doch erst nach diesem offenkundigen Sieg des Protestantismus die Lage in Innerösterreich ernstlicher ins Auge gefaßt zu haben. Die Besorgniß, daß der Protestantismus in der Grafschaft Görz Wurzel fassen und von da nach Italien hinübergreifen möchte, hat Gregor XIII. wohl mehr beunruhigt, als das, was ihm von der Schwäche Karls II. zu Ohren kam. Einem warnenden Breve des Papstes folgte dessen Nuntius Felician da Ninguarda, Bischof von Scala, der dem frommen Erzherzog ankündigte, er sei in die Strafen verfallen, welche die Bulle Coena domini über die Förderer der Ketzerei verhänge; weltklug vergaß der Italiener aber auch nicht, den Erzherzog darauf hinzuweisen, wie sehr die protestantischen Stände der landesfürstlichen Gewalt nachstellten. Es machte auf den Italiener keinen Eindruck, ist aber zur Charakteristik der Persönlichkeit des Landesfürsten und für die Weiterentwicklung der Dinge von Bedeutung, daß Karl II. zu seiner Rechtfertigung u. a. vorbrachte, daß seine Religionskonzession nicht die Städte und Märkte betreffe, daß selbst in den vier größeren Städten die verheißene Duldung sich nur auf die Herren und Ritter, die sich daselbst aufhielten, bezöge — überhaupt hätten diese die Zugeständnisse falsch gedeutet und unberechtigte Neuerungen eingeführt, die er, der Erzherzog, sogleich habe abstellen lassen. Der Nuntius verlangte einen förmlichen Widerruf der Zugeständnisse, doch begnügte er sich in Anbetracht der schwierigen politischen Lage des Erzherzogs mit einem geheimen. Schon am 18. Dezember 1578 schrieb Karl an seinen Bruder Ferdinand von Tirol, daß die Religionskonzession zur „Serenierung“ seines Gewissens aufgehoben werden müsse; aber er sah voraus, daß diese Aufhebung die Sperrung der Bewilligungen der Landschaft zur Folge haben werde und forderte vom Kaiser, von seinen Brüdern und seinen bayerischen Verwandten Rath und Gutachten, wie man das eine durchsetzen, das andere vermeiden könne. Er selbst

regte eine persönliche Zusammenkunft der benachbarten katholischen Fürsten an, auf der berathen werden sollte, wie die Konzessionen zurückgenommen und das fürstliche Gewissen salvirt werden könne.

Die Münchener Konferenzen am 13. und 14. Oktober 1579 stellen die Grundzüge der Gegenreformation in Inneröſterreich fest: die Zugeständnisse sind zurückzuziehen, aber nicht durch förmlichen Widerruf, sondern durch allmähliche thatsächliche Annullirung, die Prädikanten, die vor allem den Widerstand schüren, sind zunächst aus den Städten und Märkten zu entfernen, bei Besetzung offener Stellen, besonders im Hofdienst, ausschließlich Katholiken zu berücksichtigen. Die Stände muß man von einander trennen, dagegen sich selbst mit den benachbarten katholischen Fürsten um so enger vereinigen (Empfehlung des Landsberger Bundes), die fürstlichen Finanzen sind vor den Folgen der Steuerverweigerung durch Erschließung neuer Einnahmequellen sicher zu stellen, der Papst und Spanien um materielle Unterstützung zu ersuchen.

Nach diesem Programm geht die Regierung Karls II. in den nächsten Jahren vor, weit geschickter im wohlbedachten Angriff als die Stände in ihrer Abwehr, die auf dem nächsten Landtag von 1580 zwar mit allerlei Religionsbeschwerden die Verhandlungen eröffnen, aber schließlich die Türkenhülfe bewilligen und sogar den Bürgern von Graz und von anderen Städten, gegen deren Prädikanten die Regierung den Feldzug beginnt, Geduld predigen. Freilich sind diese Prädikanten auch für die Landschaft nur zu oft eine Quelle der Verlegenheit. Leidenschaftlich und unduldsam, meist landfremd und darum der Landesart ungewohnt, dabei nicht immer von fleckenlosem Ruf, bemühen sie sich, von der Kanzel herab den Zwiespalt zu vergrößern, und geben so selbst den spähenden Gegnern eine Waffe in die Hand. Diese aber schreiten rüstig vorwärts. Schon beim nächsten Landtag lautet die Antwort des Landesfürsten auf die Religionsbeschwerden der Stände merklich entschiedener, die Klagen werden mit Gegenklagen beantwortet, mit besonderem Nachdruck spricht man von der Nothwendigkeit, die landesfürstliche Gewalt zu wahren. Das bedeutsamste aber ist, daß Karl jetzt (Dezember 1580) wieder versucht, einen Stein aus der Pazifikation zu brechen: er erklärt, daß in den landesfürstlichen Städten und Märkten nur die katholische Religion ausgeübt werden könne und daß dem evangelischen Gottesdienste im Grazer Landhaus nur der Adel mit seinem Gesinde anwohnen dürfe. — Darauf erfolgen wortreiche Proteste der Stände, man redet den geheimen Räthen, welche im Namen des Erzherzogs die Zusage gegeben, ins Gewissen, man macht vor dem Erzherzog selbst einen Fußfall, — aber im Schoß der Landschaft kommt man nicht über den loyalen Satz hinaus, daß man selbst der schlechten Obrigkeit gehorchen müsse und verzichtet auf die wirksamste Waffe, die Steuerverweigerung. Der Gegenreformation kommt die Theorie der lutherischen Theologen vom leidenden Gehorsam zuhülfe. Für welche Sprache der Erzherzog ein Ohr hat, das zeigt sein Verzicht auf die Ausführung des Dezemberdekrets, sobald er von der drohenden Haltung der Grazer Bevölkerung hört. Das Dekret wird bis zum nächsten Landtag eingestellt und die geheimen Räthe versprechen dafür zu sorgen, daß es völlig unausgeführt bleibe. Dafür macht aber die Landschaft Karl II. ein bezeichnendes Zugeständniß: in dem Ausschuß, der dem Erzherzog für seine Nachgiebigkeit Dank sagt, ist die Bürgerschaft nicht vertreten. Das hatte sich der Erzherzog ausbedungen und die Herren und Ritter hatten eingewilligt; von der Absicht, die Bürgerschaften als einen Theil der Landschaft zu reklamiren, ist keine Rede mehr. Der Keil zwischen Adel und Bürger ist um ein Stück tiefer getrieben.

Das Zurückweichen Karls II. war für die Partei des Nuntius und für die Jesuiten eine schmerzliche Ueberraschung; aber kaum sind die Wogen der Landtagshandlung verrauscht, als auch Karl schon wieder zu seinen vorigen Entschlüssen zurückpendelt. Er schickt den Bischof von Gurk nach Rom, um sich mit einem Bericht über die Lage wegen seiner Nachgiebigkeit zu entschuldigen, zugleich auch um materielle Unterstützung zu heischen, die eben sowohl gegen den Erbfeind, wie gegen rebellirende Unterthanen verwendet werden soll. Mit Geschicklichkeit versteht der Sendbote, dem Papst die Uebermacht des evangelischen Adels zu schildern, die Gefahr einer evangelischen Propaganda in Oberitalien, die von Inneröſterreich ausgehe, auszumalen; der sparsame Gregor XIII. greift in seinen Schatz, gibt auch für die Zukunft Verheißungen, gewährt volle Verzeihung für die Nachgiebigkeit des Erzherzogs beim Brucker Landtag und stellt die Errichtung einer ständigen Nuntiatur in Graz in Aussicht; — man wird in Rom eingesehen haben, daß der schwache Fürst einer beständigen Stütze und Aufsicht bedürfe.

So kann der Kampf gegen die Pazifikation von neuem beginnen, nur daß man ihn jetzt vorsichtiger, schrittweise führt. Die Regierung, in der der Vizekanzler Dr. Schranz sich durch besonderen Eifer hervorthut, dreht den Spieß um, wirft den Evangelischen Verletzung der Bedingungen der Pacifikation vor (Dezember 1582) und kommt schließlich darauf zurück, daß in den Städten und Märkten nur der katholische Kult zugelassen sei. Ausdrücklich wird jetzt den Grazern, den Bürgern wie dem Hofgesinde und der Beamtenschaft, verboten, an dem evangelischen Gottesdienst in der Kirche des Landhauses theilzunehmen. Die Beschwerden, die natürlich nicht ausbleiben, beantwortet man, in dem man jetzt den Unterschied von Gewissens- und Kultusfreiheit ausführt und die vorigen Zugeständnisse allein auf jene bezieht; wem damit nicht genug gethan ist, dem gibt man zu verstehen, daß der Religionsfrieden dem katholischen Landesherrn noch ganz andere Mittel gegen die Evangelischen an die Hand gebe.

Zum erstenmal beginnt den Herren und Rittern eine Ahnung aufzudämmern, daß vor einem rücksichtslosen Gegner auch ihre Stellung nicht völlig gesichert sei und daß die stetig vorschreitende Gegenreformation auch vor den Thoren ihrer Schlösser nicht stehen bleiben werde. — Aber auch jetzt kommt man über papierene Maßregeln nicht hinaus: das Aeußerste, was die Landschaft wagt, ist, daß sie sich mit der Bitte um Fürsprache an Kaiser und Reich wendet, das eben damals zu Augsburg zum Reichstag von 1582 versammelt ist. Dadurch aber erregen die Stände erst recht den Unwillen des auf seine landesfürstliche Hoheit und Autorität ungemein eifersüchtigen Fürsten, ohne etwas für sich zu erreichen: Rudolf II. gibt ungnädigen Bescheid und die Fürsprache der evangelischen Reichsstände fällt mattherzig genug aus. Die Steiermärker hatten sich natürlich an die Anhänger des Konkordienwerkes, an Kursachsen und die sächsische Partei, gewendet; aber die beiden Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz wußten keinen besseren Trost, als daß die Steierer ihre Sache Gott befehlen müßten. Man braucht in diesem Bescheid nicht mit Loserth die Wirkung der großen Denkschrift zu sehen, die Karl II. dem Kurfürsten August II. unterbreitete (S. 415), er fließt aus der nun schon seit drei Jahr-

zehnten festgehaltenen Politik der Kursachsen, auch in Religionssachen zu „temporisiren“ und jeden offenen Bruch mit den katholischen Mitständen, vor allem mit dem Kaiser zu vermeiden. Von der Hülfe der regsamen Reformirten wollten die hartlutherischen Steiermärker aber nichts wissen.

Die eigentliche Offensivbewegung des Katholizismus setzt erst mit 1582 ein und reißt seitdem nicht mehr ab. Der Gang, den die Gegenreformation im Reiche nimmt, die Erfolge des Kölnischen Krieges, wirken auf Inneröſterreich zurück. Auch die Entschlossenheit Karls II., der freilich von seinen bayerischen Verwandten nicht aus dem Auge gelassen wird, nimmt zu, im gleichen Maß wie die Zaghaftigkeit der Stände. Die Grazer Bürger, muthiger als die Herren und Ritter, hatten sich um das neue landesfürstliche Dekret nicht gekümmert und hatten nach wie vor den evangelischen Gottesdienst im Landhaus besucht; dafür werden jetzt Bürgermeister, Stadtschreiber und Richter in Haft genommen und bald darauf mit dem ganzen Stadtrath ausgewiesen. Die Jagd auf die Prädikanten wird immer eifriger betrieben, der Bau neuer evangelischer Kirchen wird eingestellt und auf dem Landtag von 1583 schlägt die Regierung auch gegen die Herren und Ritter einen schrofferen Ton an. Daß die Zeit der Rücksichtnahme für sie vorüber sei, wird durch die Verhaftung des Sekretärs der Landschaft, Hirsch, angekündigt, der im Gespräch mit Schranz hatte durchblicken lassen, daß der Erzherzog sein der Landschaft gegebenes Wort nicht halte. Der begründete Vorwurf genügt, den wichtigen und einflußreichen Mann zu verderben: trotz aller Vorstellungen der Stände muß er das Land verlassen. Selbst die katholischen Prälaten, die sich längst von den anderen Ständen gesondert hatten, mißbilligten diesmal das Verfahren der Regierung. Aber diese geht unbekümmert ihren Weg weiter: schon tastet sie das Recht der Steuerbewilligung der Stände, das Palladium der Landesfreiheit, an und droht, sich an dem Vermögen der Steuerverweigerer schadlos zu halten. Auf die Vorstellungen der Landschaft erwidert der Erzherzog kühl, die Zurückziehung des Dekrets vom Dezember 1580 sei auf beschränkte Zeit gemeint gewesen.

Unter solchen Eindrücken geht der Landtag von 1583 auseinander, ohne daß die Vorlagen der Regierung in Berathung gezogen worden wären. Die Regierung setzt die Feindseligkeiten fort; ohne auf den kleinlauten Widerspruch der Stände zu hören, führt sie den neuen Kalender ein. Glaubenseifrige beginnen sich schon mit dem Gedanken vertraut zu machen, das Land zu verlassen. Neben der Heimsuchung um des Bekenntnisses willen drückt die Türkengefahr auf die Gemüther: beim zweiten Landtag des Jahres 1583 scheut die Landschaft vor der Verantwortung zurück, dem Erzherzog alle Mittel zur Vertheidigung des Landes zu versagen. Aber das Entgegenkommen wird der Landschaft von Karl nicht gelohnt. Vielmehr tritt er, der sich bisher hinter seinen geheimen Räthen zu verstecken geliebt hatte, nun in eigener Person in den Vordergrund und beansprucht gebieterisch, seine Versprechungen allein interpretiren zu dürfen; ganz offen droht er jetzt, falls die Stände sich nicht an dem Dekret von 1582 ersättigen ließen, mit der Anwendung der Bestimmungen des Religionsfriedens, d. h. mit der Ausweisung aller Evangelischen. Die Drohung übt die gewünschte Wirkung aus: Herren und Ritter beginnen ernstlich zu erwägen, ob es nicht Zeit sei, die Sache der Bürger fallen zu lassen, um die eigene zu retten. In solcher Stimmung werden die Geldforderungen der Regierung bewilligt.

Jeder Erfolg gibt der Regierung neuen Muth; der große Fußfall, den die ganze Grazer Bürgerschaft am 21. Mai 1584 mit Weib und Kind vor der Burg thut, um unbedrängt bei ihrer Religionsübung belassen zu werden, macht keinen Eindruck, — mehr Wirkung hatte der Aufruhr der Grazer drei Jahre zuvor gethan. Jetzt erhält die unbotmäßige Hauptstadt einen landesfürstlichen Kommissär vorgesetzt, der allen Rathssitzungen beizuwohnen hat und jeden Widerstand der Bürger im Keim ersticken soll. Da man die noch übrig gebliebenen Prädikanten als die Anstifter alles Widerstandes vermuthet, so wird ihnen überhaupt verboten, vor Bürgern zu predigen oder eine Kultushandlung auszuüben, auch nicht im Privathaus; die ohnehin fließende Grenze zwischen Gewissens- und Kultusfreiheit ist damit überschritten. Und daran nicht genug, die Regierung weist jetzt auch die Seele des ganzen evangelischen Kirchenwesens in Inneröſterreich, den Superintendenten Dr. Jeremias Homberger, aus dem Lande (August 1585), der 10 Jahr lang in Graz gewirkt hatte und als furchtloser, streitlustiger Prediger der Regierung längst ein Dorn im Auge war. Diese Ausweisung geschieht kurz vor einem neuen Landtag, der trotzdem der Regierung wieder alle Forderungen bewilligt — ein neuer Beweis, wie selbstbewußt die Regierung, die sich ganz in den Dienst der Gegenreformation gestellt hat, nun aufzutreten wagt, wie sehr der Muth der Landschaft abgenommen hat.

Erst in diesem Stadium des Kampfes scheinen — nach Loserths Darstellung zu schließen — die Jesuiten stärker in den Vordergrund zu treten. Die Mittheilungen in Loserths Buch über ihren Antheil an der Gegenreformation in Inneröſterreich sind leider unbefriedigend. Ueber ihre Berufung nach Graz geht der Verfasser ebenso schnell hinweg, wie über ihre Thätigkeit in den 70 er Jahren. Diese Thätigkeit wäre um so sorgfältiger darzustellen gewesen, als wir darin wohl vorzugsweise die positive, aufbauende Wirksamkeit der Gegenreformation zu erkennen haben werden. Im eigentlichen Religions- und Parteikampf mögen die Jesuiten sich mehr Zurückhaltung auferlegt haben, als man insgemein anzunehmen geneigt ist; mit der Einrichtung ihres Kollegiums in Graz, aus dem sich das noch heute blühende erste Staatsgymnasium entwickelt hat, mit der Wiedereinrichtung des katholischen Kults in den bekannten prunkvollen Formen, mit der auf die höheren Kreise zielenden Thätigkeit im Beichtstuhl, scheinen die Väter sich vorerst begnügt zu haben; die Wirksamkeit auf der Kanzel tritt erst später stärker hervor. Das wichtigste blieb den Jesuiten doch von Anfang an der Unterricht der Jugend; das Bestehen der weitberühmten landschaftlichen Stiftschule zwang zu besonderen Anstrengungen und hielt den Wetteifer wach. Wohl im Hinblick auf die Stiftschule ist auch die Gründung der Universität Graz so sehr beschleunigt worden, die natürlich völlig von Jesuiten geleitet wurde; andere Lehrer hätte man übrigens im katholischen Lager gar nicht gefunden.

Sicherlich ist die Gründung der Universität ein Markstein in der Geschichte der Gegenreformation in Inneröſterreich. Ihr Dasein erlaubt der Regierung, einen neuen Schlag gegen den Protestantismus zu führen, der auch den Adel mittrifft: alle Unterthanen werden verhalten, ihre Söhne ausschließlich auf die Landesuniversität zu schicken; der Besuch der ausländischen protestantischen Universitäten durch den steirischen Adel wird verboten, die Verbindung mit den Glaubensgenossen im Reich unterbunden.

Seit 1586 setzt sich die Gegenreformation in Steiermark auch positive Aufgaben; mit größerem Nachdruck denn

zuvor wird auf bessere Erziehung des katholischen Klerus gedrungen; auch die Regierung will das ihrige zur sittlichen Hebung der Geistlichkeit thun und plant dazu die Errichtung einer eigenen geistlichen Behörde, eines „geistlichen Raths", der zugleich die Rechts- und Vermögensverhältnisse der Kirchen und Klöster regeln soll. Dieser Plan fiel zusammen; nach den Erfahrungen, die die Kurie und die Ordinarien mit dem niederösterreichischen Klosterrath gemacht hatten, lag die Besorgniß nahe, daß die neue Behörde mehr den landesfürstlichen als den religiösen und kirchlichen Interessen dienen werde. Das landesfürstliche Interesse zog auch so schon aus der Gegenreformation manchen stattlichen Gewinn und hat in der Folge erst recht verstanden, sich für seinen katholischen Eifer zu belohnen, nicht bloß auf Kosten der Stände. Schade, daß Loserth dieser politischen Seite der Gegenreformation so wenig Beachtung gegönnt hat, obwahl wiederholt betont worden ist, wie nothwendig es sei, den Zuwachs, den die landesfürstliche Macht grade durch die Gegenreformation erfahren hat, zu messen und aufzuzeigen.

Die letzten Lebensjahre Karls II. bringen dem steirischen Protestantismus nur neue Einbußen. Die Landtage verlaufen eintönig, die alten Beschwerden werden immer zaghafter vorgebracht, die Bescheide der Regierung werden immer mehr herausfordernd; Niemand denkt an Steuerverweigerung, schon Viele aber an die Auswanderung. Die Landschaft läßt sich bieten, daß die Regierung den Bau evangelischer Gotteshäuser selbst auf dem Grund evangelischer Herren untersagt, daß den Protestanten das Begräbniß an geweihter Stätte verweigert wird; schon beginnt man in den Städten und Märkten mit sanftem Zwang das Werk der Bekehrung zur alten Kirche und nicht ohne Erfolg; denn seitdem den Prädikanten jede Seelsorgethätigkeit unter den Bürgern bei schwerer Strafe verboten ist, fehlt diesen Kreisen der ermuthigende Zuspruch; die Ertheilung des Bürgerrechts wird aber fortab an den Eid gebunden, sich zur alten Kirche zu halten.

Während Herren und Ritter die Hände in den Schoß legen, greifen die Grazer Bürger und Handwerker nochmals zur Selbsthülfe (Juni 1590). Sofort zeigt sich wieder die Schwäche der Regierung, die dem Straßentumult rathlos gegenübersteht und nicht einmal die Rädelsführer zu bestrafen wagt. Freilich wird bald darauf, am 10. Juli 1590, Karl II. aus diesem Leben abberufen, die vormundschaftliche Regierung für den jungen Ferdinand ist durch andere Sorgen in Anspruch genommen. Die Grazer gehen straflos aus und dem Protestantismus in Innerösterreich wird noch eine achtjährige Gnadenfrist zutheil, bis Ferdinand, zu seinen Jahren gekommen, in die Fußtapfen seines Vaters tritt.

* * *

Damit schließt Loserths Werk; es bleibt ihm aber noch die Hauptarbeit zu thun übrig, die eigentliche Gegenreformation in Innerösterreich darzustellen, die das Schicksal des Protestantismus in diesen Landen besiegelt hat. Was der Verfasser in dem besprochenen Buch bietet, sind eigentlich doch nur sehr dankenswerthe Beiträge zur Vorgeschichte dieser Gegenreformation. Ich sage Beiträge, weil der Verfasser selbst diese Vorgeschichte nur von einer Seite her aufhellt, weil er uns eigentlich nur die Geschichte des Kampfes der Stände mit der Regierung wegen der Religion bietet. Diese Geschichtsdarstellung ist zudem fast ausschließlich auf die Akten und Protokolle der einen Partei, eben der evangelischen Stände, gegründet, und so kommt es mit Nothwendigkeit, daß Loserth den Verlauf des Kampfes durch die Brillen dieser Partei ansieht. Dem Verfasser war es ganz gewiß ferngelegen, Partei zu ergreifen; aber ihm ging es wie manch anderem wahrheitsliebenden Forscher: er wurde wider besseren Willen zur Auffassung jener Partei genöthigt, deren Akten allein er kannte. Wer aber Geschichte schreibt, politische zumal, der übt, wenn auch ohne seinen Willen, ein Richteramt, und darum gilt auch für ihn das alte Wort: eines Mannes Red', keines Mannes Red'; du sollst die Part' verhören beed'. Loserth hat sich zur Sammlung seines Aktenmaterials zu wenig Zeit gegönnt, hat im wesentlichen nur das Grazer Landesarchiv, eben das Archiv der evangelischen Stände, ausgebeutet, die Akten der Regierung nur spärlich, die der geistlichen Behörden gar nicht. Möglich, daß gerade diese Akten dem Verfasser unerreichbar blieben; aber ohne die Kenntniß dieser Quellen, die uns von den Zuständen und Abwehrmaßregeln der alten Kirche Nachricht geben, kann eine wirkliche Geschichte der Gegenreformation irgend eines deutschen Territoriums nicht geschrieben werden. Man sehe nur, welch reiche Kenntniß der Gegenreformation am Rheinuns durch Hansens Publikation jüngstens vermittelt worden ist. Sind wenigstens die litterae annuae semestrales u. s. w. der österreichischen Niederlassungen des Jesuitenordens wirklich so unzugänglich? Auch die Münchener Archive, die bei der nahen Verwandtschaft des Grazer und Münchener Hofes umfangreiche Korrespondenzen (besonders in der Serie Fürstensachen) bergen, in denen sich die Auffassung der katholischen Partei getreulich wiederspiegelt, sind viel zu wenig und erst in allerletzter Stunde herangezogen worden, von anderen Archiven, besonders dem der Salzburger Metropoliten, zu schweigen. Und selbst mit einer umfassenderen Kenntniß und Ausbeutung des Aktenmaterials wäre erst halbe Arbeit gethan gewesen. Brandenburg hat in seiner lesenswerthen Besprechung von Loserths Buch mit Recht gefordert,[2]) daß der Geschichtsschreiber der Gegenreformation wie jeder Geschichtsperiode irgend eines Gebiets sich auch Klarheit verschaffen müsse über die materiellen Grundlagen der Macht des Landesfürsten und der Stände, über das Verhältniß der Stände zu einander, über die Kraft und Leistungsfähigkeit des Bürgerthums. — Freilich, um über diese schwierigen Fragen zur Klarheit zu kommen, dazu gehört ein langes Sammeln und gründliches Verarbeiten, genaue Kenntniß des Landes, seiner Bewohner, seiner wirthschaftlichen Verhältnisse — Dinge, die sich nicht rasch aneignen lassen.

Was der Leser aber immer wieder schmerzlich entbehrt, das ist die Verknüpfung der lokalen Erscheinungen mit den großen Bewegungen des Religionskampfes im 16. Jahrhundert. Kaum daß in Loserths Buch hier und da die österreichischen Verhältnisse erwähnt werden, der Gang der Dinge im Reich höchstens dann, wo die Steiermärker ganz unmittelbar zu Kaiser und Reich in Beziehung treten. Und doch ist vielleicht zu keiner Zeit der Austausch der geistigen Güter zwischen dem fernen Grenzland und den Brennpunkten des geistigen Lebens im Reich lebhafter gewesen als damals; nie sind die Universitäten im Reich van Steiermärkern mehr besucht worden, nie hat man draußen im Reich ängstlicher auf Zeitungen aus den im Bekenntniß verbundenen östlichen Marken gelauscht, die als die starken Vormauern des Reiches gegen die Türken unter unsäglichen Opfern den schirmenden Schild vor unsre Kultur gehalten haben. Aber erst diese

[2]) Neue Jahrbücher für das klassische Alterthum, Geschichte, Literatur u. Pädagogik. III. Jahrg.; 5. u. 6. Bds. 1. Heft, S. 60.

größeren Zusammenhänge verleihen dem Verlauf des Religionskampfes in Innerösterreich seine tiefere Bedeutung.

Der Verfasser hat aber Gelegenheit, in der Darstellung der Gegenreformation unter Ferdinand, die er uns jüngst verheißen, viele dieser Unterlassungssünden gut zu machen. Möge er dann auch den Anforderungen der Form mehr Rechnung tragen, die dem Geschichtswerk zukommt, weil es allezeit auch ein Kunstwerk sein soll. Das Verdienst, das sich Loserth durch Fleiß und Rührigkeit um die steiermärkische Landesgeschichte unzweifelhaft erworben hat, wird dann noch erheblich größer sein.

Ein Weihnachts- und Kinderbuch der Ebner.[1]

bm. Die Kinderliebe hat die meisten Kinder. In solcher Gesinnung läßt sie nicht nur die Kleinen, Arme und Reiche, zu sich kommen. Sie sucht sie selbst auf und beschert ihnen mit allem anderen Guten, das andere Kinderfreunde für sie ausdenken, das Beste, was nur sie allein zu bescheren vermag: ihre eigenen Gaben." Fast scheut man sich" — so schrieb ich 1896 in einem Aufsatz „Marie Ebner als Vorleserin" — „eines Schauspiels zu gedenken, dessen Augen- und Ohrenzeuge man zufällig wurde und das doch ein kongenialer Maler als Genrestück festhalten sollte: Marie Ebner, die als Märchenfrau einem Mädel und zwei Jungens das Geschichtchen vom Prinzen Hirzepinzchen vorliest. Eine wohlgereimte Historie von einem Fürstensohn, der alle Liebe und Güte daheim mißachtete, bis harte, rechtzeitige Prüfungen ihn zur Einkehr vermochten. Eine höchst pädagogische, erbauliche und zugleich — wie sich's für ein Auditorium von jungen Leuten schickt — ungemein lustige Moralpredigt. Man kann den Eindruck dieser Vorlesung kaum überschätzen. Mit voller Stimme, eifrig bedacht, den kleinen, im Hören ungeübten Leuten jede witzige und warnende Wendung zu verdeutlichen, keine Pointe und keine Lehre unter den Tisch fallen zu lassen, brachte sie die Geschichte vom Prinzchen Hirzepinzchen zu vollem Erfolg. Die Kinder lachten und jauchzten und klatschten in die Hände, und die unverkennbare Vergnügtheit dieses in jedem Betracht winzigen Auditoriums machte der Ebner reinere Freude als irgend eine noch so stürmische Huldigung. Ihre Frauengüte besiegt jeden Künstlerstolz."

Mittlerweile ist die allerliebste Kindergeschichte, irren wir nicht, zuerst in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" gedruckt worden. Und sie hat dort Klein und Groß so gut gefallen, daß die „Union" wohl berathen war, sie jetzt, manches Jahr hernach, in einer Ausstattung, die das Buch zu einem Juwel deutscher Drucker- und Zeichenkunst macht, als Weihnachtsgabe für die deutsche Jugend in die Welt zu senden. Gewidmet ist das Märchen „der Mutter des Hirzepinzchen, meiner geliebten Schwägerin Gisela Gräfin Dubsky". Die Physiognomie des Prinzchen ist, wie man vermuthen möchte, einem leibhaftigen Urbild abgeguckt und, wie alle Menschlein und Pflänzlein des Illustrators Robert Weise, mit soviel Kunst wie Laune verfertigt. Ueber allem Humor ist aber der Ernst nicht vergessen. „Die gute Fee" (die in kommenden Auflagen die Züge der Dichterin selbst tragen sollte) stimmt im Palast einen Abgesang an, der überall Gehör und Wiederhall finden wird:

Hirzepinzchen! rief das Elternpaar,
Unser Prinzchen! der Hofleute Schaar.
In seiner Armuth stand er da,
Seinen Lumpen, seinen Flicken,
Und dennoch mußte, wer ihn sah,
Ein Kind des Lichts in ihm erblicken.
Auf seiner Stirne war geschrieben:
Ich bin gekommen, Euch zu lieben,
Zu nützen Jedem der mir naht,
Zu helfen, zu trösten mit Wort und That
Und freudig thuen,
Die darben und leiden,
Zu dienen.
O welch ein Jauchzen nun erscholl
Aus tausend Kehlen freudenvoll
In den Seelen der Eltern sprudelt ein Bronnen
Unaussprechlicher Wonnen.
Ein Jubeln gab's und Freudenthränen,
Man konnte sich im Himmel wähnen.
Die gute Fee hat tief gerührt
Dem Vater und der Mutter zugeführt
Ihr liebes Kind und gesprochen mit Würde:
„Der Fürstenkrone Bürde
Wird in künftigen Tagen
Zum Segen der Menschheit er tragen.
Ein Herrscher soll dereinst er sein,
So mächtig wie nur wenig sind,
Ein Schutz und Hort für groß und klein
In dieser Erde Last und Schmerzen
Ein König über alle Herzen.

Ein Fürsten- und Feenspiegel, wie er der Dichterin des „Gemeindekindes" wohl ansteht. Ist sie doch selbst „eine Königin über alle Herzen".

[1] Hirzepinzchen. Ein Märchen von Marie v. Ebner-Eschenbach. Mit Buchschmuck von Robert Weise. Berlin, Stuttgart, Leipzig, Union.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- Helene Richter: Thomas Chatterton. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, hggb. von J. Schipper. XII. Bd.) Wien und Leipzig, W. Braumüller 1900. X und 258 S. — Thomas Chatterton, das frühreife „Wunderkind von Bristol", der viel geschmähte und nachher hochgepriesene Nachahmer mittelalterlichen Dichtung, der nach einem elenden, kaum 18jährigen Leben, vom Hunger getrieben, Hand an sich selbst legte und bald darauf von seinen Zeitgenossen unmittelbar neben Shakespeare gestellt wurde, ist in Deutschland weiteren Kreisen kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Die bisher einzige deutsche Biographie von ihm schrieb H. Püttmann vor 60 Jahren, und eine kürzere Skizze über ihn steht in einer gelehrten Zeitschrift. In England war natürlich das Interesse reger. Ueber die Echtheit der Dichtungen des Mönches Rowley, die Chatterton angeblich aus alten Manuskripten veröffentlicht hatte, entspann sich noch zu seinen Lebzeiten ein langandauernder heftiger Streit, dessen endgültiges Ergebniß erwies, daß sie zweifellos von ihm selbst verfaßt und die Handschriften von ihm hergestellt worden waren. Auch an Ausgaben der Rowley-Dichtungen wie der anerkannten Werke des unglücklichen Knaben wie an Lebensbeschreibungen herrscht kein Mangel. Helene Richters Verdienst ist es, unter gewissenhafter Benutzung aller englischen Quellen in ansprechender Darstellung ein vollständiges, auch wissenschaftlichen Bedürfnissen genügendes Lebensbild des Dichters, das auch die zahlreichen psychologischen Fragen eingehend erörtert, verbunden mit einer Würdigung seiner Werke gegeben zu haben. Daß sie selbst längere Zeit in Bristol verweilt hat, zeigt allenthalben der warme, aus eigener, lebendiger Anschauung entspringende Ton und die Thatsache, daß hier und da noch dies oder jenes Neue, wenn es auch nicht gerade von wesentlicher Bedeutung ist, beigebracht werden konnte. Von ihrer Uebersetzungskunst, die sie schon 1894 an ihrer Uebertragung von Shelley's „Entfesseltem Prometheus" glänzend bewiesen, gibt sie auch in diesem Buche erfreuliche Proben, indem sie alle Anführungen aus dem Dichter in deutschen Versen bietet. Bei aller Antheilnahme an dem tragischen Loos ihres Helden, dem nach Coleridge's Worten eine verschwenderische Natur alles gewährt, ein neidisches Schicksal alles versagt hat, bleibt das Urtheil der Verfasserin klar und ungetrübt. Sie ist frei von jener frömmelnden Stimmung, wie sie etwa bei Wilcox in der Einleitung zur Cambridge-Ausgabe (1842) gelegentlich zum Ausdruck kommt, wenn er in öder Lehrhaftigkeit Chatterton als warnendes Beispiel für die Thorheit und Sündhaftigkeit der Verzweiflung und des Selbstmordes hinstellt, denn hätte er noch ein halbes Jahr geduldig ausgehalten, so wäre es ihm gewiß noch gut er-

gangen. Frei ist sie aber auch von der blinden Verhimmelung, mit der man ihn nicht selten, am meisten bald nach seinem Tode, erhoben hat. Sie trägt seiner jugendlichen Unreife, die naturgemäß öfters zum Vorschein kommt, ebenso gut Rechnung wie seinem glänzenden Genius, der trotz aller äußeren Hindernisse seine Schwingen entfaltet. Sie bezeichnet den Dichter mit Recht als eine echte Uebergangserscheinung, die den Vorhang zu einer neuen Literaturperiode hebt, aber selbst noch in der alten wurzelt; er vertritt eine neue Naturauffassung, die in Shelley gipfelt, und eine neue, die romantische Geschichtsauffassung, deren Hauptvertreter Scott geworden ist. Am Schluß werden kurz die poetischen Verherrlichungen erwähnt, die Chatterton zutheil geworden sind; ein Wort hätte da wohl auch Alfred de Vigny's romantisches Drama „Chatterton“ (1835) verdient, wennschon es gänzlich von der Geschichte abweicht und schließlich statt des gemeinen Hungers eine unglückliche Liebe den letzten entscheidenden Anstoß zu dem verhängnißvollen Schritt des Dichters werden läßt.

T. **Der nächste große Wettbewerb für Luftschiffe** wird zwischen dem 1. Mai und dem 31. Oktober nächsten Jahres vor sich gehen. Henri Deutsch hat für die erfolgreichste Luftreise einen Preis von 80,000 M. ausgesetzt.

* **Ein bedeutungsvoller Fund.** Wie dem „Rh. Kur.“ geschrieben wird, machte Archivar W. Rath in Wiesbaden einen für die Lokalgeschichte Nassau's höchst belangreichen Fund in einem Zinsregister der Stadt Eltville aus dem 15. Jahrhundert. In demselben wird der Hof der Mainzer Patrizier Bechtermünze, der Gönner und Gehülfen Johann Gensfleischs, des unsterblichen Erfinders der Buchdruckerkunst, zu Eltville erwähnt. Damit wäre der Ort der Eltviller Druckerei und wohl auch der Wohnstätte Gutenbergs bei dessen Aufenthalt zu Eltville gesichert.

* **München.** Geographische Gesellschaft. Die Geographische Gesellschaft ließ sich Freitag, den 23. d. M., in Gemeinschaft mit der hiesigen Abtheilung der Kolonialgesellschaft die Samoanertruppe in Hammers Panoptikum in einer Sondervorstellung vorführen. Der Vorsitzende der Geographischen Gesellschaft, Prof. Oberhummer, hob mit einigen einleitenden Worten die geographische und kommerzielle Bedeutung der Samoa-Inseln hervor, deren wichtigste nach langen Wirren noch rechtzeitig für das Deutsche Reich gesichert wurden. Ihre Größe erreicht nahezu die des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, ihr Handel und Plantagenbau liegt von jeher vorwiegend in deutschen Händen. Die Aufführungen der Truppe bestanden in Gesängen, Tänzen, Faustkämpfen und festlichen Umzügen und erregten das höchste Interesse der zahlreichen Zuhörerschaft.

* **Karlsruhe.** Geh. Hofrath Professor Hart, der hervorragendste Vertreter des Maschinenbaufachs an der hiesigen Technischen Hochschule, an der er 45 Jahre gewirkt hatte, ist auf Ansuchen wegen leidender Gesundheit seiner Professur enthoben worden.

* **Halle.** Prof. Willibald Beyschlag ist gestern Sonntag nach längerem Leiden im Alter von 77 Jahren gestorben. Mit ihm ist nicht nur ein bedeutender akademischer Lehrer, als welcher er 40 Jahre lang an der hiesigen Universität gewirkt, sondern auch einer der auch im öffentlichen kirchlichen Leben bekanntesten und unermüdlich thätigen, streitbaren Vorkämpfer eines maßvollen Protestantismus in seiner modernen Entwicklung dahingegangen. In dessen Dienst gab er seit 1876 die „Deutsch-evangelischen Blätter“ heraus. Beyschlag stammte aus Frankfurt a. M., wurde 1857 Hofprediger in Karlsruhe und 1860 ordentlicher Professor in Halle. Außer durch seine wissenschaftlichen Werke, von denen „Der Altkatholizismus“ und „Das Leben Jesu“ in je drei Auflagen verbreitet sind, ist Beyschlag in weiteren Kreisen durch die Biographie seines Bruders: „Aus dem Leben eines früh Vollendeten, des Pfarrers Franz B.“ am populärsten geworden.

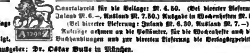
* **Berlin.** Dem Subdirektor der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, Generalarzt Dr. Grasnick, ist auf sein Ansuchen mit Pension der Abschied bewilligt worden. Zu seinem Nachfolger ist Generalarzt Dr. Stahr, Abtheilungschef bei der Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums, ernannt worden. — An der hiesigen Universität hat sich Dr. Alfred Weber als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Hausindustrie eingeführt. — Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Waldeyer ist, wie die „Nat.-Ztg.“ berichtet, von der Moskauer Naturforschenden Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

* **Aus Italien.** Am gestrigen Sonntag wurde in Padua der internationale Kongreß für Wetterschießen eröffnet.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kossauer in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Weltausstellungsende.

(Zum 12. November 1900.)

Von Georg v. Mayr.

Vor wenigen Tagen, am 12. November 1900, haben sich die Pforten der Weltausstellung am Seinestrande geschlossen. Allen, die auf die dort vereinigten Schätze der Erde tief eindringende oder flüchtige Blicke geworfen haben, wird dieser Tag mannichfache Bilder der Erinnerung an den Besuch der Ausstellung vor Augen geführt haben. Nur eine Woche, freilich eine sonnig-schöne Woche des jungen Oktober, konnte ich der Ausstellung widmen. Ars longa, vita brevis — galt auch hier im vollsten Maße. Da sollte ich nun eigentlich das Wagniß scheuen, ein Gedenkblatt zum Weltausstellungsende zu liefern; denn solches ziemt wohl, könnte man glauben, Jenen, die nicht nach Wochen, sondern nach Monaten, sogar nach Jahren ihre forschende und beobachtende Thätigkeit der Weltausstellung gewidmet haben. Aber ich fürchte, gerade diese Männer, die uns in zahlreichen Einzelstudien die Ergebnisse ihres Sehens und Denkens vorgeführt haben, und wohl noch weiterhin in gründlicher Durcharbeitung vorführen werden, kommen — im Banne der reichen Fülle des Einzelnen liegend — am wenigsten dazu, in knapper Fassung ein solches Gedenkblatt darzubieten. Darum darf ich es, wenn ich auch nur ein flüchtiger Beschauer der Pariser Herrlichkeiten war, vielleicht doch wagen, aus den Moment-Eindrücken des Ausstellungsbesuches Einzelnes einem weiteren Kreise freundlicher Leser vorzuführen, insbesondere das, was an allgemeinen wirthschaftlichen und sozialen Gedanken in meiner Pariser Woche bei der Wanderung durch die weiten Räume der Ausstellung sich aufdrängte.

Die Lust gerade eines deutschen Besuchers der Ausstellung zu solchem zusammenfassenden Rückblick ist um so größer, als unser Vaterland im friedlichen Wettkampf der Nationen wohl bestanden hat und reich an Ehren, Anerkennung und gewiß auch an wirthschaftlichem Vortheil das Feld dieses friedlichen Wettkampfes verläßt. Nach meinem Eindruck stehen dabei in erster Linie die überwältigenden Errungenschaften, die unsre Technik in der Bewältigung konzentrirter Großmassen der Naturkräfte gezeigt hat, in der Vorführung von Riesenmaschinen, deren massiger Ausbau gleichwohl mit dem feinsten und reichstgegliederten Detail des Arbeitsmechanismus ausgestattet ist, Riesenleiber mit gewaltigem Eisenskelett, mit eiserner daran anschließender Muskulatur und dazu noch in den feinen Ausfaserungen der Arbeitsleitung und des Arbeitseingriffes mit allerwärts durchgreifendem eisernem Nervensystem. Daran reihen sich drei Hauptgruppen unsrer Erfolge. Ob ich an erster Linie unser deutsches Kunstgewerbe oder die ganze erdrückende Fülle wohlgewählter und wohlgeordneter Erzeugnisse vorab der Industrie nicht minder auch der Landwirthschaft mit all' den erläuternden Beigaben an Veranschaulichung und Belehrung nennen soll, darüber bin ich zweifelhaft. Gewiß ist, daß unser Kunstgewerbe in durchaus vornehmer Weise zur Geltung kam, nicht absatzlüstern aufdringlich, sondern gewissermaßen mit der Devise: Hier zeigen wir, was wir können; die wirthschaftliche Schlußfolgerung ziehen nicht wir selbst, sondern überlassen es dir, dem Beschauer, namentlich dir, dem kaufkräftigen Freund des Kunstgewerbes. Am meisten scheint mir diese vornehme Ausgestaltung der Schaustellung beim süddeutschen und insbesondere Münchener Kunstgewerbe zutage getreten zu sein. Während z. B. bei der Meißener und Berliner Porzellan-Ausstellung als ein weiteres gleichfalls sehr wirksames und in glänzender Weise durchgeführtes Moment der Fesselung der Beschauer die reiche wohlgegliederte Fülle des Dargebotenen wirkte, hat wie mir scheint, das süddeutsche Kunstgewerbe auf die Heranziehung solcher Hülfe der Massenwirkung verzichtet. Nicht minder glänzend als unser Kunstgewerbe, hat unsre Industrie allüberall in der Vorführung ihrer mannichfachen Produkte sich bewährt, wenn sie auch dabei in der Ermöglichung breiter räumlicher Erstreckung gleich den anderen fremden Ländern gegen die in behaglicher Flächenausdehnung sich bewegende französische Industrie erheblich zurückstand. Bemerkenswerth scheint dabei, daß die Franzosen in der eigentlichen Ausstellungskunst gegenüber dem, was wir z. B. in der kunstgewerblichen und in der Kunst-Abtheilung, auch sonst in verschiedenen Ansätzen theils in den Haupthallen, theils in Einzelgebäuden geleistet haben, durchaus zurückgeblieben sind. Die Ausstellungsweise berühmter französischer Industriezweige, z. B. der Seiden- und der Bronzefabrikation, erinnerte mich beim Anblick der dazu gewählten monotonen Glasschrankreihen durchaus an die von denselben Industriezweigen schon im Jahre 1867 angewendete Ausstellungstechnik. Besondere Erwähnung verdient auch die nach einheitlichem Plan gestaltete und in äußerst lehrreicher Weise geordnete deutsche landwirthschaftliche Ausstellung, und zwar umsomehr, als im ganzen die Landwirthschaft, worauf ich unten zurückkomme, an Ausstellungsfähigkeit gegen die Industrie zurücksteht. Was endlich die deutsche Kunst anlangt, so trat auch hier der vornehme Charakter der Ausstellungstechnik — und zwar in der ausgeprägtesten Weise — zutage, Manchem vielleicht gar zu stark, namentlich in der Richtung eines gegenüber dem dekorativen Moment zurücktretenden geringen Bestandes an ausgestellten Kunstwerken selbst. Die Selbstbedeutung der baulichen und dekorativen Ausgestaltung der Räume wurde wohl nicht immer genügend gewürdigt, wie ich dem selbstgehörten Ausspruche einer

Besucherin entnehmen konnte, die beim Wandeln durch unsre deutschen Kunsträume ausrief: „Il y a plus d'espace que d'objets."

Das Vorstehende soll die Bedeutung unsrer deutschen Ausstellung nicht erschöpfen, es soll nur begründen, daß ein deutscher, wenn auch flüchtiger Ausstellungsbesucher guten Muths daran gehen kann, am Schluß der denkwürdigen Ausstellung einige wirthschaftliche und soziale Gedanken, die dem Ausstellungsbesuch entflossen sind, zu einem Gedenkblatt zu vereinigen.

Vorab steht dabei der Gesammteindruck des Kernes der Ausstellung, das heißt der unzählbaren Mengen von Erzeugnissen aller Art menschlicher Thätigkeit, und der diesen Kern umschließenden Schale, die in der äußeren architektonischen Umhüllung dieses Kernes zur Gestaltung gelangte.

Die vorgeführten Gütermassen aller Art sind begreiflicherweise nicht durchweg in gleichwerthigem Verhältniß zur Bedeutung der Produktionszweige und der Produktionsländer gewesen. Im ganzen aber mußte doch der Eindruck sich festigen, daß hier eine Heerschau über Erzeugnisse der wirthschaftenden Welt in einer Fülle und Mannichfaltigkeit geboten war, wie sie in gleicher Gestaltung vielleicht niemals, jedenfalls nicht in kurzer Frist wiederkehrt. Dabei machte sich allenthalben das Bemühen geltend, so weit irgend möglich, nicht bloß die fertige Waare, sondern auch das Entstehen derselben durch Vorführung von Arbeits- und maschinellen Prozessen zur Veranschaulichung zu bringen, was durch die diesmalige Einrichtung der Krafterzeugung und Kraftvertheilung wesentlich erleichtert war.

Hand in Hand mit der großen Masse des Ausgestellten ging freilich auch eine weitgehende Zersplitterung des Materials, in dem Sinn, daß in einem Raumumkreis die ganze Menge weder der gleichgearteten, noch der aus dem gleichen Lande stammenden Erzeugnisse vereinigt war. Dies hing zum Theil mit der eigenthümlichen Gestaltung des Gesammtraumes der Ausstellung zusammen, zum Theil aber ist es wohl auch die Folge einer weitgetriebenen Sucht nach Herstellung isolirter Paläste, Häuser, Pavillons, Hallen oder sonstwie genannter besonderer Umschließungsräume für die ausgestellten Objekte gewesen. Das Ideal eines Ausstellungsgebäudes für den lernbegierigen Besucher war die Ausstellung von 1867, an die sich für mich viele schöne Erinnerungen knüpfen. Ein Oval, dessen konzentrische Zonen je die verschiedenen Waarengruppen und dessen radial gebildete Ausschnitte die verschiedenen Ausstellungsländer einnahmen; dazu ganz außen herum ein bescheidener Kranz bescheidener Erfrischungsräume, die wirklich nur den Hauptzweck hatten, die mit Hunger und Durst verbundenen Lebens-Unannehmlichkeiten zu beseitigen, keineswegs aber als Selbstzweck aufgefaßt wurden. Das war damals das einzige Hauptgebäude der Ausstellung, neben dem vereinzelte Pavillons nur eine untergeordnete Rolle spielten. Diesmal konkurrirte mit den zwei großen Industriegebäuden auf dem Marsfeld und der Invaliden-Esplanade und mit den zwei Kunstpalästen eine ganze Stadt der verschiedenartigsten Einzelbauten, vom vollendeten Palast bis zur unbedeutenden Hütte. Alles was von dem, was grundsätzlich an einem bestimmten Platz der großen Gebäude sich hätte finden sollen, war in solche Sonderräume gelangt, denen es vielleicht ganz gut zur Zierde gereichte — aber es dort zu suchen, fiel wohl Wenigen ein.

Reichste Fülle, aber weitgehende Zersplitterung charakterisirte den Kern der Ausstellung, die ausgestellte Masse der Güter selbst.

Und nun weiter die Ausgestaltung der Hülle, des architektonischen Aufbaues der großen und kleinen Behälter für all die Schätze der Erde, die hier vereinigt waren. Betrachten wir zunächst die zwei Haupt-Industriepaläste. In der Hauptsache durchaus großartig stellen sich die zwei Flügelbauten des Marsfeld-Gebäudes in ihrer architektonischen Ausgestaltung gegen die vom alten Eiffelthurm — dem clou auch der diesmaligen Ausstellung — begrenzten Gartenflächen dar, trotz der phantastischen Verbindung beider durch das Wasserschloß und den Palast der Elektrizität. Weite offene Hallen zu ebener Erde und im ersten Stock zeigen gesunden Sinn für anstrebende ideale Raumentfaltung mit offen zutage tretender Vermeidung jeder ängstlichen Raumausnützung für den Ausstellungszweck. Hier sollst du frei dich ergehen können, so rufen diese breiten offenen Wandelgänge uns entgegen; daß wir dabei nicht selten auch auf die Gelegenheit zum Essen und Trinken stoßen, nehmen wir gerne in den Kauf. Wenn wir aber die dekorativen Elemente näher betrachten und uns namentlich danach umsehen, wie der Baumeister nach oben hin mit Linienführung und Ausschmückung fertig geworden ist — eine Aufgabe, die freilich für unsre ganze heutige Architektur ganz besonders schwierig zu sein scheint — dann steigert sich das phantastische und excentrische Element. Und ganz und gar siegreich zugleich in ominöser Gedankenverbindung mit gekünstelter Zuckerbäckerarbeit tritt es uns trotz der vollendeten Technik der Ausführung, die auch in den letzten Wochen der Ausstellung das Scheingemäuer in tadellosem jugendfrischem Glanz erscheinen ließ, in dem Doppelbau der Invaliden-Esplanade entgegen.

Gemeinsam ist aber diesen beiden für kurze Frist ins Dasein gerufenen Bauwerken eine überaus gelungene Verwirklichung des Scheins. Die alten Ausstellungsbauten, wie z. B. die große Ausstellungshalle von 1867, die wollten nicht heucheln; sie gaben offen und ohne Scheu zu erkennen, daß sie kurzfristige Bauwerke aus Eisen und Glas waren, die gar nicht den Anspruch erhoben, Selbstzweck zu sein. Heute ist es anders, nicht bloß hier auf der Pariser Ausstellung; das Regiment des Scheins, daß man den Eindruck von etwas anderem höherem als man in Wahrheit ist zu machen wünscht, hat gewaltig zugenommen. Diese Riesenbauten der Pariser Ausstellung, an denen die Werkzeuge der Zerstörung nun bald einsetzen werden, gehören meines Erachtens zu den großartigsten neuzeitlichen Verwirklichungen dieses Regimentes holden Scheins.

Solcher Schein ist in seiner Verwirklichung kostspielig. Der Wirthschafter muß die Frage aufwerfen, ob nicht ein Mißverhältniß des Aufwandes gegenüber so kurzfristigem Augenblicksgenuß besteht. Und was von den erwähnten beiden Hauptbauten zu sagen ist, gilt in gleichem Maße von der ganzen Menge der Sonderbauten, deren zum Theil glänzende Ausgestaltung wesentlich die Signatur der Pariser Säkularausstellung bedingt hat. Die Straße der Nationen mit ihren schönen und minder schönen nationalen Bauten, die heute noch in der Seine sich lustig spiegeln, als wollten sie Jahrhunderte weiter leben — auch sie wird in kurzer Frist vom Erdboden verschwinden. Ist nicht auch hier ein Uebermaß des Aufwandes für Gebilde kurzen Daseins gegeben? Es ist schwer, die Frage zu verneinen, schwer auch, sie zu bejahen. Es liegt ein Zug der Zeit, die peripherischen Hüllen um den wahren Gehalt von Personen und Dingen zu verdichten und damit dem Schein einen wachsenden Prozentantheil gegenüber der Wirklichkeit zuzuweisen. Wenn so gewaltige Summen von Intelligenz, Arbeit und Kapitalkraft auf

Scheingebäude verwendet werden können, so muß man daraus auf eine gewaltige Steigerung der wirthschaftlichen Kraft der Betheiligten schließen. Freilich hört man allerlei über ungünstige Gestaltung der Gesammtbilanz der Ausstellung; trifft solches zu, dann wird man dem Massenaufwand für den Schein jeglicher Art, der in dem Drum und Dran der Ausstellung in überwuchernder Weise zur Geltung kam, einen gewissen Theil der Schuld wohl zuschreiben dürfen.

Zu minder elegischen Gedanken als der Blick auf die der Zerstörung geweihten Hauptbauten der Ausstellung, die Paläste der Nationen und die sonstigen Eintags-Bauten, unter denen namentlich die Kolonialbauten als bedeutungsvoll zu nennen sind, stimmt ein Blick auf die beiden nicht dem Schein gewidmeten, sondern solid aus Stein, Eisen und Glas hergestellten Kunstpaläste. Dafür ergeben sich hier andere Probleme. Man wird fragen dürfen, ob die in eigenartiger Weise insbesondere bei dem großen Kunstpalast versuchte Vermählung antiker Säulenstellung mit der modernen Bahnhofshalle aus Eisen und Glas wohl gelungen ist. In solchen Dingen zur Toleranz geneigt, möchte ich die Frage bejahen.

Eine wirthschaftliche Frage aber muß dem Nationalökonomen vor allem sich aufdrängen, wenn er der ganzen Masse von Aufwand gedenkt, den nicht nur die Herstellung des Ausstellungsraums, der Ausstellungsgebäude und deren Einrichtung, sondern weiter noch die Bereitstellung der Ausstellungsgegenstände selbst und deren gefällige, in einzelnen Fällen bis zur Maximalleistung der Reklame (Schokolade Ménier!) steigende Ausstattung veranlaßt hat. Die Frage lautet: Wie groß mag wohl der ganze für die Ausstellung thatsächlich erwachsene Aufwand, die gesammte in ihr investirte Werthsumme gewesen sein?

Fragen ist leichter als antworten. Jedenfalls kann ein Wochenaufenthalt in der Ausstellung nicht verpflichten, die Grundlagen zur Antwort zu beschaffen; exakt statistisch werden sie wohl überhaupt niemals faßbar sein. So viel aber ist gewiß, daß die in der Rechnung öffentlicher französischer wie fremder Gemeinwesen gebuchten Ausgabesummen nur den kleinsten Theil der Gesammtinvestitur von Ausstellern und Ausstellungsspekulanten jeglicher Art darstellen. Bei der Abschätzung der aus öffentlichen und privaten Quellen jeglicher Art in der Ausstellung investirten Werthsummen wird man wahrscheinlich mit Millionen allein nicht ausreichen; es wird über die Milliarde gehen. Der Werth der ausgestellten Objekte wird — allerdings sehr rund! — auf eine Milliarde geschätzt. Was den Gesammtbetrag der in der Ausstellung investirten Werthe anlangt, so meint ein mir befreundeter hervorragender Beobachter der gesammten Entwicklung der Ausstellung, er könne vielleicht bis zu 3 Milliarden veranschlagt werden. Nicht alle diese Werthaufwendungen erscheinen voll auf Paris konzentrirt, aber gewiß ist, daß wir es bei dem Riesenwerk der Ausstellung mit gewaltigen Konzentrationsbewegungen nicht bloß von Menschenmassen, sondern auch von Kapital nach Paris und speziell nach der Interessensphäre der Ausstellung zu thun haben. Wie sich das alles abwickeln wird, bleibt abzuwarten. Etwas seltsam hat es mit der auf den Lotteriegedanken und die Verlockung zu pekuniärem Vortheil beim Besuch der Ausstellungsbeigaben (attractions) gegründeten Finanzirung des Unternehmens begonnen. Dem wirthschaftlichen Endergebniß, das diesmal nicht so rein golden für Frankreich und Paris sein wird, wie im Jahre 1878, darf man mit besonderem Interesse entgegensehen. Wenn es minder gut ist, darf meines Erachtens dem übertriebenen Kultus des Scheins, der auch in der Minderwerthigkeit zahlloser überflüssiger Unterhaltungsbeigaben der Ausstellung zum Ausdruck kam, wenigstens einiges ins Kerbholz geschnitten werden.

Nächst dem überwuchernden Schein schien mir auch das Moment der nervösen Unruhe in einzelnen Typen gegeben. Zwar war es eine Wohlthat, im weiten Ausstellungsraum nur den langsam und sanft dahinrollenden Rollstühlen zu begegnen und von Pferdefuhrwerk jeglicher Art, Automobilen und Velozipeden gänzlich verschont zu sein. Aber das in rastloser Fortwälzung um einen erheblichen Theil der Ausstellung und des in sie eingekeilten Stadtviertels sich bewegende „trottoir roulant“ und die in entgegengesetzter Richtung in kurzen Abständen dahinsausenden Züge der elektrischen Bahn brachten doch das Unruhemoment ausgezeichnet zum Ausdruck. Den Vogel hat dabei der bewegliche Bürgersteig abgeschlossen. Wenn er, nach der Erfahrung, die nun mit seiner Anwendung im großen auch in Europa gemacht ist, nur nicht vorbildlich für die Trottoirgestaltung der Zukunft in den breiten Verkehrsadern unsrer Großstädte wird! Man denke sich als solches Zukunftsbild: Der Municipal-Sozialismus erstellt zu beiden Seiten der breiten eventuell durch Niederreißen der alten Straßen herzustellenden Verkehrswege ein bewegliches Trottoir in drei Bändern mit steigender Schnelligkeit; auf der einen Seite geht es hin, auf der anderen her; das schnellste Band bewegt sich mit 20 km Schnelligkeit in der Stunde, dazu kann man durch eigenes Marschiren leicht noch 5 km zulegen; die Verbindung mit den Häusern wird dadurch erreicht, daß Ueberbrückungen des Trottoirs direkt in den ersten Stock, Unterführungen (für „Dienerschaft“ — wenn es solche noch gibt — und „Lieferanten“) in das Kellergeschoß führen. Fürwahr ein famoses städtisches Zukunftsbild!

Eine andere Art der Verwirklichung des Unruhegedankens ist mir bei der Handhabung der überaus großartigen Beleuchtungseffekte beim Elektrizitätspalast und dem Wasserschloß an den Festabenden aufgefallen. Das Schwergewicht der ganzen Effekte war, in rasendem Wechsel des Farbenspiels jeder Farbengruppirung nur ein Minimum des Daseins zu gönnen und sie sofort durch eine andere Gruppirung abzulösen. Demgegenüber bildeten die nicht unstät, sondern gleichmäßig und in warmem Lichte erstrahlenden weiten Linien eng aneinander gereihter offener Gasflammen, mit denen die anschließenden Hauptgebäude des Marsfelds beleuchtet waren, einen bedeutsamen Abstand. Sie repräsentirten die alte Zeit, die minder unruhig eine gewisse Stetigkeit des Genießens dem rastlosen Wechsel der Eindrücke vorzog.

Soll ich es schließlich versuchen, die wirthschaftlichen Gesammteindrücke der Ausstellung in kurzen Worten festzuhalten, so möchte ich dies durch zwei Betrachtungsreihen thun.

Zuerst betone ich: Die Ausstellung war ein volkswirthschaftlicher Anschauungsunterricht ersten Ranges sowohl für Jene, die in einem Zweige zumal der industriellen Produktion thätig sind, als für Jene, denen Neigung und Beruf die Aufgabe stellt, die Gesammtvorgänge des Wirthschaftslebens zu beobachten. Die gewaltige Kulturbereicherung, welche die Ausgestaltung der Technik und des Wirthschaftslebens gerade in den letzten Jahrzehnten der Menschheit gebracht hat, trat klar vor des aufmerksamen Beschauers Augen. Sie zeigte sich in der Fülle und Mannichfaltigkeit der Güter, die für des Lebens Nothdurft und Erheiterung bereitstehen, und in

dem reichgestalteten Einblick in die ausgedehnte Indienststellung der Naturkraft, welche menschliche Intelligenz in sinnreichen Mechanismen aller Art verwirklicht. Daß aber über der Sorge für die Menge der Güter jene für den Menschen, der im Schweiße seines Angesichtes bei deren Beschaffung mitwirkt, nicht vergessen wird, das trat in zwei reich entfalteten Ausstellungsgebieten zutage, in der soziolökonomischen Ausstellung und in der gleichfalls reich gestalteten Unterrichtsausstellung. In der erstgenannten, in der Hauptsache im Kongreßpalast vereinigten Ausstellung war es dem Deutschen Reich vergönnt, die soziale That seiner weitumfassenden obligatorischen Arbeiterversicherung als leuchtendes Vorbild in Bild und Wort zu wirkungsvollstem Ausdruck zu bringen. Die in ihrer Fülle geradezu unübersehbare Unterrichtsausstellung war theils im Hauptgebäude, theils auch in einzelnen Sonderausstellungen untergebracht, so z. B. die sehr sehenswerthe Unterrichtsausstellung der Stadt Paris in deren Spezialpalast. (Unter den Einzelheiten ist mir dabei das auch ein wenig das Unruhemoment markirende, aber doch mit dem trottoir roulant nicht entfernt zu vergleichende „cahier roulant" der Elementarschüler aufgefallen, das so eingerichtet ist, daß es fortlaufend von der ganzen Reihe der Schüler zum Eintrag ihrer Arbeiten benutzt wird, so daß jedes Einzelheft einen Gesammtüberblick über die Leistungen der ganzen Klasse gibt.)

Die Gesammtüberzeugung, die sich ökonomischsozial aus dem Blick auf die Gütermassen und die Sorge für die Arbeit ergibt, ist in kurzem Wort: Wir sind sehr viel reicher an Gütern des Lebens geworden und wir haben zugleich gelernt, der Arbeit steigende Aufmerksamkeit und Fürsorge zuzuwenden; der Weg der Entwicklung führt nicht zur Verelendung, sondern von ihr hinweg. All das in großen Zügen — Abweichungen im einzelnen selbstverständlich vorbehalten. Was so der Blick auf die Pariser Ausstellung lehrt, das bestätigt ja auch die Fülle wirthschafts- und sozialstatistischen Wissens, das die Neuzeit errungen hat und weiter zu erringen sich bemüht.

Als einen weiteren durchgreifenden Eindruck muß ich hervorheben, wie das ganze Bild der Ausstellung und gerade das, was der diesmaligen Ausstellung ihr besonderes Gepräge gab, das der Seine entlang sich hinziehende Bindeglied der beiden Haupttheile der Ausstellung — die Straße der Nationen — Jedem, der tiefer blicken wollte, deutlich verkündete: Bei all der Bedeutung, die den gerade bei einer Weltausstellung in den Vordergrund tretenden weltwirthschaftlichen Beziehungen zukommt, und wie sehr sie der Pflege bedürfen und finden in der Entwicklung des Handels und der Schiffahrt — ein greifbares selbständiges Wirthschaftsgebilde ist die sogenannte Weltwirthschaft nicht; wohl aber sind die Volkswirthschaften der Nationen solche Gebilde mit vollem reichentwickelten wirthschaftlichen Leben. Die weltwirthschaftliche Verkettung der nationalen Konzentration des Wirthschaftslebens und insbesondere der Güterproduktion fand nicht nur in der sorgsamen nationalen Zusammenhaltung der Ausstellungsgegenstände in den verschiedenen Gruppen der Ausstellung, sondern ganz besonders in den Palästen der einzelnen Nationen ihren Ausdruck. Die auf diesen gehißten nationalen Flaggen waren zugleich die zielbewußt hochgetragenen Standarten der einzelnen Volkswirthschaften, die den größtmöglichen Nutzen von weitem weltwirthschaftlichen Verkehr erhoffen, aber durchaus abgeneigt sind, zugunsten ihnen ungünstiger weltwirthschaftlicher Konstellationen auf ihre Selbständigkeit zu verzichten.

Gerne hätte ich nun mit dem geehrten Leser nach dem Versuch einer Zusammenfassung einiger allgemeinsten Eindrücke der Ausstellung noch einen Rundgang der Erinnerung durch deren Hauptabtheilungen gemacht, um auch da nicht Einzelnes zu berühren, sondern wiederum allgemeine Empfindungen und Anregungen, die sich boten, zum Ausdruck zu bringen. Ich hätte mit dem Gartenbau, der Landwirthschaft und der Forstwirthschaft begonnen. Ich hätte darauf hingewiesen, wie die Eigenart der Bodenproduktion, insbesondere der Landwirthschaft eine gewisse Ausstellungssprödigkeit bedingt. Die Produkte der Industrie sind im hohen Grade aufbewahrungsfähig und kaum an die Jahreszeiten gebunden. Die Bodenbebauung kommt zu ähnlichen Zuständen erst auf der höchsten Stufe industrialisirten Gartenbaues. Hier konnte denn auch in prächtigen Stockkulturen der Rebe im Glashaus die Unabhängigkeit der Traubenerzeugung von der Jahreszeit in gelungenster Weise vorgeführt werden. Sonst war die Landwirthschaft für viele ihrer Produkte auf wiederholte temporäre Ausstellungen hingewiesen. Zu Anfang Oktober waren an verschiedenen Stellen prächtige Obst- und Früchteausstellungen; ich habe dabei die Gewandtheit bewundert, mit welcher die Nordamerikaner aus Canada sowohl wie aus den Vereinigten Staaten mit verlockenden Exemplaren ihrer Aepfel- und Birnenernte zur Stelle waren. Ich hätte weiter gerne die einzelnen Gruppen der Industrie wie des Kunstgewerbes mit dem Leser durchwandert, dabei auf die reichgestaltete Entwicklung vor allem der französischen Leistungen, dann jene der verschiedenen anderen Länder, nach Deutschland vorab Oesterreichs hingewiesen, um als Schlußbetrachtung eine besondere Erörterung der überaus lehrreichen Aufschlüsse zu geben, welche ein näheres Eingehen auf die in reicher Entfaltung dargebotene Ausstellung Japans sowohl nach der Richtung seiner historisch-traditionellen alten Fertigkeit auf diesen Gebieten als in der machtvoll hervorquellenden Gestaltung auch seines neuen aus Europa merkwürdig schnell angelernten industriellen Könnens darbot. Ich hätte den Leser auch weiter in die eine und die andere der Sonderausstellungen geführt, vorab jener beiden so nahe bei einander befindlichen, in den letzten Endzielen ihres Inhalts scheinbar so weit von einander abweichenden und doch auch in diesen sich berührenden Paläste des Heeres und der Marine einerseits und der Handelsschiffahrt andrerseits, wobei der besondere deutsche Schiffahrtspavillon rühmend hervorzuheben wäre. Nicht minder wäre außer dem bereits erwähnten Kongreßpalast der Palast der Stadt Paris eines solchen Erinnerungsgangs würdig und die ganze reiche Ansiedlung der Kolonialpavillons aller Art zu Füßen des Trocadero mitsammt dem dort untergebrachten russischen Haus. Unser deutsches Haus besonders aufzusuchen, wäre bei einem solchen Erinnerungsgang auch Pflicht gewesen; wir hätten uns dabei an dem vornehmen und schönen Bau, an der sinnreichen Ausstattung mit den Erinnerungen an Friedrich den Großen und an der gelungenen Ausstellung des deutschen Buchgewerbes, dazu ganz besonders an den herrlichen dort gebotenen Erfolgen der in den Dienst des Menschen gestellten Arbeit des Sonnenlichts erfreut. Endlich hätten wir auch einen Gang durch den großen und den kleinen Kunstpalast machen müssen. Am kleinen Palast hätte uns neben der großen hohen Raumgestaltung das Ebenmaß der gesammten Ausstattung erfreut, während wir, wenn wir schlimm gelaunt wären, bei dem großen Kunstpalast uns vielleicht nicht ganz von der Vorstellung befreien könnten, als habe da die große in die Mitte des Gebäudes eingekeilte Bahnhofshalle ge-

wissermaßen ein Platzen der sie umgebenden säulenreichen Steinhallen zur Folge gehabt. Ueber den Inhalt des kleinen Palastes würden wir ungetrübter Freude uns hingeben können; hier war in der historischen Vorführung von Kunst und Kunstgewerbe (z. B. Gobelins!) ein gewaltiges temporäres Museum geschaffen, wie es vorher niemals zu sehen war. Ueber den Inhalt des großen Kunstpalastes kämen wir wohl so schnell und so meinungseinig nicht hinweg, weder bei der Bildhauerei noch bei der Malerei. Gewaltig war die Fülle des hier Gebotenen. Alles wogte da durcheinander; neben wirklich Idealem recht viel Realistisches und Plattes, dabei vielfach — unterscheidbar nach Nationen mit tastenden Versuchen selbst der Japaner — das Nackte stark vertreten. Die stille Freude an der schönen Natur schien mir fast ganz zu fehlen; überall geht die Jagd nach excitements. Nach meiner Empfindung war noch am erfrischendsten der Blick auf so manches treffliche Portrait. Dem Gräßlichen vor allem, das ja natürlich auch ergiebig vertreten war, vermag ich kein Interesse abzugewinnen. — Doch hier ertappe ich mich selbst auf von mir selbst mir verbotenem Pfad der Kunstkritik. Und zudem wollte ich ja den ganzen Erinnerungsgang, dessen Fahrplan im Vorstehenden angedeutet ist, überhaupt mit dem Leser nicht antreten, da ich nicht den Muth habe, zu glauben, er sei seinerseits entschlossen, mit mir zu gehen.

Darum muß ich hier abbrechen und im Gedanken an der Ausstellung Ende nochmals sagen: Es war ein wahrhaft großes schönes Friedensfest, eine reiche Quelle der Belehrung für Alle, die das Glück hatten, in die Ausstellung zu kommen und dazu den guten Willen, ernsten Blicks zu sehen und die reiche Fülle des Dargebotenen auf sich wirken zu lassen. Zudem war es ein Fest reich an Ehren und wohlverdientem Erfolg für Deutschland. Wenn irgend Einer, so darf ein Deutscher den Dank und Gruß, den nach neuestem Bericht der Gemeinderath von Paris den fremden Besuchern von Paris votirt hat, mit herzlichem Dank für das erwidern, was Paris in seiner Ausstellung von 1900 deren Besuchern geboten hat.

München, 14. Nov. 1900.

Paul de Saint-Victors „Die beiden Masken“.

Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B).

II. (Schluß.)

Saint-Victor zeichnet uns die Profillinie des Aristophanes mit jener Schärfe und Feinheit zugleich, welche die Schilderung seiner Dichtergestalten so interessant und anziehend macht. Zunächst der Mensch! Das ist nicht mehr der „Titane“ Aeschylos; nicht mehr der vom Götterlicht der Vollendung strahlende Mensch Sophokles, „dessen Leben so majestätisch ist, wie das schleppende Gewand eines Priesters“; das ist der unruhige, nervöse, sentimentale, melancholische, pessimistische, skeptische Mensch einer Uebergangs- und Verfallzeit. Die Kämpfe von Marathon und Salamis ragen nicht in dieses Leben herein; er tanzt nicht beim Siegesfest, und kein Flottenbefehl wird ihm übertragen. Der Demos, der niedere Stand dringt mit ihm in die geheiligten Räume der Orchestra ein. Man macht sich über sein Eheleben lustig; noch mehr über seine Abstammung. Und was war es für eine Zeit, in welche ein großer Theil seiner poetischen Thätigkeit fiel! In der Glanzepoche des Perikles lag doch schon der Keim des Verfalls; die Décadence, die nach ihm eintrat, warf ihre Schatten voraus. Die ungeheure Macht des Demos, die er zuletzt nur mühsam zu leiten wußte, kam nach seinem Tode aus Rand und Band; der ruhige Gang des Staatslebens wich einem von dem „Thier mit den vielen Köpfen“ und seinem Sprecher, dem Gerber Kleon, gelenkten Zickzackkurs; überall eine Nervosität, ein unsicheres Tasten statt der früheren sicheren Leitung. Demagogen, Advokaten, Rhetoren, Sophisten, das waren die wesentlichen Elemente dieser Zeit. Die Volks- und Festrednerei feiert ihre Triumphe; die Gewalt des griechischen Wortes wird in schädlichen Mißbrauch verkehrt; die ehemalige Tugend Fehler oder Laster. Der Hang zur Sentenz, dem geflügelten Wort, liegt in dieser Epoche; die Lust an kunstreicher Wortsetzung erzeugt die Spitzfindigkeit und das Phrasenthum. In den „Fröschen“ rühmt sich Euripides, daß er die Leute „helle“ gemacht habe; früher zu Aeschylos' Zeit seien sie einfältig gewesen; und in der spöttischen Schilderung des jetzigen Atheners, welche Aristophanes gibt, glaubt man die Gestalt eines modernen Berliners mit seiner Schlagfertigkeit und seiner Rechthaberei zu sehen. Der Geist der Aufklärung hat auch den Götterglauben, die Religion, erschüttert. Ueberall eine bohrende, nagende, zerfressende Skepsis. Die heroische Zeit des athenischen Staatsideals ist unwiederbringlich dahin. Kluger oder witziger Durchschnitt, das ist das Niveau des Bürgerthums. Daran ändern auch glänzende Einzelerscheinungen nichts.

Und Euripides war ganz der Sohn dieser kleineren ideallosern Zeit. Die nackte *Realität* des Daseins geht durch die Tragödien des Euripides ihren menschlichen, allzumenschlichen Schritt. — Saint-Victor citirt ein Wort des Sophokles, nach welchem *er* die Menschen schildere, wie sie sein sollten, Euripides, wie sie seien. Aber diese Realität bringt zugleich eine außerordentliche *Bereicherung der Motive* mit sich. Ein Dichter, wie Euripides, hätte sich mit dem Grundgedanken einer Nemesis niemals begnügen lassen. Seine Erfindungskraft mußte reicher und vielgestaltiger sein, denn die Menschen, die er brachte, waren nicht mehr imstande, in der einfachen Linienführung der vergangenen Meister zu wirken. Ihre Schicksale mußten verschlungener, ihre Empfindungen differenzirter sein. Es war darum nur selbstverständlich, daß Euripides das *Weib* und die *Liebe* auf der Bühne so recht heimisch machte; daß er diesen allmächtigen Faktor des Dramas, den „Tyrannen der Bühne“, wie ihn Saint-Victor nennt, in seiner ganzen Wichtigkeit für die Mannichfaltigkeit der dramatischen Handlung begriff und benutzte. Das Leben bot ihm hier die Hand; er brauchte sie nur zu ergreifen. Freilich, er führte in den Augen der Idealisten die tragische Muse damit von ihrem Piedestal herab; es ist fast der schlimmste Vorwurf, mit dem Aristophanes diese Neuerung brandmarkte, wenn er den Aeschylos entrüstet sagen läßt:

Doch Phädren, wahrhaftig, die dichtet' ich nie, die Huren, noch Stheneböen,
Und nie hab' ich ein verliebtes Weib in meinen Tragödien geschildert.

... Mit dem Weib zugleich zog die *Empfindsamkeit* auf die athenische Bühne. Die Zerfaserung der Empfindung, aber auch die Vielgestaltigkeit derselben begann in der Schilderung der schmachtenden Phädra. Hierin ragt Euripides schon ein großes Stück in die Modernität herein. Saint-Victor tadelt die Sentimentalität seiner Helden und Heldinnen; er sagt: man glaube „verbürgerlichte Halbgötter“ vor sich zu sehen; er vermißt die große heroische Linie der einstigen Bühnenhelden und ihrer Leidenschaften; und er macht dabei die spöttische Bemerkung: „der Jupiter Pluvius der Römer

herrscht unablässig auf der Bühne des Euripides." (II. S. 225.) Er hätte hinzufügen müssen, daß die im Alltag nüchterne Zeit den Dichter vielleicht unbewußt noch solchen Motionen drängte. Es liegt darin etwas von Kotzebue und seiner Zeit.... Daß indeß die Echtheit des Gefühls bei Euripides auch Hervorragendes geschaffen, gibt Saint-Victor zu, da er die rührenden Frauengestalten des Euripides, die am meisten späterhin Schule gemacht haben, in einzelnen Bildern Revue passiren läßt. Die Gestalt der Abhandlung über Euripides wird hier durch den Stoff bedingt; weniger als das geschlossene Drama interessirt den Verfasser der einzelne Mensch. Wir können den überaus feinen und lichtvoll-poetischen Ausführungen Saint-Victors nicht im einzelnen verfolgen, möchten aber besonders auf die ausgezeichnete Analyse der „Alceste" und der Phädra in „Hippolytos" hinweisen. (II. S. 266 ff.) Aus diesen verschiedenen Kapiteln geht für Saint-Victor übrigens hervor, daß Euripides den Titel: Weiberhasser — nur sehr theilweise zu Recht führe.

Der Differenzirung der Empfindung entsprach auch eine mehr zum Virtuosen hinneigende Sprachtechnik. Freilich, was hier gewonnen wurde an Reichthum der Ausdrucksmittel, das ward an einem anderen Orte eingebüßt. Der Chor, den Sophokles zu einem lebendigen Gliede des Ganzen in der Tragödie gemacht hatte, wird hier mehr nebenbei, mehr opernhaft behandelt; auch das hat Aristophanes dem Dichter bitter vorgeworfen. Aber es war dies nur eine Konsequenz des Realismus Euripides'. Je menschlicher es zuging oder besser: je mehr sich das Drama dem modernen Sinn näherte, desto mehr mußte der Chor an Wichtigkeit einbüßen.... An Glanz der Strophen ließ es der Dichter keineswegs fehlen. Die Rhetorik überhaupt, die Fülle von Sentenzen, vor allem eine gewisse Spitzfindigkeit lassen den Sohn der Zeit und den Zögling der Sophisten erkennen. Man glaubt zuweilen die Hamlet'sche Pose in diesen Versen zu finden, die Sprache eines Philosophen, dem das Dasein ein Räthsel ist und der sich mit trauriger Miene selbst ironisirt. Die bangen Fragen späterer Dichter klingen schon in den von Aristophanes travestirten Versen:

Wer weiß, ob Leben nicht vielleicht das Sterben ist,
Und Sterben Leben, und das Leben nur ein Schlaf...

Das konnte nur der Mensch sprechen, dem die große ruhige Lebenssicherheit des Sophokleischen abhanden gekommen war. Daß diesem Menschen auch die Götter verblassen mußten, das ist selbstverständlich. Euripides vollzog nur die poetische Konsequenz, nachdem die philosophische schon gezogen war. Endlich machte man ihm den Vorwurf, daß er ein schlechter Bürger sei. Gewiß, ein kosmopolitischer Zug war in ihm; er war nicht im strengen Sinn ein Patriot. Züge, wie das Erbarmen mit den Sklaven und ihre Werthschätzung, überhaupt die Weichheit in ihm, widersprachen dem Herrenthum des Vollathenerss früherer Zeit. Der demokratische Zug machte ihn den Konservativen verhaßt. Sie sahen ihn nur den Menschen gestalten und nicht den Hellenen, den Athener verherrlichen. Rechnet man alles in allem, so begreift man, daß ihn Aristophanes „den Verderber der Stadt und den Feind der Götter" nannte. Man wird aber, um gerecht zu sein, gern den neben manchen tadelnden Worten des Saint-Victor stehenden rühmenden Sätzen zustimmen, welche eben das ausdrücken, was Euripides vom universellen, nicht dem speziellen Athener-Standpunkt für die Geschichte des Dramas bedeutet: „In der That betritt mit Euripides die Natur" — wir dürfen ergänzend sagen: der Naturalismus — „die Bühne. Aeschylos und Sophokles waren den Göttern noch zu nahe, um sich hiezu herabzulassen, und hatten die Menschen nur von ihren vollkommenen und großartigen Seiten gezeigt. Euripides enthüllt sie in allen ihren Formen, er läßt ihre Schmerzen aufschreien, ihre Charaktere schwach werden, ihre Wunden bluten, er erschüttert nach allen Richtungen hin die Körper wie die Seelen, und entlockt den Herzen in lebendiger Gluth Leidenschaften, die bis dahin noch nicht ausgedrückt waren.... Er hat der menschlichen Wirklichkeit Fleisch und Blut dem Marmor des Urtypus beigemischt...." (II. S. 250, 251.)

Indem wir uns Aristophanes zuwenden, begegnen wir in der Entwicklung der griechischen Schaubühne noch einmal der Vollkommenheit des Genies. Der dramatische Genius Griechenlands leuchtet noch einmal in strahlender Ungetrübtheit auf. Die Maske der tragischen Muse war noch Saint-Victors Ueberzeugung in Euripides um die ursprüngliche Reinheit ihrer Züge gekommen; was sie an Charakteristik gewonnen, das schien sie an Hoheit und Größe wenigstens zum Theil wieder eingebüßt zu haben. Die Maske der komischen Muse wird dagegen von Aristophanes mit einer Lebensfülle und Charakteristik und zugleich einer klassischen Größe der Linien herausgearbeitet, welche in dieser Vereinigung ohne Gleichen in der Geschichte der Komödie ist. Es ist zunächst die ungeheure, elementare, unbändige Lebenskraft, welche in den Komödien des Aristophanes wie ein wirbelnder Strom daherbraust. Nicht umsonst sind sie aus der Feier und den Orgien des lebenüberquellendsten Gottes, des Bacchus, entstammt. Sie führen die Trunkenheit der Winzerfeste, die verschiedenen Stadien ihres Rausches, von dem Sprühen des Geistes, der Ausgelassenheit der Phantasie, den korybantenhaften, exaltirten Einfällen der trunkenen Laune bis herab zur Unfläthigkeit mit sich. Sie bringen zugleich einen wunderbaren Erdgeruch mit, eine entzückend intime Vertrautheit mit der Natur, dem Landleben, das im Fluge der Strophen in Bildern von holländischer Treffsicherheit und zugleich einem idyllischen Wohllaut wie der Ton einer Hirtenflöte vor uns ersteht — und spiegeln ebenso vollkommen das Licht der Sterne in erhabenen Hymnen. Nichts ist diesem Dichter zu gering und nichts zu groß. Er schildert das Leben Athens wie ein Chodowiecki, mit einem Stichel, der die Kleinigkeit der Kleinigkeiten nicht vergißt, aber mit einer fast betäubenden Fülle der Farben — und er stellt Strophengefüge daneben, groß, ernst, imponirend, in prachtvoller Fülle daherrauschend wie Festmärsche oder lapidar wie die Götterbilder Athens. „Alles ist in seinen Stücken Leben und Gewühl," sagt Saint-Victor, „Ueberfluß und Bewegung. Die Straße spielt hinein, die Straßenecke tritt darin hervor. Mit ihren tausend Winkeln fangen sie das umgebende Licht und die Reflexe ihrer Zeit auf. Myriaden von Gestalten, ein Ameisengewühl von Einzelheiten kreist in ihrer Strophen Falten.... Ländliche Lustigkeit, Weibergeschwätz, häusliche Zwiste, Marktstreiterei, der Küchen Inneres, Scenen auf öffentlichen Plätzen und in Tribunalen, alles hat Aristophanes gemalt. Wären seine Bühnenwerke zugrunde gegangen, was wüßten wir dann noch vom Leben Athens?... Die Färbung der Zeit, die ins einzelne gehende Aehnlichkeit (?) des Volkes, die Bewegung und der Zuschnitt der Sitten wären verschwunden...." (II. S. 493, 494.)

Neben diesem genialen Verismus, der wie eine großartige fortlaufende Inspiration des Lebens selbst berührt, und voller Höhen und Tiefen, voll schreiender Gegensätze desselben ist, der die vis comica schon in sich enthält und ihr nur mit ungezwungener Grazie Spiel-

raum zu gewähren braucht — und nur Rabelais hat dies noch in so grandioser Rücksichtslosigkeit gethan — bewundern wir an Aristophanes die ätzende Kraft einer **Satire**, welcher nur das Ächteste und Größte Stand zu halten vermag. Sie glich einem Zauberspiegel, der nur das Vollkommenste unverzerrt passiren ließ, alles sonstige in seiner menschlichen Gebrechlichkeit, seiner Schwäche, seiner Lächerlichkeit bis zur Karikatur ironisirte. Es gehörte Muth dazu, der Zeit des Aristophanes diesen Spiegel vorzuhalten. Der Giftbecher des Sokrates, den Aristophanes so derb verhöhnte, hätte auch ihm zu theil werden können.... Aber es ist klar, daß dem Muth und der Wucht dieser Satire leicht eine **Einseitigkeit des Urtheils** verschwistert sein konnte. Wir haben ein großartiges Beispiel dafür: der Haß, mit welchem er Euripides und Sokrates verfolgte. Saint-Victor hat diesen beiden bedeutsamen Momenten der Aristophanischen Satire auf das Geistesleben seiner Zeit eingehende Beachtung geschenkt und viel Scharfsinniges und fein Erkanntes darüber gesagt. Wir können ihm aber den Vorwurf nicht ersparen, daß er gegen Sokrates nicht objektiv genug war; wie es ihm denn zuweilen begegnet, daß er ein zu beredter Anwalt für den Dichter wird, den er schildert. Man wird nicht ohne Erstaunen die Ausführungen über den Charakter und das Wesen des Sokrates lesen, welche Saint-Victor auf Seite 402 ff. zur Entlastung der Einseitigkeit des Aristophanes diesem Thema widmet.... Er hätte besser gethan, rückhaltlos zuzugestehen, daß dieser in seiner dichterischen Flugkraft so universelle Geist hier den einseitigen Athener-Standpunkt vertrat, genau wie bei Euripides. Der **Patriot**, der das herrliche Ideal des goldenen Zeitalters in sich trug, das Athen in Leben und Kunst einstens verklärt hatte, dieses Ideal, das „sein unablässiges Sehnen, seine innerliche Wahnspiegelung, sein Bürgerheimweh" war — der Patriot, der von diesem Ideal der Kraft, Größe, Schlichtheit in seiner Zeit überall das Gegentheil sah, dem mußten **Rasmapaliten**, wie Euripides und Sokrates, Erscheinungen mit dem vaterlandslosen universellen Menschlichkeitsstandpunkt verhaßt sein. Dieselbe Zeit, welche sie vom Griechenthum schon in andere Regionen der Menschheitsentwicklung schauen ließ, zwang den Aristophanes zu seinen bald satirischen, bald in ihrer Erhabenheit rührenden Rückblicken in die goldene Zeit der Vollathener. Er kämpfte den Kampf der **Rasse** gegen die **Gattung**, gegen die **Menschheit**. Aber auch in diesen Einseitigkeiten seiner Satire war er genial. Wir geben gern das Schlußwort über diesen Dichter Saint-Victor selbst: „Er bildet Zauber aus der Unordnung, Harmonie aus dem Getöse, Grazie aus dem Cynismus, Weisheit aus dem Irrsinn. Ungeheurer Frohsinn überstrahlt sein Werk; seinen grinsenden Masken entströmt erfrischende Kühle wie den Brunnen. Aristophanes gebührt der Dank dafür, daß man einmal auf Erden das unauslöschliche Lachen der Götter vernommen!" (II., S. 840.)

Wir stehen am Ende des schönen und großlinigen Werkes, das Paul de Saint-Victor uns über das griechische Drama geschenkt hat, und für dessen, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, poetische Wiedergabe wir der Uebersetzerin Carmen Sylva noch einen besonderen Dank abstatten möchten. Wir wollen als Ausdruck unsres freudigen Empfindens über diese Schöpfung die Zeilen hiehersetzen, welche der Verfasser selbst seinem Werke über das griechische Drama mit auf den Weg gegeben hat, indem wir glauben, unserer Anerkennung so den prägnantesten Ausdruck geben zu können: „... Dies Buch hat mich in der antiken Welt wieder eingebürgert, es hat mich zu den heiligen Quellen zurückgeführt; ich habe daraus die reinsten Freuden geschöpft, die den Geist erfrischen und entzücken können. „Die Griechen," hat Goethe mit einem berühmten Wort gesagt, „haben das Leben zum schönsten Traum gemacht." Diesen Traum hab' ich mit ihnen wiedergeträumt; mir ist, als erwachte ich, indem ich die letzten Zeilen dieser Seiten schreibe, die voll sind von ihrem Ruhm und ihrem Genius."

Mittheilungen und Nachrichten.

Georg Hirth: Die Mutterbrust, ihre Unersetzlichkeit und ihre Gewöhnung zur früheren Kraft. 2. Auflage mit zwei Titelbildern. 106 S. Verlag: G. Hirth, München 1900. — Wo das Eisen allzuhart, bedarf es derberer Schläge, um es fügsam zu machen, als gewöhnlich. Die Hammerschläge, welche hier fielen, sind kräftige, „urdeutsche" Worte, und die Art, wie eine Ueberzeugung vertreten ist, deutet auf besondere Energie. In den Mittelpunkt aller Diskussion ist plötzlich eine latente Frage gerückt, die wahrlich verdient, mit „Volldampf voraus" in die Hand genommen zu werden. Die Arztwelt muß dankbar sein, daß ein Nichtarzt, aber auf biologischen und psychologischen Gebieten bekannter Autor die Glocken geläutet hat und diesmal in so vollen Tönen, daß der Chor weithin schallen wird. Zweifellos erfüllt man ärztlich im Einzelfall die Aufgabe, für den Neugeborenen die Mutterbrust zu verlangen, aber in manchen Gegenden (in Süddeutschland mehr als in Norddeutschland, abgesehen von Berlin), ist es den Müttern fast zur Regel geworden, diese hohe Pflicht aus nichtigen Gründen von sich abzustreifen. Der Verfasser hat die Ueberzeugung, daß diese Unterlassung weithin ihre Schatten wirft und bringt ungefähr folgendes darüber. Das Nichtstillen schadet dem Kinde, weil dem Neugeborenen ein gewisser spezifischer Enzym ohne die Muttermilch vorenthalten wird. Dadurch ermangelt das Kind dauernd einer gewissen Immunität gegen Krankheiten; Unterernährung und Bluterkrankungen &c. sind Folgen und nisten sich leichter ein. Die „Feiung" für das Leben ist bei Ersatzkindern eine geringere. Ersatznahrung bleibt ein Gemisch; quantitativ genügend, qualitativ in Bezug auf Muttermilch unerreichbar. Auch bei der Mutter macht das Säugen sich eminent bemerkbar; allgemein und lokal und insbesondere auf die Milchdrüsen. Nichtgebrauch führt zum allmählichen Schwund. Darüber sind die Akten nun noch nicht geschlossen, ob das letztere nur für den Einzelfall Geltung hat oder ob diese künstlich gezüchtete Impotenz nachfolgenden Generationen vererbt wird. Das ist für Hirth, der sie in bejahendem Sinne beantwortet, die Kapitalfrage. An dieser Stelle lassen sich die wissenschaftlichen Thesen und Probleme nicht erörtern, aber der Leser soll durch das Referat voll überzeugt werden von dem hohen ethischen Werthe der Broschüre. Das Individuum hat nun einmal die moralische Pflicht, etwas mehr auf dieser Welt zu thun als seinen Egoismus zu pflegen, und kein Standpunkt ist verwerflicher als der des après nous le déluge. Dieses niedrige Niveau haben aber alle Mütter, die nothlos und leichtsinnig dem Kinde die Brust entziehen. Darüber hat Hirth die Leserinnen auch nicht im unklaren gelassen und deutlich gesprochen. Einige Bemerkungen hebe ich noch hervor, die von besonderem Interesse sind; es ist der Wink an die Fürstenhäuser und an den Staat; dann die Erzählung, wie im 18. Jahrhundert in Schweden nothloses Nichtstillen bestraft wurde und des Autors Sorge, ob die Kirche den Besserungsbestrebungen hülfreich in Deutschland zur Seite stehen wird. In einem Anhang der Schrift liest man eine Bemerkung des Generalarztes v. **Vogl** über Aushebungsverhältnisse. In dem geringwerthigsten Aushebungsbezirk Oberbayerns bekommen nur fünf Prozent der Neugeborenen die Mutterbrust, im besten 60 Prozent. Hirth forderte das Reichsgesundheitsamt auf, eine Enquete über die Unersetzlichkeit der Mutterbrust und über die diskutirte Frage des Schwundes der Brustdrüse einzuleiten. Man lese die an Inhalt reiche und an Form originelle Broschüre, welche auch fachmännisch als bemerkenswerth bezeichnet wird (Zentralblatt für Stoff-

wechselkrankheiten 7. 1900), überall, wenn sie auch von einem Laien kommt und ein — videant consules ist sicher in Hirths Sinne. N.

* **Noch einmal das angebliche Vexirgefäß.** Als Bestätigung der in Nr. 268 gegebenen neuen Erklärung sendet uns Hr. Prof. A. E. Schönbach in Graz folgende Zuschrift: Daß im Mittelalter künstlich hergestellter Tropfenfall benutzt wurde, um Kranke einzuschläfern, ergibt sich aus einer Notiz in den Predigten des Dominikaners Jakob Wauansauer um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts (vgl. meine Miszellen aus Grazer Handschriften 3, 72 f.): infirmus, non valens quiescere sive dormire, quandoque dulci stillicidio ad somnum provocatur.

T. **Die Temperatur einer Acetylenflamme** ist bisher recht verschieden geschätzt worden, und zwar von 2100 bis 2400 Grad. Die Versuche haben theilweise sogar nur einen Werth von 1400 Grad ergeben. Jedenfalls sind einige Theile der Flamme so heiß, daß sie den Schmelzpunkt des Platin übersteigen. Nun hat der englische Physiker Nichols neuerdings sorgfältige Messungen mittelst eines Apparates angestellt, der aus feinem Platin- und Platinrhodium-Draht bestand. Es ergab sich die Temperatur des heißesten Theiles der Acetylenflamme zu 1920 Grad, während die einer gewöhnlichen Gasflamme bei einer gleichartigen Prüfung die Temperatur von 1780 Grad zeigte, die auch noch einige Grade über dem Schmelzpunkt des Platin liegt.

St. **Aus Regensburg** kommt uns die interessante Nachricht zu, daß bei dem drei Viertelstunden südlicher gelegenen Dorfe Unter-Isling auf einem weitausgedehnten Gebiete zahlreiche Funde aus der jüngeren Steinzeit gemacht worden sind. Gymnasialprofessor Steinmetz erstattete in der letzten Versammlung des Historischen Vereins einen kurzen, vorläufigen Bericht unter Vorweisung von gefundenen Gegenständen, wie Steinbeile verschiedener Form in vollständiger und fragmentarischer Erhaltung, Pfeilspitzen, Messer, Sägen, Bohrer, Schaber, sowie eine Unzahl Splitter aus Hornstein, wie sie eben bei Anfertigung der Instrumente abfallen. Hunderte von Thonscherben deuten auf das mannichfachste Geschirr, von riesigen Vorrathsgefäßen bis zum zierlichen Becher; die feineren sind meist verziert. Die Ornamentik, aus Stich und Strich, Zickzack und bogen- wie spiralförmigen Linien bestehend, reiht die Funde in die Bandkeramik ein. Die Bedeutung der Funde läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen, da zwar jahrelang gelegentlich gesammelt, aber erst in diesem Herbst mit systematischen Grabungen begonnen wurde. Das eine Ergebniß steht bereits fest, daß die genaue Unterscheidung je einer Periode der Winkelband- und Bogenbandornamentik, zu welcher die großartigen Wormser Funde Veranlassung gegeben haben, in den Islinger Funden keine Bestätigung erhält. Am Rande der voralpinen Hochebene gelegen, nimmt Unter-Isling insofern eine zur Zeit auffallende Mittelstellung ein, als auf seinen neolithischen Ackerfeldern Elemente der heimischen, der mitteldeutschen und einer östlicheren Keramik sich vereinigt zeigen. Gräber mit Menschenknochen, sowie überhaupt animalische Ueberreste sind bisher noch nicht wahrgenommen worden.

B. **Heidelberg.** Als Nachfolger des verstorbenen Geh. Raths Kühne wurde Prof. Dr. Albrecht Kossel, bisheriger langjähriger Direktor des Physiologischen Instituts in Marburg, hieher berufen.

* **Altenburg.** Einer unserer ältesten Afrika-Reisenden, Dr. Otto Kersten, ist hier, in seiner Heimathsstadt, am 22. dieses Monats gestorben. Dr. Kersten machte mit dem Frhrn. v. d. Decken Mitte der sechziger Jahre die Reisen in Ostafrika mit. Er entging der Niedermetzelung der Decken'schen Expedition durch die Somali nur dadurch, daß er infolge von Erkrankung nach Europa zurückkehren mußte. Kersten hat dann das große Werk über Sansibar geschrieben, das auch heute eins der besten und umfangreichsten über diese Insel ist. Er wurde nach seiner Herstellung dem Konsulate zu Jerusalem zugetheilt und hat einige Jahre in Palästina geweilt. Später lebte er als Privatmann in Berlin und nahm stets regen Antheil an allen kolonialen Dingen. Zu Altenburg, wo er sich vor vier Jahren ansässig machte, ist er kurz vor Vollendung seines 61. Jahres gestorben.

* **Aus der Schweiz.** In Genf ist Henri Silvestre, Professor an der dortigen Kunstschule, im Alter von 52 Jahren gestorben.

* **Aus Ungarn.** Dem „Pesti Hirlap" zufolge hat die philosophische Fakultät der Universität Budapest die Berufung Artur Farinelli's, gegenwärtig Titular-Extraordinarius in Innsbruck, zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor der italienischen Sprache und Literatur beschlossen.

* **Lyon,** 26. Nov. Der Professor an der hiesigen chirurgischen Klinik, Ollier, Mitglied der Akademien in Paris, Berlin, Wien, Moskau and London, ist gestorben.

* **Aus Amerika.** Wie der „Frkf. Ztg." aus New-York gemeldet wird, hat Andrew Carnegie, der Pittsburger Stahlkönig, seinen großartigen Stiftungen eine neue hinzugefügt. Er wird in Pittsburg ein Polytechnikum errichten lassen, für dessen Bau und Unterhalt er drei Millionen Dollars auswirft. Insgesammt hat dann die erwähnte Stadt acht Millionen Dollars von Hrn. Carnegie erhalten, von welcher Summe der größte Theil für eine Bibliothek ausgegeben worden ist.

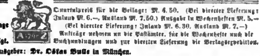
* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

O. Al. Kleimann: Praktische Anleitung zum Erlernen des stummen Spiels auf der Bühne. München, Bassermann 1900. — K. Henckell: Neues Leben. Zürich u. Leipzig, Henckell u. Co. — M. Gray: Das Haus mit dem geheimen Schatz. Leipzig, Wollmann. — G. Fischer: Auskunftsbuch für den Eisenbahn-Güterverkehr. 2. Aufl. Leipzig, Glöckner 1900. — B. Wille: Offenbarungen des Wachholderbaums. 1. Bd. Leipzig, Diederichs 1901. — Dr. E. Hauviller: Frankreich and Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert. Straßburg, van Hauten 1900. — R. Presber: Vom Theater um die Jahrhundertwende. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1901. — Jane de la Vaudère: Entartete Weiber. Wien, Leipzig, Budapest, Sachs u. Pollák 1900. — M. Johannessohn: Französisches Uebungsbuch für die Mittelstufe. 1. und 2. Theil. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — E. Perthes: Eine moderne Gründergeschichte. Berlin, Walther 1900. — Prof. Dr. E. Oberhummer: Ueber Hochgebirgskarten. Vortrag. Berlin, Greve 1900. — C. Regenhardt: Geschäftskalender für den Weltverkehr 1901. Berlin u. Wien, Regenhardt 1900. — H. Sienkiewicz: Sturmfluth. Historischer Roman. Leipzig, Gracklauer 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 28. November. Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue sprachwissenschaftliche Literatur.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß das Interesse und das Verständniß für das Wesen und Werden der Sprache immer mehr auch in die Kreise der gebildeten Laien dringt. Ist es auch noch nicht lange her, daß man den historisch-psychologischen Charakter der Sprache überhaupt erst erkannt hat, und stehen unsre Gebildeten größtentheils noch unter dem Banne der in der Schule überlieferten starrdogmatischen Auffassung der Sprache als etwas trockenem und leblosem, das nur in Grammatik und Lexikon ein gespenstisches und gefürchtetes Dasein führt, so scheint mir doch gerade in Deutschland ein größerer Mangel an guten populären Schriften über allgemein sprachliche Dinge zu herrschen als etwa in Frankreich, England und Amerika. Ich erinnere nur an die sprachwissenschaftlichen Vorlesungen von Max Müller, Whitney-Jolly und an Darmesteters „La vie des mots“. Was wir dagegen aufzuweisen hatten, war entweder zu dilettantisch und feuilletonistisch gehalten, wie die Plaudereien von Kleinpaul, oder aber zu exklusiv wissenschaftlich, wie die grundlegenden Werke von Steinthal, L. Geiger, Gabelentz und besonders die bahnbrechenden „Prinzipien der Sprachgeschichte“ von Paul, Werke, die einer größeren Masse noch nicht mundgerecht gemacht worden sind. Gerade in letzterem Werke ringt ein gedankenschwerer Gehalt mit einer ebenso schwerverständlichen Form in besonders auffallender Weise. Um so erfreulicher, daß man allmählich beginnt, die schweren Goldbarren, die hier ruhen, in kleine Münze umzusetzen und sie so unter die Leute zu bringen. Das versuchen nun die uns vorliegenden beiden Bücher, von denen das eine[1]) die psychische, das andere[2]) die physische Seite der Sprache betrachtet. Von beiden sind bereits in populären Zeitschriften einzelne Abschnitte erschienen, die es aus den eingangs angeführten Gründen wohl verdienten, durch Zusammenfassung in Buchform der Vergänglichkeit entrissen zu werden.

Freudenberger steht fast durchaus auf den Schultern Pauls, dessen Ergebnisse er in recht ansprechender und anregender Form wiedergibt, nur daß er — einem modernen Zuge zuliebe — den einzelnen Kapiteln ein Mäntelchen naturwissenschaftlicher Terminologie umgehängt hat: Paul spricht von Sprachgeschichte — er von Naturgeschichte der Sprache. Die Sprachforscher sprechen von Wurzeln, er von Protoplasmen. Die Frage nach dem Grund von Neubildungen bezeichnet er als Kampf ums Dasein. Statt von isolirten Formen, redet er von Rudimenten. Die durch das Prinzip des numerischen Uebergewichts zum Siege gelangten Formen nennt er begünstigte Daseinsformen. Unter Kreuzung versteht er — übrigens nicht glücklich — die Mischung einer Sprache mit Lehn- und Fremdwörtern, während man unwillkürlich an Kreuzung verschiedener Formen denkt, an das, was man in der Sprachwissenschaft als Kontamination bezeichnet. Das — dazu noch recht problematische — Kapitel „Reversion“ behandelt im wesentlichen das, was Paul unter „Urschöpfung“ versteht. Der Verfasser wollte eben darstellen, „wie Entstehen und Vergehen in der sprachlichen Welt durch dieselben Ursachen geregelt wird, wie in der organischen“. Diese naturwissenschaftliche Richtung in der Auffassung der Sprache ist nun zwar nicht neu; sie ist schon von August Schleicher vertreten worden in seiner Schrift „Darwinismus und Sprachwissenschaft“. Sie ist auch bis zu einem gewissen Grade, soweit es sich um den Körper der Sprache handelt, nicht unberechtigt, weil sie die sprachlichen Erscheinungen anschaulich macht, was auch dem Verfasser in den ersten vier Kapiteln recht wohl gelungen ist. Wie wenig aber diese Betrachtung dem gesammten sprachlichen Organismus gerecht wird, zeigen nicht nur die späteren Kapitel, wo die Vergleiche oft sehr gezwungen sind, es zeigt auch ein Vergleich mit dem Schöpfer der Sprache, dem Menschen selbst, der auch aus Leib und Seele besteht; dessen Gesammtbetrachtung daher nur die beiden Wissenschaften der Physiologie und der Psychologie zusammen gerecht werden können. Wie wenig geklärt übrigens auch auf sprachphysiologischem Gebiete die Ansichten noch sind, zeigt der Streit um die Geltung der Lautgesetze, die wohl Niemand mehr als Naturgesetze zu bezeichnen wagen wird. Auf diesen Punkt ist denn auch der Verfasser wohlweislich nicht eingegangen. Dagegen hätte ein anderes Gesetz Berücksichtigung verdient, das in gleicher Weise die organische wie die sprachliche Entwicklung beherrscht, in der Sprachwissenschaft aber meines Wissens noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Ich meine das Gesetz der Differenzirung, sei es von synonymen Wörtern, sei es von ganzen Systemen, indem von zwei ursprünglichen Synonymen in der Stammsprache je eines zur Alleinherrschaft in den Tochtersprachen gelangt. So hat sich z. B. vom lateinischen femina und mulier ersteres im Französischen (femme), letzteres im Italienischen und Spanischen (moglie und mujér) festgesetzt. Oder vom lateinischen plus und magis ist, wenigstens in komparativer Bedeutung, ersteres im Französischen und Italienischen (plus und più), letzteres im Spanischen (más) durchgedrungen. Aehnliche Beispiele werden sich auf germanischem Gebiete, aus dem Deutschen, Englischen und Skandinavischen im Verhältniß zum Gothischen nachweisen lassen. Interessant ist auch die Differenzirung eines ganzen Deklinationssystemes. So ist, um wieder beim Romanischen zu bleiben, das lateinische Relativpronomen (qui, cuius, cui, quem) gleichsam zerschnitten und die Beute zwischen den verschiedenen Tochtersprachen getheilt worden: während sich nämlich nur qui in allen romanischen Sprachen erhalten hat, ist cui (mit Genitivfunktion) im Italienischen, cuius und quem als cuyo und quién im Spanischen hängen geblieben, während das Französische außer qui gar nichts abbekommen hat. Auseinanderreißung eines einzelnen Wortes und Fortleben seiner Theile in verschiedenen Sprachen liegt vor in lateinisch ille, das bekanntlich zum romanischen Artikel geworden ist, und zwar so, daß der erste Theil (il) im

[1]) K. Erdmann. Die Bedeutung des Wortes. Leipzig, Avenarius 1900.

[2]) Freudenberger: Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Ebd. 1900.

Italienischen und Spanischen (el), der zweite Theil (le) im Französischen verallgemeinert worden ist. Systemspaltung liegt übrigens auch noch vor im Plural von ille (illi, illorum, illos); hier ist der Genitiv (als Dativ) erhalten in italienisch loro und französisch leur, der Nominativ in italienisch gli, le, der Accusativ in spanisch los, las und französisch les. Man wird angesichts dieser Fälle unwillkürlich an die naturgeschichtliche Thatsache erinnert, daß gewisse Lebewesen, wenn man sie zerschneidet, in ihren beiden Theilen fortleben und sich zu eigenen Organismen auswachsen. Hier haben wir es also deutlich mit einer Parallelerscheinung von sprachlichem und organischem Leben zu thun.

Den besten, wenn auch negativen Beweis für die Unzulässigkeit der Uebertragung naturwissenschaftlicher Methode auf die Sprachforschung schlechthin liefert das Buch von **Erdmann**. Freilich, um es gleich zu sagen, handelt dieser Autor von Dingen, die überhaupt jenseits der Erkenntniß liegen und denen mit Hebeln und mit Schrauben des Verstandes schwer beizukommen ist. — „Die Bedeutung des Wortes" — so heißt der Titel — womit nicht etwa der Bedeutungswandel der Wörter gemeint ist, was man vielleicht darunter verstehen könnte, sondern der psychologische Charakter des Wortes. Besser wäre daher wohl die Bezeichnung „Das *Wesen* des Wortes". Denn wir haben es hier weder mit einer zusammenhängenden, noch überhaupt mit einer (im engeren Sinne) sprachlichen Untersuchung zu thun. Es ist eine äußerlich lose Folge von Essais über die psychologische Natur des Wortes, seinen mannichfachen Inhalt und seinen Gebrauch, sowie seinen Mißbrauch. Was sich aber wie ein rother Faden durch alle hindurchzieht, sie zusammenhält, das ist vor allem das *Bestreben, einer Ueberschätzung der Worte als Werkzeuge der Erkenntnißvermittlung entgegenzutreten*, eine Mahnung, an die verstandesmäßige Leistungsfähigkeit der Sprache nicht zu hohe Anforderungen zu stellen. Gleich in der *ersten* Abhandlung über „*die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks*" wird zugleich mit dem *subjektiven* Charakter aller Rede die unbestimmte Bezeichnung der Vorstellungen durch die Worte betont. Der Wortumfang ist nämlich kein fest umgrenzter, sondern an einen festen Kern schließt sich ein unbestimmtes Grenzgebiet. Erdmann veranschaulicht das so: „Auf dem Grenzgebiete, das als Hauptgrenze den Kern einschließt, verlaufen mehr oder minder zahlreiche Untergrenzen, die zum Theil ebenfalls Grenzgebiete aufweisen, auf denen wieder Untergrenzen zweiter Ordnung sich befinden. . . . Indem aber alle diese Grenzen Sonderbedeutungen einschließen, die in der Regel durch ein und dasselbe Wort bezeichnet werden, entsteht jene Vieldeutigkeit, von der wir eben reden." Es werden dann die Ursachen für das Auftreten breiter Grenzgebiete und dadurch bedingter Vieldeutigkeit festzustellen gesucht, deren wichtigste die *Metapher* ist, wie überhaupt der *Bedeutungswandel*. Daher gibt es so wenig eindeutige Worte und wird die Schwierigkeit der Definition so groß, wie an dem Beispiel von „Sein" und „Existiren" gezeigt wird. Damit aber wird die Vieldeutigkeit zur Quelle der meisten Mißverständnisse und Wortstreitigkeiten: „Nicht auf Grund einer bestimmten Wortbedeutung wird eine Behauptung aufgestellt, sondern um der Behauptung willen wird die Bedeutung eines Wortes künstlich ausgedehnt und erweitert." Zur gegenseitigen Verständigung kommt dann sehr viel darauf an, ob ein Wort in *bestimmter* oder *unbestimmter* Bedeutung gebraucht wird. Ersteres geschieht, wenn es sich um Erkenntniß, letzteres wenn es sich um Anregung der Phantasie handelt, also besonders in Dichtungen. Aus der falschen Verwendung des unbestimmten Wortgebrauchs an Stelle des bestimmten entsteht das, was Erdmann als *verworrenen* Wortgebrauch bezeichnet. Das geschieht besonders in Zeitungsartikeln, Parlamentsreden u. s. w., wie z. B. mit dem Wort „Liberalismus". Daher auch die vielen Arten von Trugschlüssen, denen man begegnet. Die Sprache ist, so könnte man Erdmanns Betrachtungen zusammenfassen, aus der Verbindung von Phantasie und praktischem Bedürfniß erwachsen und dient daher zunächst diesen beiden. Daher kann sie „unmöglich auch noch den Ansprüchen einer verwickelten zergliedernden Denkarbeit gewachsen sein, wie sie von einem doch nur sehr kleinen Bruchtheile des Menschengeschlechts betrieben wird. Seltsam und unerquicklich ist es nur, daß so Wenige diese Einsicht beachten und praktische Folgerungen aus ihr zu ziehen gewillt sind".

Eine Ergänzung zu dieser Untersuchung bildet der *dritte* Aufsatz, der als „*Wortanalyse und Wortabgrenzung*" das Wesen und den Werth der Definition behandelt. In den beiden Titelworten ist das Verhältniß des Einzelnen zum Sprachgebrauch dargestellt: Wortanalyse ist die einfache, objektive Feststellung des Wortinhalts, wie sie der Lexikograph vornimmt; Wortabgrenzung dagegen ist die subjektive Hinzufügung einer neuen Sonderbedeutung, das, was der Jurist als Auslegung bezeichnet. Oder: „Die Wortanalyse ist eine Untersuchung dessen, was *ist*, die Wortabgrenzung eine Bestimmung dessen, was sein *soll*." Nachdem auf die Schwierigkeiten einer erschöpfenden Analyse hingewiesen, sowie einige Mittel zu ihrer Erleichterung angegeben worden, wird gezeigt, wie Analyse und Abgrenzung leicht in einander übergehen und sich berühren, wodurch dann die sogenannten analytischen Definitionen entstehen, die den Zweck haben, die Inkonsequenzen des Sprachgebrauchs zu berichtigen, wie sie in höchst scharfsinniger Weise an dem Worte „stehen" und seinen Bedeutungen nachgewiesen werden. Die Wortabgrenzung, d. h. die Bildung logisch vollkommener Begriffe ohne Rücksicht auf den Sprachgebrauch, ja oft im Gegensatz zu ihm, kurz, die Definition hat nun nach Erdmann ebenfalls keinen absoluten, immer nur einen relativen Werth, der wiederum durch den jeweiligen Zweck bestimmt wird. So ist es ein praktischer Zweck, kein Irrthum gewesen, wenn Schiffer und Walfischjäger den Wal als Fisch betrachtet und bezeichnet haben. „Die Thiernamen," heißt es ganz richtig, „sind nicht um der Zoologie willen entstanden. . . ." Daher wird auch die zunehmende Erkenntniß nie imstande sein, alle auf sogenanntem falschen Sprachgebrauch beruhenden Bezeichnungen auszurotten. Die Sprache, das ist auch hier das Ergebniß, dient eben lediglich dem Verständniß, nicht der Erkenntniß. Ja, wie schwer, oft unmöglich die Entscheidung ist, wenn es sich um die Feststellung der „wahren" Bedeutung eines Begriffes handelt, wie machtlos das objektive Erkennen gegenüber der subjektiven Auslegung ist, wird in fesselnder Weise an der Auffassung des Begriffes „Nacht" durch verschiedene Juristen erläutert, wobei sich kaum entscheiden läßt, wessen Auffassung die richtige ist. Man wird daher Erdmann nur beistimmen müssen, wenn er angesichts dieser Thatsache in hülfloser Resignation ausruft: „Es ist doch eigentlich unerhört, daß die Rechtsprechung Aufgaben lösen muß und auch zu lösen *vorgibt*, die thatsächlich unlösbar sind." Hier thun wir eben wieder einen Blick in die Unvollkommenheit menschlicher Dinge. Uebrigens wäre es interessant gewesen, wenn Erdmann auch an dem bloßen Gebrauch in den verschiedenen Sprachen oder in verschiedenen Perioden Einer Sprache oder endlich in verschiedenen Gegenden eines Sprachgebiets die Vieldeutigkeit des Wortes „Nacht" demonstrirt hätte; daraus wäre deutlich geworden, wie schwankend auch in der allgemeinen Auffassung die Grenzen zwischen Abend und Nacht sind. So sagt der Engländer „to night", wo wir „heute Abend" sagen, und selbst in oberdeutschen Mundarten sagt man „heint" (= hî naht) in derselben Bedeutung. Bald sagt man „zu Nacht essen", bald „zu Abend essen". Wo man zur selben Tageszeit in der einen Gegend „Guten Abend" sagt, heißt es in der anderen schon „Gute Nacht". Im Alt-Germanischen muß „Nacht" überhaupt eine viel weitere Bedeutung gehabt haben als im heutigen Deutsch. So kommt man auch hier nirgends zur Einhelligkeit.

In dem *fünften* Abschnitt: „*Das Verständniß der Worte und die Bildung anschaulicher Vorstellungen*" wird zunächst ein altes psychologisches Problem nochmals vorgeführt und in seiner falschen

Fassung nachgewiesen, nämlich, daß Begriffe nichts anderes seien als abgeblaßte Anschauungsbilder, daß sie also **entweder** nur psychische Gebilde seien **oder** überhaupt nicht. Danach wäre also Verstehen nur ein vergeistigtes Anschauen, ein Begriff nur eine Einzel-, keine Allgemeinvorstellung. Dies die Auffassung von Berkeley und J. J. Engel, der die von Burke, Rousseau und Schopenhauer gegenübergestellt wird, wonach das Verstehen als eine eigene, von Phantasie und Erinnerung unabhängige Funktion aufgefaßt wird. Wenn wir nun aber fragen, was unter dieser Funktion denn zu verstehen, welches ihr Wesen sei, so bleibt uns Erdmann die Antwort darauf schuldig; er hält das Problem für unlösbar, für eine Quelle ewiger Streitigkeiten, und zwar aus eben dem Grunde, der das Thema des ersten Aufsatzes bildete, wegen der Vieldeutigkeit von Worten wie „denken", „verstehen", „veranschaulichen", die an mehreren Beispielen erläutert wird und zu dem Ergebniß führt, daß Worte sehr verschiedene und mannichfache Bewußtseinsakte in uns hervorrufen, die sich vielfach durchkreuzen. Ein Wort ist eben, so darf man danach wohl sagen, wie ein Gewebe, zu dem die verschiedensten geistigen Vorgänge die Fäden geliefert haben und die erst in ihrer Einheit betrachtet, ein deutliches und anschauliches Muster ergeben. Die Art ihrer Verknüpfung wird uns wohl für immer so geheimnißvoll bleiben wie beim Netz der Spinne.

Den beiden Funktionen des Denkens und des anschaulichen Vorstellens dienen nun die beiden Arten der **abstrakten** und der **anschaulichen** Rede. Jene gehört mehr dem Denker, diese mehr dem Dichter an, mehr, nicht jedem ausschließlich. Vielmehr — das etwa will Erdmann in dem zweiten Theil dieses Abschnittes nachweisen — müssen sich abstrakte und konkrete Ausdrucksweise bei beiden ergänzen. Sehr richtig scheint uns daher der Rath, der besonders den Lehrern ans Herz gelegt sein mag, es sei „für die Vermittlung allgemeiner Erkenntnisse eine Mischung anschaulicher und abstrakter Fassung der Sätze, verbunden mit einer Erläuterung durch Beispiele und Gleichnisse, der beste Weg zur Vermeidung von Mißverständnissen, falls man überhaupt darauf Werth legt, von einer breiteren Masse verstanden zu werden". Aber auch das Wesen der **dichterischen Anschaulichkeit**, die der Verfasser mit dem ihm eigenen Feingefühl darstellt, bedarf, eben weil sie die Phantasie nicht binden, sondern entfesseln soll, gelegentlich eines starken Beisatzes allgemeiner Ausdrücke, um sie nicht durch die Last konkreter Bilder herabzuziehen. Man darf eben von der Poesie nicht nur **sinnliche** Anschaulichkeit verlangen, sondern eine solche, deren Schwerpunkt im **Gefühl** ruht. Beide Arten schließen sich oft aus: gerade eine bilderreiche Sprache ist am wenigsten anschaulich und umgekehrt, wie an zwei Beispielen aus Schillers Poesie gezeigt wird. Ueberhaupt tritt Erdmann der Ueberschätzung der sinnlichen Anschaulichkeit in der Dichtung scharf entgegen, einmal, weil es den Genuß einer Dichtung zerstören würde, wenn man sich bemühte, „jedes gehörte konkrete Wort in eine mühsam erzeugte Anschauung umzusetzen", sodann, weil der Dichter leicht in Gefahr käme, ein Bild durch das andere aufzuheben und den Hörer zu verwirren. „So muß alle sprachliche Kunst auch dort, wo sie darauf ausgeht, die Phantasie zu reizen, nicht nur mit der Unbestimmtheit und Flüchtigkeit der Anschauungen rechnen, sondern sie sogar zur Grundlage ihrer Wirkungen machen." Anschaulichkeit und Undeutlichkeit, die natürlich nicht Unklarheit ist, müssen bei dem echten Dichter Hand in Hand gehen. Und wieder stehen wir vor einer jener Unerklärbarkeiten der sprachlichen Wirkung, die Erdmann so gern und glücklich aufspürt, wenn er der landläufigen Auffassung, Anschaulichkeit sei etwas einfaches, mit der Erwiderung entgegentritt, „daß gerade das scheinbar Selbstverständliche doch das eigentlich Räthselvolle und Problematische ist".

Wenn also Anschauungs- und Gefühlswerth poetischer Bilder einander ergänzen müssen, um zu wirken, so können doch, wie in dem dritten Theil des Abschnittes ausgeführt wird, beide in Widerstreit mit einander gerathen, indem der Dichter oft ein Wort von seiner Gefühlsseite, der Hörer oder Leser dagegen von seiner anschaulichen Seite aus auffaßt, woraus dann leicht solche Mißverständnisse entstehen, wie sie Erdmann in einem Aufsatze W. Kirchbachs nachweist, worin dieser Heine Anschauungslosigkeit vorwirft. Das Beispiel (S. 185 f.) ist höchst lehrreich und wird, wie überhaupt dieser ganze Abschnitt, manchen Aesthetiker zum Nachdenken anregen.

Wir sind auf den Inhalt dieser drei neuen Aufsätze des Buches — die übrigen drei sind bereits früher in Zeitschriften erschienen, darunter der über „Vorstellungs- und Gefühlswerth" in dieser Beilage — etwas näher eingegangen, weil sie Fragen betreffen, die nicht oft und dabei so anziehend und ernst behandelt werden und doch die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen; denn diese Untersuchungen liegen auf einem Grenzgebiet, an dem nicht nur der Sprachforscher, sondern auch der Philosoph, der Aesthetiker, der Jurist und nicht zum wenigsten der Lehrer des Deutschen theil haben. Der Letztere besonders wird dem Buch Erdmanns, der ja selbst ein Schulmann ist, eine Fülle feiner Beobachtungen verdanken, die seinen Unterricht nach vielen Richtungen hin befruchten können und deren Verwerthung dem häufig noch viel zu rationalistischen Betriebe desselben durch stärkere Betonung des Gefühlsmäßigen ein heilsames Gegengewicht halten wird. K. D.

Neuere physikalische Literatur.

Während lange Jahre hindurch in Deutschland ein Mangel an Büchern herrschte, welche die einzelnen Zweige der theoretischen Physik systematisch und mit genügender Ausführlichkeit behandelten, ist in den letzten Jahren sogar umgekehrt eine Fülle derartiger Werke veröffentlicht worden, die sich zum Theil in vortrefflicher Weise ergänzen und von denen jedes seine besonderen Vorzüge besitzt. Die Physik ist aber in einzelnen ihrer Zweige, namentlich in dem Gebiet der Elektrizität und Optik, in minderem Grade aber auch in dem der Thermodynamik und sogar der Mechanik in einer Periode rapider Umwälzung begriffen. Anschauungen, die noch vor zehn oder zwanzig Jahren als beste Grundlagen zur Darstellung der Erfahrungsthatsachen galten, sind heute derart veraltet und überholt, daß die Werke, die auf diesen Anschauungen basiren, obwohl ihr Inhalt an sich ein richtiger ist — in der Physik handelt es sich bei festgestellten Thatsachen und ihrer Darstellung ja nicht um Richtigkeit oder Unrichtigkeit, sondern nur um Vollständigkeit oder Unvollständigkeit, Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit — kaum noch zu lesen sind. Die vortrefflichen Vorlesungen über theoretische Physik von **Franz Neumann**, dem Begründer dieser Disciplin in Deutschland, die von seinen Schülern herausgegeben sind, sind heute schon in den meisten Bänden veraltet, wiewohl gerade ihre mustergültige Klarheit in didaktischer Beziehung immer noch als Vorbild dienen kann. Auch die wundervollen Vorlesungen über theoretische Physik von **Kirchhoff**[1]), die zum Theil nach seinem Tode herausgegeben sind, hat das Schicksal des Veraltens bereits in einigen Bänden erreicht, während andrerseits diese Vorlesungen durch die Eleganz der Darstellung und die Fülle des in ihnen auf knappstem Raume enthaltenen Stoffes zwar nicht für den Lernenden, wohl aber für den vorgeschrittenen Physiker immer noch eine reiche und auch vielbenutzte Fundgrube bleiben.

Nach dem Tode von **Helmholtz** haben sich einige seiner Schüler verbunden, um auch dessen Vorlesungen über theoretische Physik herauszugeben und drei Bände dieses Werkes sind bereits erschienen.[2]) Helmholtz hat bis zu seinem Lebensende stets bahnbrechend in der Physik gewirkt und die letzten Arbeiten des mehr als Siebzigjährigen wiesen in derselben Art neue Wege, wie es die erste Arbeit des Sechsundzwanzigjährigen gethan hatte. So war auch gleich der zuerst erschienene Band dieser Vorlesungen (Bd. V der ganzen Reihe) im höchsten Grade aktuell. Er behandelte die elektromagnetische Theorie des Lichts, eine Theorie, die erst in den letzten Jahren sich zur allgemeinen Anerkennung durch-

[1]) Verlag von B. G. Teubner.

[2]) H. v. **Helmholtz**: Vorlesungen über theoretische Physik. Verlag von J. A. Barth, Leipzig. Bd. V. Elektromagnetische Theorie des Lichts. Bd. I_2. Dynamik diskreter Massenpunkte. Bd. III. Akustik.

gerungen hat und von der eine systematische, ins Einzelne gehende Darstellung noch nicht vorhanden war, wie auch wohl Helmholtz der Erste war, der sie in Vorlesungen behandelte. Wenn auch der eigentliche Inhalt der Optik sich in gleicher Weise ausdrückt, ob man nun die transversalen Lichtwellen als elastische oder elektromagnetische ansieht, so sind doch die Grundlagen bei beiden Darstellungsarten wesentlich verschieden und es zeigt sich, daß man durch die elektromagnetische Auffassung zu einer widerspruchslosen, viel ungezwungeneren Ermittelung der für alle Körper und für die Uebergänge aus einem Körper zu einem anderen gültigen Gesetze gelangt. Von besonderem Interesse ist in diesem Bande zunächst die Darstellung der Grundlagen selbst, der Weg, wie Helmholtz, ohne zu weit auszuholen, zu dem System der Maxwell'schen Gleichungen gelangt, ein Weg, der dem Kenner sofort den Meister zeigt. Und von ebenso großem Interesse ist das Kapitel, in dem Helmholtz über die Maxwell'sche Theorie hinausgeht und mit seinem intuitiven Blick die Art und Weise zeigt, wie die neue Theorie durch Herbeiziehen des Guten aus den alten Theorien erweitert werden muß. Es ist dies das Kapitel über die Dispersion des Lichts, welche durch Einführung der Jonenpaare den alten Elektrizitätsmengen wieder volle Existenz in der Natur zuschreibt, die ihnen von der reinen Maxwell'schen Theorie abgesprochen war. Auch derjenige Band der Vorlesungen, der die dynamisch diskreten Massenpunkte behandelt, führt bis zu den neuesten, von Helmholtz selbst erst entdeckten Errungenschaften der theoretischen Physik, der universalen Bedeutung des Hamilton-schen Prinzips. Leider ist die Darstellung dieser Gedanken eine sehr schwere, weit von der Durchsichtigkeit der übrigen Theile des Bandes abweichende. Eine breitere, systematischere Darstellung dieser Gegenstände, die in der Vorlesung aus Mangel an Zeit unterbleiben mußte, ist immer noch ein Desideratum, nicht bloß in didaktischer, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Der dritte Band endlich, die Akustik enthaltend, entspricht insofern ebenfalls einem großen Bedürfniß, als thatsächlich in Deutschland außer einer Uebersetzung eines englischen Werkes seit Jahrzehnten kein zusammenhängendes Buch über dieses Kapitel der Physik, in dem Helmholtz selbst die schönsten Entdeckungen gemacht hat, erschienen war. Sind so die Helmholtz'schen Vorlesungen im höchsten Sinne aktuell, so ist andrerseits doch darauf aufmerksam zu machen, daß sie in formeller Hinsicht nicht die Abrundung und die Eleganz zeigen, die namentlich bei Kirchhoffs Vorlesungen von besonderem Reiz ist. Die Herausgeber hätten vielleicht, ohne gegen die Pietät zu verstoßen, Wiederholungen und überflüssige Breiten der Darstellung einerseits, allzu knappe Erörterungen andrerseits, an denen die Vorlesungen leiden, durch eigene Darstellungen ausgleichen sollen. In der jetzigen Form sind die Vorlesungen mehr für den Vorgeschrittenen, als für den Lernenden brauchbar.

Durchaus als Lehrbücher der theoretischen Physik dagegen führen sich drei Werke ein, die im Verlage von Hirzel in Leipzig erschienen sind. Die Vorlesungen von Cohn über das elektromagnetische Feld[3]) behandeln das ganze Gebiet der Elektrizitätslehre vom Standpunkt der Maxwell'schen Theorie aus. Sie zeichnen sich durch große Strenge in den Ableitungen, durch eine große Zahl Anwendungen der Theorie auf praktisch wichtige Fälle, durch klare und systematische Anordnung aus. Indeß bin ich nach meinen Erfahrungen mit dem Gang des Lehrbuchs, das mit der Elektrostatik beginnt und durch successive thatsächliche und hypothetische Erweiterungen zu dem vollständigen Maxwell'schen System gelangt, nicht einverstanden. Dieser Weg wurde schon vorher versucht, auch hat ihn jeder Lehrer der theoretischen Physik wegen der durch ihn gebotenen Verknüpfung mit der alten Elektrizitätslehre gewiß selbst einzuschlagen sich bemüht. Aber er leidet an den beiden systematischen Fehlern, daß er einerseits mehr Erfahrungsthatsachen für die Theorie zuhülfe nehmen muß, als nothwendig ist, und daß er zweitens nothgedrungen die ganze Theorie doppelt, zweimal auseinandersetzen muß, erst langsam von unten nach oben, dann rasch, aber daher weniger eindrucksvoll, von oben nach unten. Der andere Weg, den Hertz eingeschlagen hat, operirt, wie der Verfasser mit Recht sagt, zunächst mit leeren mathematischen Symbolen. Aber man kann, und das hat sich mir erfahrungsgemäß als der kürzeste und doch befriedigendste Weg gezeigt, aus der Erfahrung mit Zuhülfenahme von plausiblen Hypothesen (Verschiebung) und mit Zuhülfenahme der Experimente von Hertz sich als erstes Ziel stellen, die Maxwell'schen Gleichungen zu begründen und dabei ihre Symbole mit begrifflichem Leben zu erfüllen. Hat man diese, so ist bekanntlich der weitere Weg ein glatter und direkter. In den obenerwähnten Vorlesungen von Helmholtz und in anderen Werken sind schon Schritte in dieser Richtung gemacht. Es braucht bloß ein systematisches Vorwärtsschreiten auf diesem Wege, um diese Methode auszubilden, die sich nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten durch ihre Vorzüge von selbst empfiehlt. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß man gleich, wie auf einer hohen Warte stehend, das ganze Gebiet der Elektrizität übersieht, die Verknüpfung seiner einzelnen Theile ohne weiteres erkennt und so von vornherein Ordnung und Systematik hat. Es läßt sich indeß nicht verkennen, daß die Wissenschaft heute schon über die Maxwell'sche Theorie hinausgeht und daß gerade von allen statischen Erscheinungen, die aus dieser Theorie am wenigsten befriedigend sich ergeben, von den Elektrizitätsmengen, von den Jonen, sicher die Erweiterung der Maxwell'schen Theorie ausgehen wird.

Das Lehrbuch der Optik[4]) von Drude, in demselben Verlag erschienen, ist eine sehr dankenswerthe Leistung des Verfassers. Ausgehend von der geometrischen Optik, in welcher die neueren von Abbe angegebenen Methoden behandelt sind, untersucht der Verfasser aufsteigend immer schwierigere Fragen, schlägt also ebenfalls einen synthetischen Weg ein, statt des für die theoretische Behandlung der Physik viel durchsichtigeren analytischen. Indeß hat dieser Weg hier keinen Nachtheil außer dem mancher nothwendigen Wiederholungen. Ein vollständiges Hin- und Zurückgehen ist hier nicht nothwendig. Diejenigen Kapitel, die sonst in deutschen Werken über Optik etwas stiefmütterlich behandelt werden, wie die Absorption und Dispersion, die Drehung der Polarisationsebene, die Aberration und die Lichtstrahlung sind in diesem Buch ausführlicher behandelt, was sehr zu begrüßen ist. Ebenso besitzt auch das andere, in demselben Verlag erschienene Werk von W. Wien,[5]) Lehrbuch der Hydrodynamik, den großen Werth, daß es eine Anzahl in deutschen Werken sonst nicht oder nur nebenbei behandelter Probleme ausführlich auseinandersetzt und so einen Ueberblick über die gesammte Ausdehnung des Gebietes gibt, welches der rein wissenschaftlichen Hydrodynamik bisher zugänglich ist. Allerdings ist das Werk, das sich in der Darstellung vielfach an Kirchhoff anschließt, ebenso wie dessen Mechanik für Anfänger etwas schwierig, während Vorgeschrittenere dasselbe mit großem Nutzen studiren werden. Die Verlagshandlung, die sich mit diesen Werken um die Förderung des Studiums der theoretischen Physik sehr verdient gemacht hat, möge uns noch Bearbeitungen anderer Kapitel derselben bescheren, von denen namentlich die Mechanik nach einem guten, nicht zu umfangreichen und doch bis zu den neuesten Forschungen führenden und diese mitbehandelnden Lehrbuch förmlich verlangt.

L. Graetz.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Monate Juni, Juli und August 1900.

Br. Der diesmalige Juni war ein mäßig warmer, aber sehr niederschlagsreicher, von vielen Gewitterniedergängen ausgezeichneter Monat. Beim Beginn des Monats herrschte warmes Wetter mit östlichen Winden; häufig, z. B. in den Pfingsttagen, war bis mittags schönes Wetter, dann entluden sich Gewitter. Mit der Abnahme des hohen und der Ausbreitung des niedrigen Luftdruckes von England aus über Skandinavien und der Ostsee, ging der Wind nach West um, wobei eine Abnahme der Luftwärme stattfand, doch schon am 10. herrschte wieder hoher Luftdruck und das Maximum ging über die Ostsee nach Skandinavien, so daß unter vorwiegend östlichen Winden heiteres Wetter wieder vorherrschend wurde. Das Wetter blieb bei ziemlich gleichmäßiger Druckvertheilung meist kühl und zu Niederschlägen neigend. Gewitter, durch Theildepressionen veranlaßt, waren nicht selten. Am 25. rief eine tiefe Depression, die von der südlichen Nordsee ostwärts

[3]) Emil Cohn: Das elektromagnetische Feld. Vorlesungen über die Maxwell'sche Theorie. Leipzig, S. Hirzel, 1900.

[4]) Drude: Lehrbuch der Optik. Leipzig, S. Hirzel, 1900.

[5]) W. Wien: Lehrbuch der Hydrodynamik. Leipzig, S. Hirzel, 1900.

fortschritt, in Mitteldeutschland starke Regenfälle hervor (in Berlin fiel am 27. allein 12.4 mm, in München am 13. 22.4 mm, am 18. 17.5 mm). Erst in den letzten Tagen des Monats glich sich der Luftdruck wieder aus, so daß trockenes, ziemlich kühles Wetter eintrat und die Temperatur in Berlin auf 10.5°, in München am 28. bis auf 6.0° C. fiel. Der Stand des Barometers war auch in diesem Monat etwas niedriger, als der normale (um ca. 2.4 mm); die Schwankungen waren jedoch nur gering. Im allgemeinen war, mit Ausnahme der ersten sieben Tage, wo die Luftwärme in München bis über 27.0, in Berlin bis über 29.0 (am 13. sogar bis über 30.0°) stieg, die Temperatur der Luft eine niedrigere, als sonst im Juni. Niederschläge waren sehr häufig und ergiebig, besonders um die Mitte des Monats fielen, wie schon oben angeführt, in München bis zum 22., in Berlin bis 27. reichliche Regenmassen. Dagegen war der darauffolgende Juli ein recht warmer Sommermonat. In den ersten Tagen war das Wetter wenn auch warm, so doch regnerisch, bis am 4. ein von Westen her sich ausbreitendes Maximum die Oberhand gewann, das zwar bald wieder von einer vom Norden her ziehenden Depression verdrängt wurde, wodurch kühles und an Niederschlägen reiches Wetter eintrat, so daß in Berlin die Temperatur auf 9.5, in München bis auf 6.5° herabging. Dies Wetter hielt bis zum 11. vor, wo durch ein von Frankreich kommendes Gebiet hohen Luftdrucks heiteres und warmes Wetter eintrat. Es folgte nun bis zum 23. und 24. des Monats bei in Berlin vorherrschenden westlichen, in München östlichen Winden eine Reihe schöner Sommertage, die ihren Höhepunkt am 21. erreichten, wo in München das Thermometer über 31, in Berlin über 37.0 (bis 37.5°) stieg. Eine von Skandinavien sich ausbreitende Depression brachte am 23. und 24. etwas Abkühlung, doch bald gewann das über Zentral-Europa liegende Maximum wieder die Oberhand, wobei es wieder sehr warm wurde und das Thermometer wieder weit über 30.0° (in Berlin bis 34.5°, in München bis 32.2°) stieg. Erst zu Ende des Monats stellte sich etwas Regen ein. Auch in diesem Monat blieb der Barometerstand etwas unter dem normalen, der Thermometerstand war dagegen um fast 2° höher als das vieljährige Monatsmittel. Es war der wärmste Juli seit einer ganzen Reihe von Jahren. Die vorherrschende Windrichtung blieb West, doch gewannen auch vielfach, besonders in Süddeutschland, östliche Winde die Oberhand. Niederschläge erfolgten in München nur um die Mitte, in Berlin zu Ende der ersten Monatswoche. Im ganzen blieben die Niederschläge weit hinter dem Normalen zurück. — Der darauffolgende Monat August war in seiner ersten Hälfte (bis 15.) windig, trüb und kühl; besonders sanken die Morgen- und Abendtemperaturen sehr erheblich (in Berlin bis 10.0 und 10.5 in München, den 13., bis 6.0°). Diese Witterung wurde durch eine von den britischen Inseln nach Osten ziehende Depression, während das Maximum in Südfrankreich lag, hervorgerufen. Hinter dieser Depression breitete sich vom 11. ab ein umfangreiches Hochdruckgebiet aus, das uns, als das Maximum über Südschweden und über der Ostsee lag, Wärme brachte. Der Thermometer überstieg vom 16. die normale Höhe und es erfolgten bis zum 26. (in München nur bis 24.) wieder eine Reihe schöner und warmer Tage, die nur am 21. (in München schon am 20.) durch eine vorüberziehende westliche Depression, die Gewitter und Niederschläge brachte, gestört wurde. Zu Ende des Monats wurde infolge östlicher und nordöstlicher Winde das Minimum nach Südeuropa gedrängt und es stellte sich bei meist heiterem Himmel etwas kühlere Witterung ein. Der Barometerstand war auch in diesem Monat etwas niedriger als normal (um 0.7 mm). Der Thermometer stand dagegen ein wenig höher als im 50jährigen Durchschnitt. Auch in diesem Monat stieg das Thermometer in Mitteldeutschland häufig über 30.0. Den absolut wärmsten Tag hatte Berlin am 19. (mit 34.8), München den 24. (mit 28.4 Grad Celsius). Unter den Windrichtungen waren in der ersten Hälfte des Monats westliche, in der zweiten östliche Winde vorherrschend. Niederschläge erfolgten im ganzen wenig und meist nicht sehr ergiebig (nur in München fielen am 20. 13.2 mm Niederschläge). Gewitter mit Niederschlägen waren selten. Die Signatur des diesmaligen Sommers war die eines überwiegend warmen, im Juli und August sogar recht heißen Sommers, der nur im Juni von Gewittern und ergiebigen Niederschlägen begleitet war. Diese Witterung äußerte auch ihren Einfluß auf die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse. Insbesondere zeigten akute Entzündungen der Athmungsorgane und akute Darmkrankheiten ein der Witterung ziemlich genau entsprechendes Verhalten. Der im ganzen warme, nur zeitweise kühle Juni zeigte im Vergleich zum Mai eine ziemlich allgemeine Abnahme von akuten Entzündungen der Athmungsorgane in den Städten des In- und Auslandes, die nur in wenigen Orten (Duisburg, Essen, Görlitz, Stettin, Mannheim, Mülhausen i. E.) mehr Todesfälle als im Vormonat hervorriefen. Im Juli und August war im allgemeinen in den meisten deutschen und außerdeutschen Orten die Sterblichkeit an diesen Krankheitsformen noch geringer. Auch das Vorkommen von Influenza wurde ein immer selteneres. Dagegen stieg mit der Zunahme der Wärme sowohl in deutschen wie in den ausländischen Orten die Zahl der Sterbefälle an akuten Darmkrankheiten, besonders unter kleinen Kindern. Schon im Juni wurde eine ziemlich allgemeine Steigerung der Todesfälle an diesen Krankheitsformen ersichtlich, doch hielt sich dieselbe noch in gewissen engen Grenzen. Nur in wenigen Orten (darunter in München, Augsburg, Antwerpen, Budapest, Christiania, Glasgow, Krakau, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Venedig) war die Zahl der Sterbefälle noch kleiner als im Mai. Im Juli stieg die Zahl der Sterbefälle aber fast allgemein (Duisburg, Kopenhagen, Prag, Stockholm machten eine Ausnahme und zeigten keine Steigerung) und wurde im August namentlich in den deutschen Städten eine noch größere, nur aus wenigen Orten wie aus Dortmund, Halle, Posen, Stettin, Paris und einigen anderen Orten wurde ein kleiner Rückgang der Sterbefälle gemeldet. Warin die eigentliche Ursache dieser großen Sterblichkeit zu suchen ist, ist bis jetzt noch nicht ganz einwandfrei klargelegt. Da die meisten dieser Todesfälle kleine Kinder, besonders im Alter unter zwei Jahren betreffen, so ist es sicher, daß die Nahrung derselben, also die Milch, die wahrscheinlichste Veranlassung ist, zumal auch nachgewiesen worden ist, daß die Milch in den heißen Monaten zersetzt, resp. für die Säuglingsnahrung ungeeignet wird. Wir sehen auch, daß, je heißer das Wetter, desto größer die Zahl der Opfer. Ob es aber nur die Wärme ist, die die Milch verdirbt, oder ob nicht schon die Milch durch die Sommerfütterung der Kühe schädlicher und für die Zersetzung geeigneter wird, ist noch nicht genügend eruirt. Erwiesen ist ferner, daß z. B. in großen Orten die Sterblichkeit in einzelnen Bezirken, wo namentlich die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse vieles zu wünschen übrig lassen, ganz bedeutend ist, während in anderen Stadttheilen in derselben Zeit kaum ein Todesfall an diesen Krankheitsformen gemeldet wird. Es spricht ferner auch der Umstand, daß nicht bloß Säuglinge und Kinder unter zwei Jahren, sondern auch zahlreiche ältere Kinder, besonders Kinder im Alter von 3 bis zu 6 Jahren, in wenigen Fällen auch noch ältere Personen, für die Milch nicht mehr die ausschließliche Nahrung bildet oder von denen sie überhaupt nicht mehr genossen wird, an diesen Krankheitsformen zugrunde gehen, daß auch noch andere Umstände für diese Sterblichkeit die Schuld tragen dürften. Fest steht, daß seit einer großen Reihe von Jahren die Zahl der Opfer an akuten Darmkrankheiten nicht so groß gewesen ist wie in diesen 3 Monaten. Wir haben aber auch seit einer langen Reihe von Jahren nicht so anhaltend heißes Wetter ohne die entsprechende Abkühlung gehabt, wie in diesem Sommer. Die überwiegende Mehrzahl dieser Opfer stand wie immer im jugendlichen Alter und wurde auch die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit mit der Zunahme der Lufttemperatur eine größere. Im Juni starben auf das Jahr berechnet von je 10,000 Einwohnern in Stuttgart 40, in Hamburg 46, in Dresden 58, in Berlin 61, in München 112 Säuglinge; in den folgenden Monaten waren die betreffenden Zahlen in derselben Reihenfolge der Städte: im Juli 90, 78, 90, 105, 123 und im August: 95, 95, 151, 128, 160.

Durch diese zahlreichen Sterbefälle an akuten Darmkrankheiten wurde selbstredend die allgemeine Sterblichkeit beeinflußt. Zunächst betrug im Juni die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (unter 15.0 pro Mille und Jahr) 47, während sie im Mai nur 23 betragen hatte. Im Juli sank die Zahl derselben auf 22, im August auf 11. Dagegen stieg die Zah

der deutschen Orte mit solcher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille und Jahr), die im Mai 7 betragen hatte, im Juni auf 10, im Juli auf 37, im August auf die selten hohe Zahl 65. Unter den deutschen 65 Orten mit hoher Sterblichkeit stieg in 24 Orten die Sterblichkeit über 40.0, in 10 über 50.0 pro Mille. Eine solch hohe Sterblichkeit ist seit vielen Jahren in den deutschen Städten nicht zu registriren gewesen. Auch in vielen Städten des Auslandes war die Sterblichkeit eine gesteigerte und besonders hohe. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille) war im Juni ziemlich groß, 100; sie sank im Juli auf 46 und ging im August auf 37 herab.[1])

Die schon immer gehegte Befürchtung, daß trotz großer Aufsicht und strenger Abwehrmaßregeln die Pest doch wieder nach den europäischen Staaten eingeschleppt werden könnte, ist leider in diesem Sommer zur Wahrheit geworden, wenn es auch dank der überall angewandten großen Sorgfalt und Aufmerksamkeit der entsprechenden Behörden, außer in Glasgow, noch zu keiner größeren Epidemie in Europa gekommen ist. Zunächst zeigte sich in Oporto am 26. Juni ein neuerdings festgestellter Pestfall; er besserte sich jedoch bald und es kam zu keiner weiteren Erkrankung. Da wurde aus Smyrna (Türkei) vom 7. Mai das Vorkommen eines stark verdächtigen Falles gemeldet, dem im Laufe des Mai und Juni noch weitere Erkrankungen folgten. Den 6. Juli wurde daselbst jedoch ein unzweifelhafter Todesfall an Pest festgestellt, dem bald noch mehrere folgten. Im ganzen kamen in Smyrna vom 7. Mai bis 22. August 22 Erkrankungen mit 9 Todesfällen zur Meldung (seit 11. August war kein weiterer Fall vorgekommen). Auch in Trapezunt wurden am 6. und 11. Juni je 1 Pestfall beobachtet, in Beirut am 16. Juli 4 Fälle, die alle zur Genesung kamen, worauf bis 2. August keine weitere Erkrankung stattgefunden hat. — Zu Ende des Monats August (den 22.) wurde in Konstantinopel auf dem Dampfer „Niger“ ein Pestfall konstatirt. Der Dampfer kam nach Klazomenä und wurde daselbst isolirt. Am 24. August erkrankte auf demselben Dampfer eine zweite Person unter pestverdächtigen Erscheinungen, die gleichfalls isolirt wurde. Das Schiff ging jedoch mit nicht reinem Gesundheitspasse nach Marseille weiter, wo es bis zum 30. August in Quarantäne lag. Die beiden Kranken genasen. Auch in Hamburg wurde auf einem Dampfer („Rosario“), der Ende Juni von La Plata nach Hamburg kam und am 9. Juli nach Cardiff ging, wo er zwischen mehreren aus ostasiatischen und Mittelmeer-Häfen angekommenen Schiffen 14 Tage vor Anker lag, nach seiner Rückkehr nach Hamburg am 30. Juli bei der im dortigen Hafen eingerichteten gesundheitspolizeilichen Ueberwachung ein Steward krank aufgefunden. Anfänglich als typhöser, später als diphtherischer Kranker in das Krankenhaus aufgenommen, wurde derselbe, als sich am 4. August Zeichen einer möglichen Pesterkrankung zeigten, in das Eppendorfer Krankenhaus übergeführt. Es stellte sich dort bei der sofort eingeleiteten Untersuchung des Blutes heraus, daß ein wirklicher Pestfall vorlag. Der Kranke ist am 10. August gestorben. Bei den zur Beobachtung gestellten Personen war bis 13. August keine Erkrankung vorgekommen. Da kam in England am 27. August in Liverpool an Bord des aus Buenos Aires kommenden Dampfers „Higland Mary“ ein Mann an, der unterwegs am 8. August an Pest erkrankt war; die übrige Mannschaft war gesund geblieben. Der an der Themsemündung am 15. August aus Calcutta kommende angehaltene Dampfer hatte, späteren Meldungen zufolge, keinen Pestkranken an Bord. Nicht so günstig ist aber eine andere nach England verschleppte Erkrankung an Pest verlaufen. In Glasgow kam am 28. August eine Person in das dortige Krankenhaus, die an Pest litt und starb. Bis 30. August waren 12 Erkrankungen an Pest zur Anzeige gekommen. Sämmtliche Fälle, bis auf einen, waren leichterer Natur. Am 7. September standen 112 Personen unter Kontrole; in einem anderen Stadtviertel Glasgows kam am 3. September ein stark verdächtiger Fall, sowie aus dem Glasgow benachbarten Orte Govan mehrere pestverdächtige, den 7. September 3 neue Pestfälle zur Beobachtung.

In Aegypten hat die Pest in Port Said im Juni eine größere Zahl von Erkrankungen (bis 10. Juli 40) mit 14 Todesfällen veranlaßt. Da bis 23. Juli keine weitere Erkrankung vorkam, wurde es am 23. Juli für pestfrei erklärt. In Zambo waren bis 13. Juni seit Beginn der Epidemie 67 Todesfälle vorgekommen; von Mitte Juni ab sind weitere Erkrankungen nicht bekannt geworden. Auch in Damiette war seit Anfang Juni kein neuer Fall zur Anzeige gekommen. In Djeddah waren bis 19. Mai 31, bis 16. Juni noch weitere 45 Todesfälle an Pest festgestellt worden; vom 17. Juni bis 9. Juli kamen nur noch 5, bis 16. Juli kein weiterer Fall zur Anzeige. Dagegen war in Alexandria die Pest zu Ende August noch nicht ganz erloschen, wenn auch die Zahl der Erkrankungen wie Todesfälle im Juni, Juli und August nur eine geringe war (23 Erkrankungen mit 13 Todesfällen); seit 27. April bis 1. September belief sich die Gesammtzahl der Erkrankungen auf 119, die der Todesfälle auf 54. — In Britisch-Ostindien herrschte die Pest in den 3 Monaten weiter, doch war in der Präsidentschaft Bombay wie in der Stadt Bombay selbst, ferner in Aden, Thana, im Belgaum-Bezirk, in Ahmedabad und im Janjura-Staat im Mai und Juni eine Abnahme, in Karachi eine kleine Steigerung ersichtlich. In Rangun war seit 22. Juni bis 6. Juli kein weiterer Fall gemeldet worden. In Karachi wurde die Epidemie den 12. Juli für erloschen erklärt. Seit Mitte August war jedoch wieder in der Stadt und Präsidentschaft Bombay, in Kalkutta, im Staat Mysore, in Belgaum, Puna, in den Distrikten Thana und Kolhapur eine erhebliche Steigerung der Epidemie festzustellen. In Madras sind angeblich Pestfälle in diesem Jahre nicht vorgekommen. Aus China fehlen genauere Nachrichten. — Dagegen wurden aus Osaka (Japan) bis 20. Mai 23 Erkrankungen mit 20 Todesfällen gemeldet. Bis 30. Juni kamen noch 28 Erkrankungen mit 22 Todesfällen vor; bis 6. August war jedoch keine weitere Erkrankung gemeldet. Von Osaka wurde die Krankheit im Mai nach Kobe und nach dem Shizuoka-Bezirk verschleppt, in welch letzterem vom 11. Juni bis 10. Juli 7 Personen erkrankten und starben, seit dem 11. Juli (bis 6. August) jedoch kein weiterer Fall vorgekommen ist. Außerdem kamen in der Quarantänestation von Nagasaki 2 und in Nagasaki selbst (am 6. Juni) 1 Erkrankung zur Feststellung, denen jedoch bis 6. August keine weitere Erkrankung folgte. Auch in der Stadt Ikeda ist ein Fall, sowie im Hafen von Yokohama (14. Juni) auf einem englischen Dampfer der aus Hongkong kam, 1 Todesfall an Pest vorgekommen. In Hongkong wüthete die Pest heftig; vom 2. Juni bis 7. Juli wurden 371 Erkrankungen mit 351 Todesfällen, vom 7. Juli bis 4. August 155 Erkrankungen mit 158 Todesfällen mitgetheilt. Auf der Insel Kischm (Persien) herrschte im Mai die Pest. Kapstadt wurde am 17. Juni für pestfrei erklärt, während in Natal (Durban) am 18. Mai 1 Todesfall festgestellt wurde. Auf Mauritius kamen, trotz erheblicher Abnahmen, Mitte Juni immer noch neue Erkrankungen vor. Ebenso in Port Louis. In San Francisco (Vereinigte Staaten von Amerika) kamen unter den Chinesen (7. März bis 2. Juni) 11 Todesfälle an Pest vor. Auf den Philippinen war die Seuche im Juli noch nicht erloschen, wenigstens in Manila nicht, auch aus Cavite wird 1 Pestfall gemeldet. In Brasilien nahmen die Pestfälle in Rio de Janeiro Ende Mai langsam zu. Man will daselbst die Verbreitung der Seuche durch Ratten beobachtet haben. Eingeschleppt soll sie durch Portugiesen aus Oporto sein. Von Anfang Mai bis Mitte Juni stieg die Epidemie, seit dem 18. Juni war eine Abnahme ersichtlich. Seit dem 6. Mai waren bis 18. August 525 Erkrankungen mit 252 Todesfällen bekannt geworden. In Neu-Süd-Wales herrschte die Epidemie Anfang Mai in Sydney. Vom 6. Mai bis 14. Juli wurden 116 Erkrankungen mit 37 Todesfällen, vom 14. bis 24. Juli nur noch 1 Erkrankung gemeldet. Ende Juli kam keine Erkrankung mehr zur Meldung. Auch in Victoria herrschte im Mai die Pest heftig (vom 15. Mai bis 2. Juni kamen 325 Erkrankungen mit 299 Todesfällen zur Anzeige). In Queensland und Westaustralien zeigte sich vom Mai bis Mitte Juni die Pest bloß in wenigen Fällen, in Brisbane, Ipswich, Rockhampton, Cairns, Bundaberg, Maryborough und Freemantle. Nur in Rockhampton waren im Juni die Fälle zahlreicher, ließen aber Ende Juni wieder nach. Ende Juli

[1]) Die beigegebene Uebersichtstabelle zeigt, welche von den größeren Städten des In- und Auslandes sich in diesen 3 Monaten einer günstigen Sterblichkeit erfreuten.

wurden nur aus Rockhampton, Townsville und Cairns vereinzelte Fälle gemeldet. Freemantle und die ganze Kolonie Westaustralien waren am 13. August seuchenfrei. In Südaustralien wurden Mitte Mai einzelne Fälle in Adelaide beobachtet, wohin sie aus Sydney eingeschleppt waren; am 11. Juni kamen noch 2 weitere, am 23. Juli noch 1 Erkrankung zur Meldung. — Sichere Nachrichten über die Cholera liegen nur aus Kalkutta vor, wo vom 13. Mai bis 11. August 616 Todesfälle an Cholera registrirt wurden; auch in Bombay herrschte die Cholera neben der Pest; doch sind die Angaben hierüber nicht zuverlässig; so sollen vom 18.—25. August daselbst 697 Personen der Cholera erlegen sein. Daß noch in anderen Orten, besonders in Persien, Arabien und der asiatischen Türkei Cholera herrscht, ist wohl als sicher anzunehmen, doch sind auch hierüber die Nachrichten nicht zuverlässig. So wird unter anderem vom 10. September gemeldet, daß in einem Dorfe bei Albistan im Sandschak Moreisch (Türkei) Ende August mehrere Cholera ähnliche Erkrankungen, die in 24 Stunden tödlich verliefen, vorgekommen sein sollen.

Von den bei uns in epidemischer Verbreitung vorkommenden Infektionskrankheiten zeigten Masern, die im Juni noch in sehr ausgedehnter Weise auftraten, in vielen Orten einen recht bösartigen Verlauf. Im Juli und August sank jedoch die Zahl der Todesfälle in den meisten Orten. — Das Scharlachfieber zeigte dagegen im Juni eine größere Abnahme der Todesfälle, während im Juli an einigen Orten die Zahl der Opfer stieg. — Das Vorkommen von Diphtherie und Croup blieb in den deutschen Städten in allen drei Monaten beschränkt. Auch in den Städten des Auslandes war die Zahl der Sterbefälle an Diphtherie und Croup im Juni eine kleinere als im Mai, obwohl sie in London, Moskau, Paris, St. Petersburg, New-York ziemlich beträchtlich war. Sie stieg im Juli nur in Paris und Wien, zeigte aber im August wieder vielfach, wie in London, St. Petersburg, Stockholm, Warschau, New-York ein Ansteigen, ohne jedoch in den genannten als Epidemie aufzutreten. Erkrankungen kamen aus den meisten der genannten Orte seltener als im Frühjahr zur Mittheilung, so daß fast allgemein eine Abnahme der Diphtherie ersichtlich ist. — Dagegen zeigte sich der Typhus besonders im Juli und August sowohl in deutschen wie in ausländischen Orten häufiger als Todesursache. Im Juni überstieg die Zahl der Todesfälle in keiner deutschen Stadt die Zahl 7. Unter den Städten des Auslandes war im Juni nur in St. Petersburg eine Steigerung der Todesfälle ersichtlich, in London, Paris und New-York sank die Zahl der Sterbefälle auf 31, beziehungsweise 37 und 32. Im Juli fand aber in Amsterdam, Antwerpen, London, Odessa, Paris (77), Rom, Warschau, Wien, New-York eine größere Zunahme statt, während St. Petersburg fast die gleiche Zahl wie in der Vorwoche aufwies. Im August hat die Zahl der Sterbefälle in den meisten der genannten Orte noch mehr zugenommen, am erheblichsten in Odessa, Paris, St. Petersburg und New-York. — Das Vorkommen von Flecktyphus blieb im allgemeinen selten; insbesondere kamen aus deutschen Orten und Bezirken nur wenige Erkrankungen und Todesfälle zur Anzeige. Im Juni wurde aus deutschen Orten nur 1 Todesfall aus Bonne, im Juli 1 aus Berlin zur Anzeige gebracht. — Der Keuchhusten hat in Berlin, Paris, New-York und in den größeren englischen Städten in den drei Monaten zahlreiche Opfer gefordert. — Das Vorkommen von Genickstarre war in diesen drei Monaten nicht selten; doch blieben die Erkrankungen meist vereinzelt und auch die Zahl der mitgetheilten Todesfälle war nicht groß. — Gesteigert war aber in diesen drei Monaten das Vorkommen von Pocken. Im Regierungsbezirk Wiesbaden (die meisten derselben stammten aus Frankfurt a. M.) wurden im Juni und Juli je 14 Erkrankungen beobachtet. Sie waren nachweislich von auswärts eingeschleppt. Es erlagen denselben jedoch nur 4 Personen (im Juni und Juli je 2). In vereinzelten Fällen kamen noch Erkrankungen an Pocken im Juni aus Berlin, den Regierungsbezirken Aachen, Aurich, Königsberg, Stettin je 1; Regierungsbezirk Hildesheim 2; im Juli aus den Regierungsbezirken Königsberg und Stettin je 1, im August aus dem Regierungsbezirk Aurich 1, aus Berlin 2 zur Meldung. Von Todesfällen wurden im Juni und Juli aus Krefeld, Königsberg, Offenbach und Berlin (Wundpocken) je 1 berichtet. Aus den Berichtsorten des Auslandes kamen in allen drei Monaten zusammen aus Antwerpen 16, aus New-York 21, aus London 32, aus Warschau (Krankenhäuser) 112, aus Paris 226, aus Petersburg 784 Erkrankungen zur Mittheilung, die in Antwerpen 3 (einschließlich Wundpocken), in New-York 1, in Warschau 76, in Paris 27, in Petersburg 116 Todesfälle veranlaßten. Außerdem wurden aus Odessa 17, aus Moskau 27, aus Lyon 19, aus Glasgow 13, aus Brüssel (Juni) 1, aus Alexandrien 27, aus New-Orleans 16, aus Kairo und Buenos-Aires je 7, aus Mexico (April und Mai) 116 Todesfälle an Pocken berichtet. Dagegen waren Todesfälle an Pocken in Bombai viel seltener.

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Monaten Juni, Juli, August 1900.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts.)

Namen der Städte	Juni	Juli	August
Augsburg	25.2	27.3	28.5
München	26.2	26.7	28.0
Nürnberg	24.1	28.5	41.0
Würzburg	22.9	27.2	24.0
Altona	15.9	21.1	22.8
Berlin	18.5	22.9	25.3
Breslau	26.3	34.1	33.7
Frankfurt a. M.	17.2	21.0	21.4
Hannover	14.9	25.1	24.7
Köln	19.9	31.4	31.5
Königsberg	32.2	34.7	42.2
Magdeburg	18.2	27.2	33.6
Stettin	23.6	57.5	40.9
Wiesbaden	19.9	25.1	18.9
Dresden	17.4	20.7	26.1
Leipzig	16.8	28.2	30.8
Stuttgart	14.4	20.2	19.2
Karlsruhe	17.6	25.2	25.5
Braunschweig	17.3	21.2	30.7
Hamburg	17.4	19.9	19.7
Straßburg i. E.	20.8	28.8	26.1
Metz	16.9	19.7	20.1
Amsterdam	14.4	14.2	14.7
Antwerpen	13.8	15.1	18.4
Brüssel	16.1	18.9	19.5
Budapest	20.1	20.5	22.3
Christiania	17.0	14.6	12.0
Edinburg	17.3	17.2	15.8
Glasgow	19.4	19.7	18.3
Kopenhagen	16.3	16.8	16.1
London	15.2	16.2	19.8
Lyon	19.3	20.6	17.1
Moskau	31.3	42.3	37.5
Odessa	26.1	28.8	31.4
Paris	18.5	24.2	18.6
St. Petersburg	24.5	29.0	27.6
Prag	24.0	21.4	20.2
Rom[1]	15.6	17.1	18.2
Stockholm	17.2	14.1	15.4
Triest	17.8	28.0	29.0
Venedig	18.8	24.9	—
Warschau	22.4	29.1	29.4
Wien	20.6	19.5	18.5
New-York	17.4	22.9	18.7

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt.** X. Jahrgang 1900/1901. Straßburg, Trübner 1901. — Mit dem vorliegenden, soeben erschienenen neuen Jahrgang kann der rühmlichst bekannte akademische Kalender auf sein vollendetes zehntes Lebensjahr zurückblicken. Wenn man erwägt, daß in diesem Zeitraum das Jahrbuch von 359 auf 1240 Seiten angewachsen ist, so darf mit diesem Wachsthum sowohl der Verleger wie der Benutzer vollauf zufrieden sein, zumal der innere Gehalt in gleichem Verhältniß zu jenem zugenommen hat. Man kann daher dem entsagungsreichen Werke des Hrn.

[1]) Mai, Juni, Juli.

Verlegers, der mit diesem Jahrgang die Last der Redigirung wieder allein auf sich genommen hat, nur von Herzen die weiteste Verbreitung, sowie die thätigste Theilnahme der gesammten akademischen Welt wünschen.

Abermals das altgriechische Vexirgefäß. Zahns Deutung dieses Gefäßes ist von H. Ehrentreu durch den Hinweis auf einige Stellen der Mischna, deren Ursprung in das 2. Jahrhundert n. Chr. fällt, angefochten worden. Ob Ehrentreu es etwa dieser Zeit zuweisen will, ist aus der mir vorliegenden Notiz nicht ersichtlich. Worauf nun Zahns Ansatz des 6. Jahrhunderts sich gründet, und wieweit er berechtigt ist, entzieht sich freilich meiner Beurtheilung, da ich das Gefäß nicht selbst gesehen habe. Aber die Mischna-Stellen beweisen meines Erachtens nichts gegen die von Zahn vermuthete Art der Verwendung des Gefäßes. Es lassen sich auch in der griechischen Literatur ähnliche Gefäße nachweisen, z. B. das sogenannte Sieb des Aristoteles bei Philon von Byzanz (3. Jahrh. v. Chr.) in Philons Pneumatik 11, s. Heron. Op. I, 480, ferner eine unten siebartig durchlöcherte Kugel mit hohlem, offenem Henkel in Herons (1. Jahrh. nach Chr.) Pneumatik I, 7, ebenda I, 8 dieselbe Vorrichtung mit doppelter Gefäßkammer und doppeltem Henkel. Die Variation bei letzterer, daß durch ein kleines Ausflußrohr, das die siebartigen Löcher umfaßt, der Schein erweckt werden soll, als könnten z. B. zwei verschiedene Sorten Wein ungemischt aus ein und demselben Gefäß fließen, läßt gewiß auf die Absicht zu „vexiren" schließen. Auch haben wir hier statt des offenen Henkels schon einen geschlossenen, aber inwendig hohlen mit seitlichen Löchern. In dieselbe Gruppe von Gefäßen gehört auch die Zauberkanne (Heron Pneum. I, 9), deren Henkel dem des von Zahn beschriebenen Gefäßes genau gleich ist. Hier haben wir auch einen ausdrücklichen Hinweis auf den Zweck des Gefäßes; denn es heißt am Schlusse: *οἷς δὲ καὶ βουλόμεθα ἐμπαίζειν ὕδωρ*, „denen aber, welche wir zum besten haben wollen, (spenden wir) bloß Wasser." Einen ähnlichen Typus weist Carra de Vaux, Bibl. math. 3. Folge I, S. 35 für Philon von Byzanz nach, also wieder für das 3. Jahrh. vor Chr. Daß die Griechen also Vexirgefäße kannten und daß sie ähnlich eingerichtet waren wie das Zahn'sche, steht außer allem Zweifel, und man sollte das nicht weiter bestreiten.

Helmstedt. Wilhelm Schmidt. *

T. **Das neue Pasteur-Institut in Indien** hat bereits 75 Kranke behandelt und 62 als geheilt entlassen, während die übrigen ihre Heilung mit Sicherheit erwarten. Unter ihnen befanden sich 7 britische Offiziere, 25 Soldaten und 12 andere Europäer. Unter den behandelten Fällen waren auch solche, bei denen ein Biß von einem tollen Hunde oder einem Schakal ins Gesicht erfolgt war, und auch diese wurden geheilt.

* **Aus Württemberg.** Dem Gymnasialprofessor a. D. Dr. Otto Schanzenbach ist, der „Kreuzztg." zufolge, die Leitung der kgl. Hof- und Handbibliothek mit dem Titel eines Hofbibliothekdirektors und dem Rang eines Oberraths übertragen worden.

* **Greifswald.** Der Oberbibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. phil. Wilhelm Müldener, der kürzlich sein 70. Lebensjahr vollendete, ist am 25. November gestorben.

* **Aus Oesterreich.** Das Professorenkollegium der medizinischen Fakultät der Wiener Universität beschloß, wie die „Voss. Ztg." meldet, dem Ministerium als Nachfolger für die chirurgische Lehrkanzel des jüngst verstorbenen Professors Albert den Königsberger Professor Frhrn. v. Eiselsberg zu empfehlen; eine Minderheit befürwortete den Ternavorschlag (Nicoladoni [Graz], Eiselsberg und Hochenegg, gegenwärtig Supplent an der Albert'schen Klinik).

* **Aus Norwegen.** Im Staatsrath ist, der „Voss. Ztg." zufolge, der außerordentliche Professor an der Universität in Heidelberg Dr. Heinrich Goldschmidt zum Professor der Chemie an der Universität in Christiania ernannt, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, den Unterricht in unorganischer Chemie, Unterricht im Laboratorium und Leitung eines Theiles des chemischen Laboratoriums zu übernehmen.

* **Aus Spanien.** Die „Voss. Ztg." schreibt: Der spanische Gelehrte Ramon y Cajal, dessen bahnbrechende Arbeiten und Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie des Nervensystems einen Weltruf erlangt haben, war noch vor kurzem hier keiner Beachtung gewürdigt worden. Seitdem er aber auf dem im letzten Sommer in Paris abgehaltenen internationalen Aerztekongreß den von der Stadt Moskau gestifteten Ehrenpreis zuerkannt bekam, ist auch in seinem Vaterland die Erkenntniß aufgedämmert, daß man es mit einem wirklich verdienstvollen Mann zu thun hat. Der Staat hat ihm eine gesicherte Lebensstellung verschafft, und nun ist im ganzen Lande eine Subskription eröffnet worden, um Gelder zur Einrichtung eines Laboratoriums aufzubringen, in dem der Gelehrte seine Untersuchungen mit den besten Hülfsmitteln fortsetzen soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

P. Dessoulavy: Vases Mycéniens du musée de Neuchatel. (Sonder-Abdruck aus der Revue archéologique 1900, II, 128—147.) Paris, Leroux 1900. — Norway. Official Publication for the Paris Exhibition 1900. Kristiania, Aktie-Bogtrykkeriet 1900. — Historiae patriae monumenta. Vol. XIX. Liber Potheris communis civitatis Brixiae. Augustae Taurinorum, Bocca MCM. — G. v. Berlepsch: Fortunats Roman. Erzählung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1901. — Moser: Kurzer strategischer Ueberblick über den Krieg 1870/1871. 3. Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — H. R. Frhr. v. Lichtenstern: Schießausbildung und Feuer bei der Infanterie im Gefecht. 3. erweiterte Auflage. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 29. November. Nummer 274.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Adolf Harnack über das Wesen des Christenthums.

Von Dr. Ludwig Keller (Berlin-Charlottenburg).

„Mag die geistige Kultur", schreibt Goethe, „nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Gleichviel zu welchem der heute miteinander ringenden wissenschaftlichen Systeme sich Jemand bekennen mag, ob er sich zu den Positivisten oder den Naturalisten, den Kollektivisten oder den Sozialisten, den Anhängern Häckels oder Nietzsche's zählt, er wird in irgend einer Weise zu der mächtigen geistigen Bewegung Stellung nehmen müssen, die die Lehre Jesu entfesselt hat, und selbst diejenigen, welche die in Goethe's Worten ausgedrückte Werthschätzung des Christenthums verfehlt halten, werden sich einer gewissenhaften Nachprüfung und einer sachlichen Begründung ihrer abweichenden Meinung nicht entziehen können. Diese Nothwendigkeit wird ja thatsächlich auch von den führenden Geistern der heute herrschenden Schulen in der Regel nicht bestritten, aber sie sind meistens der Meinung, daß eine solche Prüfung von den Vordersätzen aus, auf denen sie ihre Systeme aufbauen, sich gleichsam von selbst vollziehe oder doch unschwer anzustellen sei; indem sie fast stets den Begriff des Christenthums, seinen Inhalt und sein Wesen aus den Erscheinungen entnehmen, die ihnen heute in den bestehenden Kirchen als Christenthum entgegentreten oder diesen Begriff bei ihren Anhängern nicht ohne Grund als bekannt voraussetzen, sind sie mit ihrem Urtheil gewöhnlich bald fertig. Sie erkennen nicht oder räumen nicht ein, daß eine gewissenhafte Prüfung gerade dieser Erscheinung nur an der Hand eingehender geschichtlicher Studien möglich ist, auf Grund deren man erst das Wesentliche vom Unwesentlichen, den Kern von der Schale, das Vorübergehende von dem Bleibenden unterscheiden lernt. Allerdings ist andrerseits richtig, daß diese historischen Forschungen auch wieder die Kenntniß der wichtigsten philosophischen Systeme von heute und ehedem zur Voraussetzung haben, wenn sie mit Erfolg betrieben werden sollen.

Angesichts der Thatsache, daß sich Wille und Fähigkeit zur gleichmäßigen Berücksichtigung beider Seiten, der grundsätzlichen wie der geschichtlichen, selten in einer Person vereinigt finden, muß man die Ausnahme von der Regel, wo sie sich einmal findet, mit doppelter Freude begrüßen; nicht als ob wir glaubten, daß das kürzlich erschienene Buch von Adolf Harnack, „Das Wesen des Christenthums",[1] beiden Richtungen, den Philosophen und den Historikern, genug thun würde — vielmehr dürften beide vieles daran vermissen —, sondern weil wir der Ansicht sind, daß die Vertreter und Anhänger der herrschenden Schulen an diesem Historiker, an seiner Sachkenntniß und seiner Unbefangenheit einen Führer besitzen, der ihnen eine sachgemäße Würdigung dessen, was Christenthum ist, erleichtert und der zugleich zu den Prinzipienfragen und den Problemen der neueren wie der älteren Philosophie in sachlicher Weise Stellung nimmt.

Harnack hat es wohl gefühlt, daß eine große Anzahl derer, die sich lieber einer der heute herrschenden Philosophenschulen als dem Christenthum zuwenden, ihre Hauptargumente aus der allgemeinen Religionsgeschichte nehmen, die uns das Nebeneinander und Nacheinander zahlreicher Religionen zeigt und deren Ergebnisse den Eindruck erwecken, als ob alle positiven Religionen fast ebenso vergänglich seien, wie die Schulmeinungen berühmter Philosophen. Und sollte die Neuzeit, die so viel Großes aufzuweisen hat, in ihren erleuchteten Geistern nicht die Wahrheit besser erkennen als diejenigen, die vor zweitausend Jahren die Hülfsmittel moderner Wissenschaft noch nicht besaßen?

Zwar sind die Meisten geneigt, dem Christenthum alle Hochachtung zu bezeugen, aber sie können sich nicht entschließen, es anders zu betrachten, als eine Religion unter vielen, die gehen wird, wie sie gekommen ist. Ist nicht vielleicht heute schon die „Selbstzersetzung des Christenthums" — um mit einem bekannten zeitgenössischen Philosophen zu reden — eingeleitet und ist es nicht hohe Zeit, daß eine neue Religion an die Stelle der alten und veralteten gesetzt wird?

Demgegenüber betont Harnack mit Recht, daß die Verkündigung Jesu überhaupt keineswegs in dem Sinn der anderen Religionen eine „positive Religion" ist und daß es nichts statutarisches und partikularistisches an sich hat, „daß es vielmehr die Religion selbst ist." „Es ist erhaben über allen Gegensätzen und Spannungen von Diesseits und Jenseits, Vernunft und Ekstase, Arbeit und Weltflucht, Indischem und Griechischem. In allem kann es regieren und in keinem irdischen Element ist es eingeschlossen oder nothwendig mit ihm behaftet."

Freilich sagt Harnack dies eben nur von der „Verkündigung Jesu", wie wir sie an der Hand seiner Worte kennen lernen und nicht von der Lehre der Apostel oder gar der Konzilien und der Kirchen über Christus. Und das scheint uns eben das Wesentlichste an Harnacks Vorlesungen, daß er im Unterschiede von der herrschenden Theologie die Lehre Jesu sehr nachdrücklich in den Vordergrund stellt und sie zur Grundlage seiner ganzen Beurtheilung des „Wesens des Christen-

[1] Adolf Harnack, „Das Wesen des Christenthums". 16 Vorlesungen vor Studirenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin, gehalten von A. H. Zweite berichtigte Auflage (6. bis 10. Tausend). Leipzig, J. C. Hinrichs 1900. (Preis geb. 4 M. 20 Pf.)

thums" macht. Dadurch wird ein viel tieferer und ein viel richtigerer Einblick in dies Wesen ermöglicht.

Gewiß, Harnack ist nicht der Erste, der diesen Weg betritt, auch nicht unter den Theologen, aber die Art, wie er seine Aufgabe ergreift und die glückliche Hand, mit der er sie löst, gibt seinen Vorlesungen ein hervorragendes Interesse.

Den Schlüssel für das Verständniß der Verkündigung Jesu und damit des Wesens seiner Religion findet Harnack, wie bemerkt, in jener Eigenart, die er als „Souveränat des Evangeliums" bezeichnet, d. h. in seinem Erhabensein über die zeitgeschichtlichen Gegensätze und Spannungen, Nationalitäten, Lehrmeinungen, sozialen Schichtungen und Kämpfe. „Ich zweifle nicht," sagt er (S. 11), „daß schon der Stifter den *Menschen* ins Auge gefaßt hat, in welcher äußeren Lage er sich auch immer befinden mochte — den *Menschen*, der im Grunde stets derselbe bleibt, mag er sich auf einer auf- oder absteigenden Linie bewegen, mag er in Reichthum sitzen oder in Armuth, mag er stark oder schwach sein im Geiste." Mit einem Worte, die Verkündigung Jesu ist, obwohl dies Wort in den ältesten Berichten fehlt, ihrem Wesen nach die Verkündigung der *Humanität* und diejenigen, die nach ihm später in gleicher Art den *Menschen* zuerst und vor allem ins Auge gefaßt haben, haben von je den Sinn seiner Verkündigung am treuesten festgehalten. Das Evangelium Jesu ist das Evangelium der Humanität.

Wir würden es für richtig gehalten haben, wenn Harnack der Prüfung der Frage, ob und in wie weit etwa dies Evangelium schon Vorläufer besessen hat — wir denken hier an Johannes den Täufer einer- und an Sokrates und Plato andrerseits — eine ausführlichere Erörterung gewidmet hätte. Aber er kann mit Recht für sich geltend machen, und er thut es, daß, falls dies nicht der Fall war, die Verkündigung Jesu doch einzigartig dasteht, und zwar nicht bloß durch ihre Kraft und ihre Wirkungen, sondern durch wesentliche neue Umstände.

Es ist richtig, sagt Harnack mit Wellhausen (S. 30), das was Jesu verkündete, das war bei den Propheten und Anderen auch schon früher zu finden; aber: „*sie hatten leider noch sehr viel anderes daneben*", d. h. die Religion, die sie verkündeten, war getrübt, verdunkelt durch Beimischung vieler Dinge, die sie so wichtig und wichtiger hielten als das eine, das noth that." Nirgends, in keiner Zeit und bei keinem Volke, weder vorher noch nachher, ist das „Evangelium" so *rein* und nirgends so *kraftvoll* vorgetragen und verkündet worden wie von Jesu von Nazareth. In der Menschenseele, wie sie aus dem ewigen Mutterschoß hervorgegangen war, war zwar die reine Quelle nie ganz versiegt, aber „Sand und Schutt war über sie gehäuft und ihr Wasser war verunreinigt". Und zwar war dies, wie Harnack unbefangen genug betont, gerade durch die Schuld der Priester und der Theologen geschehen, gegen die sich daher der Kampf Jesu vor allem richtet. Aber das Volk, an das sich Jesus wandte, fühlte wohl, daß hier einer aufgestanden war, „der gewaltig predigt und nicht wie die Schriftgelehrten und die Pharisäer"; gewiß hatten auch sie viele gute *Worte* gehabt, aber nichts als Worte, von ihm aber ertönten nicht „*todte* Worte, sondern Worte des *Lebens*", es war der Geist Gottes, der in Jesu lebendig geworden war, der die ersterbende Religion in den Herzen zu neuem Dasein rief und wie mit einem Zauberstabe die Wasser des Lebens aus dem verschütteten Brunnen hervorlockte. Das war das Neue.

Und an die Stelle dessen, womit jene Vorläufer das reine Bild der echten Religion getrübt hatten, trat nun die herrliche Entwicklung jenes Samenkornes, die Ausgestaltung des „Evangeliums der Humanität", die diese Religion eben zur *christlichen* Humanität entwickelte.

Johannes hatte gepredigt: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen" und damit, indem er die Idee des Reiches Gottes betonte, gewiß einen werthvollen Schritt gethan, Jesus aber predigte — und das war sein Eigenthum —, indem er diesen Gedanken in den Mittelpunkt stellte: Das Reich Gottes ist in und unter Euch, *es ist* schon gekommen? Gewiß hat Jesus den Gedanken des Reichs der religiösen Ueberlieferung seines Volkes entnommen und er hat verschiedene Bedeutungen des Wortes gekannt und gelten lassen, aber er hat diese Idee vertieft, gereinigt und einen neuen wesentlichen Begriff hinzugefügt. Wie hätte er auch hoffen können, auf schwache Menschen zu wirken und sie emporzuleiten, wenn er nicht an Vorhandenes anknüpfte und von gegebenen Vorstellungen ausging? Und ebenso wie er hinzuthat und vertiefte, so schnitt er Auswüchse ab: Die irdischen, politischen Herrschaftsgedanken, mit denen der Begriff durchsetzt war, hat er nachdrücklich abgelehnt: „mein Reich ist kein Weltreich", das Reich, das ihm vorschwebte, war ein Gottesreich, das freilich die ganze Welt umfaßte. Es war gewiß unendlich schwierig, mit der Aufnahme des Begriffs des Gottesreichs auch einen Theil der Zeitvorstellungen seines Volkes aufzunehmen und doch die eigensüchtigen Erwartungen, die damit verknüpft waren, wirksam zu bekämpfen. Aber klar und bestimmt hat Jesus es ausgesprochen: in dem Begriff des Reiches handelt es sich nicht um Gewaltherrschaft, um weltliche oder geistliche Kronen, nicht um Staaten und Völker, sondern lediglich um die *Menschenseele* und um die Herrschaft Gottes in den Seelen der Einzelnen, wodurch sie *neue Menschen* werden und eine *neue Welt* in sich. auf Erden und im Himmel erbauen, wie es im Vaterunser heißt: „Dein Reich komme, Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden", wo der Nachsatz den Vordersatz erläutert und erklärt.[2]) In demselben Sinne sagt Jesus von dem Reiche: „Es ist nicht *hier oder dort; es ist inwendig in Euch*".

Wie wichtig es ist, zur Feststellung des Wesens des Christenthums auf die Verkündigung Jesu selbst zurückzugehen, zeigt sich gerade an dem Begriff des Reichs. Harnack hebt mit Recht hervor (S. 40), daß die Betrachtung des Reichs, nach der es bereits gekommen ist, von den Jüngern Jesu (soweit wir deren Schriften besitzen) in der Folgezeit nicht festgehalten worden ist; sie verengerten den Begriff zum Schaden der Kirche, die auf ihren Schultern sich aufbaute und ließen ihn aus dem Mittelpunkt der Verkündung zurücktreten. Der Aufbau des Reiches oder des Tempels Gottes, wie es schon in der Verkündigung Jesu symbolisirt wird, hat darunter schwer gelitten und die Wirkungen davon dauern in den Kirchen bis auf den heutigen Tag fort. Nur bei den meisten außerkirchlichen Christen der späteren Jahrhunderte ist die Idee des Reiches im Sinne Jesu im Mittelpunkt des Interesses geblieben, vielleicht deßhalb, weil bei ihnen der Hauptnachdruck auf die Verkündigung Jesu selbst, auf die „Herrnworte" gelegt worden ist.

Mit dieser Lehre vom Reich, das zugleich etwas überweltliches (Gott selbst) ist und das doch in den Herzen der Demüthigen geboren wird, um sie zu neuen

2) Ueber das Vaterunser macht Harnack folgende schöne und treffende Bemerkung (S. 42): „Es gibt nichts in den Evangelien, was aus sicherem sagt, was Evangelium ist und welche Gesinnungen und Stimmungen es erzeugt als das Vaterunser."

und freudigen Menschen umzuformen, kann man alles in Verbindung setzen, was Jesus sonst verkündigt hat.

Gott und die Menschenseele, die Seele und Gott, das ist das große Thema seiner Predigt. Ist das Reich Gottes wirklich „inwendig in uns“, so ist die Ueberzeugung *von dem unendlichen Werthe der Menschenseele* von selbst gegeben. Und mit Recht bemerkt Harnack (S. 45): „Wirkliche Ehrfurcht vor dem Menschlichen ist, ob sie's weiß oder nicht, die praktische Anerkennung *Gottes als des Vaters.*“

Wie erleuchtet war der Geist, der seine Mitmenschen auf dem Wege der Ehrfurcht vor der menschlichen Natur, d. h. auf dem Wege der *Humanität* zur höheren Stufe, zur Anerkennung und zum Erkennen Gottes emporführte.

Und der also gefundene Gedanke, Gott als der *Vater*, als *mein* und *unser* Vater, tritt dann in allen Beziehungen und in allen Geboten dieser Religion stark in den Vordergrund und alle Folgerungen, die er in sich hält, werden klar und bestimmt daraus gezogen. Sind wir Gottes Kinder, so sind wir auch *Brüder* und *Schwestern* und verpflichtet, unsre gegenseitigen Beziehungen in dieser Welt nach dem Vorbild der *Familie* zu gestalten. Dieses Vorbild schließt den Grundsatz der *Freiwilligkeit* ein und scheidet jede andere Gewaltherrschaft als die väterliche aus dem Reiche Gottes aus — zwei überaus wichtige Punkte, die Harnack bei der Besprechung dieser Dinge leider nicht genügend hervortreten läßt.

Und noch eine andere wichtige Folgerung ergibt sich aus dem Glauben an die Gotteskindschaft: sind alle Menschen Brüder und verpflichtet, als solche zu leben, so gibt es nur *eine* Form der Gemeinschaft, die Form des *Bruderbundes.*

Harnack ist der Ansicht (S. 96), Christus selbst habe keine Gemeinde im Sinne eines gottesdienstlichen Vereins gestiftet, vielmehr habe man ihn lediglich als Lehrer zu denken, der einen *Schülerkreis* um sich gesammelt habe; erst aus diesem Schülerkreise heraus habe sich späterhin eine Gemeinde gebildet. Wir sind anderer Meinung und berufen uns dafür auf den Bericht des Paulus (Eph. 4, 11—12), wo ausdrücklich erzählt wird, daß Christus Aemter gestiftet habe, durch deren Vorhandensein das Dasein einer Gemeinde bewiesen wird. Aber wie dem auch sei, so ist richtig, daß, wie Harnack bemerkt, die früher oder später errichtete Gemeinde das Wesen eines „Bruderbundes“ besessen hat. „Die Führenden unter den ersten Christen“ (sagt Harnack S. 10) „gründeten einen Bruderbund, der dem großen Elend der Menschheit den Krieg erklärt“, und auch die altkatholische Kirche hat (nach Harnack S. 135) den „entscheidenden Gedanken, daß sich die christliche Gemeinschaft als *werkthätiger Bruderbund* darstellen müsse, in Kraft erhalten“. Man vergegenwärtige sich wohl, welche wichtigen Folgerungen sich an den Grundsatz der Brüderlichkeit knüpfen. Das Wesen des Bruderbundes beruht auf dem *freiwilligen* Anschluß seiner Mitglieder, und mithin ist die Kultgenossenschaft der Gemeinde, die sich in dieser Form konstituirt, nicht, wie die nachmaligen Kirchen, eine *Rechtsgemeinschaft*, der auch unmündige und unselbständige, sowie solche Personen als Mitglieder angehören können, die ihr durch Zwangsgewalt zugeführt sind.

Das innere Band nun, das diesen Bruderbund einerseits unter sich und sodann mit Gott und der Menschheit verknüpfen sollte, war nach Christi Verkündigung die *Liebe.* Gewiß fand Jesus das Gebot der Liebe bereits in der Religion seines Volkes vor, und er konnte den Fragenden mit Recht antworten: „Ihr habt das Gesetz, haltet es; die Hauptsumme des Gesetzes ist, wie Ihr selbst sagt, die Gottes- und die Nächstenliebe.“

Aber das Eigenthümliche seiner Verkündigung liegt darin, daß er die Nächstenliebe, die sich nicht bloß dem Stammes- und Glaubensgenossen, nicht bloß dem Freunde, sondern auch dem Feinde zuwenden soll, in die innigste Verbindung mit der Gottesliebe setzt: „Wie kann der Gott lieben, der seinen Nächsten nicht liebt?“ Das Wesentliche des Gottes*dienstes* beruht nicht in dem eigensüchtigen Betriebe „guter Werke“ oder in der Erfüllung ritueller Formen oder einem todten Glauben, sondern in der Bethätigung der Nächstenliebe, die zugleich das einzige wahre Kennzeichen echter *Gottesliebe* auf Erden ist.

Diese drei Kreise — erstens das Reich Gottes und sein Kommen, zweitens Gott der Vater und der innerliche Werth der Menschenseele, und drittens das Gebot der Liebe — bilden nach Harnack (S. 33) die *Grundzüge* der Verkündigung Jesu. Es ist wahr, diese drei Kreise gehören zu den Grundzügen, aber es gehört außerdem mindestens noch ein *vierter* Kreis dahin, das ist die Verkündigung, die in der Bergpredigt die gleiche Stellung wie die sonstigen Grundlehren einnimmt und die dort in die Worte gefaßt ist: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn; ich aber sage Euch: *Ihr sollt nicht widerstreben dem Bösen.*“ Die drei oben erörterten Kreise umfassen das *Evangelium der Humanität*, und so zweifellos es auch ist, daß die Form und die Art der Fassung sowie die Vertiefung und die Einheit der Gedanken das Eigenthum Jesu ist, so sind doch die Ansätze der gleichen Verbindung auch bereits in den Lehren seiner Vorläufer, bei Sokrates und Plato wie bei Johannes dem Täufer, nachweisbar. Anders mit dem vierten Kreise: er ist, wenigstens sofern auf dem Schlußsatze der Nachdruck liegt, geradezu im Gegensatz, und zwar im bewußten Gegensatz, zu allen Vorläufern ausgesprochen und aufgestellt. Mit vollem Recht hat schon *Tolstoi* an verschiedenen Stellen seiner Schriften auf die besondere Bedeutung hingewiesen, die diesem Satz der Verkündigung Jesu zukommt. Es ist hier nicht der Ort, eine volle Ausdeutung dieses Punktes zu versuchen — wir kennen eine Deutung ja Alle in dem Verbot der persönlichen Rache — aber wir sind der Ansicht, daß eine Darstellung der Grundzüge des Evangeliums diesen Gedankenkreis mit umfassen muß. Harnack übergeht ihn ja zwar nicht, aber er sucht seine Geltung auf einzelne Beziehungen der irdischen Rechtsordnung einzuschränken. Aus diesen Kreisen, den letzten eingeschlossen, kann man alle wesentlichen weiteren Gedanken der Sittenlehre wie der Religion Jesu entwickeln. Wer jenen Lehren nachlebt, der wird nicht nur, wie Jesus sagt, erfahren, ob Jesu Lehre von Gott sei, sondern für ihn wird auch eine neue Sinnesweise und eine neue Beurtheilung des eigenen Lebens eintreten. Insbesondere wird es ihm zur Gewißheit werden, daß unser Dasein nicht an die irdischen Existenzformen geknüpft ist. Der Glaube an die *Unsterblichkeit* der Seele wird sich von selbst ergeben und er wird das Wort verstehen: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen“. Und es wird Niemand, der sich mit diesem Evangelium durchdringt, über der Botschaft den Stifter vergessen, der durch die Hingabe seines Lebens die Religion der Erlösung begründet hat.

Im Anschluß an die Darstellung der Grundzüge gibt Harnack in den weiteren Vorlesungen einen Ueberblick über die „Hauptbeziehungen des Evangeliums im

Einzelnen", die folgende Hauptabschnitte umfassen: 1. das Evangelium und die Welt, oder die Frage der Askese, 2. das Evangelium und die Armuth, oder die sociale Frage, 3. das Evangelium und das Recht, oder die Frage nach den irdischen Ordnungen, 4. das Evangelium und die Arbeit, oder die Frage der Kultur, 5. das Evangelium und der Gottessohn, oder die Frage der Christologie, 6. das Evangelium und die Lehre, oder die Frage nach dem Bekenntniß.

Die Auseinandersetzung über die Stellung des Christenthums zu den Fragen, welche die Gegenwart bewegen, bietet sehr viel Anregendes, aber wir können diesem zweiten Hauptabschnitt nicht die Bedeutung zuerkennen, die dem ersten innewohnt, zumal nicht für denjenigen, der Harnacks frühere Arbeiten bereits kennt. Immerhin sind auch hier schon vielfach werthvolle Richtlinien gegeben. Außerordentlich beherzigenswerth scheint uns die Vorlesung über das Evangelium und die Armuth, d. h. über die sociale Frage. „Das Evangelium," sagt Harnack (S. 65), „ist eine sociale Botschaft von heiligem Ernst und erschütternder Kraft: es ist die Verkündigung der Solidarität und Brüderlichkeit zugunsten der Armen. Aber die Botschaft ist verbunden mit der Anerkennung des unendlichen Werthes der Menschenseele und sie ist eingebettet in die Predigt vom Reiche Gottes." So verweist überall die Lösung der gestellten Fragen auf die Grundzüge der Verkündigung Jesu zurück und verbindet die beiden Theile des Buches zu einem in sich geschlossenen Ganzen. Auch der Abschnitt über die Christologie bildet ein Stück der Darlegungen, das man sehr beachten muß. Nach zwei Seiten hin ertheilt Harnack hier Antworten: einmal nach der Seite derer, die da sagen: ich vermag mich in die „Christologie" nicht zu finden, darin ist das „Christenthum" nicht für mich, und andrerseits nach der Seite Jener, die behaupten, die Verkündung Jesu sei nur etwas Vorläufiges gewesen, nach seinem Leiden und Sterben müsse alles anders verstanden, ja einiges als ungültig beseitigt werden. Man lese die treffenden Antworten selbst in dem Buche nach; man wird es nicht bereuen. Wir wollen uns hier nur darauf beschränken, zu bemerken, daß Harnack keineswegs das Geheimniß, das die Person Jesu umgibt, und noch weniger die geheimnißvollen Wirkungen, die sich an seine Person geknüpft haben, antastet, daß er aber bestimmt betont: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein."

Während, wie gesagt, die beiden ersten Haupttheile der Vorlesungen ein organisch festgeschlossenes Ganzes bilden, schließt sich der letzte, rein geschichtliche Theil mehr als Anhang an den Hauptgegenstand der Darstellung an, als ein Anhang freilich, den Niemand gern vermissen wird. Es ist viel Wahres daran, wenn Harnack zur Rechtfertigung seiner Stofftheilung gelegentlich sagt, „daß jede große, wirksame Persönlichkeit einen Theil ihres Wesens erst in denen offenbart, auf die sie wirkt", aber gleichzeitig muß man sich doch den an anderer Stelle ausgesprochenen Gedanken gegenwärtig halten, daß keine der geschichtlichen Formen des Evangeliums, die wir genau kennen, als absolut reine Ausprägung seines Gedanken- und Gefühlsinhaltes betrachtet werden darf. Gewiß ist die altchristliche Zeit für die Erkenntniß des wahren Wesens des Christenthums schon deßhalb die wichtigste, weil man annehmen muß, daß sich in der Umgebung des Meisters, die er sich selbst erwählt hat, seine Gedanken und Ziele am reinsten wiederspiegeln und hier ihre reinste Fortpflanzung erfahren haben. Und thatsächlich bilden auch für Harnack jene Zeiten in den Schlußabschnitten den Maßstab, an welchem er den Werth dessen mißt, was wir durch die Reformation errungen haben. Aber der klaren und sicheren Erkenntniß gerade der ersten beiden Jahrhunderte stehen trotz aller wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Menschenalter noch immer die außerordentlichsten Schwierigkeiten im Wege, und wir können nicht einräumen, daß es Harnacks Darstellung gelungen ist, hier reine Bahn zu schaffen: es ist ein Versuch, wie alle früheren Versuche, geistvoll und lesenswerth, auch voll vortrefflicher Einzelbemerkungen, aber als Gesammtbild noch immer unsicher und nicht befriedigend.

Sicher ist, daß die altchristlichen Gemeinden eine Reihe der oben erörterten Grundzüge der Verkündigung Jesu reiner wiederspiegeln, als es in der späteren Kirchengeschichte der Fall gewesen ist: dahin gehört der Gedanke des Bruderbundes, aus dem sich die Grundsätze der Freiwilligkeit wie der „Heiligkeit" der Gemeinde ergeben. Unter Heiligkeit ist lediglich die Reinheit der Brüderschaft, d. h. das Recht und die Pflicht der Ausschließung offener Sünder aus dem Bruderbunde zu verstehen — ein Grundsatz, der, so einfach er scheinen mag, Folgen von größter Tragweite in sich schließt. Der „Tempel Gottes", den die Brüderschaft bauen wollte, sollte aber so rein und unbefleckt von Lastern sein wie die Seele des Einzelnen, die ebenfalls als Tempel des heiligen Geistes galt. Wie hätte man den Bruder nennen können, der das Recht dazu verwirkt hatte? Besondere Schwierigkeiten liegen für jeden Betrachter der ältesten Zeiten, auch für Harnack, in der Bestimmung des Verhältnisses der paulinischen Theologie zur Verkündigung Jesu. Harnack erinnert (S. 111) an die Worte des bedeutendsten Religionshistorikers unseres Zeitalters, Wellhausens, der schreibt: „Durch Paulus besonders hat sich das Evangelium vom Reich in das Evangelium von Jesu Christo verwandelt" — mit anderen Worten, die Verkündigung Jesu hat eine wesentliche Aenderung erfahren. „Wer kann verkennen," sagt Harnack, „daß die „Lehren von der objektiven Erlösung" (wie sie auf Paulus zurückgehen) zu schweren Versuchungen in der Kirchengeschichte geworden sind und ganzen Generationen den Ernst der Religion verdeckt haben? Der Begriff der „Erlösung", der gar nicht so ohne weiteres in die Predigt Jesu eingestellt werden kann, ist zum Fallstrick geworden. Gewiß, das Christenthum ist die Religion der Erlösung; aber der Begriff ist ein zarter und darf niemals der Sphäre persönlichen Erlebens und der inneren Umbildung entrückt werden." (S. 115.) Und noch eine zweite Gefahr erkennt Harnack in der Fassung, die Paulus der Religionslehre gegeben hat, eine Gefahr, die bei den Sprüchen Jesu nicht aufkommen kann: „Die rechte Lehre droht in den Mittelpunkt zu rücken und die Majestät und die Schlichtheit des Evangeliums zu verkehren." Die Ordnung der religiösen Begriffe, wie die Spekulation des Paulus bestimmt hat, hat nach Harnack auf die Entwicklung der Kirchenlehre in verkehrter Richtung gewirkt; denn sie hat die Christologie zum grundlegenden Inhalt des Evangeliums werden lassen, während die Predigt Jesu deutlich lehrt, daß dies verkehrt ist.

Die Lehre des Paulus nun ist es gewesen, die die größte Wandlung vorbereitet hat, welche die neue Religion erlebte, die Begründung der Weltkirche, die mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts ihren Anfang nimmt. Dies war die Zeit, wo der ursprüngliche En-

thusiasmus — wir brauchen dies Wort im guten Sinn und möchten es am ehesten mit Gotteinigkeit nach seiner eigentlichen Bedeutung verdeutschen — ausströmte und eine in Formen und Gesetzen als Rechtsanstalt auftretende Kirche an die Stelle trat. Diese Entwicklung hat sich nicht ohne schwere innere Kämpfe vollzogen: zuerst war es der Gnostizismus, der sich der Neubildung entgegenstellte, und seit dem dritten Jahrhundert stand der römischen Partei, auf die sich Konstantin der Große stützte, die unter Führung Novatians kämpfenden sogenannten „Katharer" gegenüber, die werthvolle Reste der alten Ueberlieferung bewahrt hatten und die von sich behaupteten, die wahrhaft Evangelischen zu sein. Es waren diejenigen Christen, die am Gedanken des Bruderbundes festhielten und auf Freiwilligkeit und Reinheit drangen. Beide großen Parteien nahmen die Bezeichnung katholische Christen für sich in Anspruch, freilich mit dem Erfolge, daß seit Konstantin nur der Anspruch derjenigen Katholiken als rechtsgültig anerkannt wurde, denen er selbst und seine Nachfolger im Regiment angehörten. Wir würden es gern gesehen haben, wenn Harnack den Versuch gemacht hätte, die Geschichte dieser „Katharer" und ihrer Nachfolger, ihre Zusammenhänge mit den altchristlichen Gemeinden und ihr Fortwirken bis in spätere Jahrhunderte — es ist neuerdings zur Bezeichnung dieser Haupt- und Grundform des Christenthums die Bezeichnung christlicher Humanismus oder altevangelische Gemeinde in Aufnahme gekommen — kurz zu schildern; er hat sich aber darauf beschränkt, uns einerseits den griechischen und andrerseits den römischen Katholizismus in einem Gesammtbilde vorzuführen. Der Grundgedanke seiner Betrachtungsweise läßt sich dahin zusammenfassen, daß der morgenländische Katholizismus in vieler Hinsicht zutreffender in die griechische Religionsgeschichte und der römische besser in die Geschichte des römischen Weltreiches eingestellt wird. Damit ist sein Gesammtantheil über diese Haupt- und Grundform der christlichen Religion genügend gekennzeichnet.

Von außerordentlicher praktischer Bedeutung ist neben dem ersten grundlegenden Theil der Vorlesungen der Schluß, nämlich der Abschnitt über „die christliche Religion im Protestantismus". Ihr Inhalt gestaltet sich, obwohl die sachliche Erörterung des Historikers an keiner Stelle unterbrochen wird, zu einem Mahnruf und zu einer Art von Programm, das in Rücksicht auf Gegenwart und Zukunft entworfen ist. Wir empfehlen Jedem, dem die höchsten Lebensfragen unsres Volkes am Herzen liegen, gleichviel, welcher Partei er angehört, in eine Prüfung des ganzen Abschnitts einzutreten; hier müssen wir uns auf die Heraushebung einiger Punkte beschränken.

Der Grundton der ganzen Ausführung erinnert uns an die denkwürdige Rede, mit der im Jahre 1620 John Robinson die „Pilgerväter" von Delft aus in die neue Heimath entließ: „Ich kann den Zustand der Kirchen," sagte Robinson, „nicht genug beklagen, die zu einem Abschluß in der Religion gekommen sind und jetzt nicht über die Werkzeuge ihrer Reformation hinausgehen wollen. Die Lutheraner bleiben bei Luther, die Calvinisten bei Calvin stehen; aber wenn auch diese Männer zu ihrer Zeit brennende und scheinende Lichter gewesen, so sind sie doch nicht in den ganzen Rathschluß Gottes eingedrungen, und sie würden, wenn sie heute lebten, ebenso willig weitere Erleuchtung annehmen, wie damals die zuerst empfangene, denn es ist unmöglich, daß mit einem Male die Vollkommenheit christlicher Erkenntniß hätte erscheinen können." In der Beurtheilung des Wesens der Reformation stellt Harnack mit Recht diejenigen Merkmale als die wichtigsten und werthvollsten hin, die sich als eine Rückkehr zum ursprünglichen Christenthum bezeichnen lassen, dahin gehören außer einigen der früher besprochenen Grundzüge der Verkündigung Jesu die Innerlichkeit und der Individualismus, von dem die älteste Christenheit erfüllt war. Er erkennt das, was er evangelisch nennt, nicht in einer einzelnen der geschichtlichen Ausprägungen des Protestantismus, im Lutherthum, Calvinismus und anderen Denominationen, sondern in dem, was für Alle das Gemeinsame ist. Wohl sind nach ihm äußere Kirchen um der Ordnung und Erziehung willen nöthig; „sie bestehen heute noch, können aber morgen unter anderen politischen und sozialen Bedingungen neuen Gebilden Platz machen; wer eine solche „Kirche" hat, der habe sie, als hätte er sie nicht."

Welchen Nachdruck muß der ernste Mahnruf haben, wenn er aus dem Mund eines Theologen von Harnacks Bedeutung kommt, der dringend warnt, „den Protestantismus nicht zu einer kümmerlichen Doublette des Katholizismus zu machen". „Gewaltige Kräfte", sagt Harnack — und er weiß, warum er es sagt — „sind heute am Werk, die evangelischen Kirchen zu Gesetzes-, Lehr- und Zeremonien-Kirchen zu machen" wie es die katholische Kirche ist, und eine dieser Mächte ist der unbegreifliche Indifferentismus und vieler Gebildeten gegenüber den weltbewegenden Fragen der Religion.

Gerade in der Beurtheilung der Reformation und der heutigen Verhältnisse des Protestantismus zeigt sich am glänzendsten die Unabhängigkeit des Denkens und der Gesinnung, die diese Vorlesungen auszeichnet, eine Unabhängigkeit und Freimüthigkeit, die gerade dem Theologen hoch anzurechnen ist und die eben deßhalb ihren Eindruck nicht verfehlen wird. Man kann die Sachkenntniß bewundern, auch den klaren, eindrucksvollen Stil und die Wärme des Tones hochschätzen, der das Ganze durchzieht, aber das Beste daran bleibt doch der Werth der Persönlichkeit und der Mannesmuth, der aus allem hervorleuchtet. Man fühlt überall, daß hier ein Mann spricht, der sich seit dreißig Jahren um die Erkenntniß dieser Dinge ernsthaft bemüht hat, man empfindet aber nach mehr, daß diese Fragen ihm eine Herzenssache geworden sind, und daß er willens ist, das Erkannte voll und ganz zu vertreten. Auf jeder Seite sieht man, daß es ein Vertreter der Wissenschaft, ein Gelehrter ist, der zu uns spricht, aber dieser Gelehrte ist weise und bescheiden genug, um zu erklären: „Die Religion ist es, nämlich die Gottes- und Nächstenliebe, welche dem Leben einen Sinn gibt, die Wissenschaft vermag es nicht." Aus dieser Gesinnung fließt der thätige und hoffende Idealismus, der über dem Ganzen liegt und dessen wohlthuende und ermuthigende Kraft sich auf Jeden überträgt, der sich in diese Ausführungen vertieft. Insofern ist es richtig, was ein angesehener Theologe bei der Besprechung dieses Buchs gesagt hat, daß man dasselbe als eine That und als ein Ereigniß betrachten darf.

Literarische Nachlese zum „Burenkrieg".

(Fortsetzung aus der Beilage vom 5. Mai 1900.)

-r. Der Kampf um die Vorherrschaft in Südafrika ist zur Zeit noch keineswegs endgültig entschieden; er ist nur in das Stadium eines unabsehbaren Kleinkrieges eingetreten. Allerdings fehlt es seit Monaten an spannenden Lagen ebenso

wie an glänzenden Thaten, und so hat sich das Interesse der Leserwelt vom Burenkriege abgewendet — leider zu dem Zeitpunkte, da infolge der reichlicher fließenden Quellen die Erkenntniß des Zusammenhanges und des Einzelverlaufes der Ereignisse in umfassenderer Weise ermöglicht ist. Und gerade jetzt, da zum erstenmal seit dem Bestehen des Deutschen Reiches deutsche Truppen in größerer Zahl in einen Kolonialkrieg verwickelt sind, erscheint das Studium der Erfahrungen Anderer von Wichtigkeit, und zwar nicht nur für den Fachmann, sondern auch für alle diejenigen, welche zu eigener Anschauung gelangen und sich von dem oft schiefen und unzureichenden Urtheil der schnelllebigen Tagespresse unabhängig stellen wollen.

Den vorzüglichsten Behelf für das Studium der Ereignisse in Südafrika bietet die ausgezeichnete **Schrift des österreichischen Generalstabshauptmanns Karl Wójcik: Ueber den Krieg in Südafrika** (Wien, Seidel u. Sohn 1900), von welcher nunmehr das III. und das IV. Heft vorliegt. Gern halten wir das über die beiden ersten Hefte gefällte günstige Urtheil auch für die gegenwärtige Fortsetzung aufrecht. Das im Mai erschienene III. Heft, dem Uebersichts-, Gefechts- und Landschaftsskizzen in reicher Zahl und in bester Ausführung beigegeben sind, behandelt die Kriegsereignisse in Natal und in Nordkapland bis Ende März, die Ereignisse auf dem Hauptschauplatz im Westen bis zum Beginn der Offensive des Feldmarschalls Lord Roberts; es enthält ferner die Verluste der Engländer bis Ende Februar und die Vertheilung der britischen Streitkräfte Ende Januar 1900. Von besonderem Interesse sind die in wörtlicher Uebersetzung wiedergegebenen offiziellen Berichte über die unglückseligen Gefechte am Spionskop im Januar und Februar d. J., welche bemerkenswerthe Einblicke in die dilettantische Art der Befehlsführung und der Befehlsgebung bei den Engländern vermitteln. Hier gehen wir nun allerdings mit Wójcik nicht ganz einig. Er glaubt nämlich, daß das Mißlingen vieler Aktionen der Unterlegenheit des britischen Geschützmaterials gegenüber dem burischen, die Hauptschuld an den Niederlagen sohin nicht den Generalen, sondern der Regierung und der Volksvertretung zuzuschreiben sei. Gewiß bedeutet es **eine schwere Verantwortung für alle diejenigen, die ein tapferes Heer mit minderwerthigen Waffen in einen Krieg schicken, und wir hoffen als Bundesgenossen Oesterreichs zuversichtlich, daß die betheiligten Stellen im Kaiserstaate aus der Schrift Wójciks die sich aufdrängenden Schlüsse baldigst ziehen** — hier aber trägt doch die kopflose Art der Truppenführung und Truppenverwendung die Hauptschuld. Am Spionskop z. B. scheint es nicht Augenblicke, nein, lange Stunden gegeben zu haben, da Niemand wußte, wer eigentlich vor dem Feinde kommandirte, während unterdessen weit hinten die Generale einen Kriegsrath abhielten.

Das im Juli erschienene IV. Heft enthält die entscheidenden Operationen bis zur Einnahme von Pretoria (Ereignisse auf allen Kriegsschauplätzen bis Mitte Juni), Verpflegsvorsorgen, Verluste und eine Uebersicht sämmtlicher für Südafrika aufgebotener englischen Streitkräfte und deren Transporte über See; auch hier sind zahlreiche Karten und Skizzen beigegeben. Den Hauptvorzug dieses Heftes erblicken wir in der ausführlichen Darstellung des **Dienstes im Rücken des Heeres**, der Verpflegsvorsorgen und der Etappeneinrichtungen, wozu eine sauber ausgeführte Skizze die nöthigen Erläuterungen gibt. **Das Studium dieser Abschnitte verspricht für die Nutzanwendung in China direkte Vortheile**; auch diejenigen, welche etwa den Seetransport der britischen Streitkräfte nach Südafrika mit der Entsendung der deutschen Truppen nach China in Vergleich setzen wollen, werden hier wesentliche Behelfe finden.

Tiedemann, Der Krieg in Transvaal 1899 bis 1900. 1. Theil. (Militär-Verlagsanstalt, Berlin 1900.) Diese Arbeit ist ungleichartig und erweckt mehr den Eindruck aneinandergereihter Artikel einer Tages- oder Wochenschrift als den eines einheitlich ausgeführten, stofflich sicher gruppirten Werkes. Nicht gelungen ist die Einleitung, die in dem löblichen Bestreben, kurz zu sein, entscheidende Gesichtspunkte unbesprochen läßt, und die Charakteristik der englischen Kriegführung, welche mehr die englische Berichterstattung trifft. Die Karten sind mangelhaft und genügen nicht für das Verständniß des Textes.

v. Müller, Der Krieg in Südafrika. (Liebel, Berlin 1900.) Der IV. Theil enthält den Entsatz von Kimberley und Ladysmith und seine Folgen; die Besetzung von Bloemfontein. Der Verfasser spinnt in gewandter Darstellung den Faden der Operationen weiter und bringt Einzelheiten, die wir anderswo noch nicht lasen. Zwar sucht er beiden Parteien gerecht zu werden und hebt insbesondere auch hervor, daß nicht durch die großen Massengebote unausgebildeter englischer Soldaten, sondern durch die beiden tüchtigen Führer Roberts und Kitchener die Buren besiegt wurden; dennoch aber will uns manchmal scheinen, als ob der Verfasser mit dem lateinischen Spruche etwas kokettirte: „Victrix causa diis placuit, victa Catoni."

Die Arbeit des **preußischen Majors im Großen Generalstab Ludwig v. Estorff: Der Burenkrieg in Südafrika.** Zweite Lieferung. Mit 6 Textskizzen und 6 Karten (Mittler u. Sohn, Berlin 1900), können wir nur erneut als das würdige Gegenstück zum Werke des österreichischen Kameraden bezeichnen, vor dem es noch den Vorzug besitzt, daß der Verfasser Land und Leute aus eigener Anschauung kennt. Das Heft schildert die erneuten Anstrengungen Englands, deren Ergebniß der Entsatz von Ladysmith und von Kimberley und die Gefangennahme der Abtheilung Cronje's sind. Den zweiten, zu den Kämpfen am Spionskop führenden Entsatzversuch Bullers nennt der Verfasser „ein schwächliches Unternehmen", das nur deßhalb nicht mit einem Zusammenbruch endigte, weil die Führung der Buren nicht besser war als die englische, in keiner Weise ihrer Aufgabe gewachsene Führerschaft. Was die Truppen anlangt, so trat hier die „schwere" Infanterie der Engländer in schroffsten Gegensatz zur „leichten" der Buren, deren Minderheit lediglich durch richtiges Verhalten im Schützengefecht den Sieg erfocht. Aus dem Ergebniß, zusammen mit dem früherer und späterer Kämpfe, zieht v. Estorff eine **beachtenswerthe Folgerung für unsre Verhältnisse**: diejenige europäische Macht, die über „leichte" Infanterie verfügt, hat einen gewaltigen Vortheil über einen Gegner, der aus Mangel an Einsicht und Geschick sich keine solche Truppe erzogen hat. Gemeinsam mit der Kavallerie wird sie bei Beginn des Gefechts gute Nachrichten über den Feind bringen; sie wird überlegene feindliche Kräfte fesseln und erschüttern und die Lage reif machen für den gewaltsamen Angriff der in dichten Schützenlinien später vorbrechenden Hauptmasse der „schweren" Infanterie, die wir brauchen, um die Frucht des Sieges zu pflücken. Dies blieb den Buren versagt, denn sie hatten keine schwere Infanterie, während umgekehrt auch die tapfersten Bajonetangriffe der Engländer nicht ihre Schießplatzsünden wettmachen konnten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Aufsätze **„Jesuiten und Jesuitinnen"** (La Société du Sacré-Coeur) in den Beilagen 1900 Nr. 168—170 haben Hrn. **Adalbert Huhn**, Stadtpfarrer zum hl. Geist und Hausprälat Sr. Heil. des Papstes, erzbischöfl. geistl. Rath in **München**, zu einer Erwiderung veranlaßt, die erst in den Beilagen der Augsburger Postzeitung 1900 Nr. 60 ff. und dann auch als separate Broschüre erschienen ist. Das geistige Niveau und der Werth dieser Erwiderung ist u. a. daraus ersichtlich, daß Hr. Huhn die Beilage zur „Allg. Ztg. als Balaams Esel bezeichnet, auf dem ich als Ritter von der traurigsten Gestalt einhergezogen komme. Ein weiteres Eingehen meinerseits auf Hrn. Huhns Antwort ist dadurch natürlich selbstverständlich ausgeschlossen. Nur eine Thatsache zur Charakterisirung der Polemik des Hrn. Huhn und seiner Kenntnisse auf dem Gebiete, das er gegen mich behandelt, sei angeführt. Er bezeichnet die von mir den Sacré-Coeur-Damen Beilage Nr. 169 S. 7 Spalte 1 gemachten Vorwürfe der Unterschlagung ganzer Korrespondenzen als einen „ganzen Wagen voll Schmutz und Niedrigkeit". Der Nachweis für meine Behauptung: Unterschlagung der ganzen Korrespondenz zwischen der Generaloberin und Mutter Duchesne durch deren Lokaloberin findet sich bei Baunard, dem bekannten römischen

Hagiographen, im „Leben der Mutter Duchesne“ S. 458—459 und zwar direkt als Unterschlagung bezeichnet. Vielleicht wird die Lektüre dieser Stelle die Hitze des Hrn. Huhn gegen die „Verbissenheit eines solchen altkatholischen Pfarrers“ (!) etwas abkühlen. Der Vorfall ist aber so recht bezeichnend für ultramontan-konfessionelle Polemik.

Meine Aufsätze, vermehrt um den Bericht über die „Unterschlagung“, erscheinen demnächst als besondere Schrift bei F. A. Perthes in Gotha.

Bonn, 27. November 1900.

D. Leopold Karl Goetz.

μοι. **Von den Reden Gotamo Buddho's**, die Dr. **Karl Eugen Neumann** aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâyo des Pâli-Kanons zum erstenmal übersetzt hat (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1900), sind kürzlich die letzten beiden Lieferungen 4 und 5 erschienen, die den zweiten Band des Werkes, das mittlere Halbhundert der Reden, abschließen. Die Reden 81—100 umfassen das „Buch der Könige“ und das „Buch der Priester“, darunter etliche Prachtstücke, die auch für die Kulturgeschichte des alten, echten Buddhismus von der bezeichnendsten Bedeutung sind. Wie der Buddhismus zur altvedischen und zur Brâhmanazeit gewissermaßen die Stellung des Neuen zum Alten Testament einnimmt, also vielfach eine gegensätzliche, das spricht sich gerade in diesen letzten 20 Reden recht deutlich aus. Zwei Lehren sind es insbesondere, die scharf in diesen beiden Büchern hervortreten — scharf bis zu deutlich pointirter Polemik: die von der Gleichheit der Kasten und von der Nutzlosigkeit der Askese ohne innere Umkehr. Die 84. Rede (Madhuro), die 90. (Am Zwieselstein), die 93. (Assalâyano) predigen die Gleichwerthigkeit der Kasten in Bezug auf das Streben zur und die Erreichung der Vollendung. In der 82. (Ratthapâlo), 85. (Bodhi der Königssohn) u. s. w. finden sich Stellen über die Askese, die das landläufige Urtheil über den Buddhismus vielfach in sein Gegentheil verkehren können. Von höchstem Interesse sind die eingesprengten autobiographischen Stellen, die sich ebenfalls in der 85. Rede finden, und die legendäre Beschreibung der Person Buddha's in der 91. Rede (Brahmâyu). Beide Lieferungen sind wieder reich an philologischen und sachlichen Anmerkungen, von denen die letzteren — die Würdigung der ersteren überlassen wir gern den Kollegen vom Fach — wieder weite Ausblicke auf Parallelstellen in der gesammten Weltliteratur bieten. Ein vortrefflich gearbeitetes Register schließt diesen zweiten Band ab, für dessen rasche Vollendung man Dr. Neumann und dem Verlag nur dankbar sein kann. Hoffentlich ermöglichen uns Beide in nicht zu ferner Zeit das Erscheinen des dritten Bandes, der die letzten 52 Reden bringen soll, und damit die Vollendung des ganzen großartigen Werkes anzuzeigen, mit dem sich der Wiener Gelehrte ein dauerndes hohes Verdienst um Religionswissenschaft und Philosophie erworben hat. Ein anderer echter Jünger Buddho's, Dr. Arthur Pfungst in Frankfurt a. M., hat kürzlich in persönlichen Erinnerungen an Max Müller erzählt, daß er den kürzlich verstorbenen Altmeister der Indologie gefragt habe, wie es nur möglich sei, daß die mystische Lehre von Frau **Blavatsky** Hunderttausende von Anhängern habe finden können, während der echte Buddhismus nur so langsam die Stellung im Abendlande zu erringen vermöchte, die ihm nach dem einstimmigen Urtheil unsrer hervorragendsten Denker zukomme. Max Müller antwortete: „Die Sache ist durchaus nicht auffallend. Wenn ein Mann in eine Stadt kommt, der das Grunzen eines Schweines täuschend nachahmen kann, dann strömen Tausende von Menschen zusammen, um den Mann zu hören. Wenn derselbe Mann aber mit einem **wirklichen** Schwein käme und dessen Grunzen vorführte, würde alles davonlaufen. Genau so ist es mit der theosophischen Bewegung: Der Madame Blavatsky laufen die Leute zu Hunderttausenden nach, wenn sie ihren theosophischen Unsinn verkündet — aber die Sacred Books of the East, in denen die **echte** indische Weisheit zu finden ist, will Keiner zur Hand nehmen.“ — Die heiligen Bücher Indiens werden nun auch uns Deutschen von Jahr zu Jahr zugänglicher, und K. E. Neumann hat nicht zum wenigsten zur Verbreitung der echten Lehre beigetragen. Da aber die Lust am Mystischen, Dunkeln und Halbverstandenen tief in der menschlichen Natur begründet ist, wird der moderne theosophische Schwindel, der sich auf einen „Geheimbuddhismus“ beruft, wohl nicht so bald auszurotten sein, wenn auch Buddha selbst immer und immer wieder versichert hat, seine Lehre sei keine Geheimlehre, sondern für Alle da im bewußten Gegensatz zur Geheimlehre des Vedânta und der Upanishads. Das jüngste Werk Neumanns hat auch außerhalb der deutschen Sprachgrenzen bereits Verehrer gefunden und Schule gemacht. Aus Neapel geht mir ein Sonderabzug der „Flegrea“ vom 20. Mai d. J. zu: La Magia nel Buddhismo, eine kleine, aber umsichtige Monographie über die Magie im Buddhismus, in der der Verfasser Giuseppe de **Lorenzo** die einschlägige 62. Rede Buddho's (die Ermahnung an Rahulo) auf Grund des Neumann'schen Textes ins Italienische übertragen hat.

Zur Nachricht über die Auffindung werthvoller orientalischer Manuskripte durch die Russen in Mukden. Die Londoner „Daily News“ bringen auf eine Zuschrift ihres St. Petersburger Korrespondenten hin eine Notiz, welche geeignet wäre, in interessirten Kreisen ein berechtigtes Aufsehen zu erregen. Danach sollen die Russen bei der Einnahme von Mukden, der Hauptstadt der südlichsten der drei mandschurischen Provinzen, eine große Menge sehr werthvoller orientalischer Manuskripte gefunden haben. Auf Befehl der russischen Regierung sollen dieselben nach St. Petersburg gesandt werden und schon auf dem Wege dorthin sein, um durch Fachautoritäten der kaiserlichen Bibliothek einer genauen Prüfung und Beurtheilung unterzogen zu werden. Nach geäußerten Muthmaßungen von Kundigen „dürften sich unter diesen Manuskripten auch solche der klassisch-griechischen und altrussischen Literatur befinden, welche bei den Einfällen und Raubzügen der Mongolen im 12. Jahrhundert in Westeuropa geraubt und dorthin gebracht worden wären“. So erfreulich diese Kunde auch klingen mag, so fehlt mir einstweilen doch noch der Glaube, daß die gemachten Funde wirklich jene gemuthmaßte Bedeutung haben. Da ich durch wiederholten mehrmonatigen Aufenthalt in Mukden mit den Verhältnissen persönlich näher bekannt bin, sind mir Zweifel daran aufgestiegen, zum wenigsten sind von vornherein folgende berichtigende Bemerkungen angezeigt. Zunächst könnte es sich nur um eine weit spätere Ueberführung der betreffenden Manuskripte oder Bücher nach Mukden handeln. Die Stadt Mukden existirte im 12. Jahrhundert überhaupt noch nicht. Ihre Anfänge könnten wir frühestens in den Beginn des 15. Jahrhunderts ansetzen, als unter der Regierung der damals noch mächtigen national-chinesischen Ming-Kaiser Mukden zum vorgeschobenen Bollwerk der chinesischen Ansiedelungen in der südlichen Mandschurei geworden war. Seine eigentliche Bedeutung erlangte es aber erst im Jahre 1625, als der Mandschurenhäuptling Norhachu, der Ahne und Begründer der China regierenden Mandschudynastie sein Hauptlager dorthin verlegte und es gewissermaßen zu seiner Hauptstadt machte. Mukden hat also mit den mongolischen Eroberern des 12. Jahrhunderts, die ja auch während eines Zeitraums von 89 Jahren die Herren China's waren, durchaus nichts zu thun. Ob diese Mongolenkaiser überhaupt in „Europa geraubte Manuskripte“ nach Peking bringen ließen, erscheint mir doch sehr unwahrscheinlich. Ich glaube kaum, daß sich diese Räuberhorden so sehr für abendländische Geistesschätze interessirten und es der Mühe werth erachteten, dieselben mit in die ferne Heimath zu nehmen. Ihr ganzes Verlangen und Streben ging mehr nach metallenen Schätzen. Die im Kaiserpalast von Mukden von den Russen vorgefundenen Manuskripte werden lediglich Kopien von Uebersetzungen ins Mandschurische sein, welche Kaiser Kanghsi und Kienlung, Beide selbst große Gelehrte und Literaturfreunde, von hervorragenden chinesischen Büchern anfertigen ließen, um für die noch junge mandschurische Schriftsprache dadurch die Anfänge einer Literatur zu schaffen. Es mag ferner sein, daß, abgesehen von Büchern in chinesischer Sprache, auch solche und Manuskripte in Mongolisch und Thibetanisch (letztere auf den von den Mandschukaisern sehr protegirten Lamaismus bezüglich) sich gefunden haben, die auf Befehl der Kaiser als nicht benöthigte Duplikate der Pekinger Bibliothek entnommen und etwa während des 18. Jahrhunderts nach Mukden übergeführt wurden. Wir wissen bestimmt, daß solche Ueberweisungen stattgefunden haben,

welchen Umfang dieselben aber erreichten, darüber läßt sich nichts bestimmtes behaupten. Wohl haben mir Beamte in Mukden wiederholt auf meine Fragen erzählt, daß die Bibliothek des kaiserlichen Palastes in Mukden viele Tausende Bände umfasse. Die Wahrheit dieser Behauptung zweifle ich sehr an, der Chinese macht solche Angaben, ohne sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben auch nur die geringsten Skrupel zu machen. Den Palast zu betreten war nur damit speziell beauftragten Chinesen, nicht aber einem Europäer gestattet. Ich habe guten Grund anzunehmen, daß die Bibliothek bei weitem nicht den Umfang und die Bedeutung gehabt hat, die man ihr von Seiten der Chinesen beizulegen „beliebte“. Haben die Russen doch auch nicht jenen Vorrath von aufgestapelten Gold- und Silberbarren finden können, die im Palaste liegen sollten. Ein besonders befestigtes Gebäude des Palastbezirkes war nach Aussagen der Mandschuren und Chinesen ein wahrer Spandauer Juliusthurm, in dem Millionenschätze von Silber und Gold lagern sollten, um zur sofortigen Verwendung für die kaiserliche Familie bereit zu sein, wenn die Dinge für die Dynastie auf dem Drachenthrone zu Peking nicht ganz nach Wunsch gehen sollten. Die Zukunft wird also erst lehren müssen, inwieweit sich die an den Fund geknüpften Hoffnungen und Muthmaßungen bestätigen.

E. M. Köhler (Leipzig).

M. Die ersten Nachrichten über die Thätigkeit und die Arbeiten der deutschen Expedition in Baalbeck (s. Beilage 1900 Nr. 160) in der „Orientalischen Literatur-Zeitung“ vom 15. November sind der arabischen Revue Al-Machriq vom 1. Oktober entnommen: Man entdeckte in der Nähe des großen Tempels ein viereckiges Wasserbassin, 90 Meter lang, 80 Meter breit. In der Nähe des Bassins fand man das Standbild eines Löwen von ausgezeichneter Arbeit, innen mit einem röhrenartigen Loche; man nimmt an, daß der Löwe aus seinem Rachen das Wasser in das Bassin spie. Weiter entdeckte man kufische Inschriften, sowie lateinische und griechische Inschriften und Darstellungen.

T. Ein Pestlaboratorium zum Studium der Beulenpest ist mit 80,000 M. Unkosten von der Gesundheitsbehörde in New-York eingerichtet worden. Das Erdgeschoß wird hauptsächlich von 80 Ställen für Pferde, die zur Bereitung von Antipestserum dienen sollen, eingenommen werden. Eine äußere Treppe wird zu den Räumen führen, in denen die Versuche stattzufinden haben. Wände und Fußböden werden aus Stahl und Zement hergestellt wegen des nothwendigen Schutzes vor Ratten, und die Fenster werden gegen Fliegen und Moskitos besondere Schutzgitter erhalten.

* Um die von der Polarfahrt des Herzogs der Abruzzen nicht zurückgekehrten drei Männer, den Norweger Stökken und zwei Italiener, aufzusuchen, wird zum Sommer der Gothenburger Walfischfänger „Capella“ unter Leitung des Kapitäns Stökken, Vaters des vermißten Norwegers, nach Franz Josephs-Land abgehen.

l. Ein Tunnel von Europa nach Afrika. Wie englische Zeitungen berichten, hat der französische Ingenieur Berlier, unterstützt von einer Anzahl von deutschen Fachgenossen, den Regierungen von Spanien und Marokko das Projekt für einen unterseeischen Tunnel unterbreitet, der von einem Punkte der spanischen Mittelmeerküste nahe bei Gibraltar ausgehend nach Tanger geführt werden soll. Die gesammte Länge dieses Tunnels würde einschließlich der zur Gewinnung der nöthigen Tiefe erforderlichen stark geneigten Festlandsstrecken rund 41 Kilometer betragen, wovon 32 Kilometer unterhalb des Meeresgrundes verlaufen würden. Eine durch den Tunnel zu führende doppelgeleisige Eisenbahnlinie würde ihren Ausgang von Algeciras in Spanien nehmen, über Tarifa nach Tanger führen und von dort aus der Küste des Mittelländischen Meeres entlang über Ceuta Tetuan, Melilla und Nemours bis nach Tlemcen gehen, wo der Anschluß an das algerische Eisenbahnnetz erreicht werden würde. Die Herstellung des Tunnels soll weder größere technische Schwierigkeiten, noch pro Längeneinheit größere Kosten verursachen, als die großen Alpentunnels. Die Kosten für den laufenden Meter würden, wie beim Simplontunnel, auf etwa 3000 Francs zu veranschlagen sein, während sie beim Gotthardtunnel 3800 Francs und beim Arlbergtunnel 4000 Francs betrugen. Berlier ist ferner der Ansicht, daß man mit den Arbeiten von beiden Seiten her gleichzeitig beginnen und daß der ganze Tunnel in etwa 10 Jahren fertiggestellt werden könne. Einschließlich der rund 500 Kilometer langen oberirdischen Bahnlinie Ceuta-Tlemcen werden die Gesammtkosten des Projekts auf 225 Millionen Francs veranschlagt. Hinsichtlich der weiteren Frage, ob diese immerhin beträchtliche Summe durch das Unternehmen verzinst würde, sollen allerdings die Meinungen der Sachverständigen auseinandergehen.

* **Heidelberg.** Die durch Hofrath Adolf Stengels Tod erledigte ordentliche Professur der Landwirthschaft wird, wie die „Frkf. Ztg.“ erfährt, nicht wieder besetzt, sondern von Karlsruhe aus kommissarisch verwaltet werden. Damit entfällt die bisherige Möglichkeit, an der Ruperto-Carola in Landwirthschaftslehre als Hauptfach zu promoviren.

T. Für die neue geographische Medaille, die als Thompson-Gründer-Medaille von der Geographischen Gesellschaft von Australasien gestiftet ist, wird jetzt das erste Preisausschreiben bekannt gemacht. Es werden zwei Stoffe zur Bearbeitung vorgeschlagen: 1. die Entwicklung, Ausdehnung und Zukunft des australischen Handels und 2. die Viehzucht in Australien, ihre Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft. Bearbeitungen des ersteren Themas sind bis zum 15. Oktober nächsten Jahres, die des letzteren bis zum 15. Juni 1902 einzusenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kunz: Der Feldzug der ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870/1871. 1. Bd. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Hann v. Weyhern: Major Balstern v. Boltenstern. Ebd. 1900. — Griepenkerl: Taktische Unterrichtsbriefe. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Ebd. 1900. — E. Klingebeil: Kaiser Wilhelm II.; Kaiserin Auguste Victoria. Photogravüren. Berlin, Heuer u. Kirmse. — Dr. F. Buchmann: Süd-Afrika. Berlin, Eichblatt 1901. — Prof. Dr. Medem: Revision des Strafrechts. I. (Sonder-Abdruck aus „Das Recht“.) Hannover, Helwing 1900. — Auf evangelischer Warte. Jahrbuch für junge Männer auf das Jahr 1901. Dessau, Evangel. Vereinshaus 1901. — John Ruskin: Sesam und Lilien. Aus dem Englischen von H. Jahn. Leipzig, Diederichs 1900. — Dr. Fr. Paulsen: Parteipolitik und Moral. Dresden, Zahn u. Jaensch 1900. — E. Wolf: Meine Wanderungen. I. Im Innern China's. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1901. — J. V. v. Scheffel: Gedenkbuch. Stuttgart, Bonz u. Co. 1901. — W. Herz: Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, Cotta 1900. — T. Fukuda: Die gesellschaftliche und wirthschaftliche Entwicklung in Japan. (Münchener volkswirthschaftliche Studien. 42. Stück.) Stuttgart, Cotta 1900. — H. v. Petersdorff: König Friedrich Wilhelm der Vierte. Ebd. 1900. — O. Schrader: Reallexikon der Indogermanischen Alterthumskunde. 1. Halbband. Straßburg, Trübner 1901. — *S. Wilkinson:* War and Policy. Westminster, Constable & Co. 1900. — M. Steuer: Was muß man von der Musikgeschichte wissen? Berlin, Steinitz 1901. — L. Jacobowsky: Glück. Ein Akt in Versen. Minden i. W., Bruns 1900. — Dr. Fl. Landmann: Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters. Münster i. W., Aschendorff 1900. — Führer durch das Unterrichtswesen der Stadt Leipzig. Selbstverlag des Verkehrs-Vereins Leipzig 1901. — Dr. A. Tille: Aus Englands Flegeljahren. Dresden und Leipzig, Reißner 1901. — Dr. Fr. Scheichl: Die Duldung im alten Aegypten. Gotha, Perthes 1900. — Prof. W. v. Zehender: Die Welt-Religionen auf dem Columbia-Kongreß von Chicago. Zweite, neubearbeitete Auflage. Ebd. 1900. — W. Müller-Amorbach: Aus der Schelmenecke. Frankfurt a. M., Kuoner. — Ad. Stifter: Der Waidsteig. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 5.) Wiesbaden, Volksbildungs-Verein 1901. — M. Philippson: Das Leben Kaiser Friedrichs III. Wiesbaden, Bergmann 1900. — Dr. H. Küttner: Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem südafrikanischen Kriege 1899/1900. Tübingen, Laupp 1900. — H. Recknagels Kalender für Gesundheitstechniker 1901. — K. Endres: Strafrechtsnormen des Standgerichts. München, Beck 1901.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 30. November. Nummer 275.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Bismarck-Briefe.

Zu den Dokumenten, die das Lebensbild des großen Reichskanzlers einst der Nachwelt klar und mit fast unmittelbarer Schärfe vor die Augen stellen werden, ist jetzt eines der bedeutungsvollsten getreten: eine Sammlung der Briefe, die Bismarck an seine Braut und spätere treue, langjährige Lebensgefährtin geschrieben hat.[1]) Diese Briefe heben mit dem Bewerbungsbrief des 31 jährigen Landedelmannes um die Hand des Fräuleins v. Puttkamer an und schließen mit einer aus dem Jahre 1892 stammenden Depesche des Fürsten an seine im Bad weilende Gemahlin; sie bilden also eine sich fast über ein halbes Jahrhundert erstreckende und noch dazu in ihrem ersten Theil beinahe lückenlose Reihe der unmittelbarsten Aeußerungen aus dem intimen Leben des großen Mannes, der mit einer von Fernerstehenden kaum geahnten Liebe und Treue an seiner Lebensgefährtin und an seinen Kindern hing und deßhalb in den Zeiten der Trennung ein geradezu überschwängliches Bedürfniß nach geistigem Verkehr mit ihnen empfand. Sie vervollständigen in ihrer Frische und oft überschäumenden Lebensfülle das Bild vom Menschen Bismarck, das die mancherlei Bücher über ihn und in erster Linie das Werk von ihm, die „Gedanken und Erinnerungen", noch vielfach voller Widersprüche und Lücken ließen, sie tragen aber auch besonders viel zu unsrer Vorstellung von dem Staatsmann und dem Schriftsteller Bismarck bei, ergänzen also auch die so werthvollen Veröffentlichungen Poschingers aus den Bundestagsakten vielfach in der interessantesten Weise.

Der Herausgeber dieser Sammlung, Fürst Herbert Bismarck, hat sich, wie er in der Vorrede sagt, bei diesem Unternehmen „von der Ueberzeugung leiten lassen, daß der Schöpfer unsres Reichs durch die Bekanntgabe dieser Briefe, die von neuem den Beweis liefern, daß sein Gemüth ebenso groß und tief war wie sein Geist, den Herzen vieler seiner Landsleute menschlich näher gerückt werden wird." Das sind nicht leere Worte. In der That empfangen wir aus diesen Briefen, in denen die Eindrücke des reichen Lebens nicht biographisch retouchirt oder durch die zeitliche Entfernung entstellt erscheinen, wie in den „Gedanken und Erinnerungen", ein überraschendes Zeugniß vor allem von dem sittlichen Ernst, mit dem der Deichhauptmann an der Elbe und der Abgeordnete in Berlin wie später der Bundestagsgesandte in Frankfurt sein Leben erfaßte. Wie oft ist dem späteren Bismarck der Mangel des sittlichen Ernstes zum Vorwurf gemacht worden! Wie hat man gerade über den mancherlei historischen Irrthümern der „Gedanken und Erinnerungen" und über den durch Leidenschaftlichkeit entstellten Urtheilen, die in diesem Werk sich finden, den großartigen sittlichen Zug übersehen, der trotz alledem aus dem Wirken wie aus der Autobiographie Bismarcks spricht! Man nehme jetzt zur Ergänzung dieser Lebensbeschreibung die Briefe her, deren größte Zahl aus der Zeit stammt, in der der zur Kraft herangereifte Mann nach dem Austoben mancher Jugendstürme sich in die Anfänge seiner staatsmännischen Wirksamkeit hineinarbeitet, und man wird staunen, mit welcher gewaltigen, echt germanischen Innerlichkeit sich das neue Leben in ihm vollzieht.

Zunächst spricht sich dieser Lebensernst in der Erörterung der religiösen Fragen aus, zu der den auf Freiersfüßen gehenden Landedelmann das streng religiöse, fast pietistische Wesen der Familie, in die er durch seine Heirath einzutreten begehrte, nöthigte, und die in der Folgezeit oft genug in dem Briefwechsel der jungen Gatten das Hauptthema bildete. Bismarck hat auch in späteren Jahren nie aus seinem positiven Gottesglauben und aus seinem christlichen Bekenntniß ein Hehl gemacht. Auf der Tribüne des Reichstags hat er beides eben so stark und unumwunden betont, wie im privaten Gespräche, und erst kürzlich erfuhr man, daß seine letzten Worte ein Ruf nach der erlösenden Gnade Gottes waren. Aber nie hätte wohl der Fernerstehende, der das Leben Bismarcks aus einer weiteren Perspektive betrachtete, geahnt, in welch tiefer und innerlicher Weise es auf dem unerschütterlichen Glauben an das persönliche Walten Gottes aufgebaut war. Unter den Hunderten von Briefen, die in den ersten Jahren der Ehe aus Berlin oder Frankfurt an die oft Monate lang fern von ihm weilende Gattin oder an die Mutter der Gattin gerichtet sind, ist kaum einer, in dem das nicht, sei es durch einen kurzen Ausspruch, sei es durch längere Ausführungen zum Ausdruck kommt. Gewiß darf man annehmen, daß oft zu diesen Aeußerungen in einem vorhergehenden Briefe der Gattin der Anstoß gegeben worden war, aber nie haben sie deßhalb etwas Erkünsteltes oder Nachempfundenes. Im Gegentheil, der frische, gottesgläubige Ton, durch den der junge Mann seine ferne weilende, zu Selbstquälereien und trüben Gedanken neigende Gattin aufzurichten und aufzumuntern sucht, die vielen, oft wohl recht nöthigen Trostesworte, mit denen er ihr in Zeiten des häuslichen Mißgeschickes zuhülfe kommt oder sich selbst über trübe

[1]) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild nach Franz v. Lenbach und zehn weiteren Portrait-Beilagen. 588 S. gr. 8. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900. — Ein Theil dieser Briefe war bisher nur vereinzelt und bruchstückweise abgedruckt worden, z. B. in Hesekiels „Buch vom Grafen Bismarck" und in der von Horst Kohl herausgegebenen Sammlung „Bismarck-Briefe 1836 bis 1873". Fürst Herbert Bismarck hat sich deßhalb entschlossen, die vorliegende „vollständige Sammlung, soweit er sie beim Ordnen seiner Archive zusammenstellen konnte", der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Stunden hinweghilft, scheinen in durchaus natürlicher Weise aus seinem Innern hervorzuquellen. In der That sehen wir ihn auch schon in dem langen Briefe, durch den er bei Hrn. v. Puttkamer um die Hand seiner Tochter anhält, ein so unumwundenes und auf der Grundlage früheren Zweifelthums festgegründetes Glaubensbekenntniß ablegen, daß wir an eine erst unter dem Einfluß der Gattin später vollzogene Umwälzung im Innern des Schreibers nicht zu denken brauchen. Der Jüngling hatte an Gott und besonders an der Kraft des Gebetes gezweifelt. Auf der Universität hatte er eine geistig führerlose Existenz geführt. Wie er zu einem innerlichen Sichaufraffen gelangte, schildert er dann in überzeugenden Worten:

„Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Ueberdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophen des Alterthums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor allem Spinoza's anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor sechs bis sieben Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden, und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indeß blieb mein Streben nach Erkenntniß in den Zirkel des Verstandes gebannt, und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntniß versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blankenburg, und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises, in ihren äußeren Werken, fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimath.

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd betheiligt war, und die ich als Geheimnisse Anderer nicht mittheilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerthes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rath Anderer wie durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urtheils, in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmuth in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte."

Daß jedoch trotz dieses innerlichen Umschwungs, dessen Wirken für die Zukunft anhielt, Bismarck in dem Sinne „fromm" geworden wäre, wie es mancher seiner Freunde bei seiner Verheirathung fürchteten und wie es dem pietistischen Tone in dem Hause seiner Schwiegereltern entsprochen hätte, war bei seiner auf die unmittelbare Erfassung des täglichen Lebens gerichteten Natur natürlich nicht anzunehmen. Und viele, namentlich die ersten Briefe bestätigen deutlich, daß er sich eher nach dieser Seite hin seiner Haut einigermaßen wehren mußte und auch zu wehren wußte. Er schreibt allerdings von seinen Kirchenbesuchen, bespricht Themata aus den gehörten Predigten und der privaten Bibellektüre mit der Vertrauten, fällt aber nirgends in den wirklich pietistischen Ton. Es ist ein höchst praktisches, frisches und thatkräftiges Christenthum, das er bekennt und das wohl ein belebendes und aufmunterndes Gegengewicht gegenüber dem pedantischen Glaubenston des schwiegerelterlichen Hauses bilden mußte und in der That bildete. Zuweilen geht der lebensfreudige Junker mit dem Christen überhaupt durch, und das Schöne ist, daß er auch der ängstlichen Genossin gegenüber daraus keinen Hehl macht. So schreibt er ihr am 22. 8. 49 aus Berlin:

„Meine geliebteste Nanne, als ich Dir am vorigen Freitag schrieb, fand ich gerade als ich meinen Brief zur Post gab, dort Deinen niedlichen vor, der mir eine rechte Freude und Stärkung war, weil alles bei Euch so gut ging, und Du mich so lieb hast, mein Engel. Ich fürchte aber, daß ich Gott nicht ganz in seinem Sinne dafür gedankt habe, indem ich hinging und sehr viel Champagner in meiner Freude trank."

Und wie ein fröhlicher Christ, ist Bismarck auch ein fröhlicher Gatte und Familienvater. Er war, wie aus den Briefen deutlich hervorgeht, obwohl leider die entsprechenden Briefe der Gattin zur vollen Ergänzung des Bildes fehlen, in seinem Ehebunde entschieden das mittheilsamere Element. Voll der größten Zärtlichkeit gegenüber seiner Frau, auch in intimen Aussprachen nie der feinen Ritterlichkeit vergessend, die er ja auch im Umgang mit Fernerstehenden so meisterhaft auszuüben verstand, wenn er nur wollte, zeigt er sich zugleich in diesen Briefen als ein Hausvater von eminent praktischer Begabung, der inmitten aller politischen Aufregungen und einer stets aufs äußerste angespannten Thätigkeit im öffentlichen Leben doch die Zeit findet, die kleinen Aufträge seiner auf dem Lande weilenden Gattin zu besorgen, Bänder, Kinderkleider und Hüte einzukaufen, über Ammen Erkundigungen einzuziehen, ausführliche Anweisungen über die Körperpflege der Kinder zu schreiben und Wohnungswechsel wie Wohnungseinrichtungen genau, oft mit beigegebenen detaillirten Zeichnungen, zu erörtern. Wie schon oben erwähnt, scheint die melancholische, oft kränkelnde und durch Kinderpflege überanstrengte Lebensgefährtin häufig des ermunternden Zuspruches nöthig gehabt zu haben. Da ist es nun wirklich ein Genuß, zu lesen, wie der vielbeschäftigte Mann auf die Klagen der Gattin eingeht, wie er in seinem frischen Gottvertrauen die rechten Trostesworte für sie zu finden weiß, wie er aber auch andrerseits durch die eingehendste, stets mit Humor durchwürzte Schilderung seines eigenen Ergehens und Treibens ihr den ihren Geist von den Sorgen ablenkenden Antheil an seinem Außen- und

Innenleben ermöglicht. Er scheint in dieser Hinsicht der Gebende in vollstem Maße gewesen zu sein, bringt aber das Dankgefühl, mit einer so guten, so frommen, so liebevollen Gattin vom Schicksal bedacht worden zu sein, in oft rührender Weise zum Ausdruck und stellt sich so als den Empfangenden hin. Oft war das Paar monatelang getrennt; einmal haben sie sich fast dreiviertel Jahre lang nicht sehen können, und doch ist das seelische Zusammenleben so innig, als hätten sie sich jeden Tag gesehen und gesprochen. Freilich stöhnt dann auch der Ehegatte oft wild auf über das unselige politische Treiben, das ihn von seiner „Nanne", von seinem „geliebten Herz" fern hält, das ihn des Genusses eines ruhigen Lebens an ihrer Seite auf dem Lande beraubt. Diese Sehnsucht nach stillem Familienfrieden, nach Landluft und Ackergeruch, die ja auch den späteren Reichskanzler nie verließ, durchzieht die Briefe wie eine rührende Melodie; sie läßt den politischen Kämpfer oft zu einem poetischen Träumer werden; sie bildete gewiß auch eines der vorherrschenden gemeinsamen Gefühle für das Ehepaar. Als dann später die Berufung als Bundestagsgesandter nach Frankfurt den Gatten nöthigt, auch die Genossin, die bis dahin nur vorübergehend sein Berliner Leben getheilt hatte, ganz in den Strudel der großen Welt mit hineinzuziehen, ist seine ernsteste Besorgniß, wie sie wohl diesen schroffen Uebergang ertragen werde. Er bittet sie förmlich um Entschuldigung, daß er die ehrenvolle Stellung angenommen habe:

„ich habe es nicht gesucht, der Herr hat es gewollt, muß ich annehmen, und ich kann mich dem nicht entziehen, abschon ich voraussehe, daß es ein unfruchtbares und dornenvalles Amt sein wird, wo ich bei dem besten Bemühen die Meinung vieler Leute einbüßen werde. Aber es wäre feig abzulehnen."

Und zwei Tage später:

„Eben erhalte ich Dein Brieschen vom 29., mein geliebtes Herz; seine Tanart ist gerade so wehmüthig, wie mir zumuthe ist, wenn ich an Reinfeld and an unsre stillen Pläne für den Sommer denke; mir ist als sallten wir auswandern nach Amerika, und aus allen lieben Gewohnheiten scheiden; denn wer weiß wenn das Rad, welches uns jetzt ergreift, uns wieder loszulassen mag und wir wieder einen stillen Sommer auf dem Lande verleben. Es kann aber auch schneller sein als wir denken, denn wer sieht Gottes Wege auch nur eine Minute voraus."

Dann abermals nach zwei Tagen die ernsten Worte:

Berlin, 3. 5. 51.

„Mein süßes, liebstes Herz, warum sa traurig, es ist ja schön im fremden Lande, aber mir sind die Thränen fast nah, wenn ich an das ländliche Stillleben mit Dir und Zubehör denke, was mir vielleicht auf lange in ferner Traumregian schwebt and jetzt gerade reizender wie je erscheint. Was sprichst Du van langer Trennung, mein Engel? mach Dich mit den Gedanken vertraut, daß Du mit mußt in den Winter der graßen Welt; woran soll ich sonst mich wärmen? Es ist möglich und wahrscheinlich, daß ich aaf lange Jahre nur ein flüchtiger Besucher auf Urlaub in der Heimath sein werde; solange können und dürfen wir uns nicht trennen. Lichte die Anker Deiner Seele, und bereite Dich den heimischen Hafen zu verlassen. Ich weiß an meinem eigenen Gefühl, wie Dir der Gedanke schmerzlich ist, wie traurig die Aussicht für die Eltern ist. Aber ich wiederhale, ich habe mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und wa er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt, und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht."

Selbst an ihre praktische Erziehung für die künftige Stellung als Gesandtenfrau muß der vorausschauende besorgte Gatte denken. Es ist rührend, in welch vorsichtiger, jedes Verletzende von vornherein ausschließenden Weise er es thut:

„Die Gesellschaft zieht Dich wohl nicht sehr an, mein geliebtes Herz, und es ist mir, als thäte ich Dir schlimm, daß ich Dich da hineinbringe, aber wie sall ich's vermeiden? Eine Bitte habe ich an Dich, aber behalte es für Dich und thue nicht, als ob ich ein Wort davon geschrieben hätte, gegen Mutschchen, sie macht sich sonst unnütze Gedanken davon: beschäftige Dich mit dem Französischen, saviel Du kannst in der Zeit, aber thue, als ob Du selbst darauf verfielest, daß es zweckmäßig sei. Lies französisch, aber wenn Du mich lieb hast, nicht bei Licht und nicht wenn Dir die Augen schmerzen, dann bitte lieber Mutter, daß sie Dir vorliest, denn das Verstehn ist fast schwerer als das Sprechen. Weißt Du irgend ein beliebiges Möbel, welches Du Dir zum Französischplappern in der Geschwindigkeit zulegen kannst, so nimm eins an, ich bezahle es gern. Du kommst hier doch in französisches Lesen nnd Reden hinein, es ist nicht zu vermeiden, daß Du Dich damit vertraut machst, so gut Du kannst. Weißt Du keine Person, die Dir konvenirt und zu haben ist, so laß es, nimm überhaupt, darum bitte ich Dich sehr herzlich, diesen Rath nicht schwer auf, nicht anders als ab ich Dich bäte Dir ein grünes oder ein blaues Kleid zu kaufen; es hängt das Leben nicht dran, Du bist meine Frau und nicht der Diplamaten ihre, und sie können ebensogut deutsch lernen, wie Du franzäsisch. Nur wenn Du Muße hast, oder doch lesen willst, sa nimm einen französischen Raman; hast Du aber keine Lust, sa sieh dies nicht als geschrieben an, denn ich habe Dich geheirathet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfniß meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten nnd an der ich die Wärme des heimathlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für Andere zu haben, und ich will Dein Kaminchen hegen und pflegen, und Halz zulegen und prusten, und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es gibt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit theurer lieber und nothwendiger ist als Deine Liebe und der heimathliche Herd der überall auch in der Fremde zwischen uns steht, wenn wir bei einander sind. Nimm die Aenderung unsres Lebens nicht zu schwer und traurig; mein Herz hängt, nicht, wenigstens nicht fest an irdischer Ehre; ich gebe sie mit Leichtigkeit aaf, wenn je unser Friede mit Gott oder unsre Zufriedenheit dadurch gefährdet sein könnte."

Auch die Uebersiedelungen nach St. Petersburg und Paris geben dem Staatsmann noch zu ähnlichen echt praktischen Familienbriefen Anlaß. Die stete Sorge um die Bequemlichkeit der geliebten Frau spricht aus allen diesen Aeußerungen, und wenn auch später, wohl weil das Zusammenleben nicht mehr gestört wurde, die Briefe dieser Art aufhören und nur kurze Mittheilungen über rein praktische, das häusliche Leben in Barzin oder in Friedrichsruhe betreffende Fragen diesen Ton des besorgten Hausvaters wieder anschlagen, können wir wohl vermuthen, daß trotz aller auf ihn gebürdeten Sorge und Last des Amtes der Fürst nicht abließ in seinem unaufhörlichen Bemühen, der Gattin die immer schwerer werdende Stellung an seiner Seite so sehr wie möglich zu erleichtern. Recht bezeichnend für diese zarte Rücksichtnahme auf die Schonungsbedürftigkeit der Gattin und Mutter seiner Kinder sind auch noch die nachfolgenden Bemerkungen, die aus dem Jahre 1870 aus einem Briefe an seinen ins Feld ziehenden ältesten Sohn zu finden sind:

„Van Deiner Mutter habe ich gute Nachricht, werft nur fleißig Briefe für sie auf die Post, wo Ihr könnt, ich hoffe sie wird bald nach Nauheim gehn. — — — — — — — — — Wird Einer von Euch beiden blessirt, so telegraphirt mir nach des Königs Hauptquartier so schnell es geht. Eurer Mutter aber nicht vorher."

Wir haben in dem Vorstehenden nur einige der bezeichnendsten Züge aus dieser neuen Dokumentensammlung über das Leben und das Wesen des Fürsten Bismarck herausheben können. Der große Umfang der Sammlung, der Reichthum an interessanten Einzelheiten, die auch auf die politische Geschichte manche neue Streiflichter

werfen, die Mannichfaltigkeit der Beziehungen zu Personen und Dingen, in die dieser merkwürdige Mann im Laufe seines Manneslebens eintrat, ermöglichen kein präziseres Zusammenfassen des Inhalts des schönen Buches. Es wird in der Folgezeit gewiß wieder viele Federn in Bewegung setzen und nach allen Seiten hin reiche Ausbeute und neue Aufklärung bieten, denn es ist ein document humain im eminentesten Sinne des Wortes, aus der Fülle des Lebens unmittelbar herausgegriffen, in tausend Farben schillernd, wie der Geist des Briefschreibers selbst, anregend, packend und festhaltend von Anfang bis zu Ende. Man sagt heute oft, daß das richtige Briefschreiben außer Uebung gekommen sei, und sieht mit einem gewissen literarischen Neide auf die Zeit zurück, in der solche Briefe entstanden. Aber in diesem Falle ist es nicht nur der Zeitton, der das in jeder Hinsicht bedeutende Epistolarwerk hervorbrachte, sondern es ist die gewaltige Persönlichkeit, die in ihm sich ausspricht. Auch für die beste Zeit des Epistolarstils sind Briefe von solcher Unmittelbarkeit und Frische, Schilderungen von so großem poetischen Reiz, Reiseeindrücke, die von der schärfsten Beobachtung und der feinsten Befähigung, sie plastisch zusammenzufassen und wiederzugeben so eindrücklich zeugen, nur selten niedergeschrieben worden. Hiezu bedurfte es der genialen Natur des Reichsschöpfers, dem durch die Ausgabe dieses Werkes ein neues, schönes Denkmal gesetzt worden ist.

O. B.

Griechische Tempel in Unteritalien und Sicilien.

Wer sich von griechischem Tempelbau, seinen Formen und seiner Wirkung einen, soweit es eben aus Ruinen überhaupt möglich ist, vollen Begriff und Eindruck verschaffen will, der muß viel weniger nach Griechenland als nach den Stätten der griechischen Kolonien in Unteritalien und auf Sicilien sich wenden. Hier findet er noch eine ganze Anzahl von Tempeln aus der Blüthezeit des dorischen Stiles, die mit ihren aufrecht stehenden Säulen noch immer mächtig wirken.

Wer nun aber, nachdem er hier Eindrücke empfangen, das Bedürfniß fühlt, sich klar über diese zu werden, den Gründen der Wirkung nachzuspüren und in das Verständniß jener Bauten einzudringen, dem ist jetzt eine vortreffliche Hülfe geschaffen durch ein neues großes Werk,[1]) das sich betitelt „Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sicilien" und zu Verfassern den Architekten R. Koldewey, denselben, der gegenwärtig die deutschen Ausgrabungen in Babylon leitet, und den Archäologen O. Puchstein hat, der sich durch eindringende Forschungen zur Geschichte der griechischen Architektur schon lange verdient gemacht hat.

Es ist ein gar oft zu beobachtender Fall, daß die nächstliegenden Aufgaben am längsten vernachlässigt werden. So auch hier. Obwohl jene griechischen Tempel einer Zentrale archäologischer Studien, Rom, so nahe gelegen sind, so ist doch zu ihrer Erforschung von dort aus fast nichts geschehen. Weder die italienische Regierung, noch die verschiedenen archäologischen Institute haben eine planmäßige gründliche Untersuchung jener Tempelreste ins Werk gesetzt. Ausgrabungen sind zwar an einzelnen Stellen gemacht worden, aber nirgend umfassend genug, und manche der Ruinen liegen gar noch in Schmutz und Unrath begraben.

Es ist das persönliche Verdienst von O. Puchstein, eine neue gründliche Untersuchung aller griechischen Tempelruinen Italiens und Siciliens geplant und trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse auch durchgesetzt zu haben. Allein so viel mühevolle Arbeit, so viel Geist und Scharfsinn er und sein Genosse Koldewey an ihre Aufgabe setzten, so wenig stand ihnen an äußerer Macht zu Gebote. Wie das Vorwort meldet, waren sie „fast niemals" in der Lage, auch nur „einen Block wenden oder halb verdeckte Theile freilegen oder sonst eine Arbeit vornehmen zu lassen, die die Untersuchung hätte fördern können". Einmal berichten sie, daß sie an einem Tempel (dem sog. Ceres-Tempel von Poestum) eine höchst merkwürdige Geison-Eckplatte, die sie am Boden fanden und die einen überraschenden Aufschluß über den alten Tempel gab, „mit den Händen" ausgegraben haben! Hätten diese Gelehrte auch nur ein Dutzend Arbeiter ständig zu ihrer Verfügung und die Erlaubniß gehabt, mit ihnen auszugraben, reinigen und untersuchen zu dürfen, so würden die Resultate ihrer Arbeit noch ganz andere und gar viele dunkle Punkte aufgehellt worden sein.

Allein auch dieser Fall ist ja leider ein nicht ungewöhnlicher, gerade in deutscher Wissenschaft: wo am meisten Arbeit und Geist — da am wenigsten äußere Mittel — und auch das Umgekehrte pflegt bei uns nicht selten zu sein.

Um so erstaunlicher ist es nun, wie viel Wichtiges und Neues die unter den bescheidensten äußeren Verhältnissen vorgenommenen Untersuchungen Puchsteins und Koldewey's geliefert haben. Für das Verständniß der großgriechischen Tempel nicht nur, sondern der ganzen dorischen Architektur ist ihr Werk von fundamentaler Bedeutung. Nicht weniger als vierzig Tempel werden hier in neuer gründlicher Untersuchung behandelt, die durch vortrefflich gezeichnete Aufnahmen und Ansichten erläutert wird. Bei Beschreibung der einzelnen Bauten haben die Verfasser ständig die großen Probleme vor Augen, die uns die alte Architektur stellt, so daß auch das Einzelne fesselnd wirkt. Am Schlusse sind dann die wichtigsten Resultate noch einmal zusammengefaßt, immer in knapper und vorsichtiger Weise, die von einer ständigen scharfen Selbstkritik zeugt.

Der einzige ionische Tempel der klassischen Zeit, der im griechischen Westen erhalten ist, der des epizephyrischen Lokri, macht den Beginn des Werkes. Bis in allerneueste Zeit hat auch diese Ruine wie so viele andere als Steinbruch gedient; erst seit 1879 wurden die gebliebenen kümmerlichen Reste beschützt; 1889 fand eine Ausgrabung statt. Die neue Untersuchung von Koldewey und Puchstein hat aber doch zu wesentlicher Modifikation der bisherigen Vorstellung von der Geschichte dieses interessanten Heiligthums geführt. Der alte Bau bestand aus einem geschlossenen Pronaos und einem langen zweischiffigen Hauptraum als Cella, an welchen sich, wie erst jetzt erkannt ward, ein Allerheiligstes, ein Adyton, anschloß, wie es in den westgriechischen alten Tempelbauten überhaupt sehr beliebt war. Puchstein hat die sehr wahrscheinliche Hypothese aufgestellt, daß das Adyton durch orientalischen Einfluß in den altgriechischen Tempelbau gekommen ist und daß der Cellaraum davor den heiligen Tisch mit den Speiseopfern enthielt, so daß die Haupttheile des altgriechischen Tempels ganz denen des salomonischen Tempels entsprachen: Brandopferaltar im Tempelhof, offene Vorhalle, Saal für den Tisch mit den Schaubroten und endlich das Allerheiligste. Ein späterer Umbau jenes alten lokrischen Heiligthums öffnete dann den Pronaos mit Säulen, kassirte das Adyton und fügte den Säulenumgang, den Peripteros, hinzu. Auf derselben Stelle aber wurde später ein ganz neuer Tempel, ein ionischer Peripteros mit sieben Säulen in der

1) R. Koldewey und O. Puchstein: Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sicilien; 1. Bd., Text, 233 S. Fol., 2. Bd., Tafeln, 29 Bl. Fol. Berlin, A. Asher u. Co. 1899.

Front aufgeführt. Von diesem sind einige Skulpturreste, Akroteriengruppen, gefunden, die zur Datirung des Ganzen helfen. Es wird nicht nöthig sein, mit Puchstein anzunehmen, daß Theile des alten Baues mit verwendet wurden, indem sich alles zu einer Datirung um die Mitte des 5. Jahrhunderts herum vereinigen läßt. Der Tempel zeigt übrigens an einem deutlichen Beispiel, daß selbst, wo die Zerstörung schon sehr weit gegangen ist, eine Ausgrabung noch die wichtigsten baugeschichtlichen Resultate zutage fördern kann. Den übrigen Tempelplätzen fehlen solche gründlichen Ausgrabungen noch fast durchweg.

Die sämmtlichen anderen in dem Werke behandelten Tempel gehören der dorischen Architektur an. Doch scheiden die Verfasser diejenigen der achäischen, chalkidischen und dorischen Kolonien. In der That stellt sich durch ihre Untersuchungen viel klarer und schärfer, als bisher erkannt wurde, die Thatsache heraus, daß es eine achäische Variante des dorischen Stiles gegeben hat, die einerseits sehr alterthümliche Formen lange bewahrt hat, andererseits frühzeitig ionischem Einflusse sich öffnete, die aber schließlich vor der Uebermacht des ausgebildeten kanonischen dorischen Stiles, um die Epoche der Perserkriege, ganz zurücktrat und verschwand. Zwei der berühmten Tempel von Pästum, die sog. Basilica und der sog. Ceres-Tempel, gehören jenem achäischen Stile an, während der dritte, der schöne sog. Poseidon-Tempel den vollausgebildeten kanonischen dorischen Stil zeigt.

Es werden in dem Werke nun der Reihe nach alle Tempelruinen behandelt, nach denen der achäischen Kolonien, Pästum und Metapont, die der chalkidischen (Pompeji, Rhegion, Himera) und dann die der dorischen. Hier nehmen natürlich die großartigen Ruinen der zahlreichen Tempel von Selinus und Akragas die Hauptstelle ein; doch sind daneben auch die zum Theil sehr alten und mächtigen Bauten von Tarent und Syrakus von hoher Bedeutung. Der Tempel des von den einheimischen Barbaren bewohnten, aber ganz unter griechischem Einfluß stehenden Segesta ist diesem Abschnitte angeschlossen. Ueberall sind neue, z. Th. sehr überraschende Thatsachen aufgedeckt. So wird z. B. von dem großen Tempel in Selinus nachgewiesen, daß seine Interkolumnien mit steinernen Schranken geschlossen waren; so wird an dem riesigen Olympion von Akragas zum erstenmal der Platz bestimmt, den die berühmten riesigen Atlanten dort gehabt haben; sie standen nicht im Innern, sondern an der Außenseite zwischen den Säulen, hoch auf einer schrankenartigen Wand, als Zwischenstützen des Gebälkes, und das ganze Innere bildete einen einzigen geschlossenen, dreischiffigen Saal von 44 Meter Breite und 101 Meter Länge. Der Bau war nur möglich geworden durch die Menge der Kriegsgefangenen, welche den Akragantinern bei der Schlacht von Himera zufielen, und die eigenthümliche Vielsteinigkeit des Baues wird eben durch die Masse der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte erklärt. Die gefangenen Karthager wurden zur Verherrlichung des olympischen Zeus verwendet. Die Reihe der riesigen nackten Männer, die, in Stein gehauen, als Atlanten das Gebälk tragen halfen, bedeuteten in der Auffassung der Bauherren wahrscheinlich eben die Unterworfenen, die Sklaven, die hier dem olympischen Gotte der Griechen dienen müssen.

Mehrmals sind griechische Tempel zu christlichen Kirchen umgebaut worden und dadurch mehr oder weniger erhalten. Ein solcher Tempel ist der von San Biagio bei Girgenti, in dem man ein Demeterheiligthum vermuthet. Auch Puchstein ist indeß hier wie seinen Vorgängern offenbar eine Thatsache entgangen, die ich mir 1882 dort notirt habe: aus dem Schutte des Tempels stammt eine Scherbe mit attischem schwarzen Vasenfirniß, darauf in der Schrift des 5. Jahrhunderts gravirt ist τας Ἐλευθίας. Es war also das Heiligthum der Eileithyia, der Geburtsgöttin.

Die allmähliche Entwicklung des dorischen Tempelbaues aus willkürlich freier Behandlung der Einzelformen wie der Gesammtverhältnisse zu immer strengerer Gesetzmäßigkeit tritt aus den scharfsinnigen Untersuchungen der Verfasser überaus klar und lebendig hervor. Besonderes Gewicht legen dieselben auf die Geschichte der Eckbildung des Peripteros. Ein bedeutendes neues Resultat ist die Erkenntniß, daß die Kontraktion des Eckjochs erst mit dem kanonischen Stile, mit der Anlage eines dem Pronaos entsprechenden Opisthodomos, mit dem Steilkapitell und der Fugenkonkordanz in Unter- und Oberbau zusammengeht. Doch hierüber läßt sich in Kürze nicht leicht berichten; man muß sich in diese Dinge erst hineinleben. Dann aber wird man mit den Verfassern empfinden, die einmal die archaischen Jochverhältnisse in ihrem Verhältniß zu den feinabgewogenen Proportionen des 5. Jahrhunderts einem Trommelwirbel vergleichen im Gegensatze zu einer Arie! Die Kompositionen der alten Zeit gingen gleichsam „in unreinen Tönen“; man hatte eben „eine völlige Apathie gegen den Gleichmäßigkeitsgedanken“: wogegen der mit der Epoche um 500 v. Chr. auftretende kanonische Stil die genaueste Symmetrie aller Theile erreicht hat.

Zu wichtigen Schlüssen auf die Vorgeschichte des dorischen Stiles führt die Verfasser namentlich das noch vordorische Geison des alten Megaron der Demeter von Gaggera bei Selinus, an welchem das Vorbild der ägyptischen Hohlkehle noch deutlich ist. Ein überaus interessanter Abschnitt „Rudimente prähistorischer Konstruktionen“ berührt die schwierigsten Fragen, die nach der Genesis des dorischen Stiles überhaupt. Den herrschenden Ansichten gegenüber sind die Verfasser mit Recht sehr skeptisch. Entgegen der beliebten unmittelbaren Herleitung aus dem alten Holzbau mykenischer Epoche, betonen sie den absoluten Steincharakter des dorischen Stils, und ich stimme durchaus mit ihnen überein, wenn sie einen ägyptischen Einfluß auf die dorische Steinsäule voraussetzen (wogegen ich bei der mykenischen Säule einen solchen nicht erkennen kann). Gewiß darf man annehmen, daß es niemals einen Holzbau gegeben hat, der ausgesehen hat wie unsre dorischen Steintempel, und daß, wenn dorische Holzsäulen vorkamen, diese eben „aus Armuth oder technischer Befangenheit beliebte Nachahmungen von Steinsäulen“ waren. Selbst die Terrakottaverkleidungen der Geisa sind, wie Puchstein wahrscheinlich macht, nicht ursprünglich für Holz bestimmt gewesen.

Als Resultat der chronologischen Untersuchungen ergibt sich, daß die Ausbildung des dorischen Stils doch jünger sein muß als man sich gewöhnlich vorstellt. Zu Ende des 7. Jahrhunderts blühte in Selinus noch ein vordorischer Stil, der dort bis ins sechste hinein lebendig blieb. Die ersten großen monumentalen dorischen Steintempel erstanden, im griechischen Westen wenigstens, erst mit dem 6. Jahrhundert. Ueber das Ende des siebenten wird aber wahrscheinlich auch das Heraion in Olympia nicht hinaufdatirt werden dürfen. Der feste kanonische dorische Stil tritt erst am Ende des 6. Jahrhunderts, mit der Epoche der Perserkriege, auf.

Das neue Werk bedeutet einen großen Fortschritt in der Erkenntniß des Werdens der Formen am griechischen Tempelbau; freilich, wo immer die Sonde tiefer eindringt, da stoßen wir auf ungelöste Räthsel, und dieser

wundersame dorische Stil hat uns seine Geheimnisse noch lange nicht alle enthüllt. Möge indeß von diesen neuen Untersuchungen der praktische Anstoß ausgehen, daß die griechischen Tempel Unteritaliens und Siciliens, die stattlichsten, kostbarsten Reste altgriechischer Kunst auf italischem Boden durch neue planmäßige und vollständige Ausgrabungen mit ihrer Umgebung so gründlich freigelegt und erforscht werden, als dies nach der Barbarei der früheren Jahrhunderte eben noch möglich ist.

München. A. Furtwängler.

Vom Weihnachtstisch.

III.

I Die Herausgabe des „Karl Gehrts'-Album" durch Braun u. Schneider (München, 108 S. kl. Fol.) ist ein dankenswerthes Beginnen. Der Künstler, welcher am 11. Mai 1853 zu Hamburg geboren wurde und schon am 17. Juli 1898 zu Endenich bei Bonn aus dem Leben schied, erzählt in einer heiteren Selbstbiographie, wie er, erst als armer Dekorationsmaler, dann als Musiker in die Welt geworfen, auf harten Wegen über Weimar und Düsseldorf den Weg zur Kunst und zu seiner so vielseitigen Thätigkeit als Aquarellist, Freskomaler, insbesondere aber durch seine beinahe zahllosen Illustrationen fand. Mit seinen großen Kompositionen, z. B. den „Orientalischen Händlern auf der Wartburg", der „Hochzeit des Petruchio" (aus der „Zähmung der Widerspenstigen"), dem „Gastmahl Macbeths", dem „Minnesängerleben", insbesondere aber durch „Die Ankunft des Seeräubers Störtebeker in Hamburg" hatte er sich bald einen höchst achtenswerthen Namen gemacht. Dann folgten die Wandgemälde im Treppenhause der Düsseldorfer Kunsthalle, die Kartons zu den Glasgemälden des neuen Hamburger Rathhauses und gemeinsam mit Geselschap die Ausmalung des großen Festsaales daselbst. Mit unbezwingbarer Arbeitslust entfaltete Gehrts eine erstaunliche Vielseitigkeit in der Illustration von Adressen, Diplomen und Ehrenurkunden, mit Zeichnungen zu unsern deutschen Klassikern und Dichtern. Darin ruhten die tiefsten Wurzeln seines künstlerischen Wesens: „Die Welt der Romantik war sein eigentliches Gebiet, im Reich des Phantastischen und Idealen, im deutschen Märchenwalde lag die Heimath dieser Künstlerseele. Das ganze Völklein der Elfen, Nixen und Gnomen war ihm unterthan. Er brauchte nur den Zauberstab zu rühren, da regte sich aller Enden das fröhliche Gelichter, in holden und lustig-tollen Gestalten einherzuwandeln vor den Augen froherstaunter Menschen."[1]) Ein Theil dieser heiteren Schätze, welche Gehrts wie in vielen anderen Zeitschriften, so auch zu den „Fliegenden Blättern" und den „Münchener Bilderbogen" beisteuerte, hat nun der vorgenannte Verlag in würdigster Ausstattung zu einer wahren Prachtausgabe zusammengestellt. Gehrts geistreicher Zeichenstift bewegt sich unermüdlich im Bereich der Schönheit und des neckischen Humors, mit gleicher Grazie in antiken, orientalischen und deutsch-mittelalterlichen Schnurren; seine Heinzelmännchen und Engelein kugeln und gaukeln auch durch ganz moderne Stoffe und Einfälle, immer gleich vergnüglich, immer neu und originell! Von absonderlichem Interesse sind die charakteristischen Zeichnungen der zwölf Monate des „Einsiedler-Kalenders", die vier „Tageszeiten" und der lange Fries zu dem launigen Gedicht unsres Friedrich Beck „Die Zwerge vom Untersberge". In Karl Gehrts steckt ebensoviel Schwind, Thumann, H. Vogel von Plauen wie eigene Elastizität und selbstherrlicher Genius!

Derselbe Verlag von Braun und Schneider bringt nach „Allerlei Lustiges" mit bunten Bildern: „Für die Kleinen" mit einer Vignette von Oberländer und lieben Zeichnungen von unserm alten Stauber, von Reinicke und Anderen; „Alte Kinderlieder", bearbeitet von Johannes Schuh für eine Singstimme und Pianofortebegleitung, nebst fröhlichen Holzschnitten nach Karl Zapf; „Heitere Bilder für unsre Knaben" von Fritz Schuhwerk und H. Braun und „Sehr Lustiges aus der Thierwelt" von Emil Reinicke: Lauter willkommene Zierden für diese Festtage und die kommende Winterzeit. „Der gute Kamerad" hat als illustrirtes Knaben-Jahrbuch (Stuttgart, Berlin, Leipzig 1900, Union Deutsche Verlagsanstalt. 726 S. gr. 8°) in 14 Bänden seinem Namen immer Ehre gemacht und fortwährend neue Freunde gewonnen. Er bringt auch heuer wieder größere Erzählungen mit Illustrationen von W. Zweigle, Biographien über R. Hill, den Erfinder der Briefmarken, den Rechenmeister Adam Riese und Johannes Gutenberg, der überhaupt heuer, auch in allen Kalendern und Volksschriften, ausgestattet mit echten und falschen Portraits und den Reproduktionen seiner ersten Drucke, eine ständige Stelle rechtmäßig behauptet. Dabei erinnern wir an A. von der Linde's Quellenwerk über diesen vielseitigen Mann, worin die wahre Geschichte und die echten Verdienste dieses von der Sage nur allzu reichlich umsponnenen Charakterkopfes mit sicherer Hand zum erstenmal kritisch beleuchtet und für alle Folgezeit gesichert wurden.[2]) „Der gute Kamerad" liefert Reisebeschreibungen, Jagdabenteuer, allerlei vom südafrikanischen Kriegsschauplatz nebst allen Bildnissen der Burenführer, auch anderes aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, darunter das „Fantasia"-Reiten der Beduinen, einen Zug durch die Wüste (mit Bild von G. Montbard), Scenen aus der Turkmenen-Steppe u. dergl. Dazwischen finden sich die Rekonstruktionen der durch Scheffels Humor auch sangbar gewordenen Ichthyosauren und Iguanodons, die Wunder der „Flüssigen Luft", das Neueste aus der Marine (mit Abbildungen des Linienschiffes „Kaiser Wilhelm II." und das Modell zum Doppelschraubendampfer „Prinz-Regent Luitpold" im Bismarck-Museum). Ski-Läufer und Ballspiel-Sport wechseln mit den Berichten über die neueste Schneemänner-Plastik und anderweitige Jongleurkunst. Der Schönheitssinn des jugendlichen Auges wird geübt durch Vorführung trefflicher Bilder nach Friese (Löwenritt), H. Pachmann (Schlittenpost in den Alpen), Ungewitter (Gauchos auf der Jaguarjagd), Hans v. Bartels (Sturmfluth an der Ostsee), W. Lindenschmit, Louis Braun, Püllner, Zeno Diemer, Deiker, Allers (Bilder aus China) u. s. w. Dieselben Zwecke erfüllt für sein feminines Auditorium „Das Kränzchen" (XII. Bd. ebendas.). Also auch hier etliche Novellen, in deren einer viel geweint wird, Naturwissenschaftliches, Geschichte und Kunst in gleichmäßiger Vertheilung. So finden sich lehrreiche Abschnitte über berühmte Bilder aus der Dresdener Galerie, über Georg Friedrich Händel, Tilgners Mozart-Denkmal in Wien, Schillers Lotte, aber auch viel Kulturhistorisches (Altenglische Sitten und Gebräuche) und Nutzbares, z. B. über ausländische Wurz- und Nährpflanzen, Anleitung zu Arbeiten aus Waldprodukten oder zu einer lustigen Maskerade. Herzige Genrestücke nach Kiesel (Kartenspielerin), von der so frühe verstorbenen Miezi Wunsch (mit dem Pfeil und Bogen durch Gebirg und Thal), Bergamini (Schule in der römischen Campagna), W. Gause (Nikolomarkt in Wien), Fritz Reiß, Hugo König (Neujahrsmorgen), A. Fink, E. Klimsch, Hermann Kaulbach (die netten Postkarten aus der Kinderwelt!), Adolf Eberle, Jos. Jenisek (Flötenkonzert), Allers (Skizzen aus China), K. Wagner (Edelweißsucher), W. Geißler (Rückkehr aus den Ferien), Rossi (Neuigkeiten) u. s. w.

Daran schließt sich in gleicher Tendenz als Festgabe für Mädchen der gleichfalls reich illustrirte „Jugendgarten" (ebendas. XXV. Band. 442 S. 8°) mit wechselvollem Inhalt, darunter eine Fahrt um den Vesuv von Max Bittrich, mit Illustrationen — auch ein schöner Mädchenkopf nach einer Zeichnung von Allers ist dabei, doch ohne den Namen des Künstlers; eine biographische Skizze Beethovens, eine Novelle von der beliebten Erzählerin Bertha Clément, ein Aufsatz über „Die Insel Bornholm in Sage und Geschichte" von Ida Clancke" u. s. w.

„Das Neue Universum" (ebendas. XXI. Jahrgang. 392 S. 8°) ist den Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten zugewendet und deßhalb ein der reiferen Jugend angepaßtes Familien-Handbuch, welches, wie z. B. die Humo-

---

[1]) Vergl. den schönen Nachruf von Joh. Saß im III. Bande von Bettelheims „Biograph. Jahrbuch", Berlin 1900. S. 337 ff.

[2]) Vergl. dazu die schöne, lehrreiche Besprechung dieses epochemachenden Werkes durch F. X. Kraus in Beilage 352 und 353 der Allgem. Ztg. vom 18. und 19. Dezember 1878.

resken des „Baron von Münchhausen", bisweilen einen populären Erzählerton anschlägt. Voraus stehen die Buren und China, dann kommen Motorräder und -Wagen, die Drahtseilfähre beim Bau des Marun-Viadukts in der Sierra Leone, die modernen Verkehrseinrichtungen in den Großstädten, die neue elektrische Hochbahn in Berlin, die pneumatische Post in New-York, die neueste Verwendung des Aluminiums, Eisfabrikation und die Pariser Ausstellung der Simplon-Tunnel, neue Acetylenapparate, der große Refraktor des astronomisch-physikalischen Observatoriums zu Potsdam, die von F. Schichau in Elbing erbauten Torpedobootzerstörer der kaiserlich chinesischen Marine, ein Besuch in der Höhe zu Han, das Leben auf dem Planeten Mars, über die amerikanischen Blizzards (Schneestürme) und der heutige Stand der Wettervoraussagung....

An ein reiferes Fachpublikum appellirt Th. Schwartze's Handbuch „Licht und Kraft" über die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben (ebendas. 412 S. 8⁰). Nach einem historischen Rückblick auf die verhältnißmäßig doch weit zurückreichende, freilich mehr ahnungsvolle Kenntniß dieser Wissenschaft beleuchtet der Hr. Verfasser die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus, die praktische Ausnutzung derselben zu Lichtanlagen, Wärmeerzeugung, Kraftübertragung, die Telegraphie und Telephonie, nebst den Anzeige- und Sicherheitsapparaten und den weiteren Prozessen. Ein zeitgemäßes Lehr- und Unterrichtsmittel, welches zwischen Fachwissenschaft und allgemeiner Bildung die richtige Grenze vermittelt.

An der Schwelle eines neuen Jahrhunderts ist ein „Illustrirtes Jahrbuch der Erfindungen", bearbeitet von Ernst Golling (herausgegeben von der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, 1901, Teschen, Wien, Leipzig. 216 S. gr. 8⁰) ein zeitgemäßes Unternehmen. Selbstverständlich handelt es sich hier nur um die neuesten „Neuheiten" (eine im gewöhnlichen Leben allgemein üblich gewordene und gewiß nicht glückliche Wortbildung) auf allen Gebieten der Beleuchtung, des Verkehrs, der Kriegsnautik, des Rettungswesens, der Luftschiffahrt, Riesenbrücken und Tunnels, Nicaragua- und Panamakanal, die Pariser Weltausstellung, Industriewerkstätten, Telegraphie und Telephon, Photographie, ganz exorbitante Heilmittel und Heilmethoden — darunter die Experimente mit der flüssigen Luft: das alles rauscht und rollt mit sinnbetäubender, dem rechtschaffenen Philister die Haare zu Berg treibender Eile vorüber, erläutert durch 200 Illustrationen. Dazu kommt noch der überraschende, mit Kürschners „Jahrbuch" rivalisirende Preis!

Doch nach dieser interimistischen Abschweifung zu unserm eingangs angeschlagenen Thema zurück! Ins duftige Gebiet der Märchen versetzen uns Victor Blüthgens „Hesperiden" (Union. Deutsche Verlagsanstalt. 326 S. kl. 4⁰). Sie erschienen seit 1878 und liegen jetzt, 41 an der Zahl, in vollständiger, noch dazu illustrirter Ausgabe vor. Die Bilder von Ludwig Berwald, Robert Engels, Paul Hendel, W. Müller-Schönefeld, Karl Röhling, Franz Stassen und L. v. Zumbusch imitiren die ältere, ungeschlachte, breitkonturirte Holzschnittmanier, sind aber nicht immer gleich glücklich gerathen. Die originell erfundenen Erzählungen erinnern an den leicht-schwebenden, ganz kongenialen Vortrag Andersens, sind aber inhaltlich vertieft und deßhalb keine Kost für kleinere Leute. Auch die größere Welt wird gut thun, dergleichen Köstlichkeiten sich nur homöopathisch zu Gemüthe zu führen, da es auch im Gebiete der Literatur ästhetische, schwer reparable Magenverstauchungen absetzen kann. — Die schon auf 380 Nummern angelaufene „Universalbibliothek für die Jugend" bringt sich (ebendas.) mit etlichen neuen Bändchen von W. O. v. Horn „Der alte Fritz" und einer durch Gustav Höcker gelieferten Bearbeitung von Coopers „Seelöwen" in freundliche Erinnerung. Ebenso Wilhelm Busch mit einer kolorirten Neuausgabe seiner „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten" (München 1900 bei Fr. Bassermann. 48 S. 4⁰), unter denen „Das brave Lenchen" am wenigsten von der bekannten knuffigen Manier des von pädagogischer Seite vielumstrittenen Meisters aufweist.

Für „Kleine Mädchen" gehören die 15 Schul-, Haus- und Feriengeschichten von Anna Marquardsen (Berlin bei Meidinger. 164 S. 8⁰) und die Erzählung „Vertauschtes Glück" von der sowohl unter dem Pseudonym Sophie Stein und A. v. d. Osten schreibenden Frau A. Klopp (ebendas. 176 S. 8⁰), während J. v. Gurtens „Sotdatenblut" (ebendas. 251 S.) und das kulturhistorische Lebensbild „Vor fünfhundert Jahren" von Elisabeth Halden (= Agnes Breitzmann), welche uns jüngst erst mit einer Biographie der schönen Königin Louise beschenkte, an ein reiferes Knabenalter appellirt. Dagegen hat Hr. Sanitätsrath Wilh. Noetdeken, der durch historische Schilderungen wie „Peter Hele" und „Martin Behaim", „Nettelbeck", „York von Wartenburg" u. A. einen guten Namen als Jugendschriftsteller gewonnen, zu einer Erzählung „Der zweite Pfeil" (ebendas. 278 S.) den Kriegsschauplatz von Ostasien benutzt. Dieses Terrain occupirte Paul Lindenberg mit „Fritz Vogelsangs Kriegsabenteuer in China" (Berlin 1901 bei Ferd. Dümmler. 315 S. 8⁰) auch A. Harder zu einer langathmigen Erzählung „Wider den gelben Drachen", worin zwei deutsche Jünglinge ihre Abenteuer und Fahrten im Lande der Boxer auf 531 Seiten berichten. (Bielefeld und Leipzig 1900 bei Velhagen und Klasing. 8⁰. Mit Illustrationen von Johannes Gehrts), während der Verlag von Theodor Thomas diese neuesten Zeitereignisse zu einem „Die Eroberung von Peking" und „Die Befreiung der Gesandten" betitelten großartigen und weitläufigen Gesellschaftsspiel ausschlachtete, welches wenigstens nach der in drei Sprachen abgefaßten Beschreibung auf internationalen Betrieb rechnet. Damit ist dem patriotischen Feuer der deutschen Jugend vorläufig Genüge geleistet. Die „Heiduckenkämpfe" von Bruno Garlepp (Leipzig 1901 bei Ferd. Hirth u. Sohn. 240 S. 8⁰) führen nach dem Balkan. Damit ist der kriegerischen Begeisterung der „lieben Jugend" hinreichend Rechnung getragen. Hoffentlich wird Karl May etwaige Lücken baldigst zu stopfen trachten. Sein bisheriges Fehlen wird gewiß schmerzhaft empfundent

Vaterländische Erinnerungen pflegen die „Aus der Urzeit germanischen Heldenthums" stammenden kriegs- und kulturgeschichtlichen Erzählungen, deren erster Band „Arminius" von Karl Lorentz (bei F. W. Cordier, Heiligenstadt [Eichsfeld] VI und 285 S. kl. 8⁰) sehr „für die reifere Jugend" bestimmt ist. Es klingt gar so putzig, wenn Varus mit seinen Generalstäblern in huldvoll jovialer Laune plaudert und Armin „lächelnd" die Bemerkung hinwirft, „Harte Kriegsarbeit läßt manchem Sohne germanischer Wälder noch Zeit, seinen Geist mit mehr als der römischen Sprache zu beschäftigen. Leicht biegt man ein saftiges Reis zu kunstvollem Bogen ..." Da glaubt man doch den seligen Schulmeister Bocherl in Robert Hamerlings Scherzspiel „Teut" zu hören, und der alliterirende Schwulst in Bragimunds Kriegsgesängen läßt die Häuptlinge „mit weitaufgerissenen Augen lauschen ..." Weitere Bände sind in Aussicht gestellt, mit gleicher Behandlung Alarich, Amalasuntha, Sigibert und Merovech, jeder zu immer steigender Ueberraschung der Leser, welchen der Hr. Verleger als Fachmann verheißungsvoll verkündet: „Wer einmal aus diesem Borne getrunken hat, der wird sich um ganze Stöße anderer vager Erzählungen nicht mehr kümmern." Das wäre ja höchst erfreulich und eine wahre Wohlthat für künftige Berichterstatter. — Vedremo!

Einen guten Führer, nicht nur durch „Die Siegesallee" in Berlin, sondern auch durch die ruhmvolle brandenburg-preußische Geschichte, gewährt die kleine Schrift über die im Auftrage des Kaisers Wilhelm in der genannten Straße bereits enthüllten oder noch aufzustellenden Herrscher-Standbilder und dieselben umgebenden Büsten (Berlin bei Martin Oldenbourg, 81 S. 8⁰). Die Bildhauer, welchen diese Denkmale übertragen wurden, sind namentlich aufgeführt. Den historischen Nachweis lieferte der General-Direktor der Staatsarchive Dr. Koser, und Prof. Dr. Sternfeld den erläuternden Text. Der billige Preis von 50 Pf. macht das mit 63 Abbildungen schön ausgestattete populäre Schriftchen für die Bewohner der Reichshauptstadt und alle Reichsangehörigen zu einem echten Gemeingut.

Zur Feier des am 18. Januar 1901 fälligen zweihundertjährigen Bestehens des Königreichs Preußen erschien „Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten" von Paul v. Schmidt. (Berlin 1900 bei E. S. Mittler u. Sohn. 261 S. kl. 4⁰). In festgezeich-

neten Umrissen wird das Lebenswerk der Herrscher seit dem Großen Kurfürsten geschildert, ihre persönliche Regententhätigkeit für Kirche, Schule, Rechtspflege, Landeskultur, Städtewesen, Verkehr und Handel, Heerwesen, Kolonien u. s. w. Beigegeben sind ihre Bildnisse und die Portraits ihrer besten Zeitgenossen, die Abbildungen ihrer Bauten und Denkmäler mit nahezu 100 Abbildungen. Schön gedruckt und festlich gebunden ist das Buch auf den minimalsten Preis gesetzt, aber ganz geeignet, in die weitesten Schichten einzudringen. Warum die Künstler der Bilder zu Seite 27, 46, 71, 88 und 89, 107, 160, 161 und 163, 235, darunter sogar A. Menzel, nicht genannt wurden, ist unbegreiflich. Wir haben diese mit Clichés allzuhäufig betriebene Rücksichtslosigkeit schon oftmals beklagt.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Prof. Dr. L. Kellner: Ein Jahr in England 1898—1899.** Cotta, Stuttgart 1900. — Der tüchtige Anglist Leon Kellner hat sich (auch bei den Lesern der Beilage) durch manche gut geschriebene Schilderung englischer Zustände als fähiger Feuilletonist glücklich eingeführt. Die Sammlung seiner vorher vereinzelt erschienenen Aufsätze in einem Sammelbande zeigt, daß der Autor von Anfang an redlich bedacht war, ein Ganzes zu geben. Englische Theater- und literarische Zustände sind recht lehrreich dargestellt. „Ein Besuch bei Rudyard Kipling“ ist gleich nach der ersten Veröffentlichung der Skizze in dem „Neuen Wiener Tagblatt“ viel bemerkt und nachgedruckt worden; lebendig ist das Wesen des merkwürdigen Dichters erfaßt; seine Biographie ist kurz, anregend und erschöpfend erzählt; Kiplings Abschiedswort an Kellner greift weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus. „Wenn ich Ihr Buch“ — Kellner arbeitet an einer Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Victoria — „zu schreiben hätte, so würde ich in einem Schlußkapitel versuchen, den Weg aufzudecken, der möglicherweise von dem etwas chaotischen Zustande unsres jetzigen Schriftthums zu dem Schriftthum des 20. Jahrhunderts hinüberführt. Ich würde das Kapitel „zwischen den Gezeiten“ benennen. Wir sind nach meinem Gefühle zwischen Ebbe und Fluth — es herrscht, was man „slack tide“ nennt. Wir warten auf den großen Mann, der alle die kleinen Tendenzen vereinigen, alle die kleinen zersplitterten Kräfte sammeln, der einer neuen Zeit einen neuen, adäquaten Ausdruck geben wird.“ Schul-Verhältnisse, sozialpolitische Bestrebungen (Booth, Dr. Barnardo ꝛc.) werden gut gewürdigt. Indische Gewährsmänner kommen zu Wort. Gerichtsstuben, heute, wie zu Dickens' Zeiten die Stätten unerschöpflichen, lebendigen Anschauungsunterrichts gesellschaftlicher Stärke und Schwäche, bieten den Stoff für zwei vortreffliche Kapitel: „Sonderbare Leute“ (eine Art friedlicher Anarchisten, die sich gegen die Einmischung des Staats in das Privatleben, gegen Impfzwang, ärztliche Hülfe ꝛc., auflehnen) und „Vor dem Polizeirichter“. Lust und Leid der deutschen Einwanderer behandeln die Blätter: „Sein erster Verdienst“ und „Im zweiten Geschlecht“ (aus dem Leben der Deutschen in London). Mitunter bricht Kellner zu jäh ab. Anderemale sind die Beziehungen auf heimische, Wiener Verhältnisse überflüssig. Trotz all dieser Mängel ist Kellners Buch aber lesenswerth und hoffentlich nur Band Eins einer größeren Reihe. Jedenfalls behauptet es sich mit Ehren neben A. Brandls (unsres Wissens bisher in Buchform noch nicht vereinigten) sehr stoffreichen und lebendigen „Englischen Feuilletons“ und den gehaltvollen „Englischen Skizzen“ von Althaus.

* **William Ramsay's chemische Forschungen.** Höchst wichtige chemische Forschungen hat, wie wir der „Frkf. Ztg.“ entnehmen, Professor Ramsay in der letzten Sitzung der Royal Society in London mitgetheilt. Ramsay ist, wie man weiß, der Entdecker einer großen Zahl neuer Bestandtheile unsrer Atmosphäre, des Argon, Metargon, Krypton, Neon und Xenon, deren Fund seinerzeit so großes Aufsehen in der ganzen Welt machte. Die Untersuchungen der letzten zwei Jahre haben nun zu Ergebnissen geführt, deren bedeutendstes in der Feststellung zu erblicken ist, daß das Metargon aus der Liste der Elemente zu streichen ist. Das Gas, das den Namen „Metargon“ erhielt, wurde von dem Entdecker aus dem Grunde für ein besonderes Element gehalten, weil es neben mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Argon ein ganz verschiedenes Spektrum zeigt. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die Eigenthümlichkeiten des Spektrums auf Rechnung einer Kohlenstoffverbindung zu setzen sind, die eine Folge der Unreinheit des Stoffes gewesen ist, der zur Abscheidung des Gases benutzt wurde. Die Elemente Krypton, Neon und Xenon dagegen haben auch der weiteren Prüfung standgehalten. Ramsay hat mit seinem Assistenten Travers zusammen die Dichte und die Lichtbrechung dieser Gase bestimmt; auch ist es gelungen, das Krypton und das Xenon zu verflüssigen. Von besonders großer wissenschaftlicher Bedeutung ist endlich der Umstand, daß die Gase mit dem Argon und dem Helium zusammen eine Gruppe in dem sogenannten periodischen System der Elemente bilden, diesem glänzenden Ergebniß theoretischer Schlußfolgerung auf dem Gebiete der Chemie.

T. **Eine neue wissenschaftliche Gesellschaft für die Erforschung von Westafrika** soll in England zum Gedächtniß der jüngst verstorbenen Miß Mary Kingsley begründet werden, die durch ihre Forschungen über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen dieses Gebietes einen wohlverdienten Ruhm erworben hat. Die Gründung soll bestehen in einem mit der Schule für tropische Medizin in Liverpool verbundenen kleinen Krankenhause und ferner einer „Mary Kingsley-Gesellschaft für Westafrika“, deren Zweck in der Sammlung von Kenntnissen und in der Unterstützung von Forschungsreisen in dem genannten Landestheile bestehen wird. Im besonderen ist für die Soziologie der westafrikanischen Völker schon viel von wissenschaftlicher Seite gethan worden, aber die betreffenden Arbeiten sind in Reisewerken, Zeitschriften und amtlichen Berichten verstreut. Die neue Gesellschaft wird daher zunächst einen erfahrenen Ethnologen berufen, der den bisher vorhandenen Stoff sammeln und in wissenschaftlicher Form zusammenfassen, dann auch dessen Ergänzung in die Wege leiten soll.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 22. November. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Schwendener las über: Die Divergenzänderungen an den Blüthenköpfen der Sonnenblumen im Verlaufe ihrer Entwicklung. Die Vergleichung jugendlicher Köpfe von 2.5—3.5 mm im Durchmesser mit älteren, nahezu ausgewachsenen ergibt als sicheres Resultat, daß im Verlaufe des Wachsthums Verschiebungen im Sinne einer Annäherung der Divergenzen an den Grenzwerth der gegebenen Reihe stattfinden. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, daß die Randzone des Blüthenbodens in tangentialer Richtung stärker wächst als die einzelnen Blüthen, was bei fortdauerndem Kontakt nothwendig kleine Divergenzänderungen herbeiführen muß. 2. Hr. Munk überreicht im Auftrage des Herausgebers: Atlas des Gehirns. Schnitte durch das menschliche Gehirn in photographischen Originalen, herausgegeben mit Unterstützung der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Prof. Dr. Karl Wernicke. Abtheilung II: 20 Horizontalschnitte durch eine Großhirnhemisphäre, hergestellt und erläutert von Dr. Paul Schröder. Breslau 1900.

* **München.** Dr. Ludwig Sinzheimer aus Worms wurde als Privatdozent für Nationalökonomie und Finanzwissenschaften in die staatswirthschaftliche Fakultät und der Priester Dr. phil. Stephan Schindele aus Kemnath als Privatdozent für Philosophie in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität, aufgenommen.

oem. **Breslau.** Der Leiter des kgl. Staatsarchivs hierselbst, Geheimer Archivrath Professor Dr. Colmar Grünhagen hat sich, in Rücksicht auf sein Alter (72 Jahr), entschlossen, zum 1. April k. J. von der Leitung des Staatsarchivs zurückzutreten.

* **Aus Rußland.** Professor W. v. Seeler, der an der Wladimir-Universität zu Kiew Römisches Recht lehrte, wird, der Täglichen Rundschau zufolge, demnächst seine Professur niederlegen, um sich an der Berliner Universität zu habilitiren.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 1. Dezember. Nummer 276.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wie Reiche zugrunde gehen.

I.

♄ Es gibt kaum einen lehrreicheren Zeitvertreib, als die geographischen Atlasse des Jahres 1900 mit denen zu vergleichen, die wir Alten vor einem halben Jahrhundert in unsern Schulen gebraucht haben. Unsre ehrwürdigen Schulatlasse zeigten uns im Innern der fremden Kontinente ungeheure leere Flächen, die wir für gänzlich unbewahnt ader unbewahnbar zu halten geneigt waren: heute sind sie erschlossen und das Innere dieser Welttheile ist auf unsern neuen Karten mit Hunderten van Namen beschrieben. Dafür fehlt aber in diesen modernen Karten vieles, was wir als Kinder noch in unserm Atlasse sahen und lasen. Wie manche Känigreiche und Fürstenthümer sind seit 1850 verschwunden; wie manche sind zusammengeschrumpft und bis auf einen geringen Rumpf amputirt! Nach dieser Rücksicht haben die Karten Italiens und Deutschlands die allerwesentlichsten Veränderungen erlitten. Untersucht man die Lage dieser Staaten; fragt man nach den Ursachen, weßhalb dieser und jener Thron zusammengestürzt, diese oder jene alte Monarchie in Trümmer gegangen ist, so stäßt man bald auf eine zweite Thatsache, die sich jener ersten Erscheinung, dem Verschwinden mancher Reiche, zur Seite stellt: und das ist die Thatsache, daß auch abgesehen van dem äußeren Bestande, welchen Europa zur Zeit noch darbietet, eine Reihe von Staatswesen eine Abnahme von Lebenskraft und einen inneren Zerfall aufzuweisen haben, der zunächst eine völlige Veränderung der wirklichen Machtverhältnisse darstellt und der als der Varbote weiterer Ereignisse und Katastraphen zu betrachten ist, welche den seit 1850, bezw. 1848 erlebten Veränderungen unsres Kartenbildes sich früher aber später anschließen werden. Die Gesetze dieser Veränderungen sind, aus so großer Nähe gesehen, nicht immer leicht erkennbar und im einzelnen nachweisbar; wa sie sorgfältig und leidenschaftslas erforscht werden, wird man immer zu demselben Ergebniß gelangen. Machiavelli hat im Principe den sehr weisen Ausspruch gethan: „das Hauptfundament, auf dem alle neuen und alten Staaten ruhen, sind gute Gesetze und tüchtige Armeen“ (c. 12: le buone leggi e le buone armi). Wa diese zwei Grundbedingungen jedes gesunden und kräftigen Staatswesens fehlen, da steht der Verfall var der Thüre, und wenn er nicht gleich eintritt, so geschieht es nur, weil zur Stunde Niemand da ist, der die Thüre mit seinem Fuße eintritt.

Das ist der innere Grund, der uns Reiche verschwinden sehen ließ. die wir in unsern Kinderjahren noch als achtbare Staatswesen zu betrachten gelernt hatten, und das ist der innere Grund, weßhalb Reiche, die noch vor Jahrzehnten als blühend erachtet wurden, plötzlich beim Anprallen einer fremden Kraft eine erschreckende Ohnmacht und Zerrüttung offenbarten. In welchem Zusammenhang in solchen Fällen der politische Niedergang mit dem geistigen Zerfall und der sittlichen Korruption solcher Natianen stand, das ist in erschäpfender Weise bisher weder für Frankreich, noch für Spanien noch für alle Theile Italiens nachgewiesen: um so dankbarer muß man für jeden Versuch sein, der uns nach dieser Hinsicht wenigstens auf dem einen oder anderen Punkte Klarheit verschafft.

Ein salcher, sehr achtenswerther und erfalgreicher Versuch liegt jetzt für Neapel vor. Schon vor einigen Jahren gab ein Pseudonymus „Memar“ unter dem Titel „La Fino di un Regno“ eine Geschichte des Zusammensturzes der baurbanischen Herrschaft in den beiden Sicilien, welche jetzt, um das Dappelte vermehrt, mit dem wirklichen Namen des Verfassers hervargetreten ist.[1]) „Memor“ ist in der That Niemand anderes, als der durch seine journalistische und parlamentarische Thätigkeit bekannte Politiker R. de Cesare, dessen Schriften über das Konklave Leo's XIII. wie über das Pantifikat[2]) des jetzt regierenden Papstes auch diesseits der Alpen nicht unbemerkt blieben.

R. de Cesare ist selbst Neapolitaner und ein ausgezeichneter Kenner alles dessen, was sein engeres Vaterland anlangt. Wenn er im allgemeinen durch seine Studien und seine eigene Vergangenheit befähigt war, die Geschichte der zwei letzten Regierungen im Känigreich beider Sicilien zu erzählen, so kamen ihm seine nahen Beziehungen zu dem Hause Filangieri zu statten, dessen letztes Haupt unter Franz II., der Principe di Satriano, seit 1848 eine bedeutende Stellung in Sicilien eingenommen hatte, ohne daß es ihm freilich gegännt gewesen wäre, mit seinen Reformgedanken durchzudringen und den Ruin der bourbonischen Herrschaft aufzuhalten. Seiner Tochter, der Duchessa Terese Ravaschieri-Fieschi, welcher das Buch auch gewidmet ist, verdankt de Cesare eine Fülle gewichtigen Materials, ohne welches er seine Aufgabe kaum hätte erfüllen können.

Sicilien hatte mit der Revolution von 1848 den Versuch gemacht, sich van einer Dynastie loszulösen, der die Insel in den stürmischen Jahren 1799—1815 außergewöhnliche Beweise der Treue gegeben hatte und die diese Anhänglichkeit durch ein argwähnisches, träges und despotisches Regiment belahnt hatte. Es gelang der Insel, vorübergehend ihre so oft gegen Neapel behauptete Unabhängigkeit wiederzugewinnen: man proklamirte keine Republik, sondern ein Regno di Sicilia, dessen Krone man

---

[1]) *Memor:* La Fine di un Regno, dal 1855 al 6 sett. 1860, Città di Castello 1895. 2. Aufl.: *R. de Cesare:* La Fine di un Regno, 2 vol., Città di Castello 1900.

[2]) Il Conclave di Leone XIII e il futuro Conclave. Ebenda. — Dal Conclave di Leone XIII all' ultimo Concistoro. Studi ricordi e documenti. Ebendas.

vergebens dem Herzog van Genua (dem Vater der Königin Margherita) anbot und dessen Präsidentschaft dann Ruggiero Settimo führte. Aber die Revolution artete bald in Anarchie aus und die Autorität der improvisirten Regierung war zu gering, um der Unordnung im Innern Herr zu werden und den Truppen Ferdinands II. hinreichenden Widerstand entgegenzustellen. Ein Dekret des Königs vom 26. Juli 1849 stellte das Ministerium für Sicilien in Neapel und die königliche Statthalterschoft in Polermo wieder her, welch letztere trotz seines Widerstrebens Filongieri, Fürst von Satriano, ouf sich zu nehmen genöthigt ward. Wenn, wie das auch Francesco Crispi bezengt, die Pacifizirung der Insel und die Wiederherstellung der königlichen Gewalt sich ouffallend rasch und glücklich vollzog, so hatte Filongieri's verständiges und mildes Austreten daran das Hauptverdienst. Er hätte sehr viel mehr an gesunden und heilsamen Resormen durchgesetzt, wäre ihm eine längere Statthalterschaft gegönnt gewesen, und wäre er nicht mit seinen besten Absichten an der Indolenz der in Neapel regierenden Kreise und on der Eifersucht des Känigs selbst gescheitert. Im Oktaber 1854 nahm Ferdinand das Entlassungsgesuch seines besten Rathgebers an, den er in seiner Jalousie nicht selten il nostro Re Carlo nannte. Den höchsten Triumph seiner Statthalterschoft, aber auch den Anfang seiner Ungnade bildet die Reise Ferdinands II. nach Calabrien und Sicilien im September und Oktober 1852.

Der Erfolg dieser Reise zeigte den gähnenden Abgrund, der sich vor dem bourbonischen Regiment aufthat. Sie brachte weder Calabrien noch Sicilien einen Vortheil; der jämmerliche Zustand, in welchem der König diese Provinzen — ohne Straßen, ohne Brücken, ohne Telegraphen, ja ohne Kirchhöse, wiedersah, rührte ihn nicht im mindesten. Die elende, seine eigene Reise gefährdende Verfossung der Wege, die in Ehrfurcht und demüthiger Unterwerfung vorgebrachten Klagen und Bitten der von der Bevölkerung ihm zugesandten Deputatianen öffneten ihm kein Verständniß für die Lage der Dinge: er fand ihnen gegenüber nur sarkastische Bemerkungen oder burleske Versprechungen. Als der Känig nach Neapel zurückkam, ließ er seine Freude dorüber aus, nichts für die Provinzen gespendet und die ihm überreichten 28,000 Suppliken in den Papierkorb geworfen zu haben. Die einzige „einschneidende" Maßregel, deren er sich rühmen konnte, war die, daß er eine Anzahl alter Beamten und Nobili heimgeschickt hotte, um sich den Bart abnehmen zu lassen: va subito a tagliarti questa barba —, das war der Refrain mehr als einer politischen Unterhaltung.

Filangieri's Reformpläne waren dahin; was ihm in der Regierung der Insel folgte, ist der Erwähnung nicht mehr werth. Kopfschüttelnd sah man in Oberitalien dieser königlichen Reise zu, und Mamiani meinte dazu: wenn König Ferdinond alle edlen Regierungskünste des 19. Jahrhunderts unbekannt sind, so kennt er dafür um so besser alle diejenigen des Mittelalters.

Auf das, was Ferdinand II. van solchen mittelalterlichen Regierungskünsten schon in den dreißiger und vierziger Jahren aufgewiesen, geht de Cesare nicht ein, da er nur die letzten Jahre dieses Fürsten zu behandeln die Absicht hatte. Wie viel wäre da von der Polizeiwillkür del Caretto's, van der Einführung der Falter in den Gefängnissen nach den revolutianären Bewegungen von 1833, 1837, 1841, 1844 und 1847 zu sagen gewesen! Wie viel von jener Anschmiedung der politischen Gefangenen aus Calabrien, der Ferdinand 1841 von seinem Balkon aus zusah — wer müßte nicht dabei an den Genuß denken, den einst Karl von Anjou sich hier bei der Hinrichtung des unglücklichen Konradin gönnte!

Nach dem Sieg über die Revolution von 1848 konnte Ferdinands II. Zorn keine Grenzen mehr. Achthundert politische Gefangene, eine wahnsinnig gehandhabte Zensur, die Verbannung der besten Bürger des Landes, die Zerstörung des Gesetzbuchs durch 360 Spezioldekrete — das woren die Hauptpunkte, auf welche hin Gladstone's berühmte Briefe an Lord Aberdeen (1851) vor gonz Europa die öffentliche Ankloge gegen einen Herrscher und eine Dynastie erhob, unter deren Händen zwei herrliche Länder dahinstarben. Sehen wir zu, welche Züge dem in seinen großen Umrissen bekannten Bilde jetzt durch Memars Darlegungen hinzugefügt werden.

Schon seit Beginn seiner Regierung hatte Ferdinond II. den Jesuiten den größten Einfluß auf Erziehung und Unterricht im Königreich zugestanden. Es ist durchous belehrend, zu sehen, was unter diesen Einflüssen aus dem geistigen Leben Neapels gewarden ist. Am 23. Dezember 1852 ward die känigliche Universität von Neapel unter den speziellen Schutz des hl. Thamas von Aquin gestellt und die Professoren, wie die Vorsitzonden und Mitglieder des Consilio generale di pubblica istruzione wurden verpflichtet, eine vergoldete Medaille zu tragen, welche auf der einen Seite das Bild des hl. Thomas, auf der anderen das des Känigs als bonarum artium stator zeigte. Trotz dieser doppelten Protektion blieb die Universität arm an Studenten; jetzt zählt sie on 5000, damals kaum 1000. Man konnte die Lauren und die Lizenzen gewinnen, auch ohne die Vorlesungen gehört zu hoben, und die Studenten machten von dieser Vergünstigung um so lieber Gebrauch, als die Wege im ganzen Königreich und der Mangel on Verkehrsmitteln die Reise nach Neapel schwierig und kostspielig machten, und andrerseits die Regierung es gerne sah, wenn die Hauptstodt von der Anwesenheit des studentischen Elements möglichst verschant blieb. Es war auch kein Vergnügen für die unglücklichen Studenten, als standesgemäß staatsgefährlich betrachtet und in Haus und Café, überall auf Schritt und Tritt sich polizeilich überwacht zu sehen. Der Student mußte jeden Monat auf der Polizei eine „Carta di soggiorno" läsen, wofür er natürlich sein Trinkgeld zu zahlen hatte. Er mußte sich darüber ausweisen, daß er einer geistlichen Bruderschaft angehörte und jeden Sonntag Messe und Predigt anhörte, das Offizium sang und seine Beichte ablegte: ohne diese Nachweise wurde er zu keinem Examen zugelassen. Selbstverständlich suchte man sich auf jede Weise um diese Leistungen herumzudrücken, so daß die Existenz der Studirenden dadurch allein schon ein steter Kampf mit der Polizei und den Kongregationen wurde. Sehr oft erhielten die Studirenden den Besuch der Paliziften, welche Haussuchungen nach verbotenen Büchern abhielten und vorab alle konfiszirten, auf denen das Wort Politica zu lesen wor. Mit Arrest bestraft wurde Jeder, der ein Buch von Machiovelli, Botta, Giannone, Colletta, Leopordi, Gioberti, Mossari, Berchet, Giusti und ähnlichen „schlechten" Autoren besaß. Als Gioberti's „Rinnovamento" erschien (1851), wanderten monche der jungen Herren ins Gefängniß, weil sie, abwechselnd in diesem oder jenem House, insgeheim an dieser giftigen Frucht genascht hatten. So war der Student in den Augen der Neapolitaner ein verächtliches Geschäpf: sein Name, sagt unser Autor, bedeutete damals so viel als zotico, sfrontato, spiantato, arruffato. Die äußerste Armuth, in der die Mehrzahl dieser Unglücklichen dahinlebte, konnte den Respekt vor ihnen nicht mehren. Der Loge der Studirenden entsprach diejenige der Lehrenden,

Neben der Universität gab es unter dem Namen Almo Real Collegio dei Teologi eine schon im Mittelalter gegründete theologische Hochschule, welche den Papst als primo maestro onorario, verschiedene Kardinäle als maestri onorarii, 48 maestri, davon 32 aus dem Weltklerus, 16 Regulare (4 aus jedem der Mendicanten, die Jesuiten waren hier ausgeschlossen) zählte. Man hat von wissenschaftlichen Leistungen dieser Schule nie etwas gehört. Nicht besser stand es um den Elementarunterricht, sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen. Neapel hatte 1860 nur 4 Volksschulen, in welchen gratis unterrichtet wurde, aber wie! Non tanta istruzione, non tanta istruzione, caro don Peppino, war die stehende Mahnung eines der bischöflichen Inspektoren an den Preposto dell'insegnamento im Königreich. Wie wenig der König selbst von dem unnützen und gefährlichen Ding hielt, welches man „Volksunterricht" nennt, zeigte er 1851, als der Padre Curci, damals die Seele und der Leiter der „Civiltà cattolica", einmal die Unvorsichtigkeit beging, in seinem Organ die Meinung auszusprechen, es sei nun doch allgemach an der Zeit, dem neapolitanischen Volk etwas Lesen und Schreiben beizubringen, worüber Ferdinand II. einen hellen Wuthanfall erlebte und eine so „liberale" Zeitschrift nicht länger in seinem Reiche ertragen zu wollen erklärte. So mußte die „Civiltà cattolica", als zu aufgeklärt, ihren Sitz in Neapel aufgeben und nach Rom übersiedeln, wo sie denn seither vorsichtiger geworden ist.

Einer ausgiebigen Organisation erfreute sich in Neapel noch in den 60er Jahren die Zensur. Die Revisoren bildeten eine eigene, unabhängige Kommission, sieben für die aus dem Auslande kommenden Bücher, die schon an der Dogana abgefangen wurden, 21 für diejenigen, welche im Inlande gedruckt wurden. Von diesen 28 Zensoren waren nur 3 Laien. Nicht ein Wörterbuch, nicht eine Grammatik konnte gedruckt werden, ohne diese Zensur passirt zu haben, auf die man bei der geringen Zahl der Revisoren, ihrem Alter und ihrer Bequemlichkeit für ein einziges Blatt oft wochenlang zu warten hatte. Die komischsten Scenen kamen natürlich bei solchem Geschäfte vor. Was immer nach Politik roch, wurde ausgestrichen. Auf einem Theater durfte Freitags in einer Farce, wo Fleisch von einem Gaste in einer Trattoria verlangt wurde, nur Fisch servirt werden. Im Jahre 1856 strich der Zensor, der gute Canonico Don Gaetano Barbati, in Carcano's Shakespeare-Uebersetzung die ganze Scene im ersten Akt von Julie und Romeo als unmoralisch.

War der Einfluß des Klerus, wie man sieht, im Unterrichtswesen und der Zensur allmächtig, so war er nicht geringer am Hofe selbst. Hier waren es in den letzten Jahren Ferdinands II. vorzüglich die sich succedirenden beiden Scolopi, Pedro Pompeo Vita und Padre Borelli: ersterer unsäglich streng und engherzig, trug die Hauptverantwortung an der Erziehung des Herzogs von Calabrien, des späteren Königs Franz II. Viel aufgeklärter war P. Borelli, der bis 1848 Giobertianer war und stets eine geheime Neigung für Vincenzo Gioberti bewahrte. Für ihn hatten der Duca di Calabria und alle Prinzen und Prinzessinnen des Hauses eine unglaubliche Verehrung. Er verdiente sie, denn er war das beste Inventarstück dieser königlichen Hofhaltung, wie denn zu jener Zeit die Scolopi bei dem König selbst mehr noch in Gnaden waren als die Jesuiten. Der Episkopat war unbedeutend, zum guten Theil ein Werkzeug der Polizei und der Reaktion. Als eine rühmliche Ausnahme werden der Bischof Mucedola, der sich 1851 weigerte, die Petition um Abschaffung des Statuto zu unterzeichnen, auch der Kardinal Sisto Riario Sforza von Neapel, Cosenza, Erzbischof von Capua, Bianchi, Erzbischof von Trani, Guida, Bischof von Molfetta angeführt. Von anderem Schrot und Korn war Msgr. Javarone, ehedem Beichtvater des Königs, der als Bischof von Candela seine Seminaristen zwang, bei ihm zu beichten, um politische Geheimnisse zu erfahren. Eines Tages lief ihm sein ganzes Seminar fort und man mußte die Anstalt schließen, weil keine Alumnen sich mehr einfinden wollten.

Daß unter solchen Verhältnissen die Presse so gut wie Null war, ist sehr verständlich. Die Zeitungen beschäftigten sich vorab mit dem Theater, dem bißchen Literatur, was noch bei so dürftiger Sonne gedeihen konnte, Lokalnachrichten u. dergl. Man konnte die Ereignisse aus Japan und Amerika melden, unter der Rubrik „Estero" auch etwas vom übrigen Italien erzählen, von neapolitanischen Dingen durfte nur das gebracht werden, was schon in dem offiziellen Giornale del Regno delle Due Sicilie abgedruckt war. Seit 1854 mehrten sich die Journale, seit 1858 fing man an, etwas ausführlicher über das zu berichten, was im übrigen Italien vor sich ging. Der „Nomade", der „Omnibus", die „Iride", dann die „Epoca" traten auf und die Publizistik begann den Hauch zu fühlen, der 1859 zum Sturmwind werden sollte. Auch das Theater begann sich jetzt freier zu entfalten.

Der Neapolitaner genießt im allgemeinen nicht den Ruf eines tüchtigen Soldaten. Ferdinand I. verachtete seine eigenen Truppen aufs tiefste und meinte, man könne sie uniformiren wie man wolle, sie liefen doch fort. Noch lange nach ihm gab es ein Sprichwort: besser Schwein sein als Soldat. Gleichwohl wird man zugeben müssen, daß die militärische Untüchtigkeit und Unzuverlässigkeit dieser Bevölkerung weit mehr auf Rechnung ihrer Erziehung als ihres Naturells zu setzen ist. Was eine gute militärische Zucht aus diesem Volke zu machen imstande war, sah man in den Tagen Napoleons. In Spanien schlugen sich die Neapolitaner nach dem Zeugnisse Suchets und Saint Cyrs vortrefflich; die 10,000 Mann, welche Murat 1812 nach Rußland führte, ernteten wegen ihrer Bravour und Treue das größte Lob, und Napoleon ließ sich auf seinem Rückzug von Moskau ausschließlich von Neapolitanern eskortiren. Der Tagesbefehl des Kaisers nach der Schlacht von Lützen sprach dem von Murat befehligten Kontingent die höchste Anerkennung aus, wie das auch General Rapp in den Kämpfen um Danzig that. Auch bei San Giorgio, wo der General Carlo Filangieri fiel, bedeckten sich die Neapolitaner noch mit Ruhm. Die völlige Vernachlässigung der Armee unter seinen beiden Vorgängern suchte nun freilich Ferdinand II. gut zu machen. Dazu fehlte es ihm nicht an dem guten Willen, wohl aber an der Fähigkeit.

Vor 1848 zählte die neapolitanische Armee 60,000 Mann auf dem Papier, in Wirklichkeit erreichte sie nicht 40,000. Ferdinand II. erhöhte den effektiven Bestand auf 100,000, eine Zahl, die schon für die damaligen Verhältnisse des Königreichs übermäßig erschien; denn von den 30 Millionen Dukaten, welche als Einnahmen im Budget figurirten, verschlang das Militär allein 18 Millionen. Ferdinand, im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern, liebte das Heer; er verkehrte gern mit dem Militär, trug selbst stets Uniform, kannte persönlich die Offiziere und plauderte mit ihnen im Dialekt (wie man denn am Hof nie anders als neapolitanisch sprach). Aber das alles reichte nicht aus, um eine gute Armee zu schaffen. Der König selbst ermangelte ganz der kriegswissenschaftlichen Ausbildung, wie er das in der Guerra

finto, dem großen Kriegsmanöver bei Pazzuoli 1847 bewies, indem er sich mitsammt seinem ganzen Korps durch den General Filangieri auf eine ziemlich lächerliche Weise abfangen ließ. Der Grundfehler war, daß die Armee eine rein dynastische, keine nationale war: und die in ihr geübte Disciplin war ganz donach angethan, um sie nie zu einer nationalen werden zu lassen. Nationale Gesinnung kannte man hier überhaupt nicht — wie hätte eine dem Lande vor 120 Jahren aktroyirte, fremde Dynastie sie ihm beibringen können? Dafür hielt man darauf, daß die Soldaten alle Uebungen einer bigotten Frömmigkeit mitmachten. Gemeine wie Offiziere trugen Heiligenbilder und Amulette an sich, jede Waffe hatte ihren Patron zu verehren, an dessen Fest die Offiziere mit langen Kerzen in der Hand, an der Spitze einer Kompagnie, der Prozession zu Ehren des Heiligen folgen mußten. Auf Charfreitag und Charsamstag hatten die Soldaten die heiligen Gräber zu besuchen. Wenn während eines Exerzitiums das Ave Maria geläutet wurde, so kniete das ganze Regiment nieder und betete mit entblößtem Haupt, während die Musik spielte. Im Jahre 1855 hatte die ganze Armee die Proklamation der unbefleckten Empfängniß Mariä festlich zu begehen. Dafür ward die Ausbildung dessen, was man militärisches Ehr- und Pflichtgefühl nennt, gänzlich vernachlässigt. Das System der Züchtigungen mit den ewigen Prügelstrafen, Stockhieben und dem Spießruthenlaufen entehrte den Mann und verbesserte die Disciplin nicht. Der freie Muth des Soldaten und das Ehrgefühl des Offiziers sind Blüthen, die unter der Herrschaft solcher Bigotterie und solch feigen Schreckens nicht gedeihen können. Aus den Reihen dieser Armee stammte der nichtswürdige Agesilao Milano, der am 8. Dezember 1856 das bekannte Attentat auf den König beging und am 13. Dezember hingerichtet wurde. Hatte Ferdinand eigentlich stets sich nur unter seiner Schweizergarde sicher gefühlt, so mußte seit jenem Tag das Mißtrauen gegen sein Volk und sein eigenes Heer in ihm zunehmen, wie denn überhaupt jenes Ereigniß einen tiefen und fatalen Eindruck bei ihm hinterließ. Er war 1857, in seinem Todesjahr, erst 49 Jahre alt, sah aber aus wie ein Sechzigjähriger. Nach Neapel kam er nur selten mehr, er wohnte meist in Caserta oder in Gaëta, wo ihn 1855 der unglückliche Erzherzog Max noch besuchte. Das fröhliche Wesen, welches der König früher gezeigt und das ihn an Festen, Ausflügen, großen Zeremonien Freude finden ließ, war seit 1848 gänzlich einem Geist trüber, ängstlicher Selbstqual gewichen. Ferdinand II. war ein Mann von großer Gewissenhaftigkeit. Er kümmerte sich um alle Angelegenheiten seines Staates, alles Wichtige mußte ihm unmittelbar mitgetheilt werden; er regierte über den Kopf seiner Minister hin, und de Cesare mag recht haben, wenn er meint, seit Ludwig XIV. habe kein Monarch so wie Ferdinand das l'état c'est moi praktizirt. Leider fehlten dem König zur Durchführung dieser Rolle fast alle Eigenschaften. Mit 20 Jahren auf den Thron gelangt, hatte er so gut wie gar nichts von all dem gelernt, was ein Regent wissen sollte: er kannte weder die Rechte noch die Geschichte, las wenig oder gar nichts, und hatte für die Gelehrten und „Federfuchser", wie er die Literaten nannte (pennaiuoli), nur größte Verachtung. Von seinen eigenen Beamten und Rathgebern ließ er sich keine Bemerkungen gefallen. „Tieni a mente," sagte er einem derselben, „che le osservazioni le quali dispiacciono, non si fanno." Keinem Fremden erlaubte er die Nase in die Angelegenheiten seines Königreichs zu stecken. Zu seinem größten Unglück war Ferdinand ausschließlich von Dienern umgeben, die noch weniger bedeuteten als er selbst: der einzige tüchtige Mann, den Neapel damals besaß, Carlo Filangieri, war in Ungnaden und blieb dem Hof fern. Es war ersichtlich, daß der König das intime Bedürfniß hatte, sich selbst über die Lage zu täuschen und von allen Anderen getäuscht zu werden. Die freie Presse Piemonts und Englands war ihm daher natürlich ein Greuel.

In seinem Privatleben war Ferdinand tadellos. Er war ein musterhafter Ehemann, auch ein guter Vater; ersteres auch für Maria Cristina, mit der er nur vier Jahre verheirathet war und welche schon 1836 starb, nachdem sie den Thronerben geboren hatte. Ferdinand hatte sie nicht geliebt — „la Regina," pflegte er zu sagen, non è del nostro gusto, ma è una bella donna." Ein Jahr darauf heirathete er zum zweitenmal, indem er der Tochter des Erzherzogs Karl, Maria Therese von Oesterreich die Hand reichte: aus dieser Ehe stammen die übrigen Kinder des Königs, die Troni, Caserta, Girgenti, Bari u. s. f. Die Hofhaltung war sehr einfach, die Kost ganz à la Napolitana. Nach dem Attentat des Agesilao Milano ergab sich Ferdinand mehr und mehr den Uebungen der Frömmigkeit. Er hörte täglich die Messe, beichtete sehr oft, so daß sein Beichtvater Mgr. de Simone sich gar nicht mehr entfernen durfte, er betete jeden Abend mit der Königin und den Kindern den Rosenkranz und warf vor dem Schlafengehen den zahlreichen Heiligenbildern, welche sein Schlafzimmer bevölkerten, eine Kußhand zu; dann kniete er vor einem kleinen Kruzifix nieder und verrichtete sein Abendgebet. Von der Wirkung der Skapuliere war er tief überzeugt und alle wunderthätigen Bilder im Königreich hat er aufgesucht. Aber er glaubte auch an den bösen Blick, an die jettatura, und wenn er ausging, machte er so wenig wie seine Neapolitaner einem Frote und insbesondere einem Kapuziner, einem Buckligen oder Kahlkopf, einem Rothhaarigen, begegnen: denn all diese Rencontres sind, wie männiglich bekannt ist, von übler Vorbedeutung. In seiner letzten Krankheit hörte man ihn rufen: me l'hanno jettato. Auch vor Gift und Ansteckung fürchtete er sich wie der letzte seiner Neapolitaner. Nach Agesilao's Hinrichtung hatte er schreckliche Visionen. Mit der Angst wuchsen die Vorurtheile und das Bestreben, durch allerlei Bußwerke Vergangenes zu sühnen. Charakteristisch war der Kontrast, in dem die politischen Handlungen des Fürsten mit der angeborenen Gutmüthigkeit des Königs und seiner Milde gegen die ihm nahestehenden Mitglieder des Klerus standen. Die grauenvolle Behandlung der auf den Galeeren angeschmiedeten politischen Gefangenen haben Settembrini in seinen „Ricordanze" und Castromediano in seinen „Memorie" geschildert. Einen anderen Kontrast zu der königlichen Würde boten die echt neapolitanischen Scherze, in denen sich der König, namentlich in seiner Jugend, gefiel.

Es gibt Ströme, die in brausendem Fall dem Abgrund zujagen; es gibt andere, die anscheinend ruhig einhergehen und die doch eine unbezwingliche Macht einem jähen Sturz entgegentreibt. Aeußerlich führte das Königreich Neapel seit 1849 ein ungestörtes Stillleben: von außen fielen nur spärliche Lichtstrahlen in dies wie von einer unsichtbaren chinesischen Mauer umgrenzte Gebiet, kein froher, frischer Luftzug ging über diese von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Landschaften, die Niemand ohne Entzücken besucht hat und an die Niemand ohne sehnsüchtiges Heimweh zurückdenkt. Der Herr, der unbeschränkt über die seligen Gefilde Campaniens gebot, lebte in der fixen Vorstellung, er und seine Dynastie lebten ewig: und dieser Wahn verdichtete sich in demselben Grad, als der Augenblick sich näherte, wo der Aufbau dieser bourbonischen Mißregie-

mung unter dem Druck eines Fingers, der gegen ihn ausgestreckt wurde, wie ein Kartenhaus zusammenfiel.

Das Jahr 1859 brachte die Verheirathung des Thronerben mit der Herzogin Marie Sophie Amalie, Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern (geb. 1841). Die Hochzeit fand nach der Trauung durch Prokuration (8. Januar) am 3. Februar in Bari statt. Wenig bekannt ist, daß Ferdinand für seinen damals 22 jährigen Sohn Franz zuerst an die Prinzessin Charlotte von Belgien gedacht hatte, die der Vater aber dem Erzherzog Maximilian zugedacht hatte. Alle Welt kennt die Schicksale der unglücklichen Kaiserin von Mexico. Dann war an eine Verbindung mit der Prinzessin Clotilde von Savoyen gedacht worden. Vielleicht gab der Einfluß der Königin Marie Therese den Ausschlag zugunsten der schönen und edlen bayerischen Fürstentochter, deren Erscheinen der letzte leuchtende Punkt in der Geschichte dieses sinkenden Hauses sein sollte. Die königliche Familie begab sich zum Empfang des jungen Paares nach Bari. Man reiste damals noch in Postkutschen, die Wege waren stellenweise unpassirbar und das Wetter rauh, es fiel Schnee in Menge. Der König fühlte sich schon auf der Hinreise unwohl, er kam krank in Bari an, wo, am 3. Februar, der „Fulminante" und der „Tancredi" mit der Herzogin von Calabrien und ihrem Gefolge landeten. Schon in der Nacht vom 3. auf den 4. war das Befinden des Königs besorgnißerregend. Auf den Rath der Aerzte ward die Rückreise zur See beschlossen. Dieselben Schiffe, welche soeben die glückliche Braut in ihr neues Königreich geführt, brachten den sterbenden Herrscher nach der Favorita zurück, von wo er in einem Extrazug nach Caserta gelangte. Der Hof empfing damals noch den Besuch des Großfürsten Konstantin von Rußland (24. März) und des preußischen Königspaares (30. März), von welchen Fürstlichkeiten indessen nur mehr der Erstere von Ferdinand empfangen werden konnte. Den Grafen und die Gräfin von Zollern — unter diesen Namen reisten die preußischen Herrschaften — ließ der König durch das herzogliche Paar von Calabrien und die Grafen von Trani und Caserta begrüßen, und die Königin Elisabeth begab sich zu wiederholtenmalen nach Caserta zum Besuch ihrer hohen Verwandten. Friedrich Wilhelm IV. war schon zu leidend, um an diesen Besuchen sich zu betheiligen. Wenige Wochen darauf sollte sich völlige Umnachtung über den reichen und herrlichen Geist des unglücklichen Monarchen lagern.*) Ferdinand II. war bald nach seiner Rückkehr in Caserta durch Capone operirt worden, welcher die Eitergeschwulst, die sich an der Regio iliaca gebildet, aufgeschnitten hatte. Aber die durch diesen Schnitt bewirkte Erleichterung war nur vorübergehend; am 12. April verkündete ein Bulletin des Giornale Ufficiale, daß die Krankheit sich verschlimmert und der König die Sterbsakramente empfangen habe. Die wenigen Tage, welche derselbe noch zu erleben hatte, waren traurig genug. Piemont hatte sich an die Spitze der italienischen Bewegung gestellt, Napoleon III. hatte Oesterreich den Krieg erklärt und schickte sich an, über die Alpen zu gehen. Der König hoffte auf Oesterreich und den Beistand Rußlands und Preußens; er sah in dem Kirchenstaat eine unangreifbare, Neapels Sicherheit bedingende Mauer. Man suchte ihm die fatalen Neuigkeiten des Tages zu verheimlichen, aber am Morgen des 28. April erfuhr er von dem Kronprinzen die Flucht der großherzoglichen Familie von Florenz, die ihn empörte. Jetzt machte Ferdinand sein Testament, in welchem er seinem Nachfolger anempfahl, sein Ministerium zu wechseln, sich mit Oesterreich nicht zu verbinden (sic!), aber auch nicht mit Piemont, und sich von der Revolution nichts abtrotzen zu lassen. Von Filangieri sprach er hier als von demjenigen, welchem sich der Monarch anvertrauen könne, aber nur im Nothfalle — nei momenti perduti —, wenn alles andere schief gehe. Das von Ferdinand hinterlassene Privatvermögen belief sich auf etwa 6½ Millionen Dukaten. Am 20. Mai erachtete man die Katastrophe für bevorstehend; der König nahm die Ankündigung seines Endes mit Ruhe auf, empfing wieder die Sakramente und entschlief am 22. Mai. Seine letzten Worte waren an die Königin gerichtet, die sein Krankenbett nicht verlassen: „pregherò per te, pei figli, pel paese, pel Papa, pei sudditi amici e nemici e pei peccatori." Geboren am 12. Januar 1810 (zu Palermo), hatte er das Alter von 49 Jahren 4 Monaten und 10 Tagen erreicht.

Mit- und Nachwelt haben Ferdinand II. nicht geschont: er hat, für seine Person, eine bessere Beurtheilung verdient. Ein musterhafter Gatte und Vater, ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, ermangelte er bei aller Härte gegen seine politischen Gegner nicht einer gewissen Bonhomie. Sicher ist, daß er glaubte, seine Pflicht und diese aufs beste zu thun. Von geringer Begabung, und fast ohne alle Kultur des Geistes, hatte er keine Ahnung von dem Wesen der Gegenwart, von den Aufgaben des modernen Staates, von der Stellung des heutigen Monarchen. Das Königreich beider Sicilien ging unter seiner Regierung unaufhaltsam dem Untergang entgegen, nicht sowohl wegen der persönlichen Eigenschaften des Regenten, sondern vor allem, weil einmal die Dynastie der Bourbonen hier wie überall sich ausgelebt, dann weil ein seit Jahrhunderten bestehendes heilloses System endlich seine Früchte reifen mußte. Der Apfel war faul, es bedurfte nur eines Rucks, um ihn vom Baum zu schütteln. Francesco II. war bestimmt, hülflos diesem Ausgang der Partie zuzuschauen.

*) Vgl. die Darstellung dieser Dinge bei A. v. Reumont, welcher auf dieser Reise den König begleitete (Aus K. Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen, Leipzig 1885, S. 557 f.). Darnach ist die Angabe de Cesare's (I 428) zu berichtigen, nach welcher auch Friedrich Wilhelm IV. sich nach Caserta begeben habe.

Ein neues Werk über Carlyle.[1]

n. Ist ein neues Buch über Carlyle zeitgemäß? Man könnte daran zweifeln. Eine nähere Beschäftigung mit dem Manne hätte nur ein Recht, wenn seine geistige Art uns bleibend etwas sein könnte, und darüber scheint heute viel Unsicherheit zu walten. Ein geschlossenes Gedankensystem, das in gleichmäßiger Durcharbeitung einen neuen Anblick von Welt und Leben eröffnete, bietet er nicht; dazu ist er viel zu wenig Philosoph im technischen Sinne. Er ist vor allem ein Mann großer Anregungen. Aber wie diese Anregungen die Zeit mächtig bewegt haben, so haben sie sich vielleicht auch in ihr ausgelebt; namentlich von den sozialpolitischen Gedanken sind die Wahrheitselemente so sehr zur allgemeinen Ueberzeugung geworden, daß ein Zurückgreifen auf den bahnbrechenden Helden kaum nöthig scheinen mag. Ungünstig ist einer Beschäftigung mit ihm auch die ästhetische Richtung unsrer Zeit mit ihrer großen Bereicherung, Belebung, Individualisirung des Daseins, aber auch der vielfachen Verwandlung des Lebens in einen epikureischen Dilettantismus und in selbstgefällige Spielerei. Gerade diese Strömung dürfte

[1]) Frommanns Klassiker der Philosophie XI. Thomas Carlyle von Paul Hensel. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1901. 212 S.

besonders dahin gewirkt haben, daß in England selbst neuerdings Carlyle sehr zurückgetreten ist.

Solchen Gegenerwägungen sei keineswegs alles Recht bestritten; wer trotzdem an Carlyle festhält, der muß seine Schätzung mit anderen Gründen rechtfertigen. Und solche fehlen in Wahrheit nicht; mag an Carlyle's Leistungen noch so viel veralten, bei ihm waltet ein Lebensprozeß, der über das ganze Gebiet der Leistungen hinaushebt und aus einer überlegenen Art des Seins mit unerschöpflicher Kraft zu wirken vermag. Diese neue Art hält Carlyle dem Durchschnittsleben mit elementarer Kraft entgegen, mit unbarmherziger Schärfe zerstört er dessen übliche Selbstzufriedenheit, mit zwingender Gewalt bringt er die großen Gegensätze, zwischen denen sich das menschliche Dasein bewegt und stets bewegen wird, zur Anschauung. Der Punkt aber, an dem vornehmlich sein Wirken einsetzt, ist die Aufrufung des Individuums zu eigener Entscheidung, zu männlicher Selbstthätigkeit, zu strengster Wahrhaftigkeit. Aber dieser Appell an das Individuum ist alles eher als eine Ablösung von allen Zusammenhängen, als eine Empfehlung einer unablässigen Selbstbetrachtung und weichlichen Pflege der eigenen seelischen Zustände. Vielmehr reißt er mit mächtiger Energie den Menschen heraus aus der bloßen Zuständlichkeit, er ruft ihn auf zu freudiger Einführung in die großen Zusammenhänge der Natur und der Geschichte und eröffnet in selbstgewollter Theilnahme am Ganzen die fruchtbarste Lebensarbeit. Alles drängt bei ihm zur Entfaltung der Kraft, aber echte Kraft ergibt sich ihm nicht im Gegensatz zu den Dingen, sondern nur in ihrer Umfassung und Aneignung. Wenn hier die Moral alles Denken und Leben beherrscht, so erscheint sie dabei durchaus als eine Sache der Befreiung und der Bejahung, nicht der Unterdrückung und der Verneinung. In dem allem erscheinen Probleme, die das Gewand einer besonderen Zeit anlegen mögen, die aber ihrer Natur nach zeitloser Art sind. Eine große und eindringliche Behandlung ihrer, wie sie das Leben Carlyle's erfüllt, hat daher einen bleibenden Werth. Und daß unsre Zeit besonderen Anlaß hat, sich damit zu befassen, darüber sei nachher noch ein Wort gesagt.

Kann uns demnach Carlyle nicht als veraltet gelten, so werden wir mit lebhafter Freude eine Darstellung seiner Persönlichkeit und Lebensarbeit begrüßen, wie Prof. Hensel sie uns bietet. Carlyle will durchaus von innen her und aus dem Ganzen seiner Art gewürdigt sein, sonst kann er leicht als rauh und abstoßend erscheinen, sonst verzerrt sich leicht auch das Bild der einzelnen Leistungen. Jenes aber ist hier das Hauptziel des Darstellers. Er hat sich durch langjährige Arbeit völlig in seinen Gegenstand eingelebt; so kann er in knappen Zügen und zugleich mit treffender Anschaulichkeit das Bild dieses stillen und doch so bewegten Lebens, dieser geschlossenen und doch so reichen Art zeichnen. Er schildert uns Herkunft und Heimath, die Einflüsse der engeren und weiteren Umgebung, das Erwachen zu geistiger Selbständigkeit, das Sichselbstfinden in der großen Krisis seiner Ueberzeugungen. Wir blicken in sein Verhältniß zu den deutschen Dichtern und Denkern, in die Anfänge einer eigenen Weltanschauung. Immer werden wir dabei auf das Charakteristische der Persönlichkeit hingewiesen, die nichts empfangen kann, ohne es gemäß ihrer eigenen Art zu gestalten. „Es war das Attentat auf seine persönliche Freiheit, welches ihn zur Empörung aufrief und ihn dazu trieb, eine neue Weltanschauung zu bilden." Wandlungen im äußeren Leben gehen mit der inneren Entwicklung Hand in Hand, das Verhältniß Carlyle's zu seiner Frau, das stille Leben in Craigenputtock treten uns deutlich vor Augen. Der Höhepunkt und zugleich der Abschluß dieser literarischen Epoche bildet der „Sartor Resartus", dessen Art und Grundidee hier näher erläutert und als Ausdruck der Gesammtanschauung Carlyle's gewürdigt wird. Dann kommt die Verlegung des Wohnsitzes nach London, der Gewinn mancher äußeren Beziehungen, vor allem aber die engere Verbindung mit den bewegenden Zeitfragen und die veränderte Richtung der Arbeit. Die Lebensarbeit entwickelt jetzt die höchste Kraft, härter wird der Zusammenstoß mit der Zeit, tiefer aber auch das Eingreifen in ihre Lage. Die historischen und bald auch die sozialen Probleme treten in den Vordergrund, es entstehen Grundlinien einer eigenthümlichen Philosophie der Geschichte, die, bei allem Zusammenhange mit Goethe und mit Fichte, einer individuellen Färbung nicht entbehrt und die durch die enge Verbindung der leitenden Gedanken mit den Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart eine eindringliche Anschaulichkeit gewinnt. Die einzelnen Hauptwerke werden in ihrem Werden und ihrer Intention vorgeführt, bei aller Besonderheit des Stoffes sind sie alle Ausdrücke einer Gesammtanschauung, Bekenntnisse davon, was in menschlichen Dingen als wesentlich und werthvoll zu gelten hat, Zeugnisse höchsten Muthes und voller Unabhängigkeit der Gesinnung. Ein glühender Affekt durchdringt alle Aeußerung, aber es ist nicht der kleine Affekt der Partei, sondern der große eines um die Vernunft des menschlichen Daseins, um die Rettung des Menschenwesens besorgten Gemüthes. Auf solchem Boden erwächst die Lehre von der Heldenverehrung, die mit der modernsten Lehre vom Uebermenschen unzweifelhaft Berührungen hat und zugleich himmelweit von ihr absteht. Für Carlyle ist die menschliche Seele heldenhaft, insofern ihr der Drang zur Wahrheit innewohnt und sie mit der Lüge zusammen nicht leben kann. „Alle Helden weisen dieselben Züge auf. Sie sind gottrunkene Menschen, denen ihre Güter, die Meinung der Mitmenschen, ihr eigenes Leben wenig gelten gegenüber den Gedanken, die sie beleben, von deren Wahrheit sie überzeugt sind, und bei denen zu stehen und zu fallen für sie kein Verdienst ist, sondern die Nothwendigkeit ihres Wesens. Sie können gar nicht diesem ihrem eigentlichen Lebensinhalt untreu werden, ohne mehr zu verlieren, als die Schätze der ganzen Welt ihnen zu geben vermöchten; auch werden sie durch den Gedanken der Relativität des Symbolischen in ihrer Predigt wenig gestört. Wer wirklich im Herzen von einer Wahrheit ergriffen worden ist, den kümmert es wenig, ob spätere Zeiten und Menschen anderes oder mehr wissen werden. Gott hat zu ihnen gesprochen, ihr Leben ist in seinem Dienst, und sie haben seinen Auftrag zu vollziehen" (s. S. 134 ff.).

Immer schroffer wird bei fortschreitendem Alter der Gegensatz zur Zeit, immer einsamer wird es, namentlich nach dem Tode der geliebten Frau, um den streitbaren Helden, aber ihn, dem die Gegenwart nur als ein flüchtiger Uebergang von der einen Ewigkeit zu der anderen galt, konnte das in seiner Ueberzeugung nicht erschüttern. Auch sah er seine Gedanken nach verschiedenen Richtungen siegreich vordringen, sein Lebenswerk war auch äußerlich nicht verloren. Und eine Hauptüberzeugung seiner Arbeit, seine Schätzung des deutschen Wesens, durfte er in einem kritischen Augenblick kräftig zum Ausdruck bringen: in dem bekannten Briefe an die „Times" über den deutsch-französischen Krieg, der einen Umschwung in der Stimmung Englands wirksam hat herbeiführen helfen. So konnte er auch in dieser Hinsicht den Dank gegen das Land abtragen, dem er sich für seine innere Bildung so tief verpflichtet fühlte. Der Freund Goethe's durfte sich des Aufblühens des neuen Reiches freuen.

Die Art, wie Carlyle den deutschen Idealismus auf sich hat wirken lassen, vermag darüber aufzuklären, wo der Schwerpunkt dieses Idealismus liegt; das aber thut gegenüber engen und schiefen Auffassungen desselben noch immer noth. Der deutsche Idealismus war nicht zunächst ein keckes Spekuliren über die Welt, sondern ein Aufbauen des Lebens von innen her, der Gewinn einer inneren Selbständigkeit gegenüber aller äußeren Umgebung und starren Ueberlieferung. Wohl glaubte man, im Vollgefühl geistiger Kraft, das Ziel weit leichter erreichbar als es thatsächlich ist, und verfiel dadurch in mancherlei Irrungen, die namentlich am Weltbilde zum Ausdruck kamen. Carlyle aber, der von weiterer Ferne und mehr im ganzen sah, empfand mit voller Stärke die innere Erhöhung und Befreiung des Lebens, die von dort ausging, im besonderen auch die Erhebung über den

Gegensatz einer flachen Aufklärung und eines engen Kirchenthums. Ein großes positives Bild des deutschen Idealismus schaut uns aus ihm entgegen; es könnte uns Deutschen nur nützen, wenn wir es auch bei uns kräftiger gegenwärtig hielten.

Indem uns aber Carlyle unsre große Voreingenommenheit eindringlich vorhält, bereichert er sich zugleich eng mit den Problemen der unmittelbaren Gegenwart. Durch unsre Zeit geht ein Verlangen nach mehr Entwicklung der Kraft, nach stärkerer Ausprägung der Individualität, nach einem frischeren und freieren Leben, das alles in begreiflicher und berechtigter Opposition gegen die Mechanisirung und Schablonisirung, womit eine technische Massenkultur unser Dasein bedroht. Aber jenes Verlangen nach Kraft gestaltet sich oft zu einer ausschließlichen Betonung des Subjekts, einer selbstbewußten Entgegensetzung gegen Andere, einem Suchen der Selbständigkeit in freischwebender, künstlerisch aber oft auch künstlich verfeinerter Stimmung. Carlyle zeigt, daß es noch eine andere Art der Selbständigkeit gibt, eine Selbständigkeit, die weniger bei dem Schein der Kraft und bei dem Gerede von Kraft verweilt, als sie einen wahrhaftigen Inhalt des Lebens entwickelt und eine Weltüberlegenheit durch männliche Ueberwindung der Widerstände erringt. An dieser Stelle kann Carlyle gerade der Gegenwart sehr viel sein.

Das Buch Hensels hat uns so völlig in den Gegenstand versetzt, daß wir ganz vergessen haben, von der besonderen Art der Behandlung Näheres zu berichten. Aber vielleicht ist eben das das größte Kompliment für das Buch. Immerhin möchten wir aussprechen, daß es uns in ebenso sachlicher wie fesselnder Darstellung ein sehr eindrucksvolles Bild seines Gegenstandes gibt, und daß es sich namentlich darin als ein philosophisches Werk erweist, Hauptsachen als Hauptsachen und Nebensachen als Nebensachen zu behandeln. Möge es also kräftig dazu beitragen, dem großen Freunde deutschen Wesens weitere Freunde in Deutschland zu erwerben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Friedrich Marcks: Das rothe Kreuz; seine Entwicklung und Entstehung und seine Bethätigung in Deutschland. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh 1900. — Professor H. Küttner: Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem Südafrikanischen Kriege 1899/1900. Verlag von Laupp, Tübingen. — In schneller Folge spielten sich auf vier Welttheilen Kriegstheater ab; so hatten die Vereine zur Pflege der Kranken und Verwundeten oft Gelegenheit, sich mit Erfahrungen zu bereichern und die Organisation zu festigen. Man weiß, daß freiwillige Krankenpflege Außerordentliches seit jeher geleistet hat, besonders auch schon zu Zeiten mangelhafter staatlicher Einrichtungen. Neuerer Zeit ist die Privatpflege im Kriege dem staatlichen Sanitätswesen fest angegliedert. An der inneren Vervollkommnung wurde unablässig mit Aufgebot großer Geldmittel und mit Einsatz von viel Arbeit geschaffen. So konnte ein Zusammenschluß erreicht werden, der in stiller Friedensarbeit sich vorbildete, sich im Kriege bewährte und gleichsam eine bereite Armee in ihrer Art neben der schlagfertigen Linie darstellt. Daß Vieles seit dem ersten menschenfreundlichen Anspornen durch den Genfer Dünant nach dem Sommertage von Solferino (24. Juni 1859) zu überwinden war, um Nationen und Welttheile auf gleiche Gesichtspunkte zu bringen, läßt sich denken. Wie groß aber die Schwierigkeiten waren und mit welch umfassendem System jetzt im Sinne aufopfernder Beigaben gearbeitet wird, darüber belehrt die Schrift von Marcks. Der Geschichte dieser Vereine und des Rothen Kreuzes nachzugehen, ist für uns Deutsche, die wir im letzten Menschenalter am meisten Lehrgeld gezahlt haben, besonders erhebend. Wer irgendwie zum Rothen Kreuz, Samariter- oder Krankenhauswesen Fühlung hat — und in welcher Familie wäre dies nicht der Fall —, möge die geschichtlich und kulturgeschichtlich sehr belehrende und fleißige Broschüre zur Hand nehmen, um sich für eine großartig angelegte und leistungsfähige Organisation in der Welt und vorzüglich in unserm deutschen Vaterlande begeistern zu lassen. — Wer einmal dem Rothen Kreuz nach den Schlachtfeldern folgen will, dürfte kein geeigneteres Buch aufschlagen, als den wissenschaftlichen Bericht, der soeben vom Führer der deutschen Kolonne Professor Küttner aus dem Burenlager erschienen ist. Durch den Bericht ist besonders auch der Nachweis praktisch geliefert, daß die Einrichtungen in schwierigsten Verhältnissen so vorzüglich funktionirten, daß sogar neben Erfüllung der ärztlichen Pflicht noch Zeit gefunden wurde für streng wissenschaftliche Arbeit. Die ungeheure Arbeit, welche zu bewältigen war, illustriren die Krankengeschichten. Diesmal bringt der Führer des Rothen Kreuzes hauptsächlich Studien über Anwendung des Röntgenapparates. Eine Serie von trefflichen Photos ist unterrichtender als lange Beschreibungen. Röntgen feiert im Reserve- und Festungslazareth Triumphe, so „daß die Verwundeten ein unbedingtes Recht auf die Apparatverwendung haben." Wir erfahren aus den Schußverletzungen Sicheres über die angewendeten Projektile auf beiden Seiten und eine neue Bestätigung der Bruns'schen These, die das moderne Kleinkalibergeschoß eine humane Waffe im Vergleich zu anderen Geschossen nennt. N.

-ri- **Expedition zur Erforschung des Nordlichts.** Prof. Adam Paulsen, der verdienstvolle Leiter des meteorologischen Institutes in Kopenhagen, hat Ende November eine neue Reise zur Beobachtung und Erforschung der Polarlichter angetreten, die eine Ergänzung der im vorigen Winter nach dem nördlichen Island unternommenen Expedition bilden soll. Das Reiseziel der diesmaligen Expedition ist der Norden von Finnland, und es ist beabsichtigt, dort spezielle Untersuchungen über die Natur der hellen Linien im Nordlichtspektrum auszuführen.

* **Dorpat.** Die Russifizirung der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität schreitet weiter fort. Die Professur der Augenheilkunde, welche durch Prof. Raehlmanns Rücktritt erledigt ist, ist dem außerordentlichen Professor an der Universität Moskau Dr. Jewecki übertragen worden.

* **Aus Amerika.** Ueber die gegenwärtige Frequenz der 6 Universitäten in den östlichen Staaten gibt die letzte Nummer der „Columbia University Quarterly" eine Statistik, der die „Hochschulnachrichten" folgende Zahlen entlehnen. Der Zahl der Studirenden nach ergibt sich die Reihenfolge: Harvard Univ. mit 4484, Columbia Univ. mit 3108, Yale mit 2517, Pennsylvania Univ. (Philadelphia) mit 2383, Cornell Univ. 2270, Princeton mit 1196 Stud. Einen großen Prozentsatz dieser Zahlen bilden die „Professional students", die Spezialstudien für einen bestimmten Beruf betreiben, nämlich an der Columbia Univ. mit 2028, Harvard Univ. 1875, Philadelphia 1849, Cornell Univ. 1441, Yale 1198, Princeton 376. Bezüglich der Zahl der Dozenten steht ebenfalls die Harvard U. mit 448 an erster Stelle; es folgen Columbia U. mit 389, Cornell U. mit 314, Philadelphia mit 260, Yale U. mit 257 und Princeton mit 83 dauernd wirkenden Dozenten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. Redenbacher: Ergänzungsheft zur 2. Auflage von R. Schreibers Gewerbeordnung. München, Beck 1900. — R. Krauß: Der Förster von Konradsreuth. Berlin, Fontane 1901. — M. Schneider: Schneeschuh und Rennwolf und ihr praktischer Gebrauch. Berlin, Wintersport-Verlag 1900. — Dr. Granier: Die Badehülfe. Berlin, Schoetz 1901. — G. v. Mayr: Die wirthschaftliche, rechtliche und sittliche Auffassung vom Arbeitsverhältniß. (Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, III. Bd., 2. Heft 1900.) — Th. Cahn und L. Forest: Das Vergessen? Elsaß-Lothringen 1877 bis 1900. Roman. Berlin, Goslar, Leipzig, Lattmann. — S. Samosch: Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Minden, Bruns 1901. — M. Iherott: Argari. Aus einem Tagebuche. Ebenda. — Ed. Winkelmanns Allgemeine Verfassungsgeschichte. Leipzig, Dyk 1901. — B. Benz: Völker Europa's, zivilisirt zuerst bei euch! München, Scholl. — Medizinal-Kalender 1901. Berlin, Hirschwald 1901. — V. Jaekel: Studien zur vergleichenden Völkerkunde. Berlin 1901. — Dr. G. Ruhland: Die internationale landwirthschaftliche Konkurrenz, ein kapitalistisches Problem. Berlin, Hofmann u. Co. 1901. — Dr. E. Adickes: Kant contra Haeckel. Berlin, Reuther u. Reichard 1901. — M. v. Brandt.

Zeitfragen. Berlin, Paetel 1900. — A. Schoebel: Fesche Frauen. (Ecksteins Miniaturbibliothek Nr. 47.) Leipzig, Müller-Mann. — D. Duncker: Der Ritter vom hohen C. (Ditto Nr. 48.) Ebd. — A. Frhr. v. Perfall: Das verkaufte Genie. (Ditto Nr. 50.) Ebd. — G. Müller-Mann: Sonderbare Kostgänger. (Ditto Nr. 51.) Ebd. — K. Telmann: Lebensfeste. (Ditto Nr. 52.) Ebd. — B. Celbo: Die Sprüche des guten Meisters. Leipzig, Amelang 1900. — Dr. S. Elkan: Hygiene und Diätetik für Lungenkranke. Leipzig, Hartung u. Sohn 1901. — Fr. Schanz: Herdfunken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1901. — J. Syrutschek: Der Wachernjäger. Dresden und Leipzig 1900. — Dr. H. Schurtz: Urgeschichte der Kultur. 1. Lfg. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1900. — E. Haeckel: Kunstformen der Natur. 5. Lfg. Ebd. — Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. Neue Folge, 16. Bd., Jahrg. 1900, Heft 3/4.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raflauer in München.

Jahrgang 1900. München, Montag, 3. Dezember. Nummer 277.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wie Reiche zugrunde gehen.

II.

△ Am 22. Mai 1859 nahm der Herzog von Calabrien die Krone, welche er nur kurze Monate tragen sollte. Es wird behauptet, daß er ein Proclama vorbereitet gehabt, das die Wiedereinsetzung der von seinem Vater bewilligten und beschworenen, dann wieder aufgehobenen Konstitution verkündete. Auf den Rath Troja's und Murena's wurde dieses Programm unterdrückt und durch ein anderes ersetzt, in welchem die „Tugenden und Verdienste des großen und frommen Monarchen“ gefeiert wurden, welchem Franz II. nachfolgte. Die wiederholte Erwähnung der „Grande anima di quel Santo Monarca“ mußte auf diejenigen niederschlagend wirken, welche mit dem Wechsel der Regierung einen Wechsel des Systems erhofft hatten. Inzwischen waren die Schlachten von Montebello und Palestra geschlagen und die von Magenta von Napoleon gewonnen worden, womit die Lombardei für Oesterreich verloren ging. An Demonstrationen, welche den Sieg der italienischen Sache feierten, fehlte es auch in Neapel nicht, wo der Graf von Syrakus seine Sympathien für Italien nicht verheimlichte. Der Hof war erschreckt. Franz II. berief Carlo Filangieri an die Spitze seines Ministeriums. Der Fürst von Satriano hatte nach seiner Verabschiedung durch Ferdinand II. in Einsamkeit gelebt. Er war als Soldat den Bourbonen durch seinen Eid verbunden, während er nichts mit dem System des bourbonischen Regiments gemein hatte. Er war religiös, aber nicht bigott, er lachte über die abergläubischen Ideen und Uebungen seines Königs. Jetzt übernahm er die Geschäfte wieder in der Hoffnung, die wankenden Grundmauern des Staatsgebäudes zusammenhalten zu können, aber dazu fehlte ihm einmal das Vertrauen des neuen Königs, der ihn nur als ein pis aller betrachtete und ihm in allen Dingen die Hände band, und es fehlte ihm weiter die Hülfe geeigneter Kollegen: was ihm an Solchen beigegeben wurde, war ebenso unfähig wie unzuverlässig. Die Revolte des Collegio medico und die Insurrektion der Schweizer Regimenter, welche nur mit Blutvergießen niedergeschlagen werden konnte, waren die ersten düsteren Schatten, welche über die junge Regierung einbrachen. Man munkelte auch von einer Verschwörung, welche den Zweck gehabt hätte, Franz II. zu beseitigen und den Grafen von Trani, den Erstgeborenen aus der zweiten Ehe Ferdinonds, auf den Thron zu erheben. Das kühle Verhalten der Königin Maria Teresa gegenüber ihrer lebhaften und liebenswürdigen Stief-Schwiegertochter mochte Anlaß zu diesen Gerüchten gegeben haben. Jedenfalls war das Verhalten der Camarilla in Apulien bedenklich und Filangieri hatte deßwegen eine Scene mit dem König, der die dem Anschein nach Maria Teresa kompromittirenden Papiere in den Kamin warf, mit der Bemerkung: „è la moglie di mio padre.“ Cavour verlangte damals schon die Entfernung der Königin-Wittwe aus Neapel. Die Devotion, welche Letztere später Franz II. in Rom bei seiner Erkrankung an den Blattern zeigte, wird indessen als Beweis angeführt, daß sie jeder falschen Politik gegen ihren Stiefsohn fremd sein mußte.

Man kann nicht sagen, daß der junge Monarch sein hohes Amt mit Freuden antrat, noch daß seine Gedanken auf dies Geschäft standen. Dem Finanzminister de Liguorio gegenüber that er Aeußerungen, die sein geringes Vertrauen auf die Solidität seines Thrones und die Empfindung der ihn erdrückenden Last bekundeten. Seinen Trost fand er in asketischen Gesprächen, oft schloß er sich in das Sterbezimmer seiner Mutter ein, um vor deren Bild zu beten. Er aß und trank sehr wenig, er liebte auch die Jagd nicht, noch das Reiten, an welchem die Königin so großes Gefallen hatte; dafür hörte er täglich die Messe, beichtete jeden Monat, betete jeden Abend den Rosenkranz und unterhielt mit den Geistlichen des Hofes, insbesondere mit dem Padre Borelli, asketische Gespräche. Die mystisch-phantastische Vorstellungswelt, welche den Geist dieses Herrschers allzeit gefangen nahm, hat sich von Anbeginn seines öffentlichen Auftretens an abgezeichnet. Im Juli wurden die Feste für die Thronbesteigung gefeiert, aber sie änderten nichts an der schon drückenden Lage.

Filangieri's politisches Programm schloß die intime Annäherung an die Westmächte, insbesondere an Frankreich und den Erlaß eines dem napoleonischen System nachgebildeten Statuto in sich. Napoleon III. begünstigte diese Absichten, und Piemont offerirte jetzt durch die Sendung des Grafen di Salmour (27. Mai) einen Offensiv- und Defensivvertrag mit Neapel: der Brief Cavours an Salmour, in welchem diese Anerbietungen enthalten sind, ist jetzt im achten Bande von Bianchi's Storia documentata della Diplomazia europea in Italia abgedruckt (mit dem irrthümlichen Datum 27. Juni). Am Hof sah man in der Entsendung des piemontesischen Diplomaten und seinen Anerbietungen nur eine Intrigue: Salmour reiste um Mitte Juli unverrichteter Dinge ab, die von ihm gemachten Offerten waren an dem Widerstand des von Troja berathenen Hofes gescheitert. Inzwischen hatte die Revolution weiter um sich gegriffen, mit Parma und Modena, welche ihre Herren verjagt hatten, hatten sich die Legationen verbunden, die Emilia konstituirte sich mit Toscana zu einer gemeinsamen Regierung. Angesichts dieser Dinge glaubte Filangieri nicht länger warten zu dürfen. Er legte am 4. September dem König den Entwurf einer Konstitution vor, welche die Zustimmung Napoleons III. erlangt hatte und den Kammern nur eine sehr limitirte Gewalt einräumte. De Cesare hat sich ein wahres Verdienst um

die Geschichte erworben, indem er (II 47) dies merkwürdige Aktenstück zum erstenmal veröffentlichte. Franz II. nahm diese Vorlage sehr kalt auf, und verrieth in seinem Verhalten, daß er seinem Vater wirklich, wie man behauptet, den Schwur geleistet, niemals die Form der Regierung zu verändern. Am 6. September reichte demgemäß Filangieri seine Entlassung ein, die er mit Gesundheitsrücksichten begründete. Der König gewährte ihm 40 Tage Urlaub. In diese Tage fallen erneute Versuche seinerseits und seitens der französischen Diplomatie, Franz II. zum Erlaß einer Konstitution zu bewegen. Der französische Gesandte sah in derselben das einzige Mittel, welches dem König bleibe, um sich gegen den schon drohenden Angriff Garibaldi's zu schützen: „ce projectile (der Erlaß des Statutos) serait d'un effet certain, selon moi, puisqu'il aurait pour effet de briser l'arme de Garibaldi la plus redoutable: le mécontentement des populations.“ Am 16. und 18. Oktober erneuerte Filangieri sein Demissionsgesuch, das Franz II. endlich, am 31. Januar 1860, bewilligte, worauf er sich in die Villa Avellina bei Puzzuoli zurückzog. König und Minister ließen ihn beiseite liegen, bis die ersten schlimmen Nachrichten aus Sicilien anlangten.

Hier hatte sich erst nach dem Ableben Ferdinands II. eine eigentliche Verschwörung gebildet. Ihr Charakter war verschieden von derjenigen des Jahres 1848. Damals stand die Idee der Unabhängigkeit der Insel im Vordergrund. Jetzt hatte sich der Gesichtspunkt erweitert und dem Beispiel Toscana's, Modena's, Parma's und der Emilia folgend, griff nun Sicilien mehr und mehr die Idee der nationalen Einheit unter der Führung Piemonts auf. Die Demonstrationen, welche aus Anlaß der Schlacht von Solferino am Abend des 26. Juni 1859 stattfanden und die Erregung der palermitanischen Klubs gaben der Polizei zunächst Veranlassung zu Repressivmaßregeln. Es bildete sich ein erstes revolutionäres Komitee, welches seine Hoffnungen auf die Unterstützung von außen, wie auf die Revolte der Landbevölkerung setzte. Das Attentat auf den verhaßten Polizeidirektor Maniscalca (27. Oktober 1859) verschlimmerte die Situation; die Polizeiwirthschaft ward geradezu unbarmherzig und „bestiale“. Zwei Einflüsse machten sich jetzt geltend: in erster Linie derjenige Mazzini's, mit dem Francesca Crispi zusammenging.[1]) Diese Führer der Agitation trieben zu einem raschen revolutionären Putsch, und Crispi, der im August 1859 insgeheim nach Palermo gekommen war, lehrte hier Orsinibomben herstellen, mit denen er am Geburtstag des Königs die Truppen bewerfen wollte. Demgegenüber ging das Streben der Società nationale dahin, die Insel den Einflüssen Mazzini's zu entziehen, um den direkten Anschluß an Piemont durchzusetzen. La Farina, der Intimus des Grafen Cavour, Amari, d'Ondes Reggio waren die Seele dieser Vereinigung, zu deren Unterstützung Enrico Benza von Cavour nach Palermo und Neapel entsandt wurde. De Cesare (II, 159) publizirt den interessanten Bericht, mit welchem der Statthalter Castelcicala die Reise dieses ihm hochverdächtigen Agenten begleitete. Inzwischen suchte sich die Aktionspartei mit Geld und Waffen zu versehen: beides gelang ihr nur in sehr beschränktem Maße. Merkwürdig genug ist, daß der thätigste und energischste Kopf dieser Komitees ein Geistlicher, der Oratorianer-Padre Ottavio Lanza, ein Sohn des Fürsten von Trabia, Bruder des im Exil 1855 zu Paris verstorbenen Fürsten Butera war, dessen sehr interessantes politisch-kirchliches Testament hier (II, 161) zum erstenmal bekannt gemacht wird. Beide Brüder waren durchaus antibourbonisch, aber nicht im mindesten antireligiös gesinnt. Butera's letzter Wille läßt an seiner warmen gläubigen Gesinnung keinen Zweifel: aber das Testament schließt mit den Worten, die er an seine Söhne richtet: „sfuggano e evitino le opinioni estreme, si guardino sempre ed in ogni cosa degli eccessi, appugnino e detestino la tirannide, come la licenza, e confidino non nel plauso della corrotta società, che porta gli errori in trionfo, ma nella misericordia Divina e nella pace e serenità della propria coscienza“ — ein wahres Programm der nationalgesinnten Katholiken Italiens.

Der Ausbruch der Revolution war auf den 4. April festgesetzt. Er mißlang. Der Terrorismus hielt seinen vollen Einzug in die in Belagerungszustand versetzte Hauptstadt. Die Gefangennehmung der sieben Nobili in Villa Pignatelli — Padre Lanza wurde aus einem amerikanischen Clypper gegen alles Völkerrecht herausgenommen — besiegelte die Niederlage der Verschworenen (3. April), welcher die Hinrichtung des P. Lanza (17. April) und zahlreiche andere folgten. Dunkel ist die Rolle, welche dabei der Baron Riso gespielt hat. Aber alle diese drakonischen Maßregeln konnten die tiefe Erregung der Geister in Palermo nicht mehr beruhigen. Es kam Mazzini's Freund, Rosolino Pilo, um Garibaldi's baldige Ankunft zu verkündigen; derjenige, welcher nach R. de Cesare's Urtheil aber die Entscheidung brachte, war Francesco Crispi, welcher unmittelbar nach dem 4. April den Freunden Garibaldi's Expedition ansagte und Giuseppe Garibaldi zur Ausführung derselben bestimmte.

Die Revolution, in der Capitale erstickt, blitzte bald da, bald dort auf der Insel wieder auf. In Trapani, Marsala, Messina, Catania kam es zu Unruhen, welche indessen leicht unterdrückt wurden. Der Hof in Neapel war schon im höchsten Grade beunruhigt und suchte alles zu thun, um eine Landung Garibaldi's zu verhüten. Was nach dieser Richtung geschah, war gleichwohl so unzulänglich wie kopflos. Die Instruktion, welche der Statthalter Castelcicala dem Obersten Donati gab, lautete dahin: „d'impedire uno sbarco di emigrati, vociferato di volersi effettuare lungo il littorale fra Mazzara e Capo San Vito.“ Aus dieser von Cesare (II, 200) nach dem Autograph mitgetheilten Anweisung geht hervor, daß die Regierung selbst über den Ort der Landung hinreichend unterrichtet war. Dabei bleibt unbegreiflich, weßhalb dem nach dieser Richtung abgehenden General Landi gerade die in Trapani und Marsala liegenden Kolonnen entzogen wurden. Andere von Landi gegebene Instruktionen zeugen von einer vollkommenen Verwirrung an leitender Stelle. Landi selbst klagt, daß er weder einen Generalstabsoffizier, noch eine Ambulanz, noch einen Nachrichtendienst zu seiner Verfügung habe. Noch am 14. Mai sind ihm die Bewegungen des inzwischen gelandeten Feindes ein Räthsel und er beschließt, ihn in Calatafimi zu erwarten. Diesem General, der, alt und unfähig zu reiten, seinem Heer in einem Wagen folgte, fehlten alle Eigenschaften eines Führers. So unbegreiflich sein Verhalten war, so auffallend war das der Flotte, welche Cassavich auf der „Artenope“ und Guglielmo Acton auf dem „Stromboli“ befehligten und welche gerade bei Marsala anfuhr, als die tausend Rothhemden glücklich gelandet waren.

Die Anklage auf Verrath ist oft und wird auch heute noch vielfach erhoben. Sie richtet sich in erster Linie

[1]) Aber sicherlich nicht in dem Maß, wie das Cavour annahm, welcher bis zuletzt überzeugt war, daß Crispi für die Republik und nicht für die Einigung Italiens unter der Führung des Hauses Savoyen arbeite. Es gibt starke Gründe, welche diese Annahme des großen Staatsmannes als unbegründet erscheinen lassen.

gegen Acton und Cossovich und gegen die Generale Landi und Lanza. De Cesare widerspricht diesen Anklagen auf allen Punkten. Nach den Mittheilungen Crispi's an ihn war die Landung bei Marsala eine zufällige und die Mitwirkung der hier liegenden englischen Schiffe ausgeschlossen. Der Zufall, der die Expedition Garibaldi's begünstigte, die Unfähigkeit der Generale, insbesondere diejenige Landi's, der am 16. die Schlacht von Calatafimi verlor, der Mangel einer einheitlichen Oberleitung hatte die Schuld an der Katastrophe getragen. Man möchte dieser Erklärung gern allen Glauben schenken. Aber es hat auch nicht an mit den Verhältnissen wohlbekannten Personen gefehlt, welche uns versicherten, daß sardinisches Gold lange vor Garibaldi's Zug seinen Weg durch die ganze Insel genommen habe.

In Neapel war man schon lange davon unterrichtet, daß Garibaldi in Genua mit Bixio, Medici, Crispi, Bertani u. A. eine Expedition nach Sicilien plante und man vermuthete auch die geheime Unterstützung dieses Planes durch Sardinien. Gleichwohl mußte die am 6. Mai einlaufende Depesche, welche die Landung in Marsala anzeigte, große Bestürzung hervorrufen. Wieder wandte sich der König jetzt an Filangieri, der aber die ihm angetragene Statthalterschaft auf der Insel in Ansehung seines hohen Alters ablehnte. Es ging dann der General Lanza als Alter ego nach Palermo, indem dem Principe Castelcicala der Abschied gegeben wurde. Dieser unglückliche Staatsmann hat in seiner Cronaca degli avvenimenti di Sicilia (1863) den Versuch gemacht, seine Administration zu rechtfertigen und den Verlust Siciliens auf Lanza's Verrath zurückzuführen. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er vom König nicht empfangen; er starb in Paris 1866. Lanza war nicht glücklicher als sein Vorgänger. Die in dem Giornale Ufficiale vom 11. Mai als Flibustier und in einer Depesche an die Mächte als Briganten charakterisirten Tausend schlugen die 80,000 Mann regulärer Truppen, welche auf der Insel standen und zu denen noch weitere Verstärkungen stießen. Am 27. Mai rückte Garibaldi in Palermo ein. Am 30. Mai fand in Neapel ein großer königlicher Familienrath statt, zu welchem auch Filangieri eingeladen wurde. Er wiederholte die Rathschläge, welche er ehedem vor der Katastrophe gegeben und welche der König zurückgewiesen hatte; der Graf von Aquila stimmte ihm unumwunden zu. Als der General Carrascosa ihm vorwarf, er hätte die Situation retten können, wenn er, nach am 4. April, nach Sicilien gegangen wäre, antwortete Filangieri: er sei schon bei seinem Abschied von der Insel am 30. September 1854 davon überzeugt gewesen, daß das Sicilien auferlegte Regierungssystem früher oder später den Verlust desselben herbeiführen werde. Er rieth nochmals zum Erlaß einer Konstitution und zum Anschluß an Frankreich, worin ihm außer dem Grafen von Aquila ein Theil der anwesenden Vertrauensmänner beistimmte, Andere, wie Troja und Carrascosa nicht. Der König verrieth seinen Fatalismus in den Worten: „Don Peppino (so nannte er Garibaldi) ha le mani nette, ma egli è un sipario (ein Vorhang); dietro di lui stanno le potenze occidentali e il Piemonte, che hanno decretata la fine della dinastia. Filangieri's Vorschläge fanden keinen Beifall beim König, und so zog sich der alte Staatsmann wieder nach Pozzopiano zurück, wo er unerwartet den Besuch Franz' II. erhielt. Nach einer Stunde entfernte sich der König, und Filangieri sprach nichts anderes über diese Konferenz als die Worte: „j'ai refusé", die er seinem Sohne Gaetano auf dessen Befragen nach dem Resultate der Besprechung zur Antwort gab. Am 11. August verließ er Neapel mit seiner Gemahlin und fuhr nach Marseille, ohne seit zwei Monaten den König wieder gesehen zu haben. Erst 1862 kehrte er nach Neapel zurück, wo er sehr zurückgezogen lebte. Filangieri starb, 84 Jahr alt, 1867 in San Giorgio zu Cremano; er hat nicht wie so viele Andere von der neuen Regierung Ehren und Würden angenommen. Er blieb der weißen Fahne treu, aber er verhehlte nie, daß die Bourbonen die blinden Urheber ihres eigenen Unterganges waren. Aus seinem Hausarchiv konnte de Cesare die schmerzlichen Worte citiren, die er, sterbend, seinem Sohne Gaetano hinterließ: „. . . credimi, per chiunque ha un po' d'onore e un po' di sangue nelle vene, è una gran calamità molte volte nascere napoletano."

Im Prinzip war in dem großen Familien- und Staatsrath vom 30. Mai der Erlaß eines Atto Sovrano in liberalem Sinne beschlossen worden. Der Graf von Aquila, plötzlich konstitutionell geworden, überbot sich mit einigen ebenso schnell bekehrten Ultra-Reaktionären, um diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen: hier gebot wohl der Wunsch, den Grafen von Syrakus, auszustechen, der am 8. April den bekannten Brief an Franz II. geschrieben hatte. Man entschloß sich, den Grafen de Martino nach Paris zu schicken, wo Napoleon III. ihm den Bescheid gab: „il faut s'entendre avec Turin." Das war das, wozu man sich in Neapel um keinen Preis verstehen wollte. Der König stützte sich allem Ansinnen gegenüber auf den Rath Pius IX., der ihm geschrieben hatte, er solle sich auf keinerlei Konzessionen einlassen. De Martino ward indessen wieder nach Rom geschickt, wo er als Gesandter accreditirt war, und er brachte eine neue „Weisung" des Papstes mit, dahin gehend, es solle der König die Amnestie bewilligen und gesonderte Institutionen für Neapel und Sicilien geben, dagegen die Allianz mit Piemont wegen der dabei in Betracht kommenden Rechte des heiligen Stuhles ablehnen — diritti, sagte Pius, che una tale alleanza avrebbe compromessi, e coi diritti sacrosanti della religione non vi è mai transazione a farsi." Jetzt entschloß sich der König zum Erlaß des Atto Sovrano, den auch der am 22. Juni nochmals konsultirte Filangieri als das Einzige was übrig bleibe, bezeichnet hatte, gegen den Rath des Padre Borelli, der in der Gewährung der Konstitution nur die Beschleunigung der Revolution sah und dem König am 24. Juni zum Abschied sagte: er küsse an S. Giovanni wohl zum letztenmal die Hände des Königs von Neapel. Der Atto Sovrano erschien am 25. Juni: er sprach die Generalamnestie aus, verhieß die Ausarbeitung des Statuts durch das neugebildete Ministerium Spinelli, die Verständigung mit Sardinien, die Annahme der italienischen Nationalfarben und die Gewährung analoger Institutionen für die Insel Sicilien, wo ein königlicher Prinz die Statthalterschaft führen solle. Vielleicht wäre noch die Sache zu halten gewesen, hätte der König geeignete Diener um sich gehabt. Der neue Ministerpräsident Spinelli, auch Manna und Carlo di Cesare waren Männer von Talent und was mehr ist, Ehrenmänner. Aber derjenige, auf den jetzt alles ankam, der an der Stelle des einst so mächtigen und nun mit Eclat fortgeschickten Polizeidirektors Ajossa gefolgte Liborio Romano, war ein eitler, ränkevoller Kopf, den seine „Memoria" als einen sehr mittelmäßigen und in politischer Hinsicht völlig gewissenlosen Mann herausstellten. Am Hofe insinuirte er sich als denjenigen, der allein noch die Dynastie retten könne, den Amnestirten und Antidynastischen gegenüber gerirte er sich schon als den Statthalter Cavours und Garibaldi's. Kein Wunder, daß der Hof vor Schrecken zitterte. Die Königin-Mutter

ging mit ihren Kindern nach Gaeta, wohin sie der Padre Borelli begleitete. Auch die Jesuiten ergriffen die Flucht. Der König war ruhig, lächelnd, aber bleich und leidend. Die einzige Person, welche den Kopf an der rechten Stelle hatte und sich munter und muthig zeigte, war die Königin Maria Sofia. Am 8. Juli wurde dem Militär und den Beamten der Eid auf die „am 10. Februar 1848 erlassene, am 1. Juli 1860 durch königliches Dekret wieder ins Leben gesetzte Konstitution und die künftig zu erlassende Konstitution“ vorgeschrieben — auch ein Symptom der wunderlichen Verwirrung von welcher die Regierung befallen war. Die Freiheit der Presse ward sofort von den radikalen Elementen mißbraucht. In den Provinzen erwiesen sich zahlreiche Bischöfe als den Neuerungen durchaus abgeneigt, es kam zu Verfolgungen der reaktionären Prälaten, die in Menge die Flucht ergriffen; die zurückblieben, hatten später die Ungnade Roms zu erfahren.

Es gelang nicht, die Ordnung wiederherzustellen. Die Unruhe der Geister ward durch Incidenzfälle, wie die Begräbnißfeier für den General Guglielmo Pepe, das Treiben der revolutionären Komitees, besonders in Cosenza und Basilicata, immer von neuem genährt. Gaeta, wo mit der Königin Maria Teresa eine Menge antikonstitutioneller Elemente versammelt war, ward bald als Zentrum der Reaktion verklagt, die Königin-Mutter wurde überwacht, der Graf von Aquila, dem man einen Staatsstreich zumuthete, ward exilirt. Der Graf von Syrakus fraternisirte offen mit den Liberalen und sagte Jedermann an den Kopf: „era destino che la dinastia di Carlo III. dovesse finire con un imbecille.“ De Cesare steht nicht an, sein Verhalten auf das schärfste zu geißeln und auf das traurige Schauspiel hinzuweisen, welches die neapolitanischen Bourbonen in dieser ihrer letzten Stunde der Welt darboten. Persano und Cavour scheinen den ehrgeizigen Prinzen mit der Statthalterschaft in Toscana gekitzelt zu haben; er verließ Neapel am 31. August und starb im folgenden März zu Pisa: „un volgare buontempone tutto napoletano; scettico e superstizioso in fatto di religione, impressionabile, mobile, loquace, femminiero.“ Der Brief vom 24. August 1860, in welchem er dem König rieth, abzudanken und die Unterthanen vom Eid der Treue zu entbinden, war von seinem Sekretär Fiorelli diktirt: demselben, den wir später als den Direktor der Ausgrabungen in Pompeji, dann als Generaldirektor der Alterthümer in Italien gesehen, und der nach einem an Prüfungen und Leiden reichen Leben die letzten Jahre noch in Blindheit zubringen mußte, ehe er dem Geschicke seinen Tribut zahlte; ein schöner liebenswürdiger Mann, der, was nicht Allen gegeben ist, den Ruhm eines großen Gelehrten mit dem Reiz gesellschaftlicher Tugenden zu vereinen wußte. Er war kein Freund des ancien régime, aber es hatte ihn auch danach behandelt. Der grauenhaften Unordnung in den Ausgrabungen zu Pompeji, die nur noch von dem elenden Zustand des Museo Borbonico übertroffen wurde, hatte Giuseppe Fiorelli (geb. 1823) zuerst mit Erfolg gesteuert; im Jahre 1848 revolutionärer Umtriebe (als perniciosissima per carattere torbida) angeklagt, schmachtete er zwei Jahre im Kerker, bis er Mangels an Beweisen entlassen wurde. Auf die Straße geworfen, hat er als Sackträger in einer Asphaltfabrik eine Zeitlang sein Leben gefristet, bis ihn der Graf von Syrakus als Sekretär zu sich nahm. Welch große Dienste er der antiquarischen Wissenschaft später geleistet, ist allgemein bekannt: seine Mißhandlung bleibt einer der dunkelsten Flecken auf dem Purpur der Bourbonen.

Am Vorabend des Einmarsches Garibaldi's in Palermo (26. Mai 1860) — es war Vigil des Pfingstfestes — erschien das Giornale di Sicilia zum letztenmal. Es ist bezeichnend für das ganze Regiment der Bourbonen, daß diese letzte Nummer die Ernennung des fünfjährigen Sohnes des allmächtigen Polizeidirektors Maniscalco zum effektiven Steuereinnehmer in Messina brachte. Diese Ernennung eines unmündigen Kindes zu einem Staatsamt war vom 9. Mai datirt und trug die Unterschriften des Ministerpräsidenten Cassaro, des königlichen alter ego Lanza: sie war ein Taufgeschenk König Ferdinands II. Am 7. Juni erschien die offizielle Zeitung ganz in derselben Weise wie früher, nur mit dem Wappen Savoyens, statt demjenigen des Hauses Bourbon und mit der Proklamation Garibaldi's als Diktator im Namen Italiens und Victor Emanuels. Am 25. Juni gab man im Teatro Nazionale die Humoreske Salvatore Maniscalco, dramma e ballo — das Volk lachte über den Mann, der es so lange Jahre gepeinigt hatte.

Höchst amüsant war das Verhältniß des neuen Diktators zu dem Klerus. Der Erzbischof Naselli von Palermo lief nicht vor ihm fort, sondern machte ihm einen Besuch. Garibaldi, der seine Sicilianer kannte, unternahm nichts gegen die Kirche, nur unterdrückte er durch ein Dekret, wie das auch 1848 geschehen war, Jesuiten und Liguorianer. Persönlich legte er große Mäßigung an den Tag, ja er machte, wie alle Uebrigen, seine Wallfahrt zur Grotte der hl. Rosalia auf dem Monte Pellegrino, und wohnte am Fest dieser großen Volksheiligen dem Hochamt bei. Ja, er ließ sich sogar nicht nehmen, die Rechte und Würde der Monarchia Sicula für sich in Anspruch zu nehmen, setzte sich als Vicarius des Papstes auf den Thron des Königs im Chor, legte den Mantel desselben über sein rothes Hemd und zog beim Evangelium das Schwert zur Vertheidigung des katholischen Glaubens. Das Volk war entzückt von seiner Frömmigkeit und hielt ihn für einen Verwandten der von einem Grafen Sinibalda abstammenden Santa Rosalia. Der Erzbischof ermangelte nicht, diesen sonderbaren Inhaber der sicilischen Monarchie mit Weihrauch zu beräuchern.

Inzwischen lagen in Neapel die Dinge noch nicht ganz nach dem Wunsche Cavours. Er hatte seine Emissäre dahin geschickt, insbesondere Emilia Visconti-Venosta, der damals kaum 30 Jahre zählte, und von dem R. de Cesare sagt, er sei Cavours bester Agent gewesen, der trotz seiner Jugend schon das Geschick eines alten Verschwörers zeigte. In der Hauptstadt war zunächst nichts durchzusetzen, so daß Visconti Cavour den Rath gab, die Insurrektion in die Provinzen zu tragen und sie dort durch Entsendung geeigneter Führer und Waffen zu unterstützen. Visconti's Mittheilungen setzten de Cesare in Stand, die Geschichte dieser Tage in mehr als einem Punkt aufzuklären. Besonders interessant ist der Nachweis, wie Cavour sich bemühte, durch Förderung eines militärischen Pronunciamentos die Revolution in Neapel zu einem fait accompli zu gestalten, ehe Garibaldi die Insel verließ. Dazu kam es aber nicht. Garibaldi marschirte bald auf Neapel los, ohne ernstlichen Widerstand zu finden. Am 20. August landete er mit Bixio in Melito. De Cesare erzählt mit zahlreichen unedirten Details, was alles sich bis zur Abreise des Königs von Neapel zutrug: das unglaubliche Verhalten Liborio Romano's, die Einschiffung des königlichen Hofhaltes, wo wir das sehr dankenswerthe Verzeichniß der mitgenommenen Kunstdenkmäler (namentlich Mosaiken) erhalten (S. 369 f.). Darunter befand sich jener Raffael, den Franz II. der unersättlichen Habgier des Vermuthes

nicht abschlagen konnte und der sich gegenwärtig im Kensington-Museum als Depositum befindet. Das hier mitgetheilte Inventar ist von 1862 datirt und enthält eine Menge von Gegenständen nicht, welche mittlerweile abhanden gekommen waren. Am 6. September kündigte eine Proklamation des Königs seine Abreise und zugleich seine Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr an (S. 373); das Original dieses Proclamas konnte der Verfasser aus dem Besitz De Cesare's, wenn wir nicht irren, seines Vaters, der damals Minister war, mittheilen. Franz II. verließ Neapel nicht als Flüchtling, sondern mit Ehren, auf dem „Messagero", nicht auf der „Gaetta" oder dem „Colon", wie andere Berichterstatter, auch Persano, angeben. Die auswärtigen Minister begleiteten ihn bis zum Schiff; unter ihnen auch der preußische Gesandte Graf Perponcher-Sedelnitzky. Alle Diener hatten sich eingefunden, die Frauen weinten und die Königin tröstete sie mit den Worten: torneremo presto. De Cesare bezeugt, daß sie niemals die Geistesgegenwart verloren habe. Wenige Stunden später begrüßte der königliche Polizeiminister Liborio Romano Garibaldi telegraphisch als den Retter Italiens, in dessen Hände er ungeduldig sei, die öffentliche Gewalt niederzulegen. Nicht minder schmerzlich mußte dem unglücklichen König der sofortige Abfall der Kriegsschiffe sein, welche sich weigerten, ihn nach Gaeta zu geleiten und nach Neapel zurückkehrten. Am 7. September hielt Garibaldi von Salerno aus seinen triumphalen Einzug in Neapel — Pietro Lacava, der ihn begleitete, behauptet, es sei der grandioseste Anblick gewesen, den er je genossen.

Um 6 Uhr desselben Morgens landeten Franz II. und die Königin Maria nach zwölfstündiger Fahrt in Gaeta, wo sie von den Behörden und dem flüchtigen Hof, der Königin Muller, den Prinzessinnen und dem Padre Borelli begrüßt wurden. Als Letzterer weinend dem König die Hände küßte, sagte derselbe: „ich erinnere mich, Padre Borelli, was Sie mir am Abend des 24. Juni in Portici sagten." Und der gute Padre meinte darauf: „wenn Eure Majestät kein großer König auf Erden waren, so werden Sie ein großer Heiliger im Himmel sein."

So endigte das Königreich beider Sicilien. De Cesare verfolgt die Ereignisse nicht, welche sich am Volturno zutrugen und dem Fall Gaeta's vorausgingen. Sie bilden nur ein trauriges Nachspiel, aus dem nichts Erfreuliches zu melden ist, als das heldenmüthige Verhalten der jungen Königin in Gaeta. Es sind 40 Jahre, seit der Schreiber dieser Zeilen in dem damaligen Organ der französischen Legitimisten, der „Union", dieser hochherzigen Tochter des bayerischen Königshauses den Zoll einer aufrichtigen Bewunderung zahlte. Auch heute noch freut er sich des hohen Sinnes und des ungebeugten Muthes, den die junge deutsche Fürstin mitten unter den zusammenbrechenden Ruinen eines morschen Staatsgebäudes bewiesen hat. Den König Franz II. sah er zu Anfang der siebziger Jahre in Rom: ganz schwarz gekleidet, erschien ihm diese hohe und ernste Gestalt als das Bild eines Mannes, der den Sturz seines Hauses und den Verlust einer Krone mit tiefer Ergebung in die Fügungen Gottes und mit einer Würde ertrug, um die ihn auch seine bittersten Feinde beneiden konnten. Diese beiden Fürstlichkeiten konnten Herrn Daudet sicherlich nicht für „les Rois en exil" gesessen haben.

Aber die Sympathie, mit der man dem Schicksal des gefallenen Herrscherpaares begegnen muß, ändert nichts an dem Urtheil, welches die Geschichte über die bourbonische Regierung in Neapel und Sicilien zu fällen genöthigt ist. Die Quelle und der Ursprung des Uebels war ja freilich, daß die Bourbonen, welche sich 1734 Neapels bemächtigten, so gut wie die Oesterreicher (1707 bis 1734) und die Spanier (1503—1707) vor ihnen, eine Fremdherrschaft darstellten, welche das Vertrauen des Volkes nie gewinnen und sich seinem Herzen nie als ein angestammtes, legitimes Regiment einpflanzen konnte. Die zweite Quelle der neapolitanischen Mißwirthschaft war die Unfähigkeit der Regenten: Neapel hatte nicht das gute, sondern das verdorbene Blut der Bourbonen geerbt und eine Dynastie übernommen, welche sich verausgabt und überlebt hatte. Sie hat es nicht verstanden, die materiellen und geistigen Kräfte des durch die Natur so hoch begabten Landes zu erschließen, die besseren Elemente zu ermuthigen und an sich zu ziehen, die Arbeit zu lohnen und den Müßiggang zu strafen. Hof, Regierung und Land verfielen einem trägen, keine höheren Ziele verfolgenden Wohlleben und einer geistigen Versumpfung, die ein ängstlicher, bigotter und stumpfsinniger Despotismus vor jedem freieren Luftzug behütete. Franz' II. Erziehung war nicht dazu angethan, um den jungen und gänzlich unerfahrenen König den Ausweg aus dieser Lage finden zu lassen. Sein guter Wille kam überall zu spät, und die Rathschläge, welche er begehrte und empfing, warfen ihm nur die Binde noch fester um die Augen. Wir sahen, wie er sich von Pius IX. berathen ließ: der Vatikan, der seinem eigenen Untergang unaufhaltsam entgegenging, hat keinen geringen Antheil an dem Sturz der Bourbonen in Neapel. Ihnen hat so wenig wie irgend einem Königshause die Einmischung der Kurie in ihre Politik und die Angelegenheiten ihres Landes Heil gebracht. Selbstverständlich; denn die Interessen der Kurie liegen stets außerhalb, über oder neben den Interessensphären der einzelnen Nationen und der fremden Regierungen, und der schon seit geraumer Zeit der Kurie abgehende innere Kontakt mit dem Leben, Empfinden und den vitalen Bedürfnissen der Nationen läßt bei ihr, selbst beim besten Willen kein Verständniß für das aufkommen, was die Gegenwart dieser Völker will, braucht und empfindet. Das ist jedenfalls das Mildeste, was man über diesen Gegenstand sagen kann.

Heute wohnen wir, nicht bloß theilnahmsvoll, sondern schmerzbewegt den Kämpfen und Erschütterungen bei, von denen das innere Leben eines uns viel näher gehenden und größeren Reichs heimgesucht ist — eines Reichs, an dessen Erhaltung und Gesundung Deutschland unendlich viel gelegen sein muß. Und auch hier vernehmen wir von allen Seiten die Klage über zunehmende, bedenkliche und schädliche Einmischungen der Kurie. Das leitende Organ des österreichischen Liberalismus hat jüngst die Aeußerung gethan, man habe sich schon daran gewöhnt, in jeder gegen den Dreibund gerichteten feindseligen Unternehmung die Hand des Kardinals Rampolla zu finden, und es hat auf die seltsame Thatsache hingewiesen, daß, was immer in Oesterreich geschieht, unter dem Druck der unausgesprochenen Frage steht: was wird man in Rom dazu sagen? („N. Fr. Presse", 1900, Nr. 12,979).

Man darf diese Klagen nicht ohne weiteres generalisiren. Das Verhalten der Nuntien Serafino Vannutelli und Galimberti war durchaus korrekt, ja sympathisch: beide haben als Politiker die beste Erinnerung in Wien zurückgelassen, und Galimberti, dessen Thätigkeit als Nuntius schon in die Zeiten des Dreibundes fiel, hat sich als einen treuen, höchst schätzbaren Freund des Dreibundes und Oesterreichs wie Deutschlands erwiesen. Wir sagen das, um einer Verallgemeinerung jener Anklage entgegenzutreten und weil wir nicht wünschen können,

daß die Kirche als solche die Kosten für die momentane Politik ihrer heutigen Politicanti zu tragen habe. Dagegen ist leider nur zu wahr, daß seit der Abberufung Galimberti's die Kurie nicht aufgehört hat, allen denjenigen Parteien ihre Sympathie und Unterstützung angedeihen zu lassen, welche die Reichseinheit bedrohen und deren Treiben eine ersprießliche Arbeit des Reichstags unmöglich machten. Alles das, was das Herzeleid der Deutschen bildete — alles das konnte sicher sein, im Vatikan Billigung und Ermunterung zu finden. Auch Ungarn hat hier seine Erfahrungen gemacht. Beharren die unsichtbaren, unkontrolirbaren Kreise, welche im Grund Oesterreich regieren, darauf, sich Einflüssen unterzuordnen, welche ihre Inspirationen nicht den Interessen des Reichs entnehmen, sondern Ziele verfolgen, die mit der Wohlfahrt und der Zukunft Oesterreichs gar nichts zu thun haben, so wird es mit Riesenschritten auf dem Weg des Verfalls weitergehen, und der Tag seiner Auflösung läßt sich dann ohne große Prophetengabe berechnen. Die „Los von Rom-Bewegung" ist uns so unsympathisch wie möglich und sie stellt in unsern Augen einen ebenso werthlosen wie widerlichen Faktor in dem neuesten politischen Leben Oesterreichs dar. Viel bedeutsamer aber ist die tiefe Mißstimmung, welche sich in weiten Kreisen gegen eine unsichtbare Regierung wendet, die ihr Mot d'Ordre von außen empfängt und an deren Widerstand auch der ehrlichste Wille der offiziellen Regierung des Kaiserreichs ohne Unterlaß scheitert. Daß die Kirche selbst eines Tages die Kosten dieser Mißstimmung zu tragen haben wird, ist uns mehr als wahrscheinlich. Die Zerstörung des österreichischen Einheitsstaates würde die heute noch so reich, so mächtig dastehende Kirche Oesterreich-Ungarns in ihren Ruinen begraben. Diese Rede ist bitter, wir wissen es: aber um zu gefallen, schreiben wir nicht:

Propter Sion non taceba,
Sed Ruinam Romae flebo.

(Carm. Buran. p. 19 f.)

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Obwohl der glänzendste Theil der Milchstraße mit den Sternbildern des **Adlers**, des **Schwans** und der **Leier** schon untergegangen ist oder doch schon tief am westlichen Himmel steht, bietet die vom östlichen Horizont durch den Scheitelpunkt bis zum nordwestlichen Horizont in stark gekrümmtem Bogen sich hinziehende Milchstraße, gehoben durch eine Reihe von prägnanten und reichen Sternbildern, die in ihr stehen, auch im Monat Dezember in mondfreien Nächten einen schönen Anblick dar. Im Zenith bemerken wir in derselben das Sternbild des **Perseus** mit den bekannten beiden großen, dem freien Auge leicht erkennbaren Sternhaufen und dem merkwürdigen, kurzperiodisch veränderlichen Stern **Algol**; nordwestlich davon und gleichfalls in der Milchstraße erblicken wir die Sternbilder der **Cassiopeja** und des **Cepheus**. Im Westen stehen die Sternbilder des **Pegasus** und der **Fische** schon ziemlich tief, höher dagegen steht dort noch (westlich vom Perseus) das Sternbild der **Andromeda** und das **Dreieck**. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont ist das Sternbild des **Walfisches**, darüber das des **Widders** wahrzunehmen.

Das Sternbild des **Stiers**, insbesondere der in demselben liegende bekannte Sternhaufen der **Plejaden**, geht, in nicht sehr großem Abstand vom Zenithpunkt, eben durch den Meridian; **Aldebaran**, der hellste Stern dieses Sternbildes, steht noch etwas östlich der Mittagslinie, mit vier anderen hellen Sternen zusammen bildet er die schöne Gruppe der **Hyaden** (Regensterne), die an der Form eines V leicht erkennbar ist. In geringer Höhe über dem südlichen Horizont kulminirt weiterhin das Sternbild **Fluß Eridanus**.

Am südöstlichen Himmel fesselt den Blick des Beschauers in erster Linie das prächtige Sternbild des **Orion** mit dem bekannten, durch drei in gerader Linie stehende Sterne gebildeten „**Jakobsstab**" (Gürtel des Orion), dem berühmten, nur wenig unterhalb des Jakobsstabes stehenden und mit freiem Auge wahrnehmbaren **Orionnebel** und den beiden Sternen erster Größe **Rigel** und **Betelgeuze**, von denen der letztere am westlichen Rande der Milchstraße steht und an seinem goldrothen Licht leicht erkennbar ist. Tief am Horizont taucht das Sternbild des **Großen Hundes** empor, mit ihm **Sirius**, der hellste Stern des ganzen Fixsternhimmels, der vor allen anderen an seinem lebhaften Farbenspiel erkennbar ist. Diesseits der Milchstraße, den beiden letztgenannten Sternbildern gegenüber, stehen die **Zwillinge** mit den beiden hellen Sternen **Castor** und **Pollux**, weiter gegen Osten der **Kleine Hund** mit dem Stern erster Größe **Prokyon**, darunter, tief am östlichen Horizont, das **Einhorn**. Ueber den Zwillingen, nur wenig östlich vom Zenithpunkt, bemerken wir das theilweise in der Milchstraße liegende Sternbild des **Fuhrmanns** mit dem Stern erster Größe **Capella**.

Im Nordosten steht das Sternbild des **Krebses** noch ziemlich tief, das Sternbild des **Großen Löwen** mit dem Stern erster Größe **Regulus** ist dort eben im Aufgang begriffen. Der Planet **Mars**, gegenwärtig eine weitere Zierde dieses Sternbildes, ist gleichfalls schon aufgegangen, er bildet vermöge seines intensiv rothen Lichtes ein auffallendes Objekt am nordöstlichen Himmel. Höher stehen daselbst schon die Sternbilder des **Kleinen Löwen** und des **Großen Bären**. Im Norden endlich sind noch die Sternbilder des **Kleinen Bären**, des **Drachen**, der **Jagdhunde** und des **Mauerquadranten** zu erwähnen.

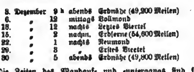
Die **Sonne** erreicht ihren tiefsten Stand am Himmel — das **Wintersolstitium** oder die **Wintersonnenwende** — am 22. Dezember, früh 8 Uhr, zu welchem Zeitpunkt sie in das Thierkreiszeichen des Steinbocks tritt; es ist dann (astronomisch) **Winters Anfang**. Die Entfernung der Erde von der Sonne nimmt bis zum Jahresschluß noch beständig, während des Monats Dezember im ganzen um rund 53,000 Meilen ab, die Perihelstellung erreicht die Erde erst in den ersten Januartagen. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst im Laufe des Monats von 32' 26.8" auf 32' 32.0" an. Im Monat Dezember steht die Sonne nur noch während des dritten Theils des Tages über dem Horizont, ihre Höhe über dem letzteren beträgt selbst mittags nur noch $18\frac{1}{2}$ Grad.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Dezember	Aufgang	Untergang
1.	7 h 44 m vorm.	4 h 21 m nachm.
8.	7 52 „	4 18 „
15.	7 58 „	4 18 „
22.	8 4 „	4 21 „
29.	8 6 „	4 25 „
31.	8 6 „	4 27 „

Die Tageslänge beträgt am 22. Dezember, dem kürzesten Tag des Jahres, 8 Stunden 17 Minuten; bis zum Schluß des Monats wächst sie wieder um 4 Minuten. Infolge des beträchtlichen Anwachsens der „**Zeitgleichung**" (des Unterschiedes zwischen dem „wahren" und dem „mittleren" Mittag) tritt die merkwürdige Erscheinung auf, daß nach der von unsern Uhren angegebenen mittleren mitteleuropäischen Zeit die Sonne Ende Dezember noch später aufgeht als am kürzesten Tag, aber bereits um 6 Minuten später untergeht als an diesem. Die gesammte Zunahme der Tageslänge trifft also vorläufig auf die Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat Dezember sind folgende:



3. Dezember	9h	abends	Erdnähe (49,200 Meilen)
6. "	12	mittags	Vollmond
13. "	12	nachts	Letztes Viertel
15. "	2	nachm.	Erdferne (54,600 Meilen)
22. "	1	nachts	Neumond
29. "	8	"	Erstes Viertel
30 "	5	abends	Erdnähe (49,800 Meilen)

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Dezember	Aufgang			Untergang		
1.	1h	15m	nachm.	1h	21m	nachts
8.	6	44	abends	9	24	vorm.
15.	1	16	nachts	12	33	nachm.
22.	8	8	vorm.	6	10	"
29.	11	56	"	12	26	nachts
31.	12	52	mittags	2	57	"

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat Dezember nicht sonderlich günstige.

Merkur geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Wage in den Skorpion und gelangt gegen das Ende des Monats in den Schützen. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats ganz erheblich, sie beträgt am 1. Dezember 16.9, am 31. Dezember 27.7 Mill. Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Durchmessers seiner zu etwa zwei Drittel beleuchteten Scheibe von 7.9" auf 4.8" zur Folge hat. Merkur erreicht am 3. Dezember seine größte nördliche heliozentrische Breite und am 8. Dezember seine größte westliche Elongation von der Sonne (mit 21°); am 27. Dezember geht er durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn; am 22. Dezember kommt er mit Uranus und am 30. Dezember mit Jupiter in Konjunktion zu stehen, in beiden Fällen beträgt der Abstand der beiden sich begegnenden Gestirne wenig mehr als eine Vollmondsbreite. Merkur geht im Dezember durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Stunden vor der Sonne auf, er ist somit, ziemlich tief am südöstlichen Himmel, während des ganzen Monats als Morgenstern sichtbar.

Venus bewegt sich rechtläufig vom Sternbild der Jungfrau in das des Skorpions. Ihr Abstand von der Erde wächst im Lauf des Monats von 24.7 auf 28.2 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 84 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend im gleichen Zeitraum von 13.7" auf 12.0" herab. Am 5. Dez. erreicht sie ihre größte nördliche heliozentrische Breite, am 19. Dezember steht sie in Konjunktion mit dem Mond. Da Venus im Dezember durchschnittlich drei Stunden vor der Sonne aufgeht, ist sie am südöstlichen Morgenhimmel bis zum Tagesanbruch als hellglänzender Morgenstern sichtbar.

Mars setzt seine rechtläufige Bewegung im Sternbild des Großen Löwen noch während des ganzen Monats fort und nähert sich dabei beständig der Erde. Seine Entfernung von dieser sinkt im Lauf des Monats von 24.4 auf 18.9 Mill. Meilen, so daß der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 91 Proz. beleuchteten Scheibe von 7.8" auf 10.0" anwächst. Mars geht um die Monatsmitte schon bald nach 10 Uhr abends auf, so daß er, an seinem intensiv rothen Licht leicht erkennbar, von 11 Uhr nachts an etwa ein günstiges Beobachtungsobjekt bildet. In der Nacht vom 12. auf 13. Dezember steht er in Konjunktion mit dem Mond.

Jupiter ist rechtläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde erreicht am 14. Dezember für dieses Jahr ihr Maximum mit 126 Mill. Meilen, im Durchschnitt beträgt sie 125 Millionen Meilen und der scheinbare Polardurchmesser der Jupiterscheibe 29.2". Am 14. Dezember kommt Jupiter in Konjunktion mit der Sonne zu stehen, wobei er nur wenige Minuten nördlich vom oberen Sonnenrand vorbeipassirt. Wegen seiner großen Nähe bei der Sonne ist Jupiter während des ganzen Monats mit freiem Auge nicht sichtbar.

Saturn bewegt sich langsam rechtläufig im Sternbild des Schützen vorwärts. Sein Abstand von der Erde beläuft sich im Dezember durchschnittlich auf 222 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe auf 14.0". Die Dimensionen des diesen Planeten umgebenden elliptischen Ringes sind für die Monatsmitte: große Achse 34.0", kleine Achse 15.0" Am 22. Dezember kommt Saturn in Konjunktion mit dem Mond, am 29. Dezember in Konjunktion mit der Sonne zu stehen, wobei sein Abstand vom oberen Sonnenrand ebenfalls nur etwa eine halbe Vollmondbreite beträgt. Saturn verweilt in der ersten Monatshälfte noch reichlich eine Stunde nach Sonnenuntergang über dem Horizont und ist während dieses Zeitraums tief am südwestlichen Himmel wahrzunehmen, mit zunehmender Annäherung an die Sonne wird er dann später unsichtbar.

Uranus kommt im Sternbild des Skorpions nur um etwa 2 Grad in rechtläufigem Sinne vorwärts. Seine Entfernung von der Erde beträgt im Monatsdurchschnitt 408 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.5". Uranus kommt am 5. Dezember in Konjunktion mit der Sonne zu stehen, infolgedessen wird er erst in der letzten Dezemberwoche, beiläufig zwei Stunden vor Sonnenaufgang, tief am südöstlichen Himmel sichtbar.

Neptun ist nach wie vor langsam rückläufig im Sternbild des Stiers, doch beträgt seine gesammte Bewegung im Laufe des Monats noch nicht ganz 1 Grad. Von der Erde ist dieses äußerste Glied unsres Planetensystems im Dezember durchschnittlich 583 Mill. Meilen entfernt, der scheinbare Durchmesser seiner nur in besseren Fernrohren erkennbaren Scheibe beläuft sich dementsprechend auf 23". Neptun steht in unsren Breiten jetzt die ganze Nacht hindurch am Himmel, er kann daher in klaren Nächten unbehindert beobachtet werden. Am 20. Dezember steht er in Opposition zur Sonne.

Die Beobachtungen des kleinen Planeten Eros, die zu einer neuen Bestimmung der Sonnenparallaxe und damit der mittleren Entfernung Erde-Sonne dienen sollen (vgl. diese Beilage Nr. 244), sind seit mehreren Wochen an zahlreichen Sternwarten in Angriff genommen worden und gegenwärtig in vollem Gange; sie waren bisher vom Wetter ziemlich begünstigt. Die Opposition des Planeten mit der Sonne findet am 26. Dezember statt.

Sternschnuppen. Die Beobachtung der im Monat November regelmäßig eintretenden beiden größeren Sternschnuppenfälle hat auch diesmal nur geringe Ausbeute geliefert. Zur Beobachtung der Leonidenfälle hatte die Wiener Akademie der Wissenschaften heuer drei Expeditionen auf hoch gelegene Beobachtungsstationen, nämlich auf den Schneeberg, auf den Sonnwendstein und auf die Raxalpe ausgesandt. Die Nacht vom 14. auf 15. November, für welche das Maximum zu erwarten stand, war dort vollkommen klar, gleichwohl konnten auf dem Schneeberg (nach einem von Dr. Palisa in der „N. Fr. Pr." veröffentlichten Bericht) in der Zeit von 11 Uhr abends bis $5\frac{1}{2}$ Uhr früh nur 80 meist wenig helle Leonidensternschnuppen gezählt werden. In München klarte der Himmel erst in der folgenden Nacht auf, bis 1 Uhr konnte aber in dieser Nacht nicht ein einziges, aus dem Löwen kommendes Meteor beobachtet werden. Auch die Frequenz der Andromediden scheint heuer auffallend gering gewesen zu sein.

Von regelmäßig im Monat Dezember wiederkehrenden Sternschnuppenfällen sind hauptsächlich zu erwähnen die aus dem Sternbild der Zwillinge (scheinbar von dem Stern erster Größe α Geminorum = Castor) ausstrahlenden Geminiden, die am 10. Dezember das Maximum ihrer Frequenz erreichen. Sporadische Sternschnuppen in größerer Zahl kommen außerdem noch in der Zeit vom 7. bis 11. Dezember aus dem Großen Bären und gegen Ende Dezember aus dem Stier, sowie aus dem Mauerquadranten. -rt-

* Eine umfangreichere hinterlassene Arbeit von Willibald Beyschlag über die Entwicklung der deutsch-evangelischen Kirchenverfassung wird in dem großen, von C. Werckshagen herausgegebenen Werk: „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild" (Berlin, Verlag Wartburg, Inhaber Werner-Verlag) in Kürze erscheinen. Für dasselbe Unternehmen hat Beyschlag auch eine Biographie seines großen Vorgängers Ritsch geschrieben. Das genannte Werk, an welchem sich die namhaftesten protestantischen Gelehrten Deutschlands und des Auslandes mit selbständigen Beiträgen betheiligt haben und welches

mit ungemein reichem Illustrationsmaterial geschmückt ist, erscheint in 50 Lieferungen, von denen bis zum Weihnachtsfest die ersten zwölf erscheinen werden.

* **Freiburg i. B.** An hiesiger Universität sind in diesem Wintersemester 1218 Studenten immatrikulirt: 225 (katholische) Theologen (darunter 147 Badener) 289 Juristen und Kameralisten, 330 Mediziner, 57 Pharmazeuten und 317 Angehörige der philosophischen Fakultät (darunter 169 Studirende der Mathematik und der Naturwissenschaften), 100 Studirende der Philologie, 48 Studirende der Philosophie und Geschichte.

* **Straßburg.** Professor Dr. Oskar Meyer, seit 1880 Bibliothekar an der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek, ist zum Oberbibliothekar befördert worden.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor Landsberg erhielt einen Lehrauftrag für darstellende Geometrie; die Privatdozenten Dr. Stolle einen Auftrag für pharmazeutische Chemie und Assistent Dr. Gunzert einen solchen für Zahnheilkunde.

* **Frankfurt a. M.** Hier ist am Samstag Prof. Tycho Mommsen, der um ein Jahr jüngere Bruder Theodor Mommsens, im Alter von 81 Jahren gestorben. Beider Leben verlief bis nach vollendeter Studienzeit in Kiel zum Theil in denselben Bahnen. Auch Tycho's erste Arbeiten gehören der römischen Geschichte an. Nach einer Reise in Italien und Griechenland wurde er 1848 Gymnasiallehrer in Husum, aber bereits 1849 wegen Theilnahme an dem dänischen Feldzuge abgesetzt und vertrieben. 1864 wurde er zum Direktor des humanistischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. erwählt, als welcher er bis 1885 wirkte. — Seine Hauptarbeiten sind weniger schöpferischer als kritischer Natur und gehören zumeist der griechischen Philologie an; besonders hat er sich um die Textkritik Pindars hochverdient gemacht, von dem er eine große kritische Ausgabe veranstaltete. Auf rein sprachlichem Gebiet sind vor allem seine Arbeiten über die griechischen Präpositionen von großem Werth für die Forschung. Seine philologische Kritik hat Tycho Mommsen schließlich auch an einem der Größten der neueren Literatur, an Shakespeare, erprobt in seiner Schrift „Der Perkins-Shakespeare", sowie in einer kritischen Ausgabe von „Romeo und Julia".

* **Bonn.** Der Lehrer am Konservatorium zu Köln G. F. Cortella wird demnächst an der hiesigen Universität einen italienischen Sprachkursus bezw. italienische Vorlesungen eröffnen.

* **Berlin.** Vor der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, eine Amerikanerin, Karoline Stewart, die hier an der Universität germanistischen Studien sich gewidmet hat, die Doktorprüfung bestanden. Miß Stewart ist die erste Ausländerin, die hier den Doktorgrad erwirbt.

* **Czernowitz,** 2. Dez. Tel. Hier fand in Anwesenheit des Unterrichtsministers und vieler auswärtiger Vertreter die Feier des 25jährigen Bestehens der hiesigen Universität statt. Zu Ehrendoktoren wurden ernannt: Pernice, Wagner und v. Liszt (Berlin), Strohal und Wach (Leipzig), Seidel und Ullmann (München).

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Stratz: Die thörichte Jungfrau. Stuttgart, Cotta 1901. — C. Busse: Die Schüler von Polajewo. Ebd. 1901. — E. Ertl: Mistral. Ebd. 1901. — W. Dusch: Bergveigerln. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Stuttgart, Bonz u. Co. 1901. — R. Voß: Amata. Neue römische Novellen. Ebd. 1901. — E. Eckstein: Rauhreif. Neue Novellen. Ebd. 1901. — Ad. Hansrath: Potamiäna. Ebd. 1901. — A. Frhr. v. Perfall: Der Freihof. Ebenda 1901. — L. Hevesi: MacEcks sonderbare Reisen zwischen Konstantinopel und San Francisco. Ebd. 1901. — E. v. Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1. Abtheilung. Innsbruck, Wagner 1900. — Professor J. Beloch: Die Bevölkerung Europa's zur Zeit der Renaissance. (Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, III. Bd., 11. Heft, 1900.) Berlin, G. Reimer. — B. v. Kahlenegg: Bille Brandt. Berlin, Fontane u. Co. 1900. — K. Aram: Unter Wolken. Ebd. 1900. — F. Hoefer: Heliotrop. Gedichte. Berlin, Concordia 1900. — Spielberg: Saarbrücken—Rom. Distanzritt. Berlin, Oldenbourg 1900. — Meyers Reisebücher: Griechenland und Kleinasien. 5. Aufl. Leipzig, Bibliograph. Institut 1901. — H. Kruse: Seegeschichten. Neue Folge. Leipzig, Hirzel 1900. — B. W. Zell: Fahrendes Volk. 2. Auflage Gotha und Leipzig, R. Schmidt. — Dr. G. Cassel: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. — Dr. B. Weinstein: Die Erdströme im deutschen Reichstelegraphengebiet. Mit einem Atlas. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kaßauer in München.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 4. Dezember. Nummer 278.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Erzfelder der norrbottnischen Lappmark und die Ofoten-Bahn.

Von Heinrich Saller (München).

I.

Hoch im Norden Schwedens liegt dessen größtes, aber auch am dünnsten bevölkertes Län: Norrbotten.[1]) Den schmalen zum Län Västerbotten gehörigen Streifen östlich desselben längs des Bottnischen Meerbusens umbraust die Brandung, und die nagenden Wellen verschlingen gierig, was an fruchtbarer Erde zwischen dem geröllreichen Moränenschutt des Festlandes sich findet. Ein reicher Garten von Schären, wenig bewachsenen kahlen Inselchen, in den höchsten Partien oft abgeschliffene, flachgewölbte Felsenbuckel sog. Rundhöcker zeigend, umgürtet die Küste wie eine Kette vorgeschobener Posten im Kampf gegen das wogende Element. Längs dieser Küsten- und Schärenregion zieht sich westlich eine breite, 250 bis 280 Meter über den Meeresspiegel ansteigende waldreiche Fläche, die schon vollständig einmal das Küsten- und Schärenstadium durchgemacht hat, infolge der seit der Eiszeit bis in unsre Tage unverkennbar auftretenden Erhöhung des Festlandes. Damit ist es auch erklärt, daß hier die Höhen vielfach den Schären entsprechend entblößten Felsenboden vorweisen, während das Meer in die Thalsenkungen in bald größerer, bald geringerer Ausdehnung fruchtbaren Lehmboden gelagert hat. Als dritte Region greift weiter westlich ein dreiter Zug ausgedehnter Sumpfmarkungen und von Moränenschutt gebildeter Höhen bis tief hinein an den Fuß der Hochgebirge (fjällen), welch letztere, durchzogen von einer weitausgedehnten Kette von Seen, den noch übrig bleibenden Streifen bis zur norwegischen Grenze ausfüllen.

Damit ist in großen Zügen die bescheidene Natur jener nordischen einsamen Gegend gezeichnet; aber was eine geheimnißvolle Fama über jenes Land webt, was im Volksmund und im Volksglauben lebt und sich vererbt, das kundet Wunder- und Zauberdinge von jenem noch so wenig bekannten und erforschten Stück Erdboden, das berichtet von reichen, unergründlichen Schätzen, die dort oben der Hebung harren, das spricht von jenem unscheinbaren, einfachen Lande als „Schwedens Zukunftsland, dem Land der schlummernden Millionen“. Sind es die großen, dunkeln Waldflächen des Nordens, die den Grund zu jenem ahnenden Volksglauben gegeben haben, die unendliche Schätze aus dem dort oben wachsenden werthvollen Holzbestande versprechen? Wohl hat der Holzwaarenexport in Norrbotten schon seit langem fruchtbaren Boden gefunden und von den ca. 160 Millionen Kronen, die Schweden jährlich aus dieser Quelle schöpft, entstammen über 120 den Wäldern Norrlands, aber schon hört man Stimmen der Besorgniß, die als Folge einer unvernünftigen Holzabschwendung einen baldigen Niedergang dieser für Schweden so wichtigen Einnahme prophezeien. Sind es die unermeßlichen Sumpf- und Moormarkungen, die eine Trockenlegung und entsprechend sorgsame Pflege des Bodens mit Millionen spendenden Getreideernten oder mit unerschöpflicher Ergiebigkeit an Torf zu lohnen bereit sind? Dieser wohl oft durch die Einflüsse eines rauhen Klimas geschmälerte Lohn würde schwerlich im Verhältniß stehen zu den aufzuwendenden enormen Kosten einer durchgreifenden Kultivirung. Oder ist es das Brausen der norrländischen Wasserfälle und Schnellen, die ungezählte Kräfte abgeben und damit ebenso ungemessene Reichthümer in das Land locken sollen? Dort oben in jenen fast aller Wege entbehrenden Regionen wird sich nicht so bald eine nutzbringende Industrie ansiedeln können, und eine Ferneleitung dieser Kräfte wird trotz des hohen Standes der heutigen Technik noch auf lange Zeit hinaus unter überaus dezimirenden Verlusten zu leiden haben.

Alle diese reichen Ertrag bietenden Hülfsquellen dienen wohl mit dazu, den Nimbus des „Landes der schlummernden Millionen“ zu erhöhen, aber das, worauf sich eigentlich jener Ruf und Ruhm gründet, das sind die unerschöpflichen Erzreichthümer, die dort oben bis vor kurzem noch als fast gänzlich unrentirliches Kapital vergraben waren, die aber jetzt allmählich, dank der neu erstehenden Verkehrsstraßen und Eisenbahnen, einer baldigen Auferweckung entgegenschauen. In der Geschichte dieses nordischen Landtheiles spielt schon sehr früh der Grubenbetrieb und der wirkliche oder vermeintliche Erzreichthum eine beträchtliche Rolle. Schon zu der Zeit, als das Haus Wasa über Schweden herrschte, wurden Schritte zur Erforschung des Norrbottenlandes gethan, und besonders unter dem Vater Gustav Adolfs, Karl IX. 1604—1611, und unter Christine, welche nach ihres Vaters Gustav Adolfs Tode von 1632—1654 unter Oxenstierna's Vormundschaft und Leitung regierte, wurden für besagten Zweck ganz bedeutende Opfer gebracht. Edle Metalle, Silber und Gold hoffte man in reichen Mengen dort oben zu finden. Im Jahre 1635 wurde die Silbergrube am Nasafjäll an der norwegischen Grenze aufgedeckt, und wenig später war es, daß man lappländisches Kupfererz, vermuthlich von Svappavara und Eisenerz (järnmalm) von Junosuando Masugnby — der ersten bekannt gewordenen Eisenerzgrube Lapplands — schmolz. Und schnell reihte sich eine Entdeckung an die andere; schon in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts wurden die jetzt weltbekannten Eisen-

[1]) Norrbotten län hatte 1897 bei 114,800 qm Fläche 122,000 Einwohner, also pro Quadratkilometer 1 Bewohner.

erzlager von Gellivara entdeckt, wie auch die Erzfelder des Kirunavara und Luossavara, welch letztere an Reichhaltigkeit und Güte des Erzes nicht nur alle übrigen Gruben Schwedens, sondern wohl fast alle bis jetzt bekannten der Welt übertreffen; sie waren es auch, die den Anstoß zu jener, jetzt im Bau befindlichen und voraussichtlich im Jahre 1902 zu eröffnenden vielgenannten Ofotenbahn — der nördlichsten Bahn der Erde[2]) — von Gellivara quer durch die skandinavische Halbinsel bis hinüber zu dem das ganze Jahr eisfreien Victoriahafen im norwegischen Ofotenfjord gegeben haben, nachdem schon vorher die ebenfalls sehr bedeutenden Gruben von Gellivara — wenige Kilometer nördlich von diesem Ort bei Malmberget gelegen — durch den Bau einer Bahn von dem vortrefflichen, aber leider meist nur ca. sieben Monate jährlich eisfreien Hafenplatz Luleå am Bottnischen Meerbusen zugänglich gemacht worden waren. Noch viele andere, nicht zu unterschätzende Erzgruben, wenn auch wohl keine derselben an Bedeutung den letztgenannten gleichkommen dürfte, harren der Erschließung durch Verkehrswege. Bevor wir uns eingehender mit den schon jetzt durch die Bahn erreichbaren Gruben von Malmberget und den in Bälde zugänglichen Erzfeldern des Kirunavara und Luossavara beschäftigen, sei ein kurzer Ueberblick über die zur Zeit bekannten Erzfundstätten Norrbottens, für deren genaue Erforschung gegenwärtig zwei vom schwedischen Staate abgesandte Expeditionen, die eine unter der Leitung des bekannten Geologen Svenonius, die andere unter Leitung Pettersons thätig sind, gegeben.

Wenn wir auf der Karte die Lage der hauptsächlichsten bis jetzt entdeckten Erzfelder Norrlands überblicken, so unterscheiden wir fünf Gruppen. Die erste derselben bilden die Gruben von Nasafjäll, unmittelbar an der norwegischen Grenze unter 66° 30′ n. B. ungefähr 1000 Meter über dem Meere und etliche hundert Meter über der obersten Baumgrenze der Birken gelegen.[3]) Die Gegend ist sonach nicht besonders gastlich, und in früheren Zeiten, in denen Soldaten und Kriegsgefangene bisweilen hieher zur Grubenarbeit kommandirt waren, galt Nasafjäll als das schwedische Sibirien. Dra till Nasafjäll! verzieh dich nach Nasafjäll ist noch heutzutage in Norrbotten eine nicht sehr freundliche Verabschiedungsformel. In den Nasafjällgruben findet sich silberhaltiger Bleiglanz, Magnetkies und als Hauptmineral Zinkblende. Früher wurden die hier gewonnenen Mineralien in der Silberhütte von Silbojokk und in der Adolfströmhütte beim Laiself geschmolzen. Zur Zeit liegen die Gruben brach, und es geschieht nur nothdürftige sog. Verwahrsarbeit. Das Gesetz schreibt nämlich u. a. vor, daß mindestens 10 Kubikmeter festes Gestein jährlich als Verwahrsarbeit in jedem Mutungsbezirk gesprengt werden müssen. Diese Mutungsbezirke sind aber sehr klein, und ein etwas größeres Grubenfeld kann leicht bis zu hundert solche in sich schließen.

Die zweite Gruppe liegt in dem Kapellenumkreis von Kvikkjokk etwa unter dem 67. Grad n. Br. Zu ihr gehören die von altersher bekannten Silberfundstätten von Silpatjakko, Kerkavaro, Alkavara und die erst kürzlich entdeckte Nilagrube, alle inmitten der wildromantischsten der skandinavischen Hochgebirgslandschaften. Die beiden erstgenannten liegen ungefähr 1300 Meter über dem Meere. Hier wurde früher Erz gebrochen, allein die klimatischen und topographischen Verhältnisse erwiesen sich noch schwieriger als am Nasafjäll, und die Möglichkeit, die Schwierigkeiten zu überwinden, wurde mit der Zeit immer geringer, zumal man durch eine ganz barbarische Tyrannei gegen die Lappenbevölkerung gar bald alle Aussicht auf deren freiwillige Mithülfe verscherzt hatte. Weiter gehören zu dieser Gruppe die großen Eisenerzfelder von Ruotivaro mit 300,000 Quadratmeter Erzareal und von Torrekaise. Das Erz von Ruotivara hat einen sehr hohen Eisengehalt, aber Titan, welches Metall bekanntlich die Eigenschaft besitzt, dem kohlenstoffhaltigen Eisen größere Härte und Sprödigkeit zu geben, aber auch den Schmelzpunkt bedeutend zu erhöhen, ist so reichlich beigemengt, daß an eine erfolgreiche technische Verwerthung des Erzes vorderhand nicht zu denken ist.

Die dritte Gruppe liegt um den gegenwärtig noch bedeutendsten, wenn auch nicht mehr volkreichsten Ort der Lappmark, Gellivara, zerstreut; zu ihr zählen vor allen anderen die berühmten, seit 1888 durch eine Bahn erschlossenen Eisenerzbergwerke von Malmberget mit 200,000 Quadratmeter Erzareal.

Die beiden letzten Gruppen, die an Reichhaltigkeit wie auch an Ausdehnung die drei ersten weit übertreffen, liegen nördlich von Gellivara zwischen den Breitegraden 67° 30′ und 68° 20′ über das Jukkasjärvikirchspiel[4]) und die nördlichen Theile des Gellivarasockens zerstreut. Nebengestein ist fast durchweg Syenit, Syenitporphyr und Syenitgranulit.

Zur vierten Gruppe zählen wir vor allem die beiden berühmten Eisenerzlager des Kirunavara mit 376,000 Quadratmetern und Luossavara mit 54,000 Quadratmetern Erzareal an den stillen Seeufern des Luossajärvi[5]) mit ihren verschiedenen in der Nähe gelagerten, theilweise noch wenig erforschten Trabanten Haukivara, Tuolluvara, Rokutusvaro, Rokkurjokki und andere, dann die westlich davon um die Ufer des Laukujärvi gruppirten Gruben von Ekströmberg, Pojttasluspavara, Njakak, Laukujärvi u. a.; weiter eine Anzahl nördlich vom Luossajärvi in weitem Zuge bis zu den Ufern des wildromantischen Torneträsk und östlich bis über den Sautusjärvi hinaus vertheilte Erzfelder, von denen vor allem die Kupfergruben von Unna-Allakots, Sjangeli, die Eisenerzfundstätte von Rokerivara u. a. am Torneträsk, dann Altovaro, Sautusvara und Leppäkoski in der Nähe des Sautusjärvi zu benennen wären.

Als letzte Gruppe endlich wollen wir das dicht um den südöstlich vom Luossajärvi befindlichen Berg Svappavaro gelagerte Nest von Erzfeldern bezeichnen. Hieher zählen die Eisen- und Kupfergruben des Svappavara mit 50,000 Quadratmeter Erzareal, die Eisenerzlager des Leveäniämi, des Mertoinen u. a.; auch von hier zweigen verschiedene Ausläufer ab nach Süden mit dem Ylipääsnjaska und nach Südosten mit dem Tunasuando, Masugnby u. a.

Wer die Reihe dieser meist rauh und holperig klingenden lappischen und finnischen Namen, von denen ein Spaßvogel einmal witzig bemerkte, daß sie von sachkundiger Hand aneinander gereiht und mit einem Handgriff versehen eine ganz brauchbare Handsäge abgeben müssen, auf der Karte durchgeht und dabei bedenkt, daß

[2]) Die sibirische Bahn erreicht nur 57° n. Br.; die amerikanische Klondyke-Bahn 65° n. Br.; Victoriahavn, der nördlichste Punkt der Ofoten-Bahn, liegt etwa unter 68° 30′ n. Br.

[3]) Die Birke dringt in Lappland bis 800 m, die Weide bis 400 m unterhalb der Grenze des ewigen Schnees vor.

[4]) Um einen Begriff von der Größe dieser lappländischen Kirchspiele zu geben, sei nur erwähnt, daß sich unter denselben welche befinden von der Größe der Königreiche Württemberg oder Sachsen.

[5]) luossa (lappisch) = Lachs, kiruna (lappisch) = Schneehuhn, vare (lappisch) und vaara (finnisch) = Berg, järvi (finnisch) = See.

diese Namen durchweg ganz respektable, wohl abbauwürdige Erzlager repräsentiren, bei denen meist die Ausbeute sich im Tagbau ausführen lassen wird, der wird einen kleinen Begriff bekommen von den Millionen, die in dem einsamen Narrbottenland einen ewigen Schlaf schlummern, und der wird auch verstehen, daß jetzt von allen Seiten ernstlich daran gegangen wird, durch Verkehrswege und Eisenbahnen jene unrentirlichen Schätze zugänglich und nutzbar zu machen. Die dritte Gruppe, die Gruben von Malmberget, sind, wie oben erwähnt, schon seit 1888 durch eine von einer englischen Gesellschaft The Swedish and Norwegian Railway Co. limited erbaute, 1891 vom schwedischen Staat für ca. 7 Millionen Kronen übernommene Eisenbahn zum Ostseehafenplatz Luleå dem Weltverkehr erschlossen; augenblicklich ist man im Begriff, die weiten Gefilde, über welche sich die vierte Gruppe zerstreut, durch die schon genannte Ofotenbahn zu durchqueren, und damit vor allem die Erzfelder des Kirunovaro und Luossavara, wie auch die Erzlager am Torneträsk aufzuschließen. Die ganze Ofotenbahn führt durch z. B. fast vollständig menschenleeres unbebautes Gelände. Es sind vorderhand auf einer 278 Kilometer langen Strecke von Gellivara bis Narvik am Ofotenfjord nur zwei Zwischenstationen vorgesehen, nämlich eine beim Luossavara und eine an der schwedisch-norwegischen Grenze. Die Bahn, die ebenso wie die Linie Luleå-Gellivara eingleisig gebaut wird, erhält über 20 Begegnungsstellen. Von der Station Luossovara ist eine Seilenbahn projektirt, welche zur fünften Gruppe führen, voraussichtlich beim Mertainen ihre erste Station bekommen und sich von hier aus in zwei Zweige zum Svappavara und Aliväänfasko gabeln wird.

Nach diesem Ueberblick wollen wir nunmehr von Lulea aus den Spuren der bis Gellivara bestehenden Bahn folgen, und von hier aus längs der im Bau befindlichen Ofotenbahn dahin gelangen, wo die ehernen Häupter des Kirunavara und Luossovaro sich in den Fluthen des einsamen Luossajärvi spiegeln.

Die Stadt Luleå, am Bottnischen Meerbusen gelegen, hat als Endpunkt der Eisenbahn von Gellivara mit der Zeit eine große Bedeutung erlangt. Sie liegt auf einer gebogenen flachen Halbinsel, auf drei Seiten umflossen von dem tiefen Lulemeerbusen, und besitzt angeblich einen von Europa's besten Häfen, der aber des Eises wegen etwa fünf Monate im Jahr geschlossen ist. So wenig die Stadt selbst Sehenswerthes bietet, um so interessanter ist eine Besichtigung des „Svartökal“ genannten Hafens mit seinen großartigen Anlagen für die Erzumladung von den Eisenbahnzügen in die großen Seedampfer, am Schlußpunkt der Eisenbahn anderthalb Kilometer südöstlich der Stadt gelegen. Es sind zwei Verladearten des Erzes zu bemerken. Bei der einen werden die ganz aus Eisen bestehenden Waggons (ein solcher nimmt bei 9 Tonnen Eigengewicht 25 Tonnen Erz auf) mittelst mächtiger Erdrampen von der Lokomotive auf die Höhe eines weit in das Meer einragenden hohen Holzgerüstes geschoben, an welches die Seedampfer direkt anlegen. Durch Umlegung je zweier am Boden der Waggons befindlichen, um Scharnire drehbaren Klappen wird der aus schweren Erzbrocken verschiedener Größe bestehende Inhalt des Wagens in wenig mehr als einer Minute über eine eiserne schiefe Ebene mit betäubendem Gepolter hinab in die dunkeln Laderäume des Schiffes entleert. Eine schwere Eisenplatte, welche am unteren Ende der schiefen Ebene an starken Ketten überhängt und gegen welche die gleitenden Brocken anprallen, mildert etwas die Wucht des fallenden Erzes. Die Lokomotive schiebt einen Waggon nach dem anderen über die zum Schiffe führende Fallöffnung, und in kürzester Frist hat sich ein langer Zug seiner werthvollen Last entledigt. Die andere Art der Verladung geschieht mittelst großer hydraulischer Elevatoren. Die schweren Waggons werden immer je drei zusammen auf einem Gerüst fast lautlos und doch ziemlich rasch hoch über Bord der Seedampfer gehoben und von hier aus durch Vermittlung eines großen auf Schienen laufenden kippbaren Wagens in die Schiffe entleert. Der Bestimmungsort der Dampfer ist meist Stettin, Amsterdam oder Rotterdam; von hier aus gelangt dann das Erz zur Verhüttung zu den Hochöfen Oberschlesiens, Westfalens und der Rheinlande oder auch nach Oesterreich. Eine beträchtliche Erzmenge nimmt England in Anspruch. Am Hafen liegen auch die umfangreichen Gebäude des sog. Erzveredelungswerkes. Hier wird das Erz fein zerschlagen und dann aus demselben unter Einwirkung mächtiger Elektromagnete und durch Schlämmung der als Dünger wohl verwerthbare phosphorsaure Kalk (Apatit) gewonnen. Das Werk, welches für eine jährliche Gewinnung von ca. 20,000 Tonnen Phosphat (sog. Wiborgphosphat) zugerichtet sein soll, ist für das Publikum nicht zugänglich.

Der Bau der 204 Kilometer langen normalspurigen Bahn von Luleå bis Gellivara wurde 1884 begonnen. Am 12. März 1888 langte der erste erzbeladene Zug in Luleå an. Eine Bereisung dieser Strecke bietet wenig interessantes. Ungefähr 135 Kilometer von Luleå in dem großen Moore Adosape überschreiten wir den Polarkreis, und sind damit in das „Land der Mitternachtssonne“ eingedrungen. In der Mitte zwischen den Stationen Latoträsk und Murjek bezeichnet uns eine große Holztafel seitlich des Bahnkörpers die Grenze der Lappmark. Lange schon vor Gellivara bietet sich uns der Anblick des weithin sichtbaren Dundret — so heißt ein wegen seiner Aussicht berühmter, westlich von Gellivara sich erhebender Höhenrücken —; endlich läuft der Zug im Bahnhof unsrer Zielstation ein. Gellivara ist, wie schon bemerkt, jetzt nicht mehr der größte, wohl aber noch der bedeutendste Ort des schwedischen Lapplands. An Bevölkerung hat es der zirka 7 Kilometer nördlich bei den berühmten, großen Erzgruben von Malmberget gelegene gleichnamige Ort weit überholt. Eine Sackbahn führt uns von Gellivara dorthin. Die jetzt über 6000 Einwohner zählende Ortschaft Malmberget ist erst seit wenigen Jahren entstanden; die Bevölkerung besteht außer wenigen Gewerbe- und Handeltreibenden hauptsächlich aus Grubenarbeitern und -Beamten. Planlos in dürftigem Gehölz zerstreute, meist kleine Holzhütten sind die Wohnstätten der vielen Tausende von Bergwerksarbeitern. Daneben finden sich etwas abseits prachtvolle, von Gärten umgebene Villen für die Beamten, für die Bureaux u. s. w. der Grubengesellschaft, dann von dieser für ihre Arbeiter und deren Angehörige errichtete, schöne Kranken- und Schulhäuser u. s. w. Nördlich von dem eigentlichen Ort dehnt sich der lange Zug des Malmberges aus. Von weitem schon, ehe wir noch die klaffenden, oft einige hundert Meter tiefen dunklen Schlünde und Schluchten der Erzgruben sehen, bemerken wir, über den ganzen Berg vertheilt, kahle hohe Haufen Abraum und unbrauchbares Erz, sog. gråberg. Die einzelnen Gruben liegen oft so enge bei einander, daß nicht genügend Platz für die Ablagerung dieses unbrauchbaren Materials übrig bleibt. Dann werden von Rollbahnen befahrene mächtige Schutthalden angelegt, von deren weitem Vorsprung man meist schöne Ausblicke auf die von dichten dunklen Wäldern besetzte Umgebung genießt.

Oder man hat unter Anwendung sinnreicher maschineller Einrichtungen sich dazu bequemt, das hinderliche Material zu hohen Haufen aufzuthürmen. Der von der Erzgrube kommende mit Gråberg beladene „Tippwagen" entleert sich in einen an Führungsrollen aufgehängten eisernen Korb, und dieser wird mittelst elektrischer Kraft über ein schief ansteigendes schienentragendes Gerüst in die Lüfte gehoben, bis er, auf dem höchsten Punkt desselben angelangt, automatisch kippt, und sein Inhalt unter lautem Gepolter die Böschungen des schon bestehenden Schuttkegels (skrott-tippen) hinunterkollert.

Wir steigen den Berg empor, ringsum ein Gewirr von Telegraphen- und Telephondrähten, von Drahtseilbahnen, elektrischen Bahnen u. s. w., die alle bald freiliegen, bald in finsteren feuchten Tunnels verschwinden. Elektrische Signale tönen, hier rasselt ein schwerbeladener Rollwagen, an schnelllaufendem Drahtseil angehängt, vorüber, dort zieht eine elektrische Lokomotive eine lange Reihe leerer Wagen zu Berge, kurz das Ganze gleicht einem stets unruhigen Ameisenhaufen. Wir übersteigen die rings gelagerten hohen Schutthaufen, und finster klafft vor uns wie eine lange schwarze Schlucht eine der vielen Erzgruben. Senkrecht steigen die Wände aus dem Auge fast unergründlichen Tiefen empor; der obere Rand ist von starken Bohlenwänden, welche sich gegen tief in den Felsboden eingelassene Eisenstützen lehnen, umzogen, um etwa abbröckelnde Steine, die den tief unten Arbeitenden Gefahr bringen könnten, aufzuhalten. Eben sind die borrare beschäftigt, die Löcher für die nächste Sprengung zu schlagen. Von starken Seilen gehalten, arbeiten sie in Gruppen zu Zweien, zu Dreien an den rauhen Erzwänden über dem gähnenden Abgrund, und treiben mit Schlägel und Stoßeisen mühsam die Sprenglöcher in das feste Erz. Zahlreiche drehbare Holzkrahnen, hart oben an den Rändern der Grube aufgestellt, tragen die Bogenlampen, die während der Nachtschichten, aber auch an den düsteren Wintertagen den Grubenarbeitern ihr Licht spenden. Während der Sprengungen werden die Krahnen so gedreht, daß die Glasglocken der elektrischen Lampen von schützendem Weidengeflecht umhüllt werden. Die Bohrung ist eben fertig geworden, die borrare haben mit Dynamit die Ladung bewerkstelligt, auf ein Signal die Schnüre angezündet, und werden schnell an den Seilen emporgezogen. Der weit über die Grube hin hörbare Ruf des Grubenvogtes eld i grufvan! Feuer in der Grube! gibt allen in der Nähe Befindlichen das Zeichen zur schleunigen Flucht. Unweit der Grube erscheint an langer Flaggenstange eine weithin sichtbare rothe Fahne, und zugleich hören wir in der Nähe die warnenden, angenehm musikalisch klingenden Töne eines an geschützter Stelle aufgehängten Stahltriangel. Die Arbeiter haben sich aus der Grube geflüchtet, nur der Vogt mit wenigen Begleitern ist zurückgeblieben, um von einer durch starke Balkenwände geschützten Felsennische die Wirkung der Schüsse zu beobachten. Bald kracht der erste Schuß, der zweite, eine Kanonade bricht los; dem einen Schuß folgt der dumpfe schwere Fall mächtiger geschlossener Erzstücke, dem anderen wieder das Klirren und Klappern vom Schusse gelöster Grus- und Schotterstücke. Kleinere Erzstücke werden weit ringsum geschleudert, und fallen in die Grube zurück, von deren steilen Felswänden abprallend. Endlich ist die Schlacht zu Ende, noch eine kurze Pause, dann tönen wieder einige Klänge der Stahltriangel und das laute Komm in! des Grubenvogtes ruft das Arbeitervolk zu neuem Schaffen. Die borrare beginnen wieder ihr gefährliches Handwerk, unten machen die brytare (deutsch: Brecher) mit Schlägel und Eisen zerkleinernd die großen abgesprengten Erzstücke zum Transport geeignet. Die lastare (Lader) schaffen emsig auf den wirr über den Boden der Grube vertheilten Gleisen die Rollwagen herbei und füllen dieselben mit schweren Lasten. Ein hartes Tagwerk hat ein solcher Grubenarbeiter bei dem rauhen Klima dort oben, und insbesondere die Arbeit der lastare ist eine ungewöhnlich aufreibende; auch Gefahren drohen zu jeder Stunde, bald bringt ein nachstürzender Felsblock Unheil, aber ein zur Unzeit abgebrannter Sprengschuß bedroht den Unvorsichtigen. Aber die Leute sind an die Gefahren gewöhnt und harren bei den hohen Löhnen, die ihnen gezahlt werden, aus.

Der Fuß des Malmberges liegt etwa 400 Meter über dem Meer, die höchste Spitze ist 617 Meter hoch, und reicht damit nur wenig über die oberste Baumgrenze. Die Geschichte des Erzbergwerks von Malmberget reicht zurück bis 1704, wir lesen da von ihm unter dem Namen Illuvara eine ganz bescheidene Beschreibung, daß hier eine Eisenader enthalten sei „1½ Klafter breit und ein ziemliches Stück lang". Viele Unternehmungen, die seit jener Zeit an die Hebung der Erzschätze sich machten, blieben ohne Erfolg, waren ja doch die Verkehrs- und Transportschwierigkeiten unüberwindlich; endlich wurde die Bahn von Luleå aus hereingeführt.

Das Erz ist überwiegend Magneteisenerz (svartmalm), an einigen Stellen kommt aber auch Rotheisenerz (blodsten) in nicht unbeträchtlichen Mengen vor. Unter den Verunreinigungen spielt das Phosphormineral Apatit eine Hauptrolle. Früher waren solche phosphorsaure Verbindungen, die das Eisen wohl leichtflüssig, aber auch spröde und kaltbrüchig, und daher für viele Zwecke ungeeignet machten, sehr gefürchtet. Nachdem jedoch Gilchrist Thomas im Jahre 1879 das basische Bessemerverfahren erfand, bei welchem der Phosphor als Brennstoff verwendet wird, sind auch nicht phosphorfreie Erze sehr gesucht. Das einschließende Gestein ist feinkörniger oft granitähnlicher rother Gneis. Die Malmschichten streichen der Hauptsache nach von SW. nach NO., oft in starken Schwingungen. Solche Erzschichten finden sich eine große Masse, man zählt jetzt, über den ganzen Berg vertheilt, wohl etliche 15 verschiedener Mächtigkeit. Die längste Zone, der sog. große Malm, durchstreicht den ganzen Bergstock auf eine Länge von mehr als 4 Kilometer. Daneben finden sich aber abseits noch viele Gruben vertheilt. Mehr isolirt, aber auf demselben Bergrücken liegt die ansehnliche, einer deutsch-österreichischen Gesellschaft gehörige Grube Koskull-kulle, zu der von der Station Malmberget eine besondere Eisenbahnlinie führt. Gebrochen wurden in Malmberget im Jahre 1893 erst etwa 300,000 Tonnen, im Jahr 1897 schon das Dreifache, d. i. schon mehr als alle übrigen Gruben Schwedens zusammen produzirten, und seitdem bringt jedes Jahr eine Mehrung.

Dr. Otto Kersten †.

S. Der Telegraph, den man heute so oft in Anspruch nimmt, um der Welt schnellste Kunde zu geben von dem Schicksal irgendwelcher Persönlichkeit, die es verstanden hat, sich im Vordergrunde zu behaupten und ihren Namen bei jeder Gelegenheit in empfehlende Erinnerung zu bringen, hat den Tod Otto Kerstens nicht gemeldet, und erst nach Tagen erfuhr man auf Umwegen, daß er am 22. November in Altenburg gestorben war. Weßhalb auch viel Aufhebens von diesem Todesfall machen? Wer kannte heute noch Kersten, wer seine Verdienste um die Afrika-Forschung, wer sein großes Reisewerk — heute, da die Deutschen eine andere, koloniale, amtliche Afrika-Forschung haben, da neue Männer mit ihren Erfolgen das Interesse

beherrschen? Doch das ist ja der Welt Lauf: wer nicht will, daß man ihn aus den Augen verliert, der muß von sich reden machen, und da Kersten diesen Weg verschmäht hat, so war schon seit langen Jahren sein Name dem großen Publikum nicht mehr geläufig, kaum selbst den Fachleuten. Wir glauben nun, daß Kersten damit ein Unrecht geschehen ist, weil wir wissen, daß er in die erste Reihe der Afrika-Forscher aller Zeiten gehört, und deßhalb erscheint es uns als eine Pflicht der Dankbarkeit, seiner hier zu gedenken.

Kersten gehörte zu den wenigen bis dahin noch unter uns weilenden Männern, deren Wanderungen der klassischen Periode der Afrika-Forschung angehören, jener Periode, da die Forschungsthätigkeit im dunklen Welttheil noch keinen politischen Beigeschmack hatte, da das Bestreben, der Wissenschaft zu dienen, allein die Triebfeder für die Pioniere abgab. Viele dieser Männer haben noch die Wandlungen zur neuen Zeit und diese selbst gesehen, aber unter den Lebenden befinden sich jetzt von ihnen kaum zwei oder drei: verstorben sind Nachtigal und Rohlfs, Fischer und Junker, Burton und Speke, Livingstone und Baker. Kersten ist ihnen gefolgt. Das Forschungsfeld des Verstorbenen ist zwar nur ein beschränktes, auffällige, in die Augen springende Thaten hat er nicht vollbracht, aber innerhalb seines Reisegebiets, des heutigen Deutsch-Ostafrika und der ostafrikanischen Inseln, hat er das Höchste geleistet. Seine Beobachtungen gingen in die Tiefe, und mit ihnen erst begann die wirklich wissenschaftliche Erforschung jener Länder, mit ihnen schloß sie auch wieder für viele Jahre ab. Sein Reisewerk über die Decken'schen Expeditionen entspricht mit seinem Gehalt der Bedeutung der gewonnenen Resultate.

Im Jahre 1860 hatte sich auf Barths Rath der junge hannoverische Baron Karl Klaus von der Decken nach Ostafrika gewandt Von der Decken wollte seine reichen Mittel und seine Thatkraft in den Dienst der Afrika-Forschung stellen, brauchte aber wissenschaftliche Hülfe. Er war auf den Hamburger Forscher Albert Roscher aufmerksam gemacht worden, der im Jahre vorher nach Sansibar gegangen war; doch traf ihn Decken nicht mehr an: Roscher war nach dem Nyassa gewandert und in der Nähe des Sees ermordet worden. Decken war ihm nachgezogen, erhielt aber unterwegs die Kunde von seinem Tode. Hierauf hatte sich der Baron die Hülfe des englischen Geologen Thornton gesichert, der bis dahin Mitglied der Livingstone'schen Sambesi-Expedition gewesen war, und mit ihm 1861 einen Vorstoß nach dem 13 Jahre vorher von dem deutschen Missionär Rebmann entdeckten Kilimandscharo unternommen. Nach der Heimkehr zur Küste stand Decken wieder allein, und nun erhielt er in der Person des erst 22jährigen Dr. Kersten aus Altenburg, der ihm von Barth empfohlen worden war, für die nächsten Jahre einen ausgezeichneten neuen wissenschaftlichen Begleiter. Kersten kam im Juli 1862 nach Sansibar, im August ging es nach Mombasa und im Oktober wiederum ins Innere nach dem afrikanischen Bergriesen. Deckens Plan war, auf diesem Wege den 1858 von Speke entdeckten Victoria Nyansa direkt von Osten her zu erreichen; doch war es nicht möglich, über den Kilimandscharo hinauszukommen. Trotzdem waren die Ergebnisse dieser dritten Decken'schen Unternehmung von großem Interesse und bleibendem Werth. Bereits Rebmann hatte gemeint, der Kilimandscharo sei ein Schneeberg, der einfache Missionär hatte damit jedoch wenig Glauben gefunden. Auf seiner ersten Kilimandscharo-Reise von 1861 hatte Decken einen Besteigungsversuch unternommen, der jedoch bereits in etwa 2450 m Höhe gescheitert war. Thornton hatte damals schon geahnt, daß der Kilimandscharo ein erloschener Vulkan sei, und Decken hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Kuppe des Mawensi in der That ewiger Schnee umkleide. Die Meinungen der Geographen in der Heimath aber über die Berechtigung dieser Ueberzeugung waren getheilt, und so war Decken auf seiner zweiten Kilimandscharo-Reise bemüht, den Nachweis für seine Ansicht zu erbringen. Zwar führte nun auch sein im November 1862 mit Kersten unternommener Besteigungsversuch nur bis zur Höhe von 4280 m, also noch nicht bis zur Schneegrenze selbst, doch war man ihr bereits so nahe gekommen, daß ein Zweifel an der Schneebergnatur des Kilimandscharo nicht mehr möglich war, und in der That sahen die Geographen den Nachweis jetzt für erbracht an. Hierin beruht das augenfällige Ergebniß der Decken-Kersten'schen Reise; noch werthvoller aber waren die topographischen Aufnahmen, die astronomischen Beobachtungen und geodätischen Messungen Kerstens über den ganzen Südabhang des Berges und die anstoßende Ebene, und das Material Kerstens war so reichhaltig, daß es in den nächsten 25 Jahren nicht erheblich erweitert werden konnte, trotzdem inzwischen die Schneegrenze erreicht und der Berg öfter aufgesucht worden war. Die von Hassenstein auf Grund dieses Materials aufgebaute Karte hat die Basis für alle kartographischen Darstellungen des Kilimandscharo gegeben bis auf die Aufnahmen v. Höhnels und Hans Meyers Ende der 80er Jahre. Im übrigen waren von Kersten auch die sonstigen wissenschaftlichen Disciplinen nicht vernachlässigt worden, und seine naturhistorischen Sammlungen und seine allgemeinen Beobachtungen über die Dschaggastaaten rundeten das rein geographische Ergebniß aufs beste ab. Mit Ablauf des Jahres 1862 war die Expedition wieder in Sansibar.

Deckens Wunsch, recht weit ins Herz des damals noch nicht einmal in den Grundzügen erforschten Erdtheils einzudringen, war bisher unerfüllt geblieben trotz seiner großen Mittel. Er gedachte nun unter Benützung eines der ostafrikanischen Flüsse einen neuen Versuch zu wagen und ging deßhalb im August 1863 nach Europa, um einen Flußdampfer zu beschaffen und einen größeren Stab von Fachmännern zu gewinnen, nachdem er vorher noch mit Kersten die Seschellen und Maskarenen besucht hatte. Während der Abwesenheit des Barons führte Kersten Februar bis Juli 1864 eine Fahrt nach Madagaskar, den Komoren und nach der Insel Mafia aus, die wieder viel Neues ergab. Die Komoren-Inseln waren damals noch sehr wenig bekannt, nicht einmal der Verlauf der Küsten. Kersten kreuzte zum erstenmal die Insel Moali, bestieg den Vulkan von Großkomoro und nahm Theile des Innern von Mafia auf, und auch diese Arbeiten behielten lange Zeit ihren grundlegenden Werth. Im September 1864 kam Decken nach Erledigung seiner Vorbereitungen zurück, doch vermochte Kersten ihn nun nicht weiter zu begleiten, da er erkrankt war; im Februar 1865 mußte er sich nach fast dreijährigem Aufenthalt in Ostafrika in die Heimath begeben. Es sei daran erinnert, daß die letzte Unternehmung des Barons Ende September 1865 mit einer Katastrophe endete; er wurde nach Erforschung des unteren Djuba in Bardera mit mehreren seiner Gefährten von den Somal ermordet.

Die nächsten zwei Jahre vergingen mit Versuchen, über das Schicksal des Barons völlige Klarheit zu erlangen; dann begann die Arbeit Kerstens mit der Herausgabe der Resultate der Decken'schen Expeditionen, wofür die Familie des Ermordeten unbeschränkte Mittel zur Verfügung stellte. Kersten übernahm außer der Redaktion des Ganzen die Bearbeitung des erzählenden Theils, der 1869 bis 1871 in zwei Bänden zusammen mit den Karten erschien, während die übrigen vier Bände mit ihrem kostbaren Schatz wissenschaftlichen Materials erst 1879 vollendet vorlagen. Dieses Werk — es führt den Titel „Karl Claus von der Deckens Reisen in Ostafrika“ — wird für alle Zeiten zu den klassischen Büchern unsrer Afrika-Literatur gehören; freilich ist es heute leider fast ganz vergessen, obwohl es in allen seinen Theilen noch jetzt, nachdem die Forschung innerhalb des Reisegebiets der Decken'schen Expeditionen so glänzende Resultate gezeitigt hat, von höchstem Werth ist. Gleich vollendet nach Form und Inhalt darf der von Kersten geschriebene erzählende Theil, den man heute für einige Mark bei jedem Antiquar erhält, als ein Muster zugleich wissenschaftlicher und doch anziehender, den Laien anregender Darstellungsweise gelten, das seitdem für Ostafrika nur

sehr selten erreicht worden ist. Aus dem Inhalt sei vor allem die von Kersten verfaßte Monographie von Sansibar, die noch jetzt nicht sonderlich überholt ist, und die Beschreibung der zweiten Kilimandscharo-Reise hervorgehoben, die noch immer als eine Ergänzung der Meyer'schen, Volkens-schen und Widenmann'schen Arbeiten ihre Bedeutung nicht völlig verloren hat. Wir sind der Meinung, daß die Leistungen eines Reisenden nicht allein nach der Zahl der zurückgelegten Kilometer und etwaigen überraschenden Entdeckungen zu beurtheilen sind, sondern vielleicht noch mehr nach der Art, wie er über diese Thaten zu berichten versteht. Von diesem Standpunkt aus kann man den Werth des Kersten'schen Werkes kaum hoch genug veranschlagen

Ueber den äußeren Lebensgang des Verstorbenen nach Abschluß seiner Reisen ist wenig zu sagen. Er war nach seiner Heimathstadt Altenburg zurückgekehrt und besorgte dort das Decken'sche Werk; der zweite Band des erzählenden Theils ist bereits mit einem aus Jerusalem datirten Vorwort versehen, wo Kersten eine Anstellung beim deutschen Konsulat erhalten hatte. Hier blieb er einige Jahre, sich auch um die Palästina-Forschung bemühend, worauf er Ende der 70 er und Anfang der 80 er Jahre in Berlin die „Geographischen Nachrichten für Welthandel und Volkswirthschaft" redigirte. Die letzten 15 Jahre lebte Kersten wieder in seiner Vaterstadt; er nahm regen Antheil an den deutschen Kolonialbestrebungen und an den Kolonien selbst, ist aber wenig mehr hervorgetreten. So kam es, daß er das Schicksal seines schönen Werkes theilte: daß er vergessen wurde. Der Gang der deutschen Kolonialbewegung hat es gefügt, daß ein Gebiet, um dessen Erforschung Kersten sich Verdienste erworben hat, der Kilimandscharo, heute dem Deutschen Reich gehört. Eine Besitzergreifung der ostafrikanischen Küstenländer hatten schon Decken und Kersten vor Jahrzehnten Preußen, bezw. dem Reich empfohlen; Ostafrika eigne sich zu Ansiedelungen aller Art, wenn auch nicht zu Massenauswanderungen europäischer Ackerbaufamilien, heißt es im Reisewerk. Das Urtheil ist heute etwas modifizirt worden; aber es bleibt doch Kerstens Vorrecht, die Bedeutung jener Länder für deutsche Kolonisationsbethätigung als erster Deutscher erkannt zu haben. Auch dieser Umstand sollte dem Verstorbenen ein dankbares Gedenken bei uns Deutschen sichern.

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Albert Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands. 2. Theil, 2. Auflage. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1900. Gr. 8°, 842 S. — Am 19. August 1898 (Beilage Nr. 185) durfte ich unter der Ueberschrift „Germania sacra" Herrn Professor D. Hauck zu Leipzig zum Erscheinen der 2. Auflage des 1. Bandes seiner bis zu drei inhaltvollen Bänden gediehenen Kirchengeschichte Deutschlands in diesem Blatte begrüßen. Das anerkennende Urtheil über sein bedeutendes Werk, das ich als dankbarer Leser damals aus warmer persönlicher Ueberzeugung aussprach, fand bald nachher volle Bestätigung des zuständigsten Forums. Am 26. Januar 1899 zeichnete die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Haucks Kirchengeschichte Deutschlands durch Zuerkennung des großen Verdunpreises aus, den Friedrich Wilhelm IV am 18. Juni 1844 unter dem Eindrucke der tausendjährigen Feier des Vertrages zu Verdun für das jeweils binnen eines Lustrums erschienene beste deutsche Geschichtswerk stiftete. Wenn der königliche Stifter den Preis für solche Werke bestimmte, die durch eindringende und umfassende Forschung sowohl wie durch Wahrheit und Leben der Darstellung sich auszeichnen, und der auswählenden Kommission von neun Mitgliedern der Akademie zu bedenken gab, daß ihr Urtheil vor den Zeitgenossen und der Nachwelt sich rechtfertigen müßte, so darf man unbedenklich diese Merkmale als in besonderem Grade bei Haucks Kirchengeschichte zutreffend bezeichnen. Es gereicht mir daher zu wahrer Genugthuung, heute das Erscheinen auch des zweiten Theiles in zweiter Auflage während des letzten Sommers hier verkünden zu dürfen. Daß ein Mann wie Hauck sein Werk nicht ohne ernste Nachprüfung zum zweiten Male aus der Hand gibt, versteht sich. Er selbst, in vornehmer Bescheidenheit ganz hinter seinem Werke zurücktretend, liebt es nicht, in Vorreden über seine Arbeit sich auszusprechen. Wir erfahren daher von ihm nicht, wie diese zweite Redaktion zur ersten sich verhält; und dem im einzelnen nachzugehen, würde die bescheidenen Grenzen einer einfachen und nicht wohl lange aufzuschiebenden Anzeige überschreiten. Es genüge zu konstatiren, daß der Verfasser in der Auffassung und Darstellung der Geschichte der fränkischen Reichskirche unter Pipin, Karl dem Großen und den Karolingern den früheren Standpunkt in allem Wesentlichen festhält. Auch über seine weiteren Absichten spricht Herr D. Hauck sich nicht aus. Nun wird aber hoffen dürfen, daß der erst 1896 erschienene umfangreiche 3. Theil (bis zum Wormser Konkordate 1122) einstweilen bleiben solle wie er ist, und die nächste Arbeit der Fortsetzung des Werkes durch das kirchlich bedeutsame Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen gelten werde. Von Herzen sei dem verdienten Forscher dazu Kraft, Gesundheit und der bisherige glänzende Erfolg gewünscht! S-r.

∞ Ferdinand v. Saar: Camera obscura: Fünf Geschichten. Heidelberg, Georg Weiß, 1901. — Noch immer sind es die Führer der älteren Generation, die uns die bedeutendsten Gaben des Literaturjahres schenken. Allen voran Paul Heyse mit seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", Wilhelm Hertz mit seinen „Gesammelten Gedichten"; Marie Ebner (die dem Märchen vom Prinzen Hirzepinzchen nach Neujahr eine neue Sammlung von Erzählungen „Aus Spätherbsttagen" folgen lassen wird); und nicht zuletzt Ferdinand v. Saar mit der jüngsten Sammlung seiner Novellen. Die Eigenart des Dichters der „Novellen aus Oesterreich" ist so oft vielleicht von Niemand mit zutreffenderem landsmannschaftlichem Verständniß gewürdigt worden, als von Alfred Berger, daß wir einer Kritik des Meisters uns von vornherein entschlagen dürfen. Dem hohen künstlerischen Werth seiner stets mit außerordentlicher Sorgfalt bis ins kleinste fein ausgeführten Bilder aus Oesterreich kommt ihre kulturhistorische Bedeutung gleich. Vom „schwarzgelben Kosmos" weiß und gibt Saar Bescheid, wie neben ihm nur noch Wenige. Daß seine Gestalten und Geschichten — wie die des alternden Turgénjew — immer düsterer werden, zeugt nicht gegen den wahrhaftigen Chronisten. Die traurigen und gräßlichen Schicksale, die Saar in der Camera obscura festhält, wirken durchaus lebenstreu. Der Dichter fälscht nicht durch Retouchen. Er ist kein Schwarzmaler. Auch kein Momentphotograph. Er ist ein sinnender Beobachter der leibhaftigen Dinge und Menschen, dessen Lebensansicht das Ergebniß der Thatsachen ist. Wo die Facta finster und hoffnungslos sind, vermag der Sittenschilderer seine Dicta und Scripta nicht in Raimundische Märchenfarben zu tauchen. Die Brüder behandeln ein Motiv, das seit Kain und Abel bis auf Schillers Räuber und den letzten Polizeibericht sich immer wiederholt, durchaus selbständig: ein Unhold von Bruder, das Hätschelkind der Mutter, wird das Verderben der Familie, der Peiniger des jüngeren schwächeren Bruders, Dieb, Deserteur, zuletzt der Mörder der geliebten Frau seines Bruders. Auf 55 Seiten bewältigt Saar in der sauberen Technik seiner Ich-Erzählungen einen Riesenstoff, der für Bände ausreichen würde. Jede Gestalt hebt sich persönlich heraus: die Mutter, die Frau, die scharf unterschiedenen Physiognomien der Brüder. Unvergeßbar ist auch der portraittreue Burggraf: ein als Säufer verkommender Sprößling eines der ersten historischen Adelsgeschlechter, der anfangs wenigstens an seinem Stammbaum festhält, zu schlechterletzt aber, trotz aller Opfer der Seinigen, seinen Namen an eine Maitresse verkauft. Die Parzen, drei Wiener Schwestern aus dem Kleinbürgerstand, erfahren kaum weniger schreckliche Schicksale. Der Brauer von Habrowan erörtert die Pathologie der Eifersucht, wobei Saar sich zu der Paradoxie bekennt: „Jeder, der eifersüchtig ist, hat auch Grund, es zu sein." In der Schlußskizze Dissonanzen verkörpert sich — wie in Turgénjews „Vätern und Söhnen" — der Gegensatz rednerischer Sozialpolitik und konservativen Widerstands gegen unreife Weltbeglücker in zwei sehr lebendig geschauten und gemalten Dialogisten. Ihr Wechselgespräch für Volksbildung und gegen Halbbildung ist nicht nur eine belletristische Nummer Eins.

Mein Recht auf Leben. Von Dr. Heinr. Spitta, a. o. Prof. d. Philosophie a. d. Universität Tübingen. Tübingen, Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr (Siebeck) 1900 (X, 468 S.). — Eine mehr persönliche als eigentlich streng wissenschaftliche Auseinandersetzung über eine Reihe von Fragen, die sich dem modernen Menschen bei tieferer Betrachtung von Leben und Wissenschaft ergeben; insbesondere zieht Verf. die Frage nach den höchsten und letzten Lebenswerthen, ihrem Ursprung und ihrem Verhältniß zu den religiösen Vorstellungen in seine Betrachtung. Als solcher höchster Lebenswerth wird zunächst das, was unsern geistig höchststehenden Kreisen als solchen zu schätzen naheliegt, nämlich die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit, abgelehnt; die erste darum, weil sie ihrer Natur nach nur von einem kleinen Kreise Bevorzugter ausgeübt werden kann, die zweite, weil alle wissenschaftliche Erkenntniß an die subjektive Konstitution unsres Intellekts gebunden ist und somit keine absolute und letzte „Erkenntniß der Wahrheit“ liefern kann. Als höchste Werthe erscheinen vielmehr die ethischen Werthe; als Grundaxiom des ethischen Werkes, von dem alle übrigen ethischen Rechte und Pflichten abhängen sollen, erscheint der Satz: „Ich hab ein Recht auf Leben“ — etwas unvermittelt und sprunghaft, wie denn das Buch überhaupt von Willkürlichkeiten der logischen Entwicklung nicht frei ist. Die Forderung allgemeiner und thätiger Liebesgesinnung, deren Werth in schönen Worten gepriesen wird, soll gleichfalls eine unmittelbare Folge dieses obersten Grundsatzes sein; damit steht es freilich im Widerspruch, wenn später von dieser Liebe ausgesagt wird, daß sie unerklärlich und nicht von dieser Welt sei. Indem die Liebesgesinnung den Naturzusammenhang im engeren Sinn durchbricht, weist sie auf eine höhere Kraft als ihre Quelle und zugleich, da das menschliche Erdenleben zur Erfüllung der daraus fließenden Aufgaben nicht ausreicht, auf ein weiteres Leben hin; beides, also das Fortleben nach dem Tode wie das Dasein Gottes, sind dem Verfasser Postulate, Korrelate der Gültigkeit jener höchsten Werthungen. Aber nicht so sehr die Unsterblichkeit im Sinne der offiziellen Kirchenlehre, als vielmehr der alte Glaube an die Seelenwanderung (oder, wie der neuerdings beliebtere Ausdruck lautet, **Seelenwandelung**) ist dem Verf. die jenem Postulate am meisten entsprechende Lehre. Der Schluß des Buches ist daher diesem Glauben und seinem Verhältniß zu der Lehre des Christenthums gewidmet, in der Verfasser die höchste religiöse Erscheinung erblickt, wenngleich er ein Hinausgehen über die überlieferten Dogmen für möglich und insbesondere die Lehre von der Seelenwanderung mit ihr für vereinbar hält. — Bei einem „Bekenntnißbuch“ so persönlicher Art ist die Forderung zwingender Begründung jedes Satzes oder gar Glaubens natürlich gegenstandslos; immerhin hätte Verfasser beispielsweise bei der Frage nach der Wurzel der ethischen Werthe sich nicht so rasch in das metaphysische Asyl flüchten dürfen, auch sind manche Bemerkungen über wissenschaftliche Dinge, z. B. über die heutige Psychologie, recht anfechtbar. Jedenfalls ist es aber auch bei einem solchen Buche nicht angenehm — und sogar da am wenigsten —, wenn es in formaler und sprachlicher Hinsicht Mängel aufweist. Spitta's Stil ist zunächst viel zu weitschweifig; was Verfasser zu sagen hat, hätte auch in einem Buche von bedeutend geringerem Umfang erschöpfende Darstellung finden können; wie wird nicht z. B. der Gedanke der Relativität der Erkenntniß nach allen Seiten gewendet und ausgequetscht! Die Sprache aber erinnert nicht nur häufig an die gequälten Wendungen der Hegel'schen Terminologie, sondern weist an einigen Stellen auch zweifellos Falsches auf; so wenn Verfasser — S. 98 — von einem „sich selbst bestimmungsfähigen Wesen“ spricht oder — S. 94 — die Verbindung „nicht im geringsten“ im Sinne von „nicht zum wenigsten“ gebraucht und damit für das normale Sprachgefühl das Gegentheil des Beabsichtigten sagt. Auch das Unwort „beregt“ sollte in einem solchen Buche nicht zu finden sein. Eine strengere Durchprüfung des Buches nach diesen Gesichtspunkten hätte zugleich das Gute, das es enthält, vortheilhafter ins Licht gerückt.

Erlangen. **Carl Schneider.**

„Das Vergessen?“ Roman von **Théodore Cahu** und **Louis Forest**; aus dem Französischen übersetzt von **Suzanne Bräutigam-Ramaue.** (Goslar, Lattmann 1900.) — Dieses merkwürdige Buch mit dem Untertitel „Elsaß-Lothringen 1877—1900“ ist hauptsächlich für die Franzosen geschrieben worden, aber auch wir Deutschen können es mit Interesse lesen, um die Sinnesänderung uns gegenüber kennen zu lernen, die allmählich das so begabte und in seinen Einzelerscheinungen so liebenswürdige Nachbarvolk zu ergreifen scheint. Der eine der beiden Verfasser, Théodore Cahu, erzählt uns im Vorwort, daß er zu den Verehrern des Generals Boulanger gehört habe: „Für mich verkörperte er die Idee der Revanche. Das genügte mir.“ Aber er hat nachgedacht und beim Nachdenken hat er entdeckt, daß es für Frankreich unnütz, ja schädlich sei, immer über den Rachezug gegen Deutschland nachzusinnen, Milliarden auszugeben, um Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen; er hat erfahren, wie die Revancheschreier eigensüchtige Maulhelden seien, die um ihrer selbstischen Zwecke willen Franzosen und Elsässer aufreizen und in ihnen Hoffnungen nähren, die unerfüllbar sind; er hat mit dem geistigen Auge die Schrecken des Krieges gesehen, die auch das schöne Elsaß überzogen hatten. Die Völker wollen den Frieden, und mag auch das Elsaß im Herzen französisch bleiben, so will es doch im Frieden leben. Und weil ihm die Thatsachen zu laut in den schönen Traum der Rache hineinschrieen, so erwachte Cahu und er fühlte zugleich in sich die Pflicht, seinen Landsleuten Vernunft zu predigen und sie von ihrem hyperpatriotischen Wahn abzubringen. Anstatt es in einer gelehrten, abstrakten Abhandlung zu thun, wählte er die Form des Romans, um durch Bilder und Handlungen „die Wahrheit über Elsaß-Lothringen“ zu erzählen. Wir haben in dem Buche keine durch eine vorurtheilsfreie Prüfung erlangte gerechte Beurtheilung der Ursachen, des Verlaufes und des Endes des großen Krieges, der uns die Einigung Deutschlands gab und ehemals deutsche Lande dem Vaterlande wieder zuführte. Man darf auch nicht in dem Romane eine besondere Anerkennung des deutschen Wesens suchen wollen. Wir finden im Gegentheil in beiden Hinsichten Ansichten ausgesprochen, die vermuthen lassen, der Verfasser habe weder die Geschichte des Krieges 1870—71, noch den deutschen Charakter eingehend geprüft; es scheint manches darin nach alten Schablonen gemalt. Cahu ist Franzose, er sieht die Menschen und die Welt nur mit französischen Augen an — er beugt sich vor den Thatsachen, er treibt Realpolitik, aber er versucht nicht, durch Hinweisungen auf unsre guten Eigenschaften und durch Erläuterungen des dem Franzosen vielleicht Unverständlichen in uns zwischen den beiden Völkern einen engeren Anschluß herbeizuführen, als er jetzt besteht. Die Uebersetzerin spricht in ihrem kurzen Vorworte die Hoffnung aus, daß „es auch in Deutschland vernünftige Leute gebe, die in dem Roman alle die mannichfachen Stellen ohne Empfindlichkeit ansehen, an denen Ungünstiges über die Deutschen gesagt wird.“ Diese Stellen sind erklärlich und darum entschuldbar, wenn man eben bedenkt, daß der Roman von einem Franzosen für Franzosen erdacht ist. Für uns ist das Buch ein erfreulicher Beweis, daß die leidenschaftliche Erregung in Frankreich einer kühlen Anerkennung des Zustandes zu weichen beginnt. Die Figuren des Romans sind zudem, seiner Tendenz entsprechend, geschickt gewählt: ein junger Dragoneroffizier Fritz v. Adlerskraft, der in Metz in Garnison liegt, Michel Stockmann, ein elsässischer Kaufmann, der die Preußen haßt und gegen sie offen und heimlich arbeitet, Luise Stockmann, seine Tochter, die den Dragoneroffizier liebt und gegen ihrer Eltern Willen heirathet, sind die Hauptpersonen. Die Geschichte und Wandlungen dieser Menschen interessiren; das schönste liegt für mich jedoch in den daneben geschilderten Erlebnissen der Bauern, insbesondere des Peter Schillings, der, vom Pfarrer und vom Protestler verhetzt, nach Frankreich flüchtet, um dem deutschen Militärdienste zu entgehen, und schließlich einsehen muß, daß er nirgends ein Vaterland hat. Diese Kapitel gehören zum ernstesten und ergreifendsten des Buches. Die Uebersetzung ist nur zu loben. In der Person der Frau Suzanne Bräutigam verkörpert sich überdies die Idee der Verbindung der beiden Völker, da sie, aus einer alten provençalischen Familie stammend und im Elsaß groß geworden, einen Deutschen heirathete. Wir sind ihr dankbar für die Mühe, die sie sich um die Verdeutschung gegeben hat; sie hat uns damit ein Buch geschenkt, das der größten Beachtung würdig ist. P. E.

* **Ueber eine wichtige neue Ausgrabung in Pompeji** berichten italienische Blätter: Am 27. November wurde bei den Ausgrabungen im südlichen Theile der verschütteten

Stadt eine unbekleidete männliche Bronzefigur zutage gefördert. Die Gestalt mißt 1.19 Meter in der Höhe. Professor Orsi aus Neapel war bei der Ausgrabung zugegen und telegraphirte von der Wichtigkeit des glücklichen Fundes sogleich dem italienischen Unterrichtsministerium. Die Statue, welche die Archäologen noch viel beschäftigen wird, gehört zu den allerbedeutsamsten, die aus der Lava von Pompeji überhaupt herausgeholt wurden. Schon jetzt darf als sicher angenommen werden, daß es sich hier um eine griechische Arbeit aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. handelt, die der eklektischen Schule angehört. Die Statue soll sehr elegant auf beiden Beinen stehen. Der linke Arm sinkt den Leib entlang herab, der abgebrochene rechte wurde später abseits liegend aufgefunden. Er ist in sprechender Geberde erhaben und wird angefügt werden. Die ideale Jünglingsgestalt besitzt eingesetzte gläserne Augen, kurzes, geringeltes Haar, freie Stirn, das Antlitz ist zart und edel. Man darf auf die Abbildungen und auf das Urtheil der Fachleute gespannt sein.

* **Freiburg i. Br.** Dr. M. Baumgartner, Prof. der philosophischen Disciplinen der propädeutischen Theologie, hat, der „Frankf. Ztg." zufolge, einen Ruf an die Universität Breslau erhalten.

* **Gießen.** Dr. phil. Robert Liefmann aus Hamburg hat sich an der hiesigen Universität für Staatswissenschaft habilitirt.

* **Berlin.** Hier starb am Sonntag im Alter von erst 32 Jahren Dr. Ludwig Jakobowski, mit dem die jungdeutsche Dichtergeneration einen ihrer Hoffnungsvollsten verliert. Schon mit 20 Jahren trat er, ein Frühreifer, hervor mit einer Sammlung von Gedichten „Aus bewegten Stunden", sowie mit dem etwas tendenziösen Roman „Werther der Jude". Beiden Dichtungsgattungen ist er seither mit Erfolg treu geblieben, wenn er auch der Novelle mehr zugethan schien. Seinen beiden weiteren lyrischen Sammlungen „Funken, neue Dichtungen" und „Aus Tag und Traum" steht eine größere Reihe von Erzählungen gegenüber, wie besonders „Loki, Roman eines Gottes", „Leuchtende Tage" (die auch in unsrer Beilage gewürdigt wurden), „Vorfrühling" u. a. — Ein großes Verdienst hat sich der Verstorbene durch seine sozial-ästhetischen Bestrebungen erworben, indem er gute Poesie in billigen Ausgaben ins Volk zu bringen suchte, wie in den Sammlungen „Ein Buch Volkslieder", „Neue Lieder fürs Volk", „Aus deutscher Seele". Auch eine Volksausgabe von Goethe's Gedichten, sowie von Heine's Liedern hat er veranstaltet. Seit zwei Jahren war Jakobowski auch Mitherausgeber der „Gesellschaft". Schließlich sei noch erwähnt, daß er sich auch als Aesthetiker in der Schrift „Die Anfänge der Poesie" hervorgethan hat.

* **Göttingen.** Die Gesammtzahl der Studirenden an der hiesigen Universität betrug im verflossenen Sommer 1359, im Winter 1899 dagegen nur 1248. In diesem Winter ist die Frequenz auf 1317 gestiegen, beträgt also nur 42 weniger als im Sommer und 69 mehr als im vorigen Winter. Die Steigerung der Frequenz hielt also dauernd an. Von den Immatrikulirten studiren 110 Theologie, 430 Rechtswissenschaft, 193 Medizin, 208 Philosophie, Philologie und Geschichte, 296 Mathematik und Naturwissenschaften, 28 Cameralia, 21 Landwirthschaft, 18 Pharmacie und 13 Zahnheilkunde. Außer den Immatrikulirten haben 76 Personen vom Prorektor die Erlaubniß zum Hören von Vorlesungen erhalten, darunter 36 Damen.

* **Aus Oesterreich.** Samstag Nachmittag ist im Franz-Joseph-Spitale zu Wien der Professor der Wiener Technischen Hochschule, Rudolf Mayer, nach längerem schweren Leiden gestorben. Professor Mayer, der nur das Alter von 38 Jahren erreicht hat, war vor fünf Jahren zum ordentlichen Professor für Baumechanik und graphische Statik ernannt worden. Er hat sich besonders durch seine Eisenkonstruktionen in der neueren Wiener Baugeschichte einen Namen gemacht. — Der mit Titel und Charakter eines Adjunkten bekleidete Assistent der Universitätssternwarte in Wien, Dr. Friedrich Bidschof, ist zum Adjunkten am astronomisch-meteorologischen Observatorium in Triest ernannt worden. — Dr. Meinhard Pfaundler ist als Privatdozent für Kinderheilkunde an der medizinischen Fakultät der Universität in Graz und der Adjunkt bei der Lehrkanzel für Physik Dr. Joseph Tuma als Privatdozent für Physik an der deutschen technischen Hochschule in Brünn zugelassen worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Privatdozent in der theologischen Fakultät der Hochschule Basel lic. theol. Paul Wernle ist zum außerordentlichen Professor für neuere Kirchengeschichte ernannt worden.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg starb am 28. November im Alter von 52 Jahren der durch zahlreiche populäre naturwissenschaftliche Werke bekannt gewordene W. Joersen, der seit 1881 Bibliothekar des hiesigen technologischen Instituts war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. v. Bezold: Theoretische Betrachtungen über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Luftfahrten des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900. — Multatuli: Millionen-Studien. Minden, Bruns 1900. — L. Marholm: Buch der Todten. Mainz, Kirchheim 1900. — S. Christ: Hans Hasmonai. Ebd. 1900. — Dr. W. Busch: Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 und 1870/1871. Tübingen, Schnürlen 1900. — Kopp: Anleitung für den bayerischen Gemeindeschreiber und Standesbeamten. Zweite, vollständig umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Würzburg, Stahel 1901. — A. Dreselly: Grabschriften, Marterl-, Bildstöckl- und Todtenbrett-Verse, Hausinschriften etc. Zweite, vollständig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg, Pustet. — R. Szutsek: Das praktische Wetterschießen. Graz, Wagner 1900. — August Zeiß: Meine Kunstsammlung. Mit 76 Lichtdrucktafeln und 39 Textbildern. Leipzig und Berlin, Seemann 1900. — H. Salus: Susanna im Bade. Reigen. München, Langen 1901. — J. Reißner: Bilder aus der Irrenanstalt. Berlin, Salle 1900. — Prof. Dr. Ad. Hochheim: Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra. Heft 1. Sechste, ergänzte Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Abr. Levy's Philosophie der Form. Berlin, Ebering 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kassaner in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 5. Dezember. Nummer 279.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Erzfelder der norrbottnischen Lappmark und die Ofoten-Bahn.

Von Heinrich Saller (München).

II.

In Gellivara beginnt, wie bereits erwähnt, die z. Z. im Bau befindliche Ofoten-Bahn. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Norrbotten — Oktober vorigen Jahres — war der Bahnkörper auf ungefähr 105 Kilometer bis in unmittelbare Nähe der berühmten Erzberge Kirunavara und Luossavara schon nahezu fertiggestellt, und es war auch schon die Schienenlage bis etwa auf die letzten 10 Kilometer den genannten Bergen nahegerückt. Täglich verkehrten von Gellivara, als dem Sektionssitz der schwedischen Bauleitung, ausgehend, Materialzüge mit Schienen u. s. w. auf der neuverlegten Strecke, und wir erwirkten uns die Erlaubniß zur Benutzung eines solchen.

Ein strahlender klarer Himmel wölbte sich über Gellivara, als wir an einem kalten Oktobermorgen unsre Tour antraten. Nur über der schweren Steinmasse des Dundret lag ein leichter Nebel. Unmittelbar hinter Gellivara zieht die Bahn längs des Siäkaträsk, eines ziemlich schmalen langgestreckten Sees mit freundlichen Ufern, hin. War die Bahn südlich von Gellivara durch sehr öde und ihrer Natur nach äußerst einförmige Gegenden gegangen, so ändert sich das Bild sofort, sobald man nördlich von Gellivara kommt. Schon kurz hinter dem Siäkaträsk sieht man westlich zeitweise hinter den öden Sümpfen, welche den Vordergrund einnehmen, die schneebedeckten Hochgebirge im Sonnenlichte schimmern. Zahlreiche Seen und Wasserläufe tragen dazu bei, das Bild zu beleben. Die Bahn ist nach amerikanischer Art vorderhand nur ganz provisorisch hergestellt. Da geht es lustig hinauf und hinunter, Flüsse und Bäche sind mit festgezimmerten Holzgerüsten provisorisch überbrückt. Kommt es ja doch in diesen unwirthlichen, fast aller Wege entbehrenden Gegenden vor allem darauf an, einmal Bresche zu machen und den später nachzuliefernden Materialien für den definitiven Bahnausbau Zugang zu schaffen. Bald hält der Zug an dem mächtigen breiten Linaelf-Uebergang. Buntes Leben und Treiben ergötzt hier das Auge. Die Wohnstätten für einen größeren Arbeitertrupp sind daselbst konzentrirt. Eine Masse provisorischer Holzhütten, kleine erbärmliche Buden mit langen, schwarzen Kaminrohren am Dach, liegen ringsum in dünnem Gehölz zerstreut, ohne Planmäßigkeit und Ordnung, und bieten im ganzen einen Anblick, wie wir uns vielleicht Klondyke tief drüben in Amerika vorstellen. An dieser Stelle hat die Bauleitung auch eine der größten Lebensmittelverkaufshütten errichtet, die mit allem nur irgend Erdenklichen wohl versehen scheint. Nach längerem Aufenthalt geht die Fahrt wieder weiter, und unweit des Kaitumelf erreicht die Bahn mit 550 Meter über dem Meere ihre Maximalhähe. Auch hier findet sich eine Arbeiterkolanie. Als es Abend geworden war und wir zirka 60 Kilometer von Gellivara mit dem Materialzug zurückgelegt hatten, hielt derselbe, und wir mußten unsre Fahrt auf einer bereitgestellten Draisine fortsetzen. Die dort oben gebräuchlichen Draisinen sind überaus zierlich und leicht gebaut. Ein schmales Brett oben in luftiger Höhe gibt den Sitz ab für drei Personen, von denen die mittlere den Triebhebel handhabt.

Schwarz senkte sich die Nacht herab über die eintönige Wildniß, ein scharfer Luftzug machte die herrschende Kälte doppelt fühlbar und den Aufenthalt auf unsern luftigen Sitzen nicht gerade behaglich. Die Sterne funkelten am Himmel, und am Harizont schoß des Nordlichts geisterhafter Schein seine fahlen Blitze. Kein Laut, kein Tan ringsum, nur das einförmige Klappern unsres Fahrzeugs auf den bereiften Schienen. Es ist etwas eigenartig Feierliches, Geheimnißvolles um diese nordische Einsamkeit mitten in diesen dunklen steinbesäten Steppen und den mit hohem Gras überwachsenen Sümpfen. Das Spiel des Nordscheins, es dünkte uns wie aus einer anderen Welt kommend, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgten wir den stets wechselnden Strahlenbildern. Doch bald mahnte uns die herrschende Kälte, aus unsern Träumen zu erwachen und uns einzuhüllen, so gut es gehen wallte. Unsre Fahrt zog sich länger hin, als wir meinten, auf den bereiften Schienen wollte die Draisine nicht laufen, und nachts 1 Uhr war es, als wir, nachdem wir noch die lange Holzbrücke über den Kalixelf passirt, am Ende der Schienenlage anlangten; noch waren es von hier 2 Stunden angestrengten Marsches durch die öde Wildniß bis zu den nächsten menschlichen Wohnstätten in Luossavara. Auf einem unbeschreiblich schlechten Fußweg wanderten wir in schwarzer Nacht durch die einsame Wildniß. Endlich wird es heller; durch das dünner werdende Gestrüpp erkennt man die graue Wasserfläche des Luassajärvi, links davon das schwarze langgezogene Bergmassiv des Kirunavara, und rechts etwas im Hintergrunde den dunklen Kegel des Luossavara. An den Ufern des Sees, auf etwa eine Viertelstunde zerstreut, bemerken wir bald eine Kolanie neu errichteter primitiver Holzhütten. Es ist Luossavara. Heute kennt noch kein Mensch, der nicht speziell über den Bau der Ofotenbahn gelesen hat, diesen Namen. Erst vor ein paar Jahren ist der Ort anläßlich des Bahnbaues entstanden; sein Name wird vielleicht in kurzer Zeit viel genannt sein; denn hier wird der ganz enorme Erzreichthum der beiden Berge Kirunavara und Luossavara zur Verfrachtung kommen, und eine große Stationsanlage von 4 Kilometer Länge, die größte Schwedens, wird hier erbaut werden.

Die nächsten Tage wurden mit Streifereien in der interessanten Umgebung und auf den beiden vorgenannten Bergen ausgefüllt. Der Kirunavara und Luossavara liegen ungefähr unter 67° 50' n. B. in der Mitte zwischen den Flußgebieten des Kalixelf und des Torneelf. Ihre höchsten Gipfel erreichen 749, bezw. 729 Meter über dem Meere, während der Seespiegel des zwischen beiden befindlichen Luossajärvi 500 Meter über dem Meere liegt. Der Abstand der beiden Berge von dem schwedischen Ostseehafenplatz Luleå ist längs der Bahnlinie gemessen 309 Kilometer, von dem Victoriahafen am norwegischen Ofotenfjord 173 Kilometer. Es wird sich also wohl schon wegen der geringeren Entfernung, abgesehen von den sonstigen Vorzügen des norwegischen Hafens, die Erzabfuhr hauptsächlich zum Atlantischen Ozean lenken. Vom Victoriahafen wird wohl ein großer Theil des Erzes nach England und Deutschland verfrachtet werden, aber ein anderer Theil wird wohl bald in großen Hochofenanlagen, welche in dem jetzt so stillen Fjord entstehen werden, verarbeitet werden, und die Erz entführenden Schiffe werden als Retourfracht Kokes und Kohlen bringen. Norwegen, Dänemark und nicht zuletzt das durch die Ofotenbahn erschlossene nördliche Schweden und Rußland werden ein dankbares Absatzgebiet für das produzirte Eisen bilden. Fast auf allen Seiten sind die beiden Berge von weitgestreckten Sumpf- und Moormarkungen umgeben, aus denen nur hier und da kleinere Höhenzüge sich erheben. In dieser Umgebung macht insbesondere der langgestreckte Kirunavara einen ganz imponirenden Eindruck. Dieser wird noch gesteigert, wenn wir den Berg besteigen und finden, daß sein gewaltig langer schwarzer Kamm aus Eisenerz besteht, und zwar ohne Einmengung fremder Bergarten. Am ganzen Rücken des langgestreckten Kirunavara und auch auf der obersten Spitze des kegelförmigen Luossavara liegt das Erz vollständig bloß. Nur in den schmalen Klunsen und Spalten hat sich dürftiges Erdreich angesetzt, und hier wachsen allerlei fremde Kräuter und Moosarten.

Vereinzelt finden sich über den ganzen Berg vertheilt meist aus rothem Granit bestehende abgerundete Findlingsblöcke, Zeugen von dem früheren Wirken jenes großen skandinavischen Gletschers, dessen Gebiet, wie behauptet wird, weit über Irland hinaus, bis nach Thüringen und zum Ural in Rußland sich erstreckte. An den Hängen der Berge ist das Erz und dessen Nebengestein von Moränenschutt und geschichteten Kies- und Sandlagern bedeckt. Oben fehlt jede Vegetation, weiter unten finden sich Weidenbüsche und kleine verkrüppelte Birken, sog. Haar- oder Ruchbirken. Das Erz kommt in stockförmigen Massen vor. Nebengestein ist im Liegenden sowohl wie im Hangenden Porphyr. Der ganze Rücken des Kirunavara ist von einem einzigen zusammenhängenden, südnördlich streichenden Erzstock von zirka 3 Kilometer Länge gebildet. Daneben finden sich aber noch verschiedene isolirte Malmlager. Aus natürlichen Ausbissen in der Nähe des Luossajärvi und an verschiedenen Stellen des Sees beobachteten Alterationen des Bergkompasses läßt sich sogar schließen, daß sich der Malmstock des Kirunavara ununterbrochen noch weit unter dem See durchzieht. Der Berg ist längst von einer Gesellschaft, welche sich im wesentlichen mit der von Gellivara deckt, eingehendst untersucht und in Mutungsbezirke eingetheilt. Zahlreiche Diamantbohrungen wurden an vielen über den ganzen Berg vertheilten Stellen bis zu 150 Meter Teufe ausgeführt. Die Bohrkerne geben ein interessantes Bild von der Erzbeschaffenheit im Berginnern. Im Jahre 1875 wurde eine genaue topographische und geologische Kartirung des Kirunavara gemacht und es wurde dabei der Berg in eine Menge einzeln bezeichneter und benannter Kuppen aufgetheilt; da findet sich ein Gipfel mit dem Namen Wachtmeister, einer heißt Grubeningenieur, ein anderer Geologe, ein weiterer Bergmeister u. a. Die höchste Erhebung ist der Staatsrath mit 249 Meter über der Seeoberfläche. Die Breite des zutage tretenden Erzstockes wechselt zwischen 60 und 260 Meter. Der winkelrechte Abstand zwischen dem Hangenden und Liegenden schwankt zwischen 34 und 152 Meter. Das Einfallen des Erzes ist durchschnittlich zwischen 50° und 60° O anzunehmen. Auf Grund der gemachten Bohrungen und Messungen hat man auch eine Berechnung der zu erwartenden, wohl durchweg ohne Tiefbau zu gewinnenden Malmmassen angestellt und man hat gefunden, daß das über dem Niveau des Luossajärvi zu erwartende Erzquantum des Kirunavara 48 Millionen Kubikmeter, d. i. 215 Millionen Tonnen beträgt; würde man noch etwa 200 Meter unter die Seeoberfläche gehen, so würde sich die ganze Ausbeute vielleicht auf 700 Millionen Tonnen belaufen. Es ist dies das größte Erzvorkommen Schwedens und so weit bis jetzt bekannt, der Erde überhaupt. Um den angeführten Zahlen richtige Würdigung zu verschaffen, sei nur angedeutet, daß z. B. im Jahre 1896 die Eisenerzerzeugung der ganzen Erde auf 66 Millionen Tonnen geschätzt wurde.

Wie die beiden Berge durch die Unermeßlichkeit des Erzes vor allen anderen bis jetzt bekannten Gruben der Erde hervorragen, so ist auch die Beschaffenheit des Erzes sowohl der Struktur wie auch der chemischen Zusammensetzung nach eine vor allen übrigen ausgezeichnete. Das Erz ist ungewöhnlich dicht und hart, die Bruchflächen sind bald muschelig und stark glänzend, bald matt, aber nur sehr selten krystallinisch. Bei Sprengungen zerbricht das Erz wohl in einzelne Stücke, aber Mullbildung kommt kaum vor. Und was die chemische Zusammensetzung betrifft, so bemerken wir vor allem das fast vollständige Fehlen fremder Mineralien, mit Ausnahme von Apatit; wir haben dieses Mineral schon bei der Beschreibung der Gellivaragruben erwähnt. Diese Phosphateinmengung ist der Quantität nach sehr wechselnd, mitunter allerdings nicht unbedeutend. Das Erz ist fast ausschließlich Magnetit — bekanntlich das reichste Eisenerz —, der Eisengehalt schwankt im allgemeinen zwischen 60 Proz. und 71 Proz., geht aber ausnahmsweise noch höher. Zum Vergleich sei bemerkt, daß z. B. Deutschlands Erz im Durchschnitt mit 35 bis 40 Proz. Eisengehalt zu schätzen ist. Der Phosphorgehalt ist sehr wechselnd, er geht von 0.03 Proz. bis zu 4 Proz., vereinzelt sogar bis 6 Proz. Ein Schwefelgehalt über 0.05 Proz. wurde nur ausnahmsweise beobachtet. Der Gehalt an Titansäure ist in der Regel verschwindend, nur selten ist ein solcher bis zu 1 Proz. zu bemerken.

Von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie am Kirunavara zeigt sich auch das Erz des Luossavara. Die Quantität desselben ist allerdings nicht so bedeutend; bis zur Seeoberfläche wurden 18 Millionen Tonnen Erz berechnet; was darunter zu finden ist, läßt sich zur Zeit kaum feststellen. Einen weiten und eigenartigen Blick genießt man, wenn man dem bald leicht abgerundeten, bald steil abgebrochenen Bergkamm des Kirunavara entlang geht. Das Erz ist hier fast gleichmäßig mit hellgrüner Flechte überzogen. Was an Aussicht geboten ist, ist nichts großartiges, nichts stolz Imponirendes, wie in unsern Hochalpen, aber es liegt ein ganz eigener Zauber stiller Schwermuth über den weiten einsamen Gefilden, die wir überschauen. Zunächst unten steht man die scharf-

geränderte Form des eisumrahmten Luossajärvi, mit seinen sonderbar geformten, kahlen, flachen Inseln; auf der Ostseite des Sees erhebt sich die kegelförmige Gestalt des Luossavara und an dessen Südfuß dehnt sich die gleichnamige, aus nur wenigen Bretterbuden bestehende Ortschaft aus. Der übrige Ausblick aber ist gebildet von unendlich großen, schmutzig gelben Sumpfflächen, wie Silberfäden ziehen sich zahlreiche, häufig zu schmalen Seen sich erweiternde Wasseradern hindurch, scharf zeichnen sich die Umrisse großer dunkler Tannenwälder und dazwischen wieder steigen sanfte von Gestrüpp mäßig bewachsene Hügel empor. Im Norden aber heben sich wie ein Glorienschein über der ganzen Landschaft hochragende schneegedeckte Bergriesen mit ungezählten hellblau schimmernden Gletscherflächen vom Horizont ab. Sie sind so nah, vielleicht in zwei Tagmärschen zu erreichen. Da drinnen hausen die Wölfe, der Bär und manch nordisches Gethier, da ziehen die Lappen mit ihren ungeheuren Renthierherden und harren der Zeit, wo auch heraußen in den Vorbergen und im Flachland der Winter sein gestrenges Regiment aufgerichtet und Flüsse und Seen in eisige Fesseln geschlagen hat, um ihre Herden dem Meere zuzutreiben und vielleicht auch an den jetzt so todten Ufern des Luossajärvi ein lebendiges Bild urwüchsigen Nomadenlebens zu entfalten.

Wie ganz anders wird in ein paar Jahrzehnten wohl der Blick vom Kirunavara sich gestalten. Dort unten längs der Luossajärvi zieht sich dann eine 4 Kilometer lange Eisenbahnstation hin mit vielen großen Gebäuden und einem wirren Netz von Gleisen; dahinter dehnt sich eine große Bergwerksstadt mit rauchenden Kaminen, mit Werkstätten, Fabriken, Kirchen u. s. w. aus; aus finster klaffenden Schluchten, die in das Massiv des Kirunavara gebrochen sind, krachen die Sprengschüsse und drüben vom Luossavara antwortet das Echo. An den Ufern des Luossajärvi, da wo jetzt nur hier und da einige Fischerlappen ihre armseligen Zelte aufgeschlagen haben, erhebt sich manch stolzer Bau und manch vornehmes Hotel, den vielen Fremden, welche die landschaftlichen Reize des erschlossenen Norrlandes zu bewundern kommen, gastlichen Raum zu bieten. Den Spiegel des Luossajärvi durchfurchen Dampfboote, Segelschiffe und Kähne, und durch die weiten Fluren, die wir übersehen, schlängelt sich ein erzbeladener Zug nach dem anderen, und jeder derselben trägt mit dazu bei, in alle Welt hinauszustreuen den Segen der schlummernden Millionen.

Deutsche Arbeit in Böhmen.[1])

Im weiten Bogen wird das Land Böhmen von einem Gebiet umspannt, das seit Jahrhunderten seßhafte deutsche Bevölkerung trägt. Fast 38 Proz. des Gesammtflächeninhalts des Landes umfaßt dieses geschlossene deutsche Sprachgebiet. Waldreiche, an Erzen und Kohle ergiebige Gebirge umranden es, breite, von Schiffen und Kähnen belebte Flüsse durchziehen es, freundliche Städte erheben sich in reicher Anzahl. Hier entspringen segensreiche Heilquellen, hier dehnen sich fruchtbare Ebenen, hier lebt eine industriereiche, fortgeschrittene, schulfreundliche Bevölkerung. Und nicht seit heute oder gestern begegnet man hier den Segnungen deutscher Kultur. Schon im 13. Jahrhundert stand das Deutschthum in voller Blüthe, nicht nur in jenen auch heute deutsch erhaltenen Gebieten, auch in der Landeshauptstadt Prag und in solchen Gegenden des Landes, in denen jetzt die Deutschen in der Diaspora leben. Bereits unter den letzten Przemysliden trug das Hof- und Residenzleben deutschen Charakter. Mit den deutschen Einwanderern kamen aber auch die Keime eines freien Bürger- und Bauernstandes ins Land, durch sie bildete sich ein Mittelstand, der vom Adel unabhängig und ihm gleichwerthig war, der das Land aus den starren Formen des feudalen Ackerstaates befreite und westeuropäische Gesittung einführte. Die Deutschen waren aber die Erbauer jener blühenden Städte, von denen der slavische Stamm nichts wußte, und für die deutsches Stadtrecht maßgebend war, sie errichteten Dörfer auf freierer Grundlage und in ihrem Gefolge stellte sich Handel und Gewerbe ein. Kein Wunder also, daß diese deutschen Ansiedler, daß namentlich die deutsche Gemeinde in Prag sich der vollsten Gunst der weltklugen böhmischen Könige, der Ottokar und Wenzel, erfreute. Was die Stellung der Deutschen im Böhmen von vornhinein zu einer gefestigten machte, das war die enge Verbindung des Landes mit dem Gesammtreich. Schon seit dem elften Jahrhundert war Böhmen ein Fürstenlehen und diese staatsrechtliche Stellung behielt es im wesentlichen bei. Durch Heinrich IV. wurde der Böhmenherzog zum König erhoben. Philipp, später Friedrich II. bestätigten ihn in seiner Würde. Deutsche Amtsführung und deutsche Sprache blieb für das deutsche Gebiet unangetastet. Gewisse Aenderungen brachte das Interregnum, die Schlacht auf dem Marchfeld, dann die goldene Bulle, alle aber betrafen nur die Stellung des Böhmenkönigs im deutschen Reiche. Durch Ferdinand I. erfolgte 1526 die bleibende Erwerbung Böhmens für das Haus Oesterreich; eine allgemeine Zentralstelle, ein allgemeiner österreichischer Reichstag war die Folge. Maria Theresia und ihre Nachfolger schritten auf den Bahnen Ferdinands weiter.

Nicht ganz leicht ist die Frage nach der Urheimath der deutschen Ansiedler zu beantworten. Man unterscheidet eine niederdeutsche und eine mitteldeutsche Einwanderung. Die $2\frac{1}{3}$ Millionen deutscher Bewohner Böhmens gliedern sich in vier Stämme: Bayern und Oberpfälzer im Westen, Obersachsen im Norden, Schlesier im Osten. Jede Gruppe scheidet sich scharf durch das Gebiet ihrer Niederlassung, ihre Mundart, ihre Bräuche, ihre Volksliteratur, selbst durch ihr Aeußeres und ihre Beschäftigung. Gleich vom Anbeginn fehlte es den Deutschen Böhmens nicht an reger Bethätigung in jeder Form des geistigen Lebens. Sie nahmen an der Entwicklung der Literatur lebendigen Antheil. Schon um 973 lassen sich deutsche Lieder in Böhmen nachweisen. Am Hofe Wenzels I. finden deutsche Minnesänger und Spruchdichter Aufnahme, Epiker, wie Heinrich von Freiberg und Ulrich von Eschenbach, entstammen böhmischen Geschlechtern, andere deutsche Dichter des Mittelalters nehmen Aufenthalt in Prag. Unter Karl IV. und seinem Kanzler Johann von Neumarkt blüht der Humanismus in Böhmen. Das geistliche Lied findet Pflege, wichtiger sind die Denkmale deutscher Prosa, wie sie Rechtsurkunden, geistliche Spiele, Bibelübersetzungen, das berühmte Gespräch vom Ackermann aus Böhmen übermitteln. Eine Epoche für die ganze neudeutsche Schriftsprache bedeutet die Kanzlei der Luxemburger. Die Reformation brachte das deutsche Kirchenlied im Erzgebirg zur Blüthe, aus dem 16. und 17. Jahrhundert besitzen wir Predigten, einzelne Spuren des Meistergesanges, Volkslieder, gelehrte Städtedichtungen, das humanistische und jesuitische Schuldrama, Lieder über geschichtliche Ereignisse, wie die Episode vom Winterkönig. In einem eigenthümlichen Dornröschen-Zustand liegt die deutsche Literatur Böhmens im 18. Jahrhundert. Erst die josephinische Renaissance begünstigt den Anbruch einer neuen Zeit, die unter dem Einfluß heimischer Aristokraten (Graf Sternberg), reichsdeutscher Schriftsteller (A. G. Meißner), fahrender Komödianten und der Universität steht. Gottsched, Wieland, Klopstock, Schiller kommen zu später Wirkung, Goethe tritt in persönliche Beziehungen zum Lande, und ein durch lebendige Beobachtung der Natur besonders wirksamer Dichter, Karl Egon Ebert,

---

[1]) Deutsche Arbeit in Böhmen. Herausgegeben von Hermann Bachmann. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Berlin, Concordia 1900.

findet die Beachtung des Altmeisters. Das Jahr 1848 erzeugt den Sturm und Drang, aus dem Talente wie Alfred Meißner und Moritz Hartmann hervorragen, es zeitigt aber auch Dichter, die sich von der Welt abkehren, wie den „Naturrealisten der Novelle“, Adalbert Stifter. Nach der Revolution macht sich in der Dichtung ein starker Zug zum Volksthümlichen bemerkbar, vortreffliche Volksdichter, wie Stifter, Rank, Meßner, Reich, Uffo Horn, L. Kompert treten auf. Meißner wirkt im politischen Roman, Hartmann durch ausgezeichnete Novellen. In der Lyrik stehen Dichter und reimfrohe Dilettanten noch in den siebziger Jahren im Banne der literarischen Hauptströmungen ihrer Zeit. Heute wirkt in der Heimath und Fremde eine stattliche Phalanx von Autoren deutschböhmischer Herkunft, unter denen mancher Name von Verdienst und Klang sich findet. Auch an selbständiger deutscher Kunstbethätigung hat es in Böhmen seit einem halben Jahrtausend nicht gefehlt. Zuerst fand die deutsche Kunst ihr Heim in den Klöstern, die von deutschen, zumeist bayerischen Orden begründet worden waren. Die Orden und die Weltgeistlichen sorgten für Errichtung von Kirchen. Auch die Przemysliden zogen deutsche Künstler nach Prag; vollends die Luxemburger, unter deren Herrschaft der große deutsche Dombaumeister Peter Parler wirkte und in Prag die erste deutsche Malerzeche gegründet wurde. Nach dem Stillstand infolge der Hussitenstürme erfolgte eine neue Blüthezeit deutscher Kunst unter Rudolf II., die auch noch dem 30jährigen Kriege noch fortwirkte. Selbst im 18. Jahrhundert, das in Böhmen das Kennzeichen einer allgemeinen Stagnation trug, vermochen deutsche Künstler und Kunstfreunde die Verhältnisse für ein deutsches Kunstleben späterer Zeit vorzubereiten. In unsern Tagen haben Künstler wie Führich, Emanuel und Gabriel Max den Deutschböhmen in aller Welt Ehre gemacht. Mit Literatur und bildender Kunst hielt die Entwicklung der Musik nicht ganz gleichen Schritt. Zwar ertönte schon in den Klöstern deutscher Kirchengesang, zwar bietet der Aufenthalt der Minnesänger an Wenzels Hof im Verein mit den späteren Marienbrüderschaften und gewissen handschriftlich überlieferten Melodien die Gewähr, daß deutscher Sang in Böhmen niemals verklungen ist. Auch das protestantische Kirchen- und Schullied, Prags deutsches Musikleben unter Rudolf II., dies alles zeugt von der Pflege deutscher Musik in Böhmen. Für die neuere Zeit aber gilt es, sich mit der überaus regen Entwicklung des Virtuosenthums, mit der begeisterten Aufnahme, die deutsche Meister in Prag fanden, mit einem ausgebreiteten Konzert- und Theaterleben zu begnügen. Deutsche Bühnenkunst hingegen fand in Deutschböhmen von jeher, zumal in Verbindung mit der Prager Universität, reichliche Pflege. Seit 1783 besitzen die Deutschen Prags eine ständige Landesbühne, seit 1888 ein durch eigene Opferwilligkeit erbautes, prächtiges Schauspiel- und Opernhaus, in dem sich nicht nur alle künstlerischen, sondern auch alle politischen und sozialen Eigenthümlichkeiten des Landes kräftig wiederspiegeln. Kunst und Wissenschaft gingen nirgends enger handinhand als in Deutschböhmen. Dafür zeugen die Prager deutschen Hochschulen, die alte deutsche Universität, die seit 20 Jahren eine ungestörte nationale Entwicklung nimmt, und das Polytechnikum. Dafür zeugt aber auch ein blühendes deutsches Schulwesen, dessen imposante Ausgestaltung am besten einige Ziffern darthun. Es ist das denkbar günstigste Zeugniß für die Reife einer Bevölkerung, wenn etwas über zwei Millionen Deutsche in Böhmen 2339 deutsche Volks- und Bürgerschulen, 50 Gymnasien, Realschulen und höhere Handelsschulen, 137 gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschulen, 137 land- und forstwirthschaftliche Anstalten, 181 Kindergärten, dazu Lehrerbildungsanstalten, Mädchenschulen und industrielle Fachschulen aller Art in Anspruch nehmen. Ein solches Schulwesen ist nur in einem Lande, in dem Industrie und Gewerbefleiß auf höchster Stufe stehen, möglich. Nach jahrhundertelangem Zunftzwang und einer Gewerbefreiheit von fünf Jahrzehnten hat denn auch die deutsche Industrie in Böhmen einen geradezu erstaunlichen Umfang eingenommen. Kaum ein Gebiet, kaum ein Material, das dem industriellen Unternehmungsgeist offen steht, ist in Deutschböhmen unvertreten. Hier blüht der Bergbau, die Steinschleiferei und Kalkbrennerei, die Thon-, Glas-, Porzellan-, die Eisen- und die sogenannte Gablonzer Industrie, die Erzeugung von Instrumenten und Maschinen aller Art, die Fabrikation und Verarbeitung von Holz, Leder, Schafwolle (Teppiche), Baumwolle, Seide, Leinen, Spitzen, Papier, endlich die Bierbrauerei und die chemische Industrie. Neben solchem außerordentlichen Aufschwung der Großindustrie bewegt sich das Kunstgewerbe, das Handwerk, die Hausindustrie, die durch Jahrhunderte unter deutscher Führung standen, zwar naturgemäß in absteigender Linie, aber auch diese Form der Gewerbsthätigkeit behauptet in manchem Gebiete, vor allem aber in der Spitzenklöppelei, eine ansehnliche Höhe. Eine eigenartige wirthschaftliche Einwirkung geht von den berühmten, massenhaft besuchten Badeorten aus. Inmitten dieses reichen und fortgeschrittenen Stückes deutschen Landes erhebt sich neben vielen anderen blühenden Städtewesen Prag, dessen Architektur wie ein Grundriß deutscher Kunstgeschichte anmuthet, der Sitz der deutschen Hochschulen und Kunstinstitute und einer weit verzweigten Vereinsthätigkeit, die den Kern nationaler Selbsthülfe in sich trägt.

Die Kenntnisse, die wir im Vorstehenden zu skizziren trachteten, entnehmen wir dem uns vorliegenden stattlichen Bande, der deutscher Arbeit in Böhmen gewidmet ist. Der Herausgeber, Hermann Bachmann, hat mit dieser Publikation eine nationale That vollbracht, die ihm die weitesten Kreise Deutschgesinnter danken werden. Mit Recht hebt er in seiner Einleitung hervor, daß heute der Sinn der „böhmischen Frage“ allen Deutschen in Oesterreich wie im Reiche aufgegangen ist, daß man heute nicht mehr daran zweifelt, die Zukunft von Oesterreichs Deutschthum werde sich auf böhmischem Boden entscheiden. Zur Kräftigung des nationalen Widerstands der Deutschböhmen, zur Erhöhung des Verständnisses für die Kämpfe in Böhmen bei den Deutschen außerhalb dieses Kronlandes soll das Buch, „ein von redlichem Wahrheitsmuth erfüllter Rechenschaftsbericht des Deutschthums in Böhmen“, dienen. Es soll „eine zuverlässige Quelle sein für Freund und Feind“, ein Kulturdenkmal, das sich frei zu halten weiß vom Haß und Gezänke des Tages. Zwar ist es noch nicht die einheitliche Darstellung deutscher Kultur in Böhmen (auch für diese wird einmal der Tag kommen), aber es sind lebensvolle, einander ergänzende Skizzen, „Kulturbilder“, die hier von erprobten Fachmännern geboten werden und die auch noch den Reiz der Subjektivität für sich geltend machen können. Die Mitarbeiter haben den Stoff folgendermaßen unter sich vertheilt: Gustav Laube: Landeskundlicher Umriß; Ludwig Schlesinger (gleich dem trefflichen Philipp Knoll, leider nicht mehr am Leben): Die Ansiedelung der Deutschen in Böhmen; Adolf Bachmann: Böhmens staatsrechtliche Beziehungen; Adolf Hauffen: Das deutsche Volksthum in Böhmen; Wendelin Toischer: Die ältere Literatur bis 1750; Alfred Klaar: Die neuere Literatur; Rudolf Fürst: Die neueste Literatur; Joseph Neuwirth: Die ältere Kunst; Friedrich Adler: Die neuere Kunst; Richard Batka: Tonkunst; Heinrich Teweles: Bühnenkunst; Philipp Knoll: Wissenschaft; Victor v. Kraus: Schulwesen; Joseph Grunzel: Industrie; Gustav Pazaurek: Kunstgewerbe; Karl Kostka: Handwerk und Hausindustrie; Joseph Bendel: Adel, Bürger- und Bauernstand; Heinrich Kisch: Kurorte; Alfred Klaar: Das deutsche Prag. Daß das Buch seinen Zweck in sich trägt, ergibt sich am deutlichsten aus der Thatsache, daß all diese ernst und sachlich forschenden Männer, Historiker und Statistiker, Nationalökonomen und Literatur- und Kunstkundige zu dem gleichen Ergebniß kommen: deutscher Ursprung, deutsche Muster, deutsche Grundlage, auf die sich eine jüngere slavische Kultur aufbaut, um sich bald von diesen alten Einflüssen abzuzweigen und sich ihnen schließlich feindlich entgegenzustellen. Vielleicht

hätte eine orientirende Karte einen und den anderen Aufsatz noch lehrreicher gestaltet, vielleicht hätte sich auch noch Raum für die Mittheilung volksthümlicher Ueberlieferungen, Sagen, Märchen, Lieder finden lassen. Aber solch kleine Lücken fallen der national-ethischen Bedeutung des Werks gegenüber nicht ins Gewicht. Niemand wird sich mehr der Ueberzeugung verschließen können, daß der Deutsche auf dem Boden, den er der Kultur geebnet hat und auf dem er schaffensfreudig und schaffenskräftig seit Jahrhunderten wirkt, heimathberechtigt ist und daß er hier sein nationales Recht finden muß. Denn, wie es in dem Essay über „Das deutsche Prag" heißt, „Jahrhunderte reden lauter, als das Gezeter des Tages". **Rudolf Fürst.**

Vom Weihnachtstisch.

IV.

x Als ein von der echtesten Pietät zeugendes Prachtwerk, als ein wahres vaterländisches Ehrenbuch verdient die von Hermann Müller-Bohn verfaßte und von Paul Kittel herausgegebene Biographie: „Kaiser Friedrich der Gütige" (Berlin 1900, im Histor. Verlag von Paul Kittel. IV, 556 S. Fol.) gerühmt zu werden. Das Ganze umfaßt drei große Abschnitte. Erst wird der „Werdegang" des edlen Prinzen geschildert, seine Kinder- und Knabenzeit; wir begleiten ihn auf die hohe Schule nach Bonn, auf seinen ersten Ausflügen nach den oberitalischen Seen und Südfrankreich; auf seinen Reisen nach London, wo er das Königskind fand, das ihm zum beglückenden Lebensbunde die Hand reichte. Seine diplomatischen Missionen und im Gegensatz dazu der idyllische Reiz im eigenen Heim runden in anmuthender Schilderung den ersten Theil ab. Dann beginnt seine Heldenlaufbahn im Kriege gegen Dänemark und Oesterreich. Dabei läßt der Biograph seinen hohen Herrn aus dessen Briefen und Tagebüchern, insbesondere über die in Palästina und Aegypten gewonnenen Eindrücke, selbst berichten und wir freuen uns über den scharf beobachtenden Prinzen und über die farbenprächtige Wiedergabe seiner Erlebnisse. Mit größter Spannung folgen wir dem „Sieger von Wörth" nach Frankreich, bewundern die persönliche Einwirkung des Kronprinzen auf die Truppen, seinen Edelmuth, seine Sorge für die Verwundeten und die noble Ehrung des Feindes, auch seinen rückhaltlosen Freimuth bei Differenzen zwischen den militärischen und politischen Rathgebern des Königs. Hatte er im Kriege die begeisterte Verehrung aller seiner Untergebenen erobert, so wurde er nach demselben gleichfalls „Unser Fritz" durch seine ununterbrochene Friedensarbeit als Volkserzieher und Förderer der sozialen Wohlfahrt, durch seine Theilnahme am Genossenschaftswesen, an Arbeiterheimen, Handwerkerkolonien und allen humanitären Bestrebungen, aber auch als Freund der Musen, der Kunst und Wissenschaft. Daß es an unerfüllten Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen nicht fehlte, lag in der Natur der Dinge, in der Fülle von Verkettungen, eine unabänderliche Folge der jeweiligen Zeitlagen, in denen alte und neue Anschauungen sich berühren, durchkreuzen und schneiden. Steter Trost erblühte ihm aus dem schönen Familienleben, welches nur zu rasch eine heimtückische Krankheit zerstörte. Aber auch hier gewinnt der heldenmüthige Dulder unsre vollste Sympathie. Das Werk trägt trotz seiner wohlthuenden Wärme gar keinen apologetischen Charakter; der Hr. Verfasser läßt mit vornehmer Objektivität nur die Thatsachen sprechen; Unrichtigkeiten (wie beispielsweise die Charakterverzeichnungen durch Gustav Freytag) werden nach Gebühr ruhig widerlegt. Die Ausstattung ist sachgemäß, mit 34 meist doppelseitigen Blättern in Schwarz- und Farbendruck, mit 8 Faksimiles von Handschriften und ca. 500 Bildnissen und Illustrationen. Portraits des Gefeierten liegen aus allen seinen Lebensjahren vor; es ist höchst interessant zu sehen, wie dieses schöne, ernste, würdevolle Antlitz sich entwickelte und modellirte. Ebenso merkwürdig aber bleibt die Wahrnehmung, wie dasselbe von verschiedenen Künstlern, von Karl Röchling, A. v. Werner, Adolf Menzel, Ernst Henseler und Anderen immer verschieden, mit völlig subjektiver Auffassung zur fast unkenntlichen Darstellung gebracht wurde. Mit Bismarck war es ebenso der Fall: aus Lenbach, A. v. Werner und Allers kann man sich den eisernen Kanzler beliebig rekonstruiren. Das gleiche Schicksal haben Goethe und Schiller längst schon erfahren: viele ihrer landläufig vervielfachten heutigen Portraits sind geradezu Erfindungen. Und „Unser Fritz" ist ganz nahe daran, in diesen typischen Sagenkreis des Portraits einzutreten. — Das Werk ist in Anbetracht der typographischen Leistung immer noch billig. Es wird in der Folge aber doch noch als „Volksausgabe" erscheinen müssen. Und am meisten würde sich, freilich mit Verzicht auf den größten Theil der luxuriösen Ausstattung, eine textlich gleichfalls gekürzte, handliche Bearbeitung empfehlen, welche ein echtes Volksbuch werden müßte im besten Sinne des Wortes!

Erzherzog Ludwig Salvator hat außer mehreren großen Weltfahrten insbesondere die Länder des Mittelmeeres erforscht und beschrieben. Unter seinen zahlreichen Reiseberichten steht obenan das treffliche große Prachtwerk über die Balearen. Nun hat er auch einen bisher weniger bekannten Theil Aegyptens in Augenschein genommen und die Ergebnisse in seinem neuesten Buch „Ramleh als Winteraufenthalt" (Leipzig 1900, bei Woerl. 151 S. 4°) niedergelegt. Der hohe Autor handhabt nicht allein die photographische Camera, sondern auch den Zeichenstift und verleiht dadurch seinen anziehenden Schilderungen die gehörige bildliche Ausstattung. — In Ramleh entstand in kurzer Zeit eine überraschende Anzahl von wohlgefälligen Bauten, reichen Herrenhäusern, Villen und ganz europäisch-komfortablen Hotels; dieser mit allen Vortheilen des maritimen Klimas ausgestattete Fleck Erde ist von Kairo und Port Said leicht mit dem Dampfroß erreichbar und durch eine eigene Ringbahn in rasche, nähere Zirkulation gebracht. Zwischen den neuesten Ansiedelungen stehen freilich überall die Zelte der Beduinen; diese erweisen sich aber als anspruchslose und liebenswürdige Nachbarn, so daß unser Gewährsmann dem fleißigen Völkchen reichliches Lob spendet. Für gute Straßen, herrliche Gärtnereien, Wasserzufuhr u. dergl. ist vollauf gesorgt; alle Bedingungen zu einem klimatischen Kurort sind vorhanden. Der sinnbetäubende Trubel und die erstickende Luft von Kairo und Alexandrien fehlen dagegen vollständig. — Zu diesen anmuthenden Skizzen gab Dr. Giuseppe Botti, der gelehrte Direktor des archäologischen Museums von Alexandria, der gründliche Kenner der antiken Zustände des Delta, eine eigene Abhandlung. Ueber diesen Grund und Boden ging ein riesiges Stück Weltgeschichte. Hier liefen die Militärstraßen der Perser, Makedonier und Römer. Bei der Villa des Grafen Menandro Zizinia, in dem durch ein stattliches Kasino belebten San Stefano, begann die Kavallerie-Attacke zwischen den Truppen des Antonius und jenen des Octavian, in Sicht der wechselseitig fraternisirenden beiden Flotten! Antonius floh durch die Porta Rosetta und nahm sich das Leben. Ringsum liegen die Gräber von Heiden, Christen, Armeniern, Katholiken, Juden und Moslims; über Tempelruinen, antike Paläste, Katakomben, Moscheen und Trümmer führt heute der eiserne Schienenweg, an welchen sich eine Reihe von Neubauten lehnt, die in ihrer zierlichen, malerischen und doch zweckmäßigen Bauart vielen Münchener Zinshäusern im sog. Renaissancestil die Wette bieten. — Kein Ort am Mittelmeer verfügt bei einem für Winter und Sommer gleich angenehmen Aufenthalt über so rasche Mittel, um nach Belieben Kühle oder Wärme aufzusuchen, wie Ramleh. „Zur Winterszeit genügen einige im Schlafwagen des Eisenbahnzuges zugebrachte Nachmittagsstunden und eine einzige Nacht, um schon am Vormittag des nächsten Tages, umfächelt von Luksors lauen Lüften, an den Wundertempeln von Karnak und an den Memnon-Kolossen wandeln zu können." Ebenso leicht ist der Libanon zu erreichen. Nur vier Stunden ist Ramleh von Kairo entfernt; fährt man von da nachmittags weg und trifft um 8 Uhr abends in Port Said einen der Messagerie-Dampfer, der uns über Nacht nach Beyrut bringt, so kommt man gerade noch rechtzeitig, um den Frühzug nach Damaskus benutzen zu können und vormittags in dem stattlichen, bequemen Hotel zu Ain Sofar einzutreffen, woselbst man in der erquickendsten Kühle des Libanon frühstücken kann. Und nicht weniger nahe liegt der Sinai. Ob dieser auch noch in die Reihe der Luftkurorte promovirt wird? Eine Zahnradbahn auf den Berg der Offenbarung wurde ernstlich ventilirt;

die Ausführung ist wohl keine dringliche „Frage der Zeit“. Vorerst unterwinden sich nur „Pilger“ und Gelehrte der trotz jener Dampfschiffverbindung zwischen Suez und Tur immer noch strapaziösen Expedition. Auch die „Sinai-Fahrt“ von Adolf Keller (Frauenfeld 1901, bei J. Huber. 170 S. kl. 8⁰) verfolgte in erster Reihe wissenschaftliche Zwecke. Seit der Auffindung jenes übrigens doch überschätzten Kodex durch Tischendorf haben neuerdings die zarten Hände der englischen Damen Mrs. Lewis und Gibson — auch ein Beitrag zur Frauenfrage! — indem sie die arabischen und aramaischen Handschriften durchsuchten, neue, erhebliche Funde zutage gebracht. Infolge dessen wurden alle diese Schätze genau katalogisirt und der Obhut eines sachverständigen Bibliothekars unterstellt. Auch in Berlin regte sich das Interesse dafür. Im Auftrage des Prof. Dr. Frhrn. v. Soden wurden die Theologen Kand. Glaue und Lic. Knopf im Sommer 1898 nach dem Katharinen-Kloster abgesendet und denselben zur Vollendung ihrer angestrengten Thätigkeit noch unser Berichterstatter nachgeschickt. Kein Wunder, daß die Sinaiten, die daselbst nicht alle bloß in Beschaulichkeit, sondern, wie im palästinälschen Mar-Saba, in einer Art Strafanstalt leben, jetzt ganz ungeheuerliche Begriffe hegen von der Unschätzbarkeit dieser Codices, welche am besten zu weiterer Nutzbarmachung und leichteren Zugänglichkeit nach der Sinaiten-Filiale in Kairo übergeführt werden dürften. Hr. Keller gibt in seinem vorgenannten Buche weniger Bericht von seinen exegetischen Forschungen, dafür bestrebt er sich, Auge und Ohr offen zu halten und seine für ein weiteres Publikum passenden Eindrücke mitzutheilen. „Mir kam es mehr darauf an, die immerhin nicht alltäglichen Reise-Erlebnisse anschaulich zu schildern, den Stimmungsgehalt einer Landschaft zum Ausdruck zu bringen, die nach gewöhnlichem Urtheil für öde und trostlos gilt und durch den Anschauungsunterricht der Wüste zu lernen, was für das Verständniß der Anfänge des israelitischen Volkes und seiner Religion aus Land und Landesbrauch zu lernen war.“ Er geleitet uns nicht allein durch das Konglomerat des Klosters und der dortigen romanischen Basilika, sondern auch auf die Spitze des Sinai (wo unser Gewährsmann ganz allein eine wunderbare Nacht verbrachte) und des Djebel Katherin. Dagegen hinderte ihn sein zerfetztes Schuhwerk an der völligen Besteigung des Serbal — der übrigens hier, gegenüber den Konjekturen von Ebers, nach seiner angeblich historischen Rolle als „ehemaliger Sinai“ wieder in den gehörigen Hintergrund gerückt wird. Sehr interessant sind die Mittheilungen über die verschiedenen Stämme, Sitten und Eigenheiten der Beduinen. Die Rückreise führte über Firan (das alte Paran, wohin E. H. Palmer, der gründlichste Topograph der Sinai-Insel, die große Amalekiter-Schlacht bei Raphidin verlegt, in welcher die bisher friedlichen Söhne Israels den Krieg erlernten), über das durch seine seltsamen nabatäischen, zuerst von E. Beer, F. Tuch und Heinrich Brugsch enträtselten Bilder-Inschriften berühmte Wadi Sidder und Wadi Mokatteb (daselbst auch der Gebel Hettatin, wörtlich der „bekritzelte Berg“), wo im 8. und 9. Jahrhundert große Festmärkte mit Kampfspielen, Wettläufen, Fechtern, Kamelwettrennen und Kunstreiterproduktionen der Beduinen stattfanden — ein reich illustrirtes, viele Jahrhunderte umfassendes, steinernes Autographen-Album, in dem sich auch ein gewisser Asklepiodotes einschrieb, seines Zeichens Präfekt unter Septimius Severus und Caracalla, der gleichfalls seinen Namen mit anmuthigen Versen auf dem Memnon-Kolosse verewigte. Im alten Tapko des Wadi Maghara liegen die von den ersten Königen der vierten Dynastie, Snefru Chafra u. A. ausgebeuteten Bergwerke, aus welchen sich das auserwählte Volk bei seinem Durchzuge mit Kupfer zum Ausschmuck der Stiftshütte versah; sie wurden durch Palmers Freund, Mr. Holland, wieder entdeckt, durch den englischen Major Macdonald auf Türkise untersucht (wobei auch Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein zutage kamen) und neuestens wieder in Abbau genommen.[1] Am sechsten Tage nach ihrer Abreise vom Sinai kamen unsre Reisenden, ganz von Licht und Wärme durchtränkt, an das freudigst begrüßte Meer und bald darauf nach Suez. Unvergeßlich bleibt die Erinnerung an diese Wüstenwanderung: „Die Wüste zerstreut nicht; sie regt nicht auf; sie konzentrirt vielmehr; sie macht schweigsam und nachdenklich und schafft Raum und Stille für große, heilige Gedanken. Welche Rolle spielt sie in der Geschichte der Religion! Sie reift sozusagen eine besondere Psychologie; denn sie besitzt auch eine eigene geheimnißvolle Psyche, eine große, warme, schweigende Seele.“ Die Ausstattung des kleinen Buches ist hübsch und die Beigabe einer Karte und zahlreicher landschaftlicher Abbildungen nach Originalaufnahmen sehr willkommen.

Hr. Professor C. Weichardt in Leipzig, welcher sich der gewaltigen Arbeit einer Rekonstruktion der Tempel Pompeji's unterzog,[2] hat nun in gleicher Weise auf den erhaltenen Fundamenten, Mauerresten, Trümmern, Skulpturfragmenten und an der Hand der historischen Ueberlieferungen die Bauwerke des Augustus und insbesondere „Das Schloß des Tiberius auf Capri“ (Leipzig bei K. F. Köhler, 63 S. Quer-Folio) in idealer Weise wieder ins Leben gerufen und aufgebaut. Wenn auch der Phantasie ein großer subjektiver Tummelplatz gestattet ist, so bleibt doch das objektive Grundprinzip gewahrt und die verdienstvolle Arbeit, das Ergebniß eines zweimaligen Winteraufenthalts auf Capri, aller Anerkennung gesichert.

Indessen sind die Jagderlebnisse „In den Wildnissen Afrika's und Asiens“ von Wissmann-Kuhnert (Berlin 1901 bei W. Kuhnert. 181 S. gr. 4⁰) vollständig erschienen. Was wir erst kürzlich (in Beilage 270 der Allg. Ztg. vom 24. November) in vollster Anerkennung rühmten, gilt im erhöhten Grade von dem jetzt vollendeten Prachtwerke, welches sich in Wort und Bild völlig deckt. Die Reproduktion der durchweg kunstvollendeten Bilder ist von erstaunlicher Weichheit und malerischer Wirkung, der Text von packender Schönheit und Wahrheit.

„Deutsches Werden und Walten“ in Wort und Lied nennt sich eine wohlgeordnete Anthologie von Maximen und Aussprüchen der besten Denker, Forscher und Dichter (Straßburg 1900 bei R. Schultz u. Comp. 592 S. kl. 4⁰). Sie beginnen mit Land und Volk, Römerzeit und Völkerwanderung, Mittelalter (von Karl d. Gr. bis Hans Sachs), Reformation und dreißigjähriger Krieg, wobei, wie in den anderen Abschnitten, Gelehrte, Künstler, Maler, Poeten, Feldherren und Diplomaten zur Sprache kommen. Dasselbe gilt von der Zeit des großen Kurfürsten, der Türkennoth, von der Periode des gallischen Uebergewichts, worauf Friedrich II., Maria Theresia und Joseph II. an die Reihe kommen, auch die Blüthe der klassischen Dichtung, die Napoleanische Herrschaft und die Befreiung Deutschlands. Weitere Abschnitte umfassen die Jahre 1815 bis 1870, den deutsch-französischen Krieg und die neuesten, bis zur Gegenwart reichenden Ereignisse. Es ist ein zu allen Stunden anregendes Gedenkbuch; der kaum übersehbar gebotene Stoff wirkt immer belehrend und erfrischend, eine wahre Sammlung von Lesefrüchten und Aphorismen.

Unter dem Titel „Der Wald“ hat Ed. Feldmann ein gutes Buch für Freunde der Natur, insbesondere für die Jugend, für Haus und Schule zusammengestellt (Ravensburg bei Otto Maier. 326 S. 8⁰). Der Wald im Wechsel der Jahreszeiten in seiner Bedeutung für den Menschen, seine wichtigsten Pflanzenorgane und deren Thätigkeit, die Laub- und Nadelbäume, das lustige Unterholz (Haselstrauch, Schlehdorn, Holunder, Vogelbeere), der bunte Waldboden, die pflanzenfressenden Thiere, die großen und kleinen Räuber, nebst der unerbittlichen „Waldpolizei“ werden im anziehenden, durch viele Bilder erläuterten Vortrag charakterisirt, mit wohlmeinender Anleitung zum weiteren Beobachten und selbsteigenen Sammeln.

Als fernere Ergänzung mögen die „Naturstudien“ von Karl Kraepelin, mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim (Leipzig 1901 bei B. G. Teubner. 187 S. 8⁰) gelten, die jedoch durch ihre stete Dialogisirung und ihre Eintheilung

[1] Vgl. H. Brugsch, Wanderungen nach den Türkis-Minen der Sinai-Halbinsel. Leipzig 1866; Ebers, Durch Gosen zum Sinai. 1872. S. 455, und Palmer I, 231.

[2] Vgl. Pompeji vor der Zerstörung. Rekonstruktionen der Tempel und ihrer Umgebung, entworfen und ausgeführt von C. Weichardt, in 12 Foliotafeln nach Aquarellen in Lichtdruck, 150 Textillustrationen in Zink- und Autotypie, Kopfleisten und Schlußvignetten. Leipzig 1897 bei Köhler.

in 14 Sonntag-Nachmittage bei aller Gründlichkeit etwas eintönig und allzu doktrinär werden. Es fehlte nur noch, wie bei den „Frauenzimmer-Gesprächspielen“ des seligen Philipp Harsdörfer, die Zumuthung, dergleichen auswendig zu lernen und sich zur Abwechslung „aufzusagen“!

Franz **Hoffmanns „Deutscher Jugendfreund“** (Leipzig bei Schmidt u. Spring. 572 S. 8°) feiert heuer seinen 55. Jahrgang. Der Text bringt vielseitige Abwechslung aus dem Gebiete der Reisen, Geographie, Geschichte, Entdeckungen und anderem Wissen; die begleitenden Bilder sind vortrefflich, namentlich die von guten Charakteristiken begleiteten Bildnisse berühmter Männer und Frauen, wie Gutenberg, Johann Strauß, Klaus Groth, Marie Seebach.

Ebendaselbst erschien der vier Geschichten enthaltende, von Fritz Bergen illustrirte erste Band von Franz **Hoffmanns „Ausgewählten Erzählungen“** (365 S. kl. 8°) und die für die Jugend berechneten **„Kleinen Helden“** von **Cornelia**, aus dem Italienischen von G. Zelter übersetzt und mit den ursprünglichen hübschen Bildern von R. Ferraguti (235 S. 8°) ausgestattet. Es sind kleine Knaben und Mädchen, die sich durch irgend ein Zeichen der Geistesgegenwart, der Elternliebe oder kühner Pflichterfüllung hervorthaten, hübsch erzählt und flüssig ins Deutsche übertragen. Daß alle Leute, welche den „Helden von Caprera“ noch gesehen haben, den Epigonen mit Begeisterung von dem edlen Garibaldi erzählen, ist eine italische Dreingabe, ebenso die von einem wohlwollenden Pfarrer mit wenigen Worten bewerkstelligte Lösung eines Strike.

Für weitere Unterhaltung der Jugend hat der Verlag von Gustav Weise zu Stuttgart ausgiebig gesorgt. Hier ist ein Jubiläum zu verzeichnen: **„Der Trotzkopf“** der Emmy v. **Rhoden** (= Emmy Friedrich-Friedrich) erfreut sich der 25. Auflage, welche bei diesem Anlaß durch den liebenswürdigen August Mandlick illustrirt wurde. Der außerordentliche Erfolg inspirirte die Verfasserin den Faden mit **„Trotzkopfs Brautzeit“** weiter zu spinnen — eine Arbeit, welche gleichzeitig die 20. Auflage nöthig machte (ebendas. 295 S.), worauf dann durch **Elise Wildhagen** (geb. Friedrich-Friedrich) noch ein dritter Band: **„Aus Trotzkopfs Ehe“** (ebendas. 226 S.), erfolgte, welcher jetzt schon in elfter Auflage vorliegt. Vielleicht kommt später auch noch die Historie von Trotzkopfs Kindern und Enkelkindern zum Vorschein, und die Gefahr, am Ende noch einen **Pustkuchen** zu finden, ist nicht ausgeschlossen.

Agnes Hoffmann schildert **„Unser Trautchen“** (ebendas. 279 S.), **T. v. Heinz** (H. v. Tempelhoff) „Ulla's Geheimniß“ und **Bertha Clément** „Die Thurmschwalbe“ und **Anna Buchin** lieferte eine Uebersetzung von Curtis Yorke's „Ihrer Sieben“. Während hiemit die weibliche Jugend versorgt ist, wird auch die Heldenader der kühnen Knaben geweckt durch **Paul Oskar Höcker**, dessen **„Seekadett Tietemann“** seine Erlebnisse im chinesisch-japanischen Kriege berichtet, während **E. v. Barfus** den **„Flibustiern auf Cuba“** gerecht wird oder seine kleinen Leser gleich in das **„Land der Buren“** geleitet — ein zeitgemäßes Beginnen, welches in vierter Auflage die willkommene Wahl seines Stoffes beweist. Außerdem sind in der kleinen Volks- und Jugendbibliothek von Schmidt u. Spring in Leipzig drei Erzählungen: „Herren und Diener“, „Ein Granatsplitter“ und „Der Talisman“, sämmtlich von **Oskar Höcker**, erschienen.

Sehr rügenswerth ist die neuerdings bei vielen Verlegern beliebte Unsitte, die Angabe des Jahres auf den Titelblättern zu unterlassen, um deßhalb ihre Artikel länger als Novitäten gelten zu lassen. Das war schon einmal im 16. und 17. Jahrhundert Usus geworden, als die Frankfurter das humoristische „Gedruckt in diesem jahr, da mondschein im Kalender war“ erfunden. Spätere Bibliothekare und Literarhistoriker haben dann bei ihren bibliographischen Arbeiten zur Ermittlung der rechten Zeitangabe ihre helle Noth mit solchen Witzen!

Mittheilungen und Nachrichten.

Teubners kleine Sprachbücher: III. Italienisch. *A. Scanferlato: Lezioni italiane.* Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. IV und 219 S. Leipzig, Teubner 1899. Preis 2 M. — Das Buch ist für Erwachsene bestimmt, die schon die eine oder andere fremde Sprache kennen und deßhalb sich leichter in eine neue Sprache hineinfinden. Die Darstellung sowie die Uebungen weichen daher in mancher Beziehung von dem in Schulbüchern Gebräuchlichen ab. So sind die grammatischen Regeln als Anmerkungen unter dem Text bei ihrem jeweiligen erstmaligen Vorkommen gegeben. So manche Vorzüge das haben mag, so ist doch zu befürchten, daß ihre Bedeutung dadurch beim Lernenden zu sehr herabgedrückt wird, so daß er sie gar nicht oder nicht genügend lernt. Der Uebungsstoff und der Wortschatz sind erfreulicherweise dem praktischen Leben entnommen, so daß man ziemlich bald schon lernt, was bei der praktischen Anwendung für die ersten Bedürfnisse nöthig ist. Für die Erwerbung einer guten Aussprache sollte mehr gethan sein; so dürfte es sich empfehlen, die offenen von den geschlossenen o und o durch Accentuirung wie auf S. 2 durch das ganze Buch bei jedem zum erstenmale vorkommenden Wort zu unterscheiden; ebenso sollte das stimmhafte s und z von dem stimmlosen durch ein besonderes Zeichen unterschieden sein. H.

* **Berlin.** Dem Ersten Chemiker und Stellvertreter des Direktors der kgl. technischen Versuchsanstalt Julius **Rothe**, sowie den Dozenten an der kgl. Bergakademie, Bezirksgeologen Dr. phil. Louis **Beushausen** und Dr. phil. Henry **Potonié**, ist das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

* Wie der „Vossischen Zeitung“ aus **Königsberg** gemeldet wird, hat der Archivrath Dr. **Joachim** einen Ruf als Chef des preußischen historischen Instituts in Rom zum 1. Oktober 1901 angenommen. Die früher gemeldete Versetzung nach Koblenz ist zurückgezogen worden. (An dieser Meldung ist zunächst der Ausdruck „Chef des preußischen historischen Institutes in Rom“ unklar; es sollte wohl heißen „erster Sekretär“. Wie uns nun vor kurzem der jetzige Sekretär, Professor **Friedensburg**, **ausdrücklich** mittheilte, beabsichtigt derselbe **nicht**, seinen Posten in Rom zu verlassen. Wir hatten von dieser Mittheilung unsre Leser in Kenntniß gesetzt, obwohl uns von **zuverlässigster Seite** vorher mitgetheilt worden war, daß eine Veränderung in der Besetzung jener Stelle im Gange sei. Sollte sich nun die vorstehende Mittheilung der „Voss. Ztg.“ aus Königsberg bestätigen, so müßten wir bedauern, jenes Dementi des Hrn. Prof. Friedensburg so bereitwillig berücksichtigt zu haben. Anm. d. Red.)

N. **Goeteborg**, 4. Dez. Die **wissenschaftliche Gesellschaft** ernannte zu auswärtigen Mitgliedern den Direktor der Gemäldegallerie des **Berliner** Museums, Geh. Rath **Bode**, den Professor der **Berliner** Universität, Emil **Warburg** und den Professor der **Kieler** Universität, **Lenard**.

* **Aus Rußland.** In **Charkow** ist, wie die „Voss. Ztg.“ meldet, der Universitätsprofessor A. G. **Podresa** auf einem Ritt vom Pferde gestürzt und auf der Stelle **gestorben**. Er wurde 1852 geboren, studirte in Charkow Medizin und habilitirte sich 1883 an der dortigen Universität als Privatdozent. Einige Jahre später wurde er zum außerordentlichen und 1898 zum ordentlichen Professor der Chirurgie ernannt. Podresa, der den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen genoß, hat eine Reihe werthvoller medizinischer Schriften verfaßt.

* **Aus Griechenland.** Wie man uns aus Athen schreibt, wird das dortige **russische archäologische Institut** im nächsten Frühjahr **eröffnet** werden. Im Kloster **Petraki** wurden für diesen Zweck der russischen Gesandtschaft unentgeltlich Räume zur Verfügung gestellt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Formularbuch für die freiwillige Gerichtsbarkeit. 2. Lfg. Berlin, Kühn 1900. — **Zweites Jahrbuch der Kölner Blumen-Spiele** 1900. Köln, Schmitz 1900. — Dr. R. **Schmidt**: Allgemeine Staatslehre. 1. Bd. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, III. Abthlg., 1. Bd.) Leipzig, Hirschfeld 1901. — **Die Thronfolge als Willensakt.** Betrachtung aus dem bayerischen Staatsrecht von einem **Sozialmonarchisten**. München, Schweitzer 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rossauer in München.

Selbstanzeigen der Buchhändler.

Aus den Papieren eines modernen Theologen.

12 Stimmungsbilder von Franz Breda.

Nett ausgestattet geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

In 12 Bildern, die durch ihre Anschaulichkeit und ihren Reiz jeden vorurtheilslosen Leser packen, schildert der Verfasser das Werden und Sein eines Theologen:

Auf der Stellenjagd. — Angstpredigten. — Meine Pfarrerin. — Meine jungen Alten. — Im Blumenthal. — Richtet nicht! — Verfolgt um der Wahrheit willen. — Benjamin. — Freund Hein. — Idealistenträume. — Mein Aeltester. — Es will Abend werden.

Diese ansprechende Sammlung ist ein nettes Geschenk nicht nur für Geistliche, sondern auch für Alle, die Interesse an deren Leben und an den sie berührenden Fragen nehmen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder zu gleichem Preise von

Alexander Duncker, Berlin W. 35,
Lützowstr. 84B. (19259)

Scholz, Dr. Friedrich, Von Aerzten und Patienten. 2. verbesserte Aufl. Gr. 8°-Format. Preis brosch. Mk. 3.—, geb. **mit Goldschnitt Mk. 4.—. München, Seitz & Schauer.**

Wenn Verfasser sagt: „Nur zwanglose Plaudereien bietet es, wie sie sich wohl die rasche Jugend gelegentlich einmal von dem gesprächigen Alter gefallen lässt", müssen wir hinzufügen, dass diese „Plaudereien" eine solche Fülle vortrefflicher Beobachtungen, so reiche und richtige Erfahrungen, soviel Lebensweisheit enthalten, dass man an der Lektüre seine helle Freude hat. Herausgreifen, was besonders gefällt, hiesse das ganze Büchlein abschreiben. Möchten unsere Leser, insbesondere die ärztlichen, nicht versäumen, das köstliche Werkchen für ihre Bibliothek anzuschaffen. (19433)

Bei Th. Ackermann, kgl. Hofbuchhandlung in München, ist soeben von A. Bullinger, Gymn.-Professor in Dillingen, erschienen:

I.

„Der Katharsis-Frage tragikomisches Ende."

Motto: Es haben hier die Philologen
Die andern wie sich selbst betrogen.

19 S. gr. 8°. M. —.40

II.

„Hegelsche Logik und gegenwärtig herrschender antihegelscher Unverstand. Mit einem Vorwort über die modernste (Straßburger) Evangelienkritik."

150 S. gr. 8°. M. 2.40. (19458)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1900. 126. Band. Elftes Heft.

Inhalt: „Erziehungsziel" und „Konfessionelle Schule" in Rein's Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik. (Schluß) — Die moderne Kunst in der neueren sozialistischen Literatur. V. Die Abhängigkeit der modernen Kunst von der Bourgeoisie. — Die Fortdauer der von Luther für Kursachsen beibehaltenen Kirchenzeremonien bis ins 18. Jahrhundert. — Religiöse Poesie in den Schriften des alten Testaments. — Der republikanische Wahlsieg in der Union und seine tieferen Ursachen. — Leben Michelangelo's. — Der Humanist Bernhard Adelmann. — Zur neuesten kirchengeschichtlichen Literatur. (19401)

Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie von Ernst Häckel, Professor an der Universität Jena. Fünfte unveränderte Auflage (11.—12. Tausend), mit einem Bildnisse des Verfassers in Lichtdruck, VIII und 473 Seiten gr. 8°. Preis elegant gebunden 9 Mark. Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Seit seinem ersten Erscheinen im Herbste vorigen Jahres hat das Werk, mit welchem der Verfasser in großen Zügen seine Weltanschauung, das Ergebniß der Gedankenarbeit seines Lebens allen ehrlich die Wahrheit Suchenden darbietet, die gebildete Welt in Athem gehalten, vier starke Auflagen wurden in kurzer Frist verschlungen. Zahllose Beurtheilungen in günstigem und abgünstigem Sinne erschienen in Zeitungen und Zeitschriften, gegen 20 Broschüren, zum Teil umfangreiche Bücher, wurden dagegen geschrieben. Das alles bekundet, daß Häckel mit seinem Buche das deutsche Volk in seinem tiefsten Empfinden getroffen hat, daß es dem Bedürfnisse der Gegenwart nach einer klar durchdachten, modernen Weltanschauung entgegenkommt, während die Anhänger des alten Glaubens in verzweifeltem Verteidigungskampfe sich seiner zu erwehren suchen. Zu einem Buche von so umwälzender Wirkung muß jeder Gebildete Stellung nehmen, muß es gelesen haben.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Hervorragende Neuigkeiten:

Felix Dahn, Stilicho.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung.

VI, 357 S. 8°. Geheftet 5 Mk., geb. in Ganzlwd. 6 Mk.

Die Gestalt des großen Helden und Staatsmannes Stilicho, der in seiner Kampfstellung zwischen römischem Staatswesen und unentbehrlich gewordener germanischer Stützung desselben tragisch unterging, mußte zu dichterischer Darstellung herausfordern. Durch seine lebendige kraftvolle Darstellung steht dieses neueste Werk Felix Dahns dem Kampf um Rom besonders nahe.

Willibalt Apelt,

Die Steuerlosen.

Schauspiel in 4 Aufzügen.

112 S. 8°. Geh. 2 Mk., gebd. in Ganzleinwand 3 Mk.

Das Werk eines jungen, talentvollen Dichters, das größtes Interesse erwecken wird. Ort der Handlung: München in der Gegenwart. (19493)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Hervorragende Neuigkeit:

Franz Liszt's Briefe

an die (19494)

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

2. Theil. Gesammelt u. herausgegeben von

La Mara.

(Liszt's Briefe Band V.) Mit 3 Abbildungen. VI, 244 Seiten 8°. Geh. 4 Mk., in Leinwand geb. 5 Mk.

Dem vor Jahresfrist veröffentlichten ersten Theil der Briefe aus der Zeit von 1847—1859 folgt gegenwärtig deren Fortsetzung innerhalb der zwei nächsten Jahre. Darin durchleben wir mit Liszt die Zeit sehnsüchtigen Wartens auf die gehoffte eheliche Verbindung mit der Fürstin, welche diese inzwischen in Rom herbeizuführen bestrebt war. Künstlerisches und persönliches vereint sich in den vorliegenden Briefen zu einem erhebenden Seelenbilde des grossen Meisters und zu einer Lektüre, wie sie edler und fesselnder nicht gedacht werden kann.

Tauchnitz Edition.

December 5, 1900.

Cunning Murrell.

A new Novel.

By

Arthur Morrison.

In 1 vol. (19660)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Seltener Gelegenheitskauf.

Verhandlungen des Reichstages.

(Stenographische Berichte.) Vom Beginn 1867 bis inkl. 1897/98. Komplet in 268 konform gebundenen Bänden

M. 750.—

hat augenblicklich abzugeben

Antiquariat **Oskar Gerschel,**

Stuttgart, Calwerstr. 16.

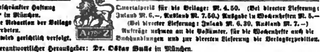
Neuer Katalog über Staatswissenschaften, ca. 7000 Nummern, gelangt in den nächsten Wochen zur Versendung und werden Adressen geehrter Interessenten erbeten.

Hiezu ein Verzeichniß vornehmster Pracht- und Geschenk-Werke aus dem Verlage von Adolf Titze in Leipzig als Beilage.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 6. Dezember. Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das „Privilegium" des Gymnasiums.*)

Von Dr. A. Baumeister.

I.

Als ich im letzten Sommer in diesen Blättern „Auch einige Worte zu der Schulkonferenz" schrieb,[1]) die im Mai d. J. in Berlin getagt hatte, hielt ich mit Absicht mein letztes Urtheil zurück, in der Erwartung, daß die Resultate jener Verhandlungen bald hernach in Verordnungsform für Preußen publizirt werden würden. Da jedoch neuerdings verlautet, es werde ein förmlicher Gesetzentwurf dem preußischen Landtage vorgelegt und damit die ganze Angelegenheit der öffentlichen Berathung und Entscheidung seitens der verfassungsmäßigen Gewalten unterstellt werden, so nehme ich nun keinen Anstand mehr, das zurückgehaltene Schlußwort auszusprechen und zwar um so eher, als meine Anschauung von der Sachlage Fernerstehenden wohl auf den ersten Blick befremdlich erscheinen mag, bei näherer Betrachtung jedoch den Freunden des Gymnasiums und der tieferen Jugendbildung überhaupt gerechte Zuversicht und Vertrauen in die bevorstehende Entwicklung einzuflößen geeignet sein dürfte.

Die Absicht der preußischen Regierung geht also in der Hauptsache dahin, die Zulassung zum Universitätsstudium nicht mehr, wie bisher, von einem Abgangszeugniß des Gymnasiums abhängig zu machen, sondern auch den Absolventen der Realgymnasien und der Oberrealschulen die Hallen der Universität ohne weiteres zu erschließen.

Mit der Annahme dieser Bestimmung geht allerdings das Gymnasium seines bisherigen Privilegiums verlustig, zum größten Schrecken für den oberflächlichen Betrachter, der damit das sorgsam gehütete Erbtheil des Jahrhunderts preisgegeben glaubt und dazu vielleicht schon eine Invasion der Barbarei vorauszusagen sich nicht enthalten kann.

Gegenüber diesen Pessimisten verharre ich in stolzer Zuversicht; ich möchte sogar: Triumph! rufen, daß es endlich zu dem gekommen ist, was ich längst erwünscht habe. Ja, ich gratulire dem Gymnasium zu diesem Tage, ich wünsche ihm feierlich Glück zu diesem Beschluß, der wie eine Niederlage aussieht, in Wahrheit aber eine Entlastung und eine Befreiung aus großer Bedrängniß bedeutet! Denn jetzt ist in Wahrheit unsre Sache gewonnen, die Sache der freien Bildung hat gesiegt, nicht über Gegner, denn wir kämpfen gegen Niemand, sondern ein friedlicher Wettbewerb verschiedener Waffengattungen wird fortan jeden Mitbewerber fördern, keinen schädigen. Wie ich das verstehe, ist leicht gesagt.

Viele Jahrhunderte hindurch hat man die Pflege der klassischen Sprachen in Deutschland, wie in den übrigen Kulturländern von Westeuropa als die Vorschule aller tieferen Geistesbildung angesehen und darin die Besten des Volkes auferzogen. Bei wachsendem Wohlstande wurden immer weitere Kreise in diese Schulung einbezogen und in der ersten Hälfte des eben ablaufenden Jahrhunderts war es vieler Orten stehende Sitte geworden, daß auch der Kleinbürger seine Söhne in die billige Lateinschule schickte, um wenigstens in den untersten Klassen eine gewisse Fühlung mit den gelehrten Ständen zu gewinnen; denn Realschulen aller Art waren damals noch selten und fast nur in größeren Städten zu finden. In Gera, wo ich 1868 Gymnasialdirektor wurde, erzählten mir Schneider und Schuster beim Anmessen mit innerer Befriedigung, sie hätten auch das Gymnasium besucht — bis in die Quarta hinein. Wie viel Nützlicheres und für ihren Beruf Brauchbareres hätten die braven Leute lernen können, als die lateinischen Brocken, mit denen sie sich mehrere Jahre lang fruchtlos quälten! Das Gymnasium war eben damals das „Mädchen für alles", der Ort, an dem Jeder, wenn er über die Elementarschule hinaus wollte, für sein Bildungsbedürfniß Unterkunft suchte und fand; und die Staatsbehörden selbst, indem sie an einen unvollständigen Gymnasialbesuch alle möglichen Berechtigungen zum Subalterndienst knüpften, haben die „Officina spiritus sancti", das „nutrimentum spiritus", das „templum artium liberalium", wie alte Inschriften das Gymnasium bezeichnen, zu einem Sklavenzwinger herabgewürdigt und das Niveau auf den Standpunkt der jährlich stärker anschwellenden Masse herabgedrückt, damit der Schein der Gleichheit gewahrt bliebe und der Minderwerthige nicht abstäche von dem erlesenen Geiste! Und auch nachdem schon längst staatliche Realschulen verschiedener Gattungen eine segensreiche Wirkung begonnen hatten, war ihnen doch bei Hoch und Niedrig vielfach der leidige Ehrgeiz hinderlich, und der Adelsbrief des Gymnasialbesuchs that dem Ignoranten auch noch in der Erinnerung so wohl! Erst wenn durch Gesetz und amtliche Erklärung alle drei Schulgattungen in ihren Berechtigungen völlig gleichgestellt werden und ihnen allen gleichmäßig der Zu-

*) Wir bemerken in Rücksicht auf den Eingang und den Schluß dieser Abhandlung, daß sie uns schon einige Tage vor dem Bekanntwerden des kaiserlichen Erlasses an den preußischen Unterrichtsminister (vom 26. November d. J.) über die Weiterführung der Reform der höheren Schulen zur Veröffentlichung eingereicht worden ist. D. Red. d. Beil.

[1]) Siehe Beilage Nr. 149 und 150 vom 3. und 4. Juli 1900. Hiebei sei es mir gestattet, einen Irrthum zu berichtigen, der sich auf die dort erwähnte Prinzenschule in Karlsruhe bezieht. Der Gründer und Leiter dieser Prinzenschule war nicht Direktor H. Perthes, sondern der Erzieher des Erbgroßherzogs, Dr. Ernst Wagner, jetzt Geheimrath und Museumsdirektor daselbst; Perthes war an der schon länger bestehenden Anstalt nur als Lehrer thätig. Die Schuld jener irrigen Voraussetzung trifft übrigens mich allein, da ich mich nicht genau genug bei Perthes über diese Verhältnisse erkundigte, sondern damals hauptsächlich nur für dessen eigenthümliche Methode im Lateinunterricht Interesse hatte.

tritt zur Universität eröffnet wird, steht zu hoffen, daß der unerquickliche Hader ein Ende findet und das Gymnasium, unbeirrt von äußeren Rücksichten, wiederum seiner eigentlichen Aufgabe sich zuwenden und auf seinen inneren Ausbau die Aufmerksamkeit richten kann. Denn das demokratische Feldgeschrei: Gleiche Bildung für Alle! hat dem Gymnasium mehr geschadet als man denkt, indem dieses zu jenen allerneuesten Kompromissen und Abschwächungen sich hergeben mußte, wonach der „obichtußgeprüfte“ Sekundaner den deutschen Normalmenschen darstellen sollte, der in seinem Schulsack womöglich das Ministerportefeuille davonzutragen imstande wäre!

Und, seltsam! in der deutschen Nation, die sonst überall eher für Mannichfaltigkeit als für Einheit schwärmt, wo jeder Einzelne die Schablone verschmähend seinen eigenen Weg gehen möchte, wo der Partikularismus dem Heerdentriebe noch immer kräftig entgegenwirkt, da versuchte man mittelst einer gepriesenen „Einheitsschule“ den Jugendgeist in Bande zu schlagen, mit der gleich gemessenen Futterportion Allen ohne Unterschied den Hunger zu stillen und, wenn irgend möglich, alle Unterschiede des Wissens, ja des Denkens und Fühlens bei Klugen und Dummen, bei Fauten und Fleißigen gründlich auszutilgen oder doch äußerlich unsichtbar zu machen. Ein trefflicheres Zuchthaus für unbändige Jugendgeister könnte auch der wüthendste Sozialdemokrat nicht erfinnen!

Eine wahrhafte Erlösung aus langer Noth bringt uns also das zu erhaffende Gesetz durch die Befreiung des Gymnasiums von jenem unseligen „Privilegium“, die einzige Vorbereitungsstätte zum Besuch der Universität zu sein. Denn von nun an wird ein großer Theil der Schüler sich von vornherein demjenigen Bildungsgange zuwenden, wohin ihn innere Neigung zieht, und schon der praktische Sinn der Väter wird für die Söhne den kürzesten und ihren Anlagen entsprechenden Weg in der Schulbildung aufsuchen. Auch wird jeder Schüler, der den Aufgaben des Gymnasiums sich nicht gewachsen zeigt, jederzeit ohne Schaden und ohne Schimpf in eine Realschule übergehen können. Dadurch wird das Gymnasium dem jetzt auf ihm lastenden Massendrucke der niederen Mittelmäßigkeit entrinnen, deren Steigewicht unter dem fortwährenden Geseufze nach Ermäßigung der Anforderungen die besten Kräfte der besten Lehrer lahmlegte und den Flug der strebsamsten und begabtesten Schüler fortdauernd hemmte. Und wenn nun die Zahl und Frequenz der Gymnasien, wie sicher zu erwarten ist, sich stark abmindert, wenn sie selbst nach und nach auf die Hälfte des jetzigen Bestandes zusammenschmelzen sollte, so würde ich darin eher einen Segen für sie selbst, aber keineswegs den von Vielen gefürchteten Rückschritt in unsrer Gesammtbildung erblicken.

Νήπιοι, οὐδὲ ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.

Hier ist wirklich das Paradoxon des alten Hesiod anwendbar, die Hälfte sei mehr als das Ganze! Der Vortheil für den Unterricht liegt ja auf der Hand: in einer kleineren, aber begabten Klasse erhöht sich die Schwungkraft des begabten Lehrers und reißt unwillkürlich auch den Lässigen mit sich fort; die Anziehungskraft des Geistes macht sich nicht minder fühlbar, als die der Erde. Aber auch das Uebergewicht des Realismus im Leben der ganzen Nation darf uns keinen Schrecken einjagen, falls wir nicht längst schon Pessimisten geworden sind und an dem Fundamentalsatze von der beständigen Herrschaft der intelligenten Minorität über die ungebildete Masse, der durch die ganze Weltgeschichte bestätigt wird, verzweifeln wollen. Denn freilich, eine völlige Umbildung der jungen Generation durch die Schule findet nirgends statt und ist meines Erachtens eitel Fabel; der Unterricht vermag, abgesehen von äußerlicher Dressur, lediglich die schon vorhandenen Anlagen und Strebungen zu entwickeln. Was im Menschen nicht schon als Keim liegt, kommt auch durchs Gymnasium nicht hinein. Bei einer großen Zahl von Absolventen blieben im späteren Leben nur die lateinischen und griechischen Vokabeln als einziges und dürftiges Resultat des klassischen Unterrichts zurück; für diese Sorte war daher der Besuch des Gymnasiums reine Zeitvergeudung, oft auch die damit verbundene Einbildung positiv schädlich; und zudem mußte die träge Masse solcher, die nicht mochten und doch mitgeschleppt werden sollten, den Schwerpunkt des Unterrichts verrücken. Jetzt aber dürfen wir darauf rechnen, daß in die schwächer besetzten Gymnasien überhaupt nur regere Elemente einströmen und die Erlesenen allein darin verbleiben. Und mit dieser geringeren Frequenz wird sich noch ein anderer Vortheil verbinden; wir brauchen weniger Lehrer und können eine vorsichtigere Auswahl treffen. Wer die Zeit der Lehrernoth in den 70 er Jahren mitgemacht hat, als die neugegründeten Gymnasien wie Pilze aus der Erde schossen und man die Studenten brühwarm, wie sie von der Universität kamen, oft noch vor dem Examen anstellen mußte, der wird diesen Vortheil zu würdigen wissen. Fortan wird also das Gymnasium mittelst solcher Auslese unter Schülern wie auch Lehrern sich höher heben, bis es allmählich den Rang einer bevorzugten Einrichtung wieder einnimmt, den es ehedem genossen hat.

In unserm demokratischen Zeitalter nämlich thut nichts bringender noth, als die Bildung einer Geistesaristokratie, einer auf tieferer und möglichst gediegener Bildung beruhenden Gesellschaftsklasse, welche die Führung der Nation übernehmen kann. In ganz Europa beobachten wir ja schon seit einiger Zeit das Ringen nach einer neuen und naturgemäßen Gliederung der Gesellschaft, wir sehen die Versuche zur Erhebung aus dem Chaos der Allerweltsgleichheit, sei es mittelst der Macht des Geldes, sei es durch die Kraft des Schwertes, oder sei es (was am schlimmsten ist) mittelst der Macht der Lüge und der List, durch Täuschung und Blendung. Das Ringen um die Herrschaft in Frankreich seitens der Jesuiten, insbesondere in den letzten 30 Jahren, hat nun seinen Schauplatz vorzugsweise auf dem Felde des höheren Unterrichts; es ist Thatsache, daß gegenwärtig mehr als die Hälfte der höheren Lehranstalten (lycées und collèges) mit der Mehrzahl der Schüler sich in den Händen des Klerus und seiner Anhänger befinden, und zwar besonders solche Schulen, die von Söhnen der wohlhabenden Familien besucht werden.[2]) Im reichen England, wo König Sterling mit dem alten Adel um die Vorherrschaft ringt und Football zu den artes liberales gezählt wird, zieht wesentlich der Pensionspreis die Grenze zwischen dem Höherzubildenden und dem gemeinen Sterblichen schon auf der Schulbank.[3])

---

[2]) Ueber die Zahl und den starken Besuch der Privatschulen in Frankreich (écoles libres), zu denen auch alle geistlichen Schulen gerechnet werden, vergleiche man die Angaben in meinem „Handbuche der Erziehung und des Unterrichts für höhere Schulen“, Bd. I, Abth. II, S. 436, 455, 460—461. Dabei wolle man beachten, daß in den Staatsschulen das Pensionsgeld 800—1500 Fr. beträgt, während in vielen Privatschulen 1800—2200 Fr. gezahlt werden.

[3]) Man sehe in meinem Buche die Angaben von Dr. Breul über Schulgelder in England. Ein Pensionsknabe in Harrow benöthigt jährlich etwa 6000 M. zum Unterhalt.

Aber während sich dort Erbadel und Plutokratie mühelos in die Gewalten theilen, hat sich Deutschland noch immer den Vorzug bewahrt, den Genius auch im bescheidensten Kleide zu achten und anzuerkennen; aus beschränkten Mitteln spendete man seit Jahrhunderten schon Freistellen und Stipendien zur Ausbildung bedürftiger Talente, und der Geistesadel pflegt heutzutage durch Orden und Titel in löblichem Wetteifer sogar staatlich gestempelt zu werden. Was hat denn anderes dem „Uebermenschen" von Nietzsche, dieser Spattgeburt aus Dreck und Feuer, den ungeheuren Zulauf verschafft, als der unbewußte Drang nach Gliederung und Abstufung der Gesellschaft und die Ablehnung der demokratischen Zählung des Stimmviehs? Das germanische Gefühl der Individualitätsgeltung, der Auflehnung gegen Priesterformeln und Bevormundung durch unfehlbare Figuranten überschlug sich hier nur und verrannte sich leider in die Sackgasse des Wahnsinns auf der Suche nach dem rettenden Pfad des Aufstiegs zu einer höheren Ordnung. Nun ist ja selbstverständlich keine soziale Krankheit durch ein einzelnes Mittel zu kuriren, sondern der ganze Körper muß von allen Seiten zugleich in Behandlung genommen werden; aber daß neben vielen anderen Maßregeln zur Heranbildung neuer Zustände auf human-christlicher Grundlage — ich rechne dazu einen weise durchgeführten Staatssozialismus — auch die Gestaltung des Erziehungswesens für die erlesene Jugend eine besonders wichtige Rolle spielt, wird schwerlich Jemand bezweifeln.

II.

Bleiben wir also bei unsrer Sache und ich bei meinem Handwerk, so mag die Wunschformel dahin lauten, daß *das altklassische Gymnasium als die Pflegstätte des geistigen Adels deutscher Nation* in den seinen Zielen entsprechenden Grundzügen aufrechterhalten bleibe und ihm die Aufgabe gestellt werde, alle diejenigen, welche sich darin nicht beschwert oder überbürdet fühlen, aufzunehmen und wie bisher der Universität zuzuführen.

Zwar ist mir sehr wohl bewußt, daß, wie ja alle kleinen Kinder kleine Genies sind, auch sehr viele Väter und Mütter von der Befähigung ihrer heranwachsenden Söhne eine höhere Meinung hegen als andere Leute und namentlich ihre Lehrer; ich gebe auch gern zu, daß bei einem Bruchtheil die sichtbare Entwicklung der geistigen Kräfte verhältnißmäßig spät, mit der Pubertät, eintritt, ja, daß hin und wieder die Entwicklung nach einer bestimmten Richtung und in ganz überraschender Weise erst im Jünglingsalter erfolgt; allein da ungewöhnliche Fälle nicht vorauszuberechnen sind, und für allgemeine Einrichtungen nicht bestimmend sein dürfen, so wird, wie bisher, der minderbefähigte Schüler ausscheiden müssen, und diese Sonderung der Geister wird sich beim demnächstigen Stand der Dinge ja glücklicherweise neidlos vollziehen.

Nun denn zur Hauptsache! Die Frage ist nämlich, welche Ziele steckt sich von jetzt ab das Gymnasium im altklassischen Unterricht — denn von diesem Theil seiner Gesammtaufgabe ist hier allein die Rede — und welche Anforderungen soll es an die Schüler stellen?

Wenn ich hier oft Gesagtes zu wiederholen bei den Lesern dieser Blätter überhaupt keinen Anlaß finde, sondern kurz und bündig meine Ansicht aussprechen darf, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich nur die nächste Generation im Auge habe, die künftige Entwicklung den späteren Geschlechtern überlassend, so sage ich: Ziel ist das Verständniß der beiden Sprachen in ihren klassischen Schriftstellern, daneben ein anschaulicher Begriff vom Leben und von der Gedankenwelt der Griechen und Römer, sowie die Auffassung des geschichtlichen Verlaufes ihres Daseins. Die Bildung des ästhetischen Formensinns an Werken der Literatur und Kunst ist das natürliche Ergebniß der Pflege dieser Studien, und der Schiller'sche Gedanke von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts bleibt eine ferne Sehnsucht.

Daraus folgt für mich: die Lektüre der Schriften und die Durcharbeitung des Gelesenen, sowie die Verarbeitung in *deutschen Aufsätzen* ist das Hauptmittel zur Erreichung des Zweckes; stilistische Schreibübungen in den alten Sprachen sind keine Nothwendigkeit. Die Kenntniß der Elementargrammatik bildet die Grundlage des Sprachstudiums; aber alle Subtilitäten und Nuancen sind nur zur Erläuterung gelegentlich herbeizuziehen, nicht als selbständiger Unterrichtsgegenstand zu behandeln. Da der Sprachunterricht auf der Oberstufe vor allem Anregungen geben, nicht aber durch Ueberschüttung mit massenhaftem Material anderweitige Neigungen erdrücken oder ersticken darf, so sehe ich die Nachbildung lateinischer oder griechischer Verse für die ganze Klasse natürlich als verlorene Zeit an; aber auch die württembergische „Komposition" ist stark zu beschränken und am besten hört *in der obersten Klasse* das Lateinschreiben als obligatorische Leistung gänzlich auf.

Als erläuternde Anmerkung zu diesem letzten, vielleicht befremdlichen Satz bitte ich folgenden Hinweis auf die Begründung mir zu gestatten, kurze Winke, die weiter auszuführen dem Kundigen nicht schwer sein kann. Das Zuviel in der Grammatik wehre ich ab, nicht als ob der gute Kopf es nicht leisten könnte, sondern, weil es auf dem Gymnasium nur als eine untergeordnete Bethätigung seiner Kraft wirkt; man soll den regen Geist damit nicht überfüttern, denn die bloße Negation und Beschränkung, die für den Schüler praktisch den Inhalt der meisten grammatischen Regeln bildet, macht scheu und beengt den Geist, anstatt ihn auszuweiten und ihm zu neuen Anschauungen und Kombinationen zu helfen. Aehnlich ist es mit der Stilübung in fremden Sprachen: sie bedrängt und hemmt die Entwicklung der Individualität stärker, als sie ihr durch die Nöthigung und den Druck zur Gewandtheit förderlich ist. Jede Stilübung einer fremden Sprache führt zur Reproduktion wesentlich vermittelst des Gedächtnisses; die in der Muttersprache dagegen läßt der Phantasie ungleich größeren Raum und regt zu eigener Schöpfung an, indem der ganze Mensch, unbeengt durch *fremde* Regel innerhalb der ihm *angeborenen* Grenzen sich frei tummeln darf. Da nun bekanntlich zuerst in den Pubertätsjahren ein gewisser Stil in der Muttersprache sich zu bilden anfängt, was mit der erhöhten Regung des männlichen Selbstbewußtseins eng zusammenhängt, so scheint es mir geradezu eine Sünde gegen den nationalen Geist zu sein, in dieser Periode den jungen Menschen durch die stete Aufmerksamkeit auf lateinische und griechische Stilwendungen von dem eben betretenen Zaubergarten der heimischen Sprache gewaltsam ablenken zu wollen, und um so mehr als jene Fertigkeit sehr bald von den meisten als Quälerei empfunden und als müßige Spielerei verworfen wird. Eine Beeinträchtigung des Verständnisses der klassischen Schulschriftsteller vermag ich nicht zuzugeben. An die Stelle des Lateinschreibens soll meines Erachtens außer einer etwas vermehrten Lektüre (wozu ich jedoch nicht die neuerdings beliebte Sammlung von Realien empfehlen möchte) hauptsächlich die erhöhte *Pflege des deutschen Aufsatzes und der Uebersetzung ins Deutsche*

treten. Hiermit aber verlange ich keineswegs eine Vermehrung der geforderten Hausarbeit des Schülers für einzelne Lehrstunden, auch keine vorgeschriebene (also doch erzwungene) Privatlektüre, noch Aufmunterung zu meist vorzeitigen poetischen oder prosaischen Stilversuchen; die freie Zeit soll durchaus nicht mit Schularbeiten ausgefüllt werden; sondern ich wünsche, daß der heranreifende Jüngling in den letzten Jahren seines Schulbesuches über seine freie Zeit frei verfügen lerne und zum freiwilligen Arbeiten ganz nach Neigung sich gewöhnen möge. Denn die freie Arbeit darf vom Lehrer nie gefordert, höchstens gefördert werden. Wem das nun zwar ideal gedacht, aber höchst unpraktisch und für die gemeine Wirklichkeit ganz unpassend erscheint, den wird ja auch ein Hinweis auf die beschränkten Erfahrungen in einem kurzen Lehrerleben nicht bekehren; wer aber mit seinen Primanern in einem gewissen Vertrauensverhältnisse lebt, der mache selbst einmal die Probe und er wird nicht unbefriedigt bleiben, falls er überhaupt nach irgend einer Seite hin Anziehungskraft übt und Anregungen zu geben imstande ist. Wenn ich aber die hohe Wichtigkeit der Uebersetzung ins Deutsche betone, so darf ich hoffen, darin nicht bloß keinen Widerspruch zu finden, sondern sogar als überflüssiger Mahner verlacht zu werden. Und dennoch möchte ich mir eine kurze Bemerkung erlauben, die ich der Schulpraxis in Frankreich entnehme und die vielleicht irgend Jemand dienlich ist. Im französischen Lyceum wird alles zweimal übersetzt, zuerst ganz wörtlich, le mot à mot, zur Kontrole der Vorbereitung, und darauf heißt es: maintenant en français, d. h. in gutem Französisch! Dieses System doppelter Arbeit sollte in Deutschland noch mehr Regel werden, als meines Wissens bis jetzt der Fall ist; und wenn ich auch zuweilen lächeln mußte bei dem Ausruf des französischen Lehrers: voilà un français d'épicier!, so steckt doch darin die bedeutsame Erinerung, daß der Uebersetzer sogar in der Schule versuchen soll, ein Künstler zu sein und ein Kunstwerk zu liefern, welches, wenngleich nur Nachbildung, nicht eine allzu grobe Karikatur des Originals sein darf. Eine sicherere Probe für das Verständniß eines Literaturwerkes als die Uebersetzung gibt es überhaupt nicht, und wenn man uns immer wieder die lateinischen Stilübungen vorrückt, so stelle ich dagegen die Behauptung, daß meines hochverehren Lehrers Nägelsbach „Lateinische Stilistik für Deutsche" mir selbst und wahrscheinlich auch vielen Anderen den allergrößten Gewinn für eine gute Uebersetzung ins Deutsche eingetragen hat. Und wenn jede, auch die allerbeste Uebersetzung nothwendig gegenüber dem Original mangelhaft bleibt und bleiben muß, so trifft derselbe Vorwurf zehnmal mehr die lateinische Stilübung; und die Modernisirung des altrömischen Gedankens durch die deutsche Sprache ist dem Uebersetzer förderlich, während die Uebertragung des Deutschgefühlten ins Altrömische zur Abschwächung, Verzerrung und farblosen Verwässerung führt. Der ins Deutsche übersetzende Schüler kann unter Umständen sogar schon Individualität zeigen; sobald er aber versucht, Latein zu radebrechen, bringt er auch im besten Falle nur ein buntscheckiges Gewand aus zusammengestahlenen Lappen zustande, das den zum Skelett zusammengeschrumpften Gedanken umschlottert! Das vielgerühmte „Hineinleben in den Geist der Alten" bei diesen Uebungen beschränkt sich doch meist auf die Abschwächung oder auch Vergröberung des Ausdrucks, und das von Jenen für den Einzelfall schön ausgeprägte Wort wird beim Schüler zur gedankenlosen Phrase; das ist luce clarius; wir sagen bescheidener, es ist sonnenklar! — Sollte jedoch nun ein Ueberfeiner (und es hat solche schon gegeben) anscheinend konsequent verlangen, man müsse auch das Uebersetzen ins Deutsche ganz aufgeben, da ja der Römer oder der Grieche dabei doch nur in dem jedesmaligen Modegewande der Neuzeit entstellt werde, so will ich ihm im Prinzip durchaus nicht widersprechen, als Schulpraktiker aber bleibe ich bei meiner Forderung stehen; sie enthält die unumgängliche Kontrole des Verständnisses und ist eine werthvolle Gymnastik des Geistes in der höchsten sprachlichen Kunstübung für den Schülerstand.

Und wenn ich schon in dieser Frage den patriotischen Standpunkt als mitwirkend bei der Entscheidung nicht verleugnet habe, so darf ich denselben noch stärker betonen in dem Verlangen einer Vertiefung des deutschen Sprachunterrichts nach der historischen Seite hin, auf der mittleren und oberen Stufe der Gymnasien. Auch in diesem Punkte können unsre Nachbarn, die Franzosen, uns beinahe als Vorbild dienen. Obwohl dort das ganze Volk schon einen angeborenen Trieb zu feiner und zierlicher Sprachform mitbringt, wird doch in allen Klassen der Schule der Stil, auch in der mündlichen Rede, gesäubert und gefeilt, während für gewisse Kreise, namentlich in Norddeutschland, die saloppe Ausdrucksweise so charakteristisch ist, daß sie sich sogar in den modernen Romanen und Novellen schon einen festen Platz erobert hat. Wie sehr die Wortformen und nicht minder die Satzbildung unter der hastenden Arbeit unsrer Journalisten gelitten hat, wie fast täglich die breite und schwerfällige Phraseologie mit thörichten Neubildungen sich schmückt, hat Wustmann zur Genüge schon beklagt; und doch hat man noch vor wenig Jahren mit dem Mittelhochdeutschen den letzten Rest der stolzen Geschichte unsrer edlen Sprache aus den Räumen des Gymnasiums weggewiesen! In Frankreich steht auf dem Lehrplan bis in die obersten Klassen, das was der Franzose l'orthographie d'usage nennt, wozu z. B. die Endungen des participe passé gehören; und wenn neulich der Minister selbst darin einige Einschränkungen veranlaßt hat, so beweist das eben die Sorgsamkeit in der Behandlung der Sache und den Eifer in diesen Uebungen; ebenso lehrt man die Geschichte der Sprache, namentlich die Umgestaltung der Formen aus dem Lateinischen. Bei uns in Deutschland haben die Brüder Grimm ihre großen Werke bis jetzt fast nur für Fachgelehrte geschrieben; es herrscht in grammaischen Dingen noch dieselbe Willkür und Unsicherheit, ja eine zur Schau getragene Gleichgültigkeit, wie schon vor hundert Jahren, als Goethe diese „Endungen" richtig zu setzen seinem Riemer überließ.[4]) Unsre nationale Ehre gebietet es, darin Wandel zu schaffen, und ich erinnere, wie schon vor langen Jahren einmal, an das schöne Wort von Dubois-Reymond in einer Universitätsrede: „Ich träume eine Akademie der deutschen Sprache." Wir könnten diese wirklich brauchen, und die Schule sollte, ohne zu zögern, in ihrem Bereiche sogleich ihres Amtes warten!

Die Hauptsache aber bleibt für das Gymnasium bei nunmehr gänzlich veränderter Sachlage die Forderung, daß von jetzt ab der Lehrer mit scharfem Auge die

4) Sammlungen sogenannter „Stilblüthen", d. h. lächerlicher Sprachschnitzer, sind heutzutage eine stehende Rubrik in Witzblättern geworden. In den letzten Tagen las ich mehrmals in einer großen Zeitung: „Der beklagtische Anwalt." In Norddeutschland hört und liest man nicht selten: der Frieden, der Glauben; in einer Horaz-Ausgabe steht: der Gedanken, als nom. sing. Ein Gymnasialdirektor aus Westfalen schrieb mir im amtlichen Bericht: des Knabens. Welcher Franzose kennt wohl die Wörter blamage und renommage, die unsre jungen Leute so oft im Munde führen? Sie haben nie existirt!

Fähigkeiten seiner Schüler beobachte und seine Gabe der Unterscheidung der Geister mit allem Fleiße ausbilde. Die früherhin übliche Nachsicht bei den Klassenversetzungen dürfte eingeschränkt werden; das oft geübte Mitleid und die Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse bei unzulänglichen Leistungen ist überflüssig und übel angebracht; wenn der geistig beschränkte Knabe jahrelang die Marterbank gedrückt hat, und schließlich erschöpft doch nur die Gedächtnißlast, ohne den Hebel eigenen Urtheils, in seinen Beruf hinüberschleppt, dann findet auf ihn das Wort Wellingtons Anwendung: you are overeducated for your intellect! Es muß ja auch solche Leute geben; aber das Gymnasium verzichtet gern auf das Privilegium zur fabrikmäßigen Züchtung dieses „geistigen Proletariats".

III.

Was werden aber die Universitäten zu dieser neuesten „Reform" sagen, die gewiß schon Mancher im Stillen als eine ungesetzliche Vergewaltigung auffaßt, zumal, da vor Zeiten eine deutsche Universität selbstherrlich bestimmen konnte, wer zu ihr gehören sollte und in ihre Hörsäle eintreten durfte? Freilich, seitdem es Minister des Kultus und des Unterrichts gibt, hat sich dieses Verhältniß allmählich geändert, und die konstitutionelle Regierungsweise erkennt keine Ausnahmsgesetze für gelehrte Körperschaften an; aber auch diese selbst haben einen wesentlichen Wandel in ihren Ansichten zu verzeichnen von dem Augenblicke an, wo populäre Vorträge neben den gelehrt akademischen überall figuriren, volksthümliche Kurse abgehalten werden und das schöne Geschlecht zu Hunderten in die Hörsäle eingedrungen ist und den ernstesten Studien mit ungeahntem Eifer sich widmet. Mit welchem sachlichen Grunde will man da den Realisten, die vorher kein Griechisch und nur wenig Latein gelernt haben, den Zutritt weigern? Mathematik und Naturwissenschaften darf man bekanntlich schon seit längerer Zeit ohne Kenntniß des Latein studiren, und für das Studium der neueren Sprachen ist man wenigstens des Griechischen nicht benöthigt. Der alten Philologie aber und der Geschichtsforschung wird sich selbstverständlich nur der Gymnasialschüler zuwenden; und dem Theologen wird keine geistliche Behörde je die Kenntniß der klassischen Sprachen erlassen mögen. Wer also zu einem dieser Fächer erst spät eine plötzliche Neigung verspüren sollte, wird das Versäumte unbedingt gründlich nachholen müssen. Es bleiben übrig die beiden großen Fakultäten der Juristen und der Mediziner. Da nach allen bisherigen Kundgebungen der betheiligten Stände im weitesten Umfange durchaus nicht anzunehmen ist, daß man in den juristischen und medizinischen Staatsprüfungen auf eine ausreichende Kenntniß der alten Sprachen Verzicht leisten werde, so muß den Absolventen der Realanstalten, welche diese Fächer betreiben wollen, Gelegenheit geboten werden, auf der Universität nebenher nachträglich Lateinisch und Griechisch zu studiren, und dem Vernehmen nach werden bereits an einigen Orten Anstalten getroffen, die dem Elementarunterricht für solche Studirende dienen sollen.

Welcher Wandel der Zeiten! Seit Jahrhunderten hat man es für unumgänglich nothwendig gehalten, daß der Theologie Studirende die hebräische Sprache schon auf dem Gymnasium mehrere Jahre lang getrieben habe, damit er auf der Universität ohne Zeitverlust weiterarbeiten könne; und jetzt hofft man, die Frucht vieljähriger Bemühungen, die ganze breite Basis der Gymnasialbildung so nebenher im Gedränge des Fachstudiums gewinnen zu können?

Damit ist ja die Anmaßung des „Frankfurter Systems" weit übertrumpft! Wozu denn überhaupt noch Gymnasien, wenn die klassische Bildung sich in einigen Nebenstunden und im Fluge erhaschen läßt? Ernstgemeint kann solches Beginnen nicht sein; man müßte denn als die Hauptsache dabei die lateinischen und griechischen Vokabeln ansehen, deren richtiges Verständniß dem Mediziner wenigstens als Gedächtnißhülfe dienlich sein mag; der Jurist kann sich ja auf das uralte Juristenwort berufen: Graeca sunt, non leguntur! Und für den sogenannten praktischen Bedarf werden sich bald genug „Fremdwörterbücher" und ähnliche Nothhelfer: „Der kleine Grieche" und „Der kleine Lateiner" einstellen; wer aber uns weismachen möchte, daß der Durchschnittsmensch wirklich neben seinem Fachstudium sich zugleich so mit klassischem Geiste durchtränken könnte, wie es nach neunjährigem Gymnasialunterricht der Fall ist, mit dem ist nicht weiter zu reden. Auf dem Gymnasium hat den Schüler doch immer die Atmosphäre der alten Welt selbst umwoben, er hat die klassische Luft geathmet, fortgesetzt aus den Quellen getrunken und mit der einfachen, aber kräftigen Kost der Alten sich genährt; und dadurch hat er seinem Geiste ein Imponderabile beigemischt, das sich nicht messen und nicht wägen läßt, sich aber trotzdem jedem Kenner fühlbar macht und in der geistigen und sittlichen Werthung des ganzen Menschen mittaxirt wird. Das bloße Nachlernen des Pensums dagegen, die überhastende Mästung mit unverdautem Stoff ist nutzlose Quälerei und kann um so eher aufgegeben werden, als in anderen Ländern genug Juristen und Mediziner, weniger beschwert vom „klassischen Ballast" ihr Wesen treiben und dennoch Tüchtiges in ihrem Fache leisten. Durch jene Maßregel wird nur ein Schein hervorgerufen, eine Täuschung, die zwar nicht beabsichtigt ist, aber unwillkürlich erfolgt und eine empörende Herabsetzung eines kostbaren Bildungsschatzes in sich birgt. Wenn die Minderwerthigkeit im Fachwissen bislang in den Prüfungen der Aerzte und Juristen ebenso wie bei anderen Berufen durch Noten sichtbar gemacht wurde, warum soll die Verschiedenheit der Vorbildung nicht auch einfach angemerkt werden? — —

In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, trifft die offiziöse Notiz aus der „Nordd. Allg. Ztg." ein, es sei „unzutreffend", daß über die hier behandelte Angelegenheit dem preußischen Landtage eine Gesetzesvorlage zugehen werde. Damit weiß ich noch nicht viel, nehme jedoch Veranlassung, zum Schlusse noch einen sehr naheliegenden Punkt zu berühren.

Bekanntlich haben die Einzelstaaten des Deutschen Reichs in der Gestaltung des Unterrichtswesens zwar völlige Selbständigkeit; doch sind schon auf Grund einer Konferenz von Delegirten, die im Oktober 1872 zu Dresden stattfand, gewisse normirende Bestimmungen über den Unterricht in den Gymnasien und die Abgangsprüfungen vereinbart worden, um die Berechtigung zum Einjährigendienst, sowie auch die Vorbedingungen für die Prüfungen der Aerzte, im Hinblick auf deren Freizügigkeit im Reiche, festzustellen. Daß jetzt einseitig von Preußen in dieser Frage vorgegangen werden sollte, nachdem man sich vor kurzem auch über das medizinische Studium im ganzen und über die ärztliche Doktorprüfung verständigt hat, ist schwer zu glauben. Außerdem würde der Zusammenhang zwischen den preußischen und den übrigen deutschen Universitäten sehr empfindlich gestört werden, wenn auf den letzteren die Realabiturienten nicht zur Immatrikulation gelangen könnten; München und Leipzig, Würzburg und Heidelberg würden einen Theil ihrer Zuhörerschaft einbüßen und dürf-

ten sich mit Recht über rücksichtslose Schädigung beklagen. Kurz gesagt: ich kann nicht glauben, daß man in Preußen so unfreundlich und ich darf wohl sagen, so illoyal verfahren wolle, und ich gebe mich demnach der Hoffnung hin, daß man gewillt ist, in einer so tief einschneidenden Angelegenheit auf dem Wege der Unterhandlungen mit den anderen Bundesstaaten gemeinsam vorzugehen und die endgültige Regelung der ganzen Frage vorläufig noch hinauszuschieben. Quod Deus bene vertat!

München, im November 1900.

Ein Dienstbotenroman.

Nicht für Dienstboten geschrieben, sondern von ihnen handelnd. Die für sie geeigneten Bücher finden leider den Weg fast nie in die Küche. An Stelle derber, gesunder, nahrhafter Kost werden dort für schweres Geld die Schauer- und Sensationsgeschichten untergebracht, die mit der Literatur nichts zu thun haben, und von dem Wege, auf dem sie ins Haus gekommen, ihre Bezeichnung tragen.

Das Buch der Frau C. Viebig, „Das tägliche Brot",[1]) beschäftigt sich vorwiegend, ja fast ausschließlich mit Personen, deren Leben ein ständiger Kampf, eine ununterbrochene Sorge ist, wie sie den Unterhalt für den Tag erschwingen können. Daß in dieser steten Sorge die edleren Gefühle verkümmern oder sich nicht recht entfalten können, wird mit unbarmherziger Deutlichkeit entwickelt. Mit bewundernswerther Aneignungskraft hat die Verfasserin sich in die Denkweise, den Ton, die Wünsche und die Lebensauffassung dieser Leute zu versenken gewußt, und ihre Darstellung macht um deßwillen so sehr den Eindruck der Wahrhaftigkeit, weil sie innerlich mitgelebt hat, was sie uns erzählt. Ein Meisterstück knapper Charakteristik ist der Vater der Heldin, wie auch das ganze kleinbäuerliche Milieu, aus dem sie hervorkommt, trefflich gezeichnet ist. Als Mine aus dem Dorf bei Schwerin an der Warthe nach Berlin einen Dienst suchen geht, da sagt ihr der Vater zum Abschied: „Laß der'sch gut gehn, un schreib och. Halt der broav! Daß de tüchtig was spaarst im Dienst. Schick's Geld nur gleich heeme, ich thu's in Schwerin uf de Sparkaß. Laß der nicht beifallen, daß des verjuxst! Des sag ich der: Kommste heeme un hast nichts var der gebracht, krigste de Hucke voll!" Und der erste Brief, den sie nach ein paar Monaten vom Vater erhält, ist in grämlichem Tone gehalten, macht ihr Vorwürfe, daß sie noch nichts nachhause geschickt und verlangt Geld, damit sie sich noch eine zweite Kuh kaufen können. Da schickt sie denn mit schwerem Herzen die ganzen sechsundzwanzig Mark, die sie sich mit saurer Arbeit erspart hat. Und wie sie dann später nach harten Sorgen und Kämpfen ihr kleines Mädchen ins Elternhaus bringt, darauf vertrauend, daß das hübsche Kindchen dort Aufnahme finden und in der Landluft gedeihen werde, wie wird ihr da bei dem eisigen Empfang zumuthe! Der Vater, stumm ein Stück Brot nach dem anderen herunterschneidend, die Mutter, verängstigt unter dem Druck des harten Familienhauptes, wagt nur zaghaft für die verzweifelte Tochter ein gutes Wort einzulegen. Die Geschwister, neugierig gaffend und der Schwester grollend, die ihnen nichts mitgebracht hat. „Der Menschheit ganzer Jammer drängt sich für Mine in diesen wenigen Minuten zusammen. Und dem Schweigen, in dem der Alte den Groll in sich verbeißt, folgt dann ein Wuthausbruch und Mine erkennt, daß für sie und ihr Kind in der Heimath keine Stätte mehr ist. Es ist eine ganze Tragödie, die wir da mit erleben, und mit einfachen Mitteln hat die Verfasserin große Wirkung erzielt. Verzweifelt irrt Mine umher. Keine Nahrung, keine Hülfe für das Kind, das vor Kälte wimmert — wer hätte sie verurtheilen können, wenn sie den verzweifelten Gedanken ausgeführt hätte, der ihr einen Augenblick durch den Kopf huscht! Auch diese Scenen und die kurze Trennung von dem Kinde bis zu dem Entschluß, es mit zu der Herrschaft zu nehmen, das alles ist wirksam und dramatisch dargestellt.

Wie in „Soll und Haben" und im „Hungerpastor" die beiden verschiedenartigen Altersgenossen zusammen nach der Stadt wandern, deren Schicksale dann parallel nebeneinander weiter entwickelt werden, so begleiten wir hier Mine Heinze und Bertha Fidler auf ihrem Wege von Gollmütz nach Schwerin und von da mit der Bahn nach Berlin. Mine, schwerfällig, robust und linkisch, dabei rastlos arbeitsam, wird durch das Schicksal zu sittlicher Kraft und Größe emporgehoben, Bertha anmuthig, klug, gewandt, dabei aus Vorsicht ihre „anatomische Unschuld" bewahrend, ist schon von Anfang an ein leichtfertiges, innerlich verdorbenes Geschöpf. Ihre Genäschigkeit, die sich in dem Hause der Frau Selinger zur Gier steigert, da dort die Dienstmädchen von all den Süßigkeiten und Leckerbissen nichts bekommen, die die Tafel der Herrschaft zieren, ihre Unaufrichtigkeit und die Haltlosigkeit ihres Wesens bringen sie immer tiefer herunter, und da sie sich später auch der Flasche ergibt, sinkt sie völlig. Als sie von der dem Dienstpersonal gegenüber geizigen Frau Selinger im Groll geschieden war, hatte diese ihr ein schlechtes Zeugniß geschrieben und nun war's mit der Aussicht auf gute Stellen für immer vorbei. (Das ist auch einer der tiefen Mißstände, die das Buch streift, daß die Herrschaft durch das Zeugniß die ganze Zukunft des Mädchens verderben kann.) Dennoch hatte Bertha, als der Antrag auf ein lustiges Leben in einer Animirkneipe zum erstenmale an sie herantrat, ihn entsetzt zurückgewiesen. Nun aber, in den unerträglichen Verhältnissen bei ihrer letzten Herrin, einer bigotten alten Jungfer, und da ihr von dieser auch der Tröster in der Noth, der Alkohol, entzogen worden, kennt sie keinen anderen Wunsch mehr, als hinaus und wär's auf die Straße. Dort ist auch ihre Zukunft.

In Berlin eingetroffen, finden die beiden Mädchen ihre erste Unterkunft im Grünkramkeller der Eheleute Reschke, einem mit außerordentlicher Schärfe und Plastik dargestellten Milieu. Dort spielt sich ein guter Theil der Handlung ab und zahlreiche kleine Momentbildchen zeigen, wie fein die Verfasserin zu beobachten weiß. Namentlich auch bei den Scenen, zu denen das Nebenamt der Frau Reschke als Gesindevermietherin Anlaß gibt. Mine fühlt sich in ihrer ersten Stelle sehr unglücklich und das Heimweh, das Gefühl der Verlassenheit nähert sie dem Sohne des Hauses, dem von der Mutter verhätschelten Arthur. Sie sind zuweilen allein zusammen, sie gehen miteinander aus und so geschieht, was kommen mußte. Aber nachdem Mine lange Zeit allein für ihr Kind gesorgt, um seinetwillen Schweres durchgemacht hat, weiß sie Arthur zu bewegen, daß er sie zu seinem Weibe macht. Die Eltern widersetzen sich anfangs, aber der Hinweis auf Arthurs Alimentationspflicht macht sie gefügig. Nun beginnt für Mine ein neuer Dornenweg, die Sorge für das neugegründete Heim, so armselig es darin bestellt ist. Als Waschfrau, als Putzerin, als Zeitungsträgerin erwirbt sie ihr kärgliches Brot, während Arthur großspurig, sich nicht für genügend anerkannt wähnend, in keiner Stelle gut thut und seiner armen Frau das Leben sauer macht. Aber schließlich winkt ihnen die Aussicht einer gesicherten, bescheidenen Existenz. Herr Müldner, bei dem Mine in ihrer schwersten Zeit war, und der ihre Tüchtigkeit erkannt, hat ihnen eine Portierstelle bei einer Aktiengesellschaft ausgewirkt, und darin findet sie eine förmliche Erreichung des Ideals, ein Glück, dem sie freudig und zuversichtlich sich hingibt. „Ihre Seele jauchzt und jubilirt, wie die Lerche, die mit endlosem Tirili vom lenzgrünen Acker aufsteigt ins klare Himmelszelt und sich wiegt und sich badet im goldenen Frühlingsglanz, der Noth des Winters entronnen ohne Ahnung von Reif und Hagelschauern und künftigen Wintern". Vielleicht ist Mine, die anfangs so dämlichen Eindruck macht, später zu bedeutend geschildert, namentlich, wo sie für den ganzen kleinen Haushalt denkt und schafft und sorgt. Aber sie ist in der Schule des Lebens und Leidens gewachsen, und diese Schule löst manche schlummernden Kräfte aus.

Die ganze Familie Reschke ist dem Leben abgelauscht, es sind lauter Menschen, die wir mit Händen greifen können. Nur Trude, die von dem, der ihre erste Liebe besessen, betrogen worden, und dann bis zur Soupirdame sinkt, trägt etwas konventionellen Charakter. Aber Mutter Reschke, die zungengeläufige Dienstbotenvermietherin, wie lernen wir sie gleich beim ersten Anblick in ihrer niedrigen Denkweise kennen! Und ihr grobschlächtiger Gatte, wie er in grauer Morgenfrühe zum Markte fährt, wie er mit Schelten und schwerer Hand seine Kinder behandelt, wie steht er leibhaftig vor uns; auch Arthur, der zu etwas höherem berufen war und sich immer noch für etwas Besseres hält, auch nachdem er überall Schiffbruch gelitten und Elli, die freche Berliner Göre! Romantischen Anstrich hat die mißgestaltete Grete, die sich aus dem Elend des Tages zu den Verzückungen der Heilsarmee erhebt. Auch in der

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1901.

Schilderung dieses Getriebes bewährt sich der Wirklichkeitssinn der Verfasserin, noch romantischer und ans Transscendentale grenzend ist die geistesgestörte Mathilde, bei der Mine in ihrer Noth Unterkunft findet. Manches ist in dem Buche nur ganz leicht und lose angedeutet, ein und das andere Motiv, das die Verfasserin angefangen, hat sie dann nicht weiter ausgeführt, so die zunehmende Augenschwäche des alten Reschke, das Kränkeln Arthurs. Sehr fein wird die Wirkung behandelt, die Gretens Tod auf den Vater ausübt, wie da das Gute in der Menschennatur erwacht. Gar ergreifend bei aller Schlichtheit in der Darstellung wirkt das Zusammentreffen von Vater und Mutter Reschke an Bertha's Grab.

Ein reicher Stoffinhalt ist in dem Buche nicht eigentlich vorhanden. Die Verfasserin verläßt auch keinen Augenblick die Sphäre, in die sie sich ganz hineingelebt, greift auch nicht durch eigene Reflexionen ein. Die tiefernsten sozial-politischen Studien, als welche die einzelnen Scenen des Buches zu bezeichnen sind, sprechen für sich selbst, Scenen, die nur lose zusammenhängen, aber unter denen sich manche voll wirklichen Lebens und dramatischer Kraft befinden. Einzelne haben wir schon erwähnt. Die große Hochzeitsfeier, in der sich eine Kunst der Detailmalerei zeigt, die wahrhaft an die alten Niederländer erinnert, soll aber auch nicht vergessen sein. Vielleicht liegt eine gewisse Einseitigkeit darin, daß es die Mädchen gar so schlecht treffen, daß sie nur in ärmlichen Haushaltungen Unterkunft finden, aber bei Leuten, die die Dienstmädchen förmlich hungern lassen. Bertha muß bei Frau Selingen ein gut Theil ihres Lohnes für Toilettenausgaben verwenden. „Das ewig rasagelleibei sein, die blendend weißen Schürzen und Häubchen kosteten nicht wenig, am Ende der Woche hat sie stets eine Rechnung von ein paar Mark bei der Plätterin. Frau Selingen, die so hohen Lohn zahlte, konnte doch wohl verlangen, daß ihr Stubenmädchen täglich in frischem Anzug war. Um sich die Sachen selbst herzurichten, die Falbeln zu tollen, die Rüschen zu kräuseln, dazu fehlte es Bertha an Zeit und Geschick. Auch war der gnädigen Frau nichts so zuwider, als Wäsch- und Plättdunst. Aber was spielten die paar Mark auch für eine Rolle — ob man die mehr oder weniger hatte! Leben und lebenlassen!" In den Häusern, die wir kennen, liefert, beiläufig gesagt, die Herrschaft die weißen Schürzen und Häubchen selbst. Im Hause Selingen geht's übrigens einigermaßen so zu, wie in manchen der Pariser Familien, von denen Mirbeau's freches, aber gut gemachtes Buch: „Le Journal d'une femme de chambre" erzählt. Zu Darstellungen solch sittlicher Verworfenheit, wie sie bei den meisten Personen und Familien in dem Pariser Buche herrscht, ist bei den vorliegenden wahrhaften Schilderungen kein Anlaß. Auch fehlen die lüsternen Scenen vollständig, von denen es in jenem Buche wimmelt, und der heiß erotische Ton, den die Verfasserin zuweilen in dem „Weiberdorf" angeschlagen hat, ist ganz vermieden. Die Stimmung, die Scenerie, das Milieu weiß sie uns immer lebendig hervorzuzaubern, aber sie hält mit Beschreibungen künstlerisch Maß, „denn was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils". Wie sie zu malen versteht, das möge das Bild am Eingang zeigen. „Unten in der endlosen Weite der Felder noch bleigrauer kalter Dämmerschein. Dampfende Nebel steigen aus den Senkungen und ziehen ihre weißen Gespinnste über den Acker, bis sie fern an der blauen Wand des Waldes in Fetzen zerflattert. Fahl schimmern in der Dorfgasse die getalkten Giebel der Hütten, nur die hohen Mauern der Kirche zeigen schon warme Reflexe. Die Kastanienbäume am Portal schütteln sich, daß ein Regen von nachtfeuchten, gelben Blättern niederrieselt, ein herber bitterlicher Herbstdunst steigt auf vom fallenden Laub." Solcher Schilderungen und Stimmungsbilder bietet das Buch manche, das uns als Ganzes in seinem künstlerischen und sittlichen Ernst als ein neuer und bedeutender Fortschritt der Verfasserin erscheint.

Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. **Soll die Hohkönigsburg neu aufgebaut werden?** Eine kritische Studie von Otto Piper. München 1900. Karl Haushalter. — Das Geschenk, welches die Stadt Schlettstadt mit der Hohkönigsburg dem Kaiser machte, hat die Augen von ganz Deutschland auf diese Burg gelenkt, welche eine der größten und interessantesten Ruinen nicht bloß des burgenreichen Elsasses, sondern von ganz Deutschland bildet. Und von neuem wurde die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen, als der Plan einer Wiederherstellung zur Thatsache wurde, indem man nunmehr 1,400,000 M., zur Hälfte vom Reich und zur Hälfte von den Reichslanden, dafür verlangen will. Ob dieser Kostenvoranschlag hoch genug gegriffen ist, möchten wir bezweifeln, das sei nebenbei bemerkt; es liegt aber nahe, auf die Limesforschung hinzuweisen, die nicht in der erforderlichen und wünschenswerthen Ausdehnung und in der jetzigen bewährten Weise fortgeführt werden kann, weil die geforderten Geldmittel zu gering bemessen waren. Anderen gewichtigen Bedenken gibt Hofrath Dr. Piper, der Verfasser der auch in diesen Blättern angezeigten „Burgenkunde" und unbestritten die erste Autorität im Fache des neuestens zur Wissenschaft erblühten Burgenbaues, Raum in der vorstehend genannten Broschüre, die um so bemerkenswerther ist, als für das vom Architekten Ebhardt, dem Herausgeber des großartig angelegten Werkes „Deutsche Burgen", entworfene Bauprojekt die Reklametrommel stark gerührt worden ist. Hofrath Dr. Piper war im Herbste 1899 im Verein mit dem Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand in Straßburg mit einer eingehenden Veröffentlichung über die Hohkönigsburg beauftragt worden, und nicht bloß die amtliche „Denkmalpflege", sondern die allgemeine Meinung der Sachverständigen sprach sich mit Anerkennung dafür aus, daß dieses Unternehmen in die berufensten Hände gelegt sei. Im Mai dieses Jahres wurde vom Statthalter der Reichslande dieser Auftrag infolge höherer Weisung wieder zurückgezogen, wahrscheinlich, wie Dr. Piper andeutet, weil er den geplanten Neuaufbau der Burg aus dem Gesichtspunkte der Denkmalspflege überhaupt nicht für wünschenswerth und auch das Ebhardt'sche Bauprojekt nicht für gut erachten konnte. Der Begründung letzterer Meinung dient die Broschüre, in welcher ihr Verfasser sich zunächst darauf beruft, daß sich in der Frage nur der ein eigenes sicheres Urtheil bilden könne, welcher außer hinlänglicher Beherrschung der Burgenkunde die Ruine eingehend genug studirt hat und auch das zerstreute, auf ihren Bau bezügliche archivalische Material kennt. Und da diese Voraussetzung bei Niemand zutrifft außer bei ihm, beansprucht er die Beachtung seiner Stimme. Als den wichtigsten Einwand bezeichnet er die Unmöglichkeit, daß die Wiederherstellung der Burg ganz genau in der Weise erfolge, wie der Bau am Ende des 15. Jahrhunderts ausgesehen habe, was die Absicht Hrn. Ebhardts ist. Dieses Urtheil belegt er mit einer langen Reihe von Einzelheiten. Außerdem aber bezeichnet er den geplanten Wiederaufbau aus ästhetischen und sachlichen Gründen nicht einmal als wünschenswerth, weil nur ein Flickwerk entsteht, und durch dieses gerade die interessanten, jetzt offen sichtbaren Konstruktionen des Innenbaues dem Auge des Beschauers wieder entzogen würden. Auch den geschichtlichen Werth der Burg erachtet er als gering, weil sie niemals eine politische Rolle gespielt habe, und mit Recht wendet er sich gegen die absurde Behauptung, die Hohenstaufen hätten ihren Namen von dem Besitz der damals Stuphin und Stuphingin genannten Burg hergeleitet. Anstatt des kostspieligen Neubaues empfiehlt er vielmehr, die von der alten Burg noch vorhandenen Reste ausreichend zu sichern. Die Ausführungen des Verfassers klingen sehr beachtenswerth. Ihr Referent möchte indessen gegen den Hauptpunkt derselben geltend machen, daß vom Standpunkte des Hrn. Hofraths Piper aus wohl schwerlich noch ein Wiederaufbau oder eine Restaurirung alter Burgenruinen möglich sein dürfte, weil wohl bei keiner einzigen die Gegenwart die Gestalt der Vergangenheit vollkommen getreu und richtig zu erneuern vermag und beim Festhalten eines solchen Grundsatzes die Wohnbarmachung der ritterlichen Behausungen nach den heutigen Anforderungen vollkommen ausgeschlossen wäre. So weit geht aber unsre historische Anschauung nicht.

Ein rumänischer Sprachatlas. Dank der Energie des Bahnbrechers auf dem Gebiete der Erforschung der rumänischen Sprache und ihrer Dialekte, Prof. Weigand in Leipzig, wird Rumänien sich bald des Besitzes eines linguistischen Atlasses des dacorumänischen Sprachgebiets erfreuen können und damit in die kleine Reihe derjenigen Länder eintreten, die, wie Deutschland und Frankreich, ebenfalls mit der Bearbeitung eines Atlasses für ihr Sprachgebiet beschäftigt sind. Daß auch damit Rumänien den benachbarten Völkern,

wie Ungarn und besonders den Balkanvölkern, ein Vorbild sein wird, braucht kaum erwähnt zu werden. Das Werk wird von Prof. Weigand allein bearbeitet und auf Kosten der rumänischen Akademie im Laufe von fünf Jahren in acht bis zehn Lieferungen erscheinen, von denen bis jetzt zwei Sektionen zu je acht Karten vorliegen. Das ganze Sprachgebiet ist nämlich in sechs Sektionen eingetheilt, die nach der Lage NW., N., NO., SW., S., SO. benannt sind. Die Einrichtung selbst ist folgende: oben links steht der Titel der Sektion (NW.) mit der Nummer derselben; oben rechts steht in arabischer Ziffer die durchlaufende Kartennummer, darunter in kleinem Druck die Nummer der auf dem betreffenden Blatt enthaltenen, dialektisch untersuchten Gemeinden. Innerhalb der doppelten Umrandung steht auf jeder Seite je ein Normalwort mit seiner Nummer. Dahinter stehen die verschiedenen Dialektformen, die durch eine bestimmte Farbe in dem vorgesetzten Dreieck gekennzeichnet sind; die obenstehenden Wortformen findet man in dem in vier Dreiecke zerfallenden Quadrat bei den Ortschaften in dem oberen Dreieck wieder, die rechts stehenden in dem rechten, die unten stehenden in dem unteren, die links stehenden in dem linken Dreieck. Dadurch wurde es ermöglicht, vier Wörter auf einer Karte darzustellen, und man bemerkt sofort, wenn nicht alle vier Dreiecke eines Quadrats gleiche Farbe haben, daß die Behandlung der Wörter eine verschiedene ist. Jedenfalls wird hiedurch das Studium der Karten nicht nur für den Kenner des Rumänischen, sondern für den Sprachforscher überhaupt von besonderem Interesse. — Die uns vorliegenden acht Karten behandeln lautliche Eigenthümlichkeiten der rumänischen Mundarten Ungarns, indem an je vier Normalwörtern die verschiedene Wiedergabe von Konsonanten, in einem Fall auch eines Vokales, illustrirt wird. Man kann dem Werke zur Ehre deutscher Wissenschaft und zur Hebung von Rumäniens Kulturstellung einen glücklichen Fortgang und einen baldigen Abschluß wünschen. Zwar mußte das Erscheinen der dritten Sektion, das für dieses Jahr in Aussicht genommen war, infolge finanzieller Schwierigkeiten leider unterbleiben, wie aus einer Mittheilung aan Professor Weigand im VII. Jahresbericht des von ihm geleiteten Instituts für rumänische Sprache in Leipzig hervorgeht. Trotzdem ist zu hoffen, daß Rumänien das erste Land sein wird, das einen vollständigen linguistischen Atlas seines ganzen Sprachgebiets besitzt. Deutschland und Frankreich werden, was bei der ungleich größeren geographischen Ausdehnung dieser Länder wohl begreiflich ist, noch jahrelang damit zu thun haben. K. D.

* Die erste, wenn auch noch sehr flüchtige Skizze von den Ergebnissen der **Polar-Expedition des Herzogs der Abruzzen** bietet ein Artikel der „Rivista Maritima“ (Oktober 1900), den die trefflich geleiteten „Petermanns Mittheilungen“ in ihrem letzten Hefte auszugsweise wiedergeben. Danach geht aus demselben deutlich hervor, daß die Inseln im Norden von Franz Joseph-Land, Petermann-Land und Oskar-Land, die Payer von seinem fernsten Punkte gesehen zu haben glaubte, thatsächlich nicht existiren können, da Kpt. Cagni das eine auf der Ausreise, das andere auf der Rückkehr von seiner Schlittenexpedition unbedingt hätte berühren müssen; auch Kronprinz Rudolf-Land, die fernste von Payer erreichte Insel, auf welcher die italienische Expedition überwinterte, erstreckt sich nicht so weit nach Norden, wie Payer annahm. Manche kleinere Berichtigungen von Nansens und Jacksons Aufnahmen scheinen nach der Route des Schiffes ebenfalls zu erwarten zu sein. Um Nachforschungen nach den drei von der Schlittenexpedition nicht zurückgekehrten, wahrscheinlich verunglückten Leuten anzustellen, hat Prinz Luigi den Dampfwaler „Cappella“ gechartert, welcher im Juli nach Franz Joseph-Land aufbrechen soll.

* **Heidelberg.** An der hiesigen Universität wird vom nächsten Semester ab Geh.-Rath Prof. **Bezold** zum erstenmal über „Chinesische Grammatik“ lesen. — Dem Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts, Geh.-Rath **Persius**, ist anläßlich des 25jährigen Jubiläums des genannten Gerichts von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität die Würde als doctor honoris causa verliehen worden.

* **Freiburg i. B.** Für den wegen Augenleidens für das Wintersemester 1900/1901 beurlaubten Ordinarius der Psychiatrie an der hiesigen Universität Hofrath Prof. **Emminghaus** wurde der dortige Privatdozent Dr. **Pfister** zum Stellvertreter ernannt.

* **Straßburg.** Wie die „Straßburger Post“ mittheilt, wird mit Ablauf dieses Jahres Professor **Goltz** aus seiner bisherigen Stellung als Professor der Physiologie und Direktor des physiologischen Instituts der hiesigen Universität scheiden und der medizinischen Fakultät fortan nur noch als emeritirter Professor angehören. Prof. Goltz gehörte der Straßburger Hochschule seit ihrer Gründung an.

* **Aus Thüringen.** Zum **Konservator der Kunstdenkmäler der thüringischen Staaten** ist an Stelle des verstorbenen Prof. Lehfeldt Prof. Georg **Voß**, ehemals Dozent für Kunstgeschichte an der kgl. technischen Hochschule zu **Berlin**, ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** In **Wien** ist Dr. A. **Schrall**, klinischer Assistent des Prof. Ad. Lorenz, an den Folgen einer Typhusinfektion im 34. Lebensjahre gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 360. Ungarn. 6. Bd., 2. Heft. Wien, Hölder. — 22. **Jahresbericht über die Thätigkeit der Deutschen Seewarte für 1899.** Beiheft I zu den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie 1900“. Hamburg 1900. — A. **Kinzelbach**: Jagdlicher Sprachführer. Deutsch-englisch und englisch-deutsch. Berlin, Parey 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 7. Dezember. Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Uebersicht.

Rochus Frhr. v. Liliencron.

Zu seinem 80. Geburtstage (8. Dezember 1900).

Es ist erst kurze Zeit verstrichen, seitdem mit seltener Einmüthigkeit in den Landen deutscher Zunge der 70. Geburtstag der gottbegnadeten Marie Ebner gefeiert und ihr die Palme unter den lebenden Dichterinnen gereicht ward. Es war ein herzerhebendes Zeichen dafür, daß doch auch in unsrer schwer ringenden, neue Formen und Ideale suchenden Zeit noch die wahre Kunst ihre Schätzung und ihr Verständniß findet.

Und wieder schaart sich im Geiste eine große Zahl der Gebildeten und der Gelehrten deutscher Zunge um eine ehrwürdige Persönlichkeit, um ihr zu huldigen: Rochus Frhr. v. Liliencron begeht am 8. Dezember seinen 80. Geburtstag.

Wer die Ebner aus Briefen und aus ihren Schriften kennt und Liliencron in mehrjährigem, persönlichem Verkehr näher treten durfte, der findet manche gemeinsame Züge in der Eigenart dieser Genossen aus Nord und Süd neben alledem, was echte Kunst und echte Wissenschaft schon in der Wurzel verbindet; wie Marie Ebner es in dem Aphorismus von dem künstlerischen und wissenschaftlichen Gewissen ausspricht oder in dem anderen Wort: „Klarheit ist Wahrhaftigkeit in der Kunst und in der Wissenschaft." Der Forscher sucht zu den Quellen der Wahrheit hinabzusteigen und weiht der Göttin sein ganzes Denken und Fühlen, und der Künstler empfängt das Gebilde der Schönheit — „aus der Hand der Wahrheit". In Marie Ebners und Rochus Liliencrons Wesen liegt etwas von Goethe'scher Klarheit, von Goethe'scher Weite des inneren Blicks, von Goethe'scher Reife einer humanen Weltanschauung, die auf einer tiefen Bildung des Geistes und des Herzens beruht, von Goethe'scher Weisheit, die Güte ist. Marie Ebner sagt: „Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein!"

Und wie alle echte Größe demüthig ist, so sind auch beide milde, wahrhaft rührend bescheidene Persönlichkeiten; aus hohem, altem Adel entsprossen, auf geebneten Wegen des Lebens wandelnd, ohne die Bitterkeit der Sorge um die Existenz, und zu höchsten Ehren und Auszeichnungen gelangend, haben sie sich zu jener hoheitsvollen, inneren Heiterkeit erhoben, die immer das Kennzeichen des echten Genius ist, und zu jener Sympathie, auf der schließlich das Geheimniß wie aller Kunst, so auch der höchsten und schwierigsten, nämlich der Kunst zu leben, beruht.

Rochus v. Liliencron kann man geradezu als einen Lebenskünstler ersten Ranges — im Sinne von Goethe und den Humboldts — bezeichnen. Wie seine Persönlichkeit von Harmonie durchdrungen ist, so erscheint auch sein Leben wie ein harmonisches Kunstwerk, denn trotz der schier abenteuerlichen Fülle der Wege, die es genommen hat, führte es von der holsteinischen Heimath doch wieder zur holsteinischen Heimath zurück; und mochte Liliencron Professor in Kiel und Jena, Kammerherr, Kabinetsrath, Bibliothekar, Intendant der Hofkapelle in Meiningen, Prälat und Klosterpropst in Schleswig sein, mochte er sich als Theologe oder Germanist, als Jurist und Diplomat, als Musikhistoriker und Musiker, als Essayist oder Novellist oder als Sammler der historischen Volkslieder bethätigen, mochte er in München das Riesenwerk der Allgemeinen Deutschen Biographie organisiren und dirigiren: es fehlt nimmer das innere geistige Band, nimmer die Einheitlichkeit der großen, vielumspannenden, tiefdringenden Persönlichkeit.

Und wer in deren Bannkreis trat, der konnte sich ihrem Zauber nicht entziehen. Daher vermag auch ich gar nicht, wenn ich über Liliencron berichten soll, von dem Bild, das, selbsterlebt, mir vor dem inneren Auge schwebt und mir ins Herz geprägt ist, abzusehen, und so ist es natürlich, daß diese Zeilen, die ja auch farblos wären, ohne Beziehung zu dem warmen, pulsirenden Leben und die nur einen persönlichen Gruß entbieten sollen — der noch dazu auf Blättern aus seinem lieben München ihm entgegenflattert — vor allem von seiner Persönlichkeit handeln.

Das kleine schleswig-holsteinische Ländchen hat im vergangenen Jahrhundert ungewöhnlich viele bedeutende Männer hervorgebracht. Wer denkt nicht sogleich an die großen Historiker Waitz und Mommsen, an den Germanisten Müllenhoff, an die Musiker Gurlitt und Reinicke, an den Bildhauer Magnussen u. s. w. Und als im Jahre 1896 die historische Ausstellung in Kiel war, da hing unter den berühmten Vertretern der Kunst und Wissenschaft für das halbe Jahrhundert 1815—1865 neben den Portraits von Hebbel, Groth, Storm auch das von Rochus v. Liliencron. Es ist eine echt deutsche Gelehrtenphysiognomie mit klaren, markanten Zügen, durchleuchtet von der Fülle des inneren Lebens. Und dies geistige Leben wußte er auch in seinem prächtigen und doch so traulichen Schleswiger Klosterhause um sich zu breiten, auf das trefflichste darin unterstützt von der geistvollen, feinsinnigen Gattin und von seinen kunstliebenden und kunstübenden Kindern.

Wer die geselligen Abende in der ersten Hälfte der 90er Jahre in dem gastlichen St. Johannis-Kloster verlebte — alle 14 Tage war jour fixe in den Wintermonaten —, dem bleiben sie unvergessen. Da waltete echte Vornehmheit im Bunde mit feinstem Geschmack und Takt und mit der angeborenen Freundlichkeit wohl-

wallender Herzen. In den weiten, behaglich und zugleich künstlerisch ausgestatteten Räumen bewegte sich dann zwanglos eine zahlreiche, von Uniformen bunt belebte Gesellschaft von Herren und Damen, und immer gab es (auch meist nach den Diners und Soupers) geistigen Genuß in anregendster Mannichfaltigkeit. Machte nun der alte Baron selbst, wie noch an seinem 75. Geburtstage, auf dem Flügel eine Beethoven'sche Sonate spielen, machte er seine reizende humorgewürzte Novelle „Wie in Amwald Musik gemacht wird“ vortragen oder die Frau Baronin aus Kaudels Gardinenpredigten vorlesen, machte der älteste Sohn, der ausgezeichnete Dresdener Cellist, herrliche Töne seinem Instrument entlocken, machte die im Elternhause lebende Tochter aus der „Iphigenie“ recitiren, oder mochten lebende Bilder gestellt, Quartette oder kleine Theaterstücke aufgeführt werden.

Jetzt freilich, wie Briefe mir besagen, ist das Haus stiller geworden, da naturgemäß es dem höheren Alter allmählich schwerer wird, sich immer wieder in neue und andere Menschen hineinzufinden, die ja der Strom des Lebens in die kleine Beamten- und Militärstadt daherführt, und da es sich gerne mit denen begnügt, die einst schon in engerer Freundschaft verbunden waren und die es auch in der Ferne noch bleiben.

In der Mitte der 90er Jahre schwebte dem Unermüdlichen das Z der Allgemeinen deutschen Biographie als Ziel der Wünsche vor, zugleich aber reifte doch schon eine neue, längst vorbereitete Arbeit zur Vollendung heran; es ist jenes schmale Werkchen, das in diesem Jahre erschienen ist, „Chorordnung für die Sonn- und Festtage des evangelischen Kirchenjahres“; man sieht ihm die Arbeit nicht an, die darin steckt, aber der Kenner bewundert es als bahnbrechende That, da es auf diesem Gebiete seinesgleichen nicht gibt. Als es im Werden war, da bezeichnete der treffliche Mann dieses im Bunde mit dem anderen Vorausgegangenen als die Summe und den Rest seiner Lebensarbeiten und nannte den dann noch vergönnten Lebensrest, mit Hamlet, „Schweigen“, freilich ein fröhliches, dankbares, voll von „Erinnerung an so viele gute Jahre, die beschieden waren“. Und als es vollendet war, als das Schweigen und Erinnern anbrechen sollte, da klagte er schon gar bald, er fühle geradezu eine Lücke in seinem Thun, seitdem die liturgische Arbeit abgeschlossen sei. Und so währte es denn auch nicht lange, da ward gemeldet, daß die Leitung der „Denkmäler deutscher Tonkunst“, die von Reichswegen wie die Monumenta Germaniae historica herausgegeben werden sollen, Rochus v. Liliencron übernommen habe. Wahrlich, ein neues, glänzendes Zeugniß der erstaunlichen Rüstigkeit und Frische des großen Gelehrten!

So wird an seinem 80. Geburtstage das Erreichte ihn voll beglücken können, aber auch das Winkende, noch zu Schaffende, als ein schönes Ziel ihn locken und laden zu weiterem Thun. Was nur irgend an Ehrungen irdischer Großen einem Gelehrten winken kann, ist ihm zutheil geworden (königliche Huld verlieh ihm den Kronenorden 1. Kl. und den Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz); reiches Glück umblüht ihn auch im Blühen seiner Familie (auf ehrenvollem Posten, als Adjutant des Gouverneurs Jäschke, weilt der zweite Sohn, Hauptmann v. Liliencron, in China; der Schwiegersohn, Frhr. v. Rheinbaben, stieg zum preußischen Minister des Innern empor).

Möchte dem greisen, aber jugendlich elastischen Frhrn. v. Liliencron noch lange freundlich leuchten die Sonne zu fröhlicher, gesegneter Arbeit und zu jenem feinen und klugen Genusse des Daseins, wie ihn in mannichfachsten Variationen der große Lebenskünstler Horaz verherrlicht, mit dem Liliencron nicht nur der gemeinsame Tag der Geburt, sondern auch die urbanitas atque humanitas verbindet!

Neuwied a. Rh. Prof. Dr. Alfred Biese.

Der Verlagsrechtentwurf des Reichsjustizamts.

Von Prof. Schuster (Prag).

Bekanntlich ist dem neuen Deutschen Reich von seinem Vorläufer, dem Norddeutschen Bund nebst dem einheitlichen Strafgesetz auch ein einheitliches Urheberrechtsgesetz als Wiegengeschenk beschert worden, hingegen ermangelte es auffallenderweise bisher an einer einheitlichen Regelung des Verlagsrechtes, d. h. im engeren und eigentlichen Sinne, nämlich des Rechtsverhältnisses zwischen Urheber und Verleger. Selbst das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat daran zunächst nichts geändert, da nach Artikel 76 des Einführungsgesetzes „unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften,[1]) welche dem Verlagsrecht angehören“. Somit besteht verlagsrechtlich dermalen der alte Partikularismus fort, und damit eine Reihe auch sachlich ungenügender Bestimmungen, das sogar hierin seinerzeit sehr bedeutsame, heute aber trotzdem veraltete preußische Landrecht (§§ 996—1031), das dafür seit jeher unzulängliche österreichische bürgerliche Gesetzbuch (§§ 1164—1171), dann verschiedene Gesetze und „Verordnungen“ kleinerer Staaten. Nur das sächsische bürgerliche Gesetzbuch entspricht in den §§ 1139—1149 so ziemlich den heutigen Anforderungen bezüglich des Verlagsrechtes, aber auch dieses berührt mehrere Fragen nicht, die mittlerweile wichtig und dringend geworden sind. Das Nichtvorhandensein eines einheitlichen deutschen Verlagsrechtes ist aber um so auffallender, als schon seit 1819[2]) man sich in Gesetzentwürfen wenigstens um die materielle Lösung dieses Problems bemüht hat, und mit ihrer Benutzung in anderen Staaten, nämlich 1875 in Ungarn und 1883 in der Schweiz[3]) wirklich zu einer materiell und formell einheitlichen Verlagsgesetzgebung gelangt ist. Immerhin bedeuten all die genannten Gesetze und Entwürfe eine stetige Weiterbildung in der Behandlung der Aufgabe, dazu kommt in neuester Zeit noch eine genossenschaftliche Regelung des literarischen und musikalischen Verlagswesens, die Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel (angenommen in der Hauptversammlung des Börsenvereins, 30. April 1893) und als Anhang die (schon am 28. April 1891 in der Vereinshauptversammlung der deutschen Musikalienhändler beschlossene) Verlagsordnung für den deutschen Musikalienhandel. Es konnte somit dazu geschritten werden, das Verlagsrecht im Gegensatz zum bisherigen Zu-

---

[1]) Sammlungen derselben siehe bei G. Vollmann, Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen über das Urheber- und Verlagsrecht, Leipzig 1855, S. 18 ff., und G. Hebeler über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. Leipzig ohne Datum.

[2]) Nämlich der der Bundesversammlung als Kommissionsbericht vorgelegte Urheberrechtsentwurf, Protokolle VII. S. 76 ff. enthielt in Art. 15 bis 19 auch verlagsrechtliche Bestimmungen. Schriftstellerische Versuche dieser Art haben gemacht A. Berger in der „Allg. Preßztg.“, 1845 Nr. 1, der mir indeß bisher nicht zugänglich war, und 1869 Aug. Schürmann in der der Abhandlung über die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger hinzugefügten Grundordnung. Andere Gesetzentwürfe, die sich mit Verlagsrecht beschäftigen, sollen später genannt werden.

[3]) Wo schon 1855 das Zürich'sche Zivilgesetzbuch partikularrechtlich das Verlagsrecht in §§ 1599 bis 1614 geregelt hatte.

stande sowohl materiell und formell einheitlich, als auch nicht bloß genossenschaftlich, sondern gesetzlich zu regeln, wenigstens für Literatur und Tonkunst; beiden entspricht der bereits im neuen Urheberrechtsentwurf (erläuternde Bemerkungen S. 27) verheißene, im Juli d. J. erschienene Entwurf eines Gesetzes über das Verlagsrecht. Zur Würdigung seines Inhaltes ist aber ein flüchtiger Ueberblick der inneren Verlagsrechtsgeschichte nöthig.

Wie das Urheberrecht vielfach mit der Vorstellung vom Eigenthum am Manuskript als seiner vermeintlichen Grundlage verbunden war, welche sogar auf das heutige Recht theilweise nachgewirkt hat, so wurde früher, nämlich bis ins 19. Jahrhundert hinein, der Verlagsvertrag als Kauf des Manuskripts gedacht, aus welchem sich dann die Berechtigung des Verlages von selbst ergab. Diese Anschauung hat auch gesetzlichen Ausdruck gefunden, so in § 577 d. d. des badischen Landrechtes: „Wer sie (eine Handschrift) zum Verlag des Unternehmers unentgeltlich oder gegen einen bedungenen Preis hergibt, der tritt dadurch das Eigenthum an der Handschrift ganz ab und beschränkt sein Eigenthum am Inhalt durch das Verlagsrecht." Dieses Eigenthum an der Handschrift mußte zur nothwendigen Folge die Vorstellung von einem nicht nur inhaltlich unbeschränkten, sondern auch pflichtenlosen Recht des Verlegers haben. Wirklich ist im angeführten Artikel keine Rede von einer Pflicht des Verlegers zur Veröffentlichung und selbst im preußischen Landrecht wird sie nicht ausdrücklich festgesetzt, obwohl gewisse Grenzen für die Berechtigung des Verlegers anerkannt werden, so die Beschränkung auf eine Auflage, die Möglichkeit einer Bestimmung über die Zahl der Exemplare, außerdem spricht § 1010 von den Fällen, „wo die Erfüllung des Verlagsvertrages einem oder dem anderen Theile unmöglich wird." Hingegen ist als Anschauung der Verleger die Auffassung, daß mit dem „Verlagseigenthum" nur das Recht, aber keineswegs die Pflicht zur Veröffentlichung entstehe, wiederholt nachweisbar. Schindler erzählt in seiner Biographie Beethovens (2. Ausg. S. 18), daß Letzterer einmal auf die Mahnung zur Herausgabe seiner Werke vom Verleger die Antwort erhielt: „Wir haben jene Manuskripte gekauft und bezahlt, folglich sind sie unser Eigenthum, und wir können damit thun, was wir wollen." Von Buchhändlern erkennt aber nach Schürmann (Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger, S. 120 f.) Friedrich Schneider in Leipzig bei „unbedingter Ueberlassung einer Schrift nicht einmal die Verpflichtung an, dieselbe in Druck zu geben", wie Schneiders eigene Worte lauten, der sich überdies rühmt, zwei Jahre vorher wegen Anzüglichkeiten ein Manuskript von einem „ungedungenen" Autor verbrannt zu haben, und bekanntlich sind noch heutzutage Vertragsformularien allgemein in Gebrauch, und werden den Urhebern zur Unterzeichnung vorgelegt, worin von einer Pflicht des Verlages gar nichts steht.[4]) Gewissermaßen läßt sich dies durch die Anschauung erklären, daß die Veröffentlichung als Ausnützung des Werkes sich im Interesse des Verlegers von selbst verstehe, und daß seine Gegenleistung im Honorar bereits erfolgt sei. Daß aber selbst der zahlende Verleger es bequemer finden kann, nicht oder doch nicht sofort nebst dem Honorar auch noch den Verlag zu bestreiten, dies zeigt der oben erwähnte Fall sehr deutlich. Ebenso sehr war sich auch Beethoven seines Rechtes bewußt, er begründete seine Mahnung damit, „daß es im geistigen, wie im materiellen Interesse des Autors liege, daß dessen Geistesprodukte nicht lange Jahre hinter Schloß und Riegel gebannt blieben." Am einleuchtendsten wird aber die Pflicht des Verlegers zur Veröffentlichung im Falle einer unentgeltlichen oder gar mit Beiträgen zu den Verlagskosten verbundenen Ueberlassung des Verlagsrechtes, weil dann die Veröffentlichung das einzige ist, was noch einen Gegenstand des Interesses für den Urheber zu bilden vermag.

Daher hat die juristische Doktrin über das Verlagsrecht schon längst auch eine Pflicht des Verlegers zur Veröffentlichung behauptet und daran bis heute entschieden festgehalten, wenn sie auch gewisse Modifikationsmöglichkeiten zugesteht. Bereits 1675 erklärt Fritsch in seinem „Ahasverus", Abhandlungen von den Buchdruckern &c. (der 1750 in deutscher Uebersetzung zu Regensburg erschien), „daß der Autor nach verflossenem Termin das Manuskript von dem säumigen Buchführer zurückfordern könne."[5]) Von Schriftstellern der neueren Zeit sei nur Wächter genannt, der in § 21 seines so autoritativen „Verlagsrechts" den Begriff des Verlagsvertrags definirt.[6]) Aber erst 1855 im Zürich'schen Gesetzbuch § 1599 wird ausdrücklich eine Verpflichtung des Verlegers zur Veröffentlichung festgesetzt, und in Deutschland nicht vor 1863, wo nämlich § 1141 des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuchs bestimmt: „Der Verleger ist verpflichtet, das Werk in angemessener, im Zweifel von ihm zu bestimmender Ausstattung auf seine Kosten zu vervielfältigen und für den gehörigen Umsatz zu sorgen"; der Württembergische Handelsgesetzentwurf von 1839—1840, der in Art. 881 und in den Motiven ähnliches enthielt,[7]) ist bekanntlich nicht zum Gesetz geworden, und ebensowenig der bayerische Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs von 1861, der in Art. 830 eine Pflicht des Verlegers zur Vervielfältigung und Verbreitung normirte, sowie endlich auch der Entwurf eines allgemeinen deutschen Gesetzes über Schuldverhältnisse in Art. 660. Aeltere Gesetze hatten nur insofern den Eigenthumsbegriff modifizirt, als sie das Recht des Verlegers bezüglich der Auflagen beschränkten, und auch sonst in einigen Hinsichten, wie wir am preußischen und am badischen Landrecht gesehen haben.

Immerhin regeln diese älteren, sowie jene neueren Gesetze den Inhalt des Verlagsvertrags immer ausführlicher und man muß sich fast wundern, daß die genossenschaftlich-statutarische Thätigkeit, die schon vor mehreren Menschenaltern durch Vereinbarungen dem Nachdruck entgegengetreten ist, erst in unsern Tagen sich dem Verlagswesen zugewandt hat, dies durch die oben erwähnten Verlagsordnungen für den Buch- und für den Musikalienhandel. In beiden ist die Verpflichtung zur Veröffentlichung und zum Vertrieb (§§ 12 und 15) anerkannt, und außerdem natürlich das Verlagsrecht vielfach im einzelnen bestimmt, diese Ordnungen haben indeß keine zwingende Kraft, sondern werden den Mitgliedern nur als Grundlage und als subsidiäres Recht für ihre Verlagsverträge empfohlen, unter gleichzeitiger Vorlage an das Reichsjustizamt und mit der Bitte um Berücksichtigung bei der erwarteten reichsgesetzlichen Regelung.

Vergleichen wir nun diese zweitjüngste Kundgebung der fachmännischen Rechtsanschauung mit der jüngsten, dem natürlich auch unter Mitwirkung von Fachmännern ausgearbeiteten reichsgesetzlichen Entwurf, so finden wir folgendes:

4) Ein Beispiel siehe bei Fr. Streißler: Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, kritisch beleuchtet. Leipzig, 1890, S. 24.

5) Schürmann: Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger, S. 118, 122 f.

6) Er widmet überdies den Verbindlichkeiten des Verlegers eine besondere, zwei Paragraphen (80, 81) umfassende Abtheilung, wo auch die früheren Stimmen der Literatur und Praxis für diese Auffassung citirt sind.

7) Wächter: Verlagsrecht, S. 889. Anm. 4.

A) §§ 1—10 des Entwurfs beschäftigen sich mit Wesen und Wirkung des Verlagsvertrags im allgemeinen, zum Theil aber auch schon mit Einzelheiten. Gleich zu Beginn wird jener Vertrag als Berechtigung und Verpflichtung beiden Theilen definirt, während die Verlagsordnung nicht mit einer Definition des Verlagsvertrags, sondern nur des Verlagsrechts beginnt und erst später von den Pflichten des Verlegers spricht. Dem Verfasser wird die Alleinberechtigung zu Uebersetzungen zugestanden, welche die Verlagsordnung dem Einverständniß von Verfasser und Verleger vorbehält, außerdem die Alleinberechtigung zur Dramatisirung einer Erzählung und umgekehrt, und zur Bearbeitung eines Werkes der Tonkunst, die nicht bloß Auszug oder Einrichtung ist, also zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen auf Grund einer alten eigenen Komposition.[8]) Für unentgeltliche Beiträge zu *nicht* periodischen Sammelwerken wahrt sie dem Verfasser das Recht zur Wiederveröffentlichung nach verflossenem Kalenderjahr, hingegen unterschiedslos, also auch für entgeltliche Beiträge zu periodischen Sammelwerken, wie gleich hier aus § 46 vorweggenommen werden soll,[9]) während nach § 36 der Verlagsordnung bei letzteren das Verlagsrecht an einzelnen Beiträgen durch die einmalige Honorarzahlung für alle Auflagen und Ausgaben erworben wird, wodurch ein allerdings häufiger, aber sehr unbilliger Brauch befestigt würde; ja für nichtperiodische Sammelwerke hätte nach § 37 der Verlagsordnung der Verleger das unbeschränkte Verfügungsrecht auch im Falle der Unentgeltlichkeit; der Entwurf verbessert daher wesentlich die Stellung der beitragenden Verfasser für Sammelwerke überhaupt. — Der Verleger darf regelmäßig nur eine Auflage und nur auf einmal herstellen, ferner ohne Mittheilung an den Verfasser nur 1000 Abzüge, nach geschehener Mittheilung beliebig viele; bei nicht in Auflage erfolgender Veröffentlichung können die Abzüge allmählich und bis zu 1000 hergestellt werden, die Verlagsordnung gewährt dem Verleger mehr, nämlich 2000 Exemplare, außerdem besteht aber der Unterschied, daß jene 1000 Exemplare nach dem Entwurf nicht bloß Recht, sondern auch Pflicht des Verlegers sind, die 2000 Exemplare der Verlagsordnung dagegen ein reines Recht des Verlegers bilden, wenigstens wird von einer Pflicht daselbst nicht gesprochen. Die Verpflichtung der Verlagsordnung, daß der Verfasser bei Uebertragung der zweiten Auflage an einen anderen Verleger den Restbestand der ersten Auflage zum Nettopreis aufkaufen muß, ist im Entwurf nicht enthalten, indessen wohl ohne die Absicht einer Negation. Dagegen sind über die Zahl und Verwendung der Zuschuß- und der Freiexemplare einige nähere Bestimmungen zugunsten des Verfassers getroffen; auch in diesen liegt aber keine Aufhebung des Verlagsordnungsverbotes betreffend die Veräußerung von Aushängebogen für den einen oder anderen Theil. — Für den Juristen aber ist theoretisch und praktisch gleich wichtig die Bestimmung des § 10, daß das in demselben § 10 Abs. 2 als absolut wirksam erklärte Verlagsrecht und zwar offenbar eben als absolutes Recht mit der Ablieferung des Werkes an den Verleger beginnt.[10]) Die allergrößte Bedeutung aber hat unsres Erachtens die Erklärung auf S. 17 der Erläuterungen, wonach § 10 Abs. 2 so zu verstehen ist, daß „der Urheber während des Bestehens des Verlagsrechtes Dritten gegenüber, welche das Werk nachdrucken, berechtigt bleibt, sein Urheberrecht geltend zu machen und Bestrafung, sowie Schadenersatz wegen Nachdruck zu verlangen." Dies sollte aber im allgemeinen, d. h. auch bezüglich der Aufführungsrechte und in Konkurrenz mit deren Erwerber festgestellt werden, daher ausdrücklich im Gesetzestext, und zwar, wie sich aus dieser Erweiterung von selbst ergibt, im Text des neuen Urheberrechtsgesetzes. Natürlich würde aber dies eine Verneinung des im Urheberrechtsentwurf § 9 enthaltenen Satzes von der Möglichkeit einer unbeschränkten Uebertragung von Urheberrechten bilden, welcher eben falsch und undurchführbar ist. Denn das ideale Interesse des Urhebers daran, daß sein Werk nicht in willkürlicher und unrichtiger Weise weiterverbreitet werde, besteht fort, wenn er auch aller pekuniären Interessen daran sich begeben hat, und wenn seinem Verleger ꝛc. es nicht angezeigt erscheint, den Rechtsverletzer zu verfolgen, und gegenüber der großen Ungewißheit, die hierin de lege lat. bisher bestand, ist es sehr nöthig, dies festzustellen.

B) §§ 11—19 enthalten die wichtigsten Einzelheiten über die dem Verlagsvertrag entsprechenden Handlungen und Unterlassungen. Für Werke, die erst hergestellt werden sollen, wird dem Verfasser das Recht zur Ueberschreitung der zur Vollendung erforderlichen Frist gewährt, wenn ihn eine anderweitige Thätigkeit in Anspruch nimmt, die der Verleger beim Vertragsabschluß kannte oder kennen konnte, z. B. amtliche Berufsthätigkeit. Fast jeder Schriftsteller wird aus eigener Erfahrung wissen, wie sehr dem Verfasser diese Bestimmung gegenüber dem Drängen der Verleger zuhülfe kommt; sollte sie nicht auch auf den Fall ausgedehnt werden, daß dem Verfasser eine neue, unerwartete Thätigkeit, z. B. durch eine vorher nicht innegehabte amtliche Stellung auferlegt wird? Denn dadurch entsteht für den Verfasser derselbe Konflikt zwischen literarischer und geschäftsmäßiger Gewissenhaftigkeit. — Doch zurück zum Entwurf. Dieser verpflichtet dagegen den Verleger zur ungesäumten und ununterbrochenen üblichen Vervielfältigung und Verbreitung, wobei er ihm aber das Recht wahrt, die äußere Erscheinungsform zu bestimmen. Auch diese Verpflichtungen, insbesondere die zur ununterbrochenen Herstellung, wird die Schriftstellerwelt im Vergleich mit ihren Erlebnissen wohl würdigen, am meisten Werth hat aber unsres Erachtens die allerdings schon im Urheberrechts-

[8]) Darin liegt de lege lata und de lege ferenda eine entschiedene Desavouirung des Dramatisirungsverbotes in § 13 und des tonkünstlerischen Benutzungsverbotes in § 14 Abs. 2 des Urheberrechtsentwurfes, namentlich des letzteren, welche deutlich zeigt, wie unhaltbar diese Verbote sind. Hoffentlich veranlaßt dies zu einer Aenderung der §§ 13 und 14 des Entwurfs, hat doch § 14 Abs. 2 schon am 20. und 21. Juli 1899 in den „Münchener Neuesten Nachrichten" Widerspruch erfahren, außerdem aber hat sogar die Genossenschaft deutscher Komponisten in ihrer Denkschrift für den Bundesrath, obwohl sie für ein weitgehendes Benutzungsverbot im Prinzip eintritt, dennoch den Wunsch nach einer Wortfassung ausgesprochen (S. 43 das.), „wo noch wirklich ernste künstlerische Bearbeitungen (Variationen) freigegeben würden." Eine solche, „jeden Zweifel ausschließende" Wortfassung liegt meines Erachtens schon in dem Erforderniß des geltenden Gesetzes vor, daß die Bearbeitung eine eigenthümliche Komposition sein muß (§ 4 das.), wenn aber das noch nicht genügen sollte, so schlagen wir vor: „*eigenthümlich im Gedankeninhalt*" oder „*im musikalischen Gedankeninhalt*" oder „*von eigenthümlicher musikalischer Erfindung*".

[9]) Denn es ist sehr unbillig, daß der Verfasser von seiner Arbeit nur einmal Gewinn ziehen soll, während der Verleger nochmals von ihr einen Gewinn hat, indem er sie allein oder mit anderen Beiträgen anders gruppirt, wiederholt herausgibt.

[10]) Darin liegt eine Genugthuung für den Verfasser, der (Urheberr. der Tonkunst S. 207) diese absolute Wirkung der Ablieferung schon de lege lata für das österreichische Recht behauptet und damit sehr entschiedenen Widerspruch gefunden hatte, obwohl es doch leicht begreiflich ist, daß der Verleger an dem ihm übergebenen Manuskript einen gegen Dritte wirksamen Benutzungsanspruch haben soll und muß.

entwurf und in der Verlagsordnung enthaltene Bestimmung, daß an dem Werke selbst oder am Titel keine Veränderungen vorgenommen werden dürfen. Und zwar ist hier die Anerkennung dieses (eigentlich von selbst verständlichen und für die Urheber eine Lebensfrage und eine Ehrensache bildenden) Grundsatzes durch die Verleger die wichtigste Errungenschaft, nachdem noch bis in die neueste Zeit die Verlegerpraxis davon öfter zum Schaden des literarisch-künstlerischen Rufes der Urheber abgewichen ist,[11]) und nicht nur privatim von Verlegern grundsätzlich ein Recht zu Aenderungen in Anspruch genommen wurde, sondern auch öffentlich, so z. B. von Streißler auf S. 6 seiner kritischen Beleuchtung des Urheberrechtsentwurfes. (Leipzig, O. Gracklauer 1899.) Uebrigens sind aber die Vorschriften dieses Absatzes theils juristisch genauer, als die Verlagsordnung, theils günstiger für den Verfasser, der sich z. B. nicht, wie nach der Verlagsordnung, über die Lieferfrist zu erklären braucht. Die Verpflichtung des Verlegers zur Herstellung der ihm als Berechtigung zustehenden Exemplare (§ 9) haben wir schon kennen gelernt, sie ist aber mit vollem Recht auf die erste Auflage beschränkt, auch bei Befugniß des Verlegers zu einer neuen Auflage. Die §§ 20 und 21 gewähren dem Verleger ein Reurecht, auch ohne, daß der Verfasser die Frist überschreitet, erstens wegen Zwecklaswerdung des Werkes, dann bezüglich eines Beitrages zu einem Sammelwerk wegen Nichtvervielfältigung des letzteren, wobei aber der Anspruch des Verfassers auf Vergütung unberührt bleibt und das Werk für ihn wieder frei wird, hingegen kann von neuen Abzügen von einem Sammelwerk ein Beitrag ohne eine solche Vergütungspflicht weggelassen werden, ganz entsprechend der bereits geschehenen Vergütung und der Befugniß des Verfassers zum Einzelabdruck.

D) Die §§ 22—29 haben die Korrektur, den Preis, die Vergütung an den Verfasser, sowie seinen Anspruch auf Frei- und Nettoexemplare zum Gegenstand. Nicht zu billigen ist die Bestimmung, daß abweichend vom bisherigen Brauch und von der Verlagsordnung § 11 der Verfasser nur kraft besonderen Vorbehalts zur Revision berechtigt sein soll. Ueber die Verlagsordnung hinaus gehen dagegen folgende Vorschriften: Der Verleger darf den Preis nicht willkürlich über den ursprünglichen Ansatz erhöhen und im Fall einer vereinbarten Abhängigkeit der Vergütung von der Höhe des Preises nicht willkürlich bestimmen oder ändern, eine Vergütung kann unter Umständen als stillschweigend vereinbart gelten, während die Verlagsordnung stets eine ausdrückliche Vereinbarung fordert. Bezüglich der Vergütung sind dem Verfasser Vortheile gewährt, als: Festsetzung des Fälligkeitstermines, und zwar eines früheren als nach der Verlagsordnung, nämlich für gewöhnlich schon nach der Ablieferung, nicht wie nach dieser nach der Herstellung, außerdem ein Anspruch auf Rechnungslegung und auf Einsicht in die Geschäftsbücher.

E) Wir kommen zur Uebertragbarkeit und Aufhebung des Verlagsverhältnisses, die in den §§ 30—42 geregelt sind. Die erstere Frage und der davon handelnde § 30 des Entwurfes haben durch die Beschlüsse des jüngsten (im September d. J. zu Bamberg gehaltenen) Deutschen Juristentages eine sehr eingehende negative und positive Kritik erhalten, auf die wir daher kurz verweisen wollen; indessen müssen wir doch das geistige Interesse des Urhebers am Erscheinen seines Werkes unter der von ihm gewählten Verlagsfirma nochmals hervorheben, um so mehr, als ja auch in der Geschäftswelt, namentlich im Sortimentshandel der Verlagsfirma großes Gewicht zugeschrieben wird. Das zeitlich-beschränkte Verlagsrecht, wie es in § 32 normirt wird, ist nicht mit dem Recht des Verlegers zur Bestimmung der Höhe und Zahl der Auflagen verbunden, wie in § 31 der Verlagsordnung. Bei § 33, der dem Verleger ein Fristbestimmungs- und Rücktrittsrecht einräumt, selbst wenn der Verfasser ohne Verzug, d. i. ohne Verschulden (z. B. wegen Krankheit) das Werk nicht rechtzeitig abliefert, wäre zwar nicht für den Juristen, aber doch für den Geschäftsmann eine Stilisirung nöthig, aus welcher das richtige Verhältniß zu § 12 klar hervorgeht, d. h. wohl, daß eine Ueberschreitung der Frist durch anderweitige Thätigkeit des Verfassers den Verleger nicht zum Rücktritt berechtigt.

E) Auch gemeinfreie Werke können Gegenstand eines Verlagsvertrages sein, denn auch bei diesen kann die Möglichkeit der Reproduktion von einer dem Verlagslustigen erst zu gewährenden oder verschaffenden thatsächlichen Herrschaft, z. B. über das im Besitze eines Anderen befindliche Manuskript abhängen, und somit einen Gegenstand eines rechtlichen Anspruches bilden. Natürlich erwirbt hier der Verleger kein eigentliches Urheberrecht, nicht einmal gegenüber dem anderen Kontrahenten; der bona fides des Vertrages entspricht es aber, daß dieser andere Kontrahent für ein doloses Verschweigen der Gemeinfreiheit verantwortlich ist und vor sechs Monaten seit der Veröffentlichung durch den Verleger es selbst nicht anderweitig veröffentlichen darf.

Aus der Gemeinfreiheit ergibt sich übrigens nach der bisher bestehenden, wenn auch de lege ferenda anfechtbaren Behandlung solcher Werke das Recht des Verlegers zur Wiederveröffentlichung, und zwar selbst mit Aenderungen, selbst das wird aber vom Entwurf verneint, falls nach dem Vertrage neuere Auflagen oder Abzüge von der Zustimmung des Verfassers oder von der Zahlung einer besonderen Vergütung abhängig sind. — Diese Bestimmungen des Entwurfes (§ 43, 44) sind dem anderen Kontrahenten viel günstiger als die Verlagsordnung § 6, welche diese im vorhin erwähnten Falle nicht bloß für dolus haften läßt, und Rechte zur Wiederveröffentlichung oder zum Einspruch gegen Veränderungen für den anderen Kontrahenten nicht erwähnt, also insbesondere ihm kein Recht zur Wiederveröffentlichung zugestehen will, obwohl dies juristisch nicht gut haltbar wäre, denn es läge darin ein Verzicht auf den Gebrauch der Gemeinfreiheit.

§§ 45—50 enthalten einige besondere Vorschriften über Beiträge zu periodischen Sammelwerken, für welche übrigens die Vorschriften dieses Gesetzes Anwendung finden, soweit sich nicht aus den genannten Paragraphen ein anderes ergibt. Besser wäre es vielleicht, das darauf bezügliche Recht als Gegenstand des Verhältnisses zwischen dem Verfasser und dem Redakteur zu behandeln, welches Verhältniß nämlich das dritte eigenartige Verhältniß ist, in welchem ein Verfasser in Hinsicht auf die schriftliche Veröffentlichung stehen und als dem Verhältniß zum Publikum sowie den zum Verleger koordinirt, nicht subordinirt gelten muß. Mithin

[11]) Zumal sehr oft bei Tonwerken, um sie dem Geschmack des Publikums und dadurch der Absatzfähigkeit näher zu bringen; derlei soll Beethoven von Nägeli an einer Sonate widerfahren sein. Und bekanntlich hat sich Schubert matte süßlich-modische Verzierungen und Aenderungen der „Müllerlieder“ gefallen lassen müssen. Diese Beispiele zeigen übrigens, daß gerade, je genialer und daher je ungewöhnlicher ein Werk ist, desto häufiger es solche Gefahr läuft: gerade deßhalb muß aber um so unerbittlicher eine derartige Konzession an die Verleger verweigert werden. Daher ist auch die Textirung, daß der Verleger am Werk keine Aenderungen vornehmen darf, wegen ihrer auch Tonwerke umfassenden Allgemeinheit richtiger als die der Verlagsordnung, die nur vom „Wortlaut“ spricht.

sollten auch die entsprechenden Normen eigentlich im Text des Urheberrechtes, nicht in dem des Verlagsrechtes gegeben werden, indessen sind sie auch so, wie sie der Verlagsrechtsentwurf enthält, brauchbares Recht. Dies gilt vor allem von der bereits weiter oben besprochenen Bestimmung, daß der Verfasser (zum Unterschied von Beiträgen zu nichtperiodischen Sammelwerken) nach einem Jahr auch dann über den Beitrag anderweitig verfügen darf, wenn der Verleger das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung erhalten hat, ist § 46 ein wesentlicher Fortschritt über die sehr wenig wohlwollende Bestimmung des § 36 in der Verlagsordnung hinaus, welche das Verlagsrecht für die einzelnen Beiträge auch bei periodischen Sammelwerken durch die einmalige Honorarzahlung als für alle Auflagen und Ausgaben (die ohnehin meist nie veranstaltet werden) erworben gilt, es wird dadurch dem Verfasser unmöglich gemacht, eine selbständige Ausgabe seiner derartigen Beiträge, die namentlich vom wissenschaftlichen Publikum oft sehr gewünscht wird, zu machen. Das Recht an anonymen Beiträgen Aenderungen von üblicher Art vorzunehmen, § 37, ist vor allem ein solches, das nach obigem dem Redakteur und nicht dem Verleger zuerkannt werden sollte, und, obwohl auch nicht ohne Bedenken, jedenfalls dem § 37 der Verlagsordnung mit ihrem unbeschränkten Verfügungsrecht des Verlegers vorzuziehen. Werthvoll ist ferner das von § 48 gewährte Kündigungsrecht im Falle der Nichtveröffentlichung innerhalb zweier Jahre mit Aufrechterhaltung des Vergütungsanspruches; noch mehr der eventuelle Anspruch auf Veröffentlichung und Verbreitung oder auf Schadenersatz. Mit der Verneinung des Anspruches auf Freiexemplare und Nettopreisexemplare von Zeitungsbeiträgen im § 50 kann man auch einverstanden sein.

Endlich § 51[12]) macht den Verlegern die Konzession, daß bei Werken die nach einem von ihnen hergestellten Plan und in genau vorgeschriebener Art behandelt werden, eine Verpflichtung des Bestellers zur Vervielfältigung und Verbreitung ein Zweifel nicht vorhanden ist, und ebenso wenig bei Mitarbeiten an einer encyklopädischen Unternehmung oder bei Hülfs- und Nebenarbeit für fremde und für Sammelwerke. Damit sind allerdings die Bestrebungen dieses „Verlagsrechts gewerblichen Ursprungs"[13]) zu einem originären Urheberrecht des Verlegers zu machen,[14]) im Prinzip abgelehnt, dennoch liegt darin eine sehr weitgehende Konzession, der wir indeß nur bezüglich der Beiträge zu encyklopädischen Unternehmungen Opposition machen wollen, und zwar deßhalb, weil solche Beiträge oft epochemachende Bedeutung für sich allein gewonnen, ja die Grundlage zu ganzen neuen Wissenschaften oder Systemen von solchen gebildet haben, man denke nur an die Beiträge zur berühmten französischen Encyklopädie, wo z. B. Turgot sein ganzes physiokratisches System in seinen Einzelbeiträgen niedergelegt hat, wie man heutzutage in jedem Konversationslexikon lesen kann.

* * *

Schon diese, durchaus nicht erschöpfende Betrachtung hat uns gezeigt, daß der Verlagsrechtsentwurf sehr im Gegensatz zum Urheberrechtsentwurf eine wohlgelungene gesetzgeberische Arbeit ist, die fast verdiente, en bloc angenommen zu werden, wenn nicht Eines fehlen würde, was alsbald erwähnt werden soll und ein Anderes, von dem wir zum Schlusse sprechen werden. Zunächst ist aber zu betonen, daß die gesetzliche Regelung des Verlagsrechts ein weit dringenderes Bedürfniß ist, als die Reform des Urheberrechts, ferner kann sehr wohl auch die Erstere ohne die Letztere stattfinden, wir empfehlen daher dringend, parlamentarisch zuerst den Verlagsrechtsentwurf, und erst dann den Urheberrechtsentwurf in Behandlung zu nehmen, umsomehr als der Verlagsrechtsentwurf viel weniger auf Einwendungen stoßen dürfte, als der Urheberrechtsentwurf. Das wichtige Eine aber, das dem Verlagsrechtsentwurf noch fehlt, ist eine bessere Gewähr dafür, daß er auch zum wirklich geübten Recht werde. Denn er ermangelt gänzlich der Bestimmungen darüber, welche von seinen Normen bloße Dispositionsnormen, und welche Taxativnormen sein sollen; daher ist sehr zu fürchten, daß in Wirklichkeit gerade jene Bestimmungen stets eine Abänderung erfahren werden, welche zum Schutz des Verfassers getroffen sind, scheinbar durch Vertrag, eigentlich aber durch das Diktat der Verlegers, mithin kann die ganze Rechtswohlthat, welche die Verlagsordnung dem Verfasser und doch wohl hauptsächlich diesem erweisen will, dann illusorisch gemacht werden. Haben doch auch die Erläuterungen zum Entwurf die bekannte geschäftliche und wirthschaftliche Ueberlegenheit der Verleger über die Verfasser hervorgehoben, die Folgerung daraus aber, welche in erster Linie notthut, zwingendes Recht zu schaffen, hat der Text des Verlagsrechtsentwurfs bisher nicht gezogen. Wir verlangen nicht, daß jede seiner Bestimmungen als derartig unabänderliche Norm erklärt werde, wohl aber sind Bestimmungen darüber, wie sich im allgemeinen das Verlagsrecht zur Privatwillkür verhalte, ob es subsidiäre Bedeutung habe, ob und welche subsidiäre Stellung der Verlagsordnung des Börsenvereins zukomme, nöthig, und jedenfalls muß für einige Normen des zu schaffenden Verlagsgesetzes die Unabänderlichkeit statuirt werden, so z. B. für das Verbot an den Verleger, Aenderungen am Werk vorzunehmen, für seine Verpflichtung zur Veröffentlichung, für die Berechtigung des Verfassers zur Revision u. dgl. m., kurz für alle jene Bestimmungen, die der Vereinzelung, der geschäftlichen und wirthschaftlichen Schwäche des Verfassers gegenüber der genossenschaftlichen Organisirung des Verlagswesens, und der sonstigen geschäftlichen und wirthschaftlichen Ueberlegenheit des Verlegers zuhülfe kommen. Unter anderem müßte daher auch in den Gesetzestext aufgenommen werden, was ausdrücklich auch bisher nur in den Erläuterungen (S. 48) steht, daß dem Verleger kein Recht zur Vollendung des Werkes durch einen anderen Verfasser unter Bezeichnung der Fortsetzung als Bestandtheil eines und desselben Werkes und mit dem Namen des ursprünglichen Verfassers zu veröffentlichen, was um so leichter zu statuiren wäre, als selbst die Verlagsordnung (§ 10) für den Fall einer solchen Fortsetzung oder andere Mitarbeit einen Anspruch anerkennt, daß auf dem Titel der Name des Bearbeiters genannt und im Werk selbst angegeben wird, wo dessen Arbeit beginnt.[15]) Daß aber

12) Paragraph 52 weist Verlagsrechtstreitigkeiten in letzter Instanz dem Reichsgericht zu.

13) Schürmann: Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger, Kap. 10, insbes. S. 218.

14) Ueberflüssig und schädlich selbst für die Verleger ist dieses in älteren Gesetzen so auch im österr. Patent von 1846 noch zugestandene originäre Urheberrecht darum, weil das gemeinschaftliche Urheberrecht von Urheber und Verleger, das sich für diesen Fall aus richtiger juristischer Auffassung ergibt, dem Verleger bei der Berechnung der Dauer nach dem länger lebenden Theilhaber eine längere Schutzfrist in Aussicht stellt oder bei seiner Alleinberechtigung.

15) Wobei sich übrigens die Verlagsordnung undeutlich ausdrückt; wer ist der Verfasser, auf dessen Verlangen dies zu geschehen hat, der ursprüngliche oder der Bearbeiter, an Recht wie er, Beiden dies als Recht zu gewähren. Der Entwurf aber negirt, wie es scheint, und zwar nicht mit Unrecht jede Befugniß des Verlegers zu Fortsetzungen ohne Zustimmung des Verfassers.

der Entwurf es vermieden hat, den Verfassern besondere pekuniäre Ansprüche zuzuerkennen, wird freilich von Manchem übel genommen werden, wir jedoch können es nicht tadeln. Vor allem sind ja doch Geisteswerke in erster Linie nicht dazu da, um ihrem Verfasser Reichthümer zu erwerben, die Hauptsache muß auch für diese die Sicherung der idealen Interessen sein, dann aber bildet ein Verlagsunternehmen oft eine gewagte und sich erst spät rentirende Kapitalsanlage, man kann also nicht dem Verleger für alle Fälle noch Nebenleistungen, d. i. eine Zahlung an den Verfasser, zumuthen, dem, wenn er Ehre im Leibe hat, nach Obigem als die Hauptsache immer die Veröffentlichung gelten muß, derart, daß sie durch eine noch so große pekuniäre Entschädigung nicht ersetzt werden kann, und sie an und für sich die wesentlichste Leistung des Verlegers an ihn ist, eine ziemlich banale, aber doch oft vergessene Wahrheit. Höchstens das könnte festgesetzt werden, daß eine Entlohnung, und zwar am besten in Tantiemenform einzutreten hat, sobald das Werk anfängt, als Verlagsobjekt einen über die Deckung der Investitionszinsen hinausgehenden Reinertrag abzuwerfen, und daß hierauf nicht verzichtet werden könnte. Aber diese sozialistische Umgestaltung würde eine ebensolche Umgestaltung des übrigen Privatrechts voraussetzen, heutzutage ist es daher noch zu früh dafür, und man muß ähnliches zunächst auf anderem Weg zu erreichen trachten, als durch eine neue Verlagsgesetzgebung, insbesondere vermittelst der bisherigen, und vermittelst der künftigen ad hoc zu schaffenden Associationen der Verfasser, die dann ebenso durch Einigkeit stark dastünden, wie die Verleger durch ihre Associationen. Dann werden Verlagsverträge, die diktirt und gedruckt in Blancaformulirt sind, wodurch mit einmaligem Honorar der Verfasser ein für allemal abgefunden wird u. dgl. m. allmählich verschwinden. Nur dafür hätte die Gesetzgebung schon heute zu sorgen, daß sie ausdrücklich erklärt, was sich allerdings für die Juristen von selbst versteht, wovon aber die Verleger in jenen Formularen auch fast immer das Gegentheil statuiren wollen, daß nämlich auf die Rechtswohlthat eines künftigen Gesetzes vom Urheber nicht verzichtet werden kann, nicht für sich, am allerwenigsten aber für seine Erben, denn man kann für sie nur auf das verzichten, was man ihnen hinterlassen könnte, ein zukünftiges Gesetz ist aber nicht ein Theil der Verlassenschaft. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, so ist doch das Abzwingen eines Verzichtes auf die Rechtswohlthaten eines künftigen Gesetzes nicht nur contra bonos mores, sondern auch ein Vorgreifen gegenüber dem Gesetzgeber (man denke nur daran, daß das künftige Gesetz zwingende Normen enthält), das als eine Anmaßung diesem gegenüber nicht zulässig ist. Also nochmals: der oben erwähnte Verzicht des Urhebers oder des Verlegers auf eine Erweiterung seiner Rechte gegen den anderen Theil durch ein neues Gesetz muß im künftigen Verlagsgesetz für unwirksam erklärt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Eine Psychologie der Leibesübungen**, so könnte man das vor kurzem erschienene Buch von Professor **Konrad Koch**: „**Die Erziehung zum Muthe durch Turnen, Spiel und Sport**" (Berlin 1900, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 224 S.) nennen, das unter den Schriften über körperliche Erziehung einen hervorragenden Platz einnimmt. Deshalb vornehmlich, weil es sowohl eine psychologische und philosophische Begründung selbständiger Art gibt, als aus reichster Fülle der Anschauung schöpft und mit dem sicheren Takt der Lebenserfahrung urtheilt. Auch das erhöht die Freude, an der Hand dieses Führers das weite Gebiet zu durchwandern, daß die Untersuchung einen weltgeschichtlichen Horizont hat und daß die Vergleichung der Völker und Zeiten manches bedeutsam macht, was ohne solche Zusammenhänge minder bemerkenswerth erscheinen könnte. Prof. Koch bringt zuerst prinzipielle Erörterungen über die Erziehung zum Muthe, betrachtet dann näher den Turnbetrieb, die Spiele, den Sport und die Dauerübungen, überall das Spezielle der verschiedenen Arten klar beleuchtend und scharf gegeneinander abgrenzend, und erörtert schließlich den Werth des Ganzen für die Hauptzwecke des menschlichen Daseins. Das reichhaltige und anziehende Buch, das dabei vortrefflich ausgestattet ist, sollte in keiner Schulbibliothek fehlen. Aber auch für den häuslichen Kreis kann es beste Dienste leisten, indem es für eine wichtige Seite der Erziehung feste Maßstäbe an die Hand gibt.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 29. Nov. — **Physikalisch-mathematische Klasse.** 1. Hr. **Munk** las: **Ueber die Ausdehnung der Sinnessphären in der Großhirnrinde.** Dritte Mittheilung (Schluß). Experimentalkritisch werden die abweichenden Angaben erörtert, die auf anatomischer, experimenteller und pathologischer Grundlage über den Gyrus angularis und die Stirnlappenrinde gemacht sind. — 2. Hr. **Fischer** las: **Ueber die Ester der Aminosäuren.** Durch eine Verbesserung in der Darstellung der Ester wird es möglich, dieselben für die Isolirung der Säuren aus den komplizirten Gemischen, welche bei der Spaltung der Proteïnstoffe entstehen, zu benutzen. Ferner wurden sie als geeignetes Material für die Synthese von Derivaten der Aminosäuren erkannt. — 3. Hr. **van't Hoff** legte eine Arbeit von Hrn. E. E. **Basch** vor: **Künstliche Darstellung des Polyhalits.** Es gelang dem Verfasser, den bis jetzt noch nicht künstlich erhaltenen Polyhalit aus dessen Bestandtheilen darzustellen, unter Benutzung der Lösung, welche dem Meereswasser im Stadium der Polyhalitbildung entspricht. — 4. Vorgelegt wurde das mit Unterstützung der Akademie von Hrn. Prof. Dr. Johannes **Walther** in Jena herausgegebene Werk: **Das Gesetz der Wüstenbildung in Gegenwart und Vorzeit.** Berlin 1900. — **Philosophisch-historische Klasse.** 1. Hr. **Erman** besprach den **Papyrus P 3027 des ägyptischen Museums.** (Ersch. später.) Dieser Papyrus, der etwa aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. stammt, enthält eine Sammlung von Zaubersprüchen zum Schutze von Mutter und Kind und gewährt mehrfach Einblicke in die volksthümlichen Vorstellungen der Aegypter. — 2. Hr. **Vahlen** überreicht das Manuskript seiner am 1. März vorgelegten Untersuchung **über die Versschlüsse in den Komödien des Terentius**. (Ersch. in den Abhandlungen.) — 3. Der Vorsitzende legte vor: Themestii Analyticorum posteriorum paraphrasis ed. M. Wallies. Berolini, G. Reimer. 1900. — 4. Derselbe legte weiter im Auftrage des Verfassers vor: F. Ll. Griffith, Stories of the high priests of Memphis. 8° (mit Atlas, gr. Fol.). Oxford, Clarendon Press. 1900.

* **Aus Norwegen.** Nach einer Meldung der „Voss. Ztg." aus **Christiania** verfügt der nach der Rückkehr der Nansen'schen Polarexpedition ins Leben gerufene **Nansen-Fonds**, der den Zweck hat, wissenschaftliche Forschungen zu fördern, jetzt über ein Kapital von 850,000 Kr. (fast eine Million Mark). Außerdem besitzt er einen vom Ingenieur **Störmer** geschenkten Wasserfall von 4000 Pferdekräften, der einen Werth von 125,000 Kr. hat. Die weiteren Sammlungen zum Fonds sind einstweilen eingestellt worden.

* **Aus Rußland.** Im **Tomsker Polytechnischen Institut** sollen, wie der „Sfew. Kur." vernimmt, vom nächsten Lehrjahre ab zu den gegenwärtig bestehenden zwei Abtheilungen (für Mechanik und Chemie) **zwei weitere Abtheilungen für Bergwesen und Wegebau** eröffnet werden.

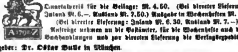
Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München

Selbstanzeigen der Buchhändler.

Jahrgang 1900. München, Montag, 10. Dezember. **Nummer 282.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Gedanken zur Hebung wahrer Musikpflege durch Steigerung der Gesangspflege auf den höheren Schulen.

Von Karl Hartmann (Augsburg).

Frau Musika hat der Menschheit einen paradiesischen Garten mit Auen voll Farbengluth und Blüthenpracht geschenkt; aber den Zutritt hemmen hohe, starke Gitter. Auf staubiger Straße schleichen Viele achtlos an ihm vorbei, Andere stehen dicht am Gitter, sehnsüchtig nach den goldenen Früchten blickend, deren Genuß ihnen versagt ist. — Ist unsre musiküberladene Zeit nicht in ihrem innersten Kern musikarm? Diese Frage drängt sich heute dem beobachtenden Musikfreunde so oft auf. Wohl sprechen bedeutsame Zeichen dafür, daß unsre Zeit die hohe Bedeutung der Musik und gerade der schönsten unter ihren vielen Provinzen, des Gesanges, für die Gesammtkultur zu ahnen anfängt. Auf katholischem und protestantischem Boden wetteifern tüchtige Vereine, die Kirchenmusik auf reinere und geschmackvollere Bahnen zurückzuführen. In Nord und Süd unsres Vaterlandes bemüht man sich, unsre blauen Jungen für gute Lieder und frischen Sang zu gewinnen, und daß hier Schönes erzielt ist, mag uns eine Stelle der „Morning Post“ bezeugen, deren China-Korrespondent von unsern dortigen Truppen rühmt: „Die deutschen Soldaten singen mit einer Kraft und Lust, daß einem das Blut wallt.“ Auch auf den schwülen Boden der Politik sucht man den Gesang zu locken, und gerade die Sozialdemokratie hat ihn mit schlauer Witterung ihren Ideen dienstbar gemacht, jüngst sogar eine Festhymne in den Mittelpunkt ihres Kongresses gerückt. Aus den offenen Fenstern schallen die arroganten Töne ungezählter Klaviere und schlechtgebildeter Solostimmen, so die böse Bemerkung Kants, daß die Musik die aufdringlichste aller Künste sei, bewahrheitend. Und wie wir wohl auf einem Riesengemälde Paolo Veronese's den Schöpfer des Bildes mit Malerfreunden als ausübende Musiker zusammensitzen sehen, so mischt heute der Kunsttheoretiker Musik und Farbenwelt und spricht von den „eminent musikalischen Tönen“ eines Böcklin'schen Bildes, ohne daß hier ein Lessing mit eisernem Griffel die reinlichen Scheidelinien zöge.

So durchtränkt mit Musik erscheint unsre Zeit, und doch ist es nur der trügende Schein der bewegten Oberfläche. Sucht man tiefer einzudringen, so ergibt sich die betrübende Thatsache, daß die Musikmenge im umgekehrten Verhältnisse zu dem Verständnisse und der kritischen Aufnahmsfähigkeit steht. Bei einer großen Masse der Gebildeten, welche, durch die Mode gezwungen, der Musik als Dilettanten ausübend oder als Publikum nur aufnehmend naht, fehlt es an dem Verständnisse für die einfachsten Gesetze und Erscheinungsformen der Gebilde der Tonkunst; im besten Falle sucht man beim Anhören oder Spielen, sich selbst täuschend, die Empfindung auf das verschwommene Meer des Gefühls hinüberzuspielen, während die Tongebilde, aus der Seele des Künstlers geboren, nur von der durch den Verstand gezügelten Phantasie richtig nachempfunden werden können. Unsrer Zeit fehlt in starkem Maße das „Gehör“, ein schon häufig beklagtes Unglück, für das oft in einem Athemzuge das Klavier verantwortlich gemacht wird. Allerdings ist dieses Instrument durch seine Eigenart unvergleichlich schlechter als etwa Saiteninstrumente geeignet, die Bildung und Schärfung des Gehörs zu fördern, aber man ziehe die Konsequenzen und denke sich in den Händen der Tausende, welche jetzt mit kindlich dumpfen Sinnen am Klavier sitzen, Saiten- oder Blasinstrumente, dann wird sich auch der glühendste Musikenthusiast bei diesem Gedanken schaudernd abwenden. Legen wir lieber einem Meister der Musik die Frage vor, welches Instrument wohl bei allen Kulturvölkern Gehör und Geschmack am stärksten gefördert habe: er wird unbedenklich als dieses Instrument die vox humana bezeichnen. Seele läßt sich ja jedem edleren Instrumente entlocken, Seele und Worte aber hat der Mensch allein. Und hiemit ist eine Hauptquelle der musikalischen Armuth gerade unsrer besseren Kreise bloßgelegt; schuld an dieser ist neben anderen Faktoren die in der Jugend vernachlässigte Pflege des Gehörs und der Stimme, schuld ist der unzureichende Gesangsunterricht auf unsern höheren Schulen.

Unzureichend darf man wohl mit vollstem Einverständniß aller ehrlichen Musiklehrer dieser Schulen selbst einen Unterricht nennen, der es dem allerjüngsten und grünsten, wie dem ältesten Schüler freistellen muß, ob er sich betheiligen will oder nicht. Das ganze Jahr hindurch als Bagatelle angesehen, erlebt es dieses Fach Jahr für Jahr, daß es anläßlich der Schulfeste auf einmal in den Mittelpunkt zu stehen kommt und dann gründlicher als irgend ein anderes der Kritik ausgesetzt ist, die angesichts der numerischen Schwäche des Chors und der unausgeglichenen Stimmen meist recht ungünstig ausfallen muß. Daß überfüllte Gymnasien einen immerhin starken Chor ins Feld stellen können, oder daß einsichtige Direktoren ihren Einfluß aufbieten, um den Singsaal etwas mehr zu füllen, das sind ephemere, garantielose Erscheinungen, hier handelt es sich um die geschlossene Kette der Anstalten, nicht um Einzelglieder. Die herrschenden Zustände als die richtigen anzuerkennen, vermag kein Freund der Kunst im weitesten Sinne des Wortes. Zu ihnen zählt sich auch der Verfasser dieser Gedanken, ein Gymnasialschulmann, kein Musiker von Fach. Hier entschiedenen Wandel zu schaffen, dem Singunterricht nicht neue Rechte, vielmehr sein altes, gutes

Recht wieder zu geben, hieße einen bedeutenden Schritt in der Kulturförderung vorbereiten.

Um aber der Frage, ob der Gesangsunterricht obligatorisch werden soll, gerecht zu werden, muß der Blick über die Schulstube, über das engere Vaterland, über unser Jahrhundert hinausschweifen; auch Schulfragen gewinnen unter kulturhistorischem Streiflicht. Es bedarf der Vergleichung mit früheren Zuständen, der Erfassung wie es zu den gegenwärtigen kam; so richtet sich denn hier der Blick um eine beträchtliche Zeitspanne vergleichend zurück.

In jenem einzigartigen Jahrhundert, dessen schwüle Atmosphäre von den Gewittern der Reformation durchblitzt wurde, während gleichzeitig der Regenbogen des Humanismus am Firmament stand, war das Singen, der allgemeinen Sangeslust und Sangesschätzung entsprechend, in den Mittelpunkt des höheren Unterrichts gestellt und erfuhr eine ebenso gründliche wie erfolgreiche Pflege. Aus jenem Frühling des Schulgesanges entsproßte denn auch die heute so Vielen unbegreifliche Blüthe des Volks- und besonders des Kirchengesangs; denn der Kantor, damals fast der hochmögendste Mann im Lehrerkollegium des Gymnasiums, verwendete einen guten Theil der Singstunden auf das Studium geistlicher Lieder und Motetten, durch deren Vorführung er am nächsten Sonntag den Gottesdienst der Gemeinde verschönen mußte; und wie trefflich und originell diese Kantores ihre Aufgabe auffaßten und lösten, davon zeugen heute noch Hunderte von Werken der Musica sacra, die von jenen Meistern des Tonsatzes nur zu dem Zweck geschrieben waren, am nächsten Festtag von den Schülern in der Kirche vorgetragen zu werden. Und wie im deutschen Volk, so blühte der Sang damals auch in anderen Staaten, um nur England zu erwähnen, ein Land, dessen Bewohner man in späterer Zeit bis auf den heutigen Tag als einen geradezu unmusikalischen Stamm bezeichnete, während in jener Zeit gerade England auf dem Gebiete des Madrigals Bewunderungswürdiges leistete und die Musik in dem von Shakespeare auf der Bühne geschilderten Leben einen starken Raum einnimmt. In Deutschland schlug der 30jährige Krieg, wie so vielem Edlen, so auch dieser Kunst eine schwere Wunde, doch zeigt uns ein Blick auf den nun erfolgenden Rückgang der Gesangspflege auch in anderen Ländern, daß nicht ihm allein die Schuld beizumessen ist; es ist vielmehr eine innere Revolution auf dem eigenen Gebiet der Musik, die den Ausschlag gab. Ein Beispiel aus einem Shakespeare-schen Stücke, — wir wählen hiezu die Komödie: What you will — diene zur Veranschaulichung! Wohl wünscht der verliebte Herzog zur Abwechslung einmal ein schwermüthiges Lied von dem sangeskundigen Clown Fest zu hören, und auch die zechenden Junker Tobias und Andreas Fieberwang wollen ein ihrer Stimmung angepaßtes Lied von ihm vernehmen; aber die ständige Umgebung des Herzogs, die ihm die trägen Stunden kürzen soll, sind dem Modeton der Zeit entsprechend Instrumentalisten, und Junker Tobias weist die berechtigten Zweifel seiner Nichte an der Bildung des Junkers Fieberwang entrüstet mit der Bemerkung zurück, er spiele doch die viole de gamboys: „(er spielt doch Cello", würden wir heute sagen); es galt also damals in Adelskreisen als guter Ton, ein Instrument zu spielen. Und dieses übermächtige Auftreten der Instrumentalmusik ist es, was den älteren Bruder, den Gesang, zurückdrängte und ihm durch starke Beeinflussung von seiner Reinheit und Natürlichkeit Vieles genommen hat. Das Emporblühen der Oper brachte weder in Deutschland, noch in Italien eine Kräftigung des Chorgesangs, während sie den Sologesang eine ungeahnte Blüthe erreichen ließ; man betrachte beispielshalber den geringen Raum und die untergeordnete Bedeutung, die selbst in Mozarts Opern der Chor einnimmt. In der höheren Schule war vielfach schon längst aus dem früheren mächtigen Kantor ein schüchterner Nebenlehrer geworden. Es erfolgte dann in unserm Jahrhundert eine einseitige Bevorzugung des Männergesangs, über den Th. Storm einen alten Musikus resignirt sagen läßt: „Es ist, als ob die unteren Oktaven eines Klaviers auf einmal sich allein das Recht anmaßten, gespielt zu werden." Der gemischte Chorgesang, auf dessen Basis allein die herrlichsten Werke der großen Meister das Wiederaufleben und Weiterleben erfahren, hat erst in neuester Zeit wieder kräftigere und weitreichendere Wurzeln geschlagen. Aber noch sind die Reihen derer, die willig und geschickt sind, zur Hebung und Wahrung dieser Schätze nach ihrem Pfunde beizutragen, zu dünn. Man betrachte nur die numerisch meist sehr schwache Besetzung des Männerchors in Oratorienvereinen und beachte, wie wenig doch der mehrstimmige Gesang heutzutage als Hausmusik gepflegt wird. Die Masse der Gebildeten steht gerade der Vokalmusik, den Sologesang etwa ausgenommen, mit gewissen Gefühlen gegenüber, eingedenk der mangelhaften, oft ganz und gar fehlerhaften Ausbildung des Gehörs auf der höheren Schule. Wie oft hört man es beklagen, daß gerade in dieser das Leben veredelnden Kunst die Schule in sonst gar nicht üblichem Liberalismus dem Jungen es ermöglichte, am Gesange entweder gar nicht oder nur eine ihm beliebige Zeit theilzunehmen, eine Thorheit, die er als Mann vergebens bedauert.

Es liegt viel gutes Metall in mancher jungen Kehle, das ausgemünzt werden müßte. Dies kann aber nur geschehen, wenn man den Schüler zum Singen genau ebenso wie zum Turnen und zu den Sprachen „zwingt"! Aber gerade dieser geforderte Zwang, also ein obligatorischer Gesangunterricht, wie er bei uns früher war und anderwärts heute noch ist, begegnet bei manchen unsrer Gymnasialschulmänner großem Mißtrauen und Unbehagen. Man befürchtet, daß dieses Fach alsdann die Kräfte der Jugend stärker in Anspruch nehme, als dies im Sinne des Ganzen und des richtigen Betriebes der Hauptgegenstände zu wünschen sei. Behauptet Jemand dies im Ernste von den bekanntlich obligatorischen Turnstunden aber von dem erst in neuester Zeit in das Gymnasium eingerückten Naturunterricht? Oder würde eine solche Behauptung die Zurückführung dieser Fächer auf Wahlfächer rechtfertigen?

Es bedarf vielmehr auch ein richtiger Gesangsunterricht des planmäßigen, stufenförmigen Ausbaues, eine Aufgabe, der man bei dem gegenwärtigen fluktuirenden Schülerbestand nicht gerecht werden kann. Besonders die Theilnahme der höheren Klassen, wo unter der Maske des Mutirens sich Viele selbstbelügend fernhalten, ist oft sehr schwach, und, um die Theilnehmer bei gutem Willen zu erhalten, muß der Lehrer oft über die Grenzen dessen, was sich mit dem Begriff der Autorität verträgt, hinausgehen. Und wie schlecht ist es zumeist um den sogenannten Singsaal, der oft zugleich Zeichensaal ist, bestellt! An vielen Orten müssen die Schüler während dieser Stunden stehen; der Singsaal mit amphitheatralischen Sitzreihen, der gerade hier vorzüglich wirkt, dürfte wohl bei uns noch nirgends zu entdecken sein. Ein schlechtes Klavier und ein lückenreicher Notenschrank vervollständigen das Bild. Die allgemeinen Leistungen einer Kritik zu unterziehen, hieße, da die unzureichenden Faktoren uns so wohl bekannt sind, unnütz und unnobel handeln.

Was dagegen ein ruhig fortschreitender Gesangunterricht leisten soll und muß, das sei mit kurzen Strichen hier angedeutet. In ihm wird stufenweise das „Gehör“ des Schülers entwickelt, denn auch von diesem gilt der alte Spruch: „Uebung macht den Meister.“ *Das schlechte Gehör so vieler Menschen ist nur ein in der Schule vernachlässigtes Gehör*; ohne zahlreiche, planmäßige Uebungen, die genau ebenso anziehend und ebenso langweilig vorgenommen werden können wie etwa die in der lateinischen Grammatik ist auch hier nichts zu erreichen; ist aber das Gehör und damit die Treffsicherheit entwickelt, dann nimmt der Schüler den Schlüssel ins Leben hinaus, der ihm mühelos die Schatzkammer der Musik erschließt.

Daß das Singen für die junge Brust und den Hals eine gute Bewegung und Stählung ist, mag man sich aus jedem einschlägigen Werke nachweisen lassen; billig aber sollte man doch bei einem dem Gymnasium eingegliederten Fache vor allem die idealen Faktoren in Rechnung ziehen. Gerade von diesen bildet ein idealer Gesangsunterricht eine Fundgrube. Die Perlen der biblischen Spruchdichtung, welche der Religionsunterricht dem Schüler zum Verständniß zu bringen sucht, erscheinen hier als das lapidare Fundament, auf dem ein Meister, wie Sebastian Bach, sein Tongebäude aufführt, eine Predigt, die auf Jung und Alt erfahrungsgemäß oft eindringlicher wirkt, als das gesprochene Kanzelwort. Aber auch zur Belebung der Antike vermag die Singstunde durch die Einführung in die schönen Reste griechischer Lyrik, deren Tonweisen uns erhalten sind, wirksam beizutragen. Wie unausstehlich waren für uns als Schüler jene Stunden, in denen vom Katheder aus mit einer der todten Zahlenmaschine einer veralteten Metrik entnommenen Weisheit die herrlichen Chorlieder eines Sophokles in Atome zerpflückt wurden; heute ist das ja theilweise anders geworden; aber zu leben beginnen diese Gebilde heute wie in des Sophokles Tagen selbst erst dann, wenn sie in das Reich des Klanges erhoben werden. Wer einen der Apollohymnen, Pindars 4. Ode und als Ersatz für die fehlenden Originalweisen die Chorgesänge des Sophokles nach Bellermanns meisterlicher Komposition einstudirt und gesungen hat, der hat ein Stück Antike erlebt. Warum sollte denn dieser Genuß nur einer willkürlichen Auslese von Schülern gegeben werden?

Werthvolles leistet der Gesangsunterricht ferner in der durch Vergleichung erreichbaren Bildung des ästhetischen Geschmacks und der Urtheilsfähigkeit. Es wird, um dies am Beispiel zu veranschaulichen, dem reiferen Schüler mühelos klar, wie hoch etwa die von echt hellenischem Glanze durchleuchtete Kompositionsweise Händels die des tüchtigen, jedoch so viel überschätzten Chr. v. Gluck da, wo Beide einem Tonstück den gleichen Text zugrunde gelegt haben, hinter sich läßt, wie aber Händel wieder die unergründliche Tiefe Bachs nicht erreicht, während er ihm an Geschmack schon in der Textwahl überlegen ist. Es wird dem Schüler, schon ehe er in das verwirrend laute Leben hinausgeht, am lebendigen Tonstück der Beweis geliefert, daß das deutsche Oratorium auch in den Zeiten, in denen die Oper verwelscht oder versandet war, Tiefes und Hehres geleistet hat und vorbereitend auf Richard Wagner gewirkt hat, wodurch zugleich dessen Verdienste eine gerechte, nicht wie gewöhnlich sinnlos übertriebene Schätzung erfahren. Die Bedeutung dieses Gewinnes für das Kunstleben liegt darin, daß damit der heute so häufigen Kritiklosigkeit ebenso wie dem anmaßenden Vordrängen und maßlosen Behauptungen des jetzt so blühenden Musikcliquewesens der Boden stark entzogen würde.

Man wird nun mit Recht die Frage aufwerfen, wer denn eigentlich die Fähigkeiten, einem Gesangsunterricht in diesen Beziehungen gerecht zu werden, besitze, und wie er diese nachzuweisen hätte. Damit ist die heikle Frage der Lehrkräfte berührt. In der Reformationszeit verlangte man, daß der Kantor sei ein gelehrter Musikus, doch auch in anderen Künsten (wir würden sagen: Wissenschaften) gelehrt; ein ähnlicher Gedanke liegt wohl auch der Forderung der preußischen Direktorenkonferenz zugrunde, daß der Gesangsunterricht an Gymnasien von akademisch gebildeten Lehrern (es sind Philologen, nicht etwa Schüler der Akademie der Tonkunst gemeint) geleitet werden müsse, wenn er rechte Wirksamkeit haben solle; doch scheint diese Forderung unter gegenwärtigen Verhältnissen unrealisirbar.

Jedenfalls genügt die seminaristische Bildung des Volksschullehrers hiezu nicht; aber auch unsre Konservatorien bieten in ihrem jetzigen Bau nur wenig von dem hier Erforderlichen.

Wohl aber könnten unsre Akademien der Tonkunst, bei dem starken Interesse, das sie der hier beleuchteten Frage entgegenbringen, in Form von praktischen und theoretischen Spezialkursen, an welch letzteren wohl auch manche Hörer der Universität theilnehmen würden, denjenigen ihrer Schüler, welche sich dem Gymnasialmusikfach widmen wollen, eine entsprechende Ausbildung, zu der natürlich auch Spezialstudien des Kandidaten erforderlich sind, zutheil werden lassen. Unumgänglich wäre natürlich auch eine entsprechende Prüfung.

Um ferner einen glanzvollen Aufbau des Unterrichts zu erzielen, wäre es vielleicht förderlich, wenn eine Kommission, bestehend aus hervorragenden Musikern und der Sache wohlwollenden Gymnasialschulmännern, die Festlegung der leitenden Prinzipien und Ziele ausarbeitete. Zieht dann das obligatorische Fach auch die Pragmatisirung der Lehrkräfte nach sich, so ist das neidlos als Forderung der Gerechtigkeit zu begrüßen, selbst wenn in der Uebergangsperiode die eine oder andere minderwerthige Kraft mit aufsteigt; das ist nirgends zu vermeiden.

Von den Schülern aber, die aus solchem langjährigen, methodischen Unterricht heraus in die Welt entlassen werden, wird gewiß ein stattlicher Bruchtheil im Haus, im Kreise der Kameraden und in tüchtigen Chorvereinen nach ihrem bescheidenen Theil zur Hebung dieser edlen Kunst und damit der Menschheit selbst beisteuern.

Gerade dieser Behauptung von der Sangesfreudigkeit, die der Schüler dann ins Leben hinausnehme, steht nun die gerade in Gymnasialfachkreisen öfters zu vernehmende Befürchtung, daß das Mußsingen im Jungen die Freude am Singen ertödten werde, grell entgegen. Zum Glück erweist sich diese Besorgniß für das Gefühlsleben der Schüler, auf das man gemeiniglich in pädagogischen Fragen keine Rücksicht nimmt, und auch nicht nehmen kann, als ein grundloses Gespenst. Wer von den Schülern vorher Lust zum Singen hatte, wird sie wohl kaum verlieren, wenn nun die Kameraden alle theilnehmen müssen, und bei denen, die sich nach altem Regime, eben weil sie keine Lust hatten, gedrückt hätten, kann man, wenn sie nun eintreten müssen, doch logischerweise nicht von einem Ertödten der Lust sprechen. Wie sich aber die Schüler mit dem Fache nach der Seite des Gefühls abfinden werden, das überlasse man doch der Lehrkraft, die je nach dem Grade ihrer Tüchtigkeit und Begabung die Schüler genau ebenso anziehen oder ab-

kotzen wird wie der Lehrer jedes anderen Faches. Sind etwo die Wahlfächer die Quelle reinsten Vergnügens, die Pflichtfächer dagegen Gegenstand des Abscheues? Ebensa nichtssagend ist die Frage, ab wohl ein unmusikalischer Schüler, der im Gesang die vierte Nate erhält, dann vielleicht repetiren salle, als ob nicht in den drei obligatarischen Fächern der Naturkunde, des Turnens und der Kalligraphie der Schüler in diesem Falle gesetzlich vor dem Repetiren geschützt wäre, eine Bestimmung, die selbstverständlich auf den Singunterricht, der ebensowenig wie jene drei ein Hauptfoch werden kann, ausgedehnt wird.

Niemand hat wohl schon bei den Volksschülern, die bekanntlich olle singen müssen, etwas von Abscheu gegen dieses Fach bemerkt. Vielleicht weist man aber diesen Vergleich mit einer an Alter und Kritik tieferstehenden Schülermasse zurück; dann wallen wir höhere Beispiele geben. Obligaorisch war der Singunterricht am Gymnasium zu Braunschweig, als dart in Louis Spahr die unüberwindliche Neigung zur Kunst oufblühte, obligatorisch war er in Weilburg, als W. H. Riehl dart die sannigen Tage erlebte, deren Abglanz uns in seiner herrlichen „Gymnasialidylle“ noch sa warm entgegenblickt. Heute noch setzt das Gymnasium zum Grouen Klaster in Berlin etwa die dappelte Zahl van Singstunden ein, als sie bei uns Brauch ist. Dazu bietet sich schließlich noch in unserm Bayern selbst für die idealisirende Wirkung des obligatorischen Gesangsunterrichts ein drastisches Beispiel on den Lehrerbildungsonstalten. Von den vielen Hunderten, die dort jahraus, jahrein, besonders auch in der Musik ausgebildet werden, und die sich aus den verschiedensten Lebens- und Schulsphären rekrutiren, ist beim Eintritt nur ein kleiner Bruchtheil ols musikalisch begabt nachzuweisen, wenn sie oder nach Jahren, in denen sehr viel in der Musik, speziell auch im Gesange van ihnen verlangt wurde, die Anstalt verlassen, dann sind sie zum allergräßten Theile Musikfreunde geworden. Die Lust zum Singen ist denn auch so wenig in ihnen ertödtet, daß vielmehr gerade die Lehrer, wie dies sattsam bekannt ist, in allen tüchtigen Charvereinen ein starkes Kontingent bilden und im musikalischen Leben ein unentbehrlicher Faktar gewarden sind. Mächten dach besonders die Philalagen einsehen, daß die Musik, in der nach einem Worte Latze's die Griechen allein uns gestatteten, graß zu werden, zum veredelnden Gemeingut der Kreise, die sich zu den Gebildeten zählen, gehört und eine ausgesprochene Barbegabung gerade sa wenig wie die alten Sprachen erfardert. Gerade in unsrer Zeit, die mit so einseitiger Schärfe den Idealismus aus den Räumen unsrer häheren Schulen zu bannen oder ihn doch unter das Joch einer stupiden, sich praktisch nennenden Lebensauffassung zu beugen sucht, sallte man in unsern Kreisen bedacht sein, einer Kunst, die ahne Idealismus gar nicht lebensfähig ist, in der häheren Schule doch mindestens das Gewicht beizulegen, das es in der Valksschule besitzt.

Man wird nun einwenden, warum dach trotz der im Thema zu lesenden Bezeichnung „häherc Schulen“ eigentlich nur vam Gymnasium gehandelt warden sei. Die Antwort lautet, daß diese Anstalt als der am besten arganisirte Typus für die anderen varbildlich sein wird. Es ist der abligatarische Singunterricht im Interesse der Realgymnasien ebensa gut wie der Realschulen gelegen, jedach wären die Forderungen und Ziele dieses Unterrichts, salange das Realgymnasium ein Torsa ist, und die Realschule nur sechs Kurse umfaßt, erheblich onders zu stellen.

Wenden wir zum Schlusse den Blick von der Schulstube wieder ins Leben, in unsre Zeit zurück! Haben wir aus Liebe zur Kunst übertrieben, die Bedeutung der Musik aus der musikgetränkten Umgebung des Verfassers dieser Gedanken heraus einseitig vergrößert? Wer unsre Zeit kennt, wird es verneinen.

Man denke doch noch, wie im Mittelpunkt des Schaffens und Dichtens jenes dämonischen Uebermenschen Friedr. Nietzsche, dessen Einfluß auf unsre Generation Niemand wegleugnen wird, gerade diese Kunst stand, genau so wie das varige Jahrhundert im Banne des leidenschaftlichen Musikers J. J. Rausseau stand. Will mon ober von jenem kranken Zorathustra nichts wissen, so sei noch an den Mann erinnert, dessen Erbe in der Papularität ebenso wie im allgemeinen Mißverstandenwerden Nietzsche zu werden scheint, an A. Schapenhauer, der seine klaren Vorstellungen über die Bedeutung der Musik in folgenden Sätzen zusammenfaßt: „Keine Kunst wirkt auf den Manschen so unmittelbar, so tief ein ols die Musik, eben weil keine uns das wahre Wesen der Welt sa tief und unmittelbar erkennen läßt als sie. Das Anhören einer graßen, vollstimmigen und schänen Musik ist gleichsam ein Bad des Geistes: es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg, stimmt Jeden hinauf auf die höchste geistige Stufe, die seine Natur zuläßt. Während des Anhörens einer großen Musik fühlt Jeder deutlich, was er im Ganzen werth ist oder vielmehr, was er werth sein könnte.“

Neue Novellen.

Es ist immer erfreulich für den Kritiker, das Publikum auf ein neues Talent in der graßen Zahl der heutigen Dichter und Schriftsteller hinweisen zu können. Ist es doch bei dem Uebermnß der gegenwärtigen Prabuktion geradezu ein Zufall, wenn dem Leser von Ramanen und Novellen auch einmnl ein Buch in die Hände kommt, das sich seinem inneren Werth nach über das Mittelmaß erhebt. Da erscheint es denn einfach nls die Pflicht der Kritik, mit ihrem Lab nicht hintanzuhalten, wenn ihr ein Werk begegnet, das ein wirklicher Dichter geschrieben hat, das Bedeutendes enthält und das nach Gräßeres für die Zukunft in Aussicht stellt.

Dem Schreiber dieser Zeilen liegen zwei solcher Bücher vor, nuf welche er ihrer inneren Vortrefflichkeit wegen die Augen der Leser hinlenken möchte. Es sind zwei Novellenbände von Frnnz Ferdinand Heitmüller.[1]) Der Verfasser, Mitarbeiter nm Goethe-Archiv und in literarhistorischen Kreisen bekannt durch die Herausgabe der Briefe Riemanns an die Familie Frommann: „Aus dem Goethe-Hause“ 1892, sowie durch eine werthvalle Monographie über den Hamburger Dramatiker und Schauspieler Uhlig, tritt mit jenen beiden Navellenbänden zum erstenmal var ein weiteres Publikum, nachdem er über frühere dichterische Produktionen nls strenger Kritiker zu Gericht gesessen und ihre Namen aus dem „Kürschner“ ausgelöscht hat. Zeigt schon dieser Schritt ein ernsthaftes Streben und Ringen nach den höchsten Zielen, so lassen seine neuesten Novellen erkennen, daß Heitmüller bemüht ist, etwas Häheres als bloße flüchtige Unterhaltungslektüre zu tiefern. Zwar hat er für den tiefer Blickenden auch jetzt seinen eigenen Standpunkt noch nicht vällig gewannen. Noch merkt man seinen dichterischen Arbeiten vielfach gleichsam die Schule an, die er selbst als Künstler durchgemacht hat, sawie das Streben nach einem eigenen künstlerischen Stil und individueller Weltanschauung. Aber das bildet gerade einen besanderen Reiz seiner Navellen, daß sie uns neben ihrem rein dichterischen Werth zugleich erkennen lassen, wie hier ein hochbegabter und ernsthafter Künstler bemüht ist, sich in der Ueberzahl der sich überstürzenden und bekämpfenden Kunstrichtungen unsrer Zeit zu einem eigenen Stil durchzuarbeiten.

---

[1]) Franz Ferdinand Heitmüller: „Tampete.“ Novellen. 1899. „Der Schatz im Himmel.“ Navellen. Berlin, S. Fischers Verlag 1900.

Die eigentliche Stärke dieses Dichters liegt in der Ausmalung lyrischer Stimmungen. Ein feines Gefühl für die intimen Reize der Erscheinungen verbindet sich bei ihm mit einer starken Fähigkeit, das Charakteristische derselben mit verhältnißmäßig wenig Mitteln plastisch herauszuarbeiten. Dabei zeigt Heitmüller eine Vorliebe für weiche, schmelzende, ja elegische Stimmungen, womit er in gewisser Weise an Storm erinnert. Aber neben dem Ernst steht ihm auch die feine Ironie und selbst der Humor zu Gebote, der, wo es sein muß, dem Leser ein behagliches Schmunzeln abzulocken weiß. Dieser Dichter besitzt offenbar eine zart empfindende Seele, die sich mit inniger Liebe und Antheilnahme in die Erscheinungen versenkt. Sein Auge ruht wehmüthig und ernst auf den dunklen Seiten des Lebens, aber er versteht es doch zugleich, auch das Schlimmste und Traurigste im Spiegel der Poesie zu verklären, und wenn er auch vor der Schilderung des Herbsten und selbst des Gräßlichen nicht zurückscheut, so befindet er sich doch in seinem eigentlichsten Element, wenn es gilt, in die dunkelsten Tiefen der menschlichen Seele hinabzuleuchten, die zartesten Regungen des Herzens darzustellen oder sich träumend dem Zauber der Natur hinzugeben.

Gleich die erste Novelle „Tampete“, die dem Band seinen Namen gegeben hat, läßt die Vorzüge des Dichters in hellstem Licht erscheinen. Es ist die Geschichte eines armen Bauernknechtes, der sich in die hübsche Tochter seines reichen Brotherrn verliebt und in der Furcht, sie an einen Anderen verlieren zu müssen, der Geliebten nach einer wilden Scene in der Dorfschenke auf dem Heimwege auflauert und sie wider seinen Willen in blinder Liebesraserei erdrosselt. Vorzüglich gelungen ist hier die Schilderung der traurigen und verzweifelten Seelenstimmung des armen Knechtes. Wie Gerd von Hoffnungslosigkeit und Eifersucht gequält, die Tage hinbringt und wie er dann auf dem Erntefest mit seinem Nebenbuhler aneinandergeräth und im Kampf um die Tampete, jenen wilden und leidenschaftlichen Tanz der Bauern in gewissen Gegenden Norddeutschlands, zur höchsten Leidenschaft entflammt wird und er, der verachtete, im übrigen Leben stets beiseite geschobene Kleinknecht zum verzweifelten Vertheidiger seiner Liebe emporwächst, das ist von starker Wirkung und konnte in dieser Weise nur einem wirklichen Dichter gelingen. Und wie fein und poetisch ist die kurze Episode, wo Gerd das Grab seiner Mutter aufsucht: „Die hölzerne Pforte, die ein kurzer Windstoß hin- und herbewegte, knarrte und schrie in den verrosteten Angeln. Der Gedanke kam ihm, das könne die Mutter im Schlafe stören. So kehrte er um, sie zu schließen. Sie hatte ja im Leben so viel gearbeitet die Mutter und so wenig geschlafen. In den letzten Jahren zumal hatte sie immer gesagt, sie möchte einmal recht ausschlafen. Ihn faßte eine ordentliche Wuth auf die Thür, und er hätte sie am liebsten mit einem Fußtritt ins Schloß geworfen. Aber er machte sie ganz behutsam und leise zu. Dann wurde es ihm plötzlich unheimlich in der Nähe der Todten, und er schritt schneller aus, bis die letzten Häuser hinter ihm blieben, und er auf die Landstraße hinaus kam.“ Zu dieser intimen Seelen- und Stimmungsmalerei bildet leider der brutal wirkende Schluß der Ermordung Hike's einen zu grellen Kontrast, um den Leser zu einem reinen Genusse kommen zu lassen. Wie hier der Naturalismus auf die eigentlich ganz entgegengesetzte Kunst des Dichters eingewirkt und die Reinheit seiner Stimmung getrübt hat, so zeigt eine andere Novelle desselben Bandes, „Das Paradies“, den Dichter unter dem Einfluß der neuromantischen Kunstrichtung. Auch hier steht nach meinem Gefühl die realistische und außerordentlich lebensvoll gerathene Schilderung der künstlerischen und häuslichen Misere des Musikers und Komponisten Hans Schumacher mit der merkwürdigen Geschichte seiner Liebe und der Entstehung seiner symphonischen Dichtung in keinem rechten Einklang. Das Zustandekommen einer Komposition auf hypnotischem Wege, wie Heitmüller es schildert, wirkt wenig glaubhaft, und die ganze schwüle, überspannte Stimmung der betreffenden Scenen, so fein dieselbe in mancher Hinsicht gerathen ist, vermag keinen reinen Eindruck hervorzurufen. Es ist Dekadenzkunst mit einem Stich ins Hysterische; darunter leidet auch die Plastik der Gestalten, wie denn zum Beispiel die mediumistisch veranlagte Angele völlig nebelhaft geblieben ist.

Um so höher steht in künstlerischer Beziehung jene dem Umfange nach kleine Novelle „Die Himmelfahrt“. Sie ist in ihrer Stimmung und Seelenmalerei so fein, zeigt das Können des Dichters in so glänzendem Lichte, daß ich sie zu dem Besten rechnen möchte, was wir in dieser Art besitzen. Der Inhalt ist einfach, aber tief ergreifend. Ein Schlosser, der aus Eifersucht seine Frau ermordet und deßwegen 56 Jahre im Gefängniß zugebracht hat, hat nur den einen Wunsch noch, einmal eine Eisenbahn zu sehen, wovon er im Gefängniß gehört und die sein ganzes Interesse in Anspruch genommen hat. „Seine Phantasie stellte sich etwas Großes und Wunderbares darunter vor, aber über diesen allgemeinen Gedanken des Großen und Wunderbaren kam er nicht hinaus. Als er eines Tages Abbildungen einer Lokomotive in einem technischen Buche fand, konnte er sich eines schmerzlichen Gefühles der Enttäuschung nicht erwehren, und auch das, was er gelegentlich von neuangekommenen Berufsgenossen davon erzählen hörte, konnte ihn nun schon garnicht befriedigen. Was all den neuen Menschen so gewöhnlich und selbstverständlich war, erschien ihm, je länger er darüber nachdachte, als etwas Ueberirdisches. Die Schlosser zu seiner Zeit waren doch auch nicht dumm gewesen, aber .... Und zuweilen kam ihm das Gefühl, das schmerzlichste, dessen sein entweltlichtes Herz noch fähig war, daß er sterben sollte, ohne dies geflügelte Fabelthier gesehen, ohne von seiner Existenz sich überzeugt zu haben. Er meinte, es müsse mit ihm geraden Wegs in den Himmel hineinreiten können.“ Und nun wird er begnadigt, aber die Welt lockt ihn nicht; nur eine Eisenbahn möchte er sehen, eine ordentliche Eisenbahn, mit einer richtigen Lokomotive davor. Und so begibt er sich mit seinem Freunde, dem Gefängnißgeistlichen, zum Bahnhof. Die Erwartung des Alten, sein Erstaunen bei der Ankunft des Zuges, sein Entsetzen über das Ungeheuer von Lokomotive — das alles ist ebenso einfach wie wirkungsvoll. „So fuhren sie hinein in das Land und den Frühling. Die Wiesen standen noch meistens unter Wasser, aber wo die Fluth zurückgetreten war, sproßte schon erstes, dünnes Gras, und in den Zweigen der Weiden schaukelten sich die gelbgepuderten Kätzchen im Winde lustig hin und her. An den Abhängen des Bahndammes grüßten, wie grob Kleer hingestrichen, gelbe Butterblumen und dazwischen hier und da rosige Marmelblumen und alles schimmerte und glitzerte, wie an einem richtigen Frühlingstage. Glanz und Glück überall, soweit das Auge schweifte. Auf einzelnen Feldern arbeiteten schon die Leute, die sahen dann wohl von der Erde auf, wenn der Zug heranbrauste, und winkten grüßend, und Alle schienen lustig und guter Dinge. Dörfer und Städte schossen vorbei, überall Menschen, Menschen, arbeitsame, glückliche Menschen. Und überall dem Glück ein Sonnenschein, wie der Alte noch keinen gesehen zu haben sich erinnerte. So ein jauchzender Sonnenschein! Kein Wort wurde laut. Der Schlosser hatte die Hände gefaltet und sah mit verklärten Augen in die Wunder der Welt und des Frühlings. Sein Gesuch hatte ihn nicht betrogen: Es war ihm, als müsse er so geraden Weges in den Himmel fahren. Und er spürte, wie ihm im Herzen etwas losblutete. ....

Der zweite Novellenband Heitmüllers, „Der Schatz im Himmel“, heißt so nach der ersten Geschichte, die wieder eine Bauerngeschichte ist, aber diesmal nicht in Norddeutschland, sondern irgendwo im bayerischen Hochgebirge oder in Tirol sich abspielt. Es ist die lustige Geschichte von der armen Resi, die den reichen Galsdorfer an der Nase herumführt, um von ihm das Geld zu ihrer Heirath zu bekommen. Die Durchführung zeigt, daß Heitmüller der Humor ebensowohl zu Gebote steht, wie der Ernst und die Tragik, und daß er den süddeutschen Gebirgsdialekt nicht weniger meisterhaft beherrscht, als das Plattdeutsche, ohne doch vom Dialekte mehr Gebrauch zu machen, als zur Verstärkung des Lokalkolorits gerade nöthig ist. Der „Tampete“ gegenüber zeigt dieser zweite Novellenband einen entschiedenen Fortschritt nach der Richtung des Individuellen hin. Das Stimmungsmäßige ist hier überall noch feiner herausgearbeitet, so besonders in der zweiten größeren Novelle, im „Abt David“. Im übrigen leidet gerade diese Novelle an dem Umstand, daß die in ihr enthaltene Traumerzählung sich zu logisch geradlinig entwickelt, um wirklich als Traum genommen werden zu können, und auch sonst einen keineswegs traumhaften Eindruck macht. Wie trefflich es dagegen Heitmüller versteht, einen Traum auch wirklich als einen solchen erscheinen zu lassen und mystisch visionäre Stimmungen zu erzeugen, zeigt die bedeutendste Novelle des Bandes: „Als der Sommer kam.“ Eine junge Mutter fährt zu ihrem Kinde fern von Berlin auf dem Lande, wo sie es bei fremden Personen in Pflege gegeben hat. Es ist ein Kind der Sünde, sie hat es von sich gethan, um dem Gerede der Leute zu entgehen, sie möchte es von Anderen adoptiren lassen, um selbst die Möglichkeit zu erhalten, den Vater des Kindes, der dies seiner gesellschaftlichen Stellung wegen zur Bedingung der Hochzeit gemacht hat, endlich heirathen zu können. Nun ist es

schwer erkrankt, und sie eilt zu ihm, es noch einmal zu sehen. Sie hofft im stillen, es möchte schon gestorben sein, dann wäre sie aus aller Plage heraus. So kommt sie in das Krankenhaus des fremden Ortes und verlebt eine bange schlimme Nacht am Bette ihres Knaben. Die Schilderung dieser Nacht, der wechselnden und widerspruchsvollen Gefühle, die auf die Mutter einstürmen, ihr Kampf zwischen Selbstsucht und Mutterliebe ist wahrhaft ergreifend und gehört zu dem Besten, was die neueste Novellistik hervorgebracht hat. Und wie dann endlich die Mutterliebe doch die Oberhand behält und im Zusammenleben mit dem von ihr geretteten Kinde, in der aufopferungsvollen Sorge für seine Erziehung und sein Wohlergehen die Selbstsucht in der jungen Mutter immer mehr erlischt, bis sie endlich die Eitelkeit ihres bisherigen Lebens erkennt und um des Kindes willen gegen die Welt und das Schicksal anzukämpfen beschließt, das ist so rührend und zugleich menschlich schön, daß „Als der Sammer kam" eine wirkliche Bereicherung unsrer novellistischen Literatur bildet. Vortragenden, die noch einem passenden Gegenstande suchen, sei diese Novelle Heitmüllers, die zugleich in ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung höchst wirkungsvoll ist, angelegentlichst empfohlen.

Ueber die sprachliche Form der Heitmüller'schen Novellen ist fast durchweg nur Lobendes zu sagen. Einzelne Wendungen, wie „blaue Stimmung", „weiße Seligkeit", sind wohl nur Reminiscenzen hypermoderner Dichtungen und werden vermuthlich vom Verfasser selbst nicht als besonders geschmackvoll angesehen werden. Und so möge denn dieser Dichter beim Publikum diejenige Beachtung finden, die er verdient, und möge er nicht müde werden, an sich selbst zu arbeiten, um das Ziel zu erreichen, dem er zustrebt: in die verhältnißmäßig kleine Zahl unsrer ersten wirklich hervorragenden Novellenschriftsteller einzurücken. A. D.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker von **Karl Wörmann**. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts 1900. I. Band. — Das Bedürfniß nach einer allgemeinen und dabei doch eingehenden Geschichte der bildenden Kunst ist seit langem so dringend, daß ihm wohl schon jetzt entsprochen werden muß, obwohl der Zeitpunkt so ungünstig wie möglich ist. Männer wie Anton Springer hatten eine verhältnißmäßig leichte Arbeit, als sie sich an das umfangreiche Unternehmen machten; denn damals war es eben noch nicht so umfangreich. Heute dagegen sind fast sämmtliche Fragen, sowohl die generellen wie die speziellen, aufs neue in Untersuchung gestellt worden, und außerdem macht die Geschichtschreibung der Kunst zur Zeit den gleichen Umschwung aller künstlerischen Anschauungen mit, der sich in der modernen Entwicklung der Kunst selbst ausspricht. Der alte sogenannte objektive Standpunkt ist aufgegeben und ein neuer ist noch nicht gefunden, beziehungsweise wird noch nicht allseitig acceptirt. In dieser Zeit der Unsicherheit hat nun Wörmann mit energischem Griffe die Rechnung zu ziehen gesucht aus dem, was die historische und ästhetische Forschung als vermuthlich Sicheres beigebracht haben. Der erste Band seines Werkes liegt jetzt vor. Er ist mit zahlreichen Illustrationen versehen, die zum großen Theil, leider aber nur zum Theil, auf der Höhe der Zeit und unsrer berechtigten Ansprüche stehen. Die Eintheilung hat etwas sehr befremdliches, wofür aber Wörmann in den einleitenden Worten sich dahin rechtfertigt, daß er „die Entwicklung des künstlerischen Geistes und der künstlerischen Formensprache der Menschheit verfolgen" will. Zu diesem Zwecke beginnt er, der durch weite Reisen in allen Erdtheilen und durch besondere Vorliebe dafür wohl vorbereitet ist, mit der Kunst der Thiere, sowie der Ur-Natur- und Halbkulturvölker. Die Schnitz- und Ritzarbeiten der ältesten Steinzeit, die Kunst der Australier und späterhin dann auch der Mexicaner, der Aegypter und Assyrer bilden den Inhalt der zwei ersten Bücher, während schon mit Seite 220 das dritte Buch einsetzt, in dem die klassisch griechische Kunst behandelt wird, an die sich im vierten die römische anschließt. Soweit möchte man, wenn auch nicht ohne manchen Seufzer der Beunruhigung über gar zu weit getriebene Neutralität, sich darauf einlassen, daß dasselbe Werk, das die Kunst eines Phidias mit Sachkenntniß und Wärme uns vorzuführen sucht, uns auch in den Bauten der Biber und in den Nestern der Webervögel oder in der Gestaltung der Steinpfeilspitzen künstlerische Regungen glaubhaft machen will und diese mit allerdings relativen Lobsprüchen bedenkt. Der Aesthetik muß man es zwar ohne Widerspruch gestatten, alle direkten Produkte des menschlichen Kunsttriebes als Kunstwerke zu betrachten — gleichgiltig ob es die Zeichnung eines Ureuropäers auf Renthierknochen oder der Karton der badenden Soldaten von Michelangelo sei —, aber man wird doch einstweilen für die historische Erforschung der Kunst die prähistorischen Epochen wohl mit mehr Recht weglassen als aufnehmen. Jedoch, wenn wir uns trotzdem mit Wörmanns Programm einverstanden erklären wollen, so werden wir uns doch an der Ausführung nicht restlos erfreuen können. Nachdem er uns nämlich in die Herrlichkeiten der antiken Kunst eingeführt hat, lenkt er uns plötzlich wieder zurück zur Hallstattperiode und in die Anfänge der nordischen Kunst, um rasch hinüberzusetzen auf den Boden von China und Japan, und zwar verfolgt er die japanische Kunst bis in das Ende des 18. Jahrhunderts. So wechseln die Bilder wie in einem Kaleidoskop; da aber die Darstellung selbst ziemlich trocken ist, so geht jener Reiz verloren, der aus der pikanten Gegenüberstellung des unendlichen Vielerlei hergeleitet werden könnte. Die Ueberfülle des vom Verfasser behandelten Stoffes hat nun freilich zu einer gewissen Zusammenhanglosigkeit geführt, und gerade das oben aus Wörmann citirte Bestreben, die Entwicklung der künstlerischen Formensprache zu verfolgen, ist dadurch nicht gerade gefördert worden: aber die ungemein vielseitige eigene Sachkenntniß und Belesenheit Wörmanns hat nichtsdestoweniger hier wieder einen Triumph gefeiert. Es ist eben doch ein Verdienst, das gewaltige Material beizubringen und auch nur soweit zu verarbeiten, wie es Wörmann gethan hat. Eine anregende Lektüre mag diese Kunstgeschichte weniger sein als ein Kompendium, wo weite Gebiete mit der ehrlichsten Gewissenhaftigkeit behandelt werden.

Erich Frantz hat in seinem **Handbuch der Kunstgeschichte** (bei Herder in Freiburg) einen sehr schätzenswerthen Leitfaden für Studirende, aber auch für weitere Kreise geliefert. Auf dem verhältnißmäßig engen Raum von 450 Seiten, der noch durch viele Illustrationen geschmälert wird, hat der Verfasser seine Absicht, „in präziser Darstellung Wachsen und Gedeihen der Kunstidee von den Anfängen bis auf die neuere Zeit zu schildern, die Hauptepochen gut zu charakterisiren und alle wichtigen Erscheinungen plastisch heraustreten zu lassen", anerkennenswerth gut erfüllt. Noch anerkennenswerther ist die Unbefangenheit, mit der Frantz, trotz eines ausgesprochenen religiösen Standpunktes, den einzelnen Epochen nicht nur gerecht zu werden versucht, sondern wirklich gerecht wird. Es geht ein feiner Zug echt humaner Bildung durch dieses Handbuch, das trotz des abschreckenden Titels sehr lesbar konzipirt und geschrieben ist. Störend wirken nur die nicht gerade seltenen, allerdings meistens harmlosen Irrthümer in Einzelheiten und endlich der letzte Abschnitt, der die Kunst des 19. Jahrhunderts in ziemlich unzureichender Weise behandelt.

vL.

* **Robert Koch** ergänzt seine Mittheilungen über die **Ergebnisse der Malaria-Expedition** durch eine in der neuesten Nummer der „Deutschen Med. Wochenschr." erschienene Abhandlung, in der er insbesondere auf Streitfragen aus der Lehre von der Malaria und auf Einwürfe gegen seine Anschauungen eingeht. Von Interesse sind zwei Ausführungen Kochs, zunächst eine Kritik der Mittheilungen über die **verschiedenen Formen von Malariaparasiten**, die beschrieben worden sind. Nach Koch gibt es nur drei Formen von Malariaparasiten, den Parasiten des Tertianfiebers, denjenigen des Quartanfiebers und den ringförmigen Parasiten, der sich bei Anfällen von vorwiegend tertianem Typus, oft aber unregelmäßigem Fieber, findet. Koch will den letzten Parasiten als denjenigen des Tropenfiebers bezeichnet wissen. Andere Formen hat Koch, trotz der Untersuchung des Blutes von Malariakranken in den verschiedensten Gegenden der Erde, in Italien, Westafrika, Südwestafrika, Mittelamerika, niemals zu Gesicht bekommen. Die zweite Auseinandersetzung Kochs bezieht sich auf die Frage von der künstlich erworbenen **Festigung gegen Malaria**. Koch

beobachtete, daß in einzelnen Orten, wo Malaria vorkommt, die Kinder unter zwei Jahren zumeist, die Kinder von zwei bis fünf Jahren sehr oft Malariaparasiten in ihrem Blute beherbergen, daß bei Personen mit mehr Jahren gar nicht oder selten Malariaparasiten festzustellen sind. Es ist bei den älteren Personen eine Festigkeit gegen Malaria eingetreten. Koch deutet seine Beobachtung dahin, daß der unbeeinflußte Verlauf der frühzeitigen Malaria-Erkrankung in dem Körper des malariakranken Kindes Immunität gegen Malaria erzeugt. Hingegen kommt diese langsam sich ausbildende, aber echt natürliche Immunität nicht zustande, wenn der Krankheitsverlauf durch Chinindarreichung beeinflußt und unterbrochen wird.

* Nach einer Erklärung Sir Clement Markhams, Präsidenten der kgl. geographischen Gesellschaft zu London, die er in der letzten Sitzung dieser Gesellschaft abgab, soll ein weiterer ernstlicher Versuch gemacht werden, den Nordpol zu erreichen. Kapitän Bernier, ein Canadier, hat sich entschlossen, nach demselben Verfahren wie Nansen vorzugehen, nur will er in das Eis ein gut Theil näher der Behringstraße eindringen und hofft dann bedeutend leichter bis zum Nordpol vorstoßen zu können. Er ist zu seinem Vorhaben von der canadischen Regierung ermuntert worden; dieselbe will ihn unterstützen. Er kam mit Empfehlungen vom Gouverneur von Canada nach England, in der Hoffnung, daß die geographische Gesellschaft ihn unterstützen werde.

B. **Heidelberg**, 7. Dez. Im Alter von 55 Jahren starb hier der Mechaniker Rudolf Jung, der sich durch die von ihm erfundenen Mikrotome einen Weltruf erworben hat.

* **Stuttgart.** Wie der „Schwäb. Merkur“ meldet, sind mit der Stellvertretung des erkrankten Professors Neckelmann an der Technischen Hochschule Professor Jassoy, Baurath Eisenlohr und der frühere Assistent Neckelmanns, Architekt Hummel, beauftragt worden. — An derselben Hochschule ist, der „Straßb. Post“ zufolge, der Lehrauftrag für Geschichte und Kulturgeschichte, nachdem Rektor Dr. Straub ihn niedergelegt, dem Rektor Dr. Egelhaaf übertragen worden.

* **Straßburg.** Mit Ablauf dieses Jahres wird Prof. Goltz aus seiner bisherigen Stellung als Professor der Physiologie und Direktor des physiologischen Instituts der hiesigen Universität scheiden und der medizinischen Fakultät fortan nur noch als emeritirter Professor angehören.

* **Köln.** Die Stadtverordneten wählten den außerordentlichen Professor an der Wiener Universität Dr. Karl Grünberg zum Lehrer der Nationalökonomie an der hiesigen städtischen Handelshochschule.

* **Marburg.** Professor Dr. E. Kühnemann wird von Anfang Januar ab hier einen Cyklus von 15 öffentlichen Vorlesungen über „die Blüthezeit der deutschen Literatur“ abhalten.

* **Bonn.** Geh. Justizrath Professor Dr. Zitelmann ist, der „Frankf. Ztg.“ zufolge, von der Universität Czernowitz bei deren 25jährigem Jubiläum zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor der Histologie und Anatomie Dr. Richard Altmann ist in Hubertusburg bei Leipzig gestorben. — Geheimrath Prof. Dr. Sohm, der in seinen Vorlesungen wegen des Unfalls im Leipziger Gewandhause eine dreiwöchige Pause hatte eintreten lassen müssen, begann am 7. d. M. wieder sein Kolleg.

* **Blankenburg a. H.** Der als Pädagoge in weiten Kreisen bekannte Geh. Regierungsrath Dr. Schimmelpfeng ist dem „Hann. Kur.“ zufolge gestorben. Er hat über ein Menschenalter hinaus die Klosterschule in Ilfeld als Direktor geleitet.

* **Berlin.** Der Oberingenieur bei der Firma Siemens u. Halske, H. Görges, ist als ordentlicher Professor der Elektrotechnik und Direktor des elektrotechnischen Instituts an die Technische Hochschule in Dresden berufen worden und wird diesem Ruf zum 1. April n. J. Folge leisten.

* **Aus Oesterreich.** Am 7. d. M. ist, wie die „N. Fr. Pr.“ meldet, der ehemalige Professor der klassischen Philologie an der Wiener Universität Dr. Emanuel Hoffmann im 76. Lebensjahr gestorben. Er gehörte zu jenen deutschen Philologen, die bei der Reorganisation der klassischen Studien an den österreichischen Universitäten und Gymnasien durch den Unterrichtsminister Grafen Leo Thun zu Beginn der 50er Jahre nach Oesterreich berufen wurden. Hoffmann war am 11. April 1825 zu Neiße in Schlesien geboren worden, war also erst 25 Jahre alt, als er zum Professor der klassischen Philologie an der Grazer Universität ernannt wurde. Im Jahre 1856 kam er als Professor an die Wiener Universität und nach dem Abgang Bonitz' und Vahlens wurde ihm die Leitung des philologischen Seminars übertragen. Er war bis zum Jahre 1895, also nahezu vier Dezennien lang, im akademischen Lehramt thätig.

* **Kopenhagen.** Direktor Gustav Rasch aus Nürnberg stellte der geplanten Südpol-Expedition Otto Nordenskjölds 10,000 Kronen zur Verfügung.

* **Aus Rußland.** Am 1. d. M. ist in St. Petersburg das außerordentliche Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften S. J. Karschinski gestorben. Als Professor der Tomsker Universität und später als erster Botaniker des kaiserl. Botanischen Gartens in St. Petersburg und Direktor des Botanischen Museums der Akademie der Wissenschaften hatte Karschinski das Uralgebiet, Westsibirien, Turkestan und das Amur-Gebiet botanisch durchforscht. Im verflossenen Frühjahre wurde ihm aus kaiserlichen Privatmitteln eine Summe behufs Herausgabe einer Schrift über die Flora Sibiriens zur Verfügung gestellt. Dieses Werk ist unvollendet geblieben.

D. **Aus Griechenland.** Der vor kurzem in Athen gestorbene Arzt Perikles Patrikios hat sein Vermögen der dortigen Universität vermacht, mit der Bestimmung, daß davon eine Klinik für akute Infektionskrankheiten gegründet werden soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Deutsche Arbeit in Böhmen. Hrsgb. von H. Bachmann. Berlin, Concordia 1900. — S. Münz: Römische Reminiscenzen und Profile. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1900. — J. Baumann: Häckels Welträthsel nach ihren starken und ihren schwachen Seiten. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Dieterich 1900. — H. Ermisch: Die Wettiner und die Landesgeschichte. Leipzig, Teubner 1900. — G. Hansemann: Die doppelte Buchführung in der Weltwirthschaft. Ebd. 1901. — R. Kötzschke: Studien zur Verwaltungsgeschichte der Großgrundherrschaft Werden an der Ruhr. Ebd. 1901. — A. Schönherr: Violinübungen für Anfänger. Ausgabe I. Leipzig, Wöpke. — Fidelis Justus: Das Prinzipal. Petting bei Teisendorf. — J. B. Keune: Metz in römischer Zeit. (Sonderabdruck aus dem 22. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz.) Metz 1900. — O. Speckters Katzenbuch. Mit Gedichten von Gustav Falcke. Hamburg, Janssen 1900. — Spanier: G. Falcke als Lyriker. Ebd. 1900. — Monumenta palaeographica. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Chroust. 2. Lfg. München, Bruckmann 1900. — Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. Textausgabe. Berlin, Vahlen 1901. — O. Beta: Deutschlands Verjüngung. Heft 8. Berlin, Harrwitz Nchf. 1900. — S. Banditz: Das Erdbeben in Windeby und anderes. Leipzig, Reinecke 1900. — C. Reinecke: „und manche liebe Schatten steigen auf“. Gedenkblätter an berühmte Musiker. Ebd. 1900. — J. Albert, Kunstverlag: Unsre Kanoniere. 30 Lichtdrucke. — J. Tubor: Die Lust als sozialethisches Entwickelungsprinzip. Leipzig, Wigand 1900. — W. James: Psychologie und Erziehung. Aus dem Englischen von Dr. Fr. Kiesow. Leipzig, Engelmann 1900. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge. 20. Bd., 5. Heft. Jena, Fischer 1900. — Fr. Dulmeyer: Einer für Alle. Tragödie. München, Staegmeyr 1901. — Dr. Fr. Hommel: Die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit. Vortrag. München, Lukaschik 1901. — Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Ueberlieferung. Vortrag. Ebd. 1901. — Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. X. Jahrgang, 1900/1901. Straßburg, Trübner 1901. — Dr. Fr. Pick: Sport und Gesundheit. Vortrag. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 265 u. 266.) Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Prag.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kussauer in München.

Selbstanzeigen der Buchhändler.

Deutsche Heldensagen. Für das deutsche Volk und die deutsche Jugend erzählt von Gustav Schalk, 492 Seiten reich illustriert mit über hundert Abbildungen im Text und Vollbildern nach Originalzeichnungen Hermann Vogels. Großoktav, prächtig ausgestattet in elegantem Einband. 4. Aufl. Verlag von Emil Strauß in Bonn. 1900. Preis 5 Mark.

Die deutsche Litteratur hat kein besser geschriebenes, schöner und reizvoller ausgestattetes und zugleich so überaus billiges Buch über die Heldensage wie dieses. Die mächtige Anregung, welche Richard Wagner durch die Wirkung seiner Opern der ganzen Welt gegeben, hat das Interesse an dem goldenen Schatze unserer deutschen Heldensage überall wieder geweckt und gesteigert. Schalk bietet in fesselnder glänzender Darstellung alles, was jedermann von den Nibelungen und ihrem Sagenkreis, von Parzival und der Gralsburg, von Tristan und Isolde, von Lohengrin und dem Tannhäuser und dem weiteren, blühenden Walde, den die Heldensage ausbreitet, wissen möchte, während Vogels geniale Kompositionen den Worten die leuchtende Farbe künstlerischer Darstellung verleihen.

Byron's sämmtliche Werke. Deutsch von Adolf Böttger. Achte Auflage, Oktav-Ausgabe in 8 Bänden. Preis broschirt nur 6 M., in 4 Bände geb. nur 9 M. (Leipzig, Verlag von Otto Wigand.)

Aus den deutschen Uebersetzungen der Byron'schen Schöpfungen hebt sich die des Dichters Adolf Böttger nicht nur durch ihre Vollständigkeit hervor, sondern ihm ist es vor allem gelungen, das Kunstgeheimniß — dichterisch schön zu übertragen, dem Genius der Sprache abzugewinnen.

Alle Vorzüge einer schönen Ausgabe — großer klarer Druck, weißes, gutes Papier, solider Einband und ein außergewöhnlich billiger Preis — sind hier vereint. Ein Neudruck für diesen Preis ist ausgeschlossen. (19625)

Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Neue Pracht-Ausgabe. Mit 1 Stahlstich (Schiller), 14 Portraits (Friedrich der Große — Joseph II. — Klopstock — Wieland — Lessing — Herzog Karl von Wirtemberg — Schiller's Mutter — Herder — Goethe — Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar — Charlotte von Lengefeld — Kant — Jean Paul) und 20 historischen Bildern. Preis vornehm gebunden nur M. 7.50. (Leipzig, Verlag von Otto Wigand.)

Scherr's Schiller ist eins von den Büchern, die nie veralten und den besten über Schiller und seine Schöpfungen an die Seite zu stellen. Die Darstellung ist wahrhaftig, lebendig und farbenprächtig. Es ist ein prachtvolles Geschenk für Jung und Alt. Es dürfte kein gleichwerthigeres, schöneres Werk zu so billigem Preis zu finden sein!

Eine neue Bürgerbiographie:

Gottfried Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke.

Von **Wolfgang von Wurzbach.**

Mit 42 Abbildungen.

Broschiert M. 7.—, gebunden M. 8.50.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis mehrjährigen Studiums und sorgfältiger Verwertung aller auf Bürger bezugnehmenden Veröffentlichungen und hat den Zweck, weiteren Kreisen ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild von dem Lebensgange und dem Schaffen des Dichters der „Lenore“ zu geben. (19596)

„Die ausführliche Darstellung verdient das Lob der Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. Nirgends, auch in nebensächlichen Dingen, versagt sie. Der Bilderschmuck ist reichlich und gut.“
Seemann's litterarische Jahresberichte.

„Es darf uns um die Verbreitung dieses Buches nicht bange sein, das mit herzlicher Liebe über das neue Leben eines unserer Großen berichtet.“
Dr. Kyffhäuser.

„Die einschlagende Litteratur ist gründlich zu Rate gezogen, die Gestalt Bürgers richtig in den Rahmen seiner Zeit gestellt.“ Braunschw. Magazin.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.

Soeben wird ausgegeben das zwölfte Tausend von

Julius Wolff: Der fahrende Schüler.

Eine Dichtung aus der Zeit der ersten Würzburger Universität.
Preis elegant gebunden 6 Mark.

Berlin SW., Dessauer Straße 18.

(19612) G. Grote'scher Verlag.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung,

Berlin SW. 12.

Zu Festgeschenken empfohlen:

Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Von O. Klein-Hattingen. Eleg. geb. 5,60 M.

Des Meisters Ende. Roman von Gust. Joh. Krauß. Eleg. geb. 5,60 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente z. Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von G. v. Gizycki.
I. Band: Grundprobleme. In Halbfranz geb. 10 M.
II. Band: Das Weib. In Halbfranz geb. 10 M.
III. Band: Gut und Böse. In Halbfranz geb. 10 M.

Der geniale Mensch. Von Dr. Hermann Türck. 4. Aufl. Eleg. geb. 5,60 M.

Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. Eleg. geb. 6 M.

Naturwissenschaftliche Volksbücher. Von A. Bernstein. 5. reich illustr. Auflage, neu bearb. von H. Potonié und R. Hennig. 4 Bde. eleg. geb. 16 M.

Littrows Wunder des Himmels. 8. Aufl. Mit 14 Taf. u. viel. Holzschnitten, eleg. geb. 16 M.

Träume. Von Olive Schreiner. Uebersetzt von Margarethe Jodl. Eleg. geb. 2,40 M.

Peter Halket im Mashonalande. Von Olive Schreiner. Uebersetzt von Helene Lobedan. Eleg. geb. 2,40 M.

Ernste Antworten auf Kinderfragen. Von Dr. R. Penzig. 2. verm. Auflage, eleg. gebunden 3,60 M.

Um die Erde in Wort und Bild. Von Paul Lindenberg. Mit 542 prachtvollen Illustrationen. 2 Bände. Jeder Band eleg. geb. 8 M.

Fritz Vogelsangs Kriegsabenteuer in China 1900. Von Paul Lindenberg. Mit einem Farbenbild, 4 Vollbildern und 147 Illustrationen. Eleg. geb. 4 M.

Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschau. Von Paul Lindenberg. Mit 4 Farbenbildern und 111 Illustrationen. Eleg. geb. 5 M. (19594)

Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.

Vorschule der Experimentalphysik.

Naturlehre in elementarer Darstellung, nebst Anleitung zum Experimentiren und zur Anfertigung der Apparate. Von Professor Dr. Ad. F. Weinhold. 4. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 440 Figuren und 2 farbigen Tafeln. Preis M. 10.—, gebunden M. 12.—

Unterhaltende Probleme und Spiele

in mathematischer Beleuchtung. Von Dr. W. Grosse. Mit zahlreichen Figuren und 1 Tafel. Preis M. 5.20, gebunden M. 6.—

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Geschichte des Deutschen Volkes.

Von

Theodor Lindner,

ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

Zwei Bände.

Preis geheftet 10 M. In einem Halbfranzband gebunden 12 M.

Das Werk ist eine soziale Entwickelungsgeschichte, welche alle Seiten des Volkslebens gleichmäßig berücksichtigt und die psychische Anlage des deutschen Volkes als den beständigen Grund seiner Geschichte nachweist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (19249)

Hiezu eine Prospekt-Beilage des Verlags Georg Wigand in Leipzig, die wir der besonderen Beachtung empfehlen. (19650)

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 11. Dezember. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Problem der Entzündung.

Von Dr. Ernst Gystrow.

Es gibt kaum etwas interessanteres als die historische Entstehung und Entfaltung, die Wandlungen und das endliche Schicksal wissenschaftlicher Probleme zu verfolgen. Man belauscht dabei, möchte ich sagen, den Menschengeist, wie er im Laufe von Jahrzehnten oder Jahrhunderten sich — wie Nietzsche es nannte — „zur Wahrheit durchlügt". Und bei dieser historischen Betrachtung rücken die scheinbar dürrsten und unwesentlichsten Fragen aus der Enge der Spezialuntersuchung ins plein air philosophischer Werthung, der sich freilich überhaupt die Forschung nicht mehr zu entziehen vermag, seitdem Darwin sie mit dem Entwicklungsgedanken impfte. So scheint der Vorgang der Entzündung, den Jeder schon in irgendwelcher Form am eigenen Leibe praktisch kennen gelernt hat, und der doch wirklich in allererster Linie praktische Bethätigungen nahezulegen geeignet ist, schlechthin vors Forum des Arztes, des Therapeuten zu gehören. Man sieht es diesem Krankheitsprozeß nicht an, daß er die Pathologie, die ihn aufs Korn nahm, im Verlaufe der letzten Jahrzehnte nicht bloß in zwei hitzig kämpfende Lager gespalten, sondern auch beide Parteien zu jener psychischen Temperatur erwärmt hat, bei der ein Naturforscher Johannes Müllers Forderung erfüllt und: „den Muth hat, zu phantasiren". Warin der unsterbliche Meister das ominöse Wart im Sinne philosophischer Vertiefung, Ausweitung und Durchleuchtung eines ursprünglich einzelwissenschaftlichen Prablems gebrauchte.

Im landläufigen Sinne phantasirt worden war freilich über die Entzündung auch schon einmal früher, in jener Zeit der magischen Medizin, wo man hinter den krankhaften Vargängen mit ebensolchem Eifer böse Dämanen, wie etwa heute pathagene Bazillen, suchte. Das einheitliche Bild der Entzündung stammte von Celsus, der es in den vier berühmten Kardinalsymptomen des rubor, tumor, calor, dolor, der Röthe, Schwellung, Hitze und Schmerzhaftigkeit erschöpfte. Lange Zeit heftete sich dann das Interesse im wesentlichen darauf, welches von diesen Symptomen das beständige, immer wiederkehrende, das essentielle sei, und der Preis wurde im Laufe der Zeit bald diesem, bald jenem zuerkannt. Die mystische Medizin hatte auch hier das Verdienst, die Frage nach den Ursachen der Entzündungssymptome aufzustellen, die nun nicht mehr von der Bildfläche verschwand, auch als die Antwarten der mystischen Pathalogen kein Vertrauen mehr fanden. Eine Hypathese, die heute noch unter den Laien großen Anklang finden dürfte, gab Boerhaave: ihm lag die Ursache der Entzündung in einer Blutstockung. Später traten sich die Theorien von Henle und Brücke gegenüber, die den Schwerpunkt des Prazesses in nervöse Beeinflussungen der Gefäßwände verlegten; aber auch diese Lösung konnte nicht befriedigen, und erst die Attraktianshypothese von Broussais wies auf die souveräne Bedeutung des Gewebes und seiner Verletzung hin, im Vergleich zu der die Gefäßveränderungen erst in zweiter Reihe Beachtung verdienten. Jene Gewebsläsion freilich ward achselzuckend auf die unbekannte Entzündungsursache geschoben, und damit schien die Broussais'sche Lehre erst recht im alten Dunkel angelangt. In Wahrheit bedeutete sie doch den Uebergang zur modernen Erforschung der Entzündung, die durch Rudolf Virchows Cellularpathologie, diese Erhebung der Medizin zur Naturwissenschaft, inaugurirt wurde.

Virchow bestritt zuerst einmal die Einheitlichkeit des Entzündungsbegriffes, die für den pathologischen Anatamen gar nicht erkennbar sei. Was der Arzt unter „Entzündung" zusammenfaßte, fiel unterm Mikroskop in Bilder auseinander, die wirklich nicht mehr als den Namen gemeinsam hatten. Gab es doch sogar Entzündungen, die sogenannten „parenchimatösen", im Nierengewebe besonders häufigen, denen alle vier Kardinalsymptome des Celsus fehlten! Sie trennte Virchow von den mehr typischen, vor allem durch den tumor, die Schwellung, in wechselndem Maße auch durch die drei anderen Symptome gekennzeichneten ab, die er von jenen „parenchymatösen" als die eigentlich „exsudativen entzündlichen Vorgänge" (das Einheitswort Entzündung strich Virchaw aus seinem Lexikan völlig) unterschied. Das Wesen dieser exsudativen Entzündungen erblickte er in einer — irgendwie erfalgenden — Reizung des Bindegewebes, durch welche im letzteren verstreute, stern- oder spindelförmige Zellen zu einer Umwandlung in runde Zellen, „Rundzellen", getrieben würden. Gleichzeitig sollten die in der entzündeten Partie verlaufenden Blutgefäße ein flüssiges, klares Exsudat in die Umgebung austreten lassen, das mit den Rundzellen zusammen dann als das „entzündliche" oder „zellige Exsudat" uns entgegentrete.

Die Rundzelle war ja nichts absolut Neues im Organismus. Rundzellen existirten unter normalen Verhältnissen in den Lymphdrüsen des Körpers als „Lymphzellen", und in großer Menge, zu 14,000 im Kubikmillimeter, im Blute als die „weißen Blutkörperchen" oder Leukocyten. Die Rundzellen stellten gewissermaßen eine mehr aktive, auf eigene Faust sich bethätigende Zellform dar, die an der allen anderen Zellen im Organismus zugewiesenen Arbeitstheilung nicht betheiligt war. Diese bildeten Zellverbände im Zellenstaat; jene Rundzellen waren mehr jede auf sich angewiesen, sie glichen jede einem selbständigen Organismus; sie besaßen nicht bloß die Form, sondern auch die

Lebensthätigkeiten der niedrigsten thierischen Gebilde, der Amöben, sie konnten wie diese Fortsätze aus ihrem Zellenleib strecken, sich damit festheften, Körnchen in sich aufnehmen. Und der entzündliche Reiz brachte es fertig, die auf ihren besonderen Posten gestellte, in die Arbeitstheilung eingegliederte Bindegewebszelle augenblicklich in das freiere, ursprünglichere Dasein einer Rundzelle zurückzuführen! Das war eigenthümlich genug und regte gerade im Lichte der Virchow'schen Auffassung des Organismus als eines Zellenstaates zu mancherlei Gedanken an. Um das Bild Virchows fortzuführen: der Feind — der entzündliche Reiz — wagte eine Invasion, und der Zellenstaat antwortete mit einer Mobilmachung der in der zunächst bedrohten Provinz zu friedlicher Arbeit ansässigen Zellelemente. Wissenschaftlich wurde diese Mobilmachung als *Proliferation der Bindegewebszellen* bezeichnet. In ihr schien nach Virchow das Wesen der Entzündung gegeben zu sein.

Aber bald rührten sich die ersten Zweifel. Ein anderer Pathologe, v. *Recklinghausen*, fand nämlich, daß jene vorhin erwähnten Rundzellen, wie sie normal im Lymph- und Blutstrom kreisen, hier und da mitten im Bindegewebe angetroffen würden, wo gewisse Eigenheiten in Größe und Form sie von proliferirten Bindegewebszellen unterscheiden ließen. Und dem folgte die in der Geschichte der Medizin eines der wichtigsten Ereignisse darstellende Entdeckung *Cohnheims*, daß im entzündeten Gewebe eine massenhafte Auswanderung von Rundzellen, Leukocyten, aus den Gefäßen durch Spalten der Wände hindurch in das entzündlich gereizte Gewebe stattfinde. Dieser eminent wichtige Befund wurde von seinem Entdecker und dessen Schülern zum radikalen Sturz der Virchow'schen Lehre benutzt. Cohnheim bestritt, daß eine Umwandlung von Bindegewebszellen in Rundzellen überhaupt vorkomme, und erklärte die Entzündung als einen Vorgang, dessen Wesen in der Auswanderung, der *Emigration von weißen Blutzellen*, ins gereizte Gewebe zu erblicken sei. Der Proliferationshypothese hatte sich die Emigrationshypothese der Entzündung gegenübergestellt. Der große Riß in der Pathologie war fertig.

Allerdings konnte nicht davon die Rede sein, die Cohnheim'sche Emigration schlechthin zu bestreiten. Allereinfachste Methoden der Vivisektion ermöglichten es, diesen Vorgang direkt zu beobachten. So wurde denn auch sein Bestehen ohne weiteres zugegeben; auch daß es ein entzündlicher Vorgang sei, ward nicht geleugnet, und nur Cohnheims Zumuthung, in der Emigration das *Wesen* der Entzündung zu erblicken, lehnte die Virchow'sche Partei ab. Genauer gesagt, suchte also Virchow die Proliferation als den eigentlichen Kern des entzündlichen Vorgangs, die Emigration als etwas sekundär Hinzutretendes, in seinen Konsequenzen nicht zu Unterschätzendes, aber doch nicht mit der Entzündung nothwendig Verbundenes darzustellen. Cohnheim dagegen leugnete den Zusammenhang der Proliferation mit der Entzündung radikal. Ihm stellte sich der entzündliche Vorgang als eine, wenn auch nicht nachweisbare Veränderung der Blutgefäßwandung dar, an die sich die Emigration der weißen Blutzellen anschließe. Zwar nicht in dieser extremen Form, die wohl nur der Heidelberger Augenkliniker *Leber* und der Pathologe *Marchand* adoptirten, sondern unter dem Zugeständniß der Proliferation, freilich als eines nebensächlichen Vorganges, gewann die Emigrationstheorie bald die Mehrzahl der medizinischen, überhaupt der biologischen Forscher für sich. Nicht wenig trug zu diesem vorläufigen Siege bei, daß sich die Cohnheim'sche Lehre als ein äußerst befruchtender Gedanke für die Forschung erwies. Die Frage nach der *Ursache* der Entzündung, der bisher mit der vagen Vorstellung von „entzündlichen Reizen" genügt worden war, trat jetzt in ein Stadium eindringlicher Untersuchungen, die zu den bedeutsamsten und auch zu den für den Laien interessantesten im ganzen Bereich der Biologie zählen.

Der Botaniker *Pfeffer*, den seine Studien über die Diosmose in die vorderste Reihe der Biologen stellten, hatte bei gewissen niedersten *pflanzlichen* Zellen die Eigenschaft gefunden, durch chemische Stoffe, z. B. Zucker, angezogen zu werden, wenn diese Stoffe selbst so verdünnt waren, daß die chemische Analyse sie längst nicht mehr nachzuweisen vermochte. Er nannte diese für uns ganz unvorstellbare Empfindlichkeit die *Chemotaxis* der Zellen. Sie galt ihm anfangs nur für die Schwärmzellen von Algen, bald aber wies er sie auch für Bakterien und schließlich für die *thierischen* Urorganismen, die Protozoen, nach. Besonders interessant war, daß manche Stoffe die Zellen nicht zu sich hinlockten, sondern von sich forttrieben, daß neben der positiven also eine negative Chemotaxis existirte. Es war *Leber*, der die grundlegende Methodik Pfeffers auf die weißen Blutzellen anwandte, auch für sie das Bestehen chemotaktischer Empfindlichkeit nachwies, und daraus die Cohnheim'sche Emigration herleitete. Die Entzündung sollte also hervorgerufen werden durch das Auftreten einer chemotaktisch wirksamen Substanz im Gewebe, welche die weißen Blutzellen aus den Gefäßen herauslockte. *Buchner*, daran anknüpfend, zeigte nun, daß eine ganze Anzahl solcher Substanzen, die aus der Zersetzung des die Gewebe aufbauenden Eiweißes hervorgehen, chemotaktisch wirksam sind, und die bakteriologische Forschung, die mittlerweile durch *Koch* so glänzend inaugurirt war, beschuldigte wiederum eingedrungene Spaltpilze, Bakterien, als die Anstifter derartiger Prozesse. Damit schien über die Ursachen der Emigration ein unerwartetes Licht verbreitet, und auch ihre Folgen waren mittlerweile in interessanter Weise geklärt worden. *Metschnikoff* hatte die bei den Protozoen bekannte Fähigkeit, fremde Stoffe in ihren Zellenleib aufzunehmen und zu verdauen, auch an den weißen Blutzellen festgestellt, die er darum mit dem Namen der Freßzellen oder Phagocyten belegte. Es war also anzunehmen, daß die weißen Blutzellen jene Zersetzungsstoffe, von denen sie aus den Gefäßen ins Gewebe gelockt wurden, in sich aufnahmen, und entweder an ihnen absterbend als Eiter aus dem Organismus ausgestoßen wurden, oder aber sie verdauend in die weiteren Gewebe sich zerstreuten, um schließlich, wie man fand, in Lymphdrüsen oder in der Milz anzulangen, und entweder hier sich anzusiedeln oder bei Gelegenheit wieder in den Blutkreislauf zurückzukehren. *So vernichtete die Entzündungsursache durch die Anlockung der weißen Blutzellen sich selbst.* Oder um in unserm einmal gebrauchten Bilde von der kriegerischen Invasion feindlicher Kräfte zu bleiben: Die Bindegewebszellen Virchows waren gewissermaßen eine Miliz, eine Volkswehr, die im Augenblicke des Angriffs erst zu Rundzellen sich uniformirte und mobilisirte, um nach zurückgeschlagenem Angriff wieder in den festen Alltagsberuf zurückzukehren. Die weißen Blutzellen Cohnheims, Lebers und Metschnikoffs dagegen stellten ein stehendes Heer dar, welches der Körper dauernd unterhielt, und das schlagfertig in die Gewebe ausmarschirte, sobald es dort etwas verdächtiges bemerkte. Sie waren eine auf den Kampf gedrillte Berufsarmee.

Die blendenden Erfolge, die sich an Cohnheims Lehre hefteten, vermochten aber die Anhänger Virchows nicht zu entmuthigen. Der Altmeister selbst betheiligte sich weniger an dem Streite, da seine politische Führerrolle ihn ganz in Anspruch nahm; seine Auffassung wurde von zwei Pathologen im höchsten Norden und im tiefsten Süden, Böttcher in Dorpat, und Stricker in Wien, aufgenommen. Der Trumpf, den man gegen die Emigrationsgläubigen ausspielte, war das Vorkommen von exsudativen Entzündungen in solchen Geweben, die überhaupt keine Blutgefäße besitzen. Wie sollte in ihnen von einer Emigration die Rede sein?

Das bekannteste gefäßlose Gewebe des Körpers ist die Hornhaut des Auges, in der ja Blutgefäße direkt störend wirken müßten, weil sie einen rothen Schleier vor dem Auge bedeuten würden. Dieses unscheinbare Organ wird von nun ab der Tummelplatz der pathologischen Debatten. Das Hornhautgewebe besteht aus langen Fasern von Bindegewebe, die Lücken zwischen sich lassen; in diesen untereinander durch enge Spalten verbundenen Lücken liegen sternförmige Zellen eingebettet, die sogenannten fixen Hornhautzellen; daneben sieht man vereinzelte Rundzellen. Stricker hatte letztere entdeckt, und v. Recklinghausen ihre Entstehung aus den fixen Zellen beobachtet; beides war vor Cohnheims Entdeckung der Emigration geschehen. Entzündet sich nun die Hornhaut, so trifft man eine enorme Anzahl von Rundzellen, die das ganze Lückensystem erfüllen. Woher kommen sie? Sie entstehen aus den fixen Sternzellen — sagte Böttcher; sie wandern vom Rande her, aus den Bindehautgefäßen, in die Hornhaut ein — entgegnete Cohnheim. Böttcher erzeugte eine Entzündung genau im Mittelpunkt der Hornhaut, und noch ehe sie die Randtheile mitergriffen hatte, wimmelte die Mitte von Rundzellen; Cohnheim erwiderte, dieselben könnten von der Außenfläche der Bindehaut, wo in den Lidfalten sich Rundzellen finden, in die Hornhautmitte hineingedrungen sein. Damit schienen auch die einwandsfreiesten Experimente im Sinne der Emigrationslehre erklärbar, als Böttcher eine neue, hochinteressante Erscheinung beschrieb. Er sah in der entzündeten Hornhaut feine Körnchen, die allmählich zu größeren Kernen zusammenflossen; weiterhin bildete sich eine Protoplasmaschichte rings herum — das Ganze stellte eine Rundzelle dar. Stricker führte die Untersuchung fort, und wurde zu der Behauptung geführt, daß nicht bloß aus den Zellkörnchen, sondern aus der scheinbar todten, gleichmäßig schleimigen Substanz, die mehr oder minder reichlich überall zwischen den Zellen sich einbettet, aus dieser Intercellularsubstanz bei der Entzündung Zellen hervorgehen könnten. Das war ein unerhört kühner Satz. Schien damit nicht das Virchow'sche Axiom, die Grundlage der modernen Biologie: „Omnis cellula e cellula" („Jede Zelle aus einer Zelle") über den Haufen geworfen? Und Cohnheim wußte auch hier sich zu helfen. Da man natürlich nicht den ganzen Vorgang, sondern nur die verschiedenen Etappen hatte beobachten können, so meinte er, es handle sich um Täuschungen. Jene Körnchen würden nur von Blutzellen aufgenommen, „gefressen", und irrthümlich habe man geglaubt, die sie aufnehmende Zelle habe sich erst um sie herum gebildet. Die Emigration schien wieder gerettet.

Wir sahen: die Proliferationslehre wurde zu recht unerwarteten biologischen Konsequenzen gedrängt. Diese Konsequenzen in abgerundeter Form, als Theorie, auszusprechen, ihnen über den Vorgang der Entzündung hinaus eine allgemeinere, umfassendere biologische Bedeutung zu verleihen, unternahm ein jüngerer Schüler Virchows, der Greifswalder Pathologe Paul Grawitz, ein Forscher, dem anerkanntermaßen die verschiedensten, auch die allerfriedlichsten Gebiete der Pathologie Anregung und Bereicherung verdanken.

Grawitz ging von einem anderen Gebiete aus, auf dem ebenfalls das große Fragezeichen: Emigration oder Proliferation? aufgerichtet stand: von den interessanten Vorgängen der Wundheilung, deren Erforschung in den 60er Jahren der geniale Leipziger Chirurg Thiersch inaugurirt hatte. Eine Wunde ist fast immer eine Verletzung von Bindegewebe, die Wundheilung, die Narbenbildung also gleichbedeutend mit Regeneration, mit Neubildung von Bindegewebe. Man sah nun, daß die jungen neugebildeten Bindegewebszellen aus Rundzellen entstehen, die sich massenhaft an den Wundrändern einfinden. Waren diese Rundzellen aus benachbarten älteren Bindegewebszellen durch Proliferation entstanden, oder stammten sie von eingewanderten weißen Blutzellen ab? Da jede Bindegewebswunde kleine Gefäße mitverletzt, so schien ja den Blutzellen hier ihre Thätigkeit besonders leicht gemacht zu sein; sie brauchten nicht durch die Wand zu „emigriren", sondern waren mit der Wundblutung schon an Ort und Stelle. Trotzdem bestritten auf diesem Felde so extreme Anhänger Cohnheims, wie Marchand, die Rolle der weißen Blutzellen ebenso entschieden, wie sie für die Entzündung sie verfochten hatten, wohl hauptsächlich darum, weil man nicht zugeben wollte, daß die Blutzelle dauernd ihre Funktion ändern, aus einem Schutz- zu einem Stützorgan, aus einer Wanderzelle zu einer festen Gewebszelle werden könne. So wählte man das kleinere Uebel, eine vorübergehende Proliferation, und nur Metschnikoff hielt unbedingt an der Entstehung der neugebildeten Narbenzellen aus Blutzellen fest.

Ganz merkwürdige Dinge aber beschrieb Grawitz. Die Rundzellen, meinte er, die Metschnikoff für weiße Blutzellen hält, sind zum Theil proliferirte Bindegewebszellen. Zum Theil aber stammen sie — aus der Zwischenzellsubstanz. In dieser gewöhnlich völlig formlosen Masse tauchen nach der Verletzung Brocken auf, die sich ebenso färben lassen, wie sonst nur das „Chromatin" der Zellkerne. Sie fließen ineinander, bilden Gruppen oder sind durch Bänder verbunden. Allmählich formt sich um sie ein Protoplasmaleib — die Rundzelle ist fertig, und sie entwickelt sich nun zur neuen Bindegewebszelle weiter. Die Intercellularsubstanz, folgerte Grawitz aus diesen Befunden, die er auch für die Entzündung verfolgte, ist also gar nicht die todte, formlose Masse, für die sie immer gehalten wurde, und das Gleiche gilt für das faserige Bindegewebe. Beide sind im Gegentheil veränderte Zellen, „schlummernde Zellen", die im Augenblick der Noth ihre Individualität wiedergewinnen. Bindegewebe und Zwischenzellstoff sind zellwandige Materialien. Der gesunde Organismus ist also in der That nur aus Zellen aufgebaut, und Material, das nicht mehr zellwandig ist, kann immer erst durch krankhafte Vorgänge entstehen, wie z. B. der bei Gerinnungen sich bildende Faserstoff, das Fibrin, das niemals Zellen zu bilden vermag. In dieser Schlummerzellentheorie hatte die Proliferationslehre ihre letzten Konsequenzen gezogen.

Sie rief dann auch auf der Gegenseite keinen geringeren Sturm hervor. Man beschuldigte Grawitz, er schmuggle die durch Pasteur beseitigte Urzeugung, die freie Kern- und Zellentstehung, wieder in die Pathologie ein. Nun hatte freilich Grawitz ein Untergehen der Zelle in formlose Substanz gar nicht behauptet; sondern nur eine solche Umwandlung, die die Zelle unserm Nachweis

entzog. Dieser Nachweis aber ist gebunden an unsre sehr unvollkommenen Methoden. Auch die Bazillen, die Ausläufer der Nervenzellen und anderes sah man erst, als die Färbemethoden dafür entdeckt wurden. Jedenfalls sind die Beobachtungen von Grawitz nicht widerlegt worden; und wenn ein berühmtes Lehrbuch der Pathologie fordert, Grawitz solle erst beweisen, daß die Gewebszellen nicht aus den bereits vorhandenen sich bildeten — so ist das eine von den fast unglaublichen logischen Verirrungen, an denen leider die pathologische Forschung nicht eben arm gewesen ist.

Das also ist der Stand der Frage in diesem Augenblick: hier Metschnikoff, für den die Emigration der weißen Blutzellen alles bedeutet, alles vermag; weiterhin Marchand und Andere, denen die Emigration das Wesentliche an der Entzündung bleibt; dann eine Anzahl von Eklektikern, die — wenngleich mit stärkerer Betonung der Emigration — doch auch die Proliferation bei der Entzündung gelten lassen; und endlich am entgegengesetzten Ende Grawitz, der die Emigration geradezu leugnet, und die Fähigkeit der Proliferation nicht bloß festen Zellen, sondern sogar den Bindegewebsfasern und der formlosen Zwischenzellsubstanz gegeben wissen will. Nicht das Geringste läßt auf eine für die nächste Zeit zu erwartende Annäherung der Gegner schließen — Grawitz hat erst in seiner Rektoratsrede „Ueber Leben und Tod" seiner Anschauung den denkbar schärfsten und exklusivsten Ausdruck gegeben, und unsre Aufgabe kann es nur noch sein, ganz kurz den tieferen biologischen, ja ich darf wohl sagen: naturphilosophischen Gegensatz zu skizziren, der aus dem großen und bedeutungsvollen Streit herausleuchtet.

Geschlossener, einheitlicher, mechanischer ist zweifellos die Emigrationslehre. Die Vorgänge, auf denen sie sich aufbaut, sind allgemein biologische: Chemotaxis, Phagocytose. Die weiße Blutzelle, die infolge der Chemotaxis und zum Zwecke der Phagocytose auswandert, theilt auch außer diesen zwei Eigenschaften so ziemlich alle anderen mit den selbständigen niederen Lebewesen. Sie hat die besondere Aufgabe, den Körper zu schützen. Andere Zellen dienen anderen Funktionen, jede einem spezifischen Zwecke, der unveränderlich bleibt. Diese Lehre ist also auch eine Konstanztheorie: die Zellen sind für eine, und nur für eine Aufgabe entwickelt. Keine Gruppe kann die andere vertreten. Das Virchow'sche „Jede Zelle aus einer Zelle" erfährt einen einschränkenden Zusatz: „.. aus einer gleichartigen Zelle" („Omnis cellula e cellula ejusdem generis"). Der Zellenstaat ist platonisch im extremsten Sinne: die Kasten sind streng gesondert. Der Wirkungskreis der Zelle ist Fideikommißgut: für alle Zeiten unveräußerlich. Freilich — die Wundheilung reißt ein Loch ins Ganze: Metschnikoffs Wanderzellen werden dabei zu Bindegewebe, und Marchands Bindegewebszellen proliferiren, wenn auch nur ganz vorübergehend, zu Rundzellen. Aber für die Entzündung stimmt alles vortrefflich. Hier ist die Emigrationslehre wirklich ein Beitrag zu jener Du Bois-Reymond'schen Physiologie, die sich den stolzen Namen „organische Physik" zulegte. Cohnheim meinte sogar, die weißen Zellen würden durch die Gefäßwand hindurchfiltrirt: ganz mechanisch. Das ist widerlegt, weil seine eigenen Schüler Emigration beobachteten, wo der Druck außerhalb des Gefäßes den inneren weit übertraf. Dafür hilft jetzt die Chemotaxis das Hindurchkriechen erklären. Sie ist ja nicht ganz so physikalisch wie die Filtration — aber doch noch physikalisch genug. Zwar paßt die Annahme einer Unveränderlichkeit der Zellfunktion schlecht zum Darwinismus; denn, wenn die Organe des Zellstaates sich durch Anpassung entwickelt haben, so müssen vor allem ihre Zellen anpassungsfähig sein; und wenn sie es einmal gewesen sind, so ist wenig Grund, es ihnen für die Folgezeit zu bestreiten. Aber die am meisten darwinistische Lösung einer biologischen Frage ist ganz und gar nicht auch die am meisten mechanische, und ich kenne kaum ein verfehlteres Wort, als jenes berühmt gewordene, das Darwin als den Newton des Grashalms proklamirte. Ueberdies bestehen zwischen der Entwicklungslehre und der Pathologie im ganzen noch wenig positive Anknüpfungen — der Streit zwischen Häckel und Virchow trägt einen Theil der Schuld, und die bakteriologische Schule Kochs hat die Entfremdung eher noch verschärft.

Der Proliferationslehre fehlt das bestechende „exakte" Aussehen der Emigrationstheorie völlig. Man kann sagen, sie wirft ein positives und ein negatives Räthsel auf. Ein positives: das Wesen der Proliferation, das in jeder Hinsicht dunkel ist. So dunkel, daß die Verwandlung einer Sternzelle in eine Rundzelle uns um kein Haar erklärlicher ist als das scheinbar ganz problematische Erwachen der Grawitz'schen Schlummerzellen. Und ein negatives: die weißen Blutzellen erscheinen schlechthin überflüssig. Wozu birgt jeder Kubikmillimeter 14,000 dieser Organismen in sich? Wenn man ihnen Emigration und Phagocytose bestreitet — wozu sind sie da? Vielleicht zu demselben erbaulichen Zwecke, wie der Wurmfortsatz des Blinddarms: um hin und wieder eine schwere Krankheit hervorzurufen? Ihre einzige nützliche Thätigkeit wäre noch ihr Absterben: denn das liefert das Ferment, welches zu der unter Umständen recht wichtigen Gewinnung des Blutes unentbehrlich ist. Die Zweckmäßigkeit des Organismus, die im Lichte der Emigrationslehre besonders glänzend sich ausnahm, scheint durch die Proliferationslehre aufs schwerste bedrängt zu werden, sofern sie als eine uhrwerkartig, mechanisch wirkende gedacht wird. Der Gedanke der Anpassung hingegen, also jene vorläufig noch unerklärte, spezifisch organische Zweckmäßigkeit, feiert in der Proliferationslehre seinen Triumph, und seinen höchsten in der Schlummerzelltheorie. Jedes gesunde Gewebe ist zellwerthig: keine Zelle geht unter, es sei denn, daß sie erkranke, sondern alle verwandeln sich nur je nach ihrem Posten, den sie auszufüllen haben. Aber selbst die scheinbar passivsten, denen wir keine Lebensregung mehr anmerken, sind fähig, im Augenblicke der Noth die aktivste Form, die der Rundzelle anzunehmen. Das ist wohl der schärfste Protest gegen jede Konstanzlehre, gegen den Konstanzgedanken, in all den Formen, unter denen er von Johannes Müllers Theorie der spezifischen Sinnesenergien bis zur Cohnheim'schen Entzündungslehre und zur Koch'schen Bakteriologie in der Biologie geherrscht hat.

Der Gegensatz führt noch eine Stufe tiefer: er berührt die Auffassung vom Zweck der Wissenschaft überhaupt. Chemotaxis — Emigration — Phagocytose: das klingt heran an organische Physik, an Zurückführung der Probleme einer beschreibenden Disciplin (Physiologie) auf die Gesetze einer erklärenden. Es ist das begeisterte Postulat Du Bois-Reymonds. Proliferation — Erwachen der Schlummerzellen: das ist Beschreibung von Beobachtungen, die nicht danach fragt, ob das Beschriebene sich erklären läßt, schon deßhalb nicht, weil Beschreibung das Letzte ist, was jede Wissenschaft, selbst die Mechanik, leisten kann, und

Erklärung nur die Art der Beschreibung in besonderen Disciplinen bedeutet. **Es ist die Skepsis Ludwigs, gestützt durch die Kirchhoffs.** In solchem Gegensatze aber liegt nichts Beklagenswerthes, sondern Erfreuliches. Er beweist, daß die Forschung sich bewußt ist, vor Problemen zu stehen, die ans Tiefste rühren, und nicht in kleiner Detailarbeit stagnirt. Und schließlich drängt jeder tiefe Gegensatz — das ist **Hegels** großes Vermächtniß — wenn er eine Weile gedauert hat, auf seine Lösung hin. Die aber dürfen wir getrost ihrer Zeit überlassen, so unmöglich uns sie auch heute dünken mag. Als der alte Celsus die vier Kardinalsymptome beschrieb, ahnte er nicht, daß er eines der größten Probleme aufrollte. Und von den Kardinalsymptomen bis zur Frage: Emigration oder Proliferation? das ist eine Wegstrecke, auf die Metschnikoff und Grawitz mit gleichem Stolze blicken dürfen. Denn die gesammte Pathologie hat an diesem Rekord von der naiven Empirie bis zur philosophischen Problemstellung ihren Antheil. Und in der Genugthuung darüber darf sie, unbeschadet der sonstigen Spaltung, sich einig fühlen.

Vom Weihnachtstisch.

V.

‡ Als „**Schillers Leben und Werke**" von **Emil Palleske** 1858 zuerst erschien, galt diese verdienstliche Arbeit als ein gelehrtes Werk, welches dessen Urheber in gleicher Intention immer erweiterte und ergänzte. Nach Palleske's frühem Ableben übernahm Hermann Fischer dieses treue Freundesamt, zog die unterdessen fast unübersehbar angewachsene Literatur zurathe, nahm daraus aber nur die wirklichen Resultate und vermied den ganzen wissenschaftlichen Prunk der Citate und Anmerkungen, die um so leichter entbehrlich wurden, als eigene, weitere Fachschriften und in erster Reihe Weltrichs[1]) maßgebendes, auf den ausgedehntesten Quellen aufgebautes Werk neue Wege für das Studium des Dichters anbahnte. Palleske's Leistung aber wurde zum Volksbuch und gewann vorläufig immer nach ein neues Publikum, wie die jetzt erschienene 15. Auflage (Stuttgart, Karl Krabbe 1900. I, 368, II, 432 S. kl. 8°) beweist.

Auch die leicht lesbare, flüssige Schilderung von „**Schillers Frauengestalten**" durch **Julius Burggraf** hat sich seit 1896 in zweiter Auflage (ebendas. 1900, kl. 8°, 488 S.) schnell eingebürgert. Das Buch umfaßt, in die Biographie des Dichters eingewoben, alle die geistigen Faktoren aus der Frauenwelt, welche zeitweilig in den Entwicklungsgang seines Lebens und seiner Dichtung eingegriffen haben. Es sind die Originalstudien, welche auf ihn wirkten, die Charakterköpfe, welche der Reihe noch zu seinen Portraitfiguren Modell saßen: die Mutter und der Kreis der Schwestern, die Wandelsterne der Jugendpoesie und der späteren Herzenswirren à la Margarethe Schwan, Sophie La Roche, Henriette v. Arnim und Charlotte v. Kalb, die Rollenträgerinnen der Uebergangswerke (Kabale und Liebe nebst Don Carlos), das reiche Glück durch Lotte v. Lengefeld und die Vorbilder für die Heroinen seiner klassischen Periode. Julius Burggraf glaubt nicht nur, daß eine ganze Reihe derselben, insbesondere die Jungfrau von Orleans, poetische Reproduktionen von eigenen Lebenseindrücken seien, sondern er macht es auch seinen Lesern mehr als plausibel, daß zwischen den Frauen, die Schiller kannte und liebte, und seinen poetischen Gestaltungen ein fühlbarer Zusammenhang bestand. Das betont Hr. Burggraf um so bestimmter, als es nicht an Biographen fehlte, welche alle Frauen Schillers für imaginäre Gebilde erklärten und behaupteten, daß der Dichter niemals in die Tiefen des weiblichen Wesens eingedrungen sei. Unser Apologet führt seinen Beweis überzeugend, ohne deßhalb in weitere nutzlose Polemik zu verfallen.

Dagegen braucht es bei „**Goethe's Frauengestalten**", wie **Louis Lewes** (ebendas. 1900. 2. Auflage. XII, 471 S. kl. 8°) diese längst bekannte Thatsache abermals betont, keiner weiteren Interpretation, denn sie sind der Hauptsache nach alle aus dem Leben genommen. Der Hr. Verfasser hätte ebensowohl „Wahrheit und Dichtung" über seinen Titel schreiben können, da die Wahrheit von Goethe's Dichtung, wie Goedeke sagt, „oft wahrhafter ist als die Wahrheit selbst". Goethe's Frauen sind alle bekannte Portraitbilder, während Schiller lange Zeit die Charaktere nur aus seiner Phantasie komponirte. Schiller war sich dieses Verfahrens völlig bewußt, da in dem Vorwort zur Thalia die gleichfalls wieder übertriebene Klage ertönt, er habe sich „vorher angemaßt, Menschen zu schildern, ehe ihm nur einer begegnete". — Sehr erfreulich und zweckdienlich ist in diesen gewonnenen Werken die Beigabe zuverlässiger Register.

Derselbe Verlag bringt eine angenehme Miniaturausgabe von **Goethe's** „Faust" (erster und zweiter Theil, 508 S. kl. 12°) in zweiter und **Heine's** „Buch der Lieder" (ebendas., 332 S.) in vierter Auflage; „**Zwei Novellen**" (Fräulein Johanne und Auf der Alm) von **Paul Heyse** mit Vignetten von Fritz Reiß (148 S. 8°); „**Die Dorfkokette**" von **Fr. Spielhagen** (illustrirt von H. Hübner. 135 S.); drei Erzählungen von **Richard Voß**, „Südliches Blut" (Kapitän Massa; das Gebet der heiligen Agnes, Malocchio) mit Bildern von Karl Zopf, und **Ernst v. Wolzogens** Humoresken aus dem Faschingsleben im Deutschen Theater zu München („Ein königliches Weib" und andere ähnliche leichte Geschichten) mit Zeichnungen von F. v. Reznicek. — Als weitere Fortsetzungen von **Karl Bleibtreu's** beliebten Schlachtenschilderungen (wie „Dies irae", d. h. Sedan, Paris 1870/71, Gravelotte) sind zwei weitere Bändchen ausgegeben, gleichfalls mit den bekannten charakteristischen Illustrationen von Christian Speyer: „**Wörth**" in zweiter Auflage (ebendas., 96 S. 8°) und „**Orleans**" (ebendas., 100 S.). Bleibtreu feiert mit gewohnter Unparteilichkeit und Forschertreue die Thaten der Deutschen, insbesondere der Bayern an der Loire, ebenso nicht minder den hingebenden Muth der Mitizheere. Speyer löst in seinen kleinen Vignetten trefflich seine Aufgabe: Prinz Leopold von Bayern mit seiner Batterie bei Villipion und andere anziehende Bilder zieren das Büchlein.

Auf literar-historischem Gebiete erfreuen uns **Otto Berdrows** „**Frauenbilder**", welche (zuerst 1895) nun in zweiter veränderter und vermehrter Auflage (Stuttgart 1900, Greiner u. Pfeiffer. VIII, 421 S. 8°) vorliegen. Die Aenderung besteht darin, daß die biographischen Essays über die unglücklichen Günderode und Ulrike v. Levetzow ausgeschlossen wurden und dafür Ernestine Voß, die treue Gattin des Dichters und Homer-Uebersetzers Joh. H. Voß — die Tochter des als „Pfarrherr von Grünau" gefeierten Diakonus Joh. Friedrich Boie, das Vorbild der „Luise" in Voßens gleichnamiger Idylle, die ebenfalls in dessen „Siebzigsten Geburtstag" auftritt — eingeschaltet wurde; dazu das warme Lebensbild der Lotte Schiller, ferner Susanna v. Klettenberg, welcher Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein so pietätvolles Denkmal setzte und die Romanschriftstellerin Henriette v. Paalzow. Sie bilden nun mit den früheren Portraitbildern von Eva Lessing, Bettina v. Arnim, Minchen Herzlieb, Charlotte Diede (die Freundin Wilhelm v. Humboldts), Emma Uhland, Grillparzers Kathi Fröhlich, Charlotte Stieglitz, Therese v. Niembsch, Sophie Löwenthal und Marie Behrends die anziehende und fesselnde Reihe dieses Buches, welches hoffentlich bald durch einigen neuen Zuwachs und durch die Wiederaufnahme der leider unschuldigerweise ausgestoßenen Damen vermehrt, in dritter, dann aber zweibändiger Ausgabe erscheinen dürfte. Berdrow verleiht seinen Portraitbildern einen immer neuen, wechselnden Reiz, er faßt die Gestalten von innen heraus und verfügt über einen äußerst ruhigen, klaren und objektiven Vortrag, der das Ganze zu einem anmuthenden Kunstwerk stempelt.

Dieselben Vorzüge theilt auch **Moritz Neckers** Buch über **Marie v. Ebner-Eschenbach** (Leipzig und Berlin 1900, bei G. H. Meyer. XXXI, 268 S. 8°). Die Lektüre desselben gewährt steigenden Genuß: Es hat als echte Jubiläumsgabe die ganze Vielseitigkeit dieser Dichterin erfaßt. Auch der mit ihren zahlreichen Schriften wohlbekannte Leser

[1]) Vgl. Max Koch in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts. Neue Folge. XVI. Bd., 2. Heft, S. 225 ff.

sehnt sich, selbe wieder zur Hand zu nehmen. Immer neue Schönheiten in der Oekonomie, im Aufbau und der immer überraschenden und durchweg befriedigenden Lösung ihrer Probleme treten gewinnend hervor. Neder weckt dieses Gefühl und die lehrreiche Einsicht durch wahlberechnete und geschickte Analyse und kritisch-ästhetische Beleuchtung des inneren Entwicklungsganges unserer mit Recht so vielgefeierten Schriftstellerin, die zu allen neuen Fragen und Zeitströmungen bestimmte Stellung genommen hat und inmitten aller Parteien steht, ohne sich einer derselben ganz zuzuneigen.[2] Ihr feinsinniges Märchen „Hirzepinzchen“ mit „Buchschmuck“ von Robert Weise ist soeben (Stuttgart, Union, 24 S. 4°) in vierter Auflage erschienen.

In einem heiteren Weihnachtsmärchen von Cäcilie Wenzel berichtet das rede- und schreibselige Männchen „Ratipuhli“ von dem Zuckerbäcker Huckebuckes, welcher weit draußen im Walde mit seinen lustigen kleinen Gehülfen die Honigkuchen-Männer fabrizirt und damit alle Herzen der jungen Welt stürmisch erobert. Die dazu gehörigen Zeichnungen lieferte Müller-Schöneseld (Berlin bei Fischer und Franke, 62 S. kl. 4°). — Die Dedikation trägt den Namen des Historienmalers Karl Emil Doepler, welcher soeben die Erlebnisse seiner langen Künstlerlaufbahn in Schrift brachte.

Der früher schon besprochene „Jungbrunnen“ (ebendaselbst, vgl. Beil. 276 Allgem. Ztg. vom 2. Dez. 1899) bezweckt, ältere deutsche Volksbücher, Historien, Sprüche und Schnurren durch Ueberarbeitung wieder mundgerecht zu machen. Die neuesten Hefte bieten Minnesingerlieder von Otto Markgraf von Brandenburg, Herzog Johann von Brabant, Graf Rudolf von Neuenburg, Gotfried von Nifen, Burkhart von Hohenfels, Hiltbold von Schwangau, Frauenlob, Walter von Metz u. A. in Nachdichtungen von Emilie Escherich. Ein anderes Heft ergötzt durch allerlei Schwänke des Hans Sachs, z. B. von dem dummen Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, wie kein Landsknecht mehr in die Hölle fahren kann, vom Schneider im Himmel, von dem Bauern mit dem bodenlosen Sack und dergl. Auch die Historie vom Doktor Faust ist nach einem alten „Fliegenden Blatt“ reproduzirt und die Märchen von der Gänsemagd und dem Eisenhans nach den Grimms — alles mit „ungeschlachten“ Bildern von Hugo L. Braune, George Barlösius, Bernhard Wenig u. A. Kinderkost ist das freilich nicht.

Die „Lebensbilder christlicher Frauen“ von Helene Stöckl (Leipzig 1901 bei Hirth u. Sohn. 298 S. kl. 8°.) enthalten die Biographien schöner Seelen, welche sich um das Wohl ihrer Mitmenschen verdient gemacht haben. Solche gibt es glücklicherweise überall, sie bleiben aber der Mehrzahl nach in unscheinbarer Verborgenheit trotz ihrer umfassendsten Wirksamkeit. Es ist gewiß sehr verdienstlich, solche „Pioniere der Humanität“ in ihrer Thätigkeit gebührlich hervorzuheben. Unter den hier genannten Frauen erinnern wir an die Hamburgerinnen Amalie Sieveking und Karoline Fliedner, an die englischen Damen Elisabeth Fry und die liebenswürdige Florence Nightingale, welche im Krimkrieg als echte Samariterin wahre Wunder der Aufopferung übte;[3] auch Ottilie Wildermuth ist hier eingefügt, obwohl ihre erziehliche Thätigkeit in ihrer Schriftstellerei beruhte. Rühmenswerthes leistet Martha Postler, welche sich in China der ganz verwahrlosten blinden Kinder annahm; ob ihr Liebeswerk in den jüngsten Stürmen standhielt und sie selbst verschont geblieben, ist vorerst noch unbekannt.

Am 19. Juli 1898 waren es 200 Jahre, daß Johann Jakob Bodmer im Pfarrhause zu Greifensee bei Zürich zur Welt kam. Erst zum Prediger, dann zum Kaufmann bestimmt, trieb er literarische Studien, arbeitete in der Züricher Kanzlei, wurde schon 1725 Professor der Geschichte und zugleich Theilhaber einer Buchdruckerei, Mitglied des hohen Rathes 1737, legte 1775 seine Stelle nieder und starb am 2. Januar 1783. Zu seiner Zeit, gleich dem Leipziger Gottsched, mit Lob, Ruhm und Bewunderung überschüttet, sank er nach seinem Ableben weit unter den wirklichen Werth, um dann erst von der Nachwelt, freilich „cum grano salis“, die zuständige Würdigung zu erhalten. Mit Hagenbuch, Breitinger und anderen schweizerischen Gesinnungsgenossen bekämpfte er den Allongeperrücken-Schwulst und drang im Gegensatz auf eine jede Poesie unmöglich machende Natürlichkeit, dabei berief er sich doch wieder auf die Dichterwerke Englands, auf griechische und römische Klassiker, ja er griff sogar über Opitz zurück bis auf die Minnesinger aus dem „schwäbischen Zeitpunkte“, auf Boners Fabeln, die Nibelungen und Wolframs Parcival! Er that dieses so gut er konnte und wir sagen ihm darob innigen Dank, ohne uns jedoch für seine eigenen Dichtungen erwärmen zu können. Auch darf nicht vergessen werden, wie er die jungen Klopstock und Wieland materiell zu fördern suchte, freilich ohne besondere Resultate zu erzielen. Mit großer Pietät feierte Zürich sein Gedächtniß durch eine in seinen früheren Wohnräumen veranstaltete Ausstellung, wobei seine eigenen Erzeugnisse und Bildnisse und ein seiner Freunde und Zeitgenossen (darunter auch ein bisher verschollenes Portrait von Goethe) in lehrreichster und erfreulichster Weise wieder zutage traten. Infolge davon erschien eine eigene Denkschrift über „Johann Jakob Bodmer“ (Zürich 1900 bei Alb. Müller. XII, 418 S. 4°) in wirklich festlicher Ausstattung mit Bildnissen, Ansichten, Facsimiles u. dgl. und mit Abhandlungen von Fachgelehrten über Bodmers Leben, seinen Einfluß auf die gleich strebende Jugend, über seine historischen Schauspiele und Dichtungen, über seine Antheilnahme an der Literatur des gesammten Auslandes, nebst einer musterhaften Bibliographie seiner zahlreichen Werke.

Mit einer eingehenden Biographie und dem Bildniß des Dichters ausgerüstet erschien die von Cäsar Flaischlen besorgte Gesammtausgabe von Hauffs Werken (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. XXXIX und 824 S. 8°) in einem Bande, dessen unbegreiflich billiger Preis dem Lieblingsdichter der Jugend den weitesten Eingang in allen Schichten der gebildeten Welt, nächst den Schätzen unserer großen Klassiker öffnet.

Von der schon früher gerühmten, durch H. Albrecht mit einer Biographie eingeleiteten und durch K. Kögler illustrirten Prachtausgabe von J. P. Hebels „Alemanischen Gedichten“ ist nun auch eine Volksedition (Karlsruhe bei E. Lang. XLV und 206 S. gr. 8°) in vornehmem Original-Glanzleinenbande erschienen.

Aus dem Gebiete der Dialektdichtung bringt Wilhelm Dusch, welcher schon 1897 mit einer Sammlung „Aus dem Isarwinkel“ am altbajuwarischen Olymp antichambrirte, einen neuen Buschen „Bergaeigetrn“ (Stuttgart 1901 bei A. Bonz u. Comp. 145 S. kl. 12°) mit der Widmung an Se. kgl. Hoh. den Prinzen Rupprecht von Bayern. Er handhabt sein Idiom so meisterlich wie ihrerzeit Kobell und Stieler, er kennt Land und Leute genau. Man staunt, wie konservativ das Volk in allem sich immerdar gehalten hat; so macht die „Kirta“ (Kirchweih) immer noch einen ähnlichen Eindruck, wie selbe der wackere poetische Landrichter Hans der Heselloher zu Pähl[4]) vor sechsthalbhundert Jahren abschilderte. Und solche photographisch-treue Aufnahmen des Volkes, seiner Leidenschaften und Freuden sind alle diese in Farbe und Stimmung echten Genrebilder unsres Dichters; Scherz, Humor, Leid und Klage, lodernder Zorn und neckische Schlauheit bilden mit tiefer Gemüthlichkeit den allgemeinen Grundton. Und wie dramatisch und kurz weiß Wilhelm Dusch zu erzählen, z. B. in „Sunnawend,“ wo ein eifersüchtiger Liebhaber seinen Schatz mitten im Sprung durch das Feuer erschießt und sich mit ihr in den Flammen begräbt. Das ist in nur 40 Zeilen berichtet, aber wie packend. Ein halbweg praktischer Feuilletonist würde den Stoff in einem zweibändigen Roman breitschlagen, ohne dadurch die Wirkung steigern zu können. Auch die landschaftlichen Skizzen sind immer kurz, mit wenigen Strichen, voll überzeugender Wahrheit. Hier nur eine Probe seines kernigen Witzes: Der Blasi bittet den Hrn. Lehrer um eine Definition, was unter einem „Streber“ zu verstehen sei.

Der Lehrer setzt's eahm ausanander,
Dem Blasi, was er da hat g'fragt,
Der hat ihn richtig gleich verstanden,
Und hat darauf zum Lehrer g'sagt:

---

[2]) Vgl. die Besprechung von Sigmund Schott in Beilage 267 der Allg. Ztg. vom 21. November 1900.

[3]) Ihr Portrait und ihre Biographie in „Vom Fels zum Meer“ 1889/90, 2. Heft, S. 571 ff.

[4]) Vgl. August Hartmanns Hans Heselohers Lieder. Erlangen 1890 (vergl. Beil. 121 der Allg. Ztg. vom 2. Mai 1891).

„I' moanat, daß non sa am Streber,
A Radfahrer Beispiel sei' kunt',
Nach ob'n hin macht er an Buckel,
Und mit die Füaß tritt er nach unt'!"

Der neueste, fünfte, Band von Gustav Braunmüllers österreichischen Dialektdichtungen „Nehmt's mi mit!" (Wien 1901 bei Karl Gerolds Sohn. 122 S. 12⁰) überschüttet die Leser mit dem gewohnten urfrischen „Hamur". Es sind vorwiegend kleine, in scherzhafte Form gekleidete, anekdotenhafte Scherze, an welchen der gemüthliche Wiener nie Mangel leidet, und welche, zum Schlusse immer treffend pointirt, doppelt zündend wirken. Alle Stände kommen dabei zum Handkuß, das halbgebildete Fräulein wie der Bauer, der Arzt oder eigentlich seine Patienten, überhaupt der landläufige Mittelschlag. Bisweilen unterläuft auch, z. B. mit den „Dampfspritzen", ein neu aufgewärmter alter „Meidinger". Den Schluß macht eine kleine satirische „Fin de siècle-Bauernnovelle", ganz in der Manier von Claurens „Mimeli", aber zeitgemäß adaptirt: der Bauer hat z. B. Walter-Crane'sche Leder-Tapeten, zwei Bilder van Uhde und einen Benno-Becher an den Wänden, denn er hot sich mal in den Kopf gesetzt: „Alles, nur keinen alten Maler und keinen Oelfarbendruck!" dazu Majolika-Krüge und Delphter Vasen. Seine Tochter trägt ein mit Brüsseler Spitzen reich garnirtes Hemd und hat sich durch ihrer Hände Arbeit per Telephon und „ehrliches Börsenspiel" 150,000 Gulden erworben. Das einfache Mittagmahl für sie, den Papa und den technischen „Ingenieurgroßknecht" (der jährlich 12,000 Gulden verdient) besteht aus Tapioca, vier Dutzend Austern, Rostbeef, Fasan und einer Tarte.

Frida Schanz hat außer ihrem mit bekannter Sorgfalt ausgestatteten Album „Kinderlust" (VI. Jahrgang, Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing) eine Sammlung von Sprüchen und Sinngedichten als „Herdfunken" (1901 ebendas. 104 S. 8⁰) herausgegeben — echte Perlenschnüre von guten und schöngefaßten Gedanken, z. B.:

Keine großen Worte brauchen's zu sein;
Es genügt die gewöhnlichste Sorte.
Man legt nur etwas Bestimmtes hinein —
Dann werden aus Worten, gering und klein,
Theuere, köstliche Worte.

Es sind reif durchdachte Resultate und Erfahrungen:

Daß sich Jemand nach dir sehnt,
Daß ein tiefes Andichdenken
Jemand's Seele mächtig dehnt,
Höheres kann man dir nicht schenken!

Doch warum ein Herausreißen für einen Augenblick, aus allen Stimmungen der Seele. „Est modus in rebus!" Dragéen dieser Art kann man nicht pfundweise machen und noch weniger löffelweise genießen.

„Die Sprüche des guten Meisters" von Bruno Eelbo (Leipzig 1900. C. F. Amelangs Verlag XI, 156, kl. 12⁰) gießen einen ganzen Sparhafen von goldenen Denkmünzen und Rechenpfennigen des Geistes aus. Der gute Meister hat über alle Fragen philosophirt und geklügelt, die Ergebnisse seiner Spekulation in Gnomenform gegossen und gehämmert und nach beiläufigen Schematen wie „Leben, Liebe, Umgang, Kunst und Wissenschaft, Staat", gegliedert.

Auch hier eine Definition des Streberthums:

Blutlos, herzlos, im Gewissen weich,
Eng im Wissen, doch verflucht gescheit,
Tugendhaft aus leerer Nüchternheit —
Was ist das? — Ein Streber unsrer Zeit.

Ein kluges Wort für den schaffenden Geist:

Mit heißer Gluth sollst du dein Werk ergreifen,
Mit kühler Seelenruh sollst du es schleifen,
Mit zähem Fleiße laß es langsam reifen.

Man kann das Büchlein zur Hand nehmen wann und wo man will — es springt überall etwas brauchbares und wahres heraus; oft in der fröhlichsten Laune:

Uns allen, ob wir arm, ob reich,
Das Schicksal knetet uns den Teig,
Zum Kuchen unsres Lebens.
Nicht jedem ist er nach seinem Sinn —
Der eine findet Rosinen darin,
Der andre sucht sie vergebens.
Das Schicksal schafft uns den Teig allein,
Das Formen, Backen und Zuckerbestreu'n
Muß jeder selbst versuchen.
Da geht oft zu Grunde der fetteste Teig,
Der magerste aber wird locker und weich
Und gibt den verdaulichsten Kuchen.

„Das lustige Buch" von Edwin Bormann (Leipzig. 1900. Selbstverlag. 160 S. kl. 4⁰) ist eine Sammlung der kleinen poetischen Humoresken des bekannten Virtuosen in der Leipziger Mundart, die neben den hochdeutschen Dichtungen hier auch reichlich vertreten ist. Wir erkennen und verehren in dem Dichter einen der nächstbetheiligten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter". Er hat die heiteren Erzeugnisse seiner jovialen, bisweilen auch sarkastischen Laune rubrizirt unter „Fröhliches, Gemüthliches, Stacheliges, Niedliches, Ulkiges, Hibsches und Lustiges"; die Kreise schneiden sich freilich vielfach, was jedoch nur dem allgemeinen Besten frommt. Unter den Dichtern bekommt Fuhrmann grobe Hiebe; auch die modernen Maler kriegen etwas ab:

Drei Eisenbahnschienen im Vordergrund,
Und ringsum Nebel und Ruh:
Man schaut sie an mit Wehmuth und —
Denkt sich die vierte hinzu.

Unser Poet hat auch das richtige Zeug, um Martial nachzuempfinden, wovon er niedliche Proben bietet. Sehr wahr ist die Distinktion zwischen „Reden und Schweigen":

So mancher ist dem Sprichwort hold:
„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold".
Ich aber sag' euch frisch, froh, frech:
Reden ist oft nur Silber-Blech,
Und Schweigen, dem das Sprichwort hold,
Ist meist der Dummheit Katzengold.

Sein Vorschlag, die Dichter wie Heine und Uhland, die man aus Zeitmangel nimmer lesen kann, in komprimirter Façon oder im knappesten Extrakt zu geben, ist sprichwörtlich geworden und hat durch Hrn. v. Miris weitere, literarisch-historische Nutzanwendung gefunden. Ganz zutreffend ist seine Theorie über Humor und Satire:

Humor und die Satire
Sind ein Geschwisterpaar,
So sagt die Welt, doch ist es
Deßhalb auch wirklich wahr?
Verstand wohnt beiden inne,
Das weiß man allerwärts;
Doch eins hat nichts als diesen,
Das andere auch ein Herz.
Die Zähne zeigen beide
Und ziehen den Mund zum Ohr;
Doch beißen will Satire,
Und fröhlich lacht Humor.

Edwin Bormann ist überhaupt ein ganz netter Herr, mit dem man sich gut vertragen kann, und der uns schon viele heitere Stunden bereitete. Desto „ungemüthlicher" wird er, wenn er sich auf Bacon-Shakespeare kaprizirt, auch ist es unbegreiflich, wie er so geschmackwidrig alle Seiten seines Buches mit denselben Randleisten in Rothdruck ver — zieren lassen mochte.

Mit großer Kraft der Sprache und doch voll melodischen Wohllaut sind Wilhelm Müller-Amorbachs Schwänke „Aus der Schelmenecke" (Frankfurt a. M. bei Gebrüder Knauer. 172 S. 8⁰), mit dem hellen Behagen eines „Fahrenden Scholaren" gedichtet. Man freut sich der Schnurren von dem „Zu den zwei Kameelen" benamsten Kaufhaus in Paris und wie man durch den Hörsteiner Rieslingwuchs fehlerloses Latein lernen kann, über den Schwaben von Illertissen, über die Tübinger Studiosen, die ein Bäuerlein ob dessen Esel utzen wollten und selbst abgeführt wurden. Dann kommt eine Mär von Herzog Tassilo, die Hunde vom alten Förster Veit von Geiersnest, der mit Rauchtabak und gebrannten Wässern, mit Wachholder, Enzian und Kranewitt sich immer half:

Damit hab' ich zu allen Tagen
Mir warm gehalten Nase und Magen.

Dann hören wir von dem Würzburger Goldschmied und dessen heute noch im Sprichwort umgehenden streitbaren

Gattin, von den Hexelein der Walpurgisnacht, von dem Bildhauer Dill Riemenschneider, wie die Geschichte von dem braven Geetele von Strümpfelbuch entstand — auch von Moritz v. Schwind und Franz Schubert ist ein heiterer Zug in Vers gebracht. Ein Ehrenkränzel aber verdient der Dichter für „Die Fuldaer Musikanten“, womit dem „Trompeter von Säkkingen“ seine ganze Mache abgeguckt ist.

Auf solches reimt sich nur eine prosaische Kost: da empfehlen sich am besten „Wippchens sämmtliche Berichte“ (Berlin 1900 bei Hermann Paetel. 165 S. 12⁰), deren vierzehnter Band gerade in zweiter Auflage ausgegeben wird. Er enthält Splitter über das zwanzigste Jahrhundert, Korrespondenzen über den chinesischen Staatsstreich, Berichte aus dem englisch-transvaalischen Krieg, einen Wüstenritt „quer durch das Nackte“, Kaiser-Reise: Erinnerungen und poetische Nachklänge an andere Zeitereignisse in Krieg und Frieden! Mit einem Worte: lauter echte Wippchen.

Und nun allen Ernstes gar ein „Buch der Sehnsucht“, eine Sammlung von weichgestimmten Klängen, gesammelt aus den Beiträgen von 25 deutschen Frauen, mit biographischen Einleitungen durch Paul Remer (Berlin 1900, bei Schuster u. Loeffler, 395 S. 12⁰). Also: Annette v. Droste, Luise v. Ploennies, Sofie Dettleffs, Betty Paoli, Marie v. Ebner-Eschenbach, Angelika v. Hörmann, Carmen Sylva, Ada Christen, Alberta v. Puttkamer, Ilse Frapan, Isolde Kurz, Hermine v. Preuschen, Frida Schanz, Marie Janitschek, Anna Croissant-Rust, Klara Müller, Marie Stona, Gertrud Triepel, Ricarda Huch, M. Eugenie delle Grazie, A. Ritter, Thekla Lingen, Margarethe Bruns, M. Beutler und Marie Madeleine.

Daran reihen wir noch die jüngste von allen ihren poetischen Mitschwestern Beate Jodasohn, welche mit ihrer lustigen Pensionsgeschichte „Ruth von Felseck“ (Breslau 1901 bei Schottlaender. 276 S. gr. 8.) das glatte Parket der Literatur betritt, worauf sie bald sicheren Fuß fassen wird. Sie zeigt wie ein Backfisch in einem gerade nicht allzu ängstlich überwachten Institut mit seinen Gespielen allerlei Schabernack anstellt und wie die Holden schließlich doch ganz nett unter die Haube und an den rechten Mann kommen. Sie schreibt außerordentlich frisch und mit unleugbarer Begabung und mit sichtlicher Freude. Wenn Manches vielleicht etwas zu breit gerathen, so lernt sie das in der Folge von selbst bessern und mit der Zeit vertiefen. Die Illustrationen von Veronika Kretschmann zeigen bei scharfer Beobachtung noch eine etwas dilettantische spitze Ausführung. Beiden ein wohlgemeintes Glückauf!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Technischen Hochschule Graf Du Moulin-Eckart wurde zum ordentlichen Professor für Geschichte an der allgemeinen Abtheilung der genannten Hochschule, ohne Aenderung seines Lehrauftrags, befördert.

—g. **Karlsruhe.** Die Frequenz der hiesigen Technischen Hochschule weist eine beträchtliche Steigerung auf. Gegenüber 483 im Wintersemester 1899/1900 wurden zu Beginn des laufenden Semesters 513 neu aufgenommen. Im ganzen sind 1365 Studirende und 83 Hospitanten eingeschrieben, gegenüber 1152 Studirenden und 114 Hospitanten im vorigen Winter. Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Fachabtheilungen wie folgt: Mathematik und allgemein bildende Fächer 10, Architektur 253, Ingenieurwesen 226, Maschinenwesen 447, Elektrotechnik 329, Chemie 171, Forstwesen 12. Der Heimath nach sind 431 aus Baden, 710 aus anderen deutschen Staaten, 296 aus den übrigen europäischen Ländern, 8 aus Amerika, 2 aus Afrika, 1 aus Australien. Außerdem nehmen 92 Personen reiferen Alters an einzelnen Vorlesungen theil, so daß die Gesammtfrequenz 1540 beträgt gegen 1364 im vorigen Wintersemester.

* **Münster.** Der Professor der Physik an der hiesigen Akademie Dr. Ketteler ist im Alter von 65 Jahren gestorben.

oem. **Breslau.** Die hiesige Universität hat im laufenden Semester einen Personalbestand von 1638 immatrikulirten Studirenden aufzuweisen, von denen 65 evangelische Theologie, 269 katholische Theologie, 552 Rechte, 217 Medizin und 535 Philosophie studiren.

* **Altona.** Wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, hat Professor Dr. Piper hierselbst einen interessanten Alterthumsfund gemacht. Auf Pergamentstücken, die zum Einband auf alten Bücherdeckeln verwendet waren, erkannte er bedeutende Reste eines mittelniederdeutschen Passionals. Es ist das sogenannte Alte Passional. Die Bruchstücke umfassen etwa 170 Verse und stammen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.

* **Aus Oesterreich.** Der Direktor der Fachschule für Holzbearbeitung in Zakopane, Rath Edgar Kovats, ist zum ordentlichen Professor für Architektur an der Technischen Hochschule in Lemberg ernannt worden.

T. Die auf dem letzten Berliner Geographen-Kongreß zutage getretene Erkenntniß, daß Frankreich in Bezug auf meereskundliche Forschungen hinter den anderen Nationen zurückgeblieben ist, führte zur Begründung einer „Ozeanographischen Gesellschaft für den Meerbusen von Gascogne“, die aber nicht nur die Erforschung dieses Meerestheiles im einzelnen, sondern auch die des Atlantischen Ozeans im allgemeinen zu fördern bestimmt ist und zwar in physikalischer, chemischer und biologischer Beziehung. Mit der Gesellschaft verbunden sind eine Wetterwarte und zwei Laboratorien. Ganz besonders sollen auch die Lebensweise und die Wanderungen der Fische im Atlantischen Ozean untersucht werden, wozu in Arcachon ein Laboratorium gegründet ist, das auch zu physiologischen und chemischen Untersuchungen Gelegenheit bieten soll. Während des letzten Sommers ist eine große Zahl von Lothungen im Ozean und in der Gironde, außerdem eine vorläufige Erforschung der Meeresströmungen in diesem Meerestheile vorgenommen worden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 12. Dezember. Nummer 284.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ravello.[1]

Von Ad. Holm.

I.

Die Sorrentiner Halbinsel hat zwei Seiten, welche landschaftlich an Schönheit mit einander wetteifern, in der Geschichte aber einen ganz verschiedenen Charakter tragen. Die nördliche, nach Neapel zu gelegene, war schon im Alterthum berühmt, von der südlichen erfährt man erst im Mittelalter etwas, dafür aber damals desto mehr. Denn während Sorrento nie mehr gewesen ist als eine hübsche Landstadt, war Amalfi einstmals ein weltberühmter Mittelpunkt des Handels.

Die Orte der Südküste waren ursprünglich und noch bis vor kurzem nur vom Meere her zugänglich. Zu Lande kam man dahin am besten zu Fuß, reitend schon etwas schwerer, zu Wagen überhaupt gar nicht. Die Fahrstraße von Vietri nach Amalfi ist erst vor etwa 50 Jahren gemacht worden. Sie ruht auf vielen kühnen Bogen und Mauern; bisweilen ist der alte Pfad noch sichtbar, einmal mit einer eingestürzten Brücke im Hintergrund des Thales, sowie man in der Schweiz neben der Kunststraße oft eine alte, halbverfallene Brücke erblickt.

Ich möchte von dieser Südküste der Halbinsel aber nicht Amalfi selbst besonders hervorheben, sondern die Leser vorzugsweise nach dem vielleicht interessantesten Punkte des Gebietes von Amalfi führen, nach Ravello. Es hat ein großes Interesse, sich das Eigenthümliche dieses schönen Fleckes Erde zu vergegenwärtigen, und dies Interesse liegt nicht zum wenigsten in der Erinnerung an die Vergangenheit, von der gerade in Ravello merkwürdigere Spuren vorhanden sind als in manchem Orte von ähnlicher geschichtlicher Bedeutung und ähnlichem Verfalle in der Gegenwart.

Wer mit einiger Kenntniß von dem, was Ravello einst war, sich der Gegend, in welcher es liegen muß, auf dem Küstenwege von Salerno und Vietri her nähert, und das Kap d'Orso überschritten hat, weiß, daß er es nun muß sehen können, und er sieht es auch ganz deutlich: aber wenn ihn Niemand darauf aufmerksam macht, ahnt er nicht, daß die wenigen Gebäude und das viele Grün, das er auf einem hohen Plateau vor sich gewahrt, Ravello sind, und wenn er es wüßte, würde er wohl denken: Wie komme ich da hinauf, wenn nicht zu Fuß?

Dicht vor Atrani, dessen Kirchthurm man vor sich sieht, biegt der vor einigen Jahren vollendete Fahrweg ab. Er steigt zunächst in Windungen in die Höhe, lenkt dann in ein Thal ein, an dessen Seite er sich sogar einen Augenblick wieder etwas senkt, und erklimmt darauf von neuem die Höhe an der Ostwand einer Schlucht, in welcher ein Bach einige Mühlen treibt. Der Weg führt zwischen Gärten hindurch; die jenseitigen, der Morgensonne ausgesetzten Abhänge sind theils mit hohen Bäumen bewachsen, theils sind es steile Felswände, an deren Fuße das Wasser rauscht; oben am Abhange sieht man, wie etwa im Kanton Ticino, einzelne Kirchen und Häuser, alles von Grün umgeben. Das kann doch nicht Ravello sein? Wir kommen immer höher, zuletzt in Windungen, bleiben aber immer an der Ostseite der Schlucht. Plötzlich sehen wir über uns große Trümmer von Kirchen und Häusern, der Weg kehrt nach Süden in der Richtung zum Meere zurück; der Wagen fährt schneller, ein Zeichen, daß das Ziel nahe ist. Eine verlassene Kirche mit rundem Thurme bleibt über uns zur Linken; wir fahren durch einen großen, neu erweiterten gothischen Bogen einer ausgedehnten Ruine und nach wenigen Augenblicken halten wir auf einem kleinen Platze, der rechts die Aussicht über das Thal gewährt und auf dem links, einige Stufen erhöht, eine Kirche steht und zwei große alte Bäume, eine Eiche und eine prachtvolle Linde. Hier hat die Fahrt ein Ende. Ein Schild deutet darauf hin, daß die Pension Palumbo in der Nähe ist. Neben der Kirche führt ein schräger Weg, eine cordonata, wie man in Rom sagt, d. h. eine schiefe Ebene mit Absätzen, in die Höhe, auf eine Hausruine zu, neben der man rechts weiter geht. Alsbald stehen wir vor dem Eingange der Pension. Schon im Hof, dann in den Zimmern, endlich auf der Terrasse und im Garten sehen wir, daß wir die Höhe des Rückens, auf dem Ravello liegt, erklommen haben. Vor uns liegt das Meer, die Küste von Minori bis zum Kap d'Orso, weiter rechts die lukanische Küste von der Nähe von Salerno, das nicht sichtbar ist, bis zum Kap Licosa. Wir haben also die Ueberraschung, nach mehr als einstündiger Fahrt durch die Schlucht wieder die Gegend, durch die wir kamen, 1200 Fuß unter uns zu sehen. Wir befinden uns in dem alten bischöflichen Palaste, einer in Bezug auf ihre Ausdehnung bescheidenen Residenz, die aber durch ihre herrliche Lage mit den schönsten Palästen wetteifern kann. Neben uns sind auf der einen Seite der alte Thurm der Kathedrale, auf der anderen, nach Süden hin, zunächst die Thürme und die schönen Bäume des Palazzo Rufolo, dann weiterhin andere Gebäude der Stadt Ravello, alles von Grün umgeben, sichtbar.

II.

Ravello war ein Theil der Republik Amalfi, deren Hauptstadt in unmittelbarer Nähe von Ravello liegt.

[1] Wir wünschen durch die Veröffentlichung dieser Skizze die Verehrung zum Ausdruck zu bringen, mit der wir des im Juni d. J. in Freiburg i. B. verstorbenen Verfassers, des feinsinnigen Durchforschers der Geschichte Süditaliens und Siciliens, der auch diesen Blättern ein treuer Freund war, gedenken. Das Manuskript, das ursprünglich einem im Deutsch-Schweizer Klub (Museum) in Neapel gehaltenen Vortrage zur Grundlage diente, wurde uns von der Wittwe des Verstorbenen freundlichst zur Verfügung gestellt.

Die Red. der Beil.

Amolfi war einige Jahrhunderte hindurch eine der mächtigsten Städte Italiens, eine reiche Handels- und Fabrikstadt. Es haite einen duca wie Neapel, und wenn die duchi van Amalfi und Napoli in der Geschichte nicht so berühmt gewarden sind, wie die Dagen von Venedig und Genuo, sa kammt das daher, daß die Unabhängigkeit van Neapel und Amolfi mehr als 600 Jahre früher ein Ende fand als die von Genua und Venedig. Die Amalfitaner hatten ihren Handel in derselben Weise organisirt, wie das im Mittelalter überhaupt gebräuchlich war, u. a. auch bei den Hansestädten in Norddeutschland; sie hatten Kalonien ihrer Bürger an denjenigen Orten, mit denen der Handel wichtig war, und diese waren es, welche die Waaren der fremden Länder nach Amalfi schafften. Amalfi's Handel ging besonders nach dem Orient; eine Zeitlang hat Rom seine orientalischen Waaren zum größten Theile von dieser Stadt bezogen.

Der Ursprung Amalfi's und der übrigen Orte dieses Herzagthums ist in keiner Weise klar, weder in Betreff der Zeit, noch in Betreff der Gegenden, aus welchen ihre ältesten Bewahner stammen. Während des Alterthums, in der Zeit, do Griechen oder Römer in Unteritalien geboten, weiß man nur sa viel van der Südküste der sorrentinischen Halbinsel, daß dort ein Ort Namens Markino lag, welcher an der Stelle von Vietri, von Cetara, oder am besten von Masori gesucht werden kann und der übrigens in der Geschichte niemols vorkommt. Als es sich in älterer Zeit darum gehandelt hatte, Niederlassungen in diesen Gegenden anzulegen, waren Sorrent und Salerna bevorzugt warden. Das woren schöne, fruchtbare Ebenen; die schmale Küste des amolfitanischen Gebietes lud in gewähnlichen, ruhigen Zeiten, wie es die der römischen Kaiser waren, nicht zur Ansiedelung ein. Man sah nicht ein, weßholb man in diesen engen Thälern, auf diesen schwer zugänglichen Bergen, an diesen schmalen Küsten wahnen salle. Das wurde anders, als Italien von Barbaren, d. h. von Germanen, überschwemmt wurde. Da war das flache Land, der sanfte Abhang ein unsicherer Besitz und eine Lage, wie die von Amalfi und Ravello, Orte, zu danen schwer zu gelangen war und die deßhalb leicht vertheidigt werden kannten, bekamen einen großen Werth. Sa ist Amalfi mit seinen Nachbarorten in der Zeit solcher Nath, alsa im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Man sollte annehmen, daß es Leute aus der Umgegend gewesen wären, die darthin flüchteten; aber das ist nicht zu beweisen und gewisse Spuren zeigen, daß die Hauptmasse vielmehr ous größerer Entfernung herkam. Diese Spuren liegen allerdings besanders in Namen. Amalfi erinnert an Melfi, wie Atrani an Trani, zwei Städte des östlichen Unteritaliens. Amalfi und Melfi wurden beide im Mittelolter oft Malfi genannt, und es ist merkwürdig, daß, wie bei Amolfi Ravello, so bei Melfi Lavella liegt, und daß stets besanders enge Handelsbeziehungen zwischen Amalfi und Melfi abwolteten. Natürlich sind aber auch van der Ostseite des Galfes von Salerno, von der Gegend, wa Poestum lag, manche Einwohner nach Amalfi gekommen. Jedach muß man nicht annehmen, daß die Bevölkerung, welche sich in der Gegend von Amalfi niederließ, nur aus Leuten bestand, welche vor den germanischen Eraberern flüchteten; sie werden ouch germanische Elemente in sich aufgenommen haben, wenigstens unter den aberen Schichten, wavon wir den Beweis später sehen werden. Es ist endlich noch eine Thatsache zu berücksichtigen, welche es erklärt, weßholb in den Zeiten der Blüthe der alten Kultur die Gegenden, van denen wir sprechen, nach nicht sehr bevölkert sein kannten. Sie waren damals bei weitem nicht so fruchtbar wie sie jetzt sind, wo sie zu den fruchtbarsten und blühendsten Unteritaliens gehören. Es besteht nämlich der Baden des Herzogthums Amalfi mit Ausnahme des weiten Thales von Tramonti, an dessen Ausgang Majori liegt, fast nur aus schroffem Gebirge mit schmalen Thälern. Dieses Gebirge würde wenig fruchtbar sein und dem Apennin gleichen, wenn es nicht bedeckt wäre mit einer bis fünf Meter hahen Schicht vulkanischer Asche aus der berühmten Eruption des Vesuv vom Jahre 79 n. Chr. Dieser Baden hat die intensive Kultur möglich gemacht, welche diesen Gegenden eigen ist. Die ebensa fruchtbare Ebene von Sorrent verdankt ihre Fruchtbarkeit einer ähnlichen Ursache: es bedeckt nämlich vulkanischer Tuff den Kalkstein und dasselbe gilt von einem Theile des Thales van Tramonti; aber auf den Hähen um Amalfi selbst, bei Ravello und Scala, ist es, wie schan gesagt, die Asche van 79 n. Chr., welche den schänen Anbau und die herrliche Vegetatian ermöglicht hat. Es kannte nun bald nach 79 diese Gegend intensiv bebaut werden, aber gewiß geschah es erst später. Dieselbe Ursache, welche die Fruchtbarkeit der Gegend von Amalfi veranlaßt hat, gilt ouch für das Sarnothal in der Gegend van Scafati, während die Fruchtbarkeit des Tholes von Cavo wieder, wie die des Piano di Sarrento, dem sie bedeckenden Tuff zuzuschreiben ist.

Am Ende des 6. Jahrhunderts kammt ein Bischof von Amalfi vor. Dann hören wir von Amalfi erst wieder im 9. Jahrhundert. Damals hatten die Mohammedaner angefangen, Sicilien zu beunruhigen und der byzantinische Statthalter dieser Insel, Gregar, bot zu ihrem Schutze die Kriegsschiffe von Neapel, Gaeta und Amalfi auf. Es woren nämlich diese drei Städte an der Westküste Italiens allein unabhängig von der langobardischen Herrschaft in Benevent und Solerno geblieben. Sie hatten ihre municipale Selbständigkeit behauptet und erkannten der Form wegen die Oberherrschaft des byzantinischen Kaisers an. Amalfi's Verfassung entwickelte sich sa, daß das Volk sich anfangs alljährlich zwei höchste Beamte wählte, welche Präfekte oder Richter genonnt wurden. Van 958 an gab man jedoch der Obrigkeit einen festeren Bestand und erwählte Herzage auf Lebenszeit. Die nominelle Abhängigkeit der Stadt von Konstantinapel sprach sich darin aus, daß die Richter und Herzage Amalfi's von dem dartigen Kaiser mit dem Titel Patricius geschmückt zu werden pflegten, ein Titel, welcher auch germanischen Königen verliehen wurde. Die angesehenen Familien der Stodt nannten sich comites, Grofen. Zur Wahl der Richter und Herzage wirkten aber eigenthümlicherweise nur die Bewohner der Städte Amalfi und Atrani mit, nicht die van Scala und Ravello, welche doch demselben Staate angehörten und on ollen Unternehmungen von Amolfi, on seinem Glück und Unglück gleichen Antheil hatten. Die Wahl fand in Atrani var der Kirche S. Salvatore statt, welche de bireto genannt wurde, angeblich, weil daselbst der neue Herzag das Zeichen seiner Würde, das Barett, erhielt.

III.

Ehe ich weiter gehe, muß ich von der Lage der vier Städte des Herzagthums Amalfi einen Begriff geben. Die nahe ans Ufer tretenden Berge lassen für städtische Niederlassungen nur da Platz, wo sich Bäche ins Meer ergießen. Das ist der Fall bei Majori, bei Minori, bei Atrani und bei Amalfi. Die Lage von Majori wäre für eine graße Stadt die geeignetste gewesen, aber man verschmähte sie, offenbar weil der Punkt von der Landseite her, durch das weite Thal von Tramonti, am zugänglichsten war und deßwegen weniger leicht zu vertheidigen schien. Bei Amalfi ist die Sicherheit vom Lande her am

größten. Es liegt am Ausgange des bei den Landschaftsmalern berühmten Mühlenthales, Atrani an der Mündung eines bedeutenden Baches, des Dragane. Aber zum größeren Theile stoßen die beiden Städte doch an die steilen Berge, welche förmlich in die Straßen hineinragen. Auf den beiden Höhen, welche in dieser Weise Amalfi und Atrani beherrschen, liegen nun die beiden Städte Scala und Ravella und zwar Scalo oberholb Amalfi, Ravella aberhalb Atrani, so daß diese beiden Orte durch den Bach Dragane getrennt sind. Während nun Amalfi und Atrani eng zusammengedrängt sind und die Straßen und Häuser sich übereinander schieben, ziehen sich Scala und Ravello lang auf dem Rücken und am Abhang der Berge hin. Amalfi und Atrani haben vielleicht jedes höchstens einen halben Kilameter Ausdehnung in jeder Richtung. Scala und Ravello bei ½ Kilameter Breite wenigstens 2 Kilometer Länge in der Richtung von Narden nach Süden. Jetzt bemerkt man besanders bei Scala das kaum, denn die einst große Stadt hat sich in eine Reihe van dorfartigen Ansiedelungen, die sich kaum untereinander berühren, aufgelöst. Sie beginnen oberhalb Amalfi's mit Puntane, dessen verfallenes Schloß auf einem kahlen Abhange steht, dann kammen Minuta, Campodanica, Vescovado und S. Caterina, alle von prächtigen Bäumen umgeben. Scala wie Ravella waren van Mauern eingeschlossen, die jetzt aber nur bei dem letzteren Orte noch zum Theil vorhanden sind. Man kann sich schwer das Aussehen varstellen, das diese Gegenden im Mittelalter hatten. Amalfi, Atrani, Scala und Ravello, die jetzt zusammen kaum 15,000 Einwohner zählen, hatten damals wenigstens das Zehnfache; wa jetzt dürftige Hütten stehen, standen prachtvolle Paläste; die zahlreichen Kirchen, die jetzt fast alle vam Baden verschwunden sind, erglänzten von Kostbarkeiten; es war einer der merkwürdigsten Winkel Europa's. Nicht sa graße Gegensätze zwischen einst und jetzt wird das Landgebiet des Herzogthums aufgewiesen haben; es kann kaum viel besser bebaut und bewahnt gewesen sein als heute, wo die Thäler von Majori und Minori zu den bestkultivirten Italiens gehören.

IV.

Der Reichthum des Herzogthums Amalfi beruhte, wie gesagt, auf dem Handel mit dem Orient. Die enge Verbindung Amalfi's mit dem byzantinischen Reiche brachte es mit sich, daß die Amalfitaner ungehinderten Zutritt zu den Häfen desselben hatten. Amalfitaner und Venetianer waren es, die zuerst Seidenstaffe van Konstantinapel in den Occident eingeführt haben. Ferner waren die Amalfitaner schon im 9. Jahrhundert in lebhaftem Verkehr mit den Saracenen. Ihre Beziehungen zum Orient sind besonders wichtig gewesen unter zwei Mitgliedern der angesehensten Familie von Amalfi, dem Grafen Maurus und seinem Sohne Pantaleon, welche ein Haus in Konstantinapel besaßen und dort den Narmannen entgegen wirkten. Freilich mußte sich Amalfi 1073 dem Narmannenfürsten Rabert Guiscard unterwerfen. Aber es behielt dach zunächst nach im wesentlichen seine innere Selbständigkeit und wurde in einer Beziehung sogar durch die Narmannen gefördert. Denn diese betheiligten sich sehr lebhaft an den Kreuzzügen und kannten somit die Amalfitaner im Orient beschützen. So kamen diese auch dazu, in Jerusalem selbst eine Herberge und ein Hospital einzurichten, was ihnen auf ihre Bitten von dem ägyptischen Kalifen aus dem Geschlechte der Fatiniden, Mostanser Billah, welcher das heilige Land beherrschte, gestattet wurde, nach 1063. Damals erbauten sie auf dem ihnen vam Kalifen gegebenen Platze ein Hospiz und ein Klaster S. Maria de Latina, welches die Wiege des Jahanniterordens geworden ist. Zunächst war zum Klaster eine Herberge hinzugekommen, dann hatte die Stiftung im Abendlande, auch außerhalb Italiens, viele Schenkungen erhalten, endlich schlaß sich ein Haspital des heiligen Jahannes Eleemon, Patriarchen von Alexandrien, doran. Die Hospitaliter von St. Johann, wie sie sich nun nannten, erweiterten ihre Thätigkeit unter der Leitung des Gerhard, welcher als der erste Meister des neuen Ordens betrachtet wird und vielleicht aus Scala bei Amalfi gebürtig war. Es traten dem Orden viele Ritter bei, sa daß er bald ein Ritterorden wurde. Jetzt ist der ausgedehnte Raum in Jerusalem, auf welchem das erste Johanniterhaspital stand, durch Schenkung des türkischen Sultans Eigenthum Deutschlands gewarden, und die Gebäude sind in würdiger Weise wieder auferstanden.

Etwas vor 1100 mag wohl der Handel von Amalfi in der höchsten Blüthe gestanden haben. Als damals der Abt Desiderius van Mante Cassino den Besuch des Kaisers Heinrich IV. erwartete, da wählte er zum Geschenk für ihn 20 Stück Seidenzeug aus, die er in Amalfi kaufte. Aber die Unterwerfung der Stadt unter die Normannen mußte im Laufe der Zeit doch die Interessen der Amalfitaner schädigen. Denn der Handel bedarf des Friedens, wenigstens der Rücksicht von Seiten der Regierenden, und die Normannen waren in erster Linie Krieger. Sa mußten unter den italienischen Städten die, welche frei blieben und somit ihre Politik den Interessen ihres Handels anpassen kannten, das Uebergewicht gewinnen: Pisa, Genua, Venedig. Amalfi's Stern mußte sinken. Uebrigens hatte der rege Verkehr mit dem Orient zur Folge gehabt, daß die Amalfitaner auch in vielen italienischen Städten Kalanien gründeten, um dort die aus dem Orient geholten Waaren zu verkaufen. Solche Niederlassungen der Amalfitaner waren in Neapel, in Palermo und in vielen anderen Orten Siciliens und Unteritaliens. In Neapel hatten sie ein besanderes Viertel inne, bezeichnet als Rugo aber Platea Amalfitana. In einzelnen Städten finden wir unter den Angehörigen des Herzogthums Amalfi, welche sanst im allgemeinen als Amalfitaner bezeichnet werden, die Ravellesen besonders genannt, so in Melfi und Bari. Die Amalfitaner müssen vorzügliche Seefahrer gewesen sein, sonst hätten sie ihre graßen Reisen nicht machen können. Welche Sorgfalt sie diesen Dingen zuwandten, dafür haben wir zwei Beweise, einen mehr sagenhaften und einen thatsächlichen. Der erste ist die angebliche Erfindung des Kompasses durch Flavio Gioia von Amalfi um 1300. Es steht aber fest, daß der Magnet bereits früher für die Schiffahrt verwandt worden ist, nämlich im Orient, und wir haben sogar in europäischen Büchern Beschreibungen seiner Eigenschaft, nach Narden zu weisen, die älter sind als die Zeit, in welcher der übrigens ganz unbekannte Flavio Gioia gelebt haben soll. Die Sache zeigt jedoch, daß die Amalfitaner unter den ersten Occidentalen gewesen sein müssen, die den Kompaß gebrauchten. Der zweite Beweis sind die sagenannten Tavole Amalfitane, eine Anzahl von Bestimmungen über Seerecht, welche in einem Gemisch van Latein und Italienisch abgefaßt sind, wie man es damals nicht selten in Urkunden anzuwenden pflegte. Die Verhältnisse, welche in Frage kommen konnten, und über welche deßwegen gesetzliche Bestimmungen nützlich waren, waren höchst mannichfaltig und hatten schon im Alterthum zu der sagenannten Lex Rhodia Veranlassung gegeben, welche im Mittelalter außer in Amalfi besanders in Catalonien Beachtung fand. Die Hauptschwierigkeit war: wie sollte man ver-

fahren bei eintretender Havarie. Es konnte nämlich das Schiff selbst Einem oder Mehreren gehören; es konnten die Waaren, welche es führte, den Eigenthümern desselben oder Anderen gehören, welche entweder auf dem Schiff anwesend waren oder nicht; es konnte vorkommen, daß nicht nur Schiff und Ladung Schaden litten, sondern auch, daß die Schiffsmannschaft gefangen genommen wurde und ausgelöst werden mußte. Immer handelte es sich darum, wer den etwaigen Verlust tragen sollte, außerdem darum, wer am Gewinn theilnehmen sollte, und in welchem Maß. Wenn z. B. das Schiff in Gefahr war und nur durch gettito, Auswerfen eines Theils der Ladung, flott gehalten werden konnte, so mußte bestimmt werden, wer den Verlust tragen sollte, denn es konnten die Eigenthümer des Ausgeworfenen doch nicht allein leiden. Für die diesen Erwägungen zugrunde liegenden Verhältnisse wurden bestimmte Kunstausdrücke geschaffen; so hießen die Antheile am Schiffe Caratie, das alte italienische Wort für Aktie; das Kapital nannte man Colonna.

Der Stern Amalfi's sank von dem Augenblick an, da die Stadt sich den Normannen ganz und gar unterwerfen mußte. Das geschah im Jahr 1131. Da eroberte der Normanne Ruggiero, der sich 1130 in Palermo zum König von Sicilien hatte krönen lassen, zuerst das Kastell von Tramonti oberhalb Majori, dann Ravella, auf dessen Festigkeit die Amalfitaner ihre besondere Hoffnung gesetzt hatten, dann Scala und andere Orte; endlich ergab sich die Stadt Amalfi selbst. Zunächst behielt das Herzogthum noch seine Verfassung und sein Münzrecht. Aber was die weltliche Politik allein nicht vermochte, den Wohlstand Amalfi's zugrunde zu richten, das bewirkte die Verbindung der Politik mit der Religion. Es gab damals zwei Päpste, Anaklet, Sohn eines Bankiers jüdischer Herkunft, und Innocenz II. Anaklet hatte die Majorität der Kardinäle für sich und auch den König Ruggiero; für Innocenz waren die deutschen Bischöfe und Kaiser Lothar. 1133 ward Lothar von Innocenz zum Kaiser gekrönt, dann kehrte er nach Deutschland zurück. Nun gerieth aber Innocenz in Noth und floh nach Pisa. Da kam Lothar wieder, um ihm beizustehen und dieß war für Viele in Unteritalien eine Veranlassung, von Ruggiero, welcher ja für Anaklet war, abzufallen. Zu denen, die abfielen, gehörte Neapel, zu denen aber, die Ruggiero treu blieben, Amalfi und dies wurde das Unglück der Stadt. Denn die Pisaner, welche auf Innocenz' Seite standen und schon lange auf Amalfi's Handelsblüthe eifersüchtig gewesen waren, benutzten diese Gelegenheit, um ihrem Groll Luft zu machen. Sie überfielen ihre südliche Nebenbuhlerin. Die italienischen Städte haben sich immer tödlich befriegt; man denke an Venedig und Genua, Florenz und Pisa, während zwischen den deutschen Städten, die doch auch frei und mächtig waren, das nie vorgekommen ist. 1135 eroberten und plünderten die Pisaner Amalfi, dann griffen sie auch Scala und Ravello an, diesmal noch ohne Erfolg, denn Ruggiero kam und schlug sie. Doch zwei Jahre später, 1137, kamen sie wieder und nun eroberten und verwüsteten sie auch Ravello. Ruggiero's Stern schien erbleichen zu sollen, aber er ging wieder auf. Die Deutschen entzweiten sich mit Innocenz und verließen Italien und Ruggiero eroberte sein Reich wieder. Auch der Tod Anaklets brachte den Normannen keinen Schaden. Denn Innocenz war so thöricht, gegen Ruggiero zu Felde zu ziehen, und er wurde bei S. Germano eingeschlossen. Da mußte er den Normannen alles das bestätigen, was diese von Anaklet bekommen hatten. So hatten die Normannen durch rücksichtslose Benutzung der Religion ihren Vortheil gut zu wahren gewußt. Man war eben damals auffallend weniger ängstlich in Religionssachen als heutzutage; die Päpste exkommunizirten leicht, die Fürsten ließen sich leichten Herzens exkommunizirен, in dem Gedanken, daß, wenn sie nur siegreich blieben, die Exkommunikation von einem oder dem anderen Papste schon wieder aufgehoben werden würde. Nun war (1139) das sicilische Königreich gegründet, das bis 1860 bestanden hat.

So kam in diesen Gegenden die Monarchie in die Höhe, nicht zum Vortheil des Landes im allgemeinen, zumal als auf die Normannen und die Hohenstaufen die Anjous folgten, unter denen der hohe Adel immer mehr überwog und die Freiheit der Städte mehr und mehr unterdrückt wurde. Damals litt von den Städten besonders Amalfi und die mit ihm verbundenen Orte, welche einen Schlag erlitten hatten, von dem sie sich nicht wieder erholen sollten. Die Plünderung Amalfi's durch die Pisaner ist in der Kulturgeschichte noch dadurch merkwürdig geworden, daß unter anderer Beute auch eine Handschrift nach Pisa kam, welche die Digesten oder Pandekten Justinians, die Grundlagen des Studiums des römischen Rechtes enthielt, und als die älteste Handschrift dieses wichtigen Werkes von hoher Bedeutung ist. Jetzt befindet sie sich in Florenz.

Amalfi erhielt von den Königen, welche nun Herzöge von Amalfi geworden waren, Strategen als Statthalter; auch Ravello hat einen besonderen Strategen gehabt. Diese Verhältnisse änderte Friedrich II., welcher capitani giustiziarii in jeder größeren Gemeinde einsetzte. Im 12. Jahrhundert wurde in Amalfi auch, besonders von Juden, die Färberei von Seidenstoffen betrieben. In dieser Zeit kamen neben der Hauptstadt mehr und mehr Scala und Ravella zur Bedeutung, und die steigende Blüthe Ravella's veranlaßte sogar Streitigkeiten zwischen dieser Stadt und Amalfi. Ein Zeichen der Werthschätzung, deren sich immer noch Amalfi erfreute, war, daß im Jahre 1190 die Stadt Neapel den negotiatores, campsores et apothecarii (Kaufleuten, Wechslern und Ladenbesitzern) des Herzogthums Amalfi, welche in Neapel wohnten, alle Rechte neapolitanischer Bürger verlieh, mit der Befugniß, sich aus ihrer Mitte eigene Konsuln zu wählen, welche die unter ihnen entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden hätten. Dies Privileg ist viele Jahrhunderte hindurch erneuert worden. In den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt eine andere für Amalfi hochwichtige Begebenheit. Es war damals ein Amalfitaner, Pietro Capuana, Kardinal der römischen Kirche, Legat des päpstlichen Stuhles im Orient, und dieser Mann benutzte seinen Aufenthalt und seine Autorität im Osten, um seiner Vaterstadt möglichst viele kostbare Reliquien zu verschaffen, nach denen man ja damals eine so große Sehnsucht empfand. Er gewann als kostbarste derselben in Konstantinopel den ganzen Leichnam des Apostels Andreas, und das war ja der erste der zwölf Apostel, der schon bei der Hochzeit zu Cana anwesend war. Daß dann noch unter anderen Reliquien der Kopf des Apostels Jakobus des Jüngeren, eine Hand des Apostels Philippus, drei große Knochen des heiligen Zacharias, Vaters Johannes des Täufers, und sehr viele Knochen der auf Befehl des Herodes ermordeten unschuldigen Kindlein in grandi vasi di vetro suggellati ed autenticati mitkamen, verschwindet freilich im Vergleich mit dem ganzen Körper des hl. Andreas, dessen Besitzerin nun nicht mehr die Städte Venedig noch Salerno zu beneiden brauchte, welche die beiden Evangelisten Marcus und Matthäus besaßen. Uebrigens schnitt man dem Andreas vorsichtshalber den Kopf ab und verbarg Leib und Kopf an ver-

schiedenen Stellen. Denn Stehlen von Reliquien wurde selbst von frommen Leuten nicht als eine Sünde betrachtet, und wenn dergleichen mit dem Kopfe geschah, hatte man immer noch den Leib, und umgekehrt. Man verehrte lange Zeit nur den Leib, erst 1846 hat man den Kopf wieder hervorgeholt und ihm zu seiner Ehre verholfen. Dem Papst Honorius III., der in Rom eine Andreaskirche baute, wollten die Amalfitaner trotz seiner Bitten nicht ein Knöchelchen des Heiligen abgeben. Den heutigen Reisenden ist Pietro Capuana besonders dadurch werth geworden, daß er der Gründer des Klosters S. Pietro di Canonica wurde (1212), welches er Cistersiensermönchen übergab und das später die Kapuziner bekamen. Denn das ist jetzt das bekannte Albergo superiore dei Capuccini.

Es war die Zeit, in welcher sich Welfen und Ghibellinen auch in Unteritalien bekämpften, jene für Otto von Braunschweig, diese für Friedrich II. Der Braunschweiger war sogar in Amalfi eine Zeitlang anerkannt worden, im Jahre 1213 aber wieder der Hohenstaufe. Merkwürdig war, daß König Manfred, der Erbe seines Vaters Friedrich II., in seiner Vorliebe für die Sarazenen ihrer 1000 in Atrani angesiedelt hat. Dann kam nach dem gänzlichen Sturze der Hohenstaufen Karl von Anjou, und an ihn schlossen sich die Amalfitaner und besonders die Ravellesen an, welche wir nun in ganz Unteritalien in wichtigen Stellungen finden. Die hohe Handelsblüthe des Herzogthums schwand, aber die Vornehmen desselben machten durch die Gunst der Anjous doch noch gute Geschäfte im Lande. Zu dieser Klasse gehörte die Familie Della Marra und besonders die Familie Rufolo, von der wir alsbald reden werden. In dem Kriege, welcher auf die sicilianische Vesper folgte, litt die Costiera von Amalfi durch sicilianische Seeräuber. Und dazu führten noch Amalfi und Positano Krieg mit Salerno und Cava, und Pisaner und Genueser schädigten und störten den Handel Amalfi's und auf den Bergen bei Gragnano, Lettere und Agerola herrschte brigantaggio. Das 14. Jahrhundert, eine für ganz Europa traurige Zeit, war es besonders für diese Gegenden. Zu den Kriegen kamen schreckliche Naturereignisse. Am 25. November 1343 wurde Amalfi von einem Sturme heimgesucht, der einen großen Theil der Stadt überschwemmte und vernichtete. Man muß annehmen, daß damit ein Erdbeben verbunden war, denn sonst hätte der überschwemmte Theil doch nachher noch existiren müssen, während thatsächlich damals ein Drittel der Stadt vom Meere verschlungen worden ist. Wie viele Menschen 1348 die große Pest, die ja in ganz Europa wüthete, im Herzogthum Amalfi hingerafft hat, weiß man nicht. Hungersnoth und Erdbeben folgten. Außerdem gab es beständige Fehden zwischen Ravello und Scala, deren Bürger sich von ihren Mauern über die Schlucht des Dragone hinüber beschießen konnten. 1388 machten sie unter Zuziehung von Notaren Waffenstillstand mit einander. Man pflegte von feindlichen Nachbarn zu sagen: Sono amici come Scala e Ravello. Wir sind nun mitten in der traurigen Anjou'schen Periode, welche den Grund zu dauerndem Unglücke Unteritaliens gelegt hat. Von nun an ist von Amalfi und Ravello nichts zu erzählen, als daß sie immer mehr sinken, verarmen und sich entvölkern. Die Könige dachten nur daran, Geld zu machen, und eines der Finanzmittel jener Zeit wie der folgenden war der Verkauf der Lehen, Herzogthümer, Grafschaften, Baronien. Die Käufer bekamen über die Unterthanen so viele Rechte, welche Geld einbrachten, daß auch sie, nicht bloß die Könige, immer noch ein gutes Geschäft machten; geprellt waren nur die Bürger. Es kam auch vor, daß die verkauften Einwohner eines Lehens zusammenschossen, um sich von dem Käufer freizukaufen und wieder königlich zu werden. Auch Amalfi ist so verkauft worden und hat sich wieder losgekauft. Im Jahre 1583 zahlte es 216,160 Dukaten, um den Herzog Piccolomini los zu werden, und um das Geld aufzubringen, verkaufte es alle liegenden Güter und lieh sich überdies noch Geld, wofür natürlich die Steuern erhöht werden mußten. Aber im Jahre 1643 erhielt trotzdem ein anderes Mitglied der Familie Piccolomini, der durch Schiller so berühmt gewordene Ottavio, für seine dem Hause Habsburg geleisteten Dienste das Herzogthum Amalfi wieder. Die Amalfitaner protestirten, die Stadt Neapel protestirte ebenfalls aus Freundschaft für Amalfi, aber es half nichts. Ottavio hatte nach königlicher Bestimmung wenigstens 111,660 Dukaten Entschädigung an die Bürger für den Verlust ihrer Freiheit und der im Jahre 1583 von ihnen gezahlten 216,160 Dukaten geben sollen und mußte einstweilen Bürgen für diese Zahlung stellen. Aber er zahlte nicht und die Bürgen zahlten auch nicht; so hatte er sein einträgliches Herzogthum kostenfrei und konnte seine Unterthanen nach Belieben pressen. Das ist ein Beispiel davon, wie man damals in Unteritalien mit den Menschen umging. Nach seinem Tode kam jedoch Amalfi wieder an die Krone.

(Schluß folgt.)

Pompeji.

„Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte," schrieb Goethe am 13. März 1787 nach einem Besuch von Pompeji in das Tagebuch seiner italienischen Reise. Der Zauber des Ortes ist heute noch so mächtig wie damals, und selbst der hartgesottenste Banause, der, weil es Mode ist, mit Hülfe eines 30tägigen Rundreisebillets ganz Italien „erledigt" — der englische Reisende dieser Gattung sagt: I have done Italy — pflegt hier etwas von wirklichem Interesse und tieferer Antheilnahme zu verspüren.

Der Gebildete aber sehnt sich hier mehr als anderswo nach einem sicheren Führer, der ihm hilft, die ausgeleerten Straßen und Häuser durch die Arbeit rekonstruirenden Wissens zu beleben. Auch darin äußert sich die unmittelbar packende Wirkung dieser Oertlichkeit, daß in der Literatur und den Publikationen über Pompeji die Arbeiten von Künstlern und Liebhabern neben denen der zünftigen Alterthumsforscher den breitesten Raum einnehmen.

In wissenschaftlicher Hinsicht ist Pompeji wie kaum ein anderer Ort ein geeignetes Objekt für Spezialforschung, da man es mit einem in sich geschlossenen Ganzen zu thun hat, dessen tausendfältige Einzelheiten erst bei intimstem Studium sich zu abgerundeten Bildern zusammenschließen. Die Archäologie darf sich glücklich schätzen, daß ein in Rom lebender Gelehrter seine deutsche Ausdauer und Gründlichkeit nun schon im dritten Jahrzehnt in selbstlosester Weise in den Dienst der Erforschung von Pompeji gestellt hat. Ein liebenswürdiger Zufall hat es gewollt, daß gerade in den Tagen, wo August Mau die Vorrede zu einem zusammenfassenden und in gewissem Sinne abschließenden Buche über Pompeji niederschrieb,[1]) ihm auch äußerlich der Dank und die Anerkennung der ganzen wissenschaftlichen Welt zum Ausdruck gebracht worden ist. Am 15. Oktober feierte der verdiente Forscher seinen 60. Geburtstag. Es war ganz in dem selbstlosen und bescheidenen Sinne des Jubilars, daß man ihm statt einer rein persön-

1) August Mau: Pompeji in Leben und Kunst. XIX und 506 Seiten. Mit 278 Abbildungen im Text, 12 Heliogravüren und Vollbildern und 6 Plänen. Leipzig, Engelmann 1900. — Auch in englischer Sprache erschienen, übersetzt von Prof. Kelsey.

lichen Ehrung eine Gabe darbrachte, die wiederum der Wissenschaft zugute kommen soll, ein in Deutschland, Frankreich, Amerika und anderswo gesammeltes namhaftes Kapital, das ihm zur freien Verfügung übergeben worden ist, um damit farbige Kopien neu entdeckter Wandgemälde, deren Farben trotz aller Konservirungsversuche mit der Zeit zugrunde gehen, herstellen zu lassen oder, wie es ihm sonst gut scheint, der Erforschung Pompeji's zu dienen. Die Freudigkeit, mit der hiezu von allen Seiten beigesteuert worden ist, war der beste Beweis, wie sehr sich die wissenschaftliche Welt dem Forscher verpflichtet fühlt, nicht nur wegen seiner Arbeiten, sondern auch persönlich, namentlich in den jüngeren Generationen, da er allsommerlich in einem 14tägigen „giro" die Lernenden durch die Ruinen der Stadt geleitet.

Für den weiten Kreis der gebildeten Italienfahrer aber ist das neue Buch Mau's die schönste Gabe, eine willkommene Ergänzung seines für die Benutzung an Ort und Stelle berechneten „Führers durch Pompeji", ein unentbehrliches Hülfsmittel für eine gründliche Vorbereitung, ohne die Niemand, dem es ein wenig ernster um Verständniß zu thun ist, die Ruinen betreten sollte.

Wie stark das Bedürfniß nach einem derartigen Buche immer gewesen ist, zeigt das Werk von Johannes Overbeck über den gleichen Gegenstand, das vier Auflagen erlebt hat, obgleich es in nichts weniger als flüssigem Stil und mit großer Weitschweifigkeit geschrieben war, und das eigentlich erst eine selbständige wissenschaftliche Bedeutung gewann, als Mau im Jahre 1884 für die vierte Auflage als Mitarbeiter hinzutrat. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir dem neuen Buche einen noch größeren Erfolg prophezeien. Denn es zeichnet sich durch das aus, was auch das Lernen unter Mau's Führung in den Ruinen so genußreich macht: eine liebenswürdige Sachlichkeit, immer kurz und einfach, ohne unnöthige Umschweife, wo ein Problem ungelöst bleiben muß, hier und da nicht ohne trockenen Humor, stets ohne den Stich ins Panegyrische, der so häufig der Wirkung der gerühmten Dinge mehr Nachtheil als Unterstützung bringt. Die Fülle des Wissens und des Stoffes erstickt nirgends die Klarheit der Schilderung, und das ist wohl das Beste, was man von einem auf weitere Kreise berechneten wissenschaftlichen Werke sagen kann.

Was an eigener Forscherarbeit Mau's in dem neuen Buch steckt, tritt nirgends speziell hervor. Der Autor zieht sich bescheiden hinter seine Leistung zurück; er konnte sich aller gelehrten Nachweise und Rechtfertigungen einer Auffassung enthalten, weil er sie in den Mittheilungen des Römischen Instituts in zahlreichen Aufsätzen theils schon gegeben hat, theils noch liefern wird. Was aber auch den Fachmännern neu und höchst erwünscht ist, sind neben den vielen Plänen, Grundrissen, Durchschnitten die zahlreichen Rekonstruktionszeichnungen von Tempeln und Häusern. Sie sind, durchweg nach eigenen Skizzen Mau's, von verschiedenen Zeichnern ausgeführt und sollen nur eine allgemeine Anschauung vermitteln. Was da in anspruchslosen, aber klaren Zeichnungen wieder aufgebaut wird, läßt sich alles durch thatsächliche Merkmale an den Ruinen beweisen. In glücklicher Weise ist vermieden worden, allzu sehr ins Detail zu gehen. Dadurch unterscheiden sich diese Wiederherstellungsversuche zu ihrem Vortheil von den so viel blendenderen Rekonstruktionen Weichardts in seinem bekannten Prachtwerk „Pompeji vor der Zerstörung", bei denen, obwohl einige dieser Ansichten sehr gelungen sind, doch häufig durch überreiche Einzelheiten — die einer kritischen Betrachtung nicht immer Stand halten — und durch willkürliche, nicht immer glückliche malerische Zuthaten der Kern der Sache, die architektonische Gesammtwirkung, beeinträchtigt wird. Je weiter man im Detailliren geht, desto unsicherer und willkürlicher werden die Schritte. Weniger scheint uns hier mehr zu sein; den Rest der rekonstruktiven Arbeit überlasse man getrost der Phantasie des Betrachters.

An sie muß ja doch appellirt werden, wenn sich die leeren Gassen wieder mit Leben erfüllen sollen. Daß jeder Freund des Alterthums auch ohne mühseliges Studium sich in die farben- und bilderfreudige Welt einer antiken Kleinstadt zurückversetzen kann, dazu kann ihm nichts besseres empfohlen werden als Mau's Pompeji.

Heinrich Bulle.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. „Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt, herausgegeben von Jakob Oeri." Dritter Band; Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Den beiden ersten Bänden von Jakob Burckhardts griechischer Kulturgeschichte, die wir vor zwei Jahren in diesen Blättern als schönste Weihnachtserscheinung begrüßten, ist soeben ein dritter nachgefolgt. War uns in jenen der hellenische Volksgeist anschaulich dorgestellt worden, wie er sich im politischen und religiösen Leben eigenthümlich ausgesprochen, so handelt es sich nun um das Zeugniß, das er in Kunst, Literatur und Wissenschaft von seinen Kräften und Trieben abgelegt. In der Form der Mittheilung läßt sich diesmal ein Unterschied nicht verkennen, auf den der sorgsame Herausgeber selbst nachdrücklich hinweist: dem Text liegt nicht mehr wie früher eine ausgearbeitete Handschrift Burckhardts zugrunde, sondern nur Vorstudien, die erst mit Hülfe eines stenographisch nachgeschriebenen Zuhörerhefts in stilistische Einheit zu verschmelzen waren. Doch finden wir beim Lesen in Ton und Ausdruck den Abstand von den literarisch vollendeten Werken Burckhardts in dem neuen Band nicht sehr erheblich größer als in den vorhergehenden; herrschte doch auch in diesen schon absichtlich der einfache Fluß der mündlichen Rede vor. Jedenfalls fühlt man sich durch die immerhin noch schlichtere, an Pointen ärmere Fassung nirgendwie am vollen Genuß des auch hier wieder herrlichen Inhalts gehindert. Denn so darf, ja muß man diesen Inhalt nennen, trotz aller kritischen Einwände, die sich hier und da vom Standpunkt moderner philologischer und historischer Forschung wider Einzelnes erheben lassen. Kommt es doch bei diesem wie bei allen Werken eines so hohen Meisters nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze an, und wie unendlich viel will dies Ganze besagen! Einer der größten Gegenstände geschichtlicher Betrachtung, in mancher Hinsicht geradezu unvergleichlich, das gesammte Wesen des Griechenthums, ist hier von einem rastlos lebendigen Geist ergriffen, der von Natur zu nachempfindendem Verständniß alles Originellen berufen, zugleich aber, im innern Besitz der vielseitig obwaltend entfalteten späteren Kultur, zu freiem Urtheil über das von den Griechen Erstrebte und Geleistete befähigt war. Für das erste genügt es auf die tiefgreifende Würdigung hinzuweisen, die Burckhardt der Herrschaft des Mythus aber der Macht der Beredsamkeit über das griechische Dasein zutheil werden läßt; für das andere auf die erfrischende Unbefangenheit, mit der er z. B. der so häufig schrankenlos gefeierten, eigentlich doch vielfach wunderlichen Dichtung Pindars, oder auch wohl der praktischen Wirksamkeit eines Sokrates mit ihren selten bemerkten Schattenseiten gegenübertritt. Und so gehen überhaupt in diesem prächtigen Buch Empfänglichkeit und Selbständigkeit in vereinter geistiger Strömung zum Verfasser wohlthuend auf den dankbaren Leser über. Mit Verlangen erhoffen wir daher vielleicht schon vom nächsten Jahr den Abschluß des auch äußerlich vornehm ausgestalteten Werkes mit dem vierten Bande, der uns „den griechischen Menschen in seiner historischen Entwicklung" vorführen soll; dieselbe Welt also, die wir bisher in ihrer beständigen natürlichen Wesenheit kennen gelernt, noch einmal im wirklichen Ablauf ihrer zeitlichen Schicksale.

* **Halle.** Professor Hermann Fehling, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie an die Universität Straßburg angenommen.

* **Aus der Schweiz.** Der außerordentliche Professor für semitische Sprachen an der Universität Bern, Bibliothekar Dr. Emil Kurz, ist, der „Frkf. Ztg." zufolge, gestorben.

* **Aus Italien.** In Rom ist, wie uns gemeldet wird, Frln. Dr. Therese Labriola, Tochter des Soziologen Labriola, zur Privatdozentin der Philosophie an der dortigen Universität ernannt worden. Frln. Therese Labriola ist die erste Privatdozentin in Italien.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Selbstanzeigen der Buchhändler.

David Friedrich Strauß' Werke. Herausgegeben von Eduard Zeller. Auswahl in 5 Bänden in 5 hochteleganten Liebhaberbänden. Preis M. 20.— Inhalt der 5 Bände: 1. Kleine Schriften: Litterarische Denkwürdigkeiten. — Zum Andenken an meine gute Mutter. — Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. — Brockes und Reimarus. — Lessings Nathan der Weise. — Der Schenkel'sche Handel in Baden. — Die Halben und die Ganzen. — Krieg und Friede, Briefe von und an Ernst Renan. M. 4.50. — 2. Das Leben Jesu f. d. deutsche Volk bearb. 2 Bde. in 1 Bd. 9.—11. Aufl. Geb. M. 6.— — 3. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis. 12.—14. Aufl. Geb. M. 4.50. — 4. Ulrich von Hutten. Eine Biographie. 4.—6. Aufl. Geb. M. 4.50. — 5. Voltaire. Sechs Vorträge. 6.—8. Aufl. Geb. M. 4.50. Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Unter den führenden Geistern der Neuzeit hat wohl keiner eine nachhaltigere Einwirkung auf den Entwicklungsgang des deutschen Geisteslebens ausgeübt, als David Friedrich Strauß. Das Erscheinen des ersten Leben Jesu im Jahre 1835 war eine welthistorische That, die nur mit dem Auftreten Martin Luthers in Vergleich gestellt werden kann, es war der Wendepunkt auf der Bahn der Befreiung des deutschen Geistes von dem Drucke einer wundergläubigen Kirche. In vielen Auflagen und zahlreichen Exemplaren verbreitet ist dies Buch bis zum heutigen Tage das Testament und die Rüstkammer der freien Geister gegenüber dem nie rastenden Wiedereroberungskampf der alten Kirche geblieben. (19462)

„Deutscher Sprachhort", Ein Stilwörterbuch von Prof. A. Heintze. Verlag der Renger'schen Buchhandlung in Leipzig. Preis in Halbleder geb. 14 M. Der Verfasser bietet hier ein neues, durchaus eigenartiges Werk. — Seinen Namen führt das Buch mit Recht; denn ein „Hort" der deutschen Sprache ist es in des Wortes edelster Bedeutung. Auf Schritt und Tritt fühlt man sich an der Hand eines Führers, dessen gesundes und sachkundiges Urtheil nicht nur von eingehenden germanistischen Studien, sondern auch von einer erstaunlichen Belesenheit in der deutschen Literatur der Gegenwart Zeugniß ablegt. Dabei ist alles von echter, wahrer Liebe zu deutscher Art und deutschem Brauch durchdrungen, so daß die Lektüre des Sprachhortes in der That ebenso fesselnd und erhebend wie belehrend und aufklärend ist. Man fürchte nicht auf trockne, abstrakte Regeln zu stoßen, jede einzelne Anweisung ist von einer solchen Fülle von Beispielen aus unsern guten Stilisten, die richtig, aber auch aus weniger guten, die falsch schreiben, begleitet, daß das Nachschlagen zu einer interessanten und fesselnden Lektüre wird. — In einem Briefe an den Verfasser heißt es: „Ihr Sprachhort ist das interessanteste Buch, das mir seit Jahren zu Gesicht gekommen ist. Es bildet meine tägliche Lektüre. Haben Sie meinen besten Dank für den Dienst, welchen Sie mit Ihrem Buche der deutschen Sprache und damit dem Deutschthum erwiesen haben." (19656)

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben wurde vollständig:

Aus den Tiefen des Weltmeeres.

Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition.

Herausgegeben von

Carl Chun.

Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern, 2 Karten und 390 Abbildungen im Text. (5558)

Preis des vollständigen Werkes broschirt M. 18.—, elegant gebunden M. 20.—

Ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung:

. . . . Doch man sehe selbst! Und man wird zugestehen: Das ist ein Buch, welches man den Wißbegierigen unserer Nation nicht genug empfehlen kann.

Harnack, Prof. D. Adolf, Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten. 1. bis 15. Tausend. (IV, 189 S.) gr. 8⁰. M. 3.20, geb. M. 4.20, Liebhaberbd. M. 6.— Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Prof. Harnack, der derzeitige Rektor der Berliner Universität, bezeichnet das Buch als die Quintessenz seiner religiösen, theologischen und historischen Erkenntnisse. Die Vorlesungen sind ein echt evangelisches Zeugnis, voll Freudigkeit und warmen Herzens, aufbauend, ohne Polemik und zerstörende Kritik, wennschon fast ausschließlich der Historiker das Wort führt.

Es sei nochmals auf die sehr eingehende Empfehlung des hervorragenden Buches an der Spitze der „Beilage" dieses Blattes vom 29. November hingewiesen. (19651)

Werthvolles Weihnachtsgeschenk.

Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften.

Von Dr. Jul. Köstlin, Professor und Ober-Konsistorialrat in Halle. Große Ausgabe in zwei Bänden. 4. Aufl. Preis brosch. M. 18, in Halbfranz geb. M. 21. — Diese große Ausgabe des Köstlin'schen Luther ist anerkannt das bedeutendste Quellenwerk, aus dem alle anderen Biographen geschöpft haben und das für ein eingehendes Studium unseres großen Reformators mit Recht als unentbehrlich bezeichnet werden darf. Zu beziehen durch jede Buchhandlung

---

Im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg erschien soeben neu und in neuen Auflagen:

Heinrich Hansjakob.

Im Schwarzwald. Für die deutsche (reifere) Jugend aus seinen Schriften ausgewählt. Elegant kartonnirt M. 1.—

In den Niederlanden. Reise-Erinnerungen. 2. Auflage. Zwei Bände gebunden in einen Band. M. 6.90. (19554)

Wilde Kirschen. 5. Auflage. Elegant gebunden M. 5.—

Bauernblut. 3. Auflage. Elegant gebunden M. 4.60.

Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Bei uns erschienen soeben:

Götter- und Heldenbuch. 1. Amelungensage. Hugdietrich, Ortnid, Wolfdietrich, Amelung. Bearbeitet von Dr. Richard von Kralik. 20 Bogen in 12⁰, f. Ausg., brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Gnauck-Kühne, Elisabeth. Aus Wald und Flur. Märchen für sinnige Leute. 8⁰, 126 Seiten. F. geb. M. 2.80.

Eine Orientreise. Von H. von Himmel, k. u. k. Oberst. 4. verbesserte Auflage. 43 Bogen in 8⁰. Eleg. gebunden M. 4.20.

Světlá, Karolina. Sylva. Eine Dorfgeschichte. In freier Uebertragung nach dem Böhmischen von Dr. Guido Alexis. 8⁰. XI u. 220 Seiten. Fein gebunden M. 3.50. (19720)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Gedichte

von (19246)

Albert Geiger.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Ueber diese Gedichte urteilt Julius Hart in der „Täglichen Rundschau": „Sie erfreuen durch eine vollkommen reife und fertige, durch und durch biegsame und elegante Form, die über alles Ringen mit Stoff und Inhalt hinweg zu sein scheint, und wie ein leichtes Spiel mit Wort, Reim und Rhythmus sich ausnimmt. Gern läßt man sich tragen von den fließenden Wellen ihrer Sprache, von den Melodien und weichtönenden Klängen ihrer musikalisch wohlthuenden Verse. Zu diesem feinen Gehör gesellt sich eine lebendige Einbildungskraft, die schöne und abgeklärte Bilder uns vor Augen stellt und an frischen leuchtenden Farben ein Gefallen hat. . . . ."

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 13. Dezember. Nummer 285.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Weihnachtsgaben zweier Münchener Dichter.

Mit zwei prächtigen Werken sind wir in diesem Jahre aus Münchener Dichterwerkstätten beschenkt worden; die beiden Freunde, deren Lebenspfade nun schon seit vier Jahrzehnten eng verknüpft sind, Paul Heyse und Wilhelm Hertz, sind mit Zusammenfassungen ihrer Lebensarbeit hervorgetreten, wie wir sie bedeutender und interessanter nicht hätten wünschen können. Jeder hat es in seiner besonderen Art gethan: Heyse, indem er uns in einem schönen Buche „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“[1]) von seinem Leben und Schaffen erzählt, Hertz, indem er seine zahlreichen, vielfach zerstreuten kleineren Werke in einem stattlichen Bande „Gesammelte Dichtungen“[2]) seinen Freunden und Verehrern in die Hand gibt. Beide Gaben sind im höchsten Grade bedeutungsvoll und von so großem literarischen Werthe, daß wir unsern Dank dafür nicht besser abstatten können, als wenn wir uns eingehend mit ihnen beschäftigen.

„Wer einen Blick auf die lange Reihe enggedruckter Bände wirft, die Paul Heyse's gesammelte Werke bilden, und sich erinnert, daß der Geburtstag des Verfassers in das Jahr 1830 fällt, wird vermuthlich zuerst ausrufen: Welcher Fleiß! Unwillkürlich wird er diese staunenswerthe Produktivität auf eine Willenskraft von seltener Ausdauer zurückführen. Nichtsdestoweniger entstammt sie einer selten glücklichen Natur. Diese Natur war an und für sich von so üppiger Fruchtbarkeit, daß sie ohne Willensanspannung oder Kraftanstrengung ihre Ernte geliefert hat; sie hat sie so mannichfach geliefert, daß man glauben möchte, sie sei nach einem bestimmten Plane und mit sorgsamem Willen gepflegt worden; es war ihr jedoch augenscheinlich vergännt, völlig frei zu walten.“ Diese Stelle, die sich in dem glänzend geschriebenen, aber auch viele schiefe Auffassungen enthaltenden Essay über Paul Heyse von Georg Brandes (in „Moderne Geister“) findet, schwebte uns in der Erinnerung, während wir Heyse's „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ zu lesen anfingen und ließ uns während der ganzen Dauer der Lektüre nicht los. Bald fanden wir ihren Inhalt durch den in diesen Erinnerungen geschilderten Lebensgang bestätigt, bald schien er uns zu eng gefaßt zu sein gegenüber der Fülle des innerlich und äußerlich Erlebten oder gar in direktem Widerspruch zu stehen mit dem, was der Dichter selbst über sein Werden und Wachsen berichtet. Auf jeden Fall ist es nicht richtig, daß die glückliche Natur Heyse's ohne Willensanspannung und Kraftanstrengung ihre „Ernte geliefert hat“; nur das Eine ist zweifellos, daß die Willensanspannung und Kraftanstrengung in diesem Lebensgange stets auf ein Ziel hingerichtet waren und durch besonders glückliche äußere Umstände in dieser Richtung ohne tiefer eingreifende Ablenkung beharren konnten. Wäre es überhaupt denkbar, daß auch die glücklichste Entfaltung einer Natur oder — wie Brandes an einer anderen Stelle es ausdrückt — eines „künstlerischen Instinktes“ ohne einen sich durchsetzenden Willen sich vollzäge? Der Essayist sieht das selbst ein, wenn er einige Zeilen weiter unten fortfährt: „... sorglos wie ein Fußwanderer, sein Lied vor sich hinpfeifend, nie sich übereilend, aus jeder Quelle trinkend, stillstehend vor den Sträuchern am Wege, und Blumen wie Beeren pflückend, im Schatten ausruhend und im Schatten wandernd, hat er nach und nach eine Bahn durchschritten, die nur möglich scheint, wenn man das Auge bei athemlosem Marschiren fest auf das Ziel heftet.“

Den Eindruck des mühelosen Ueberwindens aller Schwierigkeiten, sei es, daß sie von außen her herantraten, sei es, daß sie aus dem Gang der inneren Entwicklung erwuchsen, macht in der That das Leben und Schaffen des Dichters, der in dem neuen Buche von sich selbst plaudert. Es liegt wie ein rosiger Hauch glückverheißender Morgenräthe über den Blättern, in denen die Jugendentwicklung geschildert wird, und auch die Erzählung von den Mannesjahren scheint wie vom Lichte eines stets heiteren Tages umstrahlt. In diesem Sinne ist den Worten des dänischen Schriftstellers von der ohne jedes Hemmniß sich entfaltenden, frei waltenden Natur und von dem sorglos durch das Leben schreitenden Wanderer zuzustimmen. Jedoch ist damit noch nicht das Wesentliche erschöpft. Wie wir in dem Begrüßungsartikel ausführten, mit dem wir den 70. Geburtstag des Dichters in diesen Blättern feierten, erscheint uns das Leben und Wirken Heyse's besonders deßhalb so bedeutungsvoll, weil in ihm eine geistige Strömung und ein Bildungsideal zum schönen, geschlossenen, fast vollendeten Ausdruck kommen, die ihren Ursprung in den Gedanken unsrer klassischen, d. h. der Goethe'schen Zeit hatten. Heyse gehört seiner Abstammung und noch mehr seinen Jugendeindrücken nach durchaus jenen feingebildeten, liberal gesinnten bürgerlichen Kreisen an, von deren einen Abzweigung unter anderen kürzlich Marie v. Bunsen, in der hier besprochenen Lebensbeschreibung ihres Vaters Georg v. Bunsen, ein so plastisches Bild entwarf. Aber selbst, wenn nicht ein glücklicher Stern den Dichter beizeiten aus dem Mittelpunkt des heißen politischen und viele der schönsten Bestrebungen abtödtenden Berliner Lebens hinweggeführt und in eine äußerlich weniger bewegte Atmosphäre gestellt hätte, würde er wohl kaum mit in das „Lager der Besiegten“ gedrängt worden sein, von dem jene Schriftstellerin spricht. Ein bedeutendes positives Gegengewicht

[1]) Berlin, Wilhelm Hertz 1900.

[2]) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

gegenüber der Ueberwältigung durch äußere Eindrücke und Einflüsse besaß er ja vor allem in seinem poetischen Schaffensdrange. Durch diesen wurde er auf sich selbst gestellt und zu dem aristokratischen Lebensgenusse befähigt, dessen Wesen wohl zumeist in der freudigen Aufnahme aller die Persönlichkeit hebenden und seiner ausarbeitenden Bildungselemente und in dem geschickten rein instinktiven Abweisen aller von außen sich aufdrängenden Störungen besteht.

So stellen sich uns des Münchener Dichters „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ nicht nur unter dem Gesichtspunkte des rein Persönlichen dar. Sie bilden vielmehr eine schöne und in gewisser Hinsicht wohlthuende Ergänzung zu den mancherlei Lebensbildern, die gerade in der letzten Zeit von Männern, welche die neuhumanistische Bewegung in unserm Geistesleben vertraten, uns gegeben worden sind. Die meisten dieser biographischen oder auch autobiographischen Darstellungen (ich erinnere nur an die von Ludwig Bamberger, Eduard v. Simson, Georg v. Bunsen) fesseln unser Interesse durch das Hereingreifen des großen politischen Lebens in das Einzelleben und durch die Art, wie der Zwiespalt, der zwischen dem still sich bethätigenden Bildungsideal und dem laut nach öffentlicher Gestaltung verlangenden politischen Gedanken besteht, seine Lösung durch die Persönlichkeit findet. Heyse's Buch über sich selbst weiß nichts von solchem Zwiespalt zu berichten. Es ist ein ruhiges, klares Zeugniß von der ungestörten, frei aus sich selbst vor sich gehenden Entwicklung jenes Bildungsideals in einer hochbegabten, glücklichen und von den Umständen begünstigten Natur; es stellt uns das Beispiel eines Lebens vor die Augen, das sich zwar durchaus nicht etwa einsiedlerisch vor der großen öffentlichen Bewegung zurückzieht, aber doch von ihr weder innerliche, noch äußere Anstöße zum Handeln empfängt. Vielmehr vollzieht sich dieses Handeln lediglich auf dem Untergrunde einer nach allen Seiten hin harmonisch ausgestalteten humanistischen Kultur, wie sie nur das durch Goethe beeinflußte Zeitalter besitzen konnte, und unter dem Impulse eines Gestaltungstriebes, der nur in einer ebenso harmonisch angelegten Persönlichkeit zur vollen Bethätigung gelangen konnte. Denn auch keine der einzelnen Grundlagen jener Kultur — weder die Wissenschaft noch die bildenden Künste — hat die Persönlichkeit Heyse's ganz in ihren Bann zu schlagen vermocht, so sehr der Sinn für beide in ihr ausgebildet ist. Ganz gleichmäßig von allen diesen Gebieten empfing der Dichter seine Lebensbildung; die glücklichsten äußeren Umstände vereinigten sich von frühester Zeit an, um ihn an allen diesen Ausstrahlungen der Kultur theilnehmen zu lassen, ohne daß er sich doch je einer derselben, außer der Dichtkunst, ganz gefangen zu geben Anlaß oder Nöthigung gehabt hätte, und sein schaffender Geist konnte Anregungen, die von allen Seiten herkamen, verarbeiten, ohne daß er um ihre Gewinnung sich sonderlich zu bemühen gebraucht hätte. Wir vernehmen deßhalb in Heyse's Buch auch von eigentlichen Bildungskämpfen nichts. Gleichmäßig fließt der Strom seiner Erinnerungen von einem Hafen zum anderen; überall belastete sich sein Lebensschiff mit neuen Bildungsgütern, die befreundete Hände herbeitrugen, und die freudige Aufnahmefähigkeit für das in Fülle Zuströmende schwellte als ein guter Wind die Segel.

Die dankbare und glückliche Stimmung, die solche seltene Betrachtung des Lebensschiffes in jedem Fahrenden hervorrufen muß, schwebt denn auch über Heyse's „Jugenderinnerungen“ in allen ihren Theilen. Wir haben früher schon, als erst einzelne Stücke dieses Buches (in Zeitschriften veröffentlicht) uns vorlagen, den harmonischen Eindruck hervorgehoben, den der Ton der Darstellung, besonders im Kapitel „Mein Elternhaus“ auf uns gemacht hatte. Auch jetzt, bei der zusammenhängenden Lektüre des Buches ist es besonders jene ruhige, glückliche Stimmung in der Schilderung, die uns fesselt. Eigentlich trägt das Ganze mehr den Charakter einer leichten, anmuthig belebten Plauderei, als das Gepräge einer ernsten und nach stetig verlaufendem Faden durchgeführten Erzählung. Ein Zug feiner Selbstironisirung läßt den Verfasser sicher auf der Grenzlinie hinschreiten, die zwischen falscher Bescheidenheit und falschem Selbstgefühl die richtige Mitte hält, und verleiht dem Stil zugleich jene zarte humorvolle Färbung, ohne die keine Selbstbiographie eigentlich sein sollte. Damit verbindet sich, wenigstens in den vier ersten Theilen („Mein Elternhaus“; „Berliner Lehrjahre“; „Bonner Studien“; „Ein Jahr in Italien“) eine große Milde in der Beurtheilung der geschilderten Persönlichkeiten; es ist, als ob ein einziges großes Dankgefühl gegen Alle, die ihm in jener schönen Jugendzeit auf seinem Lebenswege begegneten, des Verfassers Herz während des Zurückdenkens durchströmt hätte. Erst in der Darstellung der Münchener Jahre gewinnt der Ton an Schärfe; es waren in mancher Hinsicht ja Kampfesjahre für den Dichter, dem bis dahin das Leben ohne Kampf geblüht hatte, und die mancherlei Reibungen an den Persönlichkeiten wie an den Verhältnissen haben in dem umfangreichen Kapitel „König Max und das alte München“ ihre Spuren zurückgelassen, so sehr der Verfasser auch sichtlich bemüht ist, beiden, den Personen wie den Dingen, in der Erinnerung gerecht zu werden. Nur denen, die jene Jahre in München miterlebt haben, steht das Recht zu, darüber zu urtheilen, ob Heyse in diesem Bemühen stets das Richtige getroffen hat. Wir haben nur von dem allgemeinen Eindruck zu reden, den dieser Haupttheil des Buches in dem unbefangenen Leser hinterläßt. Das Gefühl, daß hier die Darstellung nicht von der sonnigen und glücklichen Heiterkeit erfüllt ist, die in den ersten vier Theilen uns umstrahlt, wird sicher Jeden sofort beschleichen, wenn auch die große Wärme im Tone, mit der das Bild des Königs Max herausgearbeitet ist, ihre Wirkung nicht verfehlen kann.

Heyse bricht seine „Jugenderinnerungen“ mit des Königs Tod ab und führt nur in dem ersten Theil der „Bekenntnisse“ („Aus dem Leben“) noch mit einigen Strichen die Zeichnung seines äußeren Lebensganges weiter aus. Wir lernen hier die Bilder seiner beiden Gattinnen und seiner Kinder, von ihm mit liebevoller, zarter Hand gezeichnet, kennen, und erfahren die erschütternde Tragödie, die die letzten an seiner Seite lebenden Angehörigen der Familie Kugler dahinraffte. In all dem Leid, das über den Dichter durch den Tod seiner ersten Gattin und mehrerer hoffnungsvoller Kinder hereinbrach, nahm er seine Zuflucht zu der alten Trösterin, der Muse, und seine dichterischen „Todtenklagen“ sind wohl das Schönste, weil das am meisten Erlebte, unter seinen lyrischen Schöpfungen. „Die guten Mächte aber, die meines Lebens walteten, hatten es freundlicher mit mir vor,“ so leitet er uns aus dem Abschnitt, der von dem Tode seiner ersten Frau handelt, in das anmuthig und frisch geschriebene Kapitel über, in dem er die Brautwerbung um die Treffliche schildert, die noch jetzt an seiner Seite waltet. Diese Worte sind bezeichnend für das ganze Buch. Es ist ein schönes Ineinanderklingen von glücklicher Naturanlage und glücklichen Lebensumständen, in das wir auf diesen Blättern eingeführt werden; alles Gräm-

liche und Unfreundliche und Kleinliche, das sonst ein Menschenleben beschattet, erscheint hier vor einem großen Glücksgefühl hinabgesunken, und wenn auch das Unwahrscheinliche eintreten sollte, daß dieses Dichters Lebenswerk nicht bestände, so wird doch sicher die Kunde von dem schönen Ereignisse, daß wenigstens e i n Gottbegnadeter im 19. Jahrhundert das Bildungsideal eines Goethe voll und harmonisch ausleben durfte, auf die Nachwelt gelangen.

Der Eindruck des Freien und Frohen, den uns, als Ganzes betrachtet, Heyse's Buch über sich selbst hinterläßt, wird uns auch, wenn wir uns in die „Gesammelten Dichtungen“ von W i l h e l m H e r t z vertiefen. Auch hier liegt über dem Ganzen der Zauber einer fröhlich empfangenden und fröhlich schaffenden Dichternatur wie ein feiner Duft ausgebreitet, und es thut ordentlich wohl nach allem Gequälten und Ueberkünstelten der neuesten Paeterei, nach der Problemhascherei und gezierten psychologischen „Spitzenklöppelei“ der Tagesliteratur sich wieder einmal von dem elementaren Hauch einer fest in sich gegründeten Dichterseele anwehen zu lassen. Wie Heyse hat auch Wilhelm Hertz etwas Sicheres und Heiteres in seinem Wesen wie in seinem Schaffen. Die schöne Naturgabe eines auf harmonische Ausgestaltung der Persönlichkeit hindrängenden Sinnes wurde auch bei ihm durch eine ganz besondere Aufnahmefähigkeit für die aus allen Gebieten unsrer Kultur ihm zuströmenden Wissensschätze genährt und veredelt, und die feinste Blüthe aller humanistischen Bildung, eine freie, alles Unwesentliche und Kleinliche mit souveräner Sicherheit beiseite schiebende Gesinnung, entsproß unter dem Einflusse eines starken Temperamentes aus diesem Nährboden der umfassendsten und innerlich trefflich verarbeiteten Kenntnisse. Unsre heutige schnellfertige Literatur hat keine hohe Meinung mehr von dem Einfluß der Bildung auf die Dichtung, weil sie von einer wirklich in Fleisch und Blut übergegangenen humanistischen Kultur, wie Goethe sie wollte, nichts mehr weiß. Gerade an einem Dichter wie Wilhelm Hertz sollte sie lernen, daß Wissen, wenn es nur recht verdaut ist, keineswegs das dichterische Empfinden tödtet, daß im Gegentheil die ursprüngliche poetische Anlage, auch wenn sie durch die Richtung der wissenschaftlichen Arbeit lediglich zur Bethätigung auf enger umgrenzten Gebieten geführt wird, eine nicht zu unterschätzende Kräftigung durch jene Arbeit erfährt.

Der Sohn des sangesfrohen Schwabens, Wilhelm Hertz, hat mit dem Berliner Kinde, Paul Heyse, auch die dichterische Frühreife gemein, die auf eine ausgesprochene Begabung stets deutlich hinweist. Und wie dieser findet er die Töne zu seinen ersten Liedern unter dem Einflusse der Ramantik. Schon als Siebzehnjähriger hat Hertz einige Lieder gesungen, die er jetzt noch der Aufnahme in die einen Theil seines Lebenswerkes zusammenfassende Sammlung mit Recht für werth gehalten. Aber wie bald machen die romantischen Klänge van verlassener Liebe, vom Waldfräulein und van der schwermuthvallen Einkehr „in der Schenk' beim grünen Anger“ den lebensfreudigen, sinnlichwarmen und formvollendeten Gedichten Platz, die seiner ersten (von keinem Geringeren als Hebbel, dem Verleger Campe in Hamburg zur Herausgabe empfahlenen) Sammlung das besondere Gepräge gaben. Den Lebensinhalt, der zum Schaffen solcher Kunstwerke unerläßlich nothwendig ist und den Heyse in seiner an bedeutenden Persönlichkeiten so reichen Umgebung auf sarglaser Wanderschaft durch's bewegte Jugendleben gleichsam spielend gewann, eroberte sich der junge Schwabe durch emsige wissenschaftliche Arbeit auf der Hochschule in Tübingen und später in den Bibliotheken Frankreichs und Englands. Dort tauchen die Gestalten aus der germanischen und romanischen mittelalterlichen Welt vor seinem geistigen Auge auf, die seitdem seinem dichterischen Schaffen eine ausgeprägte Richtung geben sollten. Und wenn auch der Lyriker in ihm nicht ganz verstummte — im Gegentheil, die prächtigsten lyrischen Gaben streute der Dichter durch sein ganzes Leben hier und dort mit freigebiger Hand aus—, so gewann doch der Epiker die Oberhand, der die mittelalterlichen Stoffe durch geistreiche und graziöse Wiedergabe für uns neu belebte. Die Befruchtung, die das dichterische Lebenswerk von Wilhelm Hertz durch die gründliche wissenschaftliche Arbeit erfahren, läßt sich in keiner der epischen Dichtungen, die er uns schenkte, verkennen. Aber nur dem von Natur aus Empfänglichen konnte eine solche dichterische Bereicherung durch die wissenschaftliche Farschung zutheil werden; nur die Gabe des sicheren kongenialen Empfindens kannte den Sagen- und Literaturforscher die Lust einflößen, das Geschaute in seiner Sprache plastisch wiederzugeben. Diese Sprache ist aber in jeder der Neudichtungen, ja in jeder der Nachdichtungen, zu denen sich Hertz durch seine wissenschaftliche Thätigkeit angeregt fühlte, die eines alle Regungen des menschlichen Herzens vall empfindenden Dichters. Sie schlägt alle Töne an, die je einem Dichtermunde zu Gebote standen, sie kann uns ebenso mit dem Zauber schalkhaften Humors umweben, wie durch die Wucht einer erschütternden Tragik erheben. Trotz der Selbstbeschränkung auf ein bestimmtes Gebiet der Poesie, die sich der Dichter auferlegte, zeigt er sich uns in einer Mannichfaltigkeit sondergleichen und kein Gebiet unsrer Seele bleibt von seinem Zauberstabe unberührt.

Neben einer Auswahl aus seiner Lyrik, die Vielen gänzlich Unbekanntes — und wie viel Schönes und Feines ist darunter! — bringen wird, hat Hertz in diese Sammlung, die eine Schaffensperiode von nahezu 50 Jahren umfaßt, seine Balladen und Romanzen und die epischen Dichtungen „Lanzelot und Ginevra“ (aus dem Jahre 1859) „Hugdietrichs Brautfahrt“ (1860), „Heinrich von Schwaben“ (1865), „Bruder Rausch“ (1881) aufgenommen. Einige kleinere Uebersetzungen aus dem Altsächsischen und Altenglischen sind diesen Eigendichtungen angefügt. Der umfangreiche Band bringt also nichts, was bisher unveröffentlicht gewesen wäre. Aber doch war diese Sammlung eine Nothwendigkeit, denn die einzelnen Stücke derselben waren bisher allzusehr in Einzelausgaben oder auch, so besanders das Lyrische, in nur schwer zugänglichen anderen Sammlungen verstreut, und der Dichter hat seinen Freunden eine wahrhafte Wahlthat damit erwiesen, daß er ihnen nun auch seine prächtigen kleinen Dichtungen in so schön zusammengefaßter und handlicher Weise darbietet. Jedoch auch abgesehen von diesem rein praktischen Gesichtspunkte müssen wir die Zusammenfassung als die Erfüllung einer literarischen Nothwendigkeit aufs freudigste begrüßen. Es war an der Zeit, daß der Gegenwart wieder einmal das Schaffen dieses Mannes einheitlich und eindrücklich vor die Augen geführt wurde, der einen ersten Platz in der deutschen Dichtung unbedingt beanspruchen kann. Wie wir oben hervorhoben, ist die Mannichfaltigkeit seines dichterischen Ausdrucksvermögens sa bedeutend, daß man ihn nicht durch die oberflächliche Einregistrirung in die Sippe der Epiker von dem Schauplatz des aktuellen literarischen Interesses so ohne weiteres hinwegzuschieben wagen dürfte. Es lese doch ein in poetischen Farbensymphonien schwelgender „Moderner“ ein-

mal den neunten Gesang aus „Lanzelot und Ginevra“ und sage dann offen, ob ein Gemälde von so düsterer Gewalt und farbenprächtiger Großartigkeit je in der neuesten Literatur wieder gemalt worden ist. Oder man weise uns ein Gedicht von der heiteren Anmuth auf, die in der Kaisersage „Heinrich von Schwaben“ webt und lebt. Und wo bleibt gar in den Erzeugnissen der Neuesten der schalkhafte Humor, der aus diesen kleinen Epen auf Schritt und Tritt uns entgegenleuchtet? O, wenn sie ihn doch erst wiederfänden, die mit den tiefsten Problemen sich mühevoll abquälenden Dichterlinge unsrer Tage, ihn, diesen leuchtenden, feinen Humor, der über den Dingen schwebt! Die deutsche Volksseele, an der jetzt durch psychologische Subtilisirungen so arg herumgezerrt wird, würde wieder froh aufathmen! Freilich gehören zu seiner Wiedergabe Dichter, die wirklich innerlich etwas erlebt haben, die auch persönlich über den Dingen schweben, weil sie einen großen Bildungsstoff nicht nur flüchtig berührt, sondern tief in sich verarbeitet haben. Ein solcher Dichter ist aber Wilhelm Hertz. Nicht allein wie ein erhabenes Monument einer leider, wie es scheint, in der Auflösung begriffenen Bildungsperiode dürfte sein Werk in die Gegenwart hineinragen, sondern ein Beispiel und eine fortwährende Anregung müßte es bieten für die ernsthaft nach literarischer Vervollkommnung Strebenden. Und nicht nur wegen der kaum von einem anderen unsrer zeitgenössischen Dichter erreichten Vollkommenheit und Schönheit der äußeren Ausdrucksmittel, sondern vor allem wegen der Feinheit, Tiefe und Ueberlegenheit der dichterischen Empfindung, die sich in jedem einzelnen Theile dieses Werkes ausspricht. Dem Dichter muß die Gegenwart deßhalb doppelt dankbar dafür sein, daß er ihr durch die vorliegende Sammlung den Zugang zu einigen der schönsten Kapitel aus seinem großen Lebenswerke erleichtert, zum Theil sogar erst wieder erschlossen hat. O. B.

Ravello.

Von Ad. Holm.

(Schluß.)

V.

Ueber Amalfi, das ja so sehr bekannt ist, möchte ich jetzt nicht mehr sprechen; es ist weiter hinter seiner großen Vergangenheit zurückgeblieben, als manche andere einst berühmte Stadt. In Bezug auf den Handel fängt jetzt sogar Majori an, ihm Konkurrenz zu machen, wie denn in der That die Lage dieser Stadt eine verhältnißmäßig viel günstigere ist. Ich möchte dagegen noch einige Worte über Ravello sagen, das materiell allerdings noch mehr zurückgekommen ist als Amalfi, jedoch, zumal für die Kunstgeschichte, noch immer ein großes Interesse hat. Schon die Lage hat etwas höchst besonderes; ich habe sie oben schon im allgemeinen geschildert. Man übersieht sie weniger leicht, wenn man in der Stadt ist, als wenn man sie von einiger Entfernung betrachtet, am besten von dem gegenüberliegenden Scala, das selbst manche interessanten Punkte bietet, landschaftlich und kunstgeschichtlich. Da sieht man, wie lang sich Ravello hinzieht, und wie es eigentlich uneinnehmbar war für mittelalterliche Kriegsmittel, wenn nur die Einwohner ordentlich Wacht hielten. Der jetzige Fahrweg ist ja erst wenige Jahre alt; er hat künstlich gebahnt werden müssen und durchschneidet alte Gebäude; der alte Fuß- und Reitweg ging auf Stufen in die Höhe. Von Scala aus sieht man, wie Ravello im Norden mit dem Kastell anfing, das jetzt außerhalb der Stadt liegt. Dann kommt weiter rechts eine Vertiefung, welche die Piazza mit einem durch sonderbare Thierfiguren gezierten Brunnen trägt, und hierauf eine steile Erhöhung, welche über die Piazza hervorragt. Das ist ein prächtiger Punkt: der Garten und das Belvedere des Palastes der Familie d'Afflitta, einer der vornehmsten Familien der Stadt, ein Punkt, von welchem man eine herrliche Aussicht über die Berge, die Thäler und das Meer hat. Dann kommt die Gegend des hochgelegenen Vescovado und der davor nach Westen tiefer gelegenen Kathedrale. Neben dieser und dem Vescovado, tiefer als letzteres, aber in gleicher Höhe wie die Kathedrale, liegt der Palast Rufolo. Dann kommen wieder auf der Höhe andere kirchliche Gebäude; das ehemalige Mönchskloster St. Antonio und das Nonnenkloster S. Chiara, vor welchem man eine reizende Aussicht in das Thal des Dragone und nach dem Meere zu hat. Die Stadt Amalfi bleibt unsichtbar, aber in der Ferne sieht man hoch oben auf dem Berge Agerola liegen, das auch noch zum Herzogthum Amalfi gehörte. Endlich kommt die Villa Cembrone mit herrlichem Blick auf die Küste und das Meer. Zwischen den genannten Gebäuden, zu denen noch einige Kirchen kommen, stehen Privathäuser in geringer Zahl, im Grün der Gärten versteckt. Wer wollte auch, wenn er nicht muß, dort oben wohnen, wo keine Industrie, kein Handel, wo nicht einmal ein Postbureau ist, und nur einmal am Tage Briefe und Pakete von Minori geholt und nach Minori gebracht werden! Die industriellen Bewohner des Ortes haben sich weiter unten nach Minori zu angesiedelt, in der alten Vorstadt Ravello's, Torello, die malerisch am Abhang im Grünen liegt. Wäre nicht in Ravello der Palast Rufolo, dessen Besitzer, Hr. Reid, ihn einen großen Theil des Jahres bewohnt und der dafür sorgt, daß der Ort alle Vortheile genießt, die ein wohlhabender und wohlthätiger Mann seinem Wohnort gewähren und verschaffen kann — die Fahrstraße wäre z. B. ohne seine thätige Beihülfe nicht zustande gekommen — so könnte ein Fremder dort nicht einen Tag ohne Entbehrungen leben, denn auch die Pension Palumbo gedeiht nur auf einem Hrn. Reid gehörigen Boden; er ist Besitzer des alten Vescovado und hat seine Vermiethung Hrn. und Frau Palumbo, einer deutschen Schweizerin, gestattet. So ist denn Ravello ein Ort geworden, an welchem sich dank diesen Beiden und dem von Hrn. Palumbo gemachten Episcopiowein sehr gut leben läßt. Wer die Geschichte von Amalfi und Ravello studiren will, findet in dem kleinen Salon des Hauses, von dem man eine entzückende Aussicht über das Thal von Minori, über das Meer, wo nicht selten englische und amerikanische Dampfer liegen, um Landesprodukte zu laden, und über die Küste genießt, auch die zwei Bände der Geschichte Amalfi's des gelehrten alten Cavaliere Matteo Camera, die alles enthalten, was man über diese Gegend weiß.

Bekanntlich aber ist Ravello nicht bloß seiner unvergleichlichen Lage wegen berühmt, sondern auch wegen seiner Schätze mittelalterlicher Kunst. Zunächst haben wir Denkmäler der altchristlichen Kunst. Das älteste Werk sind die Bronzethüren des Domes. Es war im Mittelalter gebräuchlich, die ehernen Thüren der Kirchen mit plastischem Schmuck zu verzieren. Solche eherne Thorflügel befinden sich an mehreren Orten Deutschlands aus der Zeit des romanischen Stils: so in Aachen, in Mainz, in Hildesheim (von dem kunstreichen Bischof Bernward, 1015), in Augsburg, endlich auch in Nowgorod in Rußland. Diese Kunstübung stammte aus Konstantinopel und in Italien finden wir sie noch besonders in Gegenden, welche einst mit Konstantinopel in Beziehung standen, zumal in Sicilien und in Unteritalien. Von

den sicilischen sind vor allem die der Kathedrale von Monreale bei Palermo berühmt, in Unteritalien die von Amalfi, welche der oben erwähnte Pantaleon um 1066 schenkte, und die der Kathedrale von Ravello, 1176 von einem Künstler aus Trani gefertigt. Es sind 54 Felder auf jedem Flügel, welche mit figürlichen Darstellungen geschmückt sind, aus der Bibel und der Legende, durch schöne Arabesken getrennt. Die beiden Flügel enthalten dieselben Darstellungen.

Das zweite Denkmal altchristlicher Kunst sind die beiden Kanzeln im Innern des Domes. Es war bekanntlich im früheren Mittelalter nicht gebräuchlich, eine einzige Kanzel für die Predigt in der Kirche zu haben, da die Predigt keine wesentliche Bedeutung hatte; es gab deren zwei, von denen die eine, an der Nordseite befindliche, für die Verlesung des Evangeliums, die andere an der Südseite für die der Epistel bestimmt war. Eigentliche Predigtkanzeln kamen erst seit dem 13. Jahrhundert auf, wo der Predigerorden, der Orden der Dominikaner, entstand. Die Ambonen — so nannte man jene ursprünglichen Kanzeln — wurden nun im 11. und 12. Jahrhundert in der Weise geschmückt, daß man sie mit buntem Marmor oder Glas in verschiedenen Mustern, besonders gern in gewundenen Linien, auslegte, ein nicht über die Fläche hervorragender Schmuck, den man auch beim Fußboden verwandte. Solche Arbeiten wurden in Rom im 12. Jahrhundert besonders von der Familie der Cosmaten gefertigt. In Unteritalien ist das Schönste in dieser Art wohl im Dom zu Salerno, der im übrigen sehr modernisirt worden ist, vorhanden. In dieser Weise sind auch die beiden Ambonen in der Kathedrale von Ravello geziert; freilich sind sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, wohl nicht einmal an ihrer ursprünglichen Stelle erhalten. Es ist nämlich im Jahre 1786 der Dom modernisirt worden und man kann sich nur freuen, daß man damals nicht hier, wie man es leider nur zu oft machte, alles Alte entfernt hat. Man hat die Ambonen offenbar von ihrem ursprünglichen Platz entfernt, auseinander genommen und schlecht wieder zusammengesetzt. Aber trotzdem machen sie noch einen glänzenden Eindruck, besonders der große, der auf der Südseite steht. Und dieser Ambo zeichnet sich nicht bloß durch die Mosaikarbeit aus. Sechs spiralförmige Säulen tragen die Kanzel; sie ruhen nach altchristlichem Gebrauch auf Löwen. Während nun solche Löwen gewöhnlich sehr stilisirt, d. h. unnatürlich gehalten sind, sind die von Ravello außerordentlich mannichfaltig und naturwahr. Das Lesebrett wird von einem Adler aus schwarzem Basalt getragen. Die Kanzel ist nach einer Inschrift auf Bestellung des Niccolo Rufolo vom Meister Bartolomaeus de Fogio 1272 gearbeitet worden. Aehnlich mit Mosaikschmuck versehen befinden sich in der Kathedrale noch: der andere Ambo für das Evangelium, kleiner, was nicht dem Herkommen entspricht — offenbar ist alles im Laufe der Zeit umgeändert worden —, der Bischofstuhl und zwei Kandelaber; man nannte sie Osterleuchter, weil die darauf angebrachten Kerzen vor Ostern geweiht zu werden pflegten. Die dritte große Merkwürdigkeit von Ravello ist der Palast Rufolo, jetzt von der Familie Reid bewohnt. Es ist ein höchst eigenthümlicher Ueberrest des Mittelalters, dessen ursprüngliche Gestalt nicht leicht zu errathen ist. Daß er von ungeheurer Ausdehnung war und sich in mehreren Stockwerken erhob, sieht man; ein großer Theil des jetzigen Gartens ist auf den gewölbten Gemächern des Palastes angelegt, welche sich in zwei Stockwerken hintereinander erheben, wozu dann noch das von dem jetzigen Besitzer bewohnte Stockwerk als drittes kommt. Von unten gesehen, gibt das eine kolossale Terrassenanlage, welche mit Gartenbeeten, Treppen, Laubgängen und schönen Baumpflanzungen geschmückt ist. Unter den Bäumen, deren hohe Kronen Hunderten von Vögeln Obdach geben — ein für Italien höchst seltener Fall — ist eine Tanne aus dem Himalaja, welche in einer Reisetasche vor etwa 40 Jahren über Schottland nach Ravello gebracht, dort eingepflanzt worden und jetzt haushoch gewachsen ist, was den besten Beweis von der Milde des Klimas von Ravello gibt. Eigenthümlich schön sind außer einer großen und einigen kleineren Hallen in dem bewohnten Theil des Palastes zwei hohe Thürme, von denen einer einen kleinen Hof mit offenen Galerien enthält, in unmittelbarer Nähe des Hauses, ein anderer, isolirt, sich 100 Fuß erhebt und endlich noch zwei Kuppelgebäude; das eine steht mit eingefallener Kuppel im Garten, das andere dient als Thorthurm. Die innere Bogengalerie des einen Thurmes und das Innere der Kuppel des Thorthurmes sind höchst malerisch. Die Architektur des Palastes ist eine ganz besondere. Man hat sie als maurisch bezeichnet; das ist aber nicht so zu verstehen, als ob die Architektur oder die Verzierungen große Aehnlichkeit hätten mit irgendwelchen Bauwerken in Spanien, Sicilien oder Afrika. Das ist nicht der Fall; die Alhambra in Granada, die Zisa in Palermo sind ganz anders gebaut und verziert. Das Gebäude selbst hat wesentlich normännischen Charakter und die Verzierungen finden sich zum Theil ähnlich an Gebäuden in Unteritalien, Venedig und Spanien wieder, aber auch nicht genau so. Es ist eben etwas ganz besonderes, was beweist, daß die Bewohner von Ravello mit aller Welt in Verbindung standen und überall Vorbilder für ihre Kunst suchten. Wer also nach den Reisehandbüchern glaubte, wenn er nicht nach Sicilien kommen kann, in Ravello einen Begriff von maurischer Architektur bekommen zu können, würde sehr irregeführt werden. Der Palast Rufolo entschädigt nicht für die Zisa. Das Wunderbarste hat Gregorovius über diesen Palast verbreitet. Er sagt in seinen Siciliana S. 85: „Der schöne Palast ist eine kleine Alhambra, ein prächtiges Gebäude von mehr als 300 Gemächern in drei Etagen, die alle von maresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert und haben ganz den sicilisch-arabischen Charakter." Das wäre nicht eine kleine, sondern eine vergrößerte Alhambra! Außer dem von mir Angegebenen ist nichts vorhanden, was sichtbar wäre, abgesehen von einigen Gewölben, welche die Terrassen tragen, und in denen noch hier und da Spuren von Verzierungen zu sehen sind. Sie sind aber niemals ausgegraben worden und Niemand weiß, was noch in der Erde steckt; schwerlich aber alle die Herrlichkeiten, von denen Gregorovius redet. Wenn freilich der Palast einem reichen Staat gehörte, würde er wahrscheinlich ausgegraben und sein Grundriß klargelegt werden, dann müßten aber Blumenbeete, Laubgänge und Riesenbäume fallen und statt des herrlichen Gartens, der jetzt selbst dem flüchtig Reisenden eine schöne halbe Stunde der Anwesenheit und eine ewig schöne Erinnerung gewährt, würde die Kunstgelehrsamkeit um verschiedene Abhandlungen mit Grund- und Aufrissen bereichert sein und wir im besten Fall statt einer Prachtanlage ein Prachtwerk in Folio haben. Der Besitzer ist nicht geneigt, zur Bereicherung der Wissenschaft aus dem Paradies eine Wüste zu machen; man wird ihm darin nicht unrecht geben.

Der Palast gehörte der Familie Rufolo, einer der ersten Familien von Ravello, welche besonders unter Karl von Anjou eine hohe Stufe des Glanzes erreichte, dann aber schnell sank. Die Lage ist insofern ganz eigenthüm-

lich, als unter dem Palast hindurch der kürzeste Weg von Ravello nach Minori führt, der noch immer im Gebrauch ist. Die Rufolo hatten also einen der Hauptzugänge der Stadt überbauen dürfen; sie beherrschten ihn somit, ein Beweis ihrer höchst angesehenen Stellung. Der Bau des Palastes, der mit seinen terrassenförmig aufsteigenden Gemächern eine Vertiefung des Stadtbodens ausfüllte, muß große Summen verschlungen haben. Er wird vollendet worden sein, als die Rufolo unter Karl von Anjou auf der Höhe ihres Reichthums standen. Sie waren große Kaufleute, hatten Häuser und Geschäfte in Trani und Barletta, pachteten Zölle und trieben Kornhandel mit Aegypten, nicht nur für eigene Rechnung, sondern auch für die von König Karl. Aber sie erregten Neid und Haß bei Vielen und als im Jahre 1283 König Karl anderswo beschäftigt und sein Sohn Regent war, erging eine schwere Verfolgung über die Familie Rufolo und die ihnen nahe verwandte Familie della Marra. Es wurde ihnen die Schuld gegeben an allem, wodurch sich Karl verhaßt gemacht hatte. „Sie“ — sagt in einer Urkunde Karl II. — „waren es, welche am Hofe unsres Herrn Vaters alles Böse anstifteten; sie riethen täglich zu allen Arten von Erpressungen. Sie haben alle Wege ausgedacht, durch welche die Insel Sicilien von der Treue abwendig wurde.“ Sicilien hatte sich bekanntlich 1282 in der berühmten Vesper empört, und man sieht, daß die Anjou's sich sofort bewußt waren, daß ihre schlechte Regierung daran schuld gewesen war. Nun mußte ein Sündenbock gefunden werden und das wurden die Rufolo, weil sie eben reich waren und man ihnen etwas abpressen konnte. Sie wurden eingekerkert; das Aktenstück citirt die Worte des Buches Hiob Kap. 20, daß der Ungerechte die Reichthümer, die er verschluckt hat, wieder ausspeien und Gott sie aus seinem Bauch stoßen wird. Sie kamen noch zweimal wieder zu Macht und Ehren und sanken zweimal wieder. Lorenzo Rufolo wurde Seeräuber und starb 1291 als Gefangener in einem Kastell in Calabrien. Die Familie kam mehr und mehr herunter; der Palast wurde getheilt und es kam ein Theil an die Familie Confalone, ein anderer an die Familie Muscettola, welche den Titel Fürsten von Leporano hatte. Niemand wollte mehr für die Erhaltung sorgen, statt der Eigenthümer bewohnten ihn die Verwalter, denen zuletzt sogar der Besitz überlassen wurde, wohl an Zahlungsstatt für die gehabte Bemühung. Von diesen, der Familie d'Afflitto, kaufte ihn Hr. Reid. Wenn man sich vorstellt, wie der Palast im Jahre 1847 aussehen mußte, als Hr. Reid ihn kaufte, etwa wie der Palast della Marra, durch den die nach Ravello hinaufführende Fahrstraße gebrochen ist, so empfindet man ein Gefühl der Dankbarkeit für den Schöpfer eines so schönen Ganzen, wie Palast und Garten jetzt sind. Beide enthalten noch manche Ueberreste des Alterthums und des Mittelalters, die in der Gegend gefunden worden sind, z. B. die auf Löwen ruhenden Säulen der verfallenen Kirche St. Eustachio von Pantono in Scala.

Das letzte bemerkenswerthe Kunstwerk in Ravello ist ein weiblicher Kopf oder Büste aus Marmor, der über dem Eingang der Treppe angebracht ist, welche zu dem großen Ambo in der Kathedrale hinaufführt. Sie ist sehr schön und erinnert merkwürdigerweise in dem Charakter des Gesichtes durchaus an die Leistungen des Pisaners Nicolo, welcher gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Pisa die Skulptur von dem mittelalterlichen Stil entfernte und durch Nachahmung antiker Skulpturwerke, besonders an Sarkophagen die Renaissance einleitete. Seitdem hat in Italien das Studium der Antike nicht mehr aufgehört. Nun hat man schon oft gefragt, wie denn gerade damals ein Pisaner darauf gekommen sei, in einem so ganz von mittelalterlicher Kunst durchdrungenen Land wie Toscana die alte Kunst zu erneuern, und hat gedacht, er könne vielleicht aus Unteritalien, wo unter anderem Friedrich II. Goldmünzen geprägt hat, welche sich ganz an antike Kunst anschließen, beeinflußt sein. Nicolo's Vater wird nämlich Petrus von Apulia genannt. Da tritt denn nun der Marmorkopf von Ravello in eine nicht unwichtige Stellung. Wir haben in einem Ort, der voll von Beziehungen zu Konstantinopel ist, ein Werk, das vollkommen den Schöpfungen von Nicolo Pisano ähnlich ist, und die Kanzel, an der es sich befindet, ist nach der Inschrift von Bartolomaeus de Fogia errichtet. Foggia ist aber eine der Hauptstädte Apuliens. So haben denn Manche gemeint, auf diese Weise die Herkunft der modernen italienischen und damit überhaupt der modernen Skulptur durch unsern Kopf auf Apulien zurückführen zu können. Andere haben entschieden widersprochen. Die Grundlage des Streites ist aber nicht einmal sicher. Denn Niemand kann beweisen, daß die Büste von Ravello aus dem Jahre 1272 stammt, in welchem die Kanzel errichtet wurde. Diese ist ja durchaus nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustand. Sicher ist also nur so viel, daß wir in Ravello ein Kunstwerk haben, das, an sich sehr schön, zu den schwierigsten Fragen der modernen Kunstgeschichte Anregung gegeben hat. Im Jahre 1540 stand die Büste schon an der Kanzel; damals verlangte sie der berühmte Vizekönig Don Pedro di Toledo. Man konnte ihm nichts abschlagen; er bekam das schöne Werk. Aber das Jammern der Ravellesen, scheint es, rührte ihn, er gab die Büste wieder heraus.

Es ließe sich noch viel über Ravello sagen, aber ich muß schließen. Doch muß ich noch auf einen Punkt zurückkommen, welcher auf die ältere Geschichte der Stadt und des Herzogthums Amalfi einiges Licht wirft, und bisher nicht beachtet worden ist. Der in allen Dingen seiner Heimath so sehr bewanderte Cav. Camera von Amalfi hat die Bemerkung gemacht, daß in diesem Herzogthum nicht selten uralte Linden neben den chiese campestri stehen. Das ist nicht romanisch oder römisch, das ist deutsch und speziell altsächsisch. Die Linde ist der altsächsische Gerichtsbaum und der Göttin Berhta, welche oft der Mario gleichgesetzt wurde, heilig; die Berhta wird mitunter geradezu die „Frau von der Linde“ genannt. Es haben sich also Sachsen, vielleicht Langobarden, in der Gegend von Amalfi heimisch gemacht, und die gewaltige Linde neben der Kathedrale von Ravello ist die Nachfolgerin einer anderen, die vielleicht vor 1300 Jahren von einem Mann aus der Gegend von Lüneburg gepflanzt worden ist. Die zweite altsächsische Spur ist der Frauenname Sigilgaita, der in Ravello in den vornehmen Familien, z. B. in der der Rufolo, vorkommt. Das ist, wie Jeder sieht, ein deutsch klingender Name, der sich so erklärt. Goito ist ein langobardisches Wort, das Speer, Spitze, Pfeil bedeutet, Sigit ist der sächsische Name der Rune S und bedeutet Sonne; Sigilgaita heißt also Sonnenstrahl, gewiß ein hübsches Wort, um eine Frau zu bezeichnen. Die schöne Linde auf dem Kirchplatz von Ravello ruft in uns heimathliche Erinnerungen wach, der Name Sigilgaita bestätigt sie; es sind zwei geistige Sonnenstrahlen, die in das Land fallen, das an Sonnenschein so reich ist, und die dasselbe für uns Deutsche mit neuem Reiz umgeben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ueberflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen. Betrachtungen aus deutscher Weltanschauung von **Otto v. Leixner.** Berlin, Verlag von Otto Janke. — In der ansehnlichen Zahl der Geist und Gemüth erhebenden Schriften, womit uns Otto v. Leixner, der geistvolle Dichter und Denker, in unablässigem Schaffen beschenkt hat, bildet das vorliegende Buch eine seiner hervorragendsten Schöpfungen. Ausgehend von einer im satirischen Ton gehaltenen Einleitung, in welcher die Verirrungen des heutigen Geschmacks, namentlich in Kunst und Literatur, aber auch in den sonstigen sozialen Lebensäußerungen unsres Volkes auf das Ergötzlichste gekennzeichnet wird, wendet sich der Verfasser in den späteren Kapiteln im Ton des heiligsten Ernstes den wichtigsten Zeitfragen auf den höchsten Gebieten zu, um zuletzt mit sicherer Hand in lichtvoller Darstellung die Grundzüge einer deutschen Ethik zu entwerfen, wobei er das religiöse Gebiet als überzeugter, aber an die Glaubenssätze keiner bestimmten Konfession sich bindender Christ betritt und seiner vom allgemein christlichen Standpunkt aus vollkommen zu billigenden Ueberzeugung beredten Ausdruck gibt. Daß er damit aber nur die Gedankenbeichte eines Einzelnen und kein Andere zur Nachfolge aufrufendes Bekenntniß ablegen will, also nicht reformirend zu wirken sich vorgesetzt hat, spricht sich schon im skeptischen Titel seines zu tieferen Betrachtungen Jedermann anregenden Buches aus. M. G.

r. **Phantasien eines Realisten.** Von **Lynkeus.** Leipzig, Carl Reißner, 2. Aufl. — In dieser Zeit, in der sich trotz aller Gleichheitsbestrebungen so viel Knechtssinn offenbart, und trotz der Kühnheit, mit der Einzelne den Schleier der Welträtsel zu heben sich mühen, Indolenz, Vorurtheile und überlieferte Thorheiten zahllos ins neue Jahrhundert hinübergerettet werden, wird das Buch eines Mannes, der seinen geistigen Stammbaum auf Voltaire zurückführen könnte, Manchem deßhalb unzeitgemäß erscheinen; aber aus eben demselben Grunde möchten wir meinen, daß ein solches Buch eine Aktualität besitzt, die nicht mit dem Tage kommt und schwindet, daß es mit berufen ist, zu lehren, die Menschen zu bessern und zu belehren. Was uns unter dem wenig bezeichnenden und farblosen Titel „Phantasien eines Realisten“ geboten wird, ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Lebensbuch, in dem der anbekannte Verfasser die Bilanz der abgeklärten Gedankenarbeit eines Lebens zieht und an seiner Erkenntniß und Herzensreinheit sich Alle erwärmen und erheben läßt, die mit Unbefangenheit und offenem Sinn durchs Leben gehen. Für den Autor, dem nichts menschliches fremd ist, gibt es kein Vorurtheil; auch nicht in dem Sinne, daß er etwa in pietätvollem Autoritätsglauben Urtheile Anderer ohne Nachprüfung übernehme. Alle Zusammenhänge des Lebens legt er bloß, sucht der sozialen Verhältnisse letzte Gründe zu erforschen und scheut sich nicht, mit vollem Freimuth und einer geradezu überwältigenden Wahrheitsliebe das Letzte zu sagen. Da wird denn der Schleier von vielen Dingen weggezogen, so daß sie uns, die wir sie ohne Hülle nicht kannten, ganz anders erscheinen als bisher, und es sind wahrhaft moralische Entdeckungsreisen, die wir Lynkeus, dem guten und gütigen Führer, zu danken haben. Es ist etwas von der großartigen Naivetät morgenländischer Erzähler, vor allem jener der Bibel, in dieser Fülle „moralischer Erzählungen“, aus denen das Buch besteht. Lynkeus kleidet seine Lebensweisheit nicht in ein abstraktes Gewand, sondern zeigt sie uns in klugen anekdotischen Erzählungen, die sich bald durch überlegenen Verstand, bald durch Gemüthsfülle, immer aber durch eine überraschende Treffsicherheit in der Anpassung an die Tendenz auszeichnen. Aus der unendlichen Mannichfaltigkeit der achtzig Stücke, die das Buch enthält, bricht diese Tendenz immer durch, sie heißt: Seid wahr, seid gut, seid Menschen! Ist das alles? fragen die Indolenten und die Uebermenschen. Ja, das ist alles, sagen wir, wahr sein und gut sein, ist alles; das Buch müßt ihr lesen, und ihr werdet sehen, wie viel und wie viel neues „Lynkeus als Erzieher“ euch zu sagen hatte.

T. **Die Herausgabe der Werke von Karl Friedrich Gauß** nimmt jetzt nach einer längeren Unterbrechung wieder ihren Fortgang. Der soeben erschienene **achte** Band enthält eine Sammlung bisher **unveröffentlichter Schriften über Arithmetik, Algebra, Analysis, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Geometrie.** Der noch nicht erschienene **siebente** Band wird die berühmte **Theorie der Bewegung** und eine Sammlung der Abhandlungen über **astronomische Störungen** enthalten, der **neunte geodätische und physikalische Untersuchungen,** der **zehnte** endlich die **Lebensbeschreibung** und Auszüge aus dem **Briefwechsel.**

* **Der Herzog der Abruzzen** hat, wie der „Nat.-Ztg.“ gemeldet wird, in **Kopenhagen** auf der Durchreise geäußert, es sei ein Irrthum, anzunehmen, daß er auf seine Kosten eine neue Expedition zur Aufsuchung der drei verschwundenen Mitglieder ausrüsten werde. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Der Walfischfahrer „Capella“ soll seine gewöhnliche Reise nach Jan Mayen vornehmen und sich nächsten Sommer nach Kap Flora begeben, um eventuelle Spuren der Verschwundenen zu finden. An der letzten Station, die die Expedition des Herzogs berührte, wurde nämlich der Befehl hinterlassen, daß, sofern die Verschwundenen dort noch einträfen, sie sich nach Kap Flora begeben sollten. Wenn „Capella“ Kap Flora erreicht, erhält das Schiff eine bestimmte, vom Herzog ausgesetzte Summe, im entgegengesetzten Falle wird nur die Hälfte der Summe bezahlt. Sonst steht der Herzog in keiner Verbindung mit der Reise der „Capella“.

T. **Ein großartiges Herbarium** kryptogamer Pflanzen, eine der umfassendsten Sammlungen, die für diese Gruppe des Pflanzenreichs bestehen, ist vom **Britischen Museum** aus der Hinterlassenschaft des Botanikers **Bescherelle** käuflich erworben worden. Es besteht hauptsächlich aus Moosen, Flechten und Leberkräutern, die während der letzten Jahrzehnte in den französischen Kolonien gesammelt worden sind. Es enthält allein gegen 15,000 Exemplare von Moosen, und fast 4000 von Leberkräutern. Der Werth der Sammlung wird noch dadurch vermehrt, daß sich darin viele Stücke befinden, auf deren Untersuchung die Feststellung neuer Arten begründet wurde, außerdem Pflanzen, die von berühmten Forschern, wie Montagne, Schimper, Bory de Vincent u. A., gesammelt wurden.

* **Bonn.** Der Privatdozent Dr. H. **Reitter,** wurde, wie man der „Frkft. Ztg.“ mittheilt, zum Lehrer der Chemie an der neuen Handelshochschule in **Köln** gewählt.

* **Erfurt.** Zum Archivar der hiesigen Stadt ist Dr. Alfred **Overmann** gewählt worden.

* **Freiberg i. S.** Die Vorlesungen über Volkswirthschaft an der hiesigen Bergakademie sind an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Lehmann dem Bergamtsrath Dr. **Birkner** übertragen worden.

oem. **Breslau.** Der außerordentliche Professor in der katholisch-theologischen Fakultät Dr. **Johannes Nikel** ist als Nachfolger des im Herbst d. J. verstorbenen Professors Dr. Paul Scholz zum Ordinarius für alttestamentliche Exegese ernannt worden.

* **Aus Belgien.** Die belgische **Akademie der Wissenschaften** ernannte zum drittenmal Edouard **Fétis,** den greisen Kunstgelehrten, zu ihrem Präsidenten.

* **Aus Italien.** Nachdem die Königin **Margherita** sich entschlossen hat, den **Palazzo Piombino** anzukaufen, sind, wie die „Voss. Ztg.“ erfährt, die Verhandlungen über die Erwerbung des darin enthaltenen berühmten **Museums Ludovisi** durch den Staat wieder aufgenommen und anscheinend dem Abschluß nahe. Der Kaufpreis wird auf 1,300,000 Lire angegeben. Aus dessen Alterthümern, nebst den borghesischen und torlonia'schen, beabsichtigt der Unterrichtsminister den **Kern eines großen Nationalmuseums** zu bilden, das König **Humberts** Namen tragen soll.

* **Aus Griechenland.** Der Athener Zeitung „Asty“ zufolge, hat die **griechische Regierung** die nöthigen Schritte unternommen zur Berufung eines **internationalen archäologischen Kongresses nach Athen,** der zuerst alle zwei Jahre und später alljährlich stattfinden soll. Man hofft, daß alle Staaten an demselben theilnehmen werden.

* **Preisaufgabe.** Die **philosophische** Fakultät der **Heidelberger** Universität hat für das Studienjahr 1900/1901 folgende neue Preisaufgabe gestellt: „Es soll der Inhalt des **Platonischen Parmenides** entwickelt und daraus die Absicht und Stellung dieses Dialogs im Gange der platonischen Philosophie erschlossen und bestimmt werden.“

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. v. Wildenbruch: Neid. Erzählung. Berlin, Grote 1900. — M. Thoresen: An einsamen Küsten. Erzählungen. Uebersetzt von P. Kloiber. Leipzig, Grunow 1900. — R. Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient. Ebenda 1900. — O. Koemmel: Herbstbilder aus Italien und Sicilien. Ebenda 1900. — M. Messer: Der Traum vom Weibe. Dresden und Leipzig 1900. — G. Finsler: Platon und die aristotelische Poetik. Leipzig, Spirgatis 1900. — Dr. B. Böhm: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, I. Bd., 1. Heft.) Freiburg i. Br., Herder 1900. — E. Kühn: Ausgewählte Essais von Montaigne. III und IV. Straßburg, Heitz. — Beckers Weltgeschichte. 4. Aufl. Lfg. 1—3. Union, Stuttgart, Berlin, Leipzig. — *A. de Pouvourville:* L'empire du milieu. Paris, Reinwald 1900. — *E. Reclus:* La Chine et la diplomatie européenne. Paris, L'humanité nouvelle 1900. — E. Pleßner: Der gläserne Käfig. Skizzen und Novellen. Wien und Leipzig, Weiß 1901. — Ad. Keller: Eine Sinai-Fahrt. Frauenfeld, J. Huber 1900. — M. H. v. Kügelgen: Ein Lebensbild in Briefen. Leipzig, Wöple 1900. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 24. Jahrgang, 4. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Friedrich Hebbels Briefe. Nachlese in 2 Bänden. Berlin, Behr 1900. — Dr. P. Ernst: Friedrich Nietzsche. (Moderne Essais zur Kunst und Literatur. Heft 1.) Berlin, Gose u. Tetzlaff 1900. — Prof. Dr. Fr. W. Dünkelberg: Die Technik der Reinigung städtischer und industrieller Abwässer. Braunschweig, Vieweg 1900. — Dr. Fr. Kempel: Die christliche und neutrale Gewerkvereins-Bewegung. Mainz, Kirchheim 1901. — Festschrift zur Feier des 125jähr. Bestehens der Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben zu Dresden-Friedrichstadt. Hggb. von der Vorsteherschaft der Anstalt. — Schuberl, Amberg und Rost: Kochbuch. Gotha, Perthes 1900. — R. Braune: Thüringer Dorfgeschichten. Altenburg, Geibel. — Mazzini: Freimaurerei und Weltrevolution. Regensburg, Manz 1901. — Prof. Dr. L. Kellner: Ein Jahr in England. 1898—1899. Stuttgart, Cotta 1900. — Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Hggb. vom Fürsten Herbert Bismarck. Ebd. 1900. — Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. 9. Jahrgang 1900, Heft 3 und 4. Stuttgart, Kohlhammer 1900. — Dr. Chr. Meyer: Bayern vor hundert Jahren. München, Palm 1900. — Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges im Jahre 1866. Zürich, Schmidt 1901. — Prof. Dr. J. Weissenbach: Einführung in die Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dez. 1898. 2. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — M. Hartmann: Der islamische Orient. II. III. Berlin, Peiser 1900. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. 16. Band, 1. und 2. Heft. Berlin, Heymann 1900. — W. H. Luckau: Herbstblüthen. Magdeburg, Creutz 1901. — T. Ritlner: Drei Frühlingstage. Novellen. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — D. v. Liliencron: Ausgewählte Gedichte. 3. Aufl. Ebd. 1900. — Th. Lingen: Am Scheidewege. 2. verm. Aufl. Ebd. 1900.

* **Neue Kataloge.** Dr. H. Lüneburg, München: Antiquariats-Katalog Nr. 32 (Statistik und Nationalökonomie). — Stähelin u. Lauenstein, Wien: Antiquariatskatalog Nr. 3 (Reichs-, Rechts- und Kirchengeschichte). November 1900. — Herder, Freiburg i. B.: Weihnachts-Almanach 1900. — E. Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichniß Nr. 241 (Klassische Philologie. Pädagogik). — J. Ricker, Gießen: Antiquariats-Katalog 37 (Theologie) 1901. — J. Baer u. Co., Frankfurt a. M.: Lagerkatalog 419 (Römische und altchristliche Archäologie); Do., Lagerkatalog 425 (Finanz und Handel); Do., Lagerkatalog 426 (Kriegsgeschichte); Do., Lagerkatalog 429 (Deutsche Geschichte); Do., Lagerkatalog 430 (Geschichte der katholischen Kirche); Do., Lagerkatalog 431 (Ostasien). — E. Arnold, Dresden: Zweiter antiquar. Katalog (Kupferstiche, Lithographien, Kupferätzungen, Photographien). Oktober 1900. — F. A. Brockhaus, Leipzig: Mittheilungen 1900. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 249 (Handbücher der Kunstgeschichte). — G. Müller-Mann, Leipzig 1901: Verlagskatalog. — R. Lepke's Kunst-Auktions-Haus: Waffensammlung, Teppich- und Textiliensammlung (öffentliche Versteigerung vom 4. bis 8. Dezember 1900). — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of the City of Boston. Vol. V No. 11. November 1900. — Th. Ackermann, München: Weihnachtskatalog des antiquarischen Lagers. — E. Carlebach, Heidelberg: Katalog Nr. 242 (Kunst, Literatur, Theater). — J. Baehr, Frankfurt: Frankfurter Bücherfreund, 1. Jahrgang Nr. 12. — Fr. W. Grunow, Leipzig: Romane und Novellen. — Fr. Meyer, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 26 (Seltenheiten). — G. Lissa, Berlin: Lager-Katalog Nr. 30 (Literatur des 18. Jahrhunderts). — Hannemann, Berlin: Literarischer Weihnachtsbericht. — *Macmillan and Co.*'s List of new and forthcoming books, new editions and notes. November 1900, London. — M. Spirgatis, Leipzig: Verzeichniß des antiquarischen Bücherlagers 81 (Byzantinisch, Mittel- und Neugriechisch, Albanesisch). — Ad. Weigel, Leipzig (Schöne Literatur, Geschichte, Kunst, Geschenkwerke). Weihnachten 1900. — Ludwig Rosenthal, München: Katalog 104 (Newe Zeytungen, Relationen und briefliche Mittheilungen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Periodische Zeitungen).

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rossoner in München.

Selbstanzeigen der Buchhändler.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Von den Antillen zum fernen Westen.

Reiseskizzen eines Naturforschers

von (5568)

Dr. Franz Doflein

in München.

Mit 83 Abbildungen im Text.

Preis: brosch. 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.!

Hiezu eine Prospekt-Beilage „**Litterarischer Weihnachts-Anzeiger für 1900**", ausgegeben von der Verlagsbuchhandlung **Friedrich Luckhardt** in Leipzig, worauf wir besonders aufmerksam machen. (19754)

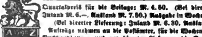


Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von **Chr. Speyer.** Preis geh. 1 Mk., eleg. geb. 2 Mk. — Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von **Woerth, Gravelotte, Sedan, Paris**, welche in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet sind, bietet eine neue wertvolle Schilderung der Kämpfe um **Orleans.** Bleibtreu hat mit gewohnter Unparteilichkeit und Forschungstreue die Mitte zwischen der Einseitigkeit deutscher und französischer Berichte gefunden, die Großthaten der Deutschen, insbesondere der Bayern, an der Loire gefeiert, doch nicht minder den hingebenden Opfermut der Milizheere. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerschaft gelöst: Prinz Leopold von Bayern mit seiner Batterie bei Villepion und andere anziehende Bilder der bayerischen Truppen schmücken das Büchlein, das mit einem prächtigen farbigen Umschlag geziert ist. — Vorrätig in allen Buchhandlungen. — Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.** (19742)

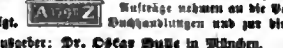
Jahrgang 1900. München, Freitag, 14. Dezember. Nummer 286.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.



Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Erfahrungen und Bekenntnisse von Wilhelm Schrader.[1]

Wilhelm Schrader, der ehrwürdige Kuratar und Geschichtsschreiber der Friedrichs-Universität zu Halle, ist einer von den wenigen nach unter uns weilenden Veteranen der Paulskirche van 1848 und 1849, einer von den preußischen Kaiserlichen, die im Frankfurter Parlament zugleich Deutschlands Einheit und Preußens Heil zu fördern sich beeiferten. Auch bei der Wahl zum Valkshause des Erfurter Unionsparlaments war er wieder als Kandidat aufgestellt. Da stand am 15. Januar 1850 dem Kanrektar des städtischen Gymnasiums zu Brandenburg der Deichhauptmann Otto v. Bismarck als Mitbewerber gegenüber und siegte mit einer Mehrheit von zwanzig Stimmen (100 gegen 80). Der spätere Reichskanzler trug damals noch das enge Kleid des preußischen Junkers, Niemand ahnte die Wandelung, die sich im Bundestage so rasch und so gründlich an ihm vallziehen sallte. Erst lange nachher offenbarte sich, daß dieser Gewaltige berufen war, mit starker Hand ins Werk zu setzen, was die edelsten Männer des Vaterlandes in Frankfurt vergeblich erstrebt hatten. Nun wurde der ehemalige Gegner sein überzeugter Anhänger.

Jene Begegnung mit dem großen Staatsmanne läßt es uns verstehen, wenn Schrader im Vartworte zu dem schänen Lebensbilde, das er in seinen „Erfahrungen und Bekenntnissen“ var uns aufrollt, erklärt, besanders durch das Wart Gearg Kaufmanns in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vam 17. Dezember 1898 zur Niederschrift auch seiner Erinnerungen ermuthigt zu sein: „Das Beispiel Bismarcks mag Andere ermahnen, die in größerem oder kleinerem Kreise mitgewirkt haben an der Gesetzgebung aber Verwaltung, in der Schule aber in der Steuer, als Geistliche aber als Soldaten ihre Gedanken und Erinnerungen niederzuschreiben“ und zu veröffentlichen. Doch ist diese Anknüpfung nicht so zu verstehen, als läge der eigentliche Schwerpunkt in Schraders Leben und Streben auf der palitischen Seite. In bevarzugtem Maße hat sich ihm Gelegenheit gebaten, auch in der Oeffentlichkeit mitzurathen und zu thaten. Er hat sich ihr, eingedenk des bekannten Salon'schen Gesetzes, nicht entzogen, sondern in Staat und Kirche seinen Mann gestanden, wa er Unheil wehren und Heil mehren zu können glaubte. Aber er machte dies nicht zur Hauptsache. Als solche betrachtet er immer die stille, nachhaltige Thätigkeit im Berufe des Schulmannes und Beamten, der seinen vielseitigen Interessen stets der maßgebende Wegweiser blieb und seinen Lebensgang nicht bloß äußerlich bestimmte: auch hierin beachtenswerth und varbildlich für ein jüngeres Geschlecht, dem die veränderte Gegenwart die Versuchung aft nahe legt, den eigentlichen Beruf nur als Schwung- und Sprungbrett für ungestümes Drängen in die Oeffentlichkeit zu werthen.

Gleiche Selbstbescheidung übt der ehrenfeste, klare Mann noch nach einer anderen Seite. Er will kein Gelehrter heißen. „Mein Lauf,“ schreibt er, „glitt bei manchem Wechsel in der ruhigen Bahn eines Beamten dahin, für den die Berufspflicht das Maß seiner Thätigkeit abgab. Also das einfache Leben eines Staatsdieners hätte ich zu schildern, nicht das eines Gelehrten; nur so weit konnte ich mich der strengen Wissenschaft, insbesondere der Forschung, zuwenden, um das geistige Gepräge und die idealen Anschauungen zu erlangen, die über die Werkeltagsarbeit hinaus dem Gemüthe mit dem seelischen Gleichklang Trost beim Mißlingen und Lust zu weiterem Wagen sichern. Zudem würden die vielgestaltigen Berufsaufgaben eine fruchtbringende Versenkung in die Thearie verhindert haben, die freilich Aristoteles nicht ahne Grund als das Süßeste gepriesen hat. Ich habe diese Schranke zu verschiedenen Zeiten schmerzlich empfunden, aber nicht eigentlich beklagt!“ Indeß auf diesem Wege hat der eifrige Schulmann doch noch anderes Schäne reichlich gefunden. „Es hat sich gefügt,“ bezeugt er dankbar, „daß ich amtlich und außeramtlich vieles Bedeutsame sehen und miterleben durfte. — Dazu habe ich in großer Zeit gelebt und mit bedeutenden Menschen, zum Theil sagar in wirklicher Freundschaft, verkehrt; ich habe ebensa starke als umfassende Bewegungen allgemein geistiger wie vaterländischer Art, wenn auch nicht als mitschaffender, sa doch als theilnehmender und tief ergriffener Beobachter angeschaut und ihren Einfluß an mir selbst und meiner Berufsarbeit empfunden.“

Ein rascher Ueberblick über den Inhalt des Buches wird beweisen, wie in der Hauptsache richtig und doch wie bescheiden der Verfasser sich damit selbst eingeschätzt hat.

Wilhelm Schrader wurde am 5. August 1817 in Harbke, Kreis Neuhaldensleben, gebaren. Dem „ansehnlichen und sauberen“ Heimathsdorfe, in dem er noch im hohen Alter gern ernste und frahe Gedenktage, umgeben vom jüngeren Nachwuchse der Familie, verlebte, wie dem Geschlechte der Grafen v. Veltheim, das im dartigen Schlosse und Parke anregende Spuren seiner durch Generationen vererbten geistigen Interessen vereinigt hatte, widmet er Warte dankbarer Anhänglichkeit. Mehr noch dem Elternhause selbst. Sein Vater, Kantor und Lehrer zu Harbke, stammte selbst gleich der Mutter aus einem ländlichen Lehrerhause im Braunschweigischen. Während der westfälischen Herrschaft war er in das magdeburgische Dorf übergesiedelt und „durch die herbe

[1] Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1900.

Kraft des Großstaates angezogen und gewonnen". Von den großen Erinnerungen der Befreiungsjahre war die Jugend des Knaben im Elternhause durchklungen. Gneisenau, der, wenn er auf seinem benachbarten Gute Sommerschenburg weilte, von dort aus mit dem gräflichen Hause in Harbke verkehrte, durfte er noch selbst sehen. Fromme christliche Sitte und ein aufs Ideale gerichteter Sinn walteten im schlichten Schulhause, und der Vater wurde nicht bloß in diesen Tugenden seinen Kindern ein leuchtendes Vorbild, sondern konnte auch — mit einiger Nachhülfe im Latein, die das Pfarrhaus bot — den Sohn trefflich für den Besuch des Gymnasiums vorbereiten. Außerdem war der Vater ein tüchtiger und begeisterter Musiker. Ein damals viel gelobtes „Kurzes Wörterbuch der Musik" erschien von seiner Hand 1827. Ein rührendes Bild, wenn man diesen in aller Lebensenge hochgemuthen Schulmann als Greis von siebzig Jahren dem Unterrichte des inzwischen zum Gymnasialdirektor in Sorau emporgestiegenen Sohnes zuhörend und mit diesem über didaktische Fragen plaudernd wiederfindet.

Als höhere Schule empfahl sich Helmstedt durch seine Nähe wie durch des Vaters musikalische Beziehungen zu dortigen angesehenen Häusern. Es ist sehr ansprechend, das Urtheil des gereiften Schulmannes über seine Schülererfahrungen zu vernehmen. Nicht geringe Mängel, besonders das Fehlen eines wohlaufgebauten Lehrplanes und fester einheitlicher Leitung wie lebendiger, zielbewußter Methode, wurden aufgewogen durch große Vorzüge. „Lässigere Ordnung mit größerer Bewegungsfreiheit, namentlich in den oberen Klassen," war wohl damals überhaupt die Signatur des höheren deutschen Schulwesens, wenigstens außerhalb Preußens. „Das schlechthin Nöthige wurde doch angeeignet, je nach der Neigung sogar mehr." Man lernte seinen Weg selbst wählen, „und die Wahl selbst war eine That des eigenen Willens, der hiedurch zu schwereren Aufgaben gelenkt und gestärkt wurde." Bei tüchtigen Naturen mag das unbedenklich und sogar angebracht sein, um so gefährlicher bei schwächeren Geistern. Rückkehr zu jener liebenswürdigen Fahrlässigkeit will selbstverständlich auch Schrader nicht befürworten. Immerhin war er imstande, die für Preußen nöthige, in Braunschweig noch unbekannte Reifeprüfung am Domgymnasium zu Halberstadt Ostern 1836 leicht und mit Ehren zu bestehen.

Nach den bevorzugten Stätten froher Burschenlust zog es den in Ernst und Enge erzogenen Jüngling nicht; um so mehr lockte der Ruhm A. Böckhs den angehenden Philologen nach Berlin, von wo überdies die reichen Kunstsammlungen mit der Aussicht winkten, die eifrige Lektüre Lessings durch eigene Anschauung zu ergänzen, und das rege musikalische Leben. Auch hatte Berlin damals den Ruf einer Hochburg der wissenschaftlichen, d. i. Hegel'schen Philosophie; und nach Vertiefung in diese Abgründe sehnte sich der durch einen älteren, zur Universität vorangegangenen Mitschüler für Hegel gewonnene Abiturient ganz besonders. Berlin hielt ihm, was es versprach. Es bot überdies in der näheren Bekanntschaft mit dem Magdeburger Landsmanne, dem Hegelianer Vatke, der damals schweren Stand neben Hengstenberg und Neander hatte, einen Eindruck von der kritischen Theologie, der ihm trotz eigener Vorliebe für das Positive der kirchlichen Tradition und des kirchlichen Lebens früh zu gerechter Würdigung auch dieser Richtung anleitete. Die sieben Semester in der preußischen Hauptstadt wären ganz glückliche gewesen im regen wissenschaftlichen Streben und ebenso schönen Verkehr mit Freunden, hätte nicht Sorge trotz mancher unerwünschten Belastung mit unterrichtlicher und erziehlicher Nebenarbeit und trotz redlicher Hülfe des selbst schmalgestellten Vaters die Aussicht verdunkelt. So griff Schrader zu, als ihm für Herbst 1839 ein Freund anbot, als Hauslehrer für die Kinder seiner Schwester einzutreten, die an einen Rittergutspächter in Suderode bei Ilsenburg verheirathet war. Ein ähnlicher Entschluß ist Manchem schon verhängnißvoll für seine Laufbahn geworden. Ihm war er zum Heile. Das Kapitel, das die dritthalb Jahre schildert, die er in dem geistig belebten, musikalischen Hause Michaeli's verlebte, und aus denen er den Schatz bleibender Freundschaft davontrug, flicht sich als idyllische Episode in das kräftiger bewegte Epos des Lebenslaufes. Reifer kehrte der junge Schrader 1841 nach Berlin zurück und nahm philologische wie philosophische Studien wieder auf. Beide trafen zusammen im Studium von Platon und Aristoteles. Auch die Kunst kam zu ihrem Rechte. Alle drei bewegende Kräfte haben ihren Antheil an der literarischen Erstlingsfrucht, der Dissertation „De artis notione ac vi apud Aristotelem" (1843), mit der Schrader 1843 als Doctor philosophiae promovirte. Im Anschluß an die Promotion wurde auch das Staatsexamen glatt erledigt.

August Meineke zog den jungen Doktor, den er im Examen kennen gelernt hatte, sofort Januar 1844 als Probanden an das Joachimsthal'sche Gymnasium und fesselte ihn dort über das Probejahr hinaus. In den geselligen Verkehr des Lehrerkollegiums war der neue Kollege bereits vorher durch seine Verlobung mit Bertha Pfund, Tochter eines der Joachimsthaler Professoren, getreten. Bald war er in dem anregenden Kreise heimisch und lebte sich in die lehramtliche Aufgabe ein. „Wenn ich auch," berichtet er, „nach unmittelbarer Anweisung umsonst ausschaute, so fehlte es doch nicht an Vorbildern. Im Gespräch mit Franke, dem leider früh verstorbenen Verfasser der Fasti Horatiani, mit Rehdantz, dem Kenner der griechischen Redner, mit meinem Schwiegervater, mit Meineke und Wiese habe ich viel gelernt; vor allem, daß man sich ideale Ziele zu stecken und nicht nur Kenntnisse einzuprägen, sondern zuerst und zuletzt den jugendlichen Geist auszubilden und mit reiner Liebe zur Erkenntniß und zu wahrhaftiger Gesinnung auszustatten habe. . . . L. Wiese ist mir seit jener Zeit stets ein wohlwollender Gönner über mein Verdienst geblieben. . . . Es ruhte nach meiner Empfindung damals ein idealer Glanz über dem Joachimsthal, der mich durch mein Schulleben begleitet hat; je unwägbarer, desto eindringlicher ist ein solcher Einfluß." Auch über den Bezirk der Schule hinaus gestaltete das Leben des jungen Schulmannes sich reich und reicher. Bei Meineke traf er mit Ehrfurcht die Brüder Grimm, „den in hohen Jahren noch jugendlichen Steffens, den er, bei seiner nordischen Herkunft doppelt als unerschrockenen Vorfechter für Deutschlands künftige Größe bewundern und lieben lernte", den liebenswürdigen und feinen Hanseaten Ernst Curtius, u. A. Neu belebt wurden im Pfund'schen Hause die musikalischen Interessen. Bedauernd, daß ihm selbst kaum nennenswerther körperlicher Mängel halber der Militärdienst versagt blieb, widmete er sich in Gemeinschaft mit militärischen Freunden kriegsgeschichtlichen Studien, die ihm nachher in der sogenannten Konfliktszeit zustatten kamen. Die politische Spannung der Zeit drängte zur Klärung des Urtheils auch auf diesem Gebiete. Die einstweilen rein theoretische Abfindung damit geschah im streng preußischen, aber innerhalb dieser Schranke im sogenannten altliberalen Sinne.

Nicht lange sollte diese Zeit voll treibender Zukunftskeime währen. An Stelle des in Ruhe tretenden Schwiegervaters Pfund wurde der bekannte Latinist Moritz Seyffert vom städtischen Gymnasium zu Brandenburg nach Berlin berufen. Schraders Bewerbung, von Meineke veranlaßt und befürwortet, führte ihn 1846 trotz seiner Jugend als Konrektor nach Brandenburg in Seyfferts bisherige Stelle. Nun konnte der eigene Herd begründet werden. Junges Glück erblühte daraus, und die amtlichen Verhältnisse, obwohl der jüngere Kollege manchem älteren voran in die oberen Klassen aufstieg, gestalteten sich auch hier günstig und freundlich. Aber das stille Behagen erschütterten bald übermächtig die Stürme des Jahres 1848. In Brandenburg fehlte es nicht an Männern, die mit dem Wunsche nach festerer Einigung Deutschlands und konstitutioneller Verfassung Preußens die Treue gegen die monarchischen Traditionen des Hohenzollern-Staates verbanden. Dort wie anderwärts kam es zur Gründung eines konstitutionellen Klubs. Aber der rechte Führer fehlte, bis der feurige junge Schulmann in die Bresche trat. Für das Frankfurter Parlament wurde auf seinen Vorschlag der jüngst abgetretene Minister und Dechant des Brandenburger Domkapitels, Graf Arnim-Boitzenburg, gewählt, er selbst als dessen Stellvertreter und nach Ablehnung der Wahl seitens des Grafen als wirklicher Abgeordneter. So reiste er am 6. Juni nach Frankfurt ab, auf das damals die Augen von ganz Deutschland hoffend sich richteten.

Es versteht sich, daß Schrader in Frankfurt auf den Bänken der besonnenen Mitte, unweit einem E. M. Arndt und F. Chr. Dahlmann, seinen Platz zu suchen hatte. Die Männer, die in dieser Gruppe treu zusammenstanden, dürfen heute mit Stolz sagen, daß sie im Grunde eben das erstrebten, was eine glücklichere Zukunft uns später wirklich brachte. Daß dem jugendlichen Schrader, der mit 31 Jahren in diesen erlauchten Kreis trat, alles, was er dort sah und miterlebte, die Brust mit froher Hoffnung schwellte, und daß der greise Schrader von heute gern bei den Bildern aus der Paulskirche weilt, die ihm damals sich ins Herz prägten, ist natürlich. Er will die Krankheiten jenes bewegten Jahrs und das Häßliche, das es weniger erzeugte, als an die Oberfläche brachte, nicht bemänteln, aber auch nicht das Gute verkennen, das wir ihm verdanken. Er verfällt aber doch wohl hier (wie auch sonst einigemale) etwas in den Ton des „Laudator temporis acti se juvene“, wenn er sagt: „Die Frage, ob seitdem neben dem sonstigen reichen Segen die politische Erziehung unsres Volkes fortgeschritten ist muß meines Bedünkens im wesentlichen verneint werden. Wo ist jetzt etwas von der Hoheit der Ideen, die damals die Mehrheit der Paulskirche beseelten und auch bei gar manchem unsrer Gegner, ungeachtet ihrer Unkenntniß der wirklichen Machtverhältnisse, nicht vermißt wurden? Wie verderblich und beirrend wirkt jetzt das Unwesen der Fraktionen . ., wie klein und doch leider wie einflußreich die Eigensucht einzelner Gesellschaftskreise, wie unredlich der gelegentliche Handel zwischen den sonst grundsätzlich verschiedenen Gruppen? Alles wenig tröstlich, selbst wenn man nicht einmal das undeutsche und unstaatliche Wesen des Ultramontanismus und die Tollheit der Sozialdemokratie veranschlagt!“ Bereichert an Anschauungen und Erfahrungen und besonders auch an werthvollen Freundschaften, unter denen die mit Rudolf Haym noch heute in jugendlicher Wärme von beiden, in Halle wieder zusammengetroffenen Männern gepflegt wird, kehrte Schrader Ostern 1849 zu den Seinigen und zu seinem Berufe zurück. Das Todesringen des Parlaments in seinen letzten Wochen sah er nicht mehr als Theilnehmer. Dagegen folgte er gern dem Rufe Beselers und der ausdrücklichen Mahnung angesehener und deutschgesinnter Männer seines Wahlkreises zum Besuch des sogenannten Nachparlaments der Erbkaiserpartei in Gotha (Juni 1849). Damit endete die parlamentarische Episode in Schraders Leben.

Der Schulberuf trat wieder in seine Rechte, und Schrader widmete sich ihm mit solchem Eifer und Erfolge, daß seine Vorgesetzten bald auf geeignete Beförderung sannen. Der Geheime Rath Kortüm im Ministerium und der Schulrath G. Kießling im Provinzialschulkollegium ersahen ihn zum Direktor des Gymnasiums in Luckau. Aber der inzwischen ins Amt getretene Reaktionsminister v. Raumer versagte, obwohl die Sache so gut wie fertig war, dem „Gothaer“ seine Einwilligung. Wenn dieser trotzdem nur ein Jahr später zum Direktor in Sorau wirklich berufen ward (Ostern 1853), so lag das offenbar daran, daß inzwischen an Kortüms Stelle ein vormaliger Joachimsthaler Kollege, Ludwig Wiese, getreten war. Und Wiese hatte Größeres mit dem jüngeren Fachgenossen im Sinne. Bereits 1855, nach nicht ganz dreijähriger Wirksamkeit in Sorau, wurde Schrader zum Provinzialschulrath in Magdeburg ausersehen. Auch diesmal griff der Minister v. Raumer persönlich ein. Doch sandte er den neuen Schulrath nur statt in die Hauptstadt seiner Heimathprovinz nach dem fernen Königsberg.

Dort, in der damals ungetheilten Provinz Preußen, seit 1878 in Ostpreußen, fand nun Schrader sein Feld für fast 27 Jahre seiner besten männlichen Kraft. Und wie hingebend hat er sich einzuleben, wie tief seinen Pflug einzudrücken, wie gediegene Früchte seiner Arbeit nicht nur im höheren evangelischen Schulwesen, das ihm zunächst anvertraut war, sondern auf den verschiedensten Lebensgebieten zu zeitigen gewußt! Was er darüber schlicht und gedrängt unter den Ueberschriften: „Landesart, Amt, Nebenämter, Wissenschaft, Politisches Leben, Kirchliche Thätigkeit, Verkehr und Haus“ berichtet, auf noch engeren Raum zusammenzupressen oder daraus einzelnes, besonders Bezeichnendes hervorzuheben, ist schwer, sei aber dennoch versucht.

Köstlich ist die Schilderung von Land und Leuten besonders in Ostpreußen. Westpreußen, so oft Schrader es als Schulrath zu bereisen hatte, ist ihm fremder geblieben. Die Hauptstadt Danzig hielt vor reichlich 40 Jahren im Bewußtsein ihrer großen Vergangenheit, ihrer landschaftlichen und baulichen Herrlichkeit sich noch zu vornehmer Zurückhaltung berechtigt. Erst seither hat sie der freiwilligen Vereinsamung allmählich entsagt und Kraft wie Lust zu größeren Thaten gewonnen. Das Land als Ganzes litt unter dem Gegensatze von Katholizismus und Protestantismus, Deutschthum und Polenthum, der immer mehr zum schroffen Widereinander auszuarten drohte. Mit vielen Anderen hielt Schrader die Zusammengehörigkeit mit dem in sich mehr geschlossenen Ostpreußen für ein heilsames Gegengewicht. Die Erfahrung läßt ihn nachträglich die Nothwendigkeit und das Heil der Trennung anerkennen. Ihm selbst brachte sie für die letzte Zeit seines Königsberger Aufenthaltes erwünschte Erleichterung durch den Wegfall der weitesten Dienstreisen in dem damals noch weit weniger als heute wegsamen Lande. Ganz heimisch wurde er bald in Ostpreußen, das trotz der Dreisprachigkeit und der katholischen, aber deutschen Minderheit im Ermlande dank seiner großen Geschichte und seiner fast insularen Lage inmitten slavisch-keltischer Gebiete sich zu kräftiger und kraftbewußter deutscher Eigenart entwickelt hatte.

Sich in diese Umgebung einzuleben, war ihm eine reizvolle Aufgabe, deren Lösung ihm trefflich gelang. „Es ist Gottlob," schreibt er, „in Deutschland weder selten, noch an sich überraschend, daß die Heimath vor anderen reicher ausgestatteten Landschaften bevorzugt wird; aber dieses Gefühl ist in Ostpreußen besonders mächtig und dauerhaft, selbst bei denen, die, sei es als Eingeborene oder als Eingewanderte noch längerem Aufenthalt aus der Provinz geschieden sind. Unter jenen wird diese Anhänglichkeit durch den Umstand verstärkt, daß sie, früher wenigstens mit einigem Recht, sich von der Zentralregierung vernachlässigt glaubten." Auch ihn umfing bald der Zauber der neuen Heimath.

Daß die Liebe, die der neue Provinzialschulrath seinem Wirkungskreise entgegenbrachte, ihm bald die Herzen gewann, ist erklärlich. Er hatte das Glück, an den Oberpräsidenten v. Eichmann und später v. Horn, die auch im Schulkollegium den Vorsitz führten, verständnißvolle und freundliche Vorgesetzte, an dem katholischen Kollegen Wilhelm Dillenberger, dem bekannten Herausgeber des Horaz, wie später an dem evangelischen, 1878 nach Danzig übergehenden K. Kruse sympathische Mitarbeiter und Freunde zu finden. Den höheren Lehranstalten der Provinz trat er mehr als freundlicher Berather und Fürsprecher, denn als strenger Richter gegenüber. So gelang es ihm, Leben zu wecken und, namentlich auch durch seine Thätigkeit im pädagogischen Seminare und in der wissenschaftlichen Prüfungskommission, deren Leitung ihm bald zufiel, einen schönen Stamm jüngerer, frischer Kräfte heranzubilden. Sein Verhältniß zu der Lehrerschaft wurde mehr und mehr das eines Patriarchen, dem es im Ernstfall nicht an entschlossener Strenge fehlte, der aber weit mehr geliebt als gefürchtet war. Es kam ihm dabei besonders zugute, daß er kein Mann der philosophischen oder pädagogischen Sekte war. Ueberzeugter Anhänger des historisch gegebenen und bewährten humanistischen Gymnasiums und dem Realschulwesen, wenngleich fremder, doch mit Wohlwollen gegenüberstehend, verband er mit dem klassischen Gesichtspunkte lebendiges Interesse für patriotische und christliche Erziehung der Jugend, die er im positiven Sinn, aber frei von politischer und dogmatischer Engherzigkeit pflegte.

Nicht daß Schrader deßhalb auf die Geltendmachung seiner politischen und kirchlichen, wohlerworbenen Ansichten im übrigen Leben verzichtet hätte. Höchst lesenswerth sind die beiden Kapitel, die von seiner politischen und kirchlichen Thätigkeit in Königsberg berichten. In der Frage der Heeresreorganisation konnte er von vornherein nicht auf Seiten einer unfruchtbaren Negation stehen. Sie galt ihm als patriotische Nothwendigkeit. Seine Ansichten über diesen Punkt legte er später in einer kleinen Schrift über preußisches Heerwesen und preußische Politik (Berlin 1868) dar, die ihm einen freundlichen Brief des Kriegsministers v. Roon eintrug. Besonders seit dem Frankfurter Fürstentag von 1863 konnte er auch anders über den alten Gegner Bismarck denken. Seine ehemalige Partei, die Altliberalen, sah er mit dem Ministerium der neuen Aera verschwinden und, wie er ihre höchsten Ziele immer aufgefaßt hatte, später in der freikonservativen Richtung und dem ihr nahestehenden Theil der Nationalliberalen wieder aufleben. Kein Wunder, daß er in der letzten Zeit seines Königsberger Aufenthalts thätiges Mitglied des großen konservativen Vereins ward, der alle regierungs- und Bismarckfreundlichen Männer gegen den starrsinnigen ostpreußischen Fortschritt zu sammeln suchte. Im kirchlichen Leben begrüßte er freudig das thatkräftige Wirken des Ministers Falk und des Präsidenten des Oberkirchenraths Emil Hermann für die Synodalverfassung der evangelischen Landeskirche. Eifrige Mitthätigkeit in den Generalsynoden und in den preußischen Provinzialsynoden, die ihn dreimal zu ihrem Vorsitzer erkor, ließ ihn auf diesem Gebiet wesentliches Verdienst erwerben. Er schloß sich der sogenannten kirchlichen Mittelpartei an und trat ebenso entschieden für die Lehrfreiheit der theologischen Fakultäten wie andrerseits für den konfessionellen Charakter der Volksschulen gegen die — wohl überschätzte — Gefahr der Falk'schen paritätischen Schulen auf den Plan. Die theologische Fakultät zu Halle ehrte ihn 1881 für dies kirchliche Wirken durch die Verleihung ihrer Doktorwürde.

Es wäre wunderbar, wenn ein Mann von so vielseitiger Bethätigung reicher Gaben und idealer Gesinnung nicht auch reiche Ernte auf dem Feld der Freundschaft gehalten hätte. Das Bild, das er dem Leser von dieser Seite seines Lebens in Königsberg vorführt, ist mit besonderer Wärme gezeichnet. Nur zweierlei sei daraus hervorgehoben, was auch für den nächsten Lebensabschnitt bedeutungsvoll wurde. Gemeinsame kirchliche Arbeit und herzliches Uebereinstimmen verband ihn freundschaftlich mit dem ehrwürdigen Kanzler Gustav v. Goßler, dessen Leben er später beschrieb. „Wie viel Frucht und Segen, welchen Zuwachs an Kraft und Klarheit," so ruft er im Rückblick darauf aus, „bringt doch das gemeinschaftliche Ringen nach gleichartigen Zielen in Staat und Kirche!" Daneben knüpften sich immer engere Bande zu den Kreisen der Universität, an deren Angelegenheiten er als Berather und Vertrauensmann des Kurators, Oberpräsidenten v. Horn, auch amtlichen Antheil erhielt. Eben diese Beziehungen veranlaßten 1882 die Berufung nach Halle.

Der zum Besuch des Vaters in Königsberg weilende Kultusminister v. Goßler trug Schrader persönlich die Stelle des Kurators in Halle an. Der Fünfundsechziger hatte zu bedenken, ob er trotz rüstiger Gesundheit die winterlichen Reisen im rauhen Ostpreußen noch lange durchführen könnte. Dazu war ihm die Freude am Amt durch die neuen Lehrpläne von 1882 fühlbar geschmälert. Die Aufgabe selbst lockte; noch dachte er mit Solon jugendlich genug, um sich der Aussicht auf eigene wissenschaftliche Förderung zu freuen. Mit der theologischen Fakultät war er bereits durch ein werth gehaltenes Band verknüpft. Kurz, er folgte dem Ruf; und so fand seine Laufbahn den schönsten Schluß, die Universität das würdigste Haupt. Auf die Haller Jahre sei hier nicht näher eingegangen. Auch Schrader selbst behandelt diesen noch nicht geschlossenen Abschnitt kürzer. Genug, daß auch hier alles in und außer Amt sich heiter und eben um ihn gestaltete. Ein Tag besonderer Weihe war 1895 die zweihundertjährige Feier der Universität. Die von ihm theils verfaßte, theils zusammengestellte Geschichte der erlauchten Jubilarin darf man neben der in einer stattlichen Reihe von Auflagen vorliegenden „Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen" als Hauptwerk des fleißigen Autors bezeichnen, dem auch in diese Werkstatt zu folgen der Raum nicht gestattet.

Neben Glück und Glanz traf in dies letzte Jahrzehnt auch viel Trauer. Immer lichter ward der Ring der alten Freunde. Das Jahr 1893 entriß ihm die Gattin nach 46 jähriger Ehe und die jüngere der beiden Töchter, glückliche Gattin und Mutter, folgte ihr. Von diesen schweren Erlebnissen und von mancherlei betrübenden Eindrücken der Gegenwart aus dem öffentlichen und dem geistigen Leben des deutschen Volkes, die der ernste Denker doch wohl allzu tragisch auffaßt, nimmt

er Anlaß zu einer kurzen frommen Schlußbetrachtung des menschlichen Lebens vom Standpunkte eines innig gläubigen, aber dabei weit- und freiblickenden Christen. Sie entzieht sich unvollständiger Wiedergabe. Man lese selbst, und man wird, Ende und Anfang zusammenhaltend, mit mir anerkennen, daß hier des alten Weisen Forderung in seltenem Grade erfüllt ist, „ut ipsa inter se vita sine actionum dissensione unius coloris sit!“ Und zu den tiefsinnigen Dichterworten, in denen zuletzt der verehrte Mann selbst der Weisheit höchsten Schluß gegeben findet, vergönne er mir, noch dieses, gewiß in seinem Sinne, zu fügen:

So, so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

F. Sander.

Zur Geschichte des Wortes Kirche.[1]

Durch den Umstand, daß die evangelischen Geistlichen Württembergs im laufenden Jahre de ecclesia zu disputiren hatten, und ich am 1. Okt. in dem als Geburtsort Fausts in den Literaturgeschichten genannten, sonst nicht eben weit bekannten Städtchen Knittlingen einer solchen Disputation anwohnte, bin ich wieder einmal auf das Wort Kirche geführt worden, sehe aber erst heute aus Nr. 234 der Beilage d. J., daß der Orientalist Eduard Glaser gerade um jene Zeit einen sehr interessanten Aufsatz über den Ursprung dieses Wortes in der Beilage (Nr. 226 vom 3. Oktober) veröffentlicht hat, dem nun L. Wilser als Germanist widerspricht. Ohne mich zunächst in den Streit über den Ursprung und die Etymologie des Wortes zu mischen, möchte ich auf einen Punkt aus seiner Geschichte aufmerksam machen, der bisher nicht beachtet worden zu sein scheint und doch auch für die Frage nach der Bedeutung des Wortes ins Gewicht fällt. Seit wann und in welchem Zusammenhang erscheint das Wort „Kirche“ in den germanischen Sprachen?

In allen christlichen Kirchen des Abendlandes bekennt man seit Jahrhunderten im sogenannten „apostolischen Glaubensbekenntniß“:

Ich glaube an den heiligen Geist; eine heilige katholische (oder nach Luther: christliche) Kirche; Gemeinschaft der Heiligen.

Soviel Streit zwischen Katholiken und Protestanten über die Frage ist, wo die wahre Kirche zu finden sei; das Wort „Kirche“ findet sich bei Beiden ohne Unterschied; aber seit wann?

Es gibt ein sehr nützliches Urkundenwerk: „Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln“, das von Aug. Hahn, Professor in Breslau, 1842 zum erstenmal, von H. Ludw. Hahn 1897 zum drittenmal herausgegeben wurde. Dasselbe behandelt in der zweiten Abtheilung die „Taufsymbole der alten Kirche“ und unter denselben an erster Stelle das „Symbolum Apostolicum des Abendlandes“. Das vierte Kapitel (§ 59—75) sammelt die Symbolformeln in der gallischen Kirche, das fünfte die der britischen Kirchen (§ 76—89), das sechste bringt „Symbolformeln aus den germanischen Kirchen“ (§ 90—119), dann noch in zwei Paragraphen Symbolformeln aus den nordischen Kirchen. Ein großer Theil dieser Symbolformeln der abendländischen Kirchen sind natürlich lateinisch, von denen der gallischen Kirche alle mit Ausnahme der letzten, die einen normannisch-französischen Text aus einer Handschrift vom Anfang des 12. Jahrhunderts bietet und natürlich das dem lateinisch-griechischen ecclesia entstammte eglise enthält:

Jeo crei el Seint Espirit; seinte eglise catholica; la communiun des seintes choses.

Zu dieser neutrischen Erklärung der „communio sanctorum = „Antheil am Heiligen“, sancta, τὰ ἅγια, mag aus dem genannten Werke gelegentlich mitgetheilt werden, daß sich dieselbe vereinzelt auch auf deutschem Boden findet, z. B. in einer 1483 (und wiederholt 1485) in Ulm gedruckten Schrift: „Erklerung der zwölff Artikel des christlichen Glaubens, mit nutzberlichen Fragen“.

Lateinisch sind auch die ältesten Symbolformeln der britischen Kirchen. Aber schon aus einer Handschrift des 9. Jahrhunderts liegt eine angelsächsische Uebersetzung mit unterlegtem lateinischen Text vor, welche das sanctam ecclesiam catholicam; sanctorum communionem wiedergibt durch

tha halgan gelathunge riht gelyfdan; Halgana gemaenysse.

Ebenso lautet der angelsächsische Text in einer um 1030 geschriebenen Handschrift der Universitätsbibliothek Cambridge:

tha halgan ... gelathunge; and halgena gemaennysse.

Etwa hundert Jahre später lautet es in einer Handschrift des Trinity-College (um 1125):

And on halig gesomnunge fulfremede; halegan hiniennesse.

Erst mit dem 13. Jahrhundert dringt in die englischen Bekenntnisse das Wort Kirche, church, ein, zuerst in einer Handschrift des Britischen Museums (Nero A XIV), die dem Anfang des 13. Jahrhunderts zugewiesen wird, in der Form

and on holi ... Chirche; iniennesse of haluwen,

dann in drei Handschriften derselben Bibliothek aus dem 13. und 14. Jahrhundert als

holy ... kirke; the samninge of halgen
holy chirche; mone of alle halwen;
holi chirche; communynge of seyntis.

Hier (Harleian ms. 2343) erstmals das nun nicht mehr verschwindende communion statt dem alten gut-germanischen Ausdrucke, übrigens noch mit der germanischen Endung

---

[1] Wir führen mit der Veröffentlichung dieser Abhandlung die Erörterung über den Ursprung und die Geschichte des Wortes „Kirche“ fort, die im Oktober dieses Jahres durch einen Artikel des Hrn. Dr. E. Glaser begonnen und kurz darauf von Hrn. L. Wilser aufgenommen wurde. Inzwischen sind in der ultramontanen „Augsburger Postzeitung“ zwei anonyme Artikel erschienen, die gegen die von Hrn. Dr. Glaser angenommene Herleitung des Wortes aus dem Semitischen in sehr erregtem Tone Stellung nehmen und für den griechischen Ursprung eine Lanze brechen. Hr. Dr. Glaser, den wir gebeten hatten, mit seiner Antwort auf den Wilser'schen Artikel zu warten, bis die Erörterung etwas weiter gediehen sei, hat ganz richtig geurtheilt, wenn er annahm, daß wir es auch ablehnen würden, seine Abwehr jener Ausführungen in der „Augsburger Postzeitung“ bei uns zu veröffentlichen, besonders da diese Abwehr zu sehr eingehenden archäologischen und linguistischen Untersuchungen führen mußte, und hat es vorgezogen, in einer besonderen, in diesen Tagen im Verlag von H. Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung) in München veröffentlichten Broschüre „Woher kommt das Wort Kirche“ seine in unsrer Beilage zuerst vertretenen Ansicht gegenüber jenen anonymen Angriffen noch weiter auszuführen und zu begründen. Wir müssen es uns versagen, auf den zum größten Theil linguistischen Inhalt dieser Broschüre hier des näheren einzugehen, und weisen daher diejenigen unsrer Leser, die sich für die Fortführung der angesponnenen Frage interessiren, auf sie hin, besonders auch, weil in einem Anhang zu derselben sich eine genaue Untersuchung des griechischen Etymons des Wortes „Kirche“ aus der Feder des Hrn. Dr. Kasp. Julius, Stiftsvikars von St. Cajetan in München, findet. Zu dieser Untersuchung gesellt sich nun recht passend die Abhandlung, die wir heute veröffentlichen. Denn nur auf dem von beiden Verfassern eingeschlagenen Wege der historischen Untersuchung kann unsres Erachtens über den umstrittenen Ursprung des Wortes das Licht verbreitet werden, das wir aus den rein linguistischen Erklärungen und Vermuthungen schwerlich empfangen werden. Vielleicht reihen sich noch andere ähnliche historische Beobachtungen im Laufe der Zeit an die hier veröffentlichte, zu deren zusammenfassenden Beurtheilung wir Hrn. Dr. Glaser dann mit großem Vergnügen das Wort geben würden.

D. Red. der Beil.

-ing, und das bald ebenso ausschließlich herrschende saints statt dem alten „der Heiligen“. Durch die normännische Eroberung ist in England dieser Gang der Dinge, die Verdrängung der heimischen Wörter durch die romanischen, begreiflich.

Aber auch in Deutschland begegnen wir einer ganz ähnlichen Entwicklung. Hahn bietet in dem Abschnitt über die Symbolformeln in der germanischen Kirche 16 deutsche Texte vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, und nur in einem, und zwar dem zweitältesten, findet sich das seltsame Wort „Kirche“, in allen anderen zum Theil dieselben Ausdrücke wie in den angelsächsischen Bekenntnissen „Ladung“, „Sammlung“, vor allem das schöne Wort „Christenheit“. Es ist der Mühe werth, diese Denkmale deutschen Glaubens hier vorzuführen.

Der älteste deutsche Text entstammt einer St. Galler Handschrift vom Ende des 8. Jahrhunderts (Cod. 211). Da lauten die Worte

Kilaubu in uuihan keist; in uuiha khirihhun catholica, uuihero kemeinitha.

Die Beibehaltung des catholica neben khirihhun könnte darauf hinweisen, daß auch letzteres Fremdwort ist, andrerseits spricht dagegen die Flexionsendung. In einer Wolfenbüttler Handschrift des 9. Jahrhunderts, die aus Weißenburg stammen wird, heißt es statt dessen:

Gilaubju in atum uuihan, uuiha ladhunga allicha, Heilegero gimeinidha.

In einem St. Galler Gemeindebekenntniß, das von einem Buchdeckel abgelöst wurde und dem 10., 11. oder auch 12. Jahrh. zugewiesen wird (bei Hahn § 100) heißt es:

unt geloub ein christinheit alliche unt poteliche (Uebersetzung von apostolicam, Bote), ein tafe. unt geloub gemainsamede der heiligon, ub ich si garne (= ob ich sie verdiene); hier erstmals dieser merkwürdige Zusatz, der in verschiedener Form, deutsch und lateinisch, si eam promeruero, „ob ich es verdiene“, an sehr verschiedenen Orten bis ins 15. Jahrhundert wiederkehrt.

Ganz besonders lehrreich ist der lateinische und deutsche Text in Notkers Katechismus aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts (nach cod. 21 der St. Galler Stiftsbibliothek), da er auch den lateinischen Text umschreibt, also das sanctam ecclesiam catholicam durch universalem congregationem christianorum erklärt. Dem entspricht im Deutschen:

Keloubo heiliga dia allichun samenunga, diu christianitas heizet, diu fona diu allich heizet, uuanda si alliu samaut ein geloubet unde ainas jiehet (bejaht, bekennt) unde dar ana ungeskeidan ist. Geloubo ze habenne dena heiligon gemeinsami.

Von hier ab wird das von Notker zur Erklärung beigezogene christianitas in den deutschen Glaubensbekenntnissen herrschend. Zum Beispiel in einem niederdeutschen:

Jc kelave thie hêlge cerstenhêd, mênship ther hêlgene; in zwei Wiener Texten des 11. Jahrhunderts, die vermuthlich beide aus Wessobrunn stammen:

die heiligun allichun christenheit ... dera heiligen gimeinsame (§ 103),

eina christenheit heiliga potelichi unde allicha, unde ... gemeinsama allero gotes heiligoni.

Aus einer Bamberger Handschrift des 11. Jahrhunderts, jetzt in München (cod. lat. 4460):

heiliga die einun allichun botelichun christinheit unde gemeinsami aller gotis heiligan.

In einer anderen, gleichfalls jetzt in München befindlichen Handschrift aus Wessobrunn (cod. germ. 5248 aus dem 12. Jahrhundert):

ain christinhaith heiligi allichi potilichi ... die gemainde aller gotes heiligin, ubi issa garne, mit derselben Erklärung wie bei Notker.

Aehnlich in einer St. Galler Handschrift des 12. Jahrhunderts, weiter in zwei Münchener Handschriften desselben Jahrhunderts, die einst nach Benediktbeuren gehörten:

die gemeinde der heiligan christenheite (§ 110)

die heilige christinheit alliki gatilichi (öfters wiederkehrender Schreibfehler für potilichi = apostolisch) ... die gemeine allir gotis heiligin.

Ganz ähnlich mit „Christenheit“ statt „Kirche“ lautet das Bekenntniß in allen weiteren von Hahn mitgetheilten Formeln (Wiener Handschrift des 13. Jahrhunderts; Allemannisches Glaubensbekenntniß nach einer verschollenen, vermuthlich St. Galler Handschrift des 14. Jahrhunderts, nach zwei Handschriften der Linzer Bibliothek).

Wie gesagt, das Wort „Kirche“ findet sich außer in dem ältesten oben angeführten Bekenntniß des 8. Jahrhunderts in keiner der hier gesammelten Formeln, sondern nur noch in den Tauffragen der fränkischen Kirche, wie sie unter der Ueberschrift interrogatio sacerdotis in angelsächsischer Schrift in einer dem 9. Jahrhundert angehörigen Handschrift des Domkapitels zu Merseburg stehen:

Gilaubistu heilaga gotes chirichua? Ih gilaubu.

Die interessante Frage, die sich aus diesem Ueberblick ergibt, ist nun die: warum sind in England wie in Deutschland gleichmäßig die heimischen und gut verständlichen Ausdrücke „Ladung“, „Sammlung“, „Christenheit“ durch das seinem Ursprung und seiner Bedeutung nach gleich dunkle „Kirche“ so verdrängt worden, daß heutzutage wenige deutsche oder englische Christen mehr eine Ahnung davon haben, daß das Wort „Kirche“, „church“, nicht allezeit im Bekenntniß stand?

Im Zusammenhang mit dieser Frage steht die andere, welchen Sinn die alten germanischen Christen mit dem Wort verbanden. Ist die im lateinischen circus vorliegende Wurzel gemein-indogermanisch, dann übertrugen sie das Wort, das die Umzäunung des heiligen Raumes bedeutete, auf diesen selbst, weiterhin auf das Gebäude in seiner Mitte, und dann erst auf die neue Religionsgenossenschaft, der das Gebäude gehörte und diente. Ist es aber ein Fremdwort, dann können sie doch dabei an eine heimische Wurzel gedacht, und kann dies die Einbürgerung des Wortes erleichtert haben. Nun findet man bei griechischen und lateinischen Schriftstellern, daß sie durch das Wort ἐκκλησία, ecclesia, unwillkürlich an das ganz anderer Wurzel entstammende ἐκλεκτός, electus, erinnert wurden, die Kirche also als die Versammlung der Auserwählten sich dachten. Sogar in Handschriften des Neuen Testaments werden beide Wörter verwechselt. Im letzten Vers des zweiten Johannisbriefes z. B. heißt es in mehreren griechischen und lateinischen Handschriften statt: Salutant te filii sororis tuae Electae (ἐκλεκτῆς) „Ecclesiae“, ἐκκλησίας. Und so ist die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß germanische Christen dadurch an das Wort küren, choose sich erinnern ließen; doch habe ich keinen Beleg, der das auswiese.

Daß ein germanisches Wort auch in den Orient gedrungen wäre, ist nicht unmöglich. Es wäre eine Parallele zu dem Worte „Burg“, das weithin auch im Orient, in Afrika wie in Asien gefunden wird.

Schwierig bleibt bei der für Viele fast zum Dogma gewordenen Herleitung von griechischem κυριακόν nicht bloß die Frage, auf welchem Wege dies griechische Wort so frühzeitig und allgemein in den Norden gewandert sein soll (über Konstantinopel?), sondern auch der Geschlechtswechsel und das Verschwinden des a-Lautes. Glaser hebt mit Recht hervor, daß in arabischem Munde dies griechische Wort kirjak geworden wäre. Ein Beispiel, wie die griechische Endung -ακον ins Deutsche überging, bietet der Name des Arzneimittels θηριακόν, Theriak, das uns z. B. in Gottfrieds von Straßburg Tristan als driakel begegnet. Doch muß zugegeben werden, daß der Name Cyriacus schon sehr früh als Cyricus vorkommt.

Als kleiner Beitrag zur Geschichte des merkwürdigen Wortes mögen die vorliegenden Zeilen dienen. Wie tröstlich ist es zugleich, bei allem Streit der „Kirchen“ mit unsern Vorfahren auch heute noch wenigstens eine „Christenheit“ glauben zu dürfen.

Maulbronn. Eb. Nestle.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. **Einer für alle.** Eine Tragödie in fünf Akten von **Friedrich Dukmeyer.** München, Stoegmeyer'scher Verlag 1901. — Wir vermeiden es im allgemeinen, an dieser Stelle über die uns in Buchausgabe zugesandten Dramen zu sprechen, die ihrer Darstellung auf der Bühne erst noch entgegensehen. Nicht weil wir etwa der Meinung wären, daß lediglich die Aufführung oder gar eine erfolgreiche Aufführung erst den Beweis für ihre literarische Existenzberechtigung erbringen müßte — wer möchte es bei den heute ganz veralteten, die Zulassung eines Dramas zur Bühne bestimmenden Verhältnissen und bei der immer mehr um sich greifenden Beeinflussung des Theaterpublikums durch geschickte Reklame auf diesen Beweis allein ankommen lassen! —, sondern aus dem rein praktischen Grunde, weil wir dem vielleicht später einmal für dasselbe Stück in Anspruch genommenen Urtheil der Herren Theaterreferenten im Feuilleton unsres Blattes nicht vorgreifen wollen. Abgesehen hievon würden wir es als eine schöne und innerlich durchaus berechtigte Aufgabe der literarischen Kritik ansehen, auf dramatische Dichtungen aufmerksam zu machen, die aus irgend einem rein äußerlichen Grunde von den Bühnenleitern und ihren Dramaturgen bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke nicht berücksichtigt werden oder ihnen überhaupt unbekannt bleiben. Die literarische Kritik müßte im Gegentheil diese Auswahl möglichst vorzubereiten, zu beeinflussen und zu regeln bestrebt sein. Nur so würden die rein geschäftsmäßigen Gesichtspunkte, von denen aus meist heutzutage die Annahme neuer Stücke stattfindet, in ihrer für den Geschmack verderblichen Wirkung paralysirt werden; nur auf diesem Wege würde auch so manches treffliche Stück vor dem Schicksal des rettungslosen Versinkens in die Fluth der nie gelesenen und deßhalb auch nie zum Leben auf der Bühne erweckten dramatischen Dichtungen bewahrt bleiben. Man wende dagegen nicht ein, daß die einer Aufführung vorhergehende literarische Kritik nicht imstande sei, über die theatralische Wirkung eines Stückes zu urtheilen. Der Ausspruch Grillparzers, daß jede echt dramatische Schöpfung immer auch theatralisch wirksam ist, hat auch heute noch seine volle Berechtigung, und das echt Dramatische herauszufühlen, müßte doch ebenso und vielleicht noch mehr dem sachlich und ernst zu Werke gehenden literarischen Kritiker möglich sein wie dem Dramaturgen einer Bühne. Nach der jetzigen Lage der Dinge darf sich freilich auch die literarische Kritik keine große praktische Wirkung von einer nach dieser Seite hin entfalteten Wirksamkeit versprechen. Wir kennen dramatische Autoren, deren Werke fast übereinstimmend von den besten deutschen Zeitschriften berücksichtigt und mit der größten Anerkennung besprochen wurden, ohne daß auch nur eine einzige Bühne daraufhin einmal den Versuch unternommen hätte, eines derselben aufzuführen. Das Verhältniß zwischen Theater und Literatur ist doch allzu platonisch. Gleichwohl wollen wir uns dadurch nicht abschrecken lassen, für einen dieser Autoren eine literarische Lanze einzulegen; vielleicht hilft es doch einmal. Es handelt sich um den Livländer Friedrich Dukmeyer, der bereits mit einer Reihe von Dramen — wir nennen davon nur das besonders lebensfähig erscheinende „Der Arbeiterkaiser" — vor das deutsche „Lese"publikum getreten und von der Kritik mit Anerkennung begrüßt worden ist, ohne jemals die Bühne erobern zu können, und der jetzt, nach mehrjährigem Aufenthalt in Taschkent nach Deutschland zurückgekehrt, mit der Tragödie „Einer für alle" einen neuen Versuch macht, den Bann zu brechen. Es ist ein durchaus sachliches Interesse — wir kennen den Autor nicht persönlich —, das wir an diesem Werke nehmen. Zunächst fesselte es uns durch das lebhafte, gleich in den ersten Scenen stark in die Augen springende Lokalkolorit, denn der Schauplatz der Handlung ist Samarkand; dann nahm diese an starken Gegensätzen überaus reiche, in echt dramatischer Weise rasch sich entwickelnde Handlung selbst unser Interesse vollauf in Anspruch. Auf jeden Fall ist es ein erlebtes Stück Gegenwart, das der Autor uns aus jenem Grenzlande zwischen überfirnißter europäischer Kultur und Asiatenthum berichtet. Und doch ist der Konflikt ganz aktuell europäisch, da er sich zwischen dem Ehrgefühl eines höheren Offiziers und dem zur freien öffentlichen Meinungsäußerung sich verpflichtet fühlenden Herausgeber einer Zeitung abspielt. Gerade die Uebertragung dieses Gegensatzes in jene erst in der Entwicklung begriffenen kulturellen Verhältnisse macht die Aufgabe, die sich der Dramatiker stellte, besonders interessant, und es müßte unsres Erachtens auch ein größeres „Theater"publikum fesseln, zu sehen, wie sich ein bei uns mit Vorliebe behandelter Widerstreit der Anschauungen auf dem Hintergrunde einer eben entstehenden Zivilisation projizirt. Dazu kommt, daß Dukmeyer in der Zeichnung seiner Gestalten gleichsam al fresco malt und daß er Nebensächliches nur soweit mitspielen läßt, als es zur schärferen Charakterisirung jenes Hintergrundes beiträgt. Das dramatisch und folglich auch theatralisch Wirksame seines Werkes liegt also ebenso in der deutlichen, durchaus realistischen Herausarbeitung der Gestalten wie in einem durch wenige sichere Striche ausgeführten Milieu begründet. Das müßte eigentlich genügen, um den Versuch einer Aufführung zu unternehmen, und es würde uns freuen, die seltsam bewegte Welt, in die uns das Buch schon so kräftig einführt, auch einmal auf den Brettern vor unsern Augen aufleben zu sehen. Figuren wie der ritterliche Kosakenoberst Kowalski und der für seine Ueberzeugung tapfer kämpfende, schließlich sogar dafür sterbende, aber dabei vor jeder handgreiflichen Gewaltthätigkeit feige erbebende Redakteur Aaron Brenner sind so lebenswahr, daß sie unbedingt auf der Bühne wirken müssen und auch um die theatralische Lebensfähigkeit der anderen Gestalten würde wohl der Autor nicht zu bangen brauchen.

* **München.** Das **Mittel- und Neugriechische Seminar** der Universität München hat auch in diesem Jahre, wie schon in den Jahren 1898 und 1899, von der kgl. griechischen Regierung auf den Antrag des früheren Unterrichtsministers **Ath. Eutaxias** die Summe von 2000 Drachmen erhalten. Der gegenwärtige Unterrichtsminister **Spyr. Stais** hat nicht nur den Antrag seines Amtsvorgängers, nachdem ihn die griechische Kammer in der richtigen Erkenntniß seiner hohen Bedeutung für die Erforschung der mittelalterlichen und neueren Geschichte, Sprache und Literatur Griechenlands bewilligt hatte, ausgeführt, sondern auch die gleiche Summe zugunsten des genannten Instituts in das Budget des Jahres 1901 eingesetzt. Das Hauptverdienst um die Vermittlung dieser hochherzigen Bewilligungen gebührt dem durch seine zahlreichen folkloristischen Schriften rühmlich bekannten Universitätsprofessor **Nik. Politis** in Athen. Bei den schwierigen ökonomischen Verhältnissen des griechischen Staates verdient dieses opferwillige Eintreten zugunsten eines Instituts, das zwar griechischen Interessen, aber doch nur im rein wissenschaftlichen Sinne, dient, doppelte Anerkennung. Der neuen aus Griechenland gekommenen Unterstützung ist es wesentlich zu danken, daß die Bibliothek des Seminars auch in diesem Jahre wieder erheblich vermehrt und namentlich durch Ankauf einer größeren Anzahl von Spezialwerken ergänzt werden konnte. Die Frequenz des Seminars war heuer ungefähr die gleiche wie im Vorjahre; im Sommersemester 1900 belief sich die Zahl der Mitglieder und Hospitanten auf 16, im Wintersemester 1900/1901 auf 21. Der Nationalität nach vertheilen sich die Theilnehmer auf Deutschland (12), Griechenland (3), Rußland (2), Serbien (2), Rumänien (1) und Schweden (1). In den von Prof. **Krumbacher** geleiteten Seminarübungen wurden theils schwierige Texte der Kirchendichtung und der mittelgriechischen Vulgärpoesie interpretirt, theils selbständige wissenschaftliche Arbeiten der Mitglieder besprochen, theils Referate über hervorragende neue Erscheinungen auf dem Gebiete der mittel- und neugriechischen Philologie vorgetragen.

* **Heidelberg.** Der seit zwei Semestern beurlaubte außerordentliche Professor der neueren Geschichte an der hiesigen Universität, Dr. Arthur **Kleinschmidt**, ist zum Hofrath und Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek zu **Dessau** ernannt worden.

* **Münster.** Wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird, scheint der seit Jahrzehnten bestehende Wunsch, die hiesige **Akademie** zu einer vollständigen Universität zu erweitern, jetzt Aussicht auf Erfüllung zu haben; wenigstens die **Errichtung einer juristischen Fakultät** erwartet man in allernächster Zeit. Der **Provinzialausschuß** hat in dieser

Angelegenheit folgenden Beschluß gefaßt: „Für den Fall, daß eine Erweiterung der Akademie in Münster zu einer Universität zur Durchführung gelangt, soll dem Provinziallandtage eine Vorlage dahin gemacht werden, daß 1. die Provinz Westfalen bereit sei, zu den entstehenden Kosten insoweit beizutragen, als es sich um eine Erweiterung des Akademiegebäudes handelt; daß 2. in der Annahme, daß zunächst die Errichtung einer juristischen Fakultät in Frage steht, die unter 1. erwähnten Kosten gemeinschaftlich mit der Stadt Münster, in der Voraussetzung deren Bereitwilligkeit, bis zum Höchstbetrage von 150,000 M. nach einem näher noch zu bestimmenden Maßstabe übernommen werden."

oem. **Breslau.** An die auch von uns gemeldete Berufung des ordentlichen Professors der katholischen Theologie Dr. Michael Baumgartner aus Freiburg in das hiesige katholische Ordinariat für Philosophie und Psychologie knüpfte die „National-Zeitung" eine längere Betrachtung, in der sie u. a. sagt, diese Nachricht hätte „hier und da Bedenken erregt". Hiezu ist zu bemerken, daß diese Bedenken vor allem die philosophische Fakultät hiesiger Universität selbst erhoben hat, da die beiden einzigen Fälle, in denen bisher katholische Priester eine philosophische Professur an einer preußischen Universität bekleideten (Prof. Dr. Knoodt, welcher in Bonn seit 1845 als Extraordinarius, seit 1847 als Ordinarius wirkte und als Generalvikar des altkatholischen Bischofs starb, und Prof. Dr. Weber, welcher bis zu seiner Berufung als altkatholischer Bischof nach Bonn, hierselbst als einer von Baumgartners Vorgängern lehrte), auf das eindringlichste gelehrt haben, wie verhängnißvoll es ist, wenn das Amt eines Professors der philosophischen Fakultät einem Mann übertragen wird, der durch seinen priesterlichen Beruf dem Bischof der Diözese zu Dienst und Gehorsam verpflichtet ist. Denn die priesterlichen Pflichten sind unvereinbar mit dem Grundsatz der freien, um das Ergebniß unbekümmerten Forschung, der das Lebensprinzip der deutschen Universitäten im allgemeinen und ihrer philosophischen Fakultäten im besonderen ist. — Hier ist am 10. d. M. der ehemalige Professor der Landwirthschaftskunde Dr. Walter v. Funke im Alter von 68 Jahren gestorben.

* **Basel.** Der ordentliche Professor der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. H. Wölfflin, wird der Berufung nach Berlin Folge leisten.

* **Helsingfors.** Hier ist am 9. d. M. der frühere Professor für orientalische Literatur an der hiesigen Universität, E. A. Strandmann, im Alter von 68 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. W. Fischer: Sehnen und Leben. Gedichte. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — J. Schanderl: Wurzeln. Eine Jugend in Gedichten. Ebenda 1900. — C. E. Doepler d. Ae.: 75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Ebd. 1900. — L. Bloch: Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1900. — Dr. C. Mehlis: Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 14. Abth. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Hygienisches Quartal. 1. Jhg., 1. Heft. Leipzig, Borggold. — J. P. Müller: Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande. Mit neun Vollbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. Selbstverlag, in Komm. bei Thomas in Leipzig 1901. — Die Polen im rheinisch-westfälischen Steinkohlen-Bezirk. München, Lehmann 1901. — L. Reifenberg: Mammon. Epische Dichtung. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — F. Rasen: Der Mönch von Sankt Blasien. Ebd. 1901. — E. Kullberg: Was ist Wahrheit! Ein Zusammenbruch! Ebd. 1900. — Dr. Chr. Gruber: Die Entwicklung der geographischen Lehrmethoden im 18. und 19. Jahrhundert. München und Leipzig, Oldenbourg. — Historische Zeitschrift. N. F. 50. Band, 1. Heft. Ebd. 1900. — H. Prutz: Preußische Geschichte. 3. Band. Stuttgart, Cotta 1901. — Zwenger: Unteroffizier-Handbuch für die Feldartillerie. 2. Theil. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — Dr. M. Laubert: Die Schlacht bei Kunersdorf. Mit 3 Karten. Ebd. 1900. — v. Janson: Der Dienst des Truppen-Generalstabes im Frieden. Zweite verm. Aufl. Ebd. 1901. — H. Hahn und H. Rienaber: Die Anstellungsgrundsätze. 2. Theil. Ebd. 1900. — Frabenius: Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege. 4. Heft. Ebd 1900. — A. Budde: Taktische Entschlüsse und Befehle. 2. umgearbeitete Aufl. Ebd. 1901. — Dr. K. Weymann: Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899. 1. Lfg. Berlin, Vahlen 1901. — Dr. P. Jaeckel: Das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. 4. Lfg. (Schluß.) Ebd. 1901. — O. F. Gensichen: Aus Marie Seebachs Leben. Berlin, Duncker 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 15. Dezember. Nummer 287.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Streifblicke in die Volksbewegung des Deutschen Reiches.

Von Dr. med. Rumpe.

Gegenwart und Zukunft eines Volkes lassen sich aus verschiedenartigen Gesichtspunkten beurtheilen: aus den jeweilig herrschenden geistigen Strömungen, aus der politischen Bewegungsfreiheit, aus der wirthschaftlichen Lage, aus dem Grade der natürlichen Volksvermehrung, aus der Stärke des derzeitigen Wandertriebs. Für die beiden letztgenannten Punkte wünsche ich im Nachfolgenden einige Beiträge zu liefern, wie sie sich vornehmlich aus der deutschen Reichsstatistik der letzten zehn Jahre ergeben.

Ein jedes Volk ist unaufhörlich am Wandern, theils indem es überschüssige Kräfte nach außen sendet, theils indem es entsandte Elemente zurückholt oder andere Stämme in sich aufnimmt; auch innerhalb seines Gebietes wechseln die einzelnen Volkstheile ihre Wohnsitze, bald in stärkerem, bald in geringerem Grade, bald den Süden oder Norden, bald den Osten oder Westen bevorzugend. Und diese Art der Bewegung wird in ihrer Bedeutung fast noch übertroffen von dem natürlichen Wachsthume eines Volkes innerhalb der eigenen Grenzen. Wem dies nicht geläufig sein sollte, der vergegenwärtige sich nur die Thatsache, daß das Preußen Friedrichs des Großen 2840 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Einwohner zählte, und daß es heute, obwohl nur 2½mal größer an Raum, eine zehnmal größere Bevölkerung ernähren muß; und daß im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches 1816 bloß 43.3 Personen auf 1 Quadratkilometer entfielen, 1855 aber schon 66.8, 1895 sogar 96.6. In 80 Jahren hat sich also die Bevölkerungsdichtigkeit auf mehr als das Doppelte gesteigert; wie ganz anders muß sich darum heute das wirthschaftliche Streben des deutschen Volkes gestalten, wie haben sich seine Aufgaben für die absehbare Zukunft geändert!

Wird nun diese starke Vermehrung wohl so fortschreiten? Diese Frage kann nur aus verschiedenen Momenten beantwortet werden; zunächst kommt die natürliche Fruchtbarkeit der Bevölkerung in Betracht; sie soll deßhalb im ersten Abschnitte behandelt werden. Die weiteren Kapitel werden alsdann die Sterblichkeit, die Geschlechtervertheilung, die unehelichen Geburten und endlich die Aus-, Rück- und Zuwanderung der einzelnen Gebiete des Deutschen Reiches besprechen.

1. Die Geburtenhöhe.

Selbstredend ist die Zahl der jährlichen Geburten bei jedem Volke großen Schwankungen unterworfen; so wurden im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches auf je 1000 Einwohner geboren:

im	Zeitraume	1841/50	jährlich	durchschnittlich	37.4
"	"	1851/60	"	"	36.8
"	"	1861/70	"	"	38.8
"	"	1871/80	"	"	40.7
"	"	1881/90	"	"	38.2
"	"	1891/98	"	"	37.5

Man bemerkt hier einen starken Anstieg der Geburtenziffer in den 60er Jahren, einen Höhestand im Jahrzehnte nach den großen Kriegen und seitdem wieder einen stetigen Abfall. Fragt man nach der Ursache dieses Rückgangs, so hört man ihn theils mit einer Abnahme der Eheschließungen begründen, theils wird die pessimistische Auffassung geäußert, es sei dies schon ein Zeichen der Abständigkeit, der décadence, unser Volk gewöhne sich schon daran, mit allerlei Mitteln (erlaubter und unerlaubter Art) eine künstliche Beschränkung der Kinderzahl herbeizuführen; auch nehme die Zeugungskraft als solche ab. Man weist auf Frankreich hin, wo die Ueberkultur die Geburtenziffer schon derart herabgedrückt habe, daß der Untergang des Volkes mit Sicherheit vorausgesagt werden könne.

Auf diesem Standpunkt stehe ich aber nicht. Zunächst sind die Eheschließungen durchaus nicht zurückgegangen; auf die letzten fünf Jahrzehnte vertheilt betrug die Durchschnittsziffer der jährlichen Ehen aufs 1000 der Bewohner 7.8 — 8.5 — 8.6 — 7.8 — 8.1; das sind Unterschiede so geringfügiger Art, daß kein Statistiker Schlußfolgerungen darauf aufbauen wird. Was aber die Anzeichen einer „Ueberkultur" betrifft, so ist zunächst zu sagen, daß völkergeschichtliche Studien beweisen, wie überaus verbreitet die Verfahren zur Konzeptionsbehinderung gerade bei un- und halbzivilisirten Völkern sind. Noch jüngst hat Temesvary aus Nachfragungen bei der ungarischen Landbevölkerung — zufällig, da seine Nachforschungen eigentlich auf ganz andere Punkte ausgingen — Aufschlüsse erhalten, die in erschreckender Weise die allgemeine Verbreitung solcher Gebräuche beweist. Mögen auch manche mehr auf bloßem Aberglauben, als auf sachlicher Grundlage beruhen; die Thatsache beweist aber doch, daß eine künstliche Einschränkung der Geburten keineswegs bloß auf ungesunde Auswüchse der Kultur zurückzuführen ist.

Aber auch abgesehen von dieser formalen Seite der Frage kann ich doch nicht in dem Sinken unsrer Geburtenziffer schon den Ausdruck einer bewußten, d. h. gewollten Einschränkung der Volksvermehrung erkennen oder auch nur eine Abnahme unsrer physischen Leistungsfähigkeit. Gerade die vorliegenden Zahlen beweisen uns, daß mit dem Werden und Dasein eines Volkes solche Schwankungen unvermeidlich verbunden sind, und der derzeitige Rückgang der Geburten beschränkt sich keineswegs allein auf das Deutsche Reich, sondern tritt in allen Ländern Europa's zutage, wobei uns freilich

für Rußland die statistische Unterlage mangelt. Bei uns sehen wir die Geburtsziffer in den 60er und zumal in den 70er Jahren gewaltig anwachsen, und es ist hochwahrscheinlich, daß wir es hier mit einer Folge der großen Veränderungen zu thun haben, die damals unserm Volke durch seine politische Wiedervereinigung zutheil wurden. Nach jenen Kriegen folgte nämlich in Deutschland ein Austausch der einzelnen Volksstämme, wie er kaum je zuvor stattgehabt hat. Die alte Grundregel, daß gekreuzte Ehen durchweg fruchtbarer sind als Verwandtenehen, findet eben auch auf die Völkerschaften Anwendung, und darin liegt meines Erachtens ein Hauptgrund für die gewaltige Geburtenzunahme jener Zeit. Daß ihr ein Abstieg folgen mußte, war von vornherein zu erwarten; so lange er uns aber nicht auf eine wesentlich niedrigere Zahlenstufe führt als jetzt, nämlich 37.4 im Jahre 1898, so lange brauchen wir uns noch nicht dem Pessimismus hinzugeben und brauchen auch den Vergleich mit anderen Nationen nicht zu scheuen.

Dieses beweist uns folgende Zusammenstellung (aus Hübners geographisch-statistischen Tabellen 1900):

Es entfielen an Geburten (ohne Todtgeburten) auf je 1000 Einwohner:

in Rußland	52.2	in Oesterreich	36.3
„ Rumänien	37.8	„ Deutschland	36.2
„ Ungarn	37.7	„ Ver. Staaten v. Amerika	36.2
„ Serbien	35.6	„ Norwegen	31.9
„ Spanien	35.2	„ Dänemark	31.0
„ Griechenland	35.5	„ Schweden	29.6
„ Italien	33.8	„ Schweiz	29.6
„ Portugal	32.2	„ Belgien	28.7
„ Finnland	32.0	„ Großbritannien	28.7
„ Niederlanden	31.9	„ Frankreich	22.1

Hienach steht Deutschland mit Oesterreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf einer Stufe, und wird nur um ein geringes von Ungarn und Rumänien, erheblich nur vom (slavischen) Rußland übertroffen.

Zudem beweist uns der in ganz Europa stattfindende Geburtenrückgang, von dem ich oben schon sprach, daß Deutschland keineswegs an letzter Stelle steht. Dieser Rückgang betrug in den letzten 25 Jahren durchschnittlich drei aufs Tausend. Am höchsten war er in England, wo die Geburtsziffer von 34.0 auf 28.7 pro Mille sank, gleich 5.3; am geringsten war er in Norwegen. In Belgien sank die Zahl von 32.1 (1871) auf 28.7 (1898), in Deutschland von 39.9 (1871—75) auf 36.2, in Frankreich von 25.5 auf 22.1; letzteres hatte 1899 nur 847,627 Geburten, d. h. ca. 1.1 Millionen weniger als Deutschland.

Es wäre indessen verkehrt, sich mit der bloßen Feststellung dieses für uns günstigen Ergebnisses zu begnügen; abgerundet kann unser Urtheil nur dadurch werden, daß wir prüfen, wie die einzelnen Theile Deutschlands an dieser Geburtenziffer von 37.4 mit, bezw. 36.2 ohne Todtgeburten betheiligt sind. Hierüber gibt uns die nachfolgende Tabelle einen hochinteressanten Aufschluß; zur Vermeidung von Irrthümern aus zu geringer Ziffernhöhe sind in ihr alle jene kleineren Staaten Deutschlands unberücksichtigt geblieben, deren jährliche Geburtenziffer weniger als 10,000 beträgt.

Es entfielen an Geburten (einschl. Todtgeburten) im letzten Jahrzehnt 1889—98 durchschnittlich jährlich auf je 1000 Einwohner:

in Westpreußen	43.3	in Anhalt	36.6
„ Posen	43.1	„ Braunschweig	36.6
„ Schlesien	41.2	„ Württemberg	35.2
„ Königreich Sachsen	41.1	„ Oldenburg	34.9
in Westfalen	40.9	in Schleswig-Holstein	34.4
„ Ostpreußen	40.1	„ Hannover	34.1
„ Rheinland	38.6	„ Sachsen-Weimar	34.1
„ Pommern	37.8	„ Baden	33.8
„ Provinz Sachsen	37.8	„ Großherzogthum Hessen	33.0
„ Bayern rechtsrheinisch	37.5	„ Hessen-Nassau	32.7
„ bayerische Pfalz	37.0	„ beiden Mecklenburg	31.0
„ Brandenburg	36.5	„ Elsaß-Lothringen	30.9

Wer geographisch zu lesen versteht, erkennt in dieser Reihe absteigender Zahlen eine Linie, die quer durch Deutschland in der Richtung von Nordosten nach Südwesten verläuft: Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien und Königreich Sachsen haben eine Geburtenziffer, die diejenige von Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt, Baden und Elsaß-Lothringen um rund 10 pro Mille übertragt. Das ganze meridianale Deutschland von der jütländischen Grenze und der Nordsee bis zu den bayerischen Alpen bewegt sich auf der mittleren Geburtenhöhe von 38—34 pro Mille, und nur Westfalen und zum Theil Rheinland machen eine Ausnahme nach der einen, Mecklenburg nach der anderen Seite.

Worin liegen diese Unterschiede begründet? Daß nicht Volksgebräuche oder religiöse Einwirkungen maßgebend sind, ist sofort klar, denn das vorwiegend evangelische Ostpreußen steht dicht neben dem katholischen Rheinland, das katholische Elsaß neben dem evangelischen Mecklenburg, und ebenso erhellt auf den ersten Blick, daß auch klimatische Verhältnisse nicht in Betracht kommen. Auch der Unterschied zwischen Landwirthschaft und Industrie, zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung kann nicht von durchschlagender Bedeutung sein, wie käme sonst das hochindustrielle Sachsen dicht neben das streng-agrarische Ostpreußen! Hier kann — wie sehr man auch suchen mag — vornehmlich nur die unterschiedliche Durchsetzung des Deutschen Reichs mit fremdländischen Elementen als Grund angenommen werden. Da erblicken wir im Osten die Polen, Masuren, Kassuben, Wenden und Tschechen mit ihrer starken slavischen Zeugungskraft und im äußersten Westen die Wallonen mit ihrer sprichwörtlich geringen Geburtsziffer. Wie sehr gerade hier, d. h. in Elsaß-Lothringen, sich der französische Einfluß geltend macht, erhellt deutlich, wenn man die beiden Landestheile gesondert betrachtet; bemaß sich doch (1891) die Geburtenziffer in Lothringen auf bloß 29.3 pro Mille, während sie in dem vornehmlich deutschen Elsaß auf 32.6, d. h. auf der Höhe von Hessen stand.

Wie stark dagegen im Osten des Deutschen Reichs das slavische Element vertreten ist, dürfte heute allgemein bekannt sein; schon 1890 bestanden 60 Proz. der Einwohnerschaft Posens aus Slaven, in Westpreußen waren es 34, in Schlesien 26 Proz., in Ostpreußen 17 nebst 6 Proz. Lithauer, und man weiß sehr wohl, daß im letzten Jahrzehnt der polnische Zuzug noch immer stärker geworden ist, besonders infolge Uebersiedlung vieler deutscher Arbeiter in die westlichen Landestheile. Die Volkszählung vom 1. Dezember d. J., die ja die Muttersprache diesmal berücksichtigt, wird uns darüber interessante Aufschlüsse bringen; sie wird uns auch zeigen, wie stark das slavische Element in das rheinisch-westfälische Ruhrkohlengebiet vorgedrungen ist. Schätzt man doch dort die Zahl der Polen, Masuren u. s. w. schon auf mehr als eine Viertelmillion, und es ist hochwahrscheinlich, daß die hohe Geburtenziffer Westfalens und der Rheinlande zum Theil auf diesen Zuzug zurückzuführen ist, z. B. überragen die betr. Zahlen (für 1897 bis 1899) von Bochum (47.0), Gelsenkirchen (50.1), Essen (46.1), Duisburg (46.0), Oberhausen (50.2),

Eltrum (56.8) fast alle anderen Städte Rheinlands und Westfalens.

Wir dürfen also wohl mit der Thatsache rechnen, daß die relativ hohe Geburtenziffer Deutschlands im wesentlichen auf die slavische Beimischung zurückzuführen ist.

Im allgemeinen bietet eine starke natürliche Vermehrung die beste Gewähr für die Zukunft eines Volkes; denn sie sichert ihm die Kräfte zur eigenen Bebauung des Bodens, zur selbständigen Erzeugung industrieller Produkte; sie liefert ihm die Möglichkeit, die heimische Land- und Seemacht aus Bürgern des Vaterlands zusammenzusetzen, und sie gestattet es ihm, überschüssige Kräfte zur wirthschaftlichen Eroberung des Auslands zu entsenden. In dieser Lage befindet sich nun Deutschland in gegenwärtiger Zeit, aber man darf nicht verkennen, daß von den 37.5 Jahresgeburten aufs Tausend der Bevölkerung sicher 2.5 pro Mille auf Kosten des slavischen Elements zu setzen sind, das würden etwa 130,000 Geburten jährlich sein, die wir gewännen im Vergleich zu der ideellen Möglichkeit, daß die ca. 55 Mill. Einwohner ohne slavische Beimischung wären. Darum taucht mit Macht die Frage auf, ob wir diesen Zuwachs entbehren oder auch nur ausschalten können, ob er wirklich zu unserm Nutzen ausschlägt, oder welche Mittel wir ergreifen müßten, um ihn fürs Vaterland wirklich nutzbringend zu gestalten.

Können wir ihn entbehren? Nun, die Bewohnerzahl als solche ist selbstredend allein für ein Volk nicht von Bedeutung; viel wichtiger ist dabei die Frage, ob den einzelnen Gliedern die Befähigung hoher intellectueller Entwicklung zur sozialen Angliederung, zur weltwirthschaftlichen Eroberung eigen ist. Dem deutschen Volk wird diese Begabung gewiß nicht einmal von seinen Feinden aberkannt werden; von den Polen ist indessen bekannt, daß sie zur Zeit ihrer politischen Selbständigkeit stets ein unruhiges, ungeselliges Volk waren, daß sie herzlich wenig für die Kultur geleistet haben; aber ungerecht wäre es, wollte man deßhalb ihr Eindringen in die germanische Bevölkerung ohne weiteres als kulturell gefahrvoll bezeichnen; es muß anerkannt werden, daß sie in ihrem stolzen Selbstbewußtsein, in ihrem nationalen Egoismus und zum Theil auch in ihrer Genügsamkeit und Arbeitsausdauer dem Deutschen ein Vorbild sein können.

Indessen haben wir es gar nicht mehr mit der Frage der Zweck- oder Unzweckmäßigkeit zu thun; es ist einfach Thatsache, daß diese hohe Zahl slavischer Bewohner im Deutschen Reich ansässig ist, Thatsache, daß ihr Zuzug gegen den Wunsch Vieler, ja selbst der Regierung andauert und daß sogar das preußische Abgeordnetenhaus im Mai 1899 sich für eine Erleichterung dieses Zuzugs aussprach, um die stetige Leutenoth im Osten zu mildern. Deßhalb müssen wir das Dasein der Slaven im Reiche berücksichtigen, müssen mit ihrer starken Vermehrungsfähigkeit rechnen, müssen aber auch, falls diese uns zugute kommen soll, den nationalen Gefahren Rechnung tragen, die unzweifelhaft damit verbunden sind.

Und hierin befindet sich Deutschland thatsächlich an einem Wendepunkt seines Daseins. Denn was kann uns die Ergänzung unsrer Arbeitskräfte, was die Erhöhung unsrer Geburtenziffer nützen, wenn wir ruhig zugäben, daß daraus eine stets wachsende Nachkommenschaft hervorginge, die in jenem national-slavischen Geist, der ihre Eltern auszeichnet, erzogen würde! Principiis obsta! Dieses Wort drängt sich jedem Vaterlandsfreunde auf, wenn er aus den obigen Zusammenstellungen die Thatsache entnimmt, daß wir Deutsche von den Slaven gewaltig in der natürlichen Volkszunahme übertroffen werden; principiis obsta! klingt es uns entgegen, und zwingt uns von der Regierung zu fordern, daß sie fortan mit unerschütterlicher Festigkeit eine streng deutsche Erziehung aller fremdländischen Nachkommenschaft (und zumal der slavischen) durchsetzt und in ähnlich germanisirendem Sinne die Slaven behandelt. Thut sie dieses, so kann die Aufnahme slavischer Elemente ins Deutsche Reich in mehrfacher Hinsicht uns zum Vortheil gereichen; thut sie es nicht, so kann man nach Art einer Rechenaufgabe die Folgen voraussehen und wir thäten dann weit besser daran, auf unsre hohe Geburtenziffer Verzicht zu leisten.

Dieses sind m. E. die Betrachtungen, die sich an die deutsche Geburtsstatistik der letzten zehn Jahre anknüpfen; ich könnte mit ihnen abschließen, wenn man nicht vermuthlich noch ein Urtheil verlangte, weßhalb unter den deutschen Staaten die beiden Mecklenburg mit einer so äußerst niedrigen Geburtsziffer verzeichnet ständen; sie beläuft sich auf 31.0, gegenüber 37.8 des benachbarten Pommern. Eine genügende Erklärung weiß ich hiefür nicht zu geben. Thatsache ist, daß keine Provinz Preußens, kein Staat Deutschlands in den letzten 40 Jahren eine so geringe Volkszunahme (nicht bloß hinsichtlich der Geburten!) erfuhr wie eben jene beiden Länder; deßhalb ist der Zuzug fremder Elemente sicherlich ein sehr geringer geblieben und die Bevölkerung wahrscheinlich vornehmlich auf Inzucht angewiesen gewesen; auch mögen staatliche Maßnahmen in orthodox-evangelischer Richtung den Zuzug der meist zu katholischen Slaven erschweren. Hiezu kommt, daß beide Staaten in der Ausdehnung des Großgrundbesitzes alle Provinzen und Staaten des Deutschen Reichs übertragen, was auch im Sinne der Inzucht wirkt. Hierin dürfte wohl der Grund für die niedrige Geburtsziffer zu erblicken sein.

Eine neue französische Literaturgeschichte.

Der vierte und wohl auch letzte Band der vom Bibliographischen Institut herausgegebenen illustrirten Literaturgeschichten liegt nun vollständig vor,[1]) und ist so ziemlich dasselbe geworden, was seine Vorgänger sind: ein reich illustrirter Schriftsteller- und Dichtungskatalog, ein biographisch-literarisches Konversationslexikon, ein Nachschlagewerk von erstaunlicher Reichhaltigkeit und Vollständigkeit —, nur keine Geschichte. Ein Werk dieser Art ist gewiß etwas Verdienstliches und Nothwendiges; nur ist es durchaus nicht das, was die Verlagshandlung versprochen hatte und was man auf Grund ihrer lauten Anpreisungen erwarten durfte. Es war ausdrücklich angekündigt worden, daß sich die illustrirten Literaturgeschichten an ein weiteres Publikum wenden würden, daß daher alle lediglich für Gelehrte interessanten Streitfragen unerörtert blieben, und daß auf eine gefällige äußere Form besonderer Werth gelegt werden solle. Annähernd das Gegentheil ist dabei herausgekommen, mindestens was den Antheil Suchiers anlangt, von dem im folgenden zunächst die Rede sein soll.

Das Buch dürfte schon deßhalb einem weiteren gebildeten, aber nicht fachmännischen Publikum kaum zugänglich werden, weil es in der ganzen ersten (und in beträchtlichen Theilen der zweiten) Hälfte zum Lesen über-

[1]) Suchier und Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Leipzig und Wien 1900 (XII und 753 Seiten, gr. 8°.)

haupt nicht geeignet ist. Ein Geschichtswerk liest man, oder man studirt es: ein Inventarium mit verbindendem Text kann man nur nachschlagen. Man findet in diesem Buche reiches und zuverlässiges Material zur Darstellung einer wirklichen Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur, aber es ist selbst weit davon entfernt, eine solche zu sein. Die allgemeine Kulturgeschichte, ohne die man die literarische Entwicklung gar nicht verstehen kann, ist von Suchier überhaupt fast nicht zur Grundlage des Werkes gemacht worden. Nicht als ob es an Erwähnung politischer, sozialer, kirchlicher Zustände und Ereignisse fehlte; im Gegentheil, an allen Ecken und Enden wimmeln sie herum, aber verstreut und verzettelt, bestimmt, irgend eine Einzelheit einer Dichterbiographie, eine Anspielung, eine Widmung, einen Handschriftenbefund zu erklären, aber nirgends zu einem schönen einheitlichen Gesammtbild geordnet, nirgends zu einem wahrhaften kulturhistorischen Hintergrunde mit großen Linien und klaren Umrissen gestaltet.

Und doch haben auf ganz demselben Gebiete für andere Perioden Hettner und Lotheißen, Jeder in seiner Art, diese Aufgabe in wahrhaft vorbildlicher Weise gelöst. Man wende nicht ein, daß ihre Lösung für die gesammte französische Literaturgeschichte auf dem den Verfassern zugebilligten Raume unmöglich gewesen wäre. Für ein wirkliches Geschichtswerk war sie unerläßlich, wenn es sich auch nur um knappe, scharf charakterisirende, freilich auch einen rechten Künstler erfordernde Skizzirungen handeln konnte. Der nöthige Raum hätte sich schon schaffen lassen, wenn der ungeheure Wust antiquarischer Detailgelehrsamkeit gebührend beschränkt worden wäre. Aber das ist es ja: der Forscher war an der Arbeit, aber der Künstler fehlte.

Was nun die eigentliche Literaturgeschichte betrifft, so war hier die Herstellung eines flüssigen und einigermaßen wohlklingenden Textes sehr erschwert durch die programmmäßig vorgeschriebene Einschaltung zahlreicher Inhaltsangaben. Im künstlerischen Interesse hätte es gewiß gelegen, dieselben in die Anerkennungen zu verweisen. Da man das einmal nicht beliebt hat, so konnte einer völligen Zerstückelung des Textes nur dadurch vorgebeugt werden, daß man sich mit einer sehr mäßigen Anzahl solcher Angaben, deren Werth ja problematisch genug ist, begnügte. Das war namentlich in der mittelalterlichen Literatur um so eher durchzuführen, als hier typische und konventionelle Züge sich in jeder Gattung des Schriftthums mit eintöniger Gleichförmigkeit wiederholen. Von jeder dieser Gattungen wünschen wir ein möglichst plastisches, reich ausgeführtes Bild zu erhalten, handle es sich nun um Heiligenlegenden oder um Chansons de geste, um Versnovellen oder Troubadourlieder, um Prosaromane, Mysterien oder Moralitäten. Hier mag über Zeit und Ort der Blüthe, über den Stand, der die betreffende Gattung pflegte, über Geschäftsleben und Denkformen, die sich in ihr offenbaren, über die poetische Technik, die Art des Vortrags, den Charakter der Quellen, die handschriftliche Ueberlieferung und manches andere gründlich Auskunft ertheilt werden, wenn auch mit Nichtbeachtung von Spezialitäten und Ausnahmen. Ist auf diese Weise eine wohl abgerundete Gesammtschilderung erfolgt, so kann als veranschaulichendes Beispiel der Inhalt eines besonders charakteristischen Spezimens der betreffenden Literaturgattung skizzirt und diese Skizze dann auch recht wohl in das Gewebe des erzählenden Textes verflochten werden. Damit würde den Bedürfnissen nichtfachmännischer Leser durchaus genügt werden. Es versteht sich von selbst, daß trotz solcher Zusammenfassungen einem hervorragenden Werk von starker Originalität oder einer genialen Dichterindividualität eine eingehende Sonderbetrachtung sehr wohl zutheil werden könnte und sollte; ja solche Einzelwürdigung würde sich gerade dann erst recht reliefartig von dem breiteren Untergrunde abheben. Indem aber Suchier eine Inhaltsangabe an die andere reiht, gibt er selbst seiner Arbeit ein zerfahrenes Aussehen.

Freilich beruht diese Wirkung auch noch auf anderen Ursachen: auf dem Streben nach absoluter Vollständigkeit und auf der Ueberladung des Ganzen mit einer ungeheuren Masse philologischer Detailgelehrsamkeit.

Die Beschäftigung mit den Anfängen einer Volksliteratur verleitet nur zu leicht zu einer Ueberschätzung des „Erhaltenen“. Weil von dem Wenigen, was überhaupt da war, noch viel weniger erhalten ist, glaubt man, hievon nun auch kein Jota unterdrücken zu dürfen. Man bucht gewissenhaft jede Vermuthung, die man über Ursprung, Dichter, Heimath, Zusammenhang, Metrik u. s. w. des „leider nur fragmentarischen“ Denkmals aufstellen kann, man konstatirt mit Forscherfreude, daß dies und jenes Werk existirt haben muß, man häuft Notizen auf Notizen, und vergißt dabei zu scheiden und zu sichten. So hat auch Suchier auf Grund einer staunenswerthen Belesenheit und Gelehrsamkeit alles gebucht, was nur irgendwie zur altfranzösischen Literatur gezählt werden kann. Ueber theologische, juristische, historische, naturbeschreibende Arbeiten kann man sich in seinem Werke ebensowohl belehren wie über jede Art von Unterhaltungsliteratur. Das Wissen, das hier aufgespeichert ist, kann man gar nicht genug bewundern. Suchier hat nur übersehen, daß bei weitem nicht alles, was je gesungen, geschrieben, gedruckt worden, nicht einmal alles, was je beliebt oder berühmt war, in einer allgemeinen, für weitere Kreise berechneten Literaturgeschichte einen Platz beanspruchen kann. Aufgabe einer solchen kann es nur sein, zu zeigen, wie sich die Hauptrichtungen des geistigen Lebens eines Volkes in seinem Schriftthum niedergeschlagen haben. Daneben sind die dichterischen Hauptpersönlichkeiten zwar aus ihrem psychischen Milieu soweit möglich zu erklären, aber auch in ihrer Selbständigkeit und geistigen Freiheit zu würdigen. Es gilt klar zu disponiren, scharf zu periodisiren, zeitliche, örtliche, sachliche Abgrenzungen eher zu übertreiben als zu verwischen, die Gipfelpunkte der Entwicklung deutlich und kräftig herauszuarbeiten, nicht aber, wie hier geschieht, sie in der unendlichen Fluth des Gleichgültigen, Mittelmäßigen und schlechthin Werthlosen fast zu ertränken.

Was soll ein Leser, der den Werdegang der französischen Literatur kennen lernen will, mit den vielen Hunderten von Titeln oder Bücher und von Namen unbedeutender Schriftsteller anfangen? Sie können ihn höchstens das Eine lehren, daß schon im Mittelalter viel, viel mehr geschrieben worden ist, als gut war — und diese Erkenntniß hätte er billiger haben können.

Nicht viel anders wird man über den Werth der philologisch-antiquarischen Einzelgelehrsamkeit in diesem Buche urtheilen können. An und für sich ist sie wieder stupend; Hunderte von Spezialuntersuchungen sind hier verarbeitet, ein ungeheurer Zettelkatalog ist hier gedruckt worden. Man fragt nur wieder: zu welchem Zweck in diesem Werke? Was nützen hier die zahllosen Ortsnamen und Jahreszahlen, die unzusammenhängenden biographischen und bibliographischen Brocken, die viel zu ausführlichen metrischen Bemerkungen, die uns bei keinem in Versen geschriebenen Denkmal erspart werden? Ueberall usurpirt der Detailforscher die Stelle, die der sichtende zusammenfassende Literaturhistoriker

einnehmen sollte. Selbst in den von Zeit zu Zeit eingeschalteten Rückblicken geht alles in philologischem Kleinkram auf.

Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Tausende atomistischer Notizen durch kein geistiges Band zusammengehalten werden, weil es für isolirte historische Einzeldaten kein solches gibt. Damit soll nicht gesagt werden, daß Suchier den literarischen Stoff nicht durchdrungen habe und beherrsche; aber wie er seine Arbeit angelegt hat, war es eine Unmöglichkeit, daß diese zweifellos vorhandene Stoffbeherrschung dem Leser deutlich werde. Eine der Grundregeln alles wissenschaftlichen Verfahrens, das Vereinfachen des Komplizirten, hat er zu seinem eigenen Schaden außer Acht gelassen. Deßhalb tritt auch die rein ästhetische Würdigung der literarischen Produktion stärker als wünschenswerth zurück. Nur am einzelnen Werk, am einzelnen Dichter bringt er sein ästhetisches Urtheil an. Und dabei hat er ohne Frage künstlerisches Gefühl für das Echte und Schöne. Gezierheit und Affektirtheit unterscheidet er stets richtig vom Natürlichen und Einfachen.

In dieser Beziehung halte ich seine Bemerkungen über den Rosenroman und über Aucassin und Nicolete für mustergültig. Auch sonst finden sich an zahlreichen Stellen treffliche Urtheile, kluge Hinweise, feine Beobachtungen: aber der Anlage des Ganzen gemäß alles einzeln, zerstreut, zusammenhanglos. Sie können das Urtheil über die Arbeit als Ganzes nicht umstoßen: ein unendlich gelehrtes Werk, eine wahre Kodifizirung mühsam gewonnener Ergebnisse der philologischen Einzelforschung (freilich ohne Quellen- und Literaturnachweise), aber keine Entwicklungsgeschichte noch ein Buch zum Lesen überhaupt, also leider eines, das den Zweck, dem es programmgemäß dienen soll, verfehlt hat. Nur die Kapitel über das Drama des Mittelalters möchte ich in dieses Urtheil nicht einschließen.

Die von Birch-Hirschfeld geschriebene Geschichte der neueren Literatur von der Renaissance an ist von den an Suchiers Antheil getadelten Fehlern, da diese eben theilweise in der Anlage des Ganzen begründet sind, ebensalls nicht frei, entspricht aber doch dem Programm des Werkes weit besser und ist, irre ich nicht, auch als Literaturgeschichte betrachtet, der werthvollere Theil desselben. Zwar finden wir auch hier wieder viel zu viel Namen und Zahlen, aber der ganze Text ist nicht so störend damit durchsetzt, wie bei Suchier. Sie sind mehr an einzelnen Abschnitten zusammengedrängt; diese lassen sich leicht überschlagen, wodurch man sich beim größere Partien eines zusammenhängenden, wirklich lesbaren Textes herstellen kann. Die Inhaltsangaben treten einigermaßen an Zahl zurück. Birch-Hirschfeld legt mehr Werth auf gute kulturhistorische Begründungen, auf zusammenfassende Rückblicke, auf ausführliche ästhetische Würdigungen. Er verfügt zudem, wie schon seine früheren Arbeiten gezeigt haben, über einen gefälligen Stil und ein lebhaftes Anempfindungsvermögen, Vorzüge, die bei einem für weitere Kreise bestimmten Werke am wenigsten als nebensächlich betrachtet werden dürfen. Wie prächtig, halb ernst, halb launig ist z. B. seine Charakterisirung der romantischen Liebestragödie Quinaults und seiner Zeitgenossen (S. 464 f.). Die große Wichtigkeit, welche die wissenschaftlichen Studien, namentlich die Poetik, für die Entwicklung der französischen Dichtung gehabt, ist überall treffend hervorgehoben. Die Bedeutung des Milieus hat Birch-Hirschfeld nicht nur gelegentlich angedeutet, sondern wenigstens in einigen Partien seines Buches wirklich herausgearbeitet. In einigen Partien — denn es fehlt recht viel, daß alle diese Vorzüge sich nun auch gleichmäßig auf das ganze Werk erstrecken.

Man wundert sich öfter, daß Birch-Hirschfeld von den Arbeiten seiner Vorgänger nicht mehr Nutzen gezogen hat. Vor fünfzig Jahren hat Ebert in knappen Zügen eine wirkliche „Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie" — so lautet auch der Titel des leider längst vergriffenen Büchleins — mit so vorzüglicher Schärfe und Klarheit gezeichnet, daß jeder Spätere nur seinen Spuren zu folgen brauchte, um für dieses Kapitel Mustergültiges zu bieten. Bei Birch-Hirschfeld ist es gerade eins von denen, die am meisten von Namen und Titeln wimmeln; eine klare Hervorhebung des Wesentlichen in der Entstehung und Entwicklung des französischen Renaissancedramas läßt es aber durchaus vermissen. Die vollständige Scheidung zwischen den volksthümlichen dramatischen Spielen des Mittelalters und den nur den Höchstgebildeten zugänglichen Renaissancedramen, sowie der ausschlaggebende Einfluß Seneca's mußten viel kräftiger betont werden. Birch-Hirschfeld erwähnt die Bedeutung Seneca's ausdrücklich erst bei Robert Garnier. An späterer Stelle vermißt man — um zunächst bei der Tragödie zu bleiben — eine genügende Aufklärung über Ursprung und Begründung der Einheitsregeln, wie sie wohl am besten und mit aller denkbaren Ausführlichkeit Otto Bamberg in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Mairets Schäferspiel „Silvanire" (1890) gegeben hat. Gerade die Einheitsregeln sind dem modernen Leser, der nicht spezielle literarische Studien getrieben hat, etwas zunächst ganz Unverständliches, fast Widersinniges. Ihm zu zeigen, wie wenigstens die *eine* Regel, wenn auch nicht als ein Gesetz, in der als Autorität geltenden Poetik des Aristoteles steht, wie Uebersetzer und Erklärer sie zu einem *Gesetz* erhoben, gemodelt und ausgedehnt haben, und wie all diese Regelgerechtigkeit, die uns so schwer eingeht, einem tiefgehenden Streben des französischen Volkscharakters entspricht: das wäre eine Darbietung gewesen, für die dem Verfasser sicher viele Leser gedankt hätten. Jetzt müssen sie sich das Nöthigste davon aus einigen zerstreuten Bemerkungen zusammensuchen, und nur über die Begründung der Ortseinheit in den Bühnenverhältnissen jener Zeit finden sie Zusammenhängendes.

Bei dem Urtheil über einzelne Werke spricht natürlich der persönliche Geschmack so stark mit, daß eine Einigung über den ästhetischen Werth oft nicht erreicht werden kann. Immerhin will ich versuchen, in einigen Fällen meine zustimmende aber abweichende Ansicht zu begründen.

Das 1899 erschienene Buch von Ch. Garrisson, Théophile et Paul de Viau, wird vielleicht Manchen anregen, die Werke des seinerzeit so hoch gefeierten und viel verfolgten „poète licencieux" Théophile, und auch sein Theaterstück Pyrame et Thisbé (1617) aufzuschlagen. Da würde er nun gewiß erstaunen, bei Birch-Hirschfeld über das Stück nur die eine kritische Notiz zu lesen, es behandle die bekannte Fabel „mit zarter Sinnigkeit" (S. 382). Denn mag es damals bei Hofe noch so viel Anklang gefunden haben, und mag die darin waltende lyrische Stimmung noch so original sein: es ist und bleibt doch eine Arbeit von geradezu grausamer Geschmacklosigkeit, die heute unverändert als Parodie aufgeführt werden könnte, zudem ein Stück ohne jede dramatische Steigerung und zum Theil ohne inneren Zusammenhang der meist monologischen Scenen.

Ueber Corneille zu schreiben ist keine besonders angenehme Aufgabe, denn es wird uns doch recht schwer,

uns für den Vater der klassischen französischen Tragödie zu erwärmen. Umsomehr ist es Pflicht, zu zeigen, welch großen Fortschritt er gegenüber seinen Vorgängern bedeutet. Birch-Hirschfeld hat dies gethan, indem er sein Interesse im wesentlichen auf den Cid konzentrirt und von diesem Werke eine wohlgelungene Charakteristik, sowie eine gute knappe Darlegung des Cidstreits bietet. Von den anderen Tragödien und Schauspielen Corneille's gibt er kaum mehr als Inhaltsangaben. Und doch sind diese Werke einst bejubelt worden, und ehe Lessing die Rodogune so erbarmungslos zerpflückte (was übrigens erwähnt werden mußte), hat man mit heiligem Eifer darüber gestritten, welches denn nun das eigentliche Meisterwerk sei. Jetzt ist es ziemlich still geworden; es scheint, als wüßte Niemand mehr über Corneille etwas neues zu sagen. Und doch wäre es, um nur das zu erwähnen, so nöthig, daß auch der aus Tradition noch immer gerühmte Cinna seinen Lessing fände, schon damit dies künstlerisch wie moralisch gleich verfehlte Stück endlich ganz aus unsern Schulen verschwände. Hat doch Corneille hier einer an sich tragischen Entwicklung eine fast possenhafte Lösung gegeben; nur die Pracht der Sprache hat so Viele darüber hinwegtäuschen können. Daß der eisenharte Charakter der natürlichen Heldin des Dramas, Emilie, sich zuletzt wie Draht biegen läßt und sie aus der Hand des verhaßtesten Sterblichen ihre Begnadigung mit gehorsamstem Danke entgegennimmt: das ist eine der abscheulichsten Verirrungen, welche die dramatische Literatur aufzuweisen hat. Die zugrunde liegende historische Wirklichkeit konnte in einem Kunstwerke diese Lösung nie und nimmer rechtfertigen.

In einer recht trefflichen Weise hat Birch-Hirschfeld Molière und Racine behandelt. Molière ist uns Deutschen so vertraut geworden und hat so treffliche deutsche Biographen gefunden, daß es begreiflich ist, wenn ihm ein Deutscher gerecht wird. Um so schwerer ist dies bei Racine; aber es ist Birch-Hirschfeld gelungen. Vielleicht hätte mit Lotheisen Racine's wunderbare Kunst der psychologischen Analyse noch etwas stärker betont werden können; aber jedenfalls ist im ganzen die Bedeutung und die Größe Racine's ebenso richtig klargestellt, wie seine Manier und seine einzelnen Werke gut gekennzeichnet sind. Es hat Referenten wahrhaft erfreut, hier einmal Phädra und nicht Athalie als Racine's eigenartigstes und kräftigstes Werk bezeichnet zu finden.

Was Eberts Arbeit für die Tragödie, das ist Heinrich Körtings bekanntes Buch für den französischen Roman des 17. Jahrhunderts. Birch-Hirschfeld kennt natürlich dieses grundlegende Werk und verarbeitet seine Ergebnisse; er hat auch den Unterschied zwischen idealistischem und realistischem Roman übernommen; aber mit der wünschenswerthen Deutlichkeit tritt diese Scheidung bei ihm nicht hervor, und namentlich die Abhängigkeit der einen Gattung von der anderen wird bei ihm verwischt. Es kann aber der Werth scharfer Abgrenzungen gar nicht stark genug betont werden. Auf Einzelnes kann ich hier nicht eingehen. Nur das sei gesagt: Scarrons verworrenen und glattkomischen Roman comique das beste Werk der komischen Romangattung zu nennen (S. 411), ist ebenso ungerecht, wie an Furetière's Roman bourgeois, der diese Bezeichnung viel eher verdiente, mit ein paar Worten und dem Prädikat „erwähnenswerth" vorbeizugehen (S. 511).

Ich habe mich in dieser Besprechung auf die Literatur des klassischen Zeitalters beschränkt, weil ich hier am besten zuhause zu sein glaube. Meine Andeutungen werden auch genügen, um den Charakter des ganzen Werkes zu kennzeichnen. Eine Blüthenlese von Einzelausstellungen würde an dieser Stelle nicht angebracht sein; thatsächliche Unrichtigkeiten sind zudem nicht gerade häufig anzutreffen. Nur eine sei hier angeführt, weil sie wirklich nicht ohne Bedeutung ist: Sully's Royales Oeconomies sind keineswegs ein „genauer und geschichtlich zuverlässiger Rechenschaftsbericht" (S. 369), sondern, wie Ranke, Ritter und Philippson genügend nachgewiesen haben, eines der unzuverlässigsten Memoirenwerke der Welt, in dem keins der angeführten Dokumente ohne Prüfung für glaubhaft anzusehen ist. Auffallend ist, daß unter den Historikern des 19. Jahrhunderts Ségur und Lanfrey nicht genannt werden.

Eine französische Literaturgeschichte für „Laien" ist durch Suchiers und Birch-Hirschfelds Werk nicht geliefert worden. Diese Arbeit für das Mittelalter zu vollbringen, dürfte eine der allerschwierigsten literarhistorischen Leistungen sein; wichtiger dagegen ist für uns unfraglich eine Geschichte des Schriftthums der neueren Zeit. Möchte uns diese bald geschenkt werden, damit die Gebildeten unsres Volkes, die nun einmal die schöne Form zur Bedingung machen, wenn sie an ein wissenschaftliches Buch herangehen sollen, von der französischen Literatur richtigere Vorstellungen erhalten, als sie jetzt häufig zu haben pflegen. Dr. F. Friedrich.

Mittheilungen und Nachrichten.

Rudolf Presber: Vom Theater um die Jahrhundertwende. Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart 1900. — In geschmackvoll ausgestaltetem Bande sind zwölf Aufsätze zusammengefaßt, die in zwangloser Folge einzeln in der Monatsschrift „Thürmer" des Frhrn. v. Grotthuß erschienen. Der Verfasser nimmt das Beste, das man über diese Sammlung schreiben könnte, in seinem Vorwort vorweg: „Es sind im einzelnen keine strengwissenschaftlichen Abhandlungen, und als Ganzes haben sie gewiß nicht den Ehrgeiz, eine in sich abgeschlossene Dramaturgie zu bilden, Plaudereien sind es, Plaudereien eines Kritikers, der in der dramatischen Kunst die schönste und vornehmste Blüthe aller Künste sieht. Plaudereien mit einem Leser, der von dem Vorurtheil befreit ist, daß man über Blumen Verständiges nur im Stile botanischer Lehrbücher reden könne." Die Essays umfassen heterogene Gebiete — außerordentlich angenehm berührt stets der weise Ton der Mäßigung, mit dem sie abgehandelt werden. Presber steht auf dem Boden des Klassizismus, ohne dem modernen Schaffen sein Recht zu verkümmern. Nur den grimmigen Auswüchsen gegenüber findet er jene mit gewisser Heiterkeit gemischte Ironie, die dem Publizisten Presber einen weiten Kreis von Anhängern geschaffen hat. Man kann hinzufügen, daß sich alle Aufsätze in jeder Beziehung wohlthuend von den Banalitäten des Alltags unterscheiden. Darin liegt auch die Berechtigung der Sammlung. hg.

* **Die Weihnachtsgabe der Goethe-Gesellschaft** für ihre Mitglieder besteht diesmal in drei ansprechenden Kleinodien, die zu einem besonders geschmackvollen Band vereinigt sind. Ihren Mittelpunkt bildet die Gestalt **Ulrike v. Levetzows**. Es ist eine Heliogravüre nach einem Pastell, das als ein Geschenk des Neffen, Frhrn. Adalbert v. Rauch, ins Goethe-Nationalmuseum gelangt ist. Das Bild zeigt Ulrike als Mädchenknospe von 17 Jahren in dem Zauber, der noch auf den alten Goethe seinen vollen Reiz übte, mit den blauen Augen, die unter den krausen braunen Locken treuherzig in die Welt blicken. Daran reiht sich ein Blatt von ihrer Hand, der Geburtstagsglückwunsch von 1824. Als kostbarstes Kleinod tritt die Reinschrift der Elegie vom September 1823 hinzu, dieses „Produktes eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", des herzbewegenden Gedichtes, worin Ulrike's Bild verklärt erscheint. Die Wiedergabe der Handschriften und des Bildes ist von der chalkographischen Abtheilung der Reichsdruckerei ausgeführt; die Erläuterungen stammen von Prof. Bernhard Suphan.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent und Lektor der neufranzösischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, Dr. F. E. Schneegans, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Leipzig.** Der Privatdozent der Geschichte, Dr. Walther Goetz, wird, wie man uns mittheilt, aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausscheiden, um sich an der Universität München zu habilitiren.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Honorar-Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät, wirkl. Ober-Konsistorialrath D. Dr. David Eismann, ist von der Ausübung seiner akademischen Lehrthätigkeit entbunden worden und hat seinen Wohnsitz nach Dresden-Plauen verlegt. — Der ordentliche Honorar-Professor in der katholisch-theologischen Fakultät, Dr. Erich Frantz, ist für zwei weitere Semester beurlaubt worden und wohnt während dieser Zeit in Pasing bei München.

* **Prag.** Der Professor der deutschen Staatsgewerbeschule in Brünn Eduard Janisch ist zum außerordentlichen Professor der darstellenden Geometrie an der hiesigen deutschen technischen Hochschule ernannt worden.

* **Czernowitz.** Die Professoren Geh.-Rath Dr. Max v. Seydel und Dr. Emanuel Ullmann in München sind von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität zu Ehrendoktoren ernannt worden.

* Die bei Staegmeyr in München vor kurzem erschienene Tragödie „Einer für alle" von Friedrich Dukmeyer, auf die wir gestern an dieser Stelle hinwiesen, ist in St. Petersburg konfiszirt und für Rußland verboten worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. v. Müller: Die Wirren in China. 1. Theil. Mit Karten, Skizzen und Anlagen. Berlin. Liebel 1900. — Neue Märchen. Gesammelt von E. Weber. Göttingen, F. Wunder 1900. — J. Huggenberger: Accarde. 2. Auflage. München, Lukaschik 1901. — Dr. L. Sinzheimer: Der Londoner Grafschaftsrath. 1. Bd. Stuttgart, Cotta 1900. — E. Stangen: Dunkelstimmen. Neue Gedichte. Zürich, Schmidt 1901. — Dr. A. Wirth: Ostasien in der Weltpolitik. Bonn, Georgi 1901. — Dr. H. G. Graef: Goethe über seine Dichtungen. 1. Theil: Die epischen Dichtungen. 1. Band. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt 1901. — Bericht des Ausschusses für Volks-Vorlesungen zu Frankfurt a. M. über das Geschäftsjahr 1899/1900. Frankfurt a. M., Kern u. Birner 1900. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. gänzlich umgearb. Aufl. 19. Lfg. Jena, Fischer 1900. — Prof. C. Netto und Prof. G. Wagener: Japanischer Humor. Leipzig, Brockhaus 1900. — Boysen: Festschrift zur 200jährigen Wiederkehr der Erhebung Preußens zum Königreich. Oldenburg, G. Stalling. — Dr. med. R. Rumpe: Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Kranksein. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900. — H. Friedrich: Soldaten-Liederbuch. 2. veränderte Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — M. v. Uhl: Verse und Sprüche. Berlin, Ebering 1900. — Dr. E. S. v. Wenzelstein: Stimmen der Einsamkeit. Ebd. 1900. — Dr. jur. et cam. K. Wasserrab: Sozialwissenschaft und soziale Frage. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Eisenbahntarife und Wasserfrachten. Hrsgb. von W. Lotz. Ebd. 1900. — E. Marcks: Kaiser Wilhelm I. 4. verb. und verm. Aufl. Ebd. 1900. — M. Herrmann: Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Berlin, Weidmann 1900. — U. v. Wilamowitz-Moellendorff: Reden und Vorträge. Ebd. 1901. — Graf Leo Tolstoi: Moderne Sklaven. Leipzig, Diederichs 1901. — F. Dahn: Stilicho. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 2. Theil. (Franz Liszts Briefe. V. Bd.) Ebd. 1900. — Dr. Knaak: Die Krankheiten im Kriege. Leipzig, Thieme 1900. — Prof. Dr. H. Klaatsch: Grundzüge der Lehre Darwins. 2. Aufl. Mannheim, Bensheimer 1901. — Dr. H. Brück: Die Kulturkampfbewegung in Deutschland (1871—1900). 1. Lfg. Mainz, Kirchheim 1901. — Bürgerbuch der Stadt Hanau. Hanau, Kittsteiner 1900. — Cl. v. Kappmann: Kommentar zur Militärstrafgerichtsordnung für das Deutsche Reich. Zweite Hälfte. München, Beck 1901. — Dr. H. Schueller: Die Inkorporation von Kirchenämtern. Wien, Manz 1900. — Dr. Joh. Umüller: Die Methode der exakten Wissenschaft und der Darwinismus. Ravensburg und Wien, Kitz 1901. — E. Roland: Gedichte. 2. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze. — H. Allmers: Dichtungen. 4. verm. Aufl. Ebd. — Fr. Jansen: Die Katharinen. Drama. 2. Aufl. Ebd. — Prof. Dr. K. Eckstein: Der Kampf zwischen Mensch und Thier. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner. — Schlesiens volksthümliche Ueberlieferungen. I. Weihnachtsspiele. Von Fr. Vogt. Ebd. 1901. — W. Apett: Die Steuerlosen. Schauspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — M. Kaufmann: Leiden des modernen Werther. Zürich, C. Schmidt 1901. — Fr. Haas: Die irdische Gerechtigkeit. Schauspiel. Ebd. 1901. — M. Witt: Der heilige Krieg. Ebd. 1901. — Der Katholizismus am Scheidewege. 4. Aufl. Wien, Schalk 1900. — W. Erben: Ursprung und Entwicklung der deutschen Kriegsartikel. (S.-A. aus den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband VI.) Innsbruck 1900. — Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. Lfg. 1 und 2. Verlag Wartburg. Berlin. — Alfr. Zimmermann: Die Handelspolitik des Deutschen Reichs. 2. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — C. Justi: Michelangelo. Ebd. 1900. — F. A. Lamsbach: Hilko. Roman aus den Befreiungskriegen Germaniens. Breslau, Schottlaender 1901.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kollauer in München.

Jahrgang 1900. München, Montag, 17. Dezember. Nummer 288.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zwei nordische Dichtungen.

Wer einmal die Geschichte der nordischen Länder schreiben wird, dem werden die skandinavischen Romane die beste Quelle bieten. In ihnen wird er über die Kultur dieser Länder die lauterste Wahrheit finden. Wo die äußerliche Wahrhaftigkeit der erzählten Begebnisse natürlich zumeist gefehlt hat, da hat sich zur rechten Zeit die getreueste Kenntniß der innerlichsten und heimlichsten menschlichen Erlebnisse und das ehrliche Bemühen nach Aufrichtigkeit in der Schilderung eingestellt. So wie Heine von Immermanns „Andreas Hofer“ erzählt, daß Tiroler niedrigen Standes nicht hätten glauben wollen, daß der Dichter nicht in den Reihen mitgekämpft hätte, und wie sie versicherten, diese von den Berichten der exakten Geschichtsschreiber oft und stark abweichende Darstellung der Kämpfe sei die einzig wahre gewesen — so wird es dem künftigen Kulturhistoriker Skandinaviens mit all den Romanen gehen, die heute infolge der deutschen Bemühungen zur Erzielung einer Weltliteratur im Goethe'schen Sinne in großer Zahl ins Deutsche übertragen werden. Kein Monat vergeht ohne Ausbeute in dieser Richtung, kein Monat aber vergeht auch, ohne daß man aufs neue über den Reichthum dieser Länder an geistiger Kultur staunt. Denn seltsam genug: bei einer Reihe dieser Werke wird es Einem bei genauer Prüfung oder auch ohne weiteres kritisches Bemühen einfach bei nochmaliger Lektüre klar, daß der Verfasser kein Dichter ist, sondern nur ein feiner Versteher, Psychologe und Stimmungskünstler. Man erkennt, daß ihm das primitive dichterische Können fehlt, daß niemals in seinen Erzählungen ein Wort oder ein Motiv der Handlung ganz tief aus der Seele kommt wie aus einer natürlichen Quelle, daß vielmehr jedes Detail des Werkes Ergebniß konstruktiver Fähigkeit ist. Da aber trotzdem diese Bücher eine starke und edle Wirkung auszuüben imstande sind, und da fast niemals Brutalitäten und Effekthaschereien, die im allgemeinen die natürliche Grenze zwischen Romanschreiber und Dichter setzen, stören, so kann man von einer allgemeinen alle Schaffenden und auch das Publikum durchziehenden subtilen nordischen Kultur sprechen, deren Niveau weit höher ist als das deutsche, französische oder gar englische. Die Literatur der letzten dreißig Jahre ist dafür nicht der einzige Beweis. Ich möchte an die skandinavischen Kunst- und Kunstgewerbeabtheilungen der Pariser Weltausstellung erinnern. Ein Gang durch die dänischen oder schwedisch-norwegischen Bildersäle, eine flüchtige Betrachtung der Portraits konnte Jeden davon überzeugen, wie tief die Kultur in diesem Lande wurzelt. Das Wort Kultur soll aber hier nicht so sehr materielle oder auch rein wissenschaftliche Kultur bedeuten, als eine feine, subtile menschliche Seelenkultur. Man konnte aus diesen Bildern sehen, daß diese Menschen mehr innerliche Schicksale in sich tragen und ihr Innenleben bewußter leben als dies bei uns geschieht. Daher mögen auch die vielen Gestalten echter Nervendecadence kommen, die nordische Portraits und nordische Romane uns vorführen. Aber auch an den heimathlichen Betrachtern der skandinavischen Abtheilungen in Paris konnte man hohe Grade der künstlerischen Kultur erkennen; jeder Einzelne hatte eine innerliche Beziehung zu den Werken seines Vaterlandes, und dem deutschen Kunstfreunde, der die oberflächliche Manier unsres Publikums kennt, drängten sich manchmal traurige Vergleiche auf. Neben diesen direkten Beweisen für die hohe skandinavische Seelenkultur kann als kräftiges Argument die Aufnahme der subtilsten nordischen Dichtungen beim deutschen Publikum gelten. Denn nicht allein Ibsen und Björnson, nicht allein brutale und aufreizende Bücher wie die Aug. Strindbergs haben viele Verehrer bei uns gefunden. Neben J. P. Jacobsen und Knut Hamsun, wohl den größten psycholischen Romanciers unsres Jahrhunderts, haben Schriftsteller wie Hermann Bang, Karl Ewald, Jonas Lie deutsche Gemeinden gefunden.

Heute möchte ich von zwei wenig bekannten Werken skandinavischen Ursprungs berichten, deren vornehmste Schönheit in der Stimmung, dem Tone der Darstellung liegt. Beide sind nicht Romane im landläufigen Sinne. Das eine ist ein Buch voll zeitloser Romantik. Märchenduft strömt aus der dänischen Erzählung „Aebelo“ von Sophus Michaelis.[1]) Aebelo ist eine kleine Insel mitten im See; ursprünglich war es ein stark umbrandetes Stück Grund am Meere selbst und viele harte Wogen brachen sich an dieser Küste, bevor das Land immer weiter zurückgedrängt wurde und aus dem stolzen Küstenstrich ein „Holm“ in einem Süßwasser-See wurde. Kein Mensch betritt die Insel. Es wohnt Niemand da, nur viele Muscheln gibt es und seltsame Pflanzen und viele Raben als einziges Gethier. Einmal, seitdem sind aber Tausende von Tagen und Hunderte von Jahren vorbeigegangen, kam in einem einsamen Segelboote ein todtwunder Krieger her, der starb einen qualvollen, langen Tod auf der kleinen Insel Aebelo. Sein Körper verweste, nur die Knochen blieben noch lange übrig. Als aber auch diese schon in der Erde aufgenommen waren, da blieb als Merkzeichen das rostige Schwert zurück, darauf die Spinne in der Nacht ihre langen Fäden zog. Und welke Blätter deckten das Ganze. Sehr, sehr lange nach alledem lebten zwei junge Menschen in der Nähe der kleinen Insel. Er war der Junker Solver, ein freier Ritter voll Muth und Stolz und eigenen Gedanken und Gefühlen. Er hatte sein Schloß dort, in dem er Herr war, und seinen Falken, mit dem er jagte. Und sie war Jungfrau Gro. Jungfrau Gro aber war Sten Basse's Tochter und Sten Basse war ein harter Mann und ritterlicher Nachbar Junker Solvers. Die beiden Ritter hatten keinen Verkehr miteinander, und keine Fäden spannen sich zwischen den beiden jungen und schönen Menschen, die eng nebeneinander, getrennt nur durch einen herrlichen Wald, im Angesicht der sagenvollen Insel Aebelo ihr Leben führten, bis eines Tages Junker Solver im Walde Jungfer Gro traf. Und da alles still war und der Frühling rings um den jungen Menschen sproß und des Lebens grüne Allmacht sich aus der Erde in duftenden Blättern und Blüthen drängte, da er die Sonne empfand wie einen Kuß — da es also Frühling war, da zog es ihn zu Jungfrau Gro und er

[1]) Wiener Verlag 1900. Uebersetzt von Marie Herzfeld.

küßte sie. Ein harter Schlag aber vertrieb den Frühling aus Junker Solvers Sinnen. — Dann, nach Tagen, geschah es, daß Solver das Mädchen beim Bade überraschte auf Aebelo. Und da Aebelo ihm gehörte, so glaubte er auch auf das jungfräuliche Kind ein Recht zu haben, und nahte sich Gro. Die aber griff nach dem alten rostigen Schwert des todten Kriegers, das bisher die Blätter gedeckt haben und verwundete den Begehrlichen. Die Wunde war tief. Sie heilte langsam, und dann, als schon die Narbe da war, war ganz tief in Junker Solvers Herz die Liebe aufgegangen zur Jungfrau Gro.

Sten Basse wollte den Wagemuth des Junkers rächen, von dem ihm seine Tochter erzählt hatte. Sten Basse war ein harter Mann. Alle seine Weisheit hatte er aus der Naturbetrachtung. „Sten hatte von Kindheit auf Verkehr gepflogen mit der Natur ... Er hat früh dafür ein Auge bekommen, wie das Leben in den unzähligsten Formen durch die Erde kriecht, die Luft durchschneidet und durchs Wasser schlüpft, wie das Leben buchstäblich sich durch das Leben durchließt. Und er hatte Verachtung gefaßt gegen dies sogenannte Leben in seinen einzelnen und machtlosen Aeußerungen ...“ Sten hatte in die Nichtigkeit des Menschenlebens bis auf den Grund gesehen, als er Tag für Tag die Natur in ihren Entwicklungen betrachtete. Man sieht, Sten Basse ist ein Philosoph. Er schätzt nur noch Eines: das ist die Kraft seines Willens und seiner Fäuste. Sten hatte ein Weib geehelicht, das er mit Gewalt genommen. „Ihre Ehe war eine lange Reihe von Zusammenstößen gewesen. Zuletzt liebte sie ihn, wie das Pferd das Eisengebiß zwischen seinen Zähnen liebt und den Stachelsporn in seiner Flanke ... Sie schenkte ihm Kinder. Und in Sten, dem großen Lebensverächter, sproß ein Glauben an dieses Leben gerade in diesen Kindern, die in den Lebenskampf abgehärtet eintreten sollten, mit all der stolzen Ueberlegenheit, die er gesammelt, mit gestählten Nerven ...“

Aber in seinen Kindern wird Sten vom Leben bezwungen. Eines nach dem andern wird ihm genommen. Auch seine Frau holt der Tod und auch sie liegt im Grabe auf Aebelo, der kleinen Insel, wo die Raben krächzen, allerlei Blumen blühen und welkes Laub ein rostiges Schwert deckt, das ein todter Mann dort gelassen hat. Nur Jungfrau Gro ist Sten geblieben als einziges Kind. Die Schmach, die Junker Solver seiner Tochter angethan, soll nun gerächt werden. Der Junker wird gefangen. Ein Keller ist sein Kerker und keine Demüthigung bleibt ihm erspart. Aber in der feuchten Höhle, die ihn beherbergt, wächst eine starke Blüthe, seine Liebe zu Jungfrau Gro, und auch in dem Mädchen keimt die Leidenschaft. Nur daß das junge Kind sich ihrer Sehnsucht nicht bewußt wird, nichts weiß von ihren Wünschen. In ihren Träumen aber herrscht die Liebe, gewinnt Macht und wird in Thaten verwandelt. Im Schlafe steigt Jungfrau Gro zu Junker Solver herab und wird sein Weib. Ihre Tage aber wissen nichts von diesem Erlebniß der letzten Nacht, die der Gefangene bei Sten Basse verbringt. Am andern Tag empfängt ihn die Freiheit, das Leben, indeß auf seinen Feind Sten der Tod heimtückisch lauert.

Sten Basse ist todt. Junker Solver hilft der Jungfrau Gro ihren Besitz verwalten. Er ist ein guter, treuer Freund. Allein seine Liebe quält das Mädchen. Denn noch immer wissen ihre wachen, bewußten Tage nichts von Mannesliebe und niemals mehr hat der Geliebte sie geküßt, berührt ... Deßhalb vermag Jungfrau Gro auch die Blicke Solvers nicht zu ertragen, die Liebe suchen. „Solver, wenn Ihr nur bei mir seid, um mich zur Liebe zu erwecken, so bitte ich Euch — geht und kommt niemals wieder! Nie kann ich Euch mit Augen der Minne ansehen ... Es gab einen Tag, da führtet Ihr das flammende Eisen Eurer Begier an meinem Gesichte vorbei —“ seitdem kann Gro dem Junker Solver keine Minne mehr schenken, solange sie wach ist. Der Mädchenstolz hat sich empört und nun sind die Gedanken an die eine unzarte Minute nicht mehr wegzuwischen. Junker Solver muß wegziehen; in den Krieg geht seine Fahrt. Aebelo, die kleine Insel, hat er Jungfrau Gro geschenkt, zum Abschied. Während er aber fort ist, wächst in Gro ein neues Leben, Solver und ihr Kind, das Liebespfand jener einzigen Nacht. Und da Gro nun Mutter ist, schämt sie sich der Liebe nicht mehr, schämt sich nicht mehr der flammenden Begier, die sie einmal sah; Gro weiß nun alles, was geschah und liebt in dem Kinde den Vater und bekennt sich die süße ewig gehegte Liebe zum Vater um des Kindes willen. Auf Aebelo, der kleinen Insel des Todes und der Liebe kommt ein Kind zur Welt, indeß der Vater Abenteuern nachgegangen ist, bei schönen Rittersfrauen in der Kemenate sitzt. Und als er endlich, von Boten geholt, heimkehrt, führt ihn ein leise gleitendes Boot nach Aebelo. Dort zeigt ihm Gro das Kind, das ihr Leben jetzt ausfüllt. „Hier, Solver, ist alles, was ich in dir liebte.“ ... „Alle Bäume rauschten um Gro's und Solvers Lager. Alle Blumen wuchsen zollweise im Dunkeln. Die unbefleckte Insel gehörte ihrem jungen schlafenden Prinzen an. Und die Beiden, die miteinander nicht Furcht noch Askese, noch kranke Religion kannten, sie grüßten der Sterne goldene Heerscharen über ihrer Liebe grünem Eiland und schliefen ein, die Unsterblichkeit mitten zwischen sich.“ Aebelo — das ist das Buch vom Weibesschicksal. Es hebt an mit der ersten mädchenhaften Scheu vor dem Manne und es schließt ab, als ein Kind dem Weibe geschenkt ist zum natürlichen Abschluß der Leidenschaftszeit des weiblichen Lebens. Aebelo — das ist ein romantisches Preislied auf die einzige Art menschlicher Unsterblichkeit, auf die Freude der Mutter an ihrem Kinde.

Der Stil des Buches ist ungemein innig, von einer Einheitlichkeit in der Stimmung, die bewundernswerth ist. Ich weiß übrigens nicht, ob nicht die Uebersetzung von Marie Herzfeld nicht noch schöner in Sprache und Ton ist als das Original. Es mag unter der Hand einer Uebersetzungskünstlerin, wie es Marie Herzfeld ist, oft geschehen, daß alle leisen Andeutungen, die im Original dem Dichter nicht geglückt, gleichsam Blüthen geblieben sind, in der übersetzten Dichtung dann zu freudebringenden Früchten aufgeblüht sind.

* * *

In romantisches Reich führt auch ein seltsam schönes Buch von Selma Lagerlöf „Gösta Berling“, durch dessen Aufnahme in die Universalbibliothek sich Reclam ein Verdienst erworben hat. (Die gute Uebersetzung ist von Mathilde Mann.) Auch diesem Buche kann der Referent keinen besseren Dienst thun, als den Inhalt möglichst im Ton des Originals nachzuerzählen. Gösta Berling ist ein Poet, trotzdem er nie eine Zeile geschrieben hat. Er ist Herr über tausend Küsse und dreizehntausend Liebesbriefe. Man sagt von ihm, daß er mehr Gedichte erlebt hat, als Andere geschrieben haben, die sich doch ihr Leben lang mit nichts weiter beschäftigten. Gösta Berlings Leben ist reicher an Erlebnissen, an Glück und Unglück als irgend eines Abenteurers Leben. Seinen Weg haben Viele gekreuzt und für Jeden, Mann oder Weib, war das Schicksal Keim zu Erlebnissen oder auch letzter Abschluß des Lebens. Er war ein Pfarrer, der sich betrank. Als man ihn aber absetzen wollte, da kam unendliche Gewalt über ihn; denn er war ein Mann der Inspiration. Als er oben auf der Kanzel stand, um vor der Kommission, die ihn absetzen wollte, zu predigen, „da war es ihm, als versinke der Fußboden der Kirche in einem tiefen Abgrund, als werde das Dach der Kirche abgehoben, so daß er direkt in den Himmel schauen konnte. Er stand allein, ganz allein auf seiner Kanzel und sein Geist bekam Flügel und flog zu dem offenen Himmel empor, seine Stimme wurde stark und gewaltig und er verkündete die Ehre Gottes ... Solange die Feuerzunge der Inspiration über ihm glühte, redete er; als sie aber erloschen war und das Dach sich wieder auf die Kirche herabgesenkt hatte, und der Fußboden aus dem tiefen Abgrund heraufgehoben war, da kniete er nieder und weinte, denn er war sich bewußt, daß ihm das Leben seine schönste Stunde geschenkt hatte und daß die jetzt vorbei war.“ So ist es auch. Gösta soll Pfarrer bleiben, denn Alle sind bezwungen von der Gewalt seiner Rede. Aber die Zechgenossen seiner Vergangenheit spielen ihm einen Streich, so daß er doch weg muß.

in die Welte. Allerlei Schicksale erduldet er und er möchte schließlich sterben, da er sich als ein Ausgestoßener fühlt, da trifft ihn die „Majorin“, die mächtigste Frau im Reich und erzählt ihm von ihrem Unglück, daß ihr die Mutter geflucht habe und wie sie alle Kraft der Energie brauche, um leben zu können. So erzählt ein Mensch dem andern von seinem Leide, damit Beide leben können. Und Gösta, der noch vielen Klagen schon die Sehnsucht nach dem „Frieden der ewigen Wälder“ gehabt hat, geht mit der Majorin auf ihr Gut, wo die „Kavaliere“ hausen. Die Kavaliere, das sind seltsame, kluge, abenteuerliche Gesellen, die von dem leben, was ihnen die Majorin gibt und die allerlei Streiche vollführen. Zu ihnen gesellt sich auch Gösta. Mehrmals will er weg, ins Leben, die Arbeit zurück. Aber immer muß er wieder zu den Kavalieren.

Einmal ist er Hauslehrer geworden bei einem wunderbar schönen Mädchen. Er liebte sie, sie liebte ihn. Sie war eine Gräfin und wollte ihn doch ehelichen. Da aber erfuhr sie, daß er ein abgesetzter Pfarrer sei und sie wurde verzweifelt, nicht so sehr um dieser Ereignisse selbst willen, als weil er ihr nichts davon gesagt, sie so betrogen hatte. Und das Mädchen will deßhalb sterben und sie holt sich den Tod. Und Gösta geht zurück zu den Kavalieren. Er ist ein Don Juan gegen Willen. In der That leben viele Seelen in seiner Brust. Einmal zieht er aus, um für einen Freund ein Mädchen zu gewinnen, und bald liebt die schöne und reiche Anna ihn selbst. Aber Gösta nimmt sie nicht zu sich, denn er ist ein Mann, der sich selbst oft verachtet, der seltsame Bettler-Kavalier der reichen Majorin. — Viele Frauen sind in sein Leben verquickt. Da ist Marianne, das ist das junge Mädchen, das nie ganz in ihren Gefühlen aufgehen konnte, in dessen Gedanken immer noch ein Rest von Superklugheit geblieben war, und die aus diesem Leben erst durch den großen Kummer befreit und förmlich erlöst wurde, der über sie kam, weil sie Gösta erst dann heiß liebte, als er kein Gefühl mehr für sie hatte. „Doch der Kummer leistete ihr denselben Dienst, wie die Liebe. Er machte sie zu einem ganzen Menschen, mit der Fähigkeit, sich im Guten wie im Bösen hinzugeben. Brennende Gefühle strömten von nun ab frei durch ihre Seele, ohne von der eisigen Kälte der Selbstkritik gehemmt zu werden. Und so kam es denn, daß sie trotz ihrer Entstelltheit dennoch von Vielen geliebt ward. Man sagt aber, daß sie Gösta Berling nie ganz vergessen konnte. Sie trauerte um ihn, wie man um ein vergeudetes Leben trauert.“ So geht es allen den Männern und Frauen, die in Gösta Berlings Lebenskreis gezogen werden. Da ist eine junge Gräfin, die Gösta und die andern Kavaliere verhöhnt. Die Kavaliere strafen sie und der eigene Gemahl will sie zwingen, zur Buße Gösta's Hand zu küssen. Aber das läßt sich Gösta nicht gefallen; denn sich selbst sagt er ja, was sonst Keiner laut werden lassen durfte, daß er ein abgesetzter, dem Trunk verfallener Pfarrer ist, ein Bettler-Kavalier. Und da der Gemahl der Gräfin mit harten Strafen droht, wenn seine Frau nicht Gösta's Hände küßt, da hält er seine Hände ins lodernde Feuer, daß sie versengt werden. So ist Gösta. Noch viele andere Menschen bewegen sich um Gösta, Menschen, deren Seelen mit Märchen angefüllt sind, die unsäglich traurig und verworren sind.

Viele Schicksale ereignen sich noch. Die junge Gräfin muß Buße thun, harte, schwere Buße für eine Schuld, die sie kaum in Gedanken begangen hat. Gösta selbst erleidet noch vieles, bis endlich Ruhe kommt über alle diese Leute. Da ist zum Beispiel einer von den Kavalieren, der ist ein großer Musiker, ein guter Mann, aber schwermüthig. Er hatte ein Heim und Frau und Kinder, und doch lebte er unter den Kavalieren. Nun geht er nachhause. Dort ist Friede und Frühling. Er steht im Garten und spielt ein Lied der Liebe, ein Lied der Reue, ein Lied des Kampfes, ein Lied der Sehnsucht nach Frieden. Und Alles freut sich, daß der Vater wieder da ist. Es gibt eine idyllische Zeit. „Aber dann kommt ein Morgen, an dem er fort ist. Er konnte es nicht länger ertragen. In Ekeby, bei den Kavalieren, ist es weniger schön, aber Ekeby liegt im Wirbel der Ereignisse. So kehrt er zurück, nochmals auf einen Irrweg. Aber schließlich wird er auch bei den Kavalieren ruhig. Gösta ehelicht die junge Gräfin, denn als Verstoßene hat sie ein Kind ihres rechtmäßigen Gemahls geboren, das dieser nicht anerkennen mag. Das Kind stirbt, aber das Ehepaar bleibt vereint. Die Majorin ist vom Hofe getrieben, sie büßt den Fluch der Mutter. Die Kavaliere halten Einkehr und werden fleißige Gutsherren. Und als die Majorin heimkehrt, vorbereitet zu sehen, daß alles in Trümmer gegangen ist, die Kavaliere nun wirklich Bettler, Gösta unglücklich, da sieht sie sich getäuscht. Und Gösta, der Dichter, der Don Juan gegen Willen, Gösta, der Verachtete und doch so Stolze, Gösta, der Held, sagt ihr nun das Ziel seines Lebens: „Ich würde Nutzen genug gestiftet haben, wenn ich bei jedem Hause ein paar Apfelbäume gepflanzt, wenn ich dem Spielmann ein paar von den Melodien der alten Meister gelehrt hätte, wenn der Hirtenbube auf dem Waldpfade einige schöne Lieder singen konnte ... Ein Bauernspielmann, das ist alles, was ich werden kann, aber das ist genug ...“

Man kann kaum die Hälfte von dem andeuten, was in diesem Buche steht. Es gehört zu den Werken, die man Jedem in die Hand nöthigen möchte. Für Jeden sind Worte, heilige Lehren in diesem Buch. Die Erzählung von Gösta Berling ist lang; es ist ein förmlicher Novellenkreis. Lang wirkt das Buch auch noch. Tage und Wochen, nachdem man es gelesen hat, erwacht man plötzlich irgendwo und weiß wieder von Gösta Berling, der ein abgesetzter Pfarrer war und ein Poet und ein reicher Gutsherr und ein Held und ein Sünder und nach einem langen Leben voller Thaten nichts sein sollte als ein Bauernsänger, der die armen Leute erfreut durch alte Lieder. ....

Noch ein zweiter Band von Selma Lagerlöf wäre zu erwähnen: „Astrid“.[2] (Aus dem Schwedischen von Fr. Maro.) Er reicht jedoch an Gösta Berling nicht heran. Es ist wohl auch Lebenswerk, ein solches Buch geschrieben zu haben. W. F—d.

Vom Weihnachtstisch.

VI.

‡ Der 14. Band von Richard Bongs „Moderner Kunst“ spiegelt so ziemlich getreulich den Etat des Jahres im Gebiete der Malerei: München und Berlin, Deutschland und Italien mit Einschlag der Spanier, Franzosen und Engländer nebst etlichen Ungarn und Polaken. Da ist beispielsweise Heltoe Le Roux mit einer artistischen Staatsaktion, wie Perikles mit Madame Aspasia das theatralische Atelier des Phidias besucht — eine echte Pariser Opernscene mit weiblichem Balletmaterial; ein intimes Tête à tête beim fußkranken Eros, wobei Fräulein Psyche einer hochgradigen Handschuhnummer benöthigt wäre, von Paul Thumann; eine Eifersuchts-Dorfgeschichte von Emma v. Müller, die stark an Defregger erinnert, der durch seinen braven Tiroler „Tharerwirth“ vertreten ist. Von Paul Meyerheim findet sich ein austernfressender Frühstücks-Affe, der Kunstreiter-Straßenumzug und eine larmoyante Zirkusepisode. Von Lenbach erscheint ein ungenanntes Fräulein-Portrait mit zwei gar nicht zusammengehörigen Händen; von W. Zirges eine Illustration zu Paul Heyse's Ballade, in welcher ein junger Mediziner seine Geliebte als grüne Leiche auf dem anatomischen Secirtisch findet, als neuer Beweis für die Scheidewege der Künste, daß Eines sich nicht für Alle schickt und daß der Dichter wagen darf, was der Maler lassen soll. Durch harmlosere, heiter durchgespielte und liebreich ausgeführte Stoffe erfreuen die Italiener P. Bergamini (In der Prüfungsstunde), Volpe (Lustige Lieder), Corelli (Neapolitanische Sänger), Andreotti (Die Rivalin) und der nationalisirte Lovera (Karneval in Madrid). E. v. Blaas bringt eine seiner hübschen Venetianerinnen, Kiesel eine weibliche „Apfelblüthe“, Grützner den bekannten, einsam trinkenden Falstaff, A. Perrel eine friedliche Abendlandschaft, Apol einen Wintertag, Juliette Wagner ein reizendes Mädchenköpfchen und F. Wodring eine zielbewußte „Siegerin auf dem Rennplatz“. Am reichsten ist Hubert v. Herkomer vertreten mit

---

[2]) Stuttgart—Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

16 seiner Schöpfungen, die in einer biographischen Skizze durch A. Vollmar weitere Würdigung finden.[1]) In gleicher Abwechslung verbreitet sich der Text über die Pariser Frühlings- und Mailage, die Große Oper und die Weltexposition, den Salon, den Deutschen Reichstag, das Studentenleben, Faschingstreiben, über Prositneujahr und Weihnachtsfeier, über Münchener Bier und Salvator, über Gutenberg und die Herstellung der „Modernen Kunst“, über amerikanische Goldkäfer mit deren Portraits. Dazwischen laufen Romane, Novellen und Streiflichter über Künstler, Politik und Militär, z. B. über „Die Wittelsbacher im Heer“: die Prinzen Alfons, Arnulf, Leopold und Rupprecht mit ihren Adjutanten. Die Bilder wetteifern in Holzschnitt, Farben- und Lichtdrucken und allen möglichen Reproduktionsarten.

In 30 Momentaufnahmen lieferten die Herren Major J. Baumann und Wasum Bilder über „Unsere Kanoniere“ (Vereinigte Kunstanstalten vorm. Jos. Albert). Gewiß gehörte eine lange Reihe von unermüdlichen Beobachtungen dazu, um solche Resultate zu erzielen, die neben der pragmatischen Richtigkeit auch solche künstlerische Wirkung bieten wie die Veduten „Auf dem Marsch“, „Die bespannte und abgeprotzte Batterie“, der „Feldstall“ und insbesondere die malerische „Rast im Walde“, der „Schwierige Weg“ und die „Uebung im Sanitätsdienst“. Auch die übrigen Blätter, wie die „Fourage-Vertheilung im Quartier“ mit der lebendigen Geflügelgruppe im Vordergrunde, „die Turnübungen“, die „Batterie-Handwerker“ und „Feuerlöschübung“ gewähren nette Genremotive.

Ein sehr bedeutsames, ikonographisches, lehrreiches Werk zeigt „Die Madonna“ in ihrer bildlichen Entwicklung von den frühesten Anfängen in den Katakomben bis zum Ausgange der Renaissance in Italien. Das Buch hat Theodor Schreiber nach Adolf Venturi, den gewiegten Kenner der italischen Kunst, bearbeitet (Leipzig, bei J. J. Weber. 452 S. 4°). Durch geschickte Gruppirung gewinnt das Ganze an innerer Uebersichtlichkeit: erst wird der Typus der hl. Jungfrau festgestellt und dann in den verschiedenen Stadien, von ihrem Eintritt in die Welt, der Darbringung im Tempel, ihre Vermählung, Verkündigung, Heimsuchung der Elisabeth, die Krippe und Anbetung der heiligen drei Könige, nachgewiesen. Dann folgen die Darstellungen der Flucht nach Aegypten, Jesus unter den Schriftgelehrten, das Leiden und die Kreuzigung des Herrn mit dem bekannten „Stabat mater“, die Kreuzabnahme nebst der sogenannten „Pietà“, die Ascensio domini, das Pfingstfest und die Himmelfahrt Mariens. Dabei ist die Plastik gleichzeitig mit der Malerei in erklärende Wechselwirkung und Ergänzung gebracht. Zu den im Camposanto zu Pisa befindlichen Madonnen aus der Schule des Giovanni Pisano gehörte wohl auch eine Abbildung der vortrefflichsten Leistung des Meisters von jener Gruppe, welche kein Geringerer als unser Kaiser Ludwig der Bayer während seines Aufenthalts zu Pisa erwarb und eigenhändig in sein Stift nach Ettal verbrachte, wo dasselbe bis heute als vielbesuchtes Wallfahrtsbild sich erhalten hat. Auch stammt ein großer Theil der in Deutschland weit verbreiteten sogenannten „Lucasbilder“ aus Italien. Ebenso sind viele italische Artisten in Deutschland (man denke nur an Prag unter Kaiser Karl IV.) thätig gewesen. Als Gegenströmung hiezu hat Ernst Förster eine große Anzahl von Schöpfungen deutscher Meister in Italien nachgewiesen. Ueberhaupt wird Venturi-Schreibers Arbeit alsbald bedeutende Erweiterung im Gefolge haben, und zwar aus den gleichzeitigen deutschen und englischen, aus den französischen und spanischen Kunstschöpfungen. Folgerecht wird wohl ein Späterer daran gehen, die Darstellung einzelner Heiligengestalten, z. B. der Musikpatronin Cäcilia, aus allen Zeiten und Schulen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen oder alle Darstellungen des Abendmahls, wozu die Kollektion in dem ehemaligen Kloster S. Onofrio zu Florenz als erster Versuch gelten kann. Welche Ausbeute verspricht die Betrachtung der Miniaturen, wozu schon der alte Gustav Waagen und neuestens F. Franz in seiner „Geschichte der christlichen Malerei“ weitere Fingerzeige gegeben haben. Die Ausstattung des Venturi-Schreiber'schen Werkes mit 6 Heliogravüren und 531 theilweise neuen Textabbildungen ist überaus löblich und zweckdienlich. Die Darstellung liest sich nicht wie eine Uebertragung, sondern bedeutet eine selbständige Schöpfung.

Als ein populäres und überaus billiges Unternehmen empfiehlt sich die Herausgabe der „Meisterbilder für's deutsche Haus“ (bei Georg D. W. Callwey in München). Die Auswahl und den begleitenden Text besorgt der Kunstwart Ferdinand Avenarius. Die drei ersten Hefte bieten den „Hieronymus im Gehäus“, „der Ritter, Tod und Teufel“ und die „Melancholie“ (letztere nach einem sehr dunkeln späteren Abdruck, auf welchem die Hauptgestalt wie eine „Mohrin“ heraustritt, während die ältesten Abzüge von dieser Platte sich durch Klarheit auszeichnen), sämmtlich Stiche von Albrecht Dürer. Heft 4 reproduzirt das sog. „Hundertguldenblatt“ Rembrandts, auch die „Große Krankenheilung“ genannt, während das 5. und 6. Heft Alfred Retels großartige Holzschnittzeichnungen „Der Tod als Freund“ und „Der Tod als Würger“ in getreuen Nachbildungen enthalten. Der fabelhaft billige Preis (jedes Heft kostet 25 Pf.) ermöglicht die weiteste Verbreitung in Schule und Haus. Die Blätter bilden eine köstliche Zimmerzier.

Auch die in neuer Farbendruck-Technik hergestellten Kopien alter Bilder (Leipzig bei Seemann) dürfen in ihrer handlichen und gefälligen Form auf weitere Verbreitung hoffen. Die erste Mappe enthält in praktischen Schutzkartons das „Konzert“ von G. Terborch, der „Mann mit der Nelke“ von Jan van Eyck, einen lautespielenden Engel von Melozzo da Forli, die „Lesende Frau“ des Jan Vermeer van Delft, die „Grablegung“ von Fra Bartolommeo, das „Bildniß einer Römerin“ von Sebastian del Piombo, die „Verkündigung“ von Andrea del Sarto und Rembrandts jugendliche Selbstportrait. Die zweite Mappe bildet die sog. „Nachtwache“ des vorgenannten Meisters und Bilder von Franz Hals (Ein lustiges Ständchen), Raphael (Madonna del Granduca), Moretto (S. Justina), Tizian (Himmlische und irdische Liebe), Claas Pietersz Berchem (Die Auskunft), Mariotto Albertinelli (Heimsuchung Mariä) und Allori's „Judith“. Manche Blätter haben vorerst noch etwas stumpfes, was sich durch weitere Uebung wohl noch heben läßt. Auch hier ist der Preis ein ganz minimaler, der jedes weitere kritische Bedenken ausschließt.

Unsern neuesten Künstlern werden die rasch eingebürgerten Monographien (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing) gerecht. Mit großer Virtuosität des Vortrags und blendender Stilistik ist Thoma durch Fritz v. Ostini (104 S. mit 106 Abbildungen) mit einer Begeisterung dargestellt, dagegen das trockene Kolorit des Gefeierten kaum standzuhalten vermag. Das fast gänzlich auf autobiographische Quellen, den eigenen Mittheilungen des Malers, aufgebaute Heft ist ganz geeignet, die um Thoma schon geschäftige Mythenbildung zu verscheuchen und neue, hoffentlich auch dauerhafte Freunde zuzuführen. Weniger wird dieses Bemühen trotz Eugen Zabels Anstrengungen mit Wereschtschagin gelingen (ebendas. 66 S. mit 77 Kopien), trotz des fremdländischen, ethnographischen Intresses, welches dieser Schnellmaler im größten Format durch Ueberraschungen hervorrief; diese pompösen Schaustellungen, Metzeleien, Hinrichtungen und Schlachtfelder-Greuel vermögen keine fesselnde Theilnahme hervorzurufen. Im neuesten Bande wird Friedrich August v. Kaulbach durch Adolf Rosenberg dargestellt (112 S. mit 107 Abbildungen), der beliebte Sänger der Frauenschönheit. Um jene neuesten Portraitbilder hier zu sehen, hätten wir gern auf die zahlreiche Wiedergabe der Hände- und Aktstudien verzichtet, obwohl selbe der Abwechslung wegen nicht schaden. Der Nachweis von Kaulbachs freundschaftlichen Beziehungen zu Gedon u. A. ist ebenso interessant wie seine karikaturistische Thätigkeit in der „Allotria“, wobei Kaulbachs Sarkastik ebenso kompletirend wie bei seinem Oheim Wilhelm v. Kaulbach zum vollem Charakter-Ausgleich gehört. Wie bei Schwind diente auch bei Kaulbach die zauberische Gewalt der Musik als der Jungbrunnen seiner vielbewegten Sturmnatur. Den ganzen Menschen faßt sein Biograph richtig und kurz mit den zutreffendsten Worten zusammen: „Es ist ein langer Weg, den der Künstler seitdem durchmessen hat. Den artistischen Strömungen, die während dieser Zeit das Getriebe der

[1]) Ein ausführlicher Aufsatz von Jane Jessen über Herkomer in Westermanns Monatsheften. Oktober 1900. S. 101—125, mit vielen Illustrationen.

deutschen Kunst beherrschten, ist Kaulbach gefolgt, wenn sie seiner Lust und Neigung entsprachen, er hat sich aber von keiner so fortreißen lassen, daß er die Herrschaft über sich selbst verlor. Seine Persönlichkeit war immer stark genug, sich zu behaupten, und so ist er auch gelassenen Sinnes und sicheren Schrittes seine Straße gegangen, als die Wogen der modernen Kunstbewegung alle Wege und Stege überflutheten. Ihm haben sie nichts angehabt. Nach der Mahnung des römischen Dichters hat er sich auch in schlimmen Fährnissen den Gleichmuth bewahrt und im fest umfriedeten Gehege seiner Kunst, des theuren Erbes, gewaltet, das ihm und Allen, die es zu achten wissen, die klassischen Meister hinterlassen haben." — Das Repertoire dieser Monographien beziffert schon 48 größtentheils der neuesten Zeit angehörige Namen, unter denen wir trotz der freundlich entgegenkommenden Behandlung manches Minderbemittelten, doch solche Meister, wie Karl Spitzweg und Eduard v. Steinle immer noch vermissen.

Das neue „Künstlerbuch" von Franz Hermann Meißner (bei Schuster u. Loeffler in Berlin) bringt gleichfalls eine Reihe von illustrirten Monographien, in welchen Böcklin, Klinger, Stuck, Thoma und Fritz v. Uhde abermals behandelt werden. Hiezu kommt als neuestes Bändchen Franz v. Defregger. Die Intention ist gut, doch die dem kleinen Quartformat angepaßte Wiedergabe der dadurch an Deutlichkeit nicht gewinnenden Bilder machen die Konkurrenzfähigkeit mit dem vorgenannten Unternehmen fraglich.

Die „Studien zur Deutschen Kunstgeschichte" (Straßburg bei Heitz u. Mündel) beschäftigten sich in eingehender Weise mit Albrecht Dürer, indem Haendcke zuerst die Chronologie seiner Landschaften in Erwägung zog, Paul Weber die Stiche des Ritter mit Tod und Teufel, den Hieronymus im Gehäus und die Melancholie unserm Verständniß näher zu bringen trachtete[2]) und Wilhelm Suida Dürers Genredarstellungen in gründliche Untersuchung nahm. Arthur Lindner beleuchtete die Anfänge der romanischen Plastik in der Schweiz, namentlich den reichen Statuen- und Reliefschmuck der Basler Gallusporte und anderer Portale zu Saint-Ursane (Bern), Neuenburg, Zürich und Chur. Siegfried Graf Pückler-Limpurg befliß sich der gründlichsten Untersuchungen über Martin Schaffner, ebenso Friedrich Haack über Friedrich Herlens Leben und Werke, wobei neue Autopsie und unverdrossene archivale Erhebungen frische Resultate über die Schwäbische Malerschule zutage förderten. Ebenso wichtig war die Durchforschung der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Augsburger Handschriften auf Miniaturen durch Ernst Wilhelm Bredt, wobei unter anderen die Leistungen der ursprünglich adeligen Familie der Mütich in den Vordergrund treten. Ueberraschend ist auch der Nachweis, daß zum Haupte der berühmten Augsburger Cisa ein antiker Medusenkopf als Vorbild diente.

Nun wurde „Zur Kunstgeschichte des Auslandes" auch ein dem vorgenannten ähnliches Unternehmen begründet und von B. Haendcke mit einem Beitrag zur „Spanischen Plastik" (ebendas. 53 S. gr. 8°) eröffnet. Bei dem außer F. Gómez' „Historia" (1885), nahezu völligen Mangel an Arbeiten über die spanische Bildhauerkunst ist diese Arbeit freudigen Willkomms sicher. Hr. Haendcke schildert zuerst den kühnen Juan Martinez Montañes (1580 bis 1649), welcher den Ruhmestitel beanspruchen darf, gleichzeitig mit (theilweise auch vor) Murillo das südspanische Ideal der Gottesmutter verkörpert zu haben. Das Bild seiner „Concepcion" wirkte jedenfalls als Vorbild auf den genannten Maler; seine Madonna mit der biegsamen, schlanken und vollen Gestalt ist der Typus einer schönen Sevillanerin, welche jubelnd und bescheiden, und doch in stolzer Freude, das himmlische Kind den Andächtigen vorweist. Und wie die Mutter das Kind trägt mit dem ehrfürchtigen Anfassen und mit sicherer Leichtigkeit der Armhaltung, als ob sie eine Feder zu stützen hätte! — Ihm folgte sein 1668 verstorbener Sohn Alonso Martinez Montañes und der dem Meister am nächsten kommende (el mas adelantado) Schüler Pedro Roldan (1624—1700), ebenso der als Bildhauer, Maler und Baumeister in allen Sätteln gerechte, und doch so weich und

[2]) Vgl. Beil. 220 der Allg. Ztg. vom 26. September 1900.

sanftfühlige Alonso Cano (1601—1667). An diesen reiht sich Pedro de Mena († 1693 zu Granada), der Schöpfer der berühmten, 1663 für die Kathedrale von Toledo gearbeiteten S. Francesco-Statue, die neuerdings auch durch genaue Kopien in Deutschland bekannt und bewundert und abermals dem Alonso Cano zugeschrieben wurde. Mena's Thätigkeit wird ausführlich S. 32—38 erörtert, auch José Mora (geb. 1638 auf Malorca, gest. 1725 zu Granada) und Francisco Zarcillo y Alcaraz (geb. 12. Mai 1707 zu Murcia und gest. 1781 das.). Seine Passionsreliefs zu Murcia sind echt dramatische Scenen eines Autos, ebenso wie Martin Schongauer in seinem großen Stich von der „Kreuzschleppung" den Eindruck eines mittelalterlichen Schauspiels nachbildete. — Spanien hat in den Bürgerkriegen und durch die Napoleonische Invasion eine unübersehbare Menge von Kunstwerken verloren, eine große Anzahl wurde geraubt und verschleppt; eine kritische, systematische Forscherfahrt danach in den öffentlichen Sammlungen Europa's und im Privatbesitz einzelner Liebhaber und Kenner würde immerhin noch eine überraschende Zahl von Fundstücken ergeben!

Man sollte glauben, daß Bernhard Kuglers „Geschichte der Kreuzzüge", welche aus diplomatischen Quellen gearbeitet und mit gleichzeitigen Denkmalen illustrirt 1880 (Berlin in Onckens Einzeldarstellungen, II. Serie, 5. Band) erschien, nicht zu überbieten wäre. Dennoch hat Ed. Heyck für „Die Kreuzzüge und das heilige Land" (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen und Klasing 1900, mit 4 Kunstbeilagen, 163 Abbildungen und 3 Karten. 173 S. 8°) neue Gesichtspunkte und frischen Stoff gefunden: Siegel, Münzen, Miniaturen, Bildwerke, Pläne, architektonische Ansichten und insbesondere moderne landschaftliche Aufnahmen gaben interessante Illustrationen, darunter auch eine Abbildung des 1101 in Cäsarea erbeuteten, für die Abendmahlschüssel und für Smaragd gehaltenen Glasgefäßes, welches als „heiliger Gral" in der Dichtung gipfelte und als „Sacro catino" im Domschatz von St. Lorenzo zu Genua (seit 1827 durch zopfige Fassung verschönert) erhalten ist. Er bewährt seine Unechtheit in glänzender Weise, als zuverlässig werthloser Glasfluß, weil jeder vor demselben ausgesprochene Wunsch sicher — unerfüllt bleibt! Der Stoff ist übersichtlich in zehn Abschnitte gegliedert, der Vortrag knapp, die Charakteristik der Hauptpersonen kräftig skizzirt und der Gesichtskreis nach allen Richtungen erweitert.

Zu den erfreulichsten artistisch-wissenschaftlichen Leistungen zählt die „Geschichte der deutschen Illustration" von Th. Kutschmann (Goslar und Berlin, bei Franz Jäger, Gr. 4°). Das Ganze ist auf zehn Lieferungen berechnet, wovon weitaus der größere Theil (in acht Heften) vorliegt und jetzt schon ein entscheidendes Urtheil ermöglicht. Der Autor beginnt mit den Anfängen des Formschnittes, mit den Notiztafeldrucken, Schrotblättern, Teigdrucken und der künstlerischen Ausbildung des Kupferstichs. Dann folgt die Blüthezeit im 16. Jahrhundert durch Dürer, Hans Holbein und die süddeutschen und rheinischen Kleinmeister, mit Lucas Cranach d. A. und seinen Ausläufern nach Norddeutschland; der Niedergang im 17. Jahrhundert mit den Fliegenden Blättern des 30jährigen Kriegs, mit Büchertiteln und Städteansichten (Merian). Die kulturgeschichtlichen Beziehungen zu den Galtoren des 18. Säculums gewinnen neues Interesse durch Chodowiecki und Salomon Geßner, welcher als Radirer dem Dichter weit den Rang abgewinnt, durch den manierirten J. H. Ramberg u. A. Mit Jakob Asmus Carstens beginnt die Reihe der Klassizisten, nebst Jos. Anton Koch, dem Wiener F. L. Schnorr, Peter v. Cornelius, Jos. Pehl, Wilhelm Hensel, Gubitz und Konsorten. Dazwischen fällt, in neue Bahnen lenkend, die Erfindung der Lithographie durch Senefelder und ihre weiteren glänzenden Erfolge durch Ferdinand Piloty (1782—1855) und Franz Hanfstängl (1804—1877), dann die Wiederaufnahme des Kupferstiches und der Radirung durch J. H. Klein, insbesondere aber noch den grandiosen Schöpfungen des Cornelius (Faust, Nibelungen) und Overbecks „Evangelien", wobei auch der früh verstorbene Franz Pforr, Ruscke, F. Catel und der heldenmüthige Schnorr von Carolsfeld mit dem Nibelungenliede und der Bilderbibel, J. v. Führich, ebenso B. Genelli, Preller, Pekel, Julius Hübner,

H. A. Stilke, Bendemann, C. F. Lessing und die weiteren Träger der Düsseldorfer Romantik, wie Th. Mintrop in Betracht kommen. Inzwischen wurde durch Kaspar Braun und Rehle in München und Gaber in Dresden die Holzschneide-Kunst zu neuer Blüthe gebracht, ihr Vorbild befeuerte Berlin und Stuttgart zu weiterer Folge, während Moritz v. Schwind, Eduard v. Steinle, Ludwig Richter, Andreas Müller, W. v. Kaulbach gerade durch ihre Kompositionen auf diesem Wege ihre weithinwirkende Bedeutung erhielten. Bis in das von Franz Pocci so erfolgreich angebaute Gebiet der Kinderbücher und Jugendliteratur drang diese unaufhaltsame Bewegung, welche mit der Gründung der Münchener „Fliegenden Blätter“ und der wirklich weltbekannt gewordenen „Münchener Bilderbogen“ der Xylographie zu einer durchschlagenden Macht im Gebiet des Humors und der Volksbildung verhalfen, wozu auch der Beginn der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ die fördernde Hand bot. Das alles, mit der weiteren Fortsetzung bis auf unsre Tage mag Jeder mit wachsender Theilnahme nachfühlen und lesen in diesem preiswürdigen Werk, welche nicht nur mit Hunderten von kleineren Holzschnitten, sondern auch mit großen, prächtigen Reproduktionen und Originalarbeiten der neuesten und jüngsten Meister ausgestattet ist, vorerst von Ad. v. Menzel, dessen Bildniß mit Recht als Titelbild prangt, nebst A. v. Werner u. s. w. Hier kann man gewiß in freudiger Erwartung der hoffentlich nicht übereilten, gleich umsichtig geführten Vollendung entgegensehen!

Vielleicht durch Schubarts Vorgang angeregt, hat August Zeiß einen mit 76 Lichtdrucktafeln und 39 Textbildern kostbar ausgestatteten Katalog „Meine Sammlung“ (Leipzig und Berlin 1900 bei E. A. Seemann, mit 55 Seiten Text, gr. 4°) herausgegeben — ein edles Beginnen, welches hoffentlich bei anderen Besitzern solcher Kollektionen weitere Nachahmung findet. Wie lehrreich sind nun die Berichte des wackeren Augsburgers Philipp Hainhofer (1578—1647) über seine Kunstreisen! Wie dankbar trachten wir nach den wenigen Ueberresten und Berichten aus der Kunstkammer Kaiser Rudolf II. Mit gemischten Gefühlen der Bewunderung und des Zornes betrachten wir den Katalog und die „Description of King Charles the First's Capitel Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities“, welche durch Parlamentsbeschluß 1649 so elend versteigert und verschleudert wurden! — Zeiß' Sammlung enthält Schätze aus der italischen Früh- und Hochrennaissance in Holz, Thon und Bronze, wobei die besten Namen vertreten sind, darunter ein Madonnen-Relief von Luca della Robbia und eine an den lieblichen Mädchenkopf zu Lille erinnernde, aus Florenz stammende Holzskulptur (36). Französische Bronzen, deutsche und asiatische Erzguß- und Edelmetallarbeiten, Kunsttöpfereien, Teppiche und Gemälde alter und neuer Meister, darunter Andreas und Oswald Achenbach, F. v. Lenbach, M. Liebermann, A. v. Menzel u. s. w. Sehr schön erzählt Hr. Zeiß in der Vorrede, wie das Interesse und Studium der Kunst ihn überall auf seinen zahlreichen Reisen wie ein guter Freund begleitet und ihn über viele trübe Stunden hinweggeholfen habe. Er schrieb kleine Einleitungen zu den einzelnen Gegenständen seiner Sammlung mit Excerpten berufener Fachleute und Autoritäten. „Ich gebe mich (fügt er mit liebenswürdiger Bescheidenheit bei) der Hoffnung hin, daß diese Blätter Freunden, Kennern und Liebhabern einiges Interesse bieten. An die Herren Fachgelehrten stelle ich die Bitte um Nachsicht, unter Hinweis auf die Worte Goethe's: Beleidigen kann es die nicht, auch nicht einmal verdrießen; es sei daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagestück und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts.“

Mittheilungen und Nachrichten.

Winter. Gedanken und Stimmungsbilder. Von Henry D. Thoreau. Den nachgelassenen Werken Thoreau's entnommen und ins Deutsche übersetzt von Emma Emmerich. München, Verlag Concord 1900. 288 S. — Schon in den 80er Jahren ist eine Reihe von Schriften über die Jahreszeiten aus dem literarischen Nachlaß des 1862 gestorbenen Henry D. Thoreau erschienen, deren Inhalt aus geistreichen und höchst eigenartigen Betrachtungen über die Beziehungen des Menschen zur Natur besteht und den Einfluß derselben auf seine Gedanken und Empfindungen und damit auf seine sittliche Entwicklung im allgemeinen mit poetischem Sinn, psychologischer Schärfe und warmer Begeisterung für alles Schöne und Erhabene hervorhebt. Das vorliegende Werk ist den in verschiedenen Jahren zwischen dem 21. Dezember und dem 23. Februar geführten Tagebüchern entnommen und bietet also kein in sich abgerundetes Ganzes, sondern eine Menge von einzelnen, in keinem strengen Zusammenhang stehenden originellen Einfällen, kurzen abgebrochenen Gedankengängen und flüchtig gezeichneten Stimmungsbildern, die sich sämmtlich auf die Naturerscheinungen dieser Jahreszeit beziehen und durch dieselben hervorgerufen werden. So z. B. der Untergang der hinter eine Wolke sinkenden Sonne, deren Licht am Bernsteinhimmel heller, reiner und kräftiger als am Mittag glänzt, wird mit der das Antlitz eines Sterbenden überstrahlenden Verklärung verglichen. Er entrüstet sich über die in Amerika übliche frevelhafte Verwüstung der Wälder und schildert das Fällen eines stolzen thurmhohen Tannenbaums, der von Holzknechten umgeben und mit Mordwaffen, der Axt und Säge, angegriffen, sich langsam und majestätisch neigt, muthig, aber nicht ohne Stöhnen stirbt, sich auf den Boden niederlegend und seinen grünen Mantel um sich wie ein Krieger faltend. Es ist daher leicht erklärlich, daß ein gewisser misanthropischer Zug sich in seinem Charakter bemerklich machte. Er sagte, er liebe die Natur so sehr, weil sie nicht Mensch, sondern eine Zuflucht vor diesem sei. Von der Höhe der Philosophie aus gesehen, seien alle Sterblichen ohne Ausnahme heidnisch und barbarisch. Der Weise sehe so klar das Heidenthum und die Barbarei seiner Landsleute wie die jener Völker, denen seine Landsleute Missionäre senden. Die Engländer und Amerikaner sind von so viel nationalem Aberglauben geknechtet wie die Hindus und die Chinesen. Man habe nicht viel mehr Sympathie mit ihnen als mit dem Pöbel von Indien und China. Alle Nationen seien im Rückstand mit ihren Pflichten und bleiben zurück hinter ihren Fahnen. Dieser letzte Satz, der im Tagebuch vom 16. Januar 1852 steht, trifft auf das Haar das ungerechte und unmenschliche Vorgehen der beiden angelsächsischen Nationen in Südafrika und auf den Philippinen, da es mit den von ihnen so gern ausposaunten politischen Grundsätzen unvereinbar ist. Thoreau's angebliche Misanthropie war jedoch weniger Menschenhaß als Menschenscheu und galt der großen Masse von armseligen Geschöpfen, welche sich niemals so über sich selbst erheben können, daß sie ihre Bestimmung groß und schön durchleuchten sehen, wie er sich etwas paradox ausdrückte: „Man darf nicht den Menschen mit dem Menschen verwechseln.“

„Winter“ ist von Emma Emmerich in jeder Hinsicht ganz vorzüglich verdeutscht worden und bildet einen werthvollen und willkommenen Nachtrag zu ihrer vor zwei Jahren veröffentlichten musterhaften Uebersetzung von „Walden“. Das schön gedruckte und sonst sehr geschmackvoll ausgestattete Bändchen eignet sich besonders dazu, den reich beladenen Weihnachtstisch zu zieren und wird sich auch fernerhin als eine erfreuliche, die höhere Geistesbildung und edlere Gemüthsbeschaffenheit befördernde Lektüre erweisen.

E. P. Evans.

* Nach der großen sozialen Studie über den Feminismus, die Marcel Prévost in den zwei Bänden der „Vierges Fortes“, „Frédérique“ und „Léa“, niedergelegt hat, kehrt er in seinem neuesten Roman „L'Heureux Ménage“ wieder zu den Intimitäten der vornehmen Gesellschaft zurück, die er in seinen „Frauenbriefen“ mit so großem Erfolg gepflegt hat. Im Stoffe erinnert das Werk am meisten an „Le Jardin Secret“, aber die Handlung ist in eine vornehmere Sphäre emporgerückt, in welche sie weit besser paßt, denn nur hier sind Verhältnisse möglich, wo ein Familienvater nichts anderes im Kopfe hat, als den Don Juan zu spielen, und seine Gattin sich ausschließlich mit ihrer Eifersucht beschäftigt. Da der Mann nur grenzenlos schwach ist, so verzeiht ihm seine Frau seine systematische Untreue und wird dafür von allen ihren Bekannten als eine Heilige bezeichnet. Der Don Juan ist schon über die Fünfzigee hinaus, aber das vergrößert

die Gefahr. Eine junge Dame, die auf sein Geld rechnet, sucht ihn dazu zu bringen, seine Frau zur Scheidung zu nöthigen, um sie selbst zu heirathen. Die Gattin ist zu edelmüthig, um die Intriguantin zu entlarven, aber ein anonymer Brief enthüllt dem Don Juan, daß sich seine Flamme mit einem jüngeren Anbeter ohne Geld über ihn lustig mache, und so kehrt er als reuiger Sünder zu Frau und Tochter zurück. Das zwölfjährige Mädchen, das die Schmerzen der Mutter instinktiv getheilt hat, läßt sich weniger leicht entwaffnen, als jene. Aber noch einmal gelingt ihm das Werk der Bestrickung. Befriedigt schreibt die Mutter in ihr Tagebuch: „Dieser Charlatan der Verführung! Wie viel Anmuth, Aufmerksamkeit, Geist hat er nicht aufgeboten, um die kleine feindliche Seele zurückzuerobern! Ich sah ihn mit Bewunderung und zum erstenmal ohne Traurigkeit „arbeiten". Auch sie wurde bezwungen. Was willst kleine Geneviève? Man widersteht Ihm nicht." Diese rührende Geschichte wird, wie diese Probe zeigt, durchaus nicht in rührseligem Tone erzählt. Ironie und feiner Humor sind ihr überall beigemischt und machen das Buch zu einer äußerst anziehenden Lektüre.

* **Eine Sylvesterpredigt** hat uns **Wilhelm Bölsche** zum neuen Jahrhundert beschert. Die interessante Publikation führt den Titel: „**Die Eroberung des Menschen**". Sie klingt in dem Gedanken aus, daß bei allem Glanz unsrer **auswärtigen** Weltpolitik die größte That des 19. Jahrhunderts **doch** die **innere** Weltpolitik ist. Der Mensch hat sich eine Kolonie erobert, die er nun wieder verlieren kann: den **Menschen**. Die originelle Schrift ist in einer ihrem Inhalt entsprechenden eigenartigen Ausstattung im Akademischen Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim) zu Berlin erschienen.

* **Königl. Sächsische Kommission für Geschichte.** In voriger Woche tagte in Leipzig die 5. Jahresversammlung der königl. sächsischen Kommission für Geschichte unter dem Vorsitz Sr. Excellenz des Hrn. Kultusminister Dr. v. Seydewitz in den Räumen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Alle Mitglieder, außer Hrn. Professor Knothe aus Dresden, waren anwesend, darunter auch zwei neuernannte Mitglieder der Kommission: Geh. Hofrath Professor Dr. Woermann, Direktor der königl. Gemäldegalerie aus Dresden, und Professor Dr. Schmarsow aus Leipzig. Ueber den Stand der Unternehmungen der Kommission wurde das Folgende mitgetheilt. Im Druck befinden sich zur Zeit das Lehnsbuch Friedrichs des Strengen von 1349, herausgegeben von Archivrath Dr. Lippert und Archivsekretär Dr. Beschorner in Dresden, und die Akten und Briefe Herzog Georgs, herausgegeben von Professor Dr. Geß in Dresden; von der Grundkarte des Königreichs Sachsen ist inzwischen die Doppelsektion 468/493 (Zwickau-Johanngeorgenstadt) erschienen, bis Ende 1901 sollen alle noch nicht veröffentlichten Sektionen außer 369/394 (Spremberg-Niesky) fertig gestellt werden. Die Ablieferung des Manuskripts und somit der Beginn des Druckes steht für folgende Veröffentlichungen in Aussicht: die Akten zur Geschichte des Bauernkriegs in Mitteldeutschland, herausgegeben von Archivar Dr. Merx in Osnabrück; die Politische Korrespondenz des Kurfürsten Moritz, Band II, herausgegeben von Professor Dr. Er. Brandenburg in Leipzig; der Briefwechsel der Kurfürstin Maria Antonia mit der Kaiserin Maria Theresia, herausgegeben von Archivrath Dr. Lippert in Dresden, und die Akten zur Geschichte des Heilbronner Bundes von 1632/33, herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Kretzschmar in Hannover; endlich wird die Facsimilereproduktion der Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels im nächsten Jahre vorgenommen werden. Die übrigen Arbeiten der Kommission sind in gutem Fortgange begriffen. Doch wird an Stelle des nach St. Gallen berufenen Professors Dr. E. O. Schulze Dr. Leo in Leipzig die Bearbeitung des Flurkartenatlas übernehmen, und in dem mehrbändigen geplanten Werke über die Geschichte des geistigen Lebens der Stadt Leipzig wird Privatdozent an der Universität Leipzig Dr. Böhmer die Kirchengeschichte behandeln. Endlich sind Bewilligungen für mehrere neue Unternehmungen beschlossen worden. Die eigenhändigen Entwürfe und Briefe Augusts des Starken sollen durch Dr. P. Haake aus Berlin herausgegeben werden. Zur Förderung der historischen Geographie Sachsens wird das Folgende geschehen: Vorarbeiten zu einem historischen Ortsverzeichniß Sachsens soll Archivsekretär Dr. Beschorner in Dresden vornehmen, Privatdozent Dr. Kötzschke in Leipzig wird die Territorial- und Aemtergrenzen Sachsens in Angriff nehmen; zugleich soll die Veröffentlichung eines Registrum dominorum marchionum Missnensium vom Jahre 1378 (im wesentlichen Aemterverzeichniß der Meißnischen Markgrafen) vorbereitet werden.

* **Geheimrath v. Leyden über Krebsforschung.** Nach der „Deutsch. Mediz. Wochenschrift." hat Geheimrath Professor v. Leyden im Verein für innere Medizin folgende Mittheilungen über den Stand der Sammelforschung über Krebs gemacht: „Wir können mit dem Resultat, d. h. den Eingängen auf unsre Aufforderung sehr zufrieden sein. In **Preußen** sind 94,741 Fragebogen an 15,632 Aerzte versandt worden. Die Umfrage im übrigen Deutschland ist vom Gesundheitsamt selbständig unternommen im Anschluß an die Umfrage in Preußen, über die Zahl der dort versandten Karten haben wir eine bestimmte Angabe noch nicht bekommen. Geantwortet haben in Preußen 8393 Aerzte, das ist also über die Hälfte von denen, die wir gefragt haben, und aus dem übrigen Deutschland 5584 Aerzte, in Summa also 14,971. Von den im ganzen 28,000 Aerzten hat also wiederum die Hälfte sich an der Sammelforschung betheiligt. Wenn ich nun hinzufüge, daß eine Reihe von denen, die wir gefragt haben, entweder nicht mehr existiren — das ist auch vorgekommen — oder nicht mehr praktiziren, und dann auch alle jüngeren und jüngsten Aerzte hinzukommen, welche noch keine so schweren Kranken in Behandlung haben, so ist das Resultat ein sehr zufriedenstellendes, und ich nehme hier Gelegenheit, den Aerzten, die sich so im Interesse unsrer Fragen theilnehmend gezeigt haben, den besten Dank des Komitees auszusprechen. — In Preußen allein haben 3246 Aerzte im ganzen 6321 Fälle von Krebskranken gemeldet, im übrigen Deutschland 5584 Aerzte 4925 Fälle. Wir haben also in Summa 11,246 Fälle von Krebs statistisch zu bearbeiten, ein großartiges Material, dessen Bearbeitung natürlich längere Zeit in Anspruch nimmt. Fehlanzeigen sind auch eingegangen; viele von den Aerzten haben geantwortet, daß sie keine Fälle von Krebs in Behandlung haben. Die Theilnahme der Aerzte ist also eine außerordentlich lebendige, wenn auch nicht alle eigene Beobachtungen beitragen konnten. Ich möchte noch Folgendes bemerken: diejenige Provinz, aus welcher die **meisten** Krankheitsfälle angemeldet sind, ist die **Rheinprovinz** mit 1141 Fällen; in Berlin allein wurden 719 Krebskranke gemeldet."

* **Bonn.** Gräfin Dr. Maria v. d. **Linden**, Assistentin am anatomisch-zoologischen Institut der hiesigen Universität, hat für ihre Untersuchungen über die Entwicklung des Farbenkleides der Schmetterlinge von der **Pariser Akademie** der Wissenschaften den da Gama Machado-**Preis** erhalten.

* **Braunschweig.** Am Freitag fand in der **Technischen Hochschule** bei der diesjährigen Preisvertheilung die erste **Ehrenpromotion** der Hochschule statt, indem als erster Dr. ing. der Geh. Hofrath Professor Dr. Friedrich **Knapp** promovirt wurde wegen seiner Verdienste um die chemische Technologie und ihre Begründung als selbständiges Lehrgebiet. Geh. Rath Knapp ist ein Schüler Liebigs und gehört der Technischen Hochschule seit 1864 an.

* **Prag.** Der Oberingenieur Leo **Baudiß** ist zum ordentlichen Professor für Maschinenbau an der hiesigen deutschen technischen Hochschule ernannt worden.

* **Reval.** Hier ist am 9. d. M. der bekannte baltische Geschichtsforscher Dr. Eugen v. **Nottbeck** im 58. Lebensjahre gestorben. Sein eigenstes Forschungsgebiet war die baltische Rechts- und Kunstgeschichte, und die Stadt Reval verdankt ihm neben einer trefflichen Schrift über ihre Geschichte und die Kunstdenkmäler besonders auch die Inventarisirung der dort befindlichen Alterthümer.

* **Aus der Schweiz.** Dem „Luzerner Tagbl." zufolge ist Professor Louis **Hermenjard** in **Lausanne**, 84 Jahre alt, **gestorben**. Er hatte 30 Jahre seines Lebens der Sammlung der Korrespondenz der Reformatoren in den Ländern französischer Zunge gewidmet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. **Pasqué**: Ernstes und Heiteres. Erzählungen. Breslau, Schottlaender 1901. — E. **Planck**: Lieder und Idyllen. Dresden u. Leipzig, Pierson 1901. — **Beecher-Stowe**: Des Predigers Brautwerbung. Leipzig, Jansa 1901. — **van Koetsveld**: Ernste Novellen. Ebd. 1901. — L. J. **Christ**: Tante Eva's Erben. Roman. Leipzig, List. — **Zentralblatt für Volks-**

bildungswesen. Hggb. von Dr. A. Lampe in Wien. 1. Jahrg. Nr. 1/2. Leipzig, Teubner und Wien, Graeser. — Prof. Dr. B. Erdmannsdörffer: Mirabeau. (Monographien zur Weltgeschichte. XIII.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Louise v. Kabell: Farben und Feste. Kulturhistor. Studie. Mit 15 Illustrationen. München, J. Albert 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 361. Bosnien und Hercegowina. 13. Heft. Wien, Hölder. — Friedrich Nietzsche's Gesammelte Briefe. 1. Band. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler 1900. — Eschenbach: Die Kreditquelle des Erbbaurechtes. (S.-A. aus den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 3. Folge, Bd. 20, Heft 5.) Jena, Fischer 1900. — E. Ermatinger: Jenseits des Tages. Gedichte. Zürich, Schultheß u. Co. 1900. — C. A. Bernoulli: Seneca. Novelle. Ebd. 1901. — R. Wrede: Allerlei Liebe. Berlin, Wrede 1900. — E. Hanslick: Aus neuer und neuester Zeit. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur 1900. — A. Schering: Bachs Textbehandlung. Leipzig, Kahnt 1900. — G. Wolter: Tannenreis. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 95.) Berlin, Goldschmidt 1901. — F. v. Stenglin: Junker Hans. (Do., Bd. 96.) Ebd. 1901. — M. Ring: Julie Eberhard. (Do., Bd. 97.) Ebd. 1901. — Fr. Naumann: Handelsverträge oder Brotwucher? Vortrag. Berlin, Schöneberg, „Hilfe" 1900. — Geh. Hofrath Dr. L. Brentano: Das Handelsargument. Vortrag. Ebd. 1901. — P. Kallmann: Auf deutschem Boden in Afrika. Berlin, Schall. — Ed. Bernstein: Zur Geschichte und Theorie des Sozialismus. Berlin-Bern, Edelheim 1901. — Dr. B. Wille: Materie nie ohne Geist. Ebd. 1901. — Th. Carlyle: Jane Welsh Carlyle. Erinnerungsblätter. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1901. — v. Stendhal-Henry Beyle: Roth und Schwarz. Zwei Bände. Leipzig, Diederichs 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 18. Dezember. **Nummer 289.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Paul de Saint-Victors „Die beiden Masken“.[1])

Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B).

III.

Shakespeare und das französische Theater.

Indem ich mich der Besprechung des dritten Bandes des großangelegten Werkes zuwende, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Es ergeht mir, wie jenem Manne, der seinen Gästen den besten Wein zuerst vorgesetzt hat, und nun zum Nachtisch den weniger edeln geben muß. Kurz gesagt: der dritte Band steht nicht völlig auf der Höhe der beiden anderen über das griechische Drama.

Es sind zunächst Ursachen hiebei im Spiele, welche nicht dem Verfasser zur Last gelegt werden können. Noch während des Druckes des zweiten Bandes ereilte ihn der Tod; so konnte er nicht einmal die Sichtung und Zusammenstellung des Materials für den dritten vornehmen. Freundeshand mußte hier eingreifen, um aus dem vorhandenen Material, theilweise aus Feuilletons, den Band über Shakespeare und das französische Theater zusammenzufügen. Daher konnte natürlich der einheitliche Guß der anderen Bände nicht erreicht werden. Manche Kapitel, denen die unerläßlichen Vorbedingungen der biographischen Elemente und des Milieus fehlen, stehen in der Luft; frappirend schroffe Uebergänge bringen den Eindruck des Zerrissenen hervor; endlich finden wir Wiederholungen verschiedener Art nur zu häufig. Besonders hätte man die fast wörtliche Wiedergabe eines ganzen Kapitels aus Band II vermeiden oder hier wenigstens zusammenziehen sollen. (Vergl. II. 255 ff. und III. 303 ff.)

Allein das Mißverhältniß zwischen den ersten beiden und dem dritten Band greift tiefer: Es scheint mir in der Natur der Stoffe ebensowohl wie in der des Autors begründet. Saint-Victor hat vergessen, beim Weiterschreiten zu Shakespeare den Kothurn abzulegen und der moderneren Zeit Rechnung zu tragen. In den feierlichen Hallen des griechischen Dramas war sein erhobener, unterstreichender Stil hohe Vollendung. Der Aesthetiker erschien wie in das Gewand eines der Mitglieder der Orchestra gekleidet; und das war gut so. Stoff und Behandlungsart deckten sich in wundersamer Weise. Aber es ist ein weltweiter Unterschied zwischen dem antiken Theater zu Athen und dem Globetheater in London oder dem Saal des Petit-Bourbon, in welchen Shakespeare und Molière ihre Dramen aufführen ließen. Dort die Stilisirung, auch noch im Zerfall; hier die Realität des Menschenlebens selbst. Darum kann Saint-Victors Stil in diesem dritten Band, ausgenommen da, wo er sich mit den französischen Stilisirungskünstlern Corneille und Racine beschäftigt, nicht immer unserm Empfinden Genüge thun; wir wünschten ihn unwillkürlich etwas weniger ornamental, etwas natürlicher, etwas weniger französisch. Was bei der Antike ein Vorzug war, das wird hier zuweilen eine Schwäche. Wir erinnern uns daran, daß nicht die Priester des Dionysos den Ehrenplatz auf der Shakespeare'schen oder Molière'schen Bühne einnahmen, sondern junge, sporenklirrende Edelleute und verliebte Damen der Aristokratie..., vor denen sich das Leben in denkbarster Treue entrollte.... Aber es ist nicht nur eine Sache des Stils, es ist auch eine der Empfindung. Auch Saint-Victors Urtheil über Shakespeare läßt uns fühlen, daß er dieser Dichternatur zu französisch gegenübersteht; Shakespeare bleibt ihm stets ein wenig das poetische Ungeheuer, als das er seinen Landsleuten erschienen ist und theilweise noch erscheint. Seine Betrachtungen über diesen menschheitumfassenden Genius, bei allen sichtlichen Bestrebungen, ihm Gerechtigkeit in vollstem Maße widerfahren zu lassen, bringen so manches, was schief oder unzutreffend, daß wir diese Disteln der Kritik nur ungern zwischen ihren schmackhaften Früchten wuchern sehen. . . . Eine Gestalt wie Molière ist gleichfalls nicht mit völliger Treffsicherheit hingestellt. Die Synthese zwischen Charakter und Dichtung, welche gerade bei Molière nahelag, und welche von einem deutschen Forscher wie Lotheißen mit zwingender Schärfe geschlossen wurde, ist bei Saint-Victor nur angedeutet. In Einzelheiten ist auch hier an der Wahrheit vorbeigezielt.... Bei Corneille und Racine findet sich Saint-Victor am meisten in seinem Element; freilich — das ist vom Klassiker in ihm wohl zu begreifen — deckt er ihre Schwächen gern mit dem Mantel der Nachsicht und breitet ihre Glanzstellen um so nachdrücklicher vor den Augen des Lesers aus.... Indem ich diese Aussetzungen von vornherein konstatire, stehe ich nicht an, auch in Band III. die Handschrift eines starken und feinen Geistes zu sehen, der auch hier oftmals in Zügen schreibt, welche unsre volle Bewunderung verdienen!

Wenden wir uns zunächst den Ausführungen über Shakespeare zu, um Kapitel nach Kapitel vorzunehmen. Die Einleitung sucht das Wesen Shakespeare's in Kürze auszudrücken, und in der metaphorischen Weise des Verfassers wird hier manch Treffliches gesagt, ohne jedoch erschöpfen zu können. Aber diesen uns bei aller Höhe und Tiefe doch menschlich so nahen Genius möchten wir uns nicht so vorstellen, wie Saint-Victor möchte: „Als ein Genie, gleich den Ungeheuern des Ezechiel aus Augen und Krallen, Tatzen und Flügeln zusamengesetzt....“ (III.

[1]) Vgl. Beilage Nr. 227, 271 u. 272 d. J.

S. 10.) Ueber Shakespeare's Verhältniß zur Natur ist eine Seite schöner Bilder zu wenig. Wir wünschen zum mindesten etwas von dem besanderen intimen Verhältniß des Zeitgenossen Bacons zur Natur, seinen vielfachen auf die Persönlichkeit dieses Philosaphen hinweisenden tiefen und kühnen Bemerkungen zu diesem Thema zu hären; wir wallen ihn auch hier als Sahn seiner Zeit, der Zeit Hamlets und Fausts, erklärt wissen.... Deßgleichen mit seiner Weltanschauung überhaupt.... Energisch Verwahrung möchten wir gegen die Auffassung der Shakespeare'schen Mädchen und jungen Frauen einlegen. Ich weiß nicht, warum Saint-Victor diesen fast durchweg höchst realen Gebilden das Sinnlich-Fleischliche nehmen und sie partout zu elfenhaften Geschöpfen stempeln will, die wie Däumelinchen aus einem Blumenkelch entsprossen zu sein scheinen. Man braucht nur an eine Julia mit ihrem ausgesprochen südlichen Typus, eine Porzia, die so fest in der realen Welt steht, eine Beatrice mit ihrem sinnlichheitern Temperament zu denken, um solche Behauptungen verwundersam zu finden; selbst ein verhältnißmäßig ätherisches Geschöpf wie Ophelia erinnert sich in ihrem Wahnsinn an sinnliche Balkslieder....

In dem Bilde Othello's hat Saint-Victor sa ziemlich die richtigen Züge gefunden; auch Jago ist nicht schlecht analysirt, wenngleich ein wenig im Stile der alten Schule. Brabantia dagegen ist höchst widerspruchsvall dargestellt: Einmal als lächerliche Person, wie er im ersten Akt Othello verfalgt „als Signar Pantalane der Fabelkamödien, wie er in seinen türkischen Schlappschuhen über die Fliesen des Markusplatzes hinschlürft, um seine Tochter ader seine Geldkasse zu suchen..." (III. S. 23), und dann auf S. 25 plötzlich als tragischer Vater, der sich in ergreifenden Tönen von dem heißgeliebten Kind losreißt und dem Mahren die düstere Prophezeiung mitgibt.... Shylak ist gut analysirt; nur sind wir verwundert, hier einen unrichtig verallgemeinernden Satz zu finden: „Das Mittelalter... verschwendete viel und verachtete das Erwerben. Betriebsamkeit, kaufmännische Spekulation, Handel, alles dies war für seine Begriffe knechtisches Handwerk...." (III. S. 40.) Das kann dach höchstens für das Gros des Adels gelten, abwahl auch dieser Geschäften nicht abhald war.... Ueber Richard III., den Saint-Victar aus den Känigsdramen herausgreift, ist viel interessantes gesagt; aber eine eingehende Beschäftigung mit diesem sehr merkwürdgen Charakter wird doch nichts Tiefergehendes darin finden. Er ist zu sehr als bête noire behandelt; warum dieser „Bluthund" unsre Sympathie bis zu einem gewissen Grade wachhält, ist nicht erklärt ader auch nur berührt. Der pessimistische Untergrund dieses Mannes, der die Menschen verdirbt, weil er ihnen nicht den geringsten Werth beizumessen vermag, die eminente Energie und geniale Ueberlegenheit, die er zeigt, die fast abjektive Kälte, mit welcher er seine Thaten begeht, als nothwendige Konsequenzen seiner Absichten, kurz und gut, was die Gräße in ihm ausmacht, das ist gar zu äußerlich gekennzeichnet, wenn wir die Warte lesen: „Man verbinde die Tyrannei des Tiberius, die Verschlagenheit Ludwigs XI., die ausgesuchte Grausamkeit des Cäsar Bargia, sa erhält man Shakespeare's Richard III." (III. S. 60.) Ganz unzureichend ist die Betrachtung über Macbeth. Hier ist Paul de Saint-Victor am weitesten van Shakespeare entfernt und am meisten recht eigentlich Franzose. Man ist starr, den grüblerischen, schwermüthigen, vam Glauben an das Fatum beherrschten Macbeth, diesen Menschen, der das Böse mehr unter einem gewissen Zwang als aus freier Entschließung thut — diese Gestalt hier als „Sittenzeitgenasse wilder Ungeheuer..., als Barbar, der gestern noch ein Wilder war und kaum dem Thierreich entwachsen ist..." (III. S. 86) wiederzufinden! Hier spricht nicht der Paul de Saint-Victor, welcher die Felsengröße des Aeschylos bewundern und feiern konnte, das ist der Klassiker par excellence, welcher der Shakespeare'schen Größe rathlas gegenübersteht.... Es ist unrichtig, daß Macbeth „mit dem blinden Ansprung eines reißenden Thieres auf seine Beute losgeht" (III. S. 87), er überlegt und zaudert vielmehr, und sein Weib erst muß den Ausschlag geben. Es ist ferner ganz und gar falsch, zu behaupten, daß der erste Mord „in ihm alle Instinkte des reißenden Thieres wachgerufen habe". (III. S. 89.) Man verzichte dach endlich auf das naive Märchen, als ob diese Menschen aus purem Vergnügen und bestialischem Instinkt gemordet hätten; als ab sie nicht zu Mittag hätten speisen können, ahne daß die Menukarte mit der Nachricht einer Massenhinrichtung geschmückt gewesen wäre! Merkwürdigerweise widerspricht sich der sanst sa exakte Saint-Victar an dieser Stelle selbst; er citirt die Warte Macbeths:

So weit ging ich in Blut, daß, blieb' ich stehn,
Umkehr so lästig wär' als Weitergehn ...

Dieser Ausspruch deckt sich mit einem des anderen Tyrannen Shakespeare's: Richard III., dessen einleitende Warte ich mit hiehersetzen will:

Heirathen muß ich meines Bruders Tochter,
Sonst steht mein Königreich auf dünnem Glas.
Erst ihre Brüder morden, dann sie frein!
Unsich'rer Weg! Doch wie ich einmal bin,
So tief im Blut, reißt Sünd' in Sünde hin.
Bethräntes Mitleid wohnt mir nicht im Auge ...

Aus beiden Stellen erhellt, daß der eine Mard die Konsequenz des anderen, die eine Sünde die der anderen sein müsse, wenn nicht alles umsonst gethan sein salle. Diese Menschen haben sich sa tief eingelassen, daß ein „Zurück" identisch mit Selbstvernichtung wäre. Es ist wahr: Bethräntes Mitleid wahnt ihnen nicht im Auge: aber es ist ebensa richtig, daß sie ihre Thaten aus palitischer Nothwendigkeit weit mehr als aus satanischer Lust begehen! Ist etwa Napalean I., den die Welt, und besonders der französische Theil derselben, bewundert, vor einem gelegentlichen Mord zurückgeschreckt?... Auch Lady Macbeth ist, theilweise wenigstens, falsch gesehen; auch hier zeigt sich der Franzose. Die Nachtwandlerscene gibt ihm Anlaß zu der Behauptung: „Das Nachtwandeln erreiche van ihr nichts anderes, als die nervöse Bewegung des Händewaschens, aber nicht einen Aufschrei um Verzeihung, nicht ein Wort der Reue." (III. S. 94.) Eine Heldin Corneille's ader Racine's hätte hier freilich einen langen Monolog halten müssen; bei Shakespeare ist hingegen die höchste psycho-dramatische Kunst eben darin erreicht, daß die Gedanken der Reue in eine einfache Manipulation der Hände beim zitternden Kerzenlicht, ein ruhelases Umherwandern, und einige Seufzer eines beklammenen Gewissens zusammengedrängt sind.... Der eminent philasophische Charakter Macbeths überhaupt, der in den berühmten Worten des Saint-Victar'schen „Barbaren": „Aus, aus, du kurzes Licht! u. s. w." gipfelt, einem melanchalischen Begräbnißwort für alles menschliche Streben, ist Saint-Victor entgangen.... Ich erwähne nur flüchtig das Kapitel über Känig Lear, welchem Saint-Victar im ganzen gerecht wird, ohne freilich den

schon in Macbeth vorhandenen, hier noch sehr verstärkten Gegensatz zwischen naiven und Gedankenmenschen in seiner tragischen Schärfe herausgehoben zu haben; — ebenso die kurze Auseinandersetzung über Romeo und Julia, um gleich zu dem Brennpunkt der Shakespeare-Forschung zu kommen: zu Hamlet. Es ist sehr lobenswerth, daß Goethe's Wort: Eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist.... von Saint-Victor als „das höchste und endgültige Wort" über Hamlet bezeichnet wird. Thatsächlich trifft diese simpelste Erklärung den Kern des Räthsels am sichersten. Aber die Auffassung Hamlets als „hypochondrischer Kritiler", wie sie Saint-Victor im weiteren entrollt, dürfte doch nur eine Seite dieses verwickelten Charakters treffen. Er gebraucht auch das Wort: Dilettantismus — aber auch damit ist höchstens etwas geahnt, aber nicht viel gesagt. Näher schon kommt er dem Problem, indem er die Worte: About, my brains! citirt, um Hamlet als „Gehirnmenschen" im Gegensatz zum Thatmenschen zu charakterisiren. (III. S.103.) Hamlet ist in der That ein Meister der Reflexion und ein Stümper der That. Ein tapferer Draufgänger wie Fortinbras beschämt ihn und bringt ihn zum Bewußtsein dessen, was eigentlich hier noth thue. Dieser melancholisch ironische Raseur muß sich hier von einem geistig weit Tieferstehenden die Wahrheit zeigen lassen. Das gibt Saint-Victor sehr richtig. Allein er, welcher sonst den Zeit- und Gesellschaftshintergrund bestimmter Typen so meisterlich zu malen verstand, hat hier nichts gethan, Hamlet als den Typus einer bestimmten Zeit oder besser Zeitströmung zu erfassen, in welcher der Mensch begonnen hatte, sich über sich selbst zu besinnen, intensiver denn bisher; einer unruhigen, suchenden, grüblerischen Zeit, in welcher das Räthsel des menschlichen Daseins und der es umgebenden Welt von den verschiedensten Seiten in Angriff genommen wurde. Daß Hamlet als Nervenmensch, meinetwegen als Neurastheniker gefaßt wird, das ist etwas sekundäres, gewissermaßen eine illustrirende Begleiterscheinung einer Persönlichkeit, die in die Handlung, in die hinein sie gestellt ist, gar nicht paßt, sich gegenüber der brutalen Gewalt eines Claudius, oder schärfer gesagt: der sie umgebenden Verhältnisse als feiner organisirt machtlos fühlt, trotz aller möglichen Zornesausbrüche, mit welchen Hamlet sich selbst zu ermuthigen sucht. Der Mann ist hier nicht an seinem Platz; er würde weit besser nach Wittenberg zurückkehren, oder noch besser: an eine italienische Universität gehen, um dort über die Realität des Seins, das Jenseits, die Unsterblichkeit u. s. w. zu philosophiren. Diese nagende Disharmonie bringt ihn zurück. Das ganze Drama stellt thatsächlich nur ein tragisches Zermürbtwerden Hamlets dar. Ganz und gar entspricht es auch dem Gehirnmenschen, einen Entdeckungsplan auszutüfteln, zu dessen Konsequenzen im letzten Akt er schließlich halb aus Schwäche, halb aus Ungeschicklichkeit gestoßen werden muß.... Wie weit der fingirte Wahnsinn in den wirklichen übergeht, ob Hamlet direkt pathologisch veranlagt ist u. s. w., darüber ist viel geschrieben worden. Eine krankhafte Veranlagung will auch Saint-Victor nicht zugeben; wohl aber scheint er anzudeuten, als ob Hamlet in dem fortwährenden Spiel mit fingirten Wahnvorstellungen seinem Verstand selbst die Grenze verrücke. Die Sprache des Misanthropen nimmt dann für Saint-Victor die „des bösartigen Irrsinns" an. (III, S. 105.) Unglücklicherweise citirt er hiefür die große Scene mit Ophelia. „Selbst Ophelia findet keine Gnade vor seinen Augen. Ihre Reinheit bewirkt er mit Schmutz, er verwirrt ihren Geist durch seine unzügelten Abschweifungen, er reißt die erste Blüthe ihrer Liebe mit unzarter Hand ab." (III, S. 108.) Aber ein tieferer Blick in diesen Charakter läßt ihn gerade in dieser Scene unendlich viel bejammernswerther als verdammungswürdig erscheinen. In dieser Disharmonie zwischen seinem Wesen und der ihn umgebenden Welt, in diesem Mißverhältniß zwischen Wollen und Sollen, in dieser Zerrüttung seines Sinns darf er ein Weib begehren, darf er Kinder zeugen wollen? Wahrlich, wer hier recht zu lesen und zu hören versteht, der merkt in dieser Scene verschluckte Thränen unter der Rauheit oder Roheit. Man bedenke dazu noch die Lust Hamlets, an persönliche Dinge allgemeine Betrachtungen zu knüpfen, seine Zustände zu symbolisiren — und alles Befremdende dieser Scene wird sich in tiefstes Mitgefühl auflösen, „der Menschheit ganzer Jammer" wird uns erfassen wie selten; wir werden die Sprache des gebrochenen Herzens, des verzweifelten Gemüths, nicht aber die „des bösartigen Irrsinns" vernehmen....

Ueber die Besprechungen des „Sturm" und verschiedener Lustspiele ist weiteres nicht zu bemerken. Sie sind interessant und poetisch und gewähren nach diesen Ausstellungen, die uns auffallen, einen wohlthuenden und befriedigenden Abschluß der Shakespeare-Studien, die, wie man sich dazu auch stellen mag, jedenfalls reichlich zum Nachdenken anregen. Sehr gelungen ist die Charakteristik Falstaffs, dessen sich Saint-Victor mit besonderer Liberalität angenommen hat. In dem Gesammtbild Shakespeare's vermissen wir eine Berücksichtigung des sozialen Elements, z. B. des Coriolanus, den man als eigentlich soziales Drama bezeichnen könnte.

(Schluß folgt.)

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt.

Der vierte Band von Helmolts Weltgeschichte trägt den Titel „Die Randländer des Mittelmeeres" und behandelt damit die Schwelle, auf der sich Orient und Occident politisch und kulturell begegnen. Der Grundgedanke des ganzen Werkes kann nicht treffender zum Ausdruck kommen als in diesem Bande. Faßt er doch rein geographisch ein Gebiet zusammen, dessen kulturgeschichtliche Entwicklung auf den Wechselverkehr der an der großen Wasserfläche wohnenden Völker beruht. Hier wies der Handel den Weg zu Wohlstand und Macht, zu feinerer Bildung und geistiger Reife; hier entsprang der Gedanke des römischen Weltreichs, das auch politisch die Schlußfolgerungen aus der geographischen Lage zog; hier endlich sind die Stätten, denen das Abendland die Grundlagen seiner geistigen Erweckung verdankt: Griechische Schönheit, römische Gedankenschärfe, syrisches Christenthum und portugiesischer Entdeckermuth.

Als durchaus sachgemäße Einleitung des vierten Bandes dient die Arbeit des † Grafen Wilczek: „Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker." — Es ist der erste Baustein, der zu dem großen Werke herzugetragen worden ist, und dessen im Vorwort dankbaren Herzens zu gedenken, ist ein gutes Recht des Herausgebers. — In der Ueberarbeitung Helmolts wird uns hier ein flüssig geschriebener Ueberblick über die Ethnographie des Mittelmeeres gegeben. An seinen Ufern erreichen alle großen Völkerbewegungen ihr Ziel, hier werden die Gegensätze der verschiedenartigen Völker

gemildert, die Massen vereint; die Brücke dreier Erdtheile erfüllt eine Kulturaufgabe allerersten Ranges.

Nach dieser Einleitung schildert Dr. K. G. Brandis „Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer.“ An die Betrachtung des Bodens und der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens schließt sich dessen Geschichte bis in die Zeit Mithridates' des Großen. Dann folgt in angemessener Kürze die Geschichte der Skythen und Sarmaten, darauf eingehend die der Urvölker des Rumpfes der Balkanhalbinsel und zum Schluß das Reich der Seleukiden und das griechisch-baktrische Reich. Die Krone der Darstellung bilden wohl die Thaten der beiden großen Makedonierkönige Philipp und Alexander, die schwunghaft geschrieben, namentlich die Gestalt des jugendlichen Eroberers ins rechte Licht setzen. Nur Alexanders Tod hätte ich gern stilistisch mehr in Einklang mit dem Vorhergehenden geschildert gesehen.

„Die Entstehung des Christenthums und seine östliche Entfaltung“ von Prof. Dr. Wilhelm Walther betitelt sich der dritte Abschnitt dieses Bandes. Von der Geburt Jesu und den Anfängen des Christenthums werden wir zu seiner Erhebung zur Reichskirche geführt und thuen einen Blick in die Ausbreitung der Lehre des Heils in Süd- und Mittelasien, ohne natürlich die Sekten und ihren Anhang zu vergessen.

Am kürzesten gefaßt ist der vierte Abschnitt: Nordafrika von Dr. Heinrich Schurtz. Es gewährt hiebei ein besonderes Vergnügen, die Schicksale des alten Kulturlandes Karthago von seinen Anfängen bis in die Gegenwart zu verfolgen.

Griechenland (V) wird von Prof. Dr. Rud. v. Scala auf nur 41 Seiten abgethan! Da scheint mir denn doch die Knappheit etwas zu weit getrieben. Man vergleiche z. B. S. 274 den Abschnitt über den Volksstaat Athen; da findet sich folgender Satz: „Die erste Durchbrechung des Geschlechterstaats fand in einer nicht näher bestimmbaren Zeit (vielleicht im 7. Jahrhundert) aus finanziell-maritimen Rücksichten statt, indem die besitzenden Nichtadeligen auch Geschlechter mit eigenen Kulten bildeten, aber gleichsam geadelt und nun mit den alten Geschlechtern zusammen in 48 Steuerabtheilungen (wegen ihres maritimen Zwecks von ναῦς Naukrarien genannt) vermuthlich in der Weise vereint wurden, daß von 360 Geschlechtern (die in 4 Phylen zu je 3 Phratrien vertheilt waren) 24 mal je 7 und 24 mal je 8 Geschlechter in diesen örtlichen (mit Berücksichtigung der Stammessitze der Geschechter eingerichteten) Abtheilungen steuerten.“ Was für eine Fülle von Thatsachen ist da mit Hülfe von 4 Parenthesen in einem Satze zusammengehäuft! Der Laie, für den die Weltgeschichte doch vorzugsweise geschrieben ist, wird sich hieraus wohl kaum ein ordentliches Bild vom athenischen Volksstaat machen können. Hier sollte es heißen: entweder gar nicht oder ausführlicher. Wenn ferner dem Zeitalter des großen Kampfes nur 1½ Seiten, dem Perikleischen 4½ Seiten gewidmet werden, so muß die Fülle des Stoffes in ihrer Zusammengepreßtheit den Genuß des Lesens und Erfassens beeinträchtigen. Ich erkenne gern an, daß der Verfasser eine große Kenntniß der Denkmäler der Literatur und Kunst (Plastik und Malerei werden geschickt verwerthet) besitzt, für das wichtigste Kulturland sollte er in einer namentlich auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus geschriebenen Weltgeschichte mehr Raum verlangen. Auf die beigegebenen sehr guten Illustrationen will ich am Schlusse zurückkommen.

Ein kurzer Abschnitt (VI) über die Urvölker der Apenninen-Halbinsel von Prof. Dr. C. Pauli bildet die Einleitung zu (VII.) „Italien und die römische Weltherrschaft“ von Prof. Dr. Julius Jung. In ganz anderer Breite als in V. darf hier der Verfasser seinen Stoff behandeln. Ein geographisch-historischer Ausblick auf Land und Leute der Apenninen-Halbinsel berührt zwar manches im VI. Abschnitt Behandelte wieder, kann aber doch auf 20 Seiten den Stoff bequem bewältigen. Es folgt dann die Entwicklung Roms zum Staate, die Ausdehnung seiner Herrschaft über Italien und mit den punischen Kriegen sein Fortschreiten auf der Bahn zur Weltherrschaft. Wie hier, so wird auch bei der großen Zeit der Republik das Wissenswerthe geschmackvoll und klar zum Ausdruck gebracht, so daß man einzelne Theile — ich will nur die Zeit der Grachen und die Cäsars erwähnen — für populäre Darstellung als mustergültig bezeichnen kann. Daß dem die Schilderung der Kaiserzeit nicht nachsteht, ist zu erwarten. Die Herrschergestalten eines Augustus, eines Trajan, Hadrian, Diocletian und Konstantin zeigen uns das imperium Romanum in schönstem Glanze, dann aber sehen wir den Zerfall des großen Reichs und die Vernichtung der Römerherrschaft durch die Germanen. Mit der langobardischen Invasion schließt die Geschichte der Apenninen-Halbinsel ab, um im fünften und sechsten Bande wieder aufgenommen zu werden.

Im VIII. Abschnitte wird die Pyrenäische Halbinsel von Dr. Heinrich Schurtz behandelt. Die Vorgeschichte Spaniens ist schnell bei der Besitzergreifung durch die Römer angelangt. Mit dem Eindringen des Islams beginnt für das Land eine eigene Zeit der Umbildung, und da man so selten Gelegenheit hat, die Entstehung eines Mischvolkes aus den verschiedensten Elementen zu beobachten, so verweilt der Verfasser mit Recht länger bei dieser Erscheinung. Darauf wird die Blüthe der Kultur unter der Herrschaft des Islams mit warmen Worten geschildert. Die langsame Entstehung der christlichen Reiche bringt eine Fülle von Kämpfen mit sich. Portugal wird ein selbständiger Staat, Castilien schwingt sich zur Vormacht der Halbinsel empor, es fällt (1492) der letzte Rest der Mauren-Herrschaft, Granada. Mit raschen Schritten eilt nun der Einheitsstaat Spanien zum Range einer Großmacht, ja Weltmacht. Angeregt durch Portugal, wird es auf die Bahn überseeischer Kolonisation gewiesen, die zwar zunächst dem Lande große Reichthümer brachte, aber auch die Betriebsamkeit und die Zahl der Arbeitskräfte im Mutterlande unheilbar schwächte. Die Verbindung mit dem Hause Habsburg führt zu einer Universalmonarchie von gewaltiger Ausdehnung, aber kurzer Dauer; mit der Einverleibung Portugals und seiner Kolonien 1580 ist der Höhepunkt erreicht. Schon 1665 erlangt Portugal die Freiheit wieder. Unselige Finanzwirthschaft bringt Spanien zum Staatsbankerott, nach Karls II. Tod fällt es durch die Macht der Castilier an die Bourbonen (Philipp V.). Während dieses Haus sich vergeblich bemüht, dem Lande Wohlstand und inneren Frieden zurückzugeben, gehen auch die Kolonien verloren, die ordentlich zu verwalten die Spanier nie verstanden haben. Der Friede vom 10. Dezember 1898 bedeutet das Ausscheiden Spaniens aus der Reihe der kolonisirenden Mächte. Ein wechselvolles, gewaltiges Spiel des Schicksals!

Der 4. Band ist zu Ende, ein sorgsam gearbeitetes Register, das der Herausgeber ausgeführt hat, erhöht die Brauchbarkeit des Bandes für das rasche Auffinden bestimmter Ereignisse.

Eine besondere Zierde dieses Bandes bilden die graphischen Beilagen: 7 Tafeln in Farbendruck, 15 in Holzschnitt und Aetzung und 8 farbige Karten. Dazu kommt noch im Text ein Stammbaum des julisch-claudischen Hauses. Diese letzte Beigabe hätte ich lieber in übersichtlicherem Drucke gesehen, wie ihn beispielsweise der Richter'sche Grundriß der allgemeinen Geschichte bietet. Die farbige Karte zu Seite 435 ist leider zu blaß gerathen, sehr hübsch aber sind die Karten von Alexanders des Großen Reich und von Rom und Altitalien. Am schönsten jedoch präsentirt sich die übersichtliche dreitheilige Karte der Mittelmeerländer mit den Beigaben des Nil-Deltas, der Dardanellen und des Bosporus, der Meerenge von Gibraltar und der Insel Malta. Von den Farbendrucken mögen besonders hervorgehoben werden: „Der thronende Christus“ aus der Sophienkirche zu Konstantinopel, die goldstrotzenden griechischen und etrurischen Alterthümer und die herrlichen Kostümbilder der Ritterorden Spaniens und Portugals. Auch die zweite der oben genannten Gruppen bietet prächtige Darstellungen. Wie plastisch leuchtet uns das rekonstruirte Pergamon entgegen, wie wird uns Jerusalems Ausdehnung und landschaftlicher

Charakter deutlich! Die nach trefflichen Photographien wiedergegebenen Kultur- und Landschaftsbilder zur älteren griechischen Geschichte (das Löwenthor von Mykenai, der Blick auf den Taygetos bei Sparta), Athen und seine Akropolis, die römischen Bauten der Kaiserzeit sind ebenso geschickt gewählt und ausgeführt, wie die Münzbildnisse Alexanders des Großen und hellenistischer Fürsten oder die Portraits des Pompejus und Cäsar, des Augustus und Tiberius. Was also die äußere Ausstattung des Buches angeht, so zeigt das Bibliographische Institut sich von der besten Seite. Der saubere Druck weist nur verschwindend wenige und von selbst zu berichtigende Druckfehler auf.

So bildet der vierte Band eine würdige Fortsetzung des ersten und wird sich mindestens ebensoviele Freunde erwerben wie dieser, von dem gegen Weihnachten schon eine englische Uebersetzung bei Heinemann in London erscheinen wird.

Die rührige Verlagsanstalt hat uns auch schon die erste Hälfte des 3. Bandes geschenkt, deren Besprechung sich sogleich anschließen möge. Sie enthält die Geschicke Westasiens in zwei Abtheilungen; die Entstehung des Islams ist das Grenzgebiet beider.

Die Geschichte des alten Westasien von Dr. Hugo Winckler beginnt mit Babylon, einem der ältesten Kulturgebiete Vorderasiens. Mit Recht läßt sich der Verfasser auf eine bis ins Einzelnste gehende Darstellung der politischen Verhältnisse nicht ein, sondern befleißigt sich größter Knappheit. Wenn darunter der Genuß des zweiten Abschnitts auch naturgemäß etwas leidet, so entschädigt der „kulturgeschichtliche Rück- und Ausblick“ dafür vollkommen. In gleicher Weise wird dann die Geschichte Assyriens in ihren verschiedenen Epochen behandelt und durch Beigabe guter Karten unterstützt. Im neubabylonischen, chaldäischen Reich führt Nebukadnezar Babylon zur letzten Blüthe nicht nur als politischer Herrscher, sondern auch als gewaltiger Baumeister. Doch nur zu bald fällt sein Reich den Persern anheim, als Kyros Nabunaids Sohn und Feldherrn Belsazar besiegt. Die Geschichte Elams, des östlichen Grenznachbars von Babylon, kann bis in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückverfolgt werden und ist mit der der Nachbarstaaten eng verwachsen. Nach kurzer Selbständigkeit ging das Reich im medisch-persischen auf. — Syrien hat unter dem Namen der Hethiter eine schwer bestimmbare Bevölkerung mit eigener, noch nicht hinreichend erforschter Schriftsprache. Auf Armenien in ältester Zeit und seine Berührung mit Assyrien folgt „Medien und die Perser“. In den Medern erscheinen die ersten Indogermanen im vorderen Orient. Kyros, Kambyses, Dareios und Xerxes sind hier jedem Leser bekannte Namen. Interessant ist der Nachweis, daß das Perserreich, dessen Geschichte bis zu seiner Vernichtung durch Alexander den Großen geführt wird, von Babylon die Grundlagen seiner Kultur entlehnt hat. Auch die Bedeutung der phönikischen Kultur wird im Gegensatz zu den griechischen Quellen herabgemindert (vgl. S. 170 fg.), wie Karthago nicht als älteste phönikische Stadt in Afrika gelten, sondern diesen Rang an Utika (Altstadt) abtreten soll. Die Geschichte Israels wird mit einer kurzen Quellenkritik eröffnet. An die politischen Kämpfe und Schicksale des Jordan-Landes schließt sich ein die geistige Bedeutung des Judenthums in seiner Entwicklung würdigendes Kapitel, in dem der Verfasser darlegt, daß die babylonische Gefangenschaft der Grund zu allem Charakteristischen im Judenthum gelegt hat. — In der Geschichte „Arabiens vor dem Islam“ überwiegt die Hoffnung auf bis jetzt noch ungehobene Schätze. In 13, zumeist nach geographischem Gesichtspunkt gegliederten Abschnitten ist uns hier das Bild einer weit zurückliegenden Kulturepoche aufgerollt worden. Ob dieses Bild nach der Enträtselung der in diesem Jahre entdeckten 17,000 Thontafeln der Tempelbibliothek in Nippur (Babylonien) wesentliche Veränderungen erfahren muß, steht dahin. Wir glauben es zunächst noch nicht.

Der II. Haupttheil dieses Bandes trägt den Titel: „Westasien im Zeichen des Islams“ und entstammt der gewandten Feder des uns zum dritten Male begegnenden Dr. Heinrich Schurtz. Beginnend mit einer schwungvollen Schilderung von Land und Leuten Arabiens, entwirft der Verfasser in großen Zügen ein Bild der Entwicklung Mohammeds und seiner Lehre (in diesem Punkte wäre eine etwas größere Ausführlichkeit wünschenswerth gewesen), sowie der Ausbreitung des Islams unter den Propheten und des Kampfes um die Nachfolge.

Das 2. Kapitel, „Westasien bis zum Beginn des Khalifats“, führt uns das Partherreich der Arsakiden und seine Kämpfe mit den Römern vor. Abgelöst wird diese Dynastie durch die der Sasaniden, unter denen als die bedeutendsten die beiden Shapure (Sapor I. und II.) hervorragen. Der Hinweis auf die religiöse Seite der Kämpfe mit Ostrom als ein Ringen zwischen Christenthum und Lichtkultus, wirft einen dankenswerthen neuen Lichtstrahl auf jene Ereignisse. Die Religion Zoroasters hatte sich längst überlebt und eine geistige Oede über Iran herbeigeführt, die den Zusammenbruch des Reiches bei dem Ansturm der neuen Macht des Islams zur Folge hatte. Die Geschichte des römischen Westasiens sowie Armeniens und Iberiens zeigt nur geringe Verschiebungen des Machtgebietes.

Das 3. Kapitel behandelt die arabischen Eroberungen und das Khalifat. Abu Beker, Omar, Othmann und Ali werden nach ihren guten und schwachen Seiten, ihren Erfolgen und Mißerfolgen gewürdigt. Das „Wahlreich“, hatte abgewirthschaftet, als mit den Omejjaden die stolzeste Adelsfamilie Mekka's das Khalifat als erbliche Würde in Besitz nahm und in Damaskus seine Residenz aufschlug (661). Die nun folgenden Kämpfe im Innern — besonders spannend S. 309 erzählt — scheinen den Islam dem Untergange entgegenzuführen, aber gerade hier tritt die Macht des Geistes und des Gedankens über die irdische Welt in die deutlichste Erscheinung. Nach dem schrecklichsten Blutvergießen erreicht die Macht der Mohammedaner unter Welid I. (705—715) seine größte Ausdehnung: von Transoxanien und dem Indus bis zum Atlantischen Ozean und den Pyrenäen. Bei Mossul erlagen aber 750 die Omejjaden den Abbassiden. Die politische Ausdehnung des Khalifenreichs gab ihm aber noch eine besondere kulturelle Bedeutung und seinen Herrschern besondere Reichthümer, denn nun waren sämmtliche Handelsstraßen des Ostens in ihrer Hand, und kein Gewürz und keine chinesische Seide konnte nach dem Abendlande kommen ohne die Zollstätten der Khalifen zu passiren.

Das vierte Kapitel schildert das Reich der Abbassiden und den Niedergang des Khalifats, der sagenumwobene Harun Arraschid, der Zeitgenosse Karls des Großen, ist die hervorragendste Herrschergestalt dieser Epoche, in der die arabische Kultur eine herrliche Blüthe treibt. Aber wie so häufig, erreichen Literatur und Kunst ihren Höhepunkt nicht zu einer Zeit staatlicher Machtentfaltung, sondern politischen Niederganges. Als eine Anzahl von Gelehrten unter dem Schutz freigebiger Fürsten die Schriften des Aristoteles ins Arabische übersetzte oder die Lehren der Mathematik für die Erdmessung nutzbar machte, ging das Abbassidenreich bereits in Trümmer, lösten sich einzelne Theile unter selbständigen Herrschern vom großen Ganzen ab.

In Persien erstand am Ende des ersten Jahrtausends in den Ghaznawiden ein neues Sultansgeschlecht. Sie wurden durch die Seldschuken gestürzt; aber auch deren Stern neigte sich, nachdem sie der byzantinischen Herrschaft in Kleinasien Eintrag gethan hatten. In diesem fünften Kapitel möchte ich als besonders gelungen den Abschnitt über das neue Geistesleben Irans unter den Ghaznawiden bezeichnen. (S. 343 ff.)

Auf Syriens Geschichte zur Zeit der Kreuzzüge (Kap. 6) werden interessante Streiflichter geworfen — man vergleiche nur die Parallele zwischen Assassinen und Anarchisten unsrer Tage Seite 356 ff. —, die Kämpfe erscheinen aber naturgemäß mehr in arabischer Beleuchtung. Eine traurige Bedeutung erlangen hier die Mongolen, die zwar die Sekte der Assassinen (Ismaëliten) vernichten, aber auch nach der Eroberung und Zerstörung Bagdads

dem ganzen Kulturleben des Orients den Todesstoß versetzen. Sie werden abgelöst durch die Osmanen.

Diese traten mit dem Fall von Konstantinopel 1453 das Erbe des byzantinischen Reichs an, und ihre Herrscher schmückten sich, nachdem sie Syrien und Aegypten unterworfen hatten, mit dem Khalifentitel. Mit einem Ueberblick über die Ereignisse im übrigen Westasien in neuerer Zeit schließt der Verfasser seine lehrreiche Abhandlung, die wir mit großem Genusse gelesen zu haben gern bekennen.

Die vier in diesem Halbband beigehefteten Karten sind ausnahmslos gut ausgeführt; die 13 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung sind zwar nicht so bestrickend durch die Farbengebung und die Schönheit des Vorwurfs wie die des vierten Bandes, aber äußerst instruktiv, und auch ein verwöhntes Auge wird an den handschriftlichen Reproduktionen zu Seite 264, 287 und 321 seine helle Freude haben. Sie stellen dar: 1. Die erste Hälfte der ersten Sure des Gorans (warum nicht Korans?); 2. Chosrav II. von Persien auf seinem künstlichen, mit Kreuz und Taube geschmückten Thron; und 3. Musikanten und Standartenträger eines sarazenischen Heeres auf dem Marsch.

Zehn Schriftsteller haben an diesen anderthalb Bänden mitgearbeitet, und doch merkt man dem Ganzen an, daß die Hand des Herausgebers einigend darüber schwebt. Karthago's Geschichte zum Beispiel war in IV, 1, 4, 7 und III, zu behandeln; trotzdem sehen wir, daß Wiederholungen sorgfältig, ja fast zu ängstlich, vermieden werden. Daraus läßt sich für den weiteren Fortgang des eigenartigen Unternehmens Gutes erhoffen.

Dr. F. Kummer.

Die fremden Aerzte in Italien.

M. C. Rom, 15. Dez. Bereits seit Jahresfrist liegt dem italienischen Parlament ein Initiativantrag vor, der sich mit dem Praktiziren ausländischer Aerzte in Italien beschäftigt und der in der allernächsten Zeit endlich auch vor das Plenum der Kammer gelangen wird. Die Sache muß sine ira et studio behandelt werden, wenn man sie richtig beurtheilen will. Der Chauvinismus gewisser italienischer Politiker, der leider eben in den Kommissionsberathungen einen partiellen Erfolg errungen hat, ist ebenso tadelnswerth wie die einseitigen Vorwürfe, die in ausländischen Blättern als italienischen Beweggrund nur diesen Chauvinismus anerkennen und verurtheilen. Die Ausbildung eines studirten Proletariats erfolgt in Italien in noch weit höherem Maß als in irgend einem anderen Land, und ihre natürliche Folge ist die große Ueberfüllung aller gelehrten Berufe, so auch des ärztlichen. Daß dabei eine große Anzahl minderwerthiger Kräfte durchschlüpfen, ist begreiflich, andrerseits aber wäre es sehr verfehlt, die hohen Leistungen zu ignoriren, die die ärztliche Wissenschaft in Italien aufweist und an die sich jeder Fachmann in Deutschland erinnern wird, wenn man ihm die Namen Baccelli, Cardarelli, Duronte, d'Ancona, Grassi, Marchiafava u. s. w. nennt. Bei der großen Konkurrenz, die nun vorhanden ist, vermochte das zahlungsfähige italienische Publikum die vorhandenen Kräfte nicht in ausreichendem Maß zu beschäftigen und zu ernähren, es trat in dieser Hinsicht ein entschiedener Nothstand für die ärztlichen Kreise ein. Derselbe könnte unzweifelhaft nicht beseitigt, aber stark vermindert werden, wenn die Tausende von Fremden, die nach Italien als Leidende kommen und die ebensoviel Tausende Gesunde, die zufällig in Italien erkranken, gleichfalls sich des ärztlichen Rathes und der ärztlichen Kunst italienischer Mediziner bedienten. Das ist aber nur in sehr begrenztem Maß der Fall, weil sich in Italiens großen Städten und in allen Bade- und Kurorten ausländische Aerzte in großer Zahl niedergelassen haben. So gibt der behandelnde Arzt in Deutschland z. B. dem Patienten gleich einen Brief an den deutschen Kollegen X. in San Remo mit, der englische Konsul in Florenz weist den nach einem Arzt fragenden Landsmann an den englischen Dr. Y. und der des Italienischen unkundige Franzose oder Amerikaner in Rom oder Neapel bittet den Hotelportier vor...glich um einen Arzt seiner Nationalität. Das ist alles mens...lich begreiflich und sachlich berechtigt. Es stehen sich also hier zwei Arten von berechtigtem Interesse unvermittelt gegenüber: das Interesse der italienischen Aerzte, die nach langen kostspieligen und aufopfernden Studien sich in der eigenen Heimath vom fremden Arzt empfindlich geschädigt sehen und das Interesse des ausländischen, oft sprachen- und landesunkundigen Patienten, der zu dem Landsmann mehr Vertrauen hat. Ein Gesetzentwurf zur Regelung dieser Materie mußte also einen Ausgleich zwischen den widerstreitenden Interessen in gerechtem Maße versuchen.

Nun ist aber die Frage schon bei ihrem Auftauchen von beiden Seiten mit großer Leidenschaftlichkeit behandelt worden und hüben wie drüben sind starke Uebertreibungen vorgekommen. Die italienischen Aerzte haben das Vorhandensein mancher amerikanischer und englischer Kollegen mit nicht ganz zweifellosen Diplomen dazu benutzt, die fremden Aerzte in ihrer wissenschaftlichen Befähigung überhaupt herabzuwürdigen, und haben abendrein ihnen ein gewissermaßen hinterlistiges Eindringen auch in die italienische Praxis zum Vorwurf gemacht. Ausländische Aerzte und ausländische Zeitungen wieder haben zur Erhärtung der Nothwendigkeit fremder Aerzte die Leistungen der italienischen Medizin in heftigster Weise angegriffen und zum Theil sich sogar auf den Protzenstandpunkt gestellt, daß die 500 Millionen, die Italien etwa jährlich aus dem Fremdenverkehr zöge, es allen Wünschen der Fremden gefügig machen müsse. Also Uebertreibungen auf beiden Seiten.

Der Gesetzentwurf, den der Abgeordnete für Rom II Dr. med. Felice Santini, Oberstabsarzt a. D., einbrachte, war bestrebt, den verschiedenen Interessen gerecht zu werden. Er stellte auf der einen Seite das Recht der italienischen Aerzte fest, vom Staat in ihrer erschwerten Existenz gegenüber der ausländischen Konkurrenz geschützt zu werden, andrerseits das Recht ausländischer Patienten von einem medizinischen Vertrauensmann ihrer Nationalität sich behandeln zu lassen. Der Entwurf geht dabei von der Thatsache aus, daß den ausländischen Aerzten einzig und allein in Italien gestattet ist ohne Ablegung einheimischer Examina zu praktiziren. Demzufolge will der Entwurf für die Zukunft die Materie nach dem Grundsatz der Reziprozität regeln. Die italienischen Vertreter im Ausland sollen an die betr. Regierungen die Anfrage richten, ob sie in ihrem Land den italienischen Aerzten die Ausübung der Praxis ohne einheimisches Examen gestatten wollen. Die Aerzte der Länder, die dem zustimmen, sollen auch in Italien wie bisher praktiziren dürfen. Die Aerzte der anderen Länder sollen hingegen dem vollständigen italienischen Staatsexamen sich unterziehen müssen. Die Bedenken gegen dieses Prinzip sind mannigfache. Einmal ist es schablonenhaft, Fremdländer wie Italien und die Schweiz auf eine Stufe zu stellen, z. B. mit Deutschland, wo ein italienischer Arzt höchstens in Berlin, Hamburg und München sein Auskommen fände. Noch bedenklicher wäre aber die Folge des Prinzips, wenn ein einziger Staat nur, z. B. Amerika, auf die Gegenseitigkeit einginge, dann würde vermuthlich Italien mit amerikanischen Aerzten in solcher Zahl überschwemmt werden, daß der Abgang an anderen fremden Aerzten aufgewogen wird. Noch schlimmer wäre es für Italien, wenn etwa alle Staaten auf seinen Vorschlag eingingen. Dann bliebe in Italien alles beim Alten, ja die Zahl der fremden Aerzte würde sich wohl noch vermehren, während die italienischen höchstens wie angedeutet in der Schweiz, an der französischen Riviera oder in den italienischen Provinzen Oesterreichs eine Entschädigung suchen könnten, bez. sie finden würden.

Vorläufig scheint allerdings, als ob kein Staat darauf eingehen wollte, seine einschlägige Gesetzgebung auf Italiens Wunsch zu revidiren und als ob sich daher die ausländischen Aerzte in Italien alle würden dem Examen zu unterwerfen haben. Infolgedessen hat der Minister des Auswärtigen ein Amendement zur Vermeidung von Härten eingebracht, worin die Respektirung der Rechte garantirt wird, die sich ausländische Aerzte durch längere Ansässigkeit in Italien erwarben haben oder mit anderen Worten, wodurch die rückwirkende Kraft auf ein Minimum beschränkt werden soll. Nun ist aber Präsident der Kommission der Abg. Staatsrath Brunialti, der vor wenig Wochen in einem leidenschaftlichen Artikel die deutsche Invalidenrentennovelle angriff, die mit rückwirkender Kraft bestimmte, daß Invaliden, die aus Deutschland auswandern, also z. B. die in die Heimath zurückkehrenden italienischen Arbeiter, der Rentenbezüge verlustig gehen. Auf Antrag Brunialti hat nun die Kommission als Repressalie das Amendement des Ministers Visconti-Venosta abgelehnt und bestimmt, daß das Gesetz über die fremden Aerzte volle rückwirkende Kraft auf die im Moment der Publikation ansässigen fremden Aerzte haben soll. Das ist eine große Ungerechtigkeit, die hoffentlich das

Plenum nicht mitmachen wird. Es ist ja absurd, daß Aerzte, die das 60. Lebensjahr überschritten haben und 30 Jahre in Italien praktiziren, auf einmal ins Examen steigen oder auswandern sollen. Das Bedenkliche wird auch dadurch nur wenig gemildert, daß das Examen in solchen Fällen eine Farce sein wird. Der Kommissionsbeschluß ist aber auch für Italien überflüssig, denn es hätte genügt, den Zuzug abzuschneiden und die bereits vorhandenen ungeschoren zu lassen. Sollte das Plenum dem Beschluß beitreten, so würde damit ein sehr bedauerliches Moment geschaffen, denn es fragt sich vor allem, ob Deutschland, gegen das sich nach Brunialti's eigenen Worten die Sache in erster Linie richtet, gezwungen ist, sich solche „Repressalien" ohne weiteres bieten zu lassen. Aus der bisherigen Haltung der Regierung darf man freilich wohl die Hoffnung ableiten, daß man einen Ausweg in gerechtem Sinne finden wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. **Was ich als Kind erlebt.** Von Tony Schumacher. Mit 9 Bildnissen und 3 Faksimiles. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. — Wir haben es hier mit einem wirklich liebenswürdigen Buch zu thun, das sich wohl ebenso rasch einen größeren Leserkreis erobern wird, wie es die kleinen Schriften der Verfasserin bei Jung und Alt gethan haben. Freilich darf man nicht einen allzu kritischen Maßstab an die Komposition des Ganzen legen; hier fehlt es an der Gleichmäßigkeit in der Anlage und an dem planmäßigen Ineinanderflechten der Vorgänge. Für diesen Mangel entschädigt uns aber die Verfasserin durch eine so reizende Art des Plauderns, daß wir uns willig von ihr durch die verschiedensten Lebensgänge ihrer Vorfahren und durch die traulichen schwäbischen Häuser ihrer Verwandten und Bekannten in einer etwas kunterbunten Streiferei führen lassen. Mit Recht zählt Tony Schumacher zu dem, was sie als Kind erlebte, auch das, was sie in ihrer Jugendzeit von Eltern und Großeltern berichtet bekommen hat. Bildet doch dieser traulich und liebevoll überlieferte Erinnerungsschatz einen der wesentlichsten und werthvollsten Theile des kindlichen Gemüthslebens. Von besonderer Bedeutung mußte er hier werden, da die Verfasserin väterlicherseits aus der wohlbekannten württembergischen Soldatenfamilie v. Baur-Breitenfeld und mütterlicherseits aus der ebenso bekannten Familie Kerner stammt. Justinus Kerner war ihr Großonkel. Ihr Großvater väterlicherseits gehörte der württembergischen Division an, die unter Napoleon tapfer auf den russischen Schlachtfeldern kämpfte und sich auch während des Feldzugs des Jahres 1813 so wacker hielt. Er fiel an der Spitze seines Regiments in der Schlacht von Dennewitz. Ihr Vater beschloß eine glänzende militärische Karriere, die ihn als Adjutanten des Prinzen August von Württemberg und des jüngeren Prinzen Jérôme Napoleon sowie später als höheren Generalstabsoffizier und eine Zeitlang als Kriegsminister in die mannichfachsten Berührungen mit der großen Welt gebracht hatte, als Generallieutnant und lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren. So mußte der erste Theil ihres Buches, der sich hauptsächlich mit den Erlebnissen dieser bedeutenden Männer und ihrer ebenso bedeutenden Frauen befaßt und dessen Inhalt sich auf dem Untergrunde großer historischer Zeiten abspielt, ganz von selbst äußerlich inhaltreicher werden als der zweite Theil, der die Schilderung von dem gemüthlichen Garnison- und Familienleben in Ludwigsburg und Stuttgart enthält. Aber bei näherem Zusehen möchten wir doch gerade diesem zweiten Theil den Vorzug geben. Es ist der Verfasserin in der That gelungen, ihren Zweck zu erreichen, und dem Jugendwerke ihres Großonkels, Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", eine schöne Fortsetzung zu geben. Es sind ja nur schlichte und fast kleinbürgerliche Ereignisse, die hier erzählt werden: die Kindererziehung in jener Zeit vor 1870, die Geselligkeit in jenen Offiziers- und Beamtenkreisen, die Dienstbotenbehandlung, Jugendfreundschaften und Postkutschenreisen füllen im wesentlichen den durch die Ludwigsburger und Stuttgarter Umgebung gegebenen Rahmen aus. Aber gerade bei solchen Detailschilderungen kann man sagen: c'est le ton qui fait la musique. Und der Ton, den Tony Schumacher anschlägt, ist so munter und frisch, so voll echt schwäbischer Schalkhaftigkeit und ruhigen Humors, daß man sich von ihm mit Vergnügen in jene Kleinwelt einspinnen läßt und die Personen, von denen da geplaudert wird, mit jeder weiteren Seite lieber gewinnt. Manche Kapitel sind wahre Kabinetsstücke intimer Schilderung, so besonders das sechste, in welchem die Verfasserin von ihrer Großmutter Baur erzählt, und das zehnte, in dem über einen Besuch im Kernerhaus zu Weinsberg berichtet wird. Das Buch, mit so viel Liebe und Frohsinn geschrieben, wird wohl ein rechtes Familienbuch, besonders in Schwaben, werden; wenigstens hat es ganz das Zeug dazu, und wir wünschen, daß es recht viele Leser finden und ihnen denselben ruhigen Genuß bereiten möge, den es uns gewährt hat.

K. Der soeben erschienene 7. Jahrgang der „**Altfränkischen Bilder**", die unsern Lesern schon längst rühmlich bekannt sind, führt abermals eine Reihe von höchst beachtenswerthen Kunstdenkmälern aus Franken in abwechslungsreicher Zusammenstellung vor. Den Text verdankt man wieder Hrn. Universitätsprofessor Dr. **Henner**, der aus seinem großen Schatze lokalgeschichtlicher Kenntnisse alles Nöthige und Wissenswerthe in ansprechender Darstellung zur Erläuterung beibringt. Liest man auf der Vorderseite des Umschlags „Druck und Verlag der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg", so bedarf es keines besonderen Hinweises auf die geschmackvolle Anordnung des Drucks, auf die mustergültige Nachbildung der einzelnen Aufnahmen und auf die tadellose Ausstattung des aus einem Kalender zu einer werthvollen kunstgeschichtlichen Publikation herausgewachsenen Jahresheftes. Man ist ja gewöhnt, an die Leistungsfähigkeit dieser Anstalt nicht geringe Ansprüche zu machen. Soll Einzelnes herausgehoben werden, so mag die Abteikirche und die ehemalige Amtskellerei in Amorbach, das Grumbach'sche Schloß in Rimpar bei Würzburg, das Schloß zu Rieneck und die Klosterruine auf dem Gotthardsberg bei Amorbach genannt werden. Wie malerisch sich noch unsre kleinen fränkischen Städte im Innern ausnehmen, zeigen die Straßenbilder aus Marktbreit und aus Lohr, aus denen man auf Geschichte und Charakter der beiden Städte schließen kann, ohne den begleitenden Text nachzulesen. Als ein Prachtstück des Kunstgewerbes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stellt sich der Singpult in der Sepultur des Domes zu Würzburg dar. Und noch im 6. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dachte man ernstlich daran, dieses herrliche Gußwerk um den Metallwerth zu verkaufen?! Wir versprechen uns von den „Altfränkischen Bildern" mindestens diese Wirkung, daß, was sie einmal aufgenommen haben, ein- für allemal dem heimischen Boden erhalten bleibe. — Für den nächsten Jahrgang wiederholen wie die dringende Bitte um ein Register über das bisher Gebotene, eine Bitte, die wohl keiner Begründung bedarf.

Erdbeben im Monat November 1900. a) **Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach:** Am 24. November gegen $9^h\ 10^m$ erfolgten an den empfindlicheren Instrumenten der Warte seismische Aufzeichnungen von langsamen Bodenbewegungen, die bis $10^h\ 20^m$ anhielten und von einem etwa 9000 km entfernten Erdbebenherde herrühren dürften. Ueber den Herd dieses fernen Bebens ist bis heute nichts bekannt geworden. — b) **Auswärtige Berichte. I. In- und ausländische Erdbebenwarten.** Am 9. November in Casamicciola (Ischia) von 18^h bis $18^h\ 20^m$ fernes Beben. Am 16. November in Casamicciola von $22^h\ 30^m$ bis $23^h\ 0^m$ fernes Beben. Am 24. November in Casamicciola um $21^h\ 8^m\ 18^{sec}$ Beginn der Bewegung, $21^h\ 37^m\ 30^{sec}$ langsame Oscillation bis $22^h\ 10^m$. Fernes Beben, Herddistanz 8800 km. Am 24. November in Pola an der Erdbebenwarte des k. und k. Hydrographischen Amts um $21^h\ 8{\cdot}3^m$ bis 22^h. Geschätzte Herddistanz 10,000—12,000 km. Auch die übrigen größeren Warten Italiens hatten diese Bodenbewegung registrirt. — II. **Bebennachrichten aus dem Bolletino Meteorico in Rom und aus der Tagespresse.** Am 2. November gegen $15^h\ 20^m$ in Castelli-Ritaldi (Spoleto) ein ziemlich starkes Beben (IV. Grades), welches auch in Spoleto verspürt wurde, dem leichtere Erschütterungen und Getöse um $15^h\ 31^m$, $15^h\ 47^m$, $16^h\ 47^m$ und $18^h\ 21^m$ folgten. Am 8. November gegen $7^h\ 30^m$ in Catania und

Mineo eine sehr leichte Erschütterung, welche von den Instrumenten registrirt wurde. Am 9. November gegen $10^h\ 30^m$ in S. Casciano, Petrognano, Quarto Castello und Giaccherino (Florenz) leichte Erschütterung. Am 10. November gegen $23^h\ 30^m$ in Messina eine schwache Erschütterung. Am 14. November gegen $0^h\ 30^m$ in Messina ziemlich starker Erdstoß IV. Grades. Am 21. November gegen $0^h\ 45^m$ in Montefalcone di Valfortore (Benevent). Am 24. November gegen $9^h\ 15^m$ leichte Störungen an den größeren Warten Italiens. Am 26. November gegen $7^h\ 20^m$ im Semmering-Gebiete ein ziemlich starkes Beben, welches in Wörth, Pattschach, Stuppach, Kirchberg am Wechsel, Trattenbach, Wimpassing, Gloggnitz, Schlögelmühl und Prigglitz allgemein verspürt wurde. In Wörth, wo die Erschütterung am stärksten war, stürzte auch ein Rauchfang ein.

Professor Albin Belar.

1. **Regeneration von verbrauchter Luft.** In der jüngsten Zeit hat sich die angewandte Chemie mehrfach mit der Frage beschäftigt, wie die durch die Athmung und andere Verbrennungsprozesse verdorbene Luft in abgeschlossenen Räumen auf künstlichem Wege wieder erneuert werden könne. Die Lösung dieser Frage ist u. a. von fundamentaler Bedeutung für die submarine Schiffahrt, auf die ja, wie man weiß, seit einiger Zeit besonders in Frankreich große Hoffnungen gesetzt werden. Vor kurzem haben die beiden französischen Chemiker Desgrez und Balthazard zur Regeneration von verdorbener Luft die Anwendung von Sodium-(Natrium-)Bioxyd vorgeschlagen. Die auf Veranlassung des französischen Marineministeriums hiermit angestellten Versuche führten zu vollständig befriedigenden Ergebnissen, nur der eine Uebelstand haftet dem Verfahren an, daß es zur Zeit noch recht kostspielig ist. M. Joubert, unter dessen Leitung diese Versuche ausgeführt wurden, hat deßhalb, wie er in den „Comptes Rendus“ der Pariser Akademie soeben berichtet, sich nicht nur bemüht, das Natriumbioxyd möglichst billig, fabrikmäßig, herzustellen, sondern es ist ihm auch gelungen, dieses in mancher Hinsicht für die unterseeische Schiffahrt ungeeignete Material durch andere Produkte zu ersetzen, die noch viel sauerstoffreicher sind und durch deren Anwendung es möglich ist, das zur Athmung nothwendige Sauerstoffgas in chemisch reinem Zustande und zu einem Preis herzustellen, der etwa dem des in den Handel gebrachten komprimirten Sauerstoffes gleichkommt. Ueber die Natur der von ihm benutzten Sauerstoffverbindungen unterläßt M. Joubert vorläufig jede weitere Mittheilung, er stellt aber für die nächste Zeit einen ausführlichen Bericht darüber in Aussicht.

* **Gießen.** Der ordentliche Professor der Physik an der hiesigen Universität Dr. Paul Drude hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Tübingen erhalten.

* **Marburg.** Hier hat sich der Assistent am pharmakologischen Institut Dr. Otto Loewi als Privatdozent für Arzneimittellehre habilitirt.

* **Berlin.** Bei der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität sind als Privatdozenten zugelassen worden: Dr. Karl Bruhns, Assistent an der Charité-Klinik für Hautkrankheiten, für das Fach der Hautleiden, Dr. Felix Klemperer, früher Privatdozent der Universität Straßburg, für innere Medizin, insbesondere Krankheiten des Kehlkopfes, und Dr. Georg Wetzel, Assistent an der biologisch-anatomischen Universitätsanstalt, für Anatomie. — Der Regierungsarzt bei der Zentralverwaltung für Deutsch-Ostafrika Dr. Friedrich Plehn, der auf Heimathsurlaub in Berlin weilt, ist mit dem Unterricht in der Tropen-Hygiene am Seminar für orientalische Sprachen betraut worden.

* **Berichtigung.** Infolge eines Druckfehlers ist in unserer Notiz über das Mittel- und Neugriechische Seminar in München die Zahl der Mitglieder und Hospitanten dieses Seminars im Wintersemester 1900/1901 auf 21 angegeben worden. Es muß dafür 12 heißen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. Reicke: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Bd. 7.) Leipzig, Diederichs 1900. — Ad. Rosenberg: Fr. A. v. Kaulbach. (Künstler-Monographien, Nr. 48.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — C. Braunmüller: Nehmt's mi' mit! 5. Band. Wien, Gerold 1901. — *Université de Grenoble:* Cours de Français à l'usage des étudiants étrangers.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 19. Dezember. Nummer 290.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die waldleere Steppe und ihre Liliputwäldchen.

Von Fr. Wilh. Groß.

Wohl kein urtheilsfähiger Mensch wird leugnen wollen, daß in unserm Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen — besonders aber während der letzteren Hälfte unsres Jahrhunderts — auch in der Länder- und Völkerkunde Errungenschaften zu verzeichnen sind, die hinter den Fortschritten auf anderen wissenschaftlichen Gebieten nicht zurückstehen. — Ja, man sollte überhaupt kaum glauben, daß es noch irgendwo etwas gäbe, das nicht schon hinreichend ausgebeutet und derart wissenschaftlich erschöpft wäre, daß noch jüngeren Forschern eine neue Entdeckung übrig bliebe.

Merkwürdigerweise gibt es aber immer noch Dinge in unsrer nächsten Umgebung, die so lange bestehen, wie unsre Mutter Erde, und trotzdem sie uns täglich begegnen, doch noch Räthsel für uns geblieben sind. Mehr als jemals stürzt sich der werdende Uebermensch unsrer Tage in die einsamen Steppen und Wüsten, um sie zu durchforschen, aber noch weiß keiner zuverlässig zu sagen, wie sie entstanden. Wir sprechen täglich von denselben, aber nur Wenige sind es, die sich überhaupt eine Vorstellung bilden, wie sie aussehen, und noch seltener sind die, die uns eine richtige Antwort geben können, was für ein Bild wir uns von diesen Einöden entwerfen sollen. Selbst Fachleute würden nicht selten in Verlegenheit gerathen, wenn wir sie um eine Belehrung angingen, welche Ursachen es denn eigentlich sein mögen, daß sich im Osten unsres Erdtheils so unermeßliche Flächen bilden konnten, die uns als die karagatinischen, tatarischen, baschkirischen, kirgisischen, oder — falls wir sie nach den Hauptstädten benennen wollen — als die Astrachaner, Saratow'schen, Samara'schen, und Orenburger oder Afimski'schen Steppen bekannt sind, und auf Tagereisen nicht einmal einen Busch, geschweige denn größere Waldmassen aufzuweisen haben.

Wie mag es zugehen, daß die Natur unbegreiflicherweise nicht selbst das Bedürfniß empfand, sich diesen Schmuck aus freien Stücken zu leisten, oder — wenn sie darauf verzichtete —, daß man nicht schon längst daran dachte, einen so empfindsamen Mangel an Holz, bezw. Hochwald abzustellen, zumal dadurch eine Besiedelung dieser Länder mindestens im hohen Maße erschwert — wo nicht gänzlich ausgeschlossen wurde?

Am gescheitesten thut man, wenn man schweigt! Nicht gar so schwer lassen sich zwar Gründe dafür anführen, daß die Staatsregierung eine auffallende Scheu und Pietät zeigte, die jungfräuliche Steppe anzutasten. Bisher lag ein fühlbarer Mangel an Ländereien zur Besiedelung nicht vor, welcher hätte veranlassen können, die Steppenvölker in ihren heimathlichen Regionen aufzustören. Wäre damit — wenn auch nicht erschöpfend — die zweite Frage beantwortet, so bleibt die erste doch unaufgeklärt. Gerade aber diese ist von dem größten wissenschaftlichen Werth! Es beunruhigt uns nicht nur, ein sehr bedeutsames naturwissenschaftliches Problem ungelöst zu sehen, sondern ohne Zweifel hat es auch ein weitergehendes praktisches Interesse, daß wir darüber Aufklärung erhalten, und insofern muß es auch in hohem Grade auffallen, daß man unsres Wissens diesem Gegenstand noch nicht näher getreten ist, und eine befriedigende Erläuterung dafür noch nicht gefunden hat.

Jedenfalls besteht aber darüber kein Zweifel, daß alle die bei uns üblichen Erklärungen durchaus unbegründet sind. — Schon bei ganz flüchtigem Nachdenken wird es frappiren, daß sich während einer so langen Zeit von Jahrtausenden auf einer an sich sehr humusreichen und ungemein fruchtbaren Erdoberfläche die bei nur dürftiger Bearbeitung nicht bloß alle Cerealien, sondern auch die prächtigsten Melonen und Arbusen, Sonnenrosen und andere Fettpflanzen trägt, — namentlich auch Gräser, Knollen, Orchideen und Blumenpflanzen — sich nicht auch eine Waldvegetation entwickeln konnte. Unter solchen Umständen war es natürlich nicht zu verwundern, wenn man auf die verschiedensten — und mitunter auch seltsamsten — Vermuthungen gerieth, um sich diese merkwürdige Erscheinung einigermaßen plausibel zurecht zu legen.

Am allermeisten wurde wohl die Meinung vertreten, daß wir hier einen Meeresboden vor uns haben, auf dem eine Waldvegetation nicht aufkommen konnte! Allein diese Voraussetzung ist so haltlos, daß sie kaum irgendwelche Beachtung verdient, da ihre Unwahrscheinlichkeit sofort in die Augen springt. Wenn es auch den wirklichen Thatsachen entspricht, daß die gegenwärtigen Uralsteppen — sowohl diesseits wie jenseits — vor undenklichen Zeiten allerdings unter einem Meeresspiegel lagen, so gilt das doch auch von anderen Gegenden, die sich gegenwärtig eines vorzüglichen Waldschmuckes erfreuen, und andrerseits ist seit jener Zeit auch eine Ewigkeit darüber hingegangen, die vollkommen ausgereicht haben würde, um Urwälder über Urwälder hervorzubringen und neue auf den Ueberresten der untergegangenen aufzuthürmen. Mit dieser Vermuthung ist es mithin nichts! Davon abgesehen, daß wir dieselbe an zahlreichen Stellen der Steppe widerlegt finden, wo sehr umfangreiche Wälder vorkommen, die die obige Auffassung auf den Kopf stellen. Nur zwischen diesen oft weit von einander entfernt liegenden Wäldern breiten sich sonderbarerweise mehr oder weniger große Strecken von 50 bis 100 oder noch mehr Meilen messende

Steppen aus, die völlig des Schattens eines Baumes entbehren. Aber auch in anderer Beziehung läßt sich die obige Theorie nicht begründen. Noch gegenwärtig können wir beobachten, daß überall, wo durch irgendwelche physikalische Einflüsse ein Meeresspiegel zurücktritt, die Natur sofort thätig ist, um unter den Einwirkungen von Licht und Wärme, Sonnenschein und Sauerstoff die Bildung von größeren und kleineren Pflanzenkolonien zu beginnen und allerhand kryptogamische Gebilde der niederen Arten, wie Algen, Lychen und Moose hervorzurufen. Wo aber diese naturgemäße — bisweilen allerdings etwas langsame — Art des Schaffens nicht ausreicht, treten gleichzeitig auch noch andere Faktoren mithelfend ein, wie z. B. der Wind und die Regenwolken, um durch Uebertragung von Samenkörnchen aus den entferntesten Gegenden die Kolonisirung zu beschleunigen. Man möchte also wohl glauben, daß dies auch in den hier gedachten Ländern der Fall gewesen sein müßte, wo außerdem noch zahlreiche Flüsse vorhanden sind, die aus sehr entlegenen — oder auch näher liegenden — Wäldern den Samen herangespült, oder — durch Schnee- und Wetterstürme denselben herbeigetragen haben sollten; der Vögel und Säugethiere gar nicht zu gedenken, die ebenfalls überall thätig sind, die Besiedelung von pflanzenleeren Flächen zu fördern.

Wenn das alles aber in den hier gedachten Ländern nicht geschah, dann ist das allerdings so merkwürdig und räthselhaft, daß man wohl allen Grund hat, zu fragen, wie das zuging?

In keinem Fall entspricht es dem physiologischen Entwicklungsgang, leere, waldentblößte Flächen anstatt dunkle Urwälder vor uns zu sehen. Gerade das umgekehrte Verhältniß würde uns natürlich erscheinen. Etwas anderes wäre es freilich, wenn wir es in den Steppen — ähnlich wie in den Wüsten — mit einem salzigen oder absolut sterilen Sandboden zu thun hätten, wie er jenseits des Ural, östlich vom Kaspischen Meer und am Aral-See thatsächlich angetroffen wird, und dessen nie stillstehende Oberfläche bei jedem neuen Sturm einer Umwälzung und Veränderung unterliegt und daher in seiner beständigen Ruhelosigkeit auch jeder Bildung einer Vegetation widerstrebt, wie wir es auch an vielen Stellen der afrikanischen Küsten und in den mittelasiatischen Wüsten vorfinden. Unter derartigen Umständen wäre selbstverständlich an das Aufkommen einer Pflanzendecke — gleichviel welcher Art — nicht zu denken, sondern es müßten sogar auch mit der Zeit noch die angrenzenden fruchtbaren Landschaften mit allen ihren Gewässern allmählich von den Wüsten verschlungen werden, wie es thatsächlich in den transkaspischen Regionen geschehen ist und noch fortwährend geschieht.

Von solchen dem vegetabilischen Leben feindlichen Naturexcessen kann aber in unsern europäischen und angrenzenden Steppen nicht die Rede sein und ebensowenig kann auch ein Zufall in Betracht kommen. Wenn aber vollends die Einwendung erhoben wird, daß sich ganz gleiche oder ähnliche Erscheinungen auch anderwärts wiederholen, etwa wie in der ungarischen Pußta, den amerikanischen Prairien oder im Innern von Afrika, so wäre das doch keine Erklärung und deßhalb kaum der Beachtung werth. Für Afrika und zum Theil allenfalls auch in Amerika, wo die unburchdringlichen Schilf- und Schneidegras-Regionen auch nichts anderes sind, als Steppen, wenn auch etwas monströse, könnte man zwar plausibel finden, daß die oft mehr als mannshohen Graswälder das Emporkommen einer Baumvegetation nicht denkbar erscheinen lassen, allein in den Ural- und Wolga-Steppen, wo die Vorbedingungen für das Gedeihen von Wäldern im weitesten Maße erfüllt sind, werden wir vergeblich nach den Ursachen forschen, die dem Entstehen einer Waldbecke entgegengewirkt haben könnten.

Es ist mithin auch ein gewaltiger Irrthum, wenn selbst Fachleute mangels besseren Wissens der Meinung sind und diese Meinung weiter verbreiten, daß in unsern europäischen Steppen baumartige Gehölze überhaupt nicht aufkömen. Und gerade diese Auffassung ist eigentlich die am meisten verbreitete und in Laienkreisen noch mehr vertreten und allgemeiner, als in Fachkreisen, obschon sie sich mit einer gesunden Logik gar nicht vereinbaren läßt.

Es wäre auch unter allen Räthseln das wunderbarste, wenn die Steppe eine so merkwürdige Bodenart aufzuweisen hätte, daß in derselben wohl alle vorhin genannten Frucht- und Zierpflanzen wild wüchsen, aber Bäume nur selten gedeihen könnten. In Wirklichkeit jedoch liegt ein solches Naturgeheimniß nicht vor, denn nicht nur wachsen Laub- und Nadelgehölze vorzüglich, sondern es ist auch eine arge Täuschung, zu glauben, daß Wälder in der Steppe überhaupt nicht vorkommen. Wo allerdings Steppen liegen, erhebt sich kein Wald, wie das auch bei uns nirgends auf den Wiesen vorkommt. Eins von beiden kann nur den Raum ausfüllen: entweder Felder, Wiesen oder Wald. Aber nicht nur sind die Gebirgs- und Höhenzüge, die mitunter die Steppen durchqueren, fast ohne Ausnahme bewaldet, auch in der Ebene treten bisweilen sehr umfangreiche Wälder auf, wenn auch meist in großen Zwischenräumen, deren Durchmesser sich auf Tagereisen beläuft, wo kein Baum seine Silhouette auf den Boden zeichnete.

Es wäre aber weit gefehlt, sich diese waldentblößten Flächen als Einöde vorzustellen, denn trotz der Monotonie und des Mangels an Schatten im Sonnenlicht ist diese Einöde weder traurig noch langweilig, sondern die einförmige Unendlichkeit ist im Frühjahr sogar — man möchte sagen paradiesisch — schön und charakterisirt sich als ein festliches, singendes und jubilirendes Blumenmeer ohne Ende, das man ebenso lieb gewinnen kann, wie der Seemann den Ozean. Von der Steppe — die übrigens von Bewegung und Leben aller Art erfüllt ist — kann man sagen, sie lacht unter Thränen. Wenn auch kein Hochwald vorhanden ist —, nicht einmal eine größere geschlossene Masse von Buschwerk —, so wäre es doch verkehrt, sich einzubilden, daß die Steppe jedes Schmuckes an Waldgehölzen beraubt sei. Die zahlreichen kleineren und größeren Flüsse, welche dieses Grasmeer durchrieseln, sind fast ohne Ausnahme von Strauch- und Buschpartien eingefaßt, die in der Blüthezeit während des Frühjahrs einen reizenden Anblick gewähren. — Es sind diese Gebüschschlängelungen die sichersten Merkmale, die dem Reisenden schon aus ziemlicher Entfernung das Vorhandensein eines Flusses verrathen, auch wenn man denselben in seinem Versteck nicht sieht.

Wie man sieht, fehlt es mithin auch nicht ganz an Abwechslung sowohl für das Auge wie für das Ohr. — Der Ruf des Kuckucks erschallt in dieser Ewigkeit des Raumes freilich nicht, und auch kein Upup ruft uns seinen Namen von dem Wiesenteppich entgegen, denn beide Frühlingskünder sind nur Bewohner des Hochwaldes; ja selbst die aufsteigende Sängerin der Wolken — unsre Lerche — ist eine unbekannte Erscheinung, aber Roß-, Rinder- und Schafherden sind über den himmelweiten Ocean zerstreut. Fuchsrothe Murmelthiere

treiben in ganzen Rudeln ihr munteres Spiel und wieselartige flinke Gußlides zu Hunderttausenden bethätigen ihren Uebermuth in haushohen Sprüngen und schwingen sich fangballartig durch die Luft — häufig dem Wanderer zu Fuß über den Kopf oder dem Reisenden zu Roß oder Wagen über das Verdeck des Gefährts.

Nicht selten treten auch an den Flüssen baumartig entwickelte Rüstern (Ulmen), Weidenbäume und Zuckerahorn auf, aber weit überwiegend sind doch die strauchartigen Gehölze, unter denen sich sehr viele Arten befinden, die wir auch in unsern Gärten und Parks als Ziersträucher anzupflanzen pflegen. Besonders stark vertreten findet sich der Bohnenstrauch (Robinia Caragana) vor, der im Frühjahr mit seinen goldgelben Blumenrispen außerordentlich zum Schmuck der Ufergelände beiträgt und überall massenhaft angesiedelt ist. Es ist wohl überhaupt die Gehölzart, die am meisten vorkommt und der Steppe charakteristisch angehört.

Wohl beinahe ebenso häufig findet sich das Geißblatt (Lonicera tartarica) in roth und weiß vor, das ebenfalls den Flußläufen folgt, seltener in der freien Steppe auftritt und namentlich im Frühling die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, wo es sehr angenehm berührt, weil es am frühesten austreibt und durch sein erfrischendes, zartes Blättergrün auffällt. Ein anderer Vorzug ist sein Blumenschmuck und etwas später — im Sommer — die Fülle von glänzendrothen Beerenfrüchten, von welchen gewöhnlich der Busch beladen ist. Für die Steppenbewohner kommt noch die Annehmlichkeit hinzu, daß sie die Beeren ohne Nachtheil genießen, während sie bei uns für stark giftig gelten.

Dasselbe gilt von der Traubenkirsche (Prunus padus), die an Menge den vorigen beiden Straucharten kaum nachsteht. Sie wird vielfach mit dem Faulbaum (Rhamnus Frangula) verwechselt, obschon beide Gehölzarten nicht die entfernteste Aehnlichkeit miteinander haben und ganz verschiedene Gesträuche sind, die nur dann verwechselt werden können, wenn man weder die eine noch die andere Art kennt. Trotzdem wird die Rinde der Traubenkirsche sehr häufig anstatt der des Faulbaums gesammelt und gegen verschiedene Leiden zum Thee benutzt. In unsern Gärten und Parks nimmt der Busch mit Recht eine hervorragende Stelle ein, da er im Frühling mit seinen weißen Blumentrauben wie mit Schnee überschüttet aussieht und eine herzerfreuende Erscheinung bildet, während sein Blüthenduft weniger angenehm ist. Aber auch in der Steppe, wo er in der Wildniß nicht zur vollen Geltung gelangt, ist der Busch eine überaus anmuthige Augenweide und von den Hirtenvölkern wegen seiner schwarzen Beerentrauben hochgeschätzt, was in dem obstarmen Lande leicht begreiflich ist.

In diese Gruppe der Steppengehölze gehört auch der wilde Schneeball (Viburnum communis), der zwar nicht ganz so häufig vertreten ist, aber immerhin doch zu den am meisten vorkommenden Gehölzen gehört. Da seine leuchtendrothen Fruchtdolden im Herbst eine Zierde der Landschaft bilden und von der Bevölkerung ebenso leidenschaftlich gern genossen werden, so gehört der Strauch zu den von Menschen und Thieren gleich sehr beliebten und nachgestellten Gehölzen.

Außer diesen durch — beinahe lästige — Menge vorhandenen Gebüschen blieben vielleicht noch die schwarze Johannisbeere (Ribes nigor), sowie auch Ribes aureum und die Himbeere (Rubus idaeus) oder weniger zahlreich der japanische Pfeifenstrauch (Corchorus japonicus), auch Kerria oder arrakanischer Hanf genannt, zu erwähnen übrig; indeß sind dies doch nur Straucharten, die mehr als Coulissen- oder Randgehölze auftreten und nur bisweilen als kompaktere geschlossene Gestrüppmassen in der Nähe der Waldsäume angetroffen werden, dann auch mit perennirenden Blumenstauden untermischt sind. — Namentlich sind es unter den letzteren die Glockenblume (Aquilegia), die Maiblume (Convallaria majalis), verschiedene Farnkräuter und Wicken (Lathyrus), und besonders die Flammenblume oder Brennende Liebe (Lychnis chalcedonica) mit ihren weithin leuchtenden Blumendolden, die dem Blumenfreund wie dem Botaniker auffallen und lebhaft interessiren.

Wie aber schon oben angedeutet, kann man alle diese Gehölze doch weniger als Steppengehölze bezeichnen, da sie getrennt von den Laubwäldern oder entfernter von den Flüssen in der freien Steppe als selbständige und isolirte Wildnisse nicht angesiedelt sind.

Als solche — lediglich der Steppe eigenthümliche Gebüschformen — können nur zwei, allenfalls drei Gehölzarten angeführt werden. Es sind folgende: 1. die Mandelsträuche (Amygdalus nana), 2. die Steppenzwergkirsche (Prunus stippa) und 3. die bereits genannte Kerria oder Corchorus japonicus. Typisch sind aber nur die ersteren beiden und unter diesen wieder die bald dichter, bald dünner gestreute, aber allerwärts in der weiten Ebene massenhaft vorhandene Amygdalus. Häufig zu liliputanischen Wäldchen zusammengedrängt, werden sich die letzteren dem Gedächtniß eines jeden Steppenbesuchers unvergeßlich einprägen. — Sie gehören zu den lästigsten Gestrüppen der Weideflächen, weil sie den Graswuchs hindern und selbst von den im Frühjahr angezündeten Steppenbränden nicht auszurotten sind. — Das Feuer scheint vielmehr jedesmal ihrem Gedeihen nur förderlicher zu sein, denn wenn auch die Wäldchen durch die Verbrennung einer großen Menge von Stengeln wesentlich gelichtet werden, so treiben doch die nicht verbrannten Stengel oder die im Boden unversehrt zurückgebliebenen Wurzelausläufer desto üppiger wieder aus und die Wäldchen erscheinen nach einer jedesmaligen Einäscherung nur um so verjüngter und schöner und gewähren einen reizenden Anblick.

Wenn im Frühjahr nach dem Brande die Steppe ihr Jugendkleid angezogen und während des verschwindend kurzen Lenzes im ganzen Zauber ihres frischen jungen Grasschmuckes daliegt, nehmen sich auch diese zwerghaften Mandelwäldchen entzückend aus. — Von Rosablüthen überschüttet, möchte man glauben, kleine Wölkchen, aus Morgenröthe gewoben, vor sich zu sehen, die sich auf die junge Wiesenmatte herabgelassen haben. Besonders aus der Ferne gesehen und wenn ein Wind die Wäldchen bewegt, ist diese Täuschung um so natürlicher, weil der Farbenspiegel fortwährend hin- und herwehl und in seiner Zerrissenheit bald in größeren bald in kleineren Konturen mit geschwungenen Linien — niemals in gleichmäßigen Formen — auftritt und sich, soweit das Auge reicht, über die Ebene bis an den Horizont ausbreitet. Dazwischen blühen Orchis und Ranunkeln, an den Rändern der Dickichte und den Geländen der Hügelketten auch duftige Veilchen, wilde Hyacinthen, Tulpen und Anemonen, oder noch andere blühende Knollen- und Zwiebelgewächse mit wohlriechenden Grasnelken, Sedums u. s. w. untermischt, während an den Sümpfen und Gewässern noch Tussilago und Sumpffarnen wuchern.

In einem wunderbaren Gegensatz zu den Mandelwäldchen stehen die Gestrüppwildnisse der Steppenzwergkirsche. Beinahe möchte man auf den Gedanken gerathen, daß die Natur diese Kontraste nicht zufällig

nebeneinander gelegt habe, um dadurch die Wirkung zu verstärken. Die Wäldchen der Steppenzwergkirsche erinnern an unsre Schlehdorndickichte, sind nicht so umfangreich und zerstreut wie die der Mandelwäldchen, aber 3—4 Fuß hoch und bilden ein undurchdringliches Gewirr, in welchem der Steppenwolf einen bequemen Unterschlupf findet. Mit den Mandelbüschen zugleich blühend und vollständig von einem *weißen* Blüthenschnee bedeckt, hebt sich das reine leuchtende Weiß derselben von den rosigen Mandelblüthen ungemein wirkungsvoll ab, so daß sie sich wie riesige Blumenkörbe oder Schalen ausnehmen, die man zur Abwechslung mit Roth in die Steppe gestellt hat.

Auch diese Gruppen oder Wildnisse sind häufig von noch anderen blühenden Staudengewächsen umrändert. Neben der blendenden Blumenfackel der Brennenden Liebe oder Lychnis finden wir vielfach den nicht weniger wirkungsvollen himmelblauen Rittersporn (Delphinium) oder die canadische Goldruthe (Solidago canadensis), den giftigen Fingerhut (Digitalis), die Glockenblume (Campanula), den Nachtschatten (Solanum), den Aglei (Aquilegia) und viele andere bekannte und weniger bekannte kraut- und lauchartige oder kriechende Gewächse, darunter auch eine — an unsre Juniperus sabina erinnernde Pflanze, die sich wie eine Konifere ausnimmt.

Ohne den Schmuck dieser Mandel- und Zwergkirschenwäldchen wäre die Frühlingssteppe ihres wesentlichsten Reizes beraubt, so daß man sich dieselbe ohne diese Zierden gar nicht recht denken könnte. Aber auch von der dekorativen Seite ganz abgesehen, tragen diese Liliputwäldchen sehr erheblich dazu bei, in die Monotonie der Steppe eine anmuthige Abwechselung zu bringen.

Ein Nutzen ist zwar aus beiden nicht zu erzielen, denn die Früchte der Kirschenwildnisse — wenn sie auch trotz des bitteren und saueren Geschmacks für die Steppenbewohner eine Delikatesse bilden — sind doch im allgemeinen so wenig als ein Nutzertrag in Betracht zu ziehen, daß man von einem Gewinn nicht gut reden kann. Fast noch weniger können aber diese Gestrüppe als Brennmaterial in Rechnung kommen, obschon sie in dem holzarmen Lande, wo Stroh und Dünger zum Brennen benutzt werden, trotz des geringen Heizwerthes mitunter recht mühsam eingesammelt und zur Feuerung verwandt werden.

Aber darauf kommt es hier nicht so sehr an, sondern die Hauptsache war, zu zeigen, daß die Steppe keineswegs von allen Gehölzen entblößt ist, und daß sie ebenso gut Hochwälder von üppigstem Wachsthum wie Mandelwäldchen und Zwergkirschenwildnisse trägt. Es bedarf nur einer geringen Nachhülfe, um die herrlichsten Naturtempel erstehen zu sehen, und in vielleicht nicht zu ferner Zeit werden künftige Generationen dort dem Geflüster der Sylphen und Föhrenwipfel lauschen, wo jetzt die Steppenhirten und Tagediebe sich an dem Blumenflor der erwähnten Wildnisse ergötzen.

Daß es aber noch nicht dahin gekommen ist, und die Steppe sich auf die mitwirkende Menschenhand verlassen zu haben scheint, mag an Ursachen liegen, die ohne Zweifel recht einfacher Art sein mögen, wie das in manchen anderen Dingen schon der Fall war, über deren Erklärung man später lächelte, nachdem man sich lange genug den Kopf über sie zerbrochen hatte.

Paul de Saint-Victors „Die beiden Masken".

Von *Albert Geiger* (Karlsruhe i. B.).

III. (Schluß.)

Mit der Besprechung des *französischen Theaters*, die von den Anfängen bis zu Beaumarchais reicht, betritt Saint-Victor wieder ein Gebiet, auf dem er sich heimischer fühlt. In sehr farbiger Weise — an den Mangel einer eigentlichen Verknüpfung müssen wir uns aber auch hier gewöhnen — eröffnet er sein Thema mit espritvollen Darstellungen des *altfranzösischen Theaters* und seiner Geburt in der Kirche; des Theaters im 16. Jahrhundert: *Jodelles* mit seinen ersten Gehversuchen des klassisch-französischen Dramas, *Lariveys*, „des Vorgängers Molière's".... *Tabarin* und die Tabarinaden, die „*Posse vom Meister Pierre Pathelin*", um das Wichtigste herauszuheben, geben ihm fernerhin Gelegenheit, sehr interessante Streiflichter auf das Frankreich des 15. Jahrhunderts zu werfen; den „Maistre Pierre Pathelin" nennt er „ein Meisterwerk untergeordneter Gattung ..." (III, S. 228.) Unvermuthet, wie von den lärmenden Straßen Paris' in einen kühlen, frostigen Tempel eintretend, sind wir dann bei *Pierre Corneille*.[1])

Saint-Victor gibt in der Einleitung zu diesem Kapitel eine Parallele zwischen dem spanischen Cid, der „das ideale Spanien, Spanien in des Lebens vornehmsten Stil darstellt", und dem Cid, welchen Corneille dem spanischen Nationalhelden nachgeschaffen hat. Diese glänzend durchgeführte Vergleichung läßt uns ahnen, wie ungleich mehr Saint-Victor aus seinem Buche hätte machen können. ... Was Saint-Victor zunächst konstatirt, ist *das Schwinden jeglichen Milieus* in dem Corneille'schen „Cid". Er hätte diese Orts- und Zeitlosigkeit für die ganze klassische französische Tragödie feststellen dürfen! Nur zuweilen bei Racine, in seiner „Athalia" spürt man den Hauch der Zeit, fühlt man sich gefesselt van etwas, das man Milieu aber Lokalkolorit nennen dürfte. ... Aber hören wir einen Augenblick, wie Saint-Victor diesen Mangel in unsern Augen zu einem idealen Vorzug zu stempeln weiß. Er sagt vom Cid: „In der That ist das Verwischen des Ortes und der Umstände vollständig im „Cid". Der Hintergrund Spaniens, der fast afrikanisch ist, und von welchem der Urheld sich abhebt, verschwindet *in einem Neutralton*. Keine lokale Einzelheit, kein Relief der Sitten und der eingeborenen Besonderheiten. Die Tragödie geht aus der Straße in den Palast über und in der Ximene Haus, ahne daß man auch nur für einen Augenblick gewahr wird, daß sie den Rahmen und den Ort gewechselt. Man ersteigt *den reinen Gedanken*, man erklimmt moralische, schroffe, steile Höhen, wie jene Pyrenäengipfel, wo alle Vegetation aufhört. Hier kämpfen Seelen, hier kreuzen sich Schwerter; man ringt in den Wolken. Aber diese Abstraktion, die übrigens dem französischen Geiste der Zeit entspricht, hat auch ihre eigenthümliche Schönheit. Auf einer gewissen Höhe gehört das Erhabene keiner Zeit und keinem Lande an." (III, S. 261.) Dem gegenüber ist zu erwidern, daß es ein einzigesmal in der neueren Literatur einem Genius gelungen ist, ein Drama ohne spezifische Färbung zur Vollendung emporzuheben: Goethe in „Iphigenie";

[1]) Bei einer vollständigen Durcharbeitung des Werkes hätte hier auch *Thomas Corneille* berührt werden müssen.

dazu waren aber zwei Dinge nöthig, welche weder Corneille noch Racine besaßen: ein unendlicher Reichthum der Gedanken und jene Innigkeit, jener Seelenton, der das Ganze durchzittert wie die Saiten einer wunderbar gefühlvollen Lyrik. . . . Und dennoch empfand auch er das Fehlen des bestimmten Kolorits, als er das Wort „verteufelt human“ aussprach. . . . Was ferner van Saint-Victor über den Ehrbegriff im „Cid“ gesagt wird: „Die Ehre vertritt hier die Stelle des unerbittlichen Schicksals der Alten —“ (III. S. 266), das werden wir schwerlich ganz unterschreiben können. Das Fatum in Oedipus und die galante Spitzfindigkeit der Ehre in „Cid“! Das ist wie ein Alpengebirge in Wirklichkeit und eines in Pappendeckel. . . . Uebrigens muß selbst Saint-Victor zugeben, daß „man, wenn man Corneille durchwandert, nur an den Gipfeln stehen bleiben darf“ (III. S. 264) und ein anderesmal nennt er Corneille „das abstrakteste aller Genies“. (III. S. 279.) Aber kann man sich ein abstraktes Genie denken? Wir werden uns kaum mit Saint-Victor über diesen Punkt verständigen!... Die bahnbrechende Wirkung, welche „Cid“ in der Entwicklung der französischen klassischen Tragödie ausgeübt hat, schildert Saint-Victor folgendermaßen: „Er hat bei uns das große Thealer geschaffen, die Sprache veredelt und neu gestählt, die dramatische Dichtkunst in eine vornehme Bahn gelenkt. Hinter dem „Cid“ kammt das ganze Heer der Fürsten, der Krieger, der tragischen Liebhaber vorbei, welche unsre Bühne ausgezeichnel haben, hinter Ximene zieht der ganze Chor der stolzen und rührenden Heldinnen einher, die sie verschänt haben. Unser Theater, so darf man sagen, ist ihre Nachkommenschaft.“ (III. S. 271.) Diese Worte bedürfen keines Kommentars. Sie sprechen deullicher als Bände Vorzüge und Fehler des französischen Theaters, d. h. seiner Tragödie bis herab zu Victor Hugo, aus. . . . „Cinna“, „Polyeucte“ und „Le menteur“ möchte ich übergehen, um meine Verwunderung darüber auszudrücken, daß sich Sainl-Victor sa lange bei der Ballet-Tragödie „Psyché“ aufgehalten hat. Dieses frostige Machwerk entsprang einer Bestellung, welche Molière von Ludwig XIV. erhalten hatte. Er entwarf den Plan, schrieb einen Theil des Stückes und ließ es dann von Corneille vollenden, während die eingelegten Lieder von Quinault herrührten. . . . Doch gibt die „Psyché“ Saint-Victor Stoff für eine poetische Abhandlung über die Amor- und Psyche-Mythe. . . . Eine merkwürdige Verwechselung findet sich bei dieser Gelegenheit auf S. 300. Hier behauplet Saint-Victor: „Corneille liebte Fräulein Molière, welche die Ralle der Psyche spielte. . . .“ Diese Rolle gab jedoch Armande Molière, die Gattin Molière's, eine Tochler Madeleine Béjarts, einer ehemaligen Geliebten des Komödiendichters. Wie wir hier zu „Fräulein“ Molière kommen, ist nichl ersichtlich. . . .[2])

Wenn wir oben saglen, es fehle in der klassischen französischen Tragädie Corneille's und Racine's an der spezifischen Färbung, so müssen wir für Racine unsre Worte dahin modifiziren, daß es der Geist, die Luft und das Wesen des Versailler Hofes sind, welche seine Helden und Heldinnen erfüllen und umgeben. Racine hat es nie außer acht gelassen, daß seine Tragädien bei Hafe gegeben wurden. „Ob Racine in Rom, in Aulis, in Jerusalem sich befindet, in Wirklichkeit ist er doch immer nur in Versailles. Unler dem Himmel von Griechenland und Judäa besingt er nur die Größe, die Prachl und Leidenschaften des Königshauses. Das stolze und liebende Herz einer la Vallière und einer Montespan schlägt unter dem Marmor der antiken Statuen, welche er Ludwig XIV. als verschleierte Allegorien seiner Eroberungen und seiner Liebschaften vorführt. .. Die Beredsamkeil thront in dieser Dichtung, die Schicklichkeil beherrscht sie; anstößige Einzelheiten, gemeine Handlungen, Aergernisse und die Handlungen des sich selbst überlassenen Instinkts sind sorgfältig daraus entfernt, wie der Pöbel aus einem Königspalast. Man suche bei Anderen die Blitze der enlfessellen Phantasie, die kühnen und überraschenden Bilder, das Gebrüll der zwanglasen Natur und der rasenden Begierde. Racine gehört die zarte Feinheil, die glatte Anständigkeit, welche ihre Schleier über die sittlichen und körperlichen Nacktheilen breitet, die zaubertrankähnlich niederträufelnde Ueberredung, die einschmeichelnde Andeutung. . . .“ (III. S. 358.) Von diesem Standpunkt aus analysirt Saint-Victor die Racine'schen Tragödien, und man darf wohl sagen, daß hier der Stil des Darstellenden mit seinem Objekt eins wird, so feierlich-vornehm, so zart und delikat ist die ganze Schilderung gegeben. Meisterstücke sind die Untersuchungen über „Phädra“, „Esther“ und „Athalia“. Wir folgen hier dem Verfasser, angenehm umschmeichelt von seinen Bildern, seinen brillant stilisirten Perioden, der Harmonie seines Vortrags. . . . Daß Racine die Gabe der scharfen Charakterisirung versagt war, thut Saint-Victor selbst dar, indem er „Britannicus“ besprichl. Für den Nero und das Rom jener Zeit, das ganze Milieu dieses großen Babylon, sei eine Feder wie die Shakespeare's näthig. Er begeht indessen einen Trugschluß, wenn er hier eine scharfe Trennung zwischen Tragödie und Drama macht (III. S. 342, 343), und deßhalb, weil die klassische französische Tragödie solche Stoffe nicht behandeln kann, nun folgert, daß die Tragödie überhaupl „die verderbten Umgebungen“ ebenso fliehen müsse wie „die neuere Zeit“. Die Tragödie, meinl er, „soll ein Tempel sein, der sich nur auf den Höhen erheben darf. Sie stimmt zu den heiligen Epachen, zu den heroischen Zeitaltern, zu den unbestimmten Fernen, zu den durch die Sage oder die Entfernung idealisirten Personen“. Dieser Ausspruch würde dem konservativsten französischen Akademiker von ehemals Ehre machen. Man begreift hier aufs neue, warum Saint-Victor mit Shakespeare nicht zu Streich kommt. . . .

Mehr als bei Corneille und Racine, welche ziemlich aus einem Gusse gearbeitet sind, vermissen wir bei Molière ein einheilliches Herausarbeiten des dichterischen Profils, mit genauer Bezugnahme auf sein Leben und seine Zeit. Von den beiden Molière-Kapiteln kann man nur sagen, daß der Tod dem Verfasser die Bausteine dazu aus der Hand genommen hat. Man könnte sich sonst kaum erklären, wie Sainl-Victor so wichlige Stücke, wie die „Précieuses ridicules“ und gar den „Tartuffe“ mil Stillschweigen übergehen hätte können; Stücke, welche wahre Lebensmarksteine für Molière bildeten. Daß Saint-Victor varhatte, wenigstens das Milieu der Molière'schen Komödien zu geben, das zeigen die Ausführungen über Ludwig XIV. bei Besprechung des „Amphytrian“ und die scharfe, nur etwas langalhmige Kritik, welche er im Anschluß an „Monsieur de Pourceaugnac“ und den „Malade imaginaire“ an den Aerzlen der damaligen Zeit ausübl. Sehr vermißt man bei der „Besprechung“ des vielkommentirten „Misan-

[2]) Falls nicht ein Mißverständniß der Uebersetzung vorliegt. Man naunte auch verheirathete Schauspielerinnen „mademoiselle“.

thrope" die Beziehungen zu des „Dichters Leben", welche zum mindesten für den Leser das Interesse an dieser Dichtung durch eine starke persönliche Note vermehren würden und überhaupt für das Verständniß der ganzen Seelenstimmung dieses ernstesten aller Molière'schen Werke unentbehrlich sind. In der im ganzen interessanten Besprechung des Molière'schen „Don Juan" fand ich eine Stelle, welche Saint-Victors Auffassung beinahe äußerlich erscheinen läßt. Zunächst ist zu wenig damit gesagt, wenn man, wie es Saint-Victor thut, die Tartüfferie des Molière'schen Don Juan hervorhebt. Die Bedeutung dieser Figur ist eine weitergreifende. Sie trägt ein Doppelgesicht. Mit dem einen Antlitz schaut sie noch in die Sage zurück, ist sie noch der Don Juan des Tirso de Molina. Mit dem anderen, dem des Atheisten, des Voltairianers, schaut sie ins Jahrhundert der Aufklärung hinüber, ist sie mitten im vollen Glanz des französischen Königthums eine prophetische Maske, welche den bevorstehenden Umsturz verkündet. Saint-Victor, der dieses wesentliche Element unberücksichtigt läßt, citirt die beißend ironische Scene, in welcher Don Juan einem frommen Bettler ein Goldstück verspricht, wenn er einmal fluchen wolle. Aber der Bettler will lieber das Goldstück nicht nehmen, um seiner Seele keinen Schaden zuzufügen. „Welch zugleich philosophische und dramatische Gruppe!" ruft Saint-Victor aus. Und in erhabenen Worten feiert er „den moralischen Sieg". (III. S. 411.) Wahrlich, das heißt Molière zu hoch und zu niedrig einschätzen! Er wollte durchaus der Bühne keinen moralischen Sieg verschaffen; er wollte aber ebensowenig nur eine wirkungsvolle „Gruppe" zusammenstellen. Ich will einige Sätze dieser Scene hiehersetzen:

Don Juan: Was treibst du denn hier unter den Bäumen?

Der Arme: Ich flehe den ganzen Tag zum Himmel, er möge die guten Menschen segnen, die mir etwas schenken.

Don Juan: Nun, da kann dir's ja nicht anders als gut gehen!

Der Arme: Nein, Herr, ich bin in der größten Noth.

Don Juan: Du scherzest; einem Menschen, der den ganzen Tag betet, muß es ja doch gut gehen.

Der Arme: Ich versichere euch, Herr, daß ich zu allermeist kein Stück Brot unter die Zähne kriege.

Don Juan: Das ist aber sonderbar! Da wirst du für deine Mühe schlecht belohnt ... Sieh', dieser Louisd'or ist sofort dein, wenn du einen kräftigen Fluch thun willst ...

Schließlich gibt ihm Don Juan den Louisd'or aus „Menschenliebe", pour l'amour de l'humanité. — Sieht diese furchtbare und ironische Parodie des Gottesglaubens einer „Gruppe" oder der Verherrlichung eines „moralischen Sieges" gleich? — An der Besprechung des „Malade imaginaire" habe ich die Gründlichkeit schon hervorgehoben. Allein den Widerwillen Saint-Victors wider diese Komödie, die Molière den Tod bringen sollte, begreife ich nicht. Es ist, als wolle man Villon verabscheuen, weil er, zum Tode verurtheilt, sich selbst am Galgen hängend schildert, vom Regen gepeitscht und vom Winde geschaukelt. Aehnlich ist der Humor, mit welchem der selbst todkranke Molière die Beklemmungen des eingebildeten Kranken schildert. Ganz unbegreiflich wird Saint-Victor, wenn er Bossuets pfäffische Worte über den Tod Molière's in der Rolle des Argan: ... So flog er aus den Theaterscherzen, unter welchen er verschied, geradewegs zum Richterstuhle dessen, der sagt: „Wehe euch, die ihr lacht, denn ihr werdet weinen" —, wenn Saint-Victor diese haßerfüllte Tirade noch unterstreicht, indem er sich zu folgendem Bilde hinreißen läßt: „Bei diesem Schrei, der noch zwischen den Noten des Stückes hindurchtönt, meint man den Dichter, mit seinem Possengewande angethan, plötzlich vom Sessel des Argan vor den Christus des Michelangelo versetzt zu sehen, der in den Wolken donnert und blitzt...." (III. S. 464.) Ist das noch Paul de Saint-Victor, der uns Aristophanes noch in der äußersten Zügellosigkeit so liebevoll nahezurücken wußte? Und wo bleibt hier das Verständniß des Franzosen für jenen höchsten Grad der G a u l o i s e r i e, der einen Villon angesichts des Galgen schlechte Witze machen und einen Molière, den Tod in den Zügen, die Aerzte verspotten läßt ...?

...Ich bin zu Ende. Die folgenden Kapitel: D a n c o u r t, R e g n a r d, L e s a g e, — C r é b i l l o n, M a r i v a u x, P i r o n, — D'A l l a i n v a l, F a v a r t, D i d e r o t, S e d a i n e, — halten sich auf gleichmäßiger Höhe und geben beachtenswerthe Ausblicke auf die Gesellschaft. Nur B e a u m a r c h a i s ist zum Schlusse in seiner historischen Bedeutung nicht scharf genug gefaßt. Die Seitenhiebe auf das b ü r g e r l i c h e D r a m a, welche Saint-Victor austheilt, lassen die Hinneigung dieses Aesthetikers zur modernen Entwicklung gering erscheinen.

Fassen wir alles in allem: Eine schöne Seele, ein großer Geist lebt in Saint-Victors „Die beiden Masken". Alle seine bedeutenden Gaben konnten sich rein und voll ausleben im griechischen Drama und haben hier ein bewunderungswürdiges Werk geschaffen. Mit der neuen Zeit in Berührung gebracht, verliert Saint-Victor oft seine Objektivität. Er weiß auch hier seinem Thema glänzende Seiten abzugewinnen, aber zuweilen geht es seinem etwas konservativen Geist wie dem Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena": „Ich verstehe die Welt nicht mehr."

Mittheilungen und Nachrichten.

F r e s k e n. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1901. — Heinrich Vierordt hat sich durch seine Leistungen längst ein Anrecht darauf erworben, daß sein Name da, wo von unsern vornehmen Formkünstlern die Rede ist, mitgezählt wird. Er hat mit den Jahren mehr und mehr den Uebergang von der Gefühlslyrik zu den episch-didaktischen Gattungen vollzogen. In seinem neuesten, „Fresken" betiteltem Gedichtbuch ist die letztere Richtung besonders scharf ausgeprägt. Er kann dafür große Vorzüge einsetzen: vollkommen sichere Beherrschung der Technik, Wohllaut der Rhythmik, sorgsam gewählte und edle Ausdrucksweise, reife Auffassung von Kunst und Leben, bedeutenden Ideengehalt und gefestetes sittliches Empfinden, das sich gern in pathetischer Betonung der Kontraste im Menschendasein äußert. Die warme Sinnlichkeit, die frische Naivetät muß dabei zurücktreten. Die unmittelbaren Gefühlstöne sind in kunstvoll abgewogene Stimmungseffekte umgesetzt. Unsre literarische Kritik pflegt Vergleiche aus dem Gebiete der bildenden Künste bis zum Ueberdruß heranzuziehen: bei Vierordt aber haben sie volle Berechtigung. Was er bietet, ist mehr Beschreibung als Erzählung, mehr festgehaltener Zustand als fortschreitende Handlung. In Stücken wie „Bauerntanz auf Amrum" und „Abendmahl in Büsum" glaubt man feine Genrebildchen vor sich zu sehen. Andere wiederum machen in ihrer ruhigen und bewegungslosen Schönheit den Eindruck, als ob sie aus Stein herausgearbeitet wären und erinnern an edle Werke der Plastik. Daß sich Vierordt selbst der besonderen Artung seiner Poesie bewußt ist, geht schon aus dem Titel „Fresken" hervor, den er für sein neuestes Buch ausgesucht hat. Durch reiche Lebenserfahrung, viel-

seitige Kenntnisse, weite Reisen hat er — im Einklang mit **der Buntheit der Formen — große Mannichfaltigkeit der Stoffe gewonnen,** die er den verschiedensten Zeitaltern und Ländern entnimmt. Meist behandelt er reale Gegenstände aus der Geschichte oder dem Leben der Gegenwart. Besonders glücklich ist er auf dem zuletzt genannten Gebiete, wo er mitunter auch zu Zeit- und Streitfragen Stellung nimmt, so in „Auf ein Weib, das säte" gegen die Frauenemanzipation, in „**Der rothe Leichnam**", dem einzigen humoristisch gefärbten Gedicht der Sammlung, gegen das Rauchen. Manchmal versetzt er uns auch in die Welt des Wunderbaren und läßt geheimnißvolle Töne aus anderen Sphären in seine Poesie hineinklingen, hauptsächlich in der längeren Dichtung „Die Rose", die als werthvollste Perle in dem besprochenen Buche zu bezeichnen ist. Rudolf Krauß.

* **Der Große Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II,** beginnt nach Herausgabe der den Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg darstellenden Theile seines Geschichtswerkes „Die Kriege Friedrichs des Großen" nunmehr mit der Veröffentlichung der ersten Bände des Werkes „Der Siebenjährige Krieg" im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin. Es werden im Laufe der nächsten zwei Jahre die Feldzüge der Jahre 1756 und 1757 in folgender Eintheilung dargestellt werden: Band I, Pirna und Lobositz, enthaltend die Einleitung und die Kriegsereignisse des Jahres 1756. Band II, Prag, enthaltend die Ereignisse in Böhmen bis nach der Schlacht bei Prag. Band III, Kolin, enthaltend die Ereignisse in Böhmen bis zum Abmarsch des Königs nach Thüringen. Band IV, Breslau, enthaltend die Ereignisse in Ostpreußen (Groß-Jägersdorf), an der Weser (Hastenbeck) und den Feldzug des Herzogs von Bevern in Schlesien. Band V, Roßbach, enthaltend den Feldzug des Königs in Thüringen. Band VI, Leuthen, enthaltend den Herbstfeldzug des Königs in Schlesien und die letzten Ereignisse auf den Nebenkriegsschauplätzen. In etwa vier bis sechs weiteren, die Kriegsjahre 1758 bis 1762 umfassenden Bänden wird das ganze Werk abgeschlossen sein. — Ferner werden von der gleichen Abtheilung des Großen Generalstabes in einer Reihe von Heften mäßigen Umfanges „Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres" zur Veröffentlichung gelangen. Diesen liegen die im Kriegsarchive des Großen Generalstabes befindlichen Dokumente sowie Studien in zahlreichen andren Archiven zugrunde; sie behandeln mannichfache kriegerische Ereignisse, organisatorische Wandlungen und innere Zustände der alten Preußischen Armee, die kennen zu lernen auch heute noch von Werth ist, weil aus ihnen sich Geist und Stoff des heutigen Heeres folgerecht entwickelt haben. Vorläufig sind für die Veröffentlichung in Aussicht genommen: 1. Die Anfänge des Brandenburgisch-Preußischen Heeres, zunächst bis zum Jahre 1655. 2. Tagebücher des Sekond-Leutnants von Scheelen vom 1. Bataillon Garde aus den Jahren 1750 bis 1755. 3. Briefe Preußischer Soldaten über den Feldzug in Böhmen 1756, die Schlacht bei Lobositz und über die Schlacht bei Prag. 4. Kritische Untersuchung betreffend das Gaudi'sche Journal über den Siebenjährigen Krieg zunächst für die Jahre 1756 und 1757. 5. Aufzeichnungen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, die Jahre 1756 und 1757 umfassend. Jedes Heft wird einen selbständigen, in sich abgeschlossenen Inhalt haben. Im Laufe eines Jahres werden durchschnittlich zwei, im ersten Jahre drei Hefte ausgegeben werden. Diese „Beiträge und Forschungen" werden ebenfalls im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinen.

* Die glänzende Laufbahn des Schiffsleutnants Viaud in der Literatur hat nicht wenige Kameraden verlockt, nach dem Muster Pierre Loti's exotische Romane zu schreiben. Von den Meisten wurde wenig gesprochen, und bald gaben sie den literarischen Ehrgeiz auf. Zu den Ausdauernden gehört G. de Reaulin, der schon zum drittenmal mit einem Roman hervortritt, und außerdem geographische Beschreibungen geliefert hat. In „Owanga" und „Suzy" war die Nachahmung Loti's noch sehr auffällig. „Ranqueux" dagegen, der soeben bei Fasquelle erschienene Roman „maritimer Sitten", kann auf Originalität Anspruch erheben und ist ein hervorragendes Charakter- und Sittenbild. Auf die barbarische Weiblichkeit hat der Verfasser hier ganz verzichtet und sich auf das Leben an Bord eines französischen Kriegsschiffes beschränkt. Mit unerbittlicher Schärfe zeichnet er einen Konflikt zwischen den zu engstem Zusammenleben genöthigten Offizieren der in den Gewässern von Madagascar kreuzenden „Sentinelle". Ranqueux, der Titelheld, ist ein ehrgeiziger Leutnant, der die Schwäche des kränklichen Kapitäns ausnützt, um die Herrschaft an sich zu reißen. Er läßt die anderen Offiziere von den Matrosen ausspioniren und stellt ihnen Fallen mit Hülfe des komplizirten Reglements, das er allein beherrscht. Dazu kommt noch der Gegensatz, daß Ranqueux trotz seines blonden Schnurrbarts Mulatte ist und deßwegen von den Kameraden als Eindringling behandelt wird. So wird das Leben an Bord Allen zur Hölle, bis sich Ranqueux die Gelbsucht anärgert und daran zugrunde geht. Vielleicht hätte sich der Verfasser etwas mehr über den Gesichtskreis des Marineoffiziers aus gutem Hause erheben und dem von ihm so ungünstig geschilderten Mulatten etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen können, aber als realistisches Bild der Wirklichkeit läßt sein Roman nichts zu wünschen übrig.

* **München.** Auf den an der hiesigen Universität neu errichteten Lehrstuhl für alte Geschichte wurde Prof. Dr. Robert Pöhlmann in Erlangen berufen.

* **Tübingen.** Der ordentliche Professor Dr. Friedrich v. Thudichum an der juristischen Fakultät der hiesigen Hochschule ist nach fast 40jähriger Lehrthätigkeit hierselbst in den Ruhestand getreten.

* **Stuttgart.** Hier starb der Obermedizinalrath Dr. Paul v. Sick, langjähriger Hospitalarzt und Mitglied des Medizinalkollegiums.

* **Straßburg.** Wie in hiesigen Universitätskreisen verlautet, ist zum Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Physiologen Goltz dessen Assistent und gegenwärtiger Stellvertreter, der außerordentliche Professor Dr. J. R. Ewald, ausersehen.

* **Berlin.** Dr. Heinrich Kraeger, der frühere Privatdozent für Literatur-Geschichte an den beiden Hochschulen in Zürich, ist als Lector des Deutschen für Ausländer an die hiesige Universität berufen worden.

* **Aus Oesterreich.** In Wien ist am Sonntag der Sprach- und Literarhistoriker Prof. Dr. Karl J. Schröer im Alter von 75 Jahren gestorben. Weniger bekannt, obwohl nicht weniger verdient durch seine Dialektforschungen in Oesterreich-Ungarn, besonders durch ein Wörterbuch und eine „Darstellung der deutschen Mundart im ungarischen Bergland" (1858 und 1864), sowie ein Wörterbuch der Mundart von Gottschee (1870), ist er seit der Mitte der 70er Jahre mit Erfolg als Literarhistoriker thätig gewesen, als welcher er seit 1865 an der Wiener technischen Hochschule gewirkt und sich in weiteren Kreisen durch eine Geschichte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts (1875), sowie namentlich durch seinen Faust-Kommentar einen Namen gemacht hat. Ueberhaupt kam seine Thätigkeit besonders der Erforschung Goethe's zugute. Von Schröers Beiträgen zur Goethe-Literatur seien noch erwähnt: „Goethe's äußere Erscheinung" (1873), „Goethe's Faust im Burgtheater" (1883), „Goethe's Drama" (in sechs Bänden), „Goethe und die Liebe" (1889). Auch selbständig literarisch war Schröer thätig. Im Jahre 1862 veröffentlichte er einen Band Gedichte, 1874 das Epos „Alpharts Tod". Hingewiesen sei auch noch auf seine jetzt wieder Interesse erregende Schrift „Die Deutschen in Oesterreich und ihre Bedeutung" (1879). War Schröer doch stets ein wackerer Vorkämpfer des Deutschthums in seinem Vaterlande.

* **Aus der Schweiz.** An der Universität Bern studiren in diesem Semester 301 Frauen bei einer Gesammtfrequenz von 1111 Studirenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. v. Schlözer: Beiträge zur Kenntniß der türkischen Armee. I. Ursprung und Entwicklung des alttürkischen Heeres. Berlin, Felix 1900. — G. Walz: Früh am Morgen. Studien. Leipzig, Baum. — G. Brecher: Richard Strauß. Leipzig, Seemann. — E. Segnitz: Karl Reinecke. Ebd. — Girod-Marshall: Thierstaaten. Ebd. — Dr. M. Braeß: Unsre gefiederten Freunde. Ebd. — **Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands.**

1. Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Dr. F. Frhr. v. Oppenheimer: Die Wohnungsnoth und Wohnungsreform in England. Ebd. 1900. — G. Simmel: Philosophie des Geldes. Ebd. 1900. — Hebel: Allemanische Gedichte. Karlsruhe, Lang. — Ad. Hildebrand: Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 3. verb. Aufl. Straßburg, Heitz 1901. — C. Wurms: Thams friert. Stuttgart, Cotta 1901. — L. A. Grill: Die Reichsgesetze über die Bundes- und Staatsangehörigkeit und die Freizügigkeit. 2. Aufl. München, Beck 1901. — v. Hartmann: Gen. Julius v. Hartmann. 2. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — Die Erziehung des Volkes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft. (Schriften der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 18.) Berlin, Heymann 1900. — Al. Otto: Hemmungen des Christenthums. 3. und 4. Heft. Berlin, Schwetschke u. Sohn 1900. — Joh. Kreyenbühl: Das Evangelium der Wahrheit. 1. Bd. Ebd. 1900. — Joh. v. Bloch: Die wahrscheinlichen Folgen eines Krieges zwischen Großmächten. Berlin und Bern, Edelheim 1901. — A. Pfungst: Laskaris. 4. Aufl. Berlin, Dümmler 1901. — H. v. Müller: Die Thätigkeit der deutschen Festungsartillerie 1870/71. 3. Bd. Belfort. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Die mecklenburgischen Münzen des großherzoglichen Münzkabinets. 1. Theil. Schwerin 1900. — E. Muellenbach: Aus der Rumpelkiste. 2. Aufl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1901. — A. v. Klinckowström: Die Eidechse. Ebd. 1900. — A. Graf Adelmann: Gesammelte Werke. 8. Bd. Aus Italien. Ebd. 1901. — A. Schöbel-Berlin: Uebersinnliche Liebe. Ebd. 1901.

Selbstanzeigen der Buchhändler.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 20. Dezember. Nummer 291.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der letzte geistliche Fürst Deutschlands und seine Regierung.[1]

Von Paul Darmstaedter.

Selten hat sich das Urtheil der öffentlichen Meinung so rasch geändert, wie über den letzten geistlichen Fürsten Deutschlands, über Karl v. Dalberg. Am Ende des 18. Jahrhunderts zählte der tolerante und aufgeklärte Prälat, der Freund und Gönner Goethe's, Schillers und Humboldts, zu den populärsten Persönlichkeiten des Reichs, und es war keine bloße Phrase, wenn Joseph II. ihm schrieb: „Ganz Deutschland ist zu meinem großen Vergnügen auf einem Punkt vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person.“ Derselbe Mann mußte 1813 unter dem Fluche der deutschen Patrioten aus seinem Lande weichen, und unsre großen nationalen Historiker, Häußer und Treitschke an der Spitze, sind einig in der Verurtheilung des Mannes, „der in der tiefen Schmach napoleonischer Erniedrigung als einer der Schuldigsten untergegangen ist.“[2])

Karl v. Dalberg gehörte nicht zu den führenden Geistern der Epoche, ja nicht einmal zu denen, die es geschickt verstehen, sich die Ideen ihrer Zeit zu eigen zu machen. Er war eine der im Zeitalter der Aufklärung so häufigen Naturen, in denen das Gemüthsleben weit stärker ausgebildet war als der Verstand, in denen die Empfindungen das Uebergewicht über die Vernunftgründe haben. Ein solcher Charakter ist uns, die wir im Zeitalter der Realpolitik aufgewachsen sind, die wir gewohnt sind, stets nach den realen Interessen zu fragen, schwer verständlich. Wir sind geneigt, in seinen oft sich widersprechenden Aeußerungen Unaufrichtigkeit und Heuchelei zu sehen, wo wir es doch nur mit einem Manne zu thun haben, der den verschiedenartigsten Einflüssen zugänglich, leicht in der Auffassung, aber schwach im Urtheil war. Infolge seiner geringen Urtheilskraft suchte er lauter unlösbare Aufgaben zu lösen: im Fürstenbunde, der gegen Oesterreich gerichtet war, Oesterreich mit Preußen zu versöhnen, die Lehren der katholischen Kirche mit den Theorien der Aufklärung zu vereinigen; ja er träumte von der Einheit Deutschlands in der Rheinbundszeit und von der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen.

So unpraktisch nun Dalberg auf dem Gebiete der großen Politik war — seine Ideen sind oft kindlich naiv —, diese Seite seiner Thätigkeit berührt doch in geringerem Maße die Aufgabe, die er als Großherzog von Frankfurt zu lösen hatte. Hier fand er eine Thätigkeit, die seinen Anlagen weit besser entsprach, hier fand er einen Boden, auf dem seine vortrefflichen Eigenschaften sich entfalten konnten, auf dem seine Fehler weniger zur Geltung gelangten. In seiner langjährigen Wirksamkeit als Statthalter von Erfurt hatte er reiche Erfahrungen gesammelt, die er nun auf das größere Feld der Verwaltung eines Staates übertrug. Auch als Fürst betrachtete er sich — übrigens dem Geiste des 18. Jahrhunderts entsprechend — als Verwaltungsbeamten, der nicht nur die leitende Anweisung zu ertheilen, sondern sich um alle Einzelheiten zu kümmern, überall einzugreifen, von allem Kenntniß zu nehmen hat.

Wenn wir die im Würzburger Archiv aufbewahrten Inskriptenprotokolle durchblättern, gewinnen wir ein Bild von der rastlosen Arbeit dieses Mannes, der von früh bis spät „regierte“. Er las nicht etwa nur — und sehr aufmerksam — die Berichte der obersten Behörden und begleitete sie mit Randbemerkungen, die oft einer Abhandlung gleichkamen, er las auch z. B. die Protokolle der Lehrerkonferenzen des Aschaffenburger Gymnasiums und tadelte die schlechten lateinischen Aufsätze der Schüler der vierten Klasse, er hielt es für seine Aufgabe, nicht nur eigenhändig alle Militärdispensationsscheine zu unterzeichnen, sondern auch ihre Begründung zu prüfen, er kümmert sich um jede Gehaltszulage eines Accisbeamten, um jede Neuaufnahme eines Unterthanen, um die Taxen der Scharnsteinfeger und die Konzession der Käseläden.

Aber dieselben Blätter geben nicht nur Kunde von der Gewissenhaftigkeit des Fürsten, fast jede Seite legt für sein gutes Herz Zeugniß ab. Er deckte nicht nur aus seinem Vermögen die Lücken, die sich im Staatshaushalt aber in dem Budget einer Gemeinde ergaben, er erklärt sich bald bereit, die Steuer für einen armen Unterbeamten zu entrichten, bald die Abzugsgelder für die Wittwe eines Professors zu erlegen. Er gab nicht nur Jean Paul, der Wittwe Schillers, dem Maler Stieler und vielen Anderen jährliche Unterstützungen;[3]) überall im Lande griff er helfend ein, und noch im hohen Alter legte er sich selbst

[1]) Wir entnehmen diese historische Skizze einem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Aushangebogen des Darmstaedter'schen Werkes „Das Großherzogthum Frankfurt. Ein Kulturbild aus der Rheinbundzeit“, das demnächst im Verlage von Jos. Baer u. Co. in Frankfurt a. M. erscheinen wird.

[2]) Vgl. Häußer, Deutsche Geschichte. Vierte Auflage. II, 522. 588. Treitschke, Deutsche Geschichte I, 186, 227 u. a. m.

[3]) Um ein Bild von der Wohlthätigkeit Dalbergs zu geben, nenne ich folgende regelmäßige Beträge, die von der Zivilliste (350,000 Gulden) gezahlt wurden (Steitz'sche Papiere, Stadtarchiv Frankfurt a. M.): Maler Stieler 2000, Maler Ackermann 600, Frankfurter Armendirektion 6000, Frankfurter Hülfskasse (für Unterstützung Gewerbetreibender) 2400, Jean Paul Richter 1000, Frau v. Schiller 600, Konzertmeister Hofmann 300, Sängerin Lang 1200, Dichter Werner 1000 Gulden. Für gemeinnützige Institute: Frankfurter Theater 2200, Frankfurter Stadtanlagen 1800, Wetterauische Gesellschaft in Hanau 1200, Zeichenakademie in Hanau 200 Gulden. — Als die Besoldungssteuer 1807 in Frankfurt a. M. eingeführt wurde, gab er 1000 Gulden, um den armen Beamten die Zahlung zu erleichtern. Er selbst bezahlte stets die Vermögenssteuer, und zwar 5 Prozent seiner Zivilliste.

Entbehrungen auf, um Armen und Nothleidenden helfen zu können. Dieses große persönliche Wohlwollen, das wirkliche Interesse, das er an allen Mitmenschen nahm, die Leichtigkeit der Auffassung und das Auftreten des Weltmannes verbanden sich zu einer Liebenswürdigkeit, die auch für Goethe und Schiller den Umgang Dalbergs zu einem genußreichen machte und über manche Schwächen hinwegtäuschte.

Denn auch in der Regierung des Kleinstaates tritt oft, wie wir noch sehen werden, sein Mangel an Willen störend hervor. Rasch erliegt er einem Eindruck, er erwärmt sich mit vielen Worten für irgend eine Idee, aber sowie es ans Handeln kommt, erlahmt sein Eifer, und nur unter dem Druck von außen, unter der Herrschaft eines stärkeren Willens vermag er entscheidende Entschlüsse zu fassen, und dann selbst solche, die mit seinen eigenen Ideen und Anschauungen im Widerspruch stehen.

Seine politischen und kirchlichen Ansichten sind im wesentlichen die gleichen geblieben, die er sich in seinen Lehrjahren am Hofe des Kurfürsten Emmerich Joseph in der Schule Benzels und Groschlags angeeignet hatte. Er hat sich in seiner sentimental-humanen Art wohl nie ein völlig klares Bild über die Anforderungen der Zeit und über die Probleme der praktischen Politik gemacht, aber in der Hauptsache huldigte er den Bestrebungen, die wir als „aufgeklärten Despotismus" zu bezeichnen gewohnt sind. Er tritt für die Allmacht des Staates, der natürlich im Monarchen verkörpert ist, ein; in einer Schrift, die gegen die individualistischen Anschauungen W. v. Humboldts gerichtet ist, vertheidigt er die Aufgabe des Staates, nicht nur die Sicherheit der Unterthanen zu garantiren, sondern auch positiv die Glückseligkeit der Menschen zu befördern. Dafür ist nun nicht eine Revolution, eine Umwälzung der bestehenden Einrichtungen nothwendig, wohl aber eine Verbesserung der Gesetze im Sinne der Humanität. So tritt er nicht für die Gleichheit aller Unterthanen, wohl aber für die Abschaffung der Leibeigenschaft ein, nicht für die Aenderung des bestehenden Rechtes, wohl aber für die Beseitigung der Tortur, nicht für die Gleichstellung der Konfessionen, wohl aber für die Gewissensfreiheit. Vor allem aber sucht er die Beförderung der Bildung der Nation durch bessere Schulen und die Hebung der materiellen Wohlfahrt durch wirthschaftliche Reformen zu erreichen. Unermüdlich ist er bestrebt, die Zahl der Schulen zu vermehren, die Lehrer besser auszubilden, die Wohlthat des Unterrichts den Anforderungen der Zeit anzupassen. In Erfurt fand er Gelegenheit, für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft thätig zu sein. Aber auch auf diesem Gebiete sind seine Bestrebungen weniger auf eine Aenderung der sozialen Organisation der Bauern oder Handwerker, als auf die Förderung der Technik gerichtet. Er will nicht die Ablösung der Grundlasten oder Frohnen, er erstrebt nicht die Aufhebung der Innungen, aber er will die Landwirthe gegen Feuersgefahr sichern, er möchte die Bodenkultur durch Gewährung von Prämien verbessern, die Handwerker durch ein gut eingerichtetes Leihhaus vor der Auswucherung schützen. Er selbst hebt in einer 1795 erschienenen Schrift über die „Erhaltung der Staatsverfassungen" hervor, daß man so wenig als möglich von der Gewohnheit abweichen solle.

Hiemit präzisirte er seinen Gegensatz gegen die Ideen der französischen Revolution, und in diesem Sinne, mit den Tendenzen der Aufklärung aber unter Schonung der bestehenden Verhältnisse, hat er als Kurfürst und Fürstprimas die Regierung geführt. Wenn auch Dalberg im großen und ganzen der Auffassung der letzten Mainzer Kurfürsten treu blieb, so muß man doch zugeben, daß die Ereignisse von 1789 einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Er hat sich mit der Idee des konstitutionellen Staates befreundet, und sich auch in seiner Wirthschaftspolitik den Lehren des Individualismus mehr und mehr zugewandt.

Die Politik eines absoluten Staates wird durch den Willen des Herrsches und die Ansichten der Beamten bestimmt. Unter den Beamten des Großherzogthums finden wir nun zwei Anschauungen vertreten. Die kurmainzischen, Fulder und Hanauer Beamten waren in dem gleichen Ideenkreis aufgewachsen wie der Großherzog. Sie theilten seine Auffassung, daß es Ziel der Staatsthätigkeit sei, das Glück jedes einzelnen Unterthanen zu befördern, sie waren Anhänger wirthschaftlicher und — im engeren Umfange — auch politischer Reformen. Die kurmainzischen Beamten zeigten freiere Anschauungen und einen weiteren Gesichtskreis als ihre an die engsten kleinstaatlichen Verhältnisse gewöhnten Kollegen von Hanau und Fulda. Die Ideen des Nachbarlandes hatten doch auf sie in viel mächtigerer Weise eingewirkt. Einen sehr abweichenden Standpunkt nahmen die Frankfurter ein, die in den Rath des Großherzogs eintraten. Sie stehen auf dem Boden der überkommenen Zustände und suchen vom Hergebrachten so viel wie möglich zu erhalten. Sie sind aristokratisch gesinnt und setzen den absolutistischen sowie den liberalen Tendenzen den gleichen Widerstand entgegen. Die Politik des Großherzogthums würde sich sowohl nach dem Wunsche des Großherzogs wie der Mehrheit seiner Räthe etwa in der gleichen Richtung bewegt haben, in der die Verwaltung des Primatialstaates geleitet worden war.

Und doch wurde das Großherzogthum nach französischen Grundsätzen, nach einer Verfassung, „die aus dem Geiste des Kaisers Napoleon geflossen ist," wie Dalberg sich selbst ausdrückte, organisirt. Die Lösung dieses Räthsels ist in zwei Thatsachen zu suchen, in der materiellen Ueberlegenheit Frankreichs im Rheinbund und in der inneren Kraft des napoleonischen Verwaltungssystems.

Das Großherzogthum Frankfurt verdankt einem Willensakte des Kaisers seine Entstehung, es ist für seinen Stiefsohn, den Prinzen Eugen gegründet worden, es wurde mit zwei von Frankreich eroberten Provinzen beschenkt, ein großer Theil des Grund und Bodens und der Einkünfte waren dem Kaiser vorbehalten. Wie Frhr. v. Eberstein sich einmal treffend ausdrückte: „der Wille des Kaisers ist bei uns oberstes Gesetz", so war es in der That: Ein Wunsch Napoleons kam einem Befehle gleich. Dalberg hat oft innerlich widerstrebt, die Anordnungen des gewaltigen Protektors auszuführen, nicht selten hat er von seiner Abdankung gesprochen, aber er liebte doch die durch die langjährige Gewohnheit von mehr als 40 Jahren ihm ans Herz gewachsene Regierungsthätigkeit zu sehr, als daß er sich dazu hätte entschließen können. So hat er sich auch zur Einführung der ihm selbst keineswegs sympathischen französischen Einrichtungen bestimmen lassen, um dem Lande bei dem doch bald zu erwartenden Thronwechsel eine zweite Neuorganisation zu ersparen.

Aber es war nicht nur das materielle Uebergewicht Napoleons, das die Einführung seiner Grundsätze in so vielen Ländern entschied. Es ist oft übersehen worden, daß die Voraussetzungen für die französische Verfassung in den meisten Staaten des Kontinents bereits bestanden. Der Staat Napoleons ist die Vollendung der absoluten Monarchie des 18. Jahrhunderts. Alles was in dieser angestrebt und versucht wurde, alle ihre Ideen sind in

dem System des französischen Kaisers mit eiserner Konsequenz durchgeführt.

Das Charakteristische der absoluten Monarchie des 18. Jahrhunderts ist die außerordentliche Anspannung und Ausdehnung der Staatsthätigkeit. Der Eroberungspolitik nach außen entspricht die Erweiterung der Grenzen der Staatsverwaltung im Innern. Sie sucht die Schranken der Sonderrechte der Provinzen und Städte zu durchbrechen, sie dehnt sich über Gebiete aus, die früher ihrem Einfluß entzogen waren. Verwaltung und Rechtspflege, Kirche und Schulwesen, Heer und Finanzen werden im ganzen Lande einheitlich organisirt. Der Staat hört auf ein Konglomerat von zufällig aneinandergereihten Territorien zu sein, deren jedes sich besonderer Vorrechte und eigener Behörden erfreut; der neue Staat ist eine wirkliche Einheit.

Aber nicht nur das Staatsgebiet soll nach gleichen Grundsätzen regiert werden, auch die Einwohner sollen sich nicht mehr als Angehörige einer Stadt oder Mitglieder eines Standes, sie sollen sich als Bürger des Ganzen fühlen. Wie die Vorrechte der Provinzen, so werden auch die Privilegien der Korporationen und der Einzelnen beseitigt, die Minderberechtigten werden zu höherem Recht erhoben. Aus der Staatseinheit folgt die Idee der Gleichheit.

Dieses Programm der absoluten Monarchie ist nun keineswegs vollständig verwirklicht worden: hier werden die Privilegien der Stände aufgehoben, dort wird die Sonderstellung einer Provinz abgeschafft oder die städtische Selbstverwaltung durch einen staatlichen Beamten ersetzt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Zerstörung der Grundherrschaft, die Vernichtung der Zunftordnungen, das Allgemeine Landrecht und das Toleranzedikt Josephs II., alle diese Maßregeln sind Schritte auf dem weiten Wege vom mittelalterlichen Lehnsstaat zur modernen Monarchie.

Die einheitliche Lösung aller dieser verschiedenen Probleme brachte aber erst die französische Revolution. Von dem Prinzip der Gleichheit ausgehend, beseitigte sie die Unterschiede der Provinzen, Stände und Konfessionen. Es gab nur noch eine Klasse, die Staatsbürger. Nichts hat die Idee des Einheitsstaates in gleichem Maße gefördert. Erst jetzt begann der Elsässer in Straßburg sich ebenso als Franzose zu fühlen wie der Bretone in Brest.

Während die Gleichheit als die Folge einer langen Entwicklung in Frankreich eingeführt wurde, war die Forderung der Freiheit etwas neues, etwas dem französischen Staatsleben fremdes. Die Betheiligung des Volkes an der Regierung und die Befreiung von der Staatsallmacht drohten die bureaukratische Zentralisation des französischen Reiches zu vernichten. Aber die historische Tradition erwies sich stärker als die philosophische Doktrin. Es war das Werk Napoleons, die Tradition der absoluten Monarchie mit den Prinzipien der Revolution in Einklang zu bringen. Die Idee der Staatseinheit, die strenge Zentralisation, die militärische Organisation des gesammten Staatswesens bilden Erbstücke des Ancien Régime. Als werthvollste Errungenschaft der Revolution wurde die Gleichheit der Staatsbürger in die neue Zeit hinübergenommen. Die mit ihr im engen Zusammenhang stehende wirthschaftliche Freiheit wurde beibehalten. Von der politischen Freiheit ließ der Kaiser nur einige dürftige Reste bestehen, die dem Bau mehr als Ornamente denn als Stützen dienten. Die Vereinigung aller dieser Ideen in einem großartigen Mechanismus, ihr Ausbau zu einem so konsequenten, so einfachen und doch so genialen System, das nur in der Organisation der katholischen Hierarchie seinesgleichen findet, ist dem gewaltigen Kaiser gelungen. Aber noch mehr. Die napoleonische Organisation ist nicht nur in Frankreich noch heute herrschend, sie ist ein Vorbild für die anderen Staaten des Kontinents geworden.

In den Rheinbundsstaaten waren die Voraussetzungen die gleichen wie in Frankreich vor der Revolution. Auch hier hatten die Fürsten an der Beseitigung der historisch gewordenen Zustände, an der Herstellung der Staatseinheit gearbeitet. Der Vernichtung der Seigneurie und der Privilegien der Städte in Frankreich entsprachen der Reichsdeputationshauptschluß und die Rheinbundsakte. Neue Staaten waren entstanden, die bei festem teritorialen Zusammenhang doch der inneren Einheit entbehrten. Reichsstädtische und reichsritterschaftliche Gebiete, geistliche und weltliche Fürstenthümer waren zu einem Staatswesen zusammengeschweißt. An die Erhaltung der Verfassung in jedem einzelnen Territorium war schon aus militärischen und finanziellen Gründen nicht zu denken. Eine Neuorganisation des gesammten Staates war unabweislich. Diese konnte nur gelingen, wenn man die Idee der Staatseinheit, die wieder mit der Gleichheit im engsten Zusammenhang steht, an die Spitze der neuen Verfassung stellte.

Napoleon war es, der den deutschen Staaten den Weg wies. In der Konstitution des Königreichs Westfalen zeigte er den Rheinbundsfürsten die Anwendung seiner Grundsätze auf deutschem Boden.[4]) Allgemein war das Staunen, wie hier auf einen Zauberschlag ein neuer in sich geschlossener Staat entstand, der durch eine systematische Verfassung regiert wurde.[5]) Der größte Staat des Rheinbundes beeilte sich, das westfälische Beispiel in der Konstiutian für das Königreich Bayern vom 1. Mai 1808,[6]) wenn auch nicht ohne bedeutende Abänderungen, nachzuahmen. Es war selbstverständlich, daß auch der Organisation des Großherzogthums Frankfurt die westfälische Verfassung zugrunde gelegt wurde. Es konnte nur noch zweifelhaft sein, wie weit man sich in einzelnen Punkten vom Original entfernen sollte, und hierüber wurden vom März 1810 an eifrige Berathungen gepflogen.[7]) Auf der einen Seite wollte man mit möglichster Schonung des Bestehenden vorgehen, vor allem der Stadt Frankfurt ihre Sonderstellung, ihren Senat und ihre Bürgermeister erhalten wissen, auf der anderen wünschte man die streng bureaukratische Zentralisation, aber ohne die lästige Beigabe einer Volksvertretung. Weitere Differenzen ergaben sich darüber, ob die neue Verfassung nur Leitsätze oder aber auch Ausführungsbestimmungen zu enthalten hätte. Schließlich entschied sich der Großherzog für eine fast wörtliche Abschrift der Westfälischen Konstitution, wie sie im Organisationspatent vom 16. August 1810 vorliegt.[8])

Die Staatseinheit ist das leitende Prinzip der neuen Verfassung. „Die Bestandtheile des Großherzogthums Frankfurt bilden nunmehr ein Ganzes. Einheit der möglich besten Verfassung wird für diesen Staat wahlthätig und zweckmäßig sein.“ Nach dem Muster von

---

4) Vgl. Correspondance XVI 196.

5) Frankfurter Staatsristrelo 1808.

6) Rheinischer Bund VII S. 3 ff.

7) Die Mittheilungen sind dem auf dem Würzburger Kreisarchiv befindlichen Faszikel No. 406 entnommen über „die Organisation des Großherzogthums Frankfurt: Präparatorische Gegenstände.“ Die Akten sind zum Theil benutzt bei Beaulieu-Marconnay II, 184.

8) Großherzoglich frankfurtisches Regierungsblatt I, 10—24.

Westfalen und Bayern sind alle besonderen Verfassungen der Provinzen, Städte und Korporationen aufgehoben, also insbesondere die Sonderstellung der Stadt Frankfurt, beseitigt. Im Ministerium und im Staatsrath erhielt der Staat eine einheitliche Spitze für die Verwaltung und die Gesetzgebung. Eine einheitliche Verwaltungsorganisation, ein Recht, ein Steuersystem, gleiches Maß und Gewicht sollten eingeführt werden. Die Konskription wurde zum Grundgesetz des Großherzogthums erklärt. Freilich fehlt es auch nicht an Abweichungen. Wenigstens provisorisch wurde die bestehende Steuer- und Gerichtsverfassung beibehalten; und wenn die Eintheilung des Landes sich an die alte Territorialverfassung anschließen sollte, so stand dies im Widerspruch zu den Prinzipien Frankreichs und Westfalens.

Die Gleichheit der Unterthanen ist auch in die Frankfurter Verfassung aufgenommen, und zwar nicht nur die Gleichheit vor dem Richter, sondern die volle Gleichberechtigung aller Bürger: „Alle Einwohner des Großherzogthums, so lautet der Satz, genießen gleiche Rechte.“ Die Leibeigenschaft sowohl wie die Privilegien des Adels sind beseitigt. Lediglich die in der Rheinbundsakte garantirte Stellung der ehemals Reichsunmittelbaren wird nicht angetastet.

Die Freiheit dagegen muß sich, wie auch in Frankreich, mit einer bescheideneren Rolle als ihre Schwester begnügen. Die Forderung des Antheils des Volkes an der Regierung, die Freiheit im engeren Sinne, wird als berechtigt anerkannt. An der Zentralverwaltung, in der Provinz und in der Gemeinde, sollen Volksvertreter mitwirken, aber ihre Mitwirkung ist der Bureaukratie gegenüber eine sehr geringfügige. Die bürgerliche Freiheit, der Schutz des Einzelnen gegen Uebergriffe der Staatsgewalt, ist kaum vorhanden. Die freie Ausübung der verfassungsmäßig aufgenommenen Religionsbekenntnisse wird zugesichert, aber die freie Meinungsäußerung in Wort oder Schrift, die Preß- und Versammlungsfreiheit, ja sogar der Schutz gegen willkürliche Verhaftung fehlen der Frankfurter Verfassung. Ueber die wirthschaftliche Freiheit, das Recht zur freien Bethätigung in Handel und Gewerbe, spricht sich das Patent zwar nicht aus, doch konnte man aus der Aufhebung der Korporationen und der Gleichheit der Rechte für alle Unterthanen die Gewerbefreiheit herauslesen.

Das Organisationspatent enthält so „nur die Grundzüge, deren nähere Bestimmung und Entwicklung sich nach und nach durch Verhandlungen und Zusammenwirken der Stellen mehr und mehr ausbilden werden“. Einige Sätze sollten indeß — dies ist echt dalbergisch — unwandelbar sein, so die Bestimmungen über die Volksvertretung, die Unabhängigkeit der Justiz und die Exekutivgewalt des Monarchen; die übrigen Gegenstände sollten sich erst durch die Erfahrung als „vollständig verlässig bewähren“.[9])

Das Patent war nur ein Programm, das einige Leitsätze des napoleonischen Systems enthielt. Es kam alles auf die Ausführungsbestimmungen an. Wie durch diese die politische Einheit des Staates in Verwaltung und Justiz, in Militär und Finanzen, in Kirche und Schule, die soziale Gleichheit der Unterthanen, die wirthschaftliche Freiheit in Landwirthschaft, Handel und Gewerbe verwirklicht wurden oder verwirklicht werden sollten, das zu zeigen ist die Aufgabe der diesem Abschnitte folgenden Betrachtungen Darmstaedters.

[9]) Organisationspatent § 46.

Kants Briefwechsel von 1789—1794.[1])

Nach wenig Monaten ist dem in Nr. 96 dieses Jahrgangs (27. April) von mir besprochenen ersten Band des Kantischen Briefwechsels der zweite gefolgt. Während aber in jenem Bande die Korrespondenz aus einem Zeitraum von mehr als 40 Jahren niedergelegt war, enthält der neue ebenso starke Band die Briefe von nur sechs Jahren, allerdings den für die kritische Philosophie ungemein wichtigen Jahren 1789 bis 1794. Was dieses starke Anschwellen der Korrespondenz bedingt, das ist in letzter Hinsicht ein Grund, der infolgedessen für die Charakteristik des Bandes von ausschlaggebender Bedeutung ist: die Berühmtheit Kants. Ja, Kant war ein berühmter Mann geworden: die beiden Auflagen der Kritik der reinen Vernunft, die Prolegomena, die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft waren erschienen und hatten ihre erste Wirkung gethan; die Kritik der Urtheilskraft und die Religion kommen in dieser Zeit neu hinzu. Und nun zeigt sich im Briefwechsel die Rückwirkung: Von allen Seiten drängen sich seine Leser um den Philosophen, die Einen bestürmen ihn mit Anfragen, Andere tragen in bescheidener Zurückhaltung Zweifel vor, wagen aber kaum, um eine Antwort zu bitten, da die dem großen Weisen zugemessene Zeit dem Menschengeschlecht zu kostbar sei, als daß sie den Angelegenheiten eines Einzelnen geopfert werden dürfte. Und wieder andere sprechen nur ihren innigsten Dank und ihre Verehrung dem Manne aus, der sie aus den Wirrnissen der eigenen Gedanken befreit und ihnen das neue helle Licht gezeigt habe, in dem Wissen und Glauben sich versöhnen. „Ich hange mit inniger Zuneigung an Ihnen fest und weine Thränen der Liebe an Ihrem Busen“ (216); derart sind nicht selten die Wendungen, in denen sich das heftige Empfinden dieser Erlösten äußert. Vielfach sind diese Briefe von Zusendungen eigener Abhandlungen begleitet, die als Produkte des Kantstudiums theils mit, theils ohne Selbstgefühl dem Meister überreicht werden. Es sind mehr als 50 Briefe, die auf mitfolgende Druckschriften Bezug nehmen, was in einer Zeit, die mit Druckerschwärze doch noch ziemlich sparsam war, gewiß viel sagen will. Und Kants Antworten auf solche Briefe und Zusendungen? Nun, es mag sein, daß manches davon verloren gegangen ist; aber man wird doch in der Annahme nicht fehlgehen, daß Kant nur in seltenen Fällen reagirt hat. Selbst mit denjenigen, deren Korrespondenz Kant erwünscht war, hat er den brieflichen Verkehr nur nachlässig aufrecht erhalten; er entschuldigt ihnen gegenüber seine Saumseligkeit des öfteren damit: es sei ihm unbequem, den Faden seiner Arbeiten zu unterbrechen, wenn er zum Schreiben disponirt sei, und es komme bei seinem zunehmenden Alter nur zu häufig vor, daß sich Indispositionen einstellen. Man wird also unbedenklich aus der geringen Anzahl der vorhandenen Antworten Kants an ihm unbekannte Personen schließen dürfen, daß deren Briefe überhaupt meist unbeantwortet geblieben sind. Zu diesen Briefen begeisterter Verehrer Kants gesellt sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl anderer an ihn gerichteter Briefe, die insofern mit den genannten zusammengehören, als sie ebenfalls nur Bestätigungen geben, daß Kant berühmt geworden war, im übrigen aber ohne ein in wissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswerthes Resultat verlaufen: es sind das die Briefe von Verlagsbuchhändlern und Redakteuren, die den großen Mann gern für ihre Zwecke gewinnen möchten, sei es, daß sie Sammlungen der vergriffenen älteren Schriften veranstalten oder neue Werke in Verlag nehmen oder ihre Zeitschriften durch Beiträge Kants zieren möchten.

Alle diese bisher besprochenen Briefe geben ein einheitliches Bild von dem mit ungemeiner Schnelle steigenden Aufsehen, das die Philosophie jenes Einzigen verursachte. Selbst der originelle Brief eines Dissenters, des Dr. med.

[1]) Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. XI. Zweite Abtheilung: Briefwechsel, Band II. Berlin, Georg Reimer 1900. (Preis broschirt 10 M., in Halbfranzband 12 M.).

S. Collenbusch aus Elberfeld, wäre sicher nicht geschrieben worden, wenn nicht die Kantische Bewegung bereits weite Kreise ergriffen hätte; besonders waren es ja die Schriften über Ethik und Religionsphilosophie, die eine weit und tief gehende Wirkung ausübten. Dieses Schreiben von Collenbusch (vom 26. Dezember 1784) hat folgenden Wortlaut: „Mein lieber Herr Professor! DHerrn Kants vernunft Glaube ist ein von aller Hofnung ganz reiner Glaube. DHerrn Kants Moral ist eine von aller Liebe ganz reine Moral. Nun entsteht die Frage: In welchen Stücken unterscheidet sich der Glaube der Teüfel von dem Glauben des Herrn Kants? — und in welchen Stücken unterscheidet sich die Moral der Teüfel und die Moral des Herrn P. Kants?"

Nehmen wir damit Abschied von den Briefen, die uns die Berühmtheit Kants an der Menge seiner Korrespondenten, also an den quantitativ merklichen Folgen zur Kenntniß bringen, und wenden wir uns denjenigen Briefen zu, in denen die qualitativen Höhepunkte der Wirksamkeit Kants zutage treten: ich meine die Briefe, die die Geschichte der nun beginnenden großen transscendentalphilosophischen Bewegung betreffen. Man darf behaupten, daß die Kenntniß dieser Bewegung, die auch heute noch von beträchtlichem Werthe und Interesse ist, durch die vorliegende Ausgabe um eine ganz hervorragende Quelle bereichert worden ist. Veröffentlicht war zwar schon ziemlich viel von dem hier niedergelegten Material, aber es war nicht bekannt geworden. Nur weniges ist in den bisherigen Gesammtausgaben der Werke Kants abgedruckt; aber von einigen der hierher zählenden Korrespondenten ist der Briefwechsel schon früher herausgegeben worden; einiges findet sich in der Altpreuß. Monatsschrift in alten und in neueren Jahrgängen verstreut, anderes im Archiv f. Gesch. d. Philosophie, anderes in den Kantstudien; wieder anderes ist in den Dörpter Beiträgen vor mehr als 80 Jahren schon einmal publizirt worden, und wer mag wissen, welche Organe sonst noch von den glücklichen Findern solcher Briefe zur Veröffentlichung gewählt worden sein mögen? Es braucht kaum gesagt zu werden, daß oft schon viel Spürsinn dazu gehört, um nur aufzufinden, wann und wo derartige Publikationen gemacht worden sind; aber auch wenn man die bibliographische Angabe hat, ist die Beschaffung des betreffenden Buchs oft noch mit Umständlichkeiten verknüpft: es gibt zahlreiche Universitätsbibliotheken in Deutschland, die nicht einmal sämmtliche gegenwärtig erscheinenden deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften besitzen, geschweige denn die alten längst eingegangenen Dörpter Beiträge. So ist es eine Erleichterung für das Studium der ersten Periode des Kantianismus, die gar nicht überschätzt werden kann, wenn nun in einem Bande in chronologischer Ordnung das ganze auffindbare Material zusammengestellt ist, so weit es in Briefen von und an Kant besteht. Dabei mag noch ausdrücklich bemerkt werden, daß die neue Ausgabe überall, wo dies möglich war, auf die Originalmanuskripte, und wo dies nicht mehr geschehen konnte, wenigstens auf die zuverlässigsten Quellen zurückgeht. Der Erfolg dieser philologischen Peinlichkeit ist kein geringer: abgesehen davon, daß Reickes Edition durch die sorgfältige Wiedergabe aller Eigenthümlichkeiten des Stils, der Orthographie, der Interpunktion dem Leser etwas von dem Eindruck der Ursprünglichkeit übermittelt, was dem größten Theil der bisherigen Publikationen fehlt, hat man, wenn man mit den älteren Abdrücken vergleicht, mehrfach Gelegenheit, bedeutende Ungenauigkeiten in den letzteren zu korrigiren. — Will man eine deutliche Vorstellung von dem wissenschaftlichen Werth des neu publizirten Materials gewinnen, so lese man etwa die feinsinnige Abhandlung, die Dilthey im zweiten Band des Archivs für Geschichte der Philosophie (1889) veröffentlicht hat auf Grund der damals von ihm in Rostock aufgefundenen acht Briefe Kants an Beck, sowie der vier Jahre vorher von Reicke in der Altpreußischen Monatsschrift herausgegebenen 17 Briefe Becks an Kant mit einer Antwort des Letzteren: Der 60 Seiten umfassende Aufsatz beweist, welche Fülle werthvoller Ideen derjenige aus diesen Briefen herauszuschälen imstande ist, der mit historischem Sinn die Urkunden des Gedankenaustausches von Männern durchforscht, die als hervorragende Repräsentanten des Geisteslebens eines in kulturgeschichtlicher Hinsicht hochbedeutsamen Zeitalters betrachtet werden müssen. Man wird nach der Lektüre einer solchen Untersuchung, wie der genannten, aus der Feder Dilthey's nicht mehr darüber im Zweifel sein können, daß jede Vermehrung derartigen Materials freudig zu begrüßen ist. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Züge des Bildes darzulegen, das dieser neue Band von jener Epoche der Ausbreitung, sowie der schon beginnenden Umgestaltung der kritischen Philosophie uns vor die Augen führt. Nur im allgemeinen sei darauf aufmerksam gemacht, wie sich gleich von Anfang an die neue Philosophie in den verschiedenen Köpfen sehr verschieden spiegelt, und wie neben anderen auch schon dieselben Tendenzen zu Tage treten, die heute noch die Interpreten Kants voneinander scheiden. Der Angelpunkt, um den sich die ersten ernstlichen Kämpfe innerhalb der Kantischen Schule bewegen, bildet allerdings ein heute kaum mehr behandeltes Problem, nämlich das Problem eines einheitlichen Ausgangspunkts für alles Philosophiren, das durch Reinholds „Satz des Bewußtseins" zu aktueller Bedeutung gebracht wurde. (Charakterisch ist in diesem Streit Kants Zurückhaltung, der nicht dazu zu bewegen ist, als Richter ein entscheidendes Wort zu sprechen, sondern der mit Reinhold sowohl wie mit dessen Gegnern im Einvernehmen bleiben möchte und am liebsten sähe, wenn diese subtilen Fragen sich selbst überlassen blieben.) Daneben aber treten dem Leser mehrfach die modernsten Kant-Fragen entgegen. Hieher gehören u. a. die etwas aufdringlichen Briefe Maimons (vgl. z. B. 15—17: ist Hume durch Kant widerlegt?), der Briefwechsel mit Kosmann (79 f.: Verhältniß von apriori und angeboren), Kiesewetter (155: dritte Möglichkeit), Jakob (164: Erkenntniß der Dinge an sich), Hulshoff (178 ff.: Widerlegung des Idealismus, Verhältniß zu Berkeley), Erhard (292 ff.: Strafrecht, ethische Ideale), Mellin (478 ff.: Kategorientafel). Dies eine kleine Auswahl aus der Zahl derjenigen Briefe, die auf die Probleme der heutigen Kant-Interpretation und Kant-Kritik ein immer noch recht bedeutsames Licht werfen.

Noch eine große Reihe anderer Briefe würde Erwähnung verdienen, theils weil sie für die Kulturgeschichte ein ungemein reiches Material enthalten, wie etwa die wichtigen Briefe über die französische Revolution oder die Briefe aus Berlin, die in den lebhaftesten Farben ein Bild der Zustände unter Friedrich Wilhelm II. entwerfen, oder die Briefe aus England und Schottland mit den Schilderungen der dortigen Verhältnisse, oder die in manchen Briefen enthaltenen, zum Theil recht anschaulichen Berichte über verschiedene Gelehrte, über das Leben und Treiben an einzelnen Universitäten u. dgl. m. — Daß die Biographie Kants einige Ergänzungen erfährt, ist selbstverständlich; manches davon, besonders von demjenigen, was mit dem Zensurkonflikt in Beziehung steht (vgl. z. B. 493 und 497: Briefwechsel mit J. H. Campe; dazu auch schon 481 bis 482: an Biester), ist auch für den von Interesse, der jener Detailforschung, der heute die historischen Größen ausgesetzt sind, keinen Geschmack abzugewinnen vermag. Ebenso versteht sich von selbst und braucht kaum erwähnt zu werden, daß die einzelnen Publikationen Kants in mehrfacher Hinsicht durch die aus derselben Zeit stammenden Briefe beleuchtet werden — natürlich einschließlich der anonym erschienenen Offenbarungskritik Fichte's, die ja bekanntlich zuerst allgemein für ein Werk des Königsbergers gehalten wurde. So schreibt Plessing in dem Briefe, mit dem er sein langjähriges Stillschweigen unterbricht, um das vor 9 Jahren von Kant geliehene Geld nunmehr zurückzuzahlen (vgl. meinen Bericht in der Nummer vom 27. April 1900): „Doch ich muß hier abbrechen. Sie haben in letzter Messe ein neues Werk, ohne Ihren Namen, herausgegeben; aber ich habe den Verfasser bald erkannt. Möge dieses Buch viel Segen stiften!" (341.) Zwei Druckseiten weiter unten kommt nochmals die Wendung „Doch

ich muß hier abbrechen", und dort bricht dann der noch immer „schreibselig beredte" Plessing auch in der That ab, und fügt nur noch ein Postskriptum bei. (Vgl. über Plessing übrigens auch Seite 107—109 in Vaihingers ausführlichem Bericht über den ersten Band von Kants Briefwechsel „Kantstudien" V., 73—115.) — Was den Charakter Kants anlangt, so tritt er in diesem Bande hinter den wissenschaftlichen Dingen sehr zurück. Sieht man von einigen schon früher veröffentlichen Briefen ab, die bedeutsame Schlüsse in dieser Hinsicht gestatten, wie z. B. die auf Maria v. Herbert bezüglichen Briefe, sieht man ferner ab von den Briefen, die nur zeigen, wie Kant von Anderen beurtheilt wird — charakteristisch sind die Entschuldigungen, die R. B. Jachmann dem Hagestolz gegenüber für nöthig hält, weil er heirathen will (485) — so bleibt wenig übrig, was zur Vervollständigung unsres Bildes von Kants Sinnesart dienen könnte: Zu Kants Verhalten gelegentlich der Kabinetsordre vom 1. Oktober 1794 vergleiche man den Brief an Campe vom 16. Juli 1794. Eine Charaktereigenschaft, die mehrfach hervortritt, ist die ungemeine Liebenswürdigkeit, das gütige Interesse, das Kant an seinen Schülern und sonstigen Bekannten nimmt; der ihm befreundete Theodor Gottlieb v. Hippel, der bei Verleihung der Magistratsstipendien zu entscheiden hatte und auf die Besetzung einer Reihe von Stellen Einfluß besaß, wird mehrfach von Kant angegangen; auch an den Minister v. Struensee wendet sich der stets Hülfsbereite in einer ähnlichen Angelegenheit in einem Schreiben, das am merkwürdigsten ist durch die Bescheidenheit, mit der er der Ehre gedenkt, die ihm der Minister gelegentlich seiner Anwesenheit in Königsberg dadurch erwiesen hat, daß er den Philosophen an seiner „angenehmen und belehrenden gesellschaftlichen Unterhaltung" hat Antheil nehmen lassen (437).

Möge damit diese Uebersicht über den zweiten Band von Kants Briefwechsel abschließen. Wie ihr der Leser entnommen haben wird, ist es in erster Linie das sachliche, das philosophische Interesse, das durch diese Publikation neue Nahrung enthält: Die transscendental-philosophische Bewegung unter der ungemein großen Zahl von bedeutenden Männern, die jene Zeit hervorbrachte, und der rege Antheil, den weite Kreise, Pastoren und Lehrer, Aerzte und Juristen an den Gedanken dieser führenden Geister nahmen, das sind die „wesentlichen Merkmale" der neuen Epoche von Kants Briefwechsel.

Es erübrigt noch, dem hochverdienten Herausgeber, Oberbibliothekar Dr. Rudolf Reicke in Königsberg i. Pr., von ganzem Herzen Dank zu sagen für die unermüdliche Sorgfalt, die er auch diesem Bande hat zutheil werden lassen, für die keine Mühe scheuende Emsigkeit, mit der er lange Jahre hindurch gesammelt, und für die Gewissenhaftigkeit und Treue, mit der er das Aufgefundene veröffentlicht hat. Dank, vielen Dank für die Arbeit, die Reicke im Dienst der Wissenschaft unternommen hat, und Glück zu ihrer Vollendung! Auch derer sei dankbar gedacht, die es ermöglicht haben, daß Reicke das Resultat seiner Sammelarbeit in solch würdiger, vornehmer Form zu veröffentlichen imstande ist: der Kant-Kommission der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, und insbesondere Dilthey's, auf dessen Anregung ja das große Unternehmen der Herausgabe des gesammten „Kant" zurückgeht.

Fritz Medicus.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- E. Jenny: Goethe's altdeutsche Lektüre. Baseler Doktordissertation 1900. — Wennschon das vorliegende Büchlein keine neuen, überraschenden Ergebnisse liefert, die etwa die Stellung Goethe's zur altdeutschen Literatur in einem wesentlich anderen Lichte als bisher erscheinen ließen, so ist doch die Arbeit insofern willkommen und nützlich, als sie zum erstenmale systematisch und im Zusammenhange alle Zeugnisse vorführt und kritisch zu würdigen sucht, die unsre Kenntniß dieses Verhältnisses ermöglichen. Zwar gibt es bereits einige ältere Abhandlungen über den Stoff, aber Jenny hat den Vortheil, eine seither neu erschlossene Hauptquelle, die erst in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Tagebücher Goethe's, für sich verwenden zu können. Seine Absicht ist es, auf Grund dieser und anderer Zeugnisse festzustellen, was der Dichter von altdeutscher Literatur — als Grenze ist für diesen Zusammenhang mit Recht das Jahr 1648 angenommen — und wie er es gelesen hat. Ausgeschlossen ist ausdrücklich die Untersuchung darüber, wie diese Studien auf seine eigene Dichtung eingewirkt haben. Die Darstellung gliedert sich naturgemäß in vier Abschnitte, der erste umfaßt die Jugendzeit bis zur Uebersiedelung nach Weimar. In Frankfurt schon liest der Knabe eifrig die Bibel in Luthers Uebersetzung, deren Sprache nachhaltigste Wirkung auf ihn geübt hat, und alte deutsche Volksbücher, die ihn mit dem Mittelalter, mit dem 15. und 16. Jahrhundert vertraut machen. In Leipzig steht er unter der Herrschaft französischen Geschmackes und Wesens, aber in Straßburg werden unter Herders Leitung planmäßig altdeutsche und nordische Studien betrieben, die er auch nach der Heimkehr in die Vaterstadt nicht gleich aufgibt; vielmehr läßt er da von neuem auch die Anregungen aus der Knabenzeit auf sich einwirken. In der klassischen Zeit 1775—1805 übt das deutsche Alterthum fast gar keine Anziehungskraft auf ihn aus, höchstens in der ersten Zeit noch Hans Sachs. Dann wird die Antike Alleinherrscherin, und nur die Beschäftigung mit Reineke Fuchs bildet eine Ausnahme; nur mittelbar ist die eine zeitlang gern betriebene Lektüre der Neulateiner Secundus und Balde, auf die ihn wieder Herder aufmerksam macht, hier zu erwähnen. Am häufigsten und eifrigsten liest Goethe altdeutsche Literaturdenkmäler in der Zeit von 1805—1812, wo die Romantiker sie ihm zuführen, und zwar mit solchem Erfolge, daß er mit jeder germanistischen Veröffentlichung sich abzufinden für seine Pflicht hält. Sehr gründlich beschäftigt er sich mit dem Nibelungenliede, das er vom 9. November 1808 bis 12. Januar 1812 für sich studirt und den Damen des Hofes vorliest. Indessen die allzu einseitigen und subjektiven Bestrebungen der Romantiker lassen bald seine Theilnahme mehr und mehr zurücktreten, so daß er in den letzten zwanzig Jahren, über die übrigens für unsre Frage noch nicht völlige Klarheit herrscht, da manche Tagebücher und Briefe noch nicht herausgegeben sind, eine vorsichtige, kühl abwartende, fast abweisende Haltung einnimmt. — Auch die Art, wie er liest, und warum er es thut, ist bemerkenswerth. In der Jugend erfüllt ihn warme, vaterländische Begeisterung für das ungezwungene, urwüchsige deutsche Alterthum, in späterer Zeit tritt an deren Stelle rein dichterisches und ästhetisches, vorübergehend auch historisches Interesse; als Gelehrter dagegen hat er sich nicht mit der deutschen Vorzeit beschäftigt, weßwegen ihm auch nie der eigenthümliche Werth ihrer literarischen Denkmäler recht aufgegangen ist. — Zum Schluß noch eine Bemerkung: Ist es schon wunderlich, daß beim Nachweis Sachsischer Stücke in Goethe's Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" nur auf Goedeke's Verzeichniß im Grundriß, nicht auf den Dichter selbst zurückgegangen wurde, so ist es ganz unverständlich, wie sich der Verfasser beim „Schandenport der zwölf Tyrannen" mit der Bemerkung zufrieden geben konnte, dies Stück sei bei Goedeke nicht zu finden. Ein Blick in die große Ausgabe des Stuttgarter Literarischen Vereins hätte ihn belehrt, daß es dort im ersten Bande der Werke H. Sachsens (des Vereins 102. Veröffentlichung) von S. 221—230 gedruckt ist. Es führt den Titel „Schandenpord. Die zwölff thyrannen deß alten testaments mit ihrem wütigen leben und erschräcklichen undtergang, allen ieden Christen, so under dem schweren joch deß blutdurstigen Türcken und ander tyrannen verstricket sind" und ist datirt vom 1. Juli 1531.

P. R. Dem von Freunden und Feinden gleichviel umstrittenen Tondichter und Direktor der Wiener Hofoper, Gustav Mahler, widmet Max Graf sein im „Wiener Verlag" erschienenes Werkchen: „Wagner-Probleme und andere Studien". Auf den Seiten, welche dem Ganzen voranstehen, und in deren Zeilen „Der Verfasser zu seinen Lesern" spricht, ist manches, was auch Max Graf sich selbst zu Herzen nehmen dürfte, weil er dann vielleicht doch — — anders über Robert Schumann urtheilen würde, als er weniger bei gegebener, als von ihm selbst genommener Gelegenheit gethan. Indessen — gleichviel; hier han-

delt es sich nur um seine „Probleme und Studien". Daß er mit ihnen sehr viel Geistreiches, wenngleich auch mitunter mehr als genug eigen . . . . . sinnigen Geist geboten hat, unterliegt keinem Zweifel. Nun Einem hier in München ebenfalls Gelegenheit gegeben war, Gustav Mahlers „C-moll"-Symphonie zu hören, kann man aber auch mit gutem Gewissen und völlig unbeschadet des Standpunktes, welchen man einnimmt, behaupten: in seiner grenzenlosen Liebe zu dem Wiener Tondichter und Hofopern-Direktor wird Herr Max Graf zum reinen Hypnotiseur. Den Beweis für diese Behauptung kann man bei ihm selbst, von Seite 122 bis 134 nachlesen. Natürlich versagt er es in seinen kritischen Studien sich auch nicht, den Fall Nietzsche-Wagner näher zu beleuchten; hierin jedoch schafft er auch nicht recht viel Helle mehr, als alle Uebrigen, welche sich diesem — Vergebung für das harte Wort, allein es ist hier vollkommen am Platze, leider! — Sport ergeben haben. — Nicht gerade hervorragend werthvoll, jedoch immerhin lesenswerth, ist die dritte Abtheilung des 182 Seiten umfassenden Buches: „Pariser Intermezzi". Das letzte dieser „Intermezzi": „Neue Musik", ist sehr geschickt an den Schluß des Ganzen überhaupt gestellt. Ob die „Wagner Probleme", „Kritische Studien", und „Pariser Intermezzi" von Max Graf von Musikkennern, Freunden und sonstigen mit der Musik mehr oder weniger Zusammenhängenden, immer und immer wieder hervorgeholt werden, möge dahingestellt bleiben; jedenfalls sind sie ein Buch, welches alle die kennen sollten, deren Beruf oder Neigung, oder was irgend sonst, sie mitten in das Heute stellt.

Richard Hamel: Zauber der Ehe. Verlag von Alexander Duncker, Berlin 1900. — Ein Mann in kraftvoller Jugendblüthe, begeistert für das Erhabene, erfüllt von schöner Sinnlichkeit, auf der Suche nach Wahrheit und Erkenntniß und ein Weib, anmuthreich, keusch in ihren Empfindungen, voll Güte und Stolz — so sind die Zwei, die sich für's Leben gefunden haben. Sie sind von dem Dichter nicht als handelnde Personen eingeführt, aber ihre Gedanken, Neigungen und Wünsche beherrschen das Buch. Aus dem Herzen des Mannes führen viele Fäden in die Welt, aber alle treffen sich wieder bei ihr, in der sein Leben die höchste Vollendung fand. Er gibt ihr von dem Reichthum seines Geistes und Herzens mit vollen Händen, und sie gibt das köstlichste zurück, sich selbst. Die Dichtung ist das hohe Lied auf die keuscheste Liebe, die es gibt, die eheliche Liebe. Sie ist von sittlichem Ernst getragen, der aber niemals zur Strenge wird. Der Reichthum von Hamels Sprache, die Innigkeit seiner lyrischen Empfindung offenbaren sich am schönsten in den Reflexionen und zarten Stimmungsbildern. Wahre Perlen sind darunter: „die Winde", „die Geburt der Liebe", „das Kind", „die Wasserrose" (von intimstem Reiz), „die Wolke" u. a. Auch auf dem Gebiet der Lyrik werden oft Saiten angeschlagen, die in dem Leser jenen Widerhall erwecken, der nur durch wirkliche Schönheit erreicht werden kann. Wer solchen Zauber der Ehe an sich erfährt, der muß wahrhaftig das Leben des Lebens werth gefunden haben. Eines der wenigen Bücher, die einen nachhaltigen Eindruck zurücklassen. hg.

* Soeben ist im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig als neuester Band der „Illustrirten Elzevir-Ausgaben" Rückerts „Liebesfrühling" mit reichem Bilderschmuck von Hugo Flintzer erschienen. Schon seit Jahren haben sich diese reizend ausgestatteten Bändchen in Duodezformat als entzückende Festgeschenke bei jung und alt glänzend eingeführt, und dieser neueste Band, der in drei verschiedenen zarten und duftigen Farbtönen gedruckt ist, dürfte der Sammlung noch zahlreiche neue Freunde erwerben. Die Elzevir-Ausgaben bringen die vorzüglichsten Schätze unsrer klassischen Dichter in der denkbar edelsten Form und eignen sich darum in ganz hervorragendem Maße zu Weihnachtsgeschenken für unsre Damen und die heranwachsende Jugend. Die einzelnen Bände kosten in feinstes rothes Saffianleder gebunden mit Goldschnitt nur 3 M. und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

n. Eine neue französische Zeitschrift wird auch in Deutschland von Manchem willkommen geheißen werden: die Revue de synthèse historique (Paris, Librairie Léopold Cerf). Ihr Leiter ist Prof. Henri Berr, der sich durch ein umfassendes und gedankenreiches Werk: „l'avenir de la philosophie, esquisse d'une synthèse des connaissances fondée sur l'histoire", einen angesehenen Namen gemacht hat. Die neue Revue verfolgt gegenüber den vorhandenen historischen und philosophischen Zeitschriften einen eigenen Weg; sie will den Gesammtstand der geschichtlichen Forschung in allen ihren Verzweigungen übersehen lassen, sie will die verschiedenen historischen Studien einander näher rücken und sie durch einander aufklären. Sie will sich von der Anthropologie, der Ethnographie, der Soziologie aneignen, was sie darin an Werthvollem für ihre Zwecke findet. Sie wird die prinzipielle Erfassung der Geschichte zu vertiefen suchen und rechnet dafür auch auf die Mitarbeit der Philosophen. So will sie überall der Synthese dienen, welche als Gegengewicht gegen die fortschreitende Spezialisirung immer nothwendiger wird. — Die nähere Einrichtung der Zeitschrift ist so geplant, daß Artikel prinzipieller Art voranstehen, dann kommen allgemeine Ueberblicke (revues générales), wofür der Herausgeber eine stattliche Anzahl hervorragender Mitarbeiter gewonnen hat, es folgen speziellere Fragen und Diskussionen, den Schluß bildet eine Bibliographie, welche über die neuen Bücher und Artikel orientiren wird. — Das erste Heft, welches uns vorliegt, führt das Unternehmen aufs beste ein. Nach einer Erörterung des Herausgebers sur notre programme bringt es Artikel von Emile Boutroux: „histoire et synthèse", von Pierre Foncin: „introduction à l'étude des régions et pays de France", von Karl Lamprecht: „la méthode historique en Allemagne", von Paul Lacombe: „la science de l'histoire d'après M. Xénopol". Ueberblicke bedeutender und interessanter Art werden geboten von Gustave Lanson über die neuere französische Literatur und von Jules Combarieu über die Musik im Mittelalter. — Die neue Revue, welche alle Kulturvölker in ihr Programm einschließt, entspricht gewiß einem wissenschaftlichen Bedürfniß; möchte sie auch in Deutschland Beachtung und Anerkennung finden!

* Ein neuer Zweig der Acetylen-Industrie hat sich in Frankreich entwickelt. Das Verfahren, das im „Journ. de Chimie industr." beschrieben wird, ist eine Erfindung des Bergbau-Ingenieurs Hubou und bietet einen besonderen Vortheil dadurch, daß gleichsam als Nebenprodukt ein chemischer Stoff fast kostenlos gewonnen wird, der bisher theuer bezahlt werden mußte, nämlich der Wasserstoff. Für dieses Gas ist besonders wegen der unaufhaltsamen Fortschritte der Luftschiffahrt, die es zur Füllung des Ballons braucht, ein stetig steigender Bedarf vorhanden, und trotzdem ist der Wasserstoff noch immer nicht erheblich im Preis zurückgegangen. Ingenieur Hubou's neues Verfahren ist folgendes: Wenn Acetylengas auf zwei bis drei Atmosphären zusammengepreßt und durch einen glühenden Draht entzündet wird, so zersetzt es sich unter einer Explosion in Wasser- und Kohlenstoff. Die Explosion bietet keinerlei Gefahr, wenn man sich eines genügend festen Gefäßes bedient. Der Apparat von Hubou enthält außer diesem Gefäß einen damit in Verbindung stehenden Behälter, der den entwickelten Wasserstoff aufzunehmen hat. Eine Kompressionspumpe setzt das Acetylen innerhalb eines Stahlblocks unter einen Druck von fünf Atmosphären, worauf ein im Innern dieses Stahlgefäßes befindlicher Draht durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht wird. Bei der erfolgenden Zersetzung entweicht der im Acetylen enthaltene Wasserstoff unter einem Druck von 25 Atmosphären, und gleichzeitig schlägt sich der Kohlenstoff in den als Acetylenruß bezeichneten äußerst feinen Theilchen auf den Boden und an den Wänden nieder. Der entwickelte Wasserstoff wird dann durch einen Hahn in seinen Behälter abgelassen. Die Erzeugungskosten des Wasserstoffs sind dabei fast gleich Null. Ein Kilogramm Acetylen, das einen Fabrikpreis von 80 Pf. hat, gibt über ein Kubikmeter Wasserstoff und 925 Gramm Ruß. Diese 925 Gramm Acetylenruß haben für sich allein einen höheren Verkaufswerth als das zu ihrer Herstellung nöthige Gas, so daß der Wasserstoff ganz nebenbei abfällt.

* Eine Forschungsreise zur Untersuchung des Volkslebens der Eingeborenen Mittel- und Nord-Australiens wird im Februar nächsten Jahres von Mr. Gillen und Prof. Baldwin Spencer, die bereits vor drei Jahren die mittelaustralischen Stämme besucht hatten, unternommen werden. Die beiden Forscher genießen die Unterstützung der Regierungen von Südaustralien und Victoria, sowie des Eigenthümers des Melbourner „Age", der 1000

Pfund zu den Kosten beigesteuert hat. Die Regierung von Südaustralien hat der Expedition gestattet, sich zu ihrer Verproviantirung der Vorräthe des transaustralischen Telegraphen zu bedienen, dessen Beamten gleichfalls angewiesen sind, das Unternehmen zu fördern. Wenn die Winterregen die Reisebedingungen günstig gestalten, so hofft man, daß die Expedition ebenso reiche Erfolge haben wird wie die frühere, obwohl ihre diesmalige Aufgabe noch größeren Takt erfordert; denn die Eingeborenen des nördlichen Gebietes sind schwieriger zu behandeln als die des mittleren, die Hrn. Gillen kennen und ihm das äußerste Vertrauen entgegenbringen. Die Stämme der Mac Donnell-Berge werden noch genauer untersucht werden als vorher; später wollen die Forscher sich längs des Roper-Flusses nach dem Golf von Carpentarie wenden und, wenn es die Zeit erlaubt, auch den Daly und den Victoria-Fluß hinabgehen.

* **Stuttgart.** An der hiesigen technischen Hochschule habilitirte sich, dem „Schwäb. Merkur“ zufolge, Dr. E. Englisch als Privatdozent für Photographie.

* **Tübingen.** Unsre gestrige Meldung, wonach Prof. v. Thudichum in den Ruhestand getreten ist, ergänzen wir auf Wunsch des betreffenden Herrn selbst dahin, daß derselbe der übrigens im nächsten Jahre sein 70. Lebensjahr vollendet, auf sein Ansuchen erst mit dem Schluß des Wintersemesters in den Ruhestand treten wird.

* **Aus Frankreich.** Nach dem „Figaro“ besteht die Absicht, an der Pariser medizinischen Fakultät einen Lehrstuhl für Kolonialmedizin zu errichten. Der Obmann der kolonialen Deputirtengruppe, Etienne, hat sich bereit erklärt, in der Kammer einen Zuschuß für diesen Lehrstuhl zu beantragen, der insbesondere dem Studium der epidemischen Tropenkrankheiten gewidmet sein soll.

T. **Aus Rußland.** Eine internationale Vereinigung zur Förderung der Erforschung von Innerasien hat sich in St. Petersburg gebildet.

T. Eine goldene Medaille hat der König von Dänemark dem Leutnant Amdrup für seine neuen Forschungen an der bisher unbekannten Ostküste von Grönland verliehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Till Eugenspiegel posthumus: Alte Gedanken. Göttingen, Wunder. — K. Telmann: Sphinx. 2. Aufl. Leipzig, Kiepert. — Dr. J. Malin: Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Wien, Selbstverlag 1900. — C. After: Isabeau die Schöne. Drama. Wien, Braumüller u. Sohn 1899. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 10. Jahrg. Wien, Konegen 1900. — Landmann-Rasp-Grußmann: Kommentar zum Invalidenversicherungsgesetz. 3. Abtheilung. München, Beck 1901. — K. Frhr. v. Stengel: Die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Tübingen und Leipzig, Mohr 1901. — Dr. K. Bücher: Die Entstehung der Volkswirthschaft. 3. verm. und verb. Aufl. Tübingen, Laupp 1901. — Goethe's Briefe an Frau v. Stein. 3. Aufl. 2. Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1900. — G. Brandes: Moderne Geister. Ebd. 1900. — Launhardt: Am sausenden Webstuhl der Zeit. (Aus Natur und Geisterwelt.) Leipzig, Teubner 1900. — Weltgeschichte. Hrsgb. von Helmolt. 7. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut 1900. — Dr. J. Landmann: System der Discontopolitik. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1900. — Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung: Napoleon I. Revolution und Kaiserreich. Berlin, Spaeth 1900. — Frommel-Gedenkwerk. 3. Bd. Briefe aus Amt und Haus 1849 bis 1896. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins. 2. Jahrgang 1901. Ebd. 1901. — Die Kunst im Leben. 1. Jahrg. 1. Heft. Berlin, Schenck Sohn 1900. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Hrsgb. von A. Bettelheim. 4. Bd. Berlin, Reimer 1900. — Bertha Gomer: Aus verborgenem Schacht. Stuttgart, in Komm. bei Glaser u. Sulz. — M. Hulde: Ein Meteor. Eine Künstlergeschichte. Berlin, Bondi 1901. — O. v. Gerstfeldt: Sturm und Stille. Gedichte. Berlin, Siegismund 1901. — A. Lichtwark: Erziehung des Farbensinnes. Berlin, Cassirer 1901. — K. Th. Gaedertz: Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. 3. (Schluß-) Band. Wismar, Hinstorff 1901. — K. Ettel: Aus ewigen Quellen. Gedichte. Leipzig, Uhlig 1901. — Dante's Göttliche Komödie. Deutsch von P. Pochhammer. Leipzig, Teubner 1900. — G. E. Rani: Der böse Blick. Schauspiel. Lahr i. B., Schauenburg u. Co. 1900. — A. Reger: Armengesetz. 4. Aufl. Ansbach, Brügel u. Sohn 1901. — Schillers Weltgeschichte. II. Mittelalter. Berlin und Stuttgart. — Dr. H. Reimer: Georg Andreas Reimer. Berlin, Reimer 1900. — H. Riemann: Geschichte der Musik seit Beethoven (1800—1900). Berlin und Stuttgart, Spemann 1901. — Dr. Albanus: Das Privattestament. Das Militär- und Marinetestament. 5. Aufl. Delitzsch, in Komm. bei Pabst 1900. — Briefe eines Unbekannten über die Rechtswissenschaft. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1901. — Chr. Eckert: Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Bd. 18, Heft 5.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Deutsche Konkurrenzen. XI. Band, Heft 7. Leipzig, Seemann 1900. — Neubauten. VII. Band, Heft 1. Ebd. 1900. — G. Lohde: Der Jäger von Rominten. Epos. Dresden, Trapp 1900. — Lübke-Semrau: Die Kunst des Mittelalters. Stuttgart, Neff 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 21. Dezember. Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes.

In unsern Tagen, in denen die Fremdwörter so heiß umstritten werden, lohnt es sich doppelt, einmal das fremde Gut zu mustern, das von uralter Zeit an in die deutsche Sprache eingedrungen und von ihr aufgesogen worden ist. Wie die Vergangenheit immer die beste Lehrmeisterin der Gegenwart ist, so ließe sich wohl auch aus der Art, in der die deutsche Sprache durch wirkliche Aneignung die übernommenen Fremdwörter zu nicht mehr fremdartig anmuthenden Lehnwörtern umgeschaffen hat, der richtige Weg zur Lösung der Schwierigkeiten finden, welche die Fremdwörterfrage bietet. Indessen soll für die nachfolgenden Betrachtungen nicht dieser praktische Gesichtspunkt maßgebend sein, wenn auch jede geschichtliche Erkenntniß fellen für die Gegenwart unfruchtbar bleibt. Man kann nun sprachgeschichtliche Fragen in sehr verschiedener Weise behandeln; in der Hauptsache stellen sich aber zwei Arten der Betrachtung heraus. Die eine legt mehr Werth auf die formale Seite; sie verfolgt die Entwicklung der Laute, der Silben- und Wortformen, sie sucht das geheimnißvolle Walten des Sprachgeistes zu erforschen und ihn bei seiner Arbeit zu belauschen. Eine zweite Art der Betrachtung benutzt die von der ersten gewonnenen Ergebnisse, um mit ihrer Hülfe in die Kulturverhältnisse der ältesten Zeiten einzudringen, über die uns keine geschichtliche Urkunde Aufklärung zu bieten imstande ist. So beruht unsre ganze Kenntniß von dem Leben und den Lebensverhältnissen der Indogermanen auf den Resultaten, die die vergleichende Sprachwissenschaft zutage gefördert hat. Aber auch innerhalb unsrer eigenen Sprache lassen sich zuweilen aus einem einzigen Worte die wichtigsten Schlüsse auf die Kulturverhältnisse und ihre Entwicklung ziehen. Nehmen wir z. B. ein Wort, das heute sich keiner besonderen Achtung erfreut: albern. Das Wort hieß im Althochdeutschen alawari wahrhaftig, ganz wahr — unwillkürlich steigen vor unserm geistigen Auge die alten Germanengestalten auf, „blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stahl und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen“. Wer innerlich wahrhaftig war, bei dem glaubten die Germanen auch Güte, Milde und Nächstenliebe vorausfetzen zu dürfen; und so erhielt alawari auch die Bedeutung: gütig, freundlich, zugeneigt. Nun aber kam von Frankreich die ritterlich-höfische Kultur nach Deutschland. Sie brachte vieles Gute: sie verfeinerte und veredelte die Sitten, sie schliff das Rauhe ab und schaffte manche Roheit aus der Welt. Aber sie erstickte auch manche werthvollen Keime, sie setzte an die Stelle des ursprünglichen Naturlautes konventionelle Formen. Das zeigt sich nun auch an dem eigenthümlichen Bedeutungswandel unsres Wortes. In der höfischen Gesellschaft durfte man nicht immer derb mit der Wahrheit dreinfahren; war die Wahrheit unbequem, so war es besser, den Sachverhalt vorsichtig zu verhüllen oder auch sich geradezu mit einer fein ersonnenen Lüge zu helfen. Wer dennoch die ungeschminkte Wahrheit sagte, galt für unbeholfen, täppisch, lächerlich, und so erhielt das schöne alte Wort, mittelhochdeutsch alwaere = albern in dieser Zeit der ritterlichen Kultur seine heutige Bedeutung.

In ähnlicher Weise können uns die in der deutschen Sprache enthaltenen Lehnwörter über die allmähliche Entwicklung der deutschen Kultur Aufschluß geben, und das umsomehr, als die Germanen die Neigung hatten, mit den Gegenständen, die ihnen von fremden Völkern zukamen und für die sie selbstverständlich noch keine Bezeichnungen hatten, auch die bei dem betreffenden Volke gebrauchten Namen zu übernehmen. Da uns nun ferner ein großes Sprachgesetz (die sog. Lautverschiebung) es in vielen Fällen ermöglicht, die Zeit des Eindringens der Lehnwörter etwas näher zu bestimmen, so sind wir imstande, aus diesen fremden Bestandtheilen unsrer Sprache ein reiches Bild der Entwicklung der deutschen Kultur zu gewinnen. Wie der einfache Anschauungskreis der ältesten Germanen sich erweiterte, wie von verschiedenen Seiten neue materielle und geistige Güter nach Deutschland strömten und wie die neuen Kulturerrungenschaften eine völlige Umwandlung des Volkslebens herbeiführten — das läßt eine genaue Betrachtung des fremden Sprachgutes mit Deutlichkeit erkennen. Die Grundzüge dieser Entwicklung sollen in aller Kürze an der Hand eines kundigen Führers[1]) dargestellt werden.

Als die Germanen wahrscheinlich aus dem südöstlichen Europa in das Land zwischen Weichsel und Elbe einwanderten, brachten sie schon eine Reihe von Bezeichnungen mit, die nicht dem Germanischen angehören, sondern die ihnen auf ihrer Wanderung von irgend einem nicht stammverwandten Volke (das vielleicht der finnisch-tatarischen Rasse angehörte) zugekommen sind. Es sind das die Worte: Silber, Hanf, Pfad, Schiff, Rübe, Affe. So sehen wir, wie die Germanen ihnen unbekannte Nahrungs- und Bekleidungsmittel (Rübe, Hanf)

[1]) Von dem vortrefflichen Buche Friedrich Seilers: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes, dessen erster Theil (1895) bis zur Einführung des Christenthums reichte, ist kürzlich (Halle 1900) der zweite Band erschienen, der bis zum Beginn der neueren Zeit führt. Wer sich über die oben kurz behandelten Fragen näher unterrichten will, dem sei die schöne Darstellung warm empfohlen. Nicht minder sei immer von neuem auf das ausgezeichnete, jetzt in sechster Auflage vorliegende Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von Fr. Kluge (Straßburg 1899) hingewiesen, das keineswegs bloß ein Nachschlagewerk ist, sondern in seiner Einleitung und seinen einzelnen Artikeln eine fesselnde Lektüre bietet.

kennen lernen, wie ihnen Angehörige eines fremden Volkes Wege weisen, wie ihnen wahl durch dasselbe Volk zum erstenmal das Wasserfahrzeug entgegentritt, das den im Innern der Steppen lebenden Germanen freilich noch nicht bekannt sein konnte; ja ein Bild aus der Wanderung scheint auch das Wort Affe zu eröffnen: man glaubt förmlich den fahrenden Mann mit seinem Affen zu sehen, der von den des Anblicks ungewohnten und daher doppelt für ihn empfänglichen Germanen umdrängt wird.

Deutlicher als in dem eben besprochenen Falle werden die Beziehungen der Germanen zu den Kelten, die von den Germanen über Donau und Rhein zurückgedrängt wurden. Der Name des mitteldeutschen Keltenstammes Volcae wurde den Germanen zum Gesammtnamen der Kelten und in der späteren Umformung: welsch (vgl. Welschkohl, Wallnuß) alles Romanischen. Wichtiger ist, daß die Germanen von den Kelten das Eisen und seine Bereitung kennen lernten, wie der keltische Name: Eisen beweist. Damit war ein wichtiger Kulturfortschritt erreicht. Aber auch in andere r Beziehung übten die höher entwickelten Kelten ihren Einfluß aus; ihre staatlich-politischen Einrichtungen wurden zum Theil für die Germanen vorbildlich. Denn die Wörter: Amt und das Reich sind keltischen Ursprungs.

Indessen hält das, was den Germanen von den Kelten zugekommen ist, keinen Vergleich aus mit der tiefgreifenden Einwirkung, welche die römische Kultur auf das noch einfache Volk äußerte und von deren Größe eine Unzahl von Lehnwörtern deutliches Zeugniß ablegen. Gleich das älteste in geschichtlicher Zeit entlehnte römische Wort zeigt, wie empfänglich die Germanen noch für die Größe und Machtfülle einer bedeutenden Persönlichkeit waren: es ist der Name des großen Caesar, damals Kaisar gesprochen, und allmählich in Kaiser aus einem Eigennamen zur Bezeichnung einer Würde umgewandelt. Gehörte dieses Wort der kriegerisch-staatlichen Sphäre an, so konnten auch sonst auf diesem Gebiete die Germanen von den Römern unendlich viel lernen. Im kriegerischen und friedlichen Verkehr, im Dienste des fremden, geistig nach überlegenen Volkes eigneten sich die Germanen zahlreiche Einrichtungen der Römer an. Die gefährliche Wurfwaffe der Römer, das pilum, wurde ihnen zum Pfeil, das Schlangen-Feldzeichen der Römer, der draco, lebt in unserm Drachen fort, der Wall erinnert an die römische Lagerbefestigung, während der Pfahl (palus) an das große Befestigungswerk, den Limes gemahnt. Das castellum der Römer finden wir mit deutscher Betonung in Kästel bei Mainz wieder; daß die großartige Thätigkeit, die die Römer im Straßenbau entwickelt haben, ihre Wirkung auf die Germanen nicht verfehlen konnte, würde auch anzunehmen sein, wenn es uns nicht durch die Herübernahme der Worte Straße (aus lat. strata) und Meile (aus dem lateinischen Wegzeichen milia passuum, tausend Schritt) ausdrücklich bezeugt wäre. Von der Größe des Eindrucks, den das römische Kriegswesen und seine Einrichtungen auf die Germanen ausübten, gibt die Thatsache den deutlichsten Beweis, daß das heute gebräuchlichste Wort für Streit und Krieg aus dem Lateinischen stammt. Kampf aus campus, Blachfeld, später auch in der Bedeutung Zweikampf gebraucht; jedenfalls eine höchst merkwürdige und nur aus der Bewunderung vor der überlegenen Kultur erklärliche Erscheinung, daß bei einem so kampfesfreudigen Volke schließlich der fremde Name für Streit die althergebrachten zurückdrängt. Nicht ebenso wie das Kriegswesen fanden Verwaltung und Rechtsverfahren der Römer den Beifall der Germanen; aus der Geschichte der Schlacht im Teutoburger Wald ist es ja allgemein bekannt, welchen tödlichen Haß die Germanen den römischen Juristen entgegenbrachten. Aber vielleicht gerade deßhalb haben sich manche Einzelheiten aus diesem Gebiete der Sprache unauslöschlich eingeprägt: Zoll, Zöllner, Ketten und Kerker sind lateinischen Ursprungs; der römischen Rechtssprache entstammt neben unserm: sicher (securus) auch ein Wort, das heute mit dem strengen Recht freilich nichts mehr gemein hat, sondern einem lieblicheren Vorstellungskreis angehört, nämlich: kosen (aus lat. causari, einen Rechtsstreit führen).

Die eigentliche Bedeutung der Anregungen, die die Römer den Germanen zu bieten imstande waren, lag jedoch weit mehr auf dem Gebiete des friedlichen Handels und Wandels; und hier zeigte sich das jugendfrische Volk, nachdem es unzweifelhaft eine Zeitlang die fremden Einrichtungen mit Abneigung betrachtet und sich gegen sie gewehrt hat, bald als gelehrigen Schüler des älteren. Zunächst war es der Handel, durch den die Germanen mit einer Menge neuer Begriffe und Wörter bekannt wurden. Durch die römischen Händler lernten sie den Wein kennen, der anders durch die Kehle rann als der heimische Meth und das Bier; von den Römern, die den Wein nicht ungemischt tranken, nahmen sie das Wort: mischen herüber. Auch die Art, in der der Händler seine Waaren verpackte, blieb auf die Germanen nicht ohne Wirkung: Sack, Kiste, Korb und Schrein sind so zu uns gekommen; ebenso die Namen der Thiere, die dem Kaufmann die Last trugen: Esel, Maulthier und Saumthier; daß auch das Geld dabei ins Rollen kam (Münze aus lat. moneta) und die Waaren nach dem Gewicht verkauft wurden (Pfund aus lat. pondo), ist selbstverständlich. Aber auch das Wort: kaufen stammt aus dem Lateinischen, und zwar weist es uns unmittelbar auf den Weinhandel, da der fahrende römische Weinverkäufer caupo genannt wurde. Halten wir alle diese Worte zusammen, so gewinnen wir ein hübsches Kulturbildchen; wir sehen den römischen Händler, „wie er mit seinen Eseln oder Maulthieren auf der neu erbauten Heerstraße durch das halb kultivirte Grenzland zieht. Die Thiere sind beladen mit Weingefäßen, Säcken, Körben und Kisten; Gewichte und Geld hat er bei sich, und gern macht er im Schutze des römischen Standlagers längere Rast, um als caupo einen von den Germanen der Umgegend gern besuchten Weinschank zu eröffnen.“ — Der Händler konnte jedoch einen wirklich durchgreifenden Einfluß auf die Kultur der Germanen nicht ausüben; eine wirkliche innere Erziehung des Volkes fand erst dadurch statt, daß die werthvollen Kulturerrungenschaften nicht bloß bekannt, sondern auch herübergenommen und zur Grundlage selbständiger Thätigkeit gemacht werden.

Wohl waren den Germanen schon sehr frühzeitig die Anfänge des Ackerbaues bekannt, aber die Art, in der sie ihn ausübten, war nicht unbedingt geeignet, sie zur Seßhaftigkeit zu erziehen. Man blieb so lange auf einem Gebiet sitzen, bis das Getreide eingeerntet war, dann wurde das einfache Holzhaus auf einen Wagen gehoben, und der ganze Stamm setzte seine Reise weiter fort, um sich neues Ackerland zu verhältnißmäßig kurzem Aufenthalt aufzusuchen. Das wurde seit der Einführung des Wein- und Obstbaues anders. Hier ließ sich der Lohn der Arbeit nicht so schnell und mühelos gewinnen wie beim Getreide; Jahre geduldigen Ausharrens erwiesen sich als nöthig. So ist die Herübernahme des Wein- und Obstbaues (etwa Ende des 5. Jahrhunderts),

zu einem der folgenreichsten Ereignisse in der Entwicklung der deutschen Kultur geworden. Sprachlich wird es uns durch die dem Lateinischen entlehnten Ausdrücke: Wein, Winzer, Kelch, Becher, Most, Essig, Kelter, Presse, Trichter, Eimer, Kübel, Flasche, Pech bezeugt; wiederum entwickelt sich, wenn wir diese Worte betrachten, vor unsern Augen ein lebendiges Bild: wir befinden uns zur Zeit der späteren römischen Kaiser etwa an den Mosel-Ufern oder am linken Rhein-Ufer: fleißige römische Weinbauer sind eifrig beschäftigt, die Rebe einzupflanzen, oder sie haben eben eingeerntet und beginnen zu keltern; neugierig schauen einzelne Germanen dem ungewohnten Treiben zu, sie prüfen mit Behagen den süßen Most, der ihnen zur Probe gereicht wird, sie betrachten forschend die einzelnen Gegenstände, lassen sie sich benennen und suchen sie wohl auch mit schwerer Zunge nachzusprechen. Zahlreiche aus dem Lateinischen entlehnte Namen für die feineren Obst- und Gemüsearten (Kirsche, Pflaume, Kastanie, Kürbis, Mispel, Kohl) bezeugen uns, wie mit dem Weinbau auch die Pflege des Obstes und der Gartengewächse nach römischem Muster in Deutschland eingeführt wurde; das Verhältniß wird noch klarer dadurch, daß auch durch die drei Bezeichnungen für das Veredeln des Obstes und der Gewächse lateinischen Ursprungs sind: propfen, pelzen und impfen, wie denn auch das lateinische Wort für Setzling, planta, in unser deutsches: Pflanze umgewandelt worden ist (auch unser: pflücken entstammt dem Lateinischen).

Die Veränderungen, die die Einführung des Wein- und Obstbaues in Deutschland herbeiführten, waren von einschneidender Natur. Für ein wirklich seßhaftes Volk genügten die einfachen Holzhäuser nicht mehr, die die Germanen von Ort zu Ort schafften; behielt man einen Wohnsitz bei und rechnete man darauf, daß auch Kinder und Kindeskinder das gleiche Besitzthum noch bewirthschaften würden, so galt es, dem Hause Festigkeit und Dauer zu verleihen. So schwand die Abneigung vor den römischen Steinhäusern, die eben in den halbnomadischen Neigungen der Germanen ihre Wurzel hatte, und auch auf deutschem Gebiete fing man an, eifrig dem Vorbilde des fremden Volkes nachzustreben und Häuser aus Stein zu erbauen. Für die Gegenstände, die sich schon in dem alten Holzhause vorfanden, wurden die alten Bezeichnungen beibehalten; urdeutsch sind daher die Ausdrücke: Haus, Dach, Thor, Diele, Schwelle, Säule, Wand, Brett, Balken, Zimmer. Alle Wörter aber, die mehr oder weniger auf den künstlichen Häuserbau sich beziehen, sind wie die Sache selbst lateinisch-romanischen Ursprungs. Dahin gehören Ziegel, Schindel, Kalk, Mauer, Fenster, Pfeiler, Kammer, Kachel, Speicher, Pforte, Keller, Winkel; und wie genau die Germanen die römische Hauseinrichtung nachzubilden suchten, zeigt das Wort: Weiher (aus lat. vivarium = Fischteich); man sieht, daß bei der Uebertragung des römischen Häuserbaues selbst eine für die Römer zwar sehr wichtige, den Germanen jedoch ganz gleichgültige Einrichtung wie der Fischteich im Hofe nicht vergessen wurde.

Rechnet man noch dazu, daß uns die Lehnwörter darüber belehren, wie für die verschiedenen Thätigkeiten neue und bessere Werke und ein dementsprechendes Verfahren eingeführt und wie auch die ersten Kenntnisse der Medizin übermittelt wurden, so hätten wir ein ungefähres Bild von der gänzlichen Umwandlung, die der fremde, vor allem römische Einfluß im germanischen Volksleben herbeiführte. „Wir können diese Entwicklung nicht wohl anders bezeichnen als eine vollständige Revolution des häuslichen und wirthschaftlichen Lebens der Nation, welche durch sie den Uebergang von einem Natur- zum Kulturvolke vollzog. Die Grundlagen der Zivilisation sind nunmehr dauernd und für immer gelegt. Die altererbten Tugenden des Volkes, die Treue, Aufopferung und Hingabe des eigenen Ichs fanden nun ein neues Feld; sie konnten sich jetzt in friedlicher Arbeit bewähren, statt sich wie bisher in Kampf und Schlacht oft ganz fruchtlos zu verzehren. Daneben mußten nun andere schlummernde Tugenden geweckt werden; der Erwerbssinn, der Fleiß, die Emsigkeit und Sorgfalt im kleinen mußte sich entwickeln. Aus den hünenhaften, furchtbar zerstörenden Germanen wurden die fleißig schaffenden, rastlos arbeitenden, ohne daß sie jedoch ihre Kampfesfreudigkeit, ihren Heldenmuth über der Friedensarbeit eingebüßt hätten, die Aneignung der römischen Zivilisation ist es, die unserm Volke Bestand und Dauer verliehen hat."

Diese durchgreifende Veränderung fällt noch in die heidnische Zeit. Allerdings begann auch das Christenthum frühzeitig seinen Einfluß auf die deutsche Sprache auszuüben, und die Spuren dieser Einwirkung lassen sich nachweisen, bevor sich die neue Religion mit aller Stärke geltend machte. Von Osten her drangen durch die Vermittlung der arianischen Gothen eine Reihe von Begriffen und Worten in die deutsche Sprache ein und zwar unmittelbar aus dem Griechischen; das sind die Worte: Kirche (?), Pfaffe, Samstag, wahrscheinlich auch Pfingsten, Teufel und Engel. Wir dürfen aus diesen Worten wohl folgern, daß im 4. und 5. Jahrhundert das Christenthum (und zwar in der Lehre des Arius) in Deutschland manche Anhänger gefunden hat. Daß die Deutschen daneben auch schon auf die römische Kirche und ihre Einrichtungen aufmerksam zu werden begannen, bezeugen die sehr frühzeitig aus dem Lateinischen entlehnten Worte: Bischof, Pfründe, Pfarre und Pfarrer, Dechant und Almosen (aus der romanischen Form des griechischen ἐλεημοσύνη: almosna).

Die germanischen Völker, die sich der Auffassung des Arius von der Person Jesu angeschlossen hatten, verschwanden vom Erdboden; im Osten unterlag der Arianismus bald vollständig der römisch-orthodoxen Lehre, die denn nun auch seit dem 7. und 8. Jahrhundert ihren Siegeslauf in Deutschland antrat. Die geistige Umschaffung des deutschen Volkes, die nunmehr durch die völlige Durchführung des Christenthums eintrat, hat ebenfalls in der Sprache die bleibendsten Spuren hinterlassen. Zunächst ergab sich für die Kirche die Nothwendigkeit, die Begriffswelt des Glaubens den Neubekehrten auch sprachlich zu vermitteln. Zahlreiche neue Vorstellungen, die dem Volke noch unverständlich waren, mußten diesem nahe gebracht und verdeutlicht werden. Die neuen Glaubensboten wandten zur Lösung dieser Frage zwei verschiedene Verfahren an. Entweder man übernahm, wie wir es bisher gesehen haben, mit dem fremden Begriff auch zugleich den fremden Ausdruck, oder man versuchte mit Benutzung deutscher Wortstämme das fremde Wort zu verdeutschen und so neue deutsche Wörter aus dem schon vorhandenen deutschen Sprachmaterial zu schaffen. Die zweite Methode erwies sich namentlich bei Worten als unumgänglich nöthig, die etwas rein Geistiges auszudrücken und abstrakt-religiöse Vorgänge wiederzugeben suchten. Die überaus schwierige Aufgabe, dafür schöne und passende deutsche Ausdrücke zu schaffen, ist im 8., 9. und 10. Jahrhundert glänzend gelöst worden. Wer möchte heute noch Worte wie Wesen, Gnade, Huld, Demuth, Lehre, Sühne, Buße, Sünde, Schuld, Heiland als religiöse Begriffe in der deutschen Sprache missen? Sie

sind auf die eben geschilderte Weise aus lateinischen Ausdrücken übertragen worden, ebenso die weniger schwierigen Begriffe: Gemeinde, Gevatter und Beichte. Daneben drangen nun auch die fremden Bezeichnungen ein. Zu den oben erwähnten, dem kirchlichen Gebiete angehörenden Ausdrücken kamen jetzt aus dem Lateinischen Priester, Platte (Tonsur), Siegrist, Sakristei, Mesner, das Erz- in Erzbischof und verwandten Würden (aus archi), Pilger, Pathe; mit dem Klosterleben drangen aus dem Lateinischen die Worte Mönch, Nonne, Abt, Probst, Prälat, Regel, Orden, Mette, Vesper, nüchtern (?), Speise, Kloster, Münster, Einsiedel, Klause, Zelle ein; manche dieser Ausdrücke entrollen wieder ein kleines Bild vor uns, so Speise aus lateinisch expensa oder spensa, das abgetheilte Maß des Essens, das jedem einzelnen Bruder zugemessen wird oder nüchtern vielleicht aus nocturnus, nächtlich, weil die Mönche vor der Frühmette morgens um drei Uhr noch keine Speise zu sich nehmen.

Zahlreiche andere Worte wie Altar, Kanzel, Lampe u. a. fanden ferner aus dem Lateinischen Eingang; bei vielen anderen, wie predigen, verdammen, segnen, erinnert uns heute nichts mehr an den fremden Ursprung. Indessen die Wirkungen des neuen Glaubens blieben nicht auf die Religion beschränkt; für die weitere Entwicklung der Nation wurde es von höchster Wichtigkeit, daß die Kirche zugleich die Bringerin einer neuen Bildung war und der beiden bisher unbekannten Künste des Schreibens und Lesens. Der letztere Ausdruck ist urdeutsch und führt uns ebenso wie Buch und Buchstabe in die ältesten germanischen Zeiten, in denen die Priester die aus Buchenholz geschnitzten Runenzeichen zusammenlasen (vergl. Holzlesen), um aus ihnen zu weissagen; der Ausdruck wurde dann später auf die neuentstandene Kunst, Schriftzeichen zu deuten, übertragen. Dagegen stammt schreiben aus dem lateinischen scribere, und eine Menge in das gleiche Gebiet gehöriger Ausdrücke fand sich ein. Sie können uns wieder ein Bild von dem lebhaften wissenschaftlichen Treiben geben, das sich in dem Unterrichte der Klosterschulen entfaltete. Dahin gehören die Worte: Schule, Tinte, Pergament, Tafel, Linie, Silbe, Kapitel, Pult, dichten (aus dictare, diktiren; auch das häufig mit dichten zusammen gebrauchte: trachten stammt aus dem Lateinischen), Vers, Brief, Siegel, Zettel. Aber nicht bloß für den Unterricht wurden die Klöster vorbildlich; sie beeinflußten auch das allgemeine wirthschaftliche Leben entscheidend und wußten es in neue Bahnen zu lenken. So setzte sich die oben beschriebene Uebertragung der Hauptergebnisse der antik-romanischen Kultur auch in der christlichen Zeit weiter fort. „Eine reiche Fülle von Kulturgewächsen und Genußmitteln, Speisen und Getränken, Kleidungsstücken und Geräthen wurde eingeführt; Baukunst, Musik, Handwerk und Medizin vervollkommneten sich, die Welt erschloß sich immer weiter, und von den wunderbaren Thieren und anderen Erzeugnissen fremder Länder drang allmählich die Kunde bis nach Deutschland und regte die Phantasie vielseitig an; orientalische Stoffe und Wohlgerüche hielten ihren Einzug in das nördliche Land. Die primitive Art der Regierung wurde mit Hülfe der von den Römern geschaffenen Verwaltungs- und Rechtsformen weiter ausgebildet; eine neue Technik des Handels und der Besteuerung kam auf, und es entstand eine Stufenfolge von Zivilbehörden, eine Art Bureaukratie sammt dem dazu gehörigen Apparat.“ Wiederum ist es das Lateinische, das der Sprache die Möglichkeit bot, diese dem antiken Leben und seiner mittelalterlichen Fortbildung entnommenen Einrichtungen zu benennen; aus den zahllosen Wörtern, die damals dem Lateinischen entlehnt wurden, sollen wenigstens die folgenden zum Beleg für die verschiedenen Seiten der soeben geschilderten Entwicklung hervorgehoben werden: Rose, Lilie, Veilchen, Zwiebel, Oel, Bütte, Mulde, Tonne, Seidel, Krug, Mörtel, Gips, Riegel, Erker, Schuster, Metzger, Teppich, Seide, Balsam, Mohr, Leopard, Strauß — eine Fülle von Kulturelementen steckt in diesen Worten, zu denen noch viele andere kommen, die nicht, wie die eben genannten durch den allgemeinen Völkerverkehr zu uns gekommen, sondern durch die neue gelehrte Bildung eingeführt und allmählich ins Volk gedrungen sind. So Natur, Paradies, Sakrament, Thron, Scepter, Purpur, Krone, Flamme u. a.

Im weiteren Fortschreiten der mittelalterlichen Entwicklung begannen die Volkssprachen mächtig zu erstarken. Von ihnen hat zunächst, wie bekannt, das Französische den nachhaltigsten Einfluß auf Deutschland ausgeübt. Von Frankreich her kam die ritterlich-höfische Kultur nach Deutschland; von den Licht- und Schattenseiten dieser neuen, die höhere deutsche Gesellschaft völlig umgestaltenden Kraft ist oben kurz gesprochen worden. Wiederum erweiterte sich der Anschauungskreis der Nation außerordentlich; eine Fülle neuer Gegenstände erschloß sich und wurde meist mit den fremden Bezeichnungen übernommen. Aber diese Kulturübertragung durchdrang nicht alle Schichten des Volkes, sondern blieb auf einen immerhin doch verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt; aus dieser Thatsache erklärt es sich wohl, daß viele aus dieser Sphäre stammende Ausdrücke mit dem Absterben der ritterlich-höfischen Kultur alsbald wieder verschwanden, da sie keine Wurzel im Volke gefaßt hatten. Doch sind die Spuren, die diese Uebertragung in der deutschen Sprache zurückgelassen hat, noch immer sehr groß und zeigen sich auch in der Wortbildung. Unsre deutschen Endungen ei (in Zauberei, Raserei) und iren (stolziren, halbiren u. s. w.) sind in dieser Zeit aus Frankreich gekommen, deßgleichen die Ausdrücke: fein, Manier, Form, Kumpan, Tafelrunde, Prinz, Pöbel, Tanz, Turnier, Plan, hurtig, fehlen (aus faillir), Preis, Lanze, Pickelhaube, Abenteuer und viele andere.

Auch die italienische Sprache fing in der zweiten Hälfte des Mittelalters allmählich an, ihre Wirkung auf Deutschland auszuüben. Zahlreiche italienische Ausdrücke sind namentlich durch den regen Handelsverkehr zwischen Venedig, Genua, den lombardischen Städten und deutschen Kaufhäusern in unsre Sprache gelangt; theils durch die Italiener, theils durch die Franzosen wurden der deutschen Kultur und Sprache auch die Erzeugnisse des fernen Orients vermittelt.

So stellt sich uns die Entwicklung und Bereicherung der deutschen Kultur aus dem Werdegang der Sprache bis zum Höhepunkt der mittelalterlichen Entwicklung dar. Das ausgehende Mittelalter zeigt in dieser Beziehung keine Abweichung; es sind noch die gleichen Mächte am Werke, die im eigentlichen Mittelalter sich anregend erwiesen haben. Auch die neuere Zeit verändert die Grundlage der Entwicklung nicht eigentlich; nur tritt immer mehr das Streben hervor, die übernommenen Ausdrücke auch lautlich genau so beizubehalten, wie sie die fremde Sprache geboten hatte, womöglich sogar die fremde Schreibweise mit der fremden Aussprache zugleich einzuführen. Und darin liegt unzweifelhaft etwas Verkehrtes. Die Herübernahme fremden Sprachgutes kann an sich unmöglich getadelt werden; was hätte aus Deutschland werden sollen, wenn es sich der in aller Kürze geschilderten umfassenden Erweiterung seines Gesichts- und Anschauungskreises

eigensinnig verschlossen hätte! Aber die belebende Kraft des Sprachgeistes zeigte sich in jenen Zeiten darin, daß die fremden Wörter durch Angleichung und Anpassung an deutsche Sprachweise wirklich zum Eigenthum gemacht wurden und so allmählich alles Fremdartige verloren. Wenn von diesem Gesichtspunkt aus unsre jetzigen Fremdwörter gründlich umgestaltet würden, so müßte der leidige Fremdwörterstreit bald aus der Welt geschafft sein. G. E.

Ein neues Buch über Rom.

Wie viel auch bisher über Rom geschrieben worden ist, immer wieder enthüllen sich uns neue Reize der ewigen Stadt. Und Deutsche sind es zumeist, die den Schleier lüften. Es liegt ja im Wesen unsres Volkes, den Spuren der Ottonen und Staufen zu folgen und an der Stätte zu halten, wo deutschen Königen das Imperium verliehen, aber oft damit auch schweres Verhängniß beschieden ward. Ferdinand Gregorovius, der deutsche Bürger von Rom und ihr Geschichtschreiber zugleich, hat dies mit lebendigen Farben geschildert. Die Liebe zu Italien beseelt sein Werk und er hat daher so manches, was er als ungeeignet dafür beiseite schieben mußte, keineswegs aus den Augen verloren, sondern in pietätvoller Weise für die Kleinkunst der Geschichte verwerthet. Zahlreich sind seine Aufsätze, die dieser Fürsorge ihre Entstehung verdanken. Landschaftliche und historische Darstellung verrathen darin den Meister, von dem wir wünschten, daß er auch die Gestalten seiner hervorragendsten Zeitgenossen auf Roma's Boden mit seinem Griffel festgehalten hätte. Er überläßt ihn, soweit dieses Gebiet in Betracht kommt, seinem jungen Freund, dem Wiener Essayisten Sigmund Münz, den gleiche Sehnsucht, wie den Greis, schon oft nach Italien getrieben hat.

Dem Verfasser der „Italienischen Reminiscenzen und Profile" sind wir vor drei Jahren bis nach Florenz gefolgt; in seinem neuesten Werke[1]) geleitet er uns durch Rom. Der erste Besuch gilt der deutschen Kolonie. Auch Männer indeß, die ihr nicht mehr angehören, werden uns vorgeführt. So Kurd v. Schlözer, der frühere preußische Gesandte am Vatikan. Nicht seinem hohen Alter, dem Umstand vielmehr, daß Caprivi in ihm den intimsten Mitarbeiter und den persönlichen Freund des eisernen Kanzlers gesehen habe, glaubte Schlözer seine Entlassung verdanken zu müssen. „Wer wollte leugnen — rief er eines Tages aus — daß Deutschland die Herrschaft Bismarcks manchmal wie den Druck eines bleiernen Despotismus empfand? Aber wenn der wuchtige Daumen dieses Riesen auf einen Knopf drückte, so hörte man es wenigstens in dem ganzen Welttheile klingeln. Wir deutschen Diplomaten alle, nur bescheidene Vollstrecker seines Willens an den ausländischen Höfen, fühlten uns stark in dem Dienste, den wir dem mächtigsten Staatsmanne und dem mächtigsten Vaterlande thaten. Das ist anders geworden, seitdem er gegangen. Wir konnten nicht mehr im Namen einer überwältigenden Individualität sprechen und man achtete im Vatikan auf meine Stimme nicht mehr wie früher. Ich spürte an meinem Sinken Deutschlands Sinken. . . ."

Schwer empfand es Schlözer, seines römischen Postens enthoben worden zu sein, den er dereinst mit der Weisung angetreten hatte, die durch den Kulturkampf entstandene Kluft zu überbrücken. Seiner diplomatischen Geschicklichkeit durfte er es zuschreiben, daß man ihn scherzweise „il cardinale Schloezer" nannte. Wie oft sah man ihn, eine wenig elegante, aber markante Bourgeoisgestalt, behäbigen Schrittes über die Engelsbrücke schreiten, aber bei Regen in der langsamsten Droschke traben und erst vor dem bronzenen Thor bedächtig die Hosen herabschürzen. Bei einem guten Tropfen fanden zuweilen die Verhandlungen statt: denn Schlözer liebte den Wein der castelli Romani. Und als er nicht mehr mit den Kardinälen pokuliren durfte, schlug er, nach der Aera Bismarck, den neuen hygienischen Kurs ein und trank bloß Heidelbeerwein. In jeder Tasche seines Ueberrockes eine Flasche davon — so sah ihn eines Tages unser Gewährsmann in Wien aus dem Wertheim'schen Hause treten. Den Folgen des Alters jedoch und der bitteren Enttäuschung konnte auch Kneipp nicht Halt gebieten. Nicht ganz ein Jahr nachdem er Rom verlassen, am 13. Mai 1894, starb Schlözer in Berlin.

Ein glücklicheres Loos war Bernhard v. Bülow beschieden, der seit 1894 als Deutschlands Botschafter am Quirinal im Palazzo Caffarelli residirte. Rom war die Anfangsstation seiner Laufbahn; er hatte diese 1874 unter den günstigen Zeichen einer Deutschland sehr freundlichen Stimmung angetreten. Der junge Attaché lebte jedoch nicht ausschließlich seinem diplomatischen Berufe — der künstlerische Zug, der in der Familie der Bülows erblich ist, zeigte sich auch in ihm und ließ ihn mit Bewußtsein in der Stadt leben, die Lord Byron „Stadt der Seele" nannte. Nicht lange blieb Bülow in Rom. Zuerst ging es nach St. Petersburg und Wien, später nach Athen, wo er während des russisch-türkischen Krieges als Geschäftsträger wirkte. Nach Beendigung des Krieges finden wir ihn dem Sekretariat des Berliner Kongresses zugewiesen. Im selben Jahre 1878 ging er als Botschaftssekretär nach Paris, von wo er 1884 nach St. Petersburg versetzt wurde. Dieser Posten bedeutete die hohe Schule der Diplomatie; denn in jene Zeit fallen die Anfänge der Annäherung Frankreichs an Rußland, und der deutsche Diplomat durfte sich nichts entgehen lassen. 1888 Gesandter in Bukarest, blieb er es bis 1893. Im Herbste des folgenden Jahres ernannte ihn der Kaiser zum Botschafter am Quirinal; ein Herzenswunsch Bülows ward hiemit erfüllt. Der Pakt mit Italien war besiegelt — Graf Bülow aber, der blonde, stämmige, helläugige Sohn Mecklenburgs hatte seine eigene Allianz mit Italien geschlossen und sich bereits in St. Petersburg mit Donna Maria Beccadelli di Bologna, Prinzessin Camporeale vermählt. „Marie v. Bülow — so schildert sie uns Münz — war keine mondäne Alltagsprinzipessa. Lange ehe sie Bülows Frau geworden, war sie in deutsche Kunst eingeweiht; die Musik, insbesondere Liszt und Wagner hatten es ihr angethan. Wien, wo sie, als schöne und geistvolle Dame gefeiert, einige ihrer besten Jahre zubrachte, hatte keinen geringen Antheil an der ästhetischen Erziehung dieser Frau mit der feinen, magischen Gestalt, die in hohem Grade fesselte. Makart und Lenbach haben sie gemalt, und die beiden Portraits schmückten die Empfangsräume des deutschen Botschafters in Rom. Das eine athmet den Farbenrausch des Wiener Meisters, das andere verräth dämonische Durchgeistigung des tiefschwarzen Sicilianerkopfes mit dem blassen Ophéliengesichte.

Der deutsche Botschafter am Quirinal war seinem älteren Kollegen am Vatikan, Otto v. Bülow, an staatsmännischer Begabung weitaus überlegen. So kam es, daß „der weiße", „der profane Bülow", wie er im Gegensatz zu dem „schwarzen, dem heiligen Bülow" genannt wurde, einigermaßen für den Vatikan maßgebend wurde. Aber noch war ihm die Möglichkeit nicht geboten, mit dem Papst oder mit Kardinal Rampolla in nähere Berührung zu treten. Dies erfolgte erst nach seiner Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Denn seine Kompetenz umfaßte ja auch die Beziehungen Preußens zur Kurie. Ueber die Audienz des preußischen Staatsministers im Vatikan ist viel gefabelt worden. „Der Papst — so hieß es — hätte in der dreiviertelstündigen Unterredung die Hetze der vatikanischen Blätter gegen den Protestantismus, hätte sogar manche Stellen in seiner Canisius-Encyklika, insofern sie die protestantische Kirche verletzen konnten, zu beschönigen gesucht. All das war eitel Kombination. Als ob das Losziehen gegen den Protestantismus ein Novum wäre! Wenn aber Leo XIII. etwa die gewohnten Klagen gegen das Königreich Italien vorbrachte, so fand er bei Bülow wohl kaum Verständniß. Dieser wird den heiligen Stuhl jederzeit mit aller diplomatischen Korrektheit behandeln, in ihm

---

[1]) Römische Reminiscenzen und Profile. Von Sigmund Münz. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1900.

die höchste geistliche Autorität für eine nach vielen Millionen zählende Minorität der deutschen Bevölkerung schätzen, ihm jedoch seine Sympatien für das einige Italien nicht opfern. Italien darf vielmehr darauf rechnen, in den Differenzen mit dem Papstthum Deutschland auf seiner Seite zu haben."

Im Palazzo Caffarelli war mit dem Einzuge Bülows das klassische Zeitalter eines Niebuhr, eines Josias von Bunsen wieder angebrochen. Deutscher Geist rieb sich an italienischem. Was politisch, künstlerisch, literarisch und wissenschaftlich hervorragte, vereinigt sich dort. „Der Geigerkönig Joachim fiedelte mit ungarischer Verve, der junge Siegfried Wagner ließ sich als hoffnungsvoller Sohn seines nibelungengewaltigen Vaters sehen; der alte Delbrück, der mit dem Fürsten Bismarck und Bülow, dem Vater, im Rathe der Krone gesessen, frischte Erinnerungen an das Heroenzeitalter der deutschen Staatskunst auf; Theodor Mommsen, der Monarch im Reiche des antiken Rom, ließ aus zartem Körper seinen großen Geist, aus dünner Stimme sein Götter und Götzen umstürzendes Urtheil vernehmen; Franz Xaver Kraus, der Freiburger Theologe, der Dantekenner, der ein monumentales Werk über den großen Florentiner geschrieben, plauderte über Literatur und Vatikan und schonte nicht die klerikalen Halbgötter."

Auch Malwida v. Meysenbug, die ätherische, greise Dame von jugendlicher Lebhaftigkeit, die idealistische Philosophin, fehlte nicht in dieser glänzenden Gesellschaft. Seit Dezennien wohnt sie in Rom, dem Treiben des Korso entrückt, in der stillen Via Polveriera. Die mütterliche Freundin Nietzsche's und seine begeisterte Jüngerin zugleich, hatte sie einstens davon geträumt, in Sorrent, diesem Paradies voll südlicher Pracht, „die neue Hochschule des reinen Menschenthums" erstehen zu sehen. Nun erwartet sie voll Zuversicht, „es werde nach dem alten Jahrhundert, das sterbend noch mit erbleichenden Lippen in dem Falle Dreyfus Verrath an der Wahrheit und Gerechtigkeit geübt, ein solches des Friedens und der Tugend kommen."

Noch viele andere illustre Vertreter des deutschen Rom führt uns Münz in seinem Buche vor. Wir nennen Hohenlohe, den Feind der Jesuiten und den Freund der Kunst, der trotz dem Purpur, den er trug, Ignaz v. Döllinger zu bewundern den Muth gehabt hatte. Ueberzeugt, daß die Kardinäle Schiaffino und Galimberti von den Jesuiten aus dem Wege geräumt worden seien, lebte er in steter Angst, dem gleichen Schicksal zu verfallen. Daher führte er, wenn er in einer anderen Kirche als in der Santa Maria Maggiore die Messe celebrirte, seinen eigenen Kelch mit, füllte ihn selbst mit Wein und verschloß ihn mit einem Schlüssel. „Man kann — pflegte er zu sagen — in Rom nicht genug vorsichtig sein, insbesondere wenn man Kardinal und versönlich ist". Und lieber als in Rom, war er in seiner herrlichen Villa d'Este in Tivoli, wo er unter Pinien und Lorbeergebüschen, unter Grotten und Wasserfällen lustwandelnd sich erging. Hier in seinem Hause war er Papst — um keinen Preis hätte er es mit dem Vatikan vertauscht.

Ein anderer Charakterkopf taucht vor unserem geistigen Auge auf: Johannes Brahms. Nicht was künstlerisch, was menschlich war an ihm, wird uns vorgeführt. Heimelte auch die österreichische Art sein Gemüth an, weit mehr Achtung als vor ihr empfand Brahms vor allem, was deutsch war. Er sparte nicht strengen Tadel: aus ganzer Seele verachtete er die Pöbelherrschaft im Wiener Rathhaus und in der niederösterreichischen Landstube. Und so hielt er Oesterreich einer wahren Entwicklung für unfähig, „so lange die die Geister einlullende und jede Kritik abschneidende Macht Roms über dem Lande läge".

Neben dem deutschen Rom kommen auch das italienische, das päpstliche Rom zu ihrem Recht. Wir hören eine Dominikanerpredigt in der Santa Maria dell'Anima, wir lauschen den Erlebnissen der Kardinäle Galimberti und San Felice und sitzen zu Gericht über Francesco Crispi, um versöhnt von diesem ruhmbedeckten Revolutionär zu scheiden, der mit Mazzini und Garibaldi an der Größe Italiens mit gearbeitet. Re Umberto, der Bürgerkönig, der muthige und ritterliche Souverän, der über das farbenfrohe Italien bescheiden und nüchtern das Scepter hielt, der sich als erster Diener des Volkes fühlte, grüßt uns brechenden Auges als Letzter aus den Reihen der Römer.

H. S.

Vom Weihnachtstisch.

VII.

* Napoleon I., Revolution und Kaiserreich — ein Prachtwerk von Julius v. Pflugk-Harttung,[1]) „dem finsteren Genius gewidmet, der das 18. Jahrhundert abschließt und das 19. eröffnet". So lautet das Programm. „Die Revolution, welche er nach innen bändigte, trug er siegesgewaltig durch die Städte und Länder Europa's: ein Schrecken der Fürsten, eine Geißel der Fürsten. Auf dem Festlande tritt ihm Oesterreich, als Vertreter des Alten, zäh und mächtig in den Weg, aus allen Niederlagen sich stets zu neuer Kraftentfaltung erhebend. Zur See ist es das stolze England, welches mit der ganzen Wucht seines Geldes und seines Volksthums gegen den leidenschaftlich verbissenen Feind einen jahrzehntelangen Kampf auf Tod und Leben führt. Oesterreich unterliegt, anders aber England: es bricht in dem internationalen gekrönten Plebejer die letzte wettbewerbende Macht auf dem Meere, um sich die Pforten zum Welthandel, zum Weltreiche zu eröffnen." Der Hr. Verfasser betont als Verdienst dieses Buches: das Schwergewicht des Napoleonischen Ringens zum guten Theil vom Festlande fort auf die See gelegt zu haben. Also ein neuer, erweiterter Standpunkt.

Die Geschichte behandelt den Imperator immer mehr im hellen Tageslicht, im vollsten Pleinair, weit entfernt von dem früheren Nimbus der Sage und Mythe; sie durchleuchtet ihn mit Röntgen-Strahlen. Merkwürdigerweise hat er noch keinen Wiedemeister gefunden, der den Cäsarenwahnsinn wissenschaftlich diagnosirte.

Das Buch ist eine Trilogie: General, Konsul, Kaiser. Jedes dieser Dramen zerfällt wieder in viele Scenen ernsten, heroischen, tragischen Charakters; auch das Satirspiel ist vertreten: das Talent, alle Vortheile und Siege seiner Gegner zu verschweigen, zu verkleinern, mehr Gefangene zu machen, als überhaupt Feinde ihm gegenüberstanden, falsche Situationspläne verfertigen und die eigenen Verdienste ins Unglaubliche anschwellen zu lassen. Quousque tandem? Das hat die unerbittliche Kritik alles klargelegt. Auch die grausigen Abgründe seines räthselhaften sphinxartigen, aus unvermittelten Gegensätzen riesenhaft aufgebäumten und komplizirten Charakters. An der Hand der diplomatischen Historie geleiten uns die biographischen Führer durch dieses Labyrinth, alle diese krausverschlungenen Pfade durchschreitend und mit einer ungeahnten Fülle von gleichzeitigen Denkmalen erläuternd. Der Illustration ist überhaupt die weiteste Bedeutung gestattet: zahllose Bildnisse, landschaftliche und architektonische Prospekte, Kostüme, Zeremonien- und Paradebilder; manches scheint vielleicht zu theatralisch oder entbehrlich, wie die nichtssagenden Initialen und Zierleisten und die modernen Schlachtscenen der jüngsten Maler. Seltsamerweise ist Albrecht Adam ganz vergessen,[2]) der, ein Augenzeuge der Beschießung von Regensburg, als diplomatische Quelle gelten muß. Mit dem Jahre 1809 schließt vorläufig das Werk, dessen Fortsetzung mit dem „Erwachen der Völker" im Laufe des nächsten Jahres folgen wird.

In köstlicher Frische sprudeln die „Müller-Lieder" von Traute Bergmüller (Leipzig 1900, Verlag des Deutschen Müllers. Theodor Fritsch. 160 S. 12°). Ob wohl das offenbare Kinderportrait der Dame echt ist, ebenso wie

---

[1]) Unter Mitwirkung von Kurt v. Bardeleben, Generalleutnant, A. Keim, Oberst, Oskar v. Lettow-Vorbeck, Oberst, Dr. Rich. Graf Du Moulin-Eckart, Professor der Geschichte zu München, Alfred Stenzel, Kapitän, mit Illustrationen von Bellangé, David, Delaroche, Le Gros, Hellgrewe, Meissonier, Rigaud, Rugendas, Vernet u. s. w. Berlin, bei J. M. Spaeth. VIII, 558 S. 4°.

[2]) Auf S. 440 wird ein A. Adam aufgeführt. Zu den Stichen aus Campe's Verlag (S. 430 ff.) hat wohl Joh. Mich. Voltz (Allg. Deutsche Biographie 1896, 40. Bd., S. 285) die Zeichnungen geliefert.

der Name und die Heimath, welche nach dem mundartlichen Gedicht (S. 41) nach dem ostpreußischen Samland verlegt wird, ist alles fraglich. Man munkelt sogar, daß die Dichterin an der Ilm zu suchen wäre. Das ist aber gleichgültig, da sie über eine prächtige Versifikation, reine Reime, großen Wohlklang und den fröhlichsten Humor verfügt und auf dem deutschen Parnaß volles Heimathsrecht beanspruchen darf.

Aus dem Nachlaß der als Jugendschriftstellerin wohlbekannten Auguste v. Gäßler[3]) ist nachträglich eine „Den deutschen Frauen“ gewidmete Liedergabe erschienen (Freising 1900, bei J. G. Wälsle. XII, 166 S. 8° mit Einleitung von A. Walter), reine Klänge einer schönen Seele, aus der Kinderstube, im Großmutterstübchen, auf der Haide, in stiller Kammer und auf dem Friedhof: alles voll einfacher Empfindung und redlichen Herzens. Der Ertrag des hübschen Büchleins ist nach dem letzten Willen der Dichterin für die Deutsche Mission in Afrika bestimmt.

In dem „Buch der Frau“ hat Anna Plothow unter Assistenz von juridischen und medizinischen Autoritäten einen Rathgeber zusammengestellt (Leipzig 1901, bei J. J. Arnd. 1048 S. 12°), worin alle Fragen über Erziehung, Hygiene, Kleidung und Mode, Hausfrauenpflichten und Handarbeiten, über die Frau in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben und ihre Rechtsstellung ausführlich ventilirt werden.

Wichtig für die Dialektforschung ist das Projekt, unter dem gutgewählten Titel „Heimathklänge aus deutschen Gauen“ eine durch Oskar Dähnhardt ausgewählte mustergültige Sammlung, anhebend „Aus Marsch und Heide“ (Leipzig 1901, bei B. G. Teubner. XIX, 170 S. kl. 4°) in gebundener und ungebundener Form, d. h. in Versen und Prosa zusammenzustellen. Vertreten sind die Provinz Schleswig-Holstein, die Hansestädte mit Oldenburg, Hannover, Mecklenburg-Strelitz und -Schwerin, Pommern, Nordsachsen, Brandenburg, West- und Ostpreußen, Braunschweig, Westfalen und die nordrheinischen Mundarten, wobei über 50 gute Schriftstellernamen mit beiläufig 100 Beispielen vertreten sind. Wir wünschen erfreulichen Fortgang.

Johannes Trojan ist immer geistreich und liebenswürdig. Seine formvollendeten, anmuthigen „Gedichte“ (Stuttgart 1901, Cotta's Nachfolger. 294 S. 12°) erfreuen sich schon einer zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage.

Heinrich Seidels „Gesammelte Schriften“ wurden durch zwei weitere Bändchen (ebendas. 1901. XVI. Bd., 314 S., XVII. Bd., 316 S.) bereichert. Sie enthalten die Wintermärchen, der erste Band: die grüne Eidechse, Dolpatsch, der Hexenmeister, die schwimmende Insel, die Wetterhexe, Erika, der Wassermann, das versunkene Schloß, die drei Schwestern, die Unterirdischen und Prinzeßchen Ziteinchen. Der zweite Band umfaßt das Weihnachtsland, den Venediger, den Zwergenwald, die drei Brüder, den Regulator, den Zwerg und die Gerstenähre, den Schlangenkönig, das Hünengrab, das wunderbare Schreibzeug u. s. w. Neues Lob zu ihrem Ruhme wäre vergebliche Liebesmühe.

Auch im neuesten, 113. Band der „Fliegenden Blätter“ (Braun u. Schneider, 312 S. 4°, Nr. 2866 bis 2891) reichen sich Witz, Laune und Humor, bisweilen weislich von sanfteren und sogar elegischen Stimmungen unterbrochen, die Hände, während eine auserlesene Zahl von Künstlern selbe mit kundigem Geist der Erfindung bildnerisch ausschmückt, darunter beispielsweise Rothaug, Reinicke, Fr. Stahl, der poesievolle Hermann Vogel von Plauen, der feine Flosbar, die Spezialisten Oberländer und Hengeler, der durchweg moderne Schlittgen, der boshafte Harburger, kurz, ein ganzer artistischer Generalstab. Mit jovialer Unparteilichkeit klopfen sie auf alle Auswüchse in Sitte, Mode und Herkommen, in allen Schichten der Gesellschaft, auf die Auswüchse der Erziehung des Familienlebens und der Kunstverirrungen. Sie haben die Lacher immer auf ihrer Seite, meiden Polemik und Politik und bleiben nobel und anständig, was nicht allen übrigen Pflegern der Komik oder der Satire nachgerühmt werden kann.

Beim großen Kalender-Turf sind regelmäßig ihrer zwei um Pferdeslänge den übrigen voraus: Der „Münchener Fliegende Blätter-Kalender“ und „Kürschners Jahrbuch“. Beide sind innig verwandt bei aller Grundverschiedenheit und ergänzen sich demnach wechselseitig in tiefer Eintracht. Beide sind unsre aufrichtigsten, zuverlässigsten und besten Freunde. Aber jeder braucht eine besondere Behandlung. Der erste wird am besten konsultirt bei trübem Barometerstand. Aber ja nicht zu lange, sonst bleibt die gute Wirkung aus. Man schlage ihn beliebig auf, blättere auf gut Glück hier und dort; nur gelesen will er nicht sein. Meist klärt sich schon nach kurzer Berathung das Wetter auf; es wird wieder heiter, die Nebel verschwinden und das warme Licht des fröhlichsten Sonnenscheins leuchtet herein. Der andere bleibt immer ernst, gibt zuverlässig bündigen Rath, weiß auf jede Frage, in jeder Noth das allein Richtige; man kann ihm getrost alles nachsagen. Darum wird es gut sein, ihn immer handlich, in nächster Nähe zu halten. Launen kennt er gar nicht. Doch verlangt er eine gewisse Kenntniß in der Behandlung und Routine im Umgang. Goldtreu sind aber beide; stehen auch als praktikabel zu jeder Stunde bei Tag und Nacht unermüdlich bereit zur diskretesten Verfügung. Jeder fühlt sich im Innersten geehrt, wenn er fleißig citirt wird. Der gute Ruf ist sein einziger Lohn. Die anderen sausen im dichten Trupp nach, im nagelneuesten Jockey-Dreß, am liebsten in Roth mit Gold verbrämt. Sattelfest zu sein in ihrem Sport ist selbstverständlich. Im geselligen Umgang angenehme, gut unterrichtete, verständige Leute. Neben für ihre Stellung eine wohlthuende Bildung, können sehr ernst sein, aber auch Freunde von Laune, von Witz und heiteren Einfällen. Unter den Preisträgern ist der von der „Gartenlaube“ immer bei den Ersten. Er weiß anziehende Geschichten, mit Bildern von Fritz Bergen und Taylor, versteht sich auf erste Handreichung bei plötzlichen Unfällen oder Erkrankungen, ist in Poesie nicht unbewandert, kennt alle Berühmten und Tagesgrößen von Angesicht, vermittelt ein schätzbares Wissen, versteht Pferde-, Hühnerzucht u. s. w. Der vom „Daheim“ macht seinem Namen alle Ehre, ist überall gern gesehen, hat überhaupt häusliches Attachement, freut sich am schönen Volksleben — die Jägerhistorie aus den Masurischen Wäldern von Richard Skowronnek wurde schon früher gerühmt[4]) —, ist auch im Gebiete der Kunst wohlbeschlagen, mit Dürer bekannt, mit Holbein und van Dyck, weiß Bescheid in häuslichen Kunstarbeiten, in Genealogie, Marine und Geschichte, ehrt Erfinder und Entdecker und behält selbst die Todten im freundlichen Andenken.

Gleicher Gesinnung und ähnlicher Vorzüge erfreut sich auch der alte Berliner Trowitzsch: Ein Reichskalender für Jedermann. Er ist ein guter Erzähler, bringt hübsche Bilder von Barbasan-Languerela (Große Wäsche bei Subiaco) und W. Claudius und guten Rath für Miether und Vermiether. Da kommt noch einer nach, auch im rothen Frack, der Hinkende Bote aus Lahr, der noch niemals ausgeblieben ist, ein alter Bekannter, immer derb, knorrig, mit ungeschlachten Bildern, bisweilen brummig, aber doch ein guter Kerl und in seinen Kreisen immer gut aufgenommen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Leipzig.** Hier ist gestern Donnerstag im 60. Lebensjahre der Oberbibliothekar und Archivar der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Hofrath Dr. Joseph Förstemann gestorben, der sich besonders durch seine Herausgabe des „Urkundenbuchs der Stadt Leipzig“ einen Namen gemacht hat.

* **Posen.** Der in Vorbereitung befindlichen Kaiser-Wilhelm-Bibliothek ist, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ berichtet, neuerdings eine wesentliche und sehr erfreuliche Förderung ihrer Zwecke zutheil geworden, indem Bergassessor a. D. Bergmeister Engel in Essen a. R. den zu seiner Verfügung stehenden Erlös der in den Besitz der kaiserlich japanischen Bibliothek in Tokio übergegangenen Bibliothek seines verewigten Vaters, des früheren Direktors des königlich statistischen Bureaus und des ausgezeichneten Statistikers, Geheimen Ober-

[3]) Geb. 1834, gest. 1891. Ein Nekrolog in den „Jugendblättern“ 1892, S. 354 ff.

[4]) Vgl. Beilage Nr. 270, Allg. Ztg. 24. Nov.

regierungsraths Dr. Engel, zu Bücheranschaffungen für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek überwiesen hat.

* **Aus England.** Die Universität Oxford hat beschlossen, zum Andenken Max Müllers einen Fonds zu schaffen, dessen Zinsen zur Förderung des Studiums der Geschichte, Archäologie, Literatur und der Religion des alten Indiens verwendet werden sollen. Die Stiftung wird Müllers Namen tragen.

* **Aus Schweden.** Zur Förderung der Luftschiffahrt hat sich auch in Stockholm ein Verein gebildet, der ähnliche Ziele wie die aëronautischen Vereinigungen in Berlin, München, Straßburg, Wien, Paris, London 2c. verfolgt. Der Meteorologe Dr. Ekholm wurde zum Vorsitzenden gewählt. Es handelt sich zunächst darum, einen Ballon zu beschaffen, mit dem theils wissenschaftliche Fahrten, theils Lang- und Hochfahrten ausgeführt werden können.

* **Aus Rußland.** In Kijew starb, wie der „Voss. Ztg." gemeldet wird, am 13. d. M. der kleinrussische Schriftsteller Alexander Koniski im Alter von 64 Jahren. Koniski hat mehrere Dramen und etwa ein halbes Hundert Novellen verfaßt. Unter den kleinrussischen Schriftstellern der neueren Zeit nimmt er einen hervorragenden Platz ein. Als Schriftsteller führte er meist den Namen O. Jakowenko.

T. Eine Kartenaufnahme der Philippinen wird gegenwärtig von der Regierung der Vereinigten Staaten ins Werk gesetzt; eine Abtheilung der „Geodätischen und Küstenuntersuchung der Vereinigten Staaten" ist bereits nach Manila abgereist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Gothaischer Hofkalender 1901. Gotha, Perthes. — Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser 1901. Ebd. — Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser 1901. Ebd. — Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Adeligen Häuser 1901. Ebd. — *Alfr. Binet:* La suggestibilité. (Bibliothèque de Pédagogie et de Psychologie.) Paris, Schleicher Frères 1900. — J. Minor: Goethe's Faust. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901. — Paul Scheerbart: Tarub. Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Kulturroman. 2. Aufl. Minden, J. C. C. Bruns. — Faust. Der Tragödie dritter Theil. Gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. 5. Aufl. Tübingen, H. Laupp 1901. — Altfränkische Bilder. VII. Jahrgang 1901. (Illustrirter Prachtkalender.) Würzburg, Universitätsdruckerei von H. Stürtz. — Friederike Rahrbeck: Durchs Herz. Gedichte. Cäsar Schmidt 1901. — Wanda v. Bartels: Aus dem Sonnenflimmern. Novelletten. Leipzig, E. Avenarius 1900. — Frhr. v. Schlicht: Leutnant Kraft. Humoristische Erzählung aus dem Offiziersleben. Berlin, Otto Janke 1901. — Friedrich Rückert: Liebesfrühling. Elzevier-Ausgabe. Buchschmuck von Hugo Flintzer. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. — Dr. L. Laß: Strafrecht der Berufsgenossenschaften. Berlin, Guttentag 1901. — A. Bettelheim: Marie v. Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Berlin, Paetel 1900. — Prof. D. Dr. Fr. Zimmer: Ein Freiwilligenjahr für Frauen in der Krankenpflege. Berlin-Zehlendorf, Ev. Diakonieverein 1900. — K. Beyer: Swinegelgeschichten. Berlin, Süsserott 1901. — Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs. 6. verm. und veränd. Aufl. Berlin, Schoetz 1901. — Dr. H. Staub: Kommentar zum Handelsgesetzbuch. 6. und 7. Aufl. 9. (Schluß-)Liefg. Berlin, Heine 1900. — Neuer Theater-Almanach 1901. Berlin, in Komm. bei Günther u. Sohn 1901. — A. v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. 2. Aufl. Berlin, Liebel 1900. — J. v. Verdy du Vernois: Im Hauptquartier der II. Armee 1866. Berlin, Mittler u. Sohn 1900.

---

* **Neue Kataloge.** G. Grote, Berlin: Weihnachts-Almanach 1900. — L. Horstmann, Göttingen (Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung): Antiquariats-Weihnachtsanzeiger 1900. — H. Seemann, Leipzig: Neues. Weihnachten 1900. — J. Baer u. Co., Frankfurt a. M.: Lagerkatalog 432 (Nationalökonomie); do.: Kunstgewerblicher Anzeiger Nr. 3. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog Nr. 256 (Ostasien: China, Japan, Korea). — E. Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichniß Nr. 243 (Badische und pfälzische Geschichte).

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 22. Dezember. Nummer 293.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Grenzen des Strafrechts.

Von **Fritz van Calker.**

Dem Reichstag ist soeben der Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme zugegangen, und es soll die erste Sitzung des Reichstags im neuen Jahre diesem Gegenstand gewidmet werden. Die Ausarbeitung des vorliegenden Gesetzentwurfs ist seitens des Reichsjustizamtes eine ganz besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zugewendet worden: Es wurden nicht nur zu den Vorarbeiten Schriftsteller aus den verschiedensten Gebieten, Vertreter der Tagespresse, Buchverleger, Komponisten, Musikverleger und Konzertunternehmer beigezogen, es wurde vielmehr durch die Veröffentlichung eines Vorentwurfs[1]) Allen, denen die weitere Entwicklung des Urheberrechts am Herzen liegt, die Mitarbeit an dem bedeutsamen Gesetzgebungswerk auf dem Weg kritischer Besprechung ermöglicht. Von der gewährten Möglichkeit ist in ziemlich weitem Umfang Gebrauch gemacht worden und der jetzt publizirte Entwurf hat auch in einer Reihe feiner Bestimmungen die gelieferte Kritik verwerthet. Im Entwurf ist nun gegenüber dem Vorentwurf eine Bestimmung unverändert geblieben, die in der Mehrzahl der bisher erschienenen Besprechungen abfällig beurtheilt wird, eine Bestimmung, der gegenüber nicht nur der Ausschuß des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und Verleger, sondern auch der diesjährige deutsche Juristentag die Erhaltung des bisherigen Rechtszustandes ausdrücklich gefordert hat: ich meine die Bestimmung des § 39, welche die Bestrafung widerrechtlicher Vervielfältigung eines geschützten Werkes auf die Fälle **vorsätzlicher** Begehung beschränkt.

Ich habe mich schon früher in eingehenderer Ausführung für den vom Entwurf eingenommenen Standpunkt ausgesprochen;[2]) und da auch Birkmeyer wiederholt im gleichen Sinn Stellung genommen hat,[3]) würde ich mir nicht erlauben, zu dieser Frage nochmals das Wort zu nehmen, wenn ich es nicht aus dem Gesichtspunkt gesetzgebungspolitischer Erwägungen für nothwendig hielte, daß in den Debatten über diese Bestimmung mehr als dies bisher geschehen ist, die prinzipielle Bedeutung der hier in Betracht kommenden Frage zur Würdigung gelangt. Es soll deßhalb im folgenden der Versuch gemacht werden, durch eine Untersuchung der für die Entscheidung der Einzelfrage maßgebenden prinzipiellen Gesichtspunkte eine Grundlage für die Stellungnahme in dem vorliegenden und in ähnlichen Fällen zu gewinnen. Gegenstand unsrer Untersuchung ist damit die Frage nach den Grenzen des Strafrechts — in einer Zeit, in welcher uns jede Tagung des Reichstags, wie der Parlamente der Einzelstaaten, eine Reihe neuer Strafgesetze bringt, in welcher aber trotzdem der Ruf nach einer nach weiteren Ausdehnung der Strafgesetzgebung nicht verstummt, sondern vielmehr von den verschiedensten Seiten und mit den verschiedensten Zielen nur immer lauter erschallt, ist es im Interesse einer gesunden Entwicklung unsres Staats- und Rechtslebens dringend nothwendig, daß diese Frage zum Gegenstand öffentlicher Besprechung gemacht wird.

Würde die immer weitere Ausdehnung der Strafgesetzgebung nur die Folge haben, daß einer immer größeren Anzahl von Interessen der einzelnen Gemeinschaftsglieder und der Gesammtheit ein wirksamer Schutz gegen Verletzungen gewährt wird, so könnte man jene Ausdehnung ja nur freudig begrüßen, aber den auf diesem Weg erstrebten und zumeist wohl auch erreichten günstigen Wirkungen treten andere Folgeerscheinungen zur Seite, die geeignet sind, das erfreuliche Resultat in das Gegentheil zu verkehren. Wer die Stimmung weiter Kreise unsres Volkes auf diesem Gebiet beobachtet, kann heute ein Doppeltes wahrnehmen: Die Thatsache, daß auf immer mehr Gebieten das Verhalten der Staatsangehörigen durch staatliche Anordnung reglementirt und die Uebertretung der Vorschrift mit Kriminalstrafe geahndet wird, erzeugt bei den Betroffenen — und das sind eben immer mehr und mehr — eine gewisse Mißstimmung, die nur zu leicht zu einer Abneigung gegen den Staat und seine Thätigkeit, zu einer Schädigung der auf das Wohl des Staates gerichteten Gesinnung überhaupt führt. Kommt noch dazu, daß bei der Durchführung der Anordnungen durch untere Organe gelegentlich Fehler gemacht werden, daß Ungleichheiten in der Behandlung vorkommen — was bei der starken Inanspruchnahme der ausführenden Organe durch die moderne Gesetzgebung kaum zu vermeiden ist — so wird das staatliche Eingreifen als Chikane empfunden, und die eben erwähnten unerfreulichen Erscheinungen werden in ihrer Bedeutung und Wirkung verstärkt.

Und noch ein anderes: Dadurch, daß der Staat in immer weiterem Umfang zur Androhung der Kriminalstrafe schreitet, wird die Bedeutung der Kriminalstrafe geschwächt, es wird eine Verwirrung in der rechtlichen — und auch in der moralischen — Bewerthung begangener Gesetzesübertretungen in der Richtung erzeugt, daß das Gefühl für die Verwerflichkeit des Kriminalunrechts im überlieferten Sinn verloren zu gehen droht. Wer für eine gedeihliche Entwicklung unsres Staats-

[1]) „Reichs-Anzeiger" vom 13. Juli 1899.

[2]) Vgl. van Calker, Die Delikte gegen das Urheberrecht. 1894. S. 175 ff. und van Calker, Kritische Bemerkungen zu dem Entwurf eines Gesetzes betr. das Urheberrecht. 1900. S. 30 ff.

[3]) Vgl. Birkmeyer, Die Reform des Urheberrechts. 1900 und Derselbe in der „Deutsch. Juristen-Zeitung" vom 15. Nov. 1900.

lebens besorgt ist, wird diesen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen!

Aber wie ist hier zu helfen? Davon kann keine Rede sein, daß es innerhalb einer für unser Auge zu überblickenden Entwicklung sich als möglich erweisen möchte, auf die Verwendung der Strafdrohung überhaupt zu verzichten, im Gegentheil — die steigende Entwicklung erzeugt stets neue Interessen und diese Interessen werden neue, ihrem Schutz dienende Strafvorschriften erheischen und erlangen, ein Blick in die Vergangenheit zeigt uns auch hier ein Bild der Zukunft. Unser Streben kann daher von vornherein nur dahin gerichtet sein, der Tendenz einer übermäßigen Anspannung des Strafschutzes entgegenzutreten; und dies muß in der Weise geschehen, daß wir die gesetzgebungspolitischen Gesichtspunkte aufzuweisen suchen, mit deren Hülfe wir den Lauf der Grenzen des Strafrechts bestimmen können. Dabei werden wir uns freilich von vornherein bewußt sein müssen, daß diese Grenzbestimmung nur eine annähernde sein kann, daß es nicht möglich sein wird, eine Formel zu finden, mittelst welcher wir stets eine allen Zweifel ausschließende Lösung zu geben vermöchten — die Komplizirtheit der Verhältnisse des modernen Staats- und Rechtslebens würde eines solchen Versuchs spotten.

Welch erhebliche Schwierigkeiten hier gegeben sind, tritt uns sofort vor Augen, wenn wir nun zunächst die Frage aufwerfen: Wo entspringt denn die Quelle, die uns heute mit Strafgesetzen überfluthet? Die Meinung ist allgemein die, daß die Quelle sich vornehmlich aus unsern höchsten Reichsämtern und den Ministerien der Einzelstaaten mit solcher Macht ergösse — aber diese Meinung ist nicht zutreffend, die Quelle entspringt wildschäumend in dem Kreis der „Interessenten", die staatlichen Behörden haben diese Quelle nur zu „fassen" gesucht.

Es ist hiebei folgendes zu erwägen: Wir müssen es als durchaus begreiflich und berechtigt anerkennen, daß ein Jeder für den Schutz seiner Interessen nach Kräften kämpft, und daß ein Jeder, der da sieht, daß den Interessen des Nachbarn der wirksame Schutz des Strafgesetzes gewährt wird, für seine Interessen diesen Schutz ebenfalls begehrt — zumal diese seine Interessen, wie er sich und Anderen sagt, doch sicherlich noch bedeutsamer sind als jene. Die Frage ist nun aber die: Bietet die Thatsache, daß die Träger bestimmter Interessen nach Schutz durch Ausdehnung der Strafgesetzgebung verlangen, und daß diese Interessen an sich als objektiv berechtigte zu erachten sind, bereits den zureichenden gesetzgebungspolitischen Grund dafür, jenem Verlangen zu entsprechen? Die Frage ist zu verneinen. Man braucht nur den Versuch zu machen, sich auszudenken, zu welchen Konsequenzen eine bejahende Antwort jener Frage führen müßte, um den Grund der Verneinung anschaulich vor sich zu sehen: wir würden ersticken in den unzähligen Maschen, mit welchen uns das Strafgesetz wie ein großes Spinnengewebe bedeckte und uns jeden freien Athem des Lebens raubte. Darüber kann also von vornherein kein Zweifel bestehen: Die Thatsache der Existenz berechtigter Interessen allein vermag uns die für die Begrenzung des Strafrechts entscheidenden Momente nicht zu bieten, wir müssen noch andere Gesichtspunkte aufzufinden streben.

Unser Weg führt uns dabei zunächst zu einer kurzen Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung unsres Problems.[4]) Bei einer solchen Betrachtung zeigt sich uns folgendes: Die Grenze des Strafrechts läuft keineswegs stets auf derselben Linie, sie wird vielmehr zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern verschieden gezogen. Die geschichtliche Thatsache beweist somit, daß jeder Versuch, die Grenze etwa aus einer inhaltlichen Eigenart des Strafrechts für alle Zeiten und alle Völker in einheitlicher Weise ziehen zu wollen, keinen Erfolg verspricht. Die geschichtliche Entwicklung zeigt nun weiter ein eigenthümliches Bild: die Erscheinung gleichzeitiger Decrescenz und Accrescenz des Strafrechts in folgender Weise: In früheren Entwicklungsstadien ist das Recht seinem wesentlichsten Inhalt nach Strafrecht, alle Verhältnisse werden in erster Linie unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, jede Verrückung des Rechtszustandes erscheint als Verbrechen. Die leidenschaftliche Empfindlichkeit, mit welcher Völker und Individuen auf der Stufe der Kindheit gegen Verletzungen ihrer Interessen zu reagiren pflegen, sieht nur die eingetretene Schädigung; ob Absicht oder Zufall den Schaden herbeigeführt, gilt der Leidenschaft gleich, sie wendet sich in gleicher Weise gegen den unschuldigen wie gegen den schuldigen Verursacher des Schmerzes. Es entspricht somit dieser primitiven Auffassung das Prinzip reiner Erfolgshaftung. Der Fortschritt des Rechts besteht diesem Entwicklungsstadium gegenüber in folgendem: Einmal tritt das pönale Element im Recht immer mehr zurück; je mehr es der Justiz gelingt, durch Rechtsfolgen nicht strafrechtlicher Natur die geschehene Rechtsverletzung auszugleichen, desto mehr verengert sich das Gebiet des Strafrechts. Ein weiteres kommt hinzu: Das reifere Alter bringt Individuen und Völkern die Fähigkeit der Selbstbeherrschung und mit dieser die Fähigkeit einer gerechteren Würdigung geschehener Rechtsverletzung, damit tritt in langsamer, allmählicher, heute noch nicht zum Abschluß gelangter Entwicklung an die Stelle des Prinzips der Erfolgshaftung der Grundsatz: Ohne Schuld keine Strafe. Der geschichtliche Fortschritt weist somit in dieser Beziehung die Tendenz einer Einengung der Grenzen des Strafrechts auf. In anderer Richtung bedingt dagegen die Entwicklung gleichzeitig eine Ausdehnung dieser Grenzen: steigende Kultur begründet neue Interessen; und sobald solche neue Interessen von einem für die Rechtsbildung maßgebenden Theil der Gemeinschaftsglieder als solche empfunden werden, erlangen diese Interessen den Schutz der Rechtsordnung. Hiebei wiederholt sich dann aber stets derselbe Vorgang: das pönale Moment tritt zunächst in den Vordergrund; erst wenn es gelingt, die neuen Interessen dem bisherigen Rechtssystem einzugliedern und durch Rechtsfolgen nicht pönaler Natur den nothwendigen Schutz sicherzustellen, erfolgt wiederum die entsprechende Einengung der Grenzen des Strafrechts.

Der entscheidende Gesichtspunkt, den wir für unser Problem aus einer solchen geschichtlichen Betrachtung zu gewinnen vermögen, ist damit dieser: Die Entwicklung weist eine dauernde Tendenz nach der Richtung einer Einengung der Grenzen des Strafrechts auf; jeweils auftretende Ausdehnungen der Grenzen bilden regelmäßig nur Uebergangsstadien zur Eingliederung neuer Interessen in das bisherige Rechtssystem. Der hiemit gegebene Grundgedanke muß auch für die weitere Entwicklung maßgebend sein; durch die bewußte Befolgung desselben vermag der Gesetzgeber die Ausbildung der Rechtsordnung im Sinn ihrer höchsten Ziele zu unterstützen und zu fördern.

Für die zukünftige Gestaltung wird nun aber meines Erachtens weiterhin ein Gedanke von

4) Vgl. hiezu insbes. Jhering, Das Schuldmoment im römischen Privatrecht und Merkel, Ueber Accrescenz und Decrescenz des Strafrechts. Ges. Abhandlungen I, S. 203 ff.

Bedeutung werden, der in der bisherigen Rechtsentwicklung zwar schon angedeutet ist, der aber eine völlig entsprechende Anerkennung als gesetzgebungspolitisches Prinzip bisher noch nicht errungen hat. Wir sahen oben, daß der primitiven Rechtsanschauung das Prinzip der Erfolgshaftung, d. h. der Reaktion in Gemäßheit und im Anschluß an das äußere die Interessen schädigende Geschehen eigenthümlich ist, und daß die Entwicklung der Rechtsanschauung in ihrem wesentlichsten Punkte in dem steigenden Streben besteht, neben der That immer mehr den Thäter in seiner für die That bedeutsamen Willensrichtung ins Auge zu fassen und den Inhalt dieser Willensrichtung bei der Bestimmung von Art und Maß der Reaktion in Rücksicht zu ziehen. Wie ich überzeugt bin, daß die weitere Entwicklung und die klarere Erfassung dieses Gedankens uns für die Lösung der heute auf dem Gebiete des Strafrechts gegebenen Reformfragen den richtungweisenden gesetzgebungspolitischen Gesichtspunkt bietet,[5]) so glaube ich, daß auch für die Erwägung des vorliegenden Problems diesem Gedanken entscheidende Bedeutung zukommt.

Die inhaltliche Berechtigung dieses Standpunktes wird durch die Erkenntniß erwiesen, daß die Bewerthung einer Interessenverletzung durch den Einzelnen, wie durch die Gemeinschaft nicht nur nach dem objektiven Moment, dem Werth des verletzten Interesses, sondern stets gleichzeitig auch nach dem subjektiven Moment, dem Werth des Willensinhaltes, geschieht. Die unterscheidende Bewerthung drückt sich dabei in der Verschiedenartigkeit des Reaktionsbedürfnisses aus: In denjenigen Fällen, in welchen ein Zusammenhang zwischen Interessenverletzung und Willen eines (zurechnungsfähigen) Menschen überhaupt nicht gegeben ist, erachtet die heutige Rechtsanschauung grundsätzlich eine Reaktion aus dem Gesichtspunkt des Gemeinschaftsinteresses (des „öffentlichen" Interesses) überhaupt nicht für erforderlich, es erscheint ihr in diesem Fall nur die Wahrung der privaten Interessen, soweit dies auf dem Wege des Zivilrechts geschehen kann, als Aufgabe der Rechtsordnung. Entgegengesetzt ist die Auffassung in dem Fall, in welchem die Rechtsverletzung mit einem auf die Verletzung gerichteten Willen in Zusammenhang steht; hier ist die Rechtsanschauung stets geneigt, auch die etwa mögliche Schadloshaltung der verletzten Privatinteressen für nicht ausreichend zu halten, und eine weitere Reaktion im öffentlichen Interesse zu fordern. Die Berechtigung dieser verschiedenen Bewerthung liegt aber in der Thatsache begründet, daß in den verschiedenen Fällen ein verschiedener Intensitätsgrad der Verneinung gegenüber den Entwicklungsbedingungen der Gemeinschaft gegeben ist: nur die gewollte Verletzung enthält eine unmittelbare Auflehnung des einzelnen Gemeinschaftsgliedes gegen jene Entwicklungsbedingungen. Der gewollten Verletzung eignet hiedurch jene besondere, symptomatische Bedeutung, die eine Reaktion aus dem Gesichtspunkt des Gemeinschaftsinteresses erheischt.

Zwischen der kasuellen und der gewollten Verletzung finden wir nun aber noch eine Zwischenstufe: den Fall, in dem die Verletzung durch eine pflichtwidrige Gleichgültigkeit gegenüber den Interessen der Nebenmenschen herbeigeführt wird. Auch hier besteht für die Gemeinschaft gegenüber Verletzungen bedeutsamer Interessen ein Reaktionsbedürfniß, weil ein bestimmter Grad von Rücksichtnahme auf die Interessen der einzelnen Glieder auch eine Entwicklungsbedingung der Gemeinschaft ist; aber das Bedürfniß der Reaktian wird in solchem Falle doch weit weniger intensiv empfunden, weil eben hier die symptomatische Bedeutung der Verletzung eine geringere ist. Die Reaktion durch die Strafe muß für die Gemeinhaft deßhalb hier nur in Frage kammen, wenn die Wiederherstellung des dem Recht entsprechenden Zustandes, bezw. die Schadensersetzung auf dem Wege des Zivilrechts, nach dem Wesen der Verletzung grundsätzlich ausgeschlassen erscheint. Dies ist im eigentlichen Sinn aber nur dann der Fall, wenn durch das pflichtwidrige Verhalten Leib und Leben der Gemeinschaftsglieder verletzt oder unmittelbar gefährdet wird. Das geltende Recht stellt allerdings noch über diesen Fall hinaus fahrlässige Handlungen unter Strafe — die Berechtigung des vertretenen Standpunktes de lege ferenda ergibt sich aber aus der eben dargelegten, auf eine Deerescenz des Strafrechts gerichteten Tendenz der Entwicklung: das Strafrecht strebt überall da zurückzutreten, wo die Wahrnehmung der Interessen durch andere Mittel, insbesondere durch das Mittel der zivilrechtlichen Entschädigung geschehen kann. Da die symptomatische Bedeutung der fahrlässigen Handlung aus den aben angeführten Gründen vom Standpunkt unsrer heutigen entwickelten Rechtsauffassung eine wesentlich geringere ist als die der vorsätzlichen Handlung, muß dieser Gedanke für die rechtliche Bewerthung der fahrlässigen Handlung immer mehr zur Geltung gebracht werden.

Doch wir müssen uns hier auf einen prinzipiellen Einwand gefaßt machen: Man wird gegenüber der Tendenz, die Strafdrohung möglichst auf die vorsätzlich begangenen Handlungen zu beschränken, vielleicht die Behauptung vorbringen, daß jene Tendenz um deßwillen inhaltlich unberechtigt und gesetzgebungspolitisch unrichtig sei, weil es dem Thäter in vielen Fällen schwer nachzuweisen sei, daß er vorsätzlich gehandelt habe, während der Beweis dafür, daß er fahrlässig gehandelt, wesentlich leichter erbracht werden könne. Es ist zweifellos, daß diese Anschauung, insoweit sie die größere Schwierigkeit des Nachweises der vorsätzlichen Begehung behauptet, nicht widerlegt werden kann. Ist damit nun nicht auch schon die Unrichtigkeit unsrer Auffassung dargethan? Versuchen wir einmal die Kansequenzen aus dem in dem Einwand ausgesprochenen Prinzip zu ziehen! Sobald wir dem Gesichtspunkt der Beweiserleichterung einen maßgebenden Einfluß bei der Entscheidung über die Grenzen des Strafrechts zugestehen, müssen wir dazu kommen, die Beschränkung der Bestrafung auf die vorsätzliche Begehung bei allen Deliktsarten fallen zu lassen, denn bei allen Delikten ist der Vorsatz ganz wesentlich schwieriger nachzuweisen als die Fahrlässigkeit. Aber auf diesem Standpunkt einmal angelangt, müssen wir dann konsequentermaßen noch weiter — rückwärts gehen! Auch die Fahrlässigkeit ist häufig sehr schwer nachzuweisen — darum muthig zurück zur reinen Erfolgshaftung unsrer Ahnen, die sich noch nicht durch die Aufstellung des Prinzips „Ohne Schuld keine Strafe" unnöthige Beweisschwierigkeiten machten! Es besteht kein Grund, der uns, wenn wir einmal der Frage der Beweisschwierigkeit einen entscheidenden Einfluß auf die Bestimmung der Grenzen des Strafrechts einräumen, abhalten müßte, auch diese Konsequenz zu ziehen. Aber warum wird sich doch ein Jeder vor dieser Konsequenz scheuen? Um deßwillen, weil ein Jeder erkennt, daß der Schritt von dem Standpunkt der Erfolgs-

[5]) Vgl. hiezu van Calker, Politik als Wissenschaft, Straßburg 1898 und van Calker, Vergeltungsidee und Zweckgedanke, Heidelberg 1899.

haftung bis zu dem heute bestehenden Bestreben, die Bedeutung des subjektiven Thatbestands gebührend zu berücksichtigen, der größte Fortschritt ist, den das Strafrecht überhaupt aufzuweisen vermag. Und eine der bedeutsamsten Konsequenzen, die die Gesetzgebung aus dieser Entwicklung gezogen hat, ist eben die scharfe Trennung von Prozeß und materiellem Recht in dem Sinn, daß der Zweck der Beweisermöglichung oder der Beweiserleichterung niemals für die inhaltliche Bestimmung einer materiellrechtlichen Vorschrift maßgebend sein kann.

Wir stehen am Schlusse unsrer Erwägungen über die Grenzen des Strafrechts und es erübrigt nur noch, auf Grund der bisherigen Ausführungen zu der Frage Stellung zu nehmen, welche den Ausgangspunkt und den äußeren Anlaß zu der vorliegenden Betrachtung geboten hat.

Der dem Reichstag zugegangene Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst hat den im Vorentwurf eingenommenen Standpunkt, nur die vorsätzliche widerrechtliche Vervielfältigung mit Strafe zu bedrohen, festgehalten trotz der Einwendungen, welche gegen diesen Standpunkt vorgebracht worden sind. Voraussichtlich werden nun bei Gelegenheit der Verhandlungen im Reichstag die bisher schon vorgebrachten Gründe nochmals zum Angriff gegen den Standpunkt des Entwurfs verwendet werden, es wird nochmals auf „die eigenartigen Verhältnisse und Bedürfnisse des deutschen Buchhandels“ hingewiesen werden, welche „die strafrechtliche Verfolgbarkeit auch des fahrlässigen Nachdrucks als unabweisbare Nothwendigkeit erscheinen lassen“ — der bestimmende Grund für diese Forderung wird stets der bleiben, daß es sehr schwer sei, die vorsätzliche Verfehlung nachzuweisen. Wir haben im Vorstehenden darauf verzichten zu können geglaubt, diejenigen Gründe hier nochmals zu besprechen, die wir an anderer Stelle schon erörtert haben und die auch in den Motiven zum Entwurf in anschaulicher Weise dargelegt sind: daß die Mehrzahl der ausländischen Gesetze, insbesondere auch das neue österreichische Gesetz vom 26. Dez. 1895, auf dem vom Entwurf eingenommenen Standpunkt steht, daß diejenigen Delikte, welche im Hinblick auf die Natur der durch die strafbare Handlung verletzten Interessen den im Entwurf behandelten Vergehen nahestehen, insbesondere die Delikte gegen die Bestimmungen über das Patentrecht, den Gebrauchsmusterschutz und den Schutz der Waarenbezeichnungen, sämmtlich nur bei vorsätzlicher Begehung mit Strafe bedroht sind, und wir glaubten endlich auch nicht nochmals hier erwähnen zu müssen, daß der dem Berechtigten stets zustehende Anspruch auf Vernichtung der Nachdrucksexemplare und die ihm nach den Grundsätzen unsres bürgerlichen Rechtes und unsres Zivilprozeßrechtes im weitesten Umfang gewährte Möglichkeit, vollen Ersatz seines Schadens zu erlangen, für die Fälle der fahrlässigen Verletzung des Urheberrechts den geschädigten Interessen eine durchaus entsprechende Ausgleichung darbietet. Der Zweck der vorstehenden Ausführungen war, nachzuweisen, daß nach den für die Bestimmung der Grenzen des Strafrechts maßgebenden prinzipiellen Gesichtspunkten die Bedrohung der fahrlässigen Urheberrechtsverletzung mit Strafe gesetzgebungspolitisch unrichtig ist, und gleichzeitig auch darauf hinzuweisen, daß der Frage nach den Grenzen des Strafrechts unter den heute gegebenen Verhältnissen eine eminent praktische Bedeutung für die Gestaltung und Entwicklung unsres Staats- und Rechtslebens zukommt.

Möchte der im Entwurf des Gesetzes über das Urheberrecht bezüglich der Frage nach den Grenzen des Strafrechts eingenommene Standpunkt vorbedeutend sein für die Tendenz, mit welcher die Reichsregierung — hoffentlich in nicht zu ferner Zeit! — an die Reform unsres Strafrechts herantreten wird!

Vom Weihnachtstisch.

VIII. (Schluß.)

‡ Das Ueberraschendste in Format und Ausstattung leistete im vorigen Jahr Koloman Mosers Kalender (Wien, bei Gerlach u. Schlack), der in sezessionistischem Geschmack, bei einer Höhe von 42 cm und 9 cm Breite vorläufig alles Herkommen übertraf. Für heuer (d. h. 1901) lieferten die Maler B. Lesler und J. Urban mit ihren „Oesterreichischen Monatsbildern“ (Wien, Verlag von Artaria u. Co.) einen Fries von 25 Kompositionen, welche bis 30 cm Höhe eine Länge von siebenthalb Meter betragen. Die Einrichtung ist so, daß je zwei sich ergänzende Blätter einen Monat repräsentiren: das eine gibt die Himmelszeichen, Feld- und Gartenbeschäftigung, Wetterregeln und Loostage, alles mit Sprüchen und Reimen; das andere aber stellt immer einen Monatsheiligen mit den Patronen und Wappen österreichischer Provinzen und Städte dar: also die heiligen drei Könige mit ihrem reichgeschmückten Gefolge, ganz im Stile des ausklingenden 15. Jahrhunderts. Den Februar illustrirt eine artistische Paraphrase des bekannten „Kaiserliedes“; St. Joseph charakterisirt den März, S. Georgius und die Osterglocken den April, ein Maienreigen und die Patrone Johannes de Pomuk und Stanislaus von Krakau den Wonnemonat. Der Zug einer Rosenkönigin mit den Patronen von Trient und der Bukowina kennzeichnet den Juni, den Juli ein lustiges Schnitter- und Erntefest; eine Apotheose aller Länder der österreichischen Monarchie den Geburtstag (18. August 1830) des Kaisers; den Herbstmonat die im Bergkeller mit ihrem Könige schlafenden Wenzel-Ritter u. s. w. Das alles mit einer archaistisch-symbolischen Dekoration und modern-verzogenen Runenhaftigkeit der Inschriften, die nicht immer auf den ersten Blick entziffert werden mögen, in großer Farbendruckpracht und in scharfkonturirten, bisweilen auch mosaikartigen, feierlichen und nur theilweise schönen Gestalten. Der Berliner „Harmonie-Kalender“ hat gar die Form einer 40 cm langen Geige, in deren sehr gebrechlichen Hals die Namen berühmter Komponisten eingeschrieben sind, während deren Bildnisse in oft stark verkrüppeltem Format den Resonanzboden schmücken. Auf anderen Blättern gleicher Form sind Auszüge aus ungedruckten Briefen H. v. Bülows, Aussprüche von Amalie Joachim über Sanges- und Vortragskunst, Pariser Erinnerungen von Moritz Moszkowski, Biographisches über Tschaikowsky und die Musik in Rußland, über Beethovens Religiosität, Autobiographisches von H. Zöllner, Arthur Sullivan, Weingartner, Gernsheim, Heuberger, S. Jadassohn u. s. w. — ein musikalischer Almanach in unerhörter Form, die bald anderweitige Nachahmung finden mag, z. B. ins Anatomische übersetzt etwa für ärztliche Jahrbücher, in Ruthen-Façon für Schüler und Schullehrer, im Blumenkorb- oder Flora-Füllhorn-Kaliber für Gartenbau-Vereine, da der Blödsinn immer bereitwillig ins Kraut schießt. Wie bescheiden nimmt sich solchen, dem Ernst der Kunst nicht geziemenden Inventionen gegenüber ein „Deutscher Schulverein-Kalender“ von Heinrich Hango (Wien bei A. Pichler) aus, obwohl Ferdinand Saar, Peter Rosegger und G. A. Ressel Beiträge steuerten. Oder der im 64. Jahrgang florirende gemeinnützige „Volksbote“ (Oldenburg und Leipzig bei Schulze), welcher diesmal sogar mit einer den Fürsten Bismarck vorstellenden Originalzeichnung von Allers ausgestattet ist. Oder gar der altehrwürdige „Haus- und Landwirthschafts-Kalender des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern“, welcher sich in universellster Weise mit Aufzählung aller Vieh-, Hopfen-, Wollen- und Getreidemärkte befaßt.

Die Kalender-Literatur zeitigt auch andere Früchte, wie z. B. „Mein Tagebuch“ mit Monatsbildern und Zierleisten nach R. E. Kepler und Gedichten von Victor Blüthgen (Stuttgart, Union) zum Eintrag von Hauserlebnissen, Familienereignissen und anderen Memoiren, oder das „Jahrbuch für die Offiziersfrau“ und ausdrücklich auch für „Offiziersbräute“, mit Beiträgen von E. A. v. Arnim, Gräfin Brühl, W. v. Gehren, E. v. Knobelsdorff, E. v. Seydlitz u. A. m., sachlich bearbeitet durch Major Schaarschmidt durch Johanna v. Sydow herausgegeben. (Druck und Verlag des „Deutschen Offizierblattes“ bei Gerhard Stalling in Oldenburg im Gr.) Für bürgerlich-feine Kreise empfiehlt sich Paul Mosers „Notiz-Kalender“ und „Haushaltungsbuch“, welches heuer den fünfundzwanzigsten Jahrgang seines segensreichen Bestehens feiert, eine unentbehrliche Unterlage auf jeden guten und soliden Frauenschreibtisch.

Und nun zu den ehrenwerthen Kalender-Männern der Technik, Industrie und Wissenschaft, deren jeder einen besonderen Vorzug und Utilitätsnachweis beansprucht. Da ist der alljährlich mehr anwachsende, vom eigenen Verleger Gustav Meinecke bearbeitete „Kolonial-Kalender“ mit den Bildnissen von Direktor Dr. Stübel und Dr. Scharlach und der Biographie des Letztgenannten; Argenhardts „Geschäftskalender für den Weltverkehr“ (XXVI. Jahrgang) mit dem Bildniß des Herausgebers; der „Bayerische Verkehrs-Kalender“ mit den wichtigsten Bestimmungen des gesammten Eisenbahnwesens, der Post, Telegraphie und des Telephonwesens, in lexikographischer Stoffanordnung. Die Kalender für „Straßen- und Wasserbau- und Kultur-Ingenieure“ von R. Scheck (XXVIII. Jahrgang), für Eisenbahn-Techniker von A. W. Meyer (Wiesbaden bei Bergmann); Stühlens als unübertreffbar bewährter Ingenieur-Kalender (bei G. D. Baedeker in Essen) und in gleicher Anlage und Durchführung für Berg- und Hüttenwesen; Schwalbe's Reichs-Medicinal-Kalender (Leipzig, bei G. Thieme) und Recknagels Kalender für Gesundheitstechniker und Anlage von Lüftungs-, Zentralheizungs- und Bade-Einrichtungen (München und Leipzig bei R. Oldenbourg).

Der instruktivste Hausfreund aber bleibt Meyers historisch-geographischer Abreißkalender mit Bildnissen, Städte-Ansichten, landschaftlichen und ethnographischen Abbildungen, die auch auf den Burenkrieg und unsre Besitzungen in China Rücksicht nehmen. Eine Menge weiterer Textnotizen und historischer Erinnerungen sowie Maximen und Sprüchen sind willkommen.

Die Jugendliteratur erfährt noch weiteren Nachwuchs durch die Erzählungen für Knaben Victor Blüthgens „Der Weg zum Glück“, welche in zweiter Auflage (Stuttgart, Union) und in dem für Mädchen berechneten „Lebensfrühling“ in dritter Auflage (ebendas.) erschienen. Einer gleich warmen Aufnahme erfreuen sich Th. Bertholds „Lustige Gymnasial-Geschichten“ (fünfte Auflage, ebendas.), die „Lissy“ von Bernhardine Schulze-Smidt“ (in vierter Auflage) nebst der „Gustel Wildfang“ von Luise Glas und der Prairien-Roman „Arrapahu“ von Max Felde (ebendas.) in zweiter Auflage. Dadurch und mit den Schriften von Karl Falkenhorst („Die Helden vom Vaal“, Dresden bei A. Köhler), Heinrich Meschwitz („Bayer und Blaujacke“, ebendas.) und Eugen v. Enzberg („Drachenblut“, Berlin 1901 bei W. Dünnhaupt) werden wir auf das fremdländische Gebiet geführt, das durch neuere Erfahrungen als bedenklich und der Jugend gefährlich angesagt wurde. Jede Sache hat zweierlei Seiten. Es kommt dabei weniger auf die Natur der behandelten Stoffe an als auf die subjektive Veranlagung der mit der Lektüre dieser Bücher betrauten Jugend. Wir glauben zuversichtlich, daß ein großer Theil dieser Autoren und Verleger in löblicher Weise nur das ethnographische, kulturhistorische, überhaupt das bildende und den Blick erweiternde Moment im Auge hat, wiewohl es nicht an entgegengesetzten Bestrebungen fehlt, welche einzig darauf ausgehen, durch spannende, hinreißende, sensationelle Häufung der krassesten Unmöglichkeit die ohnehin leicht entzündliche Lesewuth der Jugend anzufachen. Es ist nun gewiß die heilige Aufgabe der wahren Jugendfreunde und nicht allein der immer wohlwollenden, aber häufig den rechten Mittelweg doch verfehlenden Herren Eltern, nach der psychischen Veranlagung ihrer Pflegebefohlenen und nach eigener bester Einsicht die Auswahl zu treffen und nicht etwa der bestechenden Ausstattung oder dem empfehlenden Drängen des nächstbeliebigen Kommis, welcher meist von dem Inhalt des belobten Werkes ebensowenig Kenntniß besitzt wie von dem Naturell der damit zu beglückenden kleinen, reiferen oder vorgeschrittenen Jugend. Eines schickt sich nicht für Alle. Nur der Mißbrauch ist gefährlich.

Ein für die heranwachsende Jugend gewiß sehr nützliches Unternehmen, als einleitender Führer und Berather nennt sich „Das Buch der Berufe“, dessen erster Band „Der Marineoffizier“ von Eugen Kohlhauer (Hannover 1900 bei Gebrüder Jänecke, 240 S. 8° mit 43 Abbildungen) den Boden schildert, auf dem sich der Dienst und das Leben eines Seemanns abspielt, also das Schiff, den Zweck und die Verwendung desselben, den Eintritt des Seekadetten, die erste Zeit an Bord, die Tagesroutine im Hafen, die Uebungstouren in See, den Antritt der Ausreise und die ersten Fahrten, von Plymouth nach Madeira und Barbados, Martinique, Guadeloup, Trinidad, Dominique, Portorico und Havana; die Heimreise und das Fähnrichsexamen, Marineschule und Offiziersexamen, Beförderung zum Leutnant. Alles in anziehender Form, mit Erklärung und Abbildung der Hauptmaschinen und ihres Gebrauches. Es ist recht eindringlich klar gemacht, was Fleiß und Wissen leisten muß und daß es nur zur Ehre gereicht, im Schweiße des Angesichts seine Pflicht zu thun und sein wohlverdientes Brot zu essen. Die weiteren Folgebände behandeln in gleichem Ernste und mit derselben Gründlichkeit den Beruf des Elektrotechnikers, des Chemikers und Ingenieurs.

In „Fritz Martens erster Seereise“ erzählt Kapitän A. Spring (Stuttgart bei Thienemann) nach eigenen Erlebnissen beiläufig alles, was kleine Landratten mit Respekt oder Interesse erfüllen mag. Der Fritz blamirt sich zum Anfang, wird Schiffsjunge, Piccolo, wird auf der Linie von dem feuchttriefenden Gott Neptun eigenhändig getauft, durchkostet den ersten Sturm, kommt nach Singapore, erglüht immer eifriger für seinen herrlichen Beruf und gewinnt dafür hoffentlich einen oder den anderen seiner jungen Leser.

Die Fahrt „Auf einem Segelschiff rund Kap Horn“ von Andreas Gildemeister (Berlin 1901 bei Dietrich Reimer, 184 S. 8° mit einer Karte) ist kein der Jugend auf den Leib geschriebenes Buch, obwohl dieselbe vieles daraus lernen kann. Der Autor ist kein Seemann, aber eines Rheders Sohn aus Bremen, der seine Reise zur Stärkung seiner Gesundheit, als gründliches Präservativ oder als eine gewiß heilsame Nachkur unternimmt. Er handhabt den seemännischen Jargon ganz excellent und versteht sich auf alle technischen Aufgaben der Navigation. Hellen Auges und frohen Sinnes verzeichnet er mit gewandter sachsicherer Feder und bisweilen mit einem leisen Anflug poetischer Stimmungsmalerei die Eindrücke, welche seine 122 Tage dauernde Fahrt auf dem Meere, mit dessen Schönheiten, Wundern und Schrecken hervorrief. Während der drückenden äquatorialen Passaten hielt der Kapitän Vorlesungen aus Fritz Reuter, unser Autor vertiefte sich nebenbei in die Odyssee und gab bei einer abendlichen Temperatur von 28° Celsius an Deck und 30° in der Kajüte alle Versuche auf zum Erlernen der spanischen Grammatik und zum Studium der südamerikanischen Geographie: „Schattige deutsche Wälder schwebten meiner Phantasie vor wie Leckerbissen dem Seekranken“. Auch hier gab es eine derbe, vergnügliche Linientaufe. — Sturzseen donnerten, Wasserberge und heulende Stürme tobten über das Schiff. Die Kap Horn-Region bewährte nur theilweise ihren schlimmen Ruf; doch waren die Erlebnisse bei der Umsegelung des Kap immer noch ergiebig genug. Abwechslung bot eine Albatrosjagd. Aber es kam noch tückische Abwechslung bis der Stille Ozean und die Landung in der Bai von Iquique Ruhe brachte für unsern Patienten, der mit solchen Erlebnissen eine gewiß sehr außergewöhnliche Kurmethode durchkostete.

Aus einer Reihe von ornithologischen Vorträgen entstanden die Aufsätze von Martin Braeß über „Unsre gefiederten Freunde“ (Leipzig 1901, H. Seemann Nachfolger. 175 S. 8°). In einer sehr anziehenden an Hermann Masius gemahnenden Form konterfeit Dr. Braeß die Amsel, den Kiebitz und Krammetsvogel und unterzieht nicht nur „Unsre

Frühlingsboten im Volksglauben", sondern auch den Bau des Vogel-Körpers und „Schnabels der eingehendsten Betrachtung, wofür er des innigen Dankes von jung und alt sicher sein darf.

Ein willkommenes Lehrmittel für Selbststudium und Schulgebrauch bietet Max Dalitzsch mit seinem durch vielfarbige, in den Text gedruckte Abbildungen ausgezeichneten „Thierbuch" (Eßlingen und München bei J. F. Schreiber. XXII und 352 S. 8°).

Die vom Alldeutschen Verband preisgekrönte Jugendschrift von Anton Ohorn „Kaiser Rothbart" (München bei J. F. Lehmann 302 S. 8° mit 60 Illustrationen von Anton Hoffmann) bildet den X. Band von Julius Lohmeyers „Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen". Der überaus dankbare Stoff ist in einen volksthümlichen Erzählerton gekleidet; neben dem großen Kaiser spielt der ihn auf seinen Fahrten treu begleitende junge Ritter Rudo von Wiesungen eine glaubhafte Rolle. — Der nächste Band enthält ein in wohlklingender, an Julius Wolff erinnernder Versifikation hinfließendes und durch ansprechende Erfindung den Leser gewinnendes Epos „Hans Stock, der Schmied von Ochsenfurt" von Ernst Weber (ebendas. 181 S. 8°). Die Fabel der Dichtung ist sehr einfach: Hans Stock, der Repräsentant des im 13. Jahrhundert in selbstbewußter Kraft aufblühenden Bürgerthums, seines Zeichens ein tapferer, schneidiger Schmied, erschlägt, von adeligen Herren gereizt, einige derselben, schließt sich landflüchtig dem Heere des letzten Staufers an und zeichnet sich bald so aus, daß er als einer der angesehensten Ritter gilt. Nach Konradins frühem und tragischem Ende sammelt er die zersprengten Truppen desselben, stellt sich, da er infolge seiner Aehnlichkeit mit Konradin selbst vom Heere als König begrüßt wird, an dessen Spitze und führt dasselbe nach Deutschland zurück. Hier erst gibt er sich zu erkennen und legt, obgleich die Streiter ihren Führer gern behalten möchten, seine Leitung nieder, um in der Werkstätte wieder zu Zange und Hammer zu greifen.[1] Im XII. Band erzählt E. Stenrich unter dem Titel „Johann Kuny", die Kolonien-Gründung des großen brandenburger Kurfürsten in Afrika und die Schicksale des Negerhäuptlings und Titelträgers (ebendas. 420 S. 8° mit Bildern von Hans W. Schmidt in Weimar).

Die „Starnberger See-Geschichten" unsres rühmlichst bekannten Hofraths Maximilian Schmidt liegen in neuer Auflage vor (XI. und XII. Bd. der Gesammelten Werke. Reutlingen bei Enßlin u. Laiblin). Sie enthalten die Erzählungen „Der Himmelbrand", „Die Fischerrosl von St. Heinrich", die „Johannisnacht" und „Der Erbe von Pollingsried". Bei seiner bis ins minutiöse Detail gehenden Kenntniß des betreffenden Grund und Bodens und der darauf seßhaften handelnden Leute gelingt es dem auch die Mundart meisterlich beherrschenden Autor, wahre Kultur- und Lebensbilder aus den so beliebten Geländen dieses weitberühmten und so gern befahrenen reizenden Landstriches zu gestalten. Sein Name ist unsern Lesern sicherlich so wohlbekannt, daß wir auf die früheren ausführlichen und eingehenden Besprechungen[2] verweisen können.

Die Erzählung „Im verwunschenen Schlößchen" von Emma Biller (Stuttgart bei Thienemann. 198 S. kl. 8°) ist für „erwachsene junge Mädchen" bestimmt; eine Uebersetzung dieser dehnbaren Altersangabe in etwaige Ziffern bleibt der sinnigen Leserin vorbehalten.

Eine unvergängliche Kost für die wirkliche Jugend bilden die Kindermärchen der Brüder Grimm, welche in neuer Auswahl von Paul Moritz und mit neuen Bildern von P. Grot Johann und R. Leinweber (Stuttgart, bei Thienemann. 199 S. kl. 4°) immer willkommen bleiben. Ebenso Friedrich Güll's „Kinderheimath", welche in neuer Auslese (Gütersloh 1901, bei Bertelsmann. 85 S. 8°) erschien und nur eigene Dichtungen des am 23. Dezember 1879 zu München verstorbenen, hochgeachteten und liebenswürdigen Pädagogen enthält.

Thienemanns „Deutsches Knabenbuch" (Stuttgart. XIV. Jahrgang. 400 S. gr. 8°) zählt nach Inhalt und Ausstattung zu den besten Produkten dieser Literatur. Viele anziehende Geschichten, Biographien (Gutenberg und seine Kunst), allerlei Physikalisches (Zeppelins Aufflug, Telegraphie ohne Draht) und Belehrendes aus der Pflanzen- und Thierwelt (Schlangenzauber von Julius Stinde, über Kaninchen) bieten nebst den Reisebriefen von Hermine Diemer reiche Abwechslung, unterstützt durch sehr gute Bilder von Fritz Bergen, Johann Gehrts, den vielgewandten Illustrator (Bruder des in Beilage Nr. 275 gerühmten verstorbenen Malers und Zeichners). Gleiche freundliche Theilnahme erweckt das „Deutsche Mädchenbuch" (ebendas. VIII. Bd., 398 S.). Auch hier hübsche und passende Erzählungen, mannichfache Aufsätze, über das Passionsspiel von Tony Schumacher, die anziehenden Briefe über Moriz v. Schwind von Agnes Gosche (mit 19 Bildern nach dessen berühmtesten Schöpfungen), eine dem jugendlichen Alter angepaßte Nacherzählung des Shakespeare'schen Sommernachtstraums mit Konewka's geistreichen Silhouetten (wobei wohl auch der wundersamen Tondichtung Mendelssohn-Bartholdy's gedacht werden soll), eine Erinnerung an Schillers Mutter von Ernst Müller mit 10 Illustrationen, auch Berichte über Schweizer Volkstrachten (mit 22 feinen Farbendrucken), über Handwirkerei und Gobelintechnik u. s. w.

Eine nette Sammlung „Illustrirter Taschenbücher" „in usum Delphini" publizirt die Redaktion des „Guten Kameraden" (Stuttgart, Deutsche Union) in handlicher Form und mit zweckdienlichen Illustrationen. Da ist eine Anleitung für Briefmarken- und Schmetterling-Sammler, für Radfahrer und Schiffbauer, für Hobel- und Drehbank-Aspiranten, zur Erleichterung in der schweren Berufswahl unter den vier Fakultäten. Weitere Fingerzeige für Nutzbarmachung von „Spiel und Arbeit" und anziehende Jugendbeschäftigung mit „Camera Obscura", „Segelyacht" ꝛc. gewähren Heinrich Cranz, Otto Robert und Agnes Lucas mit einer durch Schnittmuster erläuterten „Nähschule" (Ravensburg, bei O. Maier), einer Unterweisung zur „Herstellung künstlicher Blumen" durch Mathilde Leonhardt (ebendas.). Auch die Kochkunst ist bedacht von M. Schubert, L. Amberg und E. Rost durch gründliche Handbücher für Anfängerinnen (Gotha 1901, bei F. A. Perthes), um gleich im voraus alle Dilettantenwirthschaft und Pfuscherei zu verhüten und abzuschneiden. Willkommen ist die Anleitung zur Erlernung der „Oesterreichischen Küche", eine sehr geschmackvolle, zu Wien und Paris mit goldenen Medaillen ausgezeichnete Arbeit von Marie v. Rokitansky (Wien, Leipzig, München bei Lindauer und Innsbruck bei A. Edlinger. 590 S. 8°).

Einen Ehrenplatz in dieser Literatur verdient das aus den beliebtesten Weisen durch Friedrich Merck zusammengestellte, in Farbendruck nach L. v. Zumbusch illustrirte und von Fritz Volbach für Kinderstimmen gesetzte „Liederbuch" (Mainz, Schotts Söhne), in Wort, Ton und Bild wohl die schönste Weihnachtsgabe! „Das deutsche Heer" (Stuttgart, Gustav Weise) versorgt mit warmer Begeisterung brave Knaben. Die kleinere Welt mag sich an Kreidolfs ungeheuerlichen Fitzebutze-Zeichnungen (München, bei Piloty u. Löhle, Dr. C. Wolf u. Sohn) ergötzen.

Außerdem gibt es aber noch eine unübersehbare Menge kleiner, nützlicher Bücher, ja eine wahre Legion zum Heile der vielgeplagten Menschheit und ihrer gründlichen Wohlfahrt, so z. B. „Der gerechte und vollkommene Austernesser"; „Die Korpulenz, ihre Selbstbehandlung, zur Bekämpfung der Fettleibigkeit" mit Illustrationen; ein „Kegelliederbuch" für deutsche Kegelbrüder; viele „Anleitungen zur höheren Magie" und — last not least": in kürzester Zeit ein vollkommener — „Bauchredner" zu werden. Diesen ventriloquistischen Bestrebungen ist vielleicht schon in nächster Folge eine große Zukunft beschieden; welche Erfolge für gewisse Parlamentarier und höher strebende Jünglinge!

---

[1] Seltsamerweise spielt auch eine Erzählung für junge Mädchen „Burg Degenstein" von Carola v. Eynatten (Leipzig 1901 bei F. Hirt u. Sohn. 232 S. 12°) in demselben Zeitraum; die Dichterin schildert die Schicksale der verwaisten Kinder eines wackeren Ritters, der mit Konradin nach Italien zog und dort vom Tode erreicht wurde. Die anfänglich sehr drohenden Verhältnisse wenden sich aber zum guten Glück und schließen versöhnlich.

[2] Vergl. z. B. Allg. Ztg. 29. Januar 1869, 8. Mai 1884, 17. Dezember 1884, 11. Juli 1885, 25. September 1886, 19. September 1887 (Franz Muncker), 18. Dezember 1887, 28. Februar 1888, 3. Juni 1890 u. s. w.

Mittheilungen und Nachrichten.

U. **Umgestaltung der Villa Borghese in Rom.** Ein höchst erfreulicher Plan, dem alle wahren Freunde der ewigen Stadt auf das lebhafteste zustimmen werden, scheint vor seiner Verwirklichung zu stehen: der herrlichste Park Roms, die Villa Borghese, deren Schicksal lange Zeit zweifelhaft war, soll dem Andenken des ermordeten Königs als Villa Umberto I. geweiht und durch Verbindung mit den Anlagen des Monte Pincio zu einem öffentlichen Park umgewandelt werden. Darin soll sich ein Reiterdenkmal Umberto's erheben. Im Palazzo der Villa sollen mit dem Rest des großen Borghesischen Besitzes an Kunstwerken, der sich jetzt darin befindet, auch die Antiken der Villa Ludovici-Boncompagni vereinigt werden, die für etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Lire in den Besitz des Staates übergehen, wenn, wie zu erwarten, das Parlament die Summe bewilligt. Staat, Stadt und königliches Haus tragen gemeinsam zu den Kosten bei, indem der Staat die Erwerbung der Kunstwerke, die Stadt die Einrichtung und Verwaltung der Villa als öffentlichen Parkes und das königliche Haus die Errichtung des Denkmals übernimmt. Auf diese Weise würde sich in der inneren Entwicklung Roms eine Wandlung vollziehen, die in jeder Hinsicht glücklich ist, zumal wenn man sich erinnert, von welch abenteuerlichen Plänen die Villa Borghese lange Zeit bedroht war. Wenn, wie zu vermuthen ist, der jetzige **Unterrichtsminister Gallo** die treibende Kraft bei diesem Plan ist, so können wir nur wünschen und hoffen, daß das Land sich lange eines solchen Ministers erfreuen möge, dem es auf thatsächliche Verbesserungen und nicht wie seinem Vorgänger auf reklamehafte Aeußerlichkeiten ankommt. Wir können bei dieser Gelegenheit bemerken, daß auf Befehl des jetzigen Unterrichtsministers im Museum der Villa Giulio die von Barnabei vorgenommenen schwindelhaften Zusammenstellungen von Grabfunden aus dem Faliskerlande wieder aufhören werden, so daß der Besucher hier nicht mehr falsche und willkürliche Bilder vorgeführt bekommt.

* **Ausgrabungen in Korinth.** Der Leiter des amerikanischen archäologischen Instituts zu Athen, Professor Rufus **Richardson**, berichtet in der „New-York Nation", der „Köln. Ztg." zufolge, über wichtige Entdeckungen. Bei der Freilegung der Agora, des Marktplatzes, von Alt-Korinth fand er die Propyläen, einen mächtigen Thorbau, von dem zahlreiche Architravstücke noch vorhanden sind, dabei zwei riesige Figuren, 2.5 Meter hoch, das Haupt bedeckt mit der phrygischen Mütze, beide an Pilaster mit korinthischen Kapitellen gelehnt. Außer zwei gewaltigen Frauenköpfen fanden sich weiter Stücke von der Decke des Thorbaues mit Kassetten, welche die Köpfe des Helios und der Selene zeigen. Alles ist römische Arbeit, ebenso auch ein wunderschön erhaltener Kopf der Ariadne, die den Kopf auf die eine Hand lehnt. Dann aber kam erst der Tag der größten Ueberraschungen. 23 m südwestlich von den Propyläen stieß man auf eine Plattform, 1 m hoch, auf der sich wohlerhalten eine Marmorfaçade in einer Länge von 10 m erhebt, geschmückt mit den schönsten Metopen und Triglyphen, bei denen die rothe, blaue und gelbe Bemalung vorzüglich sich erhalten hat. Durch eine Bresche drang man weiter hinein in das antike Gebäude, stieß auf eine Treppe, die sieben Stufen hinab führte und fand, 8 m unter dem heutigen Erdboden, einen quadratischen Saal, in dessen Westmauer zwei Löwenköpfe aus Bronze saßen, unter denen deutliche Spuren von dem Hinsetzen der Wasserkrüge zu sehen waren. Das Ganze ist zweifellos eine monumentale Brunnenanlage, die unter den erhaltenen Bauwerken der Griechen einzig dasteht. Selbst das Geländer an der Treppe ist erhalten. In diesem Brunnenhause fand sich noch ein Marmorrelief mit sieben Figuren, nur 20 cm hoch, ein kleines Meisterwerk aus der besten Zeit der attischen Kunst.

* **Ein Prachtwerk über die Pariser Weltausstellung.** Eine Reihe hervorragender Gelehrter, Techniker und Sozialpolitiker hatte sich schon vor Eröffnung der Ausstellung zusammengethan, um ihre Ergebnisse unter steter Berücksichtigung der deutschen Produktion in populärer Form zusammenzufassen. Mit bedeutenden Mitteln wurde zu diesem Zwecke eine Kommanditgesellschaft begründet und das Werk in einer periodischen Heftfolge veröffentlicht, die jetzt in einem stattlichen, durch Hunderte von künstlerischen Illustrationen geschmückten Prachtband im Verlage Kirchhoff u. Co., Karl Schmdowski, Berlin, erschienen ist unter dem Titel: „**Pariser Weltausstellung in Wort und Bild**". Autoritäten wie Professor **Kammerer** für Maschinenwesen, Regierungs- und Forstrath **Müller** (Wiesbaden) für Land- und Forstwirthschaft, Geheimrath **Koepke** (Dresden) für Verkehrswesen, Oberstleutnant v. **Bremen** und Hauptmann a. D. **Castner** für Kriegswissenschaft, Regierungsrath Dr. **Kautz** für kommunale und Wohlfahrtseinrichtungen, Professor **Müller** (Brandenburg) für Metallurgie, Dr. **Kuh** für Textilindustrie, Dr. Georg **Malkowsky**, der zugleich die redaktionelle Leitung übernommen hatte, für Kunst- und Kunstgewerbe, lieferten theils Einzeldarstellungen, theils zusammenfassende Arbeiten über ihre Spezialfächer. Auch Oesterreich-Ungarn war vertreten durch Professor **Györgyi**, Direktor des Budapester Museums; Professor Karl **Gaul** für Möbelindustrie, Direktor Dr. E. v. **Rodiczky** für Landwirthschaft, Julius Baron v. **Podmaniczky** für Pferdezucht. Was alle diese Arbeiten besonders auszeichnet, ist bei voller fachmännischer Beherrschung des Stoffes eine anschauliche, allgemeinverständliche Darstellungsform, die Belehrung und Unterhaltung zwanglos zu vereinigen weiß. Der Schwerpunkt des ganzen Werkes aber dürfte in den handelspolitischen und allgemein wirthschaftlichen Artikeln liegen, die im Anschluß an einzelne Ausstellungsgruppen den Welthandel und seine voraussichtliche Entwicklung behandeln. Männer wie Professor W. **Lotz** (München), Professor Sartorius Frhr. v. **Waltershausen**, Geheimrath Dr. **van der Borght**, Direktor v. **Boenigk**, Privatdozent Dr. **Jastrow** verbreiten sich über die Hauptfragen des internationalen Waarenaustausches in einer Sprache, die das trockene statistische Material belebt und dem Interesse des gebildeten Laien nahebringt. Besondere Sorgfalt ist auf das illustrative Material verwendet. Die Auswahl und das Arrangement der Bilder, die in bunter Folge künstlerische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche und technische Objekte veranschaulichen, verräth überall den vollendeten Geschmack des bewährten redaktionellen Leiters des Unternehmens. Der Preis des über 500 Seiten mit mehr als 600 Vollbildern und Textillustrationen umfassenden Prachtbandes ist sehr mäßig.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 6. Dezember. Vorsitzender Sekretär: Hr. **Diels**. — 1. Hr. **Koser** las: **Ueber eine ungedruckte Redaktion der „Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de Pologne" Friedrichs des Großen.** Nach Bemerkungen über die Abfassungszeit (1773—1775) wurden die Abweichungen von der gedruckten, 1779 entstandenen Redaktion nach Gruppen gekennzeichnet und die statistischen Angaben der Abschnitte über die Staatsverwaltung an der Hand der Akten geprüft. — 2. Hr. Dümmler legte den 3. Band der von der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae herausgegebenen Deutschen Königsurkunden vor, welcher die von Hrn. **Breßlau** in Straßburg bearbeiteten **Diplomata König Heinrichs II. und Arduins**, vorläufig noch ohne Register und Einleitung, umfaßt; ferner die zweite Hälfte des 3. Bandes der Deutschen Chroniken, den Abschluß der Werke Jans Enikels von Hrn. **Strauch** in Halle nebst dem von Hrn. **Lampel** in Wien hinzugefügten österreichischen Landbuch. — 3. Der Vorsitzende legte das Werk vor: Elemente der Gesteinslehre, 2. Auflage, von H. **Rosenbusch**, korresp. Mitgliede der Akademie. Stuttgart 1901. — Sitzung vom 13. Dezember. **Philosophisch-historische Klasse.** 1. Hr. **Lenz** las ein **Kapitel aus der Geschichte Bismarcks.** Er schilderte die Entwicklung Bismarcks, als deren Grundelement das strenge Festhalten der preußischen Machtidee bestimmt wurde, von seinem Auftreten im Vereinigten Landtag bis zum Vertrag von Olmütz. — 2. Hr. Köhler überreichte eine Abhandlung **Ueber zwei Inschriften aus der Zeit Antiochos' IV. Epiphanes.** — 3. Hr. Tobler überreichte im Auftrag des Hrn. Hofraths Prof. Dr. Hugo **Schuchardt** in Graz den von diesem in Gemeinschaft mit

Hrn. Th. Linschmann und mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien veranstalteten Wiederabdruck der 1571 veröffentlichten Baskischen Bücher J. Leiçarraga's (eines neuen Testaments, eines Kalenders und eines ABC). Dieser Druck ist im Verlag von K. J. Trübner in Straßburg 1900 erschienen. Eine eingehende Einleitung ist dem Text vorangestellt. — Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Fischer las: Ueber die Synthese der α, δ-Diaminovaleriansäure. Es wird gezeigt, daß die künstlich gewonnene Diaminovaleriansäure dem Ornithin sehr ähnlich und höchst wahrscheinlich die optisch inaktive Form desselben ist. — 2. Hr. Königsberger, korr. Mitglied, übersendet eine Abhandlung: Ueber das erweiterte Newton'sche Potential. Im Anschluß an Arbeiten, welche in den Sitzungsberichten vom Jahre 1898 enthalten sind, wird für das Weber'sche Potential eine Beziehung hergeleitet, welche der für das Newton'sche Potential beim Durchgang durch eine mit Masse belegte Fläche stattfindenden entspricht. — 3. Hr. Klein überreichte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. E. Cohen in Greifswald, in welcher der Verfasser die Ergebnisse seiner mit Unterstützung der Akademie ausgeführten Untersuchungen über Meteoreisen niedergelegt hat: Zusammenfassung der bei der Untersuchung der körnigen bis dichten Meteoreisen erhaltenen Resultate. Es ergibt sich, daß in den meisten Fällen die Ataxite bei ähnlicher Struktur eine gleiche chemische Zusammensetzung besitzen. — Wahrscheinlich finden ähnliche Beziehungen auch bei den übrigen Meteoreisen statt. — 4. Hr. Engelmann legte eine Mittheilung aus dem physiologischen Institut der hiesigen Universität vor: Ueber die Automatie des sympathischen Systems nach am Auge angestellten Beobachtungen, von Dr. Max Lewandowsky. Die automatische Kontraktion der vom Sympathicus innervirten glatten Muskeln des Auges wird beim intakten Thier vom Zentralnervensystem aus geleitet. Es gewinnen jedoch die von allen nervösen Verbindungen losgelösten Muskeln selbst die Fähigkeit, automatisch durch den Blutreiz erregbar und thätig zu werden. Die Ausbildung dieser muskulösen Automatie wird durch die Erhaltung des Ganglion supremum sympathici verlangsamt und abgeschwächt. Diese Feststellungen geben eine Erklärung für die Ausgleichserscheinungen, welche nach Durchschneidung des Sympathicus und Exstirpation des Ganglion supremum eintreten. — 5. Vorgelegt wurden das mit Unterstützung der Akademie bearbeitete und herausgegebene Werk: Das alcentinische Triasgebirge. Eine geologische Studie, von Prof. Dr. A. Tornquist, Stuttgart 1901, und ein S.-A. einer Mittheilung des Hrn. Dr. L. Ascher in Bern: Untersuchungen über die Eigenschaften und die Entstehung der Lymphe.

* **München.** Prof. Röntgen ist von der Columbia University die Barnard-Medaille verliehen worden.

-g. **Karlsruhe.** Den Privatdozenten an der Universität Freiburg i. B. Dr. Heinrich Sieveking, Dr. Adolf Schüle und Dr. Konrad Beyerle ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden.

* **Heidelberg.** Der Titular-außerordentliche Professor Dr. Emil Knoevenagel, Abtheilungsvorsteher im Chemischen Universitätslaboratorium, ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Jena.** Die verstorbene Wittwe des Privatgelehrten Dr. Thomas in Wittenberg, eines Schülers Herbarts, hat, der „Voss. Ztg." zufolge, dem hiesigen pädagogischen Universitätsseminar 12,000 Mark zur Förderung des Studiums Herbart'scher Pädagogik vermacht. Die Hälfte der Zinsen soll fünf Jahre angesammelt und dann bei der akademischen Preisvertheilung für eine pädagogische Arbeit als Preis (1000 Mark) vergeben werden, die andere Hälfte soll jährlich als Unterstützung an ein Mitglied des pädagogischen Universitätsseminars Verwendung finden.

* **Halle.** Der Direktor der hiesigen Universitätsklinik, Geheimrath v. Hippel, ist auf seinen Antrag nach Göttingen versetzt worden. Sein Nachfolger ist Geheimrath Schmidt-Rimpler in Göttingen.

oem. **Breslau.** Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät hiesiger Universität, geheimer Archivrath Dr. Colmar Grünhagen, Direktor des hiesigen Staatsarchivs, feierte am 21. d. M. sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Christiania.** Der norwegische Kapitän Søregaard hat unlängst, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, im Stillen Ozean eine bis dahin unbekannte Insel entdeckt. Er war mit dem norwegischen, einer amerikanischen Rhederei gehörigen Barkschiff „Cambusdoon" auf der Fahrt von Sydney nach Manila begriffen, als man von Bord aus eine auf den Karten nicht verzeichnete gebirgige Insel auftauchen sah. Kapitän Søregaard nahm sogleich die erforderlichen Beobachtungen vor, um die Lage zu bestimmen, und meldete nach der Rückkehr seine Entdeckung. Nunmehr soll die Insel, die nach dem Entdecker benannt wurde, von einem amerikanischen Kanonenboot in Besitz genommen werden. Sie liegt auf 2° 4' nördlicher Breite und 135° 35' östl. Länge zwischen den Philippinen und den Karolinen, hat einen reichen Waldbestand und scheint sehr fruchtbar zu sein.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kassner in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ **Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.**

Uebersicht.

Die blühenden Bäume der Weihnacht.

Nicht selten mischt sich heute in den Weihnachtsduft, zusammengesetzt aus Tannenbaum, glimmendem Wachslicht, Pfefferkuchen, Stallen, Aepfeln, frischlackirten Zinnsaldaten und, wer weiß, was sanst noch für schänen Sachen, allerlei Blumenduft. Der gärtnerischen Kunst ist es gelungen, einzelne Frühjahrsblüher, wie die Hyazinthe, das Veilchen, sogar das Maiglöckchen, mitten im Winter zur Blüthe zu bringen und in zahlreichen Wahnungen werden diese Frühlingsblumen gepflegt, den blumenlasen Winter freundlicher zu gestalten.

Selbst draußen im Freien findet man bei milder Witterung im Christmonat verschiedene Pflanzen in der Blüthe. Neben den immergrünen Gewächsen erfreuen kleine, unansehnliche Blümchen das Auge; „zeitlose Blumen“ hat sie der Valksmund benannt, und der Spaziergänger bückt sich gern, einen Läwenzahn oder ein einsames Gänseblümchen zu pflücken, die er im Lenz gar nicht beachtete; jetzt sind sie ihm etwas schänes.

Das war schan immer sa. Was Wunder, wenn auch unsre Varfahren in den zur Winterszeit ausschlagenden und blüthenansetzenden Baumzweigen etwas besonderes erblickten und sie mit der zu Neujahr von neuem erwachenden Fruchtbarkeit der Natur in Verbindung brachten. Die junge Kirche, welche stets bestrebt war, heidnische Anschauungen ihrer Sache dienstbar zu machen, kannte auch den Blüthenzweig im Winter nicht übersehen: sie übertrug den Winteranfangsglauben vam blühenden Zweig auf Weihnacht. Gegenstand der Sage wurde zunächst der nicht lange varher in Deutschland eingeführte Kirschbaum, der ja seine Früchte besanders früh im Jahre zeitigt und nicht selten im Spätherbst noch einmal Blüthen ansetzt. Als das anglanarmannische Adam-Spiel, dessen Hauptakt die Paradiesscene bildet, in Deutschland Fuß gefaßt hatte, trat an Stelle des Kirschbaumes der Apfelbaum.

Im 14. Jahrhundert begann das Christenthum im Herzen des Volkes festere Wurzeln zu schlagen und jetzt versuchte die Kirche van neuem, das Weihnachtsfest volksthümlich zu machen. Der blühende Zweig wurde zum blühenden Apfelbaum und aus dieser Zeit haben wir auch die ersten Aufzeichnungen über denselben.

Nach einem Schreiben des Bischafs van Bamberg aus dem Jahre 1426, welches in der Wiener Hofbibliathek aufbewahrt wird, blühten im Garten eines Ortes des Kirchsprengels Bamberg während der Christnacht zwei Apfelbäume und reiften ihre Früchte bis zum Weihnachtsmargen. Wenige Jahre später wurde diese Geschichte von neuem aufgetischt, durch Augenzeugen bestätigt und fand in der Falgezeit eine weite Verbreitung. Sa hatte sie ihren Zweck erfüllt.

Nicht nur der gemeine Mann, sandern auch Gelehrte und Fürsten glaubten an den in der Christnacht früchtetragenden Baum. Sa ließ sich z. B. der Landgraf Georg II. van Hessen derartige Früchte zum Geschenk machen, die am Weihnachtsmorgen auf einem Baume in Tribur am Rhein gefunden wurden. In der Refarmationszeit treibt die Sage einen neuen Spraß. Auch aus dem Bisthum Würzburg kann man van zwei salchen Bäumen berichten: „Dactar Hasselbach schreibt das in dem bistumb van Wirtzburg seyen zwen äpffelbaum, die bringen in dem jar kein Frucht, dann in der Weihennacht, und an dem Weihennacht abent ist kein zeichen da der frucht. Aber zu mitternacht sa sahen die Beum an brassen ußstassen und blüen und an dem morgen so sein die äpffel zeitig und sein sa graß als gemeine baumnuß; daz ist ein graß wunder. Diser Dactar hatt brieff und sygel des bischaffs, die darum goeben sein der wahrheit.“

Während die Sage von dem in der Weihnachtsnacht blühenden und früchtereifenden Apfelbaum zuerst nur Süddeutschland angehärte, wurde sie mit der Zeit auch in Mitteldeutschland bekannt und die Falge davan war, daß schließlich auch in diesem Gebiet Apfelbäume beabachtet wurden, die zur selben Zeit Früchte ansetzen und reifen sallten. Sa heißt es in einer Predigtsammlung jener Zeit: „Wil man dach sagen, daß in Frankenland unter dem Stifft Würtzburg, zweene Bewme zu finden seyn sallen, die alle Jahre in der Christnacht umb den Hanschrey rechte Epffel tragen sallen, sa graß als eine gemeine Nuß. Auffn Abend merkt man nichts an den Bewmen. Um Mitternacht gewinnen sie Knöpffen (Knospen), schlagen aus und blüen. Gegen Margen umb den Hanenschrey werden reiffe Epffel van den Bewmen abgebrochen, welchs ein graß wunder ist. Wie denn auch in diesen Landen Wenda im Vaigtlande, dergl. Varstarffer Bawm zu finden seyn sall, der sansten zu gewähnlicher Zeit seine Frucht tregt, und hernach in der Christnacht wiederumb ausschlegt, blühet und reiffe Früchte bringet. Und wallens etliche dafür achten und halten, als salte sich solch Wunder mit den erwelten Bäwmen, eben dazumahl in der Nacht, da Christus zu Bethlehem ist geboren warden, erstlich angefangen haben, und von dannen hero, noch wehren biß auff diese Zeit.“

Tratzdem der Magister Jahann Prätarius in Leipzig van den poma fugientia Tantali — wie er die Früchte nennt — spättelnd meint, daß sie vielleicht in Heutelia, Utapia, Schlauraffenland, Neuschnablerland ader Terra incognita Australia wüchsen, entstehen dach bis zu Ende des 16. Jahrhunderts in den verschiedensten Theilen Deutschlands noch an ein Dutzend ähnlicher

Sagen. Zu dieser Zeit findet sich auch ein Gelehrter, der schlesische Arzt Philipp Jakob Sachs, welcher die Erscheinung auf natürlichem Wege zu erklären sucht, und als Gewährsmann den „vornehmen Practicus und Medicinae Doctor" Vollgnad aus Breslau nennt, der die Sache an Ort und Stelle in einem Dörfchen bei Gera untersuchte und von dem herzoglichen Hofjäger erfuhr, daß dessen Vorgänger die Geschichte verbreitet habe, indem er unentwickelte Waldäpfel als Christnachtäpfel vorzeigte und sogar seinen Herzog hinters Licht führte.

Die Christnacht wurde schnell die heiligste der Nächte. Diese außerordentliche Heiligkeit erstreckte sich auch auf die Pflanzen und gar manche erblühte zu Ehren des Heilands in der winterlichen Nacht, während viele andere grünten und sproßten. An der Spitze jener steht die Rose von Jericho, Anastatica Hierochuntica, jene sonderbare Kruzifere, welche in den Steppen Aegyptens, Arabiens und Syriens verbreitet und dadurch ausgezeichnet ist, daß sie in trockenem Zustande die Form eines Knäuels oder einer geschlossenen Rose hat und sich öffnet, sobald sie befeuchtet wird. Die Sage läßt die Pflanze unter dem Tritte der nach Aegypten fliehenden Mutter Maria entstehen. Der fromme Wahn der Vorzeit, nach welchem alles, was zu dem heiligen Lande in irgend einer Beziehung steht, auch wunderthätige Eigenschaften besitzen müsse, ließ die Pflanze als gebenedeites Heiligthum erscheinen. Fromme Pilger und fanatisirte Kreuzfahrer kauften sie, mit Gold aufwiegend, von den Einwohnern Palästina's. Von den Mönchen wurde ihnen gedeutet, daß sie einen Talisman in ihre Heimath trugen, jedoch durften sie nie zu profanem Zwecke die Rose erblühen lassen, wofern sie nicht Unglück über ihr Haus laden wollten. Nur in der Christnacht öffne sie sich zu ihrem Segen und werde ihnen Aufschluß über zukünftige Dinge geben. Den Frauen sollte sie ein heilbringender Beistand in schweren Stunden sein: öffnet die ins Wasser gelegte Rose ihre Zweige, daß sie Glanz und Frische erhalten und färben sich die kaum sichtbaren kleinen Knöspchen dunkelroth und springen auf, dann geht alles leicht, schnell und glücklich vorüber; treten diese Momente aber nicht ein, dann wehe der Armen! Auch zu anderen Zeiten kann man die Christrose zum Blühen bringen, aber nie blüht sie so prächtig wie in der heiligen Nacht — ist aber ein Kranker oder Sterbender im Hause, so bleibt sie auch dann geschlossen.

Neben dieser Wunderrose kennt man im Elsaß einen Rosenknopf, der nie verblüht. Das ganze Jahr über bleibt er geschlossen und entfaltet sich nur in der Christnacht. Dann erstrahlt er weithin duftend in einem hellen Schein. Der Sage nach stammt er von der Rosenhecke, an welcher die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln des Jesuskindleins aufhing. Auch er besitzt das Vermögen, die Zukunft zu verrathen: Je länger er blüht, desto fruchtbarer wird das Jahr.

Noch viele andere Gewächse sollen in der Christnacht ihre Blüthen öffnen. Der schon erwähnte Prätorius hat solche in einem Akrostichon zusammengestellt:

Welke polay,
Epfel
Indische Nalken,
Niesswurz,
Andriana seu Petroselinum Macedon,
Crotus,
Hexen- oder Alraunwurz,
Telge und
Zweige vom Kirschbaum.

Nach einer Weihnachtspredigt des Abraham a Santa Clara soll in der Mitternachtsstunde der Christnacht aller Schnee verschwunden sein und die Erde im schönsten Blätter- und Blüthenschmucke prangen.

Und spricht das allbekannte Weihnachtslied:

Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht —

nicht denselben Gedanken aus?

Pflanzen, die in der heiligen Nacht nicht blühen, werden wenigstens frisch grün und treiben. Selbst das im Keller lagernde Wintergemüse soll Schossen treiben und in Hopfengegenden erzählt man, daß in der Geisterstunde fingerlange Schößlinge aus der Erde hervorbrechen. In Tirol sammelt man zur selben Stunde die Samen des Farnkrautes, denn sie bringen Reichthum und auch in Oberfranken geht man aus diesem Grunde in der Christnacht „in den Farnsamen".

An die in der heiligen Nacht blühenden Bäume und deren Wunderkräfte glaubt man heute nicht mehr, aber von den blühenden Zweigen hat man sich noch nicht getrennt — wennschon man einen anderen Namen für die Sache hat.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erzählte der bayerische Schlachtenmaler Adam aus seiner Vaterstadt Nördlingen: In Nördlingen hat man nicht den düstern Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon Monate vorher das Stämmchen eines jungen Kirsch- oder Weichselbaumes in eine Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen dann die Bäumchen zu Weihnacht in voller Blüthe und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hin aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der anderen, und die, welche den schönsten blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf. Im Coburger Lande setzte man noch vor wenigen Jahrzehnten Zweige von Ziersträuchern und Obstbäumen einige Wochen vor Weihnachten ins Wasser, ließ sie in der warmen Stube treiben und blühen und benutzte sie dann als Weihnachtsbaum. Im Oesterreichischen ist das heute noch eine verbreitete Sitte. Der Zweig muß aber punkt 12 Uhr in der Johannisnacht geschnitten sein, wenn er Wunder wirken soll.

Wie steht es nun bei uns? Auch wir sehen den blühenden Zweig gern neben dem Christbaum; wir nennen ihn aber: Frühling im Winter.

Schenkling-Prévôt.

Die Festschrift zur Errichtung des Wiener Goethe-Denkmals.

Von Ludwig Geiger.

Unter dem Titel Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals. Mitstrebenden und Freunden dargebracht vom Wiener Goethe-Verein, ist ein stattliches Heft in Großquart erschienen, das über das Denkmal selbst berichtet, hübsche Abbildungen davon bringt, eine Plauderei des Künstlers über sein Werk, Begrüßungsworte von Marie Ebner-Eschenbach und Ferdinand Saar. Da die beiden letzteren den Weg durch die Presse gefunden haben, so mögen sie hier nicht weiter erwähnt werden. Vielmehr soll an dieser Stelle davon Kenntniß gegeben werden, daß das außerordentlich schön ausgestattete Buch auch reich an literarischen Mittheilungen ist. Ungedrucktes von Goethe ist aller-

dings nicht dabei, aber die Kunst der Vervielfältigung von Goethe's Handschriften feiert hier wahre Triumphe und der Liebhaber von Autographen wird mit herzlicher Freude und Bewunderung die Faksimiles größerer Briefe und Gedichte entgegennehmen, die Goethe an die Königin Friederike von Hannover oder richtiger an die genannte Fürstin gerichtet hat, theils in ihrer zweiten Ehe mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels, theils in ihrer dritten mit dem damaligen Prinzen Ernst August von Cumberland. Die genannte Fürstin war eine Schwester der Königin Luise von Preußen; beide Schwestern haben, wie bekannt, Goethe's Mutter in Frankfurt besucht und mit großem Entzücken von den dort verlebten Stunden gesprochen. Der Aufsatz, den Heinrich Buck über die Beziehung der erwähnten Fürstin zu Goethe schrieb, ist inhaltlich reich. Die Fürstin sah Goethe mehrfach: 1815 in Frankfurt, 1818 in Weimar. Die schriftliche Verbindung, freilich ziemlich spärlich, dauerte bis 1826. Außer dem Briefwechsel ging ein freundliches Grüßen hin und her, das Zelter gelegentlich für den alten Freund besorgte. An den Aufsatz schließt sich die Wiedergabe eines Gedichtes, gleichfalls aus der Wiedergabe des Herzogs von Cumberland. Das Gedicht, das interessanteste Stück der ganzen Sammlung, führt den Titel „Hochländisch". Es findet sich in den Ausgaben von Goethe's Gedichten seit 1833, war zuerst in der Zeitschrift „Kunst und Alterthum" (1828) gedruckt. Der Text ist bereits in der großen Weimarer Ausgabe erschienen; leider ist der Theil, in welchem die kritischen Beigaben auch zu diesem Gedicht stehen soll, noch nicht erschienen — man wartet bereits sieben Jahre vergeblich darauf. In den mir zugänglichen Ausgaben findet man nichts über den Text, den Goethe benutzt hat, einmal heißt es vielmehr, die Quelle sei bisher noch nicht aufgefunden. Die Quelle nun, den hochländischen Text, bringt unser Aufsatz neben der Goethe'schen Uebersetzung in einer ausgezeichneten Reproduktion. Sie ist zunächst wichtig, weil sie eine Anzahl Varianten der poetischen Uebersetzung zeigt. Was wir jetzt lesen, „nimmer befriedigt Felsen ersteigt er", hieß es früher „kühner steigt er"; statt „hat er mühselig also den Tag vollbracht", hatte Goethe ursprünglich geschrieben „so melancholisch hat er den Tag verbracht", wobei er sich fast wörtlich an das Original angeschlossen hatte. Ueberhaupt kann man sagen, daß die zwei ersten Strophen der Uebersetzung dem Originaltexte einigermaßen entsprechen, dagegen ist die dritte Strophe völlig frei, wie man aus folgender Gegenüberstellung urtheilen mag:

Eating, quaffing	Speis' ich und trinke nun
At past labor laughing	Wie es vorhanden,
Better by half in	Sonne sie sinket nun
Spirits then before.	Allen den Landen,
O how merry then the	Schmeckt es heut' Abend
Rested traveller	Niemand wie mir
Seems while sitting	Sitzend mich labend
At the goatherds door.	An Geißhirtens Thür.

Das Original besagt doch vielmehr Folgendes: „Essend und trinkend, freudig der vollendeten Arbeit, sich wohler fühlend bei geschwächten Lebensgeistern als vorher, erscheint dann der ausgeruhte Wanderer, während er an des Gaishirten Thür sitzt." Man erkennt daraus deutlich, daß Goethe's Strophe keine Uebersetzung, sondern ein freies, aber nicht eben ein vollendetes Gedicht ist und erhält durch den Vergleich einen neuen Beitrag zu dem sehr wichtigen Kapitel „Goethe als Uebersetzer".

Unter den sonstigen Wiedergaben Goethe'scher Briefe ist die eines vierseitigen, vollkommen eigenhändigen, in Goethe's schönster Schrift geschriebenen, an Metternich zu erwähnen (11. Jan. 1825), in dem Goethe um ein Privileg seiner damals in Aussicht genommenen großen Ausgabe seiner Werke, der sogenannten Ausgabe letzter Hand, in Oesterreich ersucht. Der Brief war bekannt; die Angelegenheit selbst, das Verhältniß zu Metternich und das ganze Auftreten gegen die Nachdrucksversuche harrt noch einer neueren Bearbeitung, die nächstens durch Karl Glossy geschehen soll. Außer diesen Beiträgen, die sich mit Briefen Goethe's beschäftigen, sei noch eines hübschen Aufsatzes von C. Ruland gedacht, in dem Castelli's gleichfalls bekanntes Widmungsgedicht an Goethe reproduzirt wird; A. v. Weilen plaudert anmuthig über die Besucher bei Goethe, Erich Schmidt wiederholt einen schon früher gedruckten Brief einer ehemaligen Köchin des Buchhändlers Frommann, die ein paar Wochen für Goethe mitgekocht hatte. J. Minor macht nach Düntzers Vorgang auf eine Quelle aufmerksam, die Goethe im zweiten Theil des „Faust", bei der durch den Helden bewirkten Erscheinung des Paris und der Helena, benutzt hatte, nämlich auf eine französische Erzählung „Dr. Faust" von Hamilton, die 1778 übersetzt in Reichards Bibliothek der Romane erschienen war. Das Ganze — Jedem, der es durch die Güte des Vereins besitzt, ein lieber Schmuck und ein werthes Denkmal — tritt durchaus ohne wissenschaftliche Prätension auf. Statt in einem Vorwort eine Einleitung zu geben, stellt dieses ein prächtig ausgeführtes Faksimile des Spruches von Goethe dar, mit dem er seinen fürstlichen Freund Karl August an dem letzten Neujahr, das dieser erleben sollte, begrüßte. Der wenig gekonnte Spruch lautet:

Fehlt der Gabe gleich das Neue
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb und Treue
Immer frisch im Busen waltet.

Sey auch noch soviel bezeichnet,
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank sich eignet,
Ist das Leben schätzenswert.

Eine neue Ludwig-Ausgabe.

Billige und zugleich gute Ausgaben derjenigen deutschen Dichter, die um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts wirkten und jetzt anfangen unter die Klassiker eingereiht zu werden, waren lange Zeit ein dringendes Bedürfniß; jetzt ist bereits eine Ueberproduktion eingetreten, so daß es Aufgabe der Kritik wird, das Werthvolle von dem Ueberflüssigen zu sondern. Auch für den großen Thüringer Otto Ludwig, der Jahrzehnte hindurch, nur von Wenigen beachtet, im Hintergrunde unsrer Literatur stand, hat die Stunde der Auferstehung geschlagen. Als Ludwigs gesammelte Werke fünf Jahre nach seinem Tode mit einer vorzüglichen, später oft wieder abgedruckten Einleitung Gustav Freytags zum erstenmal erschienen (1870, Berlin bei O. Janke), fanden sie nur ein sehr kleines Publikum, und auch seine Nachlaßschriften, insbesondere die Shakespeare-Studien, in den Jahren 1871 bis 1878 von Moritz Heydrich herausgegeben, entzückten nur einen kleinen Kreis von Gelehrten und Aesthetikern, ohne den Dichter, der zeitlebens abseits von der Heerstraße gewandelt war, aus dem Bann der Vereinsamung zu erlösen. Erst als in dem Decennium von 1880 bis 1890 das junge Deutschland das Banner des Realismus, bald auch des Naturalismus entfaltete, in instinktiver Auflehnung gegen die dem Leben entfremdete akademisch-formale Kunst der Epigonen unsrer Klassiker und, außer bei Norwegern, Franzosen und Russen, auch in der Heimath nach Vorbildern und Stützen suchte, tauchte neben dem seinerzeit noch mehr verkannten und mißachteten Hebbel Otto Ludwigs ehrwürdige Gestalt vor der jungen Generation, die auf der Schule und Universität ebensowenig von ihm gehört hatte wie auf der Bühne, wieder auf. Und in unsern Tagen, nachdem die Wogen des Ansturms der „Jungen" gegen die „Alten" sich verlaufen haben, die mit so viel aufdringlichem Lärm, zum Theil auch echter Begeisterung ins Leben gerufene literarische Revolution ihr Ende erreicht hat, beginnt man einzusehen, daß nicht nur die Keime und Ansätze zu dem, was unsre Neuesten so eifrig erstrebten, von jenen lange vernachlässigten Meistern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gepflegt wurden, daß sie noch weit mehr als Propheten und

Vorläufer der Modernen, daß sie im wesentlichen bereits Erfüller waren. Diese ganze jetzt fest abgeschlossene und historisch zu fixirende Entwicklung hat bewirkt, daß die einst vergessenen jetzt zu viel gelesenen Autoren geworden sind. Ohne Frage steht hier Hebbel in erster Reihe, doch ist es, von rein philologischem Standpunkt aus, Ludwig besser gegangen als seinem Zeitgenossen. Von Hebbel gibt es noch immer keine kritische Ausgabe, auch eine, auf der Schulter des ersten Herausgebers Emil Kuh stehend, die weite Verbreitung gefunden hat, kann und will nichts derartiges sein; diese Lücke wird erst die Ausgabe von Professor R. M. Werner, die in kurzem zu erscheinen beginnt, ausfüllen. Für Ludwig wird die große, bereits in den Jahren 1891/92 bei Grunow in Leipzig veröffentlichte, von Erich Schmidt und Adolf Stern besorgte kritische Ausgabe für alle Zeiten grundlegend bleiben und bedarf keiner Ergänzung. Das gesammte, zum Theil sehr schwer entzifferbare handschriftliche Material ist damals von den Herausgebern mit peinlichster Sorgfalt geprüft, alles für Ludwigs künstlerische Eigenart und Entwicklung Charakteristische, mit wenigen später zu erwähnenden Ausnahmen, vereinigt worden. Dem großen Publikum ist aber mit kritischer Zuverlässigkeit des Textes oder Vollständigkeit des Materials wenig gedient. Es will das Bleibende, geschickt und übersichtlich geordnet, auf engem Raum beisammen haben und für seinen Klassiker nicht allzuviel zahlen. So ist es denn sehr erklärlich, daß, nachdem Ludwig „frei" geworden, Ausgaben erschienen, die auf jener kritischen fußen, aber sich mit einer Auswahl aus dem dort Gebotenen begnügen. Unter diesen nimmt die von Adolf Bartels besorgte Ludwig-Ausgabe, die sich den bei Max Hesse erscheinenden Leipziger Klassikern einreiht, einen hohen Rang ein und kann auf das wärmste empfohlen werden.

Ein wesentlicher Vorzug, wodurch sie sich von der einzigen neben ihr in Betracht kommenden Ausgabe, welche Victor Schweizer für das Bibliographische Institut besorgte, sehr heraushebt, ist zunächst, daß in ihr thatsächlich nur dasjenige gestrichen ist, was ohne jede ästhetische Bedeutung und für unsre Zeit todt ist. Ludwig ist sicherlich nichts weniger als ein originaler und tiefer Lyriker, auch nicht in seinen bisweilen so sehr gelobten „Buschliedern". Aus diesem Grunde ist ganz mit Recht nur etwa die Hälfte von seinen Gedichten in diese Ausgabe aufgenommen worden. In der Auswahl beweist der Herausgeber durchweg einen sehr feinsinnigen Takt; die von ihm verworfenen Gedichte sind, mit wenigen Ausnahmen, matt und unselbständig. Als solche, die ich ungern vermisse, könnte ich nur „des Herzens Winterschlaf" und „der werdende Musikant" (Seite 47 und 74 der kritischen Ausgabe) bezeichnen. Verfehlt dagegen erscheint mir der Versuch einer chronologischen Anordnung der lyrischen Produktionen des Dichters. Ludwig hat keine Entwicklung als Lyriker gehabt, sondern ist auf diesem Gebiet in einer trivialen und zerflossenen Romantik stecken geblieben. Wenn aber die spätesten lyrischen Schöpfungen wie die frühesten sind, was soll da die nicht einmal streng durchgeführte chronologische Anordnung, die nicht selten den organischen Zusammenhang der einzelnen Gedichtgruppen zerreißt? — Von den Dramen sind alle vollendeten und die umfangreicheren Fragmente in dieser Ausgabe enthalten. Beides kann man billigen, obgleich Dramen wie „Hans Frei", die „Pfarr-Rose" und „Die Rechte des Herzens" aus der Vergessenheit nie wieder erweckt werden können. Sie verrathen eigentlich noch gar nichts von dem Dichter des „Erbförster" und der „Makkabäer", sind nichts als Theaterstücke im Geschmack einer längst dahingesunkenen Zeit, von Ludwigs späteren Meisterwerken durch eine ebenso tiefe Kluft getrennt, wie etwa Ibsens schablonenhafte Stücke aus seiner ersten Bergener Periode, „Das Fest auf Solhaug" oder „Frau Inger von Östrat" von seinen späteren sozialen Dramen. Immerhin ist Ludwig als Dramatiker so bedeutend, daß es von hohem Interesse ist, seine Entwicklung in dieser Dichtgattung zu verfolgen. Noch mehr ungetheilten Beifall aber wird es jedenfalls finden, daß der Herausgeber eine erhebliche Zahl der dramatischen Fragmente Ludwigs fortgelassen hat, alle nämlich, in denen er in den manirierten shakespearisirenden Ton seiner letzten Zeit verfallen ist, so den „Jakobsstab", „König Alfred", „Marino Falieri", „Die Freunde von Imola", „Die Kaufmannstochter von Messina". In ihnen zeigt sich die maß- und kritiklose Nachahmung des großen Briten bis in das Detail der Rede, woran der Dramatiker Ludwig mehr als an irgendetwas anderem schließlich zugrunde gehen mußte, auf dem Gipfelpunkt. Sie sind einander zu ähnlich, zu unlebendig in ihrer absichtlich verrenkten Sprache, als daß der moderne Leser Verlangen tragen könnte, sie alle vereinigt zu sehen. Ungern vermisse ich dagegen das Agnes Bernauer-Fragment vom Jahre 1859 — die Ausgabe bringt nur das frühere vom Jahre 1856 — und das Genovefa-Bruchstück. Da es jetzt dringend nothwendig erscheinen muß, die von der Kritik viel zu nahe aneinander gerückten Dramatiker Ludwig und Hebbel, aus denen man unverständigerweise eine Art von Dioskurenpaar hat machen wollen, von einander scharf zu trennen um Beiden gerecht zu werden, darf auch eine nichtkritische Ausgabe auf diejenigen Bruchstücke, in denen Ludwig dieselben Stoffe behandelt wie Hebbel, nicht verzichten. Auch die Scene aus der „Makkabäerin", jener ersten Bearbeitung der „Makkabäer", in der die psychologischen Momente, der Gegensatz Eleazars und Judahs (Schein und Wesen) und der Widerstreit zwischen der Mutter und Frau des Helden, Leah und Naemi, im Vordergrunde standen, noch unvermischt mit den Motiven des späteren historischen Dramas, durften doch kaum fehlen.

Dagegen ist Ludwigs Entwicklung als Erzähler und Novellist aus dieser Ausgabe sogar klarer ersichtlich als aus der ihr vorausgehenden, in diesem Punkt lückenhaften kritischen Ausgabe. Sie enthält nicht nur alles, was ihre Vorgängerin enthält, sondern außerdem die Erzählung: „Die Emanzipation der Domestiken", das Märchen vom „todten Kinde" und das Bruchstück „Es hat noch keinen Begriff", erstere, obgleich bereits zu Ludwigs Lebzeiten gedruckt (1840), doch von Erich Schmidt und Adolf Stern als zu unbedeutend in der Gesammtausgabe unterdrückt, die letzteren beiden erst später aus dem Nachlaß publizirt. Man wird nicht behaupten können, daß das Neuaufgenommene Ludwigs Ruhm als Erzähler besonders vermehren wird. Die „Emanzipation der Domestiken", zwischen einer recht wohlfeilen Räuberromantik und einem geistreichen Tändeln mit sozialen Fragen hin- und her taumelnd, zeigt ihn ebenso unselbständig wie seine Erstlingsdramen, ganz noch auf den Spuren E. Th. A. Hoffmanns und Tiecks, und auch die beiden anderen Skizzen enthalten nichts, das nicht viel charakteristischer in der „Geschichte von den drei Wünschen" oder in der „Maria", um von den späteren, so ganz anders gearteten Erzählungen ganz zu schweigen, hervorträte. Doch werden für die größere Vollständigkeit alle Diejenigen wenigstens dem neuen Herausgeber dankbar sein, die seine Meinung theilen, daß Ludwig für die Gattung der poetischen Erzählung, der Novelle, weit bahnbrechender gewesen ist als für das Drama.

Auch aus den Shakespeare-Studien, den Roman-Studien und den sonstigen Nachlaßschriften Ludwigs ist nur dasjenige gestrichen, was sich mit Dichtungen befaßte, die für uns längst jede Bedeutung verloren haben, so mit dem „Julius von Tarent" von Leisewitz, den Klinger'schen Dramen, der „Waise von Lowood" und anderen Birchpfeifereien oder, um auch einiges aus dem epischen Gebiete zu erwähnen, den Romanen der Flygare-Carlén und Hackländers; alles andere ist, zum Theil in anderer Gruppirung, auch in dieser Ausgabe zu finden. Aus oben bereits entwickelten Gründen vermisse ich nur Ludwigs kritische Besprechung der „Agnes Bernauer" des Grafen Törring, sowie ferner unter der Rubrik: „Zum eigenen Schaffen", den von ihm entworfenen, ausführlichen Plan zu „Leben und Tod Albrechts von Waldstein", eine sehr willkommene Ergänzung seiner in den Shakespeare-Studien enthaltenen herben Kritik des Schiller'schen Dramas. Ludwigs ästhetisch-kritische Schriften sind oft mit Unrecht über seine

anderen Leistungen herausgehoben worden, obgleich sie wegen ihrer an Eigensinn grenzenden Einseitigkeit, die das Verschiedenartigste immer wieder nur an Shakespeare mißt, und ihrer oft unangenehm hervortretenden grüblerischen Haarspalterei, an tiefer und intuitiver Erkenntniß hinter den in Tagebüchern und Briefen zerstreuten ästhetischen Bekenntnissen Hebbels ohne Frage weit zurückstehen. Auch dies hat der Herausgeber mit sicherem Scharfblick erkannt und in Anmerkungen gegen einzelne kurzsichtige und enge, zum Theil nachweisbar auf mangelhafter Kenntniß und Prüfung beruhende Urtheile Ludwigs über diesen seinen Zeitgenossen energisch Front gemacht, der, trotz einzelner, mehr äußerlicher Berührungspunkte, im Kern seiner Artung sein Antipode war.

Ausführlicher ist das Verwandte und Gegensätzliche in dem Schaffen der beiden Dichter gegeneinander abgewogen in der vorzüglichen, 68 Seiten füllenden Einleitung des Herausgebers, dem Werthvollsten, das er zu dieser Ausgabe beigesteuert hat. In ihrem biographischen Theile stützt sie sich auf die liebevolle Arbeit Adolf Stern's, vom ästhetischen Urtheil ist sie durchaus unabhängig. Sie enthält unbedingt das Beste, was bis jetzt über Ludwigs Stellung zu seinen Zeitgenossen, namentlich Hebbel, und seine Bedeutung für die Gegenwart gesagt ist. Es ist unbestreitbar, daß, wie Bartels zum Schluß zusammenfassend sagt, Hebbel „als Persönlichkeit, an Kraft und Selbständigkeit, an dramatischer und lyrischer Begabung“ über Ludwig steht, dieser dagegen ihn „als Epiker und hier und da an schlichter Natur und poetischer Wärme“ übertrifft, ebenso unbestreitbar wie, „daß es Hebbel gelang, sein Drama zu schaffen, ein Drama, das auf dem Boden des psychologischen Realismus stehend, an tragischer Konsequenz kaum seinesgleichen habe, daß Ludwig dagegen über das dramatische Experiment im Grunde nicht hinauskam, das dramatische Detail dagegen in bisher kaum dagewesener Weise belebte.“ Einige Zusätze zu diesen Sätzen des Herausgebers, mit denen ich im ganzen einverstanden bin, kann ich mir nicht versagen. Mir scheint der Ausdruck: „psychologischer Realismus“ nicht glücklich gewählt. Ich möchte Hebbels Realismus eher einen philosophischen oder den Realismus der Idee nennen. Er stellt die Welt dar, wie sie ist, mit allen ihren unauflöslichen Widersprüchen, das unendliche Ringen der Individuen untereinander und mit den sie einengenden Faktoren des Staates, der Gesellschaft, der Sitte. Folglich verschmäht er im tragischen Kreise die „Versöhnung“, soweit man sie nicht in dem Zusammenfallen des Tragischen mit dem Nothwendigen, in der bloßen Bethätigung der Kraft, in der bloßen Existenz des Schönen und Reinen, auch wenn es leidet, schließlich in dem Ausblick auf die trotz allem fortschreitende Gesammtentwicklung der Menschheit zu erblicken vermag, gegen die jedes Einzelleid und Einzelunrecht klein erscheint. Ludwig dagegen blieb zeitlebens Romantiker, stellte in seiner Tragödie den Menschen entweder als Spielball eines tückischen Schicksals dar oder suchte, in mißverstandener Auslegung Shakespeare's, Schuld und Strafe ängstlich gegeneinander abzuwägen. Namentlich von diesem Gesichtspunkt aus muß sein Drama dem Hebbel'schen gegenüber als schwächlich erscheinen. Unter „Realismus“ verstand Ludwig die lebensvolle Ausgestaltung des Detail in Charakteristik und Milieu. Selbstverständlich läßt auch Hebbel dies nirgends vermissen, aber er zieht die Linien weit straffer, weil er sich vor nichts so sehr fürchtet als vor dem Zerfließen in Einzelheiten, das ihm mit der zum Kreise sich rundenden Kunstform des Dramas unvereinbar scheint. Ludwig daher und nicht Hebbel ist der Vater des modernen Milieudramas eines Hauptmann, in dem das Prinzip der photographisch treuen Darstellung des Einzelnen auf die Spitze getrieben ist, was in Unnatur umschlägt. Innerlich steht Hebbel dem großen Drama, dem Drama Shakespeare's, weit näher als Ludwig, trotz aller seiner geflissentlichen Shakespeare-Nachahmung, am nächsten aber, obgleich er modern im besten Sinn des Wortes ist, dem Drama der Griechen, dessen Erhabenheit und harmonische Geschlossenheit er vor allem bewunderte. — In der klaren Gegenüberstellung, dem Ausschöpfen dieser Gegensätze, hätte der Herausgeber nach meiner Meinung tiefer dringen können; das letzte Wort über diese Punkte ist auch von ihm noch nicht gesprochen. Immerhin ist in dieser Einleitung sehr viel zur klaren Erkenntniß Ludwigs und Hebbels geleistet. Während er auf der einen Seite die dramatischen Schwächen so hochbedeutsamer, an poetischen Schönheiten, namentlich der Diktion, überreichen Werke wie des „Erbförster“ und der „Makkabäer“, aufdeckt, weist er andrerseits ebenso überzeugend nach, welch gewaltiger Fortschritt in der epischen Erzählung Ludwigs „Heiterethei“ und „Zwischen Himmel und Erde“ bedeuten. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Hebbel und ihm sehr auffallend, und, wie ich glaube, unschwer zu begründen. Das Drama verlangt in erster Linie Konzentration, Beschneidung des üppig wuchernden Details, für die epische Erzählung ist die breite Ausmalung alles Zuständlichen, selbst des Psychologisch-Charakteristischen, unerläßlich und gibt ihr besonderen Reiz. Eine Vereinigung höchster dramatischer und lyrischer Begabung ist denkbar, wenn auch gewiß sehr selten, eine Vereinigung der höchsten dramatischen und epischen Begabung erscheint beinahe ausgeschlossen. So ist es denn kein Wunder, daß Hebbel, der seine Zeitgenossen als Dramatiker weit überragte, als Epiker, trotz „Mutter und Kind“ mit seinem durchaus dramatischen Konflikt, tief unter Ludwig steht, dessen „Heiterethei“ und „Zwischen Himmel und Erde“ als unvergängliche Meisterwerke noch dauern werden, wenn seine Versuche, das deutsche Drama nach dem Muster Shakespeare's zu reformiren, längst vergessen sind.

H. Krumm.

Zur Weltreisen-Literatur.

Beschreibungen ausgedehnter Reisen sind heutzutage keine Seltenheit mehr, und dieser Umstand bewirkt, daß dieser Literaturgattung vom Publikum nicht mehr jenes Maß von Interesse entgegengebracht wird, welches noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit dafür angenommen werden durfte. Und doch findet sich unter diesen — theilweise glänzend ausgestatteten — Werken, selbstverständlich neben manch minderwerthigem Produkte, auch sehr viel Tüchtiges und Lesenswerthes, von dem nicht nur der eine allgemeine Belehrung anstrebende Laie, sondern auch der geographische Fachmann mit Nutzen Einsicht nehmen kann. Wir denken an die auch äußerlich imponirenden Werke von H. Meyer, Brand, Fürst Uchtomsky, eines österreichischen, anonym aufgetretenen Erzherzoges, sie alle, und dazu noch manches Andere, bestätigen die alte Erfahrung, daß auch „Dilettanten“ sehr werthvolle Beiträge zur Länder- und Völkerkunde liefern können. Ist doch auch aus manchem solchen Liebhaber ein wirklicher Forscher von Ruf und Bedeutung geworden, wie u. a. der erste Besteiger des Kilimandscharo beweist. Heute haben wir es mit einem Buche[1]) zu thun, dessen Verfasser von vornherein alle eigentlich wissenschaftlichen Aspirationen ablehnt, der sich vielmehr zunächst nur an seine Berufsgenossen, an die jungen Kaufleute, wendet und ihnen zeigen will, wie man mit offenen Augen reisen und eine Fülle unzerstörbarer Eindrücke aus der Fremde heimbringen kann, an denen sich dann ein langes und einförmiges Leben hindurch zehren läßt. Dieses Ziel ist zweifellos erreicht worden, aber auch andere Leute werden gern nach dem Prachtbande greifen. Der Umstand, daß eine unserer ersten geographischen Verlagshandlungen die Herausgabe übernommen hat, spricht gewiß auch zugunsten des Unternehmens, und die wahrhaft vornehme Ausstattung thut das Ihrige, den guten Eindruck zu erhöhen.

Herr Craemer, im Geschäfte seines Vaters, des Besitzers einer der ersten Spielwaarenfabriken in der thüringischen Stadt Sonneberg, thätig, gedachte auf seiner Reise, deren Zeitdauer etwas mehr als ein Jahr umfassen sollte, auch kaufmännische Ziele zu verfolgen und mit verschiedenen Kunden des väterlichen Hauses direkte

---

[1]) Aus meiner Wanderzeit. Reise-Eindrücke eines jungen Kaufmannes. Zehntausend Kilometer zu Wasser und zu Lande von Curt Craemer. Mit 20 Tafeln in Lichtdruck, 258 Abbildungen im Texte, meistentheils nach Originalaufnahmen des Verfassers, und einer Karte der Reiseroute. Berlin 1900. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XX und 587 S. gr. 8°. Das Buch ist dem Großvater des Autors zugeeignet, dem nunmehr ins 83. Lebensjahr eingetretenen hochverdienten Volksmanne Carl Craemer in Nürnberg.

persönliche Beziehungen anzuknüpfen, dabei aber stand, und das ist zweifellos in unserm Zeitalter am wenigsten zu unterschätzen, die Erweiterung des Blickes für Menschen und Dinge im Vordergrunde. Geübter Amateurphotograph, konnte der jugendliche Verfasser mit seinem Handapparate eine Fülle von Ansichten festhalten, so daß also die angegebene gewaltige Anzahl von Bildern nach Originalphotogrammen, abgesehen von den schönen Lichtdrucktafeln, beigegeben werden konnte. Gerade das individuelle Moment spielt bei solchen Illustrationen eine große Rolle; sie bringen vielfach Objekte, die man in den landläufigen Darstellungen nicht findet, und gerade solche sind dem erwünscht, der sich nicht mit oberflächlicher Kenntnißnahme begnügen will. Nicht bloß die Kamera, sondern auch die Feder weiß aber der Verf. gut zu handhaben, und seine frische, ungezwungene Schreibart, sein Geschick, die Erinnerungsbilder zu zeichnen, verdienen alle Anerkennung. So dürfte sich denn das Werk, all der starken Konkurrenz zum Trotze, auf dem Büchermarkte einen geachteten Platz erwerben.

In Southampton fand die Einschiffung nach Afrika statt. Auf Madeira ward nur ein kurzer Besuch abgestattet, und von da ging es gleich weiter zur Kapstadt und nach Port Elizabeth, von wo aus ein Abstecher in die Minengebiete und nach Kimberley unternommen wurde. Ueber King-Williamstown begab sich sodann unser Reisender nach Natal, und von da aus wandte er sich, am vielgenannten Majuba-Berge vorüber, dem Transvaal zu, an dessen Bewohnern er — damals war es noch leichter, ein unparteiisches Urtheil abzugeben — Licht- und Schattenseiten gleichmäßig abzuschätzen trachtet. Auch an mehreren Orten von Portugiesisch-Ostafrika wurde Station gemacht, etwas länger aber in Dar-es-Salaam und Sansibar. Aden, dessen berühmte „Tanks“ uns ein hübsches Lichtbild vorführt, und Bombay wurden zunächst besucht; hier durfte der Verfasser einen der furchtbaren „Thürme des Schweigens“ wenigstens von außen sehen und aufnehmen, denn betreten dürfen diese schauerlichen Begräbnißstätten nicht einmal von den Angehörigen der Todten werden, wie viel weniger von Fremden. Von Hindostan konnte Hr. Craemer ziemlich viel kennen lernen, und neben den großartigen Bauwerken fesselte ihn am meisten der viel besprochene Ausflug nach Darjeeling, dessen Gebirgsblick er, wie jeder Andere, vor dem sich der Kanchinjinga entschleierte, für völlig unvergleichlich erklärt. Calcutta ward nur flüchtig berührt, wogegen Ceylon zu längerem Aufenthalte Veranlassung gab. Davon legt eine Fülle sich auch bis ins Innere erstreckender Abbildungen Zeugniß ab. Sechs Tage mußten, weil früher kein Dampfer abging, auf Singapore und Umgebung verwendet werden, und erst dann konnte die Fahrt nach Batavia, Buitenzorg, Djokjakarta, Sverabaya fortgesetzt werden. Auch eine Vulkanbesteigung wurde auf Java ins Werk gesetzt. Hierauf kamen Hongkong und Kanton an die Reihe, aber es ist sehr zu billigen, daß auch eine sehr gelungene Ansicht der schön gelegenen Stadt Macao aufgenommen wurde, die in ihrem Verfalle ein so treues Symbol altportugiesischer Kolonialherrlichkeit abgibt. In Schanghai und Tsingtau war reichliche Gelegenheit geboten, Einblicke in das chinesische Leben zu thun. Sehr angethan hat es dem Verfasser offenbar das „Land der aufgehenden Sonne“, in welchem er verhältnißmäßig lange verweilte, und wo er reichliche Gelegenheit zur Verwendung seines Apparates fand. Von Nagasaki wurde wieder das Dampfschiff nach Hongkong benutzt; die Philippinen wurden nur in der Ferne gesehen, und erst an der vor der Torresstraße gelegenen Thursday-Insel ging man vorübergehend vor Anker, um nächstdem Brisbane anzulaufen. Sydney, Melbourne, Adelaide, Launceston, Hobarttown auf Tasmanien bilden das Gerüste der australischen Reise des Verfassers. Noch länger fesselte ihn Neu-Seeland mit seinen Gletschern und Heißwasserbrunnen, aus dessen Gebirgswelt, unsren Alpen bekanntlich nahe verwandt, einige typische Bilder mitgetheilt werden. Nicht minder gut geglückt ist dem Verfasser auch die Wiedergabe einiger in Thätigkeit befindlicher „Puias“ (Geysirs). Mit Vergnügen wird man den Erzählungen folgen, die von der Samoa-Gruppe und von den Sandwich-Inseln handeln. Ueber San Francisco und die Mormonenstadt fuhr unser Autor mit der Pacificbahn nach New-York zurück, von wo er glücklich heimkehrte. Dem Berichterstatter war das Vergnügen zutheil, den jungen Weltreisenden bald nach seiner Rückkunft in der alten Heimath selbst begrüßen und von ihm über einige Punkte Aufschluß erhalten zu können, die jedem Geographen wichtig sein müssen, bei denen aber auf Autopsie besonders viel ankommt. Unserm deutschen Handel aber können wir nur recht viele tüchtige Repräsentanten wünschen, die in ähnlicher Weise Auge und Ohr nützlich anzuwenden, um die wahre „Weltpolitik“, die des friedlichen Verkehrs, richtig zu pflegen geneigt und gewillt sind. Ihnen Allen kann der Reisebericht des Hrn. Craemer eine werthvolle Anregung gewähren.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur religiösen Frage. Beiträge von Dr. Ed. Ziegler. München, Beck 1900. 278 S. — Nicht Wenige werden es freudig begrüßen, daß in unsrer Zeit, die der Erörterung religiöser Fragen gleichgültig oder feige aus dem Wege geht, der Verfasser am Ende eines kampf- und mühevollen Lebens die Ergebnisse seines Denkens und Empfindens gleichsam als Testament der jüngeren Generation übergibt und mit tapferem, edlem Freimuth auf die Gefahren des gegenwärtigen faulen Friedens mit der Orthodoxie, sowie auf die großen Kulturaufgaben des neuen Jahrhunderts gerade in dieser Richtung hinweist. Die „religiöse Frage“ gipfelt für ihn in dem Problem: Wie ist es möglich, die Religion auf die Höhe unsrer sonstigen geistigen und Kulturbestrebungen zu erheben? Wie können insbesondere Glauben und Wissen aus ihrer bisherigen Gegensätzlichkeit, die dort zu finsterem Aberglauben, hier zu ideallosem Unglauben führte, entrückt und zu ehrlicher Abgrenzung ihrer Gebiete bei gegenseitiger fruchtbarer Beeinflussung gebracht werden? Nach kurzem Rückblick über die Zeitlage handelt der Verfasser in dem Abschnitt II und III (p. 12—96) über das Verhältniß von Glauben und Wissen. „Was hat zu geschehen, daß wir einerseits nicht wieder zurückgeworfen werden in frühere finstere Zeiten, aus welchen uns die edelsten Männer der Wissenschaft die Wege in das moderne Kulturleben geebnet haben und daß wir andrerseits nicht an dem revolutionären Geiste der Zeit uns verbluten, daß im schrankenlosen, geistigen Gährungsprozeß nicht Staat, Gesellschaft und Individuen schweren Schaden leiden? — Gemeinsame Begriffe wieder zu gewinnen, welche Glauben und Wissen, Gemüth und Geist befriedigen, das ist die große philosophische Aufgabe unsrer Tage.“ Für die Anbahnung dieser Verständigung ist es nun ungünstig, daß der Verfasser als Hauptvertreter einer „wissenschaftlichen“ Welt- und Lebensanschauung D. Fr. Strauß in seinem „alten und neuen Glauben“ hinstellt und so den Anschein erweckt, als ob die Wissenschaft nothwendig zu Naturmechanismus und trivialem Materialismus führe. Dagegen hätten ihn Wundts „System der Philosophie“, Ratzenhofers „Positiver Monismus“ (Brockhaus 1899) und des Rezensenten „Grundlegung für eine moderne Lebensanschauung“ überzeugen können, daß auch von dem Boden der positiven Wissenschaft aus eine gangbare, sichere Brücke zu einer idealen ernst-sittlichen Lebensauffassung hinüberführt, daß auch wissenschaftliches Denken „uns auf eine höhere, menschenwürdigere Kulturstufe emporhebt, nicht allein eine christliche Wiedergeburt im Geiste und in der Wahrheit.“ Besonders werthvoll für den denkenden Leser ist der Abschnitt IV, wo unter dem zusammenfassenden Titel: „Ausflüge in die Geschichte“ wichtige Einzelprobleme wie: „Christenthum und Kultur“, „Staat und Kirche“, „Papstthum und Christenthum“, „Papstthum und moderne Welt“, „Der Jesuitenorden“, „Die katholische Reformbewegung“ mit erfrischender Offenheit und innigem Verständniß behandelt werden. Der fünfte Abschnitt ist der Darstellung und Kritik der Unionsbestrebungen innerhalb der christlichen Konfessionen gewidmet. Solche Unionsbestrebungen, wie sie namentlich von den hervorragendsten Vertretern des Altkatholizismus angeregt wurden, „sind nicht zu verwirklichen dadurch, daß eine Konfession in eitler Selbstgerechtigkeit die übrigen unterjocht oder vernichtet, auch nicht durch äußere Gleichmacherei in Dogmen und Kultus, sondern nur dadurch, daß die gebildeteren Persönlichkeiten der verschiedenen christlichen Konfessionen sich aufschwingen zu klarer Erkenntniß des Wesens der christlichen Religion, welches in der Einheit des Geistes und der Liebe beruht.“ „In dieser christlichen Idealkirche wird — nach den Ausführungen des Bischofs Reialens auf dem Luzerner Kongreß — nur der Geist der Wahrheit athmen, der Ritus nur die Anbetung im Geist und in der Wahrheit darstellen, das Sittengesetz die Macht der Liebe offenbaren, die Verfassung zeigen, daß Ordnung und Freiheit mit einander verbunden sein können im Geiste Christi.“ „Solche Wiedervereinigung wird aber nur erreicht auf einer Kulturstufe, wo die Religion Christi bei Allen höher stehen wird als der konfessionelle Sondergeist, das religiös-sittliche Leben höher als Dogma und Wortglauben, das ideale Jerusalem höher als die steinerne Synode.“ (p. 219.) „Die

Zeit treibt einer höheren Aufgabe zu; das religiöse Drama, welches mit der Reformation des 16. Jahrhunderts begonnen hat, drängt zum Abschluß — nicht zu einem bloßen Abfall von hüben nach drüben, sondern zu einer geklärten, gegenseitigen Verständigung und Verbindung." „Es ist nicht gleichgültig — heißt es in der zeitgemäßen Schlußbetrachtung — wie in dieser ernsten Zeit, in welcher das soziale Problem eine so hervorragende Rolle spielt, das Christenthum den Massen sich darbietet, ob als tönender Götze, der nur auf Menschen wirkt, wenn sie vorher das Höchste und Beste, Vernunft und Freiheit für eine sklavische Unterwerfung unter eine herrschsüchtige Priesterkaste hingeben, oder als eine Religion des Geistes, welche nicht gleich dem Heidenthum an äußeren Formeln, Tempeln und Altären haften bleibt, welche vielmehr den ganzen Menschen durchbildet und hebt und zum Segen für Staat und Gesellschaft den Egoismus mit überwindet." „Das moderne Staatswesen kann zu seinem gesunden Gedeihen wirklich freier Männer nie und nimmer entbehren; es kann ohne schwere Schädigung keine Sklaven ertragen — nicht Sklaven der Materie, nicht Sklaven des Papstthums. Der moderne Staat wird nur gedeihen, wenn seine Glieder eine Religion besitzen, welche Geistesfreiheit nicht bloß zuläßt, sondern geradezu begründet und sichert." „Was ist dagegen unter dem Einfluß des Vatikanismus aus dem Christenthum geworden? Nicht aufwärts zum Licht geht seine Entwicklung, sondern abwärts von Stufe zu Stufe, bis zum tollsten Paganismus." „Wohl öfter schon hat das kirchliche Christenthum nicht mehr dem vorwärts geschrittenen Geistesleben der Völker entsprochen; aber zu einem so grellen Widerspruch mit der geistigen Höhe der Zeit war es wohl noch nie gekommen, wie durch die Kirche des Ultramontanismus seit dem 18. Juli 1870." „Ein neues Jahrhundert beginnt. Möge es ein Jahrhundert nicht der Dunkelmänner, sondern der Ritter im Geiste werden!" — Möchte diese kurze Besprechung dazu beitragen, dem Testament des wackeren Vorkämpfers für Geistesfreiheit und echte Religiosität die verdiente weitere Verbreitung zu sichern, als einem zündenden Funken, welcher einerseits hineinleuchtet in die Nacht des Wahnes und Aberglaubens, worin breite Schichten unsres deutschen Volkes festgehalten werden, andrerseits vorausleuchtet auf die Bahn einer schöneren, lichteren Zukunft unsrer religiösen Entwicklung!

München. Unold.

P. R. Felix Dahn, der Unermüdliche, gab soeben bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig den elften Band seiner Sammlung: „Kleine Romane aus der Völkerwanderung" heraus. Diesmal sind wir mit ihm „Am Hof Herrn Karls", von welchem er uns vier Geschichten erzählt: „Die Freibitte"; — „Der Liebe Maß"; — „Einhart und Emma"; — „Herrn Karls Recht". Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Felix Dahn viel mehr Dichter als Professor ist, denn was auch alles von seinem großen, rastlosen Forschungseifer zeugt in all seinen dichterischen Darbietungen: zum trockenen Schulmeister wird er niemals in seinen Romanen, Erzählungen u. s. w. Er plaudert seinem Kreise etwas vor, allerdings mit großem Ernst, aber doch mit so viel Freundlichkeit dabei, daß kein Zwang zu empfinden ist, vielmehr eben des Dichters Kreis sich in freiem Lauschen behaglich fühlen mag. — Ein allerdings nicht so bekannter, aber keineswegs etwa werthloser Name in der Schriftstellerwelt ist jener von Ludwig Würzburg. Seine neueste Arbeit, welche er ein „Historisches Sittenbild" nennt, führt den Titel: „Der „Unbezwingliche", und ist im Verlag von Otto Janke in Berlin erschienen. Ludwig Würzburg führt uns zurück bis in das Jahr 1717, an den französischen Hof, auch zu treuen Stuartisten, und behandelt die Geschicke eines äußerst kostbaren Edelsteines, welcher nach mancherlei Ereignissen wieder nach Berlin zurückkam, wo er noch heute in der Schatzkammer der Hohenzollern seinen ihm mit Stolz zugewiesenen Platz einnimmt. Geschickt verwebt der Verfasser die geschichtliche Thatsache mit der nothwendigen Liebesfabel, und weiß so hübsch zu plaudern, daß man seine sechshundertundachtunddreißig Druckseiten ohne Ermüdung liest. — Seit ihrem ersten Erscheinen in der Oeffentlichkeit ein Liebling der Gemüth und Ernst gleicherweise bevorzugenden Lesewelt, setzte sich Bernhardine Schulze-Smidt mit jeder weiteren Gabe nur immer mehr fest in den Herzen der ihr bekannten und unbekannten Freunde. Alle diese begrüßen auch gewiß wieder mit ehrlicher Freude den neuesten Band dieser Schriftstellerin, welchen Karl Reißners Verlag in Dresden und Leipzig veröffentlicht, und welcher den Titel trägt: „Arcadien" und andere Novellen. Mit Arcadien beginnt das Buch, es erzählt uns in dieser Geschichte die Verfasserin mit viel Innigkeit, aber ohne jegliche Gefühlsduselei das Erblühen und niemals erfüllte Sehnen der Liebe zweier junger Herzen. Sie führt uns zurück bis in die Jahre um 1830—1840 etwa, und läßt die Geschichte von der Betreffenden selbst als alte Achtundsiebzigjährige im Jahre 1895 erzählen. . . . Zu der zweiten Geschichte: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht" hat Heinrich Heine's Gedicht und wohl auch eine Episode aus ihrem eigenen Leben — und wäre es nur eine beobachtete — die geistreiche und gemüthvolle Verfasserin veranlaßt. Bernhardine Schulze-Smidt schenkt uns mit dieser Geschichte eine köstliche Perle. . . . „Mona's Liebesgeschichte" ist, was die Erfindung anbelangt, alltäglicher, beinahe möchte man sagen: schablonenhafter. Aber erzählt ist sie auch wieder vortrefflich. Den Schluß des Bandes bildet die ergreifende, in ihrer einfachen Meisterart zu Herzen gehende Geschichte eines Kindes: „O Tannenbaum," welche mir schon aus einem früheren Weihnachtshefte von Velhagen und Klasings schönen Monatsheften bekannt war, deren schlichtem, warmherzigem Zauber ich mich aber auch diesmal wieder gerne und willig hingab.

* Von dem Todten Meere kommt die merkwürdige Nachricht, daß der Spiegel desselben in den letzten Jahren in starkem Steigen begriffen sei. Als Beweise dafür führt Gray Hill, der darüber, dem „Globus" zufolge, im „Geographical Journal" 1900, vol. 16, S. 555 berichtet, an, daß Rujm el Bahr, das als Insel nahe der Jordan-Mündung lag, in den letzten Jahren unter dem steigenden Wasser verschwunden sei. Bei der Jordan-Mündung nördlich vom Nordrande ist jetzt eine weite Lagune, die dadurch entstanden ist, daß das Wasser gestiegen ist und einen Theil des Deltalandes des Jordans überschwemmt hat. Am Südrande befanden sich an der Ost- und Westseite zwischen den steil abfallenden Felsen und dem Ufer breite Strecken Sandstrandes, die jetzt auch unter Wasser sind, so daß das Wasser schon am Fuße der Felsen steht. Der Spiegel fällt nicht im Sommer, so daß nicht etwa der Regenfall einer Jahreszeit die Ursache ist, sondern eine Vergrößerung des Wasserzuflusses im allgemeinen in den letzten Jahren zur Erklärung herangezogen werden muß. Hill macht vulkanische Thätigkeit dafür verantwortlich, die den Boden des Todten Meeres gehoben haben soll.

T. Eine neue wissenschaftliche Zeitschrift über den Menschen wird unter dem Titel „Man" (Mensch) von dem Anthropologischen Institut in London herausgegeben werden. Sie soll monatlich erscheinen und besonders folgende bisher in den Fachzeitschriften noch kaum vertreten gewesenen Gegenstände umfassen: Physische Anthropologie, Völkerkunde und Psychologie, Untersuchungen über die Sprachen und die frühesten Stufen der Zivilisation, Industrie und Kunst, Geschichte der sozialen Entwicklung und der sittlichen und religiösen Ideen.

* **München.** Der Deutsche Verein von Gas- und Wasser-Fachmännern beschloß in seiner 40. Jahresversammlung am 12. Juni 1900 in Mainz, zu bleibender Ehrung von Männern, welche in hervorragender Weise um die Förderung des Vereins und der von ihm vertretenen Fächer in wissenschaftlicher oder technischer Richtung sich verdient gemacht haben, eine Ehrentafel anfertigen zu lassen. Die künstlerisch ausgeführte Ehrentafel zeigt die Bildnisse der beiden hervorragenden Forscher und Gelehrten Robert Bunsen und Max v. Pettenkofer, denen man grundlegende Arbeiten für die moderne Gasbeleuchtung und Wasserversorgung verdankt und führt den Namen „Bunsen-Pettenkofer-Ehrentafel".

Die Verleihung der Ehrentafel soll eine seltene Auszeichnung sein, doch ist Vorstand und Ausschuß des Vereins nicht an eine bestimmte Periode gebunden. Sie ist in Silber ausgeführt, von Hrn. Bildhauer Professor Meyer in Stuttgart modellirt und war jüngst im Kunstverein zu München ausgestellt, wo sie Beifall gefunden hat.

Das erste Exemplar wurde Pettenkofer zu seinem 82. Geburtstag vom Verein übersandt. Bunsen hat diese Ehrung leider nicht mehr erlebt.

* **Tübingen.** Als Nachfolger des Professors Dr. Siemerling, der am Ende dieses Halbjahrs nach Kiel übersiedelt, ist der „Berl. Klin. Wochenschr." zufolge Dr. Wollenberg, Oberarzt an der Irrenheilanstalt in Homburg, zum ordent-

lichen Professor der Irrenheilkunde an der hiesigen Universität berufen worden. Dr. Wollenberg war, ehe er in seine jetzige Stellung eintrat, außerordentlicher Professor an der Universität Halle.

* **Mainz.** Professor Karl Schumacher in Karlsruhe ist, der „Frkf. Ztg." zufolge, zum ersten Direktor des hiesigen Römisch-Germanischen Zentralmuseums ernannt worden, der Konservator Ludwig Lindenschmit hierselbst zum zweiten Direktor desselben.

* **Aus Oesterreich.** Der Schriftsteller und Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" Ferd. Groß ist in Wien im Alter von 51 Jahren gestorben. — In Athen starb am 20. d. M. der Sekretär des dortigen österreichischen archäologischen Instituts Dr. Wolfgang Reichel.

* **Paris.** Die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris hat den Prof. Dr. K. Krumbacher in München zum korrespondirenden Mitglied gewählt.

* **Aus Rußland.** Am 15. Dezember starb in St. Petersburg der Arzt Dr. Alexis Wolff im 75. Lebensjahre. Wolff hat im Jahre 1898 unter dem Pseudonym Alexis Lupus eine gute deutsche Uebertragung des Puschkin'schen Gedichtes „Der eherne Reiter" herausgegeben, die erste deutsche Uebersetzung dieser russischen Dichtung. Er hat auch mehrere russische Prosadichtungen übersetzt.

* Auf dem letzten zoologischen Kongreß in Cambridge wurde beschlossen, den darauffolgenden im Jahre 1901 in Deutschland zu veranstalten. Die dazu ermächtigte Deutsche Zoologische Gesellschaft wählte zum Versammlungsorte Berlin, zum Vorsitzenden des Kongresses Hrn. Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. K. Möbius in Berlin, zu seinem Stellvertreter Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Franz Eilhard Schulze in Berlin. Als Zeit der Tagung wurde festgesetzt der 12. bis 16. August 1901. Den vorbereitenden Ausschuß bilden außer den zwei Vorsitzenden folgende Herren: Paul Matschie, Kustos am Museum für Naturkunde zu Berlin, Schriftführer, Dr. H. Meißner, Kustos an demselben Museum, Schriftführer, Dr. R. Hartmeyer, wissenschaftlicher Hülfsarbeiter ebendaselbst, Schriftführer, Hermann Schalow, Schatzmeister, Otto Stutzbach, Rechnungsrath, Schatzmeister, Prof. Dr. L. H. Plate, Privatdozent an der Universität zu Berlin, Obmann des Vortrags-Ausschusses, Dr. L. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens, Obmann des Wohnungs- und Empfangs-Ausschusses, Prof. Dr. O. Jäkel, Privatdozent an der Universität und Kustos am Museum für Naturkunde zu Berlin, Obmann des Vergnügungs-Ausschusses. Folgende Herren haben sich bereit erklärt, über die nachstehenden Themata in den Versammlungen zu sprechen: Geh. Bergrath Prof. Dr. Branco (Berlin): „Fossile Menschenreste." Geheimrath Prof. Dr. Bütschli (Heidelberg): „Vitalismus und Mechanismus." Prof. Dr. Yves Delage (Paris): „Les théories de la fécondation." Prof. Dr. A. Forel (Morges): „Die psychischen Eigenschaften der Ameisen." Prof. Dr. Graffi (Rom): „Das Malariaproblem vom zoologischen Standpunkt aus." Prof. Dr. E. B. Poulton (Oxford): „Mimicry and natural selection." Die Anmeldung von weiteren Vorträgen und Anfragen, welche den Kongreß betreffen, werden an das Präsidium des V. Internationalen Zoologen-Kongresses, Berlin N. 4, Invalidenstr. 43, erbeten. Die Theilnahme an dem Kongreß steht jedem Zoologen und Freunde der Zoologie frei. Ein ausführlicheres Programm wird in nächster Zeit versendet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. XIII. Bd., 4. Heft. Ebd. 1900. — Brühl-Hjelt-Aschan: Die Pflanzen-Alkaloide. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900. — J. Kruse: Schwarzbrotesser. Holsteinische Gestalten und Geschichten. Berlin und Leipzig, H. Meyer 1900. — R. Huch: Teufelslist. Ebd. 1900. — Fr. Lienhard: Helden. Bilder und Gestalten. Ebd. 1900. — W. Pastor: Berlin, wie es war und wurde. 1. Lfg. Ebd. 1900. — H. Wäschke: Paschlewwer Geschichten. 2. Bändchen. 2. Aufl. Cöthen, Schettlers Erben. — Prof. Dr. H. Meltzer: Griechische Grammatik. II. Bedeutungslehre und Syntax. (Sammlung Göschen Nr. 118.) Leipzig, Göschen 1900. — Dr. Fr. Fuhse: Deutsche Alterthümer. (Do., Nr. 124.) Ebd. 1900. — Dr. K. Voßler: Italienische Literaturgeschichte. (Do., Nr. 125.) Ebd. 1900. — Dr. R. Much: Deutsche Stammeskunde. (Do., Nr. 126.) Ebd. 1900. — Dr. Ad. Zauner: Romanische Sprachwissenschaft. (Do., Nr. 128.) Ebd. 1900. — Buch der Erfindungen. Heft 148—160 (Schluß). Leipzig, Spamer. — R. Hönigswald: Zum Begriff der „exakten Naturwissenschaft". 2. revid. Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius 1900. — Fr. von Hoffs: Bunte Schmetterlinge. Lieder und Schwänke. Ebd. 1900. — Ad. Kiel: Eine Jugendthorheit. Novelle. Ebd. 1900. — Ad. Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 4. Aufl. Ebd. 1901. — Alfr. Frhr. v. Berger: Studien und Kritiken. 2. Aufl. Ebd. 1900. — Faust. Tragödie von Goethe. Für die Bühne in drei „Abenden" eingerichtet von A. Wilbrandt. 2. Aufl. Ebd. 1900. — H. Schreyer: William Shakespeare. Schauspiel. Ebd. 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 27. Dezember. Nummer 295.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

D. Theodor Elze.

I.

Zu Venedig starb am 27. Juni 1900 ein Mann, dem alle seine Freunde und überhaupt Alle, die mit ihm in näheren Verkehr zu treten Gelegenheit hatten, ein dankbares Andenken bewahren.

Der äußere Verlauf seines Lebens ist bald erzählt. Ludwig Theodor Elze, am 17. Juli 1823 zu Alten bei Dessau geboren, ein jüngerer Bruder des bekannten Literarhistorikers Karl Elze, war ein Sohn des Pfarrers Karl Wilhelm Elze und seiner Frau Louise, geborenen De Marées. Seine erste Jugend verbrachte er in Dessau, wohin sein Vater im Frühjahr 1825 zur Leitung des herzoglichen Lehrerseminars berufen worden war; hier besuchte er die Volksschule und später auch das Gymnasium, das er im Jahre 1842 verließ. Er wandte sich nun dem Studium der Theologie zu, das er in Tübingen (1842—1844) unter Baur und Schmied begann und dann (1844/45) in Berlin unter Neander, Twesten, Schelling fortsetzte. Zwischenhinein bestand er in Dessau die Prüfungen für die Kandidatur des Predigeramtes und studirte er auch ein Semester Medizin.

Elze stammte aus einer dichterisch veranlagten Familie, Kunst und Dichtung waren die Angelpunkte, um die sich sein innerstes Wesen bewegte. Bis in die Gymnasialzeit zurück reichen seine poetischen Versuche und schon während der Universitätsjahre war es dem jungen Studenten geglückt, nähere Beziehungen mit seinen Lehrern, dem Germanisten Adalbert v. Keller, dem Aesthetiker Vischer und Hermann Kurz, anzuknüpfen und Zutritt zu den Häusern Uhlands, Schwabs, Justinus Kerners, Silchers u. A. zu erlangen. Sein Drang in die Ferne hatte ihn während der Gymnasialzeit (1839) zur Durchwanderung des Harzgebirges und von Tübingen aus zu Reisen nach der Schweiz (1842, 1843) und nach den Niederlanden veranlaßt. Nur schwer hatte er sich mit dem Gedanken, eine einfache Lebensstellung in der Heimath anzustreben, vertraut gemacht, als sich seinem weit ausgreifenden Bildungsbedürfniß mit einemmal ein anderer Wirkungskreis darbot, der für sein ferneres Leben bestimmend wurde. In Berlin, wohin sich der wissensdurstige Predigerkandidat zur Vertiefung seiner Kenntnisse zurückbegeben hatte, erhielt er (Herbst 1845) die Aufforderung des Prinzen Georg von Anhalt, der Elze zum Erzieher seines ältesten Sohnes aus seiner Ehe mit Gräfin Reina auserjehen hatte, zu einer Reise nach Italien, wo damals die fürstliche Familie lebte. Freudig folgte Elze diesem Ruf, der ihn nach dem sonnigen Süden, dem Land seiner Träume brachte und dem Zweiundzwanzigjährigen Gelegenheit bot, „sich an den Herrlichkeiten der Natur, der Kunst und des Alterthums, sowie am Umgang mit hervorragenden Persönlichkeiten jeder Art zu bilden“. Durch ganz Italien bis über Neapel hinaus ist Elze während der Jahre 1845—1847, die immer den Glanzpunkt seiner Erinnerungen bildeten, gekommen, den meisten Theil dieser Zeit hat er indessen in Florenz und der nahegelegenen Villa Pucci verlebt. Hier schloß er sich besonders innig an den dichterisch begabten Maler Ernst Gotthilf Boſſé und an die Dichterin Betty Paoli an, die er als Gesellschaftsdame der feingebildeten Fürstin Schwarzenberg kennen gelernt hatte, Freundschaften, die wechselseitig Anlaß zu manch stimmungsvollem Gedicht gaben. Auch in Rom, wo er im Frühjahr 1847 weilte, fand er Beziehungen zu Dichtern (Heinrich Stieglitz) und Künstlerkreisen. Hier war es auch, daß er in drängender Lage, das Wesen über die Form setzend, auf Bitten der deutschen Künstlerschaft, da kein ordinirter Geistlicher zur Stelle war, die Einsegnung des verstorbenen Nestors der deutschen Landschaftsmaler, Johann Christ. Reinhart, vornahm (Juni 1847), ein Schritt, der später zu einem unerquicklichen Zwiespalt mit dem herzogl. anhaltischen Konsistorium Anlaß gab.

Ende 1847 war die prinzliche Familie aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt und Elze war ihr in gleicher Stellung erst nach Mannheim und dann nach Zerbst gefolgt, wohin Prinz Georg seinen Aufenthalt verlegt hatte. Schon bei Uebernahme des Erzieherpostens hatte Elze, der nach dem Wunsche des Prinzen in dessen Hause die Funktionen eines Hausgeistlichen versehen sollte, beim herzoglich anhaltischen Konsistorium Schritte gethan, um ordinirt zu werden, die jedoch vergeblich waren, weil es, wie man ihm entgegenhielt, „bisher in Dessau nicht Gebrauch gewesen sei, in das Ausland abgehenden Kandidaten die Ordination zu ertheilen“. Da auch spätere von Italien und schließlich von Zerbst aus unternommene Versuche an dem Widerstande des herzoglichen Konsistoriums scheiterten, das, abgesehen von dem erwähnten Vorgang zu Rom und einem ähnlichen in Mannheim, auch noch die Jugend des Bewerbers zur Begründung der Ablehnung nahm, und Elze eine aktenmäßige Darstellung dieser Verhandlungen im Jahre 1849 durch Druck veröffentlicht hatte, so wird es begreiflich, daß er sich allmählich mit dem Gedanken befreundete, eine Pfarrerstelle auswärts anzunehmen. Im Jahre 1851 war sein herangewachsener Zögling, Graf Franz Reina, in die österreichische Marine eingetreten und Elze hatte ihn nach Triest zu begleiten. So ergaben sich Beziehungen zu Inneröſterreich, namentlich war man in Laibach auf die vielversprechende jugendliche Kraft des Kandidaten Elze aufmerksam geworden. Hier hatten die seit dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. nach und nach einzeln eingewanderten evangelischen Glaubensgenossen nach mancherlei vergeblichen Versuchen, die bis in das Jahr 1820 zurückreichten, im

Jahre 1850 endlich die Erlaubniß zur Konstituirung als förmliche Kirchengemeinde erwirkt und am 21. April 1851 bei der Pfarrerswahl ihre Stimmen auf Elze vereinigt. Dieser, der sich kurz darauf (am 24. Mai 1851) mit der dichterisch begabten Wittwe eines englischen Geistlichen, Mary Zoe Halden, geborenen Turner, aus Liverpool, zu Zerbst vermählt hatte, übersiedelte, als die landesfürstliche Genehmigung seiner Wahl erfolgt war, nach Laibach. Am 6. Januar 1852 wurde er hier nach Einweihung der neuerbauten evangelischen Christuskirche durch den Superintendenten Franz aus Wien in sein Amt feierlich eingeführt.

Durch volle 14 Jahre hat Elze in der südösterreichischen Diaspora von Laibach aus eine ebenso ausgebreitete wie anstrengende Thätigkeit entfaltet und sich über den Kreis seiner Glaubensgenossen hinaus allgemeine Achtung errungen. Schon waren die ärgsten Schwierigkeiten überwunden und Elze mochte einer vergleichsweise minder anstrengenden Amtsführung in Laibach entgegensehen, als er im Jahre 1865 einen Ruf als Prediger nach Meran erhielt, um womöglich der dort sich bildenden evangelischen Gemeinde zur öffentlichen Anerkennung zu verhelfen. Gerade die Schwierigkeiten, die seiner in Tirol warteten, waren für seinen Entschluß entscheidend, die festgegründete Stellung in Laibach machte auch ein Anderer nach ihm leicht versehen. Doch blieb der gehoffte Erfolg aus, die Konstituirung einer anerkannten Gemeinde ließ sich in Meran zunächst nicht erreichen, und da zudem unter den Kurgästen eine exklusive konfessionelle Richtung Oberhand erlangte, die Elze nicht zusagte, so sah er sich veranlaßt, seine Stelle nach drei Jahren wieder aufzugeben. Von den Bewohnern und Bürgern der Stadt in ergreifender Weise beim Abschied gefeiert, verließ Elze Meran Anfang September 1868, erholte sich durch eine Reise nach der Schweiz und der Heimath von den Anstrengungen der letzten Zeit und verbrachte hierauf den Winter mit seiner Frau in Nizza und Oberitalien. Gegen Ostern 1869 war er auf der Rückreise nach Deutschland in Venedig eingetroffen, um hier noch einige Wochen bis zur Sommerhitze zu verweilen. „Ich ahnte nicht," schrieb er mir am 10. Juni 1869, „was kommen sollte. Die hiesige deutsche evangelische Gemeinde verlor durch einen Unglücksfall ihren Vikar und dann durch Emeritirung ihren Pfarrer und wählte mich zu dessen Nachfolger. Ich habe den Ruf angenommen und am 6. d. M. das Amt angetreten. Somit werden wir also zunächst hier bleiben." Aus dem „zunächst" ist jedoch ein dauernder Aufenthalt geworden und Elze hat sein geliebtes Venedig auch nach der Emeritirung im Jahre 1891 nur zur Sommerszeit auf Monate verlassen, um Erholung in den Alpen und in seiner Heimath zu suchen. In Venedig hat er auch nach dem Wunsche, den er in einem schon 1853 verfaßten stimmungsvollen Gedichte ausgesprochen hatte, unter duftigen Blumen auf der Todteninsel San Cristoforo seine letzte Ruhestätte erhalten.

II.

Elze war ein ganzer Mann, von seltener Begabung und erstaunlicher Vielseitigkeit. Von seinen dichterischen Anlagen zeugen die Gedichte, von welchen er in strenger Auswahl einen Strauß von „Maiblumen" seiner Frau zum Gedächtnißtag ihrer silbernen Hochzeit (24. Mai 1876, Tübingen, Fues) als Angebinde darbrachte, von seiner künstlerischen Auffassung sein begleitender Text zu dem vom Maler Nerly vorbereiteten Venezianischen Album, sowie die Bilder aus Venedig, die er in den Dioskuren veröffentlichte. Vertraut war ihm das weite Gebiet der Volkskunde, wie seine Schrift über „die Sage und den Ring der Frau Kröte" (Dessau 1899), „Die weiße Schlange und die Schlangenbeschwörung", sowie vor allem sein schöner Aufsatz über „Gotschee und die Gotschewer" (1861) darthun. Seine sprachgeschichtlichen Studien erstreckten sich auf Namenskunde: „Deutsche Familiennamen in befehlender Form" (1860), „Zur Aesthetik der deutschen Familiennamen" (Ueber Land und Meer 1873), „Die Abstammung der Gotschewer" (nach seinem Tode in den Mittheilungen des Musealvereins für Krain erschienen) u. ä., aber auch auf Stoffe der deutschen Heldensage wie „Zwerg Laurin und der Rosengarten bei Meran" (1867), „Tirol und das Eggenlied" (in der Beilage dieser Zeitung am 8. September 1874, Nr. 251, zur Begrüßung der Sprachforscherversammlung in Innsbruck), ferner auf die englische Literatur, der er einen Aufsatz über „Das englische Theater um 1624" und die hübschen „Venezianischen Skizzen zu Shakespeare" (München 1899) widmete. Geradezu grundlegend sind seine Untersuchungen über die südslavische Literatur im Zeitalter der Reformation, von welchen noch die Rede sein wird. Das Hauptgebiet seiner Forschung waren jedoch Geschichte und unter deren Hülfswissenschaften die Münzkunde, die er zeitlebens hochgehalten hat.

Für den jungen Geistlichen, der nach dritthalbhundert Jahren als Erster wieder in einer evangelischen Kirche zu Laibach predigen durfte, ergab sich von selbst die Anregung zu erforschen, warum sich der Protestantismus in Krain im 16. Jahrhundert so rasch verbreitete, wie er auf die Bewohner und die Zustände auf geistigem wie wirthschaftlichem Gebiet eingewirkt, wie es gekommen ist, daß ein Land, das dem evangelischen Glauben schon sicher gewonnen schien, wieder unter die Herrschaft der alten Kirche zurückkehrte u. dergl. Da hieß es aber vor allem verläßlichen Quellenstoff beschaffen, denn die wenigen Nachrichten, die man darüber hatte, stammten meist aus zweiter Hand oder beruhten auf unsicherer Ueberlieferung.

In Laibach lag nun das Archiv der alten Landstände vergessen und unbenützt, Elze hat es mit unermüdetem Fleiße durchforscht und Tausende von unbekannten Einzelheiten mit seiner zierlichen Handschrift daraus verzeichnet. Schon 1856 glaubte er sich soweit, daß er eine geschichtliche Darstellung der Reformation und Gegenreformation in Krain in Aussicht stellte, kurz darauf hat er den Bericht über die Einweihung der evangelischen Andreaskirche in Cilli (Laibach 1857) mit einer sehr gedrängten Uebersicht der Reformationsgeschichte in Krain und Untersteiermark eingeleitet. 1863 erschienen als Jubelschrift für den Superintendenten Franz in Wien — durchaus nach den Quellen gearbeitet — Elze's „Superintendenten der evangelischen Kirche in Krain während des 16. Jahrhunderts", drei Jahre darnach der 1885 in zweiter Auflage umgearbeitete große Aufsatz über Primus Truber und die Reformation in Krain, in Herzogs Realencyklopädie für Theologie und Kirche. Allein das Hauptwerk, dem die bisher erschienenen Schriften als Vorarbeiten galten, von dem er kurz vor seinem Abgang aus Laibach in einem Vortrag die äußeren Umrisse entwickelte, wurde durch Elze's Uebersiedelung nach Meran leider in den Hintergrund gedrängt und gerieth alsbald ins Stocken.

Später, als Elze zu Venedig einen ihm besser zusagenden Wirkungskreis gefunden, hat er den Gedanken, die Kulturzustände Krains während des 16. Jahrhunderts in umfassender Darstellung zu behandeln, in anderer Form wieder aufgenommen und im Jahre 1871 den ersten Theil einer Abhandlung über die krainische

Literatur im Reformationszeitalter vollendet. Es waltete jedoch ein eigener Unstern über dieser Arbeit. Der Laibacher Musealverein, dem sie zur Veröffentlichung angeboten wurde, hatte zwar freudig zugestimmt und die Drucklegung zugesagt, allein die Ausführung dieses Beschlusses unterblieb aus mir unbekannten Gründen.

Durch dies Mißlingen wurde Elze die Fortsetzung dieser Arbeit verleidet. Dazu mochte sich die begründete Besorgniß gesellen, daß der gesammelte Quellenstoff, da er sich wesentlich auf die Akten der Stände beschränkte, für die Vollendung des großangelegten Werkes nicht zureichen dürfte, und die Erkenntniß, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte, Venedig, aus die erforderlichen Ergänzungen aus den Regierungsarchiven von Wien und Graz sich nicht werde beschaffen können. Darum beschränkte sich Elze fortan darauf, den in seinen Auszügen vorhandenen Quellenstoff in Einzelabhandlungen für die Reformationsgeschichte Krains zu verwerthen. So entstanden seine Aufsätze über „die Anfänge des Protestantismus in Krain", über „Paul Wiener", den Laibacher Domherrn, der als erster evangelischer Bischof der siebenbürgischen Landeskirche sein Leben beschloß, „die Rektoren der krainischen Landschaftsschule im 16. Jahrhundert", endlich verschiedene Abhandlungen über die Druckerzeugnisse der südslavischen Literatur im 16. Jahrhundert, die durchwegs in den Jahrbüchern für Geschichte des Protestantismus in Oesterreich erschienen sind und sich durch eine Fülle bisher unbekannter Nachrichten auszeichnen. Parallel damit liefen kleinere Aufsätze für die „Allgemeine deutsche Biographie" über die hervorragendsten Persönlichkeiten Krains im Reformationszeitalter, sowie die Vorbereitung für eine sorgfältige mit reichlichen Erläuterungen versehene Ausgabe von „Trubers Briefen" für die Publikationen des Stuttgarter literarischen Vereins (1897). Auch die schöne Gelegenheitsschrift: „Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain" (1877), die ihm von dieser Universität den Doctor honoris causa einbrachte, schöpft noch aus den in Laibach gesammelten Quellen, wogegen seine „Geschichte der protestantischen Bewegungen in Venedig" (1883), „Luthers Reise nach Rom" (1899) und die Berichte der venezianischen Gesandten über Luthers Auftreten auf dem Wormser Reichstag (Rivista cristiana 1875) andere Gebiete der Reformationsgeschichte betreffen.

Das Schicksal, daß von großangelegten Werken nur ein Theil vollendet werden konnte, trifft auch bei den Arbeiten zu, die Elze auf dem Felde der von ihm hochgehaltenen Münzkunde geliefert hat. Abgesehen von einigen kleineren Aufsätzen hat er nur zwei Hefte über die Münzen Bernhards Grafen von Anhalt und Herzogs von Sachsen (1870, 1881) veröffentlicht. So sehr wir bedauern müssen, daß Elze seine Absicht, uns mit einer vollständigen Münzgeschichte von Anhalt zu beschenken, nicht verwirklichen konnte, zu welcher sich in seinem Nachlaß vielversprechende Entwürfe und eine reichhaltige Münzsammlung vorfanden, so dankbar müssen wir ihm für das Gebotene sein. Ueber die gewöhnliche Münzbeschreibung hinaus unternahm er es, der mittelalterlichen Numismatik neue Zwecke und Ziele zu zeigen. Namentlich hat er durch mühsame Vergrößerung der Münzbilder gezeigt, daß die Erzeugnisse der mittelalterlichen Stempelschneider ganz ebenso, wie man vorher Siegel, Grabsteine, Miniaturen und andere bildliche Darstellungen benützte, vom Forscher für die mittelalterliche Trachtenkunde mit Erfolg ausgebeutet werden können.

Selbst nach dieser weitläufigen Aufzählung ist der Kreis von Schriften, mit denen uns Elze's Fleiß beschenkt hat, keineswegs erschöpft; es blieben dabei alle unvollendet im Nachlaß vorhandenen Arbeiten unberücksichtigt, aus welchen ich den oben erwähnten Abschnitt über die Literatur Krains im 16. Jahrhundert zu veröffentlichen hoffe, aber auch zahlreiche kleinere Aufsätze und alle jene Schriften, die durch seine Amtsthätigkeit veranlaßt wurden. Und doch, so mannichfach diese schriftstellerischen Erzeugnisse sind, so gewissenhaft sie gearbeitet, so sorgfältig die Form ist, in der sie vorgelegt wurden, die Hauptbedeutung des seltenen Mannes ruhte weniger in dem, was er veröffentlichte, als in dem, was er wirkte. Ich wenigstens habe Niemand gefunden, dem ich mehr Anregung zu danken hätte, als gerade Elze, und wie mir, ist es auch vielen Anderen ergangen. Was war beispielsweise der historische Verein für Krain, ehe Elze (1852) nach Laibach kam. Er zählte gewissenhafte, emsige Forscher in seiner Mitte, aber alle litten noch an den Folgen der verkehrten österreichischen Unterrichtspolitik, die bis 1848 den geistigen Verkehr mit Deutschland aufs möglichste beschränkte. Mitten unter diese arbeitswilligen, aber ungeschulten Leute trat nun ein Mann mit dem Feuereifer der Jugend, der viel schon gesehen und viel gelernt hatte und gewohnt war, die Dinge von einem freieren und höheren Gesichtspunkt aus zu umfassen.

Schon in den ersten Jahren nach Elze's Ankunft ändert sich das Bild: untüchtige Elemente traten zurück, besser geeignete an deren Stelle, ein frischeres Leben begann. Wie mußten da Elze's Vorträge an den Vereinsabenden, seine numismatischen Studien zur Kulturgeschichte, seine Schilderung der geistigen und wirthschaftlichen Zustände Krains im Reformationszeitalter, seine sprachgeschichtlichen Untersuchungen u. a. auf die Zuhörer wirken. Selbst wenn sie Widerspruch weckten, war dieser befruchtend, da er die Gegner zu erneuter Forschung drängte. Dabei hat sich Elze keineswegs mit Anregungen auf wissenschaftlichem Gebiet begnügt, seine vielseitige Begabung befähigte ihn vielmehr, jeweilig in der Umgebung, in der er lebte, den anregenden Mittelpunkt abzugeben. So war es schon in Florenz, nach den Gedichten zu schließen, die Betty Paoli, der Maler Bossé und Elze hier tauschten, so ward später die deutsche Gesellschaft in Venedig unter seinem Einflusse zum Stelldichein, in welchem sich die in der Lagunenstadt lebenden Deutschen mit vorübergehend zukehrenden Landsleuten bald zu harmlosem Vergnügen, bald zu geistigen Genüssen zusammenfanden. Nicht anders war es in Meran, wo Elze, von den Bedürfnissen des praktischen Lebens ausgehend, als Schriftwart des Turnvereins die Turner-Feuerwehr ins Leben rief und auch sonst Gemeinnütziges nach Kräften gefördert hat. Darum hat auch Elze nicht bloß dem Kreise der ihm Näherstehenden Liebe, sondern selbst Gegnern Achtung abgenöthigt. Man vergegenwärtige sich den tiefen Riß, den die unseligen Nationalitätsstreitigkeiten in Inneröstereich zwischen deutschen und slovischen Landeskindern aufgethan haben und würdige dann die geradezu begeisterten Worte, die dem Fremden, dem Deutschen, dem Protestanten Elze von Slovenen im „Slavenski Narad" (Laibach 1878 Nr. 1, 2) und im „Laibacher Zvon" (1893, S. 622—630) gewidmet worden sind. In gleicher Weise, wie in Laibach, hat Elze auch in Meran allgemeine Achtung sich zu erwerben gewußt. Wie beliebt er nach dreijährigem Aufenthalt selbst in den unteren Klassen der einheimischen Bevölkerung war, lehrt ein Vorfall, den ich selbst mit erlebt habe.

Es war im Juli des Jahres 1868, daß ich meinen lieben Freund in Meran aufsuchen konnte und hier die

Nachricht von seinem Weggang erfuhr. Wir machten einen Ausflug nach Schloß Tirol und der Zenoburg und kehrten schließlich in einem Gasthaus zu. Hier gesellte sich alsbald ein Tiroler, seinem Aussehen nach wohl ein Handwerker, zu uns, der Elze achtungsvoll begrüßte und fragte, ob es wahr sei, daß er Meran verlassen wolle. Als Elze diese Frage bejahte und auf die gut gemeinte Aufforderung, er möge doch bleiben, erklärte, daß seine Abreise unwiderruflich sei, gerieth der Fremde in sichtliche Verlegenheit und meinte schließlich: Da wäre es mir doch lieber, unser Herr Dechant würde gehen, und Sie, Herr Pastor, blieben bei uns!

Ja, Elze war ein Mensch von lauterem Wesen, von seltener Begabung und Vielseitigkeit, von strenger Selbstkritik und darum schon in jungen Jahren von richtiger Selbsterkenntniß. Am Schlusse dieser ihm von Freundeshand gewidmeten Zeilen möge darum sein Bild stehen, wie er es selbst vor 53 Jahren (Mannheim, 11. Nov. 1847) von sich und seinem Streben entworfen und „statt der Vorrede“ seinen begrabenen Jugendgedichten beigegeben hat:

Mein Bild.

Auch mir hat einst des Ruhmes Drang die Brust geschwellt,
Zu großen Thaten sucht' ich mir ein weites Feld,
Ich gab auch Mühe mir mit manchem guten Dinge,
Doch überall fand meine Kraft ich zu geringe.
Ob es gerieth — ob es mißlang — in jeder Art
Hab' ich für Großes mir Empfänglichkeit bewahrt,
Und daß das Schönste ich genoß auf weiten Reisen,
Mag ich als ird'sches Lebensglück am höchsten preisen.
In kleinen Liedern sang ich, was mein Herz bewegt,
Doch mich bescheidend hab' ich sie beiseit' gelegt
Und wenn sie Einzelnen sind etwas werth gewesen,
So wird die Nachwelt davon nichts in Büchern lesen.
Mit Edeln meiner Zeit hab' ich als Freund gelebt
Und ihrer Freundschaft werth zu sein mich stets bestrebt.
So kannt' ich dieses Erdenlebens Freud und Kummer
Und lege mich dereinst getrost zum Grabesschlummer.

Graz, im Dezember 1900.

Luschin v. Ebengreuth.

Walahstede.

August Becker, der bekannte pfälzische Autor, beschreibt in seiner Schrift: „Die Pfalz und die Pfälzer“ S. 444 ein oberhalb Klingenmünster am Ostrande des Hartgebirges gelegenes altes Gebäu, das auf einem ca. 360 m hohen Vorhügel unter Buchen und Vogelbeergesträuchen verborgen liegt. Er schreibt dort: „Der Ort heißt im Volksmund ‚das Schlößchen‘, sonst auch Walstedter Schlößchen, das alte Walastede. Die Anlage — ein künstlich hoher Hügel mit Spuren starken Quadergemäuers — ist nicht mittelalterlich, nicht römisch, sie deutet auf die Kelten oder Germanen.“

Veranlaßt durch August Becker, der mich auch brieflich auf dies räthselhafte Bauwerk aufmerksam machte, besuchte ich es mehreremale, nahm daselbst ein primitives Thürgewände [1]) und einen Rundbogen, [2]) der im Zwinger unten zu Füßen des hier 8 m hohen Trümmerhügels lag, auf, und beschrieb das Bauwerk kurz in der dritten Abtheilung der „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ S. 55. Im Juni 1899 nahm ich mit Mitteln der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München eine provisorische Untersuchung des „Schlößchens“ vor und berichtete darüber in meinem zu Straßburg auf der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine gehaltenen Vortrage: „Ueber vorgeschichtliche Befestigungen in den Nordvogesen und im Hartgebirge“ (vgl. Separat-Abdruck, Berlin 1900, S. 6 und 14).

Gemeinsam mit Generalmajor Karl Popp, der im Auftrage der kgl. Akademie der Wissenschaften mehrere Befestigungen der Pfalz im Oktober 1899 mit mir vermaß, nahm ich am 20. Oktober 1899 eine zweite Vermessung der Anlage vor [3]) und vom 21. bis 25. Mai 1900 setzte ich daselbst die Untersuchung mit dem Spaten fort.

Das ganze Bauwerk hat folgende Form. Um einen 8 bis 10 m hohen, 50 m im Durchmesser haltenden Hügel, in den ein thurmartiges Bauwerk eingesetzt erscheint, schließt sich auf der Westseite, der Angriffsfront, ein in Polygon erbauter, etwa 100 m langer Zwinger an, der mit einer 1 m starken Zwingermauer umgeben war, die von starken, bossenlosen Quadern gebildet wird. Im Norden, dort, wo der Zwinger zum Thurmhügel einbiegt, sind die Spuren eines etwa 10 m langen und 4 m breiten Vorhofes sichtbar, der von Mauerzügen eingeschlossen und mit einem Thor abgeschlossen war, über dem sich der oben erwähnte Rundbogen einst gewölbt hat. Vor dem Zwinger liegen nach Westen zu noch vier weitere Erdwälle mit vorliegenden Gräben, welche sich alle halbkreisförmig um und an den Zwinger anlehnen. Sie sind ca. 20 m von einander entfernt. — So war die Angriffsseite des Hauptthurms von einem fünffachen Gürtel von Wallmauern und Gräben geschützt. An die Ostseite lehnt sich ein tiefer Graben an, der im Süden von einem zweiten, viereckigen Bauwerk (Thurm) überhöht wird. Im ganzen schließt sich auf der Ostseite an den Hauptbau ein 150 m langer und 60 bis 80 m breiter, von einer Mörtelmauer umzogener Hofraum an, der am Ostende von einem durch den Fels getriebenen, 6 bis 8 m breiten Graben von der Fortsetzung des Bergplateaus getrennt wird. Die ganze Anlage mißt genau 275 m in der Länge, und zwar gerechnet vom äußersten Graben im Westen bis zum Felsgraben im Osten, und 80—100 m in der Breite. Auf der Nordwestseite, u. z. hart vor einem alten Wege, der vom Hammelsthale heraufzieht und als alter Eingang die Befestigung zwischen Hauptthurm und Hofraum von Nordwest nach Südost durchzieht, liegt eine in das Erdreich künstlich hineingegrabene Cisterne, neben welcher auch ein jetzt in Klingenmünster befindlicher, [4]) halbkreisförmig gestalteter Brunnentrog vorgefunden wurde. Hier jedenfalls mußten die Bewohner von Walahstede das „aquari“ vornehmen. Nach Osten, Norden und Süden fällt das Terrain stark ab mit etwa 40 Proz. Neigung; nur von Westen her war ein erfolgreicher Angriff möglich.

Das Hauptreduit, gelegen mitten auf dem steil aus Zwinger und Graben aufsteigenden, 8 bis 10 m hohen Kegel, bildet im Grundriß nahezu ein Quadrat, dessen Südseite 13.40 m, dessen Westseite 13.80 m jetzt (eine Drückung des Grundbaues um 40 cm ist möglich!) mißt. Der Eingang, etwa 1 m breit, führte von der Nordostseite her in den Hauptthurm.

Die Außenmauer hat an der Sohle eine Dicke von 2.60 m, während sie am Abschluß des Erdgeschosses gegen das erste Stockwerk noch 2.40 m mißt. Die äußere Paramentmauer ist im Erdgeschoß gebildet aus isodomen, glatt behauenen, wohl gebundenen (Läufer und Binder abwechselnd) Sandsteinquadern, die im Durchschnitt 0.55 m Länge auf 20 cm Höhe messen. Die oberhalb laufenden Schichten des 1. Stockwerkes haben nur 22 cm Länge auf 15 cm Höhe und erinnern an die kleinen Bruchsteine, aus denen die frühromanische Zingelmauer auf der Klosterruine Limburg a. d. Hart gebildet ist. Das Mauerwerk ist sorgfältig innen und außen hergestellt und in sattem, sehr kalkreichem Mörtel gebettet, der sich von dem in den romanischen Burgen Landeck und Trifels angewandten, sandreichen Material vortheilhaft unterscheidet. Zwischen den beiden Verkleidungsmauern liegt das etwa 1.80—2 m starke, aus Steinbrocken und Mörteleinguß hergestellte Gußwerk. An der Nordwestseite, nahe dem

[1]) Jetzt in Göcklingen bei Oekonom Brauner.

[2]) Jetzt in Klingenmünster bei Bader Langer.

[3]) Eingetragen in den der kgl. Akademie der Wissenschaften gehörigen Katasterplan, Pf. S. W. XVI, 17 und XVII, 156 vom Verfasser und von Generalmajor K. Popp.

[4]) Bei Schmied Zangemeister.

Nordwesteck, ist ein quadratisches 13 cm langes und 33 cm tiefes Gerüstloch in der Außenmauer angebracht.

Bis auf das auf den Fels anstehende Fundament konnte bisher nur die Südseite des Hauptthurmes untersucht werden. Die Konstruktion dieser, zum Zwinger und zum Ausgang hinab gekehrten Front war folgende. Der Thurmsockel war bis auf eine Höhe von 1.60 m glatt und ohne Unterbrechung aufgemauert. Hier jedoch stieß man auf drei, 2.60 m lange, 1—1.20 m hohe, hinten 1 m, vorne im Schlitz noch 14 cm breite Schießscharten. Diese waren oben zugewölbt mit keilartig sich zuspitzenden Hausteinen und hatten so in der Mitte eine Höhe von 1.25 m. Der Boden der Schießkammer zeigte sich mit Mörtel ausgegossen und ist nach innen geneigt, wohl um die Geschosse der Gegner aufzuhalten. Aehnliche Konstruktion zeigten die alten Schießscharten auf, welche in der Ostfront des Palas auf der „Kästenburg" (Hambacher Schloß) eingelassen ist. Sie messen 2.50 m Länge, 80—1.10 m Höhe, im Innern 80 cm, Schlitz 15 cm Breite.

Dieser Palas jedoch stammt aus dem 13. Jahrhundert (vergl. „Die Baudenkmale der Pfalz", II. B. S. 155 und Piper: „Burgenkunde", S. 191 und 729), während das „Wallstetter Schlößchen" nach Mauertechnik, dem Fehlen der Bossenquadern, und den wenigen Spuren seiner Geschichte in eine früher gelegene Bauperiode fallen muß.

Bei den im Mai 1900 gemachten sorgfältig vom Verfasser überwachten Ausgrabungen wurden sowohl an der Außenseite des Sockels, wie im Innern der Schießscharten nicht unwichtige Kleinfunde gemacht, welche auf das Alter der Bauanlage gewisse Schlüsse ziehen lassen. Sie bestanden in zahlreichen, durchweg der Markgewinnung halber aufgeschlagenen und gespaltenen Thierknochen und zwar von Hirsch, Reh, Rind, Schaf, in einer 7 cm langen und 4 cm breiten, sorgfältig bearbeiteten Hirschgeweihkrone, die durch eine Lochung als Stil oder Untersatz benutzt werden konnte, und endlich in Gefäßstücken. Letztere gehen, wie aus ihrer Technik und ihrer Form geschlossen werden kann, nicht über das 10. Jahrhundert hinaus, soweit sie in der unberührten Erdschicht gefunden wurden, und nicht später zufällig hier oben liegen blieben. Viele zeigen weiße Farbe, kurzen Hals und eingeschlagenen Rand, andere und zwar die ältesten und am tiefsten gelegenen, die Technik und die Verzierungsweise der merovingischen Zeit. Das Ornament eingetiefte, kleine Parallelstrichlein, umzieht in zwei Zonen den Hals des mattschwarzen Gefäßes, das außerdem noch durch breite flache Rippen horizontal gegliedert erscheint. Gefäße dieser Art, entstammend merovingischen Grabfeldern des 6—7. Jahrhunderts der Mittelrheinlande, finden sich zahlreich in den Museen zu Speyer, Worms, Dürkheim.[5]) Gerade diese Gefäßreste fanden sich in Gegenwart des Verfassers und anderer Vertrauenspersonen (Oberarzt Dr. Eckhardt, Bauamtmann Bär, Verwalter Wunderlich) an der tiefsten Stelle des äußeren Thurmsockels im Nordwesten der Anlage und zwar in Vergesellschaftung von Thierknochen und Holzkohlen.

Hier gerade sind im Mauerwerke, das sich auf der Westseite noch 3—5 m hoch erhebt[6]) zwei 1½ m lange Mauerlücken sichtbar. Sie liegen im Erdgeschoß und darüber erhebt sich ganz unverletzt die Außenmauer des ersten Stockwerks, so daß die Arbeiter glaubten, hier sei das Ende eines unterirdischen Ganges sichtbar. Bei näherer Betrachtung ergab sich jedoch die Thatsache, daß hier an zwei Stellen der Mauerzug durch gewaltsame Einwirkung von außen, etwa gelegentlich einer Belagerung mittelst Widderangriffs unterbrochen war. Man wollte hiedurch das ganze, ursprünglich etwa 8—10 m hohe Mauerwerk zum Einsturz bringen oder durch eine künstlich hergestellte Oeffnung die Burg einnehmen. Nach diesem wirklich erfolgten Zusammensturz, von dem die zahlreichen, in den Zwinger gerollten Mauerquadern und Mörtelbrocken beredtes Zeugniß ablegen, ward das Wallstetter Schlössel weder wieder aufgebaut, noch als Wohnort benutzt. Wenigstens gilt diese Thatsache für den bisher untersuchten Hauptthurm oder Donjon.

Die Erbauungszeit dieser Anlage geht erstens aus der Thatsache hervor, daß sie weder mit der Bauweise der römischen Thürme und Kastralanlagen direkt etwas zu thun hat, noch mit der Konstruktion romanischer Burgen, wie sie die Umgebung in mustergültigen Namen Landeck, Trifels, Scharfenberg, Kästenburg rc. aufweist. Weder Opus spicatum, noch Bossenquadern, weder Mörtel mit gestoßenen Ziegelstücken, noch Kellergewölbe, weder römische Münzen, Terra-Sigilata u. a. Gefäße, noch romanische Pfeilspitzen und geriefte Becher hat zweitens hier der eindringende Spaten ausgegraben und zu Tage gefördert.[7])

Ein Mittelding hat man hier festgestellt. Eine Zentralanlage, umgeben von einem System von Wällen und Gräben, dem eine weitgedehnte Hofanlage auf der geschützten Seite angeschlossen ist. Nur zwei analoge Bauten ähnlicher Art kennt man bisher im ganzen Rheinland! Das erste ist die Oberburg bei Rüdesheim, deren Rekonstruktion Meister Essenwein mit Erfolg versucht hat (vergl. Durm: „Handbuch der Architektur", II. Th., 4. Bd., S. 144, Fig. 14). Ganz ähnlich muß im 7. Jahrhundert die Mota auf Walahstede ausgesehen haben, nur fehlt bei Rüdesheim der große Hof, der hier vorhanden ist.

Ein zweiter Bau der Art ist die vielumstrittene Mota, die sogenannte „Pfalz" zu Egisheim im Oberelsaß. Einen achteckigen Zentralbau umgibt Hof, Zwinger und äußerer Graben (vgl. darüber Essenwein a. O. S. 52—53, Piper: „Burgenkunde", S. 132, Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militärarchitektur des früheren Mittelalters", S. 184—186; dieser Bau wurde zweifellos nach Prof. F. X. Kraus später mehrfach modifizirt und umgemodelt!) — Man deckte diese zwei sonderbaren Bauwerke bisher mit dem Begriff der von de Caumont und Essenwein poussirten Mota. Allein nachdem sicherlich im „Wallstetter Schlößchen" und wahrscheinlich in der „Oberburg" bei Rüdesheim echt merowingische Bauwerke vorliegen, wird man diese gezwungene Gleichung fallen lassen und den Thatsachen von Schutzwerken gerecht werden müssen, welche den Uebergang von spätrömischen Befestigungsbauten zu Bergfried und Donjon des Frühmittelalters gebildet haben.

Zum Schluß sei folgendes kurz erwähnt: Eine „Walahstete" kommt mit Villa „Plintheim" in eine Schenkung Heinrichs IV. an die Kirche zu Speyer im Jahr 1065 vor (vgl. Acta acad. Theodoro Palatinae, III. Tomus pag. 233 und Würdtheim: Subsidia diplomatica, IV. Tomus, p. 322—324). Dies verschwundene Walastede oder Walahstede (= Valahorum oder Valahi statio?) scheint mit dem „Wallstetter Schlößel" identisch zu sein.[8]) — Die Pfälzer Volkssage nimmt die nahe Burg Landeck, das zwei Kilometer nach Süden zu liegt, als Residenz des Merovingers, Königs Dagobert I., des Wohlthäters der Pfälzer Hart-Bauern an. Nach Untersuchungen, die Oberarzt Dr. Eckhardt und der Verf. an Landeck vornahmen, zeigt diese dem 13. Jahrhundert entstammende Burg keine Spur vorromanischer oder nur frühromanischer Bauarbeit auf (vgl. Piper a. O. S. 737). — Wohl aber ist in der Nähe jetzt, wie Generalmajor Karl Popp, Dr. Eckhardt und der Verfasser, sich auf Grund von Architektur, Bauanlage und Kleinfunden, vom bisher rätselhaften „Wallstetter Schlößel" überzeugt haben, in diesem, halb Donjon, halb Bergfried, ein Bau gefunden worden, der weder römisch, noch mittelalterlich, wie schon August Becker einsah, nur merovingischen Ursprungs sein kann.

[5]) Besonders zahlreich vom Obrigheimer Grabfeld im Kreismuseum zu Speyer a. Rhein, ebenso vom Erpolzheimer Friedhof.

[6]) Gesammthöhe des Mauerwerks auf der Nordseite = 6.80 m Fläche des Donjons in Sockelhöhe = 186 qm.

[7]) Auf der Südseite wurde sogar die Sohle des inneren Fundaments zum Theil freigelegt.

[8]) Ministerialrath Heintz (Mittheilungen des histor. Vereins der Pfalz, V., S. 99, nimmt hier „zwei Höfe" an. Am Fuße von Walahstete mag dieser Ortsnamen noch weiter existirt haben.

Hier mag wirklich **König Dagobert I.**, der Stifter des nahen Klosters Blidenfeld, gehaust haben,[9]) bis ihn nach der Volkssage, welcher die Fundumstände thatsächlichen Untergrund verleihen, eine Belagerung von Seiten seiner aufständischen Großen zwang, bei Nacht und Nebel zu flüchten und hinter der an der anderen Hochgestad der Queich gelegenen „Dagobertshecke" Schutz zu suchen (vgl. Albers: „König Dagobert", 2. Aufl. S. 53 bis 54; Kuby: „König Dagobert und die Haingeraiden", 1. Theil, S. 61—62). — Noch ist hier an der „**Waldburg**", wie die bayerische Generalstabskarte unsre vorzeitliche **Merovinger-Residenz** benennt, die mühsame Arbeit des eisernen Spatens nicht abgeschlossen, die mit Mitteln der kgl. Akademie der Wissenschaften und der Pollichia noch weiter gefördert werden soll. — Aber weitere Details können die Hauptresultate, die bisher gewonnen wurden, nicht ändern, sondern sie werden nur bestätigen, daß hier eine Stätte wieder entdeckt worden ist, die mindestens ein Jahrtausend lang vom Schutt der Geschichte bedeckt ward und nur halb lebendig blieb im Rahmen der Pfälzer Volkssage, die jetzt noch von ihrem „guten König" Dagobert schwärmt und im Laute des Namens der „Valaharum oder Valahi statio" = „der Wälschen Stätte" darauf hindeutet, daß dort oben ein erloschen Geschlecht nach römischer Sitte gehaust und gewohnt hat. **Wälsche = Walahi**[10]) waren es ja wohl, welche für den Merovinger König die Mauern nach genauem Grund- und Aufriß thürmten und Wall und Graben nach ihrem Brauch gezogen haben. Auch an den Gaugrafen „**Walaho**", der um 900 im Speyergau regierte und ein „intimus familiaris" des letzten Deutsch-Karolingers urkundlich genannt wird, kann bei „Walahstede" = fränkisch „Walahstat" gedacht werden. — Die **Ausgrabungen** werden fortgesetzt werden; das ganze Gelände von „**Walahstede**" ging in das Eigenthum des Berichterstatters über.

Dr. C. Mehlis.

Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Papieren eines modernen Theologen von Franz Breda. Berlin, Alexander Duncker. — Nichts so wohlthuend, als wenn aus der Fluthwelle literarischer Erzeugnisse uns ein Buch in die Hände getrieben wird, aus dem in scharfen Umrissen die Person, d. h. Charakter, Weltanschauung, Herzschlag des Autors zutage tritt, mit einem Wort: ein aufrichtiges, ein tapferes Buch. Es wird so viel geschwatzt von der sogenannten Objektivität, aber man soll nur dieses Wort nicht anwenden auf Kunst und Literatur! Nein, in ihnen will man im Bilde, im geschriebenen Wort voll und ganz die Persönlichkeit des Künstlers und Schriftstellers erkennen, wir wollen sehen, wie das Prisma des Temperaments die Lichtstrahlen bricht, die von außen hineinfallen, und wie die Persönlichkeit das wieder gesammelte Licht nach außen reflektirt. Und das findet man in Breda's Stimmungsbildern. Das ist alles erlebt, tief innerlich erlebt, weil gesehen und wirklich erfahren, es ist durch eine Menschenseele gegangen und sprudelt aus nun geläutert daraus hervor, aufrichtig, wahr, wahrhaftig! Es sind rein menschliche Fragen, hineingerückt in das Licht, in welchem ein frei Denkender, von christlicher Liebe erfüllter Seelsorger dieselben spiegelt und ehrlich beantwortet; es ist kein Streiten um Dogmen, Lehrsätze und Verordnungen in dem Buche, es ist nie lehrhaft, nein es faßt den Christen unsrer Tage dort, wo derselbe im freien Menschenthum wurzelt, wo er von dort hinauswächst über äußere Autoritäten und konventionelle, mechanisch gehorsame Religionsübung. Auf einzelnes einzugehen, halte ich nicht für gut in der Besprechung eines Buches; denn eine Besprechung soll nicht dem Leser das Lesen ersparen, im Gegentheil, sie soll dazu anregen. Ergreifend und versöhnend, anregend und klärend muß jedes dieser Stimmungsbilder wirken auf jeden Leser, der sie schauend in sich aufnimmt. Und dann webt darin der Humor, der echte deutsche, hier schalkhaft, dort zu Thränen rührende Humor, wie er sein soll, ohne den Sarkasmus, seinen häßlichen, zersetzenden Stiefbruder! Möglich, daß es Leser gibt, die den Kopf ernst und mißbilligend schütteln werden, weil wieder einmal ein Dichter die unleidliche Manier zeigt, ehrlich zu sein. Todte Seelen, die den Kopf schütteln, allerdings für solche kann Breda nicht schreiben, nein er schreibt für Leser, die den Kopf aufwerfen und sich jedes aufrichtigen Wortes freuen, selbst wenn es ihren Ansichten widerspricht. Ein tapferes, gutes Buch! Glück auf den Weg! Es ist so gut, daß ich Angst habe, es möchte zu langsam marschiren im Publikum, aber es wird stets in guter Gesellschaft marschiren, und das ist die Hauptsache.

Eisenach. E. Clausen.

n. Bekanntlich verfolgt eine starke literarische Strömung der Gegenwart Bahnen, welche eine Verwandtschaft mit der Romantik nicht verleugnen können und nicht verleugnen wollen. Dadurch wird auch die alte Romantik uns wieder näher gerückt und manches erscheint als beachtenswerth, ja als lebensfähig und fruchtbar, was sonst eine bloße Vergangenheit dünkte. In solchem Zusammenhang verdient die Beachtung nicht nur der literarhistorischen, sondern auch der literarischen Kreise ein frisch geschriebenes und gefällig ausgestattetes Büchlein eines jungen Jenaischen Gelehrten, Dr. **Konrad Weichberger**. Es bringt den ersten Abdruck des Puppenspiels „**Incognita**" von **Joseph v. Eichendorff** (Georg Maske, Oppeln 1901, 111 S.). Dem Abdruck sind die verschiedenen Entwürfe und abweichenden Fassungen einzelner Scenen beigefügt. Das Ganze empfängt eine anmuthige Einrahmung durch eine Einleitung, welche vortrefflich über die Geschichte des Puppenspiels orientirt, die treibenden Motive seiner Entwicklung und mannichfachen Gestaltung darlegt und den eigenthümlichen Reiz des Puppenspiels deutlich zur Empfindung bringt. So wird das Büchlein überall einer freundlichen Aufnahme begegnen, wo ein Interesse für das Ganze jener literarischen Bewegung besteht.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. 2. Jahrgang. Verlag von Max Spohr, Leipzig 1900. — Mit einigem Widerstreben referire ich dieses Werk; nicht weil es in seiner Tendenz nicht verständlich wäre, sondern weil der Hinweis auf dasselbe einer Verbreitung in Kreisen, wohin das Buch nicht gehört, förderlich sein könnte. Nachdem jedoch heutzutage Lexikon, populär-medizinische Schriften und Zeitungen jegliche Orientirung schnell Jedermann erlauben, brauchen wir dies Werk nicht übergehen, weil wir etwa vor seinem Inhalt zurückscheuen. Es handelt sich darum, daß der § 175 des Strafgesetzbuches abgeschafft oder verändert werden möge; darum, daß einer Gruppe von Menschen (Männer) — nach einer Statistik selbst in Kulturländern 20,000 unter einer Million geschätzt — denen ein anima muliebris in corpore virili innewohnt, falls sie innerhalb gewisser Schranken bleiben, nicht dem Richter vorgeführt werden, sondern noch dem Gesetz und von der Gesellschaft ihrer Individualität entsprechende Zugeständnisse erfahren. Die Homosexuellen kämpfen hier nicht für sich aus eigenem Kreise heraus; es hat sich im Jahre 1897 in Berlin ein wissenschaftlich-humanitäres Komitee gebildet mit der Aufgabe, auf Grund von Erfahrung und Forschung Klarheit zu verschaffen, wie weit das konträrgeschlechtliche Empfinden (Mann für Mann, Weib für Weib) eine Naturerscheinung ist oder nicht. Man weiß, daß an Bewohnern vieler Länder und an vielen bedeutenden Namen der Weltgeschichte seit alten Zeiten bis zum heutigen Tage der Makel klebt oder, wie man immer mehr geneigt ist, anzunehmen, daß die Träger dieser Namen mit jener fast unbezwingbaren Leidenschaft behaftet waren. Einer der Aufsätze bringt eine reiche Namenliste. Fraglos neigt die heutige Wissenschaft dahin, den Trieb als krankhaften zu bezeichnen, denn das Begehren und Fühlen steht in einem direkten Gegensatz zur körperlichen Beschaffenheit. Das dürfte ein Prüfstein sein, ob etwas normal oder abnorm zu nennen ist. Auszuscheiden sind natürlich gewisse sittlich tiefstehende Vorkommnisse, die zweifellos vor das Kriminalgericht gehören. Ob der Trieb angeboren oder erworben, das steht noch zur

---

[9]) Dagobert I. regierte 622—638.

[10]) Vgl. Förstemann: „Altdeutsches Namenbuch" S. 1520 und 1582 Walahastat.

Diskussion; mehr neigt man zu ersterer Auffassung vom wissenschaftlichen Standpunkt. Sobald man diese Ansicht gewinnt, leuchtet die Forderung nach Individualisiren und Toleranz in der Rechtspflege ein. Wir müssen es unterlassen, die einzelnen Aufsätze dem Inhalt nach zu besprechen. Dem Referenten dünkt, daß dieselben recht verschiedenartig sind, abgeschätzt nach dem Nutzen, den sie der Sache im Sinne des Komitee's bringen dürften. Den zweiten aus anonymer Feder werthen wir am höchsten. Das Literaturverzeichniß gibt eine Vorstellung von der Bedeutung der ganzen Frage und von der geistigen Arbeit, welche pro und contra schon in Scene gesetzt wurde. Das Komitee ist von der lautersten Gesinnung geleitet; wie weit seinen Wünschen im modernen Staatsleben willfahren werden kann, läßt sich noch nicht absehen. Es sei noch bemerkt, daß das Literaturverzeichniß referirend angereiht ist. Form, Ausstattung und Druck des Jahrbuchs ist vornehm. N.

n. Geographische Gesellschaft in München. Geschlossene Versammlung vom 5. Dezember. 1. Vortrag von Prof. Dr. S. **Günther** über den **Bergsturz von Goldau.** Die Bergstürze gehören zum Kapitel der Massentransporte (Penck), und zwar der rapiden. Ob man es mit Bergschlipf oder Bergsturz, bez. Felsschlipf oder Felssturz zu thun hat, hängt davon ab, ob die Bewegung dabei mehr im Gleiten oder mehr im freien Fall vor sich geht, bez. ob das bewegte Material mehr erdiger oder mehr felsiger Natur ist. Im Hochgebirg war man mit den hierher gehörigen Vorkommnissen von jeher bekannt; Scheuchzer hat deren schon vor 200 Jahren beschrieben. Im Mittelgebirg und draußen im Flachland wollte man aber an solche Erzählungen nicht glauben, und Lichtenberg in Göttingen hat noch i. J. 1799 die schärfsten Zweifel darüber ausgesprochen. Wenige Jahre darauf, 1806, hat der Bergsturz von Goldau die ganze gebildete Welt von der Realität solcher Ereignisse überzeugen müssen. Das Dorf Goldau, zwischen dem Roßberg und dem Rigi in dem Thale liegend, das vom Zuger zum Lowerzer See führt, wurde damals mit mehreren anderen Ortschaften durch eine vom Roßberg herniederkommende Bergmasse verschüttet. Jetzt liegt dort ein Wirrniß von Felsblöcken und Felstrümmern, durch die die Gotthardbahn in etwa 10 Minuten hindurchfährt. Volksthümliche Ortsbezeichnungen, wie „Ruffiberg" für Roßberg, „Brächen" u. dgl. und glattgeschliffene Felsstellen (Rutschflächen) an verschiedenen Punkten des Roßbergs deuten darauf hin, daß Bergstürze dort schon öfter vorgekommen sind. Auch wurden selbst am Morgen des Unglückstages, des 2. September 1806, von den Bauern bei der Feldarbeit auf dem Roßberg Bewegungen des Erdreichs beobachtet und im Dorf sofort gemeldet. Man legte dem aber keine Bedeutung bei, und die Katastrophe des Nachmittags traf alles in Sorglosigkeit. Die Zerstörung begann nahe dem Gipfel des Berges. Die Bewegung erfolgte anfangs langsam, nach und nach immer schneller, und die ganze Dauer mag etwa 4 Minuten gewährt haben. Mehrere hundert Menschen verloren dabei ihr Leben, und das Thal wurde bis zu beträchtlicher Höhe zugeschüttet. Zur Theorie der Bewegung wäre einfach zu bemerken: Es reißt ein Theil des festen Gesteins los, weil er nicht mehr genügend gestützt ist. Hier war das Gestein im wesentlichen Nagelflue. Das nahe dem Berggipfel gelegene Gebiet, längs welchem der Abriß erfolgte, sieht aus, als wäre der Fels auf weite Strecken gewaltsam herausgerissen, und ist ein rauhes, unregelmäßiges und schwer zu begehendes Terrain. Unter der Nagelfluе liegt ein Thon, der damals durch fortgesetzte Regengüsse naß und schlüpfrig geworden war. Die Geschwindigkeit des abrutschenden Felsterrains muß über diesem Thon ungeheuer gewesen sein. Unten im Thal erfolgte zunächst Stauung, dann wieder Lösung der Massen, daher das wirre Durcheinander der Blöcke und Trümmer. Doch darf man sich die Abwärtsbewegung nicht als die eines zusammenhängenden Ganzen vorstellen, sondern als eine Bewegung von Trümmern, die in gewaltigen Sprüngen hinunter und z. Th. am gegenüberliegenden Berghang wieder hinauf sausten. Die vier bei einem Bergsturz zu unterscheidenden Gebiete: Abrißgebiet, Rutschgebiet, Sammelgebiet und Spritzzone, sind deutlich entwickelt. Der Lowerzer See verlor durch Zuschüttung ein Viertel seiner Fläche; er wurde bis zu Thür einer auf einer Insel hochliegenden Kapelle aufgestaut und machte sich durch eine gewaltsame Ueberschwemmung Luft. Thal und See haben an landschaftlicher Schönheit bedeutend eingebüßt, auch ist in dem Trümmerfeld keinerlei Ackerbau mehr möglich. In der Diskussion (Prof. Götz) wurde die Höhe, bis zu der die Spritzzone am Abhang des Rigi aufwärts reicht, auf 30—40 Meter geschätzt. Den Vortrag verdeutlichten eine Anzahl von Abbildungen und Photographien, die z. Th. von den Söhnen des Vortragenden hergestellt waren, und eine kurz nach 1806 verfaßte illustrirte Beschreibung der Katastrophe durch den Arzt Dr K. **Zay** in Arth. — 2. Mittheilung von Prof. Dr. E. **Oberhummer** über die **Kartographie auf der Pariser Weltausstellung.** Ein allgemeiner Ueberblick über den Stand der Kartographie war dort nicht leicht zu gewinnen, denn das Kartenmaterial war räumlich nicht nur nach Nationen, sondern auch nach Stoffen getrennt. Selbstverständlich jedoch waren alle Typen vertreten, und was an historischen Seltenheiten und in der Darlegung des technischen Verfahrens gezeigt wurde, war äußerst werthvoll. In hervorragendster Weise war Frankreich vertreten, Deutschland, Oesterreich, Italien hatten offiziell die Ausstellung nicht beschickt, besser wieder die Schweiz, die Niederlande, auch Rußland, die Vereinigten Staaten und Japan. Die französische Ausstellung zerfiel nach ihrem Material in drei Hauptgruppen: die offizielle Kartographie des Service géographique de l'armée, die historisch-kartographischen Kollektionen Privater und die Erzeugnisse von privaten kartographischen Instituten. Unter den historischen Kollektionen ragten besonders die Sammlungen des Prinzen Roland Bonaparte hervor mit ihren alten Seekarten und den sämmtlichen, seit etwa drei Jahrhunderten erschienenen Karten Corsica's. Die offizielle Kartographie Frankreichs schilderte der Vortragende unter Hinweis auf die gediegene Arbeit des Colonel Berthaut (La Carte de France 1750 bis 1898, Etude historique 1898) und unter Vorlage einzelner Blätter der betreffenden Kartenwerke, denen er in instruktiver Weise Blätter entsprechender deutscher oder österreichischer Karten oder auch andere kartographische Bearbeitungen gleicher Gegenden gegenüberstellte. Wir erwähnen hieraus die berühmte und unvergleichliche Cassini'sche Karte von Frankreich (1:86,400, 1744 bis 93), die Karte in 1:80,000 mit schraffirtem Terrain, zu deren Ausführung schon Napoleon 1808 Befehl gegeben hatte, und die 1880 ihre Vollendung fand; die Carte topographique in 1:50,000, dann die im Vordergrund des Interesses stehende Carte de France dressée au service vicinal (1:100,000) bei der das Augenmerk vorwiegend auf vollkommene Darstellung der Orte und Verkehrswege gerichtet ist, während zugleich auch das Terrain plastisch heraustritt. Die wirksamste Darstellung der Alpen gibt die vom Service géographique herausgegebene neue Karte in 1:200,000 mit schräger Beleuchtung. Bemerkenswerth ist auch die Uebersichtskarte in 1:500,000, und nicht minder ist die geologische Uebersichtskarte eine durch koloristische Deutlichkeit hervorragende Leistung. Den Schluß bildeten der Atlas des Colonies Françaises und französische Aufnahmen und Karten fremder Gebiete. Hohes Lob zollte der Vortragende der Liberalität, mit der nicht nur die Technik des Verfahrens, sondern auch Ergebnisse von Neuaufnahmen, beispielsweise aus der Gegend von Briançon, einem stark befestigten Grenzgebiete, der öffentlichen Besichtigung dargeboten waren. An der Diskussion, welche die in ihrem Plan bereits genehmigte, etwa 30 Millionen Francs erfordernde Neuaufnahme Frankreichs, für eine Karte in 1:50,000 und einige Besonderheiten bei der technischen Herstellung der offiziellen Kartenwerke betrafen, betheiligten sich hauptsächlich General **Neureuther** und Major **Rothamel.**

* **Kommission zur Herausgabe lothringischer Geschichtsquellen.** Nachdem auf Antrag der Gesellschaft für lothringische Geschichte der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen, der Bezirkstag von Lothringen und der Gemeinderath von Metz die Mittel zur Herausgabe lothringischer Geschichtsquellen bewilligt, insbesondere aber auch mehrere altlothringische Geschichtsfreunde der Gesellschaft bedeutende Zuwendungen zu diesem Zwecke gemacht haben, hat die Gesellschaft aus ihren Mitgliedern eine Kommission gewählt, die mit der Ausführung der großen Aufgabe betraut worden ist. Ernannt wurden Bezirkspräsident v. Hammerstein als Vorsitzender, Archivdirektor Dr. Wolfram als Sekretär, außerdem als Mitglieder die Herren Dr. Grimme, Oberst Dr. Kaufmann, Bibliothekar Paulus, Abbé Dorvaux, Professor Dr. Wichmann, Archivdirektor Dr. Wiegand-Straßburg, Stadtarchivar Dr. Winkelmann-Straßburg. In ihrer Sitzung vom 8. Dezember hat die Kommission folgenden Arbeitsplan aufgestellt: 1. Lothringer und Metzer Chroniken 1. die Chronik der Kaiser aus luxemburgischem Hause, 2. die Metzer Bischofschronik, 3. die Metzer Schöffenchronik, 4. die Chro-

nik des Philipp v. Vigneulles, 5. die Chronik des Praillon, 6. die Cölestinerchronik. Bearbeiter: Archivdirektor Wolfram. II. Die Regesten der Bischöfe von Metz bis 1250. Bearbeiter: Stadtbibliothekar Paulus. III. Die Metzer Schreinsrollen bis 1300. Bearbeiter: Professor Dr. Wichmann. IV. Die Vatikanischen Regesten zur Geschichte der Lothringer Kirche. Bearbeiter: Dr. H. V. Sauerland. V. Wörterbuch der deutsch-lothringischen Dialekte. Bearbeiter: Professor Dr. Follmann.

* **Eine interessante Entdeckung** hat der Assistent des Goethe- und Schiller-Archivs Dr. Schüddekopf in Weimar gemacht. Er hat nämlich die verloren geglaubte Inhaltsanzeige Goethe's zu der Oper „Agnese“, die am 30. Januar 1813 unter seiner Intendantur auf dem Weimarischen Hoftheater (und zwar in italienischer Sprache) zur Erstaufführung kam, auf der Rückseite des betreffenden Theaterzettels in der großherzoglichen Bibliothek wieder aufgefunden. Leider ist der französische Roman „Le père et la fille“, nach welchem der italienische Textdichter Buonavoglia (die Musik ist vom Kapellmeister Paer) sein Buch verfaßt hat, noch nicht wieder aufgefunden, so daß man bezüglich der Herkunft der Handlung und der Abhängigkeit des italienischen Librettisten nichts sagen kann. Die Inhaltsangabe Goethe's ist sehr eingehend und macht die Leser Scene um Scene mit den Bühnenvorgängen bis ins einzelne bekannt.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Prof. Maurer erhielt einen Ruf nach Jena als ordentlicher Professor der Anatomie und Direktor des anatomischen Instituts. — An der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. F. Gottl für Nationalökonomie habilitirt.

* **Tübingen.** Der Direktor des kaiserl. Statistischen Amts, Hr. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. jur. et phil. v. Scheel, wurde von der staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität zum Ehrendoktor ernannt. Diese Ehrung, welche die Wissenschaft dem Leiter der Reichsstatistik zutheil werden ließ, erfolgte nach der „N. A. Ztg.“ unter ausdrücklicher Hervorhebung der hervorragenden Verdienste, die v. Scheel um die Reichsstatistik überhaupt und neuestens insbesondere um die musterhaft durchgeführte Berufs- und Gewerbestatistik sich erworben hat.

C. **Frankfurt a. M.** Der deutsche Idealismus hat einen schweren Verlust zu beklagen: am 24. Dezember ist hier Prof. Dr. Veit Valentin, im Alter von 58 Jahren verstorben. Wir haben mit den Worten „der deutsche Idealismus“ das Band bezeichnet, welches die anscheinend disparaten Beschäftigungen dieses Mannes zusammengehalten hat. Nicht unbeeinflußt durch die idealistische Philosophie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Valentin auch die empirischen Forschungen, die naturwissenschaftlichen sowohl als auch die psychologischen zu würdigen gewußt und sich eine Weltanschauung gebildet, die er selbst gern als Realidealismus bezeichnete; so suchte er denn in allen seinen Arbeiten gleichzeitig den Ansprüchen des Einzelgebiets und denjenigen einer tieferen philosophischen Auffassung zu genügen. Sprachwissenschaftliche, kunstgeschichtliche, literarhistorische, ästhetische Gegenstände hat er in einem unvergleichlich arbeitsreichen Leben behandelt und dabei nie die Pflichten gegen das von ihm über alles geliebte Vaterland, die großen Aufgaben der Volksbildung und Volkserziehung aus dem Auge verloren. In seiner Stellung als Vorsitzender des akademischen Gesammtausschusses des Freien Deutschen Hochstifts, hat er eine weit ausgedehnte, segensreiche Thätigkeit zur Hebung des geistigen Lebens in seiner Geburtsstadt Frankfurt entfaltet; auch als Lehrer an dem hiesigen Realgymnasium Wöhlerschule, suchte er in gleichem Sinne zu wirken, nicht nur belehrend, sondern auch anregend, den jungen Leuten jene Ideale der Kunst, Philosophie und Lebensführung vorhaltend, die in unserm technischen Zeitalter so vielfach vernachlässigt werden. Wie Valentin neben seiner Schulstellung, seiner Wirksamkeit im Hochstift, seiner Lehrthätigkeit am Hoch'schen Konservatorium und zahlreichen Privatstunden die Zeit gefunden hat, für seine ausgedehnten wissenschaftlichen Arbeiten, wird jedem Kenner seiner literarischen Thätigkeit, die vielleicht von berufener Seite an dieser Stelle gewürdigt werden wird, räthselhaft erscheinen. Er muß, wie es ihm ein Freund anläßlich seines 50. Geburtstages nachgerühmt hat, „ein Virtuos auf dem Instrumente der Zeit“ gewesen sein. Immerhin hätte, wie wir nach persönlicher Kenntniß glauben annehmen zu dürfen, erst die Muße des Alters alle literarischen Pläne des Dahingeschiedenen zur Ausführung gelangen lassen und weiteren Kreisen ein vollkommenes Bild seiner harmonischen Persönlichkeit vermittelt. Diese Harmonie verdankt er vor allem Goethe, als dessen Schüler man ihn mit Fug und Recht bezeichnen darf; für ihn war Goethe nicht nur ein Objekt gelehrter Forschung, sondern ein täglich wirksames Vorbild. Valentin hat in seiner Rede bei der Goethe-Feier des vorigen Jahres dargelegt, wie Naturforschung und Kunst, Schaffen und Leben bei Goethe Eins waren; und man kann sagen, daß er in dieser Rede auch den tiefsten Punkt seines eigenen Seins und Denkens ausgesprochen hat. Es ist, als ob das 19. Jahrhundert noch an seinem Ende einen der edelsten, geist- und kenntnißreichsten Vertreter des nachgoethe'schen Zeitalters habe mit sich fortnehmen wollen, der in sich alle geistigen Ergebnisse und alle humanen Bestrebungen dieser Zeit aufgenommen und verarbeitet hatte. Möge das kommende Jahrhundert Valentins Andenken in Ehren halten!

* **Elberfeld-Barmen.** Dem Oberlehrer der königlichen vereinigten Maschinenbauschulen Kronemeyer ist das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. Kirchhoff: Allerhand Heiteres aus Kalifornien. 2. unveränderte Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius 1900. — Karl Hegel: Leben und Erinnerungen. Leipzig, Hirzel 1900. — J. Rollet: Schnitten. Ernstes und Heiteres. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — E. Kahlmünzer: Der Stuhlrichter. Ungarischer Volksroman. Ebd. 1901. — M. Frhr. v. Malapert-Neufville: Aus Nord und Süd. Neue Novellen. Ebd. 1901. — B. Gessen: Vielverleumdet. Roman. Ebd. 1900. — Prof. Dr. E. Wildenow: Theodor Körners Grabstätte. Dresden, Heinrich 1901. — Graf York v. Wartenburg: Weltgeschichte in Umrissen. 4. Aufl. Mit einem Bildniß des Verfassers. Berlin, Mittler u. Sohn 1901. — Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild 1900. Berlin, Kirchhoff u. Co. 1900. — Kürschners Universal-Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hillger. — K. Zitelmann: Unter ägyptischer Sonne. Berlin, Duncker 1901. — K. v. Helgel: Die neuen Heiligen. O. v. Huth. Potsdam 1901. — Dr. M. Fleischmann: Sozialpolitische Streifzüge in das deutsche Zivilprozeßrecht. (S.-Abdr. aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 3. Band, 12. Heft. 1900.) Dr. O. Rabe: Vierzig Jahre Brotgetreidebau. Berlin, Parey 1901. — Margaretha v. Poschinger: Kaiser Friedrich. Band III (1870—1888). Berlin, Schröder 1900. — Bruno Wille: Offenbarungen des Wachholderbaumes. 2. Bd. Leipzig, Diederichs 1901. — Bericht der Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen. Thätigkeit in den Jahren 1898 und 1899. Dresden. — Prof. Dr. Ed. Heydenreich: Die Bedeutung der Stadtarchive, ihre Einrichtung und Verwaltung. Vortrag. Erfurt, Keyser 1901. — Verzeichniß der in der Sammlung des Mannheimer Alterthumsvereins befindlichen pfälzischen und badischen Münzen und Medaillen. (Mannheimer Alterthumsverein. Kataloge. N. F. Band I.) Mannheim, Selbstverlag 1900. — Citramontanus: Der Katholizismus als Prinzip des Rückschritts. (Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. I.) Frankfurt a. M. 1901. — Dr. H. Rosenbusch: Aus der Geologie von Heidelberg. Akademische Rede. Heidelberg 1900. — Staatslexikon. 2. Aufl. 8. und 9. Heft. Freiburg i. Br., Herder 1900. — H. Grisar S. J.: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. 11. bis 14. Lfg. Ebd. — Großherzog Friedrich von Baden. Reden und Kundgebungen, 1852 bis 1896. Freiburg i. Br., Waetzel 1901. — Freimund Folkwin: Friedenskarte Europa's. Zweibrücken, Lehmann 1900. — Dr. A. Sperl: Der oberpfälzische Adel und die Gegenreformation. (S.-Abdr. aus der „Vierteljahrsschrift“ 1900. Heft 4.) — Dr. Dresdner: Aerztliche Verordnungsweise für Krankenkassen- und Privatpraxis nebst Rezeptsammlung. Deutsche Ausgabe. München, Piloty u. Loehle 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 28. Dezember. Nummer 296.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Urgroßväter Jahrhundertfeier.

Von Paul Holzhausen.

I.

Wahrer Termin der Jahrhundertwende. Aeltere Säkularfeiern. Ausblick in die Welt vor 1801.

Eine Säkularbetrachtung zum Jahre 1901? Wir frondiren also gegen Kaiser und Papst, stellen uns auf den Standpunkt des Pariser Gemeinderaths oder eines bekannten französischen Napoleon-Forschers, der dem Verfasser mit einem liebenswürdigen Kompliment über Deutschlands neueste Entwicklung schrieb, daß es dem Herrscher eines solchen Reiches nicht verübelt werden könne, wenn er sich einmal in der Zeit geirrt und am 31. Dezember 1899 seine Uhr um ein Jahr zu früh gestellt habe? Wollen wir gegen diesen mächtigen Herrscher opponiren, der in der Mitternachtsstunde jenes 31. Dezember 1899 im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin die glänzende Schaar seiner Würdenträger um sich versammelte, nachdem acht Tage zuvor auch der uralte Greis den Stuhl Petri verlassen, um mit dem silbernen Hammer gegen die vermauerte Thüre des Gotteshauses zu klopfen, dessen Hallen in dem lebensfreudigen Cinquecento Michel Angelo's hehrer Geist ersonnen hat? In Schloß und Hütte erklang damals der Rheinweinbecher und das bescheidene Punschglas auf das neue Jahrhundert, und in der schönsten deutschen Kirche, dem Kölner Dom, war tausendköpfig die Menge der Andächtigen versammelt, um einzufallen in das Säkularlied zum Preise des Allerhöchsten, das feierliche Te Deum, das mächtig brausend den himmelanstrebenden Wald der langschäftigen Pfeiler durchlief, den in treuem Fleiße die Bauhütten der Jahrhunderte aufgerichtet haben. Ist es unverbesserlicher „Gelehrtendünkel“, der uns im Winkel stehen hieß, an dem Tage, wo das Vaterland und die Kirche feierten, wo die Zeitungen zum letztenmal die Ziffer mit der 18 an ihrem Kopf trugen?

Auf all das ließe sich immerhin mit dem alten Galilei oder dem bei Gelegenheit des kaiserlichen Erlasses über die Jahrhundertfeier bekannt gewordenen Worte eines Kasseler Gymnasialdirektors erwidern, daß es wissenschaftliche Ueberzeugungen gibt, die kein Papst und kein Kaiser befehlen oder vernichten können. Zudem wird auch so etwas wie eine Frontstellung nicht im mindesten von uns beabsichtigt. Handelt es sich doch um eine Feier, die — das darf man kühnlich behaupten — zu den subjektivsten unter den Erinnerungsfeiern gehört. Wir denken dabei gar nicht einmal an den wahren Zeitpunkt der Geburt Jesu Christi, der im Dunkel begraben liegt, nicht an die Kalenderfehler, die den wirklichen Anfangspunkt eines Säkulums von dem angenommenen fortrücken, wir halten uns vor allem an die inneren Gründe. Die Perioden der Geschichte des Menschengeschlechts fallen nicht und können niemals mit den „Jahrhunderten“ zusammenfallen; das historische 19. Jahrhundert beispielsweise läuft etwa vom Ausbruch der französischen Revolution bis zur Amtsentlassung Bismarcks; man mag auch anders rechnen; aber auf keinen Fall geht es von 1800—1900 oder von 1801 bis 1901. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man über diesen Gemeinplatz weitere Worte verlieren wollte. Eine mechanische Rechnung der Weltgeschichte nach „Jahrhunderten“ würde denselben Werth haben, wie die von einem sonst geistreichen Gelehrten neuerlich versuchte Eintheilung der Literaturgeschichte in Perioden von je zehn Jahren.

Aber die Welt will einmal Abschnitte mit weithin sichtbaren Marksteinen, sie will auch Tage, an denen sie sich nach langer Werktagsarbeit auf sich selbst besinnen kann. Wann man die ansetzt, ist im Grunde ganz gleichgültig, wie es objektiv gleichgültig ist, ob man die Ruhepause der Woche mit dem Mohammedaner auf den Freitag, mit dem Juden auf den Samstag oder mit dem Christen auf den Sonntag verlegt. Zu unsrer Urgroßväter Zeiten feierten die Republikaner gar einen décadi, und auch der möchte passiren, wenn nur nicht die kleinen Jakobiner in der Schule hätten neun Tage hintereinander still sitzen müssen. Von unserm Standpunkt aus ist natürlich auch das Datum der Jahrhundertfeier etwas gleichgültiges. Cäsar Augustus führte gar unter Umstoßung einer in Rom schon bestehenden alten Säkularordnung aus eigener Machtvollkommenheit eine ganz neue ein, als er nach etwa zehnjähriger Alleinherrschaft den Neubau des römischen Staates so gerade unter Dach und Fach gebracht hatte, und wir Nachkömmlinge haben schwerlich Ursache, dem alten Kaiser darüber gram zu sein. Verdanken wir doch ihm und der Arbeit seiner Fünfzehnmänner, die aus den sibyllinischen Büchern die Berechtigung des neuen Festes herausklaubten, eine der zartsinnigsten Dichtungen des liebenswürdigen Hofpoeten Horaz, das Carmen saeculare, das nach all den Stürmen, die inzwischen über das Forum Romanum dahinbrausten, noch immer nichts von seiner jugendfrischen Schönheit verloren hat.[1])

[1]) Ueber die ludi saeculares der Römer handelten u. A. Roth, Mommsen und Hirschfeld, über die Säkularfeier des Augustus Wissowa, zum Carmen saeculare des Horaz vergl. die Ausgabe von Kießling-Heinze, Berlin 1898, I, 312 ff. Ein näheres Eingehen hierauf würde uns von der gestellten Aufgabe zu weit ablenken. Dagegen soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch die vierte Ekloge des Vergil (Pollio) als eine Art Säkulargedicht aufgefaßt werden kann. Von allgemeinerem kulturgeschichtlichen Interesse dürfte der Hinweis sein, daß in beiden Dichtungen die Hoffnung eines glücklicheren, ja, in der letzteren geradezu die einer

Wenn nun aber — und das beabsichtigten wir zu erweisen — das Datum einer Säkularfeier zu den subjektivsten Dingen der Welt gehört, so ist hiemit auch die Freiheit seiner Ansetzung gegeben. Und so wollen wir gern, was nach unsrer Auffassung der reinen Vernunft zu widerstreben scheint, als ein Postulat der praktischen gelten lassen: Papst und Kaiser hatten von ihrem Standpunkt aus vollkommen recht, wenn sie den über das Flachland der Zwischenjahre schauenden Markstein der Jahrhundertwende on d e n Punkt rücken, wo die wuchtende 19 an der Spitze der Ziffer für das naive Volksempfinden den Eintritt des 20. Jahrhunderts verkündet.

Möge hier, um zur völligen Klarheit über die Grundvorstellungen zu gelangen, noch ein kleines Einschiebsel gestattet sein. Wir sprachen von Kaiser und Papst als Festordnern der Säkularfeier. Aber die Feste, die den beiden hohen Herren anzuordnen beliebt hat, sind untereinander weit verschieden. Bei der päpstlichen Feier handelt es sich um die Eröffnung des Erlaß- oder Jubeljahres. Diese Einrichtung ist von Bonifacius VIII. im Jahre 1300 begründet worden. Durch eine Bulle vom 22. April genannten Jahres versprach jener Papst einen vollkommenen Ablaß allen auswärtigen Pilgern, die 15 Tage lang wenigstens einmal am Tage die Kirchen der Apostelfürsten Petrus und Paulus besuchen würden. Dieses Jubiläum sollte nach des Papstes Meinung alle hundert Jahre wiederholt werden.

Das Jubeljahr mit seinem Ablaßwesen war doch nicht so ganz die Erfindung des Bonifacius. Allerdings blieben die Forschungen, die er in den römischen Archiven nach älteren Feiern ähnlicher Art veranstalten ließ — vielleicht nur, um seiner Gründung eine Art von Relief zu geben — resultatlos. Und doch hat schon früher in der christlichen Aera einmal so etwas wie eine Säkularfeier stattgefunden. Ist es doch nicht so ganz abzuweisen, daß die im zehnten Jahrhundert verbreitete Furcht vor dem, wie Manche glaubten, im Jahre 1000 eintretenden Weltende eine Mitveranlassung zu den eifrigen Bußübungen gewesen ist, denen sich der Phantast unter den Ottonen, der hochgebildeten Griechin Theophano Sohn, im Jahre 999 hingab.²) Aber hievon scheint Bonifacius nichts gewußt zu haben. Dagegen ist eine Anknüpfung des Papstes an eine Einrichtung aus dem Kultus der Juden bezeugt und erweisbar. Das Halljahr oder Jobeljahr der Israeliten³) war das fünfzigste Jahr und zwar dasjenige, welches auf das siebente Sabbatjahr folgte. Wie im Sabbatjahr sollten auch in diesem die Aecker brachliegen. Doch ging die volkswirthschaftliche Bedeutung des merkwürdigen Halljahres noch weiter. Die Schuldknechte jüdischer Abstammung mußten freigegeben werden, die Schulden erlaschen, und gekauftes Land fiel dem ersten Besitzer oder dessen Erben wieder anheim.

Wenn die kritische Theologie von heute in dem Halljahr, das in keiner vorexilischen Quelle genannt wird, eine theologische Spekulation sehen will, so erblickte der Protestantismus in den päpstlichen Jubiläen, welche Hunderttausende von Pilgern nach Rom und zahllose Goldstücke in die Taschen seiner habsüchtigen Bewohner führten, nichts als eine grobe Geldspekulation der Päpste. Mit der ganzen Streitlust eines überzeugten Lutheraners und unter dem Aufgebote der schweren theologischen Gelahrtheit des 17. Jahrhunderts zieht der ehrenfeste „Fürstlich Sächsische gesammte Historiographus" Wilhelm Ernst Tentzel in seinem Buche von „Der Jüden, Römer und Christen Jubel-Freude", das er bei Gelegenheit des Jubiläums und der Säkularfeiern von 1700 geschrieben hat, gegen das Jubeljahr und das Ablaßwesen „derer Papisten" zu Felde.⁴) Als Beweis für die spekulativen Absichten des Römerthums gilt ihm besonders die Verkürzung des Jubelabschnitts auf fünfzig, dreiunddreißig und zuletzt fünfundzwanzig Jahre, welche die Päpste Clemens VI., Urban VI. und Paul II. hatten eintreten lassen.⁵)

In diesen Intervallen wird das Jubeljahr bekanntlich noch heute gefeiert. Der Papst hat also mit den Schlägen seines silbernen Hammers nicht eigentlich wider die Pforte des 20. Jahrhunderts gepocht; er hat nur für das nach katholischer Rechnung ganz zweifellos auf 1900 einfallende Jubiläum dem frommen Waller die Pforten des Heiligthums öffnen wollen.

Anders steht die Sache um die weltlichen Säkular-

Wiederkehr des goldenen Zeitalters ausgesprochen ist. Wiewohl das allgemeineren Säkularfeststimmungen entspricht, muß doch auffallen, daß sich der Gedanke in frappanter Gleichheit des literarischen Ausdrucks 1801 wiederfindet. Die Aehnlichkeit der politischen Weltlage — Beendigung der römischen Bürgerkriege und der Revolutionskriege — mag hier wohl ebenso sehr mitgewirkt haben wie die klassische Bildung und die Alterthumsfreundlichkeit der Menschen von 1801, die sie ohnehin naheliegende Vergleiche aus den Tagen der Römer mit besonderem Eifer ergreifen und benutzen ließ. Für den Hinweis auf diesen interessanten Parallelismus bin ich Hrn. Dr. Sudhaus, Dozenten an der Bonner Universität, und Hrn. Dr. Siebourg in Bonn herzlichen Dank schuldig, nicht minder für die Bereitwilligkeit, mit der mich diese feinen Kenner des klassischen Alterthums in der Untersuchung einer Anzahl neulateinischer Säkularoden von 1801 (vergl. unten) gefördert haben.

²) Vergl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, 715 (5. Aufl.). Allerdings ist die Bedeutung der Weltuntergangsfurcht von 1000 nur mit großer Vorsicht einzuschätzen. Schon vor einer Reihe von Jahren haben zwei Gelehrte, der Franzose Rosières (Revue politique et littéraire, 1878, Nr. 39) und der Deutsche H. v. Eicken (Forschungen z. deutschen Geschichte, Bd. 23, 1882, 305 ff.) in scharfsinniger Weise die Ueberschätzung jener „Weltuntergangs-Erwartung" im 10. Jahrhundert nachgewiesen, gegen Felix Dahn, der, hier mehr Dichter als Forscher, sie poetisch behandelt hatte und zugleich als ihr Anwalt aufgetreten war. Bestanden hat der Glaube, daß im Jahre 1000 unser Erdball in Splitter gehen, der Antichrist und das jüngste Gericht erscheinen werde; aber diese Wahnvorstellung hat sich hinsichtlich ihrer Verbreitung in weit bescheideneren Grenzen gehalten, als man früher angenommen hatte.

³) Das Wort Jobel wird meist als Freudenlärm, Jubel erklärt, auch einfach als Hall des Horns (daher: Halljahr). Das Wort jabal, fließen, wäre dabei auf die hinströmenden Töne übertragen. Nach einer rabbinischen Tradition wäre jobel ein veralteter Name des Widderhorns und seines Schalls, „Jobeljahr" würde das mit dem Schalle dieses Horns eingeleitete Jahr bedeuten.

⁴) Das Buch heißt mit vollem Titel: „Der Jüden / Römer und Christen Jubel-Freude / Oder Ausführliche und gründliche Nachricht / Von dem Ursprunge / Unterscheid und Solennitäten der bey denen alten Jüden / Heydnischen Römern und heutigen Christen gewöhnliche Jubel-Feste / Nebst einem Anhange / Von denen Obrigkeiten / Gerichten / Processen und Policey der jetzigen Stadt Rom / daselbst entworffen / und nach dem aus eines vornehmen Ministers Cabinet communicirten Frantzösischen Exemplar ins Teutsche übersetzet. GOTHA / Verlegts Jacob Mevius / 1700." Die Einrichtung des kirchlichen Jubeljahres beginnt S. 27. Tentzel (1659—1707) war ein zu seiner Zeit sehr bekannter, ja berühmter Mann, in seinen „Monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde", einer Nachbildung der Thomasius'schen „Monatsgespräche" (vergl. Ludw. Salomons treffliche Geschichte des deutschen Zeitungswesens, I, 99) kämpft er unter den Pionieren des Journalismus. Wenn ihn seine Zeitgenossen für einen Ausbund von Gelehrsamkeit hielten, so findet ihr Urtheil durch das Buch über die „Jubel-Freude" vollauf Bestätigung. Unter souveräner Beherrschung seiner Quellen wirft dieser Landsmann Martin Luthers (Tentzel war zu Greußen, an der heutigen Bahnlinie Nordhausen-Erfurt, geboren) mit Citaten aus den abgelegensten Kirchenhistorikern, Jesuiten und Protestanten, Humanisten und Philologen um sich, um seine stark antikatholische Stellung zu vertheidigen.

⁵) Jubel-Freude, 85 ff. Auch von katholischer Seite wird die Habsucht der Römer gegenüber den fremdländischen Pilgern keineswegs geleugnet. (Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon, Spalte 1908.)

feste oder, vielleicht richtiger gesagt, um diejenigen Feiern, die, wenn auch mit kirchlichem Zubehör, so doch wesentlich unter dem Einflusse des Protestantismus ihre typische Ausgestaltung gefunden haben.

Ein solcher Einfluß ist unabweisbar, wenn es auch bei dem Fehlen uns bekannter Quellen, die über das Jahr 1700 zurückliegen, unmöglich ist, Näheres nachzuweisen. Der protestantische Charakter zeigt sich in der diesem Bekenntniß entsprechenden Art der kirchlichen Feier, während die Dichtung von 1700 ab häufig erscheinender carmina saecularia auf eine Anknüpfung an das klassische Alterthum hinweist, die dem Einfluß des Humanismus ihre Entstehung mit verdanken mag.[6])

Höchst interessant ist die Beobachtung, wie sich der Geist des Protestirens auch in der Bekämpfung der runden Jahreszahl äußert. Ob man anno 1600 schon darüber gestritten, konnte leider nicht festgestellt werden,[7]) aber die Männer von 1700 haben in erregten Debatten ihre gewaltigen Allongeperrücken über diesen schwierigen Kasus geschüttelt. Säkularfeiern wurden damals, wenn auch nicht so allgemein wie um hundert Jahre später, abgehalten. Fromme Landesväter setzten einen außerordentlichen Buß-, Bet- und Fasttag in ihren Ländern an,[8]) auch ließen manche Fürsten Denkmünzen auf das Jubeljahr schlagen,[9]) und Tentzel weiß zu melden: „Es haben auch die Protestirendo vieler Orten fürnehmlich auch Academien in Brauche das Jubilaeum seculare zu celebriren / durch ein und andere Solennitäten so in Predigen / Peroriren / Carminibus und andern dergleichen Ceremonien bestehet / wie man solches bey Antritt dieses Seculi wahrgenommen."[10]) In London dichtete der alte Dryden eine Secular Masque, die im königlichen Theater am 25. März 1700, nur wenige Wochen vor dem Tode des Dichters, aufgeführt wurde. In allegorischem Gewande waren die typischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeitabschnitte des siebzehnten Jahrhunderts — wie sie in England hervortraten — dargestellt: auf die Jagdfreude König Jakobs I. folgten die blutigen Bürgerkriege unter seinem Sohne, dann die Ueppigkeit und leichtfertige Galanterie an den Höfen Karls II. und Jakobs II.[11]) Alles das geschah 1700, und dieses Jahr fand an dem Kopenhagener Schriftsteller Julius Conradus Rüdemann einen eifrigen Vertheidiger. Aber, wie gesagt, der Geist des Protestirens war erwacht, und der wackere Tentzel geht in einer anderen seiner Schriften, dem „Discours Von Erfindung der löblichen Buch-Drucker-Kunst in Teutschland / bey Gelegenheit ihres anscheinenden Fünfften Jubel-Jahrs" (Gotha 1700) mit dem Dänen scharf ins Gericht.[12]) Beide kämpften, wie man sich denken kann, mit denselben Gründen, die wir auch bei der heurigen Jahrhundertwende in überreicher Breite haben ins Feld führen sehen. Aber auch in katholischen Landen wurde über das Anfangsdatum hin- und hergestritten. In der Sammlung des Vereins Alt-Bonn befindet sich ein Exemplar eines sehr seltenen Buches, der „Chorographia Bonnensis", von Johann Philipp Nerius Maria Vogel. In diesem literarischen Kuriosum geschieht einer Denkmünze aus dem Jahre 1700 Erwähnung, auf deren Vorderseite die Worte zu lesen waren: Wo sind wir und auf der Rückseite (dem „Wiederdrucke"): Hoort doch Wunder im Jahr MDCO wusten die Leuthe nicht, wie alt sie waren.[13])

Selbst am geistreichen Hofe von Versailles fand man den Gegenstand interessant und wichtig genug, um ihn eingehend zu erörtern. Ueber die Lebhaftigkeit des Streites liegt ein merkwürdiges Zeugniß in den Briefen der derbdrastischen Pfälzerin Liselotte[14]) vor: „Es ist Eine disputte," schreibt diese Fürstin, „den 4. Januari 1699," an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, „es ist Eine disputte bey hoff so vom König ahn biß auff die laquayen disputirt wirdt, mons fagon hat Es ahngefangen, der Cardinal destrés abé de beaubrun undt noch Etliche mehr seindt mons. fagons Meinung, der übrige gantze hoff ist dargegen, die disputte ist, ob daß Seculum ahnfängt wen man 1700 schreiben wirdt, oder 1701, monsieur fagon undt die von seiner parthey sein, sagen, Es fängt ahn wen man 1700 schreiben wirdt, den alßden seyen die hundert jahr zum Endt, die andern aber sonteniren, daß die hundert jahr Erst zum Endt seyen wen Man 1701 schreiben wirdt, Ich mögte gern deß Herrn leibenitz Meinung hirüber wißen, wo Man geht undt stehet jetzt hört man nichts alß disputtiren biß auff die porteur de chaisse disputtiren hirüber, E. L. können nicht glauben, was diß vor Ein geraß zu wegen gebracht hatt, so lang alß Ich hir Im landt bin, habe Ich nichts disputiren hören alß dißes, Ich, wen Ich die

6) Auch für die Jubiläen der katholischen Kirche ist eine solche behauptet worden. Schon der im Zeitalter des Humanismus lebende Freund des Erasmus Polydorus Vergilius aus Urbino (über ihn: *Bayle:* Dictionnaire, Baseler Ausgabe von 1741, IV, 460—462, Zedlers Universal-Lexikon, 47, 712—714) schreibt (De inventoribus rerum, VIII, 1, S. 611 der Ausgabe von 1590): Idem autem pontifex Iubileum C. quoque anno servari mandauit: quod fecisse videtur, vt populum cumprimis Romanum ab inani secularium ludorum celebratione, ad verum solemne sacrum reduceret. Die Bemerkung des Polydorus Vergilius schwebt völlig in der Luft, wenn es auch leicht begreiflich erscheint, daß ein Zeitgenosse des Erasmus die Jubiläen mit den Säkularspielen der Römer in Verbindung brachte. Daß die katholischen Kirchenhistoriker sich gegen eine solche auf das heftigste gewehrt haben, ist freilich nicht minder verständlich. (Vergl. Raethen, Geschichte aller Jubeljahre und außerordentlichen Jubiläen der katholischen Kirche, Regensburg 1875, 12 ff.)

7) Eine Umfrage auf verschiedenen der ältesten deutschen Universitäten, Leipzig, Jena, Göttingen (für Helmstedt) und Marburg, ob sich Spuren von Säkularfeiern aus den Jahren 1600 oder 1601 finden, ist trotz des denkbar liebenswürdigsten Entgegenkommens der betreffenden Bibliotheksverwaltungen und trotz tagelanger Nachsuchungen erfolglos geblieben. Beispielsweise hat in Marburg der gelehrte Kenner der Studentengeschichte Hr. Dr. Wilhelm Fabricius die alten Universitätsschriften Blatt für Blatt durchgesehen, ohne etwas zu finden.

8) Johann Gottlieb Gottschalg, Geschichte des herzoglichen Fürstenhauses Sachsen-Weimar und Eisenach, Weißenfels und Leipzig, 246—247. (Exemplar des seltenen Buches in Weimar.)

9) Beuuhold, Die Feyer des neunzehenden Jahrhunderts in der Altstadt Eisleben, Eisleben 1801, 8. (Exemplar auf der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden.)

10) Jubel-Freude, 103. Leider können Einzelheiten über den Charakter der Feiern nicht beigebracht werden. Die Universitätsschriften versagen auch hier. Auch auf der Bibliothek zu Halle hat sich nach langem Suchen nichts gefunden als ein Programma de incrementis studiorum sicpsi hujus seculi in Alma Fridericiana propositum occasione lectionum privatarum hac hyeme, volente Deo, habendarum ab infra nominatis. Halae Magdeburgicae 1700. (4 Blätter 4⁰.) Dieses Programm enthält nach einer liebenswürdigen Mittheilung des dortigen Direktors Hrn. Dr. Gerhard nichts über eine Feier, sondern nur einen bei der damaligen Jugend jener Hochschule besonders naheliegenden Rückblick über deren erfreulichen Aufschwung. Auch die Wittenberger Universitätsschriften schweigen über eine Säkularfeier von 1700 gänzlich.

11) The Poetical Works of *John Dryden* (Globe Edition), 880 ff.

12) Discours, 6 ff. Der Discours findet sich, zusammen mit der „Jubel-Freude" und einigen anderen Raritäten von Anno 1700, in einem äußerst werthvollen Sammelband der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, deren Verwaltung mir diesen Schatz mit bekannter Liberalität in meiner Wohnung zur Verfügung stellte.

13) Freundliche Mittheilung des Hrn. Dr. Sudhaus. Die Chorographia Bonnensis erschien 1766; die Erwähnung der Denkmünze befindet sich S. 155.

14) Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover, Ranke's Sämmtl. Werke, XIII, 168.

warheit bekenen sole, bin mons. fagons Meinung, der König mons. le dauphin, printz de Conti, monsieur undt gantze hoff seindt vor 1701 Ich mogte E. L. meinung auch woll hirüber wißen."

Wir wissen nicht, wie sich die Kurfürstin Sophie zu der Sache geäußert, und noch mehr bedauern wir, die Ansicht des Schöpfers der Monadenlehre unsern Lesern nicht vorlegen zu können. Aber soviel steht fest, daß sich dieser alte Streit zu Anfang des 19. Jahrhunderts erneuert hat. Nur weicht hiebei die damalige Generation von Großvätern und Enkeln insofern ab, als die bei weitem überwiegende Hälfte der Gebildeten den Anfangspunkt der neuen Zeit nicht nur theoretisch nach 1801 verlegte, sondern ihn auch dementsprechend gefeiert hat. Wir denken dabei vorzugsweise an unsre deutschen Landsleute; denn in Frankreich und den davon abhängigen Ländern war ja der alte Kalender abgeschafft worden.

Die erwähnte Thatsache, daß man 1801 feierte, würde für sich allein schon genügen, um den Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Studie zu rechtfertigen, die ja, wie der Titel besagt, geschrieben ist, um unsrer Urgroßväter Jahrhundertfeier ein Blatt pietätvoller Erinnerung zu weihen. Die Centenarfeier i h r e r Feier kann nur 1901 stattfinden. Den Streit um die Jahresziffer, den wir als solchen wieder aufzufrischen uns nicht bemüßigt sehen, haben wir lediglich geschichtlich beleuchtet. Nun bietet allerdings die historische Betrachtung selbst ein Moment, das für unsern und unsrer Ahnen Standpunkt in dieser Frage sprechen dürfte und das möglicherweise geradezu beigetragen hat, diese letzteren in ihrer Fixirung des Datums zu bestimmen. Daher mag es angebracht erscheinen, mit ein paar Worten seiner zu gedenken:

Bekanntlich operiren die Gegner von 1801 und 1901 mit einem fiktiven Jahr 0 und setzen diese 0 wie eine Spitzsäule an den Anfang unsrer Aera, die Geburtszeit Christi. Die andere Partei dagegen behauptet, daß die neue Zeitrechnung sofort mit einer 1 beginne, und Jeder beliebt, dem Andern mit dem Vorwurf der Sophisterei und Spitzfindigkeit aufzuwarten. Nun wissen wir freilich nicht, wann und wie die ersten Christen zu zählen begannen, aber als ein interessanter Beleg dafür, wie man in gleichem Falle zu empfinden pflegt, dürfte die Zeitrechnung zu nennen sein, die unsre Urgroßväter entstehen sahen, den soeben erwähnten republikanischen Kalender der Franzosen. Merkwürdigerweise hat bei dem letzten Säkularstreite Niemand daran gedacht, ihn heranzuziehen.

Durch das Dekret vom 5. Oktober 1793 nahm der Konvent als Anfangspunkt einer neuen Zeitrechnung das mit der Abschaffung der Königswürde zusammenfallende Herbstäquinoktium des Jahres 1792 an. Von Ende September 1792 bis dahin 1793 lief das erste Jahr des republikanischen Kalenders, das Jahr I, nicht das Jahr 0 der neuen Ordnung. Das Höllenmaschinenattentat gegen den ersten Konsul, am 24. Dezember 1800, war am 3. nivôse des Jahres IX., nicht VIII., des Kalenders der Franzosen.

Dieses damals hochmoderne Beispiel hatten unsre Vorfahren vor Augen, als sie die Jahrhundertfeier begingen. Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß diese biederen Deutschen geradezu dem Nationalkonvente gefolgt sind; doch mag eine gewisse Einwirkung des Ereignisses bei dem Kosmopolitismus ihrer Denkweise immerhin nicht so ganz abzuweisen sein.

Uebrigens hat es auch damals an Gegnern nicht gefehlt, und wenn in einem Gartenlaubenartikel des Jahres 1890[15]) von Heinrich Bauer die leuchtendsten Sterne am Weimarer Himmel, Schiller und Goethe, als Eideshelfer für 1801 angerufen werden, so steht diese Berufung auf nicht so ganz festen Füßen. Laut dem unanfechtbaren Zeugniß des Goethe-Schiller-Briefwechsels hat der Dichter des Wallenstein sich und seinen großen Kollegen ursprünglich als „Neunundneunziger" betrachtet. So nannte man diejenigen, welche das Jahrhundert Voltaire's und Friedrichs mit 1799 beschließen wollten. Erst im Laufe des folgenden Jahres scheinen die Dichterfürsten ihre Ansicht geändert zu haben, und beide haben dann in Schellings und Steffens' Beisein die Neujahrsnacht von 1801 wacker mitgefeiert, was wir noch ausführlicher erzählen wollen. Aber nicht allein ein paar Dichter, auch ein großer Mathematiker ist für 1800 eingetreten. Im Dezember 1899 machte ein Aufsatz des Berliner Redakteurs Arthur Dix die Runde durch die Blätter,[16]) der, mit frischem Humor geschrieben, für die Jahreszahl mit den beiden Nullen eine Lanze brach. Als Gewährsmann hatte der Berliner keinen Geringeren als Gauß anzuführen. Gegen seine Ausführungen trat Professor L. Heffter in die Schranken, der 1901 vertheidigte und das Recht der Berufung auf Gauß in Zweifel zog. Letzteres zu unrecht, so bereitwillig wir im übrigen Heffters Stellung zu der Frage als die unsre anerkennen. Am 16. Dezember 1799 schrieb der große Mathematiker an seinen Freund, den Ungarn Wolfgang Bolyai, die schönen Worte:[17]) „Schwerlich wird Dir dieser Brief noch in diesem Jahre zu Händen kommen, melde mir in Deinem nächsten w a n n Du ihn empfangen hast; der letzte December, der wenigstens der letzte Tag sein wird, wo wir s i e b z e h n hundert nennen (wenngleich mikrologischere Ausleger das Ende des Jahrhunderts noch ein Jahr weiter hinaussetzen) wird mir besonders heilig sein, merke Dirs doch daß wenn wir hier Mitternacht haben, bei euch Mitternacht schon Eine Stunde vorbei ist. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten geräth mein Geist in eine höhere Stimmung, in eine andere geistige Welt; die Scheidewände des Raumes verschwinden, unsre kothige kleinliche Welt mit allem was uns hier so groß dünkt, uns so unglücklich und so glücklich macht verschwindet, und ein unsterblicher reiner Geist stehe ich vereinigt mit allen den Guten und Edlen die unsern Planeten zierten und deren Körper Raum oder Zeit von dem meinigen trennten, und genieße das höhere Leben die bessere Freuden, die ein undurchdringlicher Schleier jetzt bis zu dem entscheidenden Augenblicke unserm Auge verbirgt."

Die Stelle wird keines weiteren Kommentars bedürfen, wenn man auch zugeben darf, daß aus den Worten des seine stille Jahrhundertneujahrsnacht Feiernden mehr der Gemüthsmensch als der Mann sprach, der soeben die Gleichungen nten Grades einer grundlegenden Untersuchung unterzogen hatte. Auch sonst waren die „Neunundneunziger" nicht gerade selten, und der „deutsche Molière", der damals unsre komische Bühne mit lustigen Einaktern bevölkerte, August v. Kotzebue, hat ihren Streit mit der Gegenpartei zum Vorwurf für eine Posse gewählt, die noch später unser Interesse in Anspruch nehmen wird.

Aber, wir wiederholen, es war doch immer nur eine Minderzahl, während in den Centren der Bildung, am Musenhofe zu Weimar, wie im nüchternen Berlin der

[15]) Halbheft 28, Seite 888.

[16]) „Bonner Zeitung", 1899, Nr. 304.

[17]) Briefwechsel zwischen Carl Friedrich Gauß und Wolfgang Bolyai, herausgegeben von Franz Schmidt und Paul Stäckel, Leipzig 1899, Nr. XVIII.

Aufklärung, an den Heimstätten der Gelehrsamkeit, im Leipziger Paulinum so gut wie in Helmstedt und Duisburg, die Männer, die Zopf und Haarbeutel zum alten Eisen warfen und den Damen in den Tituskäpfen den Hof machten, durch die Ansetzung des Termins ihrer Feiern bewiesen, daß sie genauer zu rechnen verstanden aber in ihrem strengen Bildungsbedürfniß gegen das Gefühl der Menge weniger nachgiebig waren als Großväter und Enkel.

Nicht der Reiz des Gegenstandes, sondern das Bedürfniß, diese Säkularstudie, wenn auch in bescheidenem Rahmen, zu einem kulturgeschichtlichen Vollbilde auszugestalten, wird uns Veranlassung, bevor wir den altfränkischen Feiern der Ahnen beiwohnen und erst recht, bevor wir deren literarischen Niederschlag sichten und betrachten, ein klein wenig Umschau in der damaligen Welt zu halten, die uns neben Riesenleistungen auf fast allen Gebieten des geistigen Lebens auch diese geringeren, aber immerhin merkwürdigen Spuren ihres Daseins zurückließ. Die Beziehung auf unsern Hauptgegenstand wird naturgemäß als rother Faden die Darstellung durchlaufen.

Seit den Tagen, wo das l'Etat c'est moi des alten Sonnenkönigs Ludwig XIV. der runden Säkularziffer unter den Höflingen im Versailler Schlosse Anhänger warb, hatten sich die Zeiten gewaltig geändert. Vielleicht im äußeren Zuschnitt gar nicht einmal so sehr wie von 1800 bis 1900, aber auf geistigem Gebiete war der Riß desto tiefer. Zu Anfang des Jahrhunderts herrschte neben dem Sensualismus Locke's und der Monadenlehre des Leibniz ein absolut orthodoxer Kirchenglaube; dann war die Aufklärung gekommen und von Kant in gewaltiger Geistesarbeit zum Kritizismus vertieft worden. Während gegenüber der flachen Verstandesdürre von Anno 1700 ein Rousseau den Forderungen des Herzens und Gemüths wieder Sitz und Stimme in der Literatur verschaffte und den Wildpark der Genie- und Gefühlszeit an die Stelle des gezirkelten Rokokogartens setzte, hatte der schlichte Mann in dem entlegenen Königsberg die letzten Prinzipien des menschlichen Erkennens mit dem haarscharfen Sezirmesser seines Geistes bloßgelegt, und, wie man auch sonst über geistige Entwicklung denken möge, auf dem Gebiete des spekulativen Denkens läßt sich der in vorjährigen Säkularbetrachtungen vielfach unter der Spitzmarke „Von Kant bis Nietzsche“ zum besten gegebene „Fortschritt“ zur Moderne unsres Erachtens schwerlich mit demjenigen vergleichen, der sich in den achtzig Jahren zwischen dem Jahrhundertanfang und dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ vollzogen hatte.

(Schluß folgt.)

Ein Wort über Frauenkongresse.

Von Richard Wulckow.

Die politischen Aspirationen der Frauen, welche vor wenigen Jahren noch in Frauenversammlungen und in der Presse sehr stark betont und von jugendlichen Heißspornen oft mit einer alles Maß überschreitenden Kühnheit erörtert wurden, haben in der letzten Zeit einer gewissen Ruhe und Resignation Platz gemacht. Daß die weiblichen Exaltados der Frauenbewegung nun die thätige Antheilnahme am politischen Leben, soll heißen die Zuerkennung des politischen Stimmrechts, von ihrem Programm gestrichen haben, soll damit keineswegs gesagt sein, denn Naturen wie die Damen Augspurg, Luxemburg und Zetkin sind ohne Ringen nach parlamentarischer Thätigkeit gar nicht zu denken; man hat es im Augenblick aber für opportun gehalten, den politischen Apparat ruhen zu lassen, um mit desto mehr Energie und Kraft Fragen des sittlichen und wirthschaftlichen Lebens auf die Tagesordnung zu setzen. Von der Bearbeitung des Gebietes, dem die Frauenbewegung ihre Erfolge und ihre wesentliche Triebkraft verdankt: der Erweiterung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts und der Eröffnung neuer Bahnen zur wirthschaftlichen Selbständigkeit und zur Vertiefung ihres Geistesbildung — davon ist bei der heutigen Strömung innerhalb der Frauenbewegung wenig die Rede. Man strebt um jeden Preis an die Oeffentlichkeit zu treten, die Autorität der Frauen auf allen Gebieten als nothwendiges Kulturelement hinzustellen und für ihre völlige und bedingungslose Gleichstellung mit dem Manne Propaganda zu machen. Wir haben uns über ein solches Hinaustreten in die Oeffentlichkeit an den verschiedensten Stellen geäußert und auch diese Blätter haben die Gefahren desselben gebührend hervorgehoben. Wer vor der Oeffentlichkeit inhaltschwere Neuerungen unsres gesellschaftlichen und sittlichen Lebens vertreten und vorbereiten will, der kann es nur thun auf Grund festgewurzelter, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung errungener Ueberzeugungen, die ein Theil seines geistigen Besitzes, seiner ganzen inneren Persönlichkeit geworden sind. Mit diesem Nachdruck unsrer ganzen Individualität treten wir hier für das Gesammtwohl, für den nach unsrer Anschauung vernünftigen und nützlichen Ausbau des geschichtlich Entstandenen und Errungenen ein, und suchen durch die Kraft unsres Wortes und unsrer Gedanken unsrer Ueberzeugung zu erweiterter Geltung zu verhelfen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüth, Temperament und Leidenschaft bewegt werden, daß die Seele oft die reingestimmte Harmonie verliert und in dem widerstreitenden Kampfe der Meinungen verwirrt und beunruhigt werden muß.

Für den Mann sind diese Kämpfe und Aufregungen in der heutigen Zeit unvermeidlich, weil er sich den Kämpfen um Staatseinrichtungen und Wohlfahrtspflege ebenso wenig entziehen darf wie den Kämpfen gegen den äußeren Feind; die Kraft und Ausdauer zu denselben zieht er aber vorzugsweise aus dem Frieden seines Hauses und seiner Familie, und wo diese segensvolle Quelle versiegt, da ist es um die Wohlfahrt und Harmonie des Hauses geschehen. Als man in England in den Kampf für das politische Stimmrecht der Frauen eintrat, da geschah es aus einer durchaus richtigen psychologischen Erwägung, daß ein sehr großer Theil der Vorkämpferinnen für das Stimmrecht dasselbe zunächst nur für die unverheiratheten und verwittweten Mitglieder des Geschlechts beanspruchte. Ueberdies weiß Jeder, der sich um die Frauenbewegung in England auch nur oberflächlich bekümmert hat, daß die ehrgeizigen Führerinnen jener Bewegung, die meist aus den höchsten Gesellschaftskreisen stammen, solche Dinge geradezu als einen „Sport“ betrachten, der allerdings die „ernste“ Grundlage hat, als Vorläufer des Eintritts in die Volksvertretung und in die Staatsämter zu dienen.

Wenn man es unsern Frauenrechtlerinnen in logischer Beweisführung vorhält, daß eine aktive Stellungnahme der Frauen am politischen Leben ihre Bedeutung und ihr segensreiches Wirken im Leben aufs schwerste schädigen würde, daß es daher eine ernste Pflicht der Mitlebenden ist, diese ihre durch das ganze Weltgefüge tief begründete Stellung zu erhalten, so erntet man meistens Spott oder den Vorwurf, ein falscher Freund der Frauenbewegung zu sein. Dazu aber erhält man gratis die Belehrung, daß diese in dem aufgeklärten England großartige Fortschritte mache und daß es dort kein denkender Mensch wagen würde, sich ihrem Ringen nach Erweiterung ihres Wirkens auf allen Gebieten entgegenzustellen. Das Wahre an der Sache ist aber, daß in England bereits eine sehr starke Strömung gegen die politische Richtung der Frauenemanzipation vorhanden ist, die kürzlich in einer von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands unterzeichneten Erklärung im „Nineteenth Century“ zum Durchbruch gekommen ist. Die Damen erklären dort, daß nichts

ihnen ferner liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frauen herabzusetzen, „aber", so fahren sie fort, „gerade weil wir tief erfüllt sind von dem ungeheuren Werthe dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlfahrt des Gemeinwesens beitragen, widersetzen wir uns einer Bewegung, welche diesen Beitrag schwer zu schädigen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer bloßen äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht bloß ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch entsittlichend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eifersüchteleien werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft dahin gehen sollte, daß jede die ihr eigenthümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwerthet." Diesen Worten fügen sie noch ausdrücklich hinzu: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlamentswahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts in England als eine widerliche, unnöthige Maßregel erscheinen, die ebenso verderblich für die Frauen als für den Staat wirken müßte."

Was werden diese englischen Damen sagen, wenn sie die Bahnen verfolgen, welche unsre deutschen Frauenrechtlerinnen in ihren Bestrebungen zur Reform der menschlichen Gesellschaft und der Stellung der beiden Geschlechter zu einander jetzt eingeschlagen haben, Bestrebungen, die in ihrer krassesten Form auf dem Pariser internationalen Frauenkongreß zutage getreten sind, auch (in etwas abgeschwächter Form) auf der neuerlichen Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine zu Dresden in den letzten Septembertagen ihren Ausdruck gefunden haben.

Der erste Internationale Frauenkongreß, der in den Junitagen des vergangenen Jahres zu London tagte und über den wir uns seinerzeit wegen seiner maßvollen und interessanten Verhandlungen durchaus anerkennend äußern konnten, trug ein durchaus würdiges Gepräge und behandelte Gegenstände von großem und allgemeinem Interesse. Charakteristisch war, daß auch die wichtige Frage, ob es zulässig sei, in den neu entstehenden Gemeinden zu councillers und aldermen (etwa unsern Stadtverordneten und Magistratsbeamten entsprechend) auch Frauen wählbar sein sollten, zu Ungunsten derselben entschieden wurde. Zwar machte damals Lord Salisbury für die Wahl von Frauen geltend, daß sie für die Beschaffung und Einrichtung von Arbeiterwohnungen sich sehr nützlich erweisen könnten, aber als Lord Halsbury und der Präsident des Geheimen Raths, Herzog von Devonshire sich scharf gegen die Neuerung ausgesprochen hatten, fiel der Antrag mit 182 gegen 68 Stimmen. Dieses Resultat hätten sich unsre deutschen Frauenrechtlerinnen merken und daraus ihre Schlüsse ziehen können. Lord Halsbury machte in seiner Rede das interessante Geständniß, daß er früher Frauenrechtler gewesen, aber durch die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre völlig davon geheilt worden sei. Die Frauen seien zu radikal und hätten durch ihr Verhalten in sehr wichtigen Fragen bewiesen, daß sie, anstatt sich mit dem Erreichbaren zu begnügen, immer das offenbar Unmögliche mit Gewalt durchsetzen wollten. In politischen Dingen sei daher ihre Mitwirkung geradezu gefährlich. Doch auch außer diesem Ergebniß des Londoner Kongresses bezüglich einer Grundfrage der Frauenbewegung kann man nur mit Genugthuung auf denselben zurückblicken und wir rufen ihn hier dem freundlichen Leser nur aus dem Grunde ins Gedächtniß zurück, weil der diesjährige Pariser Kongreß Tendenzen ganz anderer Art aufwies und einen Wendepunkt in der ganzen Bewegung zu bezeichnen scheint. Während die Londoner Verhandlungen das weite Arbeitsgebiet in klarer und instruktiver Weise behandelten, das sich die Frauen errungen, und von der Arbeit in Küche und Waschkeller bis zur wissenschaftlichen Förderung der Astronomie hinauf eingehend darstellten, wobei die Thätigkeit der Frauen auf gemeinnützigem und ethischem Gebiet gebührend zur Sprache kam, hat sich der Pariser Kongreß auf Themata eingelassen, die mehr als bedenklich genannt werden müssen, und die nur zum Theil mit dem genius loci, dem Seinebabel und den Erregungen der Weltausstellung erklärt, aber noch keineswegs entschuldigt werden können. Zunächst stand, wie unbefangene Berichte einstimmig versichern, der ganze Kongreß von Anfang bis Ende unter dem beherrschenden Einfluß der Sozialdemokratie; die angenommenen Resolutionen athmen durchweg revolutionären Geist. Maß und Besonnenheit schien aus den Verhandlungen verbannt, der Geist wüster, unlogischer Neuerung allein war aus ihnen zu erkennen. Wir können hier unmöglich Einzelnes aufzählen, nur das auf Familie und Ehe bezügliche, also das für unsre sittliche Entwicklung Wichtigste allein wollen wir kurz berühren.

Nach den Wünschen der Pariser Kongreßmitglieder soll künftig der Mann seiner leitenden Stellung in der Familie entkleidet werden; auch im Familienleben soll die sozialdemokratische Gleichheit verwirklicht werden. Der von dem Berliner National-Sozialen v. Gerlach vorgeschlagene Leitsatz: „Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß alle der Frau Gehorsam gegen ihren Mann auferlegenden Gesetze abgeschafft werden," fand ohne Widerspruch einstimmige Annahme. Diese Einzelheit ist schon um deßwillen bemerkenswerth, weil sie zeigt, daß die national-soziale Richtung, die bisher in manchen Dingen ziemlich undurchsichtig war, sich jetzt völlig zu den Anschauungen der Sozialdemokratie bekennt. Was das Verhältniß der Eltern zu den Kindern betrifft, so wurde beschlossen, daß „die freieren Familiengesetze" auch auf die Kinder Anwendung zu finden hätten und „die väterliche Gewalt" durch den „väterlichen Schutz" ersetzt werde. Diese „Verbesserung", die man füglich Verböserung nennen könnte, bedeutet nach unsrer Auffassung nichts mehr und nichts weniger als die einfache Verkündigung der Zucht- und Autoritätslosigkeit auf dem Boden der Familie, wie sie schärfer nicht gedacht werden kann. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß unter so viel klugen und gebildeten Frauen nicht eine ein offenes Auge dafür hat, ein wie starkes Bedürfniß zur Stärkung der elterlichen Autorität gerade durch unsre Zeit geht, daß sie vielmehr diese unentbehrliche Stütze unsres Familienlebens Hand in Hand mit ihren männlichen Helfern in Trümmer schlagen. Man kann in diesem Vorgang nur eine trostlose Gefühls- und Gedankenverwirrung erblicken.

Dieser systematischen Vernichtung der Familienautorität entspricht denn auch das Zukunftsideal der Ehe, das der Pariser Kongreß in seinen Forderungen und Beschlüssen aufgestellt hat. Es kann eigentlich von einer Ehe in unserm gewohnten Sinne nicht mehr die Rede sein, es handelt sich vielmehr geradeswegs um die „freie Liebe" oder, wie der betreffende Referent, der Sozialdemokrat Viviani, sich aus taktischen Gründen auszudrücken beliebte, um eine „freie Vereinigung" der beiden Geschlechter. Danach sollen Frau und Mann das Recht haben, sich jederzeit wieder zu trennen. Der Antrag, die Scheidung wenigstens dann nicht so ohne weiteres zuzulassen, wenn Kinder vorhanden seien, wurde von Viviani mit der kurzen Abfertigung zu beseitigen versucht: Die Zukunft dürfe nicht die Gegenwart hinter Schloß und Riegel setzen, was wohl heißen sollte, daß die Eltern nicht durch ihre Kinder unglücklich gemacht werden dürfen. Die große Mehrheit des Kongresses zollte ihm Beifall und man beschloß, die Regelung des Schicksals der Kinder den sich trennenden Gatten zu überlassen; im Nothfalle (!) aber habe die Gesellschaft einzutreten. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die Befürchtung ausspricht, daß bei einer etwaigen Verwirklichung dieser, Ehe und Familie betreffenden Forderungen des Kongresses die Menschheit wieder auf den Standpunkt zurücksinken würde, den sie zur Zeit des thierischen Hordenlebens einnahm. Unsre Zeit und unser Volk ist von der Heiligkeit der Ehe trotz aller Ausschreitungen im einzelnen viel zu fest überzeugt; die „Würde der Frauen" ist uns ein viel zu hoher und unantastbarer Begriff, als daß wir uns über die innere Nichtigkeit solcher Forderungen täuschen könnten. Ihre einfache Feststellung wird genügen, die weitesten Kreise der noch menschlich und sittlich Fühlenden zum Kampfe gegen solche Tendenzen aufzurufen.

Auch in der bereits erwähnten Dresdener Versammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine haben die Frauen nicht genügend ihre Würde gewahrt und, was viel schlimmer ist: sie haben sich auf ganz verkehrte und unausführbare Vorschläge eingelassen, deren Verwirklichung zu einer ganz schiefen, ja unhaltbaren Stellung des weiblichen Geschlechts führen müßte. Der Antrag des Frl. Lischnewska, einer Berliner Volksschullehrerin, ist charakteristisch für die Verhandlungen. Er lautet: „Der Bund Deutscher Frauenvereine hält eine Verständigung (nur das?) der bürgerlichen und sozialistischen Elemente in Sachen der Frauenbewegung für wünschenswerth.“ Dabei ist zu bemerken, daß bei Begründung des Bundes eine Betheiligung der Arbeiterinnen schroff abgelehnt wurde; es ist also inzwischen ein völliger Wandel in den Anschauungen der Führerschaft nach sozialdemokratischer Seite hin eingetreten. Nach einer stürmischen Schlußdebatte, in der das kluge Fräulein Helene Lange deduzirte, daß der Bund keine politische Körperschaft sei, er sich daher auch nicht mit einer politischen Partei verständigen könne, fiel der Antrag Lischnewska trotz geschicktester Motivirung, und wurde durch einen modifizirten Antrag Lange-Freudenberg (München) abgeschwächt. Dieser lautet: „Die vierte Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine erkennt die Wichtigkeit einer Verständigung der bürgerlichen Frauenbewegung mit der Arbeiterinnenbewegung an und empfiehlt den Mitgliedern, die Möglichkeit einer Verständigung auf gemeinsamen Arbeitsgebieten von Fall zu Fall in Erwägung zu ziehen und nach Kräften zu suchen.“ So matt und deutungsfähig auch dieser Antrag ist, so weist er doch mit ziemlicher Deutlichkeit darauf hin, daß die Frauenbewegung den sozialdemokratischen Kurs eingeschlagen und sich damit der ödesten Gleichmacherei überliefert hat. Die Frauenbewegung hat durch den modernen Entwicklungsgang der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ihre bestimmten Direktiven erhalten und dem alten Spruch: „Der Mann in die Welt, die Frau ins Haus und die Familie“ ein Ende bereitet. Auch die Frau muß hinaus ins feindliche Leben, „muß wirken und schaffen“ und sich eine ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Lebensstellung erobern. Einen solchen schweren und dornenvollen Weg wählt sich die Frau nicht aus Laune oder Willkür, er ist ihr durch die modernen Entwicklungsverhältnisse aufgezwungen worden. Und um ihn mit Ehren beschreiten zu können, müssen wir ihr denselben zu erleichtern und zu ebnen versuchen. Das aber geschieht nicht mit Phrasen, unerreichbaren und verkehrten Aspirationen oder sozialdemokratischen Tendenzen, sondern nur dadurch, daß man ihr wissenschaftliches und technisches Rüstzeug vervollkommnet, sie geistig mündig und selbständig macht, ihr neue Erwerbsfächer und Thätigkeitsgebiete erschließt und sie in allen zu fördern trachtet, was ihrem so häufig unterschätzten Wollen und Können erreichbar ist.

Die Bahn, die die Frauen auf den Kongressen beschritten haben, führt zum Rückgang, zur Lockerung und Auflösung aufbauender und fruchtbarer Elemente, zu Willkür und Zuchtlosigkeit; es ist hohe Zeit, daß die Führerinnen sich zu besonnenem und fruchtbarem Handeln im oben angegebenen Sinne sammeln.

Einen großen Theil der Verhandlungen nehmen die Vorschläge der bekannten Frau Biber-Bohm bezüglich der „Sittlichkeitsfrage“ ein. Ein Urtheil über diese Art von Sittlichkeitspflege in öffentlicher Diskussion hier abzugeben, sind wir außerstande, da wir nur ein recht „kräftig Wörtlein“ zu sagen hätten und damit lieber zurückhalten möchten. Es mag genügen, hier zwei Vorschläge der genannten Dame als der Vorsitzenden des Sittlichkeitsausschusses einfach zu registriren; sein Urtheil mag sich dann Jeder selbst bilden. Der erste, der schon öfters von der Dame vorgebracht wurde, ohne einen Erfolg zu erzielen, war der: einen hygienischen Unterricht zur Verhütung der Geschlechtskrankheiten einzuführen, bezw. ihn beim Minister zu beantragen; der zweite: beim Bundesrath einen Gesetzentwurf zum Schutze gegen syphilitische Krankheiten zu beantragen. Wie Frau Biber sich einen solchen hygienischen Unterricht vorstellt, blieb ebenso ihr Geheimniß, wie das Mittel zum Schutze gegen die genannten schlimmen Krankheiten. Ein Kommentar ist überflüssig. — Den Rekord derartiger herzstärkender Diskussionen zum Besten der Frauenbewegung nahm indessen am Schluß ein Frl. Bonfort (Hamburg), die es für wünschenswerth erklärte, daß bei jeder Eheschließung beide Theile ein Gesundheitszeugniß (!) beibringen sollen! — —

Was sagt der Goethe-Bund zu solchem Treiben? Hat er doch neuerdings in sein Programm die beherzigenswerthe Aufgabe eingefügt, weitere Volkskreise zu selbständiger Abwehr von Ausschreitungen auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Litteratur zu erziehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Münchener anthropologische Gesellschaft.** Sitzungen im letzten Vierteljahr des Jahres 1900. 26. Oktober: Die Sitzung eröffnete der Vorsitzende Hr. Prof. Dr. J. Ranke mit einem warmen Nachrufe auf das Gründungsmitglied und den langjährigen Schatzmeister Hrn. Oberlehrer a. D. J. Weismann, dessen von Hrn. Rechnungsrath Uebelacker nach einer Photographie vergrößertes Bild, mit Lorber umkränzt, über dem Rednerpult angebracht war. Zum ehrenden Andenken erhoben sich, der Aufforderung des Vorsitzenden entsprechend, die Anwesenden von den Sitzen. Als am 18. August Hr. Weismann vom Schlage getroffen war, hatte der Vorsitzende Hrn. Dr. Birkner schriftlich ersucht, unter Mitwirkung von Frl. Eugenie Weismann die Kasse zu prüfen und vorläufig zu übernehmen. In der heutigen Ausschußsitzung konstatirte Hr. Birkner, daß die Kasse in bester Ordnung ist, und er wurde von der Vorstandschaft ersucht, zunächst bis zu einer Neuwahl provisorisch die Stelle des Schatzmeisters verwalten zu wollen. Die Gesellschaft erklärte sich damit einverstanden. Nachdem der Vorsitzende die neu angemeldeten Mitglieder proklamirt und alle Mitglieder gebeten hatte, durch Vorträge sich am Vereinsleben aktiv zu betheiligen, erhielt das Wort Hr. Hauptmann a. D. H. Arnold zu seinem Vortrage: **Herr Claudius Paternus Clementianus, ein Nachfolger des Pontius Pilatus und ein oberbayerischer Landsmann aus Epfach.** Epfach (Abodiacum, Abuzacum, Epaticum) ist ein uralter Ort, dessen Bestand weit über die Römerzeit zurückreicht, wie die Grabhügelgruppen mit Schmuck und Geräthe aus der Bronze- und Hallstadtzeit und die hochgewellten Hochäckerbeete in der weiten Umgebung beweisen. Neben Marmorplatten, Säulenstücken, Quadern fanden sich in der Umfassungsmauer auf dem Lorenz-Hügel bei Epfach Denkmäler mit wichtigen Inschriften, welche die Namen städtischer Beamten tragen und deren Würde bezeichnen, woraus geschlossen werden kann, daß Abodiacum wie Bregenz, Kempten und Augsburg eine „civitas“ war. Die Reste der Denkmäler befinden sich im Maximilians-Museum. Drei davon beziehen sich auf Claudius Paternus Clementianus. Auch ein in Eining gefundener Denkstein wurde zuerst von Hrn. Domkapitular Schreiner und Mommsen ohne Grund dem Epfacher Claudius Paternus Clementianus zugeschrieben. Jetzt schreibt Schreiner diesen Denkstein dem Legaten Marcus Helvius Clemens Dextrianus zu. Der Vortragende nimmt als Wahrscheinlichkeit an, daß der Ahnherr des Claudius Paternus Clementianus, der sich zuerst in der alten Kettenstadt am Lech niederließ, ein Veteran oder ein im Gefolge des Heeres zugewanderter Bürger oder Handelsmann, vielleicht sogar ritterlichen Ranges gewesen ist, der als „römischer Bürger“ von Haus aus sich unter den Ortseinwohnern eines großen Ansehens erfreute. Der Name mit keltischem Klang des mütterlichen Großvaters „Indutus“ läßt schließen, daß der Vater sich mit einer keltischen Jungfrau verheirathete. Redner ist mit Prof. Dr. Jung der Ansicht, daß Cl. P. Clementianus sicher in Abodiacum geboren ist, weil die drei Denkmale, welche seinen Namen tragen, in Epfach gefunden worden sind. Clementianus scheint nicht von der Picke auf gedient zu haben, er absolvirte sofort die Vorstufe für die Prokuratur, die tres militiae equestres. Als Tribunus militum stand er bei der legio XI Claudia. Hierauf

wurde er Kommandeur des Silionischen Reiterregiments römischer Bürger, das den Beinomen torquata trug, weil ihm die torques als Auszeichnung für Tapferkeit verliehen worden waren. Den Schluß der Militärlaufbahn des Cl. P. Clementianus bildete die Befehlshaberstelle eines Seebataillons, vermuthlich war es der Donau-Flotille zugetheilt. Nun trat er in den Verwaltungsdienst über. Er wurde kaiserlicher Prokurator in den Provinzen Afrika, Sardinien und Judäa, in letzterer als Vertreter des syrischen Legaten. Der Vortragende setzt mit Jos. Klein die Zeit seines Wirkens in die Jahre 138 bis 192 n. Chr. Außerdem gab Redner noch eine interessante Schilderung der römischen Heeres- und Landverwaltung. Daran schloß Hr. Arnold eine Mittheilung über das römische Kastell Nassenfels. Nachdem es bis jetzt nicht gelungen war, Spuren des römischen Kastells Nassenfels zu finden, gelang es Hrn. Prof. Englert (Eichstätt) im laufenden Jahre, in der Umfassung des Schlosses Nassenfels die Ueberreste römischer Mauern zu konstatiren. Den römischen Charakter erwiesen zahlreiche Funde von römischen Ziegelbrocken, Gefäßscherben, der Rest eines eisernen römischen Helms. Etwa 19 m von der Südostecke entfernt, in der Ostfront, wurde ein ca. 2 m langes, ca. 0.6 m hohes und 1.5 m breites Stück einer schön erhaltenen römischen Mauer bloßgelegt. Es entstehen mit dieser Konstatirung wichtige Fragen, wie die Frage der Umbauung eines römischen Kastells zu einer Burg und die Frage nach den römischen Straßenzügen in dortiger Gegend. In Nassenfels finden sich alte Häuser, Denkmäler, Töpferwerkstätten. Es wurde auch der Name Seut gefunden, der mit dem Namen der „Schutter“ in Verbindung gebracht wird. In der Diskussion über den ersten Vortrag bemerkte Hr. Rektor Dr. Ohlenschlager, er halte die Möglichkeit fest, daß Claudius Paternus Clementianus Prokurator von Rhätien war, andrerseits sei es kaum wahrscheinlich, daß er in Epfach geboren sei, seine Heimath ist in Rom in der Nähe des kaiserlichen Hofes zu suchen. Hierauf demonstrirte Hr. Dr. F. Birkner neue Funde aus dem La Tène-Gräberfeld bei Manching, die durch Hrn. Lehrer Strehle (Manching) an die anthropologisch-prähistorische Sammlung des Staates gekommen sind. In der Diskussion wiesen die HH. Oberamtsrichter a. D. Weber und Oberstlandesgerichtsrath Bierling auf weitere La Tène-Funde hin. Hr. Rektor Dr. Ohlenschlager erwähnt, daß die La Tène-Eisensachen besser erhalten sind als die jüngeren Reihengräberfunde. Es scheint das Eisen mit anderem Metall überzogen zu sein; es wäre interessant, dies näher zu untersuchen. Der Vorsitzende betont zum Schlusse, daß der in Manching gefundene weibliche Schädel ganz dem Typus entspricht, wie er jetzt in Südbayern verbreitet ist, und theilt mit, daß Hr. Direktor C. E. Hommer die Mitglieder für Freitag, den 2. November, zu einer Ehrenvorstellung der Samoanertruppe einladen werde. (Schluß folgt.)

* Zu Denver (Colorado) starb am 14. d. M. der Chemiker Karl Höpfner, der sich durch wichtige Neuerungen in der Elektrochemie hervorragende Verdienste erworben hat. Neben Siemens, Elkington, Nette u. A. hat Höpfner auf diesem Felde das Beste geleistet. Es ist bekannt, welche Bedeutung die Elektrolyse im großen für die technische Gewinnung von Metallen und Alkalimetallen und die elektrolytische Zerlegung der Chloride der Alkalimetalle in wässeriger Lösung in freies Chlor und Metall hat. Von den Beiträgen, die Höpfner hiezu leistete, sind hervorzuheben: Neuerungen in der Elektrolyse von Halogenverbindungen der Leicht- und Schwermetalle, Darstellung von Natrium und anderen leichten Metallen auf elektrolytischem Wege, elektrolytische Gewinnung von Kupfer und Lösungen, Darstellung von Kupferoxydul, eine elektrolytische Erzeugung von Chlor, die Verarbeitung von Schwefelmetallen u. s. m. Ein Nebenertrag dieser Arbeiten Höpfners sind mannichfaltige Verbesserungen an elektrolytischen Apparaten. Insbesondere gab eine elektrische Zirkulationsbatterie und Anoden aus mehrfachem Schwefeleisen und Ferrosilicium-Anoden an. Besonders zu erinnern ist an das von Höpfner erdachte Verfahren zur Entphosphorung des Eisens. Seinen Namen hat Höpfner auch mit den Anfängen zur Geschichte des deutschen Kolonialbesitzes verknüpft. Höpfner durchforschte 1882 in geologischer und mineralogischer Hinsicht das Gebiet zwischen Walfischbai und Mossamedes. Bald darauf legte das Bremer Handelshaus F. A. E. Lüderitz in Angra Pequena eine Handelsstation an und erwarb käuflich den später als Lüderitz-Land bezeichneten Bezirk. Höpfners Forschungen vom Jahre 1882 trugen jetzt ihre Früchte. Er wurde mit der Führung einer Expedition betraut, welche die Erwerbung des nördlichen Gebiets des heutigen Deutsch-Südwestafrika in die Wege leitete. In der Folge widmete Höpfner seine Arbeit neben wissenschaftlichen Studien der Verwerthung seiner Funde. Er regte die Begründung einer Reihe von Unternehmungen zur wirthschaftlichen Ausbeutung seiner Neuerungen bei uns und im Ausland an. Längere Zeit hatte Höpfner seinen Wohnsitz in Berlin. Später lebte er in Frankfurt a. M. Höpfner hat es nur auf 42 Jahre gebracht. Er stammte aus Thüringen und hatte seine akademischen Studien in Berlin gemacht.

-rt- Neuer Komet. Wie die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel meldet, ist es dem Astronomen an der Sternwarte in Nizza, M. Giacobini, nach kurz vor Jahresschluß, nämlich in der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember gelungen, im Sternbild des Wassermanns einen neuen Kometen zu entdecken, der anscheinend ziemlich lichtschwach ist und nach Südosten gerichtete Bewegung am Fixstern-Himmel hat. Als der dritte Komet dieses Jahres hat der neuentdeckte Komet die provisorische Bezeichnung 1900 C erhalten.

* **München.** Der Assistent für Mineralogie und Geologie an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. phil. Franz Bauer aus Dollnstein, wurde als Privatdozent für Geologie und Paläontologie an der chemischen Abtheilung der genannten Hochschule, ferner der Dr. phil. et med. Maximilian Weber aus Deggendorf als Privatdozent für Mineralogie und Geologie an der chemischen Abtheilung derselben Hochschule zugelassen.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. Alexander Kolessa ist zum ordentlichen Professor der ruthenischen Sprache und Literatur an der Universität in Lemberg ernannt worden.

Berichtigung. In dem Aufsatze: Zwei Nordische Dichtungen, Beilage Nr. 288 vom 17. Dezember 1900, wird Selma Lagerlöfs vortreffliches Werk: „Gösta Berling. Eine Sammlung Erzählungen aus dem alten Wermland“ mit Recht auf das wärmste empfohlen. Der Hr. Verfasser scheint aber die ihm vorliegende Uebersetzung von M. Mann, Reclams Universalbibliothek, für die erste und einzige zu halten. Dem gegenüber dürfte es nicht mehr als billig sein, darauf zu verweisen, daß schon im Jahre 1896 eine gute Verdeutschung von Margarethe Langfeldt im Verlag von H. Hoeffel zu Leipzig erschienen ist.

München. Roman Woerner.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. G. Hirth: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. I. Serie. 40. und 41. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth. — Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Jahrg. 1900. Bd. 31. München 1900. — K. Böttcher: Ausgewiesen. Drama. 2. Auflage. Zürich, Schmidt 1901. — H. v. Schullern: Neues Skizzenbuch. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt 1900. — Dr. R. F. Arnold: Schillers dramatischer Nachlaß. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 270. März 1901.)

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kassner in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 29. Dezember. Nummer 297.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Werden und Vergehen politischer Anschauungen.

Politische Anschauungen sind in unseren Tagen Gemeingut breiter Schichten geworden und in weiten Kreisen hat heute Jedermann sein politisches Glaubensbekenntniß, seine mehr oder minder fest begründete und wohl ausgebildete Meinung über die Art, wie der Staat verwaltet und regiert werden soll. Man mag diese Thatsache, je nachdem man Philosoph oder Politiker und weiter, je nachdem man konservativer Politiker ist oder radikalen Anschauungen huldigt, erfreulich oder bedenklich finden, die aktiven Staatsmänner müssen mit ihr als mit einem der mächtigsten Faktoren rechnen und aus dem modernen Leben bringt man sie nicht mehr fort. Sie ist die natürliche Wirkung der im Verlaufe des letzten Jahrhunderts erfolgten Umwälzungen, welche dazu geführt haben, daß nun die Mehrheit der erwachsenen Bürger vermittelst der Wahlen thätig theilnimmt an der Lenkung der Staatsgeschicke — eine Errungenschaft, die nur den für ihre Zeit radikalen Anschauungen einer Gruppe kühner und energischer Menschen zu danken war.

* * *

Und hier stehen wir schon vor einer der Wurzeln, aus welchen politische Anschauungen erwachsen: Ein Einzelner oder eine verhältnißmäßig kleine Zahl scharfsinniger, energiebegabter und muthiger Männer stellt Prinzipien auf und bringt es durch die Macht der Ueberredung, durch die suggestive Kraft, mit welcher sie auf die Masse zu wirken verstehen, durch geschickte Wahl des günstigen Augenblickes dahin, daß ihre Prinzipien von einem großen Theile des Volkes acceptirt, verfochten und gegen die Mächtigen erzwungen werden. Wohl jede religiöse, jede politische Bewegung ist solchen Ursprungs,[1] es lag förmlich in der Luft, daß es kommen mußte, wie es kam, und was die Wenigen — nämlich die Muthigen und die Klugen — laut sagen, war still, nicht so klar und nicht mit so ansteckender Wucht von tausend Hirnen früher schon gedacht worden. Als Luther seine 95 Thesen an der Kirchthür zu Wittenberg anschlug, da war der Boden, auf welchem die Reformation erwachsen sollte, wohl vorbereitet für den Abfall vom Papstthum und in zahllosen Herzen lebte ein stummer Groll gegen Rom, der nur der Anstachelung bedurfte, um, wie es dann geschah, den gewaltigsten Aufstand zu erzeugen. So ging es schon oft im Lauf der Weltgeschichte; ein dumpfes Sinnen, das in der Menge langsam sich erhebt, wird in einem bestimmten Individuum zur klaren Empfindung, zum tönenden Gedanken und wirkt wieder auf die Menge zurück, um dieses träge Ungethüm in Bewegung, in Erregung und Handlung zu versetzen. Dem Rufe des Einzelnen folgen dann die Vielen, durch dick und dünn, durch alle Gefahr, über alle Hindernisse hinweg, wie die Schafe dem Leithammel. Politische Anschauungen bilden und verbreiten sich so, Parteien formen sich, und der Anstoß ist da zu allen Umwälzungen, welche sich jemals vollzogen haben.

Doch kann diese Wirkung des Einzelnen auf die Masse auch aus einer anderen subjektiven Veranlagung erfolgen. Wie es eben geschildert ward, da ist der Einzelne zuerst selbst ein Theil der Menge, fühlt und denkt mit ihr und löst sich von ihr nur los, um sich über sie zu erheben weil er alles klarer denkt als sie und ihr Sinnen in hinreißende Worte zu kleiden versteht, welche, indem sie auf lauter gleichgestimmte Seelen treffen, ein mächtiges, gewaltiges Echo erregen. Das sind die naiven, die wirklichen, echten politischen Genies (oder Religionsstifter, wie es ein Luther war). Außer ihnen aber gibt es genug kluge Menschen, die zuerst gar nicht wie die Menge fühlen, ja mit ihr nichts gemein haben; Ehrgeizige und Streber sind es, innerlich Indifferente und Komödianten, die nichts weiter wollen, als in die Höhe kommen, ein großes Ziel erreichen. Mit guten Ohren, guten Augen und scharfem Verstande bewaffnet, horchen und spüren sie, was denn der Wille der Menge sei, was die Menge fühlt und wünscht; haben sie das erlauscht, haben sie die Kraft abgeschätzt, welche da in dieser gährenden Masse lebt und sie als hinreichend stark befunden, um sich von ihr in die Höhe tragen zu lassen, dann treten sie mit einemmal für die Forderungen des Volks ein und werfen sich zu dessen Führern auf. Nicht mit innerem Antheil thun sie es, nicht mit der innigen Begeisterung, von welcher die wahren Propheten, die wirklichen Führer erfüllt sind, aber mit einem Pathos, das wie der Ausdruck der Ueberzeugung sich anhört und mit einer Wucht, welche deßhalb nicht gering ist, weil es sich ja auch ihnen um ein erstrebenswerthes Ziel handelt: den eigenen Nutzen, die eigene Größe. Sie stellen das Volk in den Dienst ihrer Sache, aber sie sind jeden Augenblick bereit, eine andere Partei zu ergreifen, wenn dort ihre Aussichten bessere sind; während die anderen nicht selten ihre Ueberzeugung mit dem Leben büßen, widerfährt diesen fast niemals ein Unheil. Sie sind gute Rechner und im entscheidenden Momente wissen sie, was sie zu thun haben; sie werfen die Maske, die sie trugen, leicht von sich, wenn sie gefährlich wird. Die meisten Demagogen sind dieser Art gewesen.

* * *

[1] Parteiungen auf nationaler Grundlage sind hier wie in dem ganzen Aufsatz beiseite gelassen, denn in ihnen stehen sich nicht politische Parteien, sondern Völker gegenüber.

Politische Anschauungen primitiver Natur hat es wohl, seit die Menschen Staaten bildeten, stets in allen Individuen gegeben; aber in Zeiten, die nicht einmal noch gar lange vorüber sind, waren entwickelte politische Anschauungen, wie so vieles andere, das Privilegium einer bevorrechteten Kaste. So wie nur die Adeligen das Reiten sich gestatten durften, so war auch eine politische Meinung Luxus und nicht Jedermann zugänglich; der „gemeine Mann“, der Mann mit dem „beschränkten Unterthanenverstand“ hatte gar keinen Begriff von den Staatsgeschäften und war im allgemeinen der Ansicht, daß alles so, wie es eben war, gut und in Ordnung sei. Seine erste Bürgerpflicht war die Ruhe und das Steuerzahlen; im eigenen Interesse mußte er schweigen und den Beutel offen halten. Da ihm irgend ein Antheil an der Regierung, wenn auch nur indirekt, versagt war, nahm er nicht oft die Gelegenheit wahr, sich für diese ihm fernliegende Materie zu interessiren, und nur, wenn die Steuern gar zu hoch, die Bedrückungen gar zu arg wurden, erhoben sich Gefühle der Opposition in ihm, die aber, aus materiellen Gründen entsprungen, mit der Behebung des Anlasses sofort verschwanden. Selbst die große französische Revolution war mehr eine wirthschaftliche und soziale als eine politische Umwälzung. Und selbst heute, da, wie es zu Anfang dieser Zeilen heißt, „politische Anschauungen das Gemeingut breiter Schichten geworden sind“, gibt es noch tiefere Schichten, die in Unkenntniß selbst der primitivsten politischen Vorstellungen dahinleben, die keinen Antheil nehmen an den politischen, ja nicht einmal an den sozialen Kämpfen unsrer Zeit, die nur den brüllenden Chorus bilden, wenn in stürmischen Zeiten „die Politik auf die Straße hinabsteigt“, oder die völlig ohne eigene, gefestigte politische Ueberzeugungen dem erstbesten, d. h. vielmehr dem schlimmsten und gefährlichsten Agitator erliegen, welcher es versteht, ihre dunklen Instinkte zu erregen. So erinnert sich Schreiber dieser Zeilen an einen charakteristischen Vorgang, der sich in den hitzigen Dezembertagen des Jahres 1897 in Wien abspielte; es war die Zeit der Badeni-Tumulte und am Abend sammelten sich in der inneren Stadt Menschenmassen an, die gegen das Ministerpräsidium zogen, um dort zu demonstriren. Da wurde einer dieser laut schreienden Menschen gefragt, was es denn da eigentlich gäbe. „Ja, das weiß ich selbst nicht,“ erklärte er im unverfälschten Dialekt der Vorstadt, „einem gewissen Badeni machen wir halt eine Katzenmusik.“ Der betreffende Politiker, der so eifrig mitthat, hatte keine Ahnung, warum es sich in diesem Tumulte handelte und wofür er sich die Kehle heiser schrie; er wußte nicht einmal, wer der „Badeni“ war, gegen den er seine Verwünschungen ausstieß, und was der Geschmähte denn verbrochen hatte. Er machte einfach deßhalb Krawall, weil die Anderen dasselbe thaten und weil Leute seines Schlages bei solchen Anlässen immer dabei sind. Auch von den Bauern in den zurückgebliebenen Alpenländern Oesterreichs weiß wohl so mancher, wenn er zur Wahl geht, nicht, für wen, für welche Partei, für welche Prinzipien er seine Stimme abgibt; er folgt nur dem Geheiß seines Pfarrers und verläßt sich darauf, daß dieser, der für sein Seelenheil zu sorgen hat, auch in den weltlichen Dingen schon das Rechte treffen werde.

* * *

Der Wandel der politischen Anschauungen, wie er in jedem modernen Staate oft innerhalb überraschend kurzer Zeiträume auftritt, ist ein soziales und psychologisches Phänomen von um so größerer Bedeutung, je größer in dem betreffenden Staate der wirkliche Antheil ist, welcher dem Volke vermittelst der Wahlen an der Regierung zukommt. In einem despotisch regierten Lande ist es selbstverständlich irrelevant, was und wie die Menge denkt und die regierenden Stände pflegen sich so lange um die politischen Anschauungen der Unterthanen nicht zu kümmern, als die Unzufriedenheit dieser nicht bedenklich und gefährlich wird. Der aufgeklärte Despotismus bedeutete demgegenüber bereits einen Fortschritt; er räumte zwar dem Volke auch noch keinen Antheil an der Regierung ein, horchte aber wenigstens in etwas auf dessen Gedanken und Wünsche oder gab sich den Anschein, dies zu thun. Er konnte trotzdem nicht verhüten, daß aus den Revolutionen des 19. Jahrhunderts der moderne Staat erwuchs, der auf dem Prinzipe beruht, daß das Volk durch seine Vertreter sich selbst regiere.

Erst von diesem Zeitpunkt an entstanden Parteien im jetzigen Sinne, Gruppen des Volkes, welche über die Prinzipien, nach denen die Regierung zu führen, die Verwaltung einzurichten sei, verschiedener Ansicht waren. Im wesentlichen gibt es zwei grundlegende politische Anschauungen und alle anderen sind nur Modifikationen dieser: des Konservatismus und des Liberalismus. Der eine ist das retardirende, erhaltende, der andere das accelerirende, zerstörende Element, beides in gutem Sinne. Der Konservatismus würde, wenn der Liberalismus ihn nicht stachelte, aus lauter Furcht vor überstürzten Reformen alles lassen, wie es ist, der Liberalismus, ohne das Sicherheitsventil des Konservatismus, alles auf einmal thun wollen und dadurch den wirklichen und natürlichen Fortschritt nur gefährden. So aber ergänzen sich beide und indem sie sich bekämpfen, schaffen sie eine gesundere Entwicklung, als sie bei unbeschränkter Herrschaft bloß einer Richtung bestehen würde. Sie stehen sich feindlich gegenüber und wirken doch beide im gleichem Sinne. Nur beschränkte Parteianschauung sieht in dem Gegner das böse Prinzip und hält die eigene Meinung für das einzige Heil. So pflegt der Liberalismus seinem Feinde zuzumuthen, daß er die Erhaltung des Bestehenden allein deßhalb wolle, weil seine Anhänger zumeist gleichzeitig die Besitzenden sind, wogegen den Liberalen und Radikalen der Vorwurf gemacht wird, daß sie für den Umsturz eintreten, nur um für sich selbst die Vortheile der herrschenden Partei zu erringen. Gewiß ist, daß das Eine wie das Andere auf so manchen Politiker zutrifft, wofür schon die (allerdings nur die eine Hälfte beweisende) Thatsache spricht, daß nicht selten die wüthendsten Fortschrittler, zur Herrschaft gelangt, sich in „Reaktionäre“ umwandeln, die nun ihrerseits für die „Erhaltung des Bestehenden“, das heißt ihrer Macht und Stellung eintreten. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß da und dort, in beiden Lagern, ehrliche, charakterfeste, uneigennützige Männer zu finden sind, die nichts wollen als das Heil des Staates und ihrer Mitbürger und für sich selbst nichts erstreben. Sie mögen sich, wenn sie in der politischen Arena ihren Geist und ihre Rednergabe gemessen haben, freundschaftlich die Hände reichen; sie sind einander werth, auch wenn sie in grundverschiedenen Lagern stehen und Jeder dient dem Lande in seiner Weise.

* * *

Wie aber formt sich in einem Menschen die konservative oder die liberale Anschauung, wie entwickelt sich von zwei jungen Leuten, welche im gleichen Milieu aufgewachsen sind, die nämliche Erziehung genossen haben, der eine zum politischen Gegner des anderen? Sicher-

lich spielen Umgebung und Erziehung eine gewaltige Rolle, aber ebenso gewiß ist es, daß man zum Konservativen oder zum Liberalen — geboren wird. **Die politische Anschauung ist ein Stück der Weltanschauung**; sie hängt vom innersten Wesen, von Charakter, Gemüth und Verstand jedes Einzelnen und erst in zweiter Linie von seiner Erziehung und Bildung ab. Deßhalb vollendet sie sich erst, wenn auch die innere Entwicklung eines Menschen abgeschlossen ist, wenn der „gereifte" Verstand korrigirt hat, was das allzu hitzige Temperament der Jugend noch verfehlte. Will man die frühere Zweitheilung beibehalten, so kann man sagen: die Jugend ist im allgemeinen fortschrittlich, das Alter konservativ. Das will natürlich nicht bedeuten, daß es nicht Fortschrittsmänner unter den Alten und Reaktionäre unter den Jungen gäbe; gerade diese spielen zumeist eine Rolle in der Politik, weil den ersteren ihre Erfahrung und den letzteren ihr Temperament zuhülfe kommt. Aber die natürliche Entwicklung der Individuen führt vom Liberalismus zum Konservatismus, Der umgekehrte Gang ist selten und wenn er sich zeigt, sprechen gegen den, der ihn gemacht haben will, tausend Verdachtsgründe, daß er es nicht ehrlich meine. Andrerseits thut man oft unrecht, wenn bei irgend einem der natürliche Prozeß sich verzögert, wenn er länger, als es sonst zu geschehen pflegt, die Ansichten seiner Jugend beibehält und erst in späterem Alter sich „bekehrt", ihm Verrath vorzuwerfen, ihn Renegat zu nennen. In jedem von uns tritt, wie gesagt, bewußt oder unbewußt irgend einmal dieser Wandel der politischen Anschauungen auf und Jeder von uns wird mehr als einmal in seinem Leben Renegat an einer Idee. Es ist ein Gesetz der Entwicklung, dem Jeder unterliegt; und wenn einer es leugnen möchte, so schämt er sich entweder dessen, was er einmal war, oder dessen, was er später wurde, und was er nur nicht zugeben will. Das eine ist Feigheit, das andere Heuchelei.

Entwickelte und völlig ausgebildete politische Anschauungen sind nun aber nicht Jedermanns Sache; damit sie sich entwickeln können, bedarf es eines mehr als durchschnittlichen Wissens, und wenn der gewöhnliche Mensch mit gleichgearteten Freunden am Stammtische kannegießert, so sind es nur die augenfälligsten öffentlichen Probleme, über die sie sich unterhalten können. Der Durchschnittswähler ist eigentlich weder konservativ noch liberal, sondern folgt stets gewissen Schlagworten und jenen Führern, von denen er eine Verbesserung seines materiellen Daseins erwartet. Daher die merkwürdigen und überraschenden Aenderungen der Wahlresultate, die sich innerhalb einer kurzen Spanne Zeit da oder dort zeigen. Normalerweise müßte man ja annehmen, daß, wenn ein politisch reifes Volk heute mit großer Mehrheit z. B. für die konservativen Kandidaten stimmt, ein Wechsel erst eintreten kann, wenn eine neue Generation zur Wahlurne schreitet; gleichwohl sehen wir, daß dies nicht immer der Fall ist. Nun läßt sich zwar eine gewisse Stetigkeit der Wahlergebnisse auch herbeiführen durch die ausschließliche Ertheilung des Wahlrechts an die gebildeten Schichten, an das Bürgerthum und die Besitzenden; doch selbst in diesem Falle gehören Ueberraschungen keineswegs zu den Seltenheiten, und gar in Ländern, wo diese Beschränkung nicht besteht, wo weite Kreise wahlberechtigt sind, sieht man, daß die Wahlergebnisse regelmäßig große Verschiedenheiten aufweisen, daß Verschiebungen in den Parteiverhältnissen eintreten und daß eine neue Volksvertretung meist wesentlich anders zusammengesetzt ist, als es die frühere war. Das ist nur durch die Annahme zu erklären, daß die politischen Anschauungen der Durchschnittsmenschen durchaus labile sind. Selbständigkeit und Festigkeit der Anschauungen sind im allgemeinen recht selten und die Mehrheit der Wähler beharrt bei einem Programme nur so lange, als ihnen nicht ein anderes geboten wird, für welches Männer mit tüchtigen agitatorischen Fähigkeiten sich einsetzen. Die Mehrheit der Wähler folgt immer einer Devise, einem Führer, und wenn irgendwo eine überragende Persönlichkeit auftritt, welche, sei es im Guten oder Bösen, die Kunst versteht, Schlagworte zu prägen und das, was er selbst glaubt und wünscht, der Menge zu suggeriren, wird seine „Politik" leicht die Politik der Menge. Daher der so oft unbegreifliche Einfluß der Parteiführer und die Erklärung, wie es kommt, daß nicht selten eine Partei zugrunde geht, wenn ihr geistiges Oberhaupt stirbt oder aus dem öffentlichen Leben sich zurückzieht. Bei der nächsten Wahl sieht man dann, wie dieselben Wähler, die vor kurzem noch für A. gestimmt haben, nun seinem Gegner ihre Stimmen geben — mit dem nämlichen Enthusiasmus und der nämlichen Erwartung, daß ihnen der neue Mann, der eine neue Meinung vertritt, endlich das Heil bringen werde.

* * *

Das mächtigste Agens, das in diesem Chaos der Politik seine Wirkungen äußert, ist die **Suggestion** — die Wach-Suggestion, welche ohne medizinischen Apparat sich vollzieht, deren merkwürdige Macht aber von allen modernen Psychologen immer mehr anerkannt wird. Man entkleide das Wort seines noch etwas occultistischen Beigeschmacks und fasse es einfach als den Ausdruck der Thatsache auf, daß es auch in der Welt der Gedanken und Gefühle eine Fortpflanzung gibt, die nicht auf Aetherwellen, wie beim Lichte, aber gleichfalls nach bestimmten Gesetzen sich vollzieht. Jeder von uns lebt eingehüllt in einem Dunstkreis fremder, von anderen Individuen herrührenden Gedanken und Stimmungen; und so wie er mit jedem Athemzuge Luft in seine Lungen bringt, die von Anderen ausgeathmet wurde, so kann er sich niemals den Meinungen der Anderen entziehen. Der starke Mensch gibt mehr ab, als er in sich aufnimmt, der Durchschnittsmensch aber lebt förmlich nur von den Anschauungen, die ihm suggerirt werden, verleibt sie seinem geistigen Organismus ein, wie er Nahrung zu sich nimmt, setzt das Passende an und scheidet das Uebrige aus.

Auf die Politik, auf die Bildung politischer Anschauungen angewandt heißt das: In dem Individuum, wie in der Masse findet ein fortwährender Wechsel der Meinungen und Stimmungen statt; im Individuum langsam, weniger merklich, nach bestimmten Gesetzen der Entwicklung, die man verfolgen kann und bei historisch bedeutsamen Persönlichkeiten auch immer nachgewiesen hat — in der Menge rasch, auffallend, oft unerklärlich. Hier wirken ungeheuerlich viele Faktoren zusammen und das vielköpfige vielsinnige Ungethüm Masse wird immer unberechenbar bleiben. Aber stets sind es etliche Individuen, welche, wie die Hefe, in einer gährungsfähigen Masse, in der Menge die seelischen Prozesse auslösen, die, sich vervielfachend, alle Bewegung erzeugen; — die gewaltigen Revolutionen der Geschichte, wie die kleinen Siege und Niederlagen der Parteien im Alltagsleben der Politik.

Emil Schiller.

Der Urgroßväter Jahrhundertfeier.

Von Paul Holzhausen.

I. (Schluß.)

Als die Stunde des Säkularwechsels von 1801 schlug, war die Lebensarbeit des Königsberger Weisen gethan; 1798 hatte er mit der schriftstellerischen Thätigkeit abgeschlossen, und schon hatten jüngere Männer versucht, seine Forschung weiterzuführen, und in einer für die Spekulation lebhaft interessirten Welt hatte der subjektive Idealismus Fichte's in der „Wissenschaftslehre", hatten auch Schellings Ideen zur Naturphilosophie schon einen Kreis von Anhängern gewonnen. Doch bestand die damals herrschende Generation immerhin vorwiegend aus eigentlichen Kantianern; namentlich die breitere Masse der Gebildeten, und auch bei den Säkularfeiern und in der sie umschwebenden Literatur kommt das hin und wieder zutage. Auch in den ästhetischen Raisonnements damaliger Modezeitschriften, in den Moralpredigten der Durchschnittsgeistlichen und den politischen Flugschriften tritt, verdünnt und verwässert, auch wohl einmal gründlich mißverstanden, die Geistesarbeit des einzigen Denkers dem heutigen Leser entgegen.

Wie der transscendentale Idealismus, so hatte auch der ästhetische seinen Gipfelpunkt erstiegen. Auf Kant'schen Prinzipien hatte ein Schiller den klassischen Aufbau seiner Aesthetik aufgeführt; auch seine transscendentale Lyrik hatte in den „Künstlern", im „Reich der Schatten" und verwandten Dichtungen eine Höhe erstiegen, über die hinaus es kein Aufwärts mehr gab. Auf den Boden seiner Aesthetik aber hatte Schiller den fruchtbringenden Baum der Geschichte gepflanzt, der Wallenstein war aus seinen Zweigen gefallen, dessen Erwähnung für uns um so näher liegt, als der Dichter selbst in den glanzvollen Versen des Prologs sein größtes Drama zum Jahrhundertende und den es begleitenden ungeheuren Kämpfen in direkte Beziehung bringt.

Die Wende — wir werden später noch einmal darauf zurückkommen — fällt in die Zeit des traulichsten und fruchtbarsten Verkehrs zwischen Schiller und seinem großen Freunde Goethe. Wie Jener, so hatte auch Goethe die reichliche Hälfte seines Tagewerks damals gethan. Seine bedeutendsten Dramen waren geschrieben, seit Jahrzehnten als Lyriker sein Ruhm gesichert; im Wilhelm Meister hatte er ein weit angelegtes episches Gemälde der Kultur des abgelaufenen Säkulums entworfen; nur die Arbeit an seiner tiefsinnigsten Schöpfung, dem Faust, spann sich gleich Penelope's Faden in stillem Weben aus einem Jahrhundert in das andere hinüber. Es sind die Herrschertage des weimarischen Dichterfürsten, aber es naht die Zeit, wo an die Thüre des königlichen Sängers der alte Geheimrath leise anklopfen wird. Mehr und mehr zeigt sich auch jener Hang zum Allegorisch-Symbolischen, der den Sinn der Dichtung für das unmittelbare Verständniß verdunkelt und einer fröhlich schaffenden Kleinarbeit der Zukunft so reichen Stoff zu gelehrter Deutung aufschichtet. Wie später das große Ereigniß der Befreiung Deutschlands in „des Epimenides Erwachen", so wird er auch den Eintritt einer neuen Zeit allegorisch behandeln — diesmal lag es näher — und auch für den nicht mehr wie einst vertrauten Freund Herder wird das zum Anlaß, mit gleichem Stoff in gleicher Weise zu verfahren. Wir werden über „Paläophron und Neoterpe" und über Herders „Aeon und Aeonis" an passendem Ort zu reden haben.

Längst hatte auch Herder den größten Theil seiner Lebensarbeit hinter sich liegen. Aus den reichen Schätzen dieses universalen Geistes, deren Herzählung ein nutzloses Ding wäre, dürfte in unserm Zusammenhang vor allem eine Erwähnung der in den Humanitätsbriefen entwickelten Gedanken am Platze sein. Humanität — ein Wort und ein Begriff, dessen Gebrauch und Mißbrauch rohere Naturen in der Gegenwart wohl gern zu bespötteln belieben — gehörte ohne Frage zu den Schlagworten einer Zeit, die einen guten Theil ihrer Bildung dem klassischen Alterthum verdankte[18]) und deren Empfindungsleben von den Werken des Genfer Philosophen so nachhaltig beeinflußt war. Aber sie war mehr als ein Schlagwort, diese Humanität, und wir werden sehen, daß sie bei der Jahrhundertwende durch eine großartige und unser reicheres Geschlecht beschämende Opferwilligkeit glanzvolle Proben auch ihres objektiven Daseins ablegte.

Wie nun der Säkularwechsel den Jüngern der Humanitätsapostel eine schöne Gelegenheit bot, die von Meisters Hand empfangenen Lehren zu bethätigen, so ward er andrerseits einem Herder Veranlassung, seinen auf die Entwicklung eines reinen Menschenthums abzielenden Bestrebungen noch einmal in breiterer Form Ausdruck zu geben. Das sollte in seiner geplanten „Aurora" geschehen und geschah demnächst wirklich in der an ihrer Stelle erscheinenden „Adrastea", die neben „säkularischen Hoffnungen" eine stattliche Reihe von Aufsätzen über Kultur und Geschichte des abgelaufenen Jahrhunderts enthielt. Einem Manne von so feinem historischen Sinne wie Herder mußte es besonders nahe liegen, die Bestrebungen und Früchte der soeben abgeschlossenen Periode zusammenzufassen, und wenn das nicht immer mit der eines so hohen Geistes würdigen Objektivität geschah, so ist zu erinnern, daß Herder ein „unmuthig kranker" Mann geworden war, der mit vielem haderte, was in der Welt und in seiner nächsten Umgebung, in Weimar, vorging. Dieser „unmuthig kranke" Mann spricht auch aus dem bitteren Urtheile, welches, in der Abschiedsstunde, der Schöpfer der „Ideen" über das 18. Jahrhundert fällt, das zu dem von ihm vertretenen Gedanken der Entwicklung des Menschengeschlechts so herrliche Belege geliefert, das doch auch seine und Goethe's Tage heraufgeführt hatte. Vater Gleim, mit dem Herder in regem Briefwechsel steht, wünscht diesem zum neuen Jahrhundert, daß es, „wenn nicht für die ganze Menschenwelt, dennoch für die beste, von der Sie die allerbeste sind, ein goldenes sein möge."[19]) Dagegen schreibt der Dichterphilosoph[20]): „Das vergangene Jahrhundert kann ich weder loben noch schelten. In seiner Jugend war es ein äußerst fades Ding; dann raffte es sich zusammen, versprach viel und hielt wenig; am Ende sehen wir, wie es für uns Deutsche ausgeht. Fluch über die, die es so ausgehn machen; doch sie tragen die Nemesis auf dem Rücken, vor der Stirne, im Busen, und wo weiß ich mehr! Abeat! pereat das Gespenst und weiter! weiter!"

Wir konnten dieses harte Urtheil um so weniger übergehen, als wir bei der Säkularliteratur auf ganz ähnliche stoßen werden. Daß Herder in seinen Worten auf die Hauptperson im politischen Leben, die, damals den Meisten noch unergründlich, wie ein Faust-Problem

[18]) Wir können hinzusetzen, daß sie mit Friedrich August Wolf den wahren Gewinn des Alterthums gerade in der harmonischen Bildung des Geistes und Gemüths sah.

[19]) Von und an Herder, I, S. 284.

[20]) Von und an Herder, ib.

von einem Jahrhundert ins andere hinüberschritt, daß er auf Napoleon Bonaparte gezielt haben sollte, ist aus manchen Gründen nicht anzunehmen. Ueber den hatte schon der alte Wieland ein glänzendes Bonmot abgegeben, mehr noch, eine Prophezeiung, die jenen zum künftigen Diktator der Geschicke Frankreichs erklärte. Und zwar schon 1798, als der junge General gerade unter den säkularen Pyramiden Aegyptens spaziren ging. Denn der Dichter des „Oberon" hatte dem Versemachen Lebewohl gesagt, und im letzten Jahrzehnt vor der Wende war er in seinem Merkur, dessen Leitung er bald an Böttiger abtreten wird, als ein großer Politikus aufgetreten, was ihm übrigens Zeit ließ, sich in seine feinsinnigen Studien des Alterthums immer tiefer einzuspinnen, sie zu philosophischen Romanen zu verarbeiten und daneben als sorglicher Vater, der am Abend sein Haus bestellt, an der letzten Gestaltung seiner Werke zu arbeiten.

Während der ästhetische Idealismus zur Jahrhundertwende unverkennbar den Gipfelpunkt erreicht hat, ist unter seiner lustigen Höhe im letzten Jahrzehnt des verrinnenden Säkulums eine andere Schule emporgewachsen, die Romantik. Neben einer hervorragenden theoretischen und kritischen Thätigkeit ist sie auch produktiv fruchtbar geworden; in Tiecks „Romantischen Dichtungen", die dem neuen Kreise zu einem Namen verhelfen, und in Novalis' Ofterdingen ist die sagenhafte blaue Blume ihrer Zaubermacht erblüht, die träumerisch ihren Glockenkelch öffnet, um in den verherten Wald ein nur dem Eingeweihten verständliches Lied hinauszuläuten. Gerade in den Wendejahren am Schlusse des Jahrhunderts ging das Zauberwesen vor sich. Um diese Zeit ist auch die junge Schule als Schule schon in einem gewissen Zerfall. Schon haben die meisten ihrer Häupter die Opferstätte des neuen Kultus, das liebliche Jena, verlassen und sind in die Welt hinausgezogen, freilich wie die Apostel, um zu werben. Nach Dresden und Berlin dehnen sich die Kreise der Romantik, nach Berlin, wo sich ihr Wesen mit jüdischen Elementen versetzt und ein eigenthümliches literarisches und schöngeistiges Leben entwickelt, in einer feuchten Tropenatmosphäre, in deren sinnlich berauschenden Nächten die Leuchtkäfer der Ironie und des Witzes in funkensprühendem Wirbeltanz umhertaumeln.

Es ist das Milieu der femmes incomprises und incompréhensibles, von der herrlichen Henriette Herz der kleinen geistreichen Rahel mit den feinen runden Gliedern, für welche die Säkularfeier gerade zwischen zwei Herzensromane mitteninne fällt, der klugen Dorothea Veit, Vater Mendelssohns genialisch häßlicher Tochter, bis auf die Wiesel und andere Maitressen hoher Herren. Auch Karoline v. Fouqué war eine verwandte Erscheinung, und auch auf dem ruhigeren Spiegel des Weimarischen Lebens tauchen Gestalten auf wie eine Emilie v. Berlepsch, jene gefühlvollen Frauen, die, wie die Kalb und die nach Pommern verschlagene Sydow, um das Kinderherz Jean Pauls einen wahren Bajaderenreigen aufführen.

Im Verkehr mit den Leonoren dieser Welt lebt auch ein Schleiermacher, der mit ihnen die Labyrinthe des weiblichen Herzens durchirrt, aber auch, den Rationalismus der damaligen Theologie überwindend, die Wurzeln der Religion in den Tiefen des menschlichen Gemüths wieder aufzugraben weiß, für eine Säkularbetrachtung eine doppelt anziehende Persönlichkeit, da er in seinen „Monologen" dem neuen Jahrhundert eine bedeutende Morgengabe auf den Geburtstagstisch legt. Obwohl das schon im Vorjahr geschehen, war doch auch Schleiermacher ein Anhänger von 1801: „Adieu, viel Glück, das heißt eigentlich nur Gesundheit zum neuen Jahr und Jahrhundert!" schreibt er am 29. Dezember 1800 [21]) an seine geliebte Schwester Charlotte.

Von den Häuptern der romantischen Schule hält sich August Wilhelm v. Schlegel gerade in Braunschweig auf, und er scheint die Jahrhundertwende nicht eben in übermäßig poetischer Weise gefeiert zu haben. Wenigstens schreibt Karoline Schlegel: [22]) „Soll ich Dir auch mein 12 Uhr beschreiben? Es hatte blos ein innerliches Daseyn, rings herum kein Laut, kein einzig festlich Zeichen. Es gab allerley Gesellschaften, aber ich hätte bey keiner seyn mögen, auch die übrigen mochten nicht; Luise ging nur ein paar Stunden auf einen Ball und kam um 10 Uhr zurück. Schlegel befand sich nicht wohl, er schlief in meiner Stube auf dem Sopha den ganzen Abend. Ich war noch zu Luisen hinuntergegangen, denn zu Bett legen wollte sich doch keiner; wir brauten eine kleine Schale Punsch mit huile de Canele, der Schlag 12 überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir als könten üble Folgen daraus entstehn, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns herunter gehn wollen, also begegneten wir uns wie die beyden Jahrhunderte auf der Treppe." Karoline richtet diese Worte an Schelling, und der vertrauliche Ton des übrigen Briefes läßt errathen, wie sehr schon dem Schöpfer der Identitätslehre das Herz der schönen Frau zugewandt war, die mit August Wilhelm Schlegel nur noch in äußerer Ehe zusammenlebte.

Nehmen wir gleich noch einen anderen Jahrhundertwendebrief in die Hand, der uns ebenfalls an eine große Wendung und Wandlung in einem Dichter- und Menschenleben erinnert. Am 30. Dezember 1800 schreibt ein alter Verehrer an Klopstock, den im Weichbilde von Hamburg auf seinen Lorbeeren ruhenden Sängergreis: [23]) „Mit getrostem Muthe schreite ich ins neue Jahrhundert über, so umwölkt es uns auch zu nahen scheint. Denen, welchen alle Dinge zum Besten dienen müssen, kann es nur Gutes bringen." Der gottselige Ton und der Aufgabeort des Briefes, Münster, stimmen zu dem Schreiber. Es ist Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, der Freund Vossens und Bürgers, der vor 25 Jahren den Tyrannenhaß und die Freiheitsschwärmerei der Hainbündler mitgemacht, nun aber, am Abend des Zeitalters der Aufklärung, in den geräumigen Bergungshafen der römischen Kirche hinübergelenkt war. Auch ein Zeichen der Zeit, das Katholischwerden, und ein Beispiel, dem, berückt von dem Zauber verfallener Waldkapellen und umnebelt von Weihrauchduft und süßen Madonnengesichtern, mancher der Romantiker bereitwillig folgen sollte.

Wollen wir den flüchtigen Streifzug durch das Geistesleben der Tage um die Wende noch eine kurze Zeit hindurch fortsetzen, so werden wir auch einen Augenblick bei der Rechtswissenschaft stehen bleiben dürfen. Die steckte noch tief in naturrechtlichen Anschauungen, die im

[21]) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen, I, 271.

[22]) Waitz, Caroline, II, Nr. 208.

[23]) Briefe von und an Klopstock, herausgegeben von Lappenberg. Braunschweig, 1867, Nr. 224. An seine Schwägerin Louise schreibt Stolberg am 6. Januar 1801: „Dein liebevoller Brief des verflossenen Jahrhunderts gelangte heute erst an mich." (Johannes Janssen, Friedr. Leop. Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, 35.)

Staatsrecht durch die Revolution einen mit schwerem Blutvergießen erkauften Sieg davongetragen hatten, der sich zuguterletzt als ein Pyrrhussieg erweisen sollte. Doch war auch in der Juristerei aus Ruinen neues Leben erblüht, namentlich im Strafrecht und Strafvollzug, und die in dieser Hinsicht wahrhaft humanen Bestrebungen der französischen Nationalversammlung hatten den Bannkreis der grausamen Todesstrafen durchbrochen. Auch auf die Nachbarländer blieb das Beispiel nicht ohne Wirkung. Vor der Thüre stand die Zeit, wo zum letztenmal die Knochen unglücklicher Opfer einer barbarischen Justiz unter der Folter des Rades knirschen sollten; das letzte Schlachtlamm des Hexenwahns, wenigstens in den zivilisirten Ländern Mitteleuropa's, die Dienstmagd Anna Göldi in Glarus, war vor zwanzig Jahren dem Scheiterhaufen überliefert worden. Auch die Forderung von Geschworenengerichten und eine große Menge fruchtbarer Gedanken über Verbesserungen im Zivil- und Strafprozeßverfahren waren durch die Revolution in Umlauf gesetzt worden, und es ließ sich erwarten, daß ein schöpferischer Geist den chaotischen Nachlaß der französischen Volksvertretungen ordnen und aus den Tausenden und Abertausenden an sich brauchbarer Bausteine ein festgefügtes Thurmgebäude aufführen werde, eine Hoffnung, die der erste Napoleon in seiner Gesetzbuchschöpfung erfüllt hat. Nach ihm sollte sich das bayerische Strafgesetzbuch zu einsamer Höhe erheben.

War nun aber die Justiz gesonnen, die Zahl ihrer Opfer gegen früher einzuschränken und dem armen Sünder das letzte Stündlein etwas zu erleichtern, so schien die Heilkunst die Sorge dafür übernehmen zu wollen, daß der Ueberfluß an Menschen, der damals weniger als heutzutage drückte, kein allzu großer würde. Schon früher hatte der Schotte Brown seine berufene Erregungstheorie aufgestellt, die sich allmählich auch in Deutschland einbürgerte und an Markus, Röschlaub und Frank namhafte Vertreter fand. Auch in unsre Säkularliteratur spielt sie hinein. Denn Kotzebue hat sie recht lustig verspottet, Kotzebue, der mit guter Witterung auf alles zu spekuliren verstand, was die Augen näßte und die breiten Mäuler der Philister, denen die Größen von Jena zu hoch, die kritischen Wortgefechte der Romantiker zu verzwickt waren, zu sonorem Gelächter zwang. Um aber zu den Medizinern zurückzukehren, so braucht wohl nur an Hufelands „Makrobiotik“ erinnert zu werden, wenn wir wissen wollen, wie man damals, heutigen Bestrebungen nicht ganz unähnlich, den Gedanken ventilirte, das menschliche Leben auf eine natürliche und vernunftgemäße Weise bis zu den äußersten Grenzen zu verlängern oder zu erhalten. Eine praktische Bethätigung dieses Gedankens war die Kuhpockenimpfung, die im Jahre des Erscheinens der Makrobiotik von dem Engländer Jenner erfunden ward und wenig später auch auf den Kontinent kam, wo sich in Deutschland gerade wieder Hufeland um ihre Einführung Verdienste erwarb.

Ein ähnlicher Kampf wie zwischen Brownianern und Antibrownianern wüthete unter den Chemikern zwischen den Phlogisten und Antiphlogisten. Die letzteren waren, wie man weiß, die Fortschrittler; ihr berühmter Vertreter Lavoisier hatte freilich auf einem anderen Feld als unter den Schmelztiegeln des Laboratoriums haud sine gloria sein Ende gefunden. Ueberhaupt war es Frankreich, wo um die Jahrhundertwende aus dem Blutfeld der Revolution eine Blüthe der Naturwissenschaft emporstieg. Das ist keine Redensart; denn in den Pulverfabriken des Nationalkonvents hatten die Chaptal und Monge ihren Blick für chemische Prozesse schärfen gelernt, und der Zug Bonaparte's nach Aegypten hatte den Naturwissenschaften neue Felder erschlossen. Wer um das Jahr 1800 nach Paris kam, der konnte sich nicht satt sehen an den Kuriositäten des Pflanzengartens, an den industriellen und technischen Erfindungen, an den Ausstellungen, und mancher Deutsche saß zu den Füßen von Cuvier, Laplace und Lalande und hörte mit bewunderndem Staunen den lichtvollen Vortrag der für deutsche Ohren ungewohnten geschmackvollen Gelehrsamkeit der Franzosen.[24]) Auch die Humboldt fanden sich dort ein, von denen Wilhelm sich zur Zeit unter baskischen Büchern zu vergraben liebte, während Alexander in Habana weilte, nachdem er schon mit Bonpland auf Indianerkähnen durch die Katarakten des Orinoko geschifft war.

Mit Minerva streitet Mavors um die Herrschaft auf Erden, auch um den Vorrang im Reiche der Geister. Die Revolution, von den Fürsten Europa's bekämpft, aber von der Elite der kosmopolitischen Denker aller Länder, auch Deutschlands, als die Morgenröthe eines aufgehenden Völkerfrühlings begrüßt, hatte die Sympathien nach und nach verloren, aber den Schaden dieser Einbuße durch reichen Gewinn an physischem Terrain zu ersetzen verstanden. Holland, Belgien, Italien und das linke Rheinufer waren in ihrer Gewalt, Spaniens allerkatholischste Majestät ein alliirter Vasall, und soeben war auch der Romantiker des Nordens, Kaiser Paul, in den Bannkreis des dämonischen Mannes getreten, der am 18. Brumaire des Jahres VIII republikanischer Zeitrechnung Vater Wielands gutmüthige Prophezeiung zur Wahrheit gemacht hatte. Er war das Gestirn, das am Himmel des aufgehenden Jahrhunderts durch die Wolken schimmerte. Wird es der Morgenstern einer von nun an für immer gefestigten Freiheit sein oder der Abendstern der versinkenden? Würde er wohl gar in das Dunkel der Autokratie und des Despotismus zurückführen? Würde der ungerathene Sohn seiner Mutter, der Revolution, die durch sie errungenen Freiheiten wieder vernichten oder umgekehrt dieser schlimmste aller Jakobiner den revolutionären Gedanken auch über die „natürlichen“ Grenzen des erweiterten Frankreichs hinaustragen? Keine dieser Fragen blieb unausgesprochen, aber keiner von den Vielen, die vom ersten Jahre des Jahrhunderts an in so hellen Schaaren nach seinem Bethlehem-Paris wallfahrteten, blieb vom Glanz dieser merkwürdigsten aller siderischen Erscheinungen ungeblendet.

Noch ein Wort auch über die kleineren Planeten, die die neue Zentralsonne umstanden. Rothes Marslicht strahlte von dem Artushofe des Konsuls wieder, wo die Murat, Berthier, Davout, Marmont und Augereau noch die einfache Generalsuniform trugen. Da sehen wir auch in einer anderen Hemisphäre ein Gestirn aufleuchten, furchtbaren Zusammenstoß in ahnungsreicher Ferne verkündend. Wenige Wochen nach der letzten Mittnacht des Jahrhunderts tritt ein unscheinbarer Mann, Oberst Scharnhorst, der unfruchtbaren Oede des hannoverischen Dienstes satt, in die Reihen der Armee Friedrichs des Großen, deren verblichenen Ruhm er zu neuem Leben heraufführen hilft.

Aber die Zeit war noch fern, und dem kühnen Faustgriff des um sich packenden Riesen stand damals nur England mit seinen Flotten gegenüber. Doch auch Pitts Wagschale stieg leichter in die Luft, während auf

[24]) Nähere Angaben darüber bietet meine Schrift: Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher, Bonn, 1900.

dem Kontinent fast nur noch eine Stimme gegen die tyrannische Seeherrschaft der Briten hallte. Und das Deutsche Reich? Kein Bild ist hier zu stark und keines zu häßlich — das olte Reich war völlig aus den Fugen gegangen, und durch die Löcher des zervissenen Gebälkes pfiff die Morgenluft des beginnenden Jahrhunderts, das den endlichen Zusommendruch des längst zum Spott der eigenen Bewohner gewordenen Riesengebäudes zu bringen schien. Schon hatte ihm Görres sein Testament geschrieben, und am 14. Januar 1801 — zwei Wochen noch dem uns interessirenden kritischen Tage — beginnt der schwäbische Publizist Johann Gottfried Pahl einen Auffotz in seiner „National-Chronik“ mit den Worten des Kapuziners aus Wallensteins Loger:

Das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm.

Er hatte recht. Auch auf dem rechten Rhein-Ufer, im Herzen Süddeutschlands, standen die Franzosen. Soeben hatte Moreau, dos Idol der Republikoner von der strengen Observanz, durch den Meisterzug von Hohenlinden Bonaparte's Sieg bei Marengo verdunkelnd, den König von Ungarn und Böheim auf dem militörischen Schachbrett lahm gelegt; in München konnten die Krieger der Neufranken die Jahrhundertwende feiern — wenn es nicht gegen den republikanischen Katender verstoßen hätte. Während Deutschlonds „Erdfeind“ im Inn und in der Donau seine Rosse trönkte, verharrte Preußen, so laut sich auch monche Stimmen dagegen erhoben, in der Neutrotität und wurde von den Meisten deßwegen gepriesen. Denn Friede! Friede! war der einzige Wunsch der gequälten Völker, Friede um jeden Preis! Mochten immerhin weiter schauende Potitiker, ein Korl Ludwig v. Holler, ein Friedrich Gentz, die freilich für ihre Person im Trockenen saßen, dagegen predigen, mochte der Letztere, und mit ihm auch Archenholz und andere Publizisten, die Zerstörung des europäischen Gleichgewichts beklagen, das seit dem westsötlischen Frieden glorreichen Angedenkens trotz aller Stürme so teidlich schön bestanden, durch die Geschichte so gewissermaßen sich hindurchmonifestirt hotte — was fragte der mißhandelte Bürger und Bauer danach, er wollte Ruhe und Frieden!

Uebrigens hat man dem Geschlecht von 1801 in manchen Dingen unrecht gethan. Woht wandelten die subtimen Geister am Musenhofe zu Weimar ihre Bohn auf den Höhen der Menschheit weiter; aber selbst dort war die Luft nicht so dünn, als daß nicht der Schmerzensruf ous den Thälern hin und wieder hinoufgeschallt wäre. Herders und Knebels Briefwechsel zeigen ja, daß diese Männer für die traurige potitische Lage, für die Schmach und das Elend ihres Volkes Empfindung und Verstöndniß besaßen. Auch in der „Aurora“, der „Erscheinung om neuen Jahrhundert“, spricht Herder zu seinen Deutschen patriotische Worte. Wer tiefer graben will, wird unsre Behauptungen immer mehr bestätigt finden. Die Rastotter und Lunéviller Flugschriften-Literatur durchklingen Accente, die on Schärfe selbst 1813 kaum übertroffen worden sind. Man broucht nur Häberlins Staatsarchiv aufzuschlagen.

Und noch eins! Ein Gedanke, der um so näher liegt, ols er aus der Säkularliteratur, der prosoischen wie der poetischen, recht vernehmlich hervorklingt. Die Revotution hatte denn doch — und nicht allein im Justizwesen — ihr Gutes gebracht. „Die große Nation gob ein großes Schauspiel. Sie hat eine Probe an sich gemacht,“ sogt Herder. Eine Probe ouf politische Geistesfreiheit, die einer allgemeineren Forderung entsprach, wie das Verlangen nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ein Bedürfniß der Zeit Luthers gewesen war. Nicht ganz so taut wie gegen die Ausschreitungen der Jokobiner, aber für den, der hören wollte, fast ebenso eindringlich, erhob sich die öffentliche Stimme gegen den Despotismus und die Günstlingswirthschaft der kleinen Höfe und gegen die Standesvorurtheile. Der schurkische Kanzler in Ifflonds „Mündeln“ hat gonz recht, wenn er als seinen größten Feind die Presse onsieht. Den ungeheuren Fortschritt der „Pubtizität“ seit den dürren Tagen des Tentzel'schen Zeitungswesens und den Erfotg der bahnbrechenden Wirksamkeit eines Schlözer, Schubort und Weckhrlin zeigte monch freieres Wort, das sich in der Feierstunde des Jahrhundertwechsels hervorwagte.

Sagen wir endlich noch zwei Worte über die Sittenverhältnisse. Wenn Schalk Kotzebue einmal die vermummten Urgroßmütter ihren nockten Urenkelinnen gegenüberstellt, so darf man darous ollein nicht allzu viel folgern. „Griechische“ Nudität war freilich von den Fronzosen auch zu uns herübergekommen, wie die gepotsterten Hatskissen und der unschöne Hosenlatz der Incroyables. Aber die Alten waren, wiewohl ehrbarer gekleidet, nicht immer auch umso ehrbareren Sinnes gewesen. In der Reichspfaffengasse am Rhein gab es, wie manche Flugschriften melden, allertei sittliche Gebrechen, die man geradezu ols Ueberbleibsel des sinnlich gemöchlichen Lebens in den Residenzen der geisttichen und weltlichen Duodezfürsten anzusehen hat. Freilich hatten die republikanischen Neufronken, die untöngst ins Land gekommen waren, auch nicht gerade zur Verbesserung der Sittenzustände beigetragen. Grauenhaft müssen diese, noch den Schitderungen des ausschweifenden Laukhard zu urtheilen, in der Pfalz gewesen sein; auch in Bayern hotte Korl Theodors bigottes Regiment und die Maitressenwirthschaft des schwachen Fürsten seinem Nochfolger reiche Arbeit ousgespeichert. Unausrottbor schien der Wiener Schlendrian; über dem protestantischen Berlin war die Treibhausschwüle der Wöllner- und Bischoffswerder'schen Zeit noch nicht gonz verflogen, und die Unsitttichkeit, die Friedrich Wilhelms III. nüchterne Reinheit vom Hofe verwiesen, hatte sich nur in etwos entferntere Regionen zurückgezogen. Männern in hervorragenden Stellungen, wie Lombard, wurden hinsichttich ihres Privatlebens schlimme Dinge nachgesagt; geschah es mit unrecht, so sprechen Gentz' Togebücher desto deutlicher von seinen und seiner Freunde viehischen Orgien. Auch Broschüren wie „das gepriesene Preußen“ zeigten, daß „etwas faul im Staote Dönemork“ war, und dergehoher Unrath sollte durch die Schandliteratur von 1807 ouf die Stroßen gesahren werden. Manches wird darin auch übertrieben, und war es nicht tout comme chez nous, so war es doch auch nicht allzuviel schlechter.

Aber eine tiefe Kluft thut sich zwischen dem Gemüthsleben von domals und dem der Gegenwart auf. Mindestens woren die Aeußerungen recht verschieden. Noch herrschte trotz Aufklärung und Nicotoi-Gedike-Biester'scher Nüchternheit eine große Breite der Gefühlsfetigkeit, deren Fluthwelle aus Memoiren, Briefwechseln und anderen vertrautichen Herzensergüssen dem Leser von heute seltsam entgegenrauscht. Sie tritt, vielfach merkwürdig mit nüchternen Verstandeselementen gemischt, wie in den Erzeugnissen der romantischen Schule, so auch bei den Säkularfeiern und der mit ihnen zusammenhängenden Literatur zutage, zu deren Besprechung wir nunmehr überzugehen gedenken.



Mittheilungen und Nachrichten.

* **Münchener anthropologische Gesellschaft.** (Schluß.) 30. November: Prof. Dr. Furtwängler sprach über die überaus erfolgreichen Ausgrabungen, die das Britische Museum auf Cypern in einer Nekropole bei der alten Stadt Salamis gemacht hat und über welche soeben eine schöne Publikation erschienen ist. Die Nekropole erwies sich als ein Fundplatz ersten Ranges für Alterthümer der mykenischen Epoche. Die dort gefundenen Gold- und Elfenbeinarbeiten kommen an Reichthum und Fülle fast den berühmten Schliemann'schen Gräbern von Mykenä gleich. Die Funde gehören indeß in die letzte mykenische Zeit, und die Gräber sind die der ersten griechischen Ansiedler auf Cypern. Der Vortragende suchte insbesondere nachzuweisen, daß diese Ansiedler mit einem der von Norden gekommenen Stämme identisch seien, welche unter Ramses III. gen Aegypten zogen und von dort zurückgeschlagen wurden. Als Zeit der Nekropole bestimmte er das 12. bis 11. Jahrhundert v. Chr. Die Darlegungen wurden durch eine Reihe von Lichtbildern erläutert, die sich auf jene Funde von Salamis sowohl wie andere Arbeiten der mykenischen Epoche bezogen. Hierauf erhielt das Wort Hr. Emil v. Lange, Direktor der Kunstgewerbeschule, zu seinem Vortrag über den Größenwachsthum der Menschen. Er hat die von ihm ausgeführten und die in der Literatur niedergelegten Wachsthumsmessungen mittelst individueller Wachsthumskurven zur Darstellung gebracht. Von der Geburt an steigt die Kurve mächtig an, zieht sich dann mit allmählich langsamerem Tempo in einer Reihe kleinerer Zwischenbewegungen nach oben fort, um von einer gewissen Stelle an mit rascher Verflachung in die ruhige Lage der Horizontalen, d. i. zur konstanten Körperhöhe des Erwachsenen überzugehen. Es zeigten sich an den außerordentlich schön ausgeführten Kurven die Einflüsse der Pubertät, der gesundheitlichen Verhältnisse, der Tages- und Jahreszeit u. s. w. Es kann hier auf die überaus interessanten und wichtigen Einzelheiten nicht eingegangen werden. Der Vortragende hat es auch unternommen, die Kurven mathematisch zu bestimmen und auf graphisch-konstruktivem Wege die möglichen Grenzwerthe festzulegen. Der höchst lehrreiche Vortrag hat gezeigt, wie wichtig Messungen an ein und derselben Person im Laufe seiner individuellen Entwicklung sind, und es wäre zu wünschen, daß z. B. die Herren Aerzte die ihnen sich bietenden Gelegenheiten zu den einfachen Messungen benutzen würden. An der Diskussion betheiligte sich Hr. Obermedizinalrath Ballinger. — 14. Dezember: Der Vorsitzende Hr. Prof. J. Ranke theilt mit, daß Hr. Gymnasiallehrer Dr. A. Mayr wegen Erkrankung seinen angekündigten Vortrag nicht halten kann. Am 8. Dezember fand im Arbeitszimmer des Vorsitzenden eine kleine Konferenz statt, an welcher außer ihm noch die HH. Dr. v. Peez (Salzburg), M. Fastlinger und Dr. Birkner (München) theilnahmen. Es wurde beschlossen, die ältesten Kirchenpatrone und Patrozinien, zunächst die dem hl. Martin geweihten Kirchen, kartographisch für das alte bajuvarische Gebiet zwischen Lech und Ens, zwischen den Alpen und der Donau inklusive des Bisthums Eichstätt zu bearbeiten, um deren Verhältniß zur Germanisirung des Gebiets zur Darstellung zu bringen. Hierauf demonstrirte Hr. Hofrath Dr. M. Höfler in seinem Vortrag über volksübliche deutsche Kultgebäcke eine überaus große Sammlung von Abbildungen von Kultgebäcken, wie sie im ganzen deutschen Gebiete im Laufe des Jahres verwendet werden. Name, Zeit, Ort und Form gestatten, die Gründe für die Veränderungen der Kultgebäcke zu erkennen. An der Diskussion betheiligten sich die HH. Dr. Hartmann und Baetz. Das Wort erhielt dann Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Baelz (Tokio, Japan) zu einem Ueberblick über die Völker Ostasiens und zu Bemerkungen über anthropologische Untersuchungsmethoden. Die Kultur Ostasiens wird gewöhnlich unterschätzt, sie hat Jahrtausende und die größten Völkerstürme überdauert und die Eroberer in sich aufgenommen. Die Völker Ostasiens sind nicht so homogen wie die Kultur. In geringer Zahl finden sich die Aino, ein häufiger Typus ist der, welcher in Japan, China und Korea den sogenannten feinen Typus der höheren Klasse darstellt, eine Mischung von kaukasischem und mongolischem Blut, in großer Anzahl erscheint der mongolische Typus und in den südlichen Theilen der malayische. Der Vortragende empfiehlt zur Untersuchung der Kopfform die Methode mit Bleidraht. Es genügt, den horizontalen Umfang, den Querumfang in der Ohrgegend, den horizontalen Gesichtsumriß in der Höhe der Wangenbeine und den frontalen Gesichtsumriß in der Mitte der Jochbogen mit Bleidraht zu nehmen und aufzuzeichnen. Mit dieser relativ einfachen Methode wird es möglich, im Laufe der Jahre die individuellen Veränderungen des Kopfes festzulegen und so ein äußerst werthvolles Studienmaterial zu schaffen. Hr. Prof. Baelz hat versprochen, im Frühjahr in einem ausführlichen Vortrag auf die skizzirten Verhältnisse zurückzukommen.

* **Marburg.** Dr. Th. Fischer, Professor der Geographie an der hiesigen Universität, beabsichtigt, wie der „Globus" mittheilt, Anfang 1901 eine dritte Reise nach Marokko, diesmal auf Kosten und im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft, anzutreten. Prof. Fischer, welcher auf seiner letzten Reise im Jahre 1899 vornehmlich die Erforschung des Stromlaufes des Tensift, des Um-a-Rbia und des Wadi Bcht ausgeführt hat und ein reiches Material zur Geographie des marokkanischen Atlasvorlandes demnächst als Ergänzungsheft zu Petermanns Geographischen Mittheilungen veröffentlichen wird, beabsichtigt auf dieser dritten und letzten Marokko-Reise den wirthschaftlich werthvollsten und am leichtesten zu bereisenden Schwarzerdegürtel von Mogador im Süden und Larasch im Norden, inkl. eine Zone von 100 km landeinwärts, zu erforschen.

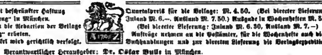
* **Leipzig.** Buchhändlerjubiläum. Am 1. Jan. 1901 werden es 25 Jahre, seit die Verlagsbuchhandlung Veit u. Comp. (Leipzig) in den Besitz von Hrn. Hermann Credner überging. Hr. Credner hat durch rastlose und umsichtige Thätigkeit jener Firma einen glänzenden Aufschwung gegeben, so daß die „Allgemeine Buchhändlerzeitung" (in der Nummer vom 13. September 1900) sagen konnte: „Seine weit über die Grenzen des Buchhandels hinaus bekannte Firma ist durch die sorgfältige Auswahl der Verlagswerke und den anerkannten Ruf ihrer Autoren von besonderem Einfluß auf das literarische Leben geworden." Er hat sich ferner als langjähriger Vorsitzender des Vereins der Leipziger Buchhändler große Verdienste erworben, er ist endlich mit manchen der Autoren in ein engeres freundschaftliches Verhältniß getreten, aus dem auch für die Wissenschaft fruchtbare Anregungen erwachsen sind. So dürfte es nicht unangemessen scheinen, auch an dieser Stelle jenes Jubiläums zu gedenken und zu ihm Glückwünsche darzubringen.

* **St. Petersburg.** Der Chefelektriker der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, v. Dolivo-Dobrowolsky, zu Berlin hat einen Ruf als Professor und Leiter des elektrotechnischen Instituts am hiesigen neuen Polytechnikum angenommen.

Jahrgang 1900. München, Montag, 31. Dezember. Nummer 298.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Des Neujahrsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Mittwoch.

Uebersicht.

Nochmals die Schlacht bei Dorking.

Von Albert Pfister.

Es sind jetzt eben 15 Monate her, daß ich die Erinnerung an das Phantasiegebilde der Schlacht bei Dorking zurückgerufen habe (Beilage Nr. 223 vom 30. September 1899). Ich sprach davon, wie die Angst vor den noch unbekannten Ansprüchen und Zielen des neuerstandenen Deutschen Reichs unmittelbar nach dem großen Kriege in England wilde Träumereien begünstigt und die Vorstellung hervorgerufen habe, bald werde man deutsche Truppen in England als Feinde ans Land steigen und gegen London marschiren sehen. Auf den Höhen von Dorking südlich von London werden sich die Englischen zur Vertheidigung aufstellen; sie werden aber geschlagen werden und mit dieser Entscheidung in der Schlacht bei Dorking beginne der Untergang Englands und seiner Bedeutung in der Welt. Nicht zu verwundern ist es, wie ein natürlicher Gedankengang die englischen Zukunftspolitiker zu der Annahme veranlaßte, daß eine Abrechnung mit England durchaus nothwendig sei, um der Herrlichkeit und Größe des Deutschen Reichs, seiner Bedeutung für den Weltmarkt den rechten Abschluß zu geben. Allein Jahr um Jahr verging, ohne daß die schlimmen Prophezeiungen sich erfüllten. Auch der letzte Nebelstreifen zerfloß. Mochten auch Systeme und Persönlichkeiten an der Spitze des Deutschen Reichs wechseln, immer zeigte sich nur deutlicher, daß England sich sorglos dem Traum von der alleinigen Beherrschung des Meeres und des Welthandels in rücksichtslosester Ausbeutung hingeben könne.

Aber ist denn die Schlacht bei Dorking an ein bestimmtes Jahrzehnt gebunden? Zerfällt denn nicht jede rechtschaffene Schlacht in verschiedene Gefechtsabschnitte: in Vorpostenkampf, in Einleitung, Durchführung und Verfolgung? Muß sie denn auf englischem Boden ausgefochten werden; kann nicht die Einleitung zur Entscheidungsschlacht in Südafrika stattfinden, der Schluß aber und die weiteren Stücke, Jahre nachher in Indien oder auf dem Meere? Ist nicht heute schon ein gut Stück von der Schlacht bei Dorking für die Engländer verloren gegangen? — Als vor 15 Monaten England in den Krieg mit den Buren eintrat, da führte die gesammte Presse der Engländer aus, wie bei diesem Waffengang von vornherein alles so trefflich und ineinandergreifend geordnet werden müsse, daß ein Fehlschlag, auch ein vereinzelter, gänzlich ausgeschlossen sei. Zu der Aufgabe, die sich heute England für Ausbreitung der Kultur auf der ganzen Erde stelle, gehöre es, daß mit aller Macht der Volksstamm in Südafrika niedergeworfen werde, der ein Ausbund von Untugenden sei, roh, gewaltthätig, verthiert, den modernen Ideen des Handels und Verkehrs durchaus unzugänglich. Es dürfe nicht geduldet werden, daß England bei seinem Fortschreiten irgend ein Hinderniß vor sich finde. Ein armseliges, lächerlich kleines Volk wage in seiner Verstocktheit dem englischen Löwen Trotz zu bieten. Und in der Armee wie auf den Straßen begann man zu johlen: „Nach dem Kriege soll ein lebendiger Bur eine Seltenheit sein!“

Erst wenige Monate war der Krieg im Gang; auf eine Reihe von großartigen Siegen vermochten im Januar 1900 die Buren zurückzublicken und die englische Presse ließ sich so vernehmen: „Was soll aus England werden? Das Reich kann nicht mehr nach der alten Weise bestehen, wir sind am Scheideweg angelangt. Nach jeder Richtung hin haben die Buren unsre Armeen auf unserm eigenen Boden zurückgeschlagen. — Der größte Segen dieses Krieges für uns besteht darin, daß er unsre nationalen Schwächen vollkommen bloßgelegt hat. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sind unsre Methoden veraltet. Wir berufen uns immer auf die Ueberlieferung. Wir sind jeden Augenblick bereit, in rhetorische Orgien über die Vorzüge unsrer Geburt und unsres Staates auszubrechen, bis diese Vorzüge, in Ermangelung thatsächlicher Anstrengungen sie zu behaupten, zu blaßen Schatten herabzusinken drohen. Während andere Völker beständig ihre Fähigkeiten ausbilden und jede Fiber anstrengen, um in Politik und Handel den Preis davonzutragen, und die Mittel, mit denen sie im Weltstreit der Nationen um Erfolg kämpfen, beständig zu vervollkommnen suchen, haben wir uns auf die faule Haut gelegt. Wir haben unsern Unternehmungsgeist verloren und unserm Uebermenschenthum geschmeichelt, statt die wunderbaren Fortschritte unsrer Nachbarn zu beachten. Unser Erziehungssystem ist eine Umschreibung für das Wort Konfusion und wir machen nicht die geringsten Anstrengungen, um unser Erziehungswesen mit Klarheit und Sicherheit dem Staate dienstlich zu machen. Sogar unsre alte physische Ueberlegenheit ist uns verloren gegangen. Während wir leidenschaftlich Athletenspielen zuschauten, hat die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland von Geschlecht zu Geschlecht eine so ständige Verbesserung der Leibesbeschaffenheit der Nation herbeigeführt, daß die Uniform eines preußischen Grenadiers vom Befreiungskriege dem Durchschnittsdeutschen von heute um einige Zoll zu klein wäre. Wie wir uns dem Sport hingeben, so widmet sich der Deutsche der Arbeit.“

Der gewaltigste Lehrmeister ist der Krieg, in erster Linie für den Besiegten. Man begann sich in England zu besinnen und von der Möglichkeit allgemeiner Wehrpflicht zu reden; ja noch mehr, man machte wirkliche Anstrengungen. Nicht in demselben Maß steigerten sich die Leistungen der Buren. Es ist ja ohnehin Kolonistenart, darauf zu sinnen, wie man zu seinem Ziel gelangen

könnte mit möglichst geringen Unkosten, mit möglichst weniger Gefährdung des so kostbaren Blutes der Weißen. Ein zähes Festhalten, ein Fartspinnen des Krieges wird so erzeugt, aber keine Leonidasart. Der Umschwung vallzog sich; England erschien gewaltig im Vartheil und es fragte sich nur noch, auf welche Art vollzieht sich am raschesten die vollständige Ausrottung des gesammten Volksstammes mit Weib und Kind? Denn auf eine Schande mehr oder weniger kam es dem wieder erstarkten England nicht an. Und dieses England fand sich zudem in der beneidenswerthen Lage, wieder in das bequeme, traumselige Gefühl der Unbezwinglichkeit und Unnahbarkeit zurücksinken zu dürfen. An die Möglichkeit, daß dennoch die Einleitung zur Schlacht bei Dorking geschlagen sein könnte, daran dachte kein Mensch mehr; auch alle Gedanken an Reform und Selbsterkenntniß wurden wieder in die Tiefe versenkt.

Als der Todeskampf Karthago's zu Ende war, wird uns van Rom berichtet: „Der Jubel im Lager wie in der Stadt war grenzenlos. Nur die Edelsten des Volkes schämten sich im stillen der neuesten Großthat der Nation.“ Das ist es nun eigentlich nicht, was heute in England vor sich geht; aber eine gewisse Unbehaglichkeit scheint sich doch in die Gemüther einzuschleichen, eine Art van Ahnung, als ob von der Dorkinger Schlacht doch ein Stück geschlagen worden sei. Vor einigen Wochen hat freilich der Oberkommandant in Südafrika, Lord Raberts, den Krieg offiziell für beendet erklärt, auch seinen Dank dabei der Armee dargebracht, wobei er hinzufügte, daß das Verhalten der englischen Soldaten in diesem Feldzug einzig in der Geschichte dastehe. Ja gewiß, es steht einzig in der Geschichte da, daß eine nur doppelte oder dreifache Uebermacht nicht vor tüchtigen Prügeln schützt, daß fünf- und sechsfache Uebermacht dazu gehärt, um standzuhalten; daß aber ein zehnfaches Ueberlegensein erforderlich war, um überhaupt einen Erfolg davon zu tragen. Auf jeden Bur, ob jung oder alt, auf jedes Burenweib und jedes Burenkind ist schließlich ein englischer Soldat gerechnet worden, um einigermaßen Herr zu werden. Den entferntesten Kolonien weiß man zu schmeicheln, damit sie bei guter Laune bleiben und Bewaffnete senden zur Bezwingung des gefährlichen Reichsfeindes.

Wir mögen dabei an das Wort van Machiavelli, des großen Kenners der menschlichen Seele, gedenken: „Männer, Waffen, Geld und Brat sind der Nerv des Kriegs. Von diesen vier Erfordernissen aber stehen die Männer an der ersten Stelle, sie sind am nothwendigsten. Denn Männer finden Waffen, Geld und Brot; aber Waffen, Brot und Geld müssen nicht nothwendig Männer finden.“ — Alles besitzen die Engländer, was nur ein wohlgefüllter Beutel zu liefern vermag, namentlich auch Waffen von so verheerender Wirkung, daß man glaubte, von diesen grausigen Maschinen allein schon den Sieg erhoffen zu dürfen. Aber an Männern fehlt es auf dem englischen Baden.

Heute ist der Beweis geliefert, daß es tratz zwanzigfacher Uebermacht den englischen Eindringlingen nicht möglich ist, der Buren Herr zu werden. Mit Schrecken sehen die sogenannten Sieger, wie immer neue Männer wehrhaft aus dem Boden wachsen, wie im Kolonistenblut eine unmittelbar aus dem Boden herausquellende Fülle von Energie und Entschlossenheit liegt. Dabei ist mehrerlei klar geworden: wären die Briten nicht sa unverhältnißmäßig in der Ueberzahl, so müßten sie längst aufgerieben sein; wollte ganz Südafrika, die Kapkolonie eingeschlossen, seine Unabhängigkeit begehren, sa wäre es für England ein Ding der Unmöglichkeit, die Freiheit zu unterdrücken. Die ganze Welt sieht zu, wie die Engländer durch die über die Niedergeworfenen verhängten Mißhandlungen, durch die ins Werk gesetzte Ausrottung eine nicht mehr überschreitbare Scheidewand zwischen sich selbst und den Südafrikanern aufrichten, wie sie dadurch Fremdlinge werden in Südafrika, zugleich verabscheut bei allen Völkern.

England ist ins 20. Jahrhundert hinübergetreten ärmer an Ehren als jemals, nicht ein Stück seines ehematigen moralischen Kapitals hat es unversehrt erhalten. Sollte seine Seemacht auf die Probe gestellt werden und auch nur den vierten Theil von Nichtsnutzigkeit aufweisen, welche der Landarmee eigen ist, so gliche England einer Löwenhöhle, zu deren Hut die Spinne ihren Vorhang gezogen hat.

Thatkräftigen Inselvölkern hat von jeher das Bestreben innegewohnt, über die Enge des eigenen Heimathlandes hinauszugehen und auf dem benachbarten Festland Fuß zu fassen. Was heute die Absicht der Japaner ist, das hatten die Engländer vor Jahrhunderten durch die Eroberung eines Theils von Frankreich längst ausgeführt. Erst als die Festlandherrschaft verloren ging zu Ende des 15. Jahrhunderts, begann England sich mit seiner Industrie und Schiffahrt dem Welthandel zuzuwenden. Bald erscheint es als Gehülfe Spaniens mit dem Negerhandel, bald tritt es in scharfen Wettbewerb und wird zum kecken Gegner. Neuen Aufschwung nimmt das englische Volk unter der Herrschaft Elisabeths; 1588 wird die spanische Armada zerstört, und gerade vor 300 Jahren ist es gewesen, am 31. Dezember 1600, daß der erste Freibrief der englisch-ostindischen Kompagnie ausgestellt warden ist. Im 17. Jahrhundert dehnt sich die englische Handelsherrschaft in Ostindien immer mehr aus, als Ersatz für die Festlandgebiete wird Irland erobert und sein Boden unter die neuen Besitzer aufgetheilt; durch die Kolonien der Puritaner in Neuengland und die der aristokratischen Pflanzer in Virginia ist der Grund der englischen Varherrschaft in Nordamerika gelegt warden. Ins 18. Jahrhundert tritt England ein mit fest begründeter Seebeherrschung und immer weiter sich dehnendem Welthandel; die dreizehn Kalonien in Nardamerika sind ein werthvolles Absatzgebiet für die englische Industrie geworden. Eigene Thätigkeit blieb ja diesen Kolonisten untersagt und sie mußten sich die willkürlichsten Steuer- und Zollgesetze gefallen lassen. Da kam die Revolution der Jahre 1774 und 1775; das nächste brachte die Unabhängigkeitserklärung und die Aussicht auf eine endlose Reihe von Kriegsjahren eröffnete sich. — Mit der alten Zuversicht zag England zu Feld, fest entschlassen, die Rebellion der Kolonisten niederzutreten und mit aller Rücksichtslasigkeit bis in die geheimsten Winkel zu verfolgen. Alles schien auch der Uebermacht der Engländer weichen zu müssen; da kam zu Ende des Jahres 1777 die Nachricht von der Kapitulation von Saratoga, welche eine der englischen Hauptarmeen in die Gefangenschaft der Amerikaner brachte. Mit dieser Kunde glaubte man das Grabgeläute der englischen Herrschaft in Amerika, englischer Größe in der Welt vernehmen zu müssen. Die Ueberlegenheit der amerikanischen Waffen erschien nun als gesichert und das Jahr 1783 brachte den Frieden und die Freiheit der Kolonien.

In England pflegt jeder Krieg populär zu sein; denn jeder ist ja ein auswärtiger und verspricht reichen Lohn für Unternehmer und Lieferanten. So hatte sich auch mit einer Art Begeisterung das englische Volk in diesen Krieg gestürzt. Als aber der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war, da wandte sich die Volksgunst jäh; mit

derselben Entschiedenheit, mit der man seither die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Krieges vertheidigt hatte, fiel man jetzt über die leitenden Minister her; „diese Minister," rief Fox, „die ihr Vaterland verrathen, zugleich des Landes Kraft, Reichthum, und was noch mehr bedeute, seinen Ruhm in die Schanze geschlagen haben, die uns von einer Stufe des Elends zur anderen gebracht, die Amerika verloren, Irland ruinirt und sogar die Existenz Großbritanniens aufs Spiel gesetzt haben."

Als diejenige Persönlichkeit unter den Ministern, welche am gravirtesten erscheint, überliefert uns die Geschichte den Lord North. Alle großen Politiker Europa's — Friedrich der Große, Turgot, Pitt und Burke — haben North verurtheilt und sein Beginnen ein für England verderbliches genannt. Deßhalb sei er auch im Parlament so heftig angegriffen worden von einer Opposition, die jedesmal neue Schärfe aus dem Glauben schöpfte, daß North von der vernünftigen Berechtigung des Kriegs in Amerika keineswegs überzeugt sei, daß die Zähigkeit, womit er ihn fortsetze, nachdem der Erfolg schon lange als unmöglich erschien, ihren Grund in dem Entschluß habe, sein Amt zu behalten, was auch immer dem Land zustoßen möge. Deutlicher als es seither geschehen, hat aber der gewissenhafte Geschichtsschreiber für englische Geschichte im 18. Jahrhundert, William H. Lecky, nachgewiesen, daß Lord North nur auf Bitten des Königs im Amte blieb, trotzdem er selbst den Krieg verurtheilte als grausam, ungerecht und höchst unheilvoll. „Zum Unglück für sein Land, zum größten Unglück für seinen eigenen Ruf ließ Lord North sich beherrschen und wurde das Werkzeug einer Politik, die er durchaus mißbilligte. Seine Loyalität und seine Anhänglichkeit an den König erwiesen sich stärker als seine Ueberzeugung. Und der König war entschlossen, keinesfalls mit den Amerikanern auf Grundlage der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zu unterhandeln." Zugleich läßt uns Lecky hinter die Coulissen blicken und zeigt uns die Männer, die den König immer wieder in dem Glauben bestärkten, daß schließlich sich doch die Unzulänglichkeit der englischen Streitkräfte ausgleichen und die Unterwerfung der Widerspenstigen herbeiführen lasse. Unter solchem Einflusse stehend, zeigte sich denn der König auch jedem von der Opposition, von Pitt und Burke, ausgehenden Versöhnungsversuche durchaus abgeneigt. „Diese Episode," fährt Lecky fort, „erscheint mir als die schuldvollste in der ganzen Regierung Georgs III., und ist nach meinem Urtheil so schuldvoll, als irgend eine der Handlungen, die Karl I. aufs Schaffot brachten."

Unter den Männern, die es fertig brachten, den König hineinzurennen in das heiße Begehren nach Unterjochung der Amerikaner, nennt Lecky in erster Linie, den Vertrauten des Königs, den Kanzler Thurlow. Das Ministerium North habe überhaupt wenig Kapazitäten gezählt. So sei es möglich gewesen, daß ein rücksichtslos energischer Mann, wie Thurlow es war, alle Macht und allen Einfluß an sich riß. „Thurlow war kein großer Rechtsgelehrter, aber kraftvoll und rasch in der Debatte, ein Mann von schroffem Wesen und unbezwinglicher Dreistigkeit, grob, heftig, anmaßend, unverschämt und frevelhaft. Ein löwenartiges Gesicht, eine laute, gebieterische Stimme, wilde, buschige Brauen, ein Benehmen, wie das eines übermüthigen Advokaten, der einen schüchternen Zeugen scharf ins Auge faßt und offenbar an der Verlegenheit desselben seine Freude hat, eine rasche Replik, die ihn selten aber nie im Stiche ließ, ein vollständiger Mangel an jeder Rücksicht, Bescheidenheit oder Unentschlossenheit — das alles trug zu dem Eindruck hochfahrender und überreicher Kraft bei, den Thurlow auf diejenigen machte, die mit ihm in Berührung kamen. Für eine einzige Frage, die Vortrefflichkeit des afrikanischen Sklavenhandels, scheint Thurlow eine echte, fast begeisterte Ueberzeugung gehabt zu haben. Wenn Thurlow auch einen starken, angeborenen Hang zu harten und despotischen Maßregeln hatte, so scheint er es doch im allgemeinen mit seiner Politik gemacht zu haben, wie mit seinen Prozeßschriften: er gab sich jenes Ansehen zynischer, brutaler und fast sorgloser Offenherzigkeit, die zuweilen der beste Schleier ist für eine heuchlerische und berechnende Natur. Durch seine Kühnheit und seine, das einmal erfaßte Ziel fest im Auge behaltende Energie spielte Thurlow die größte Rolle in dem politischen System Georgs III."

So war der Mann beschaffen, der ganz England mit fanatischer Kriegslust zu erfüllen wußte, der dem König Ausdehnung seiner souveränen Gewalt, den Handelsleuten aber goldene Berge in Aussicht gestellt hatte, der erst seine Verurtheilung durch den Volkshaß fand, als es ihm gelungen war, durch die brutale Art der Kriegführung die Engländer in Amerika zu verabscheuten Fremdlingen zu machen.

Mit einer Dorkingschlacht war England seit langem beim Ausgang jedes Jahrhunderts bedroht gewesen; jedesmal hatte die göttliche Vorsehung dem englischen Unternehmungsgeiste gestattet, zu siegen. Siegessicher mit geschwellten Segeln näherte sich im Jahre 1588 die spanische Armada der britischen Küste. Da fuhren verderbenbringend die flinken englischen Schiffe mitten in den Haufen der spanischen Kolosse hinein und: afflavit Deus — —, wie es auf dem englischen Siegesdenkmal heißt. Genau 100 Jahre nach dem Untergang der Armada wußte die Hand eines Mannes, wie es Wilhelm von Oranien war, den Gang der englischen Revolution zum Besten des Landes und seiner Machtentwicklung zu lenken. Und nun, fast 100 Jahre später, 1783, mit dem Frieden von Versailles, in dem Amerika verloren war, stand England vor einer neuen Krisis. Für Amerika schien sich nirgends Ersatz finden zu wollen; es war klar, mit dem Handel und der Größe Englands ging es abwärts. Da mehrten sich die Anzeichen, welche der französischen Revolution vorausgingen. Bald hatten die Festländer Europa's für nichts mehr ein Ohr auf Jahrzehnte hinaus als für das Klirren der Waffen und das Tosen des Krieges. In diesem Gewirre war es für England, das allein unberührt beiseite stand, leicht, des ganzen Handels und Verkehrs, der Kolonien der Festlandvölker sich zu bemächtigen und den eigenen Verlust mehr als zu ersetzen. Die französische Revolution und ihre Folgen haben allein den Niedergang Englands, der nach dem erfolgreichen Freiheitskrieg der Amerikaner besiegelt schien, aufgehalten und die zutage tretenden Anzeichen von moralischem und finanziellem Zerfall durch mächtigen Kräftezuschuß wirkungslos gemacht.

Sein Gebiet des Absatzes und der Ausbeutung sieht England heute wieder in dem Maße bedroht, wie zu der Zeit, da die Amerikaner zu rebelliren anfingen. Aber im Falle des wirklichen Verlustes liegen die Dinge heute doch gewaltig anders als vordem: die werthvollen, ja sogar die kaum wünschenswerthen Stücke der Erde sind vertheilt und in feste Hände übergegangen; an Ersatz für Verlorenes ist heute nicht zu denken. Auf den Schlachtfeldern in Südafrika liegt heute noch die Entscheidung darüber, ob England im Besitze der Herrschaft über das Meer und den Welthandel bleiben wird, oder ob die Stücke derselben an die jungen Nationen, insbesondere

an die Deutschen, übergehen werden. Unwillkürlich, einem gewaltigen inneren Drange folgend und wohl auch des eigenen politischen Werdeganges gedenkend, hat das deutsche Gemüth vom ersten Tag an seine Sympathien den Buren in ihrem Freiheitskampfe zugewandt. Wir jubiliren und trauern mit ihnen. Unserm innersten Wesen entspricht es, daß wir die Sache der nach Freiheit ringenden Südafrikaner wie unsre eigene betrachten und in der That, in weit höherem Grade, als uns heute bewußt wird, mag die Sache des Burenvolks zusammenfallen mit unsrer eigenen. Tua res agitur! möchte man dem deutschen Volke zurufen, so oft ein Streich gegen die Ungenirtheit und Anmaßung Englands geführt wird. Noch vor kurzem hat uns ein Artikel der „Saturday Review" belehrt: „Wenn Deutschland morgen vernichtet wäre, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht reicher sein würde."

Wie verwundert steht doch die englische Welt, daß sie noch so weit von ihrem Ziele entfernt ist! Längst glaubte England, sich mit strahlendem Triumph umgeben und der gesammten Welt verkündigen zu können: „Da sehet her, ihr Lenker der Staaten, ihr hochverehrten Regierungsbehörden, ihr Herrscher in der Welt des Großkapitals und der Industrie, ihr Inhaber und Verwalter der offiziellen Frömmigkeit, ihr Verbreiter von Gottes Wort — sehet her, hier liegen sie, niedergeknallt in ihrem letzten Verstecke sammt Weib und Kind, die letzten Trümmer von den Vertheidigern der Rechte des Burenvolkes; hier liegen die letzten Feinde und meine Macht ist unwiderstehlicher, als sie jemals gewesen!"

Schmerzlich wird es in England empfunden, daß der Schrei des Triumphes immer wieder verstummen muß vor der Kunde, die ungebrochenen Widerstand meldet und neues Unglück der englischen Waffen, die der ganzen Welt verkündet, daß zwanzigfache Ueberlegenheit nicht Herr wird über die entschlossenen Herzen. Und an denselben Worten, welche sich die Amerikaner einst zugerufen, mögen sich auch heute diejenigen stärken, die noch in Waffen um die Burenfahne stehen. Die „Amerikanische diplomatische Korrespondenz" schreibt vom Jahre 1775: „Ganz Europa ist für uns. Jede Nation in Europa wünscht Britannien gedemüthigt zu sehen, da es alle der Reihe nach durch seinen Uebermuth beleidigt hat, wie es ihn im Glücke bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen pflegt."

Mittheilungen und Nachrichten.

M. Eduard v. Wölfflins 70. Geburtstag. Von der Trias der ausgezeichneten klassischen Philologen, welche die Lehrstühle der Universität München innehaben, hat Iwan v. Müller im Jahre 1900 seinen 70. Geburtstag gefeiert, W. v. Christ wird dies Fest im Laufe des Jahres 1901 begehen, Eduard v. Wölfflin ist am 1. Januar 1831 geboren. So wird am ersten Tage des 20. Jahrhunderts — um richtig zu rechnen — dem in vollster körperlicher und geistiger Rüstigkeit stehenden Latinisten die stattliche Schaar seiner Schüler und Freunde eine Glückwunschadresse zum 70. Geburtstag überreichen, um dem hervorragenden Lehrer und Schriftsteller ihren Dank, ihre Verehrung und ihre Wünsche für seine hoffentlich noch lange nicht abgeschlossene Lebensthätigkeit auszudrücken. Eine andere Art von Feier hat der Gelehrte freundlich zurückgewiesen. Zu seinem 60. Geburtstag hatten diejenigen, qui colligendo thesauro linguae latinae eo auctore per VII annos operam dederunt, ihm durch eine Sammelfestschrift, die Commentationes Woelfflinianae, gehuldigt. Wenn man die Namen der Mitarbeiter an den Commentationes und die Unterschriften des Aufrufs zur Betheiligung an einer Festadresse durchsieht, wird man erst den richtigen Begriff von der internationalen Bedeutung von Ed. Wölfflins Thätigkeit sich bilden können. — Wölfflin ist geboren in Basel, der alten Kunst- und Humanistenstadt, und diese Eigenschaften der Vaterstadt haben sich in ihrem Sohne treu wiedergespiegelt. Nach Beendigung seiner Studien war Wölfflin zuerst Gymnasiallehrer in Basel und Winterthur, dann Professor in Zürich und Erlangen; seit 1880 wirkte er, „ein geistvoller, anregender, ideenreicher Lehrer", an der Universität München. Wölfflins umfassende und unermüdliche Publikationsthätigkeit begreift Ausgaben von Autoren, erklärende Schriften zu solchen, Aufsätze zur lateinischen Lexikographie, Grammatik und das ganze dahin gehörige Gebiet. Von seiner Erstlingsarbeit „de L. Ampelii libro memoriali quaestiones criticae et historicae 1854" bis auf den heutigen Tag hat er ununterbrochen für einzelne Schriftsteller und Schriften durch Theil- oder Gesammtausgaben (Polyainos, Livius, Ampelius, Cäsar, Regula Benedicti) oder Abhandlungen (außer den genannten Tacitus, Sallust, Aurelius Victor, Seneca, Cassius Felix ꝛc.) im Philologus, Rheinischen Museum und seinem Archiv sich bethätigt; für seine großen lexikographischen Ziele und Zwecke hat er namentlich in die Abhandlungen der bayerischen Akademie und in das Archiv lehrreiche, interessante und wirksame Beiträge geliefert. — Sehr bedeutend ist auch Wölfflins Thätigkeit als Zeitschriftenherausgeber. Vier Bände der Acta Seminarii Erlangensis — gemeinschaftlich mit Iwan v. Müller — geben davon Zeugniß, und seit 1884 gibt Wölfflin das „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluß des älteren Mittellateins als Vorarbeit zu einem Thesaurus Linguae Latinae" heraus. Wie zielbewußt diese Zeitschrift gewirkt hat, haben gerade die Thesaurusarbeiten jetzt bewiesen; diejenigen Worte, die im Archiv schon bearbeitet waren, haben durch das vom Archiv gelieferte Material im Verhältniß den größten Raum in der ersten Lieferung des Thesaurus eingenommen. Und diejenigen von Wölfflins Schülern und Mitarbeitern, welche im ersten Heft des Archivs kurze Aufsätze über einzelne Schriftsteller oder Quellen veröffentlicht hatten, sind dann später deren Herausgeber geworden. Jetzt, wo die erste Lieferung des Thesaurus Linguae Latinae, der unter der Oberleitung von Prof. Vollmer in den Gebäuden der bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgearbeitet wird, in die Welt hinausgegangen ist, wird dabei auch Wölfflins Name stets genannt als des geistigen Vaters, des opferwilligen Nährers des Thesaurus und fleißigen Mitarbeiters an demselben. — Aber wie Thibaut, der große Jurist, wie Otto Jahn, der berühmte Alterthumsforscher, hat auch Wölfflin sich nicht auf seine Wissenschaft beschränkt: die bayerische Akademie der Wissenschaften hat seine Abhandlungen „Zur Geschichte der Tonmalerei" 1897/98 herausgegeben. Außerdem hat der Gelehrte in der Leipziger musikalischen Wochenschrift eine kleine Studie über die Schumann'sche B-dur Symphonie veröffentlicht. So wird bei Wölfflin zur Wahrheit, was er am Schlusse seiner zweiten Abhandlung „zur Geschichte der Tonmalerei" sagt: „,Kunst und Wissenschaft' ist keine sinnlose Verbindung." Ein großes harmonisches Ganze bilden sie in dem künstlerischen Münchener Humanisten. Daß ihm die äußeren Ehren wie Titel, Akademiemitgliedschaften nicht gefehlt haben, ist natürlich; keine geringe Freude mag dem Vater Eduard Wölfflin die jetzt erfolgte Berufung seines Sohnes Heinrich Wölfflin auf den Berliner Lehrstuhl für Kunstgeschichte gewesen sein, eine schöne Vorfeier zum siebzigsten Geburtstage des Vaters.

Ferdinand Groß, der am 21. Dezember in seiner Vaterstadt Wien seinem langen Siechthum erlegen ist, war am größten in seinen kleinen, scheinbar nur so hingeworfenen Plaudereien über Gegenstände des Alltags. Champagnerperlen aus edelster Traube gegohren, sind diese Feuilletons Meisterstücke ihrer Art. Mit anmuthiger, prickelnder Form vereinigen sie reichen und tiefen Gedankeninhalt und mit den Größten hat Groß das gemein, daß er im Alltäglichen das Besondere, im Nichtigen und Flüchtigen das Wesentliche und Bleibende erkennt. Die meisten seiner Sammlungen tragen bescheidene Titel: „Kleine Münze", „Nichtig und flüchtig", „Mit dem Bleistift", „Blätter im Winde", „Im Vorbeigehen"; aber war in dieser Bescheidenheit nicht vielleicht ein Gefühl des Stolzes verborgen? das Bewußtsein, daß er in diesen Kleinigkeiten manches geboten hat, dem dauernder Werth innewohnt?

Und in der That, die meisten dieser für den Tag geborenen Feuilletons lesen sich noch heute so frisch, als seien sie erst jetzt aus der Gedankenmünze gekommen. In einer seiner Skizzen hat er selbst einmal gesagt: „Die Dinge, die als die leichtesten erscheinen, sind in der Regel die schwersten. Wer es nicht versucht hat, ahnt nicht, welchen Schwierigkeiten man begegnet, wenn man so schöne Gedichte mit so salappen Reimen machen will wie Heinrich Heine. Der Zehnte bringt es nicht zuwege.“ ... Und da hier der Name Heinrich Heine genannt worden, so mag gleich hier erwähnt werden, daß Ferdinand Groß in seiner scharfgeschliffenen Prosa Berührungspunkte mit Heine bietet, wie auch sein Lebensschicksal mit dem des großen Dulders Aehnlichkeit hat. Vor mehr als 20 Jahren habe ich Groß zum erstenmal gesehen, schon damals machte er den Eindruck eines schwer Kranken. Und seitdem wurde er von Leiden verfolgt, so daß man an das oft gebrauchte Bild von dem Harlekin erinnert werden kann, der, den Tod im Herzen, die Menge belustigt, wenn man die reiche Fülle schalkhafter, fröhlicher, humorvoller Schilderungen überblickt, die er zwischen zwei Krankenlagern und oft vom Krankenbette aus schrieb. Aus den Hunderten von Skizzen, die Groß veröffentlichte, sind uns in besonders lieber Erinnerung die Bilder aus der Krankenstube, in denen das Gefühl des Kranken und die wieder erwachende Lebensfreude des Rekonvalescenten geschildert sind, dann „Die Kunst zu schenken“, „Wenn man nicht schlafen kann“, „Das Unausgesprochene“, „Beim Zahnarzt“. Namentlich diese letztere Skizze, in der das ganze Leben als Warten geschildert wird, ist sehr gedankenreich. „Warten ist mehr als Hoffen, denn es ist Hoffen und Fürchten zugleich. Man wartet auf das Gute und Schlimme und in der Regel kommt jenes nicht gar so entzückend, dieses nicht gar so schrecklich, wie man vorausgesetzt hat.“ — Groß war ein gründlicher Kenner der Literatur, namentlich der französischen, über die er in seinen Sammlungen „Aus der Bücherei“ und „Was die Bücherei erzählt“ manche tüchtige Essays bringt über Rabelais, François Villon, Daudet, über den er am frühesten unter den deutschen Beurtheilern schrieb und über den er wohl auch das Beste gesagt hat, Zola, Ferdinand Fabre, Leconte de Lisle 2c. Auch über Castelar, Benjamin Disraeli, Metastasio, Lessing, Kleist, Schack hat er geschrieben, und seine Studie „Goethe's Werther in Frankreich“ zeigt ein tüchtiges Eindringen in die Materie. Manche köstliche literarische Satiren hat er auch veröffentlicht, einzelne darunter sind leider in keine der Sammlungen aufgenommen, darunter die köstliche Darstellung der Schicksale Schillers bei den zeitgenössischen Theaterdirektoren, bei denen er seine „Räuber“ einreichte. Ein Feuilleton errang ihm 1877 den ersten Preis bei einer ausgeschriebenen Konkurrenz. Es trägt den Titel „Literarische Zukunftsmusik“ und ist voll übermüthiger Laune, dabei aber wird das Thema, das unangemessene Wachsen der literarischen Produktion, mit vollem Ernst behandelt. „Täglich wird Neues geschaffen, täglich geschieht Neues, um Schwarz auf Weiß gezeichnet zu werden, — alles, was die Vernunft erfassen soll, nimmt immer größere Dimensionen. Wächst aber auch die Vernunft mit ihren Aufgaben? Wächst der Tag über seine traditionellen 24 Stunden hinaus, auf daß der Sterbliche für die Erfüllung umfangreicherer Pflichten Platz gewinne“. Und ein trefflicher Uebersetzer ist Groß auch gewesen und auch ein Dichter. Das beweisen nicht nur seine gemüthvollen Prosagedichte, auch die feinen und stimmungsvollen „Momentbilder in Versen“. Und eine herzensgute, liebenswürdige Natur ist er gewesen, in seinen guten Tagen ein Charmeur, noch unter den schweren Leiden tapfer, aber schon lange voll wehmüthiger Resignation. Er hat mit seinen Büchern Vielen Freude gemacht und wenn auch das scharf Kritische seinem Wesen fehlt, so verdient er es, als Meister des Feuilletons fortzuleben. S. S.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Makower: Handelsgesetzbuch mit Kommentar. 1. Band: Buch 1—3. 12. Aufl. Liefg. V. Berlin, Guttentag 1901. — Th. Krause: Ueber Musik und Musiker. Drei Reden. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Klimschs Jahrbuch. Eine Uebersicht über die Fortschritte auf graphischem Gebiete. Band I. Frankfurt a. M., Klimsch u. Co. 1900.

Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal 1900 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

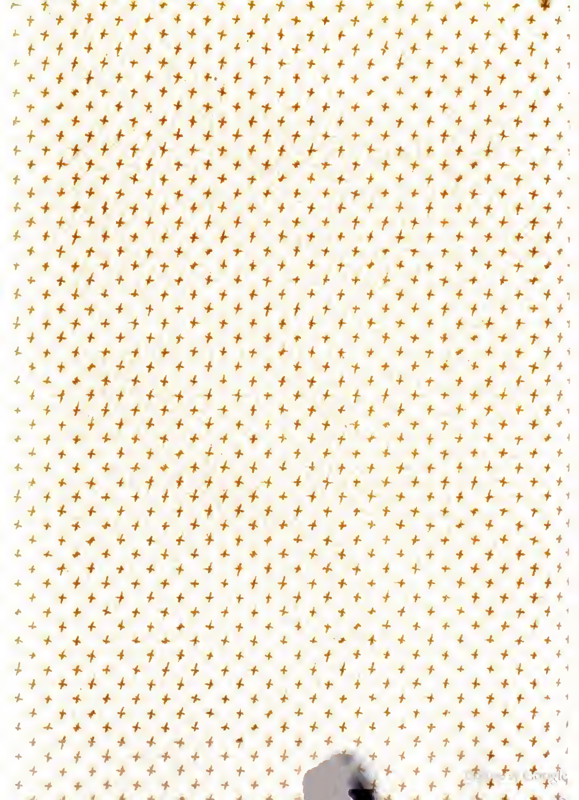
(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

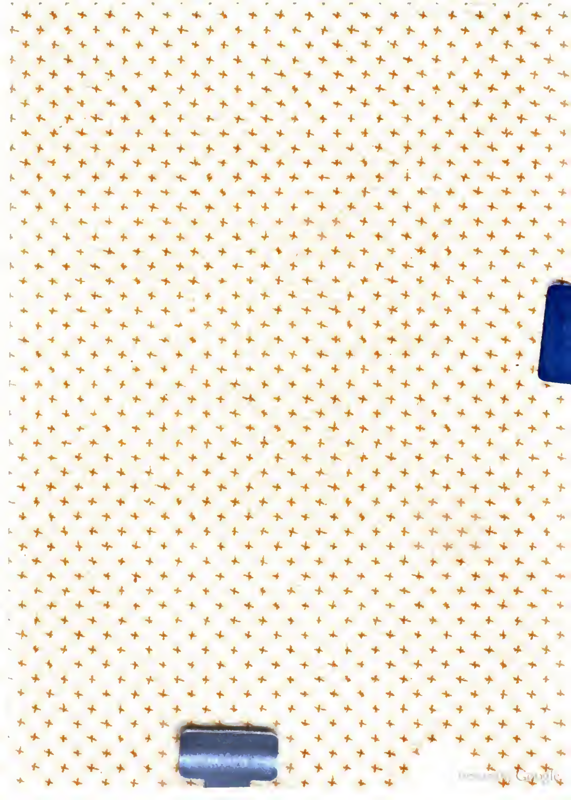
5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

☞ Die Titelblätter für das III. und IV. Quartal 1900 liegen der heutigen Nummer bei.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109807096